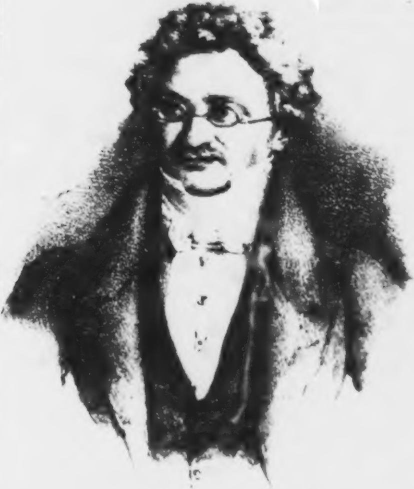


M. G. Saphir

Gesammelte Schriften

von

M. G. Saphir.

Erſter Band.

Enthält:

Humoristische Erzählungen und Devisen.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

Humoriſtiſche

Erzählungen und Deviſen

von

M. G. Saphir.

Mit dem Bildniſs des Verfaſſers.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

[illegible]

DOUBLETTE
DER KGL. BIBLIOTHEK
BAMBERG

[illegible]

Gedruckt bei Georg Franz in München.

Der Aſche

einer ſchmerzlich beweinten Mutter

Charlotte Saphir

in kindlicher, demüthiger Treue gewidmet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Lips Käuzlein's

Heerschau seiner Stammbuchblätter.

Erſtes Kapitel.

Wer von Dir, o geneigter Leſer, oder geneigte Leſerin, hatte nicht einmal eine abſonderliche Wuth, ſich ein Stammbuch anzulegen, und die mannigfaltigen Blättlein vollſchreiben zu laſſen von Bekannten und Freunden, mit Verslein und Sprüchlein aller Art?

Wer von Dir, geneigter Leſer, oder geneigte Leſerin, nimmt nicht noch in einer einſamen Abendſtunde, oder ſonſt in den Stunden, wo die Geiſter abgeſchiedener Minuten ſich mit Deinem Gedächtniſſe beſprechen, ein ſolches Stammbuch aus dem Papierſtaubmantel hervor, und nimmt ein Blättlein nach dem andern, lieſt es, und manches Lächeln fliegt, wie ein Schatten der Erinnerung über Dein Antlitz? Nicht minder auch ſteigt eine Wolke auf die glatte Stirne, wenn ein kleines ſchwarzes Kreuz unter dem Namen uns erinnert, daß der Schreiber des luſtigen, lebensfrohen Trinkſprüchleins nicht mehr trinkt aus dem großen vollen Kelchglaſe des Lebens, ſondern im tiefen Schlummer noch immer auf die Poſaunen-Ouverture des beſeligenden Gerichts wartet; oder, daß das heitere Mägdlein, welches mit zierlicher Hand einen ſeidenen, bunten Blumenfrühling einnähte und einſtickte auf das zarte Papier; daß ſie ſelbſt in ihrem Frühlinge, und ſo zu ſagen, noch in den Präludien ihrer Lebensmelodie herausgehoben wurde aus dem Blumenbeete ihrer Geſpielinnen, und eingeſenkt in das tiefe, dunkle Kämmerlein des Grabes!

Wie wird Dir nun aber gar zu Muthe, mein guter Leſer, wenn Dir, in einem ſolchen Stammbuchs-Auferſtehungs-Momente, ein Blättchen in die Hand fällt, worauf manch' ſüßes Wörtlein der Liebe ſteht, und jedes dieſer Wörtlein gleicht dem grünen Flechthäubchen der Roſe, aus dem das Knöspchen der Hoffnung, ſchamhaft erröthet, in abſonderlich ſüßer Anmuth hervorguckt! Wenn dann, in der Erinnerung, alle jene Momente heraus ſteigen aus den eingeſunkenen Gräbern der Vergangenheit, und ſich vor Dich hinſtellen, wie italiſche Blumenthäler, wie Maiabend-Himmel voll Regenbogen, wie ein Weihnachts-Abend voll Chriſtbäume und Beſcheerungen, wie eine Spielgruppe roſiger Kindlein, und die Seligkeit, die dazumal Deine Bruſt füllte, Dich übergießt von mal zu mal mit ſüßen Schauern; und da kam der Hohn des Schickſals und verſchüttete die Blumenthäler und zerriß die Regenbogen und entblätterte die Chriſtbäume und verjagte die roſigen Kindlein, und Du ſtehſt nun allein mit Deiner hoffnungsloſen, einſt ſo reichen Liebe, ein geſtürzter Gott auf dem Helena Deines öden Herzens! Dann, o mein wehmüthiger Leſer, legſt Du ſtill und ſeufzend das Blättchen zwiſchen die andern hin, legſt Dein Stammbuch hin in das unterſte Behältniß Deines Schreibtiſches, und ſchließeſt es ein, wie man ein geheimes Weh tief in das Herz verſenkt, und den ſchweigenden Mund darüber verſchließt.

Wiederum auf der andern Seite, lieber Leſer und liebe Leſerin, wie oft biſt Du nicht angegangen worden, Dich in dieß oder jenes Stammbuch einzuſchreiben? Wie oft kamſt Du nicht in Verlegenheit, hundertmal daſſelbe ſchreiben zu müſſen? Wie oft kamen Dir nicht immer dieſelben Kraftſprüchelchen und Witzverſe in die Hand, z. B. auf dem allerletzten Blättchen die Worte:

„Wer Dich mehr noch liebt, als ich,
Der ſchreib' ſich hinter mich" —

welches ich einmal einem reiſenden Stammbuch-Requiſiteur auf das erſte Blatt ſchrieb; oder:

„Wenn's auch über's Kreuz ſollt' ſeyn,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!“

oder:

„Dein Stammbuch iſt ein grüner Baum,
Gieb mir darauf als Blatt auch Raum.“

oder:

„Höre, was Dein Freund Dir ſpricht:
Wandle auf Roſen und vergiß mein nicht.“

oder:

„Die Liebe vergeht,
Die Freundſchaft beſteht!“

Und dennoch hat jeder Menſch einmal eine ſolche Periode, in welcher er ein Stammbuch anlegt, und nicht eher Ruhe noch Raſt hat, bis er ſeine kleine Papierkolonie bevölkert hat, eine Kolonie, die wenigſtens das eine Gute hat, daß Toleranz und Freiheit in ihr herrſchen.

Ein ſolches papiernes nordamerikaniſches Freiſtaatchen hatte ſich der Held unſerer Erzählung, Lips Käuplein, auch angelegt.

Zweites Kapitel.

Lips Käutzlein's Vater, Emanuel Käutzlein, war ein Banquier außer Dienſten, mit dem Titel: „Millionär," in Ruheſtand verſetzt. Emanuel Käutzlein gehörte zu den vorſichtigſten Menſchen ſeiner Zeit; er trieb die Vorſicht ſo weit, daß er aus Beſorgniß, er könnte einmal einen Louisd'or ſtatt eines Kupferpfennigs verſchenken, nie einen Kupferpfennig verſchenkte. Nach einem Amte ſtrebte er nie, nur ein Amt hatte Reiz für ihn: der Bettlervogt. Denn wenn ihn ein Bettler um ein Almoſen anſprach, ſo konnte er dann gleich ausrufen: marſch, ich ſchicke gleich zum Bettlervogte. Alle Weihnachten verreiste er aus wichtigen Gründen, und Nachbarn wollten bemerkt haben, daß er um dieſe Zeit in dem Dachſtübchen ſeines eigenen Hauſes wohnte. Von ſeinem achtzehnten bis zu ſeinem vierzigſten Jahre hatte er auf der Börſe von Differenzien gelebt, und dabei einen Indifferentismus für Alles, was unprozentig iſt, bekommen. Die Freundſchaft war ihm ein widriges portugieſiſches Papier, mit welchem er durchaus keine Geſchäfte machte, weil ſeine Courſe gar zu ſchwankend ſind. Er glich dem Monde der Börſe; im Anfange des Monats ſchien er blos ein Viertelchen zu machen, ultimo aber waren ſeine Taſchen Vollmonde, um die ſich ein Hof Makler bildete, die ihm Differenzien einſackten. Allein Amor iſt ein Schalk, und ſelbſt die Börſe iſt vor ſeinen Ränken nicht ſicher. Noch hatte er wegen ſeines Herzens Amors Schlußzettel nicht in der Taſche, und es war den Trois pour Cent oder den Grazien einer Maklertochter vorbehalten, in die Bücher Emanuel Käutzleins das Folio: „Haushaltungs-Conto" einzuſchalten. Der Makler Otrep war ein Makler in der currenteſten Bedeutung des Wortes, d. h. einer jener ſeltenen edlen Menſchen, die nie für ſich, und ſtets blos für Andere leben. Dieſer Makler hatte eine Tochter, Joſephine genannt, aufgezogen an den Brüſten der Natur und der Fernbach'ſchen Leihbibliothek. In ſteter Einſamkeit widmete ſie ihre Zeit der Ausbildung ihres Haarwuchſes und ihres Geiſtes, durch Rindermark und Lektüre. Sie ſtrickte täglich eine Erzählung von Mad. *** herunter, und träumte jede Nacht von den ſchönen Gewändern und Möbelverzierungen der Walter Scott'ſchen Coſtüm-Anleitungen, bei uns Romane genannt. Dabei war ſie ein wahrhaft graziöſes Weſen, in jenem Alter, in welchem die Blume der Jungfräulichkeit aus der Kinderknospe bricht, und der reizende Streit der beiden Alter dem ganzen Weſen einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Wer betrachtete nicht ſchon mit innigem Wohlgefallen ein zartes weibliches Kind in dem Alter von vierzehn bis ſechszehn Jahren, wenn in dem Uebergange zur lockenden Reife das Band der entzweiten Naturen ſich löſ't, und der holde Reiz der Kindheit entfliehend ringt mit der räthſelhaften Ahnung der Jungfrau? Gleich einem

Doppelmonde ſcheint ein ſolches Weſen dann am Dämmerhimmel dieſes Alters; die Anmuth des Kindes ſpielt hinüber in die Fülle der ſchwellenden Glieder, und der Reiz des aufwachenden Geſchlechts hält die ſüße ſcheidende Kindheit küſſend, doppelt ſchön in den zarten, ſich ſträubenden Armen.

In dieſem Zwielichtalter war Joſephine, als ihr Vater ſie mit einem Auftrage auf Emanuel Käuzlein's Comptoir ſchickte. Emanuel Käuzlein's Herz war ein Opfer dieſer Minute. Was am grünen Holze nicht geſchah, das begab ſich am dürren; Käuzlein verliebte ſich in Joſephine Otrep. Es iſt hier der Ort nicht, den Kampf ſeines Herzens mit ſeinem Hauptbuche zu beſchreiben, wie jenes für, dieſes gegen Joſephine ballotirte; die Bilanz war traurig, allein Amor hielt die Wage; doch hinauf flog das Haupt- und Kaſſenbuch, und Joſephinens Schaale ſank tief herunter. Es war geſchehen! Joſephine wurde wie ein Papiergeſchäft zwiſchen Otrep und Emanuel abgeſchloſſen; zur Zeit wurde ſie abgeliefert, und wurde Madame Käuzlein, als ſie eben aus einer Novelle ſich einen recht roſenfarbenen Pallaſt aufgebaut, und mit ganz andern Figuren, als Käuzleins, bevölkert hatte.

Drittes Kapitel.

Nach einem Flitterjährchen, in welchem Emanuels Ehehimmel voll glücklicher Tratten und Rimeſſen hing, ſah er in unſerm Lips ſich einen Stamm- und Millionenhalter geſchenkt. Am Tage ſeiner Geburt quittirte er den Börſendienſt, und zog ſich auf ſeine Renten zurück, um in privatiſirender Stille den Erziehungsplan zu entwerfen, nach welchem Lips einſt als leuchtender Sirius an dem Horizonte der Börſe glänzen, und zu den beſten, in Staatspapieren liegenden Verdienſten ſeines Vaters, noch die eigenen fügen ſollte. Ganz verſchieden waren aber Joſephinens Empfindungen, als ſie den ſchreienden Beweis, daß ſie Mutter ſey, erblickte. Vergebens würde ich es verſuchen, Dir, lieber Leſer, dieß Gefühl zu ſchildern, denn Du warſt nie Mutter! aber, Du holde Leſerin, die Du das Glück kennſt, ein geliebtes Kind an den zärtlichen Buſen zu drücken, Du holde Leſerin, ſage mir, war es Dir nicht, als ob alles um Dich herum in einem Meere freundlicher Farben ſchwimme, als Du zuerſt mit dem Namen Mutter begrüßt wurdeſt? War es Dir nicht, holde Leſerin, als hätte die Schöpfung ihr Gallakleid angelegt, und träte an Dein Bett mit einem Blumenſtrauße von Sternen und Morgenrothroſen, und ſteckte ihn Dir vor die, in mütterlicher Seligkeit hochſchwellende Bruſt? War es Dir nicht, holde Leſerin, als habe Dein tiefinnerſtes Weſen bis jetzt vor Dir gelegen, wie ein eingeſchachteltes Räthſel, und nun läge die Löſung plötzlich vor Dir da, als Deviſe der heiligſten, unendlichſten, einfachſten und ſüßeſten Mutterliebe? War es Dir da nicht, holde Leſerin, als wäre in dieſem Augenblicke von dem ganzen Weltall abgefallen das drückende Heer der Schmerzen und Leiden, die Quetſch- und Schienbänder des Elends und Unglücks, und als ſtände die Schöpfung da, wie nach einem Zaubertrunke aus verjüngenden Quellen? War es Dir nicht da, holde Leſerin, als müßteſt Du den Säugling an Deine und an die Bruſt der ganzen Schöpfung legen, damit er genährt werde mit aller Liebe, mit aller überſchwenglichen Liebe, die in der ganzen Schöpfung ihre Millionen und Millionen Lebensbronnen und Liebesziſternen aufſchließt, für alles, was Leben hat? War es Dir da nicht, holde Leſerin, als müßteſt Du mit Deinem Kinde alle Menſchen, alle Weſen, alles Leben mit an Dein weiches, matt, aber ſüßwallendes Herz legen, und Deine ſchwachen Arme, wie zarte Bindbänder um ſie legen, um ſie alle zu vereinen und einzuſchließen in Deine namenloſe Zärtlichkeit? Du, holde Leſerin, wirſt Joſephinens Gefühle mitfühlen. Stumm und unverwandt ſah das mütterliche Auge nach dem kleinen Schreier hin; ſchon überbaute ihre, in der Zeit vorauseilende Sorgfalt, das Leben ihres Söhnleins mit allen Schäfereien und Palläſten ihrer Romanenwelt; ſchon ſtickte ſie den Glücksmantel ſeiner Zukunft ängſtlich und peinlich aus, wie ihr Walter Scott die Säume und Aufſchläge ſeiner Rittermäntel und die Schnitzeleien der Ritterſtühle und Ofenlochbretter; ſchon füllte ſie ſein jugendliches Herz mit Romanzen und Aſſonanzen aus, wie nur irgend ein neueſter Tiekianer ſeine Novellen füllt mit ſingenden Bächen und klingenden Felſen, mit duftenden Farben, mit ſeufzenden Blättern und hochaufathmenden Morgenröthen; ſchon umzäunte ſie ſein Jünglingsalter mit lebendigen Hecken aus Abentheuern, Ritterthaten und Irrfahrten, wie nur irgend ein Fouqué'ſcher Held ausgeſtattet iſt mit weithinſchattenden Roßſchweifen und Adlerſchwingen, mit hochaufdröhnenden Heldenſporen, mit ſchwergeſtreckter Tartſche, mit reckenhafter Säbeltaſche, mit blauflämmiger Minne und lillablaſſer Ritterthümlichkeit.

O Du, mein guter Lips! wie wirſt Du Deinen Lebensnachen durchſteuern durch die Doppelbrandung des Merkantiliſchen und Romantiſchen, ohne dort zu ſtranden auf den Sandbänken unglücklicher Spekulationen, oder ohne hier unterzugehen in den Strudel der abentheuerlichen Charybdis?

Viertes Kapitel.

Wir übergehen die erſten Jugendjahre unſeres Helden, und finden ihn als achtzehnjährigen Jüngling auf der Univerſität einer der erſten Reſidenzſtädte Deutſchlands, die wir Friedberg nennen wollen. Unſer Lips war ein ſtattlicher Jüngling, geſund, wie die Bäume ſeiner blühenden Heimath, friſch, wie die kußgeröthete Lippe der Liebe, und offen, wie das Auge der

Unſchuld. Sein Wiſſen war weder überladen, noch beſchränkt; ſein Herz neigte ſich dem romantiſchen Anſtriche ſeiner Mutter, wenn auch ſein Kopf von einem gewiſſen Spekulationsgeiſt ſeines Vaters nicht ganz frei war.

Als Lips Käuzlein die Univerſität bezog, wußte man es in ganz Friedberg bald, daß er der einzige Sohn einer Million iſt. Man kann ſich alſo denken, daß er bald der einzige Gegenſtand einziger Töchter, und überhaupt nur: „der Einzige!“ genannt wurde. Wenn man mir die Wahl ließe, ein Millionär, oder der Sohn eines Millionärs zu ſeyn, ich wählte unbedingt das Zweite. Ein Millionär iſt ein fertiger Mann; keine reizende, dunkle Ahnung der Zukunft legt ſich um ſein Haupt.

„Das iſt ein reicher Kauz!“ ſagen die Menſchen, und damit Punktum. Aber der Sohn eines Millionärs zu ſeyn, der einzige Erbe einer Million, iſt unbedingt der intereſſanteſte Gegenſtand der Welt. Die Morgendämmerung der Million, die um ſein Haupt ſpielt; dieſe buhleriſche Million, die deſto lockender iſt, weil ſie noch in einem halbgelüfteten Schleier der Zukunft ſich hüllt, machen ihn zum reizendſten Weſen der Schöpfung, gegen welches Giraffen, Oſagen, Sontag's und Paganini's das ſind, was die ſechs Nullen der Million gegen ihre Eins iſt. „Es iſt ein prächtiger Kerl!“ ſagen Zecher und luſtige Brüder von ihm: „das wird ein Soloſänger werden, wenn erſt der alte Drache zum T..... fährt!“

„Es iſt ein aimabler Jüngling!“ ſagen Mütter, die es für keine Mesalliance halten, die vergangenen Schönheiten ihrer gegenwärtigen Töchter an eine zukünftige Million zu verheirathen. Die jungen Friedberger Mädchen lispelten: „Er hat etwas Anziehendes in ſeinem Weſen!“ und die Liebe zu dieſem anziehenden Weſen, in ſterblichen Worten: „Million“ genannt, ließen ſie ſchon darauf hoffen, daß ſie dieſelbe zu beſitzen glaubten. Lipos allein ſchien nicht zu wiſſen, daß alle Herzen für ihn ſchlugen, denn die jetzigen Mädchenherzen ſind

Repetiruhren, die auf Gold ſchlagen. Er ſtudirte Medizin, trieb Jagd, machte, aus Gehorſam gegen ſeine Mutter, Lieder und Romanzen, beſuchte das Theater, und zog ſich immer zurück, wenn ein Jünger der Univerſität ſagte: „bemoostes Haupt, heute wollen wir ſchwitiſiren!“ Er war nicht unempfindlich gegen die Kunſt des ſich „Anpumpen laſſens,“ ſo weit es ihm möglich war, doch auf Mehreres ließ er ſich nicht ein. Er wohnte in einer belebten Straße in dem zweiten Stockwerke eines anſehnlichen Hauſes, mit einem Bedienten ganz allein. Gegenüber ſtand ein groſſes Haus, welches über dem dritten Stockwerke eine Reihe ziemlich großer Dachfenſter hatte. Die eine Hälfte derſelben war beſetzt mit Blumentöpfen, mit Narziſſen, Hyazinthen und allerlei duftenden Gewächſen, zwiſchen denen hie und da ein Käfig mit gelbgefiederten Bewohnern ſtand, und zu dieſen goldgefiederten Bewohnern ſchlich ſich durch Blumen und Laub zuweilen eine Hand, eine Hand, die ich den Leſern ſich zu denken bitte, da ich ſie nicht beſchreiben kann. Denn ich müßte von Schnee und Lilien, von Roſen und Morgenroth ſprechen. Allein was wären Schnee und Lilien, Roſen und Morgenroth gegen dieſe Hand! Lieber Leſer, haſt Du Dich noch nie in eine Hand, ja, in einen Finger verliebt? Kennſt Du Petrarka's Sonett:

Oh bella man', che mi diſtringi il core,
Ed in poco spazio la mia vita chiudi,
Man, ov' ogni arte, e tutti loro studi,
Poser natura e l'ciel, per farsi onore!
Son cinque perle oriental colore etc. etc.

Iſt es Dir noch nicht zugekommen, daß Du irgend an einer Thür geklingelt haſt, und eine Hand kam durch die geöffnete Thüre, Dir den Brief oder die Karte abzunehmen, und dieſe Hand ſchwebte Dir dann eine Woche lang vor, wie dem Macbeth der Dolch, und wo Du ſtandeſt und ſaßeſt, war immer die Hand, mit ihren Perlenfingern, mit ihrer weißen Fülle, mit ihrer harmoniſchen Rundung vor Dir? Nun denke Dir, lieber Leſer, unſern Lips hinter ſeinem Tubus, und gerade vor ihm eine ſolche Lilienhand, wie ſie durch grüne Blätter koſend wühlt, und ein Stückchen Zucker zwiſchen den in Purpur getauchten Fingerſpitzen; dann denke Dir zu dieſer Hand den reizenden Arm, den blendenden Nacken, das liebliche Haupt, die harmoniſche Geſtalt, den ätheriſchen Gang, und ſage mir nun noch, Lips ſollte ſich nicht in dieſe geſehene Hand mit dem ungeſehenen Mädchen verlieben? Zuweilen, aber nur, wenn die Abendſonne im letzten Schimmer auf den Blättern ihrer Blumen zitterte, ſchien es, als ſähe ein mildes Auge zwiſchen die goldbeſchneiten Blättern durch, und als hinge an einem feuchten Wimper eine blitzende Perle vom lauterſten Waſſer, und leiſe Liedchen, mehr geſummt als geſungen, zogen wie wehmüthige Grüße ferner Freunde durch die Dämmerung dahin.

Fünftes Kapitel.

Neben dieſen Blumenfenſtern zogen drei andere Lips's Aufmerkſamkeit auf ſich, die wunderlich genug gegen dieſelben abſtachen. Die Fenſter ſtanden voll ſonderbarer Vögel, große und kleine; inzwiſchen ſtanden Kaninchen, Haſen, Möpſe und andere kleine Thiere mit gläſernen Augen, und glotzten in die Welt hinaus. Papageien und Kanarienvögel ſtanden und ſahen ſich mit verliebten Augen an. Eine große Nachteule hielt eine Nachtigall in der Pfote, und drückte ſie an die Bruſt; ein ungeheurer Kater ſpielte mit einem niedlichen Mäuschen; ein Marder, ein Iltis, eine Henne und ein Stieglitz waren friedlich zu einer Parthie Boſton gruppirt; ein ſchwarzköpfiger Dompfaff ſpielte Mariage mit einem Turteltäubchen; ein Hamſter, mit einer Zigarre im Maule, ſchien ſich von einem Maulwurf etwas vorleſen zu laſſen; eine Gans, mit einer Feder hinter den Ohren, ſaß vor einem Schreibtiſche u. ſ. w.

Kurz, es war ein abſonderliches, phantaſtiſches Gemiſch, und wenn die niedergehende Sonne allen dieſen Geſchöpfen in die Augen und Aeuglein ſah, ſo ſchien es, als winkten und blinzelten ſie zu unſerm Lips herüber, als ſchwämmen ſie in Feuer und Waſſer, und als ſähen ſie unſern Lips an mit unnennbaren Blicken, voll geheimer Gluth und Deutung, ſo daß ihm oft unheimlich zu Muthe wurde, wenn all das Gethier und Geflügel mit den hunderterlei Augen ihn anſchillerten. Bald zärtlich, bald drohend, bald flehend, bald lockend, bald wehmüthig und bald hohnneckend. Dann trat Lips wohl abſeits, oder wendete den Blick nach den Blumenfenſtern mit der Lilienhand; aber unwillkührlich richtete er ſeinen Blick wieder nach den Nebenfenſtern, und wieder blitzten und wetterleuchteten ihm die vielfachen, ganz beſonders ſchimmernden Augen an. Wie war ihm aber zu Muthe, als immer Abends zwiſchen dieſen Augen noch ein Paar andere, menſchliche, eben ſo ſchimmernde, erſchienen, und unter dieſen Augen eine edle Naſe einen Mund überſchattete, in deſſen Winkeln ſich der tiefſte Schmerz ausſprach; aber kein beweglicher, ſondern ein ſtehender, ein permanenter, ein längſt eingeſargter, ja ein einbalſamirter, unverweslicher Schmerz; und doch lag in den Zügen um dieſe Lippenwinkel herum eine Gutmüthigkeit, die den blaſſen Wangen ein Intereſſe gab. Aber oft flog ein flüchtiges Zucken von dem rechten Lippenwinkel, korreſpondirend mit dem rechten Augenwinkel, über ſein Geſicht, welches dasſelbe ganz umgeſtaltete, und demſelben einen Ausdruck von bitterm Hohn verlieh, als habe er eben die Nichtigkeit dieſes, und vielleicht auch eines andern Lebens, tiefinnerſt erprobt. Derſelbe Mann kam alle Abende von Innen an die Fenſter mit einer Drehorgel, und leierte dieſen Gruppen regelmäßig eine Stunde lang ſonderbare Weiſen vor, die ſchrillend heraustönten aus dem Holzkaſten, und in denen dennoch mitunter Töne waren, die ſchneidend mit zerreiſſendem Schmerz in die Seele fuhren; ſo recht, als wären ſie die letzten Schmerzklänge eines zuſammenzuckenden Lebens. Dann aber auch ſchien es, als ob der Orgler dieſe Töne beſchwichtigen wollte, und er zog ordentlich langgehaltene weichere Töne heraus, und dabei nickte er freundlich bald dieſem und bald jenem Vogel zu, aber immer endete er mit einer furchtbaren Diſſonanz, ſo recht, als wären in ihm alle Saiten ſeiner Gefühle auf einmal abgeriſſen, und er ſelbſt blieb nun ganz ohne Töne, ohne Klänge, ohne Reſonanz, ein unbeſaiteter Klavierkaſten.

Alle Abende wiederholte ſich das Schauſpiel, und wenn die letzte Diſſonanz krampfhaft verſcholl, fieng es durch das Blumenfenſter an zu ſingen und ſingend zu ſummen, wie das Verbeben einer Melodie in ferner Abendbläue, und folgte dieſen ſchmerzlichen Mißlauten, wie eine harmoniſche Auflöſung, wie der erſte Troſtlaut nach klagendem Weh; und der Mann mit der Drehorgel ſchien aufzuhorchen, und mit dem Haupte den Takt zu dieſen leiſen, auf der milden und ſtillen Luft ſchwimmenden Melodien zu ſchlagen, bis der Schleier der Nacht ſich verhüllend über die ganze Scene ſenkte.

Lange widerſtand Lips dem ſehnlichen Wunſche, dieſe Dachkolonie kennen zu lernen; endlich aber faßte er Muth, nach dem Manne zu fragen, und erfuhr, daß er Julius Knöpflein heiſſe, und ehedem Pedell auf dem zoologiſchen Muſeum war, jetzt aber von dem Geſchäfte des Vögel- und Thierausſtopfens lebe.

Lips nahm einen todten Kanarienvogel, und ſtieg die Paar Treppen zu Julius Knöpfleins Attelier hinauf.

Sechstes Kapitel.

Leiſe klopfte Lips an die niedere Thüre, und dreimal mußte er dies Klopfen wiederholen, bis ein dumpfes: „Herein!“ erſcholl. Er trat in ein Gemach, der Arche Noah nicht unähnlich, als ſie auf dem Gebirge Ararat ruhte. Thiergerippe, Vögel und Fiſchhäute ſtanden und lagen umher. Julius Knöpflein trat ihm entgegen in einem Schlafrocke, der ausſah, als habe er ein Jahrhundert lang den Zahn der Zeit ganz allein erhalten müſſen. Dieſen Schlafrock hielt eine Baßgeigenſaite ſo locker zuſammen, wie eine Verſchwägerung regierende Häupter zuſammenhält. Aber das Alles vergaß Lips über den Anblick Knöpfleins ſelbſt, der lang und hager, in gekrümmter Stellung ihm entgegen trat, und nichts, als das lebendige Fragezeichen (?) auf Kotzebue's Frage:

Was bin ich hier, was ſoll ich hier,
Unter Tigern oder Affen?
Welchen Plan hat Gott mit mir,
Wozu bin ich geſchaffen?

zu ſeyn ſchien.

Lips fuhr innerlich zuſammen, als er auf ihn zutrat, und mit dürren Worten fragte:

„Was wollen Sie ausſtopfen laſſen?“ Lips zeigte mechaniſch ſeinen Kanarienvogel vor.

„Nächſten Dienſtag können Sie ihn abholen!“ mit dieſen Worten öffnete Knöpflein die Thüre; allein Lips ſtand unbeweglich; Knöpflein machte die Thüre wieder zu, beſah den todten Kanarienvogel, und lächelte, indem er den Kopf ſinnend hin und her wiegte.

Lips gewann es endlich über ſich, zu ſagen: „Ich habe das Vergnügen, Ihr Nachbar zu ſeyn, und da ich hier ganz fremd bin, und ich ein leidenſchaftlicher Verehrer der Drehorgel bin, ſo —“

Knöpflein warf ſchnell ein Tuch über die Drehorgel, als wollte er ſie vor Lips Blicken ſchützen; und dieſer fuhr fort:

„So bin ich ſo frei, Sie in Ihrer Wohnung aufzuſuchen, und —“ platzte er treuherzig heraus, „Ihnen meine Dienſte und meine Freundſchaft anzubieten.“

Knöpfleins Geſicht verzog ſich bei dieſen Worten zu einem Ausdrucke unverkennbarer Ironie. „Dienſte?“ „Freundſchaft?“ fragte er, „lebend oder ausgeſtopft?“

Lips ſtand verdutzt ob dieſer ſonderbaren Fraze.

„Lebend oder ausgeſtopft?“ fragte Knöpflein noch einmal; „ſind Sie ſelbſt lebend oder ausgeſtopft?“ — Dabei trat er auf Lips zu, als wollte er ſich überzeugen, ob er nicht ausgeſtopft ſey. Lips trat zurück. „Lebend oder ausgeſtopft?“ wiederholte Knöpflein zum Drittenmale, und als wie zu ſeinen Vögeln ſprechend, fuhr er fort:

„Weiß ich es denn, ob ich ſelbſt lebend lebe, oder ob ich nicht ſelbſt ausgeſtopft bin für das zoologiſche Kabinet des Schickſals, als Wundervogel. Hab' ich doch mein ganzes Leben ausgelebt, und wie könnte ich noch leben, wenn ich nicht ausgeſtopft wäre, ſo recht als Paradeſtück unter einem Glasſturze? Und iſt denn mein Inneres nicht gefüllt mit mir ſelbſt entfremdeten Dingen? und ſind denn meine Augen andere, als gläſerne, die hinausflimmern, ohne daß ſich das Auſſenleben durch ſie in mich hinein abſpiegle? und iſt denn das

Leben ſelbſt nicht auch ein doppeltes? ein Leben-Leben und ein ausgeſtopftes Leben? für den einen ein Leben-Leben: friſch, kräftig, regſam und pulſirend; angethan mit allen Farben und Tinten des kräftigen Daſeyns; umfluthet von dem Stahlbade der Elemente: Glück, Liebe, Geſundheit und Freundſchaft; und für den Andern ein ausgeſtopftes, mit gelähmtem Fittig, mit ſtarrem Auge, mit ſtockendem Herzen, mit geſchloſſenen Lippen, ausgelebt und ausgerungen der innere Odem, zerronnen das Herzblut, und an der Stelle des Sehquells ein ſchillerndes Glas!“

Hier ſchwieg er ſtill, fuhr mit der Hand über die Stirne, als beſinne er ſich plötzlich, öffnete die Thüre, ſagte:

„Nächſten Dienſtag können Sie ihn abholen!“ und ſchob Lips halb zur Thüre hinaus. Lips blieb noch eine Zeit lang auf dem dunkeln Gange ſtehen, als er plötzlich den leiſen, ſummenden Geſang aus dem Zimmer mit dem Blumenfenſter vernahm, und raſch an die

Thüre trat, aus welcher dieſer Ton heraus quoll.

Siebentes Kapitel.

Das Stübchen, in welches ich Dich jetzt, mein lieber Leſer, mit Käuzlein hereintreten laſſe, iſt kaum ſo groß, um Tiſch und Bette in reſpectabler Entfernung auseinander zu halten, und kaum ſo hoch, um aufrecht ſtehen zu können; und das Letztere iſt in ſolchen Zimmern ſehr gut, denn man ſollte eigentlich nicht aufrecht, ſondern in recht demüthiger, gebückter Stellung daſtehen, vor dem Anblicke der Armuth überhaupt, beſonders aber, wenn wir ſie finden bei einem jungen weiblichen Weſen, dem die Natur den Freibrief der Schönheit und den **passe-par-tout** der Armuth mitgegeben hat auf die große Lebensreiſe, und das dennoch, verlaſſen und ſchmerzlich kämpfend mit dem Unglücke, wie ein trauernder Genius auf dem Grabe des eigenen Lebens daſteht!

Ein ſolcher Genius war Elodie Lorzing, die Bewohnerin dieſes Stübchens, welches ſchon ihr Vater, Thomas Lorzing, bewohnte, und welches in ſeinem kleinen Raume doch ſchon der Wiege Elodiens, dem Sarge Thomas und dem Krankenbette der Mutter, Johanna Lorzing, Raum gab, und die beiden Endzipfel des Daſeyns: Geburt und Tod, nachbarlich beherbergte.

Thomas Lorzing war Porzellänmaler in der Porzellänfabrik zu B...... Trotz ſeiner Geſchicklichkeit und Fähigkeit konnte er doch, aus Mangel an Protektion, zu keinem beſſern Geſchäfte kommen, als die blauen Ränder um die weiſſen Taſſen zu ziehen.

Lieber Leſer! wenn Du je über die Einförmigkeit deines Geſchäfts geklagt haſt; wenn Du je mißmuthig wurdeſt, ganze Bogen voll Zahlen ſchreiben zu müſſen; wenn Du je vom Schreibtiſche aufſprangeſt, an welchem Du nichts, ſagende leere Akten durchſtöbern mußteſt, dann, lieber Leſer, denke an Thomas Lorzing, der fünf und zwanzig Jahre lang nichts anders that, als daſtand und den feinen Pinſel mit blauer Farbe unbewegt in der Hand hielt, während das Rad den Teller vor ihm in dem Kreiſe herumtrieb. Denke Dir dabei einen Geiſt für das Beſſere geſchaffen, ein Herz voll Liebe und Schmerz, und dennoch vom Schickſale an das Triebrad einer Porzellanfabrik geſchmiedet, um all ſein Lebelang blaue Ränder um weiße Teller zu ziehen!

Als ſein letztes Stündlein ihn abrief von ſeinen weißen Tellern, winkte er Elodie, die ungefähr vierzehn Jahr alt war, an ſein Bett, und ſagte, indem er mechaniſch mit ſeiner Hand um das weiße Porzellantellerchen ihres Engelgeſichtchens fuhr: „Geduld, meine liebe Elodie, iſt das einzige, was Dir Dein Vater als Erbtheil zurückläßt. Geduld, liebe Elodie, iſt der erhaltende Firniß, der dauerhafte Lack am zerbrechlichen Thon des Lebens. Geduld, liebe Elodie, gebe ich Dir mit als Regen- und Sonnenſchirm auf die Reiſe Deines Lebens! Und ſollte Dein ganzes Leben nichts ſeyn, als ein leerer weißer Teller, auf deſſen äußern Rand nur der kleinſte Farbenſtrich zu ſehen iſt, ſo harre geduldig aus, bis das Rad abgelaufen iſt.“ Mit dieſen Worten verſchied er, hinauf zu ſchweben zu dem blauen Rande, welcher den großen Präſentirteller: „Welt“ rings um eingefaßt, und ließ Elodien allein da mit ihrer kranken Mutter. „Geduld!“ wiederholte ſich Elodie, als ſie vom Begräbniß zurück kam, und preßte die kleine weiße Hand auf das gepreßte Herz, gleichſam als ob ſie dieſem einprägen wollte die Worte: „Geduld! Geduld!“

Elodiens Tage waren nun auch wirklich Tage voll erprobter Geduld.

Der Vorſteher der Porzellanfabrik wollte zwar Elodien zu ſich nehmen; allein ſie verſchmähte es, ihre hülfloſe Mutter zu verlaſſen; mit Geduld hoffte ſie Alles zu überwinden. Sie hatte in dem kärglichen Mahlerapparate ihres Vaters einen Kaſten voll verſchiedener Farben, Tuſche und Pinſel vorgefunden, einige Kenntniſſe des Zeichnens beſaß ſie auch, und ſie wagte es endlich, einer Marchande des Modes und einem Galanteriehändler anzubieten, ihnen die Stick- und Tupfmuſter zu Stickereien und Tapiſſerien zu koloriren und zu illuminiren. Vergebens bot die ſpekulative Putzhändlerin ihr einen Platz in ihrer eleganten Boutique an; Elodie ſchlug auch dieſes aus, und ſo ernährte ſie ſchon ſeit Jahren ſich und ihre Mutter durch dieſes peinliche, einförmige und mühſame Geſchäft! Ganze Tage lang ſaß ſie und zählte die einzelnen Perlen und Felder der Muſter, und kolorirte ängſtlich, um ihrem farbenloſen Daſeyn einen kleinen Lichtpunkt zu geben. Manchmal wohl zerfloß mit der Farbenperle eine Thränenperle auf dem Muſter, und ſie mußte die Arbeit von Neuem beginnen, allein: „Geduld“ rief ſie ſich leiſe zu, und fuhr fort, die tauſend kleinen Felder mit einer Nadelſpitze auszuzählen und mit den kleinen, verſchiedenen Haarpinſeln zu illuminiren. So verſtrich ein Frühling nach dem andern und ein jeder legte eine neue Blüthe in Elodiens Schönheit, und jeder Sommer goß eine reichere Fülle in ihre harmoniſchen Glieder, und jede erwachende Lerche ſang ein neues unbekanntes Sehnen in Elodiens Herz, und jede aufblühende Roſe ſah eine ſchönere, heiligere auf ihren Wangen ſtehn; und jeder blaue Frühlingshimmel ſah in ihren Augen einen blauern, tiefern, mit reinern Sternen beſäeten Himmel, und ſo war Elodie achtzehn Jahre alt geworden; ihre Stickmuſter waren ihre Bekanntſchaften, ihre Blumen ihre Freunde und zwei Kanarienvögel ihre Vertraute.

Eben ſaß ſie wieder in einem Gewande, in welchem die Reinlichkeit über die Armuth triumphirte, und kolorirte ein Stickmuſter voll chineſiſcher Figuren, und in dem geſenkten Wimper hing eine Thräne, als könnte ſie ſich nicht von ihnen trennen, und eine wehmüthige Melodie zog aus den halbgeöffneten friſchen Lippen, als Lips die Thür öffnete.

Achtes Kapitel.

Als Lips Käutzlein in Elodiens Dachſtübchen trat, fluthete das Abendroth durch die kleinen Fenſter und Elodie ſaß, übergoldet von dem ſcheidenden Mattgolde an dem kleinen Arbeitstiſchchen und das geringelte dunkle Haar fiel in dichten Seitenlocken über den züchtig bedeckten Hals, auf den Tiſch und die Hand, die früher für Lips zwiſchen den Blumengefäßen ſo gefährlich war, eben mit Koloriren beſchäftigt.

Erſchrocken ſprang ſie auf, trat Käutzlein entgegen, die höhere Gluth der Wangen, mehr als die verſagenden Lippen, drückten die Frage aus, was er hier wolle, und ein leiſes Zittern verrieth nur allzuſehr, daß auch Elodie, durch Blättergrün und Roſengeflechte, den gegenüber lauſchenden Jüngling beobachtet, und daß das voltigirende Gottkind: Amor, den Sprung von einer Belle-Etage bis zum gegenüberſtehenden Dachfenſter nicht ſcheut.

Einige Minuten mochten beide ſo geſtanden haben in ſchweigender Beredſamkeit, bevor es Lips vermochte, ein Wort hervorzubringen.

Wenn Du, mein gefühlvoller Leſer und meine gefühlvolle Leſerin, je dieſe ſelige Minute gelebt haſt, in welcher ſich Dir zuförderſt der Gegenſtand deines ſtillen Sehnens nahte; wenn je die zarte Knospe der Hinneigung in Deinem Herzen plötzlich aufbrach und ihre blühenden, glühenden Blätter auf einmal durch dein ganzes Weſen ſchlug; wenn je die erſte Liebe ihren Einzug in Dein Herz feierte, mit dem Freudenfeuer auf Deinen Wangen; mit dem Perlenſchmuck Deiner Thränen, mit dem Tedeumgeläute Deines pochenden Herzens, und mit dem dreimal „ſelig!“ welches jubilirend durch Deine Bruſt zog: dann, ja dann nur weißt Du, daß in ſolchen Augenblicken ein Papageno-Zauberſchloß Deinen Mund feſſelt; daß aber in einem Blicke Selam und Sanscritt und weſtöſtlicher Divan liegt!

Du aber, gebildeter Leſer und gebildete Leſerin; die ihr dieſe heilige Empfindung nur kennt aus Taſchenbüchern, geſchrieben für ein Taſchenherz; die ihr oft verliebt geweſen ſeyd, ohne geliebt zu haben; die ihr Eure Liebe, wie Eure Kleider Euch anfertigen laßt, nach Bedarf, nach Bequemlichkeit, und wie es die Mode eben will; die ihr erſt zu Rathe geht mit Börſe und Baſe, ob ihr dieſe oder jene, dieſen oder jenen lieben ſollt; Du gebildeter Leſer und Du gebildete Leſerin, überſchlage dieſes Kapitel, denn eine ſolche Scene iſt keine Theegeſellſchaft, keine Landparthie, keine Feſtoper, kein Pfänderſpiel und kein lebendes Bild. Dein mitleidiges, gebildetes Lächeln würde den Goldſchimmer von dem Pſychefittig dieſer Scene herablächeln, und Dein feines, gebildetes Achſelzucken würde den verborgenen Glücksengel verſcheuchen, der an dem Eingange des kleinen Dachſtübchens Wache hält und die beredtſame Stille freundlich belauſcht. Nach einem Weilchen finden wir Lips und Elodie vor den Blumen ſtehen, Hand in Hand und in ihren Augen brennt das: Heilig! Heilig! der Liebe, und ſie ſehen hinaus in den unermeßlichen Himmel, unermeßlich, wie ihre Liebe, und da ziehen die Sterne, wie geputzte Ballgäſte herauf zum Feſte ihrer Liebe, und ſie werfen ihr glückwünſchendes Lilienlicht auf ſie herab, und ſie kreiſen herum, wie zum Brautfackeltanz, und Luna, wie eine Brautjungfrau, ſchwebte herauf mit einem milden Lichtkranze um das jungfräuliche Haupt, und die Liebenden ſtanden noch immer trunken, ſchweigend an dem Fenſterrahmen; da legte Lips ſeine Hand um Elodie und ſprach: „Ach! wie tief iſt die Bläue des Himmels, aber das Herz des Menſchen iſt tiefer und unendlicher! Die Sterne ſehen klar und milde, aber das Auge der Liebe ſieht klarer und milder; die Abendluft iſt kühl und labend, aber der Odem der Liebe iſt ſüßer und labender; die Nacht iſt verſchwiegen und troſtreich, aber der Mund der Liebe iſt verſchwiegener und troſtreicher; die Dämmerung iſt räthſelhaft und reizend, aber das Weſen der Liebe iſt noch räthſelhafter und reizender; das Schweigen des Lebens iſt lockend und beredt, aber das Schweigen der Liebe iſt lockender und beredter; ſiehe Elodie" — da tönte plötzlich ein häßlicher Klang durch die Nacht, und es ſchien, als gellte die Luft kreiſchend auf, daß ſie ſo ſchmerzlich zerriſſen wurde. Es waren Julius Knöpfleins Drehorgeltöne, die von dem Nachbarfenſter herüberſchallten und durch die Stille nur noch gräßlicher tönten; die Worte, halb geſungen, halb krampfhaft geſchrien, hallten dazwiſchen:

Schuhu ſprach zu Lerche klein:
Lerche, willſt mein Liebchen ſeyn?
Lerche ſagt, jetzt gehe Du!
Hu hu! hu hu! hu hu!

Schuhu ausſtreckt ſeine Klau:
Lerche, mußt ſeyn meine Frau!
Lerche hat nun nimmer Ruh,
Hu hu! hu hu! hu hu!

Schuhu todt die Lerche beißt,
Lerche weiß, was Liebe heißt;
Stopft die Lerche aus im Nu,
Hu hu! hu hu! hu hu!

Neuntes Kapitel.

Nie dringen die Töne des Schmerzes und des Jammers tiefer in unſer Herz, als wenn dieſes eben geöffnet iſt der Freude, der Luſt oder ſonſt einem andern ſeligen Gefühle. Die offene Blume der Empfindung, die eben den Thautropfen der Freude aufnahm, iſt dem gleich darauf fallenden, verſengenden Mehlthau empfindlicher ausgeſetzt. Ja, der Kontraſt der beiden Gefühle dringt ſchärfer und ſchmeichelnder in unſer Weſen ein, daher mußten die, wie im ſchmerzlichen Wahnſinn herausgeſtoßenen Jammertöne Knöpfleins die beiden Liebenden heftiger erſchüttern, als es ſonſt der Fall war.

Lips erzählte ihr ſeinen Beſuch bei ihm und ſeinen ſonderbaren Empfang, und wie er faſt mit einer unwiderſtehlichen Gewalt hingezogen wurde, die Schickſale dieſes ſonderbaren Menſchen zu erfahren.

Elodie war im Stande, ſeinen Wunſch ſo ziemlich zu erfüllen.

Julius Knöpflein kam als Studirender auf die Univerſität zu W.; ohne Mittel lebte er vom Unterrichte in der Muſik. Unter ſeinen Schülerinnen war Amalie, die Tochter des Profeſſors des zoologiſchen Kabinettes. Amalie war jung und Knöpflein nicht minder, und bei den Klavierſtunden zog Amor durch Aug und Ohr in die Herzen Beider ein, und aus dem Adagio der ſtillen Neigung wurde bald ein Preſtiſſimo der heftigſten Leidenſchaften. Es iſt nichts gefährlicher, als ein junges Mädchen mit einem jungen Manne à quatres mains ſpielen zu laſſen. Man wird bald mit der Idee bekannt, ſo à quatres mains durch das Forte und Piano des ganzen Lebens zu wandeln und ſo zuſammen auf der Taſtatur des Daſeyns zu harmoniren.

Zu dem Stundenbillet fügte ſich bald nach jeder Stunde noch ein Billet, zahlbar aus der Univerſalbank der Liebe.

Da kam es, daß in einer Stunde die vier Hände ſich von den Taſten in einander verirrten und daß ſie den Notenſchlüſſel auf dem Notenblatte der Lippen ſuchten und daß eine lange Umarmung als Fermate eintrat; aber mit dieſer eintretenden Fermate trat auch der Profeſſor des Kabinets herein und unterbrach die ſtille Muſik mit dem Furioſo eines zürnenden Profeſſors, der die Menſchen nur in Haut, Nerven, Sehnen, Bein und Muskeln eintheilte, und dem das Herz nichts war, als ein hohler, koniſcher Cylinder, oder die Wärmflaſche der beweglichen Menſchenmaſchine.

Die Stunden hatten ein Ende, Amalie wurde an einen dito Profeſſor der Wetterkunde, der die Menſchen als Barometer und Thermometer betrachtete, gewaltſam verheirathet und Julius Knöpflein mußte, was kann nicht alles durch Einfluß möglich gemacht werden? die Univerſität verlaſſen.

Doch für Knöpflein war nun das Leben eine einzige Null, dem das Eine, welches den Werth deſſelben verzehnfachte, entriſſen wurde. Er war unfähig, den Faden des ernſtlichen Studiums wieder aufzunehmen, da der Reiz und der Preiß, der ſeine Bemühungen krönen ſollte, auf ewig verloren war.

Er ließ ſich ſo fortgehen, wie man denn oft abgeſchlafft iſt, wenn die Farbe und der Blüthenſchmuck aller ſeiner Wünſche abgeblaßt iſt. Er brachte in Unthätigkeit ſeine Stunden hin; nur die Drehorgel hatte er als ſchmerzliche Parodie, der frühern Harmonie ſeiner Tage höhnend, ergriffen, und kümmerlich friſtete er ſein Leben durch das Ausſtopfen der Vögel und Thiere, welches er früher aus Scherz bei dem Profeſſor erlernt hatte.

So hatte ſich ſein ſtiller Schmerz nach und nach eine Geſellſchaft aus dieſen Weſen gebildet, und halb im Ernſte, halb im bittern Hohn und Verrücktheit bildete er ſich ein, ſie lebten alle um ihn herum, oder vielmehr, er glaubte, alles im Leben, alle Menſchen und Dinge ſeyen nur da, um ausgeſtopft zu werden.

Zehntes Kapitel.

Lips und Elodie zogen den unglücklichen Julius Knöpflein in den Zauberkreis ihrer Liebe, und Lips theilte ſeine Mußeſtunden ganz mit dieſen beiden Weſen. Elodie hatte ſein ganzes Herz erfüllt, und nicht nur ſein Herz, ſondern auch die Welt umher mit lauter Bildern des Glückes und der Wonne. Nach geendeten Studien wollte er die ſchöne, ſanfte und gütige Elodie an das Herz der Eltern führen; ſeine Mutter war ſchon längſt gewonnen, und auch ſeinen Vater hoffte er, troß der Armuth Elodiens, ſowohl durch die beredtſame Schilderung ſeines Glückes als durch Elodiens perſönliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen.

Allein anders geſtaltete Zufall und Schickſal die Wünſche und Hoffnungen der Liebenden!

Unglücksfälle, Stürme in den Reichen der Handlungswelt, Bankerotte, Feuersbrünſte, kurz, der ganze Confluxus Canaillorum des Geſchickes, welches ſeine Dämonen nicht gerne einzeln Jemanden über den Kopf ſchickt, hatte aus dem in Ruheſtand verſetzten Millionär, Emanuel Käuzlein, einen in Unruheſtand verſetzten armen Teufel gemacht. Nach der Wonne, von einem armen Teufel zum Millionär zu avanciren, kömmt ſogleich die Wonne, nie ein Millionär geweſen zu ſeyn, um ſodann ein armer Teufel zu werden.

Emanuel überlebte ſeine Million nicht lange, ſein Weſen war ſo verſchmolzen mit ihr, daß er mit dem Entſchwinden ſeines Weltlichen das Zeitliche ſegnete und hinüberſchlummerte in das Land, wo Millionen Millionäre und Nichtmillionäre auf der langen Bank ſitzen und gleiche Renten der Seligkeit beziehen.

Die Wittwe Käuzlein hatte kaum ſo viel aus dem Schiffbruche ihres Glückes gerettet, um in der Reſidenz zu ihrem Lips zu pilgern und weinend und leidend von ihm Hülfe zu erwarten. Mit ihr kamen noch zwei kleine Käuzleins, um unter dem Flügel des älteſten

Bruders Schutz, Nahrung und Obdach zu ſuchen.

Mit zerriſſenem Herzen ſah Lips die bleierne Hand des Schickſals, die alle ſeine Glücksblüthen knickte. Er war von dem Zündgipfel ſeiner ſchönſten Hoffnung heruntergeſunken in die Oede einer troſtloſen Zukunft.

Allein das Unglück eben macht das Gemüth weicher und menſchlicher, und wir ſchließen uns im Unglücke näher, feſter und inniger aneinander, und halten feſter aneinander, als wollten wir eine Schutzwehr bauen gegen ſeine Anfälle.

So zog durch den Wolkenhimmel ſeiner Tage die Sonne der Liebe deſto wärmer und leuchtender herauf. Denn gibt es ſchönere Thränen, ſüßere, als die, welche das Unglück, ſich entlaſtend, ausweint an dem Buſen der Liebe? Iſt's nicht, als ob in dieſen Thränenfluthen ſich die Liebe erſt verſteine zum ewigen Demant? Elodiens Liebe war das lindernde Thränentuch ſeiner Zähren, und ſie gab ihm zugleich Kraft und Muth, dem Ziele entgegen zu ringen, in welchem Elodiens Beſitz als lohnender Preis glänzte.

Er hatte ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit ihr ſich von dem großen Kreiſe ſeiner Freunde, Schul-, Jagd- und Spiel-Genoſſen zurückgezogen und beſchloß, um dem Bedürfniſſe des Augenblicks abzuhelfen, zu den wärmſten, ihm treueſten und wohlhabendſten Freunden ſeine Zuflucht zu nehmen, und zu dieſem Behuf zog er ſein Stammbuch hervor, in welches ſich alle ſeine Freunde eingeſchrieben hatten, und beſchloß nach der Wärme des Ausdrucks dieſer einzelnen Blätter die Auswahl zu treffen, an wen er ſich gewiß mit Zuverſicht wenden könne!

Eilftes Kapitel.

Lips hatte in den goldnen Tagen, als ihm noch ſeines Vaters volle Börſe, und ſeine allen ſeinen Freunden und Bekannten offen ſtand, auch ein Stammbuch angelegt, in welchem das ganze Heer von zärtlichen Sentenzen, Treuſprüchen und Ewigkeits-Eiden prangte. Er betrachtete dieß Stammbuch als die ſicherſte Aſſecuranz für allen Feuer- Hagel- und Sturmſchaden des Unglücks; und jetzt, da das eiſerne Geſchick heranſchritt mit ſeinem zermalmenden Tritt, jetzt zog er dieſe papierne Societätsinſel hervor aus ſeinem Schreibekaſten, um nach dem Ausdrucke der reinſten und ſchwärmeriſchſten Freundſchaft auf den einzelnen Blättern, die Jonathane und Pyladeſſe aufzuſuchen, um auf einmal gerettet zu ſeyn.

Das Maroquin-Stammbuch, ſauber in einen Papierumſchlag gewickelt, öffnete ſeine Pforten und die „Heerſchau“ der einzelnen Blätter begann.

Gleich auf dem erſten Blatte las er folgende Zeilen:

> „O, wer erfand den Edelſtein der Sprache, die kurze Sylbe: Freund? er nennt mit ihr des Lebens Troſt, den Retter von Gefahren, von Furcht, von Gram, von Selbſtbetrug und Noth; der Wunden Balſam, unſrer Augen Salbe, des Herzens Arzt, von uns das beſſere Selbſt! Der kleinen Sylbe großer Inhalt bin ich Dir in Tod und Leben.“
>
> Sigismund, Otto, Herbert, Graf
> von Baldernſtein.

„Mein guter Otto!“ rief Lips Käutzlein mit Thränen der innigſten Rührung, „mein treuer, ſanfter, gemüthvoller Otto!“ — Er griff ſchnell nach ſeinem Hute und in zehn Minuten ſtand er im Vorzimmer des Grafen von Baldernſtein.

„Mais, mon dieu!“ rief ihm der Graf, eine hohe, durchſichtige Figur, mit kleinen, wetterleuchtenden Augen, zu, — „welche Umſtände, mein liebſter Lips!“ Darauf eilte er ihm mit offenen Armen entgegen und drückte ihn mit vieler Vorſicht an das jabotreiche Herz. „Jean!“

rief der Graf darauf, und ließ Lips gar nicht zu Worte kommen. „Jean! Frühſtück! mais, mon cher!“ ſo wendete er ſich wieder an Lips, „was wünſcheſt Du? Chocolade? Champagner? à la fourchette? sans façon! mein Theurer! man ſieht Dich jetzt ſo ſelten!“ darauf drückte er ihn noch einmal an die hochaufwallenden Jabots.

Lips ſagte endlich ſchüchtern, aber zutraulich: „Ach, mein guter Otto, ich danke Dir!“

„Aha! oui! je comprens!“ rief der Graf, und belächelte ſich ſelbſt im Spiegel, „une petite tracasserie d'amour! un duel! willſt Du meine Piſtolen! das ſind Wetterdinger! ſprich, mein Leben gehört Dir!“

„Deine Theilnahme rührt mich!“ erwiederte Lips, „und faſt zage ich, Dir mein Unglück mitzutheilen, da ich Dein Herz kenne. Mein Vater iſt todt, und Unglücksfälle haben ſein ganzes Vermögen vernichtet!“

Hier rollten Thränen über Lips Wangen. Der Graf von Baldernſtein machte ein Geſicht, wie ein ausgepfiffener Schauſpieler. „Est-il possible?“ rief er endlich mit einem Tone aus, mit dem man gewöhnlich ein: „was kümmert's mich?“ belegt. — „O, wie bedaure ich Dich! — Jean! ich will mich ankleiden! pauvre Lips!“ Lips trat nun auf ihn zu:

„Nun iſt meine Mutter bei mir hier, meine kleinen Geſchwiſter, wenn ich nur zu meinem Examen und zum vorläufigen Bedarf hundert Louisd'or hätte!“

Der Graf von Baldernſtein drehte ſich nach allen Gegenden der Windroſe, und ſein Geſicht nahm, wie ein Kamäleon, allerlei Farben an. — „Ich bin untröſtlich, lieber Lips! vraiment, je suis au désespoir! aber ich bin ſelbſt in dieſem Augenblicke in gräßlicher Verlegenheit; Du weißt, ich kaufte von Baron Butterfiſch den Goldfuchs für achthundert Thaler! a propos, lieber Lips, den muß Dir Jean zeigen! Jean!“

„Ich kenne ihn!“ antwortete Lips; „aber ich kann jetzt nicht an einen Goldfuchs denken, da meine Mutter in Noth und Kummer iſt!“ — Der Graf rief immer: „Je suis au désespoir! und gab dem Canarienvogel ein Stück Zucker: „nimm, Zöpſchen! nimm!“ und dabei pfiff er ihm den Deſſauer Marſch vor.

„Wenn Du nicht bei Geld biſt,“ ſprach Lips, „ſo gebrauche Deinen Kredit, dem Grafen von Baldernſtein ſtehen alle Börſen offen!“

„Je suis au désespoir!“ rief der Graf, „mais mon cher! c'est impossible! Jean! raſir' er mich ſchnell!“ Jean kam und ſeifte den gräflichen Bart tüchtig ein.

Lips trat vor ihn hin und ſprach:

> „O, wer erfand den Edelſtein der Sprache, die kurze Sylbe **Freund**? er nennt mit ihr des Lebens Troſt, den Retter von Gefahren u. ſ. w.“

Der eingeſeifte gräfliche Freund erwiederte nur mit einem „hm!“ denn er durfte ja den Mund nicht bewegen, und Jean mit dem Meſſer trat immer zwiſchen Oreſt und Pylades, wie ein Dämon mit dem Schwerte; Lips fuhr fort:

„Der kleinen Sylbe großer Inhalt bin ich
Dir in Tod und Leben.“

„Hm!“ war Alles, was der raſirt werdende Jonathan hervorbrachte. Lips wartete ruhig das Ende dieſes Geſchäftes ab. Der Graf trocknete ſich die Seife ab und rief: „vraiment, je suis inconsolable! Jean! Eau de cologne!“

„Nun, lieber Otto,“ ſagte Lips, und legte alle Herzlichkeit der Stimme in dieſes „lieber Otto!“ „nun, kannſt Du Deinem Freunde nicht helfen?“. —

„Mais, mon cher! das iſt jetzt unmöglich. Jean! mon surtout! ich muß ausgehen! entſchuldige, lieber Lips!“ — Hierauf trat der Graf noch einmal zum Kanarienvogel: adieu, cher pipi! adieu, lieber Lips, ich ſehe Dich bald wieder! je suis inconsolable!“ Damit war er ſchon zur Thüre hinaus.

Lips ging zernichtet zu Hauſe, nahm wehmüthig das hochgräfliche Blättlein mit den zierlichen Worten:

„O, wer erfand den Edelſtein der Sprache,
die kurze Sylbe Freund? u. ſ. w.“

zündete das Blatt an, ſah wehmüthig in die Flamme, welche mit Hohn an der kurzen Sylbe „Freund“ zu lecken ſchien.

Zwölftes Kapitel.

Lips zog ein anderes Blättchen aus den mancherlei bunten, gemalten, geſchnitzelten und verzierten Papieren hervor. Es war eine kleine Zeichnung. Das Univerſum war in ſein erſtes Chaos zurückgeſunken. Der Genius der Freundſchaft trug die beiden Freunde über dieſe zertrümmerte Welt empor, zu einem ſtrahlenden Sonnenlichte. Das Ganze war von vier Zeilen begleitet:

„Ueber Weltenuntergang und Brand,
Ueber Zeitlichkeit und Tod,
Führet uns der Freundſchaft Götterhand,
Hin zum ew'gen Morgenroth!
Dein
Eduard Moritz Lichtl.“

„O, mein guter, guter Lichtl!“ rief Lips aus, „wie konnte ich Dich übergehn! Dein poetiſches Gemüth wird zuſammenbeben; aber ich kann Dir den Schmerz nicht erſparen! Ja, zarter Lichtl, deine weiche Seele wird in Wehmuth zerfließen; aber Du wirſt mich retten, Du wirſt!“

Lips eilte in die ***ſtraße, wo Lichtl wohnte. Eduard Moritz Lichtl war der einzige Sohn eines unbändig reichen Deſtillateurs, der ſo lange Geiſter zu zitiren wußte, bis ihm der alles belebende Geiſt: Gold, in ſeinem ganzen Umfange erſchien. Sein kleiner Lichtl aber ſollte weder Danziger Goldwaſſer, noch Perſico oder ſonſtige Geiſter deſtilliren, ſondern auf der Univerſität den bittern Geiſt der Schulfuchſerei bis auf den Grund leeren. Eduard Lichtl aber, überzeugt, daß der rektifizirte Goldgeiſt ſeines Vaters ihm alle übrigen Geiſter leicht entbehrlich macht, hatte auf der Univerſität bloß ein wenig von dem ſüßen Liqueur der Poeſie genaſcht, als der alte Lichtl alle Geiſter und ſeinen dazu aufgab, und der junge Lichtl als Alleinherrſcher der väterlichen Geiſter, zurückblieb. Er ſetzte das Geſchäft ſeines Vaters poetiſch fort.

Er erfand poetiſche Namen für die verſchiedenen Branchen ſeiner Deſtillation, und die Etikette der Flaſchen und Gläſer waren mit ſinnigen Verſen und Sprüchen geziert.

Liqueur hieß er Idillenkraut; Kümmel: Oden-Subſtanz; Anies: Epigrammenſtoff; Perſico: Epopäeneſſenz; Fuſel: Journaliſtenfüße u. ſ. w.

Kurz, er war ein poetiſcher Deſtillateur. Zu ihm eilte Lips, denn Lichtl war ein Schwärmer, ſo in Freundſchaft, als in Deſtillation, und oft hatte er Lips umarmt und zugerufen:

> „Zwei Seelen, die ſich innig vereinen! kann es einen Extrakt-Double von beſſerem Geiſte geben?“

Als Lips zu ihm kam, hatte er eben eine Etikette zu „Roſtopſchin“ geendet:

> „Roſtopſchin nimm keck zur Hand,
> Wie Moskau ſetzt er Dich in Brand!“

Lips erzählte ihm in wenigen Worten ſein Unglück. Lichtl zog ein Geſicht, als ob er eben einen tüchtigen Zug Engliſchbitter gethan hätte. Endlich begann er allmählig zu weinen:

> „Dein armer Vater! So hat auch er endlich trinken müſſen den herben Pommeranzengeiſt des Todes!“

Als er das geſagt hatte, ſtellte er das Weinen ein und deſtillirte weiter.

„Ach, helfe mir, guter Lichtl!“ begann Lips, „nur mit fünfzig Louisd'or, daß ich die augenblickliche Noth der Meinen lindere!“

„Du glaubſt gar nicht, lieber Lips,“ — entgegnete Lichtl, „wie wenig die Menſchen jetzt mehr Liqueure und ähnliche Dinge trinken. Es iſt gar keine Poeſie mehr in den Menſchen! Ich nehme kaum ſo viel ein, um meine Leute bezahlen zu können!“

„Wie?“ fragte Lips, „Deine Deſtillation iſt doch die Erſte in der Stadt?“

„Ja,“ — meinte Lichtl, „das iſt der Teufel! die Leute wollen nichts Süßes mehr! wie geſagt, das Minnethum der Brantweintrinker iſt dahin! man verkauft gar nichts Feines mehr!

Schnaps! Schnaps! ſo heißt die Anforderung unſerer Zeitbildung! aber:

> „Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſte nicht erſcheinen?"

frag' ich mit Schiller. Und unter lebendigem Geiſte verſtehe ich: Danziger, huile des fleurs, Esprit de miel u. ſ. w."

„Bedenke aber," ſprach Lips dringender, „daß Du mich durch dieſe Kleinigkeit für immer retteſt."

„Du thuſt mir weh," ſagte Lichtl, „ſehr weh! dieſe Stunde iſt bitter, wie Kalmus; aber, wie geſagt, der Enthuſiasmus iſt von den Menſchen geflohen! Weißbier trinkt das verweichlichte Geſchlecht, höchſtens Fuſel, und alle meine poetiſchen Produkte bleiben unbeachtet. Lieber Lips, nicht fünfzig halbe Thaler habe ich ſeit Wochen von dieſen gezogenen Geiſtern gezogen."

„Erinnere Dich," ſprach Lips wehmüthig:

„Ueber Weltenuntergang und Brand,
Ueber Zeitlichkeit und Tod u. ſ. w."

„Apropos!" fiel Lichtl ein, „für Deine liebe Mutter nimm hier ein Fläſchchen Douceur d'oranges mit. Unſer Zeitgeiſt hat keinen Sinn dafür; die Nachwelt vielleicht —"

„Lebe wohl!" ſagte Lips, indem er eilig den poetiſchen Lichtl verließ. — Und abermals wurde ein Blatt als Brandopfer der Erfahrung den Flammen übergeben. Die Gluth ſpielte mit den Worten:

„Führt uns der Freundſchaft Hand
Hin zum ew'gen Morgenroth."

und mit dieſer Gluth zog immer mehr Kälte ein in Lips's zernichtetes Herz.

Dreizehntes Kapitel.

Ein zierliches Blatt mit bunter Seide geſtickt fiel jetzt in ſeine Hände. Es war ein Roſenſtrauch mit vieler Kunſt auf das Blatt geſtickt, und um daſſelbe, von niedlicher Frauenzimmerſchrift, die Verſe gekritzelt:

„Ich reiche Dir die Roſe,
Es iſt die Dornenloſe,
Und ſtellt auf Deinen Wegen
Ein Dorn ſich Dir entgegen,
Dich ſollte er nicht ſtechen,
Ich ſelber will ihn brechen.

Claudie Halbern, geborene
Freiin von Biſtritz.

Auf der Randſeite des Verſes ſtand noch:

„L'amitié et la probité."
voilà ma devise.

Claudie Halbern galt für eine der ſchönſten, reichſten und ſentimentalſten Frauen der Reſidenz. Sie war aus einer adelichen Familie, die mehr Felder im Wappen, als in der Wirklichkeit beſaß, und die mehr Ahnen als Renten zu verzehren hatte. Claudie war ſchön und empfindſam, eine wahre Blüthe ihres Stammbaumes, allein die Freier unſerer Zeit ſuchen ſelbſt auf den Stammbäumen mehr nach Früchten, als nach Goldpommeranzen u. ſ. w. und da ſelbſt der ſtrengſte Ariſtokratismus nicht gebietet:

„Du ſollſt Mann und Ehe verlaſſen und an Deinem Stammbaum kleben," ſo mußte ſich Fräulein Claudie bequemen, von dem hochaufgeſchoſſenen Stammbaum herab, in das Flachland des Bürgerſtandes zu ſteigen, um in deſſen reichen Gefilden den Acker der Ehe zu bebauen. Ein Herr Haldern, der zwar Aeltern, aber keine Ahnen hatte, zählte dagegen einige hunderttauſend gekrönte Häupter, alle ſchön gelb in Gold geprägt, zu den Seinigen. Kraft der Beredtſamkeit dieſer hunderttauſend gekrönten Goldmänner, fiel Claudie, wie eine zitternde Akazienblüthe, von dem Stammbaume in die Arme des Haldern. Zwei Jahre war ſie Madame Haldern, und nur einmal konnte ihr Gemahl ihr etwas ganz nach Wunſch thun, was ihm in ſeinem ganzen Leben nicht möglich war, nämlich ſterben. Das that er denn auch, und hatte bei ſeiner Leiche zum erſtenmal das Vergnügen, daß ihm ſeine adelige Frau folgte.

Claudie tröſtete ſich an dem Buſen der ererbten, noblen, gelben Männer über den bürgerlichen Verluſt. Die Trauer ließ ihr allerliebſt, ſo daß ſie in Trauer verfiel, als ſie daran dachte, daß die Trauer zu Ende ging. Sie öffnete ihre Salons dem Adel der Stadt, und aus Sentimentalität auch den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, die ſie „platirten Adel“ zu nennen beliebte. Auch unſer Lips gehörte zu dieſem platirten Adel, und eine körperloſe Liebe, d. h. Freundſchaft ſpann ſich zwiſchen ihm und der ſchönen Witwe an, die gegenſeitig durch romantiſche Begeiſterung gehoben, zur Idealität gedieh.

Zu ihr alſo, zur „Roſe,“ zur „Dornenloſe,“ flog jetzt Lips mit dem zierlich geſtickten Blatte in den freudigen Händen.

Vierzehntes Kapitel.

Suſi, Claudiens Stübenmädchen, die früher von Lips manchen harten Thaler in die weiche Hand gedrückt bekam; empfing ihn mit einem lauten Freudenruf: „Ah! verehrteſter Herr

Käuzlein! das iſt einmal recht ſchön, daß Sie endlich kommen, die gnädige Frau hat ſchon tauſendmal nach Ihnen gefragt, ich werde Sie ſogleich anmelden!"

Nach einigen Secunden trat Lips ins Zimmer, und Claudie trat ihm entgegen:

„So hat meine Ahnung mich nicht getäuſcht! J'avois un préssentiment, daß Sie kommen werden; nun kommen Sie heute gar nicht von mir fort. Suſi!" — das Stubenmädchen kam — „ich bin für Niemand zu Hauſe!"

Lips küßte der edlen Freundin die von Brillantringen bedeckte, ſchöne Hand.

Sie zog ihn auf die Ottomanne zu ſich nieder.

Es haben ſich zwar der Herzog von *** und der Chevalier von *** auch heute bei mir anſagen laſſen; allein man wird Ihrer und der geiſtigen Freundſchaft ſo ſelten froh, daß ich heute nur für Sie zu Hauſe bin."

Lips ſtand das Herz unter heimlichem Thränenwaſſer; er hatte ſich nicht getäuſcht; dennoch blätterte er verlegen in den Büchern auf dem Tiſche; er fand Pope's: „Essai of man.“

„O!“ rief Claudie aus, „welche Erhabenheit der Ideen! welche Wärme der Empfindung! das menſchliche Herz mit ſeinen Schwächen und Stärken liegt in klaren Zügen vor uns. Ich fühle mich ſeit der Leſung dieſes Buches beſſer, edler, erhabener, ich könnte das ganze Weltall umfaſſen in reiner menſchlicher Liebe!“

„Edle Seele!“ flüſterte Lips, und eine Thräne fiel auf den guten Pope; „wie beſeligt es mich, Sie in dieſer Stimmung zu treffen. Ich bedarf eines menſchlichen Herzens, eines Herzens wie das Ihrige!“

Darauf ſchilderte er ihr ſeine Liebe, ſeine Lage, ſein Unglück, den Schmerz der Seinigen, und ſchloß mit den begeiſternden Worten:

„Wie habe ich erſt zu Andern meine Zuflucht nehmen können, da hier ein Herz, von

Gott und Natur geadelt, ein Herz, lauter wie Kryſtall, mir offen ſteht!“

Claudiens Antlitz wäre, im Verlauf ſeiner Erzählung, ein Studium für Maler und Pſychologen geweſen! Von Sekunde zu Sekunde wandelten ſich die hellen, freundlichen, ausdrucksvollen Züge in dunklere und ſchroffere um. Sie entzog ihre Hand ſachte dem Redner, der ſie im Eifer des Vortrages ergriff, und bei den Worten:

> „Bei gänzlichem Verluſte meines Vermögens;“

rückte ſie allmählig bis an die Seitenpolſter der Ottomanne zurück, und legte Pope's „Essai of man“ zwiſchen ſich und ihm.

Als er zu Ende war, fing ſie nach einigem Zögern an:

„Sie thun Ihren Freunden unrecht, es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, man kann oft in der Lage ſeyn —“

„O!“ rief Lips, „ich beſchuldige ſie auch nicht, aber die Schimmerfarben des Ideals von Freundſchaft ſind in meinem Herzen abgeblaßt. Bloß in weiblichen Seelen wohnt ſie, unverſehrbar, wie ein Salamander in ſeinem Urelemente. Das weibliche Gemüth iſt der zarte Reſonanzboden jedes fremden Komets, und wie Pope ſagt:

„The nature of Women —“

„Ja!“ erwiederte Claudie, „anders geſtaltet in Pope's Kopf, und anders im Leben ſich die Sache. Aber — ich bekomme plötzlich meine Migräne. — Suſi!“ ſie klingelte, Suſi kam. — „Laß doch den einen Fenſtervorhang herab, das Licht hat meine Migräne erweckt!“ Suſi ließ den Vorhang herab und verließ das Zimmer.

„Wie geſagt, lieber Herr Käutzlein,“ — dabei legte ſie das ſchöne Haupt wieder auf das Roſakiſſen — „der Gedanke, daß ich ſelbſt Ihnen nicht helfen kann, hat mein ganzes Nervenſyſtem aufgeregt.“ —

„Ich glaube es,“ — erwiederte Lips — „ſagt nicht ſchon Pope:

„The sensibility of Women etc.“

„Aber Ihr Banquier wird nicht zögern."

„Ja," ſagte Claudie, „wenn ich ſchon mündig wäre! — Ach, die fatale Migräne! Suſi!" — Suſi kam — „laß doch die andern Vorhänge auch herab, meine Migräne nimmt mit jeder Minute zu!"

Suſi verdunkelte nun das Zimmer ganz.

„Suſi! gieb mir einmal meine Tropfen her, und lege Deinen Arm unter meinen Kopf!"

Suſi legte ihren Arm unter ihr Haupt, es war eine Scene zum küſſen. Claudie und Suſi in einem Winkel der Ottomanne, Lips im andern und Pope's „Essai of man" dazwiſchen wie der Degen bei dem droit de cuissage.

Claudie ſtöhnte erſt lauter, dann leiſer und entſchlief allmählig in Suſi's Arm. Lips ſtand auf, nahm den Pope und legte ihn in den andern Arm Suſi's, indem er ihr ſagte: „Der gute Pope hat ſo eben auch die Migräne bekommen!" Er eilte nach Hauſe, las noch einmal das Blatt

„Ich reiche Dir die Roſe,
Es iſt die Dornenloſe u. ſ. w."

zündete es bitterlachend an und die „Amitie" ſammt der „Probité" auf der Deviſe der ſentimentalen „Claudie Haldern, gebornen Freiin von Biſtritz," flackerten wie Stroh auf und zerfielen in Aſche.

„Friede ihrer Aſche!" ſeufzte Käutzlein, und griff nach einem andern Blatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein neues Blatt zeigte Lips die Worte:

„Wird einſt die Sonn' vom Himmel geriſſen,
Dann ſollſt Du meine Freundſchaft vermiſſen.
Julius, Graf von Lobedan."

„Noch ſteht die Sonne am Himmel!" ſagte Lips, und eilte in das Schloß des reichen Grafen von Lobedan.

Julius, Graf von Lobedan galt für den edelſten, vortrefflichſten, geiſt- und herzreichſten Cavalier der Stadt, und in der That, er war es auch — wenn man ihn beobachtete. Er that Alles heimlich, wenn er wußte, daß es öffentlich bekannt wurde. Er ſchlich oft in einem ſchlechten Mantel in die Hütte eines Armen; allein er mußte ſtets das Unglück haben, daß ihn ein Freund ertappte, oder daß ihn die Hütte erkannte, und daß man Tags darauf in der Stadt davon ſprach. Dann ſchwor er, ſolches ferner zu unterlaſſen; allein ſein gutes Herz ließ ihn immer wieder heimlich Wohlthaten üben, die ſein böſer Dämon ſogar in den öffentlichen Blättern ausposaunen ließ. Er wußte ſelbſt nicht, wie es kam, daß gerade an öffentlichen Orten ihn zuweilen ein Mann erkannte, dem er geheim wohl gethan hatte, und ihn vor der ganzen Geſellſchaft ſchamroth machte. Dann knirſchte er mit den Zähnen, ſchalt ſich einen Thoren, gelobte ſich an, ein böſes Herz zu bekommen, und in den nächſten acht Tagen mußte es ſich leider wieder fügen, daß, gerade im Luſtgarten, wo alle Welt iſt, eine Frau mit Kindern ihn plötzlich erkannten, ihm zu Füßen fielen und ausriefen: „Das iſt er, unſer Retter!“ Der Graf hatte die köſtlichſten Diners, ſpeiste die Armen öffentlich und war dabei auf Geſundheit ſeiner eigenen Domeſtiken ſo bedacht, daß er ihnen eine vortreffliche Diät angedeihen ließ. Wenn er bei ſchlechtem Wetter ausfuhr, ſo mußte ſein Diener bei ihm im Wagen ſitzen, ſo ein guter Herr war er; freilich ſorgte er auch zu Hauſe dafür, daß ihn zu viel Nachſicht nicht verderbe, und ein Paar gräfliche, geheime Ohrfeigen erinnerten ihn wohlthätig, daß er doch immer nur Diener bliebe.

Sah der Herr Graf auf der Straße einen Leidenden, ſo war er bei ihm, holte einen Wagen, ließ ihn nach Hauſe bringen, beſchenkte ihn u. ſ. w., und die Umſtehenden ſegneten den vornehmen, reichen und edlen Grafen; ja ſein Mitgefühl mit Kranken ging ſo weit, daß er ſeine Amme, die noch bei ihm war, nicht im Hauſe duldete, weil ſein weiches Herz dabei leiden könnte.

So war der Graf von Lobedan zu dem Rufe eines edlen Mannes gekommen, und zu ihm, der ihm auch noch ſeine Freundſchaft, ſein Herz und ſeine Liebe zuſagte, zu ihm eilte jetzt Lips. Der Graf von Lobedan war ſchon von Lips's Unglück unterrichtet; er mußte alſo im Vorzimmer etwas lange warten, bis er vorgelaſſen wurde.

Der Herr Graf war eben unter den Händen ſeines Zahnarztes, als Lips hereintrat. Umarmung, Küſſe und ſonſtige Ausbrüche der Zärtlichkeit mußten alſo unterbleiben. Lips ſagte ihm in engliſcher Sprache ſein Anliegen und ſeine hochgräfliche Gnaden ſaßen da mit offenem Munde und ließen ſich bequem die Zähne putzen. Nur dann und wann ſpülte der Herr Graf den Mund ein wenig aus und gewann ein Paar Worte, wie er eben jetzt alle ſeine Kapitalien einem Manne, der ſein Feind iſt, und ins Unglück gerieth, gegeben habe, wie er ihn aber beſchwöre, nichts davon verlauten zu laſſen u. ſ. w. Wenn nun Lips wieder begann, ſeine Lage zu ſchildern, ſpreizte der Herr Graf den Mund auf und der Zahnarzt löste den hochgräflichen Weinſtein von den hochgräflichen Zähnen.

„Mein Herz blutet," ſagte der Herr Graf wieder in einem Ausſpülungs-Momente, „allein ich unterdrücke meinen Schmerz, Ihnen nicht helfen zu können! — Sehen Sie nach," ſo wendete er ſich zu dem Zahnarzte, „hier iſt noch ein ſchwarzes Pünktchen!"

Er ſetzte ſich wieder nieder und ſpannte den Mund weit auf. Lips hatte dem Herrn Grafen nun genug auf den Zahn gefühlt und empfahl ſich. Der Graf wollte oder that, als wollte er etwas ſagen; allein das Eiſen klirrte an ſeinen Zähnen und Lips war ſchon auf der Straße. Die Sonne ſtand leuchtend und flammend am heitern Himmel und ſchickte ihre Lichtſtrahlen herab, und Lips nahm das Blatt:

„Wird einſt die Sonn' vom Himmel geriſſen!"

„Du leuchteſt ewig, göttliches Licht, aber hier auf Erden iſt's finſter und wandelbar!" Das

Blatt war in Stücken zerriſſen, ein Luftſtoß trug die zerriſſene hochgräfliche Freundſchaft wie Spreu hinweg, und Lips ſah höhnend den kreiſelnden Papierſtückchen nach.

Sechzehntes Kapitel.

Nachdem Lips noch mehrere ähnliche Verſuche mit den gefühl- und freundſchaftathmenden Verſen und Sentenzen ſeines Stammbuches gemacht hatte, und immer daſſelbe Reſultat, wie bei den erſten, fand, zog eine grimmige Ironie in ſein Herz ein; er lachte zuletzt ganz kalt, und er machte nur noch zuweilen, aus bloßer wehmüthiger Luſt, ſeine Freundſchaft- und Blätterproben an dieſem und jenem. Endlich kam er von einem Mäcen, dem er früher eine kleine Broſchüre gewidmet, nach Hauſe. Dieſer ließ ihn gar nicht in's Zimmer, ſondern ſprach blos durch das Schlüſſelloch mit ihm, indem er ihn verſicherte, daß er keinen Augenblick Zeit habe.

Lips ſtürmte nach Hauſe, ergriff ſein Stammbuch, es ganz den Flammen zu übergeben, und riß den Papierumſchlag, in welchem der Maroquineinband eingeſchlagen war, ab. Da fiel ein beſtäubtes Blatt, welches zwiſchen dem Deckel und dem Umſchlage lag, zur Erde.

Lips hob das unanſehnliche Blatt auf und las die Worte:

„Ich habe keinen Freund und will auch keinen,
Will ſelber auch als Freund nicht mehr erſcheinen;
Bin ich mein Freund, ſo g'nügt mir das allein,
So wird kein Andrer mir es jemals ſeyn!“

Theodor Franz Kräutlein,
geborner: Samiel.

Kräutlein war früher ein Schulkollege von Lips geweſen, und hatte allgemein den Namen: Samiel. Brandrothes Haar ſchienen den Hut zu verſengen, der keck auf demſelben ſaß. Tiefliegende Augen ſahen ſtechend über eine krumme Spitznaſe weg, und ein von Blatternarben zerriſſenes Angeſicht ſchien ein Schlachtfeld wildbewegter Leidenſchaften zu ſeyn. Dazu kam eine verwachſene Geſtalt, die wie der Thurm zu Piſa ganz ſchief ſtand. Dieſe, ſeine abſchreckende Geſtalt, verſchaffte ihm gleich bei ſeinem Eintreten in die Schule den Namen: „Samiel!“

Nur wenn Kräutlein ſprach, lag ein ſo weicher und ſeelenvoller Ton in dieſer Stimme, es tönte ſo elegiſch ſanft, daß man oft mit geſchloſſenen Augen dem Tone hätte lauſchen mögen.

Demungeachtet mieden ihn die Studierenden, und der Name „Samiel“ war genug, um alles Böſe zu bezeichnen, was in ihrem Kreiſe geſchah. So hatte ſich Samiel ſelbſt von Allem zurückgezogen, war verſchloſſen und in ſich gekehrt, und berechtigte dadurch noch mehr zu ſeinem Namen.

Die Tochter eines Malers, ein einfaches, aber liebliches Mädchen, hatte ſeine erſte und heftigſte Leidenſchaft erweckt; allein ſeine Geſtalt konnte Gegenliebe ihm nicht gewinnen; ſeine Kameraden meinten, ob er ſeinem Schwiegervater als Modell zum Apollo vom Belvedere ſitzen wolle. Kräutlein riß das Bild der Geliebten aus dem Herzen, und mit dieſem ſein Herz und ſein Wünſchen und ſein Streben und ſein ganzes Lebensglück. Er kam ſich ſelbſt wie ein Epigramm auf die Menſchheit vor, und überzog die glühende Liebe und Menſchenliebe in ſeinem Herzen mit der Eisdecke eines kalten Hohns, mit der trocknen Rinde einer ſtumpfen Gleichgültigkeit. Sein ganzes Daſeyn ſchien ihm ein Sarkasmus des Schickſals, und ſo waren denn ſeine Worte alle getaucht in das Salzwaſſer des Spottes, und all ſein öffentliches Thun war ein Ausbruch von Hohn und Bitterkeit. Er beluſtigte ſich über Liebe und Freundſchaft, über Mitleid und Tugend, mit einer hohnlachenden Miene, während ſein Herz zerging in Wehmuth und Schmerz. Er entzog ſich allen Kollekten und ſonſtigen wohlthätigen Vereinen, indem er die härteſten, fühlloſeſten Ausdrücke dabei ausſtieß, und heimlich verwandte er einen Theil ſeines ungeheuren Vermögens zu Wohlthaten und milden Gaben. Die Worte ſelbſt, die er in Lips Stammbuch ſchrieb, ſtießen denſelben ſo ab, daß er das Blatt nicht unter den andern, edlen, ſentimentalen Freundſchaftsverſicherungen liegen laſſen wollte, und daſſelbe aus der Stiftshütte der Freundſchaft in den Vorhof verbannte, indem er daſſelbe zwiſchen Deckel und Umſchlag verächtlich hineinſchob. Jetzt, bei der Generalprobe ſeiner Freunde, vor dem auto da fé des Stammbuches, fiel ihm das längſt vergeſſene Blatt in die Hände, und mit Schaudern las er die Worte:

„Ich habe keinen Freund und will auch keinen,
Will ſelber auch als Freund nicht mehr erſcheinen;
Bin ich mein Freund, ſo gnügt mir das allein,
So wird kein Andrer mir es jemals ſeyn!“

„Ja wohl, Samiel hat recht!“ rief er aus. „Du Samiel, erſparſt mir wenigſtens den Weg zu Dir hin!“

Er nahm das Papier, um es in die Flamme zu werfen, da pochte es lärmend an ſeine Thür.

Siebenzehntes Kapitel.

„Herein!“ rief Lips, und wer malt ſein Erſtaunen, als Kräutlein Samiel in das Zimmer trat.

„Du biſt wohl ein Feuerwerker geworden?“ ſprach Kräutlein, als er ihn unter brennenden Papieren fand. Lips fand keine Antwort.

„So?“ fragte Kräutlein weiter, indem er ſah, daß die Blätter des Stammbuches nach und nach in die Flammen gewandert waren, und eben der letzte Transport denſelben Weg machen ſollte. „So? Du laſſeſt Deine Freunde in Effigie durch das Fegefeuer wandern? und ich? welches iſt mein Loos? bin ich ſchon Aſche, oder ſoll ich erſt noch den Flammentod beſtehen? und wirſt Du Dich ſelbſt nicht auch, wie die indiſchen Wittwen, mit auf dem Holzſtoſſe verbrennen?“

Lips ſchwieg noch immer. Kräutlein trat näher heran, und beſah das Blatt, welches ſo eben den Flammengang machen ſollte, und ſah, daß es ſein Blatt war!

„Es ſchmerzt nicht!“ rief er, wie Arria, aus, zündete das Papier an, und hielt es ſich unter die Naſe.

Lips war unwillig, und fragte kalt: „Herr Kräutlein, wie komm' ich zu der Ehre?“

„Ehre? ja wohl! Samiels Ehrenſprung! ſieh, Freund Lips, Du haſt in Deiner traurigen Lage zu allen Deinen Freunden Zuflucht genommen, und ſie thaten blos, als ob Du genieſet hätteſt, und ſagten: „Helf Gott!“ Hätteſt Du Dich einmal um Mitternacht auf dem Kreuzwege zwiſchen den zwei Straßen am *** Markte geſtellt, und ausgerufen: „Samiel hilf!“ wer weiß, ob nicht ein hülfreicher Dämon aus der Erde herausgeſprungen wäre.“

Lips ſah ihn verlegen mit einem Seitenblick an, und er fuhr fort:

„Freilich meint man, rothes Haar, und ein Höcker, und ein ſtechender Blick ſind Warnungstafeln, und ſagen ſo viel, als: „Hier klopfet nicht an, denn Euch wird nicht aufgethan.“ Aber es könnten doch Fälle geben, wo das rothe Haar der würdige Scharlach und Purpur iſt, den eine königliche Geſinnung trägt; wo ein Höcker nichts iſt, als das Spargelglas, über ein zu zartes und empfindſames Herz geſtürzt, und wo ein ſtechender Blick nichts iſt, als die Staarnadel, die Blindheit ungläubiger Herzen zu ſtechen und zu tilgen?“

Lips, den die elegiſche Stimme Kräutleins, welche mit ſeinen halb ironiſchen, halb wehmüthigen Worten ſeltſam kontraſtirte, ergriff, blickte zu ihm auf, und Kräutlein faßte ſeine Hand, und ſagte:

„Samiel bietet Dir Hülfe und Rettung, Du brauchſt nicht einmal den linken Arm aufzuſchlitzen, und mit Deinem Herzblute Dich mir zu verſchreiben. Schlag ein! Schlag ein!“

Er hielt ſeine Hand hin.

Lips zögerte.

„Wer iſt nunmehr Samiel?“ rief Kräutlein, „Du blondgelockter, ſchlanker Jüngling, der Herz und Gut und Blut eines ehrlichen Kerls verſchmäht, und ihm kalt den Dolch der Verachtung in das Herz ſtößt, oder der rothhaarige und verwachſene Stiefſohn der Natur, der ſein Alles und ſein Ich mit dem Freunde theilen will zur Stunde der Noth. Sprich, ſprich Samiel!“

Lips faßte halb krampfhaft, halb erſchüttert Kräutleins Hand.

„So!“ ſagte Kräutlein, indem er ihn an ſeine Bruſt zog, „nun biſt Du mein; nun aber verlaſſe auch dieſe Stadt, in der Du unter allen Deinen Freunden kaum einen Samiel fandeſt. Komm' auf meine Beſitzungen in den geſegneten Gefilden der Steiermark, und lebe, unter welchem Titel Du willſt, als Dirigent, als Aufſeher, als was Du willſt, bei und mit mir.“

Achtzehntes Kapitel.

Lips folgte mechaniſch dem ihn ſanft fortziehenden Kräutlein, und dieſer führte ihn hinauf in das Dachſtübchen, in welchem Elodie in ſtiller harrender Liebe hinter den Fenſterblumen ſaß, und mit der Welt der großen, vollen Liebe *in ſich* die große Welt *um ſich* vergaß, und an weiter nichts dachte, als an ihren Lips, und in nichts weiter hinausſah, als in die Wüſte ihrer Hoffnungsloſigkeit, und ſich an nichts labte, als an dem ſüßen Salze ihrer ſtillfließenden Zähren.

O, wer kennt Dich nicht, ſüßes Weh des Weinens! wer hat nicht ſchon Deine Wolluſt gekoſtet, heimlich vergoſſene Thräne! Du biſt die Gefährtin der Liebe, die Geſpielin der höchſten Freude, die Tröſterin des Kummers, der Arzt des Schmerzes, die Dolmetſcherin des Mitleids, die Botin der Wehmuth und die geheime Ohrenbeichte ſtiller Entſagung!

Du biſt die Zwillingsſchweſter der Liebe, mit ihr geboren in der feuchten Perlmuſchel des Auges; darum, o ſüße Thräne, ſpiegelt die Flamme der Liebe ſich ſo gerne ab in dem reinen Thautropfen der Zähre. Darum trinket die rinnende Thräne ſo gern hinweg den Kummer der Liebe, darum wird die Liebe aufgezogen in und durch die bittere und ſüße Thräne, und darum erblüht die Thräne ſo gern im Auge, wie ein Schneeglöckchen, als Vorbote der ſchönen, erwachenden Liebe, und darum zittert ſie nach ihrem Tode als Trauerperle ihr nach.

Eine Thräne aber der ſanfteſten Duldung, der reſignirenden Hingebung in das unerbittliche Geſchick, ſtand in Elodiens ſanften Augen, als Kräutlein hereintrat und mit ihm Lips. „Da habt Ihr Euch!“ ſagte Kräutlein, und führte Lips zu Elodien, die erſtaunt und fragend die beiden Freunde anſah.

„Hier,“ ſagte Lips, „iſt ein Freund mir erſtanden, ein wahrhafter, wie ein Phönix aus der Aſche aller meiner andern Freunde. Ich habe ihn verkannt, allein die Goldprobe der Freundſchaft: „der Augenblick der Noth,“ hat ihn bewährt. Auf ſeinen Gütern will ich Dir, ihm und der Natur leben, und dieſem Trifolium mein ganzes Leben weihen!“

Mit hochaufſchlagendem Herzen hörte Elodie dieſe Worte, auf ihrem Antlitze erblühte und erglühte ein Morgenhimmel voll Hoffnungs-Roſen und Liebespurpur, und in ihren Augen leuchtete die Vorfeier heiliger Feſte, und ihr ganzes Weſen erbebte in einer ſüßen Ahnung. Sie ſank in Lips Arme, und die Engel der reinen Liebe, der Unſchuld und der Tugend ſahen mit Wohlgefallen auf den Bund zweier tugendhafter Weſen, durch das heiligſte Gefühl vereint.

II.

Liebesſchliffeleien

des

Poeten Piperl.

Erſtes Kapitel.

Sebaldus Piperl erblickte nicht das Licht der Welt, ſondern das einer kleinen Nachtlampe, auf den Höhen der Menſchheit, d. h. in dem Dachſtübchen des Schulmeiſters Bartholomäus Piperl, in dem Dörfchen Blitzhauſen. Bartholomäus Piperl hatte früher auf einer deutſchen Univerſität ſich ſo viele Kenntniſſe und ſo wenig edles Metall erworben, daß ſeine

Hoffnungen auf eine gute Anſtellung wie Nebelgebilde zerrannen. Bartholomäus konnte keinen platten Einfall eines hohen Gönners pflichtmäßig mit einem Refraingelächter begleiten; Bartholomäus konnte keiner gnädigen Frau, deren Haar an die Schneekoppe erinnerte, betheuern, ſie ſchaukle mit dem Lebensnachen noch am jugendlichen Vorgebirge des Lebens; Bartholomäus konnte unmöglich etwas Langweiliges hören ohne zu gähnen, und das zarteſte Schooßhündchen der Zarteſten durfte ſich nicht unterfangen, auch nur die kleinſte Invaſion in das Gebiet ſeiner Waden zu machen ohne mit Heulen und Winſeln den Rückzug antreten zu müſſen. Bei dieſem unglücklichen Charakter blieb unſerm Bartholomäus nichts anderes übrig, als die eben erledigte Schulmeiſterſtelle in Blitzhauſen anzunehmen. Die Einwohner von Blitzhauſen hatten weder gute noch ſchlechte Einfälle; jede Frau wußte den Taufſchein aller andern Frauen auf ein Jota auswendig; Schooßkätzchen und Schooßhündchen waren noch nicht in dieſe Gegend gekommen; Langeweile hatte man auch nicht, denn in Blitzhauſen hatte man keine Diner's, keine Vorleſungen, keine Theater und keine Dilettanten, alſo durfte Bartholomäus hoffen, die Tage und Nächte ſeines Lebens hier in ſchulmeiſterlicher Ruhe beſchließen zu können. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch eine Frau, nur bekömmt man leider oft ein kleines Aemtchen und dazu eine große Frau, oft ſogar ein Aemtchen, das faſt gar nichts abwirft, und dazu ein Weibchen, das alles mit vollen Händen hinauswirft. Zum Glück für Bartholomäus brachte ihm ſein ruhiges Aemtchen auch ein ruhiges Weibchen. Marie, die Tochter eines armen Flötenſpielers, legte ihre leere Hand in die ſeine, und füllte ſie, wenn auch nicht mit dem Mitgifte der Fortuna, doch mit dem Gegengifte der Liebe und mit dem Tauſendgüldenkraut der innigſten Zärtlichkeit. Sie brachte ihm nichts mit, als ſich und ihr Herz voll Treue, und ihre Bruſt voll Frömmigkeit, und ihr Weſen voll Milde und ihr Auge voll Unſchuld; aber mit ihrem Einzuge in ſeine Dachſtube zog die häusliche, glückbringende Schwalbe Zufriedenheit mit ein, und niſtete ſich ein in das einfache Zimmerchen. Mariens Herz war unter den Flötentönen ihres Vaters ſelbſt zur Flötenuhr geworden, und flötete die reichſten und zarteſten Klänge hinaus in die Einförmigkeit ihres Lebens, und ward es nie müde, ſtets von neuem auszutönen die Melodien der Sanftmuth und der Liebe, wenn auch ein hartes Schickſal mit rauhem Finger auf der Taſtetur ihrer Gefühle herumſtürmte, und die Durklänge des Lebens löſ'ten ſich in wehmüthige Molltöne auf. Unſer Sebaldus Piperl war das erſte Pfand, das die Liebe in das Leihhaus des ehelichen Glückes ſetzte, und worauf ihr auch die größte Summe häuslicher Freuden ausbezahlt wurde. Sebaldus war der Augapfel des Vaters und das Herzblatt der Mutter. Wir überſpringen die früheren Kinderjahre, in denen der Menſch nichts iſt, als ſein eigener Aushängebogen, oder die Charta bianen ſeines künftigen Weſens, und geben zu ſeinem Jünglingsalter, zu der Propädeutik ſeiner Liebesſchliffeleien über.

Zweites Kapitel.

Blitzhauſen lag in einem Thalkeſſel, den ein Berggürtel in reizenden, bald jähen, bald ſchroffen und bald ſich ſanft erhebenden Abſtufungen umſchloß. Eine geſunde Vegetation trieb aus dem Schafte hoher Eichen die blätterreiche Krone aus, wucherte in dem friſchen Grün der Triften über den Rücken der Berge hinweg, und ſchoß ſegenvoll empor in dem kornbelaſteten Haupte der Aehren. Die Luft floß rein und klar wie ſtärkende Mineralquellen von den Berggipfeln nieder, und der blaue Himmel lachte wie das liebende blaue Auge des blauäugigen Landmädchens über das ſchmale Thal hin, in dem das Dörfchen Blitzhauſen, wie eine ruhende Nymphe halb hingelehnt lag. Hier in der Vorſchule der Aeſthetik, in der Natur, hier wuchs Sebaldus auf, die Bruſt vollgeſogen von den Reizen ihres Negligees, ſein offenes Herz hingegeben dem freien Spiele aller Empfindungen, ſich hingebend den leiſeſten Wünſchen ſeiner Seele, da kein Wunſch in ihr entſtand, der den Zirkelkreis dieſer Berge überflog und der nicht unſchuldig genug war, um ihn augenblicklich in Ausführung zu bringen. Früh entwickelte ſich der Geiſt des Knaben, der bald mit Heißgier alle Fächer des Unterrichts umfaßte, den ihm ſein Vater ertheilte. Frühzeitig entfaltete ſich in Sebaldus Gemüthe jenes poetiſche Weſen, das alle Erſcheinungen des Lebens einzäunt mit dem Mondſcheinregenbogen des Ueberirdiſchen, und ſie nur anfaßt mit den Blumenfäden der Begeiſterung. Seine Mutter, die nun für die ganze Spielzeit ihres Lebens das große Thema Mutterliebe zu variiren hatte, und es mit allen Mutationen unabläßig vortrug, führte ihn zu den Blumen des Feldes, lehrte ihm ihre Sprache und ſinnige Bedeutung, ſie führte ihn zu den Feſten der Schäfer und den Spielen der Jugend, und ſo füllte ſie ſeinen Geiſt mit reichen ſüßen Empfindungen. Sie legte in ſein Herz eine elegiſche Sanftmuth, ein unbegreifliches Vorbeben namenloſer Gefühle, ein Seelenhinneigen zu dem noch verſchleierten Saisbilde künftiger Liebe. Ach, iſt denn nicht die Natur die Mutter, die Amme, die Wiege, die Geſpielin und die Vertraute zugleich der Poeſie? Nur in dieſer großen Sennhütte, unter der großen Taucherglocke, vermag der Menſch anzuſtimmen die reinen Saiten, die, angeweht vom Odem der Göttlichkeit, erklingen in hoher Reinheit. Hier vernahm Sebaldus den erſten Flügelſchlag ſeiner keuſchen Muſe, reiche Lieder zogen aus ſeiner Bruſt und ein Quell Melodieen rauſchte in ſeinem Innern; er ſang den Reiz der Natur, das Lob der Einſamkeit, und in dieſe Töne miſchten ſich die Sehnſuchtsklänge eines namenloſen Wollens, die ſchwankenden Laute eines zielloſen Suchens, die ſchmerzlichen Accorde eines unerfüllten Herzens, das

Herumirren auf dem Urelemente Liebe, das keinen Ruhepunkt findet. Oft waren ſeine Geſänge gerichtet an ein geſtalt- und formloſes Weſen, das wie die Ferne ihn anzog und anlockte, das, ungeſehn und ungekannt wie die ſüßen, kaum geahnten Reize des verſchleierten Jenſeits, ſich ſeiner bemächtigte, daß ſich an ihn anſchmiegte wie elaſtiſche Bruſthütchen und aus jedem Ton ſeiner Lieder verſtändlich mit ihm ſprach.

Bartholomäus Piperl wußte ſich die poetiſchen Erzeugniſſe ſeines Sohnes bald zu verſchaffen und dieſelben einem Univerſitätsfreunde in die Stadt zu ſchicken, der nicht ermangelte, ſie in Journalen und Almanachen abdrucken zu laſſen. Bald war die leſende Welt auf dieſe Lieder voll Liebe und Sehnſucht, voll reiner Gluth und reiner Phantaſie aufmerkſam; beſonders fand ſich die Frauenwelt durch die Zartheit der Gedanken, durch die weichen Klänge eines ungeſtillten, liebebedürftigen Herzens angezogen, und bevor noch Sebaldus ahnen konnte, daß die geheimen Präludien ſeiner Muſe ein lauſchendes Ohr trafen, hatte ihn die leſende Welt zu ihrem Lieblings-Troubadour erkohren, und Sebaldus Piperls Lieder floßen in paſſenden Melodien von tauſend Honig- und Korallenlippen der Reſidenz und wurden mit Gluth und Wuth an Toiletten und Ottomannen, bei Serenaden und Cavalkaden, den ſtädtiſchen Donzellen vorgeſungen und vorcitirt.

Drittes Kapitel.

Sebaldus hatte bereits ſein zwei und zwanzigſtes Jahr zurückgelegt, ohne aus dem Dörfchen Blitzhauſen zu kommen. Alle Gebräuche, Sitten, Convenienzen und wie die Societätskinder der großen Welt noch heiſſen mögen, waren ihm ſo fremd geblieben, wie Menſchlichkeit dem Herzen eines Wucherers, wie die Höflichkeit dem Millionär, wie die Wahrheitsliebe dem Lügner. Einfach war ſein Betragen,

BIBLIOTHECA REGIA

ſein Herz offen wie ſein Wort, und ſein Wort frei, wie ſein Sinn. Da gefiel es einer weitläufigen Muhme des Bartholomäus Piperl, die in der Reſidenz W. ſchon ſeit dreißig Jahren fromme Gebete und runde Sümmchen zuſammen ſcharrte, jene im Himmel und dieſe auf Erden auf gute Zinſen unterzubringen ſuchte, die Augen zu- und die Käſten aufzuſchließen. Die gute Frau war ſehr fromm; ſie legte daher alle Schlöſſer vor Kiſten und Kaſten und gar keines an den Mund. Sie bat den Himmel beſtändig, daß ſie Niemand um etwas bitten möge, und da der Himmel nicht ſo verſchloſſen als ihr Goldkaſten war, bat ſie auch in kurzer Zeit kein Menſch mehr um etwas, und ſie lebte in ruhiger Betrachtung ihrer Summen, zurückgezogen von den Ausgaben dieſer Welt, unangefochten von fechtenden Bettlern, nur ſich und ihren hohen aber geheimen Intereſſen lebend. Lange ſtand ſie mit einem Fuß im Grabe und mit dem andern vor der Geldtruhe; lange ſchon hatte ſie ein Teſtament gemacht, aber immer wieder wurde das alte Teſtament umgeworfen, und ein neues Teſtament eingeführt; da kam Freund Hain, der Herausgeber des großen Vergißmeinnichts: „Tod!“ und reichte ihr den kleinen Finger. Zwar beſtätigte ſich hier das Sprüchwort nicht, wenn man einem den kleinen Finger reicht, ſo will man die ganze Hand; jedoch verſtand die gute Muhme den ſoliden Fingerzeig genau, ſegnete ihr geſegnetes Zeitliche, legte die Brille in ihr Gebetbuch, machte ein Eſelsohr in das Buch des Lebens, und entſchlief den erſten Schlummer, in welchem ſie ohne Furcht vor Dieben und vor Einbruch bis zum Anbruch eines großen Tages fortſchlummert. In ihrem allerneueſten Teſtamente hatte ſie unſerm Sebaldus zum alleinigen Erben ihrer hinterlaſſenen Reize ernannt. Dieſe Reize beſtanden in hundert und fünfzig Tauſend Thälerchen, die abgeſchieden von den verführeriſchen Antaſtungen dieſer Welt in Sack gehüllt lebten, und die nicht eher das Licht der Welt erblickten, bis es ihrer Herrin hienieden erloſch.

Sebaldus poetiſches Gemüth konnte lange nicht begreifen, wie denn die hochſelige, wunderliche Muhme auf den wunderlichen Gedanken gekommen, gerade ihm dieſe Thaler zuzumuthen; doch der etwas proſaiſchere Bartholomäus meinte, hundert fünfzig tauſend Thälerchen könnten auch einem poetiſchen Aederchen nichts verſchlagen, ſintemalen es ſich zwar ſehr ſchön hören ließe: „O du gold'ne Leyer!“ „O ihr Silber-Saiten!“ Allein zum Unglück wird dieſes Gold und Silber aus den Bergwerken der Poeſie in den Schmelzhütten des proſaiſchen Lebens nicht ſchmelz- und prägbar befunden werden. Bartholomäus meinte ferner: wenn einmal eine ſolche Muhme zwei Augen zudrückt, dürfte die Muſe ſchon ein Auge zudrücken, da überdem die reichſte Muſe noch nie einem ihrer Vettern hundert fünfzig tauſend Thaler vermachte. Dabei ließe ſich auch für Unſterblichkeit mehr leiſten, wenn man für die Hungerſterblichkeit nicht zu ſorgen hat, nicht minder rege der Geiſt ſeinen Fittich ſtärker, wenn der Körper hübſch Schwungfedern hat; das Schäferleben und Lieben ſänge ſich viel beſſer, wenn man ſein Schäfchen im Trocknen hat, und was dergleichen loſe Redensarten mehr ſind.

Sebaldus ſollte alſo ſeine poetiſchen Füße aufmachen, hinpilgern und eine Schmerzensthräne weinen an dem Grabe, und eine Freudenthräne an der Geldkiſte der Verblichenen. Er ſollte ihr Andenken in und ihr Geld auf ſeiner Bruſt wohl verwahren, und dabei für einen Theil ihrer hinterlaſſenen Werke, die Reſidenz, ihre Merk= und Liebenswürdigkeiten, ihre Gebräuche und Mißbräuche u. ſ. w. kennen lernen.

Sebaldus verließ mit ſchwerem Herzen und leichter Taſche das gute Blitzhauſen, nicht bevor er von jeder Oreade, Dryade und Hamadryade zärtlich Abſchied genommen, um nach der Reſidenz zu eilen, die er ſich längſt als einen Zaubergarten und Feentempel dachte. Die Mutter band ihm ihr beſtes Halstuch um, und der Vater die beſten Ermahnungen ein, und ſo ſtieg er hinab von ſeinen Bergen und ſang ſein Wanderlied hinaus in die Thäler, die wie ſmaragdne Schaalen, mit Blumen und Früchten gefüllt, ihn umlachten.

Wie eilt das leichte Wolkenheer,
Dort hoch am Sternenreich,
Wenn ich nur eine Wolke wär'
Und zöge fort mit euch!

Wie dort der Vögel munt'rer Chor
Durchſchifft die blaue Fluth,
O könnt' ich doch zu euch empor,
Wie wohl wär' mir zu Muth!

Das Bächlein eilt mit munterm Schritt
Stets fort den heitern Lauf,
O könnt' ich mit dem Bächlein fort,
O Bächlein nimm mich auf!

Doch alle drei, ſie eilen fort
Und laſſen mich zurück;
Ach, ihnen folgt nach fernem Ort,
Voll Sehnſucht nach mein Blick.

So zieh' ich ſingend hinterdrein,
Mit Saitenklang und Spiel,
Erreiche ſpät im Abendſchein
Das längſt erſehnte Ziel.

Viertes Kapitel.

Es war Abend geworden, als Piperl die große Thurmſpitze der Reſidenz W. wie einen in die Höhe geſtreckten Zeigefinger erblickte. An der Barriere bat ihn der Aufſeher um die Eröffnung ſeines zarteſten Geheimniſſes, welches dieſesmal in einem kleinen Felleiſen beſtand. Piperl hatte weder ungariſchen Tabak noch engliſche Tücher, und entkam bald den wißbegierigen Nachforſchungen der Zolldiener. Mit leiſer ſchüchterner Stimme fragte er nach einem Gaſthofe; man wies ihn an die „Stadt London“, und Piperl hielt gegen neun Uhr Abends ſeinen anſpruchloſen Einzug in die Stadt London. Wer die Reſidenz W. und die Stadt London kennt, kann ſich denken, wie ein Paſſagier, der nicht wenigſtens mit zehn Füßen ankommt, hier aufgenommen wird. Der Lord-Major, id est der Gaſtwirth der Stadt London ſtand in der Thüre und ſah unſern Poeten heranſchreiten, und da es ſelbſt von einem Lord-Major nicht zu verlangen iſt, daß er es einem ſtaubbedeckten Fußgänger anſehen ſoll, daß eine gottſelige Tante ihre hinterlaſſenen Werke von nicht weniger als hundert fünfzig tauſend Thalern ihm vererbte, ſo lüſtete er kaum die weiße Nachtmütze, die wie ein Schwan auf dem rothen Meere ſeiner Haare ſchwamm. Piperl machte eine tiefe Verbeugung, und mußte lange warten, bis ihm Antwort wurde. Endlich kam der Lord-Kanzler, der hier nur Ober-Zimmerkellner genannt wurde. Piperl machte wieder eine ſehr tiefe Verbeugung, und — wer ſich erniedrigt wird erhöht, der Lord-Kanzler wies ihm eine der erſten Stellen im Oberhauſe, das heißt drei Treppen hoch, an. Ein anderer Kellner wurde angewieſen, Piperl's Felleiſen nachzutragen. Dieſer Kellner, der das Portefeuille der Auswärtigen beſorgte, lächelte ironiſch, als er den ſpezifiſchen Leichtſinn des Felleiſens gewahrte. So gelangte Piperl in das für ihn beſtimmte Zimmerchen, in welchem er ſich bald mit ſeinem

Felleiſen in ungeſtörter Vertraulichkeit befand. Er öffnete das Fenſter und ſah hinaus in das rege Leben der Stadt, und in den geſtirnten Himmel, und die Sternchen ſchienen mit Spott herabzublinzeln auf die tauſend und aber tauſend Lampen, mit denen die Erde ihre Kahlheit beleuchtet, und der breite Strom floß wie ein Gnadenband durch die Stadt, und das Rauſchen ſeiner Wellen ſchien ein leiſes Necken über das nichtige Treiben an ſeinen Ufern; und jenſeits der großen Vorſtadt ragten die Wipfel hoher Bäume herüber und in ihren Zweigen ſchien es ſchalkhaft zu flüſtern, und die Blätter liſpelten ſich ſchelmiſche Lieder zu, über das Toſen der Stadt und über das Koſen der Pärchen, die unter ihnen wandelten; und auf den Baumſpitzen wiegte ſich der Mondſchein und zitterte ſein blaſſes Champagnerſchaum-Licht herab in das Grün der bewegten Aeſte, und auf der entgegengeſetzten Seite ſtand der ....berg ſchweigend und erhaben feierlich, wie ein Hohepriеſter der Schöpfung und ſah mit ſinnigem

Haupte hinunter in das Häuſermeer, das an ſeinen Füßen brandete; und auf ſeinem Gipfel ſtand ein Häuschen, aus deſſen Fenſtern ein einſames aber freundliches Licht hinunterfloß in die Stadt, wie ein Gruß aus der Ferne, wie ein Wink der Liebe, wie das flatternde Bandzeichen der harrenden Sehnſucht, und dieſes Licht leuchtete und funkelte hinein in die Seele Piperls und ſein Auge hing unverwandt an dieſem Lichte. Er glaubte durch die Ferne zu ſehen das Weſen, das dort oben ſehnend herausſchaut in die leere Dunkelheit; er glaubte durch die Ferne zu hören die Töne eines ſtillen Verlangens, die das Weſen dort oben hinaushaucht in die aufhorchende Nachtluft, und durch ſeine Bruſt zog der Vortraum der Liebe und er feierte das erſte Ahnen jener Empfindung, die aufhört zu ſeyn, wenn ſie mehr als Ahnung wird. Da klopfte es an die Thüre, und herein trat der weibliche Colonialminiſter der Stadt London, das Stubenmädchen, und fragte: „Befehlen Sie zu ſpeiſen?“ In dieſem „befehlen Sie zu ſpeiſen?“ lag eine Accentuation von noch einigen bedeutſamen et caetera's. Piperl ſah ſich um und vor ihm ſtand das ſchönſte Exemplar eines W...r Stubenmädchens; und das will viel ſagen, wenn man die Exemplare der W...r Stubenmädchen kennt.

Fünftes Kapitel.

Meine Leſer werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihnen hier eine kleine Charakteriſtik der W...r Stubenmädchen entwerfe. Ein W...r Stubenmädchen iſt ein Geſchöpf, das die Natur in einem Anfall von Bauluſt, als ſie Frauenzimmer und Kammerherren ſchuf, ſo zu ſagen als einen verknüpfenden Corridor zwiſchen beiden anlegte. Ein

W...r Stubenmädchen iſt das Verbindungszeichen der verſchiedenen Artikel. Ein ſolches Stubenmädchen iſt die Finanzräthin der Hausfrau, ihr Chargé d'affaires, ihre Poſttaube und ihr Hausſprachrohr; ſie iſt die Confidente des Hausherrn, ſeine Fürſprecherin bei der Frau Gemahlin, ſein Bureau des renseignemens und ſein Rechnungsfaullenzer. Dabei lehrt ſie dem Hausſohne die Humaniora der Liebe, der Tochter die Anfangsgründe der Koketterie; nebenbei iſt ſie Aufpaſſerin des männlichen und Tugendwächterin des weiblichen Hausgeſindes, und die Erholungsſtunden wendet ſie zur Bereicherung ihrer eigenen Menſchenkenntniß an. Dabei beſitzt ſie eine ciceroniſche Beredtſamkeit, eine jeſuitiſche Schlauheit, einen diplomatiſchen Ueberblick aller Stadtintriguen und eine militäriſche Feldherrntugend, die den Angriff wie den Rückzug mit gleichgeübtem Auge zu leiten und zu decken weiß. Dieſe Stubenmädchenaugen ſind aber auch ganz eigene Augen, wahre Vorpoſten- und Wachtfeueraugen, und mancher

Schmetterling, der unverſehrt den Augen der gnädigen Frau im Audienzzimmer entkam, verſengte ſich die Fittige an den Stubenmädchen-Augen der Antichambre. Aus dieſer hohen Schule kam die Colonialminiſterin, die eben vor unſerm Piperl ſtand und ihn mit ihrem „befehlen Sie zu ſpeiſen?“ von dem verſchleierten Bilde eines ungekannten Ideals zu ihrem eben nicht zu ſehr verſchleierten Lindenblüthenhals herabzog. Piperl zuckte zuſammen und konnte kein Wort hervorbringen; alle ſeine Träume glaubte er verwirklicht, ſein ſtilles Sehnen hatte plötzlich einen Gegenſtand gefunden. Zitternd verbeugte er ſich demüthig und ein Blick fiel verſtohlen auf ſie hin, den zu deuten die hübſche Antonie nur gar zu gut verſtand. Ja hübſch war ſie, die Antonie, das geſtand ſelbſt das andere Stubenmädchen der Stadt London. Nach W...r Art hatte ſie ein kleines niedliches weißes Häubchen auf, von dem üppigen Haar guckten auf beiden Seiten einige Locken ſpitzbübiſch hervor, als lauſchten ſie, was die klaren braunen Feueräuglein ſagen wollten; ein kleines Näschen ſchien eben etwas zu ſtutzen über die hellen Perlchen, die aus den kirſchrothen Lippen herausleuchteten. Ein kleines Tüchlein, daß ſie ihrem Buſen zur Bedeckung mitgegeben, erfüllte ſeine Pflicht nur halb, und die Fingerſpitzen der zwei zierlich geformten Händchen ſaßen in den Täſchchen [illegible] Schürze, die wie eine falſche Freundin, das Geheimniß der üppigen Formen, wenn auch nicht durch Worte, doch durch Winke und Fingerzeige verräth. So ausgerüſtet war ſie, die das tragikomiſche Schickſal unſerm Piperl zuerſt unter allen weiblichen Weſen, die er ſich alle als gleich engliſche Weſen dachte, zuführte. Noch kniete er, und Antonie fragte noch einmal: „Was befehlen Sie zu ſpeiſen?“ Piperl wagte keinen Blick auf ſie zu werfen. „Was machen Sie denn?“ fragte Antonie, trat hinzu, und half ihn, ſich aufrichten. „Eidli!“ liſpelte Piperl und ſein Auge ſchloß ſich in ſanfter Begeiſterung. „Eidli?“ fragte Antonie, „ſteht das auf der Karte? Ich will einmal nachſehen, und gleich wiederkommen.“ Damit ſchlüpfte ſie zur Thüre hinaus, und ließ unſern Piperl ſich und ſeiner Seligkeit überlaſſen. Ein neues Leben ſchien ihm aufzugehen; er glaubte nun das Loos ſeines Schickſals geworfen, eine Begeiſterung der Liebe durchſchauerte ihn und er ſang aus voller Bruſt hinaus die Luſt, daß ſeinen Wünſchen, ſeinem namenloſen Lieben endlich ein Gegenſtand geworden, und in immer neuen Weiſen tönte ſeine Muſe dieſes Glück aus.

Wenn ich tauſend Lieder ſänge,
Stets erneut ſich das Organ,
Welches mir voll ſüßer Klänge
Innen tief ward aufgethan.
Schwimmend leb' ich in Akkorden,
Unbewußt wie es geworden.

Sonſt war ich wie blind geboren
Und der Sonne goldnes Licht,
Und der Farbentanz der Horen,
Und des Frühlings Angeſicht,
Blüthenkeime, Blätterſproſſen,
Hat mein Auge nicht genoſſen.

Sterne kamen ſtill gezogen,
Mich erquickte nicht ihr Schein;

Nicht liebt' ich den Regenbogen,
Nicht des Mondes Lilienſchein,
Nicht im bunten Roſenkleide
Die beblümte Jaspishaide.

Da kam ſie, mein Herzverlangen!
Und mir ſprang des Sehens Quell,
Welten ſind mir aufgegangen,
Roſenroth und licht und hell.
Wo jetzt hin die Augen blicken,
Wird ein Schein ſie froh erquicken.

Mich ergriff ein ſüßer Schrecken,
Als ſie glanzvoll vor mir ſtand,
Liebend ſich nach ihr zu ſtrecken
Wagt' es nicht die ſcheue Hand.
Später erſt als ſie entſchwunden,
Hab' ich Wort und Ton gefunden.

Wie ich ſinge, ſpringt die Rinde
Jedes Zweifels von mir los,
Wie der Liebe Glück ich künde,
Nahet es vom Götterſchoos,
Und ſo lang die Lieder rauſchen,
Weilt es gerne mir zu lauſchen.

Sechstes Kapitel.

Das Stubenmädchen unterließ nicht, die Stadt London davon in Kenntniß zu ſetzen, wie der Mann im Oberhauſe im Oberſtübchen nicht ganz richtig ſey; der Lordmajor legte ſich mit dem Ohre an das Schlüſſelloch und eröffnete endlich ſeinem ſämmtlichen John Bull, der Mann im Oberhauſe müſſe ein Scribent oder Dichter, oder Zeitungsſchreiber, oder ſo was ſeyn, denn er ſpreche mit ſich ſelbſt und noch dazu in Reimen. Man müſſe deshalb gleich Morgen frühe die Tagszeche fordern, denn ſolche Leute wollten gewöhnlich mit ihrem Klingkling aus dem Schatzkäſtlein der Poeſie bezahlen.

Piperl war unter den ſüßeſten Hoffnungen zu Bette gegangen, und der Traumgott, der einzige freigebige Gott gegen Dichter, führte ihm das Stubenmädchen in tauſenderlei Geſtalten vor, bis der ſpäte Morgen durch die Fenſter ſchien, und Piperl mit einem Sprunge aus dem Arm des ſchönſten Traumes, und aus dem Bette ſprang. Die Morgenſtunde, die Gold im Munde hat, war ſchon längſt vorüber, und da die geſtrige Abendſtunde nicht einmal Abendbrod im Munde hatte, ſo verſpürte Piperl ein Flüſtern ſeines Magens, das ihm zurief: „Morgenſtunde hat Frühſtück im Munde!“ Er dachte eben darüber nach, wie dieſe verwegene Sentenz in Ausübung zu bringen wäre, als Antonie ihr Köpſchen zur Thüre hereinſteckte und „guten Morgen“ hereinrief. Mädchenwangen und Monatsroſen blühen und glühen nie lieblicher und einladender, als am Morgen, wenn ſich das Licht eben noch freuet, dieſes Terrain gewonnen zu haben; Kirchenglocken und Frauenworte fallen nie freundlicher, wohlklingender ins Ohr, als am Morgen, und Männerherzen ſind nie empfänglicher als am Morgen. Wer nie beim erſten Erwachen einen „guten Morgen“ von den Korallen geliebter Lippen pflückte, weiß nicht, was ein „guter Morgen“ iſt. Auf Piperls Weſen wirkte dieſer gute Morgen wie ein elektriſcher Schlag; er ſprang ihr entgegen und Antonie, die nicht gerne zwiſchen Thür und Angel ſteckte, beſonders wo es etwas zu angeln gab, hüpfte ganz in das Zimmer und in das Herz Piperls hinein. „Guten Morgen!“ ſagte ſie zum zweitenmale, und ein leiſes „guten Morgen“ ſchlich wie Geiſterhauch über Piperls Lippen. Er ſtürzte auf ſie zu und angelte nach ihrer Hand, um ſie an ſeine Lippen zu führen. Es war nicht die erſte Stubenmädchenhand in der Geſchichte der Stubenmädchen, die Poeten an die Lippen geführt haben; allein in dem Realkatalog von Antoniens Eroberungen ſchien gerade die Dichterrubrik zu fehlen, und ſie beſchloß, zur Complettirung derſelben unſern Piperl in Gnaden aufzunehmen. Sie drückte ihm leiſe die Hand, und in Piperls Augen traten die Thränen des höchſten Entzückens. Vor der Hand ſchien es Antonien gerathen, es dabei bewenden zu laſſen; ihrem geübten Blick entging es nicht, daß ihr Zögling der Liebe noch nie im Buche der Liebe geleſen, und einer ſolchen

Anlockung widerſteht kein Stubenmädchenherz. Sie beſchloß, ihm das Buchſtabiren der Liebe nach und nach beizubringen, und das Zuſammenleſen ſo lange als möglich hinauszurücken. „Befehlen Sie zu frühſtücken?“ ſo unterbrach ſie den ſtummen Elementarunterricht der erſten Liebeslektion. Piperl nickte ſchweigend, Antonie entfernte ſich, und kam mit dem edlen Mokkaſafte wieder. Ihr auf dem Fuße folgte der Oberkellner mit der ſchwarzen Tafel, und forderte die Tageszeche. Piperl zog eine Börſe heraus, über deren Stoff und muthmaßliche Grundfarbe Chemiker von Profeſſion ungewiß hätten ſeyn müſſen, und aus dem entfernten Winkel dieſer Sackgaßbörſe kitzelte ſein Finger einen einſiedliſchen Dukaten hervor, und ließ ihn verſchämt in die offenherzige Hand des Oberkellners fallen. Der Kellner und der Dukaten entfernten ſich, Piperl blieb mit dem Mokkaſafte und Antonien allein, das Herz zog ihn zu letzterer, der Magen ſchleppte ihn zu erſtem; „Antonie!“ lispelte das Herz; „Kaffee!“

ſchrie der Magen. Wer weiß, wie lange dieſer Streit gedauert hätte, wenn nicht Antonie den Kaffee eingegoſſen und ſo beide verglich. „Geliebtes Weſen!“ ſtammelte Piperl, und die Obertaſſe zitterte in ſeiner Hand, ſo daß der dampfende Inhalt, wie er ſelbſt, heiß überfloß. Antonien, die ſtets gewohnt war, ſich „ſchelmiſches Kätzchen!“ „loſes Püppchen,“ oder wenn es weit kam „Herzensäffchen!“ nennen zu hören, that es ordentlich wohl, ſich „Weſen“ nennen zu hören; es ſchmeichelte ihr, den poetiſchen Weſenadel erhalten zu haben. Dieſes „geliebtes Weſen!“ gab ihrem Weſen eine Hingebung zu Piperls Weſen. Sie beugte ſich über das Haupt des ſeligen Piperl hin, er glaubte die Harmonie der Sphären zu vernehmen; das Sonnenwendfeuer der Liebe flimmerte von ſeinem Auge, alle Freudenfarben des Glückes loderten vor ſeinem Herzen auf, — „Polyhymnia!“ rief er aus und drückte einen Kuß auf Antoniens Wangen. „Polyhymnia“ Antonie hatte den köſtlichen Grundſatz: „Wenn Dir Jemand die eine Wange berührt, ſo reich' ihm auch die andere hin" ſtets, und auch jetzt befolgt. Da klopfte es an die Thüre, und herein trat der Bediente des Kommerzienrathes Wanſiedel. Piperl ließ Polyhymnia und die Obertaſſe fahren, und der Bediente fragte: „Hab' ich die Ehre, mit Herrn Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen zu ſprechen?" Auf die Bejahung dieſer Frage lud der Bediente, im Namen ſeines Herrn, Piperl ein, ihn heute noch zu beſuchen und ſein Quartier bei ihm zu nehmen. Piperl verſprach zu kommen, und erfuhr von Polyhymnia, wie der Commerzienrath Wanſiedel einer der reichſten Männer der Stadt W... wäre, und drei Töchter habe. In der Stadt London machte es nicht wenig Aufſehen, den zu Fuß Angekommenen bei dem reichen Wanſiedel eingeladen zu wiſſen, und als Piperl ſich die drei Treppen aus dem Oberhauſe herabließ, um zu Wanſiedel zu gehen, machte der Lord-

Major eine viel tiefere Verbeugung, als geſtern bei ſeinem Einzuge.

Siebentes Kapitel.

Der Commerzienrath **Wanſiebel** war ein bedeutender Mann in der Stadt W..., das heißt, ſeine Wechſel wurden auf der Börſe und ſeine Weine bei Tiſche gut befunden. Aus den Keſſeln einer blühenden Zuckerraffinerie ſtiegen er und ſeine Fabrikate immer höher empor. Er hatte ein Privilegium erhalten, aus Knochen Zucker zu bereiten. So hatte er nun, wie ein kleiner Fürſt, ſo lange aus den Knochen ſeiner Unterthanen Zucker geſogen, bis er ein fürſtliches Vermögen hatte. Mit jedem Tage mehrte ſich ſein Geld, folglich auch ſein Anſehen; dabei war er ſehr ordnungsliebend und genau. Er hatte noch nie einem Bettler je ſtatt eines Pfennings, aus Verſehen ein Dukaten geſchenkt, denn er ſchenkte nie einem Bettler einen Pfennig. Nie hatte ihn ſein mitleidiges Herz betrogen, und nie kam er in die traurige Lage, eine Wohlthat ſchlecht angewendet zu haben. Er betrachtete alle Menſchen wie Knochen; hatten ſie Mark, ließ ſich Zucker aus ihnen ſieden, dann waren ſie ihm willkommen; wo nicht, ſo hatte er nichts mit ihnen zu ſchaffen. Gewiß wird er in ſeiner letzten Stunde noch den Knochenmann recht fabrikantenmäßig in Augenſchein nehmen. In ſeiner Jugendzeit, als neben dem Knochenſyſtem noch fleiſchliche Gedanken in Wanſiedels Buſen wohnten, war es die Tochter einer armen Eſſighändlerin, bei der er ſich und ſeinen Vortheil ſo sehr vergaß, daß er in einen ſauern Apfel beißen, und das ſaure Liebchen von der Eſſigmutter weg, in den Zuckerhut der ehelichen Verbindung nehmen mußte. Aus dieſem chemiſchen Prozeß, aus der Verbindung des Sauer- und des Zuckerſtoffes entwickelten ſich drei Töchter die von den Eltern mit ſauerſüßem Geſicht empfangen wurden. Dieſe drei Töchter waren herangewachſen, und hatten jenes Mittelalter erreicht, in welchem es an Rittern zu mangeln anfängt.

Die Mutter Natur hatte bei der Ausſtattung dieſer drei Töchter nicht tief in die Taſche gegriffen, und dieſes Kleeblatt ohne den großen Wanderbrief: „Schönheit,“ hinausgeſchickt in die Lehrzeit des Lebens. Louiſe, Marie und Amalie hätten zuſammen kaum ein einziges undefektes Exemplar einer Schönheit abgegeben; jeder Band einzeln war nichts weniger als complett. Louiſe, die älteſte, ſchien aus Liebe zu dem Gewerbe ihres Vaters, ein wandelndes Beinhaus zu ſeyn. Dieſe lebendige Oſteologie hätte ſelbſt ein katholiſcher Geiſtlicher an den höchſten Faſttagen genießen können, ohne gegen das Geſetz, kein Fleiſch zu berühren, geſündigt zu haben. Etwas mehr Embonpoint hatte Marie; ja ſie ſchien den Fehler ihrer Schweſter verſchwenderiſch gut machen zu wollen, und ihr Minus durch ein überſchwengliches Plus zu erſetzen. Wer bei Louiſen das

Kanten- und Kryſtalliſations-Syſtem ausſtudirt hatte, konnte bei Marie das Geſetz der Sphäroide oder der Rundgemälde beginnen, und wenn er mit beiden zu Stande war, ſo konnte er bei Amalie die Geologie oder die Kenntniß der Gebirge ſich aneignen. Amalie beſaß faſt gar keine Naſe, nur ein Zipfelchen ſchien neugierig in das Tageslicht heraus zu gucken; doch dafür ſchien es, als ob Amalie ihre Naſe in das ſteckte, was hinter ihrem Rücken geſchah, und dieſe Rückennaſe trat in ſcharfen Kanten, wie eine Adlernaſe, hinter Amalie lebensluſtig in die Welt hinaus. Mit wahrer Philoſophie bekümmerte ſie ſich um Dinge nicht, die hinter ihrem Rücken geſchahen. Die weiſe Natur, die auf der einen Seite ſpart, was ſie auf der andern verſchwendet, hatte Amalien alle Ausgaben für Buſenflor und ſonſtige Buſenverhüller vom Hauſe aus erſparen wollen. Allein Amalie wußte ihrem Feinde, der ſie von rückwärts niederzuziehen drohte, ein bedeutſames Gegengewicht entgegen zu ſetzen, und durch einen interimiſtiſchen Buſen ſich ſtets in einem balancirenden Gleichgewicht zu erhalten. Dieſe drei Eſſig-Zucker-Grazien lebten in ſchweſterlicher Zwietracht, und obſchon ſie ſich keine Eroberung ſtreitig zu machen hatten, war doch ſtets eine auf die Schönheit der andern eiferſüchtig, und nur in einem Punkte harmonirten ſie und machten förmlich einen Kontrakt darüber, daß eine Woche um die andere immer abwechſelnd eine von ihnen die jüngſte war.

Mit ſolchen Reizen gewaffnet, trat das Kleeblatt unſerm Piperl entgegen, der, ein zweiter Paris, der Schönſten den Apfel reichen ſollte.

Der Commerzienrath Wanſiebel war Executor des Teſtamentes der ſeligen Tante, und den größten Theil ihres Kapitals hatte er in ſeine Zuckerraffinerie hinein raffinirt. Er erfuhr Piperls Ankunft und beſchloß ſogleich, ſein Herz von drei Angriffspunkten zugleich zu beſtürmen, und es koſte was es wolle, aus unſerm Piperl Fleiſch von ſeinem Fleiſch, und Bein von ſeinem Bein zu machen, immer gleich, ob es durch Louiſens Bein, oder durch Marien, oder durch Amaliens Ueberfluß zu bewerkſtelligen war. Dabei mußten alle geiſtigen Reize der drei Schönen unter Gewehr treten. Louiſens Guitarre, Mariens Harfe und Amaliens Geſang. Piperl hatte keine Ahnung von den Gefahren, denen er entgegen ging; ſeine Polyhymnia aus der Stadt London umſchwebte ihn, er trat in das Haus des Commerzienrathes, und liſpelte dem groben Portier, auf die Frage: „Wer iſt er?“ erſchrecken zu: „Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen!“

Achtes Kapitel.

Piperl trat verlegen in das Zimmer, in welchem der Commerzienrath und ſeine Frau den poetiſchen Erben des proſaiſchen Reichthums erwarteten.

Der Commerzienrath kündigte ihm an, wie es mit dem Teſtamente ſeine Richtigkeit habe, und er nun Beſitzer eines groſſen Vermögens ſey. Die Frau Commerzienräthin überhäufte ihn mit Artigkeiten, und bot ihm ein Paar ſchöne Zimmer in ihrem Hauſe an. „Wir wollen, ſo lange Sie hier ſind, nur ein Haus ausmachen,“ ſagte ſie; „meine Töchter, die ich Ihnen gleich vorzuſtellen die Ehre haben werde, ſollen Ihnen die Merkwürdigkeiten unſerer Stadt nach und nach zeigen, und Ihnen Ihren Aufenthalt hier ſo angenehm als möglich machen.“ Piperl wußte nicht, was er darauf antworten ſollte; bloß eine Verbeugung nach der andern waren die pantomimiſchen [illegible]ken, die eben ſo gut für ja, als für nein gelten konnten. Der Commerzienrath und ſeine Gattin merkten wohl, daß der Dichter Piperl mehr unter Göttern, Nymphen und Heroen, als unter Menſchen gelebt hatte, und um deſto leichter ſchien ihnen der Sieg über ſein Herz und ſeine Erbſchaft. Die Frau Commerzienräthin faßte ihn bei der Hand und ſagte: „Ich will Sie in das Arbeitszimmer meiner Töchter führen; zwar ſind ſie nicht ſo gekleidet, um Beſuche anzunehmen, allein mit einem ſo lieben Freunde nimmt man es nicht ſo genau!“ Piperl ließ ſich mechaniſch in das beſprochene Zimmer führen, in welchem die drei Nymphen des Hauſes in einem anſcheinenden Negligee ſaßen und billettirten. Beim Eintritt Piperl's ſprangen ſie, wie die Korkpfropfen in die Höhe, buckten in einem Knicks wieder nieder, und drückten die freiwillige Verlegenheit auf früheren allerhöchſten mütterlichen Befehl in Blick und Gebehrden aus. „Meine Töchter,“ ſagte die Commerzienräthin, und ſtellte ſie ihm der Reihe nach vor: Louiſe, Marie, Amalie. [illegible]perl wurde roth und blaß, er hatte noch nie vor einem ſolchen Weiberſenate geſtanden. „Ich danke Ihnen!“ ſtotterte er endlich verlegen heraus, machte eine Verbeugung und ſtotterte verlegen fort: „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Die Commerzienräthin lächelte heimlich: „Nun wohlan, ich laſſe Sie bei meinen Töchtern, aber Sie werden doch nicht loſe ſeyn?“ „Wie Sie befehlen!“ antwortete Piperl, und die Commerzienräthin überließ ihn den ſechs Händen ihrer Töchter. „Wollen Sie mich nicht mitnehmen?“ fragte Piperl ängſtlich, allein ſie war ſchon weg, und die dünne mathematiſche Linie Louiſe raffte alle ihre muthmaßliche Grazie zuſammen, und fragte lächelnd: „Sie fürchten uns doch nicht?“ und dabei zog ſie ihn neben ſich auf das Sopha hin. Piperl erſchrack heftig, als er ſich niederſetzte und eine Spanne tief in die weichen Polſter des Sophas niederſank; er wollte aufſpringen, allein Louiſens Hand hatte die ſeinige bereits umknöchelt und zog ihn wieder nieder. Marie und Amalie ſetzten ſich ihm gegenüber, und ließen ihre Augen auf den Armen losſpielen. „Ich habe eben Ihr herrliches Gedicht geleſen,“ fing Louiſe an, und zeigte auf einen Almanach. „Mein

Gedicht?" rief Piperl erſtaunt aus; Louiſe blätterte im Almanache das Gedicht: „Lieb' und Gegenliebe," auf, und las:

Wenn ich lieb' ſo rechtes Lieben
So das Lieben Leben iſt,
Wär' mein Leben ausgeblieben,
Wenn ich Liebe hätt' vermißt.
Liebe kann nur Athem holen
In der Gegenliebe Luft,
Wird ihr dieſe weggeſtohlen,
Fährt die Liebe in die Gruft;
Und da Liebe Athem war vom Leben,
Iſt dem Leben auch der Tod gegeben.

Lieben heißt ſein Herz beſchauen
In dem Spiegel Gegenlieb',
Wie auf klaren Fluthenauen
Sich der Sonne Antlitz ſchrieb.
Wird denn nicht mein Seyn erlahmen,
Wenn der Spiegel iſt enthüllt,
Und es ſchaute aus dem Rahmen
Nicht heraus mein Spiegelbild?
Leben ſo und Lieb' erblindet,
Wo nicht Gegenliebe Liebe findet!

„Sehen Sie? hier drunter ſteht: Sebal[illegible] Piperl." „Ach, wie zart!" lispelte Marie, „wie gefühlvoll!" zirpte Amalie. Piperl ſaß verblüfft da. „Hat Ihr Herz den Gegenſtand ſeiner zarten Liebe ſchon gefunden?" frug

Louiſe, und knöchelte ihre Hand mit ſanftem Feuer in Piperl's Hand. „Polyhymnia!“ rief Piperl aus, ſeine Phantaſie war bei dem Stubenmädchen der Stadt London, und er drückte Louiſens Hand, daß ſie knackte, und Louiſens Herz pochte, daß man es ordentlich an die dürren Seitenwände klappern hörte. „Polyhymnia!“ rief Piperl aus, fiel vor Louiſen auf die Knie und ſtürzte aus dem Zimmer. Louiſe glaubte, dieſer Akt der Begeiſterung wäre ganz einem Dichtergemüthe gemäß, und ſah ſich ſchon im Voraus als: „Louiſe-Polyhymnia Piperl,“ in Piperl's Armen, und was noch mehr ſagen wollte, im Beſitz ſeiner hundert fünfzig tauſend Thaler, und ein Entzücken raſſelte durch ihre lockern Glieder. Piperl aber finden wir auf dem Wege nach der Stadt London, um ſeine Sehnſucht durch den Anblick der Colonialminiſterin zu ſtillen.

Neuntes Kapitel.

Sebaldus bog um die Ecke der ****ſtraße nach dem ****markte ein, und ſah an den hohen Häuſern hinauf, als plötzlich aus einem Erkerfenſter ein Mops ihm auf den Arm fiel. Es war der Leib- und Lieblingsmops des Fräuleins Calpurnia von Himmelblau, Tochter des Herrn Alphons, Edlen von Himmelblau, in der Stadt unter dem Namem die „Römerin“ bekannt. Alphons von Himmelblau war ehedem Agent eines Fürſten in Spanien, Italien und ſodann zu Smyrna geweſen, und ſeine Tochter Calpurnia und ſein Sohn Remus hatte er immer ſeine Claſſiker genannt, weil ſie auf römiſchem Gebiete die Weltluft begrüßten. Es gerieth ihm, auch Calpurnia zu einer klaſſiſchen Närrin zu erziehen. Römerſinn, Römerſitte, Römertugend waren die Worte, die ſie ſtets im Munde führte. Bei allen dem kleidete ſie ſich nach der neueſten Mode. In ihrem Zimmer hing auf dem Porticus Argonautarum ein Bonnet de cendrillon; neben der Lucretia prangte die Tänzerin N. als Schweizer Milchmädchen, in einer antiken vasa funeraria ſtand eine Flaſche veritable eau de Cologne de Carl Maria Farina; der ehrwürdige Kopf der Hiſtorikers Claudius Quadrigarius war von ächten Wiener Seidenlocken umkrönt, und in den Basreliefs der Trojaniſchen Ehrenſäulen ſteckten Karten: „Fräulein Calpurnia ladet zu Thee und Spiel u. ſ. w.“ Den Mops dieſer Römerin zu retten, war das Loos des glücklichen Piperl; er nahm ihn mechaniſch und nicht zu ſanft beim Schopf, ſtieg die Treppe hinauf, auf der ihm ſchon eine Kammerjungfer entgegen kam und ihn in das Zimmer ihrer Gebieterin Calpurnia führte. Mit aufgelösten Locken flog dieſe ihm entgegen. „Livia!“ rief ſie mit einem elegiſchen Tone, und warf ſich Piperl und dem Mops entgegen. „Livia!“ rief ſie weicher, und preßte den Kopf des armen Schooßhundes, der noch immer auf Piperls Armen ruhte, an ihren Buſen. Livia knurrte mit halber Stimme und ſuchte ſich von Piperl loszumachen. Dieſer ſtand erſtaunt und geblendet da von Calpurnia's Schönheit; die edlen, wahrhaft kühnen und kecken Formen ſchienen der Kleiderhaft muthwillig zu entſtreben. Ihr Geſicht hatte einen ſcharfen, beſtimmten Charakter, einen Ernſt der Schönheit, in dem ſich der Ausdruck der höchſten Heftigkeit mit den zarten Uebergängen zu einer ganz weichen Gemüthsſtimmung ſonderbar vermiſchte. Das große ſchwarze Auge wurde von den ſchmalen ſchwarzen Augenbraunen gewiſſermaßen heroiſch überbaut, und die rabenſchwarzen Locken ſchienen den Schnee des junoniſchen Nackens in ihrer dichten Nacht neidiſch verhüllen zu wollen. Man kann ſich denken, welch' einen Eindruck eine ſolche Erſcheinung auf Piperl machen mußte! Er ließ den guten Mops los, und dieſer wäre ſchonungslos zur Erde geſtürzt, hätte ihn nicht Calpurnia in ihre reizende Arme geflüchtet. Nachdem ſich die erſte Freude über die wiedergefundene Livia gemäßigt hatte, ging das Gefühl auf den Retter über. Mit einer heftigen Leidenſchaftlichkeit warf ſie ſich ihm um den Hals: „Retter meiner Livia!“ Dabei drückte ſie ihren römiſchen Mund unter den heißeſten deutſchen Küſſen auf Piperls Lippen, der regungslos dieſes traurige Verhältniß ertrug. „Lucilia!“ rief ſie, und ihr Kammermädchen erſchien. „Lucilia! hat er nicht die herrlichſte römiſche Naſe?“ Piperl griff ſich maſchinenmäßig an die Naſe, die nichts weniger als römiſch war, vielmehr ſchien ſie weder poetiſche Höhe, noch epigrammatiſche Pointe, ſondern eine gemächliche proſaiſche Breitheit ſich zueigen gemacht zu haben. Allein, mit welchen Augen ſieht nicht die Dankbarkeit! Calpurnia blieb nun feſt dabei, Piperl habe eine römiſche Naſe, und Lucilia beſtätigte dieſe Hypotheſe. Calpurnia überhäufte ihn nun mit Fragen, woher er wäre, was er ſey, und wie er heiße. Ein wahrer Fieberfroſt befiel ſie, als er den Namen „Piperl“ ſtotternd vorbrachte. „Piperl!“ rief ſie mit einem wehmüthig erſchrockenen Tone aus, „Piperl!“ Doch tröſtete ſie ſich noch damit, daß ein lyriſcher Dichter in dem neueſten Almanach: „Süß und Gegenſüß der Liebe,“ auch Piperl, und ſogar Sebaldus Piperl heiße. „So heiße ich, Sebaldus Piperl,“ ſagte der Süßerſchrockene, nachdem er ſich von dem Lippenüberfall ein wenig erholt hatte. „Aus Blitzhauſen?“ fragte Calpurnia. „Aus Blitzhauſen.“ „Ach, wie kann man Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen heißen?“ fragte die Römerin, und ihr Mund verzog ſich bei dieſem Namen, als ob er nur mit Unwillen aus der Korallentriumphpforte der Latinität dieſe barbariſche Namen ſchlüpfen ließe. „Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte Piperl, „ich kann nicht dafür.“ Da trat Remus ins Zimmer: „Schweſter,“ ſagte er, und machte eine leichte Verbeugung gegen Piperl, „willſt Du mit ins Theater? Ich habe eine Loge genommen; es wird heute die Jungfrau von Orleans gegeben, und die göttliche Seraphine giebt die Johanna.“ „Recht gerne, lieber Remus,“ ſagte Calpurnia; „aber Du mußt hier unſerm Liederdichter Piperl, dem ich meinen Mops, und meinem Mops, dem ich unſern Liederdichter verdanke, erlauben mit uns in die Loge zu gehen.“ Remus war es zufrieden. Piperl willigte willenlos ein; nur wollte er noch in die Stadt London zurück. Remus verſprach ihn abzuholen, und Piperl eilte mit glühenden Lippen zurück, um ſeiner Polyhymnia die Abentheuer des Tages zu erzählen.

Zehntes Kapitel.

Auf den Patentſohlen der Sehnſucht flog Piperl in die Stadt London zurück; er flog die Stiege hinauf, als er die Stimme ſeiner Polyhymnia ſeitwärts aus dem Seitengange herausſchallen hörte. Er eilte ihr nach, und ſah — o Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen! was ſahſt Du? Du ſahſt ſie, aber wie ſahſt Du ſie? Du ſahſt Polyhymnia in den Armen eines Zimmerkellners! O armer Sebaldus Piperl! Zwar haben viel Poeten ſchon ihre Muſe dem Keller zu verdanken, aber noch nie hat ein Muſenſohn ſein Ideal aus den Armen eines Kellners geholt! Piperl ſtand einige Augenblicke wie eingewurzelt, dann ſchlich er auf ſein Zimmer und warf ſich halb beſchämt und halb verlegt auf das Sopha. In dieſer Stimmung traf ihn Nemus, der ihn in das Theater abholen ſollte. Piperl ſchüttete ſogleich ſein ganzes Herz vor ihm aus, erzählte ihm ſeine Liebe zu Antonien, ihre Untreue und ſeinen Schmerz.

Nemus, dem die Colonialminiſterin der Stadt London vielleicht eine nicht ganz unbekannte diplomatiſche Perſon war, wollte ſich ausſchütten über den erſten romantiſchen Anlauf des Landdichters in der Stadt London. Er ſuchte alle Troſtgründe, die man bei ſolchen Anläſſen zu geben ſtets in Bereitſchaft hat, hervor, richtete den Niedergeſunkenen auf, und brachte ihn glücklich in die Loge, in welcher die ſtolze Römerin den Retter ihres Mopſes erwartete.

Das Theater war ein ganz neuer, überraſchender Anblick für unſern Piperl. Er hatte wohl viel von Schauſpiel u. ſ. w. gehört, aber noch nie hatte er dieſe Welt der Täuſchung, auf welcher oft die bedeutungsloſeſten Weſen die bedeutungsſchwerſten Dinge darſtellen ſollen, geſehen. Calpurnia zog ihn an ihre Seite nieder, und hielt ſeine Hand feſt in der ihrigen. Piperl war wie in einer Feenwelt, die herrliche Beleuchtung, die vollen Logen, in denen reiche Uniformen, glänzende Sterne und noch glänzendere Augenſterne blitzten, die Muſik, welche der Darſtellung vorausging, alles das ſetzte ſeine Seele in einen aufgeregten Zuſtand, in welchem man empfänglicher für alle Eindrücke des Moments in einer ſüßen Selbſttäuſchung lebt. Der Vorhang ging in die Höhe; Thibaut d'Arc mit ſeinen drei Töchtern trat auf, die ſchöne Seraphine gab die Johanna.

Die ſchöne Seraphine war eine Schauſpielerin im vollſten Sinne des Wortes, geiſtreich ohne Bildung, leidenſchaftlich ohne Gemüth, luſtig ohne Frohſinn, empfindlich ohne Zartgefühl, hochmüthig ohne Würde, ſinnlich ohne Liebe, wurde ſie frühe ſchon das Opfer der Verführung. Zu empfindſam, ſich das Urtheil der Welt nicht kümmern zu laſſen, und zu ſchwach, ſich darüber hinauszuſetzen, war ſie mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathen, und dieſer Zwieſpalt führte ſie bald zu einer Erbitterung, in der ſie bald ſich den Zerſtreuungen ohne Wahl überließ, oder dieſe Erbitterung auf alle ihre Umgebungen übertrug. Ein ſolcher Charakter mußte unbedingt eine große Schauſpielerin aus ihr bilden, und ſie war in wenigen Jahren der Liebling des W...r Publikums. Heute trat ſie nach einer Unpäßlichkeit zum Erſtenmale wieder auf, und das volle Haus begrüßte ſie mit einem ſtürmiſchen Bravoruf. Piperl war ſeit dem Erſcheinen der Johanna ganz in einer andern Welt; alles um ihn her war verſchwunden, er ſah nur Seraphine. Vergebens liſpelte ihm Remus ſo Manches aus der Abentheuer-Kronik der Jungfrau in's Ohr, vergebens drückte ihm Calpurnia bei den Worten Karls:

— — Da wohnen die Geſänge
Und ſchöner blüht das Leben und die Liebe. —

zärtlich die Hand. Vergebens rollte endlich zuletzt der Vorhang nieder. Piperl ſtarrte noch immer nach der beweglichen Wand, als müßte ſie wieder erſcheinen, und mit ihrer tief eindringenden Stimme die Gefühle ſeines Herzens erwecken. Remus mußte ihn gewaltſam nach dem Wagen ziehen, und brachte ihn träumend zurück in die Stadt London.

Hier faßte ein tiefes, aber ſüßes Weh Piperls Herz, er ſang hinaus in die ſäuſelnde Abendluft:

Was iſt's, was ich empfinde?
Was iſt's, was mich umſchwebt?
Was in dem Abendwinde
Wie Geiſterſäuſeln bebt?

Was hat mir in das Herz
Dies Sehnen eingeprägt?
Dies Meer von ſtillem Schmerz
Und ſüßer Luſt erregt?

Was rollt durch meine Adern
So ſtürmiſch wild mein Blut?
Was ſoll dies ew'ge Hadern
Von Zagheit und von Muth?

Es iſt das Bild der Süßen,
Das durch die Zweige wallt,
Das liebend mich zu grüßen
Im Abendlispel hallt;

Das mich in dieſer Stunde
An Seligkeiten mahnt,
Wie auf dem Erdenrunde
Kein Sterblicher ſie ahnt.

O ſüßes, ſüßes Sehnen,
Und Du, o Zauberquell
Der freudenreichen Thränen,
Entſchwindet nicht ſo ſchnell!

Noch ferner mich betrüge
O Laut der mich umhallt,
O bleibe treu mir, Lüge,
Die mir ihr Bild vormalt!

Eilftes Kapitel.

Der Traum, dieſer große Schauſpieler, Gaukler und Phantasmagoriker, hatte Piperl mit einer fortgeſetzten Scenenreihe, in denen Seraphine ſtets die Hauptfigur war, die Nacht über bewirthet. Er ſchlug ſpät die Augen auf, und die Erfüllung ſeines Gebetes: „Gieb uns heute unſern täglichen Kaffee" ging kaum in Erfüllung, als der Commerzienrath Wanſiebel hereintrat und ihn zu einer Landparthie nach M. einlud, wo er ein kleines Landhaus hatte. Seine drei Töchter ſaßen in einem ſogenannten Wiener Schwimmer, der vor der Thüre hielt, und Piperl wurde nun flugs zwiſchen die mathematiſche Linie Louiſe und den Punkt Marie hineingeſchoben, während der Commerzienrath und die ſiebenhüglice Amalie ſich gegenüber ſetzten, und der Wagen fortrollte. M. lag nicht in der reizendſten aber lebhaften Umgebung, etwa eine halbe Stunde von W. entfernt. Der Erzähler kennt dieſes liebliche Dörfchen und kann nicht umhin, der ſeligen Stunden zu gedenken, die er hier, entfernt vom Getümmel der Stadt, im Kreiſe liebenswürdiger Familien, in der Mitte edler Freunde und mehr als eines vortrefflichen Biedermann's zugebracht hat. Wenn ihr dieſe Zeilen leſet, Ihr edlen, guten vielgeliebten Freunde und Freundinnen, ſo gedenket eines Menſchen, der nie ohne ein ſtilles Sehnen, ohne wehmüthige Thränen, ohne ein Herz voll Rührung an Euch, an Eure Liebe zu ihm, an Eure theilnehmende Sorge zurückdenkt. Euch allein ſind hier dieſe Paar Zeilen geweiht; mögen ſie aus der Ferne zu Euch tragen den Grußeslaut und den Saitenton deſſen, mit dem ihr die Freuden liebend theilet, und den Ihr in den Tagen des Weh's, als die ſchwere Hand des Schickſals zerſtörend in die Tiefen ſeines Weſens eingriff, getröſtet, aufgerichtet, und in die Brandſtellen ſeines Herzens den Wunderbalſam der Theilnahme geträufelt. Ihr biedern B....s! Ihr edlen W...s! Ihr doppelt edlen von W...s! Ihr guten herzlichen

L...s! Du mein guter, herzlicher, gemüthvoller L. v. M., und Du mein fröhlicher und tieffühlender G...t, Du mein trefflicher O...r und Du Doppel S-Paar! Euch allen gelten dieſe Zeilen, die ich nach langen Jahren der Trennung noch mit friſcher Liebe hinſchreibe. Der Leſer möge ſie überſchlagen; meinem Herzen war es Bedürfniß, bei der Erinnerung an jenen Ort, der Unvergeßlichen, dort Zurückgebliebenen zu gedenken.

Als Piperl mit ſeinen Seitenwänden in M. ankamen, empfing ſie die Frau Commerzienräthin, die alle Tage auf das Land fuhr, um alle Tage in die Stadt fahren zu können. Das Land, der Garten, die milde Abendluft, die ſäuſelnden Bäume, das Dunkel der Lauben, das Zwitſchern der Vögel, alle dieſe Natur-Kleingewehrfeuer der Liebe ſollten auf Piperl losgelaſſen werden, und ihn an die älteſte Tochter Louiſe, die dem Uebereinkommen nach dieſe

Woche die jüngſte war, feſſeln. Louiſe wandelte den ganzen Tag wie ein Ausrufungszeichen an ſeiner Seite. In Piperls Seele lebte nur Seraphine als Johanna. Bald ſah er ſie ſitzen unter dem Druidenbaume, und ſich als Schäfer neben ihr; bald ſah er ſie im Getümmel der Schlacht, bald folgte er ihr in die Ardennen; dann hörte er, wie ſie ſterbend die Worte ſagt: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen!“ Er umfaßte Louiſe, als wenn das die Fahne wäre, und ihre Taille widerſprach dem nicht. Sie lehnte ſich ſanft auf ſeine Schulter, und er erwachte aus ſeinen Träumen. Vergebens verſuchte Piperl allein zu ſeyn; Louiſe und ihr Schatten, welches ziemlich auf eins hinausging, verfolgten ihn, wie ſein Schatten. Sie citirte ihm bei jeder Blume eine Stelle aus ſeinen Gedichten vor, und es fiel kein Blatt von den bewegten Zweigen, ohne daß ſie in eine poetiſche Verzückung gerieth. So war es Abend geworden; und in Piperls Seele trat durch das Dunkel Johanna's Bild nur deſto leuchtender hervor; ſo war er mit Louiſe bis an die Taxuswand gekommen, die Wanſiedels Garten von einem nebenangelegenen trennte; er ſah hinüber, und eine Blumenfülle wogte auf reizend verſchlungenen Beeten in tauſendfach vermiſchten Tinten, und ſchickte den ſüßen Duft auf den leichten Flügeln des Abendwindes in die heitern Räume der ſtillen Abendluft. Piperl ſah gedankenlos hinüber; da bewegte ſich eine weiße Geſtalt durch die mäandriſchen Blumenpfade. Sie bewegte ſich näher; regungslos ſtarrte Piperl hin, — es war Johanna, die in eine Laube verſchwand. Wie ein Blitz entfloh Piperl den umrankenden Armen der erſtaunten Louiſe, mit einem Sprunge war er über die Taxuswand, und über Blumen und Pflanzen flog er der heiligen Laube zu, die ſie umfaßte, welche „nicht eines Mannes Bild in ihrem reinen Buſen tragen darf!“ Leiſe umſchlich er die Laube, kletterte wie ein Vogel hinauf, uud wollte durch die offene Krone der Laube, die „gottgeweihte Seherin“ belauſchen, wie ſie mit dem Geiſte ſich beſpricht; da brach das dünne Laubengerüſte unter dem poetiſchen Horcher, und er fiel mitten in die Laube hinab, gerade vor die „reine Jungfrau" hin, die ſich erſchrocken und verwirrt aus — Remus Armen loswand.

Zwölftes Kapitel.

Man kann ſich leicht denken, wie überraſcht Seraphine und Remus waren, als aus dem Dach der Laube Sebaldus Piperl zu ihren Füßen herabſchneite. Dieſer vergaß ſeinen Fall aus dem Dache, ſo war er aus den Wolken gefallen. Sie, die Reine, Gottgeſendete, ſollte Männerliebe in ihrem Buſen fühlen? Remus merkte was in ſeinem Innern vorging; er hob den gefallenen Poeten, der noch immer im ſtillen Erſtaunen am Boden lag, auf, zog ihn aus der Laube, und überhäufte ihn, etwas unwillig durch die unwillkommene Epiſode in ſeiner

Schäferſtunde, mit Vorwürfen über ſein Betragen. Sebaldus konnte kein Wort hervorbringen; ſtumm ging er neben Remus her, der ihn ermahnend und ſorglich nach und nach zur Gartenthüre hinaus moraliſirte, und dieſe hinter ihm mit kaltem Blute verſchloß.

Louiſe Wanſiedel war, als Sebaldus von ihrer Seite weg den gymnaſtiſchen Sprung über den Zaun machte, in ihrer ganzen Länge ſtarr wie ein Fläſchchen Köllnerwaſſer ſtehen geblieben, und ſah dem entſprungenen Vogel über Zaun und Hecken nach. Lange ſtand ſie und harrete ſeiner Wiederkehr, denn ſie glaubte lange, er habe in dem benachbarten Garten eine ſchöne Blume erblickt, und wollte dieſe ritterlich und romantiſch, begleitet von einem improviſirten Sonnette, ihr zu Füßen legen. Allein, als es nach und nach immer dunkler wurde, und weder Sebaldus noch eine Blume, vielweniger noch ein Sonnett, über den Zaun zurückſprang, kehrte Louiſe in das Gartenhaus zurück, in dem die Familie aus dem langen Ausbleiben der beiden Spaziergänger auf die richtigen Präliminarartikel des ewigen langweiligen Ehefriedens ſchloß. Als Louiſe allein zurückkehrte, wurde ſie mit Fragen beſtürmt, und in den ſchweſterlichen Mienen las man nicht undeutlich eine ahnende Schadenfreude. Louiſe erzählte nun, wie ſie gleich Anfangs an Sebaldus eine Abweſenheit des Geiſtes bemerkt, wie dieſe immer mehr überhand genommen, und wie er plötzlich ſich mit der Hand vor die Stirne geſchlagen habe, über die Gartenmauer geſprungen, und mit ſchnellen Schritten dem breiten Strome zugerannt ſey, der hinter dem Garten ſeine breiten Fluthen fortwälzte. Wanſiedels Haus gerieth in Allarm, alle Domeſtiken mußten hinaus, doch

> Nicht im Walde, nicht in der Flur
> Fanden ſie von Sebaldus Spur.

Noch ſpät in der Nacht kehrten ſie in die Stadt zurück, und ließen in der Stadt London nachfragen, ob Sebaldus ſchon nach Hauſe gekommen wäre. Doch auch hier wartete die Polyhymnia auf ihren poetiſchen Eintagsgeliebten vergebens; und Wanſiedel glaubte ſchier, Sebaldus habe ſich in den Fluthen ein Kühlbad für dichteriſche Hitze bereitet, und nur in Louiſens Bruſt war die Ahnung, daß er zu der Fahne der Jungfrau von Orleans geſchworen haben konnte. Während unſer Poet ſolche Unruhe in der Stadt W. und in der Stadt London machte, wanderte er ſelbſt in ſtillen Gedanken verloren hinaus in die Fluren, die M...s ländliche Wohnungen umgaben. Die laue Abendluft kühlte ſeine heißen Wangen; von Ferne wogten die rauſchenden Fluthen wie das Grollen eines Schlafenden; in den Bäumen war das Leben der befiederten Bewohner wach; die Sterne zogen herauf zu dem Fackeltanz des feierlichen Abends; und der Mond hing wie eine gelbe Blume in der blauen umgeſtürzten Himmelsſchale, und der Duft der Triften zog wie ein Abendopfer in die heitere Höhe, und das Schlagen der Nachtigall unterbrach, wie das Pulſiren der Sehnſucht, die wehmüthige Ruhe, und Sebaldus Herz zerfloß in ein namenloſes, bitterſüßes Gefühl, und er klagte den nickenden Halmen ſein Liebesleid.

Huldgeſtalt!
Schwebſt mir vor in Abendröthen,
Rufeſt mich aus fernen Flöten,
Klagſt mit mir im Abendwald',
Huldgeſtalt!

Nachtigall!
Laß — ach laß dein zärtlich Klagen,
Meiner Seele bangend Zagen
Tröſtet nicht dein ſüßer Schall,
Nachtigall!

Thränenquell!
Willſt du ewig, ewig fließen?
Kann denn gar nichts dir verſüßen
Deine bitt're Wehmuthswell',
Thränenquell?

Dämmerſchein!
Hält nun Berg und Thal umdüſtert,
Geiſterhauch durch Zweige flüſtert,
Träume webend hüllt mich ein
Dämmerſchein!

Traum ſo mild!
Halte meinen Sinn umfangen

Bringe meinem Gluthverlangen
Noch einmal ihr Zauberbild,
Traum ſo mild!

Er zerfließt!
So entflieht mit ſchnellem Fuße
Luna, wenn erwacht vom Kuſſe
Sie Endymion begrüßt.
Er zerfließt!

Dreizehntes Kapitel.

So war Piperl durch die dunkle Nacht fortgezogen, als er vor ſich die nahen Klänge einer Harfe hörte, die von einer weichen Stimme mit Geſang begleitet wurden. Er eilte den Tönen nach und erreichte bald zwei weibliche Weſen, die unter einem Baume im Mondlicht ſaßen, zu ihren Harfen muntere Lieder ſingend. Man weiß, daß es keinen größern Betrüger giebt, als den Mondſchein! Wie ganz anders ſind die Sachen bei'm Lichte beſehen, als in dem Milchglasſchein der Mondeshelle! Aurora fand den Endymion nicht halb ſo hübſch, als Luna, und Diana würde uns nicht ſo reizend geſchildert worden ſeyn, wenn ſie nicht ſtets in dem magiſchen Helldunkel des Mondes einherginge. Landſchaften und Frauengeſichter ſind nie angenehmer, als wenn der weiße weiche Gazeſchleier des ſanftwogenden blaſſen Lichtes der klaren Mondesſcheibe ſie umwallt. Die große Pharaoſpielerin Phantaſie hat an dem Mondlichte einen getreuen fleißigen Croupier. Piperl glaubte daher nichts weniger, als nach Arkadien verſetzt zu ſeyn, und zwei reizende Schäferinnen dieſer beſſeren Zauberwelt vor ſich zu ſehen. Es waren zwei herumziehende Harfenmädchen, die eben auch von M. nach W. zurückkehrten, und hier einmal ausruhten, und nun ſo recht ſich ſelbſt Eins aufſangen und aufſpielten, nachdem ſie wahrſcheinlich den ganzen Nachmittag und Abends blos ihrem Erwerbe zu Liebe die Kunſt des Minneſingens trieben. Die reiſenden Sängerinnen, die hier einmal in dem großen Freitheater der Natur Gaſtrollen ſangen, gewahrten kaum, daß ſie ein Publikum hatten, (denn ein Mann iſt doch gegen gar keinen Mann ein ganzes Publikum), als ſie auch alle jene Künſte aufboten, die alle große Sängerinnen auf großen Theatern aufbieten, um ihr Publikum zu gewinnen. Die beiden Mondſcheinſängerinnen waren zwar nicht ſchön genug, um von den Gebrüdern Schuman in Zwickau einem Walter Scott'ſchen Roman als Schwimmkiſſen vorgebunden zu werden; doch mit Hülfe der phantasmagoriſchen Mondſcheintheaterſchminke waren ſie eben lockend genug für ein enthuſiaſtiſches Publikum, beſonders wenn dieſes durch die Lorgnette einer dichteriſchen Phantaſie guckt. Piperl war endlich ſo nahe gekommen, daß ihm die Künſtlerinnen lachend und freundlich einen guten Abend boten, und ihn mit der ganzen Ungebundenheit eines genialen Künſtlerweſens einluden, ihren weichen Graspfühl mit ihnen zu theilen.

Kaum wußte Piperl noch, wie er dazu kam, als er ſchon zwiſchen den beiden Mondſchein-

Elſen ſaß. Sie ſangen und ſpielten ihm die gemüthlichen Volksklänge des Landes, jene zarten, in die Seele klingenden Töne in der eigentlichen Volksſprache, die ſo mild, offen, heiter und herzeröffnend ſind, wie das Volk, das ſie ſpricht:

*) I bin goar ſpad ins Learna ganga,
Deswegen will's nimma furi geh'n,
Da ſitz'n Buabn und Madln gnua:
Bald gaſſa's weg, bald loſ'n's zua; —
Bleib'a nöd muaſſi ſteh'n.
I woas nöd, ſaind dö Madln ſchuld
Oda ha i nuar koan Geduld
I learn nix. — Ha hald z'ſpad ang'fanga.

Und ſag' i: Z'ſpad bin i hald ganga
In's Learna — „wan da Leara greind,
Deswegen kimmts hald a goar nöd voar" —
Da ſagt da Leara: s' is nit woar;
S'is ganz was andas, Freind!
Du und dö Gredl ſeid's d'ran Schuld,
Koan Elſ'n glangd a nöd dein Geduld —
Valiabt biſt: Hoſt hald z'frua ang'fanga!

Zwiſchen jeder Strophe ſchäkerten ſie, und improviſirten jene munteren Zwiſchenſätze, die in ſchalkhafter Ungebundenheit dieſen Volks-

---

*) Aus einem Volksliede.

liedern von den herumziehenden Harfenſpielern nach eigner Laune und Willkühr eingeſchaltet werden, und eben da abbrechen, wo die Phantaſie das Fernere lebhafter errathen kann, als die Worte es ſagen können. Piperl überließ ſich ganz dem vermeintlichen arkadiſchen Leben. Die milde Abendluft, die im Mondſchein hinbebenden Harfenklänge, der warme Odem der Sängerinnen und die Regſamkeit ſeines Gemüthes führten ihn zu einem ſeligen Halbſchlummer, dem er ſich in den Armen der einen Künſtlerin überließ, und der bald in einen ganzen tüchtigen Schlaf überging.

Als er erwachte, war es heller Morgen. Arkadien und ſeine Bewohnerinnen waren verſchwunden; auf der nahen Landſtraße karrte eben ein Mann ſeinen Milchkarren nach der Stadt. Lange wußte Piperl nicht, wie ihm geſchehen war. Er wollte nach der Uhr ſehen, allein Uhr, Börſe und Halstuch hatten die reiſenden Sängerinnen als Honorar ihrer Lieder auf ihre weitere künſtleriſche Erdenbahn mitgenommen. Die Morgenlerche ſchlug jauchzend ihren langgehaltenen Triller, als Piperl ſeinen Rückzug in die Mauern W...'s antrat.

Vierzehntes Kapitel.

Als Sebaldus mit ſchwerem Herzen und leichter Taſche in die gaſtlichen Mauern der Stadt London einzog, fand er ſeinen Vater Bartholomeo vor, der mit Händeringen das Auſſenbleiben ſeines Sohnes vernahm. Bartholomeo hatte in Blitzhauſen nicht Ruhe noch Raſt, von dem Augenblicke an, als Piperl in die Stadt W. zog, bemächtigte ſich eine Unruhe ſeines ganzen Weſens. Das Bild der hunderttauſend Thaler, dieſe ſeine Kindeskinder ſchwebten beſtändig vor ſeinen groſsväterlichen Augen; er ſah ſie durch die Unerfahrenheit Piperls in die gröſste Lebensgefahr verſetzt, und eilte in die Stadt, um ſie zu retten. Nur allzubald erfuhr er, daſs Wanſiedel ſchon mit ſolcher väterlichen Liebe an einem Theil dieſer Enkel hing, daß ohne ein bedeutendes Opfer der Ueberreſt nicht zu retten ſeyn würde. Als Piperl zurückkehrte, war es die erſte Frage ſeines Vaters, ob und wie er ſich mit Wanſiedels auseinandergeſetzt habe. Allein Piperl hatte noch ſeit ſeinem Aufenthalte an nichts, als an Polyhymnia, Johanna u. ſ. w. gedacht, und konnte ſeinem beſtürzten Vater nichts darauf erwiedern. Wanſiedel hatte bei Bartholomeo ein Wörtchen davon fallen laſſen, daß ſeine Louiſe das Verbindungsmittel ſeyn könnte, welches beide Großväter zu den Thaler-Enkeln verbinden könnte; allein Sebaldus ſehnte ſich nach allen dieſen verunglückten Expeditionen in die Regionen einer poetiſchen Liebe weit weg von der Stadt W. und ihren Bewohnerinnen. Die hunderttauſend Thaler waren in Wanſiedels Zuckerſiederei bis zur Hälfte eingekocht, und Bartholomeo raffte die zweite Hälfte und ſeinen Sebaldus zuſammen, um ihnen in Blitzhauſens friedlichen Fluren, wo es keine Zuckerraffinerien und keine nächtlichen Sängerinnen gab, die ſtille Herzensruhe und Sicherheit wiederzugeben. Noch einen Händedruck gab Sebaldus der ſchlauen Antonie, als er von ſeinem Vater in den Wagen geſchoben wurde; bei Calpurniens Fenſter dachte er wehmüthig an den Mops und an Johanna, die, eine Zwillingsſchweſter des Remus, doch eben nicht die Milch einer Wölfin getrunken zu haben ſchien. Auf der Landſtraße warf er einen Seitenblick nach dem Baum der Erkenntniß, in deſſen Schatten ihm die Erkenntniß wurde, daß die Poeſie auf Gemeinſchaft der Güter hinausgeht, und als er in M. an Wanſiedels Beſitzung vorüber fuhr, ſchwebte Luiſens Geſtalt wie ein fliegender Sommer vor ſeiner Seele.

Endlich waren ſie auf den Bergen angelangt, in deren Keſſel Blitzhauſen wie ein Huhn im Topfe ſteckte, und ihr freundliches Haus lachte ihnen wie neckiſch durch die Zweige der zwei großen Nußbäume entgegen. Die zärtliche Mutter nahm den langentbehrten Sohn in die mütterlichen Arme und Bartholomeo trug die geretteten Hold-Enkel in das neueſte Heiligthum ſeines Schreibſtübchens.

In kurzer Zeit hatte unſer Sebaldus ſeine mühſeligen Verſuche auf dem Gebiete der Liebe vergeſſen, die Natur und die Muſe nahmen ihn liebend wieder in die Arme, und der ungetrübte Himmel ſeines Herzens leuchtete und lachte wieder wie vor aus den reinen keuſchen Klängen ſeiner jungfräulich athmenden Leyer.

III.

Drei Tage aus dem Leben eines Theeabends.

Der Herr Oberpupillenrath Wachsbein iſt ein Mann comme il faut, d. h. er hält einen guten Tiſch, auch guten Rheinwein und ſchöne Trüffeln. Die Frau Oberpupillenräthin Wachsbein iſt eine Frau comme il faut, d. h. ſie hat Locken aus Wien, Strümpfe aus Grenoble, Taille aus Paris, Sentiments aus Schilling, und Soirées aus Thee und guten Namen. Das Fräulein Theodore, Seraphine, Angelica, Anaſtaſia Wachsbein iſt ein Mädchen comme il faut, d. h. ſie hat Augen wie Zündmaſchinen, Wangen wie Scharlachpolſterchen, Lippen wie Schwarzkirſchen, Bildung wie Zuckerteig, Geiſt wie ein Handſchuh und ein Herz wie eine Real-Encyklopädie.

Das Haus des Herrn Ober-Pupillenrath Wachsbein war alſo ein Haus comme il faut, d. h. ein Haus mit Theeabenden und Dilettanten, ein Haus, das Equipage und Gelegenheitsdichter hielt; kurz, ein Haus, das alle Woche ſeine zehn gute Namen zu verzehren hatte und das gerne ſolche Namen in Geſellſchaft verzehrte.

Eine Geſellſchaft iſt aber ein Zirkel; ein Zirkel muß aber einen Mittelpunkt haben und bei dem Mittelpunkte einer Geſellſchaft iſt es der Hauptpunkt, daß er Mittel habe, den Geiſt eines Zirkels in Zirkulation zu ſetzen. Zu dieſen Mitteln gehört das Talent des Kent im Lear:

„mar a curious tale in telling it,“

eine Anekdote gut erzählen, eine Neuigkeit ausgeſchmückt vorzubringen, alle zwei Stunden ein poſſierlicher Einfall, Notenumwenden, Pfänderſpiele arrangiren, eine Geſundheit in Reimen ausbringen u. ſ. w. So habe ich einen Menſchen gekannt, der bellen konnte wie ein Mops, wie ein Spitz, wie eine Dogge u. ſ. w.; dieſer Mann wurde oft eingeladen und mußte ſtets ſeine Hunde durchbellen, zum größten Vergnügen der Geſellſchaft. Ein Anderer konnte auf einem Beine ſtehen und dabei mit Händen und Fingern einen Schatten an der Wand bilden, der ausſah wie die Bildſäule eines öffentlichen Platzes, der mußte in Geſellſchaften ſtets auf einem Beine ſtehen.

Ein Dritter konnte die Serviette um die Hand wickeln, die, mit Schnupftabak auf den Fingerknöcheln, ſo ausſah wie ein altes Weib. Ein Vierter konnte aus Aepfeln ein Profil und mit den Aepfelkernen die Augen täuſchend, in verſchiedenen Formen bilden. Ein Fünfter konnte aus den Krebsſchaalen einen Schulmeiſter im rothen Rocke zuſammen ſtellen. Ein Sechster konnte mit den Augen- und Lippenwinkeln, durch Zuckungen Wetterleuchten, Blitzen und Einſchlagen nachmachen. Ein Siebenter konnte mit dem Munde ſägen, hobeln, den Knall einer entpfropften Bierflaſche und das Drehen eines Schnupftabaksdeckels hören laſſen. Ein Achter konnte ſich die Haare ſo ziehen, daß man glaubte, er trage eine Perücke. Ein Neunter konnte den Tabaksrauch aus den beiden Naſenflügeln und aus den beiden Ohren zugleich herausblaſen. Ein Zehnter konnte ſich ein brennendes Licht in den Mund ſtecken, ohne ſich zu verbrennen. Ein Eilfter konnte aus den zwei Zeigefingern und den zwei Zipfeln der Serviette zwei Marktfrauen vorſtellen. Ein Zwölfter konnte mit der Naſe zittern, ſie hinaufziehen und herablaſſen, wie einen Regenſchirm. Ein Dreizehnter konnte aus ſeinen beiden Mittelfingern ein „Karnickel" bilden und aus den andern einen Hund, welcher es fangen will. Ein Vierzehnter konnte mit den Fingern ſo in der Luft zuſammenklappen, daß es wie Becken klang. Ein Fünfzehnter konnte die Converſation einer Bierkneipe nachahmen, indem er alle eigenthümlichen Bewegungen der Schuſter, Schneider, Raſirer und Haarkräusler täuſchend abwechſeln ließ. Ein Sechszehnter konnte mit ſeiner Stirne eine Haſelnuß aufknacken. Ein Siebenzehnter konnte ſich die beiden Augenlieder wie die Rockaufſchläge aufſchlagen. Alle dieſe Künſtler eſſen ſich glücklich durch ihre Geſellſchaften durch. Ohne aber auch nur eines dieſer ſchätzbaren Talente zu beſitzen, meinte die Frau Oberpupillenräthin Wachsbein doch, ich wäre ein höchſt amüſanter Geſellſchafter, und wie ſie ſich auszudrücken beliebte: ich hätte oft pudelnärriſche Einfälle. Ich war einmal in Geſellſchaft ihr Partner bei einer Whiſtpartie, und gab ihr einen verſtohlenen Wink, daß ſie nicht die Zehn, ſondern die Acht legen ſoll, mit den Worten: „geben Sie acht, meine liebenswürdige Partnerin!“ Dieſer Witz, mit dieſem Complimente geſpielt, konnte ſeine Wirkung nicht verfehlen. Sie blieb dabei, ich wäre ein höchſt amüſanter Geſellſchafter mit pudelnärriſchen Einfällen, und ein ſolches Geſchöpf habe ſie längſt für ihre

Theeabende geſucht. Ich gehöre unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weiſe zu denjenigen Menſchen, denen der Tiſch, wie die Speiſen für nichts gelten und ich nahm daher lange Zeit die Einladung der Oberpupillenräthin Wachsbein nicht an, bis endlich Fräulein Theodore, Seraphine, Angelika, Anaſtaſia Wachsbein mich im Theater mit ihren feuerſpeienden Aeuglein aufgriff und mit den allerliebſten Glühweinlippen mir zuflüſterte: Lieber S., nicht wahr Sie kommen nächſten Dienſtag zu uns auf den Theeabend? können Sie mir das verſagen?“ Die Verſagung verſagte mir; denn zwei ſchöne Augen und zwei ſchöne Lippen ſind vier Perſonen, denen ich nie widerſtehen konnte. Ich ſagte zu; der Dienſtag erſchien. Ich rüſtete mich mit Geduld, Hunger und Whiſtmarken aus, ſteckte zwei Thaler, dritthalb Witze und zwei nagelneue Anekdoten zu mir, befahl meine Seele Gott und trat in das Vorzimmer der Frau Oberpupillenräthin Wachsbein. Ich hing meinen Mantel und meine Ungeduld an den

Nagel und ſchritt in das Verſammlungszimmer.

Ein großes, elegantes, hellerleuchtetes Zimmer umfaßte einen ſchon ſitzenden Zirkel von Herren und Damen. Auf dem Sopha ſaß Mad. Wachsbein, einen runden Tiſch vor ſich, nickte freundlich mit ihrem Converſationsgeſicht, wies, wie Macbeth, auf einen leeren Platz und ſagte: „nehmen Sie Platz, wir haben blos auf Sie gewartet; nun kann der Thee kommen, Taſchen!“ (ſo verkürzte ſie den Namen Anaſtaſia). Taſchen ſtrich an mir vorüber und lispelte: „es iſt ſchön, daß die Muſen Wort halten!“ — „Den Grazien immer.“ Erwiederte ich. Taſchen ſchwamm ab, ſchwamm mit einem Bedienten, Thee, Kuchen, u. ſ. w. wieder zurück und der Thee-Abend begann.

Erſter Tag.

Der Thee.

„Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ fragte Taſ'chen. — „Ohne Ruhm zu melden: Sahne!“ erwiederte ich und hätte dabei gern ihren weißen Nacken mit meinen Lippen abgeſahnt. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ ſagte ich zu meiner Nachbarin, Fräulein Fliedermuhs; „keines von beiden,“ näſelte ſie, und goß ſich einen Strom Rum in die Taſſe. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?“ ſo ging es nun die Reihe herum. — „Wünſchen Sie Butterbemmchen oder Theekuchen? fragte Taſ'chen wieder, „keines von beiden,“ erwiederte ich und nahm Butterbemme und Theekuchen. — „Befehlen Sie Butterbemmchen oder Theekuchen?“ — ſagte ich weiter zu Fräulein Fliedermuhs. — „Ich ziehe Butterbemme vor, „näſelte ſie mir entgegen, und zog eine honorable Butterſchnitte von den Unterſten hervor. Durch dieſe Erſchütterung fiel eine wohlgeborne Butterbemme auf meine neuen ſeidenen Strümpfe, und von da auf den Boden; ich wollte mich bücken, ſie aufzuheben, allein Mlle. Fliedermuhs ſagte: „machen Sie doch kein Aufhebens davon!“ Da kicherte Mad. Fliedermuhs, die gegenüber ſaß, und ſagte zu ihrem Gemahle, Herrn Fliedermuhs: „Sieh doch mon drès cher (es klang wie: mon Dreſcher!) wie unſer Pinchen mit Herrn S. Witze macht!“ — „Ja, ma drès chere, Pinchen macht Witze.“ Mamſell Fliedermuhs war alſo Witzmacherin und mir zugetheilt. Schön war ſie nicht, denn Schönheit und Witz ſind Feinde, wie Schiller ſagt:

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.“

Ihr Kinn, die Naſe und ihr Mund waren geborne Witzlinge, denn ſie waren ſpitz und ſtichelten, wenn man ſie berührte. Sie näſelte etwas und dabei hatte ſie die Gewohnheit, wenn ſie ſprach, den Rockknopf desjenigen zu ergreifen, mit dem ſie ſprach. Madam Fliedermuhs repitirte jedes Wort das Pinchen ſprach, und Herr Fliedermuhs jedes Wort, das Madam Fliedermuhs ſprach; man hörte alſo jeden Fliedermuhswitz dreimal, wie das Echo im Lauterthal. Neben Pinchen Fliedermuhs ſaß ein junger Stutzer, Namens Eisbock, ein geſchmeidiges Männchen, ſteif wie ein Blankſcheit, glatt wie eine Pomadenbüchſe, und dünn wie die Butter auf Berliner Butterbemmen. Es war ein Lächler, er lächelte ſtets, wenn man fragte, wenn er antwortete, wenn er nieste, wenn er gähnte, er lächelte. Neben dieſem ſaß Fräulein von Zipfel, ein Mädchen, das bis ſechszehn Jahre ſchön und ſtolz, bis fünf und zwanzig ſchön und liebenswürdig und ſtolz, bis fünf und dreißig blos ſtolz und jetzt weder ſtolz noch liebenswürdig, noch ſchön mehr war, und doch erſt im nächſten Monate am fünf und zwanzigſten zwei und zwanzig Jahr alt wurde. Sie betrachtete jede Geſellſchaft als ein Heirathsbureau, in das man geht, um einen Heirather zu erfragen. Sie ſchien dem glatten Lächler hold, meiner Wenigkeit aber hatte ſie noch nicht freierſelig gelächelt. Neben Fräulein von Zipfel ſaß Herr Spatz, ein Schöngeiſt, Charadenmacher, privilegirter Muſterzeichner zu Stickſachen, und General-Anekdotenerzähler. Er war ſtets mit drei Anekdoten beſchäftigt, eine hatte er auf der Zunge, die andere auf den Lippen und die dritte in der Kehle. Die andern Mitglieder ſollte ich ſpäter kennen lernen. Der Thee gab die erſte Veranlaſſung zu Witzen. — „Ma drès chère Pinchen, „ſagte Madam Fliedermuhs, erzählte doch Herrn S. die Witze mit den Thee'n! Ja, ma drès chère Pinchen,“ wiederholte Herr F., erzähle Herr S. die Witze mit den Thee'n. — „Ach ja,“ bat Mad. Wachsbein, „Herr S. und Mlle. Fliedermuhs werden ein Stündchen lang Witze machen.“ Ich glaubte, die Butterbemme im Munde erſchrack ob dieſer Bitte. „O! Madame Wachsbein,“ ſprach ich beſchämt, „ich bin enrhumirt!“ — „Wir werden ſchon im Zuge kommen!“ ſagte Mlle. Fliedermuhs und ſetzte ſich in Poſitur. — „Wir ſind ſchon im Zuge,“ erwiederte ich, denn eben wurden die beiden entgegengeſetzten Thüren geöffnet und ein Luftzug fuhr über den Buſen der Mlle. Fliedermuhs hin, wie ein Geiſt über eingeſunkene Gräber. — „Bravo! mon drès cher!“ ſchrie Mad. Fliedermuhs. — „Ja, Bravo! mon drès cher!“ wiederholte Herr Fliedermuhs.

Da faßte Pinchen meinen Rockknopf und ſagte: — eine Todtenſtille herrſchte im Zimmer und nur Taſchens Handdruck neben mir gab mir Kraft und Muth. —

„Wiſſen Sie, wer's beſſer hat, der Kaffee oder der Thee?“

Jawohl, dachte ich mir, der Thee, denn der ſitzt nicht bei Mlle. Fliedermuhs und hat keinen Knopf zu verlieren; aber ich dachte nach und geſtand: nein! — „Wiſſen Sie es, Herr Aſſeſſor Eisbock?“ Der Eisbock lächelte: nein — „Der Kaffee!“ platzte Pinchen heraus, „denn der ſetzt ſich und der Thee muß ziehen!“ „Einzig, ma drès chère!“ ſchrie Mad. Fliedermuhs; „ja, einzig, ma drès chère!“ wiederholte Herr Fliedermuhs. Ich aber neigte mein Haupt und ſprach zu Pinchen: „Weil Sie, wie der Thee, ziehen, habe ich, wie der Kaffee, mich zu Ihnen geſetzt.“

„Unique!“ ſagte Mad. Wachsbein, „habe ich's nicht geſagt, Herr S. wird Witz mitbringen?“

Der Eisbock lächelte, die Zipfel ſchmunzelte, der Spatz nickte mit dem Kopfe und ſprach ſchnell, damit ihm niemand zuvorkomme: „Wenn man aber andeuten will, daß man ſchnell Thee bringe, welchen Männernamen nennen Sie?“ —

Pinchen hatte im Augenblick Spatzens Rockknopf in der Hand und ſchrie: „Theobald! Thee o bald!“ — „Charmant“ — ſagte Mad. Fliedermuhs. — „Ja, charmant!“ erwiederte Hr. Fliedermuhs. — Da war Pinchen ſchon wieder bei mir und meinem Rockknopf: „Welche Göttin nennt man, wenn man in England von einer Mamſell Thee begehrt?“ „Themis! Thee, Miß!“ lächelte der Aſſeſſor Eisbock aus den ſteifen Vatermördern heraus. —

„Wie drückt man," fragte ich, „in einem zweiſylbigen Worte aus, daß der Thee nicht dünne iſt?" eine lange Pauſe. „Sagen Sie's!" ſchrieen einige: — „nein," proteſtirte Pinchen, „ich werde es rathen!" — „das finde ich räthlich!" meinte ich. Endlich, da mein Rockknopf nichts geſtehen wollte, ſagte ich: „Theedick (thätig)!" — „Ach," ſchrie Pinchen, „das gilt nicht, Sie haben nicht geſagt: „daß es ein deutſches Wort iſt!" — „aber," fuhr ſie fort, „wie drückten Sie ſich aus auf franzöſiſch, daß Sie Thee vorziehen?"

Das war meiner Weisheit zu viel, ich konnte es nicht rathen. „Liberté! lieber Thee!" klatſchte ſie in die Hände, während ich und mein Rockknopf Athem ſchöpften. „Ei," ſagte ich, „Mademoiſelle, quand on est chez vous, on perd la liberté pour toujours."

„Charmant!" ſchrie Mad. Fliedermuhs! „überſetze es, Pinchen!" — „Ja, charmant," erwiederte Herr Fliedermuhs, „überſetze es, Pinchen." —

„Herr S. meint," überſetzte Pinchen, „nur ein Narr von einem Vater gibt einem nicht alle Tage Freiheit!" — „Sie ſollten für die Bühne überſetzen!" ſagte ich zu Pinchen. Da erhob der Spatz ſeine Stimme: „weil man eben von der Bühne ſpricht, muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen."

Der Spatz ließ eine Anekdote los, der Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirne! auf der einen Seite Taſchen mit der ewigen Frage: „Rum oder Sahne" — „Theekuchen oder Butterbemmen?" — auf der andern Seite Mlle. Fliedermuhs, die meinen Knopf ewig in Gefangenſchaft hielt und alle Augenblicke mit einem Witze loszugehen drohte, und gegenüber der Anekdoten-Spatz! er begann: „Ein untergeordneter Schauſpieler wurde ausgepocht; er trat vor und ſagte, meine Herren, ich kann für ſechshundert Thaler nicht ſo ſpielen, wie für zwei Tauſend Thaler!" hier lachte der Spatz furchtbar; alle Fliedermuhſe lachten, die Wachsbeine lachten, die Zipfel lachte, ſelbſt der Eisbock lachte lächelnd, und ich — ich? lachte als ob ich den Lachkrampf hätte! Spatz zog ſeine Brieftaſche heraus, um ſich ſeine eigene Anekdote noch einmal aufzuſchreiben; er lachte ſelbſtgefällig: „da fällt mir eine Anekdote von einem Oeſterreicher ein!“ — Ein Seitenſtechen bemeiſterte ſich bei dieſer Ausſicht auf ein von den Todten auferſtandenes Vademecum, meiner beiden Seiten.

„Ein Oeſterreicher und ein Preuße aßen Krebſe mit einander; die großen Krebſe lagen alle bei den Preußen, da drehete der Oeſterreicher die Schüſſel und ſagte: „mein Kaiſer dreht alles herum!“ — darauf erwiederte der Preuße, indem er die Schüſſel wieder zurück drehte: „Aber mein König bringt alles wieder aufs Alte!“ Hier lachte der Spatz furchtbar! Die Fliedermuhſe lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte, die Zipfel lachte. Spatz zog ſeine Brieftaſche heraus und notirte ſich ſeine Anekdote. Da fuhr, wie eine Haubitze Mlle. Fliedermuhs auf den Eisbock los, erſchütterte ſeinen Rockknopf, daß ihm die Vatermörder in die Naſenflügel ſtießen und ſchrie: „was iſt das? es ſieht aus wie ein Krebs, es ſchmeckt wie ein Krebs, es geht wie ein Krebs und iſt doch kein Krebs?“ ich wünſchte, Mlle. Fliedermuhs hätte einen ſoliden Magenkrebs! — „eine Krebſin? eine Krebſin!“ näſelte die Fliedermuhs wie eine wahnſinnige Klarinette und krebste zu mir zurück. „C'est joli, mon drès cher!“ wiederholte Herr Fliedermuhs. — „Die Anekdote iſt ſehr gut,“ begann der nimmer ruhende Spaß, „wie Jemand einem Juden den herrlichen Vollmond zeigt, und dieſer darauf ſagte: „Eppes rar's von'r Vergüldung!“ — Hier lachte der Spaß furchtbar, die Fliedermuhſe lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte. Spaß zog ſeine Brieftaſche heraus und notirte ſich ſeine Anekdote. Da faßte mich Mamſell Fliedermuhs mit beiden Händen bei zwei Rockknöpfen und ſchrie: „Wie viel wiegt der Mond, wie viel wiegt der Mond?“ — Ich erfuhr eben, welche Laſt ein Mondkalb iſt! — „Ein Pfund! Ein

Pfund!“ — ſchrie ſie, „denn er hat vier Viertel!“ Dabei klatſchte ſie in die Hände, und in der hinreißendſten Begeiſterung hatte ſie meine zwei Rockknöpfe mit hingeriſſen und dieſe rollten, als zwei rührende Opfer des geſelligen Tons, zu meinen Füßen nieder. „Das iſt himmliſch! mon drès chèr!“ ſagte Mad. Fliedermuhs. „Ja! daß iſt himmliſch, mon drès chèr,“ wiederholte Herr Fliedermuhs. Taſ'chen aber liſpelte mir in's Ohr, ſo nahe, daß ihr Odem wie ein warmer Frühlingshauch meine Wangen berührte: „Lieber S., noch nie hab' ich mir ſo geiſterartig unterhalten, als eben jetzt in Ihrer penetrablen Geſellſchaft!“ „Schwärmerin!“ flüſterte ich zurück; „wiſſen Sie nicht?“ — „O ja!“ — erwiederte Taſ'chen, „ich weiß recht gut, was Leſſing in Göthe's Geiſterſeher ſagt; ich hab' ihn auf's Theater geſehen, Sein oder nichts Sein?! —“ „So heißt es nicht,“ ſagte ich, „ſondern; mein oder nicht mein?“ „ich weiß,“ verſetzte ſie, „der Komiker hat damals das nur ſo extemporirt!“ —

„Voyez!“ — ſagte Mad. Wachsbein; „voyez! Taſchen et Msr. S. se parlent dans leur oreilles!“ — „Ja! voyez!“ — ſagte Herr Fliedermuhs, der in Gedanken ſaß und glaubte, ſeine Frau ſpräche: — „Ja, voyez! Taſchen et Msr. S. se parlent dans leur oreilles!“ Mad. Fliedermuhs warf einen grimmigen Blick auf ihren ehelichen Fliedermuhs. „Da fällt mir eine Anekdote ein!“ ſchrie Spatz; allein mein Flüſtern mit Taſchen hatte ein ander Geſpräch flott gemacht, nämlich die Liebeleien, Brautſchaften, zurück gegangene Partien und Heirathsgeſchichten der ganzen Stadt, und hier glänzte Mlle. Zipfel als lebendiger Adreßkalender aller Heirathsfähigen. Obwohl nun Mlle. Zipfel ihre Aufmerkſamkeit auf den Eisbock richtete, ich auch ganz neidlos ihr vom Herzen alle Eisböcke der Welt gegönnt hätte, ſo ſchien ſie doch pikirt, daß ich dem kleinen Zipfel ihres reſtirenden Frühlings keine Huldigung darbrachte, und da Mlle. Zipfel vielleicht hundert Zipfel unter ihren Ahnen zählte, Mlle. Wachsbein aber von Ahnen gar keine Ahnung hatte, ſo ſchien es ihr eine ariſtokratiſche Sünde, in Gegenwart eines adelichen Spätherbſtes einem bürgerlichen Frühlinge ſchön zu thun.

„Da ſpinnt ſich wohl eine kleine Amour an?“ fragte ſie Spatz. Taſchen fuhr zurück; ich aber war boshaft genug, zu fragen: „Fräulein von Zipfel ſpinnen wohl nicht? Die Ritterfräulein im hohen Mittelalter haben ſonſt alle geſponnen!“ — Da hob Aſſeſſor Eisbeck ſein hausbackenes Geſicht aus den zwei Papier-Vatermördern heraus, ſchickte ein Lächeln voran und ſagte: „Es iſt nichts ſo klar geſponnen, es kommt ans Licht der Sonnen.“ Nachdem er dieſe große Wahrheit geſagt, lächelte er, kroch wie eine Schnecke in ſein Papiervatermörderhaus zurück, lächelte noch einmal und ſprach dieſen Tag (Theetag) nicht wieder.

Neben mir und um mich aber ſchallte und klang es und tobte es, denn die Zipfel und der Spatz, und alle Fliedermuhſe und ſämmtliche

Wachsbeine ſprachen auf einmal: „Sechs Jahre waren ſie verlobt und" — „die ſind ſchon längſt geſchieden!" — „Der kann ſie gar nicht ernähren!" „Mlle. X. iſt aufgeboten" — „Herr Z. hat die Mlle. N. ſitzen laſſen" — „hat einen Brief aufgefangen." — Die bildet ſich's ein, aber es wird nichts d'raus." — „Sie hat ja gar nichts," — „nein, das iſt längſt aus!" — „Die Schweſter meiner Mamſell iſt Kammerjungfer bei der Schweſter der Mademoiſelle die erzählt" — „ſie hat d'rauf gerechnet, aber" — und inzwiſchen tönte der Spatz: „ach, da weiß ich eine herrliche Anekdote!" und Pinchen ſtreckte abwechſelnd die Hand nach allen lebenden Rockknöpfen aus und gakerte, um einen Witz zu legen. Ich ſah ſchmerzlich nach der großen Spieluhr, die alle Stunde eine andere Melodie, und eben jetzt die Melodie ſpielte:

„Wer nur meine Leiden kennte,
Schenkte gern ſein Mitleid mir!"

Ich erſchrack, denn ich glaubte, die Uhr ſpielte aus meinem Innern heraus.

Taſ'chen liſpelte aber: „ich habe ſchon längſt eine Sympathie gegen Sie gehabt; bloß weil ich die Naturgeſchichte über Alles liebe und Ihre Blätter immer das Schönſte daraus haben!“ Da brach Mad. Wachsbein vom Tiſche auf und ſagte:

„Meine Verehrteſten, wir wollen nun ein bischen Dilettanten genießen!“

Und es ward Abend, und es ward Morgen, Ein Tag.

Zweiter Tag.

Die Dilettanten.

Madame Wachsbein führte nun die Geſellſchaft in die muſikaliſche Genußfolterkammer, in welcher ich alle Marterinſtrumente, als Clavier, Guitarre u. ſ. w. erblickte. Hier ſetzte oder ſtellte ſich die Geſellſchaft in beliebige Gruppen, und Madame Wachsbein ſagte: „Der

Herr Referendarius Bleiſäuſel wird uns etwas ſingen.“ Der Herr Referendarius Jerum Bleiſäuſel, ſchmächtig, wie die Tugend einer Schauſpielerin und blaß wie ein Reviſionsaktenſtück, ſtürzte mit Heißgier auf ſeine Beute, die Guitarre, und nahm im Mittelpunkte des Zimmers gravitätiſch Platz. Nachdem er ſeinen Seſſel und ſeine Guitarre geſtimmt hatte, begann er die Cavatine „di tanti palpiti“ zu ſingen. Er ſang einen weinſäuerlichen Tenor mit obligater Naſenbegleitung; bald war ein Ton ſo ſpitz, wie Mlle. Fliedermuhs Kinn, und ging wie eine Trepanirnadel durch Mark und Bein; dann holte er einen tiefen Ton, wie ein Bauchredner, aus ſeinem Leibe hervor, und wenn er dieſe beiden Töne verſchliff, knackte es wie eine langſam zertretene Fiſchblaſe. Dieſer ſüße Geſang wurde von einem Accompagnement begleitet, welches immer um einige Takte voraus eilte, um den nachkommenden Geſang Relais vorzulegen. Dabei ſaß Jerum Bleiſäuſel wie in Verzuckung; er lag über die

Quere der Guitarre und arbeitete mit Händen und Füßen, ſo daß ich alle Augenblicke erwartete, Jerum Bleiſäuſel werde auf der Guitarre ins Zimmer hinein zu ſchwimmen beginnen, wozu das Rudern mit allen Vieren nicht wenig mit beitrug. Die rechte Hand flog immer von den Saiten weg, offen ins Publikum hinaus, als wollte ſie Almoſen haben, und der Ellenbogen der linken Hand flog auf und nieder, als dirigirte er den Blaſebalg in Fridolins Eiſenhammer. Dabei ſchickte Jerum Bleiſäuſel ſeine Aeuglein, wie Collektenſammler in die Geſellſchaft herum, und bog dann den Oberleib ſo über die Guitarre, daß man alle Augenblicke ſeinem Ueberſchnappen entgegen ſehen konnte. Die Cavatine war endlich durchgerudert, ein allgemeines Händeklatſchen belohnte Bleiſäuſels Mühſeligkeit.

„O! mon drès cher!“ ſagte Mad. Fliedermuhs, „der zarte Vortrag ſind ſehr touchent!“ — „Nun, Herr S.,“ ſo wendete ſich Mad. Wachsbein zu mir, der ich am Ofen ſtand, und eben den Mops der Mad. W. beneidete, daß er ſein Ohr ſo ſchön ſenken und als Deckel über ſein Trommelfell fallen laſſen konnte. — „Nun, Herr S.! Sie ſind doch Kenner, was ſagen Sie zu des Herrn Referendarius Spiel und Geſang?“ — Ich verbeugte mich in's halbe Zimmer: „O, wenn man ſo Sitz und Stimme im Rathe der Kunſt hat, wie der Herr Referendarius, verſtummt alles Lob!“ Jerum Bleiſäuſel lächelte verklärt, und neuerdings begann er das Takelwerk ſeiner Arme in Bewegung zu ſetzen, und gab ſeine eigene Compoſition des Schiller'ſchen Gedichts: „die Erwartung,“ zum Beſten.

„Nun haben wir eine Erwartung auf eine Erwartung,“ ſagte Mlle. Fliedermuhs und faßte meinen noch lebenden Rockknopf, und: „da fällt mir eine Anekdote ein,“ ſchrie der Spatz inzwiſchen; allein ein Spatz muß verſtummen, wenn ein Bleiſäuſel ſeine eigenen Compoſitionen losläßt. Herr Jerum Bleiſäuſel begann ſeine Arbeit, und ſang, was das Zeugs hielt. Bei der Stelle:

„Hat nicht der Riegel geklirrt?“

hätte man geſchworen, man hörte die Riegel aller verroſteten Thüren Deutſchlands klirren, und bei der Stelle:

„Nein — es war des Windes Wehen!“

hörte man den Wind bedeutend aus ſeiner Lunge pfeifen. Es war ein mitleidswerther Anblick! Ein ſchweistriefender Referendarius, der eben Gefahr läuft, an Schillers „Erwartung“ zu verenden; die „Erwartung“ ſelbſt, zerriſſen, geviertheilt, gerädert und geköpft; einen Kreis der ſich abmüht, ſeelig zu ſcheinen, eine Fliedermuhs mit einem verſchlagenen Witz im Munde; ein Spatz, dem eine Anekdote in der Gurgel ſteckt, und endlich ich, einer Trommelfellentzündung entgegen ſehend, mit gefalteten Händen und reſignirenden Blicken, ein Bild der Entſagung!

Endlich war Bleiſäuſel zu Ende gekommen:

„Und weckte mit Küſſen den Freund!“

er ließ das Köpfchen hängen, wie eine geſchlachtete Zitterpappel, und ich glaubte mit Beſtimmtheit, Schillers Geiſt habe ihm aus Enthuſiasmus den Garaus gemacht. Allein, als neuerdings ein „Bravo!“ und ein „Charmant!“ erſcholl, hob er das Köpfchen, um es dankend wieder zu ſenken.

Taſchen ſagte: „ich bewundre nur, wie Herr Bleiſäuſel Schillers Trachäen (Trochäen) ſo hat herum bringen können!“ — „O!“ erwiederte Jerum Bleiſäuſel — „das macht die Rautine und ein wenig Fingerſatz!“ Inzwiſchen hatte Mad. Wachsbein den Herrn Eisbock ſchon in Contribution geſetzt, und dieſer ſtellte ſich wie ein Meilenzeiger, mitten ins Zimmer, um zu deklamiren! — Ich war ſchon völlig empfindungslos und ließ Alles über mich ergehen. Er deklamirte nichts Geringeres, als den Monolog aus Wallenſtein:

„Es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben u. ſ. w.

Der gute Eisbock mochte ungefähr die Hälfte des Monologs, theils mit den Händen in die

Luft geſprengt, theils mit den Füßen in den Boden geſtampft haben, als ihn ein ganz eigenes Unglück traf, welches ihn nicht wenig in Verlegenheit ſetzte. Der linke Papier-Vatermörder nämlich, gerührt von dem Schweiße und dem Vortrage des Eisbocks, knickte ein und ließ den Kopf traurig hängen. Vergebens bemühte ſich der deklamirende Eisbock, die Spitze des Geſunkenen in die Höhe zu richten; der Verruchte knickte immer wieder nieder! Zwiſchen jedem Satz fuhr der Eisbock nun an den linken Vatermörder und richtete ihn in die Höhe, und immer fiel der Undankbare wieder nieder. Der Anblick war tragikomiſch; man denke ſich Wallenſtein vor der Lützner Schlacht in einem ſteifen und einem geſunkenen Vatermörder. Endlich war auch das überwunden:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag."

Hier ſah man den Eisbock förmlich reiten, und ein enthuſiaſtiſches Bravo ſcholl durch das Zimmer. Der Eisbock, der wie aus einem ruſſiſchen Dampfbade herauskam, lächelte und richtete ſeine Vatermörder in die Höhe.

„Nun wird Herr S. etwas vortragen!“ ſagte Mad. Wachsbein. „Ja, ja!“ ſchrie Alles, „Herr S. wird etwas vortragen.“ — Ich hätte in die Erde ſinken mögen.

Entſchuldigen Sie,“ — ſtammelte ich — „ich kann weder ſingen, noch deklamiren!“ — „O! ſo leſen Sie uns Witze vor!“ — „Ich bin untröſtlich, meine Witze ſind unleſerlich!“ — Alles das nutzte nichts. Taſ'chen befühlte ſchnell meine Brieftaſche, die Papiere mußten heraus, einige ſchlechte Entwürfe mußten geleſen werden, ich glaube ſie waren alle melancholiſchen Inhalts, aber die gütige Geſellſchaft wollte ſich zu todt lachen.

„Höchſt witzig, mon très chèr!“ ſagte Mad. Fliedermuhs. — „Ja — höchſt witzig, mon drès chèr!“ wiederholte Herr Fliedermuhs. „Ihre Beſcheidenheit iſt mein Stolz!“ ſagte ich, und zog mich zum Ofen und zu Taſ'chen zurück, und Taſ'chen ſagte mit einem Lächeln:

„Ach!“ und weiter nichts. Aber es hatte ſich ein neuer Genuß präparirt. Bleiſäufel und Spatz ſangen das Duett:

„Hektor und Andromache.“

Spatz war Hektor, — Bleiſäufel Andromache. Hektor Spatz zog ſich wie elaſtiſches Gummi herauf und herab, und brachte Töne hervor, wie ein raiſonnirender Kürbis; Bleiſäufel-Andromache aber ſchwamm wieder über die Guitarre hinüber und fiſtulirte, daß die Thürpfoſten ſeufzten. In dem Schlußaccorde floßen beide Stimmen in einander, wie zwei Holzwagen, die auf eiſigem Gleiſe aneinander gerathen und ſchrillend fortrutſchen. Auch dieſes war überſtanden, als die Zipfel ſich ans Klavier ſetzte und phantaſirte!

Ein halber Wahnſinn bemeiſterte ſich meiner; die Zipfel ſtöberte auf den Taſten herum, als ob ſie den Kribbelkrampf hätte; ihr Auge delirirte, ſie ſah in ihren Phantaſien lauter Freier mit ächten Shawls und in den Uitert:

„Lott' iſt todt!"

verwebte ſich das Lied:

„Reich mir die Hand, mein Leben!"

das dauerte an fünfzehn Minuten und die Zipfel ſank, erſchöpft in Unthätigkeit; doch:

„Nimmer, das glaubet mir,
Erſcheinen die Götter, nimmer allein!"

Mad. Wachsbein zog ein kleines zehnjähriges Wachsbeinchen vom Nebenzimmer herein, und ſchrie:

„Nun wird Luikens Gedichtens machen!" Alles war entzückt darüber. Luiken aber zappelte mit den Beinchens, kratzte ſich das Köpfchen, und wollte nicht eher Gedichtchens machen, bis ihm die Mutter vier Groſchen Courant auf einen Waldteufel gegeben. Dann zog das niedliche Wachsbeinchen ein Papier heraus und las ein Gedicht, welches er auf einen Pfannenkuchen gemacht, vor, und inzwiſchen ſchrie die Mad. Wachsbein die nicht ganz unnöthige Ermahnung ihm zu: „das Näschen zu räuſpern." Darauf wurde das junge Wachsbeinchen von den alten Wachsbeinen, dann von den Fliedermuhſens, dann vom Eisbock und vom Spatz abgeſchmatzt. Dann kam es auch zu mir, und ich legte ihm die Hand auf den Kopf und ſegnete ihn:

„Gott gebe Dir Geduld, wie mir, und meinen Gedichten ein Auditorium, wie Dir!“

Da ſchrie Mad. Wachsbein: „Nun wird Herr S. ein ſchönes Geſellſchaftsſpiel arrangiren.“

Und es ward Abend, und es ward Morgen, der zweyte Tag!“

Dritter Abend.

Die Geſellſchafts-Spiele.

„Bunte Reihe! bunte Reihe!“ ſchrie der Spatz, und theilte die Geſellſchaft ein; da aber Mamſell Fliedermuhs und mein Rockknopf eine ewige Allianz geſchloſſen hatten, und Taſchen mich beim Arme feſt hielt, ſo behauptete ich meinen vorigen Platz.

„Nun, ſchlagen Sie ein Pfänderſpiel vor, Sie wiſſen gewiß recht ſchöne!“ ſagte Mad. Wachsbein. Ich erwiederte: „Wo ein Spatz in der Geſellſchaft iſt, wage ich es nicht!

Der Spatz lächelte, und nun erhob Alles ſeine Stimme auf einmal:

„Das Toilettenſpiel!“ — „Frau Roſa geht ins Bad!“ — „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg!“ — „Küchlein, Küchlein weiß, komm' in unſern Kreis!“ — „Leinwandchen meſſen!“ — „Der Thaler der muß wandern, von Einem zu dem Andern!“ — „Moquirſtuhl! Moquirſtuhl!“ — „Ei, wie ſchön, ei, wie ſchön, läßt ſich der die Naſe dreh'n!“ — „Schwarzer Peter!“ — „Die blinde Henn' wird gluchſen, wen ſie ruft, muß muckſen!“ — „O rathe hin und rathe her, liebes Mädchen kleine, auf wem liegt das Fingerleim?“ — „Zu was kann man Stroh brauchen?“ — „Schenken und Logiren!“ — „Stumme Muſik!“ — „Ein Schiff iſt aus Holland gekommen!" — „Adam und Eva's Gärtchen!"

Man hörte ſein eigenes Wort nicht, und meine zwei andern Rockknöpfe wanderten unter Mamſell Fliedermuhs's Enthuſiasmus zu Boden. Endlich drang Spatzens ſpitziger Fallſett durch: „Das Apothekerſpiel! das Apothekerſpiel!" —

„Aber das ſag' ich voraus," näſelte Mamſell Fliedermuhs, „Pfänder geb' ich, aber küſſen thu' ich nicht!" — Ich hätte ſie küſſen mögen! Ein Stein fiel von meinem Herzen. Das Fräulein von Zipfel ſagte auch: „Nein, küſſen thu' ich nicht!" aber der einvatermörderige Eisbock und der Referendarius Jerum Bleiſäuſel, beſtanden auf küſſen. Ich legte mich als vermittelnde Macht zwiſchen die Küſſenden und Nichtküſſenden. „Meine Herrſchaften! Ueberzeugt, daß alle Frauenzimmer, von Eva an, bis jetzt, gerne küſſen, d. h. denjenigen, den ſie gerne küſſen; überzeugt, daß kein Frauenzimmer gerne küßt, d. h. den Gegenſtand, den es nicht gerne küßt; überzeugt, daß alle Frauenzimmer gerne geküßt werden, d. h. von dem Gegenſtande, von welchem ſie gerne geküßt werden; überzeugt, daß kein Frauenzimmer gerne geküßt wird, d. h. von dem Gegenſtande, von welchem es nicht gerne geküßt wird; überzeugt, daß Sie Alle auch von dieſer Ueberzeugung überzeugt ſind; überzeugt ferner, daß, wenn Sie ſich davon überzeugt haben, Sie überzeugt ſeyn werden, daß Jeder von uns überzeugt iſt, und daß die ganze Geſellſchaft für jeden Einzelnen überzeugt iſt, daß jede Dame unter Umſtänden eben ſo gerne küßt, als nicht küßt, eben ſo gerne geküßt wird, als nicht geküßt wird; ſo bin ich überzeugt, daß es jedem frei bleibt, ſich küſſenswerth zu machen, worauf er gewiß geküßt werden wird. Ich für meinen Theil betrachte einen Pfänderſpielkuß wie eine gemalte Kanone, wie einen werthloſen Rechenpfennig, wie ein abgekochtes Bon-mot, wie eine verjährte Anekdote, wie ein Formular ohne Inhalt, wie eine Lanze ohne Dolch, wie ein

Punſch ohne Rum, wie einen Ofen ohne Feuer, wie eine Puppe ohne Herz. Für zehn Schock ſolcher Küſſe gebe ich nicht einen einzigen verſtohlenen auf der Treppe, oder den leiſeſten Handdruck hinter dem Rücken der Mutter (dabei drückte ich Thaſchens Hand, daß ihr die Finger knackten). Ich glaube alſo, Jeder folgte ſeiner Ueberzeugung, Mamſell Fliedermuhs und Fräulein von Zipfel wollen nicht küſſen, ferne ſey es von einem freien Geſellſchafts-Staate, ſie zu zwingen; wenn aber andere Damen küſſen wollen:

„Honny soit qui mal y pense!“ —

„Der Bleiſäuſel ſchrie „bravo!“ Der Eisbock unterſtützte mich, und das Spiel ging los.

Der Spatz machte den Apotheker und gab jedem Mitgliede den Namen einer Arznei. „Sie, Mad. Wachsbein,“ hub er an, und lachte ſchon im Voraus; — „Sie ſind Fenchel, ha ha ha!“ — „Sie, Herr S., Schwefelleber, ha ha ha!“ — „Sie, Mamſell Taſchen, Roſenwaſſer, ha ha ha!“ — „Sie, Mamſell Fliedermuhs, Camomille, ha ha ha!" — „Sie, Herr Eisbock, Rhabarber, ha ha ha!" — „Sie, Mamſell Zipfel, Fliederthee ha ha ha!" — So gab er Allen höchſt ſinnige Benennungen und immer lachte er: ha ha ha!

„Wenn ich den Namen eines Dinges nenne, ſo ſteht die Perſon auf, ſage ich aber die ganze Apotheke, ſo ſteh'n Alle auf."

Das Spiel eröffnete der Spatz mit einem: „Die ganze Apotheke, ha ha ha! ha ha ha!" Alles drehte ſich. So gieng dieſes geiſtreiche Spiel drei Viertelſtunden lang fort; bald drehte ſich ein einzelnes Medikament, bald die Apotheke, und immer lachte der Spatz dazwiſchen: „Ha ha ha! ha ha ha!" Ich glaubte, ich wäre ein Schaaf und habe die Drehkrankheit bekommen; endlich, nachdem die Drehrollen mit abwechſelndem Glücke geſpielt hatten, und mehrere Pfänder eingegangen waren, beſchloß der Spatz mit einer Hahaha-Fermate das geiſtvolle Spiel.

Nun mußten die Pfänder ausgelöst werden. Die Zeit dehnte ſich wie Gummi-Elaſtikum und ich beneidete meinen linken Fuß, der sans façon eingeſchlafen war. Nun wurden die Pfänder ausgelöſt: „ich ſchneide Speck," — „in Brunnen fallen," — „polniſch betteln gehen," — „eine Figur machen," — „ſich auf den Kopf ſtellen," — (ein beliebter Witz! man ſtellt ſich ſodann nämlich auf den Kopf eines Nagels in den Dielen); — „beichten gehen," — „Ketten bauen," — „Band meſſen," u. ſ. w. Die Ziererelen der Zipfel und der Fliedermuhs ekelten mich endlich an, und ich hatte den unglücklichen Einfall, Charaden und Räthſel als Pfandlöſung vorzuſchlagen. Ich vergaß, daß ich nur noch einen Knopf am Rocke ſitzen hatte und daß ein Spatz mit Charaden keinen Scherz verſteht. Nun kamen meine Leiden erſt recht dick! Der Spatz ließ die erſte Charade los: „Was iſt das? die erſte Sylbe iſt eine Stadt, die zweite ein Vieh, die dritte ſind Sie, die vierte iſt ein Kuß. Das Ganze ein Stadtphyſikus? Ha ha ha!" —

„C'est charmant, mon drès chér!" ſagte

Mad. Fliedermuhs; „Ja, c'est charmant, mon drès chér!“ wiederholte Herr Fliedermuhs.

Der Referendarius ſollte auch eine Charade losgeben; nachdem er ſich zehn Minuten beſonnen, an der Uhrkette geſpielt, die Haare gekräuſelt, begann er zu rudern, als wollte er wieder Guitarre ſchwimmen und fragte endlich: „Was iſt das? ein zweiſylbig Wort. Die erſte Sylbe hat keine Sonne, die zweite Sylbe macht die Finſterniß hell, das Ganze braucht man in der Nacht?“ —

„Nachtlicht! Nachtlicht!“ ſchrie die Mamſell Fliedermuhs und mein letzter Rockknopf hatte mich zum letzten Male geſehen.

Nun kam die Reihe an mich, ich fragte: ein zweiſylbig Wort: „Die erſte iſt Mangel der zweiten, die zweite Mangel der erſten. Das Ganze die zweite in der erſten.“ Ich hatte Taſchen früher geſagt, ſie ſollte Nachtlicht rathen; „Nachtlicht!“ ſchrie Taſchen. Alles klatſchte in die Hände und ich hoffe, daß mir dieß Nachtlicht bei Taſchen nicht ſchaden wird.

Nun näſelte Mamſell Fliedermuhs: „Was iſt das? zweiſylbig: die erſte iſt ein Vers, die zweite Tand, das Ganze iſt nicht dumm?“ Kein Menſch rieth es. „Verſtand, Verſtand!“ „Comme spirituelle!“ ſagte Mad. Fliedermuhs. „Ja, comme spirituelle!“ wiederholte Herr Fliedermuhs. Fräulein von Zipfel wollte keine Charade machen, ſie fand es bürgerlich und übertrug mir ihr Pfand. Ich wendete mich an ſie und fragte: „Ein zweiſylbig Wort, welches man oft durch Mädchen erhält, und welches deßhalb ſo heißt, weil das Mädchen oft die zweite iſt, mit der man es erhält.“

Alles ſchwieg; „Mitgift,“ ſagte ich zu Zipfel, „welche man oft nur mit Gift erhält.“ —

Fräulein Zipfel wäre bald blaß geworden. Nach Beendigung dieſer Pfänder ſchlug der Bleiſäuſel noch ein „Blindekuhſpiel!“ vor; ich verſpürte, daß mein rechter Fuß auch einzuſchlafen begann, und gab Taſchen ein Zeichen. Dieſe flüſterte der Mutter etwas ins Ohr und dieſe rief:

„Der Tiſch iſt angerichtet!“

IV.

Leben, Heldenthaten,

Abentheuer, Begebenheiten und ſonſtige merkwürdige Schickſale des Fähndrichs Eſpenbüſchel in einer Damengeſellſchaft.

Julie ſagte mir, ſie wolle Donnerſtag Abend zu der Frau Commerzienräthin Oberſtöpſel kommen. Ich war ein für allemal gebeten. Die Frau Commerzienräthin wohnt mir zu weit, um hinzugehen, und zu nahe, um hinzufahren, ſo ließ ich denn gewöhnlich die Einladung gehen und die Geſellſchaft fahren. Ueberdem war die Frau Commerzienräthin eine Schönheit vom zweiten, und ihr Thee eine Schönheit vom erſten Waſſer. Ich hatte ſchon früher einmal das Glück, das Schlachtopfer eines Abends zu ſeyn, an welchem Sprüchwörter dramatiſch vorgeſtellt werden ſollten. Ich mußte Dramaturg, Director, Inſpicient, Garderobier, Souffleur und Akteur ſeyn. Eine zweiwöchentliche Heiſerkeit, mit obligatem Seitenſtechen, waren die Lorbeeren, auf welchen ich zu Hauſe ausruhete. Als Gratifikation und Gnadengehalt bekam ich bei'm Abſchied einen gnädigen Blick und die Extrabitte, ja recht bald wieder zu kommen. So überſchwenglich ich belohnt für meine Bravour in den geſelligen Feldzügen der Frau Commerzienräthin Oberſtöpſel nun war, ſo wandelte mich doch nicht die Luſt an, einen zärtlichen Blick, mit Seitenſtechen belegt, mit nach Hauſe zu nehmen. Aber jetzt ſagt Julie, ſie wird da ſeyn, und — was bringt man der Liebe nicht für Opfer? ich verſprach hin zu kommen. Ich machte mich noch ſchnell an Rabener, um einige Sprüchwörter zu erhaſchen, und mit dem Schlage ſieben trat ich, die Locken in einer Miſchung von Kunſt und Natur gebrannt und gekräuſelt, die Jabot breit gefaltet und ſattſamlich parfümirt, in das Zimmer der Frau Obercommerzienräthin Oberſtöpſel.

„Ach! ſiehe da! unſer lieber S.!“ ſagte die Frau Obercommerzienräthin und zeigte auf einen Seſſel, „Sie ſind ja ſo ſelten, wie ein weißer Rabe;“ ich küßte ihr die Rabenhand und ſagte mit einer Verbeugung: „Auch ein weißer Rabe läßt das Zupfen nicht!“ — „Unſer S. läßt ſich nicht aus der Faſſung bringen,“ replicirte ſie. Die Frau Commerzienräthin nämlich ſprach immer nur: „Unſer lieber N.! unſere gute X.! unſer geliebter Z.! unſere geliebte W.!“ u. ſ. w. Ich weiß nicht, ob ſie früher bei einem . . . . . ſchen Mauthamte angeſtellt war, welches auch Alles als „Unſer“ betrachtet. Dieſes Unſer lieh ihr etwas Majeſtätiſches, und man gehörte alſo für dieſen Abend nicht ſich mehr an, indem ſie die Geſellſchaft verunſerte, und ſo war man gewiſſermaaßen Oberſtöpſelich. Mit Entſetzen bemerkte ich, daß noch Alles leer war. „Stellen Sie ſich mein Unglück vor!“ — klagte die

Commerzienräthin, „der größte Theil der Geſellſchaft hat abſagen laſſen. Es iſt wirklich ein Glück, daß Sie kommen; unſer Herr Doctor Leimtachtel hier, nebſt Frau und Schweſter, ſpielen raſend Boſton. Sie ſpielen wohl auch?“ — „Es wird mir ſehr angenehm ſeyn,“ erwiederte ich ſo ſüß wie möglich; aber mein Herz zuckte, als ob es in einer Schüſſel Himbeereſſig ſchwämme. Ich betrachtete mir meine Spielgeſellſchaft. Die drei Leimtachtels mußten mir im Spiel wenigſtens um die Erfahrung von einem Jahrhundert überlegen ſeyn. Ich machte eben die Betrachtung, daß es doch beſſer iſt, ein ſtilles Schlachtopfer am Spieltiſch, als ein ſchwitzendes und ſchreiendes beim Sprüchwörterſpiel zu werden, als der Bediente meldete, Fräulein *** ließe um Entſchuldigung bitten, ihre Tante wäre plötzlich gekommen. Lieber Leſer, kannſt Du den Schmerz, ja die ſtille Wuth mitfühlen, die mich ergriff? Denke Dir einen auf Warte-Minne ſitzenden Liebhaber, getäuſcht und zernichtet, und vor ihm die reizende Ausſicht in die Lüneburger Haide einer Spielparthie, deren endloſe Wüſtenei einzig und allein durch drei Leimtachtels und vier Kartendamen belebt wird! Ich habe zwar einmal eine alte Tante gehabt, die ich pflichtmäßig alle Sonntage liebte und beſuchte; ſie ſtarb endlich an der jetzigen Jugendkrankheit, nämlich an Altersſchwäche, und hinterließ mir zwar kein baares Geld, aber ſonſt auch gar nichts an Geldeswerth. Ein einziges Pſalmbuch drückte ſie mir in die Hand, und trennte ſich von dem Pſalmbuche, von mir und von ihrem Mops. In ihrem Teſtamente ſetzte ſie mich zum einzigen Erben ihres ſchuldenfreien Mopſes ein und ſchloß mit den frommen Worten: „Ich habe in dieſem Erdenleben nie etwas gehabt. Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen, Amen!“

Ich habe noch andere Tanten, denen Gott auch eben ſo viel genommen, als gegeben hat; ich liebe ſie Alle, wie es einem chriſtlichen Menſchen geziemt; aber in dieſem Augenblicke wünſchte ich alle Tanten auf den Blocksberg.

Was hat ſo eine Tante von D. nach B. zu reiſen, um einem armen Liebhaber ihre Richte zu nichte zu machen und ſeine Wonne zu vernichten?

Jedoch, es hieß hier gute Miene zum böſen Spiele machen. Es kamen noch die drei Fräulein Z. und zwei Mamſellen X. Aber alle Herren hatten abſagen laſſen, blos der Fähndrich Eſpenbüſchel ſollte noch kommen.

„Ach!“ jammerte die Frau Commerzienräthin, „wenn ich Sie doch vervielfachen könnte, lieber S.!“

Ich war aber leider zu einfach, um mich zu multipliciren; ich mußte mich alſo von den fünf lieben Schönen ſubtrahiren, um mich zu den drei Leimtachteln zu addiren.

Ich ſetzte mich an den Spieltiſch, Herr Leimtachtel mir gegenüber, Mad. Leimtachtel rechts, Mlle. Leimtachtel links. Ich hatte mich aber ſo eingeleimtachtelt, daß ich die übrige Damengeſellſchaft vor mir hatte und ſie beobachten konnte. Es entſpann ſich im ganzen Zimmer ungefähr folgendes Geſpräch:

Herr Leimtachtel. Wie hoch ſpielen wir?

Mlle. Z. Sie hat ſchöne Augen.

Ich. Wie Sie befehlen.

Rechtes Leimtachtel. Das Point einen Silberpfennig.

Mad. Oberſtöpſel. Aber ſchlechte Zähne.

Linkes Leimtachtel. Mit allen Chicanen.

Mlle. Z. No. 2. Sie trägt ſich immer auffallend.

Herr Leimtachtel. Sie prämeliren.

Mlle. X. Die möchte auch ſchon gerne einen Mann.

Ich. Ich paſſe.

Mad. Oberſtöpſel. Sie ſchminkt ſich entſetzlich.

Rechtes Leimtachtel. In der Oberfarbe.

Mlle. Z. No. 2. Der Referendarius *** hat ihr fünf Jahre die Cour gemacht.

Linkes Leimtachtel. Mit oder ohne Honneurs?

Mad. Oberſtöpſel. Sie hat gar kein Geld, und das Biſchen Schönheit —

Herr Leimtachtel. Geht Niemand mit?

Mlle. Z. No. 1. Ponceau mit Weiß und Wienerlocken.

Rechtes Leimtachtel. Sieben Grandiſſimo!

Mlle. X. Ob alles Natur iſt?

Ich. Was gedeckt iſt, iſt gedeckt!

Mad. Oberſtöpſel. Wollen wir etwas leſen?

Rechtes Leimtachtel. Sie ſind bête. u. ſ. w.

Nach dieſem Schema ging es ſo weiter. Der liebenswürdige Fähndrich Espenbüſchel kam noch immer nicht. Mad. Oberſtöpſel war in einer gelinden Verzweiflungstranspiration. Die drei Z. und die zwei X. hatten ſchon alle Liebſchaften und alle Kleider ihrer Bekannten durchgelüftet, und noch kam kein Espenbüſchel. Ich aber, mit dem unendlichen Himmel voll tiefer Langeweile in dem Buſen, mit zwei Taſſen zu Thee geadeltes Waſſer in mir, ein trauriges Boſtonade vor mir und drei Leimtachtels um mich ſaß da, ein Bild der ſanften Duldung, mit einem verklärten Heiligenſchein des Gähnens um das verlängerte Antlitz. Mlle. Leimtachtel, die ſchon fünfzehn Jahr auf den Ehemann Meſſias wartete, war, nachdem ſich weder ein Meſſias noch ein Eſel ſehen ließ, ſanft und mild wie ein getragener Damenhandſchuh geworden. Denn die Mädchen haben ihre eigenen Gemüths-Epochen. Vom fünfzehnten bis ins zwanzigſte Jahr iſt Sanftmuth und Milde der Vogelleim auf dem Freierfange. Wenn ſie einundzwanzig ſind und es iſt noch kein Goldammer oder Silberfink hängen geblieben, und die rothen Wangen-Beeren haben wohl Näſcher, aber keinen ewigen Tafeltheilnehmer angezogen, da werden ſie trotzig, ſchroff, auffahrend, ſie laſſen es uns entgelten, daß wir ſo blind waren, ſie werden hochmüthig und naſerümpfend. Das geht bis ins acht und zwanzigſte Jahr; hat ſich auch für dieſes Mittelalter kein Ritter gefunden, dann nehmen ſie die alte abgelegte Sanftmuth wieder um, und nicht ſelten mit ihnen die Locken à l'enfant. Da ſind ſie wieder mild, wie eine Wintermispel, fügſam, wie Gummi-Elaſtikum und ſüßlich wie Schlageſahne. Mlle. Leimſchachtel praktizirte ſchon einige Jahre in dieſer reſtaurirten Sanftmuth, und ich war ſo eben der glückliche Gegenſtand, den ſie anſanftete. Wenn ich ſpielte, war ſie immer Whiſt, und verdarb mir mein Spiel; ſie ließ mich ihre Karten ſehen, ſah in die meinigen, und ſagte auch wohl: wir paſſen! worauf ich dann einmal ganz ſpitz ſagte: nein, wir paſſen nicht.

So hatte ich eine Stunde Leimtachtel-Boſton geſpielt, als ein Odeur ins Zimmer trat, und in dieſem Odeur ſäuſelte der Herr Fähndrich Espenbüſchel ins Zimmer.

Fähndrich Espenbüſchel war das Damen-Aeffchen der vornehmlangweiligen Geſellſchaften. „Fähndrich Espenbüſchel iſt niedlich!“ ſchnarrte das gnädige Kammerkätzchen; „Fähndrich Espenbüſchel iſt niedlich!“ liſpelte die gnädige Frau; „Fähndrich Espenbüſchel iſt niedlich!“ ſummte das gnädige Fräulein. Es war mir lieb, den niedlichen Espenbüſchel einmal in ſeinem Luſtre zu ſehen. Er ſäuſelte herein und eine Syrupwolke umzog die Lippen der Sopha-Damen. Da war er! Er! Fähndrich Espenbüſchel! Im Hereinſäuſeln hatte er noch ſchnell mit der linken Hand das Stirnſchöpchen troſtreich aufgerichtet, daß es, wie ein geſpickter Truthahn, den Kopf ſteif gegen den Himmel erhob. Mit Blitzesſchnelle hatte er der Madame Oberſtöpſel die Hand geküßt, das Sopha hüpfend umzingelt, den drei Z's zugeflüſtert: „Mars grüßt die Grazien!“ die beiden X. angelächelt und ihnen geſagt: „Für jedes Auge eine Sonne!“ dem Mops der Madame Oberſtöpſel den Kopf gekraut, mit den Worten: „O Du Goldthierchen du!“ und ſich mit einem kühnen Manövre in die Mitte der Damen hineinmanövrirt. Das Alles dauerte kaum ſo lange, als Madame Leimtachtel einmal ausſpielte. „Rathen Sie, meine ſchönen Damen, woher ich eben komme? es iſt zum todtſchießen! von der alten Generalin Bims! Die hat ordentlich eine Wuth auf mich!“ Nun ging's über die arme Bims her. Herr Fähndrich Espenbüſchel zog ſeine Zunge aus der Scheide und hieb in den unſchuldigen guten Namen Bims ſo tapfer ein, daß ich ihm den Feldmarſchall prophezeite, wenn er mit ſeinem Säbel einſt ſo in den Feind einhauen würde. Die zarte Bims mußte ihm helfen eine halbe Stunde die Geſellſchaft unterhalten. Nicht nur ſie, ſondern ihre Braten, Saucen und Fiſche wurden mit Steckbrief getreuer Aehnlichkeit beſchrieben, ihre Servietten, Deſſertteller, mit typographiſcher Treue dargeſtellt, und immer rief er dazwiſchen: „Es iſt zum todtſchießen!“ und Madame Oberſtöpſel rief: „Es iſt nicht möglich!“ und die Z. u. X. riefen: „Es iſt himmliſch!“ Endlich war die Generalin Bims ſchon völlig zu Charpie gezupft, um in die Wunde der Zeit gelegt zu werden; Fähndrich Espenbüſchel aber ſchleppte mit Blitzesſchnelle einen neuen Namen herbei, und das Charpiezupfen begann von Neuem. Nachdem dies eine Zeitlang dauerte, begann Fähndrich Espenbüſchel Anekdoten zu erzählen, um die Damen zu unterhalten. Zagend ſchielte er auf mich herüber, denn er mochte muthmaßen, daß mehrere ſeiner neueſten Anekdoten ſchon längſt aus Altersſchwäche ſelig aus der guten Geſellſchaft verſchieden; allein ich ſchien ganz eifrig im Spiel vertieft und ſchrie heftig: „grand misère!“ Er ſchöpfte frei Athem und knallte ſchnell noch eine Anekdote los, die Anno 1769 ſchon in Ruheſtand verſetzt wurde. Auch ſein Anekdoten-Magazin wurde endlich erſchöpft und mit einem leiſen Beben ſchien er noch den Raum einiger Stunden vor ſich zu ſehen. Aber ein Espenbüſchel erſchöpft ſich nie. „Haben Sie kein Spiel Karten, gnädige Frau?“ Ein Spiel

Karten wurde herbeigeſchafft, und Fähndrich Eſpenbüſchel machte Karten=Kunſtſtücke. Dieſe würzte er immer mit ganz neuen Witzen, und die Damen riefen immer: „Nein, das iſt himmliſch!“

Fähndrich: Sie ziehen Coeur! ach, Sie haben mein Coeur immer gezogen!“ —

Damen. Nein, das iſt himmliſch!

Eſpenbüſchel. Haben Sie die Achte? Sie die Dame? nun geben Sie acht auf die Dame!

Damen. Nein, das iſt himmliſch!

Eſpenbüſchel. Ihre Sieben iſt verſchwunden? Sie ſind keine böſe Sieben!

Damen. Nein, das iſt himmliſch!

Eſpenbüſchel. Die Karte hat ſich in Ihrer Hand in einen König verwandelt. Sie ſind ein königliches Weſen!

Damen. Nein, das iſt himmliſch!

Auch dieſes war erſchöpft, gelinde Anflüge von Schweißtropfen zeigten ſich an Eſpenbüſchel's Haarbüſchel. „Nun werde ich Ihnen die Karten legen!“ — „Nein das iſt himmliſch! mir auch! mir auch!“

Eſpenbüſchel legt nun mit der Erudition einer privilegirten Kartenlegerin die Karten. Wieder eine Viertelſtunde. Auch das endete. „Soll ich Ihnen etwas auf dem Blatte pfeifen?“ fragte der raſtloſe Eſpenbüſchel und höher ſchlug ſein Buſen. „Pfeifen? das iſt himmliſch! ja! goldener Herr Eſpenbüſchel!“ allein, welch' ein Unglück! die Karte, auf welcher er pfeifen will, fällt herab, er will ſie aufheben, ſeine Schnürbruſt verbietet ihm aber alles Bücken, er kann ſich unmöglich ſo weit herabbücken und muß ordentlich wie ein Schalthier, mit allen Vieren darnach krebſen. Roth, wie ein Truthahn, erhebt er ſich von dieſer Arbeit und pfeiſt mit ſtiller Wuth auf dem Kartenblatte los. „Nein, das iſt himmliſch!“ wieder eine Viertelſtunde. — Die Schweißtropfen auf Eſpenbüſchels Heldenſtirne nahmen zu an Fülle und Umfang. Aber ein Eſpenbüſchel ſcheut keine Schweißtropfen, wenn das Bett der Ehre winkt. „Haben Sie die neueſten Touren geſehen, die ich zum Cotillon erfand?“ „Nein! — das iſt himmliſch!“

Der raſtloſe Espenbüſchel erhebt ſich flugs, wie ein jugendliches Reh, ergreift mit hinreißender Begeiſterung eine Menge Stühle, ſtellt ſie als Tänzer hin, und nun paſſirt er mit einer Vehemenz durch dieſe Stühle, dreht ſich bald mit dieſem, bald mit dem andern, ſchreit: „Croisé! Moulinées! Ronde, Chasséz!“ Dabei blitzt ſein Heldenauge, ſein Hauptbüſchel bebt freudig in die Höhe, ſein Buſen pocht, mit Schlangenwindungen durchſegelt er die Stühle und ſinkt endlich, wie ein umfallendes Ausrufungszeichen, auf einen Seſſel. „Nein, das iſt himmliſch! Aber Sie haben ſich angegriffen.“ „Was? angegriffen?“ ſo etwas läßt ſich ein Espenbüſchel nicht bieten! „Ach! haben Sie ſchon die Frau Geheimeräthin Dritſch eine Ecoſſaiſe tanzen geſehen?“ Sogleich iſt der rüſtige Espenbüſchel auf den Beinen, um, wie die Geheimeräthin Dritſch, eine Ecoſſaiſe zu tanzen;

er bindet ſich ein Tuch um das Haupt und tanzt wirklich. „Nein! es iſt himmliſch!“ wieder eine Viertelſtunde.

Fähndrich Espenbüſchel hatte auch die Ecoſſaiſe der Frau Geheimeräthin Dritſch glücklich nachgetanzt; aber noch ſtand eine Stunde, lang wie die Reue nach der Hochzeit, vor ihm und forderte ihre Ausfüllung. Ich ſchielte aus meinem Leimtachtel-Verhau neugierig herüber, verlor achte in der großen Farbe, weil ich Espenbüſchels Manövre nicht aus den Augen verlieren wollte. „Haben Sie eine kleine Scheere?“ lächelte Espenbüſchel; „ich werde Ihnen kleine Silhouetten ſchneiden.“ „Nein, das iſt himmliſch!“ zirpten die zwei X's: „Nein, das iſt himmliſch!“ piepten die Z's, und: „Nein, das iſt himmliſch!“ glukſte Mad. Oberſtöpſel. Der glorreiche Herr Espenbüſchel begann nun aus ſchmalen Papierſtreifen Profile zu ſchneiden, und alle abweſende Bekannte der Geſellſchaft zu ſilhouettiren. Es iſt wirklich ein Fortſchritt in der Kunſt der Mediſance, nicht nur gute

Namen und guten Ruf mit dem Zungen-Meſſer in der Luft abzuſchneiden, ſondern Geſichter, Naſen, Kinn und dergleichen von ſeinen Bekannten in Wirklichkeit abzuſchneiden. Die Geſichter der halben Stadt wurden von dem Proſektor Espenbüſchel den Damen vorgeſchnitten, Naſen wurden tranchirt, Ohren türkiſch abgeſchnitten, Stirne nivellirt u. ſ. w. Dabei wurden menſchenfreundliche Bemerkungen gemacht. „Wer iſt das, mit der Naſe alle Regenbogen und mit dem Kinn wie ein Schuhſchnabel?“ —„Aha! das iſt Mad. ***! himmliſch!“ — „Kennen Sie dieſes Näschen, wie ein Sahnenbaiſers und dieſe Kinnladen wie zwei Klapperſtörche?“—„O! das iſt Mlle. ***! das iſt himmliſch!“ — „Wem gehört hier das Geſicht wie ein Zifferblatt, mit der marinirten Heringsnaſe!“ — „J! das iſt Herr ***! das iſt himmliſch! zum Sprechen! u. ſ. w. Ein rekognoszirender Siebenachtelprofilblick des ewig thätigen Helden Espenbüſchel nach unſerm Spieltiſche ſagte mir, das nun unſere Geſichter auf die Tranchirſchüſſel kommen ſollte; ich that, als ob ich in einem Picoliſſimo ganz verſunken wäre, allein einige Blicke über meinen Brillenſattel weg ſagten mir, daß eben meine hoch- und breitgeborne Naſe das Modell der Espenbüſchelſchen Ausſchneidekunſt war. Die X's und Z's blinzelten alle nach meiner Naſe, wie die Gänſe nach dem Wetterleuchten. Ich fing mit meiner Naſe alle möglichen Vorkehrungen an, ich rümpfte ſie, ich blies ſie auf, ich zog ſie an, ich räuſperte ſie, alles vergebens; endlich ſprach ich wie ſo ganz vor mich hin: „kennen Sie dieſe Naſe, die wie ein ſich niederlaſſender Schmetterling mit zwei ausgebreiteten Fittigen daſitzt?“ Eine Schreckensſtille bemächtigte ſich Aller, ich aber als ganz unwiſſend, ſchrie ganz eifrig. „Entſchuldigen Sie, meine verehrte Mlle. Leimtachtel, ich ſpiele nicht aus.“

Auch die Aufſchneiderei war zu Ende, aber noch nicht die Stunde; o Espenbüſchel! Espenbüſchel! was wirſt Du nun beginnen?!

Aber Fähndrich Espenbüſchel faßte neuen

Muth und begann die beliebteſten Schauſpieler zu imitiren. Mit einem ungeheuren Lungenflügelſchlag und mit einer Handwindmühlen-Vehemenz tobte er und zerſchnitt die Lüfte und faßte ſich beim Schopf, ſo daß ich glaubte: Er wollte ſich ſelbſt in meinen Boſtonkaſten ſchmeißen. Auch Schauſpielerinnen und Sängerinnen ahmte er nach und falſettirte und trippelte und watſchelte im Zimmer herum, und wieder wand ſich ein „Nein! das iſt himmliſch!“ um das andere, belohnend um ſeine fettſchwitzende Stirne. Einen Augenblick gönnte ſich Espenbüſchel; aber es war die Minutenlange Stille, die einem neuen Sturmwindſtoß vorangeht. Er zeigte ſich, daß er ſehr ſchlank gewachſen iſt, indem er ſeine beiden Ellenbogen hinter ſeinem Rücken aneinander bringen konnte. Er ſpielte ein Conzert auf den, auf dem Tiſche ſtehenden Zuckerwaſſer-Gläſern, indem er ſeine Finger benetzte und auf den Rändern derſelben wie ein wahnſinniger Drahtknopf herumfuhr. Er ließ ſich einen halben Silbergroſchen auf di-

Stirne legen und wußte ihn ſo geſchickt zu balanciren, daß er trotz allen Bewegungen, nicht herab fiel. Er machte aus ſeinem Taſchentuche einen Knäul, den die Damen nicht auflöſen konnten. Er bewies, daß er hundertmal nach einander: zwei, zwei, zwei, zwei, zwei, u. ſ. w. ſagen könne, ohne daß es wie: weitz, weitz, weitz, weitz, weitz, u. ſ. w. klang. Er ließ ſich mit einem Meſſer grade unter die Augen fahren, ohne zu blinzeln. Er nahm ein langes Tiſchtuch über ſeinen Kopf, den er mit einem Hute bedeckte, ſtellte ſich an die Wand und machte die Judenſchule, indem er nun unter dem Tuche ganz klein ſich machte und bald den Hut mit den Händen unter dem Tuche ſo hoch hob, daß er wie ein Goliath-Geiſt ausſah.

Endlich, endlich ward der Abendtiſch ſervirt. Die Leimtachtelparthie war zu Ende; ich ließ zwei blanke Thaler und drei noch blankere Stunden im Stiche, und Mlle. Leimtachtel tröſtete mich: „Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“ dabei lächelte ſie ſarkaſtiſch, als ob ihr

Jemand den linken großen Zeh bei dem rechten großen Naſenflügel herausgezogen hätte. Mad. Oberſtöpſel bat zu Tiſche und ſchob mich zwiſchen einer X. und einer Z. hinein, ſo daß ich mir wie ein Y. vorkam. Herr Eſpenbüſchel ſaß mir gegenüber, und ihm wurden die zwei Leimtachtels zugetheilt. Ein Gericht braungeſottener Karpfen lachte mich mit allen ſeinen Reizen an. Meine Nachbarinnen waren nicht wenig erſtaunt, als ich ihnen mit glühender Beredſamkeit den ſtillen Zauber von braunen Karpfen ſchilderte. Mamſell Z. beſonders fing ſogleich an, mich mit Beleſenheit anzuzupfen. „Finden Sie nicht auch, daß das Taſchenbuch: „die Roſen," in dieſem Jahre beſonders vortrefflich waren?" — „Ich muß geſtehen," replicirte ich, mit einem langen, ſehnſüchtigen Blicke nach der Karpfenſchüſſel, in welcher eben Fähndrich Eſpenbüſchel eine troſtloſe Zukunft anrichtete: „ich muß geſtehen, daß ich die Roſen in dieſem Jahre noch nicht gekoſtet habe, aber das vortrefflichſte von dieſem Jahre war für mich ein Gericht ſaurer Kartoffeln bei —" „Sie ſatyriſiren!" ſagte Mlle. Z. — „Mit ſo wichtigen Dingen nie! finden Sie nicht, daß in ſauren Kartoffeln Lebens- und Liebeseſſenz und Stoff harmoniſch vereinigt iſt! Der Honig der Liebe einigt ſich mit dem Eſſig der Eiferſucht; die Allzuſüßlichkeit der Gefühle wird von einem angenehmen ſäuerlichen Princip pikant gemacht; die Farbe ſelbſt iſt ſo ſchwärmeriſch, wie verglimmerndes Abendroth! Es iſt kein Eſſen, kein Kauen, kein Schlingen, es iſt ein eigenes, feines Gemiſch von Allem dieſem, und —" hier war die Karpfenſchüſſel bei mir und ich wurde ſtumm wie ſie. Espenbüſchel hatte aber ſchon mit ſeinen einfachen Kinnbacken anderthalb Köpfe überwältigt und ging wieder an die Arbeit, d. h. er wurde liebenswürdig. Er drehete aus der Serviette einen Storch und machte das Klappern mit den Zähnen dazu nach. Er machte aus einem Apfelkern einen Grenadier. Er drehete aus Brodkügelchen Figuren. Er warf mit fünf Brodkügelchen prophetiſche

Zeichen auf den Tiſch; er ließ einen Teller auf der Gabelſpitze tanzen; er machte aus Fiſchgräten ein Schilderhaus; er brachte Leberreime aus, z. B.

„Die Leber iſt von keiner Wachtel,
Es lebe Mamſell Leimtachtel!“

oder:

„Die Leber iſt von keinem Stier,
Es lebe Herr Saphir!“

Und inzwiſchen tönte es immer: „Nein, das iſt himmliſch!“

Ich aber ſaß da, verſunken in beißenden Beſchäftigungen und ich ſah es meinen Nachbarinnen an, daß ſie ſich bemitleideten, nicht neben Espenbüſchel zu ſitzen, ſondern neben einem Barbar, neben einem Karpfenenthuſiaſten, neben einem Unmenſchen, der ſaure Kartoffel mit Liebe und Leben vergleicht. Die Tafel war zu Ende. Espenbüſchel hatte wie eine Fegewolke im Nu allen Damen die Stühle bei Seite gerückt und allen die Hand geküßt. Er erbot ſich der ganzen Geſellſchaft zum Begleiter an, ſie nahmen es auch alle an; ich aber zog allein von dannen und hörte noch bei'm Empfehlen, wie Mamſell Z. zu Mamſell X. viſpelte: „Wie doch der Ruf trügt; der S. iſt ein höchſt langweiliger Menſch, und nun gar gegen Espenbüſchel!“

Zerknirſcht ob dieſer Worte ging ich nach Hauſe und gelobte, meinen einſtigen Sohn zum Espenbüſchel zu erziehen.

V.

Reiſe-Blätter,

in

Briefen an Lyſſa.

Erſter Brief.

Viſperthal.

Die Liebe trägt ein Muttermaal ihrer göttlichen Abſtammung an ſich, das iſt: ihr freudiges, doppeltes Erwachen in unſerer Bruſt, wenn die Natur uns ihr Myorama erſchließt, wenn die Schöpfung ſich vor uns aufthut, wie eine Feenoper, und Erde und Himmel wie in einem langen warmen Brautkuß ſich umſchloſſen halten. In dieſen Augenblicken tritt die Liebe zu uns, und faßt uns mit ſehnſüchtiger Hand und fordert das Prieſterzehend unſerer Empfindung für den Gegenſtand unſerer Liebe; aber wir geben nicht nur das Zehend, wir empfinden Alles in und mit ihr. Der Gegenſtand der Liebe iſt uns in dieſem Paradieſe immer nahe, wie die Gottesſtimme im erſten, und berührt von den Blumenfingern dieſer geiſtigen Erſcheinung, erklingt das Harmonikaglas unſeres Herzens in leiſen, weichen und zartgeſchliffenen Tönen, und eben die Liebe iſt uns der Hieroglyphenſchlüſſel zu den großen, wundervollen und ſinnig verſchlungenen Charakteren der Natur, ſie enträthſelt die Blumenſprache in uns, ſie entwirrt die Keilſchrift der in Duft zerfließenden Gebirgsconturen, und deutet das hohe Niebelungenlied, das in tauſend Tönen aus Wald und Thal, aus rieſelnden Quellen und aus leiſe lispelnden Blättern erſchallt. So, theure Lyſſa, biſt Du mir auch hier nahe, Du wandelſt hier mit mir in dem großen Laubhüttenfeſt der blüthentreibenden Natur, Dich umfließt mit mir das wonnevolle Luftbad, und Du hörſt hier, wie ich, die große Kammermuſik des Waldes in ihren unerſchöpflichen Variationen auf das große Thema: die Schöpfung! Der wahren Liebe iſt Entfernung nichts als das gegenſeitige Betrachten aus der Fernſeite eines Perſpektivs; man ſieht ſich immer, nur nicht in Lebensgröße, aber dafür heller, freundlicher, getaucht in ein reineres Licht, von einem freundlich ſtrahlenden Hintergrunde zu einem freundlicheren Bilde erhoben. Siehe, ich hatte ſchon früher, als ich das Thal betrat, mich leicht gemacht, ſowohl vom Gepäcke, als von Menſchen. Eine ſchlechte Geſellſchaft iſt zuweilen für einen Reiſenden, wie ich bin, eine gute Geſellſchaft, da man dieſe wie einen unbequemen Stock oder Hut ablegen, und ſich von ihr trennen kann. Der Fluch einer guten Reiſegeſellſchaft iſt eben der, daß man ihr verfallen iſt mit allen ſeinen Gedanken und Empfindungen, daß man bei ihr abzollen muß, daß ſie den Schlußzettel verlangt von unſerer

Empfindung, und daß man ſein Reiſevergnügen und ſeine Betrachtungen wie in einer Kaſerne zur allgemeinen Menage hergeben ſoll, um ſie dann aus der Geſammtſchüſſel heraus zu ſuchen, oder auch einen fremden Theil dafür einzulöffeln. Es gehört aber gewiß zu den Aergerniſſen des menſchlichen Lebens, wenn man ſo recht tief im Innerſten ergriffen iſt von einer Empfindung, oder von einem Gedanken, ſo recht herzinniglich damit beſchäftigt iſt, und nun kommt unſer Nachbar mit dem Klingelbeutel und will das Gold unſerer ſtummen Gefühle einſtreichen in Geſprächgroſchen und Wortdreiern; ſolche Störungen fahren wie eine Trepanirnadel durch das Herz und bleichen wie Schwefeldampf die Phantaſieroſe ab.

In Mainz empfahl ich mich und mein Heil dem „heiligen Georg,“ der mich auf der nicht ſehr einladenden Waſſerdiligence anblickte und der mich auf dem Spiegelrücken des Rhein-Neptuns hinabtragen ſollte. Da Jupiter pluvius ſein Thränentuch ob unſerm Haupte ausdrückte, mußte ich von dem Verdeckſattel in den Bauch dieſes trojaniſchen Waſſerroſſes flüchten, und mich als Mitruderſclave an die Galeere der Langenweile ketten. Ich überflog mit einem geübten Generalblick die Mannſchaft oder vielmehr die Frauen- oder Mädchenſchaft, um zu der einſamen Zeile meines Daſeyns einen weiblichen Reim aufzufinden. Gleich am Eingange dokumentirte ſich mir ein Geſicht, das eben die Reiſe von der heißen Zone der Jugend in die gemäßigte eintrat, als das Geſicht eines Kammerkätzchens, das mir früher ſchon in den Taunusbädern als Anhang einer antiquariſchen Frauengeſtalt in den Weg kam. Ein Päckchen auf dem Schooße enthielt wahrſcheinlich die Hülfstruppen, die ihrer retirirenden Schönheit Succurs bringen ſollten, und ein Lächeln ſagte deutlicher, als unſere gothiſche Schrift, daß ihr Herz ſich aus dem gar zu lange dauernden Waffenſtillſtand der conföderirten Anbeter, wieder in den Freiheitskrieg hinausſehne; aber nicht, wie die deutſchen Helden, um ihre Freiheit zu gewinnen, ſondern ſie zu verlieren. Ich fühlte nicht Luſt, ein Ritter dieſes Mittelalters zu werden, blickte weiter umher, und neben dieſem Bild der Fröhlichkeit und Ueberſchalkheit ſaß eine Frau, deren Furchen nicht der Finger der Zeit, wohl aber das Grabeiſen des Kummers gegraben zu haben ſchien. Ihr Schmerz ſchien ein alter und doch auch ein friſcher zu ſeyn, denn noch immer ſuchte ihr Auge die Thräne wegzuläugnen, als ſchämte es ſich der alten Schmerzesliebe zu dieſen tröſtenden und lindernden Beſuchern. Ach, giebt es nicht einen Kummer, der ewig jung iſt, der wiedergeboren wird mit jeder Sonne, und im Schlafe nur zu neuem Wachen Kraft erhält? Giebt es nicht einen Jammer im menſchlichen Leben, der wie die Krokodille immer ſtärker wird, je älter er wird? Giebt es nicht einen Verluſt, der uns wie ein Riß in die Bruſt fährt und unſer ganzes Leben lang alle Tage weiter aufreißt, bis die

Herzensglocke, ganz zerriſſen, den letzten Grabton austönt? Wird das ungeheure Weh, das ein reines jungfräuliches Herz tödtlich faßt, wenn die glatte, gleißneriſche Giftſchlange Betrug, es gelockt, umklammert und — betrogen hat, wird dieſer dumpfe Laokoonsſchmerz nicht wie ein Anteus neu, ſo oft er den Boden ihrer Erinnerung berührt? Brennt nicht eben durch das Dunkel der dazwiſchen liegenden Zeit dieſe Flammenqual glühender in die Gegenwart herein? und bettet ſich denn nicht eben oft unter dem großen Schiffe des Himmels, wie hier in dem kleinen, Jammer und Freude dicht nebeneinander? Tritt nicht das Leben oft vor uns mit ſeinem Janusgeſicht, lachend und weinend, Demokrit und Heraklit, oft auch in greller Vermiſchung von Beiden? Wird unſer inneres Seyn nicht oft zerſpaltet in räthſelhafte Doppelgängerei, wenn das Schickſal voll draſtiſchen Hohns die Luſt- und Schmerzens-Pole zuſammenkrümmt, und blicken ſich dieſe zwei Hälften nicht ſchroff, fremd und doch tief verwandt an? —

Etwas entfernt von dieſer Gruppe hatten ſich zwei weibliche, außerordentlich ſchmale Weſen, ſehr breit gemacht; Farbe, Haltung und Phyſiognomie ließen mich Bürgerinnen aus dem Lande erkennen, wo Herr John Bull die Leiche der Freiheit, wie der Held aus Houwald's Leuchtthurm ſeine ertrunkene Geliebte, jubelnd mit ſich herumſchleppt, ſie für lebend hält und ausgiebt, indeſſen aber doch die Taxe für das Bischen Fenſterlicht bezahlt. Zwiſchen dieſe beide ſchob ſich eine unbeſchriebene Mannsphyſiognomie, wie ein Einlegeblatt zwiſchen zwei Kupferſtiche ein. Dieſem Kleeblatte gegenüber ſaß der Sohn eines öſterreichiſchen Majors, dem man das Gelüſte anſah, mit ſeinem Wortſchiffe auf der Societätsinſel dieſer intereſſanten Inſulanerinnen zu landen; allein die hohle Brandung der engliſchen Sprache trieb ſein Schifflein wieder zurück in den ſtillen Ozean, und er begnügte ſich zuletzt damit, dann und wann einige Nothſchüſſe aus ſeiner Herzenslavette loszubrennen und mit den Blicken um ſich herum zu laviren. Außer dieſer Hauptgruppe war das Schiff an hervorſtehenden Nebenfiguren arm. Ich ſetzte mich ſtill an das Fenſter des Schiffes und ſah hinaus in den Staubregen, der die Berge am Ufer umhüllte und in dem Spiegel des Rheins kleine Kreiſe ſchuf, um den lorgnettirenden Damen Zeit zu gönnen, ſich ihre Muthmaſſungen über den neuen Gaſt mitzutheilen. Ich war eitel genug, meine Reiſebibliotheke, die aus Ackerman's „for get me not," Guarini's „Pastor fido," einer Rheinreiſe von Rheineck ſammt Karten u. ſ. w. auf den Tiſch zu legen, wohl vorausſehend, daß auch Engländerinnen Töchter Eva's ſind; und wirklich ſah ich bald halbſeits, wie ſie nach und nach mit den ſchönen Fingerchen nach dem Titel der ſaubergebundenen Büchlein losſteuerten.

Zweiter Brief.

Mein engliſches Buch verſchaffte mir bald einen engliſchen Gruß von den ſchönen Brittinnen, und in ein Paar Augenblicken ward es mir klar, daß auch dieſe Pilgerinnen zu jenen Reiſenden gehörten, welche die grüne Stube der Natur, wie die grüne Stube zu Dresden, durchwandern, um eine Rubrik in ihrem Tagebuche auszufüllen, um, ſo wie ſie einſchreiben: „Heute am u. ſ. w. habe ich drei Stunden lang in dieſem Kunſtwunder-Tempel zugebracht,“ auch einzuſchreiben: „heute am u. ſ. w. habe ich ſechs und eine halbe Meile Natur zurückgelegt.“ Ich kenne viele Reiſende, die eigentlich nur als Legationsſekretäre ihres Taſchenbuchs reiſen, welche die Naturgegenden in Commiſſion nehmen, und wenn ſie auch für ihren künftigen Verleger ſchon zehn Exemplare bei Seite gebracht haben, doch kein Gratis-Exemplar für ſich behalten. Solche reiſende Gefühls-Eunuchen in dem herrlichen Serail der Schöpfung, machen eigentlich wahre Brandſchatzungs-Expeditionen; jedes Haupt, es ſey nun eines Felſens oder eines bedeutenden Mannes, wird kontrollirt, in ihre Bemerkungen eingetragen und dann in der Hauptmauth eines Verlegers geſchäzt, gekauft und auf dem Druckſtock ausgeboten. Es wäre eine neue und glückliche Finanzoperation, wenn man ein Natur- und Phyſiognomie-Zollamt errichtete, an welchem jeder Reiſende von der Feder viſitirt wird, nicht nach Tabak und weſtphäler Schinken, aber nach Naturſkizzen und Bemerkungen über die ausgezeichneten Männergeſichter und Phyſiognomien, die er aus dem Lande geholt hat. Dann würde alles taxirt und verhältnißmäßig abgezollt, je nachdem es Druckſeiten abgiebt, z. B. ein Hügel als Duodez-, ein Felſen als Quart- und ein groſſer Berg als Folioſeite, ein Schauſpielergeſicht zwei Seiten, ein Schriftſtellergeſicht giebt ein Kapitel, eine Maitreſſe aber, und ein ausgezeichneter politiſcher Kopf werfen eine beſondere Broſchüre ab. Eine ſolche Finanzoperation würde das Gleichgewicht in Europa dadurch herſtellen, daß eben die kleinen Staaten im Durchſchnitt ein viel ergiebigeres Einkommen an Naturzoll, beſonders aber an Steuer ausgezeichneter Köpfe, an wahrhafter Kopfſteuer, erhalten würden, als die ausgedehnten und weitläufigen. Freilich würde auch da, wie bei jedem Zollamte, viel Unterſchleif getrieben werden, es würden die Waaren, die unbedeutend Accise geben, gewiſſenhaft angegeben werden, und daneben die, welche große Accise heiſchen, verläugnet werden; ſo würde man z. B. den kleinen Berg bei Weimar und Herrn Mayer als Ueberſetzer des Shakespaere bei der Douane gewiß vorzeigen, den Brocken aber und Göthe würde man durchſchmuggeln! Doch ich komme von meinem Finanzplan zu dem Plan zurück, den meine beiden Engländerinnen hatten, alle Berge, die wie wachthabende Giganten den Cordon an den Ufern des Rheins hinzogen, ab- und einzuzeichnen in ihr blau- und grünſammtnes Zeichenbüchlein, in welchem ſchon mehrere Dutzend wohlkonditionirter Berge und Ruinen mit ihren Benennungen ſtanden; man konnte aber weder durch den Gegenſtand die Schrift, noch durch die Schrift den Gegenſtand enträthſeln, ſo wie man in den jetzigen Xenien zwar die gemeinten Perſonen nicht ſieht, dafür aber auch nicht weiß, wo die Xenien ſind. Ich ſollte nun immer die eine Seite ausfindig machen, die ſich am Beſten in der Zeichnung ausnimmt, mir war aber das Geſchäft zu einſeitig, und überhaupt ärgerte es mich, daß es gerade ein weibliches Weſen war, die das große Heiligthum dieſer Umgegend durch einen Götzenbilderdienſt verunheiligen wollte, und in dieß Schönſehrohr hineinſah, wie in ein jedes Schönſehrohr, bloß um vielleicht einige Zeichnungen und Deſſeins zu Brieftaſchen und Neujahrsgeſchenken zu gewinnen. Schon wollte ich ihnen ſagen: Meine Damen! wenn Sie dieſe Zeichnungen etwa als Steckbriefe aufbewahren, um dieſe Gegenden und Berge, wenn ſie Ihrem Gedächtniſſe entlaufen ſind, wieder durch ſelbe habhaft zu werden, ſo bedaure ich Ihre vergebliche Mühe, denn nach dieſer Perſon- und Naturbeſchreibung, können dieſe Berge ſtets durch ganz Europa reiſen, ohne erkannt zu werden.“ Doch war ich zu ſehr froh geſtimmt, um ſatyriſch zu ſeyn, ich überließ ſie ihrer heiligen Abzeichnungswuth und eilte auf das Verdeck. Der herabſäuſelnde Regen hatte aufgehört, einige Wölkchen zogen wie ferne Wanderer am heitern Himmel abwärts, die halm- und blüthenreichen Ufer miſchten ihren friſchgewürzten Athem in die abgekühlte Abendluft, die Berge, nackt und erquickt, ſtiegen aus dem Regenbad heraus, und ſahen bald heiter und bald ernſt in den tiefen Himmel der Fluth, der ihr Spiegelbild in gemilderten Tinten auf ſeiner flachen Wölbung trug. Hie und da an beiden Ufern lagen kleine Dörfer, Häuſer und Hütten, wie huldigende Vaſallen zu den Füßen dieſer Felſenfürſten; die aus Gebüſchen hervorkokettirenden Thurmſpitzen liebäugelten ſich von einem Ufer zum andern an, ihre Grüße zogen in leiſen Glockentönen, wie kreiſende Möven über die Fluthen hin, und vermiſchten ſich ſehnſüchtig in der reinen Atmosphäre. Der Himmel ſchien in behaglicher Nachläßigkeit ſich hinzulehnen auf die erhabenen Säulen dieſer Gebirgsrotunde; der Abend zog allmählig heran, und ein angenehmes Halbdunkel wickelte ſich wie ein naſſes Gewand um die herrlichen Contouren der Gegend, die eben dadurch den höchſten Reiz ihrer Schönheit der geiſtigern Wolluſt zu errathen übrig ließ. So iſt jeder Abend ein ſtiller Augenblick, in dem wir den Pulsſchlag des Univerſums deutlicher ſpüren, jedes Athemholen der Empfindung belauſchen und das leiſe Hämmern und Pochen in allen Getrieben der Natur vernehmen. Jeder Abend iſt ein Sylveſterabend und ein heiliges Abendmahl, er erhebt, beſchwichtigt uns und flößt die Zuverſicht ein, daß dem Abendblatte des Lebens, ein Morgenblatt der Seligkeit folgen werde. Zu dieſem Abendfeſte erſchienen die leuchtenden Balldamen: die Sterne, in ewiger Jugend, und begannen den großen Fackeltanz, der ſiebenarmige Plejasleuchter ſchimmerte mit ſeinem reinen Lichte nieder, die himmliſchen Inſeparables: Caſtor und Pollux, blickten freundlich durch das milde Blau des Himmels, das große Balletkorps der andern Sterne kreiſete auf den Gebirgsſpitzen flimmernd durch einander, der Mond ſah freundlich, wie ein ſchönes Mädchenantlitz über die Schulter eines finſtern Onkels, über die dunklen Berge hervor, ſchwamm bald wie eine Waſſerlilie durch die blaue Himmelsfluth, und es war, als ob eine Lichtblume ſich aufthäte und aus ihrem Buſen herabthauete die weißen Strahlen, und den Funkenſchnee herabſchneite in den nachtumſchleierten Iſistempel, und die alten Häupter der anbetenden Felſen bekränze mit einem Heiligenſchein, und die Weihebecken der Thäler füllte mit dem Lichtbade der Geiſter, und die Wogen des Rheins überdeckte mit dem Muſivgolde eines ewigen Morgenroths! Mir war es, als ſchaueten durch den Gazeſchleier der Nacht liebende Weſen aus höhern Gefilden mit klaren verlangenden Augen auf mich herab, und funkelten und flimmerten mir ins tiefe Herz, und winkten lockend mit den hellen Blicken und als lehnten in dem Architrav der herabhangenden Berge Geiſter abgeſchiedener Freunde und zögen an den weißen Fäden des Mondſcheins mich an ihre Bruſt, und als ſtreckten aus allen Zweigen wehmüthige Rückerinnerungen ihre Arme nach mir aus, und als riefen aus den Fluthen die Stimmen ſeliger Minuten ihr Wiederauferſtehungslied, und als liſpelte und ſpielte eine geiſtige Lippe auf der großen Zauberflöte der Schöpfung, deren Ton alle Sinnenthiere bändigt, und der das Leben, den Probeſaal des ewigen Lebens durchzieht mit der kaum verſtandenen, aber tiefgeahnten harmoniſchen Introduktion des jenſeitigen Lebens.

Dritter Brief.

Wenn der Menſch einmal eine Nacht ſein Haupt nicht überbaut mit einer Schlafmütze und einer Stubendecke und einem Dachſtuhl, ſondern es frei ruhen läßt unter der geſtickten

Nachthaube des geſtirnten Himmels, wenn er die Erhabenheit, die ſtille Feierlichkeit, ja die Religioſität eines ſternenhellen Sommernachtshimmels, nicht nur aus dem Bürſtenabzuge einer romantiſchen Beſchreibung oder aus ſeiner Effigien-Ausſtellung auf dem Theater kennen lernt, ſondern ſie erkennt und liest in dem großen Originale, in der aufgerollten Aetherpergamentrolle, geſetzt aus der Phosphorſchrift des ewigen Lichts, durchſchoſſen von unendlichen Räumen, und von beiden Seiten eingeſchlagen von den zwei goldnen Buchbinderblättern des Abend- und des Morgenroths, wenn er die Nacht aus dieſem Prachtexemplar ſelbſt kennen lernt, dann, ja dann fühlt er, daß das menſchliche Herz von höheren Ahnungen gefüllt iſt, daß das Räthſel unſeres Lebensalmanachs erſt in dem des künftigen Lebens eine befriedigende Löſung erhält, und daß eine Sehnſucht in unſerem Daſeyn eingeſargt iſt, die oft ausſteigt, unkenntlich an uns vorüberſtreift daß wir aufſchauern in einem unbegreiflichen

Wollen und Wünſchen, und die erſt am großen Feſte der Gräber auferſtehen wird zur verklärten Erfüllung! Und nun gar hier, theure Lyſſa, am Rhein, dieſem großen Waſſerfolianten mit ſeinem geiſtreichen Weinglоſſarium, an deſſen Ufern die üppige Natur ihr Belvedere aufſchlug, hier im Wieſperthale, dieſer Frucht- und Opferſchaale und Friedensklauſe zugleich! Hier ließ ich die Nacht über mir vorüberziehen, hingeſtreckt auf einem Felſenſtücke, welches im Entrollen aus ſeinem Standpunkte, überraſcht von dem Anblick des Gartens zu ſeinen Füßen, plötzlich inne zu halten ſcheint. Aus der Tiefe zog die aromatiſche Fluth herauf und ſchlug über mir, wie über einer Taucherglocke zuſammen, und umgeben von den phantaſtiſchen Formen der Berge, kam es mir vor, als ſäße ich in dem künſtleriſchen Dunkel eines Phidias-Atteliers, und um mich ſtänden die Berg-Jupiter und die Giganten alle, und ein heiliger Schauer der Bewunderung und der Anbetung wehte mich an. Da fiel der erſte bleiche Morgenſtreif in das finſtere Thal, wie ein ferner Hoffnungsſtrahl in eine kummervolle Bruſt, nach und nach flog ein Roſenſchein über das erbleichende Blau, die Formen der Thäler und Berge ſchwankten und ſchwammen in einem reizenden Helldunkel, die Felſen, die Bäume warfen wie erwachende, muntere Mädchen ihren Kopfflor weg, und ſtanden in friſcher Schöne da; die verkappten Bergmänner ſtreiften ihr Schlafkleid ab, und ſtreckten, wie aus einem Bade, erſt das Haupt, dann den Arm an's Licht hervor, und traten endlich neu verjüngt ganz an das Licht heraus. Das reizende Thal ſträubte ſich noch gegen den Kuß des Morgenroths, aber endlich unterlag es ſeiner Roſenlippe und erröthete bräutlich, und lag übergoſſen von jungfräulicher Schamröthe da. Die Gegend trat wie eine junge Schöne an die Morgentoilette; die Berge und Hügel boten, wie Putztiſche den friſchen Carmin der Wangen dar; Blumen und Blüthen goſſen wie Kammermädchen den Parfüm aus vollen Kelch-

Flacons über ſie aus, und rings an Bäumen und Büſchen hingen, wie an einer Toiletten-Servante die Perlenſchnüre und die Buſennadeln des waſſer- und feuerſpielenden Thauſchmuckes. So ſey mir gegrüßt, Natur! bei deinem Hervortreten aus dem Schlafgemache der Nacht! Der Friedensfürſt: Schlaf, dieſer kurze Polſterſitz von der langen Bank des Todes nimmt die Menſchen verſöhnend auf, und zwiſchen dem Heut und Geſtern liegt die Nacht, wie ein leerer Sarkophag, aus dem wir zu einer heitern Morgen-Auferſtehung ausgeſtiegen ſind. O wie entzückend iſt die ewig junge Natur in der lieblichen Kindheit des Tages, am Morgen! wie feiert jeder Seelenſchmerz ſein Geneſungsfeſt in dem Luftbade der lichtüberſtrömten Schöpfung! O ihr Alle, die ihr ſiechen Gemüthes ſeyd, eilt hinaus in das Troſt- und Erfriſchungs-Palais der Natur, legt die Brandſtellen Eurer Seele an den lindernden Balſam, den die reiche Vegetation uns darbietet! O nur die Natur iſt die Mutter der Geſundheit, die Amme der Heiterkeit, die Stiftsdame der Tugend, die Kammerfrau der Liebe und die Geheimeräthin der Poeſie! O, wenn ihr noch den letzten Gluthhauch eures poetiſchen Innern nicht zum Süßwerk werden laſſen wollet, oder zum kryſtalliſirenden flachen Treibeis auf den Fluthen der Alltäglichkeit, ſo rettet euch hinaus aus den dumpfen engen Gaſſen, aus dem gemiederten Engleben der Stadt, aus den engbrüſtigen Geſpenſtern ihrer Geſpräche, aus der flachen Schimmer= und Spiegelglätte ihrer leeren Aeußerlichkeit, rettet euch hinaus in die große Rettungsanſtalt der Natur! nur in dieſer humoriſtiſchen Vorſchule der Poeſie, nur in dieſer Rüſtkammer der Wahrheit, und nur in dieſem Zeug= und Bilder=Hauſe alles Großen, Schönen und Herrlichen, werden eurem Weſen alle Sonn= und Wendefeuer der heiligen Dichtung aufgehen; denn Natur und Poeſie ſind die Milchbrüder der Empfindung, und die Schweſter=Nadien in dem Zirkel der Begeiſterung.

Vierter Brief.

Teufelsleiter.

Ich war mit dem erſten Vorboten der Dämmerung hingezogen durch das Thal; der hier ſtets wehende Visperwind umfloß mich mit ſeinem lauen Hauche, der kleine Visperbach, der die Fußwaſchung der Felſenmonarchen hier verrichtet, bog und zog ſich, wie ein Schäfer, der, um zurückzukehren nur entflieht, in verſchlungenen Krümmungen hin, verſchwindet hier in einem Gebüſche, um dort wieder plötzlich zu erſcheinen, hüpft über einen im Wege liegenden Stein, ſpielt dort ruhig um einen Strauch; hier wirft ſich ein Baumaſt, als wollte er ihn liebend feſthalten, über ihn hin, doch er entſchlüpft ſeinen Armen, um ſeinen Thalgang fortzuſetzen. Das feierliche Schweigen ringsum wurde von dem frühen Horaruf der Luftbewohner unterbrochen, welche die Ouvertüre des Tages anſtimmten; die Kräuter und Gebüſche hauchten ihre Morgengabe der bräutlichen Natur entgegen, Reis und Zweig ſchlug die erwachenden Augen auf, und ich ging wie auf Springfedern durch dieſes große Pfingſtleben, überbaut von dem tiefblauen Dom, benetzt von der milden Thauthräne, die dem Wimper der Nacht entquollen, und die ganze Welt kam mir vor, wie ein einziges großes Barmherzigenhaus und ich ſelbſt als ein Geneſener, der aus dem Gardinenbette ſeines Krankenlagers und von ſeinem Siechkiſſen zum erſtenmale hinaustritt unter das unendliche klargewölbte Himmelsbett und auf das Krönungskiſſen der üppigen Erde. Als wären plötzlich von mir abgefallen alle Spannriemen und Aderlaßbinden und Quetſchformen eines krankhaften Weſens, und als würde der enge Bruſtkaſten plötzlich elaſtiſch, und dehnte ſich frei und weitathmend aus, ſo zog ich den Bruſttrank der Luft in mich, ſo entſtrickte mich ein unnennbares Etwas der beengenden Haft der Sorge, ſo flog ich über den großen Streckteppich des ſammtenen Raſens hin, und eilte in Gedanken, mit gelöſten Gliedern an den Stämmen himmelanregender Bäume empor. So hatte ich den ſteilen Keberich, oder die Teufelsleiter, beſtiegen, um noch vor Sonnenaufgang, wie ein zweiter Moſes, hineinzuſehen in das heilige Rheinland, in dieſes Kanaan Deutſchlands. Die Teufelsleiter hat Stoff zu mehrern Sagen und Mährchen gegeben. Große Berge theilen auch darin das Schickſal großer Männer, daß die Menſchen ihre einfache Größe und Erhabenheit mit Fabeln und Wundern ausſchmücken, eben weil ihnen ſelbſt die Entſtehung einer ſolchen Erhabenheit fremd iſt, weil ſie eben ſo wenig in die große Werkſtätte der Natur als in den Rädergang großer Geiſtesfähigkeiten zu ſehen vermögen. Um nicht ſich ſelbſt geringſchätzen zu müſſen, wenn ſie ſich wie Wurzelblümler unbemerkt am Boden hinziehen neben den hochprangenden Cedergeſchöpfen, laſſen ſie bei dieſen überirdiſche Mächte und Wunderzeichen ihr Wachsthum befördern. So hat das Volk in der Schweiz, am Rhein und in allen Berggegenden eine eigene Schöpfungsgeſchichte derſelben, einen Bergbau voll Mährchen und Wunder, zwiſchen deſſen Taubſtein oft ein reicher

Gang poetiſchen Metalles verdeckt liegt, und das oft als ſchönes Gold ausgeädert wird. Eine ſolche Geneſis läßt wie die erſte, heilige im Gemiſche von Wahrheit und Dichtung, ihre Geſchöpfe die Revüe paſſiren, um ſie mit neuen Namen zu benennen, z. B. die Teufelsleiter, die Brüder, die Wolkenburg, die Lurleifelſen u. ſ. w. und mit dieſem Pathennamen, den ſie von dem Gevatter Volksglauben noch neben ihrem eigenen tragen, wird ihnen zugleich ein eigener Zauber beigelegt, der den Reiſenden doppelt anzieht und feſthält. Die kalte Bewunderung erwärmt ſich an der Phantaſie, und der Menſch belebt ſo gerne das Lebloſe, er iſt ſo gerne ein Pygmalion, jede Bildſäule zu beſeelen, daß er die todten Maſſen bevölkert, indem er ſeine Gedanken, wie Deukalionsſteine, hinter ſich in die Vergangenheit wirft, und ſich aus ihnen Weſen hervorzaubert. Darum iſt's ſo reizend, ſich im Visperthal die holden Mädchen mit ihrem Liebewispern zu denken; mit einem wollüſtigen Schauer hören wir in dem vielfachen Echo des Lurleifelſens die klagenden Töne eines Felſen durchſuchenden, verlaſſenen Weſens, das in ewiger Wiederholung eines einzigen ſehnſüchtigen Tones ſelbſt zum Refrein wurde, der aus tiefen Gründen in klagenden Tönen wiederhallt. So klomm ich über die ſteilen Rippen des Teufelbergs in einer Art von ſüßer Selbſttäuſchung weg, weil ich auf jedem Felszack den Tritt des liebenden Helden-Jünglings erblickte, der ſein Mägdlein herabgeholt von der Burg, und den der Genius der Liebe beglückt herabtrug über den Wolkenſteg! Endlich war ich oben! Die Nebelkortine war von dem Welttheater weggeflogen. Tief in Oſten ſtieg die flammende Montgolfiere langſam und majeſtätiſch an Feuerſäulen empor, und warf den gaffenden Wellen ihre Sonnenblumen und Strahlenküſſe herab, und zog vom Zujauchzen aller Morgenhymnen, und vom Bravoruf aller Sänger des Hains begleitet, immer höher und höher. Vor ihr her rollte ſich am Himmel die Lufttapete aus, und wie ſie heraufſchwebte, leuchtete das ganze Proſcenium auf in Roſafeuer, und die Tiefe mit ihren Hügeln, Thälern, Formen und Geſtalten rollte ſich wie ein farbenbunter Gobelin zu meinen Füßen auf. Tief unten am Saume der hellen Berge ſchwebte noch ein elfenartiger Nebel wie eine Spitzenguirlande um das Carmoiſinkleid einer Schönen. Die Ortſchaften lagen tief unten in magiſcher Beleuchtung, die Thurmkuppeln warfen wie Brennſpiegel ihre Strahlen umher, der Rhein wälzte ſich wie ein Lavaſtrom vorüber und in den Schluchten der Berge miſchte das Sonnenlicht ſein Farbenſpiel, vom Gipfel herab bis auf das rothangelaufene Waſſerbaſſin, maleriſch und verwirrt von der Blitzeshelle bis zum dunklen Schatten. Wie hinreißend iſt dieſe Naturſcene! wie gränzen das Schöne, das Furchtbare und das Erhabene, ſo nahe aneinander! Wie groß, wie frei, wie göttlich fühlt der Menſch hier ſich! Die göttliche Menſchheit, und die menſchliche Gottheit! alles vereint zu einer heiligſten Frühmeſſe und in ſchweigender Andacht ſinkt der Menſch auf die Knie nieder, und der eingeſogene Opferduft aller Pflanzen, der laue und inbrünſtige Odem, der wie ein Lebesgruß in den Lüften bebt, wird in unſerer weitgeöffneten Bruſtmuſchel zur reinen Perle der Andacht, die als allumfaſſende Liebe unſer Leben verſchönt. Wir weihen dieſe Stelle zur Gethſemane der Frömmigkeit und die ſtumme Thräne wird zum „Vaterunſer,“ das den Schöpfer in ſeinen Welten anſtaunt, in ſeinen Werken anbetet und in ſeinen Geſchöpfen liebt.

VI.

Humoristische Blätter.

Etwas über Blätter im Allgemeinen.

Ach! wie viel Blätter ſind nicht ſchon über Blatt und Blätter vollgeſchrieben worden! Welche Rolle ſpielen Blatt und Blätter nicht in der Welt und in der Menſchheit, vom kleinen Yſopblättchen des Kartenſpielers bis zu den großen Piſangblättern der Geſchichte und der Urzeit?! Das Univerſum mit ſeinen Morgenblättern und Abendblättern iſt ſelbſt ein überdecktes Iſisblatt, durch deſſen niegelüfteten Schleier wir blos das göttliche Motto „fiat lux" in ewiger Phosphorſchrift brennen ſehen. Die Natur iſt ein verſiegeltes Blatt, unzerbrechbar, mit ſympathetiſcher Dinte überſchrieben, deren Züge wir mit offenen Augen nicht enträthſeln können, und welches der freigewordene organiſche Aether nur im magnetiſchen Zuſtande eines geſteigerten Fühlens, in ſelbſt unbegriffner Halbanſchauung, blos zu ahnen vermag. Der Menſch iſt ein bitteres Eichenblatt, an welches ſich von dem Geniſte der Schickſalswespen die Galläpfel des Jammers und des Kummers anſetzen, und aus welchen dann das bohrende Gallinſekt in tauſenderlei Larven hervorbricht.

Das Leben iſt ein Krampfblatt, zu reizbar, um nicht bei dem leiſeſten Druck zuzuſchlagen. Die Freude, das Vergnügen, das Entzücken, ſind Ephemeriden, Flugblätter, über welche die Sonne nicht zweimal aufgeht, und nur das Leiden, das Unglück, der Schmerz, der Kummer ſind unverbrennbare Asbeſtblätter, ächte Theeblätter, die ſtets grün bleiben und immer von friſchen Thränen können aufgegoſſen werden. Unſer ganzes Daſeyn iſt ein bloßes Blättern im Lebensbuche. Glücklich der, dem die ungeduldige Parze es nicht in der Mitte aus der Hand ſchlägt, glücklicher der, dem das Glück vorlieſ't, und die ſchwierigen Stellen überſpringt, oder dem ein freundlicher Lebensgehülfe die Blätter umſchlägt, mit dem eine mitfühlende, gleichdenkende Seele die Seiten herablieſ't, mit den Zeigefingern der Liebe ihm die Zeilen beflügelt, ihm die dunklen Stellen erläutert und zugleich mit ihm es beſchließt! Aber Wehe dem Unglücklichen, dem das Lebensbuch ſteif und hartgebunden auf dem Leidensſchooße liegt, der allein kummervolle Nächte dabei durchwacht und mit geröthetem Auge es lieſ't; dem ein ſchwarzes Geſchick mit dem ſchweren Deutholze des Leidens drückend und langſam an den ſchwarzen Zeilen vorrückt, und welchem an dem kommenden nichts als die Seitenzahl mehr beſchäftigt! — das Geſchick, das Schickſal, das Glück iſt auch nur ein Blatt, ein Lufthauch erſchüttert es, ein Luftſtoß wirft es ab; ein Luftzug — — und es rauſcht dahin! Und ſagt man denn nicht von jeder Umwälzung der Fortunakugel: „das Blatt hat ſich gewendet?“ Es mag ſich nun von der Sonnenſeite zur Schattenſeite, oder verkehrt, wenden. Da wird manchmal aus dem Friedensblatte ein Uriasblatt, oder aus dem Neſſelblatt ein Roſenblatt, aus den Trumpf-, Matador- und Stichblatt ein Verwerf- und Verſchiebblatt, oder aus dem leeren Buchbinderblatte der Armuth ein prächtiges Vignettenblatt des Reichthums. Gewöhnlich wenden ſich mit dem Blatte alle darauf niſtenden Inſekten, dieſe Schmarotzer der Menſchen- wie der Pflanzenwelt, mit um; die Sonnenſeite des Glücks brütet dieſe Inſektenwelt aus, und auf der Nachtſeite des Unglücks fallen ſie erſtarrt wieder ab.

Doch vermuthlich hat der Leſer auch hier ſchon ein Blatt umgewendet; und es könnte ſich von der humoriſtiſchen Cypreſſenblatt-Seite zur narkotiſchen Mohnblatt-Seite gewendet haben; ich ende alſo, indem ich nur noch dieſe Blätter der Gunſt aller hängenden, liegenden und fliegenden Blätter empfehle; vor allen den holden Leſerinnen, dieſen intereſſanten Intelligenzblättern unſerer Lebenszeitung, die ohnehin bei jeder Empfindungsſache gerne ein Blatt vor den Mund nehmen. Dann dem müßigen Leſer, der in Büchern und Roſen ſo gerne blättert und — entblättert, und zuletzt noch — **pro forma** — den regierenden Blättern aller Blätter — den kritiſchen Blättern.

Die Blattläuſe, vulgo Rezenſenten.

Indem ich mit dir, theuerſtes — nicht Mädchen! ſondern — Leſepublikum, eben von den kritiſchen Blättern rede, laſſe uns, wenn du eben nichts Beſſeres zu thun haſt, d. h. nicht zu ſchlafen, deine Friſur nicht zu machen, deiner Schönen die Buſennadel nicht zu ſtecken, oder ſ. w. dgl., die Thierchen hier betrachten, die ſich faſt an jedes hervorkommende Blättchen feſtſetzen, gewöhnlich Rezenſenten, von mir aber, Kraft meiner mit ihnen angeſtellten Naturunterſuchung Blattläuſe genannt. Denn in der literariſchen, wie in der Pflanzenwelt, treiben dieſe Inſekten der untern Ordnung, deren Merkmal, nach Büffon, ein plattgedrückter Kopf iſt, ihr gleiches Unweſen. Sie fallen oft heerweiſe über das kleinſte Blättchen (welches ihre Nahrung ſeyn muß) her, ſo daß, wie Raff ſagt, der Nichtunterrichtete, der ſie Mehlthau nennt, glaubt, ſie wären über Nacht aus der Luft herabgefallen. Eine Blattlaus nimmt die Farbe des Blattes an, von dem ſie frißt, weiß, ſchwarz, roth, grün, blau u. ſ. w.; auch der Rezenſent trägt ohne eigenthümliches Wiſſen blos den Wiſſensanſtrich desjenigen Blattes, an dem er eben nagt. Blattläuſe und Rezenſenten haben gewöhnlich einen kleinen Kopf, einen Saugeſtachel und zwei Fühlhörner — Neid und Scheelſucht — zwiſchen den Augen. Die erſtaunliche Menge beider Gattungen kömmt wohl daher, daß beide, bei der Unanſehnlichkeit ihrer Geburten, oft in vierzehn Tagen ein Paar hundert Junge werfen.

Auch in Hinſicht ihrer Fortpflanzungsart haben Rezenſenten wie Blattläuſe die eigne Ausnahme, daß ſie bald Eier in fremde Blätter niederlegen, bald lebendige Junge — kritiſche Broſchüren, — zur Welt bringen. Doch ohne Nutzen hat die Schöpfung kein Inſekt hervorgebracht, auch die Rezenſenten dienen, wie jene den Ameiſen, — der Literatur, id est den kleinhandelnden Journaliſten zur täglichen Nahrung. Unter dieſen Thierchen unterſcheide ich wieder zwei Untergattungen, nämlich den Anonymus, ganz ohne Flügelſcheide oder Schilddecke, den ich blos „den Kaſtraten“ zu nennen pflege; das was ihm fehlt, iſt gerade das, was ihn zum Manne macht, der Name nämlich oder die Zeugungskraft, für oder gegen Jemanden zu zeugen. Je höher der Kaſtrat Sopran ſingt, deſto merklicher wird ſeine Impotenz. Weil dieſer ſich die Poeſie, die Literatur nicht kräftig anvermählen kann, ſitzt er wie ein Eunuche vor dem Muſenſerail, um wenigſtens Andern den Eingang ſtreitig zu machen. Nach dieſem kömmt der Pſeudonymus, oder nach meiner Terminologie, die „Schildlaus,“ weil er unter einem erborgtem Schilde ficht. Der Pſeudonymus iſt ein künſtlich reſtaurirter Anonymus, ergänzter Kaſtrat, das Namenſurrogat iſt blos für's Auge; die wirkliche Potenz, die Fruchtbarkeit iſt doch nicht da. Beide Gattungen, hinter deren Incognito kein Fürſtentitel, wohl aber ein Steckbrief des Parnaſſes ſteckt, verlangen, daß das Mönch- und Nonnen-Chor der Leſer und Leſerinnen nach dem Tone ihres Oberonshorns tanze, wenn ſie Jemanden mit dem flachen Lobdegen zum Ritter ſchlagen, oder andere wie Leipziger Lerchen auf den Tadelkiel aufſpießen.

Aber, lieber Leſer, glaube ja nicht, daß ich als Vorſichtsmaßregel, das Beckengeklapper meines Eifers zur Vertreibung dieſer Inſektenwolke von meinen Blättern erhob. Ich weiß zu gut, daß dieſes ſie, wie Bienenſchwärme, eher anlockt, und daß man im Gegentheil, wie vor gewiſſen Thieren ſich todt machen und den

Athem anhalten muß, wenn ſie, ohne uns zu berühren, vorüberziehen ſollen. Doch wenn ich einmal das Acidum Nitrum der Satyre in dem Federkiel habe, ſo höre ich nicht auf herumzufahren und überall wo ich nur die Wärzchen des Unrechts oder die Kinderſchwämmchen (Aphthae) der Thorheit erblicke, ſie anzutupfen und anzubrennen. Meine humoriſtiſche Kugelbüchſe ſtreckt aus den Doppelläufen des Humors und der Empfindung alles nieder, was eben über kreuz und quer über mein Gedankenfeld läuft. Wenn du mich, lieber Leſer, auf meinen Rinaldiniſchen Streifzügen mit ihren öfteren Verkleidungen begleiten willſt, ſo mußt du ſchon darauf gefaßt ſeyn, mich bald als launigen Bilderkrämer und bald als andächtigen Eremiten zu erblicken; bald die Pointe der zugeſpitzten Satyre in einen glühenden Gefühlsſtreif zerfließen, und die Thräne der Wehmuth in meiner Feder plötzlich zum Hagelkorn des Spottes erſtarren zu ſehen. So will ich es auch verſuchen mit dir aus dieſen Blättern bald wie ihr Raſcheln und Ziſcheln unter den Sprüngen eines frohen Satyrs, wie ihr Flüſtern und Ringeln unter den Kreiſen der beweglichen, neckenden Hamadryade, und bald wie ihr Schwanken und Toſen und Rauſchen unter den ſchweren Fittichen des Sturmes, wie ihr Aneinanderſchlagen unter den ſchweren Tropfen der Thränenwolke, in regelloſem Gemiſche zu reden.

1.

Das Titelblatt.

Der Titel iſt bei einem Buche das, was das Antlitz bei einem Frauenzimmer iſt; wenn es nicht auffallend ſchön iſt, wird es bei allen Geiſtesvorzügen doch überſehen; hat man aber bei einem ſchönen Frauenzimmer auch eine ſchöne Seele gefunden, ſo überredet Einem die Eigenliebe gleich hinterdrein, man hätte ſich auch ohne Geſichtstitel oder Titelgeſicht, auch in den Geiſt des Buches oder in das Buch des Geiſtes verliebt. Ja, ein Prachttitel iſt die eigentliche Pracht- oder Blutblume (Haemanthus) die auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, d. h. der guten Abſatzhoffnung, wild wächſt. Wie wenig der Titel (beſonders bei dem ſchönen Geſchlechte, auf welches Galanteriedichter wie Galanterieſchneider und Händler immer sechsfache Rückſicht nehmen müſſen) dem Dinge entſprechen muß, mag, ohne das ſogenannte Prinz-Metall, welches nur ein mittelmäßiges iſt, auch das ſogenannte „Vergißmeinnicht“ beweiſen; bei ſeinem bloßen Namen wird allen empfindſamen Seelen ſchon weich ums Herz. Was würden aber unſere liebenswürdigen Damen ſagen, wenn ſie im Linné ein wenig blätterten — wie ſie gewöhnlich in Büchern und Herzen bloß blättern — und in der erſten Ordnung der fünften Klaſſe das ſchwärmeriſche „Vergißmeinnicht“ mit dem etwas unſchwärmeriſchen Namen „Mäuſeohr“ bezeichnet fänden? Ein Titel ſteht bloß zur Ehrenwache, die nur blind geladen hat, da. Manche Titel kommen mir wie die Strohbündel vor, die ein Soldatenarmer General montiren und vor die Fronte ſtellen ließ: ſie imponiren. Aber der anrückende Leſer ſieht hinter der Titelmontur bald die literariſchen Strohbündel.

Eigentlich ſollte der Schriftſteller fragen: „Mein Herr, unter welchem Titel ſoll ich Ihnen ein Buch ſchreiben?“ Der Verleger ſieht nach, welche Gattung er am beſten abſetzte und ſagt: „So Etwas, wie das und jenes.“ Es iſt mir ſchon oft eingefallen, eine Charakteriſtik jedes Jahrgeſchmacks aus dem Titelhonig, das man dem Leſer ums Maul ſtrich, herauszuziehen. Gewöhnlich geben Schriftſteller, die mit ihrem Bischen Poeterei ſchon zu Ende ſind, große Titel, ſo wie das Militär höhere Titel annimmt, wenn es aus dem Dienſte tritt. Ein Humoriſt ſollte einmal die Worte auf der Aushängtafel jenes Seifenſieders — (deſſen Nachbar, auch ein ditto Seifenſieder einen ganzen Wortſchwall auf ſein goldnes Schild ſetzte) „Allhier wird mit Gottes Hülfe auch

Seife geſotten," zum Titel eines Buches nehmen.

Aber gilt unter den Menſchen denn nicht immer nur der Titel? und wie viele Menſchen ſind nicht ſelbſt blos Titelblätter, hinter denen gar keine vernünftige Zeile ſteht. Und muß denn nicht auch der Kopf ſich vor dieſen Titelblättern bücken? Es iſt charakteriſtiſch, daß gewöhnlich die brillanten Menſchentitelblätter, zum allgemeinen Gebrauch noch einen „Schmutztitel" bekommen. Unſere Zeit, die an nichts ſo arm und karg iſt, als an „Mitteln," iſt an nichts ſo reich und freigebig, als an „Titeln." Auch an der Literatur iſt das Sprichwort: Titel ohne Mittel," jetzt zum Wahlworte geworden. Der Titel iſt blos die Harpune, mit welcher der Autor und Verleger den Wallfiſch: Publikum, heranziehen, um ihm ſein Bischen Geldthran abzuzapfen.

2.

Das Roſenblatt.

Roſenblatt! zartes duftiges Sinnbild der Liebe! haſt du im erſten Kuß der auftauchenden Anadyomene ihr den Purpur von der liebeglühenden Lippe getrunken? Lagſt du an Luna's Wangen, als der Anblick des ſüßen Schäfers mit dem jungen Roth der Liebe ſie begoß? Oder errötheteſt du am Buſen der Unſchuld, als im Frühregen der erſten Liebesthräne ſich der Morgenſtrahl der jungfräulichen Schaam in hoher Gluth gebrochen? Roſenblatt! Liebesblatt! himmliſch emporblühend aus dem Dornenſtrauch unſeres Erdenlebens! Liebe! Königin im Reiche der Empfindungen, wie die Roſe im Reiche der Blumen! Trägt dies Beet voll Roſen nicht die Uniform deiner Regierung? Reden ſie nicht alle die ſtumme Sprache deines Herzens? Hauchen ſie nicht alle den lauen Athem deiner Empfindung, und ſind ſie nicht alle die Telegraphen deines Reichs? Siehe dies Knöspchen, das mit verſchloſſenen Lippen am dünnen Stengel hängt: iſt es nicht das Bild eines liebenden Kindes, in deſſen Buſen der Fruchtkern der Liebe noch ſtumm verſchloſſen liegt, und welches das Köpfchen, von dem Roſenwaſſer namenloſer Thränen beſchwert, an die Bruſt ſinken läßt? Dieſe halbgeöffnete Knoſpe, die in üppiger Jugendfülle den Jaſpiskerker ſprengt: iſt es nicht das Hervordrängen verſtandener Gefühle, das den Zündgipfel der Liebe durch das duftende grüne Flechnetz der Hoffnung treibt? Und die volle, aufgeblühte, emporſtrotzende Roſe, die muthwillig ſich ſchaukelt am Gipfel des dornigen Stengels, iſt es nicht das Glühen und muthige Treiben beglückter Liebe, mit ſtets offenem Herzen und glühendem Antlitz, die auf den Dornen und Stacheln des Lebens luſtig und ſorglos dahintanzt? — Ach! und iſt denn die Liebe nicht eine hundertblättrige Roſe, ein Centifolium, eine gefüllte Zimmtroſe, von welcher jedes Blatt in offizineller Kraft auf Herz und Geiſt wirkt? Wie reich ſind dieſe Blätter an Freuden und Wonnen! Wie kann man aus dem kleinſten Blättchen den labendſten Roſenhonig des Lebens preſſen! Wie verſchönert das Roſenwaſſer der Liebe, die Thräne, ein weibliches Antlitz! Wie lindern die Roſenpaſtillen und Conſerven der Liebe das Herzweh eines weſenloſen Sehnens! Wie ſüß iſt nicht ſelbſt der Roſenſchwamm der Liebe, die Eiferſucht, der Auswuchs dieſer heiligen Empfindung, der durch den Inſektenſtich des Argwohns ſich an ihr anſetzt! O ſelig, dem die Roſe der Liebe im Treibhaus des Lebens blüht! der wie die Roſenbiene in abgeſchiedener Stille ſich in ihren Blättern einbaut, und dem ſie in dem verjüngenden Mineralquell einer fleckenloſen Phantaſie in ewig veſtaliſcher Jugend glüht!

In unſerm Leben, dieſer beſchwerlichen Brockenwanderung, wo jeder ein Paar Worte ins Brocken- und Lebensbuch einſchreibt, der Eine voll nichtigen Schmerzes, der Andere voll nichtiger Luſt, und auf deſſen Gipfel wir von der freigeſtreckten, weitbegränzten Ausſicht bloß die Sehnſucht nach einer weitern unbegränzten, unendlichen im Buſen davon tragen; in dieſem ewigen Vorwärtsringen füllt bloß die Liebe, wie die Vorſchule des zweiten Lebens, das ſehnſüchtige Herz, und mitten in den Quick- und Amalgamir-Mühlen der zerſtückenden Zeit und Endlichkeit, fühlt ein glücklich liebendes Herz nichts als — Unendlichkeit! Das unausſprechbar begeiſterte Weſen, in das uns die erſte Liebe verſetzt, dieſes vor- und rückempfindende Janusgefühl, iſt das Entpuppen unſerer Seele von todtſtarrer Raupe zum buntbeſchwingten Auroravogel, der mit ſeinen Pſycheflügeln das Höchſte erfliegt! Die taubſtumm geborne Seele wird auf einmal zur Polyglotte, und ſpricht, und hört und verſteht die Zungen aller Weſen und Pflanzen; und eine fortklingende Glockenleiter trägt unſer Geiſtesohr auf harmoniſch ſich ineinanderkreiſenden Ringen an das jenſeitige Ufer; und eine Farbenbrücke trägt unſer inneres Auge in ſanften Verſchmelzungen hinüber zum ewigen Urborn alles Lichts und aller Farben! Wie auf dem Federdrucke eines Springbrunnens ſpringen plötzlich alle Cryſtallſtrahlen des Schönen, Guten, Edlen und Erhabnen höher und brauſender aus unſerm Herzen empor; und auf ihren hochſpringenden Schimmerſäulen tanzt der Wiederſchein der Urſonne und des höheren Lebens, und fällt in Demantſtaub und Farbenſplitter wieder in unſere Seele nieder. Wie vor einem Erdbeben ſich die Brunnen trüben, ſo trübt die Thräne, das verkündende Schneeglöckchen des nahenden Frühlings, vor dieſer Herzerſchütterung das heitere Auge, um es bald darauf zu beleuchten, wenn die Liebe ihren Triumpheinzug in unſer Herz hält; und ein leiſes Seufzen zieht, wie ein jubilirendes „Vivat,“ aus der Bruſt ihr entgegen und wir bringen ihr die höchſten Gaben, eine drückende Hand, eine erröthende Wange, ein ſchwimmendes Auge, ein klopfendes Herz, und ein — Roſenblatt, und ſagen: laß uns damit reden und — glücklich ſeyn! Denn wenn wir nur ein Herz rein und wahrhaft lieben, ſo lieben wir ja alle Herzen und alle Weſen mit! das ganze All iſt uns ein Spiegelzimmer, eine tauſendſeitig geſchliffene Cryſtallglocke, welche, wo wir hinſehen, uns ein eben ſolches Herz zurückſpiegelt, und wir möchten das Weltall in einer Umarmung an den Buſen drücken, jedes lächelnde Kind, jedes fröhliche Antlitz umhalſen, vor jeder Blume niederknieen, an jedem Bache lauſchen und fragen: ſäuſelt und rieſelt ihr auch gleich mir im ſüßen Treiben der Liebe? Wir wünſchten, wie Caligula, allen Unglücklichen nur einen Kopf, um ihr weinendes Auge auf einmal an unſere tröſtende Lippe legen zu können! Aber nur neben dem Keuſchlamme der Sittlichkeit, blüht die Purpurroſe der reinen Liebe; wahrhaft liebende Seelen fliehen den Verrathsaugenblick, in welchem die Sinne, wie Wilde, das Gold der Unſchuld für die Eiſendolche der Schuld hingeben.

3.

Das Neſſelblatt.

Ach warum wächſt die Blume des Glückes und der Freude ſo ſparſam im Leben? warum muß ſie ſorgfältig gepflegt und gezogen werden, wenn ſie ihre kurzen Blüthen treiben ſoll? und die Neſſel des Kummers und des Leidens wuchert tauſendfältig emporſchießend fort, und ſchlägt ohne unſer Hinzuthun ihre reichliche Stachelſaat über unſerm Haupt zuſammen? Warum ziehet ſich dieß Kerbkraut an unſeren Ziergebäuden und Luſtgärten hin, und wir können keinen Genußhalm pflücken, ohne von dem Neſſelblatte irgend eines Ungemachs oder einer Widerwärtigkeit gebrannt und geſtachelt zu werden? Warum hängt der Triumphmantel der Freude nur leicht und locker um unſre Schultern, und das thränennaſſe feingewobene Neſſeltuch des Schmerzes legt und wickelt und ſchmiegt ſich feſt an und um uns an, unherabbringbar, wie das Giftkleid der Dejanira! Neben jedem Genußpflänzchen treibt die Brennneſſel eines gewiſſen Leidens mit empor, und läßt die juckenden Blaſen einer brennenden Nachempfindung zurück. In jeder Freudendolde liegt ein Trauerinſekt verpuppt und jede helle Lebenserſcheinung wirft einen dunkeln Schatten hinter ſich! So wird das Admiralſchiff unſeres Gefühls zugleich von dem Segelhauche der Freude und von dem Haarſeile der Wehmuth vorwärts gezogen! Eben inmitten der ſtrotzendſten Macbethtafeln der Luſt ruft's in uns: dorthin ſchaue, und zeigt auf die geſtaltloſe Geiſternähe einer uns unbegreiflichen Wehmuth! Eine ſüße, namenloſe Schmerzahnung iſt uns immer die dunkelblaue Aetherfolie des waſſer- und thränenſpielenden Juwels der Freude! So können wir keine ſchallende Feſtmuſik hören, ohne daß in uns das Grabgeläute und der dumpfe Ton der Leichentrommel mit anklingt.

So ſehen wir, wenn vier liebende Arme ſich umſchlingen, die unſichtbare Hand der Parze, die dies ſchön durchflochtene Armband kalt durchſchneidet. So denken wir bei dem fröhlichen Reigen der Tanzenden an die mit Leichenzunder gefüllte Kugelbüchſe der Erde, und an den auffliegenden Tanzſtaub, der von dem großen Aſchenkruge unſerer Aeltern aufſtäubet! So wird uns oft die Societäts- und Pfauen-Inſel des Lebens zur ſtillen Inſel trüber Betrachtungen! Die Freude ſelbſt iſt nur eine iſolirte Inſel, eine ſchwimmende Zyklade im menſchlichen Leben; der Menſch muß ſich herausreiſſen aus ſeinem Wurzelorte und ihr ſuchend nachziehn, nach ihr pilgern und wallfahrten, und der Freudentag iſt juſt der Schalttag in ſeinen Lebensjahren, und die anderen ein Cyclus feſtloſer Werkeltage! Eben nach der Stille der größten Freudenergießungen und Taumelfeſte zieht ſich die Thräne eines ſehnſüchtigen bitterſüßen Strebens nach etwas Unbekanntem in unſer Auge, wie ſich das wohlthuende Augennicht's nur an den obern Stangen der ausgegoſſenen Schmelztiegel anlegt; und eben aus den aufgeregten Luſtgebüſchen und frohbewegtem Schilfe des Entzückens holen wir den Nimmerſatt eines nie befriedigten, ewig wünſchenden Mangelgefühls nach etwas Höherm. Aber hat das Geſchick nicht dem Unglücke, wie dem Salamander, kühlende Tropfen gegeben, mit welchen es die Brennkohlen des Schmerzes abkühlt und tödtet? Blüht nicht in jedem Erdenleiden, wie auf der perſiſchen Seeneſſel, eine himmelblaue Blüthe: die Thräne, dieſe ſchmerzſtillenden Tropfen des himmliſchen Arztes? Der höchſte Grad Schmerz bleibt auf dem Siedpunkte der Unerträglichkeit kaum einen Augenblick ſtehen; auf die längſte Erdennacht des Kummers folgt immer eine kürzere und kürzere; die hochgehenden Wogen des Elends tragen uns im Sturme nur höher zum Himmel; und wenn wir alle unſere Wünſche über

Bord geworfen, wenn alle Hoffnungsboote umgeſchlagen, und unſer ganzes Glücksſchiff zertrümmert iſt, drücken wir das rettende Brett deſto inniger und herzlicher an unſre Bruſt — die Liebe zu Gott!

4.

Das Lorbeerblatt.

Wir Dichter, oder auch nur Schriftſteller — ich ſage „wir“, denn ſitzt einmal unſer einer auf ſeinem Schreibeſeſſel und führt die regierende Feder, oder diktirt er ſeinem Copiſten, der zugleich ſein Geheimſchreiber, ſein Siegelbewahrer, ſein Finanzminiſter und Barbierjunge iſt, zwei Zeilen in die Feder, ſo dünkt er ſich ſchon Potentat der Leſewelt, ſchreibt ſein „wir“ und ſpricht in ſeinen Handbilletten bloß „meine Liebden und Getreuen“ mit dem Leſer. Alſo wir Dichter und Schriftſteller werden wie gewiſſe Fiſche, z. B. wie die Stockfiſche und Lachſe, am beſten mit und in Lorbeerblättern einmarinirt. Aber ſeitdem wir keine förmliche Reichslaureatur, keine von Gottes und Rechtswegen mit Lorbeern gekrönte Häupter haben, ſondern jede Literatur-Zeitung den Kleinhandel mit Lorbeerblättern treibt, jedes Journal einen **Allaminuta**-Handel damit errichtet, und uns nach Belieben in ihre Tonnen einſchlagen, mit Lorbeern einpöckeln, und an die Leſewelt verſenden; ſeitdem das literariſche Rom lauter Soldatenkaiſer, d. h. mit Gewalt dazu erhobene hat; ſeitdem hat jedes gekrönte Lorbeerhaupt mehrere Gegenkaiſer, die ihm die Krone ſtreitig machen, und indeſſen geht das Reich ſelbſt in Trümmer! Seitdem ſo viele Prätendenten der poetiſchen Königswürde in der Leſewelt herumirren, traut der Leſer dem parnaßeingebornen Kronerben ſelbſt nicht mehr, und unterſucht, bevor er den Huldigungseid leiſtet, mit vieler Strenge, ob er wirklich zur Regierung geboren, ob die wahren poetiſchen Kaiſertropfen und das ächte, friſche Königsblut in ſeinen Adern, id est Zeilen, rollt. Der jetzige Leſer iſt ein kurioſer Leſer, ein vertrakter Laudonsleſer, der das Letternregiment nicht nur die Revue paſſiren läßt, und ruhig auf ſeinem Seſſelgaul ſitzen bleibt, ſondern ihn hindert's gleich, wenn hie und da ein Knopf fehlt, oder die Montur ſchief ſitzt. Dem jetzigen Leſer genügt es nicht, daß ihm der Verfaſſer Morgens wie ein Kräuterſäckchen den nüchternen Magen wärme, daß er ihm Mittags, wie ein Stückchen Parmeſankäſe, oder wie ein Gläschen Danziger, die Verdauung befördere, oder daß er ihn des Nachts wie eine gefällige Circaſſierin mit aromatiſirtem Flanell in den Schlaf frottire, nein, die morlakiſchen Literaturzeiten, wo die Dichtkunſt Poſeſtrina und der Leſer treuherziger Probatino war, ſind vorüber; jetzt glaubt es der Leſer kaum mehr, wenn irgend einmal ein genialer oder energiſcher Fingerknöchelſchlag des Autors an ſeine Gefühls- und Gewiſſenspforten anpocht, er fährt auf und ruft bitterböſe:

Wer da? Woher? Wohin? was pocht ihr mich auf, und wo iſt euer Muſencreditiv oder Beglaubigungsſchreiben, daß ihr mich verfehmen könnt, und die drei Späne von meinem Herzensſchloßthor hauen dürft?" — Nun legitimiren viele Schriftſteller ihre Parnaßabkunft durch ihre Werke eben ſo ſchlecht, wie viele Frauenzimmer, durch die Bemühung, recht liebenswürdig zu ſcheinen, aufhören, es nur im mindeſten zu ſeyn. Andere, die Narren, Verliebte und Dichter, als ſprichwörtliches Kleeblatt kennen, wollen, wenn ſie nur die erſten zwei Zahlen an ihrer Gehirnſchiefertafel angeſchrieben finden, auch die dritte, nach der Reguladetri, heraus oder vielmehr herein nehmen. Ich meinerſeits bleibe originell, und ſchlage auch hier einen eignen, vor mir noch unbetretenen Weg ein, um mein olympiſches Adelsdiplom zu beurkunden. Ich zeige nämlich eine Glatze, die ich das Loco sigilli des Apollo nenne, allen Ungläubigen als einen großherrlich beſiegelten Muſenferman vor, denn daß eine Glatze der ächte klaſſiſche Lorbeerboden ſey, iſt eine alte Sache, vide Cäſar, Sokrates ꝛc. Eine Glatze iſt der natürliche Präſentirteller der Reichslaureatur, die Tonſur des Genies, da wie bekannt auf feuerſpeienden Bergen alle Vegetation aufhört. Auch die Flüſſigkeit, die etwa noch von einem Waſſerkopfe im Gehirn zurückblieb, verdampft eher ohne den Haardeckel; der Lorbeer liegt feſter auf, und eine Glatze oder die bis zum Wirbel und noch höher potenzirte Denkſtirne ſetzt den Lorbeer als conditio sine qua non voraus, und nur eine falſche Schaam hat vielleicht bisher junge Genies abgehalten, dieſen ihren Abonnementſchein auf die Lorbeerkrone vorzuzeigen, und ſelbſt bei dem ſchönen Geſchlechte als ein goldnes Ehrenband und Lobnetz geltend zu machen. Denn die Frauen lieben nur die Glatze nicht, wie ſie ein Finnbläschen und Hitzblätterchen im Geſichte nicht lieben, ſo lange es unbedeckt iſt; kömmt auf dieſe aber ein Stückchen Engliſch-Pflaſter, und auf jene eine Doktorperücke oder ein Heldenkranz, oder ein Dichterlorbeer, ſo werden beide Erhöhungsmittel der Schönheit, anziehende Reizmittel, lockende Schön- und Ehrpfläſterchen, und manche fliehende Spröde iſt mit dem Abſalonshaar an dem haarloſen Lorbeerbaum hängen geblieben. Meine Glatze wird alſo die Leſergilde ſchon als Lehr- und Meiſterbrief des Muſengottes gelten laſſen. Wenn ich nun noch hinzuſetze, daß meine Geliebte einen Namen trägt, der mich allein ſchon zum Dichter creirt, als z. B. Laura zum Petrarch, Lenore zum Taſſo, Cidli zum Klopſtock, Molly zum Bürger u. ſ. w., und daß mir ſtets etwas an den Kleidungsſtücken mangelt, ein Knopf fehlt oder ſo etwas, daß ich, wo ich immer ſey, immer einen Handſchuh oder die Doſe, oder das Schnupftuch vergeſſe, und was ähnliche Muttermaale der Muſenkinder mehr ſind, ſo zweifelt wohl Niemand mehr, daß das poeta u. ſ. w. kein Spaß bei mir iſt. Meine Geliebte ſelbſt iſt ſchon von meinen Anſprüchen auf einen bedeutenden Büſchel Lorbeerblätter ſo überzeugt, daß ſie ſich ſchon kindiſch auf ihr-

Mitlaureatur freut, und den Augenblick nicht erwarten kann, in welchem ſie unter die Haube und unter den Lorbeer kömmt. Wird gewöhnlich ein Weibchen, wie es unter die Haube kommt, um einen Kopf größer, ſo wird es ein Dichterweibchen um zwei; ſie nähme nicht nur ſeinen Familien-, ſondern auch ſeinen Dichternamen und Titel an, und ließe ſich, wie man „Frau Geheimräthin,“ „Frau Forſtmeiſterin“ ſagt, auch gerne „Frau Idyllenſchreiberin“, „Frau Trauerſpieldichterin“, oder „Frau Ueberſetzerin“ heißen. Sie hinge nicht gerne ſein Bild, ſondern auch die Titelblätter ſeiner Werke, als Putz und Garnitur auf ihre Staatskleider. Aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man es Eitelkeit oder Stolz auf fremde Verdienſte hieße; ſie bringen damit eigentlich nur ſich ſelbſt Weihrauchopfer, indem ſie ſtets ſagen wollen: der gute Geſchmack ſelbſt, die Dichtkunſt, die Poeſie hat ſich in mich verliebt!

Ende des erſten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

I.

Seite.
Lips Käuzlein's Heerſchau ſeiner Stammbuchblätter 5

II.

Liebesſchliffeleien des Poeten Piperl 89

III.

Drei Tage aus dem Leben eines Theeabends . . 160

IV.

Leben, Heldenthaten, Abentheuer, Begebenheiten und ſonſtige merkwürdige Schickſale des Fähndrich Eſpenbüſchel's in einer Damengeſellſchaft 201

Seite.

V.

Reiſeblätter, in Briefen an Lyſſa 226

VI.

Humoriſtiſche Blätter. Etwas über Blätter im Allgemeinen 255

Gesammelte Schriften

von

M. G. Saphir.

Zweiter Band.

Enthält:

Klatschblätter und Mimosen,

oder

zufällige Gedanken in zufälligen Formen.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

Klatſchblätter und Mimoſen

oder

zufällige Gedanken in zufälligen Formen.

Von

M. G. Saphir.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

Gedruckt bei G. Franz in München.

Seinem geliebten Vater

Gottlieb Saphir

in kindlicher Liebe und Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfaſſer.

Zueignung

an das

Goldbergwerk zu Chemnitz und Kremnitz.

Euer Gnaden!

In den Tiefen wohnt die Weisheit, iſt ein alter Spruch, den ich bei Euer Gnaden ſo bewährt finde, daß ich es wage, meine neuen botaniſchen Zwillingsblätter — aus reiner Liebe zu eben dieſer Weisheit, von der Euer Gnaden ſo durchdrungen ſind — Ihnen zu Füßen zu legen. Das goldne Zeitalter, welches in Ihrem Reiche herrſcht, die Ehrfurcht, welche Gelehrte und Nichtgelehrte vor den geharniſchten Minerven haben, die wie goldne Bullen aus Ihrem Haupte entſpringen, und die handgreiflichſte Ueberzeugung, daß das erwünſchteſte Mäcenaten-Blut in Ihren Adern rollt, laſſen mich hoffen, daß mir Euer Gnaden das Patent als Leib- und Kammerpoeten — mit Freitiſch und andern Horazſporteln — nicht verſagen werden.

Euer Gnaden werden auch mit Vergnügen bemerken, daß ich bei weitem nicht ſo unverſchämt bin, auf Gedanken auszugehen, ſondern blos das Unglück habe, zufällig von ihnen heimgeſucht zu werden. Der ſogenannte Gedankenkopfſchmerz iſt bei mir kein chroniſches Uebel; nur dann und wann trifft es ſich, daß ich an Gedanken leide und ihnen unterworfen bin, ich komme ſo zu ſagen in Gedanken zu ihnen. Allein auch gegen dieſes periodiſche Gedankenfieber gebrauche ich jetzt verſchiedene Antidoten, als zum Beiſpiel bei jedem Anfall von Gedanken brauche ich eine Doſis verſchiedener Anti's, als: Anti-Schillerianer, Anti-Göthianer, Anti-Jean-Paulianer u. ſ. w.

und bei jedem Gebrauche dieſer Gegenfüßler, oder vielmehr Gegenköpfler, verliert ſich allmählig jede Spur von zufälligen oder andern etwaigen Gedanken, und wenn ich mit dieſem Mittel fortfahre, werde ich baldigſt von allen Gedanken befreit. Dieſer Umſtand, Euer Gnaden, verbunden mit andern ausgezeichneten Paraſittugenden, laſſen mich hoffen, daß mich Euer Gnaden nicht nur zum Leib- und Kammerpoeten, ſondern auch vielleicht zum Leib- und Kammernarren mit Glück werden verwenden können. Euer Gnaden wird es um ſo weniger befremden, Sich meine humoriſtiſchen

Käuze dedizirt zu ſehen, da die Entleerung durch die Dedikationen, auch zu jenen Purganzmitteln gehört, die bei Leuten, welche an der goldnen Ader leiden, angebracht werden müſſen; auch ſie ſoll die Blinde zur Sehenden — d. h. zu einer die geſehen wird — machen. Selbſt zu ſehen braucht aber der Mäcen nichts, am wenigſten das ihm dedizirte Werk, wie denn gewöhnlich Mäcene, wie große Weltumſegler, nur an den neuentdeckten Küſten und Flußmündungen vorüber ſegeln, denſelben ihren Namen beilegen, ohne jedoch tief in ſie einzudringen.

Indem ich, mein gnädigſtes Goldbergwerk, den Staub zu Ihren Füßen mit Verehrung betrachte, bin ich mit höchſter Achtung

Euer Gnaden

unterthänigſt gehorſamſter

Verfaſſer.

1.

Narren-Rede.

(Gelegenheitlich.)

Die Narren, meine Freunde und Zuhörer, ſind gar keine Narren, daß ſie Narren ſind! ja ſie wären Narren, wenn ſie keine Narren wären! Ich habe an den Narren ordentlich einen Narren gefreſſen, ich kann euch alſo Rechenſchaft geben, wie ein ſolcher Narr ſchmeckt, und ich kann euch verſichern, daß ein gehörig zugerichteter Narr viel leichter zu ertragen und zu verdauen iſt, als mancher Kluge. Der Staat geht auch mit Recht zärtlicher mit Narren um, als mit ſeinen Klugen. Hat ein Narr das

Glück, daß ſein Verdienſt anerkannt wird, und dem wahren Narren entgeht das nie, ſo baut man ihm ein Narrenhaus, wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel perfect Kluge, und hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut? Früher hatte man Hofnarren, iſt es je erhört worden, daß es Hofkluge gab?

Der Stein des Weiſen hat ſchon viel Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenſtein (Lapis stultorium), oder die gebrannte Beifußkohle heilt und ſtillet Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden, bis man ihm glaubt er ſey klug, ein Narr braucht nur zu ſchweigen und man glaubt er ſey klug! Ich will lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was giebt der Narr nicht alles vor! der Kluge hingegen giebt nach! O meine Freunde, laßt uns Narren ſeyn, ſo lange wir noch klug genug dazu ſind, es wird eine Zeit kommen, wo die gerne Narren ſeyn würden, allein es wird zu ſpät ſeyn, wir werden nicht mehr Klugheit genug dazu haben. Wie glücklich ſind die Narren, ihnen allen gefällt ihre Kappe, fragt aber unſere Weiſen, ob ihnen ihre Kappe gefällt? o nein! dem Doctor gefällt ſein Hut nicht, er möchte den Profeſſorhut, dem Geiſtlichen gefällt ſein Käppchen nicht, er möchte die Biſchofsmütze haben, dem Kardinal gefällt ſein Hut auch nicht, er möchte des Papſtes Tiara haben. Wer iſt alſo klüger, die Narren oder die Klugen? Narren reden die Wahrheit, das iſt klug, daß ſie die Wahrheit reden, weil ſie Narren ſind; ein Kluger aber wird ſich hüten, ſo ein Narr zu ſeyn, und die Wahrheit reden! Ein Narr macht hundert, und das ohne Catheder, ohne Vorleſung, ohne Anſtellung, bloß durch reine Narrheit, durch exemplariſche Narrheit; wie viel Kluge werden angeſtellt, als Doctoren und Profeſſoren, ohne je noch einen Klugen zu machen! „Ein Narr kann mehr fragen, als ſieben Weiſe beantworten!“ und ſind die Fragen auch nicht klug, ſo ſind ſie doch frageweiſe, und doch können ſieben Weiſe ſie auf keine Weiſe beantworten! „Narren haben mehr Glück als Recht,“ und da haben ſie gerade Recht! ſie ſind keine ſolche Narren, daß ſie Recht allein haben, da kämen ſie an Unrechten, es iſt ein rechtes Glück, daß ſie Glück haben! „Wenn die Narren kein Brod äßen, ſo würde das Korn wohlfeil ſeyn!“ Nun aber iſt das Korn ſehr wohlfeil, ein Beweis, daß die Narren kein Brod eſſen; was eſſen ſie denn, gar nichts etwa? ja Kuchen! Kuchen eſſen ſie! welcher geſcheidte Menſch wird alſo nicht lieber ein Narr ſeyn, und Kuchen eſſen, als ein Kluger und Brod eſſen? „Narren ſoll man nicht auf Eier ſetzen!“ Dieſes Sprüchwort hängt mit dem Vorigen zuſammen, da die Narren Kuchen haben, ſo haben ſie gewiß auch Küchlein, und wenn ſie Küchlein haben, warum werden ſie ſich erſt auf Eier ſetzen? Die Klugen hingegen ſitzen beſtändig auf Eiern, denn ſie brüten ſtets und ſagen immer bedächtig „ei, ei!“ Kaum aber hat der Kluge ein Ei, ſo will es klüger ſeyn, als die Henne! das paſſirt den Narren nie! „Narren wachſen ohne begießen.“ Seht aber die Klugen an, ſie ſind immer wie begoſſen und wachſen doch nicht; ſeht dafür die Narren an, wie ſchön ſind ſie gewachſen und blieben doch immer trocken!

O meine Freunde, noch mehrere der Vorzüge beſitzen die Narren vor den Klugen! ſeht einen Klugen an, wie ſelten findet er ein weibliches Weſen, das eine Klugin ſeyn will, aber jeder Narr findet ſogleich ſeine Närrin! Der Kleidernarr findet eine Kleidernärrin, der Büchernarr eine Büchernärrin, der Weibernarr eine Männernärrin, der gute Narr eine gute Närrin, ja, der kleinſte Narr findet noch immer ſein liebes Närrchen. Es giebt eine Narrenliebe, aber keine Weiſenliebe, und iſt uns nicht ein Narrenſeil lieber, als ein kluger Strick?! Laßt uns alſo Narren ſeyn, meine Freunde, wenigſtens an dem Tage Narren ſeyn, an dem die Welt klug genug iſt, die Narren Narren ſeyn zu laſſen. Der Faſchingdienſtag naht heran, laßt dieſen Dienſtag ſeyn einen Dienſt=Tag und eine Dienſt=Nacht für den Faſching, laßt uns zu Ehren des weiſeſten aller Narren, oder des närriſchſten aller Weiſen, dem Eulenſpiegel zu Ehren, ein „Eulenſpiegel=Feſt" begehen, aber es ſoll ſeyn loſe und nicht feſt, und doch eine loſe Feſtlichkeit. Wir wollen feſtlich, wie die Spiegel zum Eulenſpiegelfeſte eilen, und da wir eine Tracht Narren ſind, wollen wir auch in Narrentracht erſcheinen. Wir wollen uns gegenſeitig nichts aufmutzen, ſondern jeder mutzt ſich eine Mütze auf, und damit es narrhaft und nahrhaft zugleich ſey, wollen wir die ganze Nacht zu Mittag eſſen, und wir wollen wohl weißlich und röthlich Weinen, bis wir den Himmel für eine einzige große Schlafmütze halten und bis uns die ganze Welt für einen Himmel halten wird, weil wir ſternenvoll ſeyn werden. Wir wollen den Abend als närriſche Kluge zuſammen kommen, des Nachts als die klügſten Narren zuſammen bleiben, und des

Morgens auseinander gehen, ohne zu wiſſen, weder wo der Unterſchied zwiſchen Narrheit und Weisheit, noch wo unſere Wohnung liegt.

Amen.

II.

Der
Gerichts-Saal zu Allamatukukeli.

Allamatukukeli heißt die Reſidenz der Landſchaft Bratikipizi-Dondiwatſchi, in welcher ich einige vergnügte Tage zubrachte. Ich wohnte in dem Hotel Charitzectſchupuen und bekam ein Zimmer in der Bell-Etage im zweiundvierzigſten Stockwerke. Der Wirth des Hauſes, Herr Blamthlomtunzki, empfing mich mit attiſcher Urbanität und die liebenswürdige Tochter Fräulein Tſchoptſchitſchipſchap, ſagte mir im rein=

ſten Berliniſch: „Seind Sie mich willkommen, denn Ihre Kleetage verrath mich den vons Ausland!" Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Mädchen in Bratizipizi-Dondiwatſchi ſo geläufig Berliniſch ſprechen könnte; ich küßte ihr die Hand und ſagte: „Mademoiſelle Tſchoptſchitſchipſchap, prénez mon coeur pour vous!" Mademoiſelle Tſchoptſchitſchipſchap entzog mir ihr Hand und ſagte: „Ne, franzöſiſch is mich zu gemeen, des is man für's Geſinde! Aberſt Leute von Welt ſprechen Berliniſch mit Meißniſch mank!" „Iſt mich angenehm!" ſagte ich, und ſie bot ſich an, mit mir einen Beſuch in dem Gerichtsſaal der Reſidenz Allamatukukeli zu machen, in welchem heute öffentliche Rechtsſitzung war. Als wir hinkamen, war der Saal voll; allein da wir laut Berliniſch ſprachen, machte man uns reſpektvoll Platz und wir ſetzten uns auf eine der beſten Bänke. Die Richter waren verſammelt und der erſte Ankläger trat hervor, (Mlle. Tſchoptſchitſchipſchap verdollmetſchte es mir), und brachte ſeine Klage an, die mich nicht wenig befrembete. „Ich habe das Glück gehabt,“ fing er an, „in meinem zwölften Jahre von einer unheilbaren Blindheit befallen zu werden, die glücklich bis zu meinem zweiunddreißigſten Jahre anhielt. Es mögen aber ungefähr vierzehn Tage ſeyn, als der Doctor Zwonezekewizuli mich auf ſein Zimmer lockte, in einen Seſſel ſchob und mir, meines Sträubens ungeachtet, vermittelſt eines Stiches das Augenlicht wieder gab, wie die hochweiſen Richter ſehen; ich klage alſo den Doctor peinlich auf Verletzung meines Glücks, auf Schadenerſatz, Abbitte und Ehrenerklärung an! Unbeſchreiblich iſt das Unglück, das mir daraus entſtand. Als ich auf die Straße kam, ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß ich ſah; allein was ſah ich? ich ſah, daß nichts Rechtes zu ſehen war; ich ſah, daß man die Augen zudrücken muß; ich ſah, daß man blindlings d'rein gehen muß; ich ſah, daß das Glück blind iſt; ich ſah, daß Alles unanſehnlich iſt; ich ſah, daß es ſo finſter war, daß man nichts ſehen konnte; ich kam nach Hauſe und ſah, was ſah ich? ich ſah meine Frau, die ich für ſchön hielt, ich ſah, daß ſie nicht anzuſehen war; ich ſah, daß wenn ich eingeſehen hätte, wie ſie ausgeſehen hat, ich mich beſſer vorgeſehen hätte; ich ſah durch das Schlüſſelloch in die Kammer meiner Tochter und ſah, was ſah ich? ich ſah, was man gar nicht nachſehen darf, ich ſah, daß man ſich nicht genug verſehen kann; ich ſah, daß mir das Sehen vergieng; ich ſah, daß ich unverſehens Großvater werde! ich ſah in die Bücher meines Buchhalters, und was ſah ich? ich ſah in die Zukunft, ohne ein Seher zu ſeyn; ich ſah, wie ich ausſehen werde, wenn er fortfährt, ſich ſo ſehen zu laſſen! Und nun komme ich hierher und ſehe, was ſehe ich? ich ſehe, wie man durch die Finger ſieht, wie man durch die Karten ſieht, wie man mit andern Augen ſieht; ja, wo ich hinkomme ſehe ich, daß das Sehen ein Unglück iſt; ich ſehe, daß ich mich an der Allerbeſten nicht ſatt ſehen kann; ja, daß man ſich in der Schönheit ſogar einen Narren ſehen kann. Kurz ich ſehe, daß das Sehen ein blinder Lärm, und daß die Blindheit ein ſichtbares Glück iſt, und trage daher auf die Verurtheilung des Doctors förmlich und dringend an!“ — Das Gericht berathſchlagte nun und entſchied, daß der Doctor ihm zweitauſend Silberſtücke Entſchädigung und viertauſend Silberſtücke Schmerzengelder dafür geben müſſe, daß er ihn freventlich in das Unglück zu ſehen geſtürzt hat. Außerdem aber müſſe er ihn mit ſeiner Kunſt ſo lange Sand in die Augen ſtreuen, bis er ſeine vorige Blindheit wieder erhält. — Die Partheien entfernten ſich, und ein zweiter Kläger trat auf, und klagte den Arzt Nompukelidiſtranko folgendermaßen an. „Die Natur hat mir das Glück geſchenkt, taub geboren zu werden, ich lebte auch im ungeſtörten Beſitze dieſes Glückes, als ich eines Tages in dem Garten des Doctors einſchlief. Da überfiel er mich meuchelmörderiſch, goß mir einige Tropfen Gift in meine Ohren, und ſchlich davon. Ich erwachte und hörte zu meinem Erſtaunen, daß ich hörte! Seit dieſem Augenblick iſt mein Leben eine Kette von Drangſalen; wohin ich hörte, hörte ich Sachen, daß mir das Hören vergieng! ich kam nach Hauſe zu meiner Frau und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie glücklich ich war, als ich nicht hörte; ich lauſchte an der Thüre meiner Tochter und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie ſie gehörig erhörte; ich ging in's Theater und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie ſich Leute hören laſſen, von denen die Zuſchauer wünſchten, daß ſie Aufhörer würden; ich gieng in die Conditorei und hörte, was hörte ich? ich hörte, was man alles von Menſchen, die nichts von ſich hören laſſen, vom Hörenſagen gehört haben will; ich gieng in Geſellſchaft und hörte, was hörte ich? ich hörte, daß Niemand darauf hört, wenn man ihm etwas ſagt, was ſich hören läßt; ich komme zu Gericht und höre, was höre ich? ich höre, wie man beim Verhöre das Beſte verhört und verheert; kurz ich höre, daß man nirgends was Gutes hört, daß das Hören eine taube Nuß werth iſt, und daß das Taubſeyn ein unerhörtes Glück iſt und trage daher auf die Verurtheilung des Doctors dringend und förmlich an.“ — Das Gericht berathſchlagte nun und entſchied, daß der Doctor ihm zweitauſend Silberſtücke Entſchädigung und viertauſend Silberſtücke Schmerzengelder geben müſſe, weil er ihn freventlich in das Unglück zu hören geſtürzt hat, und daß er ihm ſo lange mit ſeiner Charlatamene in den Ohren liegen muß, bis er ihn komplett taub geredet. Die Partheien entfernten ſich und ein dritter Kläger trat auf, und klagte den Doctor Krampalskilitz folgendermaßen an: „Durch ein beſonders glückliches Ereigniß verlor ich in einem Alter von achtzehn Jahren meine Naſe; da ich keinen redlichen Finder aufforderte, ſie gegen eine Recompenſe wieder zu bringen, lebte ich ein naſenloſes glückliches Leben, bis in mein ſechsundzwanzigſtes Jahr. Um dieſe Zeit machte ich die Bekanntſchaft des Doctors, er giebt mir ein Opiat und zieht mir in meiner Betäubung die Haut über den Kopf herab, und als ich erwachte, entdeckte ich zu meinem Entſetzen, daß mir eine Naſe angedreht wurde! Zornig ließ ich die Naſe hängen! Wie glücklich war ich in der Zeit, als mir keine Naſe unter die Augen kam! Nie hat mich meine Frau bei der Naſe herumgeführt! Nie tanzten mir meine Kinder auf der Naſe herum! Nie ſchlug mir ein Mädchen die Thüre vor der Naſe zu! Nie lachte mir ein unverſchämter Straßenjunge unter die Naſe! Nie zog ich bei der Behörde mit langer Naſe ab! Kein Menſch machte mir den Vorwurf: er ſteckt ſeine Naſe in Alles! Nie wurden mir meine Fehler unter die Naſe gerieben! Nie nahm mir Jemand etwas vor der Naſe weg! Nie durfte ich mich ſelbſt bei der Naſe zupfen! Keine Begierde ſtach mich in die Naſe! Nie trug ich die Naſe hoch, noch rümpfte ich je die Naſe! Nie wurde ich Naſeweis geſcholten! kurz ich war glücklich! und nun! nun bin ich ein unglücklicher Patron, dem man den

Unmuth an der Naſe anſieht! Frage ich nach etwas, ſo heißt's: Er ſteckt die Naſe in Alles! antworte ich, ſo ſagen ſie: er iſt auf die Naſe gefallen! Will ich etwas nicht bemerken, ſo ſtößt man mich mit der Naſe darauf! Will ich etwas nicht wiſſen, ſo bindet man es mir gerade auf die Naſe! will ich etwas erfahren, ſo heißt's: gehen Sie nur der Naſe nach! Wenn ich ein Bischen über das Maaß trinke, ſo ſchelten ſie: er hat die Naſe begoſſen! Bin ich auf etwas neugierig, ſo ſagen ſie: laß deine Naſe davon! Spreche ich leiſe, ſo heißt's: ich näsle! Seitdem ich meine Naſe wieder habe, bin ich der unglücklichſte Menſch der Welt! Selbſt hier im Gericht kann eine Naſe mein Unglück ſeyn, wenn man dem Geſetze eine wächſerne Naſe macht, kurz ſeitdem ich eine Naſe habe, naſ't mich das Schickſal auf alle Weiſe, und wenn ich keine Naſe hätte, würde es mich nicht halb ſo verſchnupfen, und ich trage daher auf die Verurtheilung des Doctors förmlich und dringend an." — Das Gericht berathſchlagte nun und entſchied, daß der Doctor ihm zweitauſend Silberſtücke Entſchädigung und viertauſend Silberſtücke Schmerzengeld geben müſſe, und daß er ihm ſo lange mit ſeiner Kunſt um die Naſe gehen müſſe, bis er ſie ihm ganz abgenast hat. — Die Partheien entfernten ſich, Fräulein Tſchoptſchitſchipſchap machte eine Bewegung aufzuſtehen, ich reichte ihr den Arm und wir verließen den Saal; „ich weiß," ſagte ſie, „Sie werden dat ahles ins die Zeitung ſetzen!" „Sie haben eine feine Naſe!" ſagte ich. „Ei," erwiederte Fräulein Tſchoptſchitſchipſchap, „dat is man eenem anjeboren!"

III.

Die Buchſiederei,

oder

was kochen wir heute? was morgen?

„Ein Kochbuch für verſchiedene Schriftſtellerſtände, zum nützlichen Hausgebrauch an Sonn-, Feier- und Wochentagen; zum Zubereitungsbedarf aller literariſchen Speiſen, ſowohl für die Fleiſch- und Bratentage des Phantaſtiſch-Romantiſchen, als für die Buß- und Faſttage des Wiſſenſchaftlichen, nebſt einem Titelſpeiſezettel für ein-, zwei-, vier-, auch ſechsbändiges Werke mit oder ohne „oder.“

Ich weiß nicht, ob Frauenzimmer und Bücher ſchon verglichen worden ſind. Mir ſcheinen ſie ſehr ähnlich zu ſeyn, und da ich beide ſehr liebe, und ſchon ſo ziemlich viel geleſen und — geliebt habe, ſind mir dieſe Aehnlichkeiten ſehr aufgefallen. Man höre! Ich ſage, *Mann* höre, *Weib* aber halt ein wenig das Ohr zu. Das Mädchen iſt eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, das Weib ein didaktiſches Epos und die Matrone der Epilog der Weiblichkeit; die Schönen ſind die Pracht- und Velinausgaben von Ovid's Kunſt zu lieben, und die Häßlichen der unkorrekte Bürſtenabzug eines Mausberger'ſchen Nachdrucks. Die Spröden gehören unter die Märchen und Erzählungen, die Koketten unter die periodiſchen Unterhaltungsſchriften, die Eitlen unter die Modejournale, die Schwatzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Verläumderiſchen unter Länder- und Völkerkunde, die Verträglichen unter Raritäten und Curioſa, die Treuen unter Anekdotenleſen, die Stillen zu den Wundern im Gebiete der Natur, die Zänkiſchen zu den Andachtsübungen frommer Chriſten, die Beleſenen zu den Wörterbüchern, und die Verſchwenderiſchen endlich, zu den Rechnungsfaulenzern. Die meiſten Frauen haben auch, wie die meiſten Bücher, mehr ſchwache, als ſtarke Seiten, und bei Frauen und bei Büchern iſt man nach den verbotenen am meiſten lüſtern. Bücher und Frauen ſind ſich auch noch darin ähnlich, daß, wenn ſie von ihren Vätern nicht ſchön ausgeſtattet werden, ſie troz ihres Werthes doch ſchwer an den Mann zu bringen ſind. Leihbibliotheken und Bordelle thun dem heiligen Eheſtand und dem Buchhandel gleichen Eintrag. Das Geſicht iſt beim Frauenzimmer das, was der Titel beim Buche iſt; iſt Geſicht und Titel ſchön, auffallend und prachtvoll, ſo iſt das Werk bald verkauft; die meiſten Jünglinge ſehen nur auf das Geſicht, und nicht auf den Inhalt des Herzensbuchs. So macht es auch der Buchliebhaber; hat das Buch einen ſchönen Titel, er kauft's, ohne auf den Inhalt zu ſehen. Der Titel eines Buches muß alſo natürlich ſchön ſeyn, oder gewaltſam durch Schminkmontur und andere Hülfstruppen und verbündete Mächte, zu einem Schönen creirt werden, Alles wie es, wenn man kurzſichtigen Sterblichen trauen darf, auch bei Frauen der Fall ſeyn ſoll. Es kömmt alſo auf den Titel Alles an. Wir haben daher einige wenige Formulare aufgeſetzt, nach dem jeder, der ein Werk zuſammenſiedet, wie man aus verſchiedenen Ingredienzien ſo etwas zuſammen zu kochen pflegt, eine kleine Anleitung habe; denn bei der Schnelligkeit dieſer Buchkocherei, wo man ſich ſtets fragt: „Was kochen wir heute? was morgen?“ wäre es gar keine üble Spekulation, wenn man Titelmacher, ſo wie Mehlſpeiſemacher hätte. Ich errichte daher ein Gewölbe mit der Ueberſchrift: „Hier ſind alle Gattungen Titel um die billigſten Preiſe zu bekommen; auch werden Beſtellungen auf größere Partien angenommen, welches aber die Herren Verfaſſer vierundzwanzig Stunden früher kund zu geben belieben mögen. Wer zehn Titel nimmt, bekommt einen gratis.“

Zur Muſterkarte möchte ungefähr Folgendes dienen:

Titel-Muſterkarte.

I. Für lyriſche Aſſietten.

Seufzerbälge, gefüllt mit Schmetterlings- oder Silberbachſchilfgelispel auf den Hesperidalen einer Mondsfinſterniß. Ein Herzensangebinde für die Gönnerinnen lauer Thränen.

Trauerſchleier, Thränenflöre, Dämmerungs-Guirlanden und Zwielicht-Mäntel für körperloſe Seelen.

O! und Ach! oder zwei Selbſtlauter aus dem ABC der Sphären. Ein Seufzerbüchlein für jeden Monat, mit dem Motto:

O Juni, Juli, Mai, April, Auguſt, September,
Ach, Oktober, November, Januar, Februar, März,
Dezember.

Die ſchmollenden Blumenknöspleín und die verſöhnlichen Sommerfäden.

Chriſtalla, Chriſtallina, oder „Chriſtalle bedeuten Zähren,“ zweiter Theil von „Emilia Galotti,“ oder „Perlen bedeuten Thränen.“

Das ſchluchzende Herz, ein Erinnerungsblümlein.

II. Für dramatiſche Paſteten.

Patroklus, der um Troja Geſchleifte, von .... Mit griechiſchen Roſſen.

Fünfhundert Nächte auf dem Chimboraſſo, dreiundachtzig Tage in Spaa, ſechs Stunden in Abyſſynien und eine Minute im Monde; ein dramatiſches Drama.

Herein! ein hausmachendes Theaterſtück.

Europa, Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien in einem andern Welttheile, ein Lokalſtück; NB. neu.

III. Für didaktiſche Gemüſe.

Die Schnellfuhr, oder die Kunſt: in drei Stunden ein guter Humoriſt zu werden, mit Jean Paul'ſchem Vorſpann.

Die Mumie der Kunſt in den Behauſungen der Natur; eine ökonomiſche Poeſie mit dem Motto:

> „Es wiegt, wie der Seiltänzer Ravel der Große,
> Die Biene ſich auf reifbekleidetem Mooſe.“

Mogol der Kurze, oder die Kunſt, auf Alles einen kurzen Reim zu machen, z. B.

> O Natur!
> Wie verlaſſen und einſam wandelt ein
> Hungriger Sohn der ernſten Melpomene
> Hier auf deiner göttlichen, doch leider nicht
> Sättigenden Spur!

Urſprung der Urſprünge, Quell der Quellen und Brunnen der Ciſternen, ein ſicherer Zuführer in's Dunkel der Dunkelheiten.

Iſt das Cis von Cicisbeo, oder das Gis von Gingis=Chan in der deutſchen oder italieniſchen Muſik heimiſch? Eine Unterſuchung zum Wohlklange der Harmonie.

IV. Für vermiſchte Confecte.

Quae? qualis? quanta? oder Correſpondiſſimus! Eine Anleitung, heimiſche Lügen in auswärtigen Zeitungen für wahr auszugeben, das Vaterländiſche herabzuſetzen und mit vieler Geläufigkeit viel zu ſprechen und nichts zu ſagen.

Die präadamitiſchen und poſtadamitiſchen Theaterkaſſen. Eine Original-Analyſe zur Analektik der Theaterkaſſen überhaupt, mit einigen Seitenhieben auf Kaſſaſtücke und Kaſſahelden.

Beweis, daß Shakespeare nicht Deutſch verſtand.

Crachos los studos los cevalieros! oder Fingerzeige für angehende Schauſpieler, in Hinſicht der Behandlung von Couliſſen und Reitpferden.

Arſenal, Belvedere und Panorama der Katzbalgereien, ein Jahrgeſchenk für Journaliſten und Redakteurs!

Die Kunſt, auch ohne Hülfe eines Arztes nicht alt zu werden, für Mädchen und Frauen.

Alles! Alles! Alles! ein unentbehrliches Buch für Alle! Alle! Alle!

Nach dieſer Muſterkarte müßte mein ganzes Titelmachergewölbe beſtehen, und ich bin verſichert, fleißig von Buchköchen und Köchinnen beſucht zu werden.

IV.

Kleines ABC Büchlein

für große Schauſpiel-Kinder.

Abgang.

Ein guter Abgang iſt der beſte Eingang in die Gunſt der Gallerie. Das Erſte, was unſere Schauſpieler in ihrer Rolle nachſehen, iſt ihr Abgang; haben ſie einen ſogenannten guten, einen luftzerſetzenden, lungenflügelaufſpreizenden, hand- und fußabzappelnden Abgang, ſo hat das Werk des Dichters ihren Beifall, wo nicht, ſo heißt's: es iſt nichts an der

Rolle. Es giebt Schauſpieler, die ſich Abgänge einlegen, wie unſere Sängerinnen neuerer Zeit ſich Arien einlegen. Sie ziehen nämlich, wie die Taſchenſpieler, die Worte wie Bänder aus ihrem Munde, und wenn die Rede zu Ende iſt, ſo drehen ſie ſich um, als wollten ſie abgehen, ſchreiten bis an die hintere Couliſſe und kehren wieder um. Dieſe Abgänge nenne ich die wattirten Abgänge, es ſind falſche Kunſtwaben für Nichtkenner.

Abonnent

heißt ein guter Kerl, der ins Theater geht, wenn alte Sachen gegeben werden. Alles Gute und Neue wird ihm aufgehoben, das heißt: es wird mit aufgehobenem Abonnement gegeben. Der witzige Caſtelli ſagt: Abonnent heißt auch der Schauſpieler, der auf eine Zeitſchrift abonnirt und auf dieſe Weiſe eine viertel-, halb- oder ganzjährige Freundſchaft mit dem Redakteur abſchließt.

Action

heißt eigentlich Körper- oder Handſprache, damit ſind aber unſere Schauſpieler nicht zufrieden, weil ſie mit der Sprache nicht zufrieden ſind, ſie ſprechen nicht, ſie brüllen, folglich wird die Action zum Handgebrüll! Sie machen aus der Kunſt ein wirkliches Handwerk, ſie wiſſen mit ihren zwei Händen ſo zu agiren, daß man glauben ſollte, ſie haben viere, ſie agiren ihre Rolle à quatre mains allein herunter. So habe ich es von einem Schauſpieler geſehen, daß er als Hauptmann Lindeck (im Herzogsbefehl) der, wie bekannt, nur eine Hand hat, bei den Worten: „ich habe nur eine Hand,“ die Hand vorſtreckte, und dann bei den andern: „denn dieſe fehlt mir,“ die andere Hand hervorſtreckte, um es recht deutlich zu machen, „dieſe Hand hier hab ich nicht!

Affen

giebt es ſehr viele in den Muſentempeln, dieſe ſchauen den erſten Künſtlern Alles ab, nämlich das Räuspern und Händereiben; den Verſtand gucken ſie aber nicht ab. Solche Affen gefallen ſich ſehr.

Affektation

iſt das Rauſchgold des Gefühls, ein bloßer Scheinauslegekaſten. Affektation verhält ſich zum Affekt, wie der Wahnſinn zum Sinn, es iſt Wahnaffekt. Unſere jungen Muſendamen bereichern ihre Kunſttoilette ſehr mit den Affektationsbüchschen, ſie ſtreichen ſich ſo zu ſagen mit ihr an. Sie iſt aber zum Glück eine Lügnerin, man glaubt ihr nichts; ſchwimmt ſie in Thränen, ſo wiſſen wir, das ſind Illuminationslämpchen, mit denen auf Allerhöchſten Befehl freiwillig beleuchtet wird; und tanzt ſie vor Freude, ſo ſehen wir, daß es ein einſtudirter Eiertanz iſt; kurz Affektation iſt ein löcheriger Mantel, durch welchen wir alle Höcker und Ueberbeine klar und deutlich durchſchimmern ſehen.

Auffaſſen.

Unter dieſem Worte verſteht die Kritik den Geiſt der Rolle. Die Schauſpieler verſtehen darunter die Couliſſen, ſie faſſen dieſelben auf und ſchleudern ſie umher.

Aktien.

Theateraktien, oder Muſenobligationen, ein Produkt der neuern Zeit, des papiernen Direktionen-Zeitalters. Ihr Cours hängt lediglich und allein von der Witterung ab. Iſt nämlich die Witterung ſo rauh und unfreundlich, daß ſich vermuthen läßt, dieſe und jene Sängerin, oder dieſer und jener Sänger könne heute eine rauhe Kehle haben, ſo ſinken die Aktien u. ſ. f. Es läßt ſich deßhalb erwarten, daß man neue Aktienbarometer erfinden wird, um ſie in und auf Börſenhallen aufzuhängen, ungefähr nach folgendem Schema:

Schönes Wetter	pari
*) ganz ſchönes Wetter	05
trübes Wetter	84
ſtürmiſch und ungünſtig	50

---

*) Ganz ſchönes Wetter iſt für Theateraktien auch kein gutes Wetter, denn da machen die Stimmen Landparthien und die Theaterkaſſe wird zur Waſſerparthie.

außerordentliche Kälte, id est des Publikums 36
Gefrieren, id est des Unternehmens . —

und ſo fort. Ich wundere mich, daß es keine Freikäufer auf der Börſe giebt, wie Freibillette im Theater. Solche Freikäufer nämlich ſollen von der Aktiengeſellſchaft zwanzig Aktien bekommen, damit ſollen ſie gegenſeitig auf der Börſe Geſchäfte machen, ſie einander um hundertſechs bis hundertzwölf abkaufen; nach der Börſe geben ſie die Aktien wieder ihren Eigenthümern zurück.

Alles

ſpielen verſchiedene Schauſpieler vortrefflich, die gar nichts gut ſpielen. Es ſind die theatraliſchen passes par tout, man kann ſie gewöhnlich nicht brauchen, aber zur Zeit der Noth ſind ſie koſtbar. Solche Allesſpieler und Nichtskenner ſind die wahren Augenäpfel aller Direktionen; ſchade, daß es Aepfel ohne Kern ſind.

Alte Mütter

giebt es in der Wirklichkeit nicht, jede Schauſpielerin, die dieſe Rollen ſpielt, ſagt, ſie iſt noch zu jung und es wäre ganz und gar ihr Fach nicht. Das Alter der Schauſpielerinnen gehört auch zu den Direktionsgeheimniſſen. Am Mittage ihres Lebens, ungefähr zu dreißig Jahren, halten ſie eine Sieſte und machen ein Mittagsſchläfchen, das zwanzig Jährchen dauert, ſie erwachen, und ſind plötzlich fünfzig Jahre alt.

Anonymus

iſt ein Rezenſentenkerl, der ſich vor Prügel fürchtet, übrigens ein unſchädliches Thier. Er lobt den, der ihn zu einer Theeparthie bittet, und ſchimpft den, der ihn nicht grüßt, oder der ihm aus Verſehen auf das Hühnerauge trat. Der Lebenswandel eines ſolchen Anonymus iſt zuweilen folgender: Er ſchreibt oder läßt ein Stückchen von ſich aufführen, läuft dann als Pſeudonymus in die Abendzeitung und lobt ſich nach ſeiner vollen Ueberzeugung, zitirt dann als Anonymus jene Rezenſion in einer andern Zeitung, ſchreibt dann eine dritte in einer dritten u. ſ. w. und erklärt in einer vierten bei ſeiner Ehre, er ſchreibe nie Rezenſionen.

Applaus

war früher nur in der einfachen Zahl gebräuchlich, weil er auch ſehr einfach war, wer gut ſpielte, erhielt Applaus. Jetzt haben wir Applauſe. Schönheitsapplauſe, die der Figur der Schauſpielerinnen gelten und die bloß mit dem Naturpaß beſchäftigt ſind. Kleiderapplauſe, wenn eine Aktrice in ſchönem Koſtüm erſcheint; dieſen Applaus bringen luſtige Geſellen dem Schneider aus, die Dame dankt, vermuthlich hat ſie es mit dem Schneider ſo abgemacht. Räthſelapplauſe, wo der Zuſchauer nicht errathen kann, was der Schauſpieler eigentlich wollte, jeder denkt ſich etwas anderes, und applaudirt eigentlich ſich ſelbſt, daß er dieß Räthſel löſete, der Schauſpieler bedankt ſich; dieß iſt beſonders bei ſtummen Rollen und Stellen der Fall. Aktien- oder Familienapplaus, Dichter exerciren vor dem Stücke ein Regiment hohe Galleriezuſchauer, bei welcher Stelle ſie applaudiren ſollen. Stehender Applaus, der von den auf einem Theater haftenden Freibilletten herrührt. Bier- oder Sonntagsapplaus, die froh erregten Kunſt- und Dunſtgemüther der oberen Region jubeln die Repräſentanten eines Karl Moor's, eines Jaromir's, eines Fauſt's heraus, und der beſcheidene Künſtler dankt für die würdige Anerkennung.

V.

Abend-Viſion.

Die Königin unſeres Welttheaters, die Sonne, ſank hinter den Gebirgs-Couliſſen unter, und zog die lange, rothe, purpurne, mit goldenen Wolkenflitterchen beſäete Abendroth-Schleppe über den ganzen weſtlichen Himmel nach. Im Zwiſchenakte von Tag und Nacht erſcholl die Hofkapelle der Natur, der Geſang der Luftbewohner und der Oſthimmel ſteckte ſchon immer mehr und mehr die ſchimmernden argand'ſchen Lampen an, über welchen die blaue Decke, wie eine ſie ſchützende Veilchenglocke hing. Der letzte verklingende Ton der Abendglocke bebte wie der Scheidegruß des dahin geſchwundenen Tages durch ſtillwehende Zweige. Ich öffnete das Fenſter, und ſah hinaus in die Unendlichkeit, in den Raum, die Wiege und das Grab aller Weſen. — In dem Oberhauſe war die Pairskammer der Sterne ſchon verſammelt, — gerade über mir ſchimmerte das Siebengeſtirn, die Septemvireltafel dieſer leuchtenden Welten; die Natur hielt ihren Athem an, und die heilige Stille lag wie eine Sargdecke auf dem geſchloſſenen Auge der Welt, — ein warmer Hauch, wie der leiſe Seufzer eines unausſprechbaren Bangens wehte durch die Luft, und zog mich hin in das ſüße Laubad der Sehnſucht, — namenloſe Empfindungen und Schmerzen legten ſich wie elaſtiſche Bruſthütchen warm und geſchmeidig an mich an; und die dünnen Schuppen fielen ab von den Schnittwunden der Liebe, und rothe glühende Tropfen quollen heiß aus ihnen heraus, und die Eismützen der kühlenden Zeit zerſchmolzen an dem Anhauche einer glühendheißen Sehnſucht; und Lyſſa's Andenken tauchte wie eine neue, noch unbewohnte Inſel der Seligen aus meinem Herzen auf. —

Ich glaube ſie zu ſehen, und die leiſeſten Conturen wurden mir anſichtig. Der Goldſchimmer ihrer Lockenfülle; das Aetherfeuer, das wie ein Freudenfeuer der jubelnden Natur aus ihren Augenkelchen leuchtete; das Lächeln, das wie ein Engelkind mit den Lippenroſen ſpielte; das durchſichtige Sultanstuch überirdiſcher Reize, das ihr Geſicht umwehte; der Rhytmus ihrer Bewegungen: Alles das ſpielte wie ein Sonnewendefeuer vor meiner trunkenen Phantaſie. — Ich ſog mit langen gierigen Zügen, wie ein Taubſtummer an der Süßigkeit der Täuſchung, und in mir ſprang der Springquell reiner Wonnen, und mein Herz ſchlug heftig; und Alles um mich zerrann in einen freundlichen Nebel, und in den Augen ſchwammen mir die zarten Waſſerpflänzchen des ſüßen Wonnemeers, die Himmelsſchlüßlein der Empfindungen, und in dieſen lichten Waſſerwölkchen brachen ſich die Sternenſtrahlen; und alle Farben des Regenbogens glänzten, und ſchimmerten in mein Inneres zurück. Ich war aufgelöſt in eine einzige Empfindung einer ſtummen, ſtillen, und doch glücklichen Liebe; — alle Blutegel des Haſſes, der Feindlichkeit, des Neides, fielen ab von mir, und aus ihren dreiſpitzigen Wundritzen floß aus das empörte Blut der Leidenſchaften, und das Gift der Liebloſigkeit. — Ich hätte meine Fühlhörner ausdehnen mögen, daß ſie die Unendlichkeit umfaßten, und meine Gehör-Maſchinen legen mögen an alle Weſen der Natur, um zu wiſſen, ob auch ihre Pulſe in ſo klarer Seligkeit klopfen! ich wollte mich hinbeugen auf Lyſſa's Hand, die wie die Hand der Ewigkeit mir aus lichten Wölkchen entgegenſtralte, und rufen: „O Lyſſa, laß in einem Kuſſe mein ganzes Leben verſiegen.“ Da ſtieß ich die Stirne an die Fenſterſcheibe; — ich erwachte aus der Täuſchung; die Geſtalt verſchwand. — Die Thränen-Aehre ſank von der eigenen Fülle ſchwer zu Boden, und mein Herz ſchloß ſich zu, wie eine Auſterſchale. — Das Siebengeſtirn ſtand noch über mir, und ſchien mich mit ſeinen Vexier-Spiegeln hohnzunecken! — Alle Sterne ſchienen mit Spott auf mich herabzuſchauen, und die Luft dünkte mir ſchneidend und kalt, wie aus den Eisſpalten der Vernichtung hervorgequollen. Durch einen ſtehenden Nebel wogten die Umriſſe einer gigantiſchen Felſenmaſſe, und oben auf dem unerſteiglichen Gipfel ſtand Lyſſa, ſpielend mit den Sternen, nahm ſie wie Lettern aus dem runden Setzkaſten des Himmels, und ſetzte das Wort: „Entſagen“ zuſammen; ich ſank nieder im Schmerzkrampf der Gefühle, und die Goldader-Knoten der Hoffnung ſprangen in meinem Herzen auseinander, die Erſchütterung untergrub die Säulen der Standhaftigkeit, mein Auge erblindete bei dem Fackeltanz der Geſtirne; meine Bruſt zog ſich krampfhaft zuſammen, und in dem Buche meines Lebens war ein leeres Blatt eingeſchoſſen. — Da fühlte ich mich von einem ſtehenden Dufte eingeſchloſſen, und eine Hand faßte mich, die Hand war nicht kalt anzufühlen, aber kein Pulsſchlag belebte ſie, keine Blutader rollte in ihr, — der Duft, der mich umgab, ſtand dicht, wie eine Säule, und ich wurde von der unſichtbaren Hand ergriffen, und mit ihm weggeführt. — Als ich mich von meiner Stelle wegbewegte, klang's hinter mir, als wenn ein Weltbeben das Univerſum zum Tode läutete — alle Körper fielen wie Sägeſpäne hinter mir weg, und die Hand leitete mich ſtarr und bewegungslos über die höchſten Bergrücken; und in der Tiefe unten rauchte die Schädelſtätte von Millionen Menſchengeſchlechtern, und darüber ſtand eine Blut-Eisdecke, und ein unendliches Gewinſel zertretener Jahrtauſende quoll zu mir herauf; und mir zerrann das Blut in den Adern; und ein Schwindel ergriff mich, und ich ſtürzte hinab in das Gewinſel. — Da fühlte ich mich einen Augenblick ſchweben auf dem ſtockenden Blutdampfe, die unſichtbare Hand ergriff mich wieder, und zog mich hinauf in die Luft; und unter mir hing an einem ſchwarzen Kloben das ganze Weltall, wie die gegerbte Haut einer Rieſenſchlange, ausgedorret und ſchwarzſcheußlich, und auf dem Bauch und Rücken waren die einzelnen Welten, wie falbe Punkte und Flecken ſichtbar, und der Wind ſpielte mit der hängenden Haut, und dorrte ſie immer mehr aus. — Da klang's dumpf, wie das Zuſchlagen eines Sargdeckels in mir, und der letzte Funke verglimmte in mir, — da ergriff ſie mich, die kalte unſichtbare Hand, und führte mich ſchnell, wie die Windsbraut, fort durch die wogende Luft, und ein heller Klang floß durch die Wolke, und der letzte Glockenſchlag der Zeit erſcholl, und zerriß den ſtehenden Duft, der mich eingeſchloſſen hielt, — über — unter — neben — und um mich ſah ich weiße ſchimmernde Sonnenpunkte, und die Punkte wurden immer größer, floßen in ein großes Lichtmeer zuſammen, und in dieſem Lichtmeer ſchwammen, in ein ewiges Lächeln getaucht, die verklärten Geſichter aller meiner Freunde und Jugendbekannten, wie Waſſer-Lilien; und in jedem ihrer Augen quoll eine zitternde Perle, und in dieſer zitternden Perle zitterte das große unendliche Licht, und zog mich hinab, — und wie ich mich hinneigte zu den ſchimmernden Geſichtern, verzogen ſie ſich in Eines, und ihr Lächeln ſchwamm zuſammen, und ihre Thränen floßen in einander, und das ganze Lichtmeer legte und wickelte ſich um mich, und ſtürzte mit mir durch die Unendlichkeit bis an die Pforte der Ewigkeit. Weg flogen die Riegel, — hinter mir verſchwand die Fallbrücke der Zeit — das Thor flog auf, und ein Sonnenrad ſchwang ſich im unendlichen Raum — ein nie verſiegender Glanz ſtrömte davon aus, und im Mittelpunkte ſchimmerte der Brennpunkt, und ich erkannte Lyſſa. — Aber es war keine Geſtalt; es waren keine Formen; es war nur ein wogender Duft, ein Schimmer, und doch erkannte ich Lyſſa — ich ſtürzte nieder neben ihr, — es ziſchte wie ein Waſſertropfe, der auf glühend Eiſen fällt, und ich war aufgelöſet in einem lichten Aether, und ſpielte im Abglanz Lyſſa's; — das große Sonnenrad drehete ſich um uns, und wir ſtanden unter der Caskade ewigen Lichtes in einem Lichttropfen zuſammengeſchmolzen, und zogen unſterbliche Vereinigung aus dem um uns in Funken zerſtäubenden Strahlenfalle. — Da wehte es mich kalt an; ich erwachte aus meiner Viſion — noch ſtand ich am Fenſter, ein kalter Luftzug hat mich erweckt. — Noch hing die blaue Kuppel ſternenbeſäet über mir — die blaſſe Mondesſcheibe leuchtete wie eine ſtille Dulderin mir zu, — die Stille ſprach mich ſo wunderſam an, — mir ward ſo wehmüthig wohl — eine warme Thräne ſtieg wie die ſüße Vorahnung der ewigen Vereinigung mit Lyſſa, mir in's Auge, — ich fühlte mich ſo leicht, und mein Herz ſo voll banger, ſüßer Empfindungen, — es drängte mich, einem lebenden Weſen an die Bruſt zu ſinken; mein Mund verzog lächelnd zu einem ſeligen Weinen ſich, und die ſalzloſen Waſſertropfen quollen aus dem umflorten Auge, durch welches das beſternte All mir Friede und Hoffnung ins Herz blinkte. Ich ſank auf die

Knie, und lispelte die leiſen Worte durch die zarte, fortbebende Luft: O Lyſſa, wenn du mir auch fern biſt, wie dort der glänzende Sirius, und die Unendlichkeit ſich, wie ein Rieſe, zwiſchen uns legt, hörteſt du auch nie den leiſen Seufzer meiner Liebe, und muß ich dich, wie die freundlich leuchtende Welt da oben, von ferne anſchauen, und knieend anbeten; doch einſt wenn dies Leben, das Vorwort der Ewigkeit zu Ende geht, wenn aus den Sargritzen lächelnd die Geſtorbenen ausſteigen, wenn alle Wellen wie Tropfen, und alle Menſchen wie Infuſions-Thierchen in dieſen Tropfen in die Hand des großen Vaters zuſammenrinnen, dann bin ich in deiner Nähe, und ein Element: unſterbliche Liebe wird uns umſchließen, und zu was ſich hier die Seele geneigt, muß ſich nach ewigen Geſetzen dort feſthalten und in ewiger Seligkeit umarmen!“

VI.

Leere Betrachtungen
über den
vor mir liegenden leeren Bogen
Papier.

Freundlich lächelt mich der leere Bogen Papier an, wie das Geſicht einer Tänzerin bei einem ronde de jambe, wie die Augen einer Dame auf den Subſcriptionsbällen, und wie das Repertoir eines Theaters. Weiß wie Rußlands Ebenen liegt das Papier vor mir, und ruft der napoleoniſch-wüthenden Feder zu: Bis hierher, und weiter nicht! rein ſind die Fluren! unſchuldig dieſe Hütten! ſchwärze ſie nicht an bei der beſonnten Mitwelt.“ — Ein Schauer ergreift mich, aber mein Schickſal reißt mich hin; das ſchwarze Verhängniß bricht über das weiße Gefilde herein, und bereits trägt die blendendweiße Velinhaut die Solennarben des nichts verſchonenden Kiels. Wenn ich bedenke, was aus dieſem weißen Bogen hätte werden können, ſo erbebt mein Inneres! — Ein Rothſchild hätte mit einem einzigen Federzug ihm einen Werth von Millionen gegeben, es hätte ein herrlicher Wechſel daraus werden können, und nun, was iſt daraus geworden? — Eine Schöne hätte darauf die zärtlichſten Ergüſſe ihres Herzens ſchreiben können, er hätte das Glück eines Liebhabers durch ein einziges „Ja“ und das Glück eines Bewerbers durch ein einziges „Nein“ machen können! — und nun iſt er nichts geworden. Kein Ja, kein Nein, bedeutungslos wie das Blinzeln einer Sängerin geht er vorüber! — Unter der Hand eines Reſtaurateurs hätte er zum einladendſten Speiſezettel werden können; die feinſten Gerichte, das delikateſte Wildprett, und die ſeltenſten Fiſche hätten den Leſer angelächelt, und jetzt, was iſt aus ihm geworden? ein nichtsſagendes Ding, ein gewöhnlicher Brei; ein mageres Gericht, ein fauler Fiſch, und höchſtens ein Braten für Spötter! — In der Hand eines Weinhändlers hätten Champagner, Burgunder, Rhein- und Capwein von ſeinem Antlitz uns angelächelt, und jetzt, was iſt aus ihm geworden? — Eine Wadzeks-Büchſe, leer und inhaltlos, voll Grüneberger, oder höchſtens ein Ausbruch fader Laune. — Unter der Hand eines Schneiders, was hätte aus ihm werden können? — Ein Maß?! das die reizendſte Taille umfaßte — in der Hand eines Schuſters ein Maß, das das reizendſte Füßchen umſchließt, und nun, was iſt aus ihm geworden? eine Langeweile ohne Maß, etwas, das nichts umfaßt und nichts umſchließt! Wohl haſt du Recht, geliebter leerer Bogen Papier, der ich dich nach und nach um all' deine Weisheit bringe, was du wohlweislich verſchweigſt, plaudert die ſchwarzkünſtleriſche Feder aus! — Aber bedenke, was du auf eine andere Art hätteſt werden können! — Unter der Hand eines — ˘ ˘ wäreſt du zum Schwefelhölzchen für zotenliebende Zuſchauer geworden! — Unter der Hand eines — ˘ wäreſt du zum Stiefelknecht eines Gelegenheitgedichtes geworden! — In der Hand eines Arztes zum Waiſen- und Wittwenfabrikanten! — In der Hand eines Rechtsgelehrten zum Amputations-Inſtrument der Gerechtigkeit! — In der Hand eines Jeſuiten — zur Inoculir-Nadel der Heuchelei und des Myſticismus! — In der Hand einer Buhlerin — zur Venus-Fliegenklappe der Unſchuld! — Dann, o du weißer, leerer Bogen Papier, dann freilich iſt dein jetziges Loos beſſer, und Du biſt nun halb weiß, halb ſchwarz, ein ſogenannter Mulatte, aber du biſt unſchuldig wie der Liebeskuß einer zahnloſen Coquette; friedlich wie ein Mädchen am Hochzeittage, und ohne Conſequenz wie des Herrn von Ottenfels Intervention.

Wenn ich auf dich zurückblicke, und nun betrachte, daß deine beſchriebenen Seiten eben ſo leer ſind, als deine unbeſchriebenen, freue ich mich, ſo viel gute Seiten an dir zu entdecken; ich will aber nun abbrechen, um dir noch Weisheit genug übrig zu laſſen, da es meinen Hörern doch ſchon ſchwarz vor den Augen wird. Denn meine leeren Betrachtungen ſind zu leer, wenn man ihnen alles nachſagt, ſo kann man ſie doch der Völlerei nicht beſchuldigen. Ich ſegle mit meinem Federſchiff immer mehr aus dem ſtillen Ocean des Papiers heraus, der Tiſch rückt wie Land mir immer näher; es iſt für Euch das gelobte Land; denn ich muß nun ſchweigen, das Schweigen aber iſt der Gott der Glücklichen. Dem Glücklichen ſchlägt keine Uhr. Ohne Uhr iſt keine Feder, ohne Feder iſt nicht nur kein Schreiben, ſondern auch kein Leſer, alſo ſchweig ich ohne viel Federleſens!

VII.

Trostrede an eine Wittwe.

Endlich meine Liebe! lebe ich wieder auf, denn ich bin todt, und habe den Himmel gefunden, den du mir am Tage unſerer Verlobung verſprachſt. Meinen letzten Willen kennſt Du, es war der, Dein Mann zu werden. Seitdem hatte ich keinen Willen mehr; willſt Du aber ein Teſtament, ſo verweiſe ich Dich an das alte Teſtament, in welchem es heißt: „Du (der Mann) ſollſt ſie beherrſchen." Als Du hinter meiner Leiche gingſt, ſchienſt Du mir liebenswürdiger als je, denn es war das erſte Mal in Deinem Leben, daß Du mir folgteſt; haſt Du nicht Alles gethan, mir meinen Tod zu erleichtern? War ich es nicht durch Dich gewohnt, ſtets die Augen zuzudrücken? War ich nicht ſo ſehr Dein Leben, daß mein Leben gar kein Leben war? Siehe, Du, die ich im Tode liebe, nur kurze Zeit ward es mir vergönnt an Deiner Seite zu ſeyn, und auch dafür danke ich dem Ewigen! In deinem Beſitz und Nichtbeſitz lernte ich Himmel und Hölle kennen; es iſt nun Zeit, daß ich auch die Erde kennen lerne. Ich gehe ein in das Reich der Todten und habe nur den einen Wunſch, daß Du mich da nie, o nie einholen möchteſt. Mann und Weib ſind ein Leib und eine Seele; ſo ging es uns auch, denn ich war eigentlich gar nichts, Du warſt Mann und Weib. Alles hab' ich Dir geopfert, ich hatte keinen Sinn mehr für Muſik, denn Du machteſt mich alle Harmonie vergeſſen; ich hatte keinen Sinn mehr für die Jagd, ſeitdem Du mich überzeugt, daß ich einen Bock geſchoſſen; ich hatte keinen Sinn für die Dichtkunſt mehr, denn ich fürchtete unſterblich zu werden! So lange ich lebte, lebte ich für Dich und war todt für mich; jetzt, da ich geſtorben, lebe ich für mich und bin todt für Dich! Wie fühl' ich mich erleichtert! jetzt liegt blos ein Hügel auf meinem Herzen, früher lagen Berge auf demſelben. Ach, meine geliebte Wittwe, mein Leben und mein Tod! überlaſſe Dich dem Schmerze über meine ewige Ruhe nicht zu ſehr, faſſe Muth, ſey ein Mann, wie ich es während meiner ganzen Ehe an Dir gewohnt war. Der Wittwenſtand iſt auf Ehre der übelſte Stand nicht; eine Dame von ſolchem Stande braucht oft große Standhaftigkeit, um nicht in einen Zuſtand zu gerathen, der unter andern Umſtänden der geſegnetſte iſt. Ich wünſchte, daß ich Dir hätte mit meinem Beiſpiele vorangehen können, um Dich zu überzeugen, wie ein ſolcher Stand mit Faſſung ertragen werden muß.

O, weine nicht! es iſt ja Niemand im Zimmer und vor mir haſt Du Dich ja nie genirt.

Jetzt, da Du mir zum erſtenmal ununterbrochen zuhörſt, laß Dir alle Troſtgründe ſagen, die eine junge und gefühlvolle Wittwe aus dem Tode eines im Grabe geliebten Gatten noch ſchöpfen kann. Vier Jahre haſt Du mir durch raſtloſe Unterhaltung das Leben verkürzt; Du hatteſt nur Augen für meine Schritte, nur Ohren, um den kleinſten Laut von meinen Lippen aufzufangen; Du hatteſt nur Thränen für mich. Du zeigteſt der ganzen Welt ein heiteres Antlitz und nur an meinem Buſen ſchütteteſt Du Deine Wehklagen aus; Du warſt für jeden Mann im Anzuge, ſo wie jeder Mann im Anzuge für Dich war, und nur für mich warſt Du ſo nachläſſig gekleidet, als ob ich ſelbſt ein Kleid aus meinem Nachlaß wäre; der ganzen Welt ſchloſſeſt Du das Herz auf, ich allein war der Glückliche, dem Du den Mund aufſchloſſeſt, und, ich Undankbarer! wie hab' ich Dir das gelohnt? Hab' ich Dir nicht immer durch mein Leben und Daſeyn den größten Aerger gemacht? Ja, erſchrecke ich Dich nicht auch jetzt noch durch dieſe Worte aus dem Sarge, als ob ich ein Scheintodter wäre, oder als ob ich durchaus das letzte Wort haben müßte? O, ſtille deine Thränen, Du mein nachgelaſſenes Werk! der ſchwarze Einband wird Dich ſo ſchmücken, daß Du bald einen zweiten Verleger finden wirſt! Wie iſt mir ſelbſt der Tod ſo lieb, wenn ich mich nur an Dich zurückerinnere! O ſchreie nicht, ich höre es ja nicht; wozu das ängſtliche Herabbeugen auf meinen Leichnam, ob ich nicht wieder aufathme? Wozu das ungeduldige, ſchmerzliche Entgegenharren der Todtengräber? Laß Dich von meinen offenſtehenden Augen nicht täuſchen; ich bleibe im Tode noch ein Ehemann und ſehe mit offenen Augen nichts. Ueberlaſſe Dich der Troſtloſigkeit nicht zu ſehr, und rufe Dir den Tag zurück, an dem Dein kleiner Mops verſchied; da haſt Du noch herzlicher geweint, und gejammert, ich glaubte, Du würdeſt verzweifeln, doch vier und zwanzig Stunden darauf wählteſt Du ſchon unter Dutzenden von Möpschen und Bologneſerchen herum, und der gute Mops war rein vergeſſen. Und das war doch gar ein Mops, ich aber bin doch nur ein Ehemann! So lebe wohl! vergiß mich, und nimm, ſobald es der Anſtand erlaubt, einen andern Mann. Nur den nicht, an den Du geſtern dachteſt, als Du an meinem Sterbebette ſaßeſt, denn den liebteſt Du in Vergleich mit Deinem noch lebenden Manne; da ſcheinen den Frauen alle andern Männer doppelt liebenswürdig. O glaube nicht, daß ich Dein ewiges Wittwenthum wünſche; ich beſitze zu viel Nächſtenliebe, um es nicht andern auch zu gönnen, daß ſie ſchon auf Erden zum Himmel geläutert werden. Und willſt Du meinem Wunſche nicht Folge leiſten, ſo verbiete ich es Dir noch einmal zu heirathen; dann bin ich überzeugt, Du biſt bald nicht mehr Wittwe. Mit Deinem zweiten Manne wirſt Du gewiß oft von mir ſprechen, ihm tagtäglich meine Tugenden vorerzählen und mir dadurch beweiſen, daß Dir Dein erſter Mann im Grabe lieber iſt, als Dein zweiter im Leben.

VIII.

Sechs verschiedene Ohrfeigen

von ſechs verſchiedenen Händen, durch mich ſelbſt an mich ſelbſt ſpedirt.

Ew. Wohlgeboren bin ich gezwungen, eine wohlkonditionirte Ohrfeige zu übermachen, als ein ſchwaches Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß Sie meine, unter dem Titel „Zebra“ erſchienenen Gedichte, in Ihrer Zeitſchrift getadelt haben. So beſcheiden ich bin, ſo weiß ich doch, daß meine Gedichte weder den Schiller'ſchen an Schwung, noch den Göthe'ſchen an

Klarheit nachſtehen, und bei aller Anſpruchsloſigkeit hätte ich doch mit Recht verlangen können, daß Sie geſagt hätten: Dieſe Zeugniſſe eines Genies, die an lyriſcher Fülle und poetiſcher Begeiſterung in den neueſten Erzeugniſſen des deutſchen Parnaſſes rieſig hervorragen, weiſen dem ruhmvollen Verfaſſer einen Platz neben den erſten Sternen unſeres Helikons an, u. ſ. w." Statt deſſen ſagten Sie: „Dem Verfaſſer iſt bei manchen Fehlern ein entſchiedenes Talent nicht abzuſprechen." Donner und Doria! Ich bin kein Talent, ich will keines ſeyn! Ein Talent! Seh' einer her! Manche Fehler? Ei, ei! Hätten Sie nicht ſagen können: „es findet ſich zuweilen ein Flecken, aber es bleiben immer doch Sonnenflecken?" Ich leſe zwar Ihre Zeitſchrift nicht, aber zufällig fiel mir gerade dieß Blatt in die Hände, und wenn mir auch an Ihrem Urtheil nichts liegt, ſo urtheilen doch nicht alle über Ihr Urtheil, ſo wie ich urtheile, und wenn ich Ihr Blatt auch nicht leſe, ſo leſen es vielleicht doch einige Andere. Ich hätte Ihnen eine Rezenſion über mein „Zebra“ ohne Honorar geſchickt; aber Sie ſind gar kein ordentlicher Redakteur, Sie thun ja Alles ſelbſt für Ihr Blatt. Pfui, ſchämen Sie ſich! und ermeſſen Sie an dieſer Ohrfeige „den Lohn der Wahrheit.“

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von dem Zebradichter als Entſchädigung für „ſein Talent“ erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redakteur.

Zweite Ohrfeige von der Hand eines Schauſpielers.

Ew. Wohlgeboren empfangen hiermit einen Beweis meiner kräftigen Aktion, und „den Wolken, den Winden, will ich's verkünden, daß ſie's verbreiten nach allen Seiten!“ Wie? Ich hätte keinen göttlichen Genius in mir? Wie? Ich hätte keine allesüberflügelnde Phantaſie? „O Menſchen, Menſchen! Heuchleriſche

Krokodillenbrut!" Ich hätte nicht ſelbſt ein dichteriſches Gemüth? Ich ſchaffte nicht ſelbſt ein viel höheres Bild, als der Dichter uns vorzeichnet? „Bosheit habe ich dulden gelernt, aber wenn die Kritik zur Wahrheit wird, wenn Unpartheilichkeit die Feder führt, dann verwildere zum Tiger, lammherzige Geduld!" Sie ſagen bloß: ich wäre ein denkender Schauſpieler. Zum Teufel auch! Das iſt rein erlogen, ich bin kein Schauſpieler und ich denke auch gar nicht; aber ich bin ein Künſtler! Gottlob, die Kritik iſt mein Publikum nicht, und mein Publikum iſt die Kritik nicht. So viel Reſpekt ich auch für jede mich lobende Recenſion habe, ſo ſehr bin ich über jede tadelnde erhaben. Die übermachte Ohrfeige möge Sie belehren, daß ich den Dichter wohl zu faſſen verſtehe.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine Heldenohrfeige, die ich vom Schauſpieler N. N. als Recompens des ihm zugemutheten Denkens richtig erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redakteur.

Dritte Ohrfeige von der Hand einer Sängerin.

Euer Wohlgeboren belieben eine kleine Ohrfeige in Empfang zu nehmen, die Ihrer Wange die Koloratur beibringen ſoll, die Sie ſo ſehr haſſen. Das Portamento dieſer Ohrfeige und der Ton, den ſie hervorbringt, wird Sie überzeugen, daß ich auch eine ganze Stimme hervorzubringen im Stande bin, wenn Sie dafür empfänglich ſeyn wollen. Meine große Gage giebt mir ſtolzes Bewußtſeyn genug, mich über Ihr ſtrenges Urtheil, welches ich boshaft nenne, hinwegzuſetzen. Ich kann nichts, als Sie bedauern! Was mache ich mir aus einem Kritiker? Ich habe an jedem Finger zehn hängen, die bereit ſind, alle Augenblicke ein Meer von Dinte für mich zu verſpritzen, und dieſe anhänglichen Anhänger werden Ihnen ſchon eines anhängen! Eigentlich iſt es ſehr albern von mir, mich darüber aufzuhalten; denn nie bin ich mehr applaudirt worden, als wenn Ihr fades und ungeleſenes Blatt mich tadelte! Alſo finde ich Ihren Tadel nur lächerlich, aber nichts deſto weniger verdienen Sie die beigefügte Ohrfeige dafür, daß Sie noch kein Sonnett auf mich ſchrieben.

Ergebenſte u. ſ. w.

Quittung

über eine zarte Ohrfeige aus ſchönen Händen, welche ich für kein Sonnett richtig empfangen zu haben beſcheinige. Ich reiche dieſen ſchönen Händen ſchon im Voraus die andere Wange hin.

Der Redakteur.

Vierte Ohrfeige, von der Hand eines Leſers.

Euer Wohlgeboren kann ich nicht umhin, eine ausdrucksvolle Ohrfeige anbei zuzumitteln.

Sie haben ja in Ihrem Blatte gar keine große Erzählung, mit denen man gewöhnlich am Anfang des Blattes dem Leſer den Magen vollſtopft, damit er hinterdrein nicht mehr viel verlange? Sie wiſſen gar nicht, was eine ſolche hübſch ausgewachſene, ſieben Fuß hohe Erzählung für eine Wohlthat für den Redakteur iſt! Es iſt ordentlich, als hätte man für ſeine Leſer ein Schäffel Klöſe im Voraus auf einen Monat abgekocht, und brauchte dann in der Fütterungszeit nur immer ein Bischen Räthſelſchmalz, Kritikſalz und ein Paar Verſe-Radieschen hinzuzufügen, und der Leſer iſt abgefüttert! Ja, auch an Räthſeln und Charaden laſſen Sie es fehlen!

„Und geben Sie uns keine Charaden zu löſen,
Sind Sie am längſten Redakteur hier geweſen!“

Alſo möge Sie dieſe Ohrfeige witziger und gewitzigter machen.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von einem Leſer für Mangel an Charaden richtig erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redakteur.

Fünfte Ohrfeige von der Hand einer Leſerin.

Euer Wohlgeboren werden von der Hand eines Frauenzimmers eine wohlgemeinte Ohrfeige nicht übel nehmen. Ich liebe die Empfindſamkeit und dafür thut Ihr Blatt gar nichts. Keine Sentimentalität, keine Gemüthlichkeit, kein Gedicht an die Liebe, an die Schwermuth, an die Einſamkeit, an die Verzweiflung, an die Sehnſucht, an die Ferne, an den Fernen, an die Hoffnung! Nichts von Thränen und Klagen! Nicht einmal des Jahres einmal ein Gedicht an den Mond, der mich immer ſo ſanft ſtimmt und den ich immer ſo liebe, daß ich erſt geſtern meinem Stubenmädchen zwei tüchtige Ohrfeigen gab, daß ſie mir die Vorhänge zu früh herabließ. Was ich beſonders liebe, iſt ein murmelnder Bach; da denke ich immer an meinen erſten ſeligen Gatten! Auch ein Gedicht an die Lerche kann mich rühren, weil mein zweiter Gemahl an einem Gericht Leipziger Lerchen ſtarb, und in den Hirtenliedern erinnere ich mich bei jedem Schaaf an meinen dritten Mann; und über Alles gehen mir die Liebesgedichte zu Herzen, denn ach! wer einmal liebt, der liebt immer! Und Ihr Blatt liefert gar nichts für mein weiches Herz, nichts für mein gefühlvolles Herz, mit welchem ich die Ehre habe Ihnen beigeſchloſſene Ohrfeige anzubieten.

Ergebenſte u. ſ. w.

Quittung

über eine gemüthliche Ohrfeige, die ich aus den Händen einer gemüthlichen Leſerin für Unſentimentalität richtig erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redakteur.

Sechste Ohrfeige von meiner eigenen Hand.

Euer Wohlgeboren bitte ich nicht zu zweiſeln, daß die Ihnen hiermit applicirte Ohrſeige aus bloßer Freundſchaft für Sie erfolgt. Seyn Sie überzeugt, daß ich Sie hoch ſchätze, Ihren unübertrefflichen Witz liebe und Ihr Blatt als das beſte aller Blätter halte. Aber Ihrem Blatt fehlt noch ein Blatt; ein Blatt, ohne dem es kaum wird beſtehen können, nämlich: ein Blatt vor dem Munde. Sie ſingen Ihren Waldgeſang ſo vom Blatte weg, das zeigt keinen Takt und es wird Ihnen deßhalb zum Neſſelblatte werden. Nehmen Sie alſo dieſe Ohrſeige als Erinnerung an das, was Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind, gütigſt an.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine wohlgemeinte Ohrſeige, die ich von einer mir ſehr theuren Hand für zu wenig Mundblatt erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redakteur.

IX.

Gedankenjagd

nach

der kleinen Sylbe „lei.“

Es gibt verſchiedene Jäger und Jagden, die häufigſten ſind die Glücksjäger, die ſeltenſten die Glücksjagden. Ein Glücksjäger iſt ein Menſch, ſtets gekleidet in dem grünen Jagdkleid der Hoffnung, ſtets auf der Fährte, nie am Ziel, beſtändig auf dem Anſchlag; doch ſelten beim Treffen, ſtets ſchußfertig in den Revieren der Abentheuer herumſtreifend, doch den Wald des Glückes vor lauter Spekulationsbäumen nicht ſchauend. Nach dieſen Glücksjägern kommen die Mädchenjäger.

Die Mädchenjäger ſind die Hyänen der mädchen-liebenden Welt; nicht aus Geſchlechts- oder Liebeshunger jagen ſie nach ihrer Beute, ſondern blos aus böſer Luſt, ihnen das Herzblut auszuſaugen und ſie zu verlaſſen. Dieſe Jäger ſind meiſtens Wildſchützen und gehen in fremdes Gehege; es gehet ihnen meiſtens, wie Hamlet vom Speiſen ſagt: ſie jagen nicht, ſondern werden gejagt. Nun kommen die Neuigkeitsjäger; das ſind Flur und Feld-, Wald- und Waſſer-, Thal und Bergſchützen; ſie gehen um ein eben flügge gewordenes Hiſtörchen wie nach einer Wildente in's Waſſer, und klettern himmelan eines Neuigkeits-Gemschens halber. Ihre Ohren ſind ihre Vorſtehhunde, ihr Mund der ewige Schnapphahn und ihre Zunge der ſtets geſchäftige Ladeſtock. Sie laden ewig ein und ſchießen ewig aus, kein Pulverkörnchen irgend einer neuen Begebenheit darf über Nacht in ihrer Gehirnſchlüſſelbüchſe bleiben, ſie drücken los und wär's in die blaue Luft, ſie ſchnuppern immer und ewig auf der Spur und auf der Läufte jedes jungen Geſchichthäschens herum, und tragen jedes aufgepirſchte Neuigkeitchen ſogleich noch ſchweiß- und bluttrieſend an die Börſe, in das Kaffehaus, in's Theater oder auf Promenaden, in und auf dieſe Wildpretmärkte der Stadtgeſchichten und ſchreien: kauft's ſchöne, friſche Neuigkeiten! kauft's! u. ſ. w. Nun kommen die Anekdotenjäger. Das ſind wahrhafte Freiſchützenſchießer mit lauter fremden Kugeln, gegoſſen in den Wolfs- und Fuchsſchluchten gewiſſer Cotterien; ſie verſchreiben ſich dem T....., wenn nur zuweilen die ſiebente Kugel trifft. Manche Anekdotenjäger kommen mir wie Spieluhren vor, man weiß ordentlich im Gaſthauſe, ſo und ſo ſpielt alle Tage von eins bis zwei, oder von ſechs bis ſieben der Herr ſo und ſo ſeine Anekdoten herab; haben dieſe Anekdoten-Spieluhren ein Thema erſchöpft und man will ſie noch fortſpielen laſſen, ſo ſchiebt man ihnen nur eine neue Walze unter. Man ſieht es ihnen ordentlich wie den Sandgläſern an, wie viel Anekdoten ſchon herausgelaufen ſind, wie lange alſo ihr Anekdotenleben noch dauern kann; ſind alle herabgeronnen, ſo füllen ſie ſich ſelbſt mit dem Nämlichen, und fangen wieder beim erſten kann. Wem ſein geiſtiges Leben lieb iſt, der fliehe dieſe Witzquackſalber, die einem gleich ihre fertigen Rezepte aufheften, gleich einem Mixturchen eintrichtern, und einem auf jedes geſprochene Wort ein Anekdotenpflaſter aufkleben oder einen Bonmotsſchröpfkopf auf den Nacken ſetzen. Dieſe Anekdotenjäger ſind gewöhnlich Voyageurs für fremde Geſchäftshäuſer; mit eigenen Waaren handeln ſie wenig, ſondern ſie nehmen Anekdoten, Bonmots auf Geſchäft, auf Kundſchaften, handeln, tauſchen ſie aus, waſchen alt auf neu, treiben ſich herum, packen ihre Waaren aus, wenn man auch zehnmal verſichert: man brauche nichts. Dieſe Leute ſind als Tiſchfreunde zuweilen gern geſehen als Aufſätze oder Zwiſchengerichte. Man kann nicht ſtets eſſen, auch nicht ſtets ſelbſt reden; man zieht ſie daher auf, ſie ſpielen eine Weile ab, indeſſen ſich der Gönner bei einem halben Lächeln die Zähne bequem ſtochern kann. Das Loos der Anekdotenjäger iſt das der Spielkarten; ein Nobler ſpielt einmal mit ihnen, dann kommen ſie ſchon als überſpielt in Wein- und Bierhäuſer. Eine ganz beſondere Art Jäger giebt es in der Schriftſtellerwelt, Lobjäger. Ein ſolcher geht in ein öffentliches Haus, und ſchiebt den Leuten Zeitungen unter, worin ſeine Sachen abgedruckt ſind, dreht das Geſpräch gewaltſam darauf und ſpitzt die Ohren wie Schildwachen, ob kein Lob im Anzuge ſey; er legt den Leuten wie den Hühnern erſt die falſchen Windeier ſeiner Beſcheidenheit unter, damit ſie ihre lobenden Eier dazu legen ſollen. Und hat ein ſolcher Lobjäger gar kein Wild im Schuß, ſo jagt er ſich ſelbſt ganz komiſch, d. h. er lobt ſich ſelbſt, bald anonym, bald pſeudonym. Er läuft z. B. als literariſches Wild über dies Blatt; geſchwind ſtellt er ſich in ein anderes, und ſchießt auf ſich ſelbſt fürchterlich lobend los; dann läuft er noch als ein Dritter in ein drittes und erzählt, wie er als X. von Z. mit vielem Rechte wäre gelobt worden, er ſelbſt als Y. könne dies Lob noch beſtätigen. Dieſe Leutchen kommen mir vor wie gewiſſe Harlekine, die ſich ſelbſt unten abſchneiden und oben anſetzen, um recht groß zu ſcheinen und doch ſtets klein bleiben. Doch ich komme vor lauter Jäger zu der Jagd nicht, und ich wollte doch eine Gedankenjagd nach der Sylbe „lei" machen. Es iſt ein wunderſames Sylbchen dieſes „lei!" Es iſt die moraliſche Holzverkleinerungsanſtalt, der Wechſelladen der Tugenden, die große Falſchmünzerei der Empfindungen und der ſchlechte, verrenkte Kleinnachdruck der Gefühle. Es hängt ſich wie der Neid mit ſeinem Endſchmutzgewicht an alles Große, um es herabzuziehen. Da iſt Andacht, das hohe Lied aller Tugenden, der Augentroſt in dem Garten Gottes, dieſes ſüße Gefühl, beſchwichtigend wie der Arm der liebenden Mutter, erhebend, wie der Anblick der Jugend, beruhigend, wie der Gedanke an die Ewigkeit! Wo iſt ein Gefühl dem gleich, mit dem man aufgelöſt in weihevoller Inbrunſt hinkniet an die Gottesſtätte, das Herz erleichternd im wohlthätigen Genuſſe frommer Herzerhebung? Und nun kommt das Sylbchen „lei“ wie ein Satan nachgeſchlichen, hängt ſich an dieſe Himmelstugend und zerrt ſie als Andächtelei herab in den Staub. Was iſt aus ihr geworden? ein Höllenaffenabdruck, die fratzenhafte Nachgeburt ihres entwürdigten Weſens! Die Andächtelei iſt ein Falſarius des großen Wechſels auf die Ewigkeit; ein Schleich- und Schmuggelkünſtler an den Zöllen des jenſeitigen Lebens; ein falſcher Spieler auf der langen Bank der Auferſtehung! — Da iſt die Liebe, die große heilige Frühlingsfeier des Daſeyns; das unſterbliche Gottheitstheil in menſchlicher Bruſt, der Vorſchein des ewigen Urlichtes, das Wiegengeſchenk des Himmels beim erſten Werderuf der Erde! Wo iſt eine Bruſt, in der du nicht die Goldhütten dir baueſt? wo iſt eine Seele, in der nicht das

Hoſianna deines Namens erſchallt? Wo iſt ein Herz, das ſich zum heiligen Dom dir nicht wölbt? — Doch da iſt ſchon das Sylbchen „lei,“ und verwandelt den Seraph der Liebe in das puppenartige Gliederweibchen: Liebelei, in das Schaukel- und Hutſcheſpielzeug närriſcher Kinder und kindiſcher Narren! Liebelei iſt die Groteskpantomime auf das ewig erhabene Programm der Liebe; der Himmel in ein Schminkbüchschen geſchachtelt und in joox-joux flacons gegoſſen für die Toilette alter und koketter Herzen; die Sonne zertrümmert, um mit ihrer ewigen Gluth die Lockenkämmchen und Kniebandhäckchen einer eitlen Empfindung zu übertünchen! — Da iſt die Empfindung, die Morgengabe der Natur an ihren Bräutigam, den Menſchen; die Zumittlerin aller reinen Genüſſe; die Erzieherin unſerer edelſten Freuden; die ſüße Geſellin auf dem Blumenraube in allen fünf Welttheilen unſerer Sinne! Wo iſt der Nomade, den du nicht leiteſt an den unſichtbaren Fäden deiner Gewalt? Wo iſt der Troglodite, deſſen Seele du nicht erhelleſt mit deinem reinen Lichte? Wo iſt der Dionys, dem du nicht das marmorne Herz beſchleichſt in den ſüßen Regungen ſeiner Menſchlichkeit? — Doch, da iſt ſchon das Sylbchen „lei“ wieder; du wirſt zur Empfindelei, aus dem großen Odem der Welt ein verzucktes Nervchenzittern der Affektation; die Karrikatur deiner ſelbſt; aus der ſtrahlenklingenden Memnonſäule des innern Lebens ein Küchenfeuerhund und Hausbratenwender für die Schau- und Feſtgerichte eingeladener und fremder Gefühle! — Da iſt die Vernunft, der Bürge für unſer Antheil an dem höheren Leben; der Kaſſaſchein für unſere Unſterblichkeit; die Sternenmilchſtraße von der Körper- zu der Geiſterwelt! Huſch, kommt die Sylbe „lei,“ und Vernünftelei ſehen wir als rachitiſches Kind dieſer herrlichen Mutter mit den Doppelgliedern an uns herankriechen! Vernünftelei iſt der trockene Keuchhuſten des Gehirns, die Kriebelkrankheit der Beurtheilungskraft und der bei ſchlechteſter Verdauung ſich oft einſtellende Scheinappetit des Denkens! — Da iſt der Witz, der goldene Kammerherrnſchlüſſel in den Kaiſerſälen geſelliger Freuden, der Springbrunnen des Geiſtes, der ſtets emporſteigt, in tauſend Farben niederſtrahlt; die Stenographie des Denkens und die blitzſchnelle Generalrevue aller Begriffe! Wo iſt ein Cirkel, ein Ort, in dem der Witz nicht Ehrenbürger iſt? Wo ein Ohr, in dem er nicht Gaſtfreundſchaft genießt? wo eine Bruſt, die ihm den Triumpheinzug verweigert? — Doch da iſt das Sylbchen „lei!“ Hinweg mit dir: Witzelei! untergeſchobenes Storchenei in dieſem Straußenneſte! Meth und Musſurrogat für Naphta und Aether! Witzelei iſt der Eunuche in einem Gedankenſerail, es gelüſtet ihm nach ihnen, ohne ſie deswegen benutzen zu können!

So iſt dies kleine Sylbchen „lei“ Urheber großer Uebel. Vermeidet es, wo ihr es am Wege trifft; denn es läuft wie Schlingkraut um alle edle Gewächſe hin.

X.

Sehnsucht und Besitz.

Ein Schmetterling trug auf ſeinen Flügeln den zarteſten Schmelz der Farben. Zauberhaft ſchwirrte er im Strahl der Sonne und flog von Blume zu Blume, und hob und ſenkte ſich koſend und kreiſend in der beblümten Flur. Mirthill ſah ihn und ſehnte ſich, den buntfarbigen Gaukler zu fangen. Allein er gaukelte tändelnd vor ihm her, ließ ſich zwei Schritte vor ihm nieder und hob ſich wieder und flatterte weiter. Mirthill folgte immer nach. Mit jedem vergeblichen Verſuch, den flatternden und ſchimmernden Glanzfalter zu erhaſchen, ſteigerte ſich ſeine Begierde, und er folgte mit immer raſcheren Schritten dem vor ihm Herhüpfenden. Von der beblümten Flur lockte ihn der Schmetterling über eine dornenvolle Wüſte, und raſtlos folgte Mirthill, haſchte nach dem ſich Senkenden und zog dem Entfliehenden immer weiter nach. So war Mirthill durch Feld und Wald, über Sümpfe und Hecken dem glänzenden Flüchtling gefolgt. Eine unüberwindliche Sehnſucht, ein unnennbares Etwas, welches durch das Entweichen des lichtſpielenden Farbenträgers zur höchſten Leidenſchaft heranzog, trieb ihn athemlos dem leichten Glanzbilde nach. Der Schmetterling ſetzte ſich, wie neckend immer drei Schritte vor ihm nieder, ſchien auf ihn zu warten, und ihn anzulocken mit dem Spiel der reizenden Farben, die immer milder und immer ſtrahlender den Verfolger anlachten und reizten. So waren Tage und Nächte raſtlos vergangen, Mirthill konnte nicht Ruhe finden, matt und müde fühlte er ſich, wie im Wahnſinne getrieben, dem Schmetterling, der ſtets vor ihm leicht und lichtbeſchwingt voranflatterte, haſchend nachzuziehen.

So flog der Schmetterling eine kleine Anhöhe hinan. Kaum konnte Mirthill folgen, aber das Auge ſehnſüchtig nach dem Schmetterling ausgeſpannt, keuchte er den Berg hinauf, und ſank auf deſſen Spitze erſchöpft und odemlos nieder. Der Schmetterling umkreiſete ſein Haupt in leiſen Zügen, und all ſeine Farben ſchimmerten und ſtrahlten näher, reizender und verlockender als je, in Mirthills brechende Augen; aber er hatte keine Kraft mehr, den Arm zu gebrauchen, und ihn zu haſchen. Immer ſchwächer wurde Mirthill; da kreiſete der Schmetterling in immer engeren Kreiſen um ſein Haupt, immer niederer zog er ſein buntes Farbenrad, und ſenkte ſich endlich leiſe und ſtill auf Mirthill's Stirne nieder. Mirthill hob mit Anſtrengung der letzten Kraft die Hand, führte ſie ſchwach nach der Stirne, und indem er den Schmetterling ſchon in den Fingern hat, zerfließt dieſer in einen leeren Schimmer. Mirthill's Hand ſinkt ſchwach und kalt nieder, und ſein letzter Odemzug durchzieht die ſchweigende Gegend.

So folge nur, mein Herz, der raſtloſen Sehnſucht nach dem Ideale, folge immer und ewig, haſche mit unendlichem Sehnen nach dem farbentragenden Phantome; es zerfließt, wenn Du es wirklich berührſt, und mit ihm bricht Herz und Auge und Hoffnung und Leben und — Alles.

XI.

Ein Wort zu seiner Zeit

über das

Hageſtolziat.

Eines der ſchwerfälligſten Bleigewichte an den Schwingen unſers Sekulums, eines der gravirendſten und bedeutendſten Symptome unſeres kränkelnden Zeitalters, iſt die immer mehr überhand nehmende Sucht zur Eheloſigkeit. Dieſes, wie ein Krebsgeſchwür, an dem geſunden Staatskörper und an der ganzen Menſchheit nagende und freſſende Uebel, entſpringt augenſcheinlich aus innerer Seelenverderbtheit, aus völliger Gefühlloſigkeit gegen das Wohlthätigſte aller Sakramente, aus ſchmählicher Selbſtſucht und aus gänzlicher Abſtumpfung für alle Reize der geſetzlichen, bürgerlichen und Familienverkettung. Liebe und Ehe ſind die zwei Cherubine, die mit beſeligendem Fittig das menſchliche Leben überflügeln, ſie ſind die zwei Herkulesſäulen, auf die der weite, große Horizont des irdiſchen Glückes ſich ſtützt, ſie ſind unſer ſteter Zenith und Nadir, und die Dioskuren unſers Daſeyns. Aber nur die Liebe, die nach allen Höllenfahrten und Fegefeuerproben heißer Sinnlichkeit rein in das Himmelreich der Ehe eingeht, verdient Liebe in der wahren Bedeutung des Wortes (nach Werner: charitas) genannt zu werden. Alle andere Schlag- und Nebenarten verdienen nicht den heiligen Namen Liebe, der wie ein Schöpfungshauch die Welt durchweht, den Wurm an den Menſchen, und den Menſchen an den Engel knüpft, die das unſichtbare Band der

Geiſter- und Körperwelt wob, kurz, verdienen nicht mit dem unſchätzbaren großen Edelſtein der Sprache: „Liebe,“ bezeichnet zu werden, ſie ſind bloß frivole Aufwallungen der Leidenſchaftlichkeit, Aufgährungen des Geſchlechtsſchlackens.

Ein Hageſtolz iſt ſowohl dem Staate, der Geſellſchaft, als allen moraliſchen Cotterien ein hinderndes Ueberbein. Jeder einzelne Menſch ſteht nur durch ſeine Generation mit der Mitwelt, und durch dieſe mit der geſammten Menſchheit in Verbindung; die Bande, die ihn von vorhinein an dieſelbe ſchlangen, reiſſen oder löſen ſich ab, andere werden locker, die meiſten verſchwinden ganz. Vater und Mutter ſind nicht mehr, Geſchwiſter entfernen, trennen ſich, Verwandte verlaſſen uns, Freunde zerſtreuen ſich dahin und dorthin, werden erſt lau, dann kalt. Was bindet dann noch den Vereinzelten, den Iſolirten, an Staat und Pflicht, an Geſetz und Menſchlichkeit? Das ſüße Band, das den Menſchen an ein ihm geheiligtes weibliches Weſen bindet, erweitert ſich im Kreiſe geliebter Kinder, ſchlingt und verzweigt ſich von da um den Nachbar und Mitgenoſſen, ſchickt ſeine Ranken, Liebe und Mittheilung ſuchend, durch den Ort und durch Stadt, von da durchs Land, und ſo in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staatsmitglied, Cosmopolit. Was erſchütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die ſich mannigfach durchkreuzenden Kanäle auch auf ihn, denn er iſt Mitintereſſent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh des Orts in dem er lebt, iſt ſein Wohl und Weh; das Unglück ſeines Nachbars, ſeines Mitgenoſſen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen Preis gegeben. Vaterlandsliebe, Erfüllung aller Staatspflichten, ächter Bürgerſinn, Nächſtenliebe und reine Menſchlichkeit ſind die Springröhren, die aus der heilſamen und hellen Quelle der Ehe entſpringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eigenes, angetrautes Weſen an die Mitmenſchheit, an die bürgerliche Geſellſchaft gekettet iſt, wird ſelten eifriger Bürger, noch ſeltener eifriger Patriot ſeyn. Wer wie eine Schnecke ſein Alles bloß in ſeiner eigenen theuren Perſon herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes, nichts als ſeinen eignen theuren Leib zu retten hat, wird ſchwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löſchen oder den Feind von den Gränzen zurück zu halten; denn mit der Rettung ſeines ihm allein theuren Ichs hat er ſchon Alles ihm Liebe und Theure gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib mit keuſcher Schaam gegürtet und mit veſtaliſcher Züchtigkeit im Buſen, ſein zu nennen, alles was er denkt und fühlt, alles was er iſt und hat, alles was er ſtrebt und ringt, ſeines Herzens leiſeſten Schlag und ſeiner Pulſe geheimſtes Leben, kurz, die Summen ſeiner Freuden alle als Opferkranz der Gattin um das Haupt zu flechten; wer dieſe Seligkeit nicht ahnet, wird der die eheliche Glückſeligkeit ſeines Nebenmenſchen befördern helfen? Wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdiſchen Glücks „eheliche Treue" zurückzittern? — Wem die Wonne fremd iſt, ſeine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unſchuld, zur Menſchenliebe, zu thätigen, rüſtigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenſeitigen ſüßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekoſtet hat und nie koſten will, auf den züchtig verſchämten Wangen ſeiner Töchter die Roſen ſeines Glückes aufglühen zu ſehen, und ihrem klaren unſchuldsvollen Auge den heiteren Tiefhimmel ſeiner abgeblaßten Jugendzeit zu ſchauen, wird der ſich's zur Sünde rechnen, die Lilie der Unſchuld mit dem Brandhauche niederer Lüſte zu verpeſten, und in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen? Ich ſage:

nein! nein! nein! und jeder Vernünftige und Erfahrene ruft mit mir: nein! nein! nein!

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hageſtolz gewöhnlich ſeine Grundſätze beſchönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung ꝛc., oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moraliſcher und geiſtiger Hinſicht hinaus. Beide Entſchuldigungen näher zu beleuchten und ihre Unzuläßigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz ſchwer ſeyn.

Wenn wir uns umſehen im Reiche der Hageſtolzen, ſo werden wir gewahr, daß der größte Theil dieſer Eheloſen aus wohlhabenden, ſorg- und kummerloſen Menſchen beſteht, die bloß aus lieber Bequemlichkeit im Cölibate leben, um durch die ſüße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer, ihnen läſtigen Aktivität gezwungen zu werden. Wie wenig Hageſtolze finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitſamen Klaſſe! Der potenzirte Bedarf potenzirt auch ihre raſtloſe Thätigkeit, ſpornt ſie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieſes Vaters aller Egoiſten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbſtheit ſagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Laſt meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder mehrere fremde Geſchöpfe arbeiten zu müſſen! Schon daß ſie durch den Beſitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß ſie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und ſich im Schlamme verbuhlter Beſitzungen herumwälzen können, ſtumpft ſie für edlere Bedürfniſſe, für das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß züchtiger und keuſcher Umarmungen, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonne ab. Mangel und Armuth ſind alſo ſehr ſelten die Beweggründe des Hageſtolzismus. Eben ſo unbefriedigend iſt der andere Grund, Verbildung, ſchiefe Erziehung und übertriebene Luxurioſität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieſer Schuld auf das männliche Geſchlecht zurück; die in unſerm Zeitalter vorherrſchende Arroganz, Selbſtheit, Frivolität und Verflachung der männlichen Jugend, ja ſo zu ſagen, ihre geiſtige Entmannung, iſt die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es giebt Männer, die ſich beifallen laſſen, zu ſagen: das weibliche Geſchlecht bedürfe keiner weitern Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speiſekammer, am Waſchtroge und Nähtiſche. Zu dieſer Anſicht kann nur Mangel an Verſtand verleiten. Unwiſſenheit, Seelenrohheit, Blödſinn ꝛc., ſind meiſtens die Urſachen, warum bloß Eitelkeit, Modeſucht und Koketterie dem ſchönen Geſchlechte mehr ſind, als Herzensgüte,. Frömmigkeit und Beſcheidenheit. Dieß fällt auch bloß auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie ſie ſich an Toiletten und Nähtiſchen benimmt, wie ſie um die Gunſt, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß ſie ſelbſt weder Achtung noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz ſtiller Tugend, für den Zauber geiſtiger Anmuth und für die ſüßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit beſitzt, noch daſſelbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und inkonſequent iſt es, wenn ſich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei ſeiner Lalage einfindet, gekräuſelt und geſalbt, ſie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als ſeinen einzigen Götzen betrachtet, ſie mit Plattituden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geſchenke, Spazierfahrten, Bonbons ꝛc. zu erhalten ſucht, und hinterdrein verlangt, ſie ſollte auf alles das verzichten, und bloß für ſein ausgehültes „Ich“ — welches ſie doch früher gar nicht zu Geſichte bekam — leben und da ſeyn!

Aus was beſteht das Auxiliarkorps unſerer

Jünglinge, wenn ſie im Sturmſchritt gegen ein weibliches Herz marſchiren? Engliſchen Fracks — goldnen Uhrketten — weißen Strohhüten — Schnurr- und Backenbärten — Nachtmuſiken — Bällen — Cavalkaden — Walzern — Radmäntel — ſteifen Halsbinden u. ſ. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn ſie ihrerſeits ein eben ſo bedeutendes Hülfskorps entgegenſtellen, als z. B. ächte Shawls — lange Leiber — Schottiſche Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Drappirungen — Ecoſſaiſen u. ſ. w.

Die immer mehr überhand nehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich die edle Unverſchämtheit und Zudringlichkeit unſerer Jünglinge, iſt das erſte Princip der Zerſtörung aller Frauenwürde. Dieſe peſtartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiſtende Rohheit und Nichtachtung gegen das ſchöne Geſchlecht, die jezt unter den Zierbengeln, Tagsrittern und Modepoſtillons Ton iſt, muß und wird das Uebel noch ärger machen und allen Sinn für Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode iſt, ein Weib verächtlich zu behandeln, bei dem herrſcht Unſittlichkeit, und unzüchtige Laſter hecken verderbliche Brut in ſeinem entarteten Innern, und wo es ſchon Ton iſt, ſelbſt die äußeren Ehren- und Achtungsbezeigniſſe außer Acht zu ſetzen, da hat die Verderbtheit den höchſten Gipfel erreicht.

Nach allem dieſen kommen wir wieder auf den erſten Punkt zurück, daß das Hageſtolziat nichts iſt, als eine verdammliche Selbſtſucht, eine der Geſellſchaft, der Menſchheit und dem Staate gleich ſchädliche Untugend. Und wie verkümmert lebt nicht ein Hageſtolz an und für ſich, und wie lächerlich wird er zuletzt ſeinen Mitmenſchen! Denkt euch einen fünfzigjährigen jungen Jüngling, der ausſieht wie das Geſchlechtsregiſter der Familie Langeweile, der täglich um 7 Uhr, 30 Minuten und 2 Sekunden die lieben Aeuglein aufſchließt, mit den lieben Pantöffelchen bis 10 Uhr herumklappert, dann ſein Süppchen ſchlürft, dann ein Stündchen ausſchleicht, Nachmittags ein Schläfchen hält, Abends ein Spielchen macht, Nachts ein Schälchen Thee trinkt, und dann an der Seite eines Möpschens einſchnarcht! Iſt das nicht ein reizendes Bild? Aber ſo wie die gütige und weiſe Vorſicht jeder Untugend ihre Strafe beifügt, ſo wird jeder Hageſtolz von einem Hausübel gepeinigt, und dieſes Uebel trägt den Namen „Haushälterin!“ Es iſt ein wahrer Triumph für alle Frauen, einen ſolchen verknöcherten und verkümmerten Jüngling unter dem hochnothpeinlichen Halsgericht einer ſolchen Haus- und Taſchentyrannin zappeln zu ſehen!

XII.

Gedanken über Gedanken.

Wir leſen heut zu Tage Aphorismen, Papilloten, Fidibus, hypochondriſche Splitter, Ein- und Ausfälle ꝛc.; wir leſen Gedankenleſe, Gedankenzunder, Gedankenſplitter, Gedankenſpäne ꝛc., aber wenig Gedanken! und nun ſogar Gedanken über Gedanken! d. h. über keine Gedanken, oder auch keine Gedanken über keine Gedanken, alſo ein in einandergeſchachteltes Gedanken-Nichts, Nichts über Nichts!

Ein ſublimer Gedanke; ein gemeiner Gedanke; ein glücklicher Gedanke; ein roher Gedanke; ein Weltgürtelgedanke; ein Spießbürgergedanke! was heißt das? was bedeutet das heut zu Tage? Criſpin brandſchatzt alle Schriftſteller und hängt ihre Lappen für eigene Mache aus, es heißt: ein neuer Gedanke! Ich ſchöpfe aus den Quellen der Natur, der Leſer glaubt den Gedanken ſelbſt gehabt zu haben: „ein alter Gedanke!“ Criſpin ſagt: ein Mädchen, das die Heloiſe lieſt und bei „Kabale und Liebe“ Thränen vergießt, muß eine treffliche Gattin werden; „ein ſublimer Gedanke!“ Ich unterſuche erſt ihren Knochenbau, ob er den Geſetzen der Gattin und Mutter entſpricht; „ein roher Gedanke!“ Criſpin ſchickt ihr zu ihrem Geburtstage einen kandirten Löwen, den Amor an einem Zuckerfaden leitet, mit der Inſchrift: L'amour et la gloire; „ein glänzender Gedanke!“ Ich ſende ihr Nähnadeln, Fingerhut, Stopfholz und Scheerchen mit den Worten: Reichsinſignien häuslichen Glückes; „ein roher Gedanke!“ Criſpin ſagt: ich muß meine Kinder zu Cosmopoliten, zu Kraftgeiſtern, zu Welterſchütterern erziehen; „ein Weltgürtel-Gedanke!“ Ich ſage: ich werde meine Kinder der Tugend, der Religion, dem Vaterlande und dem — Handwerke erziehen; „ein ſpießbürgerlicher Gedanke.“ Eidli ſagt: der Gedanke geht mir nicht aus dem Kopfe; ſie meint nämlich die Spitzenhaube ihrer Nachbarin, iſt alſo eine Spitzenhaube auch ein Gedanke? — Mida ſagt: was ich in Gedanken habe, naſcht mir die Katze nicht; ſie hat einen ſchmucken Fähndrich in Gedanken; iſt alſo ein ſchmucker Fähndrich auch ein Gedanke? — Alcindor ſagt: „andere Schranken, andere Gedanken!“ Hier war's ein Kammerkätzchen, dort ein Milchmädchen; ſind alſo Kammerkätzchen und Milchmädchen auch Gedanken? — Selma ſagt: der Gedanke verfolgt mich unaufhörlich! Sie ſpricht von einem arabiſchen Tuche; iſt alſo ein arabiſches Tuch auch ein Gedanke?

J. ſitzt in Gedanken, X. reitet auf ſonderbaren Gedanken, Z. fährt ein Gedanke durch den Kopf; alſo giebt es ſitzende, berittene und fahrende Gedanken. „Gedanken ſind zollfrei!“

Schlechte Redensart; der Mund iſt das Gedanken-Mauthhaus, am Zungenſchlagbaum wird abgezollt; wer überpaſcht, wird beſtraft. Man ſtößt ſich den Kopf an, man macht dumme Streiche, wie entſchuldigt man es? Es geſchah in Gedanken! Der iſt in Gedanken eingeſchlafen! Man kann wohl über, aber nicht in Gedanken einſchlafen. „Viel Denken macht Kopfweh;“ wer denkt wohl weniger und hat mehr Kopfweh, als das ſchöne Geſchlecht? „Die Gedanken nehmen ihm den Kopf ein.“ O, der Kopf muß die Gedanken einnehmen, und nicht die Gedanken den Kopf. „Gedacht, gethan!“ Das heißt, gar nichts gedacht und hineingeplumpt. „Das Mädchen macht ſich allerlei Gedanken;“ allerlei Haubenmuſter und allerlei Heirathsplane, allerlei Stickmuſter und allerlei Tanzparthien heißen hier allerlei Gedanken.

So ſpricht man heut zu Tage von Gedanken, ſo liest man Gedanken ohne Gedanken, ja, ſo ſchreibt man Gedanken ohne Gedanken, ſo ſchreibt man ſogar Gedanken ohne Gedanken über Gedanken ohne Gedanken! Was ſoll man ſich alſo von allen dieſen Gedanken, die eigentlich keine Gedanken ſind, für Gedanken machen, die ja Gedanken ſeyn ſollen? Doch der Leſer liest Gedanken mit oder ohne Gedanken, ſelbſt in Gedanken — mit oder ohne Gedanken — und legt die „Gedanken über Gedanken“ weg, den Kopf voll von Gedanken — ohne Gedanken. —

XIII.

Eheheiligkeit.

Es giebt kein heiligeres, das Herz mit einer ſüßeren und ſtilleren Seligkeit füllendes Wort, als das Wort: Ehe! Wehe dem Leſer, dem nicht jetzt ſchon dieſes Wort ins Herz hineintönt, und mit leiſer Ahnung jener Seligkeit darin zitternd fort- und nachklingt! Die Ehe iſt das Roſenfeſt der Liebe, der große Vereinigungstag der Seelen, das Ineinanderwehen zweier Veſta-Flammen auf dem Altare der reinſten Tugend. Nach dem ſüßen Vortraum der Liebe, indem wir die Zeit, wie an einer Blumenuhr, nur an Blüthenkelchen und Roſenbolden meſſen, und das Allſpiel des Univerſums wie eine Flötenuhr uns umklingt, nach dieſem Vorhimmel voll Frühgold und Morgenroſen, tritt der Jüngling in die heilige Stiftshütte der Ehe, und der wahre Himmel mit ſeinem nie ſterbenden Blau und ſeiner unendlichen Tiefe, mit ſeinen nie erbleichenden Sternen und ſeinem ewigen Sphäreneinklange ſenkt ſich herab auf ſein Haupt, und leuchtet mit ſeinen hellen und warmen Strahlen weit in ſein Leben hinein.

Da umfaßt der Jüngling ſie, die Einzige, die er lange mit zartem Flügelſchmelz in ſcheuer Achtung auf den Fittigen ſeines Herzens getragen, der er mit lockenden, bebenden, leisgehauchten Liebesklängen nachzog und nachſang, in den ſtillen Blumenauen ihrer Jungfräulichkeit, und im ſtillen keuſchen Schauen ſich ergötzt an dem Spiel ihrer Augen, in denen die Votivtafeln der Unſchuld und der Reinheit unter der Feuerkaskade ihrer Blicke in ſüßen Zügen ſchwammen; da umfaßt er ſie in der Polhöhe ſeines Glückes und ein lauer, belebender Auferſtehungshauch weht warm und friſch über die eingeſunkenen Leichen- und Leidenshügel ſeiner langen, ſtummen Liebe hin, und wie am großen Gräberfeſte, ſteigen alle ſeine Hoffnungen und Wünſche heraus aus ihren Todtenhüllen, und flechten ihm den Immergrünkranz himmliſcher Ehewonnen um die glückumflogene Schläfe.

Wehe und wehe aber den Jünglingen, denen die Liebe nichts iſt, als eine Spielmarque der Zeit, nichts als das Vorgebirge der Genußhoffnung, denen die Hallelujaden reiner Sympathie wie die feszenniſchen Lieder heißkochender Sinne erklingen, denen die Ehe nichts iſt als ein geſellſchaftliches vierhändiges Spielſtück, nichts als wie das Paar oder Unpaar der Leidenſchaft! Dieſe erblicken in dem reinſten Spiegel des reinſten Mädchenblickes nur ihr eigenes Selbſt, dieſen an ſich ſelbſt nagenden Luſtteufel und Scorpion; dieſe hören in dem zarten Schlagen der mit heiligem Dunkel überbauten Jungfräulichkeit nur das Pochen und Hämmern ihres in ſich getragenen Bohr- und Todtenwurms der Gier, und das leiſe, nur den Blumenfingern der Reinheit verſpürbare Pulſiren jungfräulicher Liebe, iſt ihnen blos der Auctionshammer der ſich losſchlagenden Sinnlichkeit! Wehe! und dreimal Wehe euch! ihr werdet vorgefordert werden und Rechenſchaft geben müſſen dort über jeden trüben Anhauch, mit dem ihr den Spiegel eines reinen Weibergemüths beflecket; über jeden Staubfaden weiblicher Blüthe, den ihr mit euren Giftblicken angeweht; über jede Sünde, die ihr in der geheimſten Herzensfalte gegen den heiligen Geiſt der Tugend begannet; über die heimlichſte Thräne, über die leiſeſte ſchmerzliche Mundverzuckung der von euch verlockten, betrogenen und in ihrer Zartheit und Wehrloſigkeit tief in ſich verfallenen und niedergebeugten Weiblichkeit.

Ihr edlen und unentweihten Jünglinge aber, in deren nie befleckter Herzensſchale der Goldtropfe keuſcher Liebe zitternd hängt — der Gegenſtand eurer Liebe ſchwebe nun blos, wie die geheime Vorahnung eines beſſern Seyns vor der blauen Ferndecke eurer Seele, oder er blühe ſchon im Leben wie das Blümchen Augentroſt (Euphrasia) vor eurem trunkenen Blick — glaubt mir, ihr zieht an euren Gefühlsfäden und Liebesſeilen euren Himmel und den wahren, eure Seligkeit und die unendliche nach euch. Sahet ihr einſt das verſchloſſene Paradies liegen in den Augen eurer Geliebten und Braut, ſo liegt jetzt in den Blicken eures keuſchen, euch anvermählten Weibes das offene Paradies mit ſeinem immer blüthetreibenden Frühlinge, und mit der deutlichen Offenbarung eures ſteten Glückes. Hörtet ihr ſonſt in ihren Liebkoſungen die Frühglocken des anbrechenden Wonnemorgens, die leiſen, ins Herz hineinklingenden Vortöne und Präludien zuſammenſchmelzender Akkorde, ſo hört ihr jetzt in den zärtlichen Tönen eurer Seelenhälfte die Pſalmenklänge des Friedens und der unſterblichen

Liebe, das „Sanktus“ der weihevollſten und gottgeſegneteſten Eintracht und Seligkeit!

Darum, o darum haltet feſt an dem Glauben an die reine Jungfrau, dieſe Glaubenslehre macht euer künftiges Heil! Einer nur weihet Euch, und dieſe Eine ſey euer Polarſtern, dem ihr immer und ewig nachzieht. O gleichet nicht dem Meere, das aus offnem Buſen jeden Sonnenblick, jeden Sternſchein zurückwirft und bei jedem Blitzſtrahl buhleriſch aufleuchtet, ſondern dem Demantſtein, der im eigenen Glanze lange leuchtet, der Muſchel, die nur einen Tropfen aufnimmt und ihn in ſeliger Stille zur köſtlichen Perle befördert.

XIV.

Verschiedene fromme Wünsche

verſchiedener armer Teufel.

1.

Ich bin ein armer Teufel, aber weder ein Luſtteufel noch ein Bosheitsteufel, weder ein Teufel des Geizes, noch ein Liebesteufel, weder ein hinkender, noch ein hölliſcher Teufel, ſondern ein armer Leſeteufel, der, wenn er hört, daß irgend Jemand flucht: „hol der Teufel dieſes oder jenes Buch!“ auch ſogleich da iſt und es wirklich holt. Ja, fehlt irgend Jemanden von meinen Bekannten ein Buch oder eine Zeitung, ſo ſchreit er: „Dies Buch oder dieſe Zeitung iſt ſchon wieder beim Teufel!“ Dieſe finden ſich aber bei mir, folglich bin ich ein wahrer Buch und Zeitungsteufel, aber ein armer, das heißt einer, der ſich kein Bücherſerail anſchaffen kann, um ſie nicht zu genießen, ſondern einer, der ordentlich nach einem Buche jagen muß, um es zu erobern, dann aber mit aller Liebeskraft eines glühenden Schäfers über die Schöne herfällt. Mit den Zeitungen geht es einem armen Leſeteufel ſchon beſſer; da ſind Conditoreien die Rettungsanſtalten oder die Rumfordſche Zeitungsſuppenanſtalt für arme Leſehungerige; aber eben hier muß ich zu Nutz und Frommen mehrerer armen Leſeteufel einen frommen Wunſch äußern, in Betreff eines großen Conditoreiübels, und dies iſt der buchſtabirende Zeitungsleſer!

Es iſt zum Raſendwerden, wenn ein ſothaner Zeitungsleſer ſich durch eine Taſſe Kaffee das Recht erkauft, zwei bis drei Stunden Leſeproben und Buchſtabirexercitien zu halten. Man pränumerirt ein Blatt; es iſt in den Händen dieſer Buchſtabirzünftler, die wie Leſefaulthiere eine Ewigkeit brauchen, bis ſie von einem

Blatte auf das andere kommen; man ſitzt auf dem Nadelſpitzenſeſſel der Ungeduld und ſieht ihren langſam vorrückenden Zeigefingern und Deuthölzern nach. Pechſchwer rückt der Finger vor; ſchon iſt er der letzten Zeile nah', ſchon will man die langverhaftete befreien; da dreht er das Blatt wieder um und macht Anſtalt, einen vergeſſenen Artikel da capo nachzubuchſtabiren. Wie muß da einem armen Schnellleſeteufel zu Muthe ſeyn? Es wird daher jeder meinen Wunſch billigen, in jeder Conditorei ein Nebenkabinet für Buchſtabirer errichtet zu ſehen, in welchem ſie an den geſtrigen Zeitungen die edle Buchſtabirkunſt à leur aise treiben könnten, oder aber im ſchlimmſten Falle mögen ihnen die Mittag- oder Mitternachtſtunden angewieſen werden, damit andere ehrliche Leſer auch an's Brett, d. h. an's Zeitungsbrett kommen mögen.

II.

Ich bin ein armer Teufel, d. h., wie Du, mein geneigter Leſer, wohl wiſſen wirſt, ein Menſch, nach dem ſich Niemand umſchaut, aber ich bin auch ein ſolcher armer Teufel, der ſich nach Niemanden umſchaut. Ich ſchaue blos mit Gottesfurcht hinan zum Himmel, mit Liebe hinauf zu meinem Monarchen, mit Zärtlichkeit hinüber zu meinem ſchönen Fenſter-vis à vis, mit Fröhlichkeit hinein in das ſchäumende Glas und mit ruhiger Gläubigkeit hinab in das mich über kurz oder lang umfaſſende Grab. Umſchauen aber mag ich mich nun einmal nicht; ich ſchaue g'rad'aus! Deſto ärgerlicher muß es aber einem gerad'ausſehenden armen Teufel ſeyn, wenn er von gewiſſen umſchauenden Blicken angewetterleuchtet wird. Gewiß iſt es jedem meiner Leſer ſchon arrivirt, daß er einmal unter den frechen Blicken gewiſſer Leute ſtand, die in dieſe Blicke alles hineinlegen, was Unverſchämtheit, verbunden mit Rohheit nur hervorbringen kann. Es wäre daher mein frommer Wunſch, ein eignes Gericht für ähnliche Blicke niederzuſetzen, indem ſie eben ſo, wie andere Behelligungen das geſellige Leben zerſtören. Ich könnte ordentliche Naturpäſſe dieſer Blicke angeben, die, ſo verächtlich ſie an und für ſich ſind, doch wie eine Dachtraufe, den Geduldſtein aushöhlen. Liegt denn nicht in der frechen Gaffmanier, wie einem eine gewiſſe Gilde von hirnloſen Jungen anglotzt, eine mit Schwabacher Lettern geſchriebene Injurie? Und würde nicht ein Tribunal, das dieſe Augeninjurie züchtigt, eine wahre Wohlthätigkeitsanſtalt für friedliche Menſchen ſeyn?

III.

Ich bin ein armer Teufel, ergo hab' ich außerordentlichen Reſpect vor Gelehrten, Künſtlern, Dichtern, Compoſiteuren, Malern, Schauſpielern und Recenſenten. Wäre ich ein reicher Teufel, ich hieße dieſe Leute alle „Kerls“ und könnte ſie nicht ſchmecken, aber als mitarmer Teufel liebe ich ſie; nur habe ich wieder einen frommen Wunſch an Rezenſenten ad vocem Künſtler. Ich habe neulich die Theaternotizen einiger Blätter ausgezählt, und ſiehe da! auf jede Zeile kam eine Künſtlerin, ein halber Künſtler und drittehalb Kunſtgebilde! Ich gieng gläubig und fromm und ſah mich um unter den Söhnen und Töchtern des Landes der Kunſt und:

„Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Und dies Wenige wie klein und karg.“

O Kunſt und Künſtler! Die Hutſchemännchen unſerer Theater-Rezenſenten! Die falſchen Schaumünzen, die ſie bei ihrer papiernen Krönung mit vollen Händen ausſtreuen! Ich hege alſo den frommen Wunſch, daß nicht mehr als dreizehn Künſtler auf ein Dutzend gehen mögen, daß die Rezenſenten etwas kärger mit dieſem Namen umſprängen, damit der Künſtler ſich nicht ſchäme, einen Namen zu führen, der ſchon zum Gattungsnamen aller Couliſſenreiſſer und ſtentorſtimmiger Lungengiganten herabgeſunken iſt.

IV.

Ich bin ein armer Teufel, der gerne lacht, aber ich lache nicht gerne in's Fäuſtchen, ſondern hell auf; ich lache nicht gerne über Jemand, ſondern mit Jemanden, und ſo ein Freund ich von Lachen bin, ſo zerreißt doch jedes Odoardo-Gelächter mein Herz. Aber es giebt noch ein Gelächter, das mir die Bruſt zerſchneidet und das iſt das Gelächter über Zweideutigkeiten in Gegenwart von Frauen und Kindern. Ich hege daher zum Frommen mehrerer ähnlicher armer Teufel den gewiß frommen Wunſch, die oft ſehr zweideutigen Extemporationen auf manchen Bühnen wenigſtens nicht laut zu belachen und zu beklatſchen. Es begnüge ſich. Jeder, der Gefallen daran findet, ſeine Freude geheim zu halten und im Stillen ſeine Billigung zu geben. Dieſer Wunſch liegt mir mehr als alle andern am Herzen, und ich bitte ſehr darum. Man bedenke, wie viel reine Seelen, wie viel unbefleckte Gemüther in einem Theater ſind, denen der obſcöne Sinn verloren ginge, wenn nicht der Applaus einer ſolchen an ſich ſchon rügenswerthen Equivoque dieſelben aufmerkſam machte und vielleicht den erſten trüben Anhauch auf das Glas der Kindlichkeit und Unſchuld brächte. Ich beſchwöre Euch, unterlaßt wenigſtens das laute Applaudiren, da ihr doch vielleicht ſelbſt ein ſchuldloſes Weib, eine reine Braut, eine unbefleckte Schweſter oder eine unentweihte Blume der Jugend in dieſe Hallen führt, an deren Seelenadel und Reinheit euer eigenes Glück geknüpft iſt. Und iſt denn nicht jedes „Bravo", das bei ähnlichen Stellen euren Lippen entflieht, ein ausgeſprochenes Geſtändniß, daß Euer befleckter Sinn jedem Unkeuſchen ein Echo giebt?

„Denn lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten."

XV.

Die Taſchen-Familie.

Die Familie der Taſchen iſt die alleräIteſte, einflußreichſte, bedeutendſte und angeſehenſte im menſchlichen Leben; es iſt kein Ort in der kultivirten und unkultivirten Welt, an dem nicht ein Mitglied dieſer Familie lebt und die größte Achtung genießt. Ja man kann ſagen, dieſe Familie regiert die Welt, ſie verleiht Ehren und Aemter, ſie ertheilt Doktorhüte, ſie adelt Bürgerliche, ſie avancirt Kadetten, ſie befördert Referendare, ſie kreirt Profeſſoren, ſie ſtiftet Ehen, ſie erobert Herzen, ſie verführt die Unſchuld, ſie giebt Diſpenſation, ſie legt in Ketten, ſie befreit Gefangene, ſie macht Dummköpfe klug, ſie macht Stumme beredſam, ſie verſchönert die Häßlichen, ſie verjüngt das Alter, ſie glättet die Runzeln, ſie gründet Muſeen, ſie pachtet Theater, — kurz wo nur irgend etwas Erhebliches geſchieht, hat ein Glied dieſer Familie die Hand im Spiele. Ein jedes Mitglied dieſer erlauchten Familie hat ſein eigenes Departement, in welchem es ſeine Regierung bekundet. Die erſte Perſon iſt die

Bruſttaſche, oder die Finanzminiſterin des Weltalls! Sie ſchließt den Reim auf „Welt“ in ſich ein, und iſt daher der ewige Endreim des Lebens. Wenn dieſe Taſche nur recht weit und voll iſt, darf die Bruſt noch ſo eng und leer ſeyn, kann man ſich doch brüſten und in die Bruſt werfen! Nur der wenige, der viel auf der Bruſt hat, darf frei von der Bruſt weg reden! Die Papierblätter der Bruſttaſche ſind die wahren Bruſttheeblätter gegen das Huſten der Verlegenheit und gegen die Heiſerkeit der Stimme der Wahrheit. Wer ſolche Blätter in der Bruſttaſche hat, nimmt kein Blatt vor den Mund. Ein ſolches Blatt mit Ziffern iſt ein ordentliches Zifferblatt, nach dem man immer ſieht, um zu wiſſen, was an der Zeit ſey, es verſchafft Stern und Titel und wird zum Stern- und Titelblatt, nicht in Kupfer, ſondern in Gold geſtochen. Es iſt eine charakteriſtiſche Eigenheit der Bruſttaſche, daß ſie eine entſchiedene Vorliebe für leere Köpfe hat; ſie wirft ſich ihnen an den Kopf, wie die ſchönſten Frauen ſich an dumme Männer hängen, um die Alleinherrſchaft zu führen. Wenn ich einen ſolchen hochgeachteten leeren Kopf mit voller Bruſttaſche begegne, laſſe ich immer voll Trauer meinen eigenen Kopf bis an meine eigene leere Bruſttaſche ſinken, welches der leere Kopf für ein Kompliment hält! Nach der Bruſttaſche ſpielt die

Brieftaſche oder die Miniſterin der innern und äußern Angelegenheiten, eine Hauptrolle. Bei den Damen iſt ſie das Kammergericht der Herzenskammern, bei Verliebten der Hafen und Stapelplatz aller ein- und auslaufenden Liebesbriefe und der Trophäenſaal erbeuteter Locken und Schleifen; bei Ehemännern die Familiengruft für das Bild der in ihrer Liebe längſt verſtorbenen Gattin; bei Börſen-Spekulanten die Logarithmentafel des leidigen Differenzialismus; bei Dichtern das Reiſebeſteck der Gedanken; bei Zeichnern der Taſchendieb der Phyſiognomieen; bei Spielern die Fiſchmarktrechnung von geſtern; und bei Witzigen das Feldbett plötzlicher Einfälle. Nach der Brieftaſche kömmt die

Poſttaſche, die Geſandtin des Gedanken-Freiſtaats. In ihrem Staate herrſcht Toleranz und Gleichheit aller Stände. Sie umarmt den jüdiſchen Brief und den chriſtlichen mit gleicher Liebe; das große Wappenſiegel küßt brüderlich das Groſchenpetſchaft des armen Schluckers; der unfrankirte Grobian, (wie der witzige Langbein den unfrankirten Brief nennt) liegt ſo geſchmeidig da, wie das Bittſchreiben; der nagende Mahnbrief und das freudige Gratulationsbillet ſind friedlich vereint; die biſſigſte Kritik und das lobhudelnde Elogium ſchlagen einen Weg ein; das Bewerbungsſchreiben und der Korb machen ein gleiches Geſicht, und der Brief, der einem Manne ſeine Wittwerſchaft verkünden ſoll, ſieht nicht munterer aus, als die Trauerepiſtel, die einem Neffen die Geneſung ſeines reichen Onkels anzeigt. Nun kömmt die

Jagdtaſche, die Oberhofküchenmeiſterin des Vergnügens. Sie iſt der Probeſaal zum Einſtudieren, wie man ſodann die Menſchen gleich Thieren hetzt und jagt, wie man lauert und anſchlägt; wie man Netze und Schlingen legt; wie man edles Wild parforce auftreibt und in kalter Luſt niederſchießt. Das ganze menſchliche Leben iſt eine Jagdtaſche oder vielmehr eine Taſchenjagd; Einer jagt nach der Taſche des Andern; da werden Treib- und Prelljagden veranſtaltet, man jagt in Schlachten, zu Ehren des Pulvererfinders, die Menſchen wie Schwarzwild; die edlen Hirſche werden immer ſeltner, doch die Haſenfüße ſind nicht auszurotten. Wenn das Wild zu fern iſt, gießt man das Jagdtaſchen-Blei zu Setzkaſten-Blei und ſchießt damit d'rauf los. Eine würdige Schweſter findet die Jagdtaſche in der

Patrontaſche, der Kriegspräſidentin Mavors. Patrontaſchen ſind mehrere Taſchen, die ihre Patronen vereinigen, um einen Patron für alle Taſchen zu finden. Dieſer zunächſt ſteht die

Maultaſche (Maulſchelle) die man oft erhält, wenn man das Maul nicht in der Taſche behält, ſondern ſpricht, wie es einem gewachſen iſt. Solche Maultaſchen trägt man oft Jahre lang in der Taſche, bis man exekutiver Maultäſchner wird. Es iſt ſonderbar, daß eben die Leute die meiſten ſolcher Taſchen einſtecken, die nichts einſtecken und die das Maul am rechten Orte haben. Solche Maultaſchen kleiden am beſten und zieren ordentlich die

Backentaſchen des Affen und des Orangoutangs im geſelligen Leben; für dieſe Backentaſchen aller ſchwänzelnden, eckelhaften, äffenden Geſprächs- und lang-armiger Schreibeaffen ſind die Maultaſchen erfunden worden, und es läuft einem das Maul voll Waſſer, ihnen eine Taſche voll ähnlicher Erfindungen zukommen zu laſſen. Die Gallerie der ſo glorreichen Familie beſchließt nun ein Mitglied, welches die Welt nicht nur regiert, ſondern tyranniſirt, ein Mitglied, das in jeder Geſellſchaft zu finden iſt, und das ausſchließend dem ſchönen Geſchlechte angehört: die

Plaudertaſche! Dieſe plaudert ganze Nationen in die Taſche! Wie ein einziger Laut den Sturz einer Lavine hervorbringen kann, ſo iſt ein Anſchlagwort genug, um die Lavine ihrer Beredſamkeit in's Rollen zu bringen. Sie fängt an zu plaudern, die Maſſe vergrößert ſich immer mehr, bis ſie ganze Gegenden ſammt Häuſern und Bewohnern niedergeplaudert hat, und man oft hundert zerſtümmelte Namen aus dem Schutt ihrer Worte herausgraben muß. Welch einen Unterſchied giebt es in Familien. Wie liebenswürdig und reizend, wie verführeriſch iſt die üppige volle Brieftaſche gegen die unerträgliche, meiſtens dünn und magere Plaudertaſche! Welch ein Spiel der Natur in den Taſchen, welche bewundernswerthe Taſchenſpielerei!

XVI.

Feier des Jean Paul Feſtes.

„Drittehalb Minuten hat der Menſch hier, eine zum Weinen, eine zum Lachen und eine halbe zum Lieben; denn während er liebt, wird er abgerufen."

Jean Paul.

Geboren werden heißt nichts anders, meine Freunde, als anfangen zu ſterben. Der Menſch ſtirbt 70 Jahre. Die Geburt iſt der erſte Akt des Trauerſpiels: „Das Sterben" und der Tod iſt ſein letzter Akt. Nach dieſem letzten Akt rollt der Vorhang zwiſchen Zeit und Ewigkeit hernieder, und der vor unſern Augen Geſtorbene hat ſich eigentlich *aus*geſtorben und lebt nun ein unſterbliches Leben.

Wir haben uns alſo hier zuſammen gefunden, um den Sterbe = Anfang Jean Pauls zu feiern, während er dort oben im Lichte blos ſeinen Todestag, oder ſeinen letzten Sterbetag als ſeinen Geburtstag feiern wird.

Aber die Minute, glaube ich, in welcher wir ſeines erſten Sterbetages gedenken, ſchließt die drittehalb Minuten, die er den Menſchen hier zutheilte, in eine ein. Lachen, Weinen und Lieben war der Neptuns-Dreizack ſeiner Poeſie, mit welchem er die hochwogenden Fluthen des Lebens beſchwor; Lachen, Weinen und Lieben tönt als harmoniſcher Dreiklang aus dem alten und neuen Teſtamente ſeiner Werke zu uns, und Lachen, Weinen und Lieben iſt das Kleeblatt, mit dem wir die flüchtigen Erinnerungs-Freuden auf einen Augenblick an uns bannen.

Der Frühling des Jahres 1763 brachte nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch einen Frühling der ganzen deutſchen Poeſie mit zur Erde. Er ſtellte bei ſeinem erſten Erſcheinen die Wiege

Jean Pauls in die Welt, um an ihr ſeine eigene Unſterblichkeit anzuknüpfen. Dieſer Frühling brachte bei ſeiner monatlichen, himmliſchen Geſandtſchaft in dem grünen Kabinette der Erde, nicht nur die himmliſchen Geſchenke alle mit, als da ſind: die chineſiſche Blumenmalerei der Natur, die ächten Gobbelins der lebendigen Hecken, die Jaspisteppiche der Fluren, die breiten Gnaden- und Ordensbänder der lauteren Ströme, die Flötenuhren der Waldkehlen u. ſ. w., ſondern er brachte zugleich in der kleinen Wiege Jean Pauls den Dragoman aller dieſer himmliſchen Geſchenke mit, und durch ſeine Zunge wurde uns die Sendung aller Frühlinge heiliger, himmliſcher. In Jean Paul's Herzen aber blühete ein ewiger Frühling voll dornenloſer Roſen und Immergrün, und ſein Herz, das Gewächshaus ewiger Blumen, war anſtatt der Glasdecke überbaut mit einem reinen, tiefen Gemüthshimmel, und in dieſem unendlichen Himmel brannten die ewigen Aſtral- und Simunbra-Lampen der ſtrahlenden Liebe und goßen ihr mildes Licht wie einen Staubbach herab in die Blumenbeete ſeines Herzens, ſo daß ſie alle ihre Kelche öffneten und ihre Duftſeelen hinaus ſendeten in das Leben, in die Menſchheit; und um dieſes Herz fluthete eine unnennbare Sehnſucht, wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Frauenauge. Dieſes zarte Herz fühlte ſich ängſtlich in dieſer hohlen Raum- und Waſſerkugel: Welt, wie ein irrend-kreiſender Schmetterling in einem wüſten Pagodentempel.

Wie ſeine Geburt ein Frühlingsmoment war, ſo war ſein Leben ein Frühlingsleben, ein Blumenleben, ein Gärtnerleben. Seine Poeſie war das Roſenfeſt der Empfindungen, ſie ſchmückte die Jubelfeier des Daſeyns aus mit Maienhimmeln und Morgenröthen; ſie überblümte die Stiftshütten der Liebe und Freundſchaft mit Vergißmeinnicht, mit Myrthe und Roſen; ſie überkleidete die Kirchhofmauer verfallner Wünſche mit grünendem Epheu und lebenden Hecken voll Hoffnungen; ſie baute über Gräber die blaue Glockenlaube der himmliſchen Unſterblichkeit und ſie zog in die reinen hoffnungsloſen Herzen ein mit dem Lilienſtengel und Lilienengel des Troſtes und der Thränen.

Das Jahr 1763 konnte keine ähnlichern Zwillinge hervorbringen, als den Frühling und Jean Paul, und jeder Frühling erinnert vielfach an ihn, den ewigen Dichterfrühling, den mildeſten, ſchönſten Maimond der humoriſtiſchen Natur.

Ja, meine Freunde, die Natur iſt humoriſtiſch und Frühling und Jean Paul ſind ihre liebſten Kinder. Das Buch der Natur iſt die Bibel des Humors, die einzige, höchſte und ergreifendſte Lektüre, das Vaterunſer voll Einfachheit und Erhabenheit, voll Gemüth- und Göttlichkeit! O! leſet, leſet unaufhörlich in den humoriſtiſchen Blättern der ewig offnen, klaren und deutlichen Natur! Die Natur legt einen heitern Himmel in Eure klare Spiegelbruſt, wie ſie einen über Euch wölbt; die Natur zieht einen abgerundeten Kreis feſter Ruhe in Eure Seele, wie ſie den Zirkel ewiger Berge um Euren Horizont ſchließt; ſie ſäet eine grüne Saat voll Hoffnungen, voll reinerer, beſſerer Hoffnungen in Euch Selbſt, wie ſie die grüne Tanzdecke des pflanzentreibenden Bodens vor Euch ausbreitet; ſie legt ein Chor voll jubilirender, helltönender Stimmen in Euer Gemüth nieder, wie ſie um Euch die Singſchule und das Tutti aller ſtimmkehligen Weſen erſchallen läßt; ſie füllt Eure Phantaſie mit dem Gefühl für das Schöne, wie ſie täglich ihre Belvedere von Millionen herrlichen Bildern vor Euch aufſchließt, und Euer Auge ſich an ihren zauberiſchen Einklängen und reizenden Farbengebungen labt; ſie gießt von der heilenden Hand einer überſchleierten Hoffnung Balſam in Euer wundes, einſames und klöſterliches Herz, wie ſie Euch durch den Nonnenflor der barmherzigen Nacht die leuchtenden Himmelsaugen, die Sterne blinken läßt! Mit tauſend Zungen ſpricht die Natur zu Euch, wie der Humor mit tauſend Bildern und Masken Euch ungiebt; ſie umfaßt Euch mit tauſend Fühlfäden, wie der Humor mit tauſend Handhaben Euch ergreift, bald mit den heißen Armen der Liebe, bald mit den Preßſchienen des Spottes; bald mit den Roſenfingern der Hoffnung und bald mit den Krebsſcheeren der Verzweiflung; bald mit den Schmetterlingsflügeln der Wonne und bald mit den Freßzangen des Jammers! Der Humor iſt der Uraltvater, der Pentateuch aller andern Witzſpielarten, er iſt der Requetenmeiſter der ganzen Schöpfung, der erſtgeborne Kronprinz der Phantaſie, bei deſſen Geburt alle Geiſtesglocken ertönen, und hundert Donnerkanonen voll geiſtiger Ladung es der ganzen Welt verkünden; da hingegen bei der Geburt der Laune, wie bei jeder Prinzeſſin, bloß die Hälfte in Bewegung geſetzt werden. Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen; er überwindet die Welt, aber er verzehrt die Gefangenen nicht kannibaliſch, wie die Satyre; er läßt ſie nicht über die Zungenklinge ſpringen, ſie müſſen blos alle ihre Waffen und

Munition an ſein Fouragierkorps abliefern. Er iſt ein lebensfroher, jovialer, rüſtiger und vielerfahrner Greis, der ſich mit uns, wie mit Kindern neckt und balgt, aber doch mit uns gutmüthig am Boden herumkrabbelt. Es ſcheint, als hätte er ewig gelebt und müßte ewig fortleben. Er wird, wie eine Denebecker Metamorphoſe, bald ſo groß, daß er ſich das Haupt mit Sternen umflicht und mit ſeinen Rieſenarmen hinausgreift in's jenſeitige Leben, daß ihn die Planeten und Wolken wie Tropfen an den Fingern hängen. Bald läßt er ſich auf den Fallſchirm der Phantaſie herunter, ſpielt als Kind mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, ſtreift in Urgebirge und Wälder und in alle Werkſtätten und Laboratorien, und überall holt er ſeine Nahrung, und alle Reiche der Natur und Kunſt müſſen ihm Brandſchatzung geben. Er iſt Mineralog und Botaniker, Aſtrolog und Hydrauliker, Philolog und Statiſtiker, Wundarzt und Prediger, Pharmazeut und Alchimiſt. Er iſt Meiſter und Geſelle, Laborant und Praktikant. Er iſt ſelbſt Autor und Schriftgießer, Setzer und Drucker und Verleger und Kolporteur. Mit der Linken ſchreibt er die Rudolphiniſchen Planetentafeln, und mit der Rechten ein Intelligenzblatt. Er ſchüttet Caglioſtro's Lebenseſſenz und gemeinen Teufelsdreck aus ſeinen Philadelphiſchen Schreibermeln. Das eigentliche Weſen des Humors aufzufaſſen, dazu gehört eine klare, ſpiegelhelle, erkenntniß- und anſchauungsvolle Seele, in welcher er ſich wie die fata morgana im ſtrahlenreichen Kryſtallſee, abſpiegeln kann. Darthun wollen, was Humor iſt, heißt das Licht erzählen und den Klang abſchreiben wollen.

Deshalb auch kein Wort mehr über die Werke des Verblichenen. Noch iſt unſer Zeitalter der Anerkennung des Erſten ſeiner Geiſter nicht reif, nur die Bruſt von ſehr Wenigen iſt hoch genug gewölbt, um dieſem hohen Götterbilde als Tempel zu dienen; aber es wird eine Zeit in Deutſchland kommen, wo man die Göȝen des Tages nur verſtümmelt hervorziehen wird aus dem Pompeji der Vergeſſenheit, jedoch Jean Pauls Genius wird, wie ein Apoll vom Belvedere, in ſeiner anerkannten, mackelloſen Urſchöne daſtehen, und ſein Ruhm wird, wie ein Meiſtergemälde eben durch die Zeit an Klarheit und Glanz gewinnen. So laßt uns denn, meine theuern Freunde, eine Minute weinen über den kurzen Athem unſerer jetzigen Geiſtesſchätzung, und eine Minute lachen über den freudigen Blick in die lichtere Zukunft, und eine halbe Minute lieben, — das heißt, die halbe Minute, die wir noch leben, lieben ſein Andenken, und in ſeinem Andenken lieben die Gottheit, die Menſchheit, die Natur und alles Leben!

XVII.

Sehen und Hören.

Es wird ſo viel Unfug in der lieben Welt mit dieſen beiden Wörtchen getrieben, daß Einem Hören und Sehen vergeht! wo man hinſieht, hört man nichts Gutes, und was man hört, ſieht traurig aus. Macht man ſich gefaßt, eine große Oper zu hören, ſo ſieht man, wie ſeine Freude zu Waſſer wird, und freut man ſich eine Künſtlerin zu ſehen, ſo hört man, ſie iſt heiſer geworden. Die Leute, die auf die Finger ſehen ſollten, ſehen durch die Finger; die, welche Einen bloß anhören ſollten, hören Einem aus. Es läßt ſich kaum erſehen, warum die Damen den und den erhören. Ein Mädchen wird zuerſt angeſehen, wie weit iſt es aber da noch, bis ſie auserſehen wird! oft iſt dieſes kaum abzuſehen! Wie ſieht ſich der Mann nicht vor, wie ſieht er ab und zu, wie wenig ſieht er ihr nach, auf was ſieht er nicht alles früher! er ſieht auf die Familie, auf die Kleiderſchränke, auf die Geldkiſten, letztlich ſieht er auf das Mädchen; und wie oft muß man nicht nach allem dieſen Sehen noch ein Auge zudrücken! Das Hören iſt wieder eine ganz eigene Sache. Diejenigen, welche die längſten Ohren haben, hören am ſchlechteſten, und gerade diejenigen, welche ausgehört haben, wollen immer wieder anfangen zu hören. Wie oft führt nicht ein kleines Verſehen zu einem großen Verhör, und ein kleines Verhör zu einem großen Verſehen, und dennoch iſt verhört und verſehen das beſte Spiel. Unſre Vaudevilles, die mit Melodien verſehen werden, bei denen wirkt dieß Verſehen gerade entgegengeſetzt, wie bei Feſtungen, die man mit Proviant *verſieht*; die letzten *halten* ſich dadurch länger, die Vaudevilles nicht; es iſt aber gut, daß es „*Verſehen*“ heißt, da ſie bald darauf ſterben. Man *hört* oft, was die Glocke geſchlagen hat, bevor man noch *ſieht*, was an der Zeit iſt, und oft *ſieht* man ſeine blauen Wunder, ehe man noch davon *gehört* hat. Seitdem die Wände Ohren haben, hören alle Häuſer, unter welchen die *Schauſpielhäuſer* die *harthörigſten*, und die *Adreßhäuſer* die *weithörigſten* ſind. In den Spielhäuſern haben ſogar die Karten Ohren, ja ſie haben's oft fauſtdick hinter den Ohren, und wenn ſie *Ohrenweh* bekommen, ſo zieht es ſich auf die lange *Bank*. Kokette Mädchen, guter Schweizerkäs und fette Rindsſuppe haben tauſend Augen, man kann ſie kaum zählen, allein die Augen der fetten Rindsſuppe laſſen ſich verſchlucken, die Augen des Schweizerkäſes laſſen ſich verdauen, aber die Augen der koketten Mädchen ſind wie Elſter-

oder Hühneraugen; ſie wachſen immer beſtändig friſch heran, ſie ſind überall und nirgends, ſie hüpfen umher, wie die Heupferde ohne Zaum und Zügel, begucken alles und kaufen nichts, wie die Diebe, und doch, wenn man ſie ertappt, ſind ſie am losgelaſſenſten.

XVIII.

Die Kunst
mit Kaffeeſchweſtern umzugehen,

nebſt

einem Anhang über das Klatſchen, Mediſiren, Verläumden,
Spötteln, Achſelzucken, Augenblinzen, Kopfſchütteln,
Händereiben, Ohrenſpitzen u. ſ. w., wie auch
einige Fingerzeige über die Kunſt, alles zu wiſſen, was
bei ſeinem Nachbar vorgeht, wie viel Ellen Tafft alle
Damen in derſelben Straße zu ihren Oberröcken gebrauchen,
wie die Geſindeordnung aller Häuſer beſchaffen,
wer den Mädchen in dem Revier die Cour macht, wie
groß der Pantoffel in den verſchiedenen Familien
der Umgegend iſt u. ſ. w. u. ſ. w.

Herausgegeben
von einem
Praktikus und Kaffeebruder.

Vorwort.

Adams **erſter ruhiger** Schlaf iſt auch ſein **letzter** geweſen; er erwachte und hatte eine — Frau. Nichts war natürlicher, als daß es bald kein Paradies mehr für ihn gab, ſie zogen aus dem Paradieſe; alles war ſtille; kein Blatt regte ſich an den Aeſten und Zweigen des Gottesgartens; kein Säuſeln der Zweige ſagte ihnen ein flüſternd — Lebewohl! Eva ſchmollte, kein Wort kam über ihre Lippen, und Adam gieng ganz traurig neben her. Ermüdet lagerten ſie ſich unter einem Baum, doch nicht eine Sylbe vermochte Adam aus ihr herauszubringen; da fiel ein Korn von der Frucht des Baumes herab und gerade in ihre Herzgrube, ſogleich fing Eva an, nicht nur zu ſprechen, ſondern unerſchöpflich, wie ein Springbrunnen zu plaudern und zu raiſonniren; Adam erſtaunte über dieſes Wunder, nahm einige Körner dieſes Baumes mit — es war der Kaffeebaum — und baute ſie in ſeinem Exparadieſe; ſo oft Eva ſchmollte und nicht ſprach, legte er ihr eine Kaffeebohne auf die Herzgrube, und ſie begann wie ein Uhrwerk zu plaudern. Dieſes iſt der erſte Urſprung des Kaffeegebrauchs; wie er bis auf unſere Zeiten raffinirt und kultivirt worden iſt, weiß jede Leſerin ohnehin.

Erſtes Kapitel.

Vom Anzug in Kaffeegeſellſchaften.

Das Anziehen in Kaffeegeſellſchaften iſt eben ſo wichtig, als das Abſtoßen. Eigentlich aber iſt allda nur vom Losziehen die Rede.

Für die Damen iſt eine dunkle Farbe zu empfehlen, da doch ohnehin eine die andere verdunkeln, und ſich mit den Flecken der Mitſchweſtern beſchäftigen will. Enge Schuhe können nicht ſchaden, da gewiß jede noch eine in der Geſellſchaft findet, bei deren Anblick ihr der Schuh zu weit wird. Schnüren dürfen ſie ſich nicht ſehr, da ſie ſich im Verlauf der Geſellſchaft immer mehr aufblaſen. Den Mantel müſſen ſie nicht ablegen, um ihn nach dem Wind hängen zu können. Ihr Haar muß ſorgfältig gemacht ſeyn, denn ſie laſſen nicht gerne ein gutes Haar an Jemanden.

Zweites Kapitel.

Ueber das Handarbeiten in Kaffee-Geſellſchaften.

Das Strickzeug müſſen ſie auf jeden Fall mitbringen, damit ihnen ja beileibe der Faden der Unterhaltung nicht ausgehe, und damit ſie ſich gegenſeitig tief in's Geſpräch verſtricken. Feine Tücher zu ſäumen, ſteht aber nur höchſtens der Hausfrau zu, doch darf ſie darüber keine Mediſance verſäumen. Merken iſt in Geſellſchaft ſehr zu empfehlen, denn da ſie ſo viel Perſonen um ihren Namen bringen, ſo müſſen ſie es doch auf einer andern Seite wieder einigermaßen erſetzen.

Drittes Kapitel.

Ueber das Sich-Introduziren in Kaffee-Geſellſchaften.

Ein Mann, der in eine Kaffeegeſellſchaft von Damen gebeten iſt, verſehe ſich mit drei Sachen und er iſt flott.

1) Eine wahre Anekdote aus dem Leben der Stadt.
2) Ein Bericht einer neuen Mode oder eines neuen Stoffes.
3) Eine Scheere, um die guten Namen und die Langeweile abzuſchneiden.

Er beginne vom Wetter und leite es immer ſo, daß er ſeine Anekdote daran anknüpfen kann. Z. B. „Es iſt ſehr glatt drauſſen; man kann leicht ausgleiten. Apropos, das bringt mich auf die Idee eines Fehltritts, da muß ich Ihnen eine wahre Anekdote erzählen!“ Oder: „Es iſt heiß zum verſchmachten! Weil wir eben vom Verſchmachten und Schmachten reden, muß ich Ihnen eine wahre drollige Anekdote mittheilen!“ u. dgl. m.“

Viertes Kapitel.

Sonſtiges Benehmen.

Bei der vierten Taſſe ſind die Sprachwerkzeuge ſchon ganz durchwärmt und erregt, man nimmt es nun mit der geographiſchen Mediſance nicht mehr ſo genau, d. h. es können nun auch entfernteſte Stadtgegenden an die Reihe kommen, und die nächſten Verwandten um einen Namen kürzer gemacht werden. Mit der fünften Taſſe fängt die Ohrenbeichte an, d. h. man flüſtert ſich ſchon über ſeinen Nebenſitzenden in die Ohren. Bei der ſechsten Taſſe löſen ſich alle Bande des Blutes und des Herzens, es herrſcht eine allgemeine Mediſance-Freiheit und Gleichheit.

Fünftes Kapitel.

Abſchieds-Complimente.

Zu empfehlen braucht man ſich gar nicht, denn man hat ſich durch ſein Läſtern und Spotten genugſam empfohlen. Man reicht den Damen das Umſchlagetuch, denn nach ungebundenen Reden können ſie bloß in Umſchlag erſcheinen; begleitet ſie an den Wagen und ſagt leiſe: „Fahren Sie ſo fort und Sie kommen weit!“

Sechstes Kapitel.

Schluß.

Man ſieht nach, wie viele gute Namen auf dem Platze blieben, wie viel leicht, und wie viel tödtlich verwundet wurden, man ſcharrt die Todten ein und giebt die Hoffnung auf die andern nicht auf. Man küßt ſich gegenſeitig, um das Geſagte zu beſiegeln und geht auseinander, um wieder zuſammen zu kommen.

XIX.

Die literariſche Holzſpaltungs-Anſtalt.

Wenn wir einen Blick auf die literariſchen Waldungen werfen, und ihren ehemaligen Zuſtand mit ihrem jetzigen vergleichen, ſo drängt ſich uns unwillkührlich die Furcht auf, bald einen gänzlichen Mangel an wahrem Eichen- und Tannenbrennholz leiden zu müſſen und gezwungen zu ſeyn, unſere Leſezimmer bloß mit den Stoppeln und Maisblättern einer Afterlektüre zu heitzen. Wie kräftig und rieſenſtäm=

mig eilten nicht ſonſt die vielblättrigen Bäume dieſer alten Wälder hinan zum Himmel, wie konnte der Leſer von Zweig zu Zweig eilen und ſich hinaufſchwingen in die klare, höhere Region des poetiſchen Daſeyns und ſich kräftigen in dem Stahlbade der weitgeſtreckten Anſchauung des Lebens; oder ſich leſend und luſtwandelnd ergehen in den gaſtlichen und ernſten Schatten ihrer Zweige, die nachbarlich verſchlungen, ſeine geiſtige Promenade überbauten! Da ſprach aus jedem Baume die inwohnende Hamadryade heiliger Gefühle uns an; in dem Rauſchen der Blätter hörten wir nur den An- und Rückklang unſerer Herzenstöne, und in jedem Stamme ſtanden die eigenen Namen der heimiſchen Pieriden eingeſchnitten! Doch werfen wir jetzt einen Blick nach dieſen Wäldern. Wie ausgeſichtet! wie ausgereutet! wie hat nicht die Art der fällenden Nachſcribler an den üppigen Bäumen genaſcht! Welch ein Heer von Holz- und Baumdieben hat hier nicht fouragirt und requirirt! Die Zweige ſind entlaubt, und ſtatt der heimathlichen Nachtigall niſtet nur die nachäffende Spottdroſſel (Turdus Polyglottus) in den ausgelichteten Aeſten. Auf dem großen klaſſiſchen Banyas-Baume ſitzen pedantiſche Affen, welche die Citationsnüſſe herabwerfen in den Schoos unwiſſender Komodſchreiber, welche ſie ſodann als Mottovorhängetüchlein ihren Kindlein vorbinden. Der Baum der Erkenntniß, der ſonſt inmitten des Schreibe-Edens ſtand, iſt verdorrt, und die rieſigen Piſangblätter der Alten werden von den jetzigen talentnackten Geſchwindſchreibern zu kleinen Blätterchen verſchnitten, ihre Blößen damit zu decken! Dieſes Eingehen der literariſchen Waldung, die dadurch bevorſtehende Holztheurung und die Vorahnung eines Leſefroſttodes, hat die jetzige ökonomiſche Handhaberei des Literaturgehölzes herbeigeführt. Eine der vorzüglichſten Hervorbringungen dieſer Anſtalt ſind die Sparöfen und Sparheerde, id est Journale und Zeitſchriften. Mit einem kleinen, unbedeutenden Stückchen wird ein ganzes Leſepublikum einige Tage lang in einem gewiſſen Wärmegrad erhalten. Was wird nicht Alles auf dieſem belletriſtiſchen Sparheerde verkocht und verbacken! romantiſche Kräuterſuppen, kritiſche Brühen, ſentimentale Hohle-Hippen, Notizenkoch, polemiſche Hachée, Charadenragouts ꝛc. ꝛc.! Und nun gar jene Sparöfen, die mit anderwärts ſchon ausgebrannten und hier noch einmal angeglommenen Steinkohlen heitzen, d. h. jene Zeitſchriften, die nachdrucken und Todte beſchwören; dieſe contribuiren zur Holzökonomie am meiſten. Aber es iſt nicht genug, daß das Verbrauchungsſyſtem eingeſchränkt wird, die Materie ſelbſt, das Holz muß ökonomiſcher behauen werden, und zu dieſem Behufe giebt es Gottlob, auch eine „literariſche Holzverkleinerungsanſtalt“ in der ſchreibenden Welt. Es giebt nämlich Leute, die theils von der lieben Regentin Vernunft monatlich wenig Gage beziehen, oder auch ſolche, die gar keine eigentlichen Gedankenrenten haben, ſondern davon leben, daß ſie zuweilen einen finden, oder ſich bei einem andern Gedanken zu Gaſte laden, oder auch irgendwo ausführen ꝛc. Dieſe Leute wollen doch auch als Kontribuenten der Schriftſtellerwelt leben, darum werden ſie „Holzhauer" und „Holzverkleinerer" der Literatur. Sie ſchleppen nämlich einen alten Stamm aus klaſſiſchem Boden in ihren eigenen, der auch zuweilen klaſſiſch iſt, z. B. aus der dritten Klaſſe; — nun keilen ſie ſich mittelſt eines Diktionairs in den Stamm hinein, und verurſachen alſo ſchon eine Spaltung in der alten Literatur. Nachher wird darauf losgehämmert und losgezimmert, bis der Stamm in ſeinen Theilen zerfällt, glatt gehauen, und in verſchiedene Stöße aufgeſchichtet wird, worauf ſie dann tarifmäßig losſchlagen:

C. M.

Eine Klafter Ueberſetzung in großen Scheiten	24 fl.
Eine dito Auszüge in kleinen dito .	20 —

	C. M.
Ein Schäffel Rinde für Quartalſchriften	15 fl.
Ein dito Abſchnitzel für Almanache	12 —

Nun bleiben ihnen noch Accidenzien und Nebenſporteln, die ſie auch mit einer außerordentlichen Betriebſamkeit zu befördern wiſſen. Z. B.

	C. M.
Die Späne als Gedankenſpäne, das Bündel	10 fl.
Die Splitter als Gedankenſplitter das Büttel	8 —
Die Abfälle als Einfälle, das Maaß	5 —
Die Holzfaſern als Gedankenfidibus, das Hundert	3 —
Den Holzſtaub als Gedankenzunder, die Handvoll	30 kr.

Man ſieht, dieſe belletriſtiſchen Holzverſilberer haben es in ökonomiſcher Gediegenheit weit gebracht.

Man glaube aber ja nicht, daß man bei Heitzung der Leſekabinette mit dieſem Klein-

und Dünnholz Kälte leide, im Gegentheil, es rinnt einem der helle Schweiß über die Stirne. Die Adreſſe dieſer Holzhauer iſt Jedem bekannt, wer ſie aber ſprechen will, der gehe auf einen Kreuzweg zwiſchen einer Antiquarhandlung und einer Buchdruckerei, und rufe dreimal: „Heilige Propheten der Kunſt! erſte Lichter der Literatur!" Da kommen ſie gleich und fragen: „Was befiehlt der Herr?"

XX.

Zabadeus Sauerteigs

Neujahrs-Prophezeihungen.

Das neue Jahr wird, wie jede Neuigkeit, einen Tag das allgemeine Stadtgeſpräch ſeyn; man wird ſich mit dem Munde wünſchen, mit dem Herzen verwünſchen. Man wird koſtbare Geſchenke machen, und die Rechnungen nicht bezahlen. Leute werden lange Reden halten und nichts ſagen. Liebhaber werden mit Anſtand verſchenken, was man ihnen mit großem Anſtande borgte. Frauenzimmer werden ſich einen halben Tag ankleiden, um den andern halben Tag entblößt zu gehen. Männer werden ihre Weiber überraſchen mit Zärtlichkeit. Das Jahr wird ſeyn ein Schaltjahr für alle Frauen, die ſchwache Männer haben. Die Zinszahl wird dem Hausherrn immer zu klein, den Einwohnern immer zu groß dünken. Der Planet, der das Jahr regieren wird, heißt Gold. Zwiſchen Weihnachten und Aſchermittwoch wird es ſehr viele Glückliche, nämlich Betrunk'ne geben. Den längſten Tag wird haben ein Dichter an dem Tage, an dem ſein erſtes Stück aufgeführt wird. Die längſte Nacht wird haben ein Weib vor der Abreiſe ihres Mannes, und die kürzeſte Nacht der Mann nach der Abreiſe ſeines Weibes. Ein ewiger Frühling wird ſeyn in den Toilettbüchschen der Damen. Finſterniſſe wird es zwei geben, eine unſichtbare bei den ſogenannten Helldenkern, und eine ſichtbare von der Sohle bis zum Scheitel einer gewiſſen Jungfrau, die ſo groß als ganz Europa iſt. Das erſte Mondesviertel tritt ein nicht lange nach der Hochzeit. Ein ergiebiges Feld wird es geben für Zwiſchenträger, einen günſtigen Wind für Ohrenbläſer, eine trockne Zeit für die Converſation, und heiß wird es werden allen ehrlichen Leuten. Der Hagel wird viel Unheil anrichten, nämlich der Janhagel. Viel Bliß und Donner wird es geben in häuslichen Kreiſen. Eine Ueberſchwemmung wird es geben an Gedichten, und doch eine Dürre in der Poeſie. Viel Nebel wird ſeyn, doch reifen wird nichts. Eine ergiebige Erndte wird ſeyn an Dünkelkorn, ein herrlicher Schnitt für Namen- und Ehrabſchneider; an Flegeln wird kein Mangel ſeyn, doch gedroſchen wird leeres Stroh. Am beſuchteſten wird ſeyn das Pfandhaus, und am luſtigſten in den Trauerſpielen. Man wird wie ſein Leben lieben — die Todten, und tödtlich haſſen — die Lebenden. Man wird in Geſellſchaften gehen, um allein zu ſeyn. Man wird ſich ſtets ſchminken, und nicht roth werden. Man wird ſich für eine Ewigkeit trauen laſſen, und ſich von dieſer Minute an keinen Augenblick mehr trauen. Menſchen, die nie hungrig ſind, werden ſtets eſſen, und die ſo Hunger leiden kriegen keinen Biſſen. Man wird faſt eben ſo viel Zahlungen ein= als Wechſel ausſtellen. Man wird das ganze Jahr verliebt ſeyn, und doch nicht lieben. Man wird viel Gönner und wenig Kenner finden. Die Müßiggänger werden ſehr beſchäftigt ſeyn, und die Geſchäftsleute werden müßig gehen. Weiber werden ſich den ganzen Tag Mühe geben, Abends zu gefallen, und werden, beim Lichte betrachtet, mißfallen. Ein Jeder wird es lieben, nur ſich ſelber zu ſehen, und doch ſeinem Nachbar den Spiegel vorhalten. Der nicht einen Bedienten hat, wird oft Viele beherrſchen, und der zehn Diener hält, wird kaum ſein eigener Herr ſeyn. Um den Streit zweier Partheien zu ſchlichten, wird man Leute beſolden, die ihn ewig machen. Leute ohne Ausbildung werden die meiſte Einbildung haben. Auf den Theatern wird man die alten griechiſchen Stücke mit vielem Auf=

wande geben, das eine groſse Trauerſpiel aber: „die Griechen,“ wird ohne Theilnahme vorübergehen. Nach verbotenen Frauen und verbotenen Büchern geſchieht die meiſte Nachfrage, erlaubte Bücher und ledige Mädchen aber werden nicht an Mann zu bringen ſeyn. In der Literatur werden viele Diebe erwiſcht werden, die kritiſchen Richter werden die kleinen hängen, und die großen laufen laſſen. Man wird ſich in Zwölf Sprachen „gehorſamer Diener“ nennen, und keinem Menſchen einen Dienſt erweiſen. Die Ungeſchliffenen werden am ſchneidendſten, und die Geſchliffenen am ſtumpfſten ſeyn. Leute, die zehn tauſend Tage ſtudiert haben, kriegen kein Amt, und die nur eine Nacht verheirathet ſind, werden angeſtellt. Arme Teufel werden reich ſeyn an Witz, Laune und frohem Muth, und reiche Männer werden arme Sünder ſeyn. Man wird, um friſche Luft zu ſchöpfen, in verſchloſſenen Häuſern ſpazieren fahren. Leute, die nirgends kochen, werden überall eſſen, und die überall zu

Hauſe ſind, werden bei ſich ſelbſt fremd ſeyn. In Leſezirkeln wird man bemerken, daß die Lichter immer kürzer, die Zeit aber immer länger wird, und die Redaktoren ſämmtlicher Journale werden ſehr klagen über die große Abnahme — der Abnehmer.

Amen.

XXI.

Das kurioſe Paar. *)

Zuerſt ein Wort an Euch, holde Leſerinnen! Gönnet mir das erſte Wort, es iſt ja das letzte nicht! Verzeiht mir, daß ich das Meiſterſtück der Schöpfung nachgeſchaffen, daß man am Ende ein ganzer Schöpfer wird! Verzeiht, daß ich es wagte, eine weibliche Figur aus den Geräthſchaften der Küche zuſammenzuſetzen, da Ihr doch eigentlich ſo ſelten in der Küche figuriret. Aber da ich immer ſagen hörte: Die Frauen ſind aus lauter Launen zuſammengeſetzt, ſo dachte ich, es iſt doch beſſer, aus Küchengeräthen, als aus Launen zu-

---

*) Das Bildniß zu dieſer Beſchreibung war in der „Berliner Schnellpoſt." A. d. V.

ſammengeſetzt zu ſeyn. O ſeyd mir nicht böſe und glaubt mir ſicher, daß Euch das Feuer der Küche eine ſchönere Röthe giebt, als das romantiſche; daß das Küchenbrett mehr Euer Feld, als das Feld des Schachbretts iſt, und daß das Drehen des Bratenwenders Euch beſſer anſteht, als das Naſendrehen. Es iſt höchſt ſonderbar, daß Ihr, ſo lang Ihr Mädchen ſeyd, keinen ängſtlichern Wunſch habt, als den, ein Haus zu machen, und einen eignen Heerd zu haben, und habt Ihr beides, ſo geht die Häuslichkeit verloren, und um den Heerd bekümmert Ihr Euch gar nicht mehr. Verzeiht alſo meine Erfindungskraft, daß ſie ein weibliches Weſen aus ſolchen Geräthen ſchuf, bei denen ihre Einmiſchung am beſten geräth. Mit Dir, lieber Leſer, mache ich gar keine Umſtände, und bitte Dich nur, ein beobachtendes Auge auf dies kurioſe Paar zu haben, indem ſich vielleicht bei näherer Betrachtung herausbringen ließe, daß bei den meiſten Menſchen ſich viele körperliche Theile ihrer organiſchen und mora=

liſchen Beſtimmung nach, zu den hier angebrachten Inſtrumenten und Geräthen hinneigen. Wir wollen bei dem Haupte anfangen, bei manchen Menſchen auch Kopf genannt. Man weiß, ein Mann von Kopf und ein Mann von Haupt ſind zwei verſchiedene Dinge. Ein Hauptmann iſt nicht immer ein Mann von Kopf, mancher Mann von Kopf hat ein Oberhaupt, das ſeinem Unterhaupte kaum gleichkömmt. Leute ohne Kopf machen oft ein Haupt-Glück, und mancher Haupt-Streich wurde kopflos ausgeführt. Wer nicht auf den Kopf gefallen iſt, wird oft auf das Haupt geſchlagen. Mancher Kaufmann kratzt ſich den Kopf, wenn er ſein Haupt-Buch lieſet, und gerade in Hauptſachen verliert man am erſten den Kopf. Der Dummſtolze neigt das Haupt, der Klugfreundliche nickt mit dem Kopfe. Der Mann iſt das Haupt des Hauſes, aber die Frau wächſt ihm über den Kopf. Man wird enthauptet und nicht entköpft, ſo wie man umgekehrt geköpft und nie gehauptet wird. Ueberhaupt iſt Kopf männlich und Haupt ſächlich. Ein behaubtes Haupt iſt weiblich; es beſteht auf ſeinen Kopf und behauptet ſeine Regierung. Kopf und Geld ſind ſelten beiſammen, daher das Kopfgeld aufgehoben wurde; aber Geld bleibt doch immer das Haupt, und gegen dieſen Hauptton verſtimmen alle Kopfſtimmen! Ich fange alſo bei dem männlichen Kopfe an, und frage jeden Leſer von Kopf: ob nicht bei den meiſten Menſchen der Kopf nichts iſt, als eine Trommel mit dem eigenen Eſelsfelle bezogen, und von den Schlägeln des Irrthums und des Wahnes betrommelt. Die Trommel und der Kopf, je überſpannter ſie ſind, deſto größeren Lärm machen ſie. Iſt nicht der Kopf des geſelligen Horchers eine wahre Rührtrommel? bei der kleinſten Herzensfeuersbrunſt, bei dem kleinſten Eheſcharmützel, bei dem kleinſten Feſtmanöver läuft dieſe Feuerlärm-, Lizitations- und Ankündigungs-Trommel durch die ganze Stadt.

Meiſtens braucht man, wie zu gewöhnlichen Trommelſchlägerchen, kleine Leutchen dazu, die wie Vaucanſons berühmtes Automat immerwährend forttrommelt. — Nun wende ich mich zu dem weiblichen Haupte, eine Wendung, die dem Leſer gewiß gefällt, da es in dieſem Punkte ein wahrer Wendepunkt iſt. Den größten Theil dieſes Hauptes bildet eine Suppenterrine, deren Deckelknopf die Naſe vorſtellt. Sollte das etwa bedeuten, daß es ein Hauptgeſchäft der Frauen iſt, einem ein Süppchen einzubrocken, oder einem die Suppe zu verſalzen? Die Handhabe einer Kanne bildet den Mund und das Auge, eine boshafte Anſpielung auf die Kannengießerei, die von weiblichen Lippen gehandhabt wird, und welche die Frauen immer im Auge haben. Eine ganz neue Art von Hüten lernen wir an dieſem Haupte kennen: einen zurückgeſtürzten Korb; wenn ich maliziöſe ſeyn wollte, ſo würde ich ſagen, dieſer Kopfputz iſt ſchon deswegen ſehr richtig, weil alle Körbe, die die Mädchen austheilen, zuletzt auf ſie ſelbſt zurückfallen, welches noch ein Glück iſt, da ſonſt die grauen Härchen nicht von einer Haube bedeckt werden. Je mehr Körbe ein Mädchen vom grünen Jungfernholze flicht, deſto weniger iſt Hymen geneigt, ihr am gelben Herbſtholze Ehekränze zu flechten. Wahrſcheinlich iſt der guten Dame mit den Körben ein Härchen nach dem andern ausgegangen, und nicht wieder heimgekehrt, ſo daß zuletzt kein gutes Haar mehr an ihr zu finden war, und der letzte Korb muß nun dazu dienen, als Mantel chriſtlicher Liebe die Blößen menſchlicher Schwächen zu bedecken. Der Henkel bindet den Korb als Bindeband um die Wange unſerer Dame, ſie hätte wohl nicht nöthig, den Korb zu binden, da ihn ſchwerlich noch jemand holen wird; allein es iſt das einzige Band, das ſie zu knüpfen hat, und ſie feiert dieſe Verbindung ſo zu ſagen ſymboliſch, wie der Doge die Verbindung mit dem Meere. Als Bouquet prangt auf dem Korbe ein Flederwiſch. Was ſoll das bedeuten? Wer Langbeins witzige Erzählung: „die Flederwiſche“ kennt, muß mit mir auf die Idee kommen, es ſey ein Flüchtling jener Flederwiſche, mit der eine Korbaustheilerin ihren Freiern die Thüre nachkehrte. Hier ſcheint es aber keine Nachkehrung, ſondern eine Vorkehrung zu ſeyn, einen irrenden Freier zur Einkehrung in das Land zu laden, aus dem keine Rückkehr möglich iſt: in das von ihr gelobte Land der Ehe. Dieſer Flederwiſch ſoll ein Meilenzeiger in dies Land ſeyn und ſagen: „Hier ſind noch einige Federn zu haben.“ Solche Goldfedern ſind allerdings ein Reizmittel, und dieſer Flederwiſchpharus dürfte manchen anlocken, ſich aus dem Sturm der Zeit und der Kreditoren in den winkenden, wenn auch nicht einladenden Hafen zu retten. Daß dieſe Lockangel unſerm Manne hier gelte, bezweifle ich, da aus ſeiner Kopfbedeckung — einem Horne — ſich deutlich ergiebt, daß er ſchon anderweitig ein einziges Ja erkauft hat, und dann immer und ewig „Nein“ zu hören. Gerade unter dieſem Schickſalshute der Ehemänner erblicken wir auf dem ſogenannten Schmutzfleck der Trommel, das muſikaliſche Notengeſicht. Der Violinſchlüſſel formirt die Naſe, weil ſie auch nach vier Seiten (Saiten) hinausſchmeckt und die Brille als Sordinchen aufſitzen hat. Die zwei Augen ſind ein Kreuzchen und ein Auflöſer, denn drückt der Menſch nicht, wenn er mit heuchleriſchen Kreuzblicken ein Auge zum Himmel erhebt, das andere halb zu, und löſet ſo den erhöhten Blick wieder zum gemeinen auf? Die Ligaturen ſind als Augenbraunen kurz abgeſchnitten, wie nach Lavater ſolche Augenbraunen einen ungeſchliffenen Geiſt verrathen. Wer ſieht nicht, daß dieſe 32ſtel Note den Mund mit ſeinen 32 Zähnen vorſtellt, incluſive der Weisheitszähne, die jeder Narr auch hat? Daß der Hals ein Poſthorn iſt, iſt ſehr natürlich. Tauſend Menſchen künden durch dieſes Sprach-Klapper-Poſthorn jeden Paſſagier an, den ſie in der Herzenschaiſe führen. Auch dieſes Poſthorn will, daß ihm, wenn es erſchallt, alles andere ausweiche und Platz mache. Die Achſelblätter bieten ſich uns als Teller dar, wahrſcheinlich, weil die Tendenz aller heuchleriſchen Achſelträger bloß auf einen vollgefüllten Teller hinausgeht! Herz, Bruſt und Bauch bildet das Violoncell, wie denn bei vielen Menſchen das Herz auch nur ein Bauch zu ſeyn ſcheint, der ſich behaglich ſtreichen läßt. Der Nacken unſerer Dame hingegen wird von der Handhabe eines Eimers gebildet, der dann weiter hinab als ſchmale Taille zuſammenläuft. Sollte dieſes Gefäß als Maaß vielleicht andeuten, daß Herz und Bruſt der Frauen ſtets nur mit Maaß zu thun haben, mit Maaßlieb oder Schneidermaaß oder Anmaaßung? Dies wäre etwas weit hergeholt, und man könnte dann eben ſo gut ſagen: der Reif am Eimer, der ſie wie ein Schnürleib umſchließt, wolle andeuten: die Dame wäre ſchon ſehr reif! Denn daß ſie reif, ja, etwas überreif, d. h. daß ſie von ihrer Naturmitgift ſchon das Meiſte an dem Leben zugeſetzt hat, beweiſet die Schürze, die ſie als Procurabuſen an die Stelle, wo weiland ein wirklicher in Garniſon geſtanden haben ſoll, einſchob. Wahrſcheinlich iſt darum die Schürze erwählt worden, ihre Parterrewohnung mit der leerſtehenden Belle-Etage zu vertauſchen, weil die Schürzen im Geruche ſtehen, nicht nur eine *Nachkommenſchaft*, ſondern eine *Nachläuferſchaft* hervorzubringen. Wir ſehen, die Dame hat den Knoten gut *geſchürzt*; wer ihn einſt *löſen* wird, wird ſich einen neuen im Taſchentuche machen, um bei ähnlichen Vorfallenheiten Schein von Wahrheit zu unterſcheiden. An der Stelle des Flors oder der Gaze, die den Buſen entdeckend bedecken ſollen, hat ſich hier ein *Durchſchlag* eingeſchlichen, weil ſie noch immer von der Hoffnung beſeelt iſt, ſich mit ihrer Auxiliarſchürze noch ziemlich gut *durchzuſchlagen*. Ihre rechte Hand, die aus einem *Wiegenmeſſer* und einem *Nudel-*

holze beſteht, hält ſich ein Becken als Spiegel vor das Angeſicht. Vergebens bemühe ich mich, in die Compoſition dieſer Hand, ſo wie der Linken, aus Kaffeetrommel, Topf und Reibeiſen, irgend einen Sinn hineinzulegen, wenn es nicht etwa gerade der ſeyn ſollte, daß die Damen mit ihrer Hand oft ganz ſinnlos ſchalten und walten. Oder ſollte das Wiegemeſſer ſagen: ein Mädchen, das ſich lange mit falſchen Hoffnungen wiegt oder lange mißt, ergreift endlich etwas ganz Ordinaires, und hält es für den Spiegel der männlichen Jugend? Sollte die Kaffeetrommel, die den linken Oberarm macht, etwa ſagen: der Kaffee liege ihr ſehr am Herzen? Der Topf, daß dieſe Hand das Feuer nicht ſcheue? Das Reibeiſen, daß ſie ſchon manche Reibung erlebt? Alles dieſes ſind Muthmaßungen; gewiſſer iſt es, daß die zwei Blaſebälge, von denen einer, wie eine Waffe, ihre Hüfte ziert, und der andere zum ſteten Gebrauch in ihrer Hand glänze, gewiſſe Gluthen anfachen ſollen. Der eine dient ihr zugleich als Lorgnette, denn manche Lorgnette dient als Blaſebalg und muß die Lohe der Blicke noch mehr ſchüren und anfachen. Der andere, in Ruheſtand verſetzte, hat entweder ſchon ausgedient, oder dient bloß als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und ſchürt blos das Feuer der Nachbarinnen, Gevatterinnen und Freundinnen an. Weil wir eben von Nachbarinnen reden, drehen wir uns wieder zu unſerm Muſikmann, deſſen rechter Oberarm ein Reiſeklavier bildet; dies Inſtrument iſt wörtlich arm. Der Vorderam beſteht aus einer Trompete, in der eine Flöte ſteckt; vielleicht eine ſinnreiche Anſpielung, daß die Muſik eine glückliche Verbindung des Zarten mit dem Starken iſt, oder daß gewiſſe Hände nicht eher pulſiren, bis ſie Metallklänge hören. Das Sprichwort: „Jede Trompete hat ihre Quaſte,“ beſtätiget ſich auch hier, da die Quaſte die Hand formirt. Der Violinſchlüſſel des Geſichts ſcheint die Naſe zu rümpfen über die Keſſelpauken des Sede=

ments, die von dem Triangel=Leibrock überſchattet werden. In den gehenden Theilen ſehen wir ganz richtig lauter begleitende Inſtrumente, Mandoline, Guitarre, Tambourin u. ſ. w. Die Violine im Fuße iſt eine ſatyriſche Anſpielung auf die Verkehrtheit der Zeit, die alles, was leeren Lärm macht, bis über den Kopf erhebt, wie hier Trommel und Horn, und das Werthvolle, das weniger Geräuſch macht, unterdrückt. Der rechte Fuß ſcheint der eines Muſikers von Profeſſion zu ſeyn, der im gewöhnlichen Dünkel die Dichter=Leyer mit Füßen tritt! Der Linke iſt eine Art Bocksfuß, der mit der Panpfeiſe auftritt, um Waldnymphen zu locken. Charakteriſtiſch iſt es, daß auch hier, wie im Leben, die ächte Apollo=Leyer vor der Bockspfeife zurücktreten muß. Ganz anders geſtaltet ſich das Koſtüm unſerer ſchönen Küchengeſtalten. Den Hauptbeſtandtheil ihrer Robe macht ein Präſentirbrett, ſo zu ſagen, als **loco sigilli** des beliebten **Cul de Paris**, der doch auch gar nichts anders iſt, als ein Präſentirteller, jedoch blos eines Schaugerichts, ſo wie man einen Präſentirteller gewöhnlich herumgehen läßt, in der Vorausſetzung, es wird Niemand etwas davon berühren. Dabei ſieht man ein Netz, Teller, Mörſer, Trichter, Kelle, Taſſe, Quirl, Kaffeemühle u. ſ. w., als Stickerei des Kleides. Das Netz hat etwas große Räume, wahrſcheinlich weil es nur auf Stockfiſche berechnet iſt, da die feinen Hechtchen und die Goldfiſchchen alle entſchlüpft ſind. Die andern Geräthe ſollen blos andeuten, daß ähnliche Dinge die ſchönſte Zierde einer häuslichen Frau ſind, und ihr am beſten kleiden. Die breite Bordure des Kleides wird von einem Waſſerfaſſe ohne Boden, in welchem ſie ſteht, repräſentirt; das iſt eine wahrhafte Einfaſſung, und ſagt klar, daß die Damen jedem Dinge gleich den Boden einſtoßen, um nur damit zu Stande zu kommen. Der rechte Fuß mit dem Beilpantoffel bezeugt, daß ſo ein rechter Pantoffel ein wahres Henkerbeil iſt; der linke Fuß ſcheint blos ein Bürſtenabzug des rechten zu ſeyn. Das Verhältniß, in welchem dies Paar zu einander ſteht, iſt ſchwer zu enträthſeln; ſollte es doch vielleicht ihr Gemahl ſeyn, und er ſchlüge die Harfe, wie David, um den böſen Geiſt von ihr zu bannen? Das kann ich nicht glauben, denn um ihrem Ehemanne zu gefallen, tritt keine Dame vor den Spiegel. Sollte es vielleicht Braut und Bräutigam ſeyn, und er wäre eben beſchäftigt, für den lieben Eheſtand andere Saiten aufzuſpannen? Für eine Braut lebt ſie auf zu freiem Fuße, da ſonſt die Bräute gern die Füßchen einziehen, um für Paradiesvögel zu gelten. Sollten ſie ſich etwa eben getrennt haben, und er ſtimmt ein Te Deum an? Dieß gewinnt an Wahrſcheinlichkeit, wenn man ſieht, daß beide Figuren eben zurücktreten; jedoch wage ich es nicht, zu entſcheiden, und überlaſſe es dem Scharfſinne der Leſer. So viel iſt gewiß, daß er ein Mann von Ton und ſie ein Weib von Feuer iſt;

man ſieht daraus, daß der Mann mehr zum Harmoniren geneigt, und der Zwietrachtsfunke bei der Frau glimmt. Alſo ſinge ich ihm jetzt ſein Schwanenlied, und ſage: Friede ihrer Aſche!

XXII.

Trauungs-Rede

zur

Vermählung des Herrn Kaffee mit Demoiſelle Sahne.

Meine andächtigen, theuren und koſtſpieligen Freunde!

Der Text, den wir unſerer heutigen Rede zu Grunde gelegt haben, findet ſich aufgezeichnet im erſten Buche der Geneſis, und lautet daſelbſt im erſten Kapitel, Vers neun, wie folgt:

Es verſammeln ſich die Waſſer unter dem Himmel auf einem Orte, damit das Trockne ſichtbar werde!

Im erſten Augenblick, aber nur im erſten Augenblick, ſcheint in dieſen Worten ein großer Widerſpruch zu liegen; denn wenn ſich alles Waſſer vereinigt, wie kann da etwas Trockenes ſichtbar werden? Bei näherer Betrachtung aber wird es ſich als ganz richtig bewähren. Zu dieſer Betrachtung erbitte ich mir Eure gewohnte Aufmerkſamkeit in den folgenden beiden Theilen meiner Rede, wovon der erſte Theil Waſſer und der andere trocken ſeyn wird.

(Hier kann der Zuhörer ſich oder ſeinen Nächſten räuspern, auch etwas murren, daß der Kaffee noch nicht kommt; nicht minder kann das Publikum einige ſchlechte Witze reißen, aber nicht viele, denn nun komme ich mit meinem):

Erſter Theil.

Waſſer.

Indem Ihr Euch, meine frommen Zuhörer, einige Taſſen Kaffee zu Gemüthe zieht, wird Euch die Bedeutung dieſes Wortes: Waſſer bereits durchdrungen haben.

Waſſer! welch ein Wort! Die allererſte Verſammlung beſtand aus Waſſer! wie aus dem Texte unſerer Rede hervorgeht: Es verſammeln ſich die Waſſer! Eine Tradition lehrt, daß ſie ſich verſammelt hätten, Göthe's Geburtstag zu feiern, und daß die Spree, die früher ſo breit war, wie die Wolga, ſich damals ſo erſchöpft hat, daß ſie wie ein ſeichtes Gelegenheitsgedicht durch Berlin fließt.

Waſſer! wenn es kein Waſſer gäbe, könnte man kein Waſſer unter den Wein ſchütten; könnte man kein Waſſer unter den Wein ſchütten, ſo könnten keine Weinhändler beſtehen; könnten keine Weinhändler beſtehen, ſo könnte es keine Schauſpieler geben; Schauſpieler muß es aber geben, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, könnte es keine Waſſerweiber gäben, gäbe es keine Waſſerweiber, ſo könnte es keine Sahneweiber geben; gäbe es keine Sahneweiber, gäbe es auch keine Sahne; Sahne muß es aber geben, ergo muß es auch Waſſer geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, ſo könnte es keine Thränen geben; gäb' es keine Thränen, ſo könnt' es kein Mitleid geben; gäb' es kein Mitleid, ſo könnt es kein Trauerſpiel geben; gäb' es kein Trauerſpiel, ſo könnte es keine Trauerſpieldichter geben; Trauerſpieldichter muß es aber geben, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, ſo gäb' es auch im Himmel keinen „Waſſermann; gäb' es keinen „Waſſermann,“ ſo gäb' es auch keine „Fiſche;“ gäb' es keine Stockfiſche, ſo gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, ſo gäb' es auch keinen Kaffee; Kaffee aber muß es geben, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, ſo gäb' es auch keinen Regen; gäb' es keinen Regen, ſo gäb' es auch keine Tropfen; gäb' es keine Tropfen, ſo gäb' es auch keine Homöopathie; gäb' es keine Homöopathie, gäb' es nicht „Wurſt wider Wurſt;“ gäb' es nicht „Wurſt wider Wurſt,“ ſo gäb' es keine ewige Gerechtigkeit; eine ewige Gerechtigkeit muß es aber geben, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Wenn es kein Waſſer gäbe, ſo gäb' es auch kein Meer; gäb' es kein Meer, ſo gäb' es auch keine Inſel; gäb' es keine Inſel, ſo gäb' es auch keinen Robinſon; gäb' es keinen Robinſon, ſo könnte Madame Krikeberg nicht überſetzen; Madame Krikeberg muß aber überſetzen, ergo muß es Waſſer auch geben!

Waſſer! Waſſer! Je mehr ich davon rede, je mehr läuft mir der Mund voll Waſſer! Das alles iſt Waſſer auf meine Mühle! Ich ſchließe nun den erſten Theil meiner Rede, um Euch Eure Freude nicht ganz zu Waſſer zu machen.

(Hier können die Zuhörer ihr Entzücken ausdrücken, und ſich Kräfte ſammeln zum)

Zweiten Theil.

Trocken!

Trocken ſind — meine andächtigen Zuhörer! — alle Gegenſtände, die nicht naß ſind! Mit Ausnahme der trocknen Gelbſchnabels, der hinter den Ohren noch naß iſt. Trocken iſt oft ein großes Wort, ein heilbringendes, ein verderbendes! Mit der trockenen Wahrheit könnte man eben ſo wenig in einer anſtändigen Geſellſchaft erſcheinen, als mit einem naſſen Pudel! Ein trockener Heirathsantrag macht weniger Eindruck, als ein feuchter Liebesblick! — Man wird durch einen trockenen Korb mehr begoſſen, als ein zu Waſſer gewordenes Rendezvous! — Tauſend Menſchen gehen in's Waſſer, blos um auf's Trockene zu kommen! — Ein Seelöwe, ein Seetiger ſind nicht halb ſo reizend, als ein Schäfchen — im Trockenen! —

Wie glücklich ſind die Schriftſteller, die nie Sand brauchen, ſondern die ihre Sachen gleich trocken niederſchreiben! — Ein trockener Huſten iſt bei weitem erträglicher, als ein Auswurf der Menſchheit! — Ein trockener Spaß iſt amüſanter, als ein wäſſeriger Ernſt! — So darf ich auch hoffen, daß der trockene Theil meiner Rede beſſer iſt, als der wäſſerige Theil Eures Kaffee's! — Mit Vergnügen ſeh' ich mich, meine Rede und Euch durch und durch getrocknet um das Waſſer ſitzen; denn nun iſt Euch der Text meiner Rede klar geworden:

„Es verſammeln ſich die Waſſer alle auf einem Orte, damit das Trockene ſichtbar werde!“

Alſo ward es! Die Vermählung des Herrn Kaffee mit dem Fräulein Sahne, geborne Waſſer, gab den glücklichen Impuls dieſer Rede. Seht hier ein muſterhaftes Paar! Der Bräutigam hat ſich erſt mahlen laſſen, dann hat er ſich in's Waſſer geſtürzt; die

Braut hat erſt für den eigenen Heerd geſorgt, darauf haben ſie ſich feuerlich verlobt und noch am grünen Holze verbunden. Ihr ſeyd alle als Milchbrüder von Kaffeeſchweſtern dazu eingeladen. Wir hoffen, in vier Wochen die ſilberne und in acht Wochen die goldene Hochzeit zu feiern, wozu Ihr nur das Gold und Silber mitzubringen braucht, und ſomit Glück und Segen dem neuen Ehepaare; möge Fortuna ihre Schale geben, denn bald hab' ich zu wenig Kaffeeſchalen! Zum Schluſſe danke ich Euch, die Ihr gekommen ſeyd, für die Ehre und Euch, die Ihr nicht gekommen ſeyd, für das Vergnügen, das Ihr mir erzeigt habt, in Ewigkeit, Amen!

XXIII.

Monographie der Theatral-Aſtronomie.

Lieber Leſer! ich habe Dir ſchon einmal geſagt, daß ich ein prächtiger Kerl bin, und mich ſelbſt küſſen möchte; aber ich habe Dir noch nicht geſagt, daß ich ein witziger, ein ſehr witziger Kerl bin! Du freilich weißt das nicht, aber ich! Ich bin geheim witzig, verſchwiegen! Die Welt erfährt es nur nicht, und dieß Geheimniß wird mit mir ſterben! So iſt es auch eines meiner witzigen Geheimniſſe, daß ich eine Theatral-Aſtronomie geſchrieben habe; und wenn Du mir verſprichſt, lieber Leſer, mein Geheimniß zu ehren, will ich Dir einige kleine Auszüge aus dieſer Wiſſenſchaft mittheilen. Du mußt es nur nicht weiter erzählen, ſonſt könnten die Leute glauben, ich wolle die Aſtronomie perſönlich angreifen, und die Aſtronomie könnte auf eine Fiskal-Unterſuchung bei dem Septemvir-Gericht der Plejaden gegen mich antragen, wenn ſie auch voraus ſehen kann, daß die hellen Richter ſie zurückweiſen werden. Alſo, lieber Leſer, ſage keinem Menſchen etwas von dieſer meiner geheimwitzigen Wiſſenſchaft.

Die erſte Regel

der Theatral-Aſtronomie iſt: ſeinen Horizont zu kennen, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Der Thierkreis

heißt in der Theatral-Aſtronomie derjenige Kreis von Künſtlern, die Thiere auf der Bühne darſtellen. Wenn ich alſo einer Bühne beigeſellt bin, wo ich Affen, Hunde, Wölfe u. ſ. w. darſtellen laſſe, ſo iſt das mein Thierkreis.

Die Himmelskörper

der Theatral-Aſtronomie werden eingetheilt in Firſterne, Planeten und Kometen. Die Firſterne heißen von Fixus unbeweglich. Die Schauſpieler alſo, die ſchlecht ſpielen und unbeweglich ſind, ſind die Firſterne der Bühne. Die Planeten ſind die beweglichen Sterne, entweder die Schauſpielerinnen, die beweglich oder leicht zu bewegen ſind, oder die zu großen Gagen bewegen u. ſ. w. Kometen endlich ſind die Künſtler und Künſtlerinnen, die mit einem großen Schweif von Eltern und Verwandten engagirt werden.

Der Zenith und Nadir

in der Theatral-Aſtronomie iſt, wenn man vom Scheitelpunkt bis zum Fußpunkt von dem Sternenlicht einer Künſtlerin geblendet iſt.

Der Magnet

iſt in der Theatral-Aſtronomie von großer Wichtigkeit. Allein der Theatral-Aſtronom hat bis jetzt die ſonderbare Erfahrung gemacht, daß der Magnet in der Theatral-Aſtronomie nicht nach Norden, ſondern nach Süden zieht. Der Compaß iſt auch da ſehr nöthig, denn da man zu Engagementsreiſen einen Paß nöthig hat, ſo muß man ſagen: Komm' Paß!

Der Mittags-Zirkel

iſt in der Theatral-Aſtronomie derjenige Zirkel, wo der Künſtler des Mittags zum Eſſen eingeladen, und in welchem über Koch- und Bühnenkunſt debattirt wird.

Der Aequator oder Gleicher

heißt in der Theatral-Aſtronomie derjenige Dirigent, der ſolche Stücke auf das Repertoir ſetzt, die den kürzeſten Abend ſo lang wie den längſten Tag machen, alſo eine künſtliche Tag- und Nachtgleiche hervorbringen.

Die zwölf Zeichen

der Theatral-Aſtronomie ſind: 1) Der Widder, oder das Schaf als Chef. 2) Der Stier, oder die Ochſen-Menuette. 3) Die Zwillinge, oder Staberl und Urſchel. 4) Der Krebs, oder die Mitſchuldigen. 5) Der Löwe, oder der verwunſchene Schneidergeſelle. 6) Die Jungfrau, oder die Italienerin in Algier. 7) Die Wage, oder der Juriſt und der Bauer. 8) Der Scorpion, oder der Wechſel. 9) Der Schütze, oder 14 Tage nach dem Schuß. 10) Steinbock, oder le vieux garcon et la petite fille. 11) Der Waſſermann, oder der Dichter und der Schauſpieler. 12) Die Fiſche, oder ſieben Mädchen in Uniform.

Von den nördlichen und ſüdlichen Sternbildern

finde ich in meiner Theatral-Aſtronomie auch einige thätig, z. B. das fünfte: die Caſſiopeja, ein auf dem Stuhle ſitzendes Frauenzimmer. Die Caſſiopeja iſt die Nachbarin des Kamelopards oder Giraffen (10te Bild) welcher ſeinerſeits wieder mit dem 11ten Sternbild, dem Fuhrmann, in Berührung kömmt. Auch das 11te ſüdliche Bild: der Wolf ſpielt in der Theatral-Aſtronomie eine bedeutende Rolle u. ſ. w.

Merkwürdig iſt es, daß bei meinem Theater-Aſtronom die Wage ganz an den Nagel gehängt wurde, wenigſtens die Wageſchaalen; die Zunge iſt noch in ſteter Thätigkeit.

Mehrere theatraliſch-aſtronomiſche Betrachtungen, Kalender-Bauernregeln, Wetterprophezeihungen habe ich auch geſammelt, z. B. wenn die erſte Theater-Sonne einen großen Hof hat, ſo folgt ein Beifallsregen. Wenn die Jungfrau Abends in das Zeichen einer Tanzgeſellſchaft tritt, ſo ſteht des andern Tages eine Heiſerkeit zu erwarten. Wenn ſich der Aſtronom von Norden nach Süden bewegt, um Theater-Sterne zu entdecken, ſo wird für Gaſthäuſer eine gute Ernte u. ſ. w.

XXIV.

Laufbriefe.

Ich habe mich ſchon einmal darüber gewundert, daß man blos Steckbriefe hat, die den Zweck haben, durch genaue Beſchreibung einer verdächtigen Perſon, dieſelbe kenntlich zu machen, damit ſie zum Beſten des Staats, der Ruhe, der Sicherheit und des allgemeinen Beſten angehalten, aufgefangen und zurückgeſtellt werde. Ein eben ſo vortrefliches Werk wäre es, wenn man Laufbriefe hätte. Dieſe Laufbriefe ſollten den Zweck haben, gewiſſe Leute, die durch unerträgliche Fadheit, durch Arroganz, durch Dünkel, durch Anmaßung, durch Albernheit, durch Zudringlichkeit, durch Aufpaſſerei, durch Horchen u. ſ. w. gefährlich ſind, kenntlich zu machen, damit ſie jeder um Gotteswillen nicht anhalte, ſondern um ſeiner Ruhe willen, ja ſchnell laufen laſſe. Wenn man die Steckbriefe Perſonen nachſchickt, ſo ſollte man dieſe Laufbriefe ihnen vorſchicken, ſie in die Zeitungen ſetzen laſſen, damit jeder, der einem ſolchen Zeit- und Geſellſchaftsmörder, einem ſolchen Ehren- und Namendieb, einer ſolchen geheimen Polizei-Blindſchleiche, einem ſolchen falſchen Recenſions-Münzer, einem ſolchen literariſchen Lügen- und Windbeutel, einem ſolchen korreſporinden Auslandläufer, einem ſolchen Geduldnothzüchtiger, einem ſolchen Anekdoten-Brenner und Bonmot-Schmuggler zufällig begegnet, geſchwind auf die Seite ſpringe, und ja keine Minute ihn aufhalte. Dieſe Perſonen ſollten dafür feſtgeſetzt werden, daß ſie nicht durchgehen, und fortgejagt werden, weil ſie feſtſitzen. Wie ſchön wäre es, wenn wir in der Polizeifama ſolche Laufbriefe läſen und gleich wüßten: den und den müſſen wir in Gottesnamen lauſen laſſen. Ich will zum Spaß einige ganz aus der Luft gegriffene Formulare hier beifügen und gebe jedem, der etwa etwas unter denſelben ſuchen ſollte, im voraus einen Laufbrief.

Erſter Laufbrief.

In einer ſichern Stadt, die an einem ſchönen Fluſſe liegt, iſt ein unſicherer Redakteur nicht auszurotten. Er iſt nicht wegzukriegen und hat ſich allda wie Merkurialſalbe eingeſogen. Der Mann iſt kleinlich, hat eine weiße Naſe, ein loſes Maul, anſehnliche Ohren und einen weiten Hals. Er trägt einen ſteifen, arrogantfarbenen Leibrock, einen Strohhut, einen ditto Kopf, einen Mantel aus jüdiſcher Nächſtenliebe, gewendet; ein Stockparaplui aus Grobzeug und Schreibeärmel aus Büffelleder. Er ſchreibt alle Tage etwas Monatlanges, wiederkäut einen Schlegel, lebt vom Schlamme, tappt im Finſtern und kann alles was hell iſt, nicht leiden. In ſeinem Felleiſen befinden ſich:

geſtohlene Gedanken, gewärmter Brei, Stiefelwichſe zu Dinte, zäher Gummi zu Witz und eine vollkommene, ausgearbeitete, unübertreffliche Gemeinheit, letztere ſein eigen. Wir bitten jeden ehrlichen, literariſchen Kerl, der ihn nach obiger Beſchreibung erkennen ſollte, ihn um Gotteswillen laufen zu laſſen, ihm ja nicht Rede zu ſtehen; denn wenn er angehalten wird, wirft er wie das Stinkthier mit Schmutz um ſich; wer ihn ungehindert im Fortlaufen befördert, wird reichlich belohnt.

Zweiter Laufbrief.

Auf einer ſichern Bühne kann ein unſicherer Schauſpieler nicht mehr fort. Er trägt ſich ſelbſt auf den Händen, ſeine Vortrefflichkeit im Munde, und jeden, der ihn nicht ſehr lobt, Haß nach. Er lebt von der Einbildung und ſpricht nur ein einziges Wort: Ich. Er hat vier grimmige Feinde: das D, das T, das B, das P, allein er hat ſie aber ſämmtlich in Verwirrung gebracht. Er iſt ſehr groß im Kleinen und klein im Großen. Er kennt Ungariſch, Böhmiſch und Slaviſch wie Deutſch, hat immer viel Anſtand mit ſeiner Rolle, und bei verſchiedenen Gelegenheiten iſt er Ballettänzer und Schornſteinfeger. Es wird jeder Recenſent gebeten, ihn laufen zu laſſen und ihn die Bretter frei und ungehindert paß- und repaſſiren zu laſſen.

Dritter Laufbrief.

Ein gewiſſer Sohn eines ungewiſſen Vaters iſt plötzlich ein Schöngeiſt geworden. Er nimmt alle Tage Unterricht im Schluchzen bei Trauerſpielen, und ein fleißiger Theatergänger bringt ihm das Gähnen bei. Schon kann er über Kunſt mehrere Sylben zuſammenſchimpfen und wenn er nur etwas feſter im Verfertigen des Tüpfels über das i ſeyn wird (·), fängt er an zu recenſiren. Er wird unſtreitig ein Genie; denn ſchon ſitzt ihm die Halsſchleife ſchief und ein kleiner Schimmer von Beſoffenheit ſetzt ſich bei ihm an. Alle Cirkel und Geſellſchaften werden gebeten, ihn laufen zu laſſen, ihm Thür und Thor zu öffnen; denn er iſt im Stande, zu behaupten, Shakespeare habe den Scribe ins Engliſche überſetzt, Homer ſey ein Gelegenheitsdichter geweſen und Recenſenten wären unpartheiiſch.

Vierter Laufbrief.

Eine ungewiſſe Jungfrau von gewiſſen 50 Jahren, eine ausgezeichnete Geſellſchaftsläuferin, iſt mit ihrem und mit dem Weltenalter unzufrieden. Sie beſitzt aber für ihr Alter ſehr viel Selbſtverläugnung. Sie ſieht mit dem Stecher des Neides auf alle herab, die ſo verſtockt ſind, noch jung zu ſeyn, und ſeitdem die Männer ſo frei ſind, keine Freier zu ſeyn, iſt ſie eine große Verehrerin der Freiheit. Sie führt ſtets ein Sentenzenflacon aus Duſch's moraliſchen Briefen bei ſich, und ſchneidet ſich Schönpfläſterchen aus Schillers Reſignation auf Velinpapier. Sie weint beträchtlich, wenn ihren Schweſtern das Unglück paſſirt, verheirathet zu werden; ſie hüllt ſich in eine Enveloppe aus altem Flor und iſt für Kamtſchadalen ſehr eingenommen. Es wird Jedermann gebeten, ihr nicht in den Weg zu treten, ſondern ihr Platz zu machen und ſie laufen zu laſſen, denn wenn ſie Einen anſtreift, geht der gute Name mit.

Fünfter Laufbrief.

Ein ſicherer Recenſent leidet nach ſichern Berichten an einer tödtlichen Krankheit: Wahrheit. Dieſe Krankheit iſt eine Leberkrankheit, wenn man zu frei von der Leber weg ſpricht. Er hat gelbſüchtiges Haar, vermuthlich aus Galle, und weil er ſeine Naſe in alles ſteckt, iſt ſie ziemlich breit geworden. Er trägt eine Brille, weil ſeine Nachſicht nicht weit geht und läßt ſich das Haar alle Tage brennen, vermuthlich weil es ihm oft zerzauſt wird. Seine Figur iſt nicht unter-, ſondern überſetzt, und doch erſcheint er im Theater ſelten. Seine

Freunde werden erſucht, ihn laufen zu laſſen, denn ſeine Force beſteht in Ungehaltenſeyn.

Sechster Laufbrief.

Ein unſicheres Publikum in einer ſehr ſichern Stadt, verſichert das ſicherſte Publikum zu ſeyn. Dies Publikum will alles beſſer wiſſen, als das andere Publikum. Wenn dies Publikum in dieſem Theater iſt, iſt jenes in dem andern; wenn dieſes pocht, klatſcht jenes u. ſ. w. Es ſteht früh Morgens auf, um ins Theater zu gehen und legt ſich ſpät Abends nieder, um früh Morgens aufzuſtehen, um ins Theater zu gehen. Es liest Zeitungen, um vom Theater zu leſen, geht ins Theater, um im Theater vom Theater zu reden, und ſagt: „guten Morgen!“ um fragen zu können: „Waren Sie geſtern im Theater, und was wird morgen gegeben?“ Es hält Controlle über jedes Seufzerchen der Schauſpielerinnen und kennt die Lebensgeſchichte jeder falſchen Wade beim Ballet. Es wird jedes Publikum, das noch etwas anderes zu denken hat, als das Theater, gebeten, dies Publikum laufen zu laſſen, ſich ja nicht mit ihm einzulaſſen, denn man läuft Gefahr, ihm zwiſchen die Hände zu kommen und jämmerlich zerklatſcht zu werden.

XXV.

Lebende Bilder.

Der Theezirkel. (Relief.)

Heraus! Du Heldenkiel, heraus! aus deiner Scheide,
Du Hiſtrionen-Schreck, Du Redactionen-Freude;
Heraus, du blanker Kiel, noch biſt Du rein und weiß,
Noch ſtahlſt Du Lorbeer'n nicht, vertheilteſt keinen Preiß;
Noch wagteſt Du es nicht, mit allzuſtrengem Richten
Mit einem Federzug die Künſtler zu vernichten;
Noch liebſt Du, Reine! nicht, noch ſchreibſt Du kein Sonett,

An Damen von der Oper, an Damen vom Ballet.
Nun Jungfrau denn, heraus! weil Du noch unverdorben,
Hab' ich für meinen Dienſt Dich emſig angeworben;
Begleite durch Berlin mich fleißig Schritt vor Schritt,
Und was ich Dir erzähl', das theil' in Verſen mit.
Doch Verſe müſſen's ſeyn, und Verſe die recht klappern,
Denn ſagt man auch nicht viel, ſo will man doch wohl plappern.
Begleite mich vorerſt in eine Soiree,
Zu Butter mit Kritik, zu Calderon mit Thee;
Das Zimmer iſt gefüllt mit Nichten und mit Baſen,
Sie ſtricken einen Strumpf, und ſprechen ſchöne Phraſen:
„Die Sahne iſt ſo ſchön!“ „Sublim iſt Herr Fouqué!“

„Die Stich ſpielt delikat!“ „Die Wurſt iſt etwas zäh!“
„Alexis Häring heißt!“ „Wo kaufen Sie die Locken?“
„Bei Jagor ißt man gut!“ „Das Trauerſpiel iſt trocken!“
„Die Seidler ſang charmant!“ „Ich bitt', ein wenig Brod!“
„Die Muſik iſt exquis!“ „Mein Papagey iſt todt!“
„Die Hoguet iſt voll Reiz!“ „Die Marabouts ſind Mode!“
„Ich liebe die Omletts!“ „Roſſini hat Methode!“
„Die „Schnellpoſt“ iſt paſſabel!“ „Mein Mann liebt ſehr den Reis!“
„Das Kleid war Petinet!“ „Herr Beſchort ſpielt mit Fleiß!“
„Wann kommt denn unſer Wolf?“ „Mein Mädchen kann gut kochen!“
„Die Schulz giebt ein Concert.“ „Frau X iſt in den Wochen.“

„Den Clauren liest man ſehr.“ „Ja, Zander iſt mein Fiſch.“
„Herr Gräſe iſt mein Mann!“ „Der Caviar iſt friſch.“
„Die Sontag iſt ein Schatz!“ „Zu voll war die Redoute!“
„Der Witz iſt von Saphir!“ „Die vielen Banqueroute!“
„Die Macbeth iſt verliebt!“ „Ich trinke Abends Bier!“
„Wie Frau von Z. ſich ſchminkt!“ „Herr Holtei liest den Lear!“
„Mit Auſtern iſt's nun aus!“ „Die ſchön lebend'gen Bilder!“
„Ich ſpiele lieber Whiſt!“ „Es giebt nur eine Milder!“
So geht das Ding nun fort, man ſpricht die Kreuz und Quer,
Und wohl uns, wenn nun dieß der ganze Thee ſchon wär';
Das Aergſte kommt nun noch, das Schrecken unſ'rer Tage,

Des Zeitgeiſt's ärgſtes Gift und aller Zirkel Plage:
Ein Bund voll Ungeheu'r, ein wahrer Mördertroß,
Die gehn dem armen Mann auf Herz und Seele los;
Sie packen unſ're Ruh' erſchrecklich bei den Ohren,
Und läuft man nicht davon, iſt man gewiß verloren;
Ein Bund, der ſich des Nachts in alle Häuſer ſchleicht,
Die Ruhe d'raus verjagt, den ſtillen Schlaf verſcheucht;
Ein Bund, den ſtets wir nur mit großen Schrecken nannten;
Ein Bund von Qual, ein Bund von Pein, kurz — Dilettanten!
„Couſine ſingt ein Lied, ſie ſieht noch etwas blaß;“
„Der Herr Couſin ſingt mit! das iſt ein ſchöner Baß!“

Nun geht das Krähen los, das Heillos-Detoniren;
Allein der Thee war gut; wir müſſen applaudiren.
„Ach bravi! bravi! brav, wie herrlich, wie charmant!
„Ach, Sie ſind zu gütig wohl!“ „Nein, nein, das iſt erkannt!“
„Nun deklamir' doch was, charmanter Vetter Fritze!“
Huſch fliegt der Vetter auf von ſeinem Polſterſitze,
Verdreht das Augenpaar, ſtellt ſich in Poſitur,
„Um Nachſicht bitt' ich Euch, ich dilettire nur.“
Nun blitzt er ein Gedicht, man möchte wahrlich fluchen,
Doch bittet bei uns für der ſchöne Sahnenkuchen.
Mein Mund erſchallet laut vom ſüßeſten Applaus.
Der Vortrag war zwar ſchlecht, doch herrlich war der Schmauß!

Das Töchterlein das liest ein ſchlankes Paar
Romanzen,
Und den Bolero wird, zum Schluß, ein Kindlein tanzen.
Das iſt ſo ungefähr ein Thee ganz à la mode;
Seit man zu leben weiß, gaſtirt man ſich zu
Tod.
Man kommt, man trinkt, man gähnt, man küßt
die Hände;
Zum Glücke ſchlägt es zehn, die Wonne hat
ein Ende! —
Will mit dem Facit man im Reinen endlich
ſeyn,
So war heut Abend man ſelbſt dreißigſt ganz
allein.

XXVI.

Das Unglück,
das große Loos zu gewinnen.

Wie oft iſt ein großes Loos der unglückliche Wetterſtrahl in der ſonſt ruhigen Schäferhütte eines friedlichen Herzens; wie oft iſt es ein wahres Unglück, das ſchwer auf dem Getroffenen laſtet; wie oft iſt es eine Herengabe, die den Empfänger verwandelt und umſchafft! Seht, X. war gut, höflich, artig, beſcheiden und zuvorkommend; noch geſtern war er dies alles, heute hat ihn das Unglück getroffen, plötzlich gewinnt er das große Loos, und nun iſt er grob wie ein Recenſent, anmaßend, wie ein junges Schriftſtellerchen, dem ein Winkelblatt ſein erſtes Gedichtchen abdruckte, hochmüthig, wie eine ausländiſche Sängerin, und ſtolz, wie ein reicher Schlächter; iſt das nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen? Z. war geſtern geſellig, wohlthätig, dienſtfertig und leutſelig heute hat er das große Loos gewonnen, und er iſt ungeſellig, wie das böſe Gewiſſen, hartherzig wie die Termintafel eines Wucherers, ungefällig wie ein Leberkranker und abfertigend, wie der Portier eines Miniſters; iſt das nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen? V. war geſtern froh, geſund, ſorglos, hatte Nächte voll ſüßen Schlafs und Tage voll mäßiger Arbeit; heute hat er das große Loos gewonnen und iſt düſter, wie ein Dezembertag, kränklich wie eine Dame von Stande, hat ſchlafloſe Nächte wie ein Winkelmäkler, und unruhige Tage wie ein Ehemann, der nie ausgeht; iſt es nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen? A. hatte geſtern einen Freund, den er liebte, wie der Fromme die Tugend liebt, von dem er ſo unzertrennlich war, wie ein

Dichter von ſeinen eigenen Werken, den er überall zu Rathe zog, wie die Frauen ihren Spiegel, dem er ſtets zur Seite war, wie ein alter Ehemann bei ſeiner jungen Gattin. Heute hat er das große Loos gewonnen und er meidet ſeinen Freund, wie ein Elegant das Gewölbe ſeines Schneiders; er will ihn kaum erkennen, wie ein Geldloſer die Unterſchrift des verfallenen Wechſels und entzieht ſich ihm ganz wie das Gefühl aus dem Buſen der Kokette; iſt es nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen? B. hatte geſtern eine Geliebte; ſie war ihm das Heiligthum ſeines Lebens, das Amulet ſeiner Schmerzen, der Troſt ſeiner Augen und die Seelengefährtin ſeines Daſeyns. Heute hat er das große Loos gewonnen, und er verläßt ſie, wie ein unverbeſſerlicher Sünder das Gotteshaus, um nie wieder zurückzukehren; ſie iſt ihm gleichgültig wie die Tugend einem alten Wollüſtling, und er vergißt ſie, wie ein Parvenü die Tage ſeiner Kindheit; iſt es nicht ein Unglück, das große Loos zu gewinnen?

Da dieſes Unglück plötzlich kommt, und einen wie ein Wirbelwind heraushebt aus dem Wurzelorte ſeiner Umſtände, ſo muß man als Weiſer darauf vorbereitet ſeyn, um es im Nothfalle mit Faſſung und Geduld zu ertragen. Sollte mir das Schickſal dieſen unvermutheten Schlag zugedacht haben, ſo will ich Stärke genug haben, darob nicht murren, mich mit Ergebung darein finden, und was mir der Himmel auferlegt, *allein* zu ertragen ſuchen. Ich verbitte mir daher im Voraus jede Theilnahme an meinem Unglücke, ſo wie jeden, noch ſo gut gemeinten Verſuch, daſſelbe zu *vermindern*; Mittheilung, ſo wie jede *Berührung* meines Unglücks von *fremder* Hand, würde mir nur noch mehr wehe thun! Doch da dieſes Unglück, wie der Tod, mich aus der Reihe aller bis jetzt mit mir Lebenden herausſtriche, muß ich noch aus Vorſicht mein Lebewohl darbringen, allen denen, die mir vor meinem Tode, vor dem Schlagtreffen des großen Looſes lieb und theuer waren, und für dies Leben von ihnen ſcheiden. So lebt denn wohl, Ihr Eltern und Geſchwiſter! Ihr Vielgeliebten, lebet wohl! Ich bin todt für Euch! Ihr werdet von meinem Unglück gehört haben, o tröſtet Euch und ſuchet mich zu vergeſſen; in dieſem Leben bin ich für Euch verloren! Ein großes Loos hat alle meine Zärtlichkeit, meine heiße ſüße Pflicht aufgezehrt; dort im Himmelreich nur ſehen wir als Gleiche uns wieder! Ihr Freunde alle, die ich bis jetzt im Herzen tief getragen, die ich in der Bruſt liebend gepflegt und den ſüßen Kranz geſelliger Freuden treu und bieder durchgelebt, lebt wohl, lebt auf ewig wohl! Ein großes Loos iſt zwiſchen uns getreten, ſcheidend, wie Salomons Richterſchwert; kaum weiß ich mich noch auf Eure Namen zu entſinnen. Lebt wohl und denkt: es war ein guter Junge, wenn ihn nur dies Unglück nicht getroffen hätte! Leb wohl, Geliebte! Du Licht meines Lebens! Luft und Odem meines Daſeyns! Leb wohl, ich bin todt, vergönne mir Licht und Luft und Odem kaum! Ein großes Loos hat Dich aus meinem

Herzen gedrängt, ich kann nicht zwei Gegenſtände mit gleicher Liebe umfaſſen! Leb wohl, und ſchenke mir eine Thräne! Wähle Dir einen andern und weniger Unglücklichen als ich, und vergiß in ſeinen Armen den Reichen! Einſt, wenn wir uns wieder ſehen, erinnere ich mich Deiner kaum; Leb wohl, und reiß mich aus Deinem Herzen! Leb wohl, o Muſe, Morgenſtunde des Lebens, ohne Gold im Munde, leb wohl! Leb wohl, Du holz-goldne Leyer! Lebt wohl, Ihr Draht-Silberſaiten! Die Proſa eines großen Looſes hat ſich meiner bemächtigt! Leb wohl, Du nichtſättigender Nachruhm! Leb wohl, Du Lorbeerbüſchel! Auf ein großes Loos reimt und ſchickt ſich ohnehin die ganze Welt. Eine halbe Million macht unſterblich, denn man ſtirbt wenigſtens nicht Hungers; ein großes Loos iſt die vortrefflichſte Dichtkunſt, alle ihre Werke haben Gehalt und guten Klang im Lande, alſo leb wohl, meine Muſe! Ich bin empor gekommen, ohne mit Keuchhuſten den Parnaß zu erklimmen! Und zuletzt, lebe wohl, leſendes Publikum! Du lieſeſt nie mehr etwas von mir; das iſt der einzige Gewinn, den Du aus meinem Unglücke ziehſt. Leb wohl, und denke: der Tod macht alle Fehler gut. Leb wohl, ich habe Dich geliebt und nach Deinem Beifall gerungen, aber wer ein großes Loos gewinnt, liebt nichts mehr, am wenigſten aber ein leſendes Publikum. Lebt wohl, ihr holden Leſerinnen! Ich habe Euch oft geliebt, denn was man neckt, das liebt man, wie ſüß war mir das Geſchäft, für Euch zu ſchreiben. Aber ich muß reſigniren; als reicher Mann kann ich an und nicht für Euch ſchreiben, denn ich kann Euch etwas verſchreiben, das ſonſt kein Dichter kann: eine Hand voll Gold! O, wer eine neue Damenbibliothek mit ſolchen Schriftſtellern anlegen könnte! Lebt wohl Ihr ſchönen Leſerinnen! Ihr habt mir als Schriftſteller oft gegönnt, Euch in den Schlaf zu bringen, jetzt erlaubt Ihr mir's vielleicht, Euch aus dem Schlaf zu bringen. — Doch, lieber Leſer, bald hätte ich vergeſſen, daß ich noch das große Loos nicht gewonnen, daß mich das Unglück noch nicht traf, ich alſo noch lebe; ja, liebe Leſer, noch lebt er, „und lebt Euch Allen zum Verderben!“ Denn nun iſt's mit Eurem Gewinn, mein Nichtſchreiben, auch vorbei! Alſo nicht Adieu, lieber Leſer; keinen Abſchied, holde Leſerinnen! Noch ſchreibe ich für Euch und kann Euch nichts verſchreiben als mich ſelbſt, und das an jede insbeſondere; denn die neueren Schriftſteller verſchreiben ſich ſo oft, daß zuletzt gar nichts an ihnen bleibt. Alſo, da ich noch das Gut nicht gewonnen, ſo ſeyd, ich bitt' Euch, mir gut.

XXVII.

Etwas über den modernen Gesellschaftston.

Wahrlich, es gehören eigene Naturgaben, Kenntniſſe, Anſtand, Uebung und Anmuth dazu, um im geſellſchaftlichen Geſpräche, in dieſem herrlichen Zweikampfe der Ideen, wo man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, ſondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können. Jetzt iſt in unſern geſelligen Zirkeln eine der nothwendigſten Tugenden: Zuhören, denn die kraft- und ſaftloſen Zungengefechte der meiſten Societäten anzuhören, iſt eine Kunſt, eine Tugend, die man uns jetzt ſchon in der Erziehung einprägen ſollte. „Der Menſch iſt ein geſelliges Thier,“ ſagt irgend ein Derbdenker, und wahrlich, wenn ich in die Zirkel, Soirées, Kränzchen, Piqueniks, oder wie die Vereinigungsorte der ſociabeln Thiere alle heißen mögen, komme, denke ich immer: „der Menſch iſt ein geſelliges Thier!“ Ehedem lagen tauſend Reize in den Freuden eines geſelligen Abends; die unſchuldigſten und genußreichſten Vergnügungen fand man in einem wohlgeordneten Geſpräche und im Austauſch der Meinungen, Gefühle und Ideen. Das Leſen des beſten Buches iſt eine ſchleppende Geiſtesbewegung gegen den lebendigen Buchſtaben des Geſprächs; dieſes läutert die Begriffe, ſchärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improviſatoriſchen Scharfſinn, und legt die weichen Folien eines anſtändigen Scherzes und einer heiteren, fröhlichen Laune um die ſcharfen Ecken und Kanten des Ernſtes. Jetzt haben die Frivolität, die Prachtluſt und die

Luxurioſität alle Freuden des geſelligen Verkehrs todtgeſchlagen. Die ſolide, doch nahrhafte Frugalität eines traulich-heitern Geſprächs, behagt der Gourmandie unſerer verwöhnten, leckern, genäſchigen und vielfreſſenden Unterhaltungswelt nicht mehr. Wo nicht tauſend Lampen die angebornen und angeſchafften Reize des ſchönen Geſchlechts in tauſend Spiegeln und Baſſins myriadenfach zurückwerfen und austrommeln; wo nicht die durch Spiel, Muſik, Tanz und Wein aufgeregte Phantaſie mit den unzähligen Anwehungen in Wort und Ton, in That und Blick den Schleier der Sinnlichkeit lüftet, und im allgemeinen Aufſtand der Sinne die verbotene Waare des Begehrens aus dem Reiche des Ideellen in das Land des Materiellen hinüber paſcht; wo die Legion unſerer Schnörkeljünglinge und Flachbengel nicht auf Reit-, Schwimm- und Tummelplätzen ihre wahren und vielmehr ihre erlogenen Triumphe über das ſchwache Geſchlecht auspoſaunen, und ihre edlen und gutmüthigen Händel in

Kaffee- und Weinhäuſern auf gut renomiſtiſch herauspoltern kann, da findet man ſich ſchrecklich ennuyé! Wenn ſich nun das ungeheure Unglück ereignet, daß ein Kreis des gemiſchten Geſchlechts blos mit einem Geſpräche die lange Bank eines Winterabends beſetzen ſoll, da iſt es ein komiſcher Anblick, wie ſie um das Ungeheuer der Langeweile herumzappeln, und ſich abmühen und abſchwitzen, um die paar dicken Stunden vollends mit Kolben herumzubringen! Mädchen und Jünglinge ſitzen ſich gegenüber, die Handhaben, Enterhacken und Anfaßmaſchinen und Zangen des Tanzes, des Aufwartens, des Courmachens mangeln, und der Geiſt ſoll nun zum Geiſte ſprechen: Thére is the rub! Doch da fängt ſchon einer an, Anſtalt zu machen, baldigſt ein paar Worte zu reden; alle Geſichtsmuſkeln arbeiten dem großen Werke vor, endlich laufen ſie mit der Ladung einer Tagesneuigkeit vom Stapel. Mit Mühe macht ſich die kleine Anekdote flott, um an dem erſten Pauſenhügel jämmerlich ſitzen zu bleiben; darauf reckt ein zimperliches Fräulein den Oberleib, wie ein Ausrufungszeichen vor, das ſoll heißen: „Richt't euch!“ Ein Lächeln reitet als Avantgarde voraus, und ein Rundblick ruft ſein: „gáre la téte!“ in die Reihe herum; nach dieſem Vorrichtungsbogen hört man ein Flüſtern; horch! aus dem Mäulchen gluchſen, wie aus einem enghälſigen Fläſchchen ein Paar Worttropfen heraus, wo denn jeder Tropf ſich des ſeinen bemächtigt. Darauf erhebt ſich ein Dritter, der ſchon lange im Stillen an Rednerkrämpfen laborirte, und geht nach langem Afterzwange endlich zum Stuhl einer wohlverdauten Rede ꝛc. So zerarbeiten ſich die Galeerenſclaven der Geſellſchaft an der Ruderbank der Langeweile, bis endlich ein Witzbold den genialen, donnergottwürdigen Weltgürtel-Gedanken ausſpricht, ein Pfänderſpiel zu arrangiren. Nun iſt der Stein der Weiſen gefunden! Ein Pfänderſpiel!

Ueberhaupt iſt der jetzige Geſellſchaftston auch in den gebildeten Zirkeln faſt durchaus ein erzählendes Nichts. Man ſpricht über einen Gegenſtand ſo lange, bis man ihn kopfab und fußauf gerädert hat; das iſt die Handwerksmanier der Geſelligkeit, man drehet und wendet, faltet und glättet und ſchniegelt ein und dasſelbe Thema ſo lange, bis es einem ordentlich anwidert. Dieſes iſt beſonders die Manier der geſellſchaftlichen und geiſtigen Faulthiere, die von dem Baume ihres Gegenſtandes nimmer herabkriechen wollen. Ein guter Geſellſchafter muß wie ein Eichhörnchen auf alle Gegenſtände klettern, von jedem einen Kern knacken und einen neuen erfaſſen. Die Langſamdenker und Langüberleger ſind die Sperreiſen und Hemmketten eines Zirkels, man muß wie auf einen ſchweren Frachtwagen auf ſie warten, und noch öfters groſe Strecken zurückgehen, um wieder mit ihnen zuſammen zu treffen. Ein noch größeres Geſellſchaftsübel ſind die Schönſprecher und Zierwörtler, die erſt im Stillen das ſchönſte Wortkleid für ihr Gedankenkind zuſammenſlicken, und die, während der Andere ſpricht, nur nach den bunten Wortflittern zu ihrer Meinung trachten; dieſe ſagen gewöhnlich nichts, weil ſie durch die Mühe des Redens die Kraft des Denkens verlieren, und nur mit ſich beſchäftigt ſind. Wer lange überlegt, iſt ein dürftiger Kopf; ſchnell wie er empfangen wird, will er geboren ſeyn, der Gedanke des Lichts. Das Genie ſprudelt, es wirft die Worte hin, es ſchleudert ſie herum, es ſchleppt im Nu die Worte und Bilder aus allen vier Welttheilen zuſammen, wirft ſie um ſeine Gedanken und ſie paſſen und kleiden gut, ſind auch wohl phantaſtiſch, doch nie bizarr. Wer ſtets urtheilfertig iſt, iſt nicht nur ein Genie, ſondern auch ein Gewiſſenhafter; er ſteht nie an, mit dem herauszuplatzen, was er denkt, und hat er ſich auch verfangen, er windet ſich doch, weicht geſchickt aus, und es wird ein Xenophonsrückzug, ein Leonidas-Triumph in der Niederlage. Das ſatyriſche Genie iſt der Artilleriſt des geſelligen Corps, er ſchießt Breche und iſt bei

Hauptattaquen unentbehrlich. Der Satyriker iſt die argand'ſche Lampe des ganzen Saals, er überſtrahlt Alles; doch ſey er pikant wie ein Schröpfkopf, der ſeinen Schnepper macht und eher kitzelt, als ſticht, aber nicht wie eine Lanzette, die in die Ader des Nächſten fährt, und eine ſchmerzliche Verblutung nach ſich zieht. Die Satyre ſoll leuchten, nicht brennen, und wie Champagner nur dann umherſpritzend aufſchäumen, wenn ſie geſchlagen wird. Der ernſthafte Satyriker fordert, bedingt ſich ein Publikum, der komiſche reißt Alle hin und wird bedingt, dem Bauer, dem Gelehrten, dem Mädchen wie der Matrone iſt er unwiderſtehlich. Der Gelegenheitsmacher iſt König jeder Geſellſchaft, das heißt derjenige, der Andern Gelegenheit giebt und macht, auch ihr Schäfchen in die Heerde der Sprecher zu treiben; die Hebammen und Geburtshelfer anderer Gedanken und Einfälle verdienen und erndten auch den meiſten Dank. Ein Verliebter, und wäre er das komiſchſte, das geiſtreichſte Genie, iſt zwar ein Gott, wenn ſeine Geliebte in der Geſellſchaft iſt, aber eine Null eine bodenloſe Lyra, wenn ſie nicht da iſt. Die Geſellſchaftskrokodille und Großmogole, die jeden Gegenſtand allein verſchlingen, und die Alleinherrſchaft des Zirkels haben wollen, ſind die gewöhnlichen Hausübel jeder Konverſation, ſie liegen wie Stickluft in der Atmoſphäre, und man kann kein Wörtchen ſprechen. Kommen zwei ſolche Despoten in einer Geſellſchaft zuſammen, ſo vereinigen ſie ſich gewiß nicht, ſondern einer bleibt gewöhnlich ganz ſtille und es iſt kein Wort aus ihm herauszubringen. Das Tödtlichſte aber iſt, wenn in der Geſellſchaft jemand iſt, der mit Gewalt unterhalten will; troz dem, daß er es unmöglich kann; troz den Farben und Schminken, die er dem faden Antliz ſeines Geſprächs aufkleiſtert, ekelt es uns an. Gott ſey Jedem gnädig, den ein ſolcher guter Geſellſchafter parforce in ſeine Klauen kriegt, das iſt eine wahre Walkmühle. Toll vollends aber möchte man werden, wenn ſich petrifizirte Geſichter in der Geſellſchaft befinden, welche hohen Geſchmack affektiren, deren Antlitz wie gepreßter Sammt, immer falb und zweifarbig daliegt, und denen kein Lächeln abzuzwingen iſt; dieſe ſind in der Geſellſchaft das, was die Prüden unter den Frauenzimmern ſind, lächerliche Heuchellarven, die ſich im Stillen dem Kitzel deſto lebhafter hingeben. Solche Fadriane ſollte man aus der Geſellſchaft hinausſtübern; es ſind Eunuchen an Geiſt und Seele, die ſelbſt kein Kind in die Unterhaltung des Scherzes und Ernſtes ſetzen können, und ihre Impotenz mit dem Mantel einer Xenokratie und freiwilligem Seelenfaſten beſchönigen wollen. „Schmach dem combabiſchen Geſchlecht!“

XXVIII.

Cenſurlücken und Cenſurtücken

aus dem Buche des Lebens.

Das „Buch des Lebens,“ ſelbſt gemacht, verlegt und expedirt von dem großen Unbekannten in den ſchottiſchen Hochlanden dort oben, mit dem göttlichen Privilegium gegen allen Nachdruck verſehen, dieſes „Buch des Lebens,“ das erſte aller Inkunablen, iſt gleichwohl von ſeinem weiſen Verfaſſer unter Cenſur geſtellt worden. Sein Cenſor heißt: Schickſal! dieſer Cenſor ſtreicht oft die ſchönſten Stellen heraus aus den offenen Blättern dieſes Buches, und der Menſch füllet die Cenſurlücken aus mit gepreßten Seufzern, mit traurigen Gedankenſtrichen, mit Thränen und rothgeweinten Augen!

O leſet, meine Freunde, leſet unaufhörlich und andächtig in dem „Buche des Lebens!“ es iſt die heilige Schrift und die Offenbarung und die ewige Verheißung, und der Weg zur Sühne und zur Gnade, und die Polyglotte des großen Vater Unſers. Wie jedes Buch, hat auch dieſes Buch des Lebens zwei weiße Buchbinderblätter eingeſchoſſen, am Anfange das leere Blatt der Kindheit, und am Ende das leere Blatt des Greiſenalters. Aber der große Verfaſſer theilt dieß Buch verſchieden in verſchiedene Auflagen an verſchiedene Menſchen aus, nach den geheimen Urſachen ſeiner unerforſchlichen Weisheit. Dem in Folio, dem in Octav, und dem Andern in Duodez oder Sedez; dem Einen auf dem Velin des Glückes, und dem Andern auf dem Pack- und Elephantenpapier des Elends.

Dem Einen im Crude der Armuth, und dem Andern im Goldſchnitte des Reichthums. Vor dem Einen liegt das Buch des Lebens in Sammet und Seide gebunden da, mit fröhlichen Blicken überläuft er die Zeilen, gütige Engel verſtecken ihm die Repetiruhr, und die Genien des Glückes ſchlagen ihm die Blätter um. Dem Andern liegt es ſchwergebunden, ſteif mit Holzrücken auf dem Leidensſchooße, er lieſt mit gerötheten Augen darin, das Deutholz des Ungemachs rückt bleiern langſam an den dunklen Zeilen vor, nichts iſt ihm intereſſant in dem Buche als die Seitenzahl, die zum „Ende“ führt! — Dem Einen iſt das Buch zu kurz, und er möchte beim Schluß noch einmal von vorne zu leſen beginnen, und dem Andern iſt es zu lang, ihm wirbeln die Sinne, und er wirft, ſelbſtvergeſſen, in der Mitte der Lektüre das Buch ermüdet von ſich!

So ſitzen die Menſchen auf der großen Schulbank des Daſeyns, welche vielen zur Ruderbank, und vielen zur langen wird. Da ſitzen ſie neben einander, die Menſchenkinder, und buchſtabiren dieſes Buch emſig fort, aber dabei necken ſie ſich und ſtoßen ſie ſich, und der Eine will dem Andern das Buch wegreiſſen, und Jeder möchte gerne aus dem Buche des Andern leſen, und Jeder beurtheilt das Buch des Nachbars nach ſeinem Einbande, und das Menſchenkind mit dem Buche des Lebens im einfachen Umſchlage beneidet das Menſchenkind mit dem Lebensbuche in Maroquin; wenn es aber hineinſchauen könnte, würde es ſehen, daß das Buch in Maroquin oft mit kummervollen Ausrufungszeichen und ſtechenden Buchdruckerſpießen und ſchmerzlichen Interjectionen ausgefüllt iſt! Ganz Andere wiſſen gar nicht, was ſie leſen, denn zum Theil halten ſie das Buch verkehrt in der Hand, zum Theil leſen ſie wie Frauenzimmer bloß für die Minute, und bekümmern ſich um den bedeutſamen und tiefen Zuſammenhang vom Anfange bis zum Ende gar nicht! Am Ende kommt der große Lichtlöſcher „Tod,“ und nimmt Jedem das Buch aus der Hand, am Anfange, in der Mitte oder am Ende der Lektüre, nach dem Befehle des unſichtbaren Leihbibliothekars; und wenn ſie ihre geliehenen Bücher verunſtalten, zerriſſen und beſchmutzt zurück abliefern in die jenſeitige Lebensleihbibliothek, da werden ſie ſtrenge zur Rede geſtellt, und müſſen Rechenſchaft ablegen, über jede verrückte Zeile, über jede mißverſtandene Seite, über jedes überſprungene Kapitel und über jede freventliche Verletzung des geliehenen Buches!

Dann wird aber auch herantreten an dem Autortiſch des unbekannten Verfaſſers manches gebrochene Herz, manche getäuſchte Hoffnung, manches zerknickte Gemüth, manch verwelktes Leben, manche zertrümmerte Seele und manche eingedrückte Bruſt, und ſie werden fragend klagen und klagend fragen:

„Warum aber, großer Verfaſſer, waren in unſerm Buche nur die Leidenstage und die Charwoche, und die Aſchermittwoche und die traurige Adventzeit mit großen Ciceroletttern in breiten Columnen gedruckt; die Feſt- und Freudentage aber, die Palmſonntage und die blauen Montage des Glückes, die Oſtertage der Liebe und die Pfingſttage der Hoffnung, und die Carnevalswochen der Freude waren in engen, kleinen Spalten gedruckt, mit Petit-Lettern und Augenſand-Buchſtaben, klein und unleſerlich?"

„Warum, o großer Verfaſſer, hat der unerbittliche Cenſor „Schickſal" gerade in unſerm Exemplar wüthend herumgeſtrichen; warum hat er bloß allen Trauerzeilen und Jeremiaden, allen Thränodien und Stechepigrammen und Xenien des Unglücks ſein „admittitur" ertheilt, aber alle Feſt- und Gratulations-Zeilen des Glückes, alle Canzonette und Madrigale der Liebe, alle Klinggedichte der Freude, und alle Streckverſe des Frohſinns unerbittlich ausgeſtrichen?"

Erſte Cenſurtücke: „Geldlos."

Die Welt wird eingetheilt in zweierlei Menſchen, in Menſchen, die Geld haben, und in Menſchen, die kein Geld haben, das ſind aber gar keine Menſchen, es ſind entweder Teufel, nämlich: arme Teufel, oder es ſind Engel, nämlich: Engel der Geduld und der Entſagung!

Ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frau kommen wir auf die Welt; und ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frauen gehen wir wieder aus der Welt. Alſo was haben wir im Ganzen auf der Welt gemacht? Wir haben Geld geſchlagen, Zähne gemacht und Frauen genommen! Eine ſchöne Beſtimmung! Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man Fieber, Schmerzen, Leiden und Krämpfe aller Art; hat man ſie einmal, ſo thun ſie beide einem durchs ganze Jahr weh, und oft muß man ſich Zahn und Frau wieder herausreiſſen laſſen. Die Zähne und die Frauen kommen von ſelbſt, und wenn man ſie nicht recht ſorgfältig behandelt, ſo werden ſie beide locker; allein das Geld kommt nicht von ſelbſt, und oft geht ein Menſch aus der Welt, ohne Geld gehabt zu haben, und ich wäre ſehr neugierig, die Antwort eines ſolchen Menſchen zu hören, wenn er dort drüben gefragt wird: „Was haſt Du auf der Welt gemacht?“ —

Man ſagt: „Das Geld kommt nicht recht unter die Leute!“ Das iſt nicht wahr! Die rechten Leute kommen nicht unter's Geld! Wenn nur die rechten Leute das Geld hätten, ſo käme das Geld ſchon recht unter die Leute!

Wer hat das Geld? Die reichen Leute! das iſt das Unglück! wenn einmal die armen Leute das Geld hätten, dann würden wir erſt ſehen, was ein ſo reicher Kauz für ein armer Teufel iſt! Es iſt keine Kunſt, reich zu ſeyn, wenn man viel Geld hat, und es iſt kein Verdienſt, arm zu ſeyn, wenn man kein Geld hat.

Was iſt Geld? Geld iſt derjenige Klumpen, den unſer Herrgott ganz unbedeutenden Menſchen anhängt, damit ſie in ſeiner Schöpfung nicht ganz verloren gehen, ſo wie ein guter

Wirth an einen gewiſſen Schlüſſel eine ſchwere Kugel hängt.

Was iſt Geld? Geld iſt eine Ziffer, die nur bei Nullen, die ſich ſelbſt hintan ſetzen, großen Werth gewinnt.

Was iſt Geld? Geld iſt ein metallner Stiefelabſatz für kleine Leute, damit man glaube, ſie wären eben ſo groß, als Andere.

Was iſt Geld? Geld iſt eine Entſchädigung, die Gott einer Anzahl Menſchen unter der Bedingung giebt, daß ſie ſich ja nicht unterſtehen, von den Erdengütern „Verſtand“ und „Geiſt“ etwas an ſich zu bringen.

Was iſt Geld? Geld ſind goldne Thränen, die das Schickſal an den Hals eines Kerls weint, der kein Herz im Buſen trägt.

Was iſt Geld? Geld iſt der accent grave auf ein ſonſt ſtummes e.

Was iſt Geld? Geld iſt der metallne Handgriff zu einem Herzensglockenzug, der inwendig abgeriſſen iſt.

Was iſt Geld? Geld iſt der öffentliche An=

ſchlagzettel eines Herzens: „Hier iſt das Betteln verboten!“

Was iſt Geld? Geld iſt die räthſelhafte Erklärung eines Weſens, welches ſein Ich mit folgenden Worten definirt:

> „Wäre ich nicht, was ich habe, ſo hätte ich nicht, was ich bin.“

Was iſt aber kein Geld?!! kein Geld! kein Geld!!

Kein Geld iſt ein Ding, von dem alle leere Taſchen voll ſind, und welches jeder Menſch, der nichts in der Hand hat, mit den Fingern greifen kann.

Kein Geld iſt das Alibi eines Weſens, welches zeugen ſollte, daß wir wirklich auf der Welt ſind.

Kein Geld iſt ein konſenſuelles-Leiden, welches wir durch eine anhaltende Obſtruktion der Fortuna erdulden.

Kein Geld iſt eine leiſe Einladung der Natur, Schulden zu machen, und ein lauter Befehl, ſie nicht zu bezahlen.

Kein Geld iſt eine mit ſympathetiſcher Dinte geſchriebene Anweiſung auf das Himmelreich, die kein Menſch hier leſen kann, bis man den Sand vom Grabe auf ſie ſtreut.

Kein Geld iſt die romantiſche Ehe von zwei Sylben, die ein Leib und eine Seele ſind, und die in ſiebenzig Jahren dennoch weder eine ſilberne, noch eine goldne Hochzeit feiern.

Kein Geld iſt die Erklärung des Schickſals, daß unſere ſiebenzig Jahre mundtodt ſind.

Kein Geld iſt ein unwiderſtehlicher Hang unſerer Börſe zur Melancholie und gänzlicher Abgeſchiedenheit aus unglücklicher Liebe zu einem nicht zu erreichenden Gegenſtand.

Kein Geld iſt eine falſche Blödigkeit unſerer Finger, ſo daß man glaubt, ſie könnten nicht zwei zählen.

Kein Geld iſt das auf Waſſer und Brod Setzen unſeres Geiſtes, d. h. auf das Waſſer der Poeſie und auf die Brodwiſſenſchaften.

Kein Geld iſt eine Expoſition zu gar kein Geld, eine Präpoſition zur abſtrakten Philoſophie, eine Poſition zu einem Finanzminiſterium, und eine glückliche Diſpoſition zu einer platoniſchen Liebe.

Kein Geld iſt ein Menſch ohne Geld, zu dem der Menſch fehlt.

Kein Geld iſt ein permanentes abonnement suspendu unſerer Brieftaſche.

Kein Geld iſt ein ſiebenzigjähriges Nieſen der Taſchen, wobei die ganze Welt ſagt: „Helf Gott!“

Kein Geld iſt ein Gaſſenhauer, den die gemeinen Menſchen laut ſingen, die vornehmen aber nur in ihren vier Wänden zwiſchen Lippen ſummen! —

Kein Geld iſt ein leichtes Kopfweh bei hohen Herrſchaften, eine Uebligkeit beim Adel, eine Krankheit beim Militär und ein tödtlicher Nervenſchlag beim Kaufmann.

Kein Geld iſt der ſchwarze Staar in den Fingerſpitzen.

Kein Geld iſt die Propaganda des Ultra-

Liberalismus, und die Kunſt, um einen billigen Preiß populär zu werden.

Ach! was iſt der Menſch ohne Geld? Eine abgeleyerte Anekdote, ein aufgewärmtes Gericht, ein Text ohne Melodie, eine alte Coquette, eine abgefallene Frucht, ein verlorener Pudel ohne redlichen Finder, ein Kalender vom vorigen Jahr u. ſ. w.

Ohne Geld kann kein Fürſt regieren, kein Miniſter miniſtriren, kein Feldherr zu Felde ziehen, kein Baumeiſter bauen, kein Maler malen, kein Bauer ackern, bloß der Sänger und der Dichter ſingen und dichten auch ohne Geld; der Dichter dichtet erſt recht, wenn er kein Geld hat, er dichtet, wie er Eines bekommt.

Zweite Cenſurlücke: „Mutterlos.“

Mutterliebe! Heilige Einleitung zum Buche des Lebens! ſüße, erläuternde Expoſition des Daſeyns! Mutterliebe! Edelſtein der Sprache! Königin im Reiche der Empfindungen! O Du liebfreundliche Leſerin, die Du das Glück kennſt, ein geliebtes Kind an Deinen Buſen zu drücken, war es Dir nicht, als ob Alles um Dich herum in einem Meere freundlicher Farben und Töne ſchwimme, als Du zuerſt mit dem Namen „Mutter“ begrüßt wurdeſt? Eine neue Welt, holde Leſerin, iſt Dir da aufgegangen, denn die frühere Welt ſinkt hinter Dir ein, alle Deine frühern Wünſche und Hoffnungen, alle Deine ehemaligen Lieblingsneigungen und Beſchäftigungen, Alles, Alles haſt Du, wie bunte Flitter, von Dir geworfen, und nur Mutterliebe füllt Dein Herz, und Dein Leben iſt nun weiter nichts als der tragende Fittig, der ſchirmende Arm und die leitende Hand Deines Kindes!

Und Du, lieber Leſer, wenn Dir Deine Kindheit lieblich verſummte in den ſüßen Präludien der Mutterliebe; wenn eine zärtliche Mutterhand Dich geleitet durch die Blumenbeete der Jugend; wenn ein Mutterauge Dich angelacht in den Stunden der Freude; wenn eine Mutterthräne Dich benetzt in den Stunden des Kummers; wenn ein Mutterkuß Dir gekühlt die fieberglühende Stirne; wenn ein Muttertroſt Dir beſchwichtigt den Aufruhr des Herzens; wenn ein Mutterhaupt ſich über Dich gebeugt in Nächten des Leidens; wenn eine Mutterhand Dich hinausführt in den Tagen der Geneſung; wenn ein Mutterarm Dich einſchloß in den Stunden der Verzweiflung, dann, dann, o mein glücklicher Leſer, haſt Du gekoſtet den Honigſeim des Lebens, und empfunden das Göttertheil in Deinem ſterblichen Weſen!

Wehe aber dem, dem die Cenſur des Schickſals ſogleich den großen Anfangsbuchſtaben aller Seligkeit herausſtrich aus ſeinem Leben! Wehe dem, der mutterlos wandelt durch das Labyrinth ſeiner jugendlichen Tage; wehe dem, der das Heiligſte verlor, bevor er es innig zu lieben vermochte! Wehe dem, der mutterlos ausgeſetzt wird an den Strand des Daſeyns; dem vor dem erſten Jugendroth des Lebenstages ſeine liebende und wärmende Sonne in das Grab ſank, und der dann hinunterſteigt in den finſtern Schacht ſeiner Zukunft, an geborgten Grubenlichtern, an fremdem Fackelſcheine! Die oberſte Blüthe ſeiner Freuden iſt für immer verwelkt, und der Zündgipfel ſeiner Wonnen eingeſtürzt!

Ach, es iſt traurig, es iſt herzzerreißend, ſich ſelbſt die Geſtalt der hingegangenen Mutter nicht mehr zurückrufen zu können, um ſich in Leid und Freud mit ihr kindlich zu beſprechen; um ſie anzurufen in Stunden der Einſamkeit; um ſie zu umfangen in den Augenblicken eines tiefen Wehes; um ſie anzuflehen um Troſt, um Hülfe, um Stärkung in den Momenten der Trauer, der Wehmuth und der Entſagung!

Iſt es nicht eine grauſame Cenſurlücke des

Lebens, wenn man nicht einmal in der Seele tragen kann das Bild einer theuern allzufrüh verlorenen Mutter? Wer nur das kann, der kann in langen Leidensnächten, wenn er, den Kopf auf die Hand geſtützt, mit Thränen in die Finſterniß hineinſchaut, dieſes Bild hinſetzen vor ſein Bett und ſich mit ihm weinend beſprechen, auf ſeine Hand weinen die geſalzenen Tropfen, und aushauchen ſein tiefes Leid vor dem theuern Schatten! Der kann das theure Bild mit ſich gehen laſſen in den Kummergängen ſeiner Tage, und ſein brennendes Antlitz kühlen an dem vergegenwärtigten Bilde! Der kann ſich in das theure Andenken einwickeln und ſchluchzend einhüllen, wie ein Kind in das Gewand der Mutter und unter die Falten des Kleides ſich verbirgt vor den Geſpenſtern der Luft! der kann in dem Augenblicke, wo der ſchmerzliche Abfall von Freundſchaft und Liebe einen großen ewigen Riß durch ſein Herz reißt; in dem Augenblicke, wo alle ausgeſteckten Fühlhörner ſeiner Seele an kalte Eisſpitzen anſchoſſen, und wie ſchneidende Dolche in ſeine Seele zurückfuhren; in dem Augenblicke, wo alle freundlich emporſteigenden Hoffnungsnebel wie fallender Hagel und Schloßen niederſanken, und ſein Gemüth zerſchlugen; der kann dann mit dem ernſten Lächeln ſich anlegen an die Geſtalt ſeiner Mutter, und ſich in wollüſtiger Schmerzenstäuſchung an ſie anſchmiegen und ausrufen: „Weine mit mir, ſüße, ſüße Mutter!“

Wem aber auch nur das Schickſal es gegönnt, die fromme Stätte zu beſuchen, wo ſeine Mutter ruht, wem es gegönnt iſt, auf das Grab ſeiner Mutter wallfahrten zu können in den Stunden des Schmerzes, iſt glücklich zu nennen! Wenn das Leben noch vor einem daſteht mit ſeinen italiſchen Blüthenthälern der Liebe, mit ſeinen Maiabendhimmeln voll Regenbogen, wie ein Weihnachtstiſch voll Chriſtbäumen und Beſcherungen; wie eine Spielgruppe roſiger Kindlein; wie das Lächeln eines bräutlichen Mundes; wie ein Heilandblick voll

Gnade, und ſchöne Hoffnungen unſere Bruſt übergießen von mal zu mal mit ſüßem Schauen, und da kommt plötzlich der eiſerne Hohn des Geſchickes, und verſchüttet die Blüthenthäler, und zerreißt die Regenbogen, und entblättert die Chriſtbäume, und verjagt die roſigen Kindlein, und zerſchneidet das bräutliche Lächeln, und überzieht den Heilandsblick mit einem fortquellenden Blutstropfen, und man ſteht dann ſo allein da in ſeiner einſt ſo reichen, jetzt ſo armen vernichteten Gefühlwelt; dann iſt es Troſt und Labung und Erhebung, ſich hinzuwerfen auf den Leichenhügel ſeiner Mutter und das Bahrtuch der Erde durchzuweinen, und geiſtig hineinzuſchauen in den geöffneten Sarg, und in das wehmüthig freundliche blaſſe Muttergeſicht alle unſere zerriſſenen Hoffnungen als ewige Vergeltungen lächeln und blühen zu ſehen.

Wer ſich aber nicht einmal niederwerfen kann auf das Grab ſeiner Mutter, wenn er alles Lebensglück eingeäſchert hat, dem folgt ein preſſender Schmerz durch ſeine Tage, denn ihm gab das Schickſal nicht einmal einen Ort, wo er weinen kann!

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite
Zueignung an das Goldbergwerk zu Chemnitz und Kremnitz 7

I.

Narrenrede 15

II.

Der Gerichtsſaal zu Allamatykukeli 20

III.

Die Buchſiederei, oder was kochen wir heute? was morgen? 30

IV.

Kleines ABC Büchlein für große Schauſpielkinder 59

Seite.

V.

Abendviſion 48

VI.

Leere Betrachtungen über den vor mir liegenden leeren Bogen Papier 58

VII.

Troſtrede an eine Wittwe 63

VIII.

Sechs verſchiedene Ohrfeigen von ſechs verſchiedenen Händen, durch mich ſelbſt an mich ſelbſt ſpedirt 69

IX.

Gedankenjagd nach der kleinen Sylbe „lei“ . . 79

X.

Sehnſucht und Beſitz 89

XI.

Ein Wort zu ſeiner Zeit über das Hageſtolziat . 93

XII.

Gedanken über Gedanken 106

XIII.

Eheheiligkeit 111

XIV.

Verſchiedene fromme Wünſche verſchiedener armer Teufel 117

Seite.

XV.

Die Taſchenfamilie 125

XVI.

Feier des Jean Paul Feſtes 133

XVII.

Sehen und Hören 143

XVIII.

Die Kunſt mit Kaffeeſchweſtern umzugehen ꝛc. ꝛc. 147

XIX.

Die literariſche Holzſpaltungsanſtalt 154

XX.

Zabadeus Sauerteigs Neujahrs-Prophezeihungen 161

XXI.

Das kurioſe Paar 167

XXII.

Traunngsrede zur Vermählung des Herrn Kaffee mit Demoiſelle Sahne 183

XXIII.

Monographie der Theatral-Aſtronomie . . . 191

XXIV.

Laufbriefe 198

XXV.

Lebende Bilder 207

Seite.

XXVI.

Das Unglück das große Loos zu gewinnen . . 214

XXVII.

Etwas über den modernen Geſellſchaftston . . 222

XXVIII.

Cenſurlücken und Cenſurtücken aus dem Buche des Lebens 232

Gesammelte Schriften

von

M. G. Saphir.

Dritter Band.

Enthält:

I.

Lyrisches.

II.

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'sche, vormals Franckh'sche Verlagshandlung.

Lyrisches.

Humoriſtiſch-ſatyriſcher
Bilderkasten.

Von

M. G. Saphir.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei G. Franz in München.

Meinen

verehrten Freunden:

S. Biedermann; J. F. Castelli; Fr. Gräffer;

und

Leop. Edlen v. Wertheimstein

in

herzinniger Freundſchaft gewidmet.

I.

Lyriſches.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An die Leser.

Nicht eitle Ruhmſucht hat mich angezogen,
Euch darzuthun, was Phöbus mir gereicht,
Des Herzens Drang hat innig mich bewogen,
Die Luſt, die gerne ſich in Tönen zeigt.
Der Lieder Gott iſt doppelt dem gewogen,
Der ſein Gefühl der Menge nicht verſchweigt,
Der, was in Weiheſtunden er erſonnen,
Voll ſüßer Schaam bringt an das Licht der Sonnen.

Nur was in früher Jugend ich gerungen,
Wand ſich von ſelbſt aus übervoller Bruſt.

Tief im Gemüth iſt jedes Wort bedungen,
Des Dichtens Kunſt bin ich mir kaum bewußt;
Iſt Zartes, Schönes manchmal mir gelungen,
So war's des Augenblickes frohbewegte Luſt:
Und war's zu Scherz und Spiel, zu Thränen, Klagen,
Es war gefühlt, ich habe nichts zu wagen.

Wie Traumgeſtalten, die vorüber ſchiffen,
Man Freunden und Bekannten gern erzählt,
Hab' ich mit Luſt die Träume aufgegriffen
Die früher mich entzücket und gequält;
Und wie ſie wechſelnd mein Gemüth ergriffen,
Hat es mein Saitenſpiel Euch nicht verhehlt;
Denn all' mein Lieben, Bangen, Zagen, Hoffen,
Hat im Geſang nur Freud' und Troſt getroffen.

Und ſollt' ich nicht im Liede es verkünden,
Was mit Gewalt das Herz erfüllt und bricht?
Mit allem Erdenglück mich abzufinden,
Gab mir Apoll blos Leier und Gedicht:
So gönnt das bischen Muſik doch dem Blinden,
Es iſt ihm ja der Augen gold'nes Licht;

Und ob ſein Spiel nicht immer euch ergötze,
So denkt: es iſt das Letzte ſeiner Schätze.

So ſey's in Gottes Namen hingegangen!
Ihr Lieder tretet in die Welt hinaus!
Wie man gegeben wird, wird man empfangen,
Beſcheid'nem giebt Beſcheidenes Applaus;
Nach Allem können Alle nicht verlangen,
Doch findet Jeder Etwas leicht heraus,
Der will dieß Bildchen, der das Andre loben,
Und jedes iſt zuletzt gut aufgehoben.

Mein Frühgebet.

Heraus, heraus, es tagt, es tagt!
Das Herz iſt voll, der Mund verſagt,
Im Opferbrand ſteht Buſch und Strauch,
Aus Roſenkelch dampft Weihe=Rauch,
Des Waldes Chor ſteigt himmelan,
Ich, Ew'ger! bet' dich ſchweigend an.

Das Lilienkind im Meßgewand
Hat fromm ſein Haupt zu Dir gewandt,
Das kleinſte Gräschen auf der Au,
Das ſegneſt Du mit Labethau;
So ſende, Gott! auch Deine Gnad'
Auf Deines Dieners Pilgerpfad.

Und iſt ein Weſen noch ſo klein,
Du ſchließt's in Deine Liebe ein,
Der Wüſte Sand, des Berges Kahl

Erquicket doch Dein Sonnenſtrahl,
D'rum ſpende Troſt und Seelenheil,
O Gott! auch meinen Erdentheil.

Nimm gütig auf mein Morgenlied,
Du Herr! Du kenneſt mein Gemüth,
Durch Deine Hülf' hab' ich's bewahrt
Von Jugend auf ſo rein und zart,
Das ich als Mann noch blieb ein Kind,
Trotz Erdenluſt, trotz Erdenſünd'.

Du gabſt mir Muth und frohen Sinn,
Voll Luſt zu gehn durch's Leben hin,
Du haſt bewahret mich vor Wahn,
Des Schönen Quell mir aufgethan,
Und mir geöffnet früh das Ohr
Für Blumenſprach' und Sternenchor:

Daß jedes Blümchen, jedes Blatt
Ganz eig'ne Worte für mich hat,
Daß was in Farben zu mir ſpricht,
In Tönen ausmalt mein Gedicht;

Dies Glück, o Gott! iſt dein Geſchenk,
Sey ferner auch mein eingedenk.

Gieb ferner mir nur frohen Muth,
Geſundheit, Scherz und leichtes Blut,
Laß' ferner mich nach Gold und Zier
Nicht hegen eitle Sinnengier,
Vor Allem, ach! bewahr' den Leib
Vor ird'ſcher Luſt und Zeitvertreib.

Verachten lehr' mich, großer Gott!
Der Reichen und der Thoren Spott;
Mein Saitenſpiel, das nie mir log,
Halt' künftig auch mir werth und hoch,
Daß ich's zu Lob und Konterfei
Für ſchnöden Lohn nicht ſelbſt entweih'.

Laß' lieben mich die theu're Braut,
Die noch kein Schwur mir angetraut,
Daß ich vor Deinem Hochaltar
Getheilt nicht bring' mein Herz ihr dar,
Und rufe mich, ſo Dir's gefällt,
Mit ihr zugleich von dieſer Welt.

Doch meinſt Du's anders mit dem Knecht,
Was, Herr! Du willſt, das iſt mir recht,
Bewahre nur im größten Schmerz
Vor Schuldbewußtſeyn mir das Herz,
Und wenn einſt Alles mir gebricht,
Verſag' mir, Herr! die Thräne nicht.

Der alte Jüngling.

Ballade.

Seht ihr dort, in Schwedens umnebelter
Ferne
Den Schnee auf der Eiskoppe ruhn?
Dort lehnt ſich an Berge, begrüßend die Sterne,
Das fleißige Städtchen Falun.
Dort ſteiget der Knapp'
In's Bergwerk hinab,
Nicht ſcheuend erſtickende Schwaden,
Das Kupfer an's Taglicht zu laden.

Nicht ſchrecket den Knappen die ſauere Müh',
Die ſüßen Gewinn ihm verkündet,
Nicht ſchreckt ihn des Felſengangs ſchroffeſtes
Knie,
Das ſpitz um das Eck ſich hier windet,

Es lohnt ja den Fleiß
Ein goldener Preis!
Drum arbeitet muthig ſich jeder
Hinein in des Taubſteins Geäder.

Und wie ſie ſo graben im nächtlichen Reich,
Vom Lichte der Fackeln berathen,
Wird lock'rer die Erde, der Boden wird weich,
Viel leichter geht Harcke und Spaten,
Und Meiſter, Geſell,
Die fördern ſich ſchnell,
Da ſteigt eine Hand aus dem Boden,
Und jedem erſtarret der Odem.

Und alle entſetzet, ſteh'n bebend und blaß,
Gemeiſtert vom erſten Erſchrecken,
Ermannend fragt jeder ſich bald: Was iſt das?
Welch Wunder muß unten hier ſtecken?“
Und männiglich ſpricht:
Wir laſſen dich nicht,
Geheimniß, tief unten vergraben,
Mußt heraus, wir müſſen dich haben!“

Ereifert ſie graben im kieſigen Schooß,
Und ſiehe, der finſteren Tiefe,
Der windet ein blühender Jüngling ſich los,
Süß lächelnd, als ob er nur ſchliefe,
Und ſtille und leiſ'
Wird's plötzlich im Kreis,
Als ſollte, den Schlaf zu verjagen,
Kein Lispeln die Luft zu ihm tragen.

Doch lange nicht dauert die trügliche Luſt,
Man wagt es, den Leib zu berühren,
Da klopft nicht das Herz, und nicht hebt ſich die Bruſt,
Nicht Athmen war mehr zu verſpüren,
Und ſteinfeſt und hart,
Iſt Jüngling ſo zart,
Als hätte dieß täuſchende Leben
Ein Künſtler dem Steine gegeben.

Doch dieſes Gebild hat nicht menſchliche Macht,
Kein Künſtler zuſammen gekettet,

Ein Knappe war es, den im tiefeſten Schacht
Hier einſtens der Felsgang verſchüttet,
Die junge Geſtalt
Iſt Siebzig ſchon alt,
So wurden, verſteinert, im Alten
Die Züge der Jugend erhalten.

Sie tragen die rührende Jünglingsgeſtalt
Hinauf in das ſonnige Leben,
Viel Männer und Frauen umringen ſie bald,
Durchdrungen vom Schauererbeben.
Ergriffen tief, ſind
So Greiſe, als Kind,
Und weilen mit wonnigem Grauen,
Noch länger das Wehbild zu ſchauen.

Da klimmet ein Weib auch auf Krücken empor,
Das Alter erſchwert ihr die Schritte,
Sie dränget ſich ſchwer durch den wallenden Chor,
Und theilet die gaffende Mitte.

Und wie ſie es ſchaut,
Aufſchreiet ſie laut,
Und ſtürzt, der Empfindungen Beute,
Dem lebloſen Bild hin zur Seite.

Umſchlingt es lautweinend, umſchlinget es ſtark,
Mit jugendlich liebenden Kräften,
Als wollt' ſie verjünget, mit feurigem Mark,
Auf ewig an's Liebſte ſich heften,
Als ob nun ihr Kuß
Ihn reiſſen auch muß
Aus Todes feſthaltenden Armen,
Als müßt' er zum Leben erwarmen.

„Geliebteſter!" ruft ſie, „erkennſt Du die Braut,
Die alte im eisgrauen Haare?
Die treu Dir geblieben, als wär' ſie getraut
Dem lebenden Mann' am Altare?
Erkennſt Du das Thal,
Mein trauter Gemahl?
Falun, das ein halbes Jahrhundert
Die ledige Gattin bewundert?

Erwache, Geliebter, ſchon bringt man den Kranz
Der goldenen Hochzeit zum Feſte,
Erwache, Geliebter, erwache zum Tanz,
Schon nah'n die geladenen Gäſte!
Doch, Bräutigam kalt,
Iſt Braut Dir zu alt?
So ſchreckt Dich, Geliebter, die Bahre,
Die meiner ſchon harrt am Altare?"

D'rauf drückt ſie ihn feſt an die klopfende Bruſt,
Und netzt ihm das Antlitz mit Zähren,
Und Alle, die's ſehen mit Wehmuth und Luſt,
Der Thränen ſich nimmer erwehren;
Erfüllet mit Schmerz
Iſt jegliches Herz,
Und fühlet mit heiligem Schauer
Des Augenblicks Wonne und Trauer.

Und wie ſie ihn drückt an den Buſen ſo heiß,
Da fühlt ſie den Jüngling erweichen,

Ein Schauer ergreifet den bebenden Kreis,
Man ſiehet die Menge erbleichen;
Und Alles erſtarrt,
Des Ausgangs harrt,
Durchrieſelt von eiſigem Bangen,
Erſtarret die Thrän' auf den Wangen.

Und immer mehr ſchmieget am weichenden Stein
Sie feſter die liebenden Arme,
Und rufet im bitterſten Schmerz: Du biſt mein,
Geliebter, erwarme, erwarme!"
Und wie ſie ihn preßt,
Im Arme ſo feſt,
Zerfällt er zur Aſch' ihr am Herzen, —
Sie ſinket entſeelt hin vor Schmerzen.

Der Morgen.

Die Nacht entfliegt,
Aurora ſiegt,
Die Morgenfackel leuchtet.
Vom Perlenthau
Iſt Flur und Au
Im Demantglanz befeuchtet.

Das All erglüht,
Der Nebel zieht,
Es dampfen Berg und Thale;
Der Purpurſchaum
Am Wolkenſaum
Zerfließt im Aetherſtrahle.

Der Duft entwallt
Dem Blüthenwald,
Wird Ambra in den Lüften;

Es regt und hebt
Sich neubelebt
Auf Feld und Flur und Triſten.

Es netzt der Aar
Das Flügelpaar
Im farbigen Gewölke;
Die Meiſe ſchwirrt,
Die Biene irrt
Vom Hyazinth zur Nelke.

Ein Käferheer
Durchſchifft das Meer
Der thauigen Gebüſche.
Dem Neſt entfleugt
Die Lerch', und ſteigt
Lautſchmetternd in die Friſche.

Der Morgengruß,
Der Horenkuß,
Durchzückt den Minneſinger;
Der Geiſt erwacht,
Die Freude lacht,
Der Buſen athmet ringer.

Es treibt die Bruſt,
In ſüßer Luſt
Das Weltall zu umfangen;
Am ganzen Rund
Mit Liebemund,
Mit Liebekuß zu hangen.

O! laß, Natur!
Auf deiner Spur
Mich frommen Pilger wallen!
Was deine Kraft
So kunſtvoll ſchafft,
Sey heilig mir vor allen.

In deinen Dom
Will ich den Strom
Der Dankgebete gießen;
An deiner Hand
Das Schattenland
Mit Heiterkeit begrüßen.

Der Abend.

Der Tag ſich neigt,
Die Ruhe ſteigt
In kühle Schatten nieder;
Die Sonne taucht,
Von Gluth umraucht,
Schon abwärts ihr Gefieder.

Im Strahlenbad
Erglüht die Saat
Auf fernem Bergesgipfel;
Ein Funkenſtaub
Durchſprüht das Laub
Der ſchlanken Tannenwipfel.

In Gluth erflammt,
Gleich Feuerſammt,
Der halbe Weſtkarfunkel;
Der Oſt wird falb,
Schon hüllt ihn halb
Ein geiſterbleiches Dunkel.

Es hüllt in Grau
Sich Flur und Au,
Es tönen Abendglocken;
Am Horizont
Schwimmt goldenblond,
Des Mondes Silberflocken.

Das All erſtirbt;
Nur Heimchen zirpt
Den hohlen Todtenreigen;
Schon ſteigt die Nacht
In Trauertracht
Von lebeloſen Zweigen.

Die Sterne ſeh'n
Aus blauen Höhn
Herab ins Erdenwallen;
Und Friede blinkt,
Und Friede ſinkt
Von ihnen zu uns Allen.

Was Herz geahnt,
Was Geiſt geſchwant,
Was Dämm'rung uns geweſen;

Im Sanſcritt dort,
Iſt's fort und fort,
Als Chifferſchrift zu leſen.

O, enden mag
Mein Lebenstag,
Wann, Herr, du es beſchloſſen!
Die Bruſt iſt frei
Von Sünd und Reu',
Von keiner Schuld geſchloſſen.

Mein Herz iſt rein,
Mein Geiſt iſt dein,
Am Sarge ſteht die Freude;
Die Hülle ſinkt,
Und Pſyche ſchwingt
Sich auf im Seraphkleide.

Der Regenbogen.

Die Farben des Lebens, ſie malen
Sich, ach, nur auf ſchwärzlichem Grund,
Den ſchönſten, den farbigſten Strahlen
Liegt trauriges Dunkel zu Grund.
Aus Licht und aus Schatten
Die Farben ſich gatten,
Vergoldet die Sonne der Wolken Asbeſt,
Erſcheinet gleich Iris zum glänzenden Feſt!

Wenn Leid, wenn Entzücken uns regen,
Da fallen uns Tropfen herab,
Es ſpiegelt im thränenden Regen
Sich ſchöner der Hoffnungsſtrahl ab.
In labender Feuchtung
Süßtröſtende Leuchtung!
Zerfließen die Wolken im tropfenden Flor,
So gaukelt der Himmel das Gnadenband vor.

Es düſtert das Wolkengetümmel
Den heiteren Azur zu grau;
Doch über den Wolken der Himmel
Verändert doch niemal ſein Blau,
Durch Nebelvermiſchung
Bricht Sonnenerfriſchung;
Wer Farben des Lebens zu miſchen nur weiß,
Der malt ſich auf Wolken den goldenen Kreis.

Die ird'ſchen und himmliſchen Pole
Zu einen, iſt jedem erlaubt,
Wenn jene berühren die Sohle,
Umkreiſen uns dieſe das Haupt,
Sie werden vom Bogen
Zuſammengezogen,
Der ſtrahlend vom Dunſtthal zur Sonnenhöh' hüpft,
Und tief in uns Himmel und Erde verknüpft.

Nachtſchauer.

Wie lieb iſt mir dein Schauer,
Du regeloſe Nacht,
Du Schweſter meiner Trauer,
Die oft mit mir gewacht.

Wie biſt du mir ſo theuer
Du ſüße Finſterniß,
Es winkt durch deinen Schleier
Mir Ruhe einſt gewiß.

Es löſt des Tages Sehnen
Sich ſanft in Tropfen auf,
Und nimmt in ſchweren Thränen
Den ſüßen Klagelauf.

Es geht ein Geiſterwehen
Auf deiner finſtern Spur,
Wie einſt beim Auferſtehen
Durch ſtille Grabesflur.

Und was ſich früh geneiget
In ſtille Todtengruft,
Der Finſterniß entſteiget
Und mir vernehmbar ruft:

„An meiner Bruſt erwarme
„Du troſtverlaſſ'nes Kind;
„Ach, treu wie Mutterarme
„Für dich ſonſt keine ſind.

„O weine deine Schmerzen
„O weine ſie nur aus!
„Du biſt im Haus der Schmerzen,
„Ich bin im Ruhehaus.

„An meiner Bruſt erwarme,
„Du troſtverlaſſ'nes Kind;
„Ach, treu wie Mutterarme
„Für dich ſonſt keine ſind.

Da faßt ein kaltes Wehen
Mein Haupt und Angeſicht,
Ich möcht' im Schmerz vergehen,
Ich möcht', und kann es nicht!

So zieht's mich auf den Knieen
Zur winkenden Geſtalt:
„Ach laß mich zu dir ziehen,
„O Mutter! bald, ach bald!“

Wie lieb iſt mir dein Schauer,
Du regeloſe Nacht!
Du Schweſter meiner Trauer,
Die oft mit mir gewacht.

Lyssa's Schmuck.

O Lyſſa, weg den Schmuck, die reiche Hülle,
Kein größrer Reiz wird dir geſchenkt;
Wozu die Feſſel, die die Zauberfülle,
Der Glieder Wellentakt beengt?
Des Leibes Reiz, der Formen Harmonien,
Darf man hermetiſch nicht mit Nacht umziehen.

Leicht wie das Kind der liebenden Dione
Aus zarten Knospenritzen bricht,
Und um die ſchöne blätterreiche Krone
Ein züchtig Kleid aus Duft ſich flicht:
So Lyſſa, hehr und keuſch wie die Camöne,
Stehſt ſtets du da, gehüllt in eig'ner Schöne!

Auch Ophirs Gold beſchämt dein Haar, das blonde,
Die gold'ne Nadel iſt erblaßt;

Kein Demant ſchimmert ſo im Reich Golkonde,
Wie der in deinem Aug' gefaßt;
Dein Zahn, beſchattet von Korallenzweigen,
Welch reiches Meer kann ſolche Perlen zeigen?

Hierher auf Lyſſa blickt ihr Raphaele,
Und legt verſtummt den Pinſel hin;
Verſucht, daß euren Farben ſich vermähle
Die Kraft, am Blatte hinzuziehn
Und feſt zu bannen, wie auf ihren Wangen
Die Roſ' und Lilie ſich fliehn und fangen.

Und dieſes Land voll Engel muß ich ſchauen,
Bloß ſchauen! Schauen? und nichts mehr?
Will Hoffnung hin mir keine Brücke bauen?
Zieht ſich kein Faden zu mir her?
Steht keine Bahn dem kranken Herzen offen,
Um kund zu thun ſein Lieben, Bangen, Hoffen?

Nein Herz, nicht alle Wege ſind geſchloſſen,
Mir bleibt der Luftſteg Poeſie,
Drauf baut geſchäftig ſich die Liebe Sproſſen,
Die Macht des Lieds ergreifet ſie.

Wer fühlet nicht bei Schmerz und Luſt der Saiten
Ein ſüßes Weh in ſeinen Buſen gleiten?

Ich ſing' die Sehnſucht und die Liebe wieder,
Der Träume Luſt, des Sehnens Qual;
Der Sänger nur, der Fürſt der ſüßen Lieder,
Tritt ungebeten in der Liebe Saal;
Und was er kann in Liede leben laſſen,
Das darf vom Leben er im Liede faſſen!

Nur wer die Schönheit aus dem Strom der Zeiten,
In dem ſie ſpielend, flüchtig treibt,
Auffängt, und knüpft an zarten Klang der Saiten,
Daß ſie mit ihm unſterblich bleibt;
Nur wer das Schöne kann zur Nachwelt bringen,
Darf kühn und frei nach allem Schönen ringen.

Sehnſucht.

Was iſt's, was ich empfinde?
Was iſt's, was mich umſchwebt?
Was in dem Abendwinde
Wie Geiſterſäuſel bebt?

Was hat mir in das Herz
Dies Sehnen eingeprägt?
Dies Meer von ſtillem Schmerz
Und ſüßer Luſt erregt?

Was rollt durch meine Adern
So ſtürmiſch wild mein Blut?
Was ſoll dies ew'ge Hadern
Von Zagheit und von Muth?

Es iſt das Bild der Süßen,
Das durch die Zweige ſtrahlt,
Das liebend mich zu grüßen
Im Abendlispel hallt!

Das mich in dieſer Stunde
An Seligkeiten mahnt,
Wie auf dem Erdenrunde
Kein Sterblicher ſie ahnt.

O namenlos Entzücken,
Der Rückerinnerung!
Als ſie mit Engelsblicken
Bezaubernd mich umſchlung.

O ſüßes, ſüßes Sehnen,
Und du, o Zauberquell
Der freudenreichen Thränen,
Entſchwindet nicht ſo ſchnell!

Noch ferner mich betrüge,
O Laut der mich umhallt,
O bleibe treu mir, Lüge!
Die mir ihr Bild vormalt!

Lebensſchwingen.

1.

Frauenſchönheit.

Unſer Leben zu beſchwingen,
Daß es hier im Erdenſaal
Sich die Wonnen kann erringen
Aus dem hellen Himmelsſaal;
Unſer Daſeyn zu vergolden,
Haben uns die hohen, holden,
Unſichtbaren, guten Götter,
Aufgeſchloſſen Herz und Augen,
Daß wir leicht, wie leichte Bienen,
Süße Koſt und Labe ſaugen
Aus dem Schmelz der Roſenblätter;
Daß die Schöpfung uns kann dienen
Mit den tauſend Freudenquellen,

Die in ihren Pulſen ſpringen;
Daß wir mit den Schmetterlingen
Durch die Blumenfelder gaukeln,
Wo die vollen Knospen ſchwellen;
Daß wir uns erquicklich ſchaukeln
Auf dem Meer der ſüßen Düfte,
Daß wir an dem Kuß des Maien
Das gekühlte Haupt erfreuen;
Daß der ſanfte Klang der Saiten,
Und des Tanzes munt're Welle,
Und der Sterne gold'ne Helle,
Und des Sanges Wechſelſtreiten
Uns das volle Herz erweiten.
Und was mehr als Zaubertöne,
Mehr als alle Roſendüfte,
Mehr als laue Lenzeslüfte,
Mehr als Schmeichelwort und Scherz
Süß erheitert Geiſt und Herz,
Daß das Daſeyn uns bekröne
Stiller Reiz der Frauenſchöne!
Wunderbar iſt Schönheits-Wirken!
Wunderhold iſt Schönheits-Walten!

Mag in tauſend Luſtgeſtalten
In den ewigen Bezirken
Sie dem Auge ſich entfalten;
Mag ſie in dem Netz der Mooſe
Als Geflechte ſich verſchlingen;
Oder aus dem Schaft der Roſe
Als ein Kelch ſich ſchlank entringen;
Mag von des Kolibri Schwingen
In's geblendet' Aug' ſie bringen,
Oder aus den Edelſteinen
Wie ein Strahl in's Leben ſpringen;
Mag ſie in Millionen kleinen
Meeresmuſcheln uns erſcheinen,
Oder in dem Bau der Säule
Stolz in hohe Luft ſich ſchwingen,
Wo ſie immer magiſch weile,
In dem Reich der Luft und Wellen,
In beſonnten Künſtlerſälen,
Oder in den finſtern Höhlen,
Wo ſie unſer Aug' ereile,
Kann das kurze, dunkle Leben
Zauberſtrahlend ſie erhellen!

Doch zur Wonne uns erheben,
Und den Gram vom Herzen löſen,
Daß wir liebend hier geneſen —
Das vermag der Schönheit Licht
Nur im Frauen-Angeſicht!

Leben heißt nur: holden Frauen
In das klare Antlitz ſchauen,
An den ſüßen, heitern Zügen
Tief verloren ſich vergnügen,
Für den Tanz der leichten Horen,
Für das Aeußre ganz verloren,
Nur vom Schönheitsſtrahl befangen
An dem holden Antlitz hangen.

Friſch wird man und leichtbeweglich,
Das beengte Herz wird weit,
Und das Schwerſte wird erträglich,
Wo die Grazie uns erfreut.
Wie nach Krankheit neugeboren,
Wie im leichten Schwimmerkleid,
Durch der Fluthen milde Wogen,
Herzerfriſchend hingezogen,

Leicht und freudenvoll und eben
Macht die Schönheit unſer Leben.
Ewig klar ſie anzublicken,
Mit der Charis ſich beglücken,
Wer erfaßt dieß Hochentzücken?
Regelos iſt das Begehren,
Sprachlos zeigen ſtille Zähren
Von des Herzens Wonnefülle.
Alle Sinne ſchweigen ſtille,
Nur die durſt'gen Blicke hangen
An den mondenhellen Wangen,
Schauen ohne Unterlaſſen
In den Ring der klaren Augen,
Die den tiefen Himmel faſſen;
Wollen dort Erquickung ſaugen
Für das namenloſe Sehnen
Halbverſtand'ner Wonnethränen;
Und ein ſeliges Vergeſſen,
Das ſie glücklich uns erpreſſen,
Führt uns fort vom Erdenthal,
Führt uns in den Götterſaal,
Wo die Schönheit unermeſſen

Uns umkränzt die gold'ne Schale.
Schenket uns die leichten Schwingen,
Die uns ſanft zum Himmel bringen!

2.

Muſikmacht.

Glücklich, dem das Ohr erſchloſſen
Dem Gefühl der klaren Töne,
Der hat früh das Glück genoſſen,
Daß vor vielen Erdenſöhnen
Phöbus mit den Sonnenroſſen
Ihn an's Heil'ge will gewöhnen;
Daß er hier ſchon wird empfänglich
Für die Luſt der Harmonien,
Die den Seligen dort blühen,
Wo in Wonnen überſchwenglich,
Nur den Einklang höhrer Sphären
Die verklärten Geiſter hören.

Magiſch durch die Luft gezogen
Kommt, Muſik! dein Zauberton,
Macht ſich Feindliches gewogen,

Jedes Herz zu ſeinem Thron.
Menſchen, die ſich tödtlich haſſen,
Sieht man liebend ſich umfaſſen,
Trübe Augen ſich erheitern,
Enge Herzen ſich erweitern,
Und die ſchweren Kummertropfen
Sich zu Troſtes Balſam läutern;
Und des Buſens ſchmerzlich Klopfen
Bald in immer leiſern Schlägen
Sanft beſchwichtiget ſich regen.

Ach, zu Schmerz- und Freudendingen
Iſt ein Tönen, iſt ein Klingen
Dem erfüllten Herzen nöthig;
Wie ein Freund iſt Tonkunſt huldig,
Die verträglich und geduldig,
Iſt zu Weh und Troſt erbötig;
Iſt mit zarter Liebe thätig,
Uns die Tropfen aus den Augen
Kaum verſpürbar wegzuſaugen,
Unſre Hoffnung zu verjüngen,
Unſre Andacht zu beſchwingen,

Und durch Klang der zarten Saiten
Uns zum Schönen hinzuleiten!
Und in tauſend, tauſend Arten,
Bald mit ſtarken, bald mit zarten
Klängen ſchmeichelt ſie dem Ohre,
Lispelt bald mit ſanftem Wehen
Aus dem linden Haberrohre;
Girret nun gleich Liebesflehen
Süßer Liebe uns zu weihen
Aus arkadiſchen Schalmeien;
Oder mahnt an Auferſtehen
Aus dem Schmettern der Poſaunen;
Scherzet mit verliebten Launen
Jetzt auf leichtbetonter Zither;
Stürmet dann wie Ungewitter
In der Andacht heil'gen Chören
Aus den hohlen Orgelröhren;
Bald aus Gläſern, zart geſchliffen,
Mit den Fingern leicht begriffen,
Stürzet ein unnennbar Sehnen
Sich durch alle Lebensadern;
Bald mit leiſen Geiſtertönen

Spielend in der Harfe Saiten,
Die mit Zephyr ſäuſelnd ſtreiten,
Schwichtigt ſie des Herzens Hadern!

Ehe Künſtler noch erſtanden,
Die in Zwang und Takt ſie banden,
Ward von Wilden ſie verſtanden,
Zähmte ſie den Troglodyten,
Thronte in Nomadenhütten,
Und an unbeſchifften Stranden
Konnte kein Kolumbus landen,
Wo er nicht bei Menſchenthieren
Ihre Zauber ſah regieren.

Ja, Muſik heißt jedes Klingen,
Das in fortbewegtem Ringen
In des Menſchen Herz kann dringen;
Sey's mit wilden Klapperblechen
Scheuem Zagen Muth zu ſprechen,
Sey's aus ſüßen Zauberflöten
Wilde Sinnengier zu tödten;
Sey's die Zither,
Die ein Gitter

Leiſ' umklingt in Abendröthen;
Sey's das Zagen
Tiefer Klagen,
Die an düſt'ren Sarkophagen
Tiefgeſchwellte Töne tragen;
Sey's den Aehren
Nun zu Ehren,
Ein erheiternd Senſenſchlagen,
Alles lehrt in ſanften Tönen
Uns das Leben hier verſchönen;
Alles quillt aus einem Strome
Auf zum heil'gen Himmelsdome.

3.

Mondſcheinluſt.

Seyd gegrüßt im ſilberblaſſen,
Freundlich hellen Mondenſcheine,
Ruhig große Weltenmaſſen!
Seyd gegrüßt ihr bleichen Haine!

Sey Du Mond auch mir gegrüßt,
Der Du leiſe
Deiner Kreiſe
Stiller Wandler biſt!
Sey gegrüßt Du Schweigen
Der ermüdeten Natur!
Auch dich, ruhevolle Flur,
Grüß' ich; euch ihr bleichen Steine
Trauriger Ruinen,
Die ihr halb
Bleich und falb
Von dem matten
Mondſtrahl ſeyd beſchienen,
Halb im grauen,
Dunkeln Schatten,
Finſter ſeyd zu ſchauen.
Tag! nicht deine Sonnen,
Deine Strahlen nicht,
Nicht deine Wonnen,
Nicht dein blendend Licht,
Nicht dein Lärmen

Kann erfüllen
Und erwärmen
Unſer Herz und es erheitern;
Denn die Schwüle
Aller Sonnen,
Sie erdrückt;
Abendkühle
Nur erquickt.
Mondesſtrahlen
Zahlen
Für des Tages Hitze,
Für die heißen Blitze,
Für die odemſchwere
Heiß durchglühte Atmoſphäre,
Mit dem ſüßen, reinen,
Lilienweißen Scheinen
Aus dem holden
Angeſichte;
Mit dem Lichte,
Das ſo golden
Alle Welten überfloſſen,

Mit den hellen
Sanften Wellen
In die Lüfte hingegoſſen;
Mit dem Schleier
Hoher Feier,
Den ſie ausgebreitet;
Der in's Herz des Lebensmüden
Inn're Ruhe, Seelenfrieden
Sanft ermunternd leitet.
Und des Mondes zitternd Blinken,
Wie wir über Berg und Höhen,
Geſtern gleich, ihn ſchreiten ſehen,
Scheint vertraulich uns zu winken. —
Und magnetiſch angezogen
Folgt das Auge dieſer Bahn,
Sieht den klaren Aetherbogen
Selbſtvergeſſen ſehnend an;
Und Myriaden Sterne ſchauen
Aus den azurblauen
Auen,
Mit dem lichten Augenſchein

In die offene Bruſt hinein,
Wollen uns mit Buhlerblicken
Herz und Geiſt und Sinn beſtricken.
Aus der ſpiegelklaren Welle
Naher Teiche
Schaut die bleiche
Mondesſtelle,
Wie aus weißem Leichenflor
Selig ſtill hervor!

Wenn verſchmolzen alle Maſſen
In dem blaſſen,
Waſſerreinen
Mondenlicht erſcheinen,
Und ein reicher,
Weißer, weicher
Dämmerſchleier
Sich gewickelt um die Welt,
Und ein heilig Prieſterfeuer
Uns die Schöpfung rings erhellt,
Klopfen alle Pulſe freier

Und des Lebens Bürde fällt;
Denn der traute Mondesſtrahl
Trinkt hinweg der Erde Qual.

4.

Schwungkraft.

Du, o Bewegung!
Regung des Lebens!
Jegliches Strebens
Erſte Erregung!
Du, o Bewegung!
Lenkeſt die Welten
Von den Millionen
Himmliſchen Zelten,
Von den Myriaden
Sonnen-Syſtemen,
Von den beſchwingten
Flammen-Plejaden,

Bis zur Monade,
Die in dem Bade
Niederer Dünſte
Leiſe ſich reget;
Bis zum Geſpinnſte
Kleiner Gewürme
Tief in dem Graſe;
Bis zu der Blaſe
Die auf dem Schemen
Luſtig und helle
Flüchtig ſich ſtelle.

Nicht aus den todten
Lebloſen Maſſen,
Nicht aus verſteinten
Lava-Geſtalten,
Nicht aus den kalten,
Kunſtvoll vereinten
Pompei-Gaſſen
Springen des Lebens
Luſtige Boten,
Die uns umfaſſen

Mit den behenden
Flüchtigen Händen,
Die uns in leiſen
Schwingenden Kreiſen
Locken und ziehen.
Ewig vergebens
Iſt das Bemühen,
Uns aus der todten
Gluthloſen Kohle
Flamme zu fodern,
Fehlt doch das Lodern,
Inneres Glühen. —

Doch auf beſchwingter
Flüchtiger Sohle
Nahet der Engel
Thätiger Regung
Mit der Bewegung
Lilienſtengel,
Wo uns das Leben
Hüpfend umringet,
Treiben und Weben

Stets ſich bedinget;
Wo auf den Spuren
Aller Naturen,
Pulſen und Klopfen,
Schweben und Weilen,
Harren und Eilen;
Wallen und Neigen,
Fallen und Steigen,
Strömen und Tropfen,
Kreiſen und Rühren
Froh iſt zu ſpüren! —

Auf Dein Begehren,
Hohe Bewegung!
Sendet die Sonne
Strahlende Wonne
Früh auf die Reiſe;
Schiffen durch Gleiſe
Rollende Sphären.
Regſam entfaltet
Sichelgeſtaltet
Luna die Strahlen,

Und der Planeten
Namloſe Zahlen
Wandeln die Bahnen,
Die ſie betreten,
Auf dein Ermahnen
Ohne Verſäumen,
Fort in den Räumen. —

Du nur, Bewegung!
Leiheſt den Stoffen,
Wo ſie getroffen
Werden im Ringe
Seyender Dinge,
Athem und Seele,
Wirken und Walten,
Daß den Geſtalten
Innere Schöne
Leblos nicht fehle.
Jegliche Scene
Zeiget von Deinem
Götter=Erſcheinen;
Oben am Himmel

Wolkengetümmel;
Unten im Staube
Käfergewimmel;
Hoch in den Lüften
Zugvögel-Heere,
Unten auf Triften
Hüpfende Heerde;
Tief in dem Meere
Tauſend Korallen,
Muſcheln und Rochen
Wimmelnd in Ballen;
Dann in der Erde
Heimlichen Adern
Hämmern und Pochen,
Heilende Quellen
Siedend zu kochen.

Du, o Bewegung!
Du giebſt den Keimen
Nächtlich verborgen
Tief in der Erde
Finſtern Stellen,

Rüſtige Schwingen,
Daß ſie ſich ringen
Auf zu den Räumen,
Wo ſie ein Morgen
Lichtvoller Düfte
Koſend umfanget,
Und ſie der Lüfte
Reigen empfanget.
Du giebſt den feuchten,
Hellen und vollen,
Lieblichen Augen
Leben und Leuchten,
Zündendes Rollen,
Wonniges Saugen
An den ſo milden
Lebensgebilden;
Daß ihr Genetze
Klar uns ergötze,
Daß uns die Dinge
Alle, im kleinen
Magiſchen Ringe
Schöner erſcheinen.

Du nur belebeſt
Buſen voll Feuer,
Schwelleſt und hebeſt
Jeglichen Schleier,
Der bald durch Schmerzen
Steiget und wallet,
Und bald im Scherzen
Sinket und wallet;
Du giebſt den Tänzen
Rhytmus und Leben,
Wenn uns in Kränzen
Reihen umſchweben;
Legeſt in Formen
Liebliche Normen,
Legeſt in Glieder
Wellenſpiel nieder.

Du, o Bewegung!
Quelle des Lebens!
Jegliches Strebens
Erſte Erregung!
Du, o Bewegung!

Halte noch länger
Muthigen Sänger
Hoch auf den Wogen
Schiffender Töne,
Daß ihm das Schöne
Komme gezogen,
Leicht wie ein Weben
Huldig in's Leben!

5.

Wäldernacht.

Nimm mich auf, o begeiſternde Nacht des ſchweigenden Waldes!
Und du, geheiligte Stille! die du dich mächtig gelagert,
Wie die geringelte Schlange um die ruhenden Bäume,
Nimm mich auf, der ich eilends entflohen mit flüchtigem Schritte,

Der beengenden Schwüle des Zimmers, dem Lärm der Gaſſen,
Der Geſellſchaft leerem Geſpräch, auch den freundlichen Worten
Der Geliebten. Der wenigen Freunde engerem Kreiſe
Nun auch entronnen, rett' ich in deine Gewinde,
Ernſter Wald! die vom leeren Getändel ermüdete Seele.
Es verlöſchen allmälig im ruhig-klopfenden Buſen
Mir die locker gezeichneten, ſchwankenden Bilder des Tages,
Das Gewühle von drängenden Formen, das wirre Getöſe,
Das im bunten verwirrten Gemiſche von Farben und Tönen
Mir durch Auge und Ohren in die Tiefe der Seele gedrungen,
Fliehet verſcheucht zurück, ſchon weichet und ſchwindet es gänzlich,

Und das majeſtätiſche Haupt des denkenden Waldes
Siehet mit hohem Ernſt mich an, das Herz mir erfüllend
Mit dem geheiligten Schauer überirdiſcher Ahnung.
Leiſ' und Ernſt, wie der ſchreitende Geiſt verſtorbener Helden,
Geht ein geiſtiges Wehen durch die liſpelnden Zweige,
Kaum verſpürbar mir lüpfend die entfeſſelten Haare.
Hehr und düſter ſchauet die ſinnige Bläue des Himmels
Durch verſchlungene Aeſte mir in das umdunkelte Auge,
Und es entſteigen den ruhigen ebenen Wogen der Seele
Klar die Gedanken, die tief ſich im reichen Boden gewurzelt,
Die durch das Toben und Treiben, durch ſtetes Empören der Wellen

Dunkel geblieben auf der getrübten Fläche des Lebens.
Wie ſie nun ſteigen aus der beſchwichtigten Fluth des Gemüthes,
Sich entwindend der Tiefe, wie die Göttin der Weisheit,
Leicht und bepanzert, auf einmal ſpringen in's luft'ge Daſeyn.
Denn es ſcheuet das Denken, die ſtirnethronende Gottheit,
Und der Ernſt auch ſcheuet des Marktes lautes Getümmel.
Nicht in die Menge greifen die Götter, ein Haupt ſich zu wählen,
Aus der Rotte nicht ſchafft ſich Apoll den kräftigen Heros.
Wie die jungfräuliche Schaam verhüllet das erröthende Antlitz,
Wo die Menge ſich nahet: ſo verhüllet der hohe Genius
Sich das Haupt, wo das Gedränge ſich treibet.

Wie denn willſt du in dir den Geiſt, den ſchaffenden finden,
Wenn du dich ſelbſt kaum findeſt im ſteten bunten Getümmel?
Ja, es ziehen in Haufen wohl umher der Sperlinge Schaaren,
Wie auch der Dohlen und Kraniche geſchwätzige Reihen;
Doch die denkende ſinnige Eule, das Sinnbild der Weisheit,
Niſtet allein in den Ritzen der finſtern Berge.
Ungeſellig horſtet der Aar in nächtlichen Föhren.
Wie in der Erde finſterm Schacht ſich emſiglich fördert
Edles Metall, ſo fördert die ſchaffende heilige Stille
Das Gedieg'ne, tief erzeugt in der Werkſtatt des Denkens.
So ſey auch du mir erfreulich, umnachtetes Plätzchen!
Laß mich, o Wald! von deinen düſtern Armen umfangen,

Denken und dichten, Laß mich ſingen die ſinnige Weiſe.
Wehe mich an mit deinem ernſten Schauer, Stille des Waldes!
Löſe mit deinem Geiſterkuß mir die zagende Lippe,
Und erſchließ' mir des Sanges fröhlich ſprudelnde Quelle.
Trag auf deinen Schatten mich zur hohen Begeiſterung,
Daß ich durch die Oede hauche die Töne der Wehmuth,
Schatten anrufend um Balſam und tröſtende Kühle,
Und die Stimmen der Echo zum freundlichen Einklang erwecke.

Was schwindet und was weilet.

Leb' wohl, o Jugend! gold'nes, — ſüßes Leben,
Du Frühroth meiner erſten Roſenlenze,
Leb' wohl, die Töne deiner Feentänze
Ich höre ſcheidend ſie von hinnen beben.

Des Hoffens viel haſt du mir einſt gegeben,
Doch nun ich ſteh' an deiner Scheidegränze,
Im Wahn, daß ſich zur Frucht die Blüth' ergänze,
Seh' ich wie Wolkenſchatten dich entſchweben.

Und mit dir geh'n des Lebens friſche Farben,
Dir folgt der Ton der zartbezog'nen Saiten,
Die nun, verſtimmt, das Herz nicht mehr erweiten;

Das Ernſte ſoll ich klanglos nun erbeuten;
Des Frühlings Blumen, die mir früh erſtarben,
Erſetzen durch des Sommers trock'ne Garben.

Leb' wohl, o Liebe! unbegriff'nes Weſen,
Empfindungsduft, des Herzens ſtumme Sage,
Leb' wohl! ach, nimmer nützt es, daß ich zage
Aus deinen Blumenfäden mich zu löſen,

Die, ach, ſo ſanft wie Mutterhand geweſen;
Doch löſeteſt du nie des Herzens Frage,
Warum kein Herz mit ihm verwandtet ſchlage,
Und nie konnt' ich an Liebebruſt geneſen.

Ein ausgebranntes Haus ſteh' ich im Leben,
Allein, zerfallen, öd' und leer und ſtille!
Mich drängt kein Wirken, Treiben, oder Streben,

Mich regt kein Wunſch und mich beſtimmt kein Wille;
Des Daſeyns Reiz hat ſich der Bruſt entrungen,
Die Liebe, die das Leben mir bedungen.

Leb' wohl, o Ehrgeiz! bunte Eintagsfliege,
Berauſchend ſüßes Gift der Erdengötter.
Leb' woh! o wähne nicht, du ſtolzer Spötter,
Daß ich, nach Kampf und ſchweißgetränktem Siege,

Mit deinen Schauemünzen mich begnüge;
Daß ich verachte Glück und Sonnenwetter,
Damit der eitle Kranz der dürren Blätter
Das Glückentlad'ne Haupt mir einſt umfliege!

Dem Blitzſtrahl nicht, und nicht den Donnerſchlägen
Hebt ſich erquickt die Saat, das Moos entgegen!
Dem ſtillen Thau der Nacht, dem leiſen Regen

Erſchließt, mittheilend ſüßgeſchwellte Fülle,
Das Halmenhaupt, die Knoſpe ihre Hülle;
Geräuſch macht wach, doch glücklich macht die Stille.

Verweile Freundſchaft, kummertröſtend Fühlen!
Geheiligt Gut; des Herzens ſchönſter Glaube!
Die du allein gefolgt dem Sohn vom Staube,
Als in des Schickſals grauſam harten Spielen

Die Götter alle treulos von ihm fielen,
Und mild entſteigend deiner Edenlaube
Dich ſelbſt dem Erdenkerker gabſt zum Raube,
Des Menſchen brennend Auge abzukühlen!

Wie Mutterhände ſtets das heißgeliebte,
Erkrankte Kind ſo ſanft und liebend hegen;
Die Hände, die nur treue Liebe übte

Es ſorgſam weich zu betten und zu legen,
So wolle mir das Herz, das tiefbetrübte,
Die Hand der Freundſchaft kräftigen und pflegen.

Verweile Hoffnung! Kind aus Roſendüften
Als Schmetterling durch's Leben hingetragen,

Umfange mich mit wonnigem Behagen
Wie Saitengruß von fernen, fernen Triſten;

Wie Liebeslaut von lauen Lenzeslüften
Durch ſtille Nacht dem Ohre zugetragen,
Die es verkünden mit verſchämtem Zagen,
Daß gern mehr uns herüberſchifften.

Ich zieh' hinauf an deinem Strahlenbogen,
Den durch des Lebens Wolken du gezogen,
Zum Himmel nie geſtörter Seelenwonne,

Ich ſteh' mit dir in höh'ren Atmoſphären;
Das Nied're nur kann Wolkendunſt beſchweren,
Wer ſich recht hoch zu ſtellen weiß, hat Sonne!

Verweile Dichtkunſt! höchſte Gottesgabe!
Vergeiſtigung des Seyns! Verſchmelz der Seelen!
Wer dich erkennt, wird nie das Schickſal ſchmälen,
Daß es zu karg bedacht ſein Leben habe.

Die ganze Schöpfung reicht ihm Koſt und Labe,
Er kann zu Blumen ſich und Sternen zählen,
Auf Fluren bald, und bald in Götterſälen
Iſt eig'ner Duft und Klang ihm reiche Habe.

O Tröſterin, die ich in Abendſtunden,
Wenn ich im Schatten ruhumzog'ner Haine
Bewußtlos ſtille Sehnſuchtstropfen weine,
Ganz unverhofft zur Seite mir gefunden;
Fandſt du mich werth, dich einmal nur zu ſehen,
Darf ich mit Recht um dein Verweilen flehen!

An die zukünftige Geliebte.

Ich ahne dich im Klang der Philomele,
O Bild, das wachend ich noch nie geſehen!
Und wie die ſanften Töne zu mir wehen,
Entſteigt der tiefbewegten weichen Seele,

In Formen, die ich tief im Buſen hehle,
Ein Bild, geſchmückt mit allem Reiz der Feen,
Wie ich vom Himmel oft mit heißem Flehen
Begehrt, daß er ein Weib mir anvermähle.

O ich verſtehe deine ſüße Kunde,
Die du durch Nachtigall mir künden laſſen!
Du ſprichſt gewiß in dieſer Ahnungsſtunde

Die Töne aus, wie ſie in's Herz mir paſſen:
Was geiſtig iſt verwandt auf dieſem Runde,
Muß ungekannt ſich liebend doch umfaſſen.

Ich ſehe dich in wonnevollen Träumen,
Die ſchmeichelnd oft das Leben mir verzieren,
Wie Morgens ſie dein Bildniß vor mich führen,
Bleibt es mir nah mit liebevollem Säumen;

Und wie ſie auch, ein leicht zerfließend Schäumen,
Dein wonnig Leben grauſam mir entführen,
Hör' ich nicht auf, dir liebend nachzuſpüren,
Und gebe Weſen dir in dieſen Räumen.

Was träumend ſich dem Geiſte hat entrungen,
Sind Töne, die von Innen angeklungen,
Vom äußern Leben dennoch ſind bedungen:

Und was dem innern Auge ſich geſtaltet,
In Wirklichkeit ſich dem Gemüth entfaltet,
Das treu und feſt an ſeinem Daſeyn haltet.

Ich höre dich, wenn mir in Morgenröthen
Aus friſchem Grün die nahe Wachtel ſchlaget;
Und wie ſie munter bald, und bald verzaget
Mein Herz erfaßt mit ihrem Zauberflöten,

Iſt's bald, als wie in ſchmerzlich ſtillen Nöthen
Ein tröſtend Wort dem kranken Geiſt behaget,
Und bald, als ob ein Wehe, mir geklaget,
Mit unbekanntem Leid mich wolle tödten. —

Dein Ton iſt es, der in die Luft gegoſſen,
Mit dunklen, nie enträthſelten Gewalten
Bezaubernd mir das dunkle Ohr umfloſſen.

O feſt will ich an dieſem Ton mich halten,
Bis ich ihn einſt in ſüßen Harmonieen
Beflügelt ſeh von deinen Lippen fliehen.

Ich fühle dich, wenn balſamvolle Weſte
Mit Gras und Halmenſpitzen koſend ſpielen,
In vollen Zweigen liebebuhlend wühlen;
Wenn aus dem Grün der ſanftbewegten Aeſte

Ein Zephyr naht aus ſeinem Blüthenneſte,
Um lau und lind die Wangen mir zu kühlen,
Und mit den Blüthen, die ihm zart entfielen,
Mich angeweht zum duft'gen Roſenfeſte.

Dann fühle ich dein unſichtbares Nahen
An Lüften, die erquicklich mich umfahen,
Am Säuſelgruß, der wonnig mich durchbebet;

Am reichgewürzten Duft, der mich belebet:
An dem Erröthen jetzt, jetzt am Erblaſſen,
Fühl ich voll Gluth dein geiſtiges Umfaſſen.

Ich pflege dich, wie in verſchloßner Schale
Den Perlenſtoff die kranke Auſter pfleget,
Es iſt der Tod und wird doch zart geheget;
Und wie ich auch mit Leben es bezahle,

Daß ſich ein Tropfen von dem Liebesmahle
Mit klarem Glanz mir in das Herz geleget;
Ich wart' ihn treu, ſo lang' er ſich beweget,
Ob auch ſein Glanz mir ſichern Tod nur ſtrahle.

Wem einmal aus des Himmels hohen Hallen
In off'ne Bruſt der Tropfen iſt gefallen,
Iſt heimgeſtellt dem ewigſiechen Sehnen;

Hat er auch in dem heißen Bad der Thränen

Gelindert ſeinen Herzensdruck gefunden,
Zum heitern Leben wird er nie geſunden.

Ich glaube dich ſo innig, wie die Frommen
Das Leben glauben nach der Todesſtunde,
Und wie ihr Herz, das tief verletzte, wunde,
Den ſüßen Troſt hat willig angenommen,

Daß ſie nach Nacht in ew'ge Helle kommen:
So giebt ein heilig Ahnen mir die Kunde,
Daß noch ein Weſen hier auf dieſem Runde
Mit mir von gleicher Sehnſucht ſey entglommen.

So komm Geliebte! komm du Unbekannte!
Die ein geheim Geſetz die Meine nannte,
Und ungeſeh'n mein Herz mir anvermählte;

O komm Geliebte! ſtille mein Verlangen,
Beſchwichtige des Herzens traurig Bangen;
O komme bald, du geiſtig Auserwählte!

Nachtfalter.

1.

Wenn ihren Nonnenſchleier
Hat ausgehängt die Nacht,
Sitz ich in ſtiller Feier,
Das Fenſter aufgemacht.
Mit Aeugelein voll Schimmer
Schau'n Sterne mild herein,
Und füllen mir das Zimmer
Mit wunderbarem Schein.
Wie lieb ich die Betrachtung
Der ſchönen, groſſen Stadt,
Wenn liebliche Umnachtung
Sie leiſ' umdämmert hat;
Wenn in die breiten Straſſen
Der Mond herunterſchau't,
Und alle Häuſermaſſen
Mit Silber überthaut.

Da kann ich nicht mehr bleiben
In meiner Zimmergruft,
Ich muß herum mich treiben,
Und ſchwimmen in der Luft;
Ich wandle ſo allmählig
Durch's Mondenlicht dahin,
Bis ich ganz herzensſelig
An Liebchens Fenſter bin;
Da ſchau' ich in die Höhe,
Das Auge ausgeſpannt,
Ob ich die Holde ſehe,
Die liebend ich erkannt;
Und ſende leiſe Grüße
Hinauf nun durch den Raum,
Daß ſie die Holde, Süße,
Umflattern noch im Traum.

2.

Du ſüße, böſe Frühlingsnacht,
Das iſt nicht ſchön von Dir,
Daß Du in Deiner milden Pracht

Nur immer ſprichſt von ihr!
Daß Du mit Liebe Hand in Hand
So in mein Weſen bringſt,
Und ſie mir ſo als Contreband
Bei Nacht und Nebel bringſt.

Wenn ich dein klares Sternbild ſchau,
Fällt mir ihr Auge ein,
So klar und rein und freundlich blau,
Und drinnen Sonnenſchein;
Und wenn dein Odem ſanft und mild
Das heiße Herz erſchließt;
Iſt's grad' als wenn ihr ſüßes Bild
Voll Frieden mich umfließt.

Und wenn ein ferner Schäferſang
Melodiſch zieht einher,
Iſt's grad, als wenn's ein holder Klang
Von ihren Lippen wär';
Und wenn Aurore zu Dir zieht,
Und golden dich umwebt,
Iſt's grad', als wenn ihr Augenlied
Sich freundlich zu mir hebt.

Du ſüße, böſe Frühlingsnacht,
Das iſt nicht ſchön von Dir,
Daß du in deiner ſtillen Pracht
Nur immer ſprichſt von ihr!
Du ſüße, böſe Frühlingsnacht,
Du fliehest ſchon von hier?
O bleibe doch, du ſüße Nacht,
Und ſprich mir ſtets von ihr!

3.

Sie iſt grauſam, ſie iſt mild;
Grauſam iſt die ſüße Schöne,
Milde iſt die ſüße Nacht,
D'rum hab ich die Klagetöne
Nur der letzten dargebracht.

Sie ſind zürnend, ſie ſind ſanft;
Zürnend ſind der Holden Blicke,
Sanft ſind ew'ge Sterne, mild;
D'rum an dieſen mich erquicke,
Wenn von jenen Schmerz mich fällt.

Er iſt roſicht, er iſt bleich,
Roſicht iſt der Mund der Theuren
Bleich iſt Mondes-Silberſchein;
D'rum von jenem Purpurfeuer,
Schau ich ſchnell in Mond hinein.

6.

Ja, Tag iſt ſtets in meiner Bruſt,
Ja, Tag auch bei der Nacht;
Weil tief in mir in Frühlingsluſt
Der Liebe Sonne lacht.

Ja wenn der Tag hinunterſteigt,
Und zieht einher der Mond;
Des Herzens Sonne ſich erſt zeigt
Am Liebeshorizont.

Es ſchweiget ſtill die leere Welt,
Das Herz allein bleibt laut;
Die Liebe zieht in's Herzenszelt
Wie eine junge Braut.

Es klopft in allen Pulſen mir,
Ich höre jeden Schlag;
Und jeder Schlag ſpricht nur von ihr,
Das hör' ich nicht bei Tag.

Es pocht das Herz, ich ruf: „herein!
„Wer nahet noch ſo ſpät?“
Es iſt das Bild der Holden mein,
Das ewig mit mir geht.

So Tag iſt Tag und Nacht iſt Tag,
Wenn Liebe in uns lebt;
O Holde, Heißgeliebte, ſag'
Ob Sonne dich umwebt?

Denn Licht iſt wo dein Zauber weilt,
Und Licht, wenn man dich denkt;
Die Sonne hat ſich wohl zertheilt
Und halb ſich dir geſchenkt.

5.

Du böſes Weib, du böſe Nacht,
Das iſt von dir nicht brav,

SIS ✠ BIBLIOTHE

Haſt deinen Mann nicht mitgebracht,
Den lieben, frommen Schlaf!

Was ſchleichſt du denn, du böſes Weib,
Allein in mein Gemach,
Und meinſt, ich blieb' zum Zeitvertreib
Wohl immer bei dir wach?

Iſt denn dein Mann auch allzumal
So recht ein Modemann,
Daß er ſein liebes Eh'gemahl
So leicht verlaſſen kann?

Ich lieb dich nicht, wenn du allein,
Verführeriſch erſcheinſt,
Ich lieb dich nicht, wenn du voll Schein
Den Schlummer mir verneinſt.

Ein Herz, das liebt, ein froh Gemüth,
Wird reich von dir beſchenkt,
Weil es bei Nacht im Geiſte ſieht,
Woran bei Tag' es denkt;

Doch wem das Herz zerriſſen hat
Erinnerung und Qual,
Der wird noch mehr des Kummers ſatt
An Deinem bleichen Strahl.

Drum flieh von mir, du Buhlerin,
Dem Glücklichen geneigt,
Der dir des Tages Luſtgewinn
In trauter Stille zeigt.

Mein Herz iſt öde, leer die Bruſt,
Ich weiß von keinem Glück;
Du biſt ein Weib, du liebſt die Luſt,
So fleuch von mir zurück!

Silhouette.

Ihre Locken.

Laßt mich los, ihr Ringelſchlangen,
Goldne Schlangen, zart und hold,
Traurig iſt es ſeyn gefangen,
Wär' der Kerker auch aus Gold.

Wie ſie um die Bruſt ſich ringeln,
Tauſend Schlangen groß und klein,
Wie ſie nach dem Herzen züngeln,
Mit dem Häckchen, gelb und fein.

Wie ſie ineinander wühlen,
Dieſe loſe Schmeichelbrut,
Wie ſie auch ſo freundlich ſpielen,
Dürſten ſie nach Herzensblut.

Und nun gar nach Dichterherzen!
Dichterblut iſt gar ſo ſüß!

Lieblich ſchmollen, lieblich ſcherzen;
Dichter können das und dieß.

Nun, ſo nehmt mich denn gefangen!
Wehrt ſich je ein Muſenſohn?
Nehmt mich hin, ihr gold'nen Schlangen,
Ewig eu'r Laocoon!

Ihre Stirne.

Will ſich Schnee zuſammenwölben,
Daß er wird zu Elfenbein,
Dieſen Locken dort, den gelben,
Weiße Brücke nun zu ſeyn?
Daß ſie hin und wieder wallen
Auf dem runden Bogeſprung,
Und in ſüßer Huldigung
Ihm zur Seite niederfallen?

Iſt das Elfenbein zergangen,
Daß es wird dem Schnee zugleich?
Daß die böſen, ſeid'nen Schlangen
Ruhen auf dem Kiſſen weich?
Iſt's ein Schwan, der ſanft und ſittig,

Wie aus einem gold'nen Teich,
Aus dem gold'nen Lockenreich
Hebt den ſilberweißen Fittig?

Iſt es Schaum, der Fluth enthoben,
Die am Lilienſtrand ſich bricht,
Und geſchickt hineingewoben
Von des Mondhofs Silberlicht?
Nein, es iſt ein Silberſpiegel;
Auf der Fläche, rein und klar,
Prüfen, kreiſend wie ein Aar,
Die Gedanken ihre Flügel!

Ihre Augen.

Augen, Augen, Böſewichter!
Augen, Augen, Taubenpaar!
Quälet ewig euren Dichter,
Macht ihn ſelig immerdar.
Jetzund ſeyd ihr Gluthverpraſſer,
Sprühend Sonnenlicht,
Schwimmet jetzt im Himmelswaſſer,
Daß das Herz mir bricht.

Wundermaler, ihr ſelbander
Malet einen Gegenſtand,
Habt ihn magiſch miteinander
Immer doppelt hingebannt;
Daß es nimmer zu entſcheiden,
Wer das eine Bild gemalt,
Weil aus jedem von den beiden
Stets des Andern Farbe ſtrahlt!

Augen, Augen, Wunderſchweſtern!
Habt einander nie betrübt,
Wollt einander gar nicht läſtern,
Wenn ihr zwei doch Einen liebt!
Führet ſelbſten allerwegen,
Eine in der andern zu;
Will nur Eine Liebe pflegen,
Drückt ein Aug' die Andre zu.

Augen, Augen, wilde Neger!
Mit dem Bogen, mit dem Pfeil,
Seyd ihr wahre Zauberjäger,
Was ihr zielt, wird euch zu Theil.
Wollt ihr auch den Sänger jagen?

Glaubt ihr, daß ihm Muth gebricht?
Klagen wird er, bitter klagen,
Doch entfliehen, fliehen nicht.

Laßt uns alſo Frieden brauchen,
Augen thut mir's offen kund,
Will in's ſchwarze Meer mich tauchen,
Eine Perle liegt im Grund;
Und dieß Kleinod zu ergründen,
Tauch' ich muthig niederwärts,
Und der Sucher wird es finden;
In den Augen liegt das Herz!

Ihre Wangen.

Roth und weiße Roſ' zuſammen,
Standen in dem Blumenbeet,
Die geſtickt mit Sonnenflammen,
Die vom Mondlicht angeweht.

Und es lacht die Luſtentflammte
Jedes Auge ſchwellend an;
Doch dem weißen Lilienſammte
Sind die Herzen zugethan.

Und es lockt die rothe Sonne
Mit des Lichtes buntem Kreis;
Doch wir knien bei der Nonne,
In dem Schleier keuſch und weiß.

Und es lockt die gluthenreiche
Jede Lippe an zum Kuß;
Doch da nickt die weiße, weiche,
Daß man ſie umhalſen muß.

Und es drang mit bittern Tönen
Auf zum Schöpfer Flora's Ruf,
Ihre Kinder zu verſöhnen,
Er nun, Holde! dich erſchuf.

Und auf deinen Blumenwangen,
Zart und mild, und weich, und warm,
Sind verſöhnt ſie aufgegangen,
Liegen ſich im Schweſterarm.

Und verſchämt im Liebgekoſe
Flieht und fängt ſich hier das Paar,
Und es flammt die rothe Roſe
Auf dem weißen Schneealtar!

Ihre Lippen.

Roſen? nicht Roſen ſeyd ihr zu vergleichen,
Weil an Roſen doch ein Dorn noch ſticht;
Auch Korallen müſſen dieſen Lippen weichen,
Denn Korallen bergen Perlen nicht.

Purpur? kann denn Purpur ſüße Laute ſprechen?
Blut? o Blut ladt' nicht zu Küſſen ein!
Und Rubin? wie will ein Stein es ſich erfrechen,
Dieſer weichen Wärme gleich zu ſeyn?

Wenn ihr alſo Roſen nicht, und nicht Korallen,
Purpur nicht, nicht Blut und nicht Rubin,
Müßt als einzig ihr im Reich der Schönheit wallen,
Gleiches findet nimmer euch mein Sinn.

Wollt ihr länger mit dem Liebeswort noch ſäumen,

Das ſich wiegt auf eurem weichen Thron?
Ich ſeh' euch erglüht den erſten Kuß ſchon
träumen,
Halb erwacht ahnt ihn die Knoſpe ſchon!

Die Schöpfung der Frauenaugen.

Ein milder Schimmer ſchwebt an Oſtens Aether,
Nicht Röthe iſt's, doch iſt's ein Colorit,
Wie Wangenlicht der Jungfrau als Verräther
Vor dem Erröthen noch in's Antlitz tritt;
So kündete der milde Schein, daß ſpäter
Der Morgen kommt mit ſeinem Flammenſchritt;
Und ob die Nacht allein auch will verweilen,
Ihr Himmelbett muß mit dem Licht ſie theilen.

Und in der umgeſtürzten blauen Schaale,
In welcher Tag und Nacht ſich noch umfing,
Da ſchwamm im ſtillen, feierlichen Strahle
Ein Sternbild, wie ein ferner goldner Ring,
Das ſah den Thau, der tief im Blumenthale
Als Waſſerſtern am Blatt der Roſe hing,

Und ſchickt, mit hohn- und ſtachelvoller Rede,
Dem Tropfen ſeinen gelben Strahl zur Fehde:

„Was flimmerſt du, du kleiner Strahlenaffe
Von Farben eines andern Lichts erhellt?
Nicht fremdes Feuer iſt es, das ich ſchaffe,
Denn glut- und ſtrahlenvoll iſt meine Welt;
Ich bin es, die als ſtrahlende Agraffe
Zuſamm' des Himmels blauen Mantel hält.
Mir zu Gefährten muß man Sonnen reichen,
Doch jeder Dunſt ſchafft tauſend deines Gleichen!“

Der Tropfen ſpricht: „wohl magſt du ewig glänzen
Am Himmel hoch, im nie erſtorb'nen Schein;
Den Himmel will die Roſe mir ergänzen,
Der Roſe kann und will ich Sternbild ſeyn;
Beſcheid'nes Wünſchen ſchließt in engen Gränzen,
Im kleinen Raum ſo Stern, als Himmel ein.

Du magſt das All erhellen und beleben,
Ich bin beglückt der Einen Luſt zu geben!"

Das Sternbild ſpricht: „wie kurz nur währt dein Blinken,
Du kurzer Gegenkaiſer meiner Pracht,
Des Tages Strahl wird deine Farben trinken,
Und Du erliſch'ſt in nie geweſ'ner Nacht,
Die Strahlenkrone wird vom Haupt dir ſinken,
Das Diadem aus Waſſerglas gemacht,
Die Roſe wird und du mit ihr vergehen,
Ich werde ſtets mich um die Sonne drehen!"

Der Tropfen ſpricht: „ob Roſ', ob Sonne man begleitet,
Iſt man Gefolg' doch nur, gering und ſchlecht,
Wer nicht durch ſelbſt geſchaff'ne Wege ſchreitet,
In ſeinem Purpur bleibet er doch Knecht;
Von Sonne du, von Roſe ich geleitet,
Geziemt uns nicht der Herrſchaft ſtolzes Recht;
Doch du darfſt den Gebieter nicht berühren,
Der meine gönnt's mir, ſeinen Kuß zu ſpüren!"

Das Sternbild ſpricht: „So küſſet die Libelle
Die Fluth, die ſie ſogleich verſchlingt,
Sie rinnt hinab mit ihrer Grabeswelle,
Der nimmermehr die Wiederkehr gelingt;
Doch ich erfülle ſtets mit Licht die Stelle,
Die mich am Himmel ewig wieder bringt;
Denn ew'ges Licht iſt meines Daſeyns Hebel,
Doch dich bedingt ein weggehauchter Nebel!

Der Tropfen ſpricht: „geſchmückt biſt du zu ſchmücken,
Als Nadel nur des Himmels üpp'ge Bruſt,
Die ſie anſteckt die Nacht-Welt zu berücken,
Dem Weſenall zu Lieb, nicht dir zur Luſt;
Als Schatz nur ſoll ich die Roſ' beglücken,
Als Schmuck iſt ſie ſich meiner nicht bewußt,
Du biſt Juwel im Anzug Ihrer Liebden,
Ich Liebesthrän' im Auge der Geliebten!"

Das Sternbild ſpricht: „nicht Leben hat die Pflanze,
Die Roſe heißt, weil ſie im Graſe ſteht;
Der lebt allein, der ſelbſt im Sternenkranze

Bayerische Staats-Bibliothek

Ein glänzend Bild durch lichte Sphären geht.
Die Welt ſchmückt ſich, der Fürſt mit meinem Glanze,
Nach mir das Weltmeer ſeine Schiffe dreht,
Dich ſuchet Niemand in dem Blatt der Roſe,
Du Scheinfürſt in dem niedern Reich der Mooſe.“

Der Tropfen ſpricht: „zu Dir mag Ehrſucht ſenden,
Und Ehrgeiz auch den Blick, die ſuchen Schein;
Zu mir wird ſich das Herz der Liebe wenden,
Dem Kuß, der Sehnſucht werd' ich Leben ſeyn;
Der heißen Wange werd' ich Kühlung ſpenden,
Verſöhnend ſchließ' ich Glut und Fluthen ein;
Als Mittler zwiſchen Glanz und milden Wonnen
Bin ich dem Schooß des Aethers keuſch entronnen.“

Das Sternbild ſpricht: „wohl ſtiehleſt du Auroren,

Im Blatt verſteckt, ein ſchnell verlöſchend Licht,
Du ſtirbſt jedoch durch ſie, die Dich geboren,
Vergehſt, wenn ſie dir zeigt ihr Angeſicht.“
Der Tropfen ſpricht: „ſo ſüß und auserkohren
Als ſolcher Tod, iſt tauſend Leben nicht,
Du lebſt um fern der Sonne ſtets zu ſcheinen,
Ich ſterb' der Roſ' auf ewig mich zu einen.“

So ſtritten ſie, das Sternbild hoch verwogen,
Der Tropfen Thau mit leiſer Gegenred',
Da zog am hochgewölbten Lazurbogen
Der Tag herauf in ſeiner Majeſtät,
Am tiefen Saum der Blumenthale zogen
Die Wolken hin, von ſeinem Hauch verweht,
Und eine Wunderſchöpfung, glanzumwoben,
Hat aus dem Meer der Nebel ſich erhoben.

Und wie zum Lenztag eine Schäferſtunde,
So lag im Roſenkelch der Tropfen da,
Es webte ſich auf ſeinem zarten Grunde
Des Tages Reiz und ſeine Gloria;
Der Tropfen ward zum Stern im Roſenmunde

Wie Roſe man den Stern am Himmel ſah,
Da eilt ein Gott, ihr Licht ſchnell zu verſöhnen,
Sie küſſen ſich, — *ſo ward das Aug' der Schönen!*

So ſtrahlt es auch, wie eine ſchöne Dichtung,
Die ewig neu im reinen Lichte lebt,
Ein Sternbild glänzt in nie verſiegter Lichtung,
Wenn ſich der Wimpern Nacht vom Auge hebt;
Schickt es zum Himmel wehmuthsvoll die Richtung,
So iſt's ein Thau, in dem das Sternbild bebt;
Die Sonne ſelbſt kann nie was Schön'res ſchauen,
Als Thau und Stern im Auge ſchöner Frauen.

Tenzone.

„Sprich, was kann dich mehr entzücken:
Schwarzes Aug' mit Feuerblicken,
Dunkle Braunen, ſchwarzes Haar?
Oder bringt dir mehr Gefahr
Blauer Augen Himmelbogen,
Blonder Locken gold'nes Wogen?“

— — —

Mit den ſchwarzen Locken, die um
Einen Schwanenhals ſich bogen,
Rangen um den Preis der Schönheit
Blonder Locken goldnes Wogen;

Dort aus ſchwarzen Feueraugen
Amors Pfeile fernhin flogen,
Hier, der Sitz geſchwätz'ger Schalkheit,
Blauer Augen Himmelbogen.

Paris, fäll' ein zweites Urtheil,
Wähl' und mach' es offenbar:
Welche Göttin iſt die Schön're,
Oder bringt dir mehr Gefahr?

Hier das blondgelockte Köpfchen,
Blick ſo mild, und Aeuglein klar,
Dort des Südens ſtolze Kön'gin,
Dunkle Braunen, ſchwarzes Haar?

Wär' ich Paris, traun, ich würde
Dort des Südens Frucht mir pflücken,
Geiſt und Phantaſie verräth ein
Schwarzes Aug' mit Feuerblicken;

Geiſt und Phantaſie, die hohen
Reize, die auf ewig ſchmücken,
Dazu jugendliche Schönheit,
Sprich, was kann dich mehr entzücken?

— t —

Schwarzes Aug' iſt Bild der Nacht,
Und die Nacht iſt menſchenfeindlich;

Blaues Auge lebt und lacht,
Wie der Morgenhimmel, freundlich.

Schwarzes Aug' iſt Farbentodt,
Tödten will's, nicht Liebe theilen;
Blaues Aug' nur ſchalkhaft droht,
Es verletzt nur um zu heilen.

Schwarzes Aug' iſt Tyrannei,
Herrſchen will es, und nicht minnen;
Blaues Aug' iſt Liebestreu,
Und nur Treue will's gewinnen.

Schwarzes Haar iſt Rabenhaar,
Herzen ſtiehlt's nur zum Ergötzen;
Blondes Haar wird blank und baar
Herz für Herz dir ſtets erſetzen.

Schwarzes Haar iſt lodernd Blut,
Und was lodert, ſtirbt geſchwinde;
Blondes Haar iſt Mondesglut,
Ewig leuchtet es gelinde.

Schwarzes Haar iſt Eiſenring,
Kann wohl feſſeln, doch nicht binden;

Blondes Haar iſt goldne Schling',
Der ſich Niemand mag entwinden.

Blaues Aug' nur du allein
Biſt mir Licht und Stern und Sonne;
Blondes Haar, dein goldner Schein
Iſt mir Troſt und Luſt und Wonne!

D'rum konnt' ich die Stunde lang
Ach! nach ihr allein nur ſehen!
Wohl ward mir, und doch ſo bang',
Herz wie iſt dir denn geſchehen?

Die rechte Zeit.

Der Morgen naht in ſüßer Farbenmiſchung,
Es ſiegt das Licht im frühen Dämmerſtreit,
Da ſtrömt ein neues Leben voll Erfriſchung
In unſre Bruſt, ſie athmet weit.
Den milden Schein, den roſigen, zu trinken,
Entringt mein Liebchen ſich dem Schlaf,
Vergebens will die Wimper niederſinken,
Als das geöffnet' Aug' den Liebſten traf.
Den Liebſten kann ſie nicht, das Licht nicht miſſen,
Es ſchlägt das Herz in hoher Freudigkeit;
Gewiß, der Morgen iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Der Mittag naht, ich rett' aus ſeiner Schwüle
Mich eilends in das ſchattende Gemach,
Da ſitzt die Liebſte in des Zimmers Kühle,

Der Wärme giebt ſie und der Liebe nach.
Verſtohlen durch des Fenſtervorhangs Seide
Belauſchet uns ein heller Sonnenblick,
Daß ich auch dieſen loſen Zeugen meide,
Zieh' ich in's ferne Sopha ſie zurück.
Da lehnt ſie matt auf kühlen Seidenkiſſen,
Umfängt mich leicht im leichten Sommerkleid;
Gewiß, der Mittag iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Der Abend naht; wie ſeine Schatten locken!
Komm Liebſte, komm hinaus in's Thal,
Getrieben wird, wie leichte Wolkenſchatten
Zu Bette nun der letzte Sonnenſtrahl.
Zu Ende iſt des Tages lautes Treiben,
Zur Stille läd't die Geißblattlaube ein;
Im Lärmen wird die Liebe ſtill ſtets bleiben,
Doch in der Stille wird ſie lauter ſeyn;
Kaum darf der Liebſten Aug' es wiſſen,
Wie Lieb' und Schaam ſo reizend ſich entzweit,

Gewiß, der Abend iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Die Nacht, ſie naht, und mit ihr die Erhörung,
Denn Finſterniß ſpricht Liebenden das Wort;
Geſichert vor des Tages bitt'rer Störung,
Empfängt ſie mich am ſtillverwahrten Ort.
Es ſucht der Mund den Mund, und ihn zu finden,
Leiht mir ihr Aug' den milden Zauberſchein;
Es iſt ein Flieh'n, ein Nah'n und ein Entwinden,
Und ſelbſt das Sträuben ſpricht: „ich will'ge ein."
Die Hände ſind der Redekunſt befliſſen,
Im ſanften Druck ſpricht Liebesdeutlichkeit,
Gewiß, die Nacht, ſie iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Der Liebe Lust und Weh.

Iſt es Luſt in meinem Herzen?
Iſt es Weh, was mich erfüllt?
Iſt es Luſt, wie kann es ſchmerzen?
Iſt es Weh, wie iſt's ſo mild?
Iſt denn Luſt und Weh' ſo ſehr vereinigt,
Daß der Schmerz mich labt, die Luſt mich peinigt?

Iſt es Gluth in meinen Thränen?
Iſt es Thau im Augenkreis?
Iſt es Gluth, wie kühlt's das Sehnen?
Iſt es Thau, wie brennt's ſo heiß?
Iſt denn Glut und Thau zuſamm' geſetzet,
Daß die Glut mich kühlt, der Thau mich ätzet?

Iſt es Troſt in meinem Sange?
Iſt es Leid in meinem Lied?

Iſt es Troſt, wie tönt's ſo bange?
Iſt es Leid, wie bringt es Fried'?
Iſt denn Troſt und Leid in Eins gefüget,
Daß der Troſt mich trübt, das Leid mir g'nüget?

Iſt es Tag in meiner Seele?
Iſt es Nacht, was mich umgränzt?
Iſt es Tag, und Sonne fehle?
Iſt es Nacht, und Hoffnung glänzt?
Iſt denn Tag und Nacht ſo ſehr verſchwiſtert,
Daß die Nacht mir ſcheint, der Tag mich düſtert?

Luſt und Weh, und Glut und Fluthen,
Leid und Tröſtung, Tag und Nacht,
Wie ſie nie vereint noch ruhten,
Einet ſich der Liebe Macht;
Eins mit ſich, und doch von ſich geſchieden
Fühlt man ewig ſich in Krieg und Frieden!

Und ſo leb' ich, will ich leben,
Ewig ſtill und aufgeregt.

Widerſtreben, hin mich geben,
  Ruhend jetzt, und jetzt bewegt!
Knecht der Lieb' und Herr doch auf der Leier,
Meiner Herrin Sclav', mir ſelbſt ein Freier!

Blumenkrieg und Versöhnung.

Viſion.

An Lyſſa.

In einem Blumengarten einſt geriethen
Die Blumen und die Roſen auch in Streit,
Es wollten Alle ſich an Schönheit überbieten,
Und jedes Blatt erbebte tief in Neid;
So traten ſie getrennt, mit böſem Sinn,
Vor Flora hin, der Blumen Königin.

Die Roſe kam im lichtgeſtickten Kleide,
Gewappnet tief im herrlichen Carmin;
Die Nelke naht in heller Scharlachſeide,
Die Lilie prangt im reinſten Hermelin;
Das Veilchen ſelbſt im Kleide von Azur,
Erſcheint entrüſtet aus der ſtillen Flur.

Die Roſen ſelbſt, die rothen und die weißen,
Beſtritten ſich der Schönheit erſten Rang,
Und jede will die ſchön're Roſe heißen,
Nur ihrer Farbe ſtets der Sieg gelang.
So trennet ſich die ganze Blumenwelt,
Und Flora fürchtet, daß ihr Reich zerfällt.

Um ihre Blumen liebend zu vereinen,
Erſchuf die Göttin, zauberwaltend, Dich;
Die rothen und die weißen Roſen ſcheinen,
Verſöhnt auf Deinem Antlitz, ſchweſterlich,
Man ſiehet ſeitdem ſie auf Deinen Wangen
Sich liebend fliehen und entfliehend fangen.

Die Nelke legt den reichen Scharlach nieder
Auf Deinen Mund, in ſüß gewürzter Kraft;
Die Lilien ſproſſen rein und freundlich wieder
An Deinem Hals in trauter Nachbarſchaft!
Und in dem Auge klar und blau und helle,
Da blühen Veilchen an der lautern Quelle.

Und unter dieſen Blumen wiegt ſich ſinnig,
In Herz und Bruſt ein zartgepflegter Sinn,

Der faßt das Zarte und das Schöne innig
Und nur Vortreffliches ſcheint ihm Gewinn,
Der hat als Gartenwächter ſtets in Sold
Das Maaslieb und das Blümchen Wunderhold!

Die Pfaueninsel bei Potsdam.

1.

Die Entſtehung der Pfaueninſel.

Mythe.

> Pezzo del ciel cadutó in terra.
> Guarini.

Aus der Havel klaren Wogen
Sah die Nymphe, liebewarm,
Und der Jüngling hingezogen,
Sank berauſcht ihr in den Arm,
Folgt der ſüßen Schmeichelbitte
In das Reich der Amphitrite.

Doch er ſehnt aus ſüßem Bande
Und aus dem cryſtallnen Haus,
Zu den Bäumen auf dem Lande,
Zu den Blumen ſich hinaus,
Immer ſchaut aus feuchten Zonen
Still er nach den Lichtregionen.

Und die Nymphe ſieht den Gatten
Schmachten nach dem Blüthenland;
Wie ſein Auge nach den Schatten
Immer ſehnend ausgeſpannt.
Da beſchließt ſie, zu den Wellen
Baum und Blumen zu geſellen.

Schnell auf ihrem Schöpferwerde
Ringt ſich aus dem Fluthenſchooß
Eine kleine Zaubererde,
Ein beblümtes Eiland los.
Grüßt im Kranz der hohen Bäume,
Friſch des Lichtes gold'ne Räume.

Wie ein Kahn mit tauſend Roſen
Schwimmt er auf des Waſſers Plan,

Die bewegten Wellen koſen
Scherzend um den Blumenkahn.
Und die Woge mit Entzücken
Trägt das Eiland auf dem Rücken.

Und ein ſelig Doppelleben
Ziehet durch des Jünglings Bruſt.
Wald und Land und Blatt verweben
Innig ſich mit Waſſerluſt.
Fluth und Gluth und Erd' und Welle
Eint ſich hier zur Götterſtelle.

2.

Nikolskoë.

So folg mir nur, Holde, hier ſchimmert
Durch Zweige das wirthliche Dach,
Das Häuschen dort, einfach gezimmert,
Giebt Schatten, o komm mir nur nach!
Der Weg iſt beſchwerlich, doch oben
Das Ziel wird die Mühe ſchon lohnen.

Geringes Gehölz, klug geſchichtet,
Empfängt uns gemächlich als Haus,
Wie's weiſe gefügt iſt, gerichtet,
So langt man mit Wenigem aus.
Der Raum macht das Schloß nicht, die Hütte,
Der Wunſch nur verſchafft ſie, die Sitte!

So trockne die liebliche Stirne,
Und löſe das flatternde Haar;
Hier labt dich der Apfel, die Birne,
Der Wirth reicht ſie freundlich dir dar,
Die ruſſiſche Tracht ruft, o Schöne,
In's Aug dir die glänzende Thräne.

Erinnert die Tracht dich an jenen,
Der nun in Eliſen dort thront?
Laß fließen die glänzenden Thränen,
Nicht werden die Augen geſchont,
Die Tropfen in ihnen gewährten,
Erinnerung an den Verklärten!

3.

Des Caſtellan Haus.

Ein Häuschen ſteht am Blüthenſtrand
In Baum und Buſch verſteckt.
Es ſcheint, als hab' das Haus Verſtand
Und habe mich geneckt;

Denn ſteh' ich hier und möcht' hinan,
Und ſeh' den Nachen nicht,
Da guckt es mich ſo ſchelmiſch an
Und lacht mir in's Geſicht.

Doch endlich ſchwimmt der Nachen her,
Ein Charon drinnen ſteht,
Als ob ich nur ein Schatten wär;
Und bin doch ein Poet!

Der glaubt', ich wär ein Vaudeville,
Daß er mich überſetzt;
D'rauf hält der Nachen drüben ſtill,
Da werd' ich abgeſetzt.

Hier Charon iſt ein Stückchen Geld.
Die Lethe iſt wohl dies?
Vergeſſen iſt die ganze Welt,
Ich bin im Paradies!

4.

Das Königliche Schloß.

Hier in dem ſchimmernden Glanz des matthinſterbenden Spätroths
Liegt das freundliche Haus, majeſtätiſch und ſtill!
Siehe wie rechts und links die Thürme freundlich ſich anſehen,
Liebenden Blickes verknüpft, ſchwebend verbunden zu Eins.
Wie im geflügelten Sprung Iris durchgaukelt die Luft,

Steiget die Brücke hinan, theilet die bläuliche Fluth.
Feſt auf den Höhen der Zeit wandelt die wahrhafte Größe
Und auf den ſchwankenden Steg ſchreitet ſie ſicheren Schritts.
Hohen muthigen Blicks durchſchaut ſie die endloſe Ferne,
Nimmer ſchwindelt ihr Sinn, droht auch die Tiefe ihr nah.
Weiſe wägt der Monarch und ernſt die Thaten der Ahnen,
Die mit verkläretem Blick ſchaun auf die Thaten des Sohns.
Oder mildern Blicks erfreut ihn das Leben des Tages,
Wie er dem ehernen Grund die liebliche Schöpfung entrang.
Wie der Schatten des Baums erbebt auf der murmelnden Welle,
Und wie die plätſchernde Fluth ſpielt mit dem ſchwankenden Bild.

Kehr ich ſpät nun zurück in das lebendige Treiben,
Heg ich das wonnige Bild noch in der freudigen Bruſt.

5.

Die Eiche am Brunnen.

Die Eiche iſt der König
Im großen Wälderreich.
Ihr dienen unterthänig
Die Pflanzen alle gleich.

Denn ſtark iſt ſie und mächtig,
Es wurzelt tief der Schaft;
Wenn ſie die Krone prächtig
Erhebt in freier Kraft.

Gebietend über Matten
Streckt ſie die Arme aus.
Doch wölbt ſie gern den Schatten
Dem Wanderer zum Haus.

Es wird der kühne Krieger
Von ihrem Zweig umlaubt,
Dann kühlet ſie dem Sieger
Mit Schattenluſt das Haupt.

Als Schutz und Schirm im Reiche,
Als Obdach und als Schild
Iſt darum dieſe Eiche
Des Königs wahres Bild!

6.

Der Affenkäfig.

O ſpitzet eure Ohren,
Ihr Herren Directoren,
Hier giebt's zu engagiren,
Viel wunderhübſche Affen,
Wie wird die Menge gaffen,
Wie wird ſie applaudiren!

Die Aeffin hier als Dame
In einem Melodrame,

Das werden wahre Feſte!
Verſchlang nicht ſchon in loco
Der ſüße Liebling Joko
Die Gluckiſche Alceſte?

Ach, hier der kleine Haarlos
Macht mehr auch als Don Carlos
Wenn er ſo niedlich purzelt;
Wir ſeh'n von Purzelbäumen
In Melpomenen's Räumen
Den Schiller ſchon entwurzelt.

O ſenket euere Ohren,
Ihr Herren Direktoren,
Ein Aff' iſt nicht unſterblich!
Das Affenſpiel wird enden,
Jedoch den leeren Wänden
Bleibt der Geſchmack ſtets erblich.

7.

Das Cavalierhaus.

Amphion haucht im Haine
Die ſüßen Lieder aus,
Da fügen alle Steine
Von ſelber ſich zum Haus.

Die Stäbe ſelbſt, die Bäume,
Sie wurden plötzlich wach,
Bedeckten alle Räume
Als ſchattenſpendend Dach.

Und wißt ihr wohl zu faſſen,
Was dieſes Märchen heißt?
Daß ſelbſt die fernen Maſſen
Bezwingt ein hoher Geiſt.

Er hat aus weiter Ferne
Ein Haus hieher citirt;
Sogleich kömmt es auch gerne
In aller Eil ſpazirt.

So wird von Zeit zu Zeiten
Ein Haus und eine Burg

Im ew'gen Glanze ſchreiten:
Du Haus von Brandenburg!

8.

Die Pfauen.

Die Pfauen ſollt' ich nicht beſingen?
Das brächt' mir wahrlich Leid,
Das möchte ſehr in Mißmuth bringen
Die liebe Eitelkeit.

Zwar Rühmenswerthes zu erheben
Weiß ich von ihnen nicht,
Doch ſeh ich Gold an ihnen kleben,
D'rum' mach ich dies Gedicht.

Zwar hör' ich ſie verzweifelt ſchreien,
Zerriſſen iſt mein Ohr,
Doch muß ihr Gold mein Aug' erfreuen,
D'rum ſingen ſie ſonor.

So will ein Lied ich ihnen ſpenden,
Und ſuche Reim auf „Pfau“,

Doch ſchnell muß ich das Liedchen enden,
Mir winket eine — Frau.

9.

Der Jagdſchirm.

Das Jagen iſt ein kleiner Krieg
Mit Waffen und mit Wehr.
Ja ohne Kampf da wär' kein Sieg,
Ohn' Krieg kein Frieden wär'!

Wer ſelbſt nicht jagt, der wird verjagt,
Das iſt des Lebens Spiel;
Wem Zielen, Treffen nicht behagt,
Der wird einſt ſelbſt zum Ziel.

Wer kühn gejagt von ſeinem Grund
Den Feind mit ſtolzer Bruſt,
Dem ſteht wohl an zur müſſ'gen Stund,
Des Jägers frohe Luſt.

Und wer befreit das ganze Land
Aus eines Wüthrichs Klau',

Dem ziemt es, daß den Hahn er ſpannt
Auf das Gewild der Au.

D'rum ſteh' ich hier und denk' daran,
Drum wird mein Lied zum Wort,
D'rum werd' ich ſelbſt zum Jägersmann
Und jag — die Grillen fort.

10.

Das Vogelhaus.

Am Vogelhäuschen ſteh ich da,
Das iſt ein Leben hopſaſa!
Im Kafig ſind ſie, ei ei ei!
Ich feiner Vogel bin doch frei!

Ach ſeht mir doch den Zeiſig an,
Der war einmal ein lock'rer Mann!
Der lock're Zeiſig ſitzt nun feſt;
Exempel draus ſich nehmen läßt. —

Quo modo vales, Dompfaff du?
Wie ſchmeckt das Futter und die Ruh?

Was ſchielſt du denn ſo nebenan
Ganz ſchelmiſch dieſe Spätzin an?

Wie doch dahier der Sperling ſchimpft,
Als hätt' ein Krit'ker ihn geimpft,
Die Taube aber nebenbei
Meint, unerhört ſo etwas ſey!

Am Vogelhäuschen ſteh ich da,
Das iſt ein Leben hopſaſa!
Die Sänger haben Koſt und Streu,
Die Dichter ſind nur vogelfrei!

II.

Das Waſſervogelhaus.

Ganz nett und niedlich eingezäunt
Sind Waſſervögel hier vereint.
Mit Schwimmhaut und mit Federlein,
Ich möchte wohl ein ſolcher ſeyn.

Dann ſchwämm' ich ſtets mit leichtem Blut
Auf meiner Havel ſtiller Fluth,
Und käm' ein Kahn mit Mägdlein her,
Ich ſchwämme gleich ihr über's queer.

Und lüde ſie in's Waſſer ein,
Denn Mädchen brauchen keinen Wein;
Das Waſſer lockt ſie wohl zur Friſt,
Weil es zugleich ein Spiegel iſt!

Doch fehlen in dem Häuschen hier
Drei große Waſſervögel mir,
Wenn ich der Herr der Inſel wär',
Die Dreie müßten auch noch her.

Der Erſte pfeift aus Schilf und Rohr,
Bei Tag und Nacht in unſer Ohr,
Ein Waſſervogel unſ'rer Zeit:
Der Dichter bei Gelegenheit!

Der Zweite müßte aus Berlin
Ins Waſſervogelhaus gleich hin,
Das Waſſer iſt ſein Element,
Wenn er ſich auch: ein „Weinwirth“ nennt.

Der Dritte nun auch noch herein,
Der unſ're Spree macht täglich klein,
Als Waſſervogel auf dem Land,
Iſt ja das Milchweib ſtets bekannt.

12.

Die Roſen-Aſſemblee.

Es lud zu einer Aſſemblee,
Zu mediſiren und zum Thee,
Einſt Flora alle Roſen;
Die Pfaueninſel iſt der Saal,
In dem die Roſen allzumal
Beiſammen ſind und koſen.

Wie Frauenart iſt Roſenart,
So lieblich ſchön, ſo ſinnig zart,
Und Neigung auch zum Schweigen;
Es flüſtert ſtets in ihrem Blatt,
Man ſieht die Köpfchen, niemals matt,
Sich ſtets zuſammen neigen.

Als Präſidentin ſitzet da
Die Rosa centifolia
Und ſpricht nach allen Seiten:
„Dort weiße Roſe iſt ſo bleich,
Ihr Freundinnen, ich ſag' es euch,
Das hat was zu bedeuten!“

„Das Kleid der Roſe pimpinell
Scheint heute mir doch gar nicht hell,
Die trägt auch ſtets daſſelbe!“
Nun flüſtert auch die Nachbarin
Und zeigt auf Schwefelroſe hin:
„Wie iſt die dort ſo gelbe!“

„Wie ſich die Monatroſe ziert,
Die Biſamroſe parfümirt,
Das iſt doch nicht erſprießlich!
Die Moosroſ' dort iſt gar zu klein,
Die Eſſigroſe riecht nach Wein,
Die Zuckerroſ' iſt ſüßlich.“

Die Klatſchroſ' führet nur das Wort
Und fährt ſo recht zu klatſchen fort
Mit andern um die Wette:

„Das Knöspchen hier durchbricht den Flor,
Drängt ihre Fülle üppig vor,
Daß heiß ich doch Kokette!“

„Die wilde Roſe nebenan
Die ſchielt ſchon längſt nach einem Mann,
An Zäunen und an Hecken.
Die Roſe d'rüben hängt den Kopf;
Gewiß ließ dieſen armen Tropf
Ein reicher Freier ſtecken!“

So geht's in dieſer Aſſemblee
Gerade wie beim Frauenthee,
Denn Frauen ſind ja Roſen;
Wie auch das dornig Zünglein ſticht,
Ein Strahl von ihrem Angeſicht
Iſt himmliſches Almoſen!

Thiergarten-Melodien.

Die Lerche.

Ich bring' dir, Welt! mein Morgenlied,
Du wunderſchöne Frau!
Schlag auf o Welt! dein Augenlied,
Daß dir der Morgen hocherglüht
In's offne Auge ſchau!

Empfang ihn freundlich deinerſeits,
Du wunderſchönes Weib!
Hat er denn nicht auch allbereits
Mit Blumenduft und Farbenreiz
Gegürtet deinen Leib?

Steh' auf, o Welt! zum Frühgebet,
Du Gottanbeterin!
Wie alles ringsum auferſteht!
Im Meßgewand die Lilie fleht,
Der Blumen Prieſterin!

Horch auf, o Welt! die Lerche tönt
Den Allerſeelenchor:
Ein ew'ger Morgen, lichtgekrönt,
Trägt alle Weſen einſt verſöhnt
Aus Nacht zum Tag empor!

Der Leiermann.

Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt!
Der leiert für Ehre, der leiert für Geld,
Am Ende der Leier ſind beide geprellt!
Die ewige Leier im Mai iſt entzückt,
Vergißmeinnicht, Liebmaas, die werden gepflückt,
Doch hat man der Schönen in's Herze geblickt,
So wird man vom Mai in April noch geſchickt!

Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt,
Wer leiert für Liebe, iſt wacker geprellt!

Wie kurrig, wie ſchnurrig geht's zu in der Welt,
Daß man für was Neues das Alte noch hält,
Hält Roſen der Wangen für friſch und für neu,
Die alt ſchon gemalt den Dezember für Mai.
Hält neu ein Geſicht, ein Gedicht, ein Gewand,
Das man doch als alt ſchon vor Jahren gekannt.
Wie ſchnurrig, wie kurrig geht's zu in der Welt,
Am Ende hat jeder ſich ſelber geprellt.

Das Blumenmädchen.

Eine Waiſe bin ich und verlaſſen,
Einſam ſteh' ich in der Welt,
Keine Hand kann ich in Liebe faſſen,
Gar nichts hab ich als ein Blumenfeld.
Blumen neigen als Geſchwiſter
Mir das mitleidsvolle Haupt,

Wenn ich wandle, einſam düſter,
Alles Glückes mir beraubt,
Und ſie wehn mich an und nicken:
„Kleine Schweſter, komm herbei!
Willſt du nicht die Schweſtern pflücken?
Schweſtern ſtehn hier frank und frei.
Nicht ein Dörnlein ſoll ſich heben
Dir zu wehren dieſe Luſt.
Trag uns hin ins bunte Leben,
Leg' uns an der Menſchen Bruſt,
Und wir wollen für dich flehen
Mit der Farben heiße Gluth;
Wollen duftig ſie umwehen,
Daß ſie's faſſet menſchlich gut.
Dienen wollen wir als Boten,
Wollen Brief und Sendung ſeyn,
Was das Herz dem Herz geboten,
Wir beſtellen's zart und fein;“
Und ſo trag ich die Geſchwiſter
Auf den Händen hier heraus;
Hört Ihr leiſe ihr Geflüſter:
„Nehmt, o nehmt uns mit nach Haus.“

Der Spaziergänger.

Geh weg, du Balg, mit deinem Quark!
Ich will für's Geld was Beſſ'res können,
Zum Teufel aber, das iſt ſtark,
Mein echter Knaſter will nicht brennen.
Mich koſtet's Pfund zwar drei Dukaten,
Dafür iſt's auch ein Götterrauch!
Dort kommt ſie, ohne ihren Gatten;
Jetzt ſchlag ich hurtig auf den Strauch.

Die Dame in der Kutſche.

Wie er zu Pferde ſitzt der Schmucke!
Er hat ſchon zweimal hergenickt,
Der Holde, wenn ich mit den Augen zucke,
So iſt er himmelhoch entzückt!
Doch Himmel! welch ein Phaeton glänzt dort ferne?
Iſt das Comteß Dorinte nicht?
Ein neuer Shawl, ein Hut à L'aimée? o ihr Sterne!
Und ihr verhüllt nicht euer Licht?!

He! Jean! zurück! der Herr Gemahl ſoll's hören!
O alle meine Waffen! tretet in's Gewehr!
Mit einem ſolchen Phaeton will zurück ich kehren,
Mit einem ſolchen, oder nimmer mehr.

Der Sparwalder.

Die armen Pferde, wie ſie ſchwitzen!
Den Equipagen muß ja vorgefahren ſeyn!
Sind Ladendiener, Schneider, die d'rin ſitzen,
Mit denen hat man ſchon die liebe Pein.
„Dort fahr' hin, wo die weißen Hüte ragen.“
„Zurück jetzt — und jetzt fahr' den Blauen vor.“
„Geſchwind, fahr' langſam bei dem grünen Wagen.
„Kehr' um, du Kerl! dort wo der ſchwarze Flor.“
So jagen ſie uns die Kreuz und die Quer,
Und dann zu Haus geben ſie vier Groſchen her.

Der Verliebte.

Wird ſie kommen oder nicht?
Wer kann mir den Zweifel löſen?
Doch ich thue meine Pflicht,
Ich bin einmal da geweſen!
Geſtern ſeufzt' ich doch ſo prächtig,
Als ich bei der Loge ſtand,
Wo bedeutend ſie, bedächtig,
Spielte mit dem blauen Band.
Heute hatt' ſie's ſchon vergeſſen,
Was ſie geſtern mir verſprach?
Daß wir unter den Zypreſſen
Träumen wollen heut am Bach!
Ewig an dem Putztiſch ſäumen
Willſt du, meines Lebens Tag!
Nun! ſo will allein ich träumen,
Bis mich weckt dein Fächerſchlag!

Der Sänger.

Ich höre Harmonieen in mir rauſchen,
Im Buſen ſchlägt ein Nachtigallenchor,
Es lockt die eig'ne Bruſt mich zu belauſchen,
Es ziehen weiche Klänge mir in's Ohr,
Doch ſoll ich dies Gefühl in Worte tauſchen,
Zerrinnt's um mich wie lichter Nebelflor;
Ich will des Regenbogens Schimmer faſſen
Und greif' geſtaltenloſe Wolkenmaſſen!

Natur, ſo neige meiner ſtummen Gabe
Dein fried'umflortes, blumenreiches Haupt!
Geſang zieht durch die Welt am Pilgerſtabe,
Der Heimath ſieht die Dichtkunſt ſich beraubt;
Der Lenz iſt ihre Welt, der Mai ihr Habe,
Nur Blätter ſind zum Obdach ihr geglaubt,
Kein Laut kommt freundlich ihr entgegen,
Als der, den ihre Silberſaiten regen.

Dennoch vor allen haſt du den erkohren,
Dem du geſchenkt des Liedes Zaubermacht!

Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren
Und eig'ne Sonnen ſchafft er ſeiner Nacht;
Er ruft zurück den Reiz entſchwund'ner Horen,
Auf daß Vergang'nes weilend bei ihm lacht,
Und an des Wortes kettenden Gewalten
Weiß er das Jetzt ſüßtönend feſtzuhalten.

Das Schauspiel im Schauspiel.

Das Schauſpiel hatte endlich nun begonnen,
Und was ſie ſpielten, ſie nannten es ein Stück;
Die Flitterhelden, die Theaterſonnen,
Sie traten ein und zogen ſich zurück;
Der leere Schall war mir im Ohr zerronnen,
Dem weſenloſen Schein entfloh mein Blick,
Der bunte Staat und die geſchminkten Wangen,
Sie konnten Aug' und Sinn mir nicht befangen.

Sie konnten Aug' und Sinn mir nicht befangen,
Weil ſich ein neues Schauſpiel dar mir ſtellt,
Ein Frauenbild mit zartgefärbten Wangen;
So tritt das erſte Roth aus Oſtens Zelt!
Und als der Wimpernvorhang aufgegangen
Von ihrem Aug', war eine neue Welt

Voll Wahrheit, Licht, Gefühl und Glanz und Leben,
Dem froherſtaunten Auge preisgegeben.

Dem froherſtaunten Auge preisgegeben
Ward nun ein Schauſpiel voller Poeſie,
Mit Körper ſchien ſich Dichtung zu verweben,
Verwirklicht ſchien die Fabel der Magie.
In Formen, die der Hüllenhaft entſtreben,
Liegt zaubervoll die Macht der Harmonie,
Ein Maientag ſchien durch das Haus zu tagen,
Als ſie das Auge freundlich aufgeſchlagen.

Als ſie das Auge freundlich aufgeſchlagen,
Erbebte tief mein ſüßerſchrocken Herz,
Sie anzublicken konnt' ich nimmer wagen,
Doch blieb mein Blick auch nirgend anderwärts.
Geſpalten ſo in Wagen und in Zagen,
Empfand Behagen ich an dieſem Schmerz,
So hatt' ich ſie zu ſchauen Muth gefunden,
Begierig ſelbſt mich tiefer zu verwunden.

Begierig ſelbſt mich tiefer zu verwunden,
Sah' unverwandt ich ihr ins Angeſicht.
So hat ihr Blick mich einmal aufgefunden,
Und in mein Weſen ſchoß ein Strom von Licht;
Doch was er ſprach, ich konnt' es nicht erkunden,
Noch ſinn' ich nach und ſeh' die Deutung nicht,
Noch ſinn' ich nach und kann es nicht erſinnen,
Ob aus dem Blick war Hoffnung zu gewinnen.

Ob aus dem Blick war Hoffnung zu gewinnen?
Sprich Himmel ja, ſonſt ſpricht die Hölle nein!
Doch auch das Zweifeln iſt ſchon ein Beginnen
Der Seligkeit, gewiß geliebt zu ſeyn.
So will ich ſtets und ewig d'rüber ſinnen,
Aus Tag und Nacht mir weben einen Schein,
Und dieſen Schein, den ich mir ſelbſt gewoben,
Will meiner Liebe bräutlich ich verloben.

Wechſelliebe.

Aug' in Aug' und Blick in Blick,
Wenn auch tauſend Ohren lauſchen,
Können wir im ſtillen Glück
Lieb' um Lieb' durch Blicke tauſchen.

Lieb' um Lieb' und Treu' um Treu',
Willſt Du's, Holde! mit mir wagen?
Darf ein Blättchen leicht und frei
Wort um Wort der Liebe tragen?

Wort um Wort und Schwur um Schwur,
Darfſt dem Sänger kühn vertrauen,
Sänger geht ja immer nur
Hand in Hand mit ſchönen Frauen.

Hand in Hand und Druck um Druck,
Seele, wohnſt Du in den Händen?

Du nur kannſt im ſüßen Zug
Herz um Herz zu Liebe wenden.

Herz um Herz und Kuß um Kuß,
Wie doch Herz und Küſſe lodern!
Wie doch in dem Worterguß
Du um Du die Lippen fodern.

Du um Du und Dein um Dein,
Weſentauſch und Weſenfrieden!
Laß' uns denn dieß Wechſelſeyn
Ring um Ring an Ketten ſchmieden!

Abend-Viſion.

Die letzte Glut war ſchon in mildem Schein
zerronnen,
Die Dämm'rung hielt, ein Wimper zart und
weich,
Das Aug' der Abendwelt mit ſeidnem Flor
umſponnen;
Der Mond allein, dem guten Wächter gleich,
Er ſieht nur halb und leicht, was Loſes wird
erſonnen,
In Amor's und in Hesper's Zauberreich,
Und Liebe, Baum und Blatt, aus Licht und
Schwüle,
Tritt neuerfriſcht in's Reich des Dunkels und
der Kühle.

Ich lag dahin geſtreckt in dieſen Dämmerungen,
Die Blumen ſpielten um der Locken Saum,

Mich hielt ein waches Träumen zauberiſch umſchlungen,
Ich hörte, ſah, doch wie? ich weiß es kaum.
Ein Glockenſpiel war rings umher das All erklungen,
Mir ſprach die Luft, die Blüthe und der Baum,
Ich hörte, kaum weiß ich dieß Hören mir zu deuten,
Den Lorbeer und die Roſ' bei meinem Haupt ſich ſtreiten.

Der Lorbeer ſpricht: „Nicht nur des Schwertes ſcharfem Hauen
Ergiebt gefangen ſich mein edler Aſt,
Wohl gerne mag ich grünbekränzet den auch ſchauen,
Der mit des Sanges weichem Stahl mich faßt,
Der mich gewinnet, wie das zarte Herz der Frauen,
Daß ſich ergiebt der ſüßen Lieder Laſt;
So will ich denn auch ihn mit meinen reichen Zweigen

Umſahn, als Reif des Ruhms ob ſeinem Haupt mich neigen.“

Die Roſe ſpricht: „Wohl mag dem Reis das Haupt ſchön zieren,
Das, glückentladen, jeden Schmuck entbehrt;
Doch wird es freundlich auch das volle Herz ihm rühren,
Das Herz, das nur ein gleiches Herz begehrt?
Der Ruhm iſt Glanz, und Glanz will es nicht führen,
Weil Glanz des Lebens ſtilles Glück verſehrt;
Die Liebe nur, die lebt von Tönen und von Düften,
Vermag allein dem Sänger dauernd Glück zu ſtiften.“

Der Lorbeer ſpricht: „Die Liebe kann wohl Seelen g'nügen,
Die ſich gefallen in ſich ſelbſt allein;
Der kühne Adler wird der Sonne zu ſtets fliegen,
Ihn labet nicht des Mondes weicher Schein.
Die Liebe mag als Ring ſich um das Leben ſchmiegen,

Der Ruhm jedoch iſt d'rin der Edelſtein,
Er geht voran die Bahn hier auf der Erden,
Um ebenbürtig dem Erhabenſten zu werden!“

Die Roſe ſpricht: „Der Gletſcher auch ſteht hoch, es wogen
Des Lichtes Wellen um ſein Haupt mit Luſt;
Doch *uns* ſcheint nur ſein Glanz, er ſelber iſt betrogen,
Nicht iſt er ſelbſt der Strahlen ſich bewußt;
Die lauen Weſte, mildeathmend hergezogen,
Durchwärmen nicht die eisumzog'ne Bruſt,
Die Herzen nur allein, die Liebe nicht verſcheuchten,
Vermögen es zugleich, zu *wärmen* und zu *leuchten*!“

Es hatten Beide eine Weile ſo geſtritten,
Was wohl des Sängers Leben mehr beglückt,
Als doch die Roſe, ſchmollend halb und halb mit Bitten,
Dem Haupt des Halberwachten näher rückt;

Und auch der Lorbeer, der das letzte Wort gelitten
Das ihm die Roſe ſprach, verſöhnend nickt,
Und Beide nahen, um vereint mit ihren Gaben
Des Sängers Herz und Sinn zu heil'gen und zu laben.

Doch wie ſie ſo verſöhnt ſich zu einander neigen
Ob meinem Haupte, frei, den Lüften bloß,
Da ſah ich plötzlich eine Todtenblume ſteigen
Aus dem bemoosten, feuchten Erdenſchooß;
Und wie auch Roſ' und Lorbeer ängſtlich aus ihr beugen,
Sie werden nicht des gelben Hauptes los,
Das fahl und matt, mit leichenhaftem Hauptesnicken
Dazwiſchen ſchwankt, wenn ſie zum Kranz die Blätter ſchicken.

Frühlingsweihe.

Dein Bräutigam kommt wieder,
Natur, o holde Braut!
Und hat von Eis das Mieder
Der frosterſtarrten Glieder
Vom Buſen Dir gethaut.

Er kommt, die Flatterlocken
Voll Roſen eingeſtreut,
Aus tauſend Blumenglocken
Und Blümchenſchnee und Flocken
Geſtickt ſein Hochzeitkleid!

Gefang'ne Gräſer ſtricken
Die grünen Aermchen los;
Der Kräuter Spitzen blicken,
Wie ſchelmiſch Kindernicken
Aus Mutter Erde Schooß.

Es ſchwillt in dunkler Stille
— Ein ſüßer Zukunftstraum —
Die blattgedrängte Fülle
Der grünumnetzten Hülle
Am knospenreichen Baum.

Es legen Flur und Auen
Ihr Jägerkleid nun aus,
Die Blüthenäuglein ſchauen,
Verſchämt wie junge Frauen,
Halb aus dem Beet heraus.

Nun ſchwebt gleich Morgenröthen
Ein roſig Leben her;
Als ob es Klang der Flöten,
Als ob es das Erröthen
Auf Mädchens Antlitz wär!

Füllt uns mit neuem Fühlen,
Macht uns zum heitern Kind,
Daß wir mit Blumen ſpielen,
Daß wir in Steinchen wühlen,
Wo klar ein Bächlein rinnt.

Daß unſer Aug' ſich heitert,
Wenn es von Thränen trüb';
Daß ſich die Bruſt erweitert,
Und jedes Weh' ſich läutert,
So uns im Herzen blieb.

Da zieht ein freundlich Tagen
Durch Dichters off'ne Bruſt;
Er mag nicht fürder zagen,
Die Lieder anzuſchlagen,
Der er ſich froh bewußt.

Er ſchlägt zu Gottes Ruhme
Die fromme Harfe an;
Ihm iſt ja jede Blume
In Gottes Heiligthume
Ein heil'ger Prieſtermann!

Den Weihrauch ſoll ihm liefern
Die Lilie ſilberweiß;
Aus Tauſend Blumenchiffern
Weiß Eins er zu entziffern:
„Dem Schöpfer Ruhm und Preis!“

D'rum rauſcht in höh'ren Bogen
Der Liebe reiner Klang;
In vollgeſchwellten Wogen
Kommt Laut nach Laut gezogen,
Sein Denken wird Geſang!

D'rum zieht in hellen Tönen
Durch alle Welt ſein Lied,
Weil ihm in Lieb und Sehnen,
In Andacht und im Schönen,
Ein ew'ger Frühling blüht.

Wanderlieder.

1.

Empfange freundlich meiner Saiten Weihe,
Erhab'nes, ewig klares Lichtgezelt!
Ich ſchau' empor zu dir, du tiefe Bläue,
Hoch ausgeſpannt zum Dache dieſer Welt;
Ich ſchau' empor und leſ' in deiner Klarheit
Des Schöpfers Daſeyn und der Bibel Wahrheit.

An dir verſtummt die Frechheit jedes Spottes,
Gewährbrief einer ſchöpferiſchen Macht!
Geſchrieben mit den Sternenlettern Gottes,
Herab zu leuchten durch des Zweifels Nacht!
Ein Brief, an deſſen unermeſſ'nen Gränzen
Als ew'ge Siegel Mond und Sonne glänzen!

Dir weihe ich die ſchwachen Sängerlaute,
Die ich der Muſe ſittſam abgelauſcht;

Was die Natur den Saiten anvertraute,
Es ſey in Wort und Ton jetzt umgetauſcht;
Es ſteig' empor und künde als Verräther,
Was ich gefühlt, dem hochgewölbten Aether!

2.

Der Wand'rer ſchaut zum Himmelsbogen,
Das Auge ſehnend ausgeſpannt,
Den Wolken die vorüber zogen,
Folgt hoffend er von Land zu Land,
Und ohn' Ermatten, ohn' Ermüden,
Vorwärts ſtets von Ort zu Ort,
Nach Norden bald, und bald nach Süden
Zieht magiſch ihn das blaue Dort;
Und iſt er dort, ſo iſt das Blau zerronnen,
Zur Heimath zieht's, wo er zu ſeyn begonnen.

Es buhlt das Meer, die Wellen locken;
Liebäugelnd winkt der Ocean.
Von drüben tönen helle Glocken,
Dem Räthſel gleich zieht Jenſeits an;
Wir ſchiffen hin, die Bruſt voll Sehnen,

Die Küſte naht, des Schmucks entblößt,
Viel dumpfer klingt das Glockentönen,
Das Räthſel, ach! es iſt gelöst!
Der Duft entfloh, der Schimmer iſt zergangen,
Zur Heimath zieht's, ein ſeliges Verlangen!

O Heimath, Friedhof guter Herzen!
Des Daſeyns heil'ge Sakriſtey!
Du Panaßee der herben Schmerzen!
Du Freudenquell, ſtets friſch und neu!
Geſpielin unſ'rer Flügeljahre!
Du Amme unſ'rer Luſt und Freud'!
Begleite treu uns einſt zur Bahre,
Hüll' du uns ein in's Sterbekleid!
Nimm du uns auf, wenn wir hinüber wallen,
Zur Heimath dort, in deine kühlen Hallen!

3.

Da ſitz' ich hier im grünen Thal,
Von Blüthen überbaut,
Wo freundlich weiß der Abendſtrahl
Mir in das Antlitz ſchaut.

Da friedet ſich mein wilder Sinn,
Und Troſt mein Herz gewinnt,
Wenn ich ſo denke, was ich bin,
Und was viel Andre ſind.

Ich ſchwimme friſch im Lebensſtrom
Und ſegle wacker aus,
Den ganzen großen Gottesdom
Betracht' ich als mein Haus.

Denn Raum und Blatt und Stern und Blum'
Und Frauenangeſicht,
Das alles iſt mein Heiligthum,
Mein eigen im Gedicht.

Und wem die Bruſt nicht Lieder rauſcht,
Dem kann das nicht geſchehen,
Wer nie den eignen Sang belauſcht,
Der wird das nicht verſtehen.

Den ſetzet Gott nur ſo bei'm Zoll
Der ſchönen Schöpfung ein,
Daß viel bei ihm vorüber ſoll,
Doch nichts zu eigen ſeyn.

Der Sänger nur ſpannt aus ſein Lied,
Ein Netz um alle Welt,
Daß Alles, was vorüber zieht,
In ſeine Schlingen fällt.

So webt die Töne allzumal
Aus Mondſchein er, und Duft,
Und haucht ſie über Berg und Thal,
In ſtahlgetränkte Luft.

So ſpinn' ich auch aus Nacht und Leid
Mir, liebeſinnend, Luſt,
Wenn mir in trauter Einſamkeit
Von Tönen ſchwillt die Bruſt.

Klingt herzzerreiſſend auch der Schall,
Bringt's Troſt mir doch anitzt,
Denn auch das Lied der Nachtigall
Die kleine Bruſt zerritzt.

Doch weiß ſie ſich noch liederreich,
Singt gern die Bruſt ſich wund,
Denn Liederſchmerz iſt ſüß und weich,
Und Liederweh geſund.

So ſitz' ich hier im grünen Thal,
Von Blüthen überbaut,
In Luſt zerfließt des Sehnens Qual,
Wird Liederleben laut.

4.

Empfange mich, Du großer Bau,
Du Gotteshaus: Natur!
Du ew'ge Kuppel, hoch und blau,
Du Tempelweg der Flur!

Du Wald, der Schöpfung Sakriſtei!
Du heil'ger Bergaltar!
An Deinem Fuß bringt fromm und frei
Das Thal Dir Weihrauch dar.

So ſteh' ich hier, erquickt und friſch,
Und ſchau' hinein in's Land,
Das pranget reich, ein Weihnachttiſch,
Beſcheert von Gottes Hand!

Und Berg an Berg, gleich Mann an Mann,
Die halten Wacht und Wehr,

Daß ſchwüle Luſt nicht hierher kann
Von drüben, heiß und ſchwer!

Sie heben hoch das freie Haupt,
Um den der friſche Wald,
Von Blättern dicht und vollbelaubt,
Gleich reichen Locken wallt.

Ihr Nacken, friſches Felſenmark,
Hat ſich noch nie geneigt,
Wie auch der Sturm, wohl wild und ſtark,
Im finſtern Droh'n ſich zeigt.

Die Schultern keck und frei und nackt!
In hohler Hand ein See!
Die Rippen ſteil und felsgezackt,
Zur Leiter in die Höh'.

So grüß' ich dich, du Land voll Kraft,
Das ſolche Berge zeugt,
Das Männer ſich, wie Berge, ſchafft,
An freier Luſt geſäugt.

So grüß' ich Tag Dich, junger Held!
Gewappnet rings mit Licht,

Der dort aus Oſtens Purpurzelt
In goldner Rüſtung bricht.

Und ſo, wie dort die Dämmerung
Entfliehend rückwärts ſchaut,
Erröthet hier in Huldigung
Die Erde, Deine Braut!

5.

Da ſteh' ich hier in Gottes Dom,
Was kann der Menſch mir thun?
Die Luft iſt mein, ein freier Strom!
Der Schatten mein d'rin auszuruh'n.

Der Himmel mein, und mein ſein Blau,
Und mein der Sonne Licht,
Und mein iſt ringsum, was ich ſchau',
Die Schöpfung: ein Gedicht!

Und mein der Weſen Lüſtebad,
Das friſch vom Berge fließt,

Und mein das lichte Sternenrad,
Das Nachts mich freundlich grüßt.

Und mein das Lied der Nachtigall,
Und mein des Waldes Chor,
Und mein des Thales Wiederhall,
Und mein der Wolke Flor.

Und mein iſt ein geſundes Lied
Das aus dem Herzen quillt,
Indeß der Schwächling angſtbemüht
Ein heiſer Verschen ſchrillt.

Und mein iſt auch mein eigen Ich,
Das ich noch nie verlor,
Wie ſich auch alles fürchterlich
Dagegen wohl verſchwor!

Und mein iſt auch des Wollens Kraft,
Um keinen Druck mir feil,
D'rum bürg' ich auch in Leidenſchaft
Dir, Seele! für dein Heil.

Thema und Variationen.

Auch die ſtummſte Liebe dichtet,
Lieb' iſt ewig Poeſie,
Wehe, wer ſie lieblos richtet,
Er erkennt ſie ewig nie!
J. R. Wyß.

Fraget nicht, warum ich ſchweige,
Wenn das Auge Liebe thaut,
Wie ſich ſtumm der Mund auch zeige,
Iſt die Bruſt doch liederlaut;
Liederchen ganz zart geſichtet,
Lieben laute Reden nicht,
Doch mein Liebchen weiß und ſpricht:
„Auch die ſtummſte Liebe dichtet!“

Will es euch nur anvertrauen,
Lieben, dichten ſind nicht zwei;
Läßt den Bogen Amor ſchauen,

Fügt Apoll die Saiten bei;
Will der Pfeil das Herz gewinnen,
Fehlt der Klang der Saiten nie,
Dichten iſt ein ewig Minnen,
„Lieb' iſt ewig Poeſie.“
Liebe! Dichtung! Zwillingsthränen,
Die das Blatt des Herzens weint,
Wenn ein ſtilles, ſüßes Sehnen,
Wie ein Frühroth uns erſcheint;
Beide ſind verletzt, vernichtet,
Wenn man unzart ſie verkennt,
Wehe, wer ſie ſpottend nennt,
„Wehe, wer ſie lieblos richtet!“
Wer, ſein Lieben zu verſchönen,
Nicht des Liedes Zauber pflegt,
Wer in ſeinen Liedertönen
Nicht ein heimlich Lieben hegt,
Der kennt nicht ihr himmliſch Walten,
Und die ſelige Magie
Die vereinet ſie entfalten,
„Er erkennt ſie ewig nie!“

Thema.

„O, ſehnend Herz, ergötze Dich nicht mehr,
Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen,
Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer,
Kein Schattenglück kann dieſen Buſen kühlen.“
Schiller.

Variation.

O, ſehnend Herz, ergötze Dich nicht mehr
Im wachen Traum ihr ſüßes Bild zu pflegen,
Die Muſchel auch im ſpiegelhellen Meer,
Sie ſehnt dem einz'gen Tropfen ſich entgegen;
Zur Perle wird der kleine Tropfen ſehr,
Und in ihr muß ſie ihren Tod nur hegen;*)
Darum an Träumen ſüß, doch lebenleer,
O, ſehnend Herz, ergötze dich nicht mehr.

Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen
Gefällt der ſehnſuchtsvollen Dichterbruſt;

---

*) Bekanntlich iſt die Perle eine Krankheit welche die Muſchel tödtet.

Den Wahn umfaſſet ſie mit ihrem Fühlen,
Und Schein wie Wirklichkeit wird ihr zur Luſt;
Ihr blüht der Preiß von ihrem ſchönen Zielen,
Des Strebens Weh' iſt ſie ſich nicht bewußt;
Sie ſucht, um heißen Sehnſuchtsbrand zu kühlen,
Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen.

Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer,
Die weſenloſen Bilder ſind zerronnen;
Die Theu're ſelbſt kömmt liebend nicht daher,
Das Leben bringt nicht ſolche ew'ge Wonnen;
Der Wahn nur bringt ein Götter-Glück mir her,
Ein Weh durchzücket wach mich und beſonnen,
Erwacht ſeh' keinen Zauberhimmel mehr,
Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer.

Kein Schattenglück kann dieſen
Buſen kühlen,
Sie lebend zu umfaſſen fodert meine Kraft;
Sie ſelbſt in heißer Minne zu erzielen,
Entſtreben alle Geiſter ihrer Haſt,
Im lieberfüllten Herzen beben, wühlen
Die ſüßen Gifte reiner Leidenſchaft,
Ihr Weſen ſoll mit meinem Weſen fühlen,
Kein Schattenglück kann dieſen
Buſen kühlen!

Thema.

Locken haltet mich gefangen
In dem Kreiſe des Geſichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwiedern hab' ich nichts.
Göthe (weſtöſtl. Divan.)

Variation.

Locken, glatt und weich und ſeiden,
Wollt ihr Herz und Sinn verlangen?
Nun wohlan! mit allen beiden
Locken haltet mich gefangen.

Dieſe Ketten abzufeilen
Wäre Strafe des Gerichts,
Nur in ihnen kann ich weilen
In dem Kreiſe des Geſichts.

Soll ich ſtets in Feſſeln leben
In der Nähe ihrer Wangen,
Will ich ſelbſt die Hände geben
Euch geliebten braunen Schlangen.

Mich vertheid'gen? mich erretten?
Wort und Ausred'? mir gebricht's!
Wohl verdient ſind meine Ketten,
Zu erwiedern hab' ich nichts!

Bescheidenheit.

Fabel.

Ein Tröpfchen Thau, ganz kleine,
Das fiel beim erſten Scheine,
Den Phöbus goß umher,
Ins große Weltenmeer;
Und ſprach zu ſich, im Fallen:
„Wie werd' ich unter allen
Den Tropfen, rein und hell,
Verſchwinden, ach, ſo ſchnell;
Ich werde, klein und wenig,
Den andern unterthänig."
So ſprach's, und fiel zugleich
Ins große Waſſerreich.
Die Muſchel, die das hörte,
Und der es Luſt gewährte,

Die ſchlürft das Tröpfchen klein
Mit einem Zuge ein.
Da wird nun zum Juwele,
Zur Perle ohne Fehle,
Das Tröpfchen Thau ganz klein;
Und ſchimmert im Geſtein
Gar bald, der ſchönſten Krone
Des Kaiſers, auf dem Throne;
Und ſtrahlt voll Herrlichkeit,
Als höchſter Schmuck der Zeit.

Blumensymbolik.

Das Bild der Lieb': die Roſe,
Stand glühend in dem Mooſe
Des Gartens, aufgeblüht;
Und jeder, der es ſieht,
Der möchte mit Entzücken
Die glühende wohl pflücken;
Es buhlen Blumen auch
Um ihren ſüßen Hauch,
Doch keine kann das Minnen
Der glühenden gewinnen.
Nicht fern von ihr im Raum
Ergrünt ein Lorbeerbaum,
Der liebend, voller Neigung
Die herrliche Verzweigung
Zur Roſe niederſchickt.
Die Roſ', die das erblickt,

Läßt ihre Blätter ſchwellen,
Um ihm ſich zu geſellen;
Und wie ſich glühend faßt
Das Liebespaar umfaßt,
Und innig ſich umſchließt;
Die Todesblume ſprießt
Empor ſchnell zu den Beiden,
Und will es nimmer leiden,
Daß Lorbeer nun und Roſ'
Beglückend liebend koſ';
Und ſchicket ſtets dasſelbe
Verhaßte Haupt, das gelbe,
Um feindlich es zu wehren,
Wenn ſich die Beiden nähern.

* * *

So trennt nur Tod die Triebe
Des Ruhmes und der Liebe.

Der Doppel - Frühling,

Feſtgedicht zur beglückenden Ankunft
Ihrer Königlichen Hoheit der
Frau Prinzeſſin

Karl von Preußen.

Berlin am 28. Mai 1827.

Die Erd' iſt jetzt des Himmels ſchöne Braut:
Er ſchmücket ſie mit roſigem Geſchmeide,
Im ſchönſten Blüthenſchmuck' wird ſie erſchau't,
Sie pranget lieblich in dem Blumenkleide;
Der Mai in ſeines Daſeyns ſchönſter Pracht
Iſt Zeuge, wie das holde Brautpaar lacht.

Der Bräut'gam hält die ſüße Braut umſpannt,
Und ſieht ſie an mit liebevollen Blicken;
Man ſieht von ihm ihr bräutliches Gewand
Mit Liebesblumen mild und zart umſtricken;

Er ſchmücket mit dem ſchönſten Blumenſtrauß
Der Auserwählten Kleid und Antlitz aus.

Doch wunderherrlich iſt in dieſem Jahr
Ein Doppelfrühling reizend uns erſchienen:
Es gleichet ſich das reizgeſchmückte Paar
An Milde und an holdumfloß'nen Mienen;
Ein Frühling führt mit ſeinem Zauberſchein
Den zweiten ſchön'ren Frühling bei uns ein.

Die Hohe, die der Hohe ſich erkohr,
Ein milder Maimond iſt ſie anzuſchauen,
Wenn er in eines jungen Morgens Flor
Sich niederläßt auf reichbeblümte Auen;
Die klare Luft wird mild und ſanft erregt,
Wenn ſie zum Königsſitz die Hohe trägt.

Die Braut des Herrlichen erſcheint geſchmückt
Mit eines Frühlings überreichen Gaben,
Auf ihrem Antlitz ſiehet man entzückt,
Wie Roſ' und Lilie ſich umfangen haben;
Im Auge, das den Himmelsſchein erſchließt,
Das Himmelsſchlüßlein ſtillbezaubernd ſprießt!

So tōne denn des Volkes Jubellied,
O königlicher Frühling, Deinen Wegen!
Die Freude iſt in jeder Bruſt erblüh't,
Des Volkes Herz es ſtrömet Dir entgegen
Und hält mit ſeiner Liebe Dich umlaubt:
Die ſchönſte Krone für ein Fürſtenhaupt!

Feier - Klänge

zur hohen Vermählung Sr. königl. Hoheit des Prinzen

Karl von Preußen

mit Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin

Maria von Sachſen Weimar.

Am 27. Mai 1827.

1.

Das Brandenburger Thor.

Erheb' Dich ſtolz, Du kühn gewölbter Bogen,
Ihr Säulen ſtellt im ſchlanken Bau Euch dar!
Du Siegesgöttin hoch in blauen Wogen,
Du züg'le feſt der Lüfte rauhe Schaar!
Wie eine Welt voll Licht kommt es gezogen,

Das glanzumſtrahlte, liebevolle Paar;
Wie hoch beglückt fühl' ich mich heut' vor Allen,
Der erſte Gruß ertönt aus meinen Hallen!

Wie durch die goldgeſtickten Morgenthore,
Wenn Baum und Blatt und Blume ſind erwacht,
Begleitet von des Frühroths zarter Hore,
Von leichten Roſenwolken mild umlacht,
In ewig junger Klarheit zieht Aurore,
Voll prächt'ger Milde und voll milder Pracht,
So zieht die Hohe ein durch meine Pforte,
Ein neuer Strahl dem lichterfüllten Orte!

Dem neuen Strahle lacht die Stadt entgegen,
Dem neuen Sterne huldiget das Land!
Ein jedes Herz würkt ſeinen ſchönſten Segen
In dies beglückend wonnebringend Band,
Ein treues Volk wird herzlich liebend hegen
Des Glückes freudenreiches Unterpfand,
Das Pfand, das hohen Tugenden zum Lohne,
Ein Gott gegeben ſeinem Königsſohne!

2.

Die Linden.

Verbindet euch, ihr zart bewegten Aeſte,
Beneidenswerthe, ihr zum Baldachin,
Entfeſſelt eure balſamvollen Weſte,
Daß ſie voran dem hohen Paare zieh'n;
Beſtreut aus eurem weißen Blüthenneſte
Den Weg mit reichem Blüthenhermelin,
Und ſorget auch, daß das Geſchlecht der Zweige
In ſtiller Huldigung die Krone neige.

3.

Die Akademie der Künſte.

Es grüßen Hohe! Dich die Töchter der Kamöne,
Sie ſind Dir alle ſchweſterlich verwandt;
Von jeher war die göttliche Athene
An Deines Hauſes Hallen feſtgebannt.
Verklärt flocht ſie in Deines Daſeyns Schöne
Der Künſte ſtillbeglückend Zauberband,

Und pflegt geheim in ihrem Heiligthume,
Erhab'ne! Deines Geiſtes zarte Blume.

4.

Das Opernhaus.

Nur aus dem ew'gen Harmonien-Meere,
Und aus des Einklangs ſtillem Wogenſchoos
Ringt ſich des Lebens reizende Cythere,
Die heil'ge Liebe, ſtill beglückend los.
Nur Harmonie baut Cyprien Altäre,
Sie zieht den Fackeljüngling liebend groß,
D'rum ſoll das Haus, in dem Geſänge blühen,
Begrüßen Dich mit ſeinen Harmonien!

5.

Die Statue Blüchers.

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz;“

Der Fackelſchein vom frohen Hochzeitreigen,
Er ſpiegelt ſich in meines Schwertes Glanz.
In's rege Leben will ich niederſteigen,
Den Lorbeer tauſchen mit dem Myrthenkranz,
Und wie einſt ſchon in ſturmbewegten Zeiten,
Bei dieſer Belle-alliance auch voraus ſchreiten.

6.

Des Königs Palais.

Es grüßt Dich, hohes Paar! die heil'ge Stelle,
Geheiligt durch die Wohlfahrt der Nation;
Des Landes Glück iſt dieſes Hauſes Schwelle,
Das Herz des Volk's iſt ſeines Königs Thron!
Ein Felſen Gottes, ſpricht es jeder Welle
Des Unglücks und der Zeiten Stürme Hohn;
Mein Herrſcherhaus, ſo ſprechen dieſe Mauern,
Wird Welt und Nachwelt glanzvoll überdauern!

Dich grüßt ein treuer Vater fromm und milde,
Der neuen Tochter ſich nun froh bewußt,
Ein Kreis von Schweſtern, wie im Sterngefilde
Die Plejas, nehmen Dich an ihre Bruſt;
Erhab'ne Brüder, nach des Vaters Bilde,
Empfangen Dich mit feierlicher Luſt,
Und alle Sterne, die ihr Licht hier weiſen,
Umringen liebend Dich mit ihren Kreiſen.

7.

Das Zeughaus.

Aus Waffen will ich einen Bogen bauen,
Wenn mein geliebter Sohn vorüberzieht;
Dem Muthe ſoll die Schönheit ſich vertrauen,
Die Grazie erringt ein kriegeriſch Gemüth,
Im Waffenſpiele liebt ſich anzuſchauen
Die Roſe, die auf Frauenantlitz blüht;

Den ſtarken Stamm umſchlingt ein zart Gewebe,
Und nur Alcid umfaßt das Gottkind Hebe.

8.

Das Schloß.

Wir friedensreiche, ſegenvolle Laren,
Bewohnen ſchützend dies erhab'ne Haus,
Wir wollen heute freudig uns entſchaaren
In den Gemächern dieſes kühnen Bau's!

Der Frühling ſoll nicht ſeine Blume ſparen,
Mit jeder Säule koſ' ein Blüthenſtrauß:
Denn wir empfahn in feſtlicher Geſtaltung
Die anvertraut ſind unſ'rer heil'gen Waltung!

So wölbt euch denn, ihr längſt geweihten Steine,
Den Huldumſtrahlten ſchöpferiſch zum Dach;

Es füllet ſich mit mildem Zauberſcheine
Der groſſen Ahnen feſtliches Gemach.

Bei ihrer Enkel prangendem Vereine,
Da werden ſie, die heil'gen Schläfer! wach,
Und ſehen freundlich heut in ihren Sälen
Die Würde ſich der Charis anvermählen.

II.

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten.

1.

Der Allerweltsmann.

Es gibt Leute, die man nur „die Beliebten“ nennt; es ſind die Badeſchwämme der menſchlichen Geſellſchaft, ſie laſſen ſich füllen und auspreſſen von jeder Sache, und von Jedermann. Solche Allerweltsleute werden ſtark conſumirt; man findet ſie wie Weisbier faſt in jedem Hauſe; man achtet ſie nicht, aber man hat ſie gerne um ſich, wie ein Handbeſteck, das man zu allen Dingen gebraucht und gebrauchen kann. Ein ſolcher „Allerweltsmann“ muß von Jugend auf dazu erzogen werden, ein Allerweltsmann zu ſeyn. So wie man von den Laufern erzählt, daß ihnen Milz oder Leber herausgeſchnitten wird, ſo muß dem Allerweltsmann Herz und Gehirn herausgeſchnitten werden, wenn er ein tüchtiger Allerweltsmann werden ſoll. Es wird damit angefangen, daß er ſchon in der Jugend zu einem Allerweltskinde erzogen wird. Ein ſolches Allerweltskind muß alle Augenblick einen „ſchönen Diener!“ machen, dabei die Beinchen einknicken, wie eine alte Jungfer; es muß alle Augenblick „danke ſchön!“ ſagen, muß alle ledernen Hände und alle Schnupftabaksfinger der Geſellſchaft abküſſen, muß jeden Kerl „Onkel!“ und jede Furie „Tante!“ nennen; es darf nichts begehren, damit es nur ja nicht lerne einen eigenen Willen haben; es darf nicht laut, und wacker herum rumoren, damit ſich nur ja keine thätige Kraft entwickle; es darf bei Leibe nicht widerſprechen, und wenn es auch Recht hat, das ſchickt ſich nicht! Es giebt Jedem die Hand, und geht zu Jedem wie ein Möpschen; ein ſolches Allerweltskind wird einmal gewiß ein Allerweltsmann! Nach dem Allerweltskinde wird er ein Allerweltsjüngling. Ein ſolcher Allerweltsjüngling macht pflichtmäßig allen Mädchen ſeines Reviers die Cour, bringt regelmäßig allen zu ihrem Geburtstage ein Ständchen, beſorgt ihnen Muſikalien, pflegt ihre Blumen, füttert ihre Kanarienvögel, hält ihnen die Elle, wenn ſie Band meſſen, bringt ihnen die Bücher aus der Leihbibliothek, holt die Theater- und Konzertbillette, arrangirt die Pfänderſpiele, tanzt bei Quadrillen vor, ſendet den Klavierſtimmer ins Haus, wählt Stickmuſter, fädelt Perlen auf Seide, gibt den Goldfiſchen Waſſer, vertreibt Sommerſproſſen und Leberflecken u. ſ. w. u. ſ. w. Ein ſolcher Allerweltsjüngling hat die größte Anlage zu einem Allerweltsmann!

Ein „Allerweltsmann“ iſt und ißt in jedem Hauſe, wo man gut iſt und gut ißt. Er findet alle Gerüchte und alle Meinungen gleich vortrefflich; er lobt alles, was die Hausfrau lobt, und tadelt alles, was ſie tadelt. Ein ſolcher Allerweltsmann iſt die Toleranz ſelbſt. Religionsfreiheit iſt ſein Prinzip; Jude oder Chriſt, das gilt ihm gleich, wenn der Tiſch nur menſchlich iſt. Ein ſolcher Allerweltsmann ſchimpft auf A., wenn B. auf ihn ſchimpft, und lobt ihn, wenn ihn C. lobt. Er beklatſcht einen Künſtler, weil ſein Nachbar klatſcht, und tadelt ihn beim Abendeſſen, weil ſein vis-à-vis ihn tadelt. Er ſagt in einem Athemzug Ja und Nein auf eben dieſelbe Sache zu zwei verſchiedenen Perſonen. Ein ſolcher Allerweltsmann lieſet vor, macht Kartenkunſtſtücke, putzt die Lichter, ſtellt die Stühle zurecht, gibt Geſellſchaftsſpiele an, findet alle Dilettanten himmliſch, und macht ſich heimlich darüber luſtig; er geht aus einer Geſellſchaft in die andere, wie eine Münze ohne Gepräge, meint des Morgens, was ſein Nachbar zur Rechten meint, und am Abend beſchwört er dem Nachbar links das Gegentheil. Er dringt ſich allen angekommenen Künſtlern und Künſtlerinnen auf, beſorgt ihnen Lohnwagen, Viſitenkarten, führt ſie in Zirkel ein, macht Parteien für ſie, wirbt Claquers für ſie, betreibt die Inſertionen, küßt ihnen zehntauſendmal die Hand u. ſ. w. Ein ſolcher Allerweltsmann hat immer ein Lächeln für Jedermann, und wenn er den Rücken gekehrt hat, zuckt er die Achſeln; er iſt das Organ von Geſellſchaften, er widerſpricht nur ſolchen Sachen, von denen er haben will, daß ſie ſtark behauptet werden ſollen; er beleidigt blos, um rührend abzubitten. Ein ſolcher Allerweltsmann iſt wie eine Serviette für Jedermann; ein Rechenpfennig, der heute für dieſen, morgen für jenen zählt; ein leerer Spiegel, der ſtets das zurückſehen läßt, was in ihn hineinſchaut; ſeine Seele iſt wie geſottene Butter, ſie nimmt jeden Eindruck an, und rinnt ſogleich wieder in einander; ſein Urtheil iſt wie ein Botenläufer, der heute für dieſen und morgen für jenen ſich die Füße abläuft, und ſein Herz iſt wie ein Durchhaus, das alles durchpaſſiren läßt, und nichts feſthält. Ein ſolcher Allerweltsmann iſt beliebt, denn er bezeugt alles, wozu man ihn aufruft, und von einem ſolchen ſagt Madame A. zu Madame B.: „Kennen Sie den Herrn X.? Das iſt ein lieber Mann! die Gütigkeit ſelbſt!“ Und Madame A. erwiedert: „O ja, ich kenne ihn, ein gemüthlicher Menſch! Morgen Mittag wird er bei mir eſſen!“

2.

Der weibliche Wildfang
und
die männliche Kokette.

Alles in der Natur und im Leben ſcheint ausgetauſcht oder verwechſelt worden zu ſeyn. Der Sommer iſt kalt, der Winter warm, und unſere Tage ſind finſter, die Nächte erhellt; die Kinder thun groß, die Großen kindiſch; die Weiber ſind männlich, und die Männer weibiſch; daher tragen die Damen Reitkleider und die Männer Damenmäntel. Wenn ich nicht hörte, daß Sybilla Fräulein genannt wird, ich würde ſie Muſje heißen, und wenn ich nicht hörte, daß Midor Monſieur titulirt wird, ich würde ihn nur Mamſell nennen. Sybilla ſteht des Morgens auf, und greift — nach dem Morgengebet? Nein! — nach den Tageszeitungen. Darauf zieht ſie an — die Schürze? Nein! — die Schreibe-Ermel, und geht — in die Küche? Nein! — in das Schreibezimmer; da ſchreibt ſie — einen Wäſchzettel? Nein! — eine Rezenſion! Bald darauf ſpielt ſie — Pianoforte? Nein! eine Partie Billard; dann macht ſie — Gurken ein? Nein! — den Rothen in's Eckloch. Darauf nimmt ſie Lektion — im Tanzen? Nein! — im Fechten! Sodann ruft ſie — der Haushälterin? Nein! — dem Reitknechte, und ſetzt ſich — an den Nähtiſch? Nein! — aufs Pferd, und eilt hinaus — in die Speiſekammer? Nein! — in den Thiergarten! Nachdem ſie ein Paar Stunden in kurzem Trab, in geſtrecktem Gallopp, und auch ventre à terre geritten, wobei dem zarten Mündchen alle Kunſtwörter der edlen Stallkunſt entſchlüpften, geht's nach Hauſe. Am Tiſche trinkt ſie ein Paar Gläſer Wein, prüft ihn mit einer Kennermiene und mit der

Zunge ſchmeckend. Abends klatſcht ſie im Theater, wie ein Mann, und ruft laut: „Bravo!“ oder ſpielt eine Partie Whiſt oder Hazard, und lieſt noch im Bette ein Buch über die Dreſſur der Pferde! Soll man nun ein ſolches Weſen Mamſell oder Muſje nennen?

Das männliche Geſchlecht, entrüſtet darüber, daß die ſchwachen Weſen, Frauenzimmer genannt, ſich ihrer Weiblichkeit ganz entäußernd, zu Männern, Reitern und Jägern ausbilden, rächen ſich dadurch, daß ſie ſich ſelbſt zu Frauenzimmern umbilden, und manche unſerer jungen Herren haben die Manieren des weiblichen Geſchlechtes ſo eigen, daß ſie es zur Virtuoſität darin gebracht haben. So giebt es eine Anzahl junger Leute, die förmliche Koketten ſind. Wir wollen Melindor ein wenig näher betrachten, und wir bemerken alles an ihm, was wir bei einem Frauenzimmer mit dem Namen Kokette bezeichnen. Melindor will ausgehen, (wir wollen einen Blick in die Werkſtätte ſeines Seyns und in ſein Ankleidezimmer werfen) Jean und mehrere Stühle ſind vollgepackt mit Kleidern; das Halstuch und die Nadel iſt endlich in Ordnung; nun wird die Weſte angezogen, wieder ausgezogen, eine andere probirt, eine gelbe Unterweſte zu einer weißen Oberweſte, oder eine weiße Unterweſte zu einer ſchwarzen Oberweſte u. ſ. w.; die Uhrkette wird um den Hals geſchlungen, und durch ein Weſtenknopfloch gezogen; noch wird ſie zu wenig geſehen, ſie wird alſo in ein anderes Knopfloch gezogen; nun bildet ſie aber keinen Zirkel über der Weſte; ſie wird alſo noch einmal durch's Knopfloch und durch den Kopf der Buſennadel gezogen, und die geheimnißvolle unwiderſtehliche Chiffre iſt fertig. Der Leibrock ſitzt endlich auch, und von dem Taſchentuche wird der geſtickte Zipfel hervorgeſucht, und mit einer Rückendrehung nach dem Spiegel ſo poſtirt, daß er aus der Taſche wie ein Täubchen aus dem Neſte herverguckt. Ein gelber Handſchuh wird angezogen, der Hut aufgeſetzt, umgedreht, abgepuſtet, noch einmal in den Spiegel geguckt, und Melindor geht aus. Auf der Straße wird in Conspectu populi noch in den andern Handſchuh hineingeblaſen, und derſelbe ſanft auf die Finger gezogen. Nun geht Melindor — kokettiren. Er geht die Linden entlang; drüben gehen zwei Damen, er ſchlängelt ſchnell hinüber, wirft ihnen einen Diagonalblick zu, zieht den Handſchuh von der Hand, und haucht, wie in Gedanken, ſeinen Siegelring an; er geht einige Schritte vor den Damen, um ſeine Taille zu präſentiren, grüßt einige Damen, die vorüberfahren, ohne ſie zu kennen, und blickt noch einmal nach den Damen zurück. Plötzlich ſieht er auf der andern Seite ein Frauenzimmer, das zufällig nach der Seite hinſah, wo er ging. Das war ein Wink! Er ſchwebt hinüber, umzüngelt ſie, zieht das feine Taſchentuch bei dem Zipfel heraus, und entfaltet ſeine Weisheit. Darauf geht er vor ihr, dreht die Steine ſeiner Ringe nach der flachen Hand, legt dieſe nachläſſig auf den Rücken, und läßt das Feuer der Steine für ſich ſprechen. Da lächeln drei Damen an einem Fenſter in der erſten Etage. Das galt ihm, er ſäuſelt aus den Linden heraus, hüpft, die Füße hübſch auswärts, über die Straße, und präſentirt ſich dem Fenſter. Zum Glücke kömmt ein Bettler, und zum allererſtenmale fühlt er ſich bewogen, Almoſen zu geben, blos um da verweilen zu können. Er zieht erſt die Handſchuh ab, dann ein ſeidenes Börschen heraus, und macht es langſam auf, ſucht die kleinſte Münze, und läßt ſie graziös in die Hand des Armen gleiten. Dabei läßt er wohlweislich ſeinen Handſchuh fallen, um den Fenſterdamen ſeine Tornure beim Aufheben zu zeigen. Aber das Hauptmanöuvre einer ſolchen männlichen Kokette iſt Abends im Theater. Melindor ſteht im erſten Range, die gelben Handſchuh wie zwei Glaslaternen immer vor ſich erhoben, wie ein aufwartender Bär. Die beiden gelben Handſchuhhände dürfen nie unter die Brüſtung kommen; zuweilen legt er ſie auf die Brüſtung, und trommelt mit den zehn gelben Deuthölzchen den Takt zur Muſik. Nun kömmt das Opernglas, das wird erſt mit dem weichen Taſchentuche zart zwiſchen den Fingerſpitzen abgeſtäubt, dann wird es zwiſchen die zwei Finger genommen, während die andern drei geſpreizt abſtehen. Rechts ſitzt eine Dame, links ein Mädchen, gegenüber mehrere Damen, und einen Rang höher gegenüber ſind auch mehrere niedliche Geſichtchen. O, du armer Herr Kokette! Wo blickſt du zuerſt hin? Wo verweilt dein Blick am längſten?! Jeden vorüberſchweifenden Blick hält er an, und glaubt, er ſey an ihn ſpedirt, und immer ſtreicht er ſein Lockenköpfchen, das wie eine verlorne Schildwacht auf dem Gehirne ſteht, nach jener Gegend hin, in der er mit Jemand zu kokettiren glaubt. Im Zwiſchenakte geht er auf die andere Seite im erſten Range, und läßt die gelben Handſchuhe vis-à-vis hinüber ſpielen und blitzen. Selten ſieht er auf die Bühne, immer nach dem Publikum, noch ſeltener liepelt er jungfräulich ein dünnes „ſcharmant.“ Er hüſtelt und nimmt einen Bonbon aus der Taſche, oder er nimmt ein Flacon vor die Naſe, daß ſich der Geruch über die ganze Loge verbreitet, und ein ſeliges Lächeln lagert ſich auf ſein leeres Geſicht, wenn die Damen es zu bemerken ſcheinen. Wenn das Stück zu Ende geht, ſchlägt er ſich den Rockkragen in die Höhe, denn ſie — das heißt, er hat zarte Nerven, und iſt empfindlich gegen die Zugluft. Bevor er herausgeht, hält er es für Schuldigkeit, noch mit einem Rundblick von allen Damen Abſchied zu nehmen; darauf geht er nach Hauſe und zieht behaglich die gelben Handſchuhe aus, mit deren Spiel er heute ſehr zufrieden war. Nun aber frage ich: Soll man eine ſolche männliche Kokette „Musje,“ oder „Mamſell“ nennen?

3.

Aufklärlinge und Dummfreche.

So bezeichne ich zwei Gattungen Pilzlinge in dem ſchönen Eden der Menſchheit, zwei Harzausflüße aus dem herrlichen Lebens- und Erkenntnißbaume, zwei Stadt- und Landplagen, für deren Abſchaffung man allgemeine Buß- und Faſttage anordnen ſollte. Wie ſoll ich den Aufklärling ſchildern? Er wandelt in tauſend Geſtalten herum, flattert als Libelle um das Waſchbecken der Schönen, kriecht als Blindſchleiche um die Füße der Vornehmen, lauſcht als Wegelagerer an Promenaden und Spaziergängen, perorirt als Prediger in Kaffee- und Gaſthäuſern, und lauſcht wie eine Tigerkatze ſelbſt an den heiligen, gottgeweihten Stellen der Andacht auf den Raub ſeiner Lüſte.

Aufklärlinge heiße ich dieſe Gattung, zu der leider ein großer Theil der jetzigen Jugend gehört, darum, weil nur der falſche Begriff von Aufklärung, den ſie hegen, ihre Verbildung, ihre moraliſche und geiſtige korrupte Erziehung und hauptſächlich die Vernachläßigung der höchſten Glückſeligkeit, der höchſten Tugend und des höchſten Gutes dieſes Lebens: der Religion, ſie nackt an Geiſt und Seele, allen Beſſeren verächtlich und ekelhaft, hinausſtößt in die Wüſtenei ihres lebensleeren Lebens und ihres daſeynloſen Daſeyns! Wie ſchmerzlich, wie ſeelenverletzend iſt es nicht oft jedem guten Menſchen, dem Religion, Tugend und Unſchuld, dieſe göttliche und erhabene Dreieinigkeit, nicht zu leeren Spielmarken herabgeſunken, wie ſchmerzlich wehe muß es einem ſolchen thun, wenn er das Heer von jungen Schöngeiſtern darin Triumphe ſuchen ſieht, wenn ſie mit ſchamloſem Gewitzel das Allerheiligſte verletzen, wenn ſie es rühmlich finden, durch fade, erbärmliche und prangerwürdige

Spöttelei über manche, der Anbetung ſanktionirte Gegenſtände, einen ſie umgebenden Kreis von herzloſen und frechen Burſchen zu einem wiehernden Gelächter zu bringen; wenn ſie ihr Schwefelhölzchen an der groſſen Leuchte der Aufklärung anzuzünden wähnen; wenn ſie durch Unglauben und hirnloſes Zweifelgewäſch ihren illuminirten Geiſt dokumentiren; wenn ſie mit flachem Schnabel aus den Faulſümpfen und Torfgründen einer Schandliteratur ſchöpfen, und es den Geſetzen der Tugend und Moral als Fluchwaſſer in's Geſicht ſpritzen; wenn ſie mit frechem Hohn ihre Leibſentenz und Lieblingsmetapher: „Es giebt keine weibliche Tugend," ausſchnarren und ausnäſeln, mit Schandfloskeln und Odoardo-Gelächter ſelbſt ihre beſſere, innere Stimme übertäuben, und wie das Echo zu Grenoble, jeden Laſter- und Schmähton ein Dutzend Mal aushallen und einen Tugendton kaum ein halbes Mal; wenn ſie aller Schamhaftigkeit entwöhnt, im Grunde des leeren Herzens vernichtet den Glauden an jungfräuliche Unſchuld und weibliche Würde, ſelbſt in der heiligen gefühlläuternden und herzerweiternden Umgebung reiner und erhabener Frauentugend, ſich nicht entblöden, mit Anſpielungen und Zweideutigkeiten dieſen reinen Aether anzuhauchen, und das ekle Spinngewebe über dieſe Ehrenpreis- und Augentroſtblume hinzuziehen; wem muß ſich bei ſolchen Anläſſen die Fauſt nicht unwillkührlich ballen, wenn ihm dieſe Bohrwürmer und Giftmolche die Atmoſphäre verpeſten, wenn ſie in der Verrenktheit ihrer Bildung, in ihrer Afteraufklärung, ſelbſt das Beſte, das Moraliſchſte, zu ihren Zwecken zu verdrehen wiſſen, und, wie der blinde Beliſar in Hadrians Mauſoläum ſich mit den Meiſterwerken Praxiteles und Lyſippus vertheidigte, ſelbſt die herrlichſten Grundſätze in ſchimpfliche Bolzen zuſpitzen und losſchießen? Dieſe Aufklärlinge, deren Namen Legion iſt, und die wie Flugſand in alle Häuſer dringen, durch die engſten Räume ſchlüpfen, und denen nichts unzugänglich iſt, ſind das der Moral und der Tugend, was ihre Stiefbrüder, die „Dummfrechen,“ dem geſelligen Leben, den tables d'hôtes und überhaupt allen öffentlichen Kreiſen ſind. Die Frage: „iſt ein Dummer oder ein Narr erträglicher?“ iſt mir ſchon längſt zu Gunſten des Narren entſchieden. Ein Narr iſt wenigſtens ergötzlich, er iſt ein verdorbenes Caleidoscop, die Formen ſind zwar nicht geregelt, aber es iſt Farbenmiſchung; eben das Groteske des Durcheinanderfallens bringt wenigſtens Abwechslung; ein Dummer aber iſt ein ausgelöſchtes Unſchlittlicht, dem der Docht fehlt, es iſt unmöglich, mehr Licht in das Talggeſicht zu bringen.

Ein Narr iſt ein Harlekin, unter tauſend närriſchen Sprüngen wird doch einer gefallen; aber ein Dummer iſt ein Bleimännchen, fällt immer wieder in die nämliche Holzſtellung zurück; wenn alſo ſchon der friedlich Dumme, das reine Schafgeſicht, dem Narren zurückſteht, wie muß nicht erſt der Dummfreche, das Melangegeſicht der Naſeweisheit und Bengelei, der

Geſellſchaft ein unerträgliches Ueberbein ſeyn? Man denke ſich einen dummfrechen Menſchen, dem die Augen in ewiger Schadenfreude herausglotzen, der ſtets blöde unter feiſtem Geſichtsſpeck lächelt, der die Schöpsnaſenflügel immer lauernd und witternd aufzieht, der ſich wie ein Holzkeil in die Geſellſchaft einzwängt, überall mit Dreiſtigkeit mitſpricht, aber überall eine Dummheit, eine Plattheit, die nicht einmal Lachen erregt, ausſtößt, der dieſe liebenswürdige Dummheit durch eine noble Frechheit ſchattirt; der ausholt und aushorcht, in ſeiner unbeſchreiblich zarten Dummheit aber alles mißverſteht und gerade das Gegentheil hört, von dem, was geſagt wird; man denke ſich ein ſolches Mondkalb menſchlicher Vernunft in einer heiteren Abendgeſellſchaft, das zu jeder geſelligen Geſprächſtanze einen eigenen dummfrechen Refrain extemporirt; man denke ſich noch den Verdruß dazu, dieſen Refrain nicht aus der Geſellſchaft ausſtreichen zu können, und man wird geſtehen, daß auch der Dummfreche ein wahres Ungeheuer auf den Societäts-Inſeln des menſchlichen Lebens iſt, und daß er zu Zeiten der Athenienſer, gleich den unförmigen Kindern, in's Waſſer hätte geworfen werden müſſen.

4.

Der Mensch und seine Lebensjahre.

Als der ewige Schöpfer seine Schöpfung sah, daß ſie wohlgemacht ſey, rief er den Menſchen und alle Kreaturen vor ſich, um die Lebensart und die Jahre zu beſtimmen, die ſie auf Erden zu leben hatten. Der Menſch trat hin vor den Ewigen und dieſer ſprach in Weisheit und Milde: „Du Menſch, biſt der König der Schöpfung, Dir verleihe ich die aufrechte, edle Geſtalt. Dir wird die Gabe des Denkens und die Gabe des Sprechens, Dir iſt Alles unterthänig, das Gewilde des Feldes, das Geflügel am Himmel, das Gewürm der Erde und Alles, was im Waſſer lebt. Du beherrſcheſt jedes lebende Weſen, das Kraut des Feldes und die Früchte des Baumes ſind Dein Eigenthum und Deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſeyn dreißig!" Da trat der Menſch murrend zur Seite: „ſoll ich ſeyn der König der Schöpfung und genießen des Daſeyns Reiz und Fülle, was nützet mir die kurze Spanne Zeit von dreißig Jahren!?" So murrte der Menſch und betrachtete neidend die andern Thiere, von denen vielen der Ewige ein weit längeres Leben ſchenkte. Da kam auch der Eſel an die Reihe und der Ewige ſprach: „Du ſollſt Plagen und Mühe erdulden, ſollſt Laſten ſchleppen und Laſten tragen, erliegen unter den Streichen des Treibers, ſollſt ſchwitzen und keuchen und wenig Ruhe Dir gönnen, magere Koſt aus Dornen und Diſteln iſt Deine Speiſe und Deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſeyn fünfzig!" Da fiel das arme Thier auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer, ſoll ich ſo elendes Leben dulden, ſoll für Schweiß und Streiche Dornen eſſen und Diſteln, und ſo langes Leben führen? O, nimm mir zwanzig Jahre von meinem Leben!" Und der Menſch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Eſel nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Nun kam die Reihe auch an den Hund, und der Ewige ſprach: „Du ſollſt das Haus hüten und auf den Schätzen gefeſſelt liegen, Du ſollſt ſelbſt dem Monde nicht trauen und jeden Schatten anbellen, Beine ſollſt Du nagen und Knochen, und Deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſeyn vierzig!“ Da fiel der arme Hund auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! ſollen meine Lebensjahre ſo elend ſeyn, ſoll ich das Haus und den Schatz nur bewachen, Beine nagen und die Schatten anbellen, o, ſo verringere meine Leidensjahre um zwanzig!“ Und der Menſch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Hund nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Da traf die Reihe endlich den Affen, und der Ewige ſprach: „Du ſollſt bloß ausſehen wie ein Menſch, aber Du ſollſt blöde ſeyn und kindiſch, ſollſt mit gekrümmtem Rücken einhergehen, Du ſollſt ein Spiel ſeyn der Kinder, und eine Beluſtigung der Leute, und Deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſeyn ſechzig!" Da fiel der arme Affe auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! ſoll ich bloß ausſehen wie ein Menſch, blöde ſeyn, und ein Spiel der Kinder und Thoren, o, ſo mindere die Zahl meiner Jahre um dreißig!" Und der Menſch, der Lebensgierige, trat wieder heran und bat um die dreißig Jahre, die der Affe nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte.

Als alle Thiere zogen von dannen nach ihrer Beſtimmung, lebte der Menſch wie ein König der Schöpfung ſeine dreißig Menſchenjahre, ſorglos in heiterer Jugend. Da nahen die Jahre von dreißig bis fünfzig heran, da muß der Menſch ſich mühen und plagen, er muß hereintragen den Bedarf, kärglich Speiſe genießen, ſchwere Streiche erdulden, um zuſammen zu ſchleppen ſein Bischen Brod. Das ſind die Eſelsjahre. Und hat er bis fünfzig Jahre etwas geſammelt, dann liegt der Menſch auf ſeinem Schatze und bewacht das Haus, traut dem Monde nicht, jeder Schatten iſt ihm verdächtig, er bellt jeden Nahenden an und gönnt ſich kaum ein paar Knochen. Das ſind die Hundejahre. Lebt der Menſch über die Siebenzig, ſo verliert er ſeine Vernunſt, er wird blöde und kindiſch, geht mit gekrümmtem Rücken, wird ein Spiel der Kinder und Thoren. Das endlich ſind die Affenjahre.

5.

Der Zugemüse-Mann.

Es giebt Menſchen, die bloß Zugemüſe ſind, als Zugemüſe in Geſellſchaften kommen, als Zugemüſe an Mittagstafeln paradiren, kurz die bloß als Zugemüſe in jeder Geſellſchaft zu finden ſind. Ein ſolcher Zugemüſemann gehört weder zu den Kraftbrühen der geiſtigen Converſation, noch zu der Sauce picante der beliebten Mediſance, noch zu dem Confekte der geſelligen Scherze, er iſt nichts weniger und nichts mehr als — Zugemüſe, weder für den Hunger noch für den Durſt; allein es iſt ſchon ſo gebräuchlich, man hat nun einmal Zugemüſe, es iſt ſchon ſo eingeführt und Niemand will das Zugemüſe abſchaffen, obwohl es nur wenige genießen. Solche Leute ſind die unſchädlichſten, die unnützlichſten; die ganze Welt liebt ſie, Niemand haßt ſie; ſie ſtiften nichts Böſes, ſie ſtiften nichts Gutes. Es ſind Pagoden mit einer ewigen Ja-Bewegung des Kopfes. Sie kommen mir bei Tiſche vor, wie die Brodkügelchen, die man zwiſchen den Fingern dreht, ohne irgend etwas dabei zu empfinden, oder wie die Zahnſtocher, mit denen man ſich gedankenlos die Zähne ſtört. Ein ſolcher Zugemüſemann muß aber Alles ſeyn: ein Adreßkalender, ein Intelligenzblatt, ein passe par tout, kurz ein lebendiger Plan der Stadt mit allen ihren Straßen, Gaſſen, Häuſern, Promenaden und Conditoreien. Er muß wie die bekannte Rarität auf zwölf Seiten aufzumachen ſeyn, und auf jeder Seite muß eine ganze Bibel voll Neuigkeiten abzuleſen ſeyn. Ein ſolcher Zugemüſemann darf eigentlich keine eigene Farbe haben, er nimmt wie ein Chamäleon immer die Farbe des Gegenſtandes an, dem er nahe iſt; er kann als Roth-, Grün- und Blaukohl paradiren, wie eben die Humorfarbe des Tiſches iſt. In Geſellſchaften nimmt er den eintretenden Damen das Umſchlagetuch ab, weiſet ihnen einen Sitz an, verſichert jeder, es ſey eben von ihr die Rede geweſen, ſtreicht einen freundlichen Blick ein und zieht ſich auf ſeinen Poſten zurück. Fällt ein Taſchentuch zu Boden, ſtürzt er wie ein Geier darauf los, übergiebt es der Dame, erhält ein Lächeln, und zieht ſich mit ſeinem Raub ſelig zurück. Bei Tiſche, zwiſchen zwei Damen, ſitzt er ſteif wie eine Feuermauer, ſieht mit einem Auge rechts, mit dem andern links, reicht Wein, Waſſer, Eſſig, Oel, auch Salz, nur kein attiſches. Wie Buridans Eſel zwiſchen zwei Bündeln Heu, ißt er ſelbſt nicht einen Biſſen und iſt bloß Tellerrendant ſeiner Nachbarinnen. Wenn die Tafel aufgehoben wird, ſchlägt er die Volte, indem er mit Blitzesſchnelle ſeinen und der Damen Seſſel hinter ſich bringt, und zugleich wie ein Enterhacken in den Arm ſeiner Dame und mit ihr von dannen fährt. Beim Spiel iſt er Marqueur, Whiſtmarke und

Boſtontafel, er verliert und verſichert, gewonnen zu haben. Nach dem Spiel apportirt er die Muffe, den Hut und die Mantille, verſichert, der Wagen ſey eben vorgefahren, führt die Damen an den Wagen, bittet ſie noch einmal das Tuch feſt umzunehmen, da es ſehr kalt ſey, empfängt einen blanken Dank, und ſo macht er den Schlußpunkt der Geſellſchaft und zieht ſich zurück in ſeine friedliche Hütte. Ein ſolcher Zugemüſemann muß Rechnung halten über alle Liebſchaften der Stadt. Der Theater-Friſeur muß ihn friſiren, damit er alle Heiſerkeiten erfährt; mit diplomatiſchem Scharfblick überſieht er alle gewonnenen und verlorenen Vielliebchen, und was dabei geſchenkt wurde; mit geometriſcher Genauigkeit giebt er die Größe der Shawls, Ringe und Perlen an, die alle Bräutigame ſeines Stadtviertels ihren Bräuten ſchenken. Er hat die perſönliche Bekanntſchaft gemacht von allen Hampelmännern, welche die Kinder zu Weihnachten geſchenkt bekamen; auf zweihundert

Schritte erkennt er sympathetiſch alle Troſchken und Reitpferde; mit Tagesanbruch muß er es ſchon wiſſen, wer geſtern Abends im Whiſt einen Schlemm verſchenkte, weil er ſtatt Coeurdame Piqueachte ausſpielte; er muß zu jeder Minute des Tages wiſſen, wer heute die friſcheſten Auſtern und den beſten Caviar hat u. ſ. w. Ein ſolcher Zugemüſemann ſcheint oft in mehreren Auflagen zu exiſtiren; geht man unter den Linden, ſteigt er allda herum; geht man im Thiergarten, ſieht man ihn im Thiergarten reiten; iſt man in Charlottenburg, fährt er im Cabriolet in Charlottenburg herum; iſt man in Stralow oder Treptow, ſchwimmt er in einem Nachen auf der Spree heraus. Er iſt in einem und demſelben Augenblick im Theater, im Conzert, in den Vorleſungen, bei der Liedertafel, auf der Börſenhalle und in einigen Abendzirkeln. Er ſpricht mit Einem, hört auf einen Zweiten, ſieht nach einem Dritten, greift nach einem Vierten und ſteigt zugleich auf einen Fünften los. Solche Allerweltsmenſchen und Zugemüſemänner ſind übrigens wie Auslegekäſten, die des Tages über, mit Neuigkeiten angefüllt, in die Welt hinausgeſchoben, und des Nachts hereingezogen werden. Es ſind die Buchdruckerſpacien in dem Buche der Menſchheit, ſie bedeuten gar nichts, ſind nichts, doch müſſen ſie da ſeyn zur Deutlichkeit und Leſerlichkeit der andern; ſie ſind vom Schöpfer ſo ausgeſäet, wie Rübſaamen in den Zwiſchenraum edlerer Gewächſe, ſie füllen den leeren Platz aus, ohne den beſſern Pflanzen zu ſchaden.

6.

Der Gelegenheitsdichter.

Mit den Gelegenheitsdichtern geht es uns wie mit den Aerzten, es giebt faſt mehr Aerzte jetzt als Kranke, ſo giebt es auch mehr Dichter als Gelegenheiten. Man betrachte nur einmal bei Gelegenheit eine Gelegenheit, als z. B. ein Jubelfeſt, eine gewonnene Schlacht, ein Todesmahl, und zähle die Gelegenheitsdichter, die dieſe eine Gelegenheit beſangen! Bei dieſer Gelegenheit wird denn gelegentlich zuſammengeſtohlen, was einem eben gelegen iſt, denn: Gelegenheit macht Diebe! Ich habe mir die Mühe, nein die Pein gemacht, ſeit Jahren alle Wiegen-, Hochzeits-, Geburts-, Kindtaufs-, Namens-, Neujahrs-, ſilberne und goldne Hochzeits-, Krönungs-, Todes- und Todestagsfeſtgedichte zu ſammeln, habe ſie alle im Schweiße meines Angeſichts und mit zerknirſchtem Gemüth noch einmal geleſen, um ungefähr den Umriß heraus zu bekommen, nach dem ſie alle gemacht ſind. Sie hatten alle eine gewiſſe Familienähnlichkeit, und ich fand, daß alle ihre Väter einen Katzenbuckel hatten. Ich habe den Generalzuſchnitt dieſer Dinge gefunden, die Grundriſſe und das Urbauholz, und es iſt mir ein wahres Vergnügen, meinen Leſern und beſonders meinen ſchönen Leſerinnen, den Plan und das Bauholz aller Minuten-Kinder und àpropos Geburten mitzutheilen. Man kommt ſo oft in die betrübte ſüße Nothwendigkeit, ein Gelegenheitsgedicht machen zu müſſen, daß man die Materialien dazu, wie Schmalz und Eier in jeder ſoliden Wirthſchaft finden muß, man wird jetzt ſo oft ganz unvermuthet Vater, Mutter u. ſ. w., man wird über Nacht oft hoch- und wohlgeboren, man kriegt ſo mir nichts dir nichts einen Namen, man wird in einer kurzen

Sommernacht ſo oft aus dem Stegreif gekrönt, daß man zu allen dieſen Vater-, Geburts-, Namens- und Krönungstagsfreuden ſogleich ein Gedichtlein aus dem Aermel ſchütteln muß. Folgende Grundpflöcke und Giebelbalken werden jedem bald den Grundriß lehren, woraus leicht ein Gelegenheits-Gebäude zu machen iſt.

Bauholz zu einem Wiegengedicht: Drei Strophen. Erſte Strophe,

Grundpflock: Vaterliebe,
Seitenbretter: Liebe, Flamm', Triebe, Stamm.
Zweite Strophe, Grundpflock: Mutterliebe.
Seitenbretter: Freuden, Luſt, Neiden, Bruſt.
Dritte Strophe. Grundpflock: Enkelfreuden.
Seitenbretter: Henkel, rinnt, Enkel, Kind.

Dieſes von der erſten Sorte dieſer Gattung, es wird ſich daſſelbe leicht ein jeder für ſeine Gelegenheit zurecht hobeln können.

Bauholz zu einem Hochzeitsgedichte. Zu einem ſolchen Gedichte muß junges, friſches Bauholz genommen werden, da alle Frauen wie grünes Holz, am Hochzeitstage, zugleich weinen und brennen. Zu einem ſolchen Gedichte ſind vier Strophen nöthig.

Erſte Strophe. Grundpflock: Aufruhr der Muſen.
Seitenbretter: Muſen, Reich, Buſen, weich, Leyer, Feyer.
Zweite Strophe. Grundpflock: Minnelohn.
Seitenbretter: Cythere, blos, auf Ehre, Schoos, Ringe, ſinge.
Dritte Strophe. Grundpflock: Ehefreuden.
Seitenbretter: Stunden, ſchlägt, entbunden, hegt, Segen, regen.
Vierte Strophe. Grundpflock: Zukunft.
Seitenbretter: Jugend, einſt, Tugend, weinſt, weiſe, Greiſe.

In der erſten Strophe ruft man in ſeiner Noth Apoll und die Muſen an. Dieſes Zehnaufgebot iſt ein **Entrechat** zu der Strophen-Quadrille, das übrige wattirt man nach Belieben aus, ſollte es zu kurz ſeyn, läßt man etwas größere Buchſtaben ſetzen. Anfang und

Ende wird mit Stöcken und Buchhändler-Verzierungen vermehrt, zwiſchen die Strophen kommen einige Sternchen u. ſ. w.

Bauholz zu einem Geburtstagsgedicht. Das Maaß nimmt der Verfaſſer an dem Kuchen oder Braten, der zu dieſem Feſte bereitet wird, da das Gedicht gewöhnlich Arm in Arm mit einem von dieſen auf der Tafel erſcheint. Drei Strophen reichen gewöhnlich hin.

Erſte Strophe. Grundpflock: Geboren werden.
Seitenbretter: Geboren, Welt, erkohren, Held,
Sonnenſchein, Wonne ſeyn.

Zweite Strophe. Grundpflock: Daſeyn.
Seitenbretter: Weſen, iſt, erleſen, küßt, Beſchwerdenzahl, Erdenthal.

Dritte Strophe. Grundpflock: Glückwunſch.
Seitenbretter: wundert, Art, hundert, zart,
Welt und Blut, Geld und Gut.

Dieſe Gedichte gerathen um ſo leichter, da der Dichter alles mitfühlt, Geburtsſchmerzen und Geburtsfreuden.

Bauholz zu einem Leichengedicht. Vier Strophen.

Erſte Strophe. Grundpflock: Naſenſtüber für den Tod.
Seitenbretter: Jahre, roth, wahre, Noth, Bahre, todt, Eiche, Leiche!
Zweite Strophe. Grundpflock: Trauergeſchrei.
Seitenbretter: Hammer, Kerz', Jammer, Schmerz, Kammer, Herz, Zähren, nähren.
Dritte Strophe. Grundpflock: Todtenlob.
Seitenbretter: Weiſe, gelind, Kreiſe, Kind, leiſe, blind, Gaben, laben.
Vierte Strophe. Grundpflock: Troſt.
Seitenbretter: Fröhlich, fort, ſelig, dort, allmählig, Ort, Getümmel, Himmel.

Dieſe Leichengedichte ſind den Erben am nützlichſten, ſie finden doch Stoff wirklich zu weinen, und iſt der Geſtorbene nur ſcheintodt, ſo überlebt er doch ein ſolches Gedicht nicht. Das Gedicht wird ſchwarz eingefaßt und mit einem Stundenglaſe verziert. Ja, man könnte auch den Verfaſſer dazu abdrucken, um die Zeit darzuſtellen, wie ſie kurz und lang wird.

Bauholz zu Schmarotzer- und Magengedichten.

Dazu ſind Sonnette die beſte Form.

Grundpflock: Kriecherei.

Seitenbretter: Alexander
lagern,
hagern
mit einander,
Mänander
Magern
Gagern
Brander!
Helden
melden
Aeonen,
beglücken
entzücken
Millionen!

Ein ſolches Gedicht einem reichen Mäcen

auf die Schulter gepicht, zieht wie ein Veſikativ, d. h. es zieht etwas ſeiner Säfte, id est Kräfte, id est Vermögen, zu deutſch: „Geld“ an ſich. —

Bauholz zu Theaterfeſten und Prologen.
Gar nicht in Strophen, langer Redetalar.
Grundpflock: Kunſt ohne Welt, Welt ohne Kunſt.
Seitenbretter: Gränze
flicht,
Kränze
flicht,
Bühne
fiel,
Miene
Spiel,
erweiten
Feld,
bedeuten
Welt,
Bretter
Kunſt,

Wetter
Dunſt,
Verſifiziren
ſittig,
applaudiren
bitt' ich u. ſ. w.

Die letzten Zeilen müſſen immer eine Bettelei an das Publikum enthalten, um Beifall, um Nachſicht, um Klatſchen ꝛc. Man braucht nur alte abgetragene Prologe ein wenig auszuklopfen und aufzuputzen, dem lieben Zuſchauer grade auf den Kopf zuzuſagen: er iſt hochweiſe, einſichtsvoll, gelehrt, ſcharfſinnig, ſo wird der Dichter herausgerufen.

Bei allen dieſen Gedichten iſt nicht zu vergeſſen, daß man der Perſon, der man eine Artigkeit zudenkt, nur keck ganze Tiegel Schmeichel- und Speichelſaft ins Geſicht werfe, probatum est.

7.

Die männliche Kokette.

Weiber haben Launen, das, glaube ich, hat ſchon Adam von Eva geſagt und ſeitdem ſagen es alle Männer; aber haben wir Männer keine Launen? Nur verhalten ſich Männerlaunen zu Weiberlaunen wie Sturmwind zum Abendweſte, wie Kanonendonner zum Zirpen eines Heimchens, wie Hagelwolken zu einem Mondhof. Allein wir Männer führen die Feder, und ſo heißt es denn in dem Codex der Schriftſteller: „Weiber haben Launen!“ Eben ſo verhält es ſich mit dem Ehrentitel „Kokette!“ den wir ſo verſchwenderiſch jedem Frauenzimmer, das ſich des freien Gebrauchs ihrer Augen bedient, beilegen. Wahrhaftig, wenn Frauen kokettiren, ſo haben ſie doch, wenn auch nur ſcheinbar, den Vorwand, von der Natur darauf angewieſen zu ſeyn: zu gefallen und gefallen zu wollen, durch Schönheit zu feſſeln, durch Anmuth zu regieren und durch Liebenswürdigkeit die Stärke zu erſetzen, durch welche die Männer ſie unterjochen mögen. Aber was ſoll man von Männern denken, die Koketten ſind? Die Zahl ſolcher männlichen Koketten iſt Legion! Es giebt Kokettenjünglinge, Kokettenmänner und Kokettengreiſe. Die Taglebensgeſchichte einer männlichen Kokette iſt höchſt merkwürdig und thatenreich! Er-ſie ſteht des Morgens auf, nein noch nicht, gegen neun Uhr ſchlägt er-ſie die Augen auf und ruft: „Johann!“ Johann kömmt und muß Bericht erſtatten, ob heute draußen Frack-, Oberrock- oder Mantelwetter iſt. Nach dieſem meteorologiſchen Morgenunterrichte wird mit Johann über die Kunſt des Koſtüms ein gewichtiges Wort abgehandelt. Darauf erhebt er-ſie ſich, windet die

Papillotten aus ſeinen Locken und nun beginnt der erſte Elementarunterricht in der Optik aus dem Hülfsbuch eines Handſpiegels, den Johann in das Bett reicht. Darauf begiebt ſich das Pedal auf die Reiſe, und in halbſitzender Stellung im Bette wird ſchon für die Kunſt geſorgt und gefragt: „was iſt heute für Theater?“ Endlich iſt er-ſie ganz aus den Federn getreten, dem großen Trumeaux-Spiegel die erſte Morgenaudienz in Lebensgröße ertheilt und mit einem Lächeln demſelben ſeine Affektion angedeutet worden. Das Frühſtück und Walter Scott erſcheinen, das erſte wird zu, das zweite neben ſich genommen, und in nachläſſiger Halbſituation auf dem Sopha, wird für den unvorhergeſehenen Fall eines Ueberfalls, Walter Scott auf dem Tiſche aufgeſchlagen und mit dem ſeidenen Taſchentuche die Ringe geputzt und wieder angehaucht, die Uhr aufgezogen, die Lorgnette in Ordnung geſetzt, die eingebogene Buſennadel aufgerichtet, kurz das ganze Munitionskorps für die große Tagesſchlacht in Schlagfertigkeit geſetzt. Er-ſie erhebt ſich noch einmal, ſucht die Bonbons, die von geſtern Abend noch zerſtreut auf dem Tiſche liegen, zuſammen, lieſt und ordnet die Viſitenkarten am Spiegel noch einmal, legt ſich Concert- und Redoutenbillette zurecht, wirft in liebenswürdiger Desordre ein buntes Tuch um den Hals, öffnet das Fenſter und zeigt ſich im reizenden Deshabillee dem Volke, der Nachbarſchaft und dem vis à vis. Unter dieſen mannigfachen Laſten der koſtbaren Morgenſtunden iſt die eilfte Stunde, welche die Raupe zum Schmetterling machen ſoll, herangerückt, und unſere männliche Kokette, die bis jetzt als Broſchüre herumgieng, wird bald in Prachteinband erſcheinen. Schon legt Johann die geübte Hand an den Lockenbau! Jedes geringelte Haar muß eine Wolfsgrube für ein weibliches Herz, jede Locke eine Schießſcharte der Liebesgötter und der ganze ſinnige und verſchlungene Bau eine Mauer manu propria werden. Wenn endlich dem Gotte der Toilette die Kopfſteuer entrichtet worden iſt, geht es an die große Dechiffrir- und Hieroglyphen-Kunſt, an das Binden der Halstuchſchleife! Tauſend kühne Entwürfe kreuzen ſich in Johanns Kopfe, und tauſendmal verwirft er-ſie die Pläne ſeines Feldherrn! Tauſend ſinnige Umriſſe entwirft Johann und tauſendmal verwirft er-ſie die kecken Erzeugniſſe ſeines genialen Baumeiſters! Eine eigene Schöpfung ſoll entſtehen! Eine neue Kunſtepoche ſoll in der Architektonik der Halstuchſchleife heranrücken! Noch liegt es dunkel vor dem Auge ſeiner innern Anſchauung, aber die Kraft ſiegt und unbewußt aus dem Inſtinkte des Genies bildet ſich unter den Händen er-ſie's eine Schöpfung groß und unvergleichlich, gleich den hängenden Gärten der Semiramis, gleich den verſchlungenen Zügen auf den Pharaonen Egyptens, gleich dem ſinnigen Gebäude Salomonis aus den Cedern Libanons! Nun fehlt noch die Weſte; Johann bringt eine, aber immer noch nicht die rechte. Wie Göthe's Zauberbeſen ſein Waſſer, holt Johann immer neue Weſten. Vergebens! noch will keine harmoniſch zu dem Tuche paſſen. Nun „ſteu're nur zu, muthiger Segler! immer nach Weſten!“ Endlich iſt eine gefunden, ein Lächeln der Seligen ſchwebt über das Antlitz unſerer männlichen Kokette, der Frack wird angezogen, die Ringe angeſteckt, in ſich ſelbſt verliebt, legt er-ſie ſich ſelbſt in goldne Ketten, und ein großer Uhrkarneol glänzt wie ein Briefſiegel an dem letzten Weſtenknopf. Endlich bläſt er in die neuen Handſchuhe und tritt hinaus in's freie Leben. Doch halt! o ihr Götter! Er eilt zurück — er vergaß — ha! er vergaß Eau de Cologne auf die Frackklappe zu ſchütten! nun iſt auch dieſe letzte Oelung geſchehen und es geht hinaus in die Welt, wo

Schöne Frauen
Sind zu ſchauen!

Nun miſcht er-ſie ſich in die Reihen der Damen, in der unumſtößlichen Ueberzeugung, jeder Blick, der an ihm vorüberſtreift, ſey eine geheime Botſchaft der Liebe. Nicht auf Eine iſt es abgeſehen, ganze Colonnaden Frauenherzen müſſen ſtürzen. Hier wird kokettirt, dort hingelächelt, herüber gewinkt, hinüber geblinzelt. Hier geht ein Mädchen, huſch iſt er vor ihr und präſentirt ſeine Taille; da geht eine Dame, huſch iſt er ihr zur Seite und ſpricht mit einem Freunde ganz laut, in der Gewißheit, ſeine Stimme, ſeine Worte müſſen ſie bezaubern; dort fahren zwei Frauen, huſch ſteht er an der Straße, lüftet wie zufällig den Hut, um ſein ſchönes Haar zu zeigen; drüben ſitzt ein Kreis des ſchönen Geſchlechts, huſch ſtreicht er durch, zieht ſein Taſchentuch und ein aromatiſches Luftband ſoll den Zirkel bezaubern. Ein Frauenzimmer ſieht ſich zufällig um, nun iſt es gewiß, er hat eine Eroberung gemacht, und er geht immer hinter ihr drein. Da begegnet ihm ein anderes Mädchen, das eben, wie er ſie erblickt, über etwas lächelt. Ja! das iſt eine Avance; er dreht nun um und verfolgt dieſe. Da winkt eine Dritte einer Vierten zu; er nimmt den Wink in Beſchlag für ſich, und wird ein Trabant dieſes neuen Geſtirns. So will die männliche Kokette Alles bezaubern, ſo ſieht er-ſie überall Huldigung, geheime Neigung und Abentheuer. Abends im Theater iſt die männliche Kokette in ewiger Bewegung, ſtets auf der Lauer, umherſpähend wie und wo er-ſie wohl verſtohlen beobachtet wird, und wie viel weibliche Augen ſich an dieſen Reizen geheim ſatt ſchwelgen. Er-ſie ſchickt ſeine Lorgnette auf die Entdeckungsreiſe aus, und dieſe kehrt immer mit neuen Siegen zurück. Dort ſcheint aus einer Loge ein Aeuglein auf ihn gerichtet, flugs eilt er-ſie hin und ſtellt ſich wie eine Karyatide unter die Loge. Da blitzt etwas unter einem Damenhute vom erſten Range herab; flugs fliegt er auf die entgegengeſetzte Seite hinauf und ſeine Blicke ſchwimmen wie Leander durch den Helleſpont des Theaterraumes hinüber. Da hebt ſich der Blick einer Tänzerin gerade in der Richtung gegen ihn in die Höhe; flugs iſt er im Parquett auf der erſten Reihe, und wirft ſeine Augen wie Enterhacken über das Orcheſter hinüber. Da huſtete ein

Mädchen auf der zweiten oder dritten Bank; ha! das war ein Zeichen! Er ſieht ſich um und manövrirt ſo lange, bis er die Holde erblickt, auf die er einen ſolchen Eindruck gemacht hat! So iſt die männliche Kokette ſtets beſchäftigt, Eroberungen zu machen, zu liebeln ohne zu lieben, zu kokettiren u. ſ. w. Solche Exemplare giebt es zu Hunderten in jeder Stadt, und doch heißt es nur: die Frauen ſind Koketten!

8.

Die männliche Schöne.

„Eine Tugend genüget dem Weib, ſie iſt da, ſie erſcheinet lieblich dem Herzen, dem Auge lieblich erſcheine ſie ſtets.“

Schiller.

Schönheit iſt das Gnadenband der Natur, der Freibrief der Schöpfung, ein passe-par-tout des Lebens. Allein Schönheit iſt eben wie ein Empfehlungsſchreiben, bloß die Gelegenheitsgeberin der erſten Bekanntſchaft; derjenige, der dieſen Brief mitbringt, muß dann ihn ſelbſt erſt rechtfertigen, ſein Geiſt, ſein Herz, ſeine Geſinnungen, ſein Betragen, kurz ſein ganzes Weſen muß auch ſchön ſeyn, wenn er dem Empfehlungsſchreiben entſprechen ſoll.

Schönheit allein iſt ein Bild ohne Seele, eine Landſchaft ohne Licht und Schatten, ein

Himmel ohne Sonnen-, Mond- und Sternenlicht; eine Blume ohne Duft; ein Sommer ohne Frucht, ein Meer ohne Salz; ein Wechſel ohne Accept; ein Auge ohne Leben; ein Spiegel ohne Bild; kurz ein gemaltes Feuer.

„Bei des ſtillen Reizes Mangel
Zieht kein ſchönes Angeſicht,
Denn der Biſſen ſonder Angel,
Locket wohl, aber fänget nicht. —

Bei dem Manne iſt Männlichkeit,
Bei den Frauen Weiblichkeit,

jener ſtille Reiz, der den anziehenden Hacken an dem Angel der Schönheit macht. Weiblichkeit iſt Lieblichkeit. Man ſagt nicht: „das iſt ein lieblicher Mann!" eben ſo wenig wie man ſagt: „das iſt ein liebliches Schwert!" aber man ſagt: „das iſt ein liebliches Mädchen!" ſo gut wie man ſagt: „das iſt eine liebliche Blume!" — Dieſe Lieblichkeit läßt ſich nicht beſchreiben, nicht andeuten, nicht malen, eben ſo wenig als ſie ſich erringen, erwerben, erhaſchen oder erkünſteln läßt. Dieſe Lieblichkeit iſt das Nadelgeld der verſchwenderiſchen Schöpfung an ihre liebſten Töchter. Sie iſt die unſchätzbare Mitgift für ihr ganzes Leben; ihr Brautkleid und Wittwengehalt; ſie iſt die ſüße herrliche Ausſtattung ihres ganzen Daſeyns.

Lieblich kann das ſchöne Geſchlecht nur dadurch ſeyn, daß es unaffektirt weiblich iſt. Weiblichkeit im zarten Sinne des zarten Wortes iſt der feine Glanz, den eine Perſon des ſchönen Geſchlechts auf dem Pſyche-Flügel ihres Weſens trägt. Er wird nicht begriffen, nicht befaßt, aber er ſchimmert freundlich und wohlthuend, glänzend und doch einfach uns entgegen. Wo daher dieſer Göttergürtel der weiblichen Anmuth in der Toilette einer Schönen fehlt, iſt Schönheit nichts, als ein nichts geltendes Formular.

Hier ſehen wir Azilia. Sie iſt ſchön, wie eine Juno, ein roſiges Antlitz, durch zwei blitzende Augen beleuchtet, wird von dem Dunkel mächtiger Locken noch mehr gehoben; die Geſtalt iſt verkörperte Harmonie; ſie beſitzt dabei Geiſt und Wiſſen, aber es fehlt ihr Weiblichkeit! ſie iſt männlich, thut männlich und ringt nach Männlichkeit; und ihre ganze Schönheit ſteht da, wie ein prächtiger Göttertempel, in welchem ein fremdes Götzenbild verehrt wird, und wir bedauern blos, daß dieſer Tempel ſo ſchön iſt.

Azilia liebt alles Unweibliche. Sie fährt nicht etwa, nein, ſie reitet, ſie ſpielt nicht etwa Klavier, nein, die Violine; ſie ſpricht nicht etwa, nein, ſie donnert; wenn ſie geht, ſo ſchreitet ſie aus wie ein Feldwebel; wenn ſie ſitzt, ſo wiegt ſie ſich auf dem Stuhle, wie ein Mann; wenn ſie ſpielt, ſo ſchlägt ſie mit den Karten heftig auf den Tiſch; wenn ſie ißt, ſo ißt ſie mit Haſt; wenn ſie trinkt, ſo leert ſie das ganze Glas auf einmal; wenn ſie disputirt, ſo fährt ſie mit den Händen in die Luft, wie eine Windmühle; im Theater geht ſie wie ein Mann von einem Sitz zum andern, ſtellt ſich in den Zwiſchenakten auf und lorgnettirt umher, urtheilt laut und viel; wenn ſie tanzt, ſo betreibt ſie es wie eine Arbeit, ſtundenlange, die tollſten Tänze, und lacht die Herren aus, daß ſie früher ermüden als ſie; iſt ſie in Geſellſchaft, ſo nimmt ſie auch eine Priſe; in der größten Geſellſchaft ſitzt ſie mit übergeſchlagenen Beinen; im Konzerte applaudirt ſie laut und anhaltend; wenn ſie ſchreibt, ſo ſind es kecke Züge mit langen, auslaufenden Strichen; iſt eine Exekution oder Hinrichtung, ſie muß dabei ſeyn, und erzählt dann, wie ſie es bis zum letzten Augenblicke mit anſah; ihre Kleidung iſt ſtets ſchreiend und von auffallendem Schnitt; ſie ficht und ſchlägt, ſie ſpielt Billard und Pharao, ſie ſpricht wie verteufelt von Krieg und Türkenſchädel; kurz Azilia iſt — ein ſchöner Mann!

Ihre Tournüre iſt ſcharf, eckig, ohne Rundung, ohne Grazie; ihre Stimme iſt ſchroff, hart, ohne Milde, ohne zarten Wohlklang; ihr ganzes Weſen iſt ſtark, beſtimmt, ausgetrieben und Amazonenhaft, ohne Duft, ohne Zartheit, ohne Annehmlichkeit, ohne Reiz. Azilia hat Bewunderer, aber keine Verehrer; tauſend Anbeter, aber nicht einen Liebhaber; man ſieht ſie denken und hört ſie fühlen, aber man denkt und fühlt nicht mit, weil ſie frevelnd aus ihren Grenzen getreten iſt und eine Bilderſtürmerin der ſanften, zarten, weiblichen Natur wurde. Azilia hat viele Courmacher, aber ſie wird keinen Mann bekommen, denn es will jedermann eine Mutter, aber nicht noch einen Vater für ſeine Kinder.

9.

Der Süssling und der Sauertopf.

Wer kennt nicht Herrn Fontmann? und wer ihn kennt, hat der ihn je anders als ſüß gefunden? Ein ewiges Lächeln zieht ſich, wie ein Honigkreis, nichts bedeutend und ausdruckslos um ſeine Lippen; die Augen ſind in einer ſteten oscillirenden Bewegung, ich möchte es ein Augenzwingen nennen, ſeine Worte ſind immer verzuckert, und ſein Mund gleicht einer Conditorei, aus welcher für die ganze Welt blos Süßigkeiten herausgehen. Er trifft uns Morgens auf der Straße, fällt uns um den Hals, küßt uns, iſt entzückt, ſchwört: „Morgenſtund hat Gold im Mund!“ Wir nämlich ſind das Gold; er erzählt, er habe die Nacht von uns geträumt, das kam aber daher, weil er den vorigen Abend ſo viel Liebes und Gutes von uns geſprochen u. ſ. w.; er fragt mit demſelben Syrupgeſicht: „wie befindet ſich Ihre engliſche Frau Gemahlin, Ihre himmliſche, kleine Louiſe, Ihr niedlicher Jokei und Ihr herrlicher Grauſchimmel? Er findet unſern Leibrock excellent, unſere Halsbinde einzig und unſer Ausſehen deliciös! Beim Abſchied küßt er uns wieder, lächelt uns noch einmal ſelig an, und ſtürzt auf einen andern zu, um ihn zu überzuckern. Wir treffen ihn des Mittags, er iſt entzückt, preiſt die köſtliche Luft, die uns ihm zuführt, lächelt ſelig, ſchwört, uns ſchon in einer Ewigkeit nicht geſehen zu haben, drückt uns eifrig die Hand, fragt, wo wir eſſen, und verſichert, obwohl er da und dort ausgebeten iſt, ſo zieht er doch unſere genußreiche Geſellſchaft vor und ſpeist mit uns in der Reſtauration. Des Abends trifft er uns im Theater, preiſt den Tag ſelig, grüßt ganz verklärt eine Dame rechts, reicht der andern links, ganz aufgelöſt, den Zettel hin u. ſ. w.

Gegen Vornehm und Gering, gegen Reich und Arm iſt ein ſolcher Süßling dieſelbe Honigſcheibe; er lächelt, wenn er eine Priſe nimmt, er lächelt, wenn er eine anbietet, er lächelt, wenn er ein Compliment macht, er lächelt, wenn man ihm eine Sottiſe ſagt, er lächelt, wenn er einem etwas gewährt; er lächelt, wenn er einem etwas abſchlägt; er lächelt, wenn er ſich amüſirt; er lächelt, wenn er gähnt; er unterſchreibt im nöthigen Falle ein Todesurtheil und lächelt, und giebt dem Bedienten eine Maulſchelle und lächelt; ja ich glaube, wenn ihn einſt der Engel der Auferſtehung erweckt, es iſt ein Lächeln, mit dem er ihn begrüßt; wenn man ihn des Nachts mit dem Rufe: „Feuer!“ aufweckt, er fragt: „Feuer?“ und lächelt! Ein Mörder packt ihn bei der Gurgel und ruft: La bourse ou la vie! er reicht die Börſe hin und lächelt. Eine ſolche ausgewäſſerte Süßigkeit iſt jedem Vernünftigen ein ekelhaftes Ding! es iſt die candirte Seelennichtigkeit, eine Mienenverflachung, ein geprägeloſes Schauſtück nichtsſagender Seelen.

Sehen wir hingegen Herrn Holzapfel, den Sauertopf an! Er ſieht beſtändig aus wie ein angelaufenes Doppelfenſter in Decembertagen. Man glaubt ſtets, es ziehe ihm Jemand die linken Fußzehen beim rechten Naſenflügel heraus. Immer trübe, immer mit einem Leichenbittergeſicht. Wenn er ſagt: „ich freue mich Sie zu ſehen!“ ſo klingt es als ſagte er: „Scheren Sie ſich zum Teufel!“ Wenn er uns zu unſerer Verlobung Glück wünſcht, ſo meint man, er kündigt uns den Tod eines Freundes an; wenn er einen Lottogewinnſt macht, iſt er verdrießlich, daß es nicht mehr war; erbt er unvermuthet eine Summe, ſo jammert er, daß er Miterben hat; wenn es regnet, ſieht er aus wie ein Rohr, und wenn ſchönes Wetter iſt, iſt er ärgerlich, daß es nicht immer ſo bleiben wird. Iſt ſeine Frau zärtlich, ſo nennt er es überläſtig, iſt ſie gleichgültig, ſo ſchilt er ſie aus. Bringt ihm der Bediente den Leibrock, ſo wollte er den Oberrock, und bringt er den Oberrock, ſo will er den Mantel.

Kurz ſein ganzes Weſen iſt Eſſig, und ſein Humor die Eſſigmutter, die ſtets neue Säuren erzeugt. Er iſt verdrießlich, daß er nicht froh iſt, und iſt froh, daß er verdrießlich iſt! Er ärgert ſich, wenn ein Anderer lacht, und brummt, wenn Andere trillern. Er ißt, er trinkt, aber ſtets als ob er damit ein Opfer brächte! er tanzt ſogar, aber mit einem Ausdruck der Reſignation! Er macht eine Liebeserklärung, mit einer Miene, die ſagt: „das iſt doch fatal!“ Er küßt die ſchönſten Lippen mit dem Unmuthe, mit dem ein Anderer Rhabarber trinkt! Kurz, Alles widert ihn an, er findet an nichts Luſt, Niemand gefällt ihm, nichts erheitert ihn, er geht durch's Leben, wie eine dunkle Wolke, ſeine Exiſtenz iſt perſonifizirter Sauerteig, jeder Blick iſt ein Eſſigſtich, und jedes Wort hat eine ſtringirende Säure.

Beide, der Süßling und der Sauertopf gehören zu den Ueberbeinen des geſelligen Lebens, wovon das Eine durch ewiges Kitzeln, das Andere durch ewiges Stechen das Leben verkümmert.

10.

Fahrt nach Charlottenburg.

Ich ſprang auf von meinem Schreibetiſche, an dem ich mir die Hand ſchwer und das Herz leicht geſchrieben hatte, ſchloß mein Pult zu und mein Herz auf den warmen Sonnenſtrahlen, die wie Liebesblicke in mein Fenſter fielen, flog in meinen Rock hinein und zu meiner Thüre hinaus und war mit einem Sprunge die zwei Treppen hinab und mitten in das treibende Gewühl der Leute gerathen. Ich warf noch einen Blick hinauf zu der liebenswürdigen Tänzerin mir gegenüber und einen hinab nach meinen Füßen; ob jener Sprung auch nach den Regeln Noverre's geweſen ſeyn mochte, und ob er meiner Grazie wohl einen Vorſprung in den Augen hinter dem Fenſterglaſe gegeben haben mochte. Jetzt, lieber Leſer, hätte ich Gelegenheit, recht viel Empfindſames, Romantiſches und wenn auch nicht Neues, doch Neuſcheinendes, über ein ſchönes vis-à-vis und hauptſächlich über die Zauberkraft einer einfachen Glasſcheibe zu ſchreiben! Ja wenn es nur die Schönen aufrichtig geſtehen wollten, ob eine Fenſterglasſcheibe uns auch einen ſolchen Reiz verleiht, wie ihnen! Wie Blumen unter einem Glasſturze uns heller und freundlicher dünken, ſo blickt ein Frauenzimmergeſicht hinter der Fenſterſcheibe weit lieblicher, in magiſcher Verſchimmerung hervor. Ich habe in der Praxis meiner Abentheuer Mädchenköpfe geſehen, die hinter der Glastafel reizend wie die Waſſerlilie aus dem Fluthenſpiegel hervorſahen, daß ich ſelbſt mit entzückungsverglaſeten Augen zu ihnen hinaufſah; allein kaum öffneten ſie das Fenſter, ſo ſchwand mit der optiſchen Glaſur ihr Nimbus und ihr Reiz. Ich bitte aber lieber Leſer, den Damen ja nichts von dieſem neuentdeckten gläſernen Verſchönerungsmittel zu ſagen, ſonſt laufen wir bald Gefahr, das ganze ſchöne Geſchlecht wie Giftbereiter in gläſernen Masken einher gehen zu ſehen. Nach dieſem kleinen Seitenſprunge will ich meinen Spaziergang fortſetzen. Die Sonne war ſo, was man nennt, mit dem rechten Fuße aus Thetis Bette geſtiegen, und war heiter, wie eine Theaterprinzeſſin nach empfangenem Applaus. Der Wind hatte die ganze Zeit ſo unartig mit Damenhüten und Schleppen geſpielt, hatte ganze Syſteme von logiſchen Federn und Locken über den Haufen geworfen, hatte ſo manches grade Häubchen auf ſchiefem Köpfchen außer Faſſung gebracht, manches loſe Schleifchen auf noch loſerem Stirnchen wie ein Wetterhuhn herumgehetzt; ſo manches ruhige Tüchlein auf unruhigem Herzen vom Vorpoſten verdrängt, kurz es ging die ganze Zeit über den Spaziergehenden ſo ſchlecht oder contrár, daß keine Schöne es wagen durfte, auszulaufen, ohne Gefahr zu laufen, den Maſtbaum der Hutfeder geknickt und das Takelwerk des improviſoriſchen

Buſens in die Lüfte geſtreut zu ſehen. Doch heute hatte Vater Boreas ſeine gaſſenkehrenden Kinder eingeſteckt, und nur ein kleiner Weſt lag auf der Lauer, um ſich bei günſtiger Gelegenheit auf einen leeren Platz eines Buſenflors zu abonniren, und ſich in demſelben unbeſangen zu verfangen. Da aber leider ein Dichter, und wäre er auch ſo mager wie die Treue einer Choriſtin, doch kein Weſtwind iſt, ſo mußte ich auf die Hoffnung, mit einer ähnlichen Gelegenheit nach Charlottenburg zu kommen, verzichten, und machte meine poetiſchen Füße auf, um mit und im „Spaziergang“ zu grüßen

— euch, ſäuſelnde Linden

und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt.

Schon bin ich ein Glied in der Menſchenkette, die unter den Linden fortwogt und den Thiergarten mit der Stadt verknüpft. Links rollt der Caroſſen-Phalanx. Das Berliner ſchöne, liebreizende Geſchlecht nickt und ſtrahlt freundlich und herrlich auf dem rollenden Phaeton; rechts iſt die reitende Centauren=Welt von dem ſtolzen, kecken Roſſebändiger an, der, ein Apoll, das edle Thier bezwingt, und mehr als tauſend Rittmeiſter, Meiſter des Rittes iſt, bis zu dem hagern, odemloſen Siechling, der ſeinen Gaul ſpornt und an Bürgers: „Die Todten reiten ſchnell,“ erinnert; inmitten aber iſt in den grünen, freundlichen Armen der Linden die Infanterie der ſpazierenden Welt, und hier iſt das ſchöne Geſchlecht unter dem ſtarken oft wunderſam vertheilt. Neben dem ſtattlichen Sohne Mars hüpft mit Heuſchrecken=Behendigkeit ein Mädchen, dünn wie eine Falſettſtimme; ein wohlgenährter Liebling der Juſtizia bemüht ſich, die krummen Wege einer hinkenden Donna in's Grade zu bringen; da ſchwebt eine leichtfüßige Atalante leichtgeſchürzt, neben dem perſonifizirten Podagra; da ſieht ein Stumpfnäschen im Gefühle ihres Sieges zu der ſtolzen Römernaſe empor; hier wird ein gold'nes Löckchen von einem gewitterſchwarzen Schnurrbart überſchattet; da umſchließt ein Bramarbas-Arm einen weißen, lilienſanften, wie die Eiſenzange eine Alabaſtervaſe; und dort ſpielt ein ſchalkhafter Wind mit einem ſchlanken, durchſichtigen Herrchen, der wie eine Schwimmblaſe an der Hand einer Quadratſchönen hängt. Alles hat ſich eingehäckelt, alles ſpielt eine vierhändige Sonate auf dem Flügel der Promenade; ja ſelbſt mein Diener Quendel, den meine Leſer ſchon kennen, oder noch kennen lernen werden, mein Morgen-Intelligenzblatt über Wind und Wetter, ſchritt wie ein neugebackener Amtsmann gravitätiſch am Arm einer Küchenmagd an mir vorüber, und lächelte mitleidig über ſeinen Herrn, der wie eine einzelne, bereits gewinnlos gezogene Lotterienummer, unbemerkt einherging. O du mein guter Quendel, der du mich beſſer kennſt, als irgend jemand, da du meine Hebeamme biſt bei der täglichen Wiedergeburt aus dem Schooße ſchlafſeliger Nacht, da du mein erſtes

Lallen kennſt in der Sprache jeglichen Tages; der du die erſte Morgenſtunde mit mir zubringſt, die für Dichter kein and'res Gold im Munde hat, als das Rauſchgold der Phantaſie und für dich kein anderes als Danziger Goldwaſſer, du, mein Quendel, der du mich eigentlich zum Manne machſt, der du meine Kleider, die doch Leute machen, fleckenlos herſtellſt von den verführeriſchen Berührungen des vorigen Tages, du, der du in meinen Kleidern zugleich die darin enthaltenen Manuſcripte ausklopfſt, du erſter Recenſent aller meiner Schriften, du ſtiller Zeuge aller meiner Freuden und Qualen mit den neun Muſen, du frommer Quendel, der du am beſten weißt, wo mich der Schuh drückt, wie glücklich biſt du an deinem Sonntage! Du haſt eine Geliebte, die ihren eigenen Herd hat, die durch Gluth und Feuer geläutert iſt, ſie vertauſcht am Sonntage ihren Spieß mit deiner langen Naſe und dreht ſie dir geſchickt, oder ihr laſſet beide den Spies und geht, von Empfindungen überwältigt hinaus in die Matur zu Einſamkeit, Weißbier und Liebe! Ich aber gehe einſam einher und meine Blicke, die Gaſtrollen ſpielen auf fremdem aber klaſſiſchem Boden, finden nirgends ein ſicheres Engagement. So ging ich denn auch heute unter den Linden ohne weiblichen Reim, und die Lindenblüthen, die auf mich herabſchwirrten, ſchienen mir höhniſch auf meiner Naſe zu tanzen, und das Flüſtern in den Zweigen ſchien mir das Necken der Hamadryaden zu ſeyn. So ſchlängelte ich mich wie ein Blitz, bald rechts, bald links nach einem Frauenhute zuckend, fand aber leider überall noch einen Männerhut als Blitzableiter angebracht, und ſo fuhr ich denn blitzſchnell gerade zum Thore hinaus, auf welchem die Victoria, ſchön wie der Sieg, und glänzend wie die Erinnerung an alle Siege, in denen der Preuß' den Preis davon trug, im herrlichen Schimmer daſtand. Es kann keinen impoſanteren Anblick geben, als wenn die ſinkende Sonne das Haupt dieſer Göttin vergoldet, und ſie in einer Strahlenkrone verklärt daſteht, und durch die majeſtätiſchen Säulen des hohen Thores die roſichte Abendfluth hereinleuchtet und ſich miſcht mit dem Tiefgrün der Bäume, und die Wipfel der Linden ſich wiegen und durch das ſchattige Laub die goldnen Funken herabzittern, und das ganze Portal mit der Siegesgöttin, von Hespers Illumination wie in Feuer vergoldet, daſteht, und die große, ſchöne weite Straße, gefaßt in den Armſpangen der Bäume, wie ein aufgerolltes freundliches Roſaband fortläuft in die freundliche Abendlandſchaft! unzähligemal habe ich dageſtanden, und mich nicht ſatt ſehen können an dieſem reizenden Schauſpiele. Doch heute eilte ich fürbaß, und ſchon wollte ich durch den Fahrweg ſchlüpfen, als mir etwas am Boden entgegen ſchimmerte; es war ein weißer Strickbeutel, der herr- oder vielmehr herrinlos hier am Boden lag, ein Bild gefall'ner Unſchuld! Die gefallene Unſchuld aufzuheben iſt Menſchenpflicht, und ich that es; ein niedlicher Beutel, auf deſſen weißgehäkeltem Grunde

Blumen und Schmetterlinge zu ſehen waren, an zwei dito weißen ſeidenen Schnüren, war mein Fund. Was in demſelben enthalten war, blieb mir vor der Hand ein Geheimniß, denn ich ſah mich ſchnell um, ob dem redlichen Finder vielleicht die Belohnung aus ſchönen Lippen entgegen ſehe, allein rechts und links ſtrömte die Maſſe an mir vorüber, ohne ſich zu dem Beutel bekennen zu wollen. Lange ſtand ich wie das Aushängeſchild an einer Modewaarenhandlung da, mit der Hand vorgeſtreckt wie ein Meilenzeiger, aber weder eine Sucherin noch eine Verſucherin trat zu dem Manne in der Wüſte, und ſo hing ich denn meinen Fund an meinen Rockknopf, und ſchritt muthig zum Thore hinaus, allwo ich, ein Herkules am Scheidewege, einen großen Kampf beſtehen ſollte. **Rechts** nämlich winkte das Laſter als eine ſchöne verführende Kremſer-Droſchke mir wollüſtig zu, und links ſtand die Tugend in Geſtalt eines prunkloſen Charlottenburgers, die mich mit ächter, biederer deutſcher Breitheit einlud, den beſchwerlichen Weg mit ihr nicht zu ſcheuen. Schon wollte ich mich dem reichen Laſter in den Schooß werfen, als es von vier ſtattlichen Herren in Beſchlag genommen wurde, und ſo blieb mir leider nichts als die wohlfeile und beſchwerliche Tugend übrig. Ich machte nun aus der Noth eine Tugend, und ſchwang mich durch einen viel höhern Schwung, als der unſerer Almanach-Gedichte, zu ihrer hohen Sitzſamkeit empor, von deren rauhen Erhabenheit ich früher keinen Begriff hatte. Ich war der Erſte, und mindeſtens noch neun mußten die Höhe, auf der ich thronte, erklettern, ſollte ſich die ſtrenge Tugend in Bewegung ſetzen. Wie man mit einer gefangenen Krähe die andern fängt, ſo gebrauchte mich der Mentor der Tugend, vulgo Kutſcher, zur Leimruthe; unaufhörlich ſchrie er: Einen Herrn habe ich ſchon! kommen Sie, meine Herren und Damens! einer ſitzt ſchon! Unbeweglich, wie ein Marmorgenius am Grabe, ſaß ich da in ſtiller Ergebenheit, ein Bild der Reſignation! Einige Probeblätter von einem eben nicht Velin-Publikum ſammelten ſich um mich herum, und verſchiedene gelehrte Bemerkungen über die Farbenlehre, mit deutlichen Anſpielungen auf den Schimmel und den Rappen vor mir, klangen zu meinen Ohren. Wie Marius auf den Ruinen Carthago's ſaß ich ſtumm und leidend da. Nach und nach kamen mehrere niedergeſchlagene Koloniſten, die Tugend zu bevölkern, und meine Einſamkeit zu theilen. Nr. 1 war zu meiner Freude ein weibliches Weſen, das nicht mehr jung genug war, um den Katechismus der Liebe nicht zu kennen, und noch nicht alt genug, um ihn ſchon vergeſſen zu haben; ihr Mund ſprach für eine Frau zu wenig, und ihr Auge für ein Mädchen zu viel; doch ſchien ihr Zünglein ſpitziger als ihr Stumpfnäschen zu ſeyn. Ich hatte ihr meine Hand gereicht, als ſie mühesam heraufſtrachtete, und obſchon von neuem eine ſtattliche Frau auch heranſegelte, dachte ich doch, beſſer einen Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache, zog meinen unbekannten Sperling an den Sitz mir zur Seite nieder, legte ihr meine überſtandene Einſamkeit und mit dieſer quaſi mich ſelbſt an's Herz, und meine Hand, wie in Gedanken auf die ihre. Indeſſen war in Nr. 2 beſagte Taube, die bei näherer Beſichtigung als Rabe befunden wurde, mit ihrem großen Krempenhut herangerückt, und hatte ſich mit einer Kräftigkeit heraufgeſchleudert, daß die Tugend ſchwer aufſeufzte. Sie machte Anſtalt, ſich an meiner Seite anzuſiedeln, ich machte ihr, mit Verſicherung des Bedauerns, die Unmöglichkeit dieſer Anſiedelung klar, und ſie ließ ſich wie ein Fallſchirm auf dem Vorderſitze nieder, den Kutſcher mit den weithin ſchattenden Krempen ihres Strohhutes in angenehme Dämmerung ſetzend.

Nicht lange währte es, ſo kam eine große, düſtere Figur herangeſchritten, „wie Fingals Geiſt über den Waſſern“ und behauptete den Platz neben dem Raben, der indeß ein freundſchaftliches Gekrächz mit unſerm Roſſebändiger begonnen hatte. Der Hut des Neuangekommenen ſchillerte und glänzte mit tauſend Tinten, Figuren und Hieroglyphen ſchwammen im zitternden Abendlichte herab; unheimlich wurde mir zu Muthe, doch faßte ich mich, beſah den Hut näher, und fand, daß er glänzend lackirt war, auf einer Seite den „großen Vogel Caſuar“ und auf der andern den „wahrhaften Ameiſen-Bär“ abgebildet und mit großen Lettern unterſchrieben hatte. Es war ein mit fremden Thieren herumziehender Mann, der jetzt ſein Beſtientheater in Charlottenburg hatte, und der nun als lebendiger Theaterzettel umherzog, um die Leute zu locken. Während ich dieſes erfuhr, kam noch eine Schöne mit ſchneidermamſellhaftiger Eile heran, und ehe ich mich's verſah, ſaß ſie wie ein Klecks an meiner andern Seite und ich befand mich wie eine arme Sardelle zwiſchen zwei Butterſchnitten, in der Mitte zweier Heldinnen, deren Schuld es nicht war, daß ſie nicht ein Jahrtauſend früher geboren wurden, um das Kapitol zu retten. Auch die Rückſitze hatten ſich nach und nach mit Inhabern gefüllt; der Kutſcher ſtand auf, zählte mit dem Peitſchenhieb unſere Köpfe, ſo ungefähr wie man Schaafe abzählt, und als er ſein Kollegium voll ſah, machte er Anſtalt, unſer trojaniſches Roß in Bewegung zu ſetzen, und wir geriethen nach und nach in jenen Grad von Fahrenheit, der an Null gränzt. Ich habe nie eine bedächtigere Schachparthie ſpielen ſehen, als unſere Fahrt; das weiße und das ſchwarze Roß beſannen ſich eine gute Weile, ehe ſie einen Zug thaten und bis wir auf ein anderes Feld zogen, dauerte es eine halbe Stunde. Aber das Reiſen iſt nun einmal köſtlich! Die Herzen erſchließen ſich und die Gemüther rinnen ſo zu ſagen aneinander, und beſonders auf ſolchem Charlottenburger, da quillt bei jedem Stoße die Empfindung ordentlich bei den Rippen heraus und die Seelen beuteln ſich durcheinander. Auch das Gemüth meiner Nachbarinnen fing an, wie der Magen zu verdauen und ich wurde unwillkührlich durch Naſe und Ohr ihr Digeſtions-Repoſitorium. „Ach,“ ſagte die rechts, und ſah mich mit den Augen an, wie eine Gans beim Wetterleuchten, „ach, wie pytagoräiſch iſt die Natur!“ „O,“ lächelte die Scheerenhandhabende, und das Gefühl, acht Groſchen in die Leihbibliothek zu zahlen, verherrlichte ihr Weſen; „Sie wollen ſagen, wie poligamiſch iſt die Natur!“ Eine edle Röthe flog wie Zinnober über das Antlitz der andern und ſie erwiederte triumphirend: „Das iſt ja alles eins, pitagoräiſch oder poligamiſch, das ſind ja Synagogen!“ „Synagogen!“ ſagte die Nadelheldin und ſtreckte mir die ausgeſpreizte Hand unter das Geſicht, ſo daß ich Gefahr lief, ihre Finger wie Nadelhölzer in meiner Naſe zu ſehen, „Synagogen!“ „Sie wollen wieder ſagen Somnambulen!“ „was ſagen Sie, mein Herr? ſind Sie nicht auch bei Herrn Fernbach junior pränumerirt?“ Ich verſicherte mit einer Beſcheidenheit, von der ich ſelbſt nicht weiß, wie ſie zu mir kam: „Ich bin zwar weit entfernt, viel zu leſen, aber ich glaube, Sie haben beide Recht, indem man die Natur zwar eher poligamiſch als pitagoräiſch heißen kann, dafür ziehe ich die Somnambulen den Synagogen vor. Von beiden Seiten fühlte ich einen dankbaren Händedruck, auf der einen Seite mit einer Bügeleiſenwärme und auf der andern mit einer epigrammatiſchen Pointe und einer Pauſe, die einen Commentar von wenigſtens einer Schäferſtunde zuließ. Während dem ich hier linguiſtiſche Analekten handhabte, hatte die vorſitzende Rabendame eine lebhafte Bekanntſchaft mit dem großen Vogel Caſuar gemacht, der ſeine Klauen nach ihr ausſtreckte, indeſſen der Ameiſenbär auf der Rückſeite des Huts hohnlächelnd auf mich herabzuſehen ſchien. Hinter uns hatte ſich eine Debatte über das Waſſerbeſprengen der Chauſſee entſponnen, und ein genialer Maurergeſelle meinte: es wäre doch Schade, da man ſonſt doch wenigſtens Staub umſonſt freſſen konnte, wenn man nach Charlottenburg fuhr. So war das Geſpräch auf dem Wagen in einem viel lebhaftern Zuge, als der Wagen ſelbſt, und wie auf einem großen Kongreß ſuchte jeder ſein eigenes Beſte zu ſichern, als die Tugend einen ſchwachen Augenblick bekam und — fiel! wie es zuging, wußten wir nicht, plötzlich flogen wir nieder und durcheinander. Der Vogel Caſuar und der Rabe lagen in einer tragiſchen Verwicklung, und die Epiſoden ihres weiblichen Auxiliarbuſens zerfielen in ihren Beſtandtheilen, mich ſelbſt hatte die Chemiſette nähende Nymphe ſomnambuliſch umfaßt, und die andere lag ſchwer wie eine Synagoge auf meinem rechten Arm. Ich raffte mich auf, verfluchte den Einfall, auf der Tugend ſpazieren fahren zu wollen, und die Vorſehung, die ſo oft Menſchen aus dem Staube erhöht, ſchickte mir einen raſchen Wagen, der von Charlottenburg nach Berlin fuhr. Zwei Damen ſaßen in demſelben, die den Gefallenen aufnahmen und ihn von der Irrfahrt zurück brachten. Ich erzählte mein Abentheuer und entlockte den Roſenlippen der rettenden Engelinnen ein holdſeliges Lächeln, als plötzlich die eine laut aufſchrie und nach meiner Bruſt zeigte, ich folgte erſchrocken ihrem Finger und da ſah ich meinen gefundenen Strickbeutel wie einen Ordensſtern hängen. Es war der Strickbeutel der Jüngern, den ſie beim Herausfahren verloren. Ich knüpfte ihn von meinem Rocke los, kniete in den Wagen toll-luſtig nieder und ſprach:

„Ob ich den Verlornen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint.“

„Und ſo vereint nehmen Sie beide auf an Ihre liebende Bruſt; denn wie dieſe weiße und reine Schnur, ſo will ich Sie als reine Schnur in meines Vaters Haus bringen, und wie dieſer Beutel von Ihnen geſtrickt iſt, iſt mein Herz von Ihnen beſtrickt, und da ich auf jenem Wagen ganz durchgebeutelt worden bin, ſo nehmen Sie mich als Strickbeutel auf in der Verſtrickmaſchine Ihres Herzens, ſonſt wird dieſe ſeidene Schnur mein Strick!“ So deklamirte ich, als wir durch das Brandenburger Thor fuhren. Die Viktoria goß Sieg in meine Worte. Sie drückte leiſe mir die Hand, und dieſer Druck verhielt ſich zu jenem der Nadelheldin, wie der Kuß des Zephyrs zu dem Drucke der Serviettenpreſſe. Wir fuhren die Linden hinab, in die Charlottenſtraße; der Wagen hielt ſtill. Der redliche Finder wurde verabſchiedet, durfte den andern Tag wieder kommen, und kommt nun alle Tage und ſegnet die Stunde, in welcher ein Wurf vom Wagen ihm den großen Wurf der Liebe beſchied.

Lieber Leſer, gehest Du die Charlottenſtraße entlang, ſo ſiehſt Du ein Haus, das ſteht zwiſchen zwei andern Häuſern, und die Fenſter ſind, wenn die Sonne nicht ſcheint, offen; über dem Erdgeſchoße ſteht gleich der erſte Stock; über der Thüre ſteht die Nummer, um eines weniger als die vor ihr, und um eines mehr, als die nach hier; ſiehſt Du dieſes Haus, ſchau hinauf, denn dies Haus iſt das Haus, in welchem ſie wohnt.

11.

Der Mann von Grundsätzen.

Medor iſt ein Mann von Grundſätzen! Alles was er thut, thut er aus einem Grundſatz; alles was er unterläßt, unterläßt er aus einem Grundſatz; er lebt blos aus Grundſatz, und wenn er ſtirbt, ſo ſtirbt er gewiß auch nur aus Grundſatz.

Ein armer Mann bettelt ihn auf der Straße an, er giebt ihm nichts, denn er hat den Grundſatz, nie auf der Straße etwas zu ſchenken. Ein kleines halbnacktes Kind läuft ihm in Froſt und Kälte hülfeflehend nach, allein er hat den Grundſatz, man verdirbt die Kinder dadurch, und er ſchenkt ihm keinen Kreuzer.

Man kömmt zu ihm mit einer Kollecte, allein er hat den Grundſatz, nie zu einer Kollecte Etwas beizuſteuern.

Dienſtag, Mittwoch, Donnerſtag, Freitag, Sonnabend und Sonntag kommen die Nothdürftigſten an ſeine Thüre, allein er hat den Grundſatz, blos Montag Geld auszutheilen.

Ein Schauſpieler hat ein Beneſiz, und kömmt, ihn devoteſt einzuladen, allein er hat den Grundſatz, nie in ein Beneſiz zu gehen.

Ein junger Künſtler läßt eine Subſcription zu einem herauskommenden Werke zirkuliren, allein er hat den Grundſatz, nie voraus zu ſubſcribiren, ſondern die Sache erſt zu ſehen.

Zu Weihnachten und Neujahr warten ſeine Domeſtiken vergebens auf ein Geſchenk, denn er hat den Grundſatz, ſeine Bedienten zu bezahlen, aber nicht zu beſchenken.

Ein intimer Freund bittet ihn dringend um ein kleines Darleben, allein er hat den Grundſatz, unter gar keiner Bedingung Jemanden etwas zu leihen.

Jemand will ein Buch von ihm geborgt, allein er hat den Grundſatz: ein Pferd, eine Pfeife, ein Buch und eine Frau ſoll man nicht ausborgen.

Seine Schweſter möchte gerne ein Paar Gäſte bitten, allein er hat den Grundſatz: ich gehe überall hin, allein zu mir ſoll Niemand kommen.

Er ſoll für einen Biedermann gutſtehen, allein er hat den Grundſatz: wer für einen Andern ſteht, der muß am Ende für ihn ſitzen.

Er ſoll einem armen Manne bei ſeinem Kinde zu Pathe ſtehen, allein er hat den Grundſatz: Es ſeye ihm einmal ein ſolches Kind geſtorben, und er ſtehe nimmermehr zu Pathe.

Ein treuer Jugendfreund bittet ihn um Rath bei ſeiner Heurath, allein er hat den Grundſatz: Zum Hängen und zum Freien ſoll Niemand Rath verleihen.

Ein früherer Schulkamerad bittet ihn, bei einer Ehrenſache ſein Sekundant zu ſeyn, allein er hat den Grundſatz: „Was mich nicht brennt, das blaſ' ich nicht.“

Seine Hauseinwohner bitten um Verringerung der Miethe, allein er hat den Grundſatz: der Menſch muß immer höher hinauf.

In Kaffeehäuſern ſteckt er die kleinen Ueberreſte des Zuckers in die Taſche, denn er hat den Grundſatz: „Wer das Kleine nicht ehrt, iſt das Große nicht werth.“

Stellt ſich hingegen irgend ein Großer an die Spitze eines wohlthätigen Vereins, ſo ſchließt er ſich aus, denn er hat den Grundſatz: „Mit Großen iſt nicht gut Kirſchen eſſen.

Kurz, Medor iſt ein eingebildeter Geck, ein hartherziger Thor, ein fader Patron, ein geiziger Mann, ein hartherziger Gebieter, ein tyranniſcher Ehemann, ein finſterer Vater, aber alles aus Grundſätzen. Wenn einſt Alles zu Gericht aufſtehet, ſo bleibt er gewiß liegen: denn er hat den Grundſatz: Man muß ſich nicht über ſeine Lage erheben! — Gott bewahre jede ehrliche Seele vor allen Menſchen von Grundſätzen! —

12.

Weltliche Betrachtungen eines Maikäfers,

halb gebrummt, halb geſummt.

Wie ſchön iſt es, daß der Monat Mai ganz eigens für uns Käfer erſchaffen worden iſt! Wir haben nur *einen* Monat, aber es iſt der *Mai*!

Die Menſchen leben freilich viel länger, aber mein Gott, die armen Thiere! vom Mai bis September werden ſie gebraten von der Hitze, vom September bis zum Mai leiden ſie Froſt und Kälte und den Monat Mai ſelbſt kriechen ſie ſo in der Natur herum wie halb ausgeſchlafen, reiben ſich die Augen, um zu ſehen, ob die Blätter grün werden, und bis ſie ſich die Augen ausgerieben haben, ſind die Blätter ſchon wieder gelb! Ach, die Menſchen ſind doch recht — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm. —

O was iſt das für ein ſchöner Baum mit

Blüthen! Welch' eine Freude, ſo um den Baum herum flattern zu können und ſich in dem Athem der Blüthen zu baden, und ſo ordentlich herumzuplätſchern in dem unſichtbaren Duftthaue; und ſich zu necken mit den jungen grünen Blättlein und ſie immer neckiſch anzutupfen und an ihnen zu nippen! Da unten aber unter dem Baume kriecht wieder ſo ein Menſch herum, der eben herauskömmt, weil in ſeinem Kalender ſteht: es iſt Mai! Der arme Narr! Er hat nicht einmal ſechs Füße, wie unſer Eins, ſondern nur Zwei; einen um einen Kratzfuß zu machen, und den andern um ſeinen Nebenmenſchen in den Staub zu treten; auch hat er nur zwei Hände, eine um dem Nachbar die Ehre abzuſchneiden, und eine um in der Taſche eine Fauſt zu machen; auch zwei Augen hat er nur, eines um ſcheel drein zu ſehen, wenn Jemand einen ganzen Rock an hat, und eines um es auf verbotenes Gelüſt zu werfen; aber weil der Menſch nur eine Naſe hat, und auch von der nicht weiß, wozu er ſie hat, ſo glaubt er, er habe ſie um die

Blüthenbäume abzuriechen und darum führt er ſich ſelbſt bei der Naſe hinaus in die Natur, ſtellt ſich unter einen blühenden Baum, ſteckt die Naſe in die Höhe und ruft aus: „ein ſüperber Geruch!“ Damit glaubt er unſerm lieben Herrgott eine Schmeichelei geſagt zu haben; dann ſetzt er noch hinzu: „die verdammten Maikäfer!“ Wir Maikäfer aber, die wir nicht um die blühende Natur herumkriechen, wie die Katze um den heißen Brei, und ihr nicht wie die Menſchen blos den Pantoffelabſatz küſſen, ſondern die wir ſo recht in das Blättergewühl, in den Blüthenflammen uns einniſten und einbetten und wollüſtig in den reifen Saamenkernen drinnen herumwühlen, wir ſehen mitleidig auf die Menſchen herab, und denken: ach, die Menſchen ſind doch recht — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm. —

Da iſt wieder ein ſo herrlicher Apfelbaum! Jeder Zweig ſieht mit ſeinen dichten Blüthen aus, wie die rothen Kinderwänglein, und die runde Krone des Baumes, wie ein geſtricktes weiß- und rothwollenes Schlafkäppchen; da huſch' ich hinein und ſchlüpfe durch die weichbefiederten Zweiglein, und ſiehe! in dem Schatten des Baumes lagert ein verliebtes Menſchenpaar! „O!“ ſagt er. „Ach!“ ſagt ſie. „O!“ ſagt er wieder, „die Krebſe und das Leben ſind doch am allerbeſten im Mai!“ — „Ach!“ — ſagt ſie, „und die Liebe auch und die Butter.“ „O!“ ſagt er wieder, „wenn nur die Ameiſen nicht ſo unausſtehlich wären!“ — „Ach!“ ſagt ſie, „und wenn nur die Maikäfer nicht ſo widerlich ſummen thäten!“

Der Maikäfer aber ſummt und ſummt und denkt ſich: die Butter und die Krebſe ſind freilich im Mai am beſten, aber das Leben und die Liebe ſie ſind immer gleich herrlich, gleich beſeligend, gleich göttlich vom himmliſchen Vater uns verliehen, laßt nur in eurem Herzen Mai ſeyn, laßt nur in eurem Gemüthe Frühling ſeyn, vernichtet nur in eurem Innern nicht die Pfirſichblüthe der roſigen Hoffnung und die Lindenblüthe des Glaubens und die duftende Akazienblüthe der Menſchlichkeit, und das Leben und die Liebe werden euch ewig neu, ewig friſch, ewig duftend ihre Gaben ſchenken, wenn auch Krebſe und Butter zurückgegangen und zerſchmolzen ſind! Aber die Menſchen ziehen ihre Herzen auf nach den Jahreszeiten, wie ſie ihre Uhren nach der Sonne richten, und ſie glauben, juſt, wenn der Zeiger des Jahres auf Frühling deutet, iſt es Zeit, ſich zu Tiſche zu ſetzen und Leben und Liebe zu ſpeiſen; o was ſind die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm.

Was iſt das wieder für eine ſchöne Fliederlaube! da baue ich Käfer mich ordentlich ein und ſumme in den Fächern herum, wie eine junge, geſchäftige Hausfrau im häuslichen Kreiſe! Unter der Fliederlaube aber ſehe ich da einen Dichter ſitzen; einen Dichter, der den Frühling beſingen will! Die Frühlingsdichter, ach, das ſind auch ſo eine Art Maikäfer! O du armer Maikäfer da unten! Was plagſt du dich? Wer wird im Arme des Frühlings den Frühling beſingen? Wer wird im Arme der Geliebten die Geliebte beſingen?

Nur die Sehnſucht ſingt, nur das

Vermiſſen wird zum Liede; der Beſitz aber ſchweigt, und das Glück iſt ſtill!

O du armer, armer Maikäfer, der du da unten die Natur und den Mai und den Frühling abbrockeſt für einen Almanach oder für eine Zeitung oder für eine Toilette, die Leute haben das ja ſchon tauſendmal mit Löffeln gegeſſen! Die „Luft“ mit dem „Duft,“ die „Blüthe“ mit dem „Gemüthe,“ die „Roſe“ mit dem „Mooſe,“ die „Liebe“ mit dem „Getriebe,“ aber ach, Alles haben die Menſchen ſchon tauſendmal zu ſich genommen und nehmen's doch wieder zu ſich; ach, wie ſind die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm. —

Da glänzt wieder ein hoher Baum, ein farbenreicher! Da flattere ich hin! Doch wie? Da iſt keine Blüthe? — Da wird keine Frucht? — Da duftet es nicht? — Die Farben ſind nicht der ſüße Schmelz der Künſtlerin Natur? Es iſt ein Freiheitsbaum! — Er wurzelt nicht in der Erde wie die andern lieben natürlichen Bäume, die unſer Aller Herr und Vater in ſeinem großen Garten gepflanzt hat! Er wirft keinen kühlenden Schatten, ſondern bloß eine ſchwarzfinſtere Stelle hinter ſich! Er trägt keine wohlſchmeckende Früchte, die den Gaumen laben und den Menſchen erfriſchen! Er iſt bloß eingegraben ohne Wurzelranken und Faſern im tiefen Erdreich; die Farben, die auf ihm ſpielen, ſind nicht Blüthengluth und nicht Sonnenkuß und nicht Himmelsfärbung; ſondern eine Miſchung von Geiferſchaum und blauem Dunſt und Blutſucht; die Früchte die er trägt, ſind Zankäpfel und Tollkirſchen! O da bleiben wir Maikäfer weit davon! Doch auch unter dieſem Baume tanzen ein Paar Menſchen, die ihn für den Baum der Erkenntniß halten! Menſchen, die ſonſt gar auf keinen grünen Zweig kommen können, verſuchen es bei dieſem Baume; Menſchen, bei welchen nichts mehr fruchtet, harren auf dieſe Frucht; und Menſchen, die gar keine Farbe haben, beſingen die drei Farben! Ach, was ſind die Menſchen — ſumm — ſumm ſumm -- ſumm — ſumm. —

— — Ach! Ach! welch' ein herrlicher Baum blickt mir dort entgegen! Er iſt ſo ganz ſchillernd und flimmernd, ſo ganz Maikäferlich! Da muß ich hin! Da bin ich! allein die Blüthen ſind ſtarr, die Zweige verſteinert, die Früchte aus Erz! Es iſt ein Stammbaum! O du lieber Himmel, da iſt mir Maikäfer noch ein ſolider Zwetſchgenbaum lieber als ſo ein goldener Stammbaum! aber unter dem Stammbaume liegen Menſchen und ſehen nur zu den Zweigen dieſes Stammbaumes hinauf, die ſo dicht ſind, daß ſie den Himmel nicht durchſehen; und ſie klammern ſich an den Stamm dieſes Baumes an; ſie betrachten alle lieben andern Bäume in der geſegneten Gottesſchöpfung rings herum und wären es auch die wohlſchmeckendſt.n Borsdorferäpfel und die wohlriechendſten Muskatellerbirnen als unedles Gewächs, als Auswüchſe der lieben Natur, ſo gleichſam als hätte unſer Herr Gott die Menſchen auch eingetheilt in Ziergärten für die hohen Stammbäume und in Küchengärten für die übrigen Menſchen, die nur ſo als

Peterſilie und Schnittlauch daſtehen, damit man ſie in die Suppe großer Herren einbrocke! Ach! was ſind doch die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm. —

Dort ſteht ein dunkelſchattiger, einfacher, gewiſſermaßen kühlausſehender Baum! Es zieht mich hin. Da bin ich. Es iſt ein Zypreſſenbaum, und hier unten liegt ein Menſch begraben. Dieß iſt der letzte Baum des Menſchen! Der Tod geht auf den Baumſchlag aus und fällt hohe Zedern und niedrige Zwergbäumchen! Der Stammbaum und der Freiheitsbaum enden im Zypreſſenbaum; das ganze Leben war nur ein Purzelbaum und man ſteht an dem Schlagbaum, der von dieſem Leben zum andern führt. Ein langer, ſchwarzer Schatten iſt es, den dieſer Schlagbaum auf dieſe Seite wirft, aber jenſeits iſt Licht; und dennoch, in dieſer allgemeinen Finſterniß glaubt ein Menſch mehr Licht zu haben als der Andere! Wer Oel brennt, verdammt den, welcher Unſchlitt brennt. Wer Wachs brennt, verdammt den, der Gas brennt. Die ſchwarze Schüſſel heißt den ſchwarzen Topf Mohrengeſicht und der ſchwarze Topf heißt den ſchwarzen Keſſel Zigeuner! Ach was ſind die Menſchen — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm. —

O ihr lieben Menſchen, ſeyd doch Maikäfer! Betrachtet doch das Leben als einen Maikäfer! Seht nur an, wie gut unſer Herr Gott iſt, wie lieb euch die Schöpfung hat, wie freundlich und wie reich die Natur für euch iſt; wie ſich die ganze Weſenheit euch entgegendrängt; wie das Leben aus jedem Winkel geſchäftig heraustreibt, ſeht das Alles an und gebt euch die Hände und tanzt verſchlungen herum um den Maibaum des Lebens, und ſingt, und wenn ihr nicht ſingen könnet, nun in Gottesnamen, ſo ſummt! geſummt iſt auch geſprochen, denn wir Käfer, wir können nicht ſingen und nicht ſprechen, aber Gott weiß doch was wir meinen, wenn wir ſo lobpreiſend durch ſeine Welt hinflattern und ſein Lob anſtimmen in: ſumm — ſumm — ſumm — ſumm — ſumm! —

Ende des dritten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

I.

Lyriſches.

Seite

An die Leſer 9

Mein Frühgebet 12

Der alte Jüngling. Ballade 16

Der Morgen 25

Der Abend 26

Der Regenbogen 29

Nachtſchauer 31

Lyſſa's Schmuck 34

Sehnſucht 37

Lebensſchwingen 39

1. Frauenſchönheit 39

2. Muſikmacht 41

3. Mondſcheinluſt 49
4. Schwungkraft 53
5. Wäldernacht 61
Was ſchwindet und was weilet 67
An die zukünftige Geliebte 73
Nachtfalter 78
Silhouette 86
Die Schöpfung der Frauenaugen 94
Tenzone 101
Die rechte Zeit 105
Der Liebe Luſt und Weh 108
Blumenkrieg und Verſöhnung. Viſion. 111
Die Pfaueninſel bei Potsdam 114
1. Die Entſtehung der Pfaueninſel. Mythe. . . . 114
2. Nikolskoe. 116
3. Des Caſtellan Haus 118
4. Das Königliche Schloß 119
5. Die Eiche am Brunnen 121
6. Der Affenkäfig 122
7. Das Cavalierhaus 124
8. Die Pfauen 125
9. Der Jagdſchirm 126
10. Das Vogelhaus 127
11. Das Waſſervogelhaus 128
12. Die Roſen-Aſſemblee 130
Thiergarten-Melodien 133
Die Lerche 133
Der Leiermann 134

Das Blumenmädchen 135
Der Spaziergänger 137
Die Dame in der Kutſche 137
Der Sparwalder 138
Der Verliebte 139
Der Sänger 140
Das Schauſpiel im Schauſpiel 142
Wechſelliebe 145
Abend-Viſion 147
Frühlingsweihe 152
Wanderlieder 156
Thema und Variationen 165
Beſcheidenheit. Fabel. 171
Blumenſymbolik 173
Der Doppelfrühling 175
Feier-Klänge 178
1. Das Brandenburger Thor 178
2. Die Linden 180
3. Die Akademie der Künſte 180
4. Das Opernhaus 181
5. Die Statue Blüchers 181
6. Des Königs Palais 182
7. Das Zeughaus 183
8. Das Schloß 184

II.

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten.

Seite

1. Der Allerweltsmann 189
2. Der weibliche Wildfang und die männliche Kokette 195
3. Aufklärlinge und Dummfreche 203
4. Der Menſch und ſeine Lebensjahre 210
5. Der Zugemüſe-Mann 215
6. Der Gelegenheitsdichter 221
7. Die männliche Kokette 230
8. Die männliche Schöne 239
9. Der Süßling und der Sauertopf 245
10. Die Fahrt nach Charlottenburg 251
11. Der Mann von Grundſätzen 271
12. Weltliche Betrachtungen eines Maikäfers . 275

Gesammelte Schriften

von

M. G. Saphir.

Vierter Band.

Enthält:

I. Humoristisch-Deklamatorisches.
II. Jocoses.
III. Geselliges, Epigrammatisches und Parodistisches.
IV. Papillotten.
V. Magister Zickzack.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'sche, vormals Franckh'sche Verlagshandlung.

Humoristisch-Deklamatorisches.

Joco ses.

Geselliges, Epigrammatisches
und
Parodistisches.

Papillotten.

Magister Zickzack.

Von
M. G. Saphir.

Stuttgart,
1832
Hallberger'ſche, vormals Franckh'ſche Verlagshandlung.

Gedruckt bei G. Franz in München.

I.

Humoriſtiſch-Deklamatoriſches.

Etymologische Menuette
der
Wörtchen „Kommen" und „Gehen."

Kommen.

Ich heiße „Kommen," bin von gutem Haus,
Und mein Geſchlecht iſt ohne Tadel,
Zwei Sylben machen meine Ahnen aus,
Von ächtem, unverfälſchtem Adel,
Und will man oft noch Sylben zu mir fügen,
Dann kann verletzen ich und auch vergnügen.

Gehen.

Ich heiße „Gehen," bin ein gutes Blut;
Geſchwind und flink ſtets auf den Beinen,

Dem „Kommen" iſt man oft nicht halb ſo gut,
Als eben mir und allen meinen,
Und will man mir noch manche Sylben ſchenken,
Dann mach' ich viel zu ſchaffen und zu denken.

Kommen.

Ja, ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' jetzt an Unterhaltung nicht zu denken;
Denn wenn kein Menſch gekommen wär',
Was ſprächen wir vor leeren Bänken?
D'rum hab' ich eine Sylbe vorgenommen,
Und trete freudig vor und heiß: „Willkommen!"

Gehen.

Auch ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' vom Vergnügen heute nicht die Rede;
Wenn „Kunſtſinn" hier nicht gangbar wär',
Es bliebe hier wohl leer und öde,

Und würd' ich das nicht freudig eingeſtehen,
Dann hieße man mit Recht mich ein „Vergehen!“

Kommen.

O gehe nur, du wetterwendiſch Wort,
Denn nimmer kannſt du Segen ſpenden,
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Das Wörtchen unterkommen iſt ſtets gern geſehen,
Ein ſchrecklich Ding jedoch iſt: untergehen!

Gehen.

O komme nur, du heuchleriſches Wort,
Denn nimmer kannſt du Segen ſpenden;
Beliebter bleib ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Wer umzugehen weiß, iſt gut aufgenommen,
Jedoch entſetzlich iſt es, umzukommen!

Kommen.

Wohl zu weit gehen können manche oft,
Doch zu weit kommen kann man nicht im Leben,
Zum Zwecke gehen heißt oft falſch gehofft,
Zum Zwecke kommen kann das Herz erheben;
Fortgehen macht uns traurig oft, beklommen;
Vergnügt jedoch macht uns ein gut Fortkommen.

Gehen.

Wie „geht's?“ das klingt zum Gruße traut wahr,
Wie „kömmt's?“ verdrüßlich klingt's und trüb;
Jemanden nahe kommen bringt Gefahr,
Jemanden nahe gehen zeigt von Liebe,
Um etwas kommen macht uns ſtets nur Wehen,
Viel angenehmer iſt's um etwas gehen.

Kommen.

Durchkommen iſt ein Wort der Ehrlichkeit,
Durchgehen will dem Rufe nicht behagen,
Dahinterkommen grad' iſt's und geſcheidt,
Doch Hintergehen will von Böſem ſagen,
Ausgehen kann beim Gelde niemals frommen,
Es iſt ein Glück jedoch, damit auskommen!

Gehen.

Was nützt uns das Einkommen doch fürwahr,
Wenn ſich das Eingehen nicht recht will zeigen?
Selbſt niedergehen kann die Sonne klar,
Doch niederkommen? nun wir wollen ſchweigen;
Loskommen kann aus Kerkern nur geſchehen,
Zum Jubel heißt es, nun ſoll es recht losgehen.

Kommen.

Ob dieſer Abend heut' Sie wird ergötzen,
Geſteh'n Sie ſelbſt: darauf kömmt's an?

Gehen.

Doch würden wir uns auch ſchon glücklich ſchätzen,
Würd' auch von Ihnen nur geſagt: das geht an!

Kommen.

Muſik und Dichtkunſt klopft bei Ihrer Nachſicht an,
Sie ſollen heute ſie zuſammenkommen ſehen.

Gehen.

Wohlan, ſo thue denn ein jeder, was er kann,
Dann hoffen wir, es ſoll auch ſchon zuſammengehen!

Männlich und Weiblich.

(Mann und Frau ſitzen in zwei Winkeln des Zimmers.)

Der Mann.

Was weiblich iſt und Weibernamen trägt,
Iſt falſch, und Falſches auch im Buſen hegt;
Das iſt ja klar und leicht beſchreiblich:
Die Falſchheit heißt's, denn ſie iſt weiblich.

Die Frau.

Was männlich iſt, und Männernamen trägt,
Nur Arges ſtets im rauhen Buſen hegt;
Das iſt ja klar und unverkennlich:
Der Argwohn heißt's, denn der iſt männlich.

Der Mann.

Ein Weib, und wenn es zehnmal ſchwört,
Hat immer doch den Mann bethört,
An vielen hängt ſie, glaubet mir,
Die Untreu heißt's, das ſpricht dafür.

Die Frau.

Ein Mann, und wenn er zehnmal flucht,
Läßt doch kein Mädchen unverſucht,
Gewechſelt muß es immer ſeyn:
Der Wechſel heißt's, wer ſpricht hier nein?

Der Mann.

Ein Weib das bleibt ſich niemals gleich,
Iſt täuſchend, wie das Wetterreich,
Und lacht und weint zum Zeitvertreib:
Die Laune iſt wohl auch ein Weib!

Die Frau.

Verdrüßlich iſt der Mann im Haus,
Und zieht die Stirne finſter kraus,

Er brummt, wo er nur immer kann:
Der Unmuth iſt wohl auch ein Mann?

Der Mann.

Iſt ein Geheimniß wo verſteckt,
Das Weib'chen d'rein ihr Näschen ſteckt,
Sie horcht und ſpäht, und forſchet ſchlau:
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau!

Die Frau.

Zu Allem, was man ſpricht und denkt,
Ganz naſeweis der Mann ſich drängt,
Und ſchlägt ſich oft die Stirne an:
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann!

Der Mann.

Und was das Weib nicht All's verthut!
Bald einen Shawl, bald einen Hut!
Was wendet ſie an Putz und Zier?
Die Mode iſt ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht All's verpraßt,
Und zecht und ſäuft mit ſeinem Gaſt,
Trinkt Wein und Punſch und Porterbier:
Der Trunk iſt wohl ein männlich Thier!

Der Mann.

Die Flittertage ſind verrauſcht,
Das Weibchen nun auf Zank nur lauſcht;
In Weibsgeſtalt ſieht nun der Mann
Die Hölle in der Nähe an.

Die Frau.

Die Flittertage ſind vorbei,
Das Männchen wird nun wild und ſcheu;
In Mannsgeſtalt geht dann dem Weib
Der Teufel ſelber auf den Leib!

Der Mann (näher rückend und einlenkend.)

Zwar wird beim Weib, man muß geſteh'n,
Und weiblich oft auch das geſeh'n

Was zart und hold in's Leben ſcheint:
Die Schönheit ſagt wie ich's gemeint.

Die Frau (auch näher rückend.)

Zwar ſtellt den Mann, ich läugne nicht,
So manches Ding in ſchönes Licht,
Oft ſpricht ſich Edles männlich aus:
Der Anſtand iſt bei'm Mann zu Haus.

Der Mann.

Das ſchönſte Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält,
Wie heißt das Pflänzchen zart gehegt?
Die Myrthe, die die Liebe pflegt!

Die Frau.

Das beſte Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männerhand;
Wie heißt das Reis, ſo fruchtbeſchwert?
Der Lorbeer, den der Ruhm genährt!

Der Mann (aufſtehend und zu ihr hintretend.)

Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Theile fiel,
(vor ihr hinknieend.)
Zu deinen Füßen zieht es mich:
An die Verſöhnung mahn' ich dich!

Die Frau (ihn aufhebend.)

Du ſchlie'ſt mir wohl den Mund recht ſchlau,
Die letzten Wort' hat doch die Frau;
Und daß der Mann es dulden muß,
(indem ſie ihn küßt)
Beweiſet der Verſöhnungskuß.

Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau.

Am Weihnachtsabend ſaß, wie immer,
Im ſchön erhellten Feſttagszimmer
Herr Jobſt ſchon manche traute Stunde
Bei ſeinem ſchönen Weibchen Gunde.
Bereitet lag in allen Ehren
Was Chriſt dem Söhnchen will beſcheeren,
Bei Scherz und Spiel, und wer ſollt's glauben?
Auch unter manchem Küſſerauben,
Beim Nüſſeſpiel und Pfänderholen
Entfloh die Zeit auf leichten Sohlen.
Da raſchelt etwas durch die Stube,
Und eine Maus ſchlüpft in die Grube.
„Ach, Weibchen, ſieh die Maus nur an!“
„Nein, eine Ratte, lieber Mann!“
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!“

„O, bei der Ratte muß es bleiben!“
Und „Maus“ und „Ratte“ hört man ſchreien.
„Ha!“ rief der Mann, „das ſoll dich reuen!“
Er nimmt den Stock und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus im Zimmer war.
Nun, der Beweis bracht' es in's Reine,
Und bald verſöhnt beim Spiel und Weine,
Verlebte zärtlich dann das Pärchen
Ein bald durchküßtes Ehejährchen,
Und ſaß nach Jahr und Tag, wie immer,
Am Weihnachtsabend traut im Zimmer.
Daneben wohnt' ein Ehepaar,
Das kurz vorher in dieſem Jahr
Von Moſes Jüngern weggegangen,
Die heil'ge Taufe hat empfangen,
Und, Neuling noch mit Cer'monien,
Den heil'gen Abend will vollziehen.
Da ſpricht der Mann zum Weibelein:
„Beim Nachbar ſchau in's Fenſter 'nein,
„Und was Du ſiehſt bericht mir treu,
„Damit ich weiß, was thunlich ſey.“
Geſagt, gethan! und durch die Ritzen

Das Weib ſieht unſer Pärchen ſitzen,
Und in dem Pfänderſpiel, dem loſen,
Sieht man ſie wieder ſcherzen, koſen;
Und neckend fliegt von ſeinem Munde
Die Frage hin zum Weibchen Gunde:
„Und denkſt du noch, doch deut's nicht ſchief,
„Wie jetzt ein Jahr die Maus hier lief?
„Was? eine Maus? da ſeht mir doch!
„'Ne Ratte war's, ich ſeh' ſie noch."
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!"
„Nein, bei der Ratte muß es bleiben!"
Und „Maus" und „Ratte" hört man ſchreien.
„Ha! rief der Mann, das ſoll dich reuen!"
Er nimmt den Stock, und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus lief jetzt ein Jahr.
Und wie der Stock juſt auferbaut
Des Nachbars Frau durch's Fenſter ſchaut,
Und denkt zu ihrer Herzenspein,
Das muß wohl ſo Gebrauch ſchon ſeyn!
Und neigt betrübt vom Fenſter nieder,
Dem Manne ſagt kein Wort ſie wieder.
„Beim Nachbar, Weibchen! was geſchieht?"

Das Weibchen ſtumm zur Erde ſieht,
„Wie iſt, mein Kind, die Cer'monie?"
Stets ſtumm und ſprachlos bleibet ſie.
„So ſprich doch, Weib, was ficht dich an?
„Was thut denn jetzt mein Nachbarsmann?"
Das Weibchen trüb' auf's Mieder ſieht.
Er bittet, fleht, er droht, er ſpricht,
Doch gar nichts ſie zum Reden bringt,
Bis nach dem Stock er wüthend ſprüht,
Und wie der Nachbar es begann,
Da fragt ſie endlich: „Lieber Mann!
„Wenn den Gebrauch du ſchon gekannt,
„Was haſt zum Fenſter mich geſandt?"

Die guten und die ſchlechten Freier.

Sophie.

Ach leider muß man wohl einmal
Sich einen Mann doch nehmen,
Ihr Mädchen alle hier im Saal
Braucht drob Euch nicht zu ſchämen;
Wer je ein Mädchen war,
Dem iſt es *klar*.

Louiſe.

Doch ſollt Ihr fortan nicht ſo blind
Mehr unter Männern wählen,
Denn wahrlich, heut zu Tage ſind
Die guten leicht zu zählen:
Dem jetzt den Stab mein Liebchen bricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Giebt meine Schweſter Zeichen Euch,
Die Böſen zu vermeiden,
Lehr' ich die Guten alſogleich
Von ihnen unterſcheiden;
Rühm' ich Euch einen an,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.

Sieht Euch ein Mann zum erſten Mal,
Und ſpricht ſchon von Gefühlen,
Von Himmelsluſt und Höllenqual,
Von Kopf- und Bruſtzerwühlen;
Dem's Herz ſogleich zerbricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch kann dem Jüngling, der Euch ſieht,
Kein Wort vom Munde rücken,
Wenn er voll Scheu zurück ſich zieht,
Und ſieht mit halben Blicken

Euch nur verſtohlen an,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.

Wer immer vor dem Spiegel ſteht,
Den Leib zuſammenſchnüret,
Im ſchott'ſchen Mantel eingenäht,
Ein Schachbrett gar formiret.
Wer von Pomaden riecht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch der mit Putz die Zeit nicht füllt,
Gehüllt im ſimplen Rocke,
Der nicht ein alt Familienbild
Und auch nicht eine Docke,
Stets hält die Mittelbahn,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.

Wer ſtets des Wortes ſüßen Brei
Aus Kotzebue will ſchneiden,

Wer euch umſauſt mit Schwärmerei,
Aus weiland Werthers Leiden,
Wer als Souffleur nur ſpricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch der Euch heute nicht citirt,
Was geſtern er geleſen,
Wie er auch immer abonnirt
Auf Walter Scott geweſen,
Der ſchweigt und doch was kann,
Den nehmt zum Mann.

Der bei dem Eintritt im Parquet
Gleich in den Logen ſuchet,
Das Schöpſchen ſtreicht ſich wundernett:
„Wie leer iſt's hier!“ (an die Stirne fahrend) dann fluchet,
Der mit Lorgnetten ficht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch wer bloß auf die Bühne ſchaut,

Und nicht in die Couliſſe,
Der an dem Inhalt ſich erbaut,
Und nicht an der Actrice,
Der nie zu klatſchen erſt begann,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.

Wer das Conzert bloß frequentirt,
Um auf und ab zu wandern,
Die Damenfronte defilirt
Von einer zu der andern,
Zu Jeder mit den Augen ſpricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch wer blos ſingen hören will,
Nicht kommt der Säng'rin halber,
Kaum wiſſend, ob ihr Hut mit Tüll,
Ein lichter oder falber;
Der niemals im Applaus zerrann,
Den nehmt zum Mann!

Louiſe.

Der, wenn er wirbt um eure Hand,
Ganz ſüßlich für Euch lebet,
Und oft ſelbſt Euren Unverſtand
Zum Himmel hoch erhebet;
Der Saus und Braus verſpricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch der nicht prahlt, wenn er Euch freit,
Nicht gold'ne Berg' Euch pinſelt,
Und wenn Ihr oft voll Launen ſeyd,
Nicht duldſam vor Euch winſelt,
Der Euch ſtraft dann und wann,
Den nehmt zum Mann!

Louiſe.

Nun, Mädchen, könnt ihr wohl einmal
Nach dieſem Lied Euch richten;
Doch alle Männer hier im Saal
Wird's ſchwerlich ſich verpflichten,

Der nicht klatſchet, weil's ihn ſticht,
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch jeder Mann, der nach dem Lied
Darf kühn um Mädchen freien,
Wird ungetroffen im Gemüth
Mir ſeinen Beifall weihen;
Wer jetzt brav klatſchen kann,
Den nehmt zum Mann!

Ehe - Whist und Liebe - Boston.

Boſton.

Das ganze Leben bis zum Grab
Hat Kartenſpiel-Manieren,
Das Schickſal hebt die Karten ab,
Der Zufall muß meliren;
Dem Glücklichen jed' Spiel geräth,
Wer Unglück hat, iſt immer — bête!

Whiſt.

Zum Einſatz nehmen wir die Zeit
Und können's kaum erwarten,
An unſ'rer Seite ſitzt der Neid
Und ſchaut uns in die Karten;
Und immerfort legt Jedermann
Die Hoffnungen als Marken an!

Boſton.

Die Liebe fängt wie Boſton an,
Nach meiner Ueberzeugung,
Da wählet und begleitet man
Nach bloßer Herzensneigung;
Wer uns recht nah' am Herzen iſt,
Dem ſind wir immer gerne Whiſt!

Whiſt.

Die Ehe iſt das Whiſtſpiel ganz,
Da kann man nicht mehr wählen:
Man muß nun ſchon den ganzen Tanz
Auf einen Partner zählen;
Beſtimmt auch ſtets iſt die Parthie,
Man ſpielt zuſamm' und paſſet nie!

Boſton.

D'rum in der Ehe ſicherlich
Viel Spiele nicht geriethen,
Doch wie bei Boſton kann man ſich
In Liebe überbieten;

Bei beiden giebt es keinen Scherz
Und jeder Stich geht nah' an's Herz.

Whiſt.

Im Whiſt und in der Ehe oft
Verfolgt das Spiel der Dritte;
Ach, es entdeckt ſich unverhofft
Spät eine falſch' Invite,
Man invitirt oft ſelbſt auf Coeur,
Doch unſer Aid' hat keines mehr!

Boſton.

Wie Boſton fängt die Liebe an,
Man muß ſogleich blockiren,
Wenn vis à vis die Tour begann,
Das Spiel fein prämeliren;
Die Stiche giebt uns Cupido,
Man ſpielet keck — grandissimo!

Whiſt.

Man hat bei Whiſt und Ehe auch
Vom Gegenſpiel zu leiden,

Die Hinterhand — ſo iſt es Brauch —
Kann nie der Mann vermeiden,
Die Frau macht immer die à tout,
Der Mann jedoch giebt ſtets nur zu.

Boſton.

In Lieb und Boſton wird auch fein
Nur auf den Rock geſehen,
Sind Bub' und Dame ganz allein,
Iſt's um den Bub' geſchehen;
Und iſt die Dame Singelton,
So fällt ſie auf dem Aſſe ſchon.

Whiſt.

In Whiſt und auch im Eheſtand
Wird's Spiel maskirt getrieben,
Man glaubt, die Dame ſey zur Hand,
Und find't die — böſe Sieben;
Und fordert man nach ſeinem Sinn,
Iſt ſtets die Frau renonce d'rin!

Boſton.

In Lieb' und Boſton ſoll man nicht
Vergebens ſich forciren,
Und wenn es uns an Trumpf gebricht,
So muß man's fein couvriren,
Und hat man die honneurs en main,
Gewinnt man ſeine Souveraine.

Whiſt.

Es iſt gewiß, daß ich mit Recht
Die Ehe Whiſtſpiel nenne,
Ja, unſer jetziges Geſchlecht
Das ſpielt es mit Cayenne,
Man weiß oft kaum noch was und wie,
Gewinnt, verliert man die Parthie!

Boſton.

In Lieb' und Boſton, wie geſagt,
Muß man auf Pfiffe ſinnen,
Bei Lieb' und Karten friſch gewagt,
Macht immer es gewinnen;

Doch fehlt Figur, dann iſt es ſchwer,
Man ſpielt dann immer grand misère!

Whiſt.

Cayenne Whiſt iſt ganz die Eh',
Das iſt ja leicht zu faſſen,
Der Frau muß man mit innerm Weh
Das Spiel oft überlaſſen,
Die macht gar oft ſehr ſchlecht Couleur,
Der Mann verliert d'rob die Honneur!

Boſton.

Was ſüß bei Lieb' und Boſton iſt,
Der Wechſel iſt es eben.

Whiſt.

Die Ehe iſt ein feſtes Whiſt,
Der Robber für das Leben!

Boſton.

Doch bleibt, wer nie ein Herz bezwang,
Misère-Général auf Lebelang.

Whiſt.

Der Hageſtolz, der ſtets allein,
Wird endlich ganz Groß ſchlemm doch ſeyn.

Beide.

Wer Lieb' und Eh' vereinigt ſah,
Gewinnt das Spiel: Concordia!

Nehmen und Geben.

Nehmen.

Ich heiße „Nehmen,“ zähle tauſend Ahnen
Mehr als der größte Edelmann;
Im Paradieſe wehten meine Fahnen,
Schon Eva nahm den Apfel an.
Drum habe ich die Freiheit mir genommen,
Und bin der Erſte nun hervorgekommen.

Geben.

Mich nennt man „Geben,“ ich bin Hochgeboren,
Mein Adel iſt mein eig'nes Ich;
Der Boden deines Stammbaums geht verloren,
Der Meine ſtützt auf Herzen ſich;

Drum darf ich wohl an deiner Seite leben,
Und habe keck mich auch hieher begeben.

Nehmen.

Du keckes Wort, wie kannſt mit mir dich meſſen?
Wer giebt noch, wenn er nichts mehr hat?
Wo nichts iſt, wird das Geben bald vergeſſen,
Zu nehmen wird man niemals ſatt.
Wenn wir vernehmlich ſind, das wird beſtechen,
Doch traurig wär's, vergeblich hier zu ſprechen.

Geben.

Wie könnteſt Nehmen Du denn exiſtiren,
Wenn nicht vorerſt das Geben wär'?
Hinnehmen kann zur Freudigkeit nicht führen,
Hingeben zeigt vom Glücke ſehr.
Vernehmen, das erbittert oft das Leben,
Die ſchönſte That jedoch iſt: das Vergeben.

Nehmen.

Vergieb alſo, daß ich dich böſe ſchelte,
Und nimm es wohlgemeint ſo hin,
Aufgeben zeigt von Wankelmuth und Kälte,
Aufnehmen zeigt von tapf'rem Sinn.
In dem Begeben liegt oft Spott zu Tadel,
Doch im Benehmen liegt der Seelenadel.

Geben.

Nun denn: abnehmen bei den Dingen allen,
Macht angenehm das Leben nicht;
Jedoch: abgeben laß ich mir gefallen,
Weil das vom Ueberfluſſe ſpricht;
Mitnehmen will nicht immer wohl behagen,
Mitgeben wird kein Bräutigam beklagen.

Nehmen.

So ſchweig', du Wort voll Trug in jedem Stücke,
Du gleißneriſche Schlangenbruſt;
Angeben iſt ein Wort voll Heuchler-Tücke,
Annehmen ſchaffet Götterluſt!

Eingeben wird von Satan *vorgenommen,*
Doch nur von Engeln wird man *eingenommen.*

Geben.

So ſchweige du, du Wort voll Eigenliebe,
Du eingefleiſchter Egoiſt,
Das *Herausnehmen* ſpricht vom ſchlechten Triebe,
Das *Herausgeben* edler iſt.
Nachnehmen ſpricht von gierigem Gemüthe,
Nachgeben ſpricht von Kopf und Herzensgüte

Nehmen.

Und nun, mein Freund, *zugeben* muß der Schwache,
Weil er der Letzte ſtets im Brett,
Jedoch *zunehmen,* das iſt meine Sache,
Dabei wird man doch dick und fett !,
Ausgeben, wie fatal iſt die Geſchichte,
Ausnehmen, das bringt wahrlich beſſ're Früchte.

Geben.

O, o, mein Freund, nur nicht ſo aufgeblaſen,
Nur ohne alle Leidenſchaft,
Vornehmen können ſich auch alte Baſen,
Vorgeben zeigt von Männerkraft!
Wegnehmen, das kann auch der dumme Wilde,
Weggeben iſt die Frucht der Herzensmilde.

Nehmen.

Doch Freund, wir wollen lieber uns vereinen,
Wir ſind ja beide nah verwandt;
Man ſieht ja ſtets beiſammen uns erſcheinen,
Die rechte und die linke Hand;
Und heute g'rad will ich mich gern bequemen,
Daß Heute geben ſüßer iſt als nehmen.

Geben.

Doch ſüß iſt's auch, zu nehmen ſonder Ende
Wo rings das edle Mitleid ſpricht,
Annehmlich doppelt wird die milde Spende,
Bemüht man ſich vergebens nicht;

Wo Fürſt und Volk voll Mildigkeit entglommen,
Wird ſtets bei ſolchem Werk viel eingenommen.

Nehmen (zum Publikum).

D'rum nehm' ich mir ein Herz und ſprech mit Beben
Den Dank für Ihre Großmuth aus.

Geben (eben ſo).

Demſelben Hochgefühl bin ich ergeben,
Erblicke ich das volle Haus;

Beide (indem ſie ſich die Hände geben).

Dann wollen wir zuſamm' uns nehmen alle,
Daß, was zuſamm' wir geben, auch gefalle.

„Na!“

Ein einſilbiger Roman.

Man glaubt gewöhnlich ſo im Leben,
Es käm' nur auf die Größe an;
Ich aber will ein Beiſpiel geben,
Daß oft das Kleinſte groß ſeyn kann.
Das Wörtchen „na!“ man ſollte meinen,
Von keinerlei Bedeutung ſpricht's;
Mit einer Sylbe zu erſcheinen,
Das iſt ſo gut ja wie ein Nichts,
Da kann man größ're Worte haben:
Der „Federmeſſer-Fabrikant“
Der „Feſtungs-Mauer-Waſſergraben,“
Der „Pulvermagazinen-Brand,“
Und noch mehr Worte ſo dergleichen,
Die wie Gebirge ſtehen da;
Doch ſie ſind gar nicht zu vergleichen

Mit dem ganz winz'gen Wörtchen „na!“
„Na!“ ſagen Sie ſchon ungeduldig,
„Kömmt aber der Beweis noch nicht?“ —
„Na! nur Geduld, ich bin nicht ſchuldig,
Der Dichter ſchrieb ſo dieß Gedicht.“
Im Wörtchen „na“ liegt Lieb' und Schmollen,
Auch Vorwurf, Trotz und Schelmerei;
Verſöhnung, Neigung, Luſt und Grollen,
Kokketterie und Neckerei.
Nanette und die Tante ſticken,
Nanette ſchaut durch's Fenſterglas;
„Na!“ brummt die Tante, „welches Blicken!
Du Ungezog'ne! ſchickt ſich das?“ —
„Na!“ ſagt das Nichtchen, „welch Vergehen,
Als ob das eine Sünde wär!“
Doch nicht umſonſt hat ſie geſehen,
Denn ihr Geliebter kömmt daher;
Wie kömmt er ſpät! das ſoll er büßen!
Schon wetterleuchtet ihr Geſicht,
Er ſtürzt herein, zu ihren Füßen;
„Na!“ ſchmält ſie, „ziere Dich nur nicht!
Wo Du geblieben, bleib auch künftig,

Ich hab' Dich wahrlich nicht vermißt!“
„Na!“ fleht er, „Nettchen, ſey vernünftig,
Ich weiß nicht wie Du heute biſt.“ —
„Na!“ ſchmollt ſie, „hat ſich was zu wiſſen,
Wenn der Patron bei Andern bleibt.“ —
„Na!“ ruft die Tant' vom Nähekiſſen,
„Wer weiß, wo der herum ſich treibt!“ —
„Na, na!“ ſagt er, „herumgetrieben?
Wo ſie nicht iſt, hab' ich nicht Ruh;“
Sie blinzelt: „na! wo biſt geblieben?
So ſprich, ich höre Dir ja zu.“ —
— „Ich bring' Dir etwas, rath' Nanette.“ —
„Du? „na!“ das wird was Rares ſeyn;“
— „Na ſchau! es ſind Konzert-Billette,
Ich führe morgen Dich hinein.“
Dergleichen, weiß man, muß verſöhnen,
Sie lächelt ſchlau: „na! ſo gieb her!
Mein gutes Herz wird Dich verwöhnen,
Das Schmollen wird mir gar zu ſchwer.“ —
Er will verſöhnt ſie nun umfaſſen;
„Na!“ ruft ſie aus und kehrt ſich weg;
„Na!“ ſchmeichelt er, will ſie nicht laſſen,

„Na, na!" grollt ſie, „das iſt doch keck!" —
Er will ſie dringender umfangen,
„Na! Süße!" fleht ſein heißer Mund;
„Na denn!" ſpricht ſie, und reicht die Wangen
Dem Glücklichen zum Liebesbund.
„Na, na!" was für ein Liebgekoſe?!"
Ruft nun die Tante brummend aus;
„Na! Tantchen! hier iſt eine Doſe,
Dies Priſchen iſt ein wahrer Schmaus."
Sie bitten nun um ihren Segen,
Und fleh'n: „na," liebes Tantchen, „na!"
Da ſchmunzelt ſie: „na! meinetwegen,
Da habt Ihr Euch, ich ſage ja!"
„Na endlich!" rufen ſie voll Freude,
„Das iſt doch noch ein Tantchen, na!"
„Schon gut!" ſagt ſie, und wehret beide
Halblächelnd von ſich ab: „na, na!"
Nun wend' ich mich an Euch hier Alle,
Und frage: na! hab ich nicht Recht? —
Wenn's auch zum Beſten nicht gefalle,
Heißt's doch wohl: „na! es iſt nicht ſchlecht."

Der Tod und ein Weib.

Ein Schwank.

Der Tod verklagte einſt vor Jovis Thron,
Wie folgt den weiſen König Salomon:
„Herr! dieſer weiſe König ſprach,
Und Narren, Weiſe ſagen's nach,
„„Ein böſes Weib iſt ärger als der Tod!““
Wird irgend Jemand nun von mir bedroht,
So lacht er mich noch höhniſch aus,
Es heißet nur von Haus zu Haus:
Was droht der arme Wicht denn noch,
Ein böſes Weib iſt ärger doch!“
Als d'rauf der Tod voll Ingrimm ſchweigt,
Spricht Salomon, das Knie gebeugt:
„Befiehl, o Herr! daß er im Menſchenleib
Auf Erden frei' ein Eheweib,

Und nennt er meinen Spruch noch dann bizarr,
Dann iſt der König Salomon ein Narr."
Und Jupiter, dem manche Erdenmaid
In's Götterauge Sand geſtreut,
Sein „fiat" ſpricht. Der Tod auch alſobald
Zur Erde ſteigt, in Mannsgeſtalt,
Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf,
Und hatte gleich im erſten Ort
Der Wand'rung eine Wittwe fort,
Die kürzlich erſt in's Paradies
Den ſechſten Mann ſpazieren ließ.
Nachdem ſie ihrem Veit und Max,
Dem Hinz und Kunz, dem Pold und Stax,
Die Leichenred erbaulich hielt,
Und ihn dabei recht angeſchielt,
Ging munter das verliebte Paar
Zum Pfarrer hin und zum Altar.
Doch da erkannt' der Gottesknecht
An dürrer Hand den ſchlauen Hecht,
Und ruft ihn n'ein in's Kämmerlein:
„Herr! wollt Ihr hier getraut nun ſeyn,

Verſprecht mir, daß, wenn einſt mein Stündlein ſchlägt,
Ihr die Geſtalt als Tod noch trägt,
Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Mit rothem Rock und langem Zopf."
Der Tod verſpricht's, und alſogleich
Steht unſer Paar in Hymens Reich.
Da leben ſie auch kurze Zeit
In Frieden und in Einigkeit;
Er würzet ihr die liebe Eh'
Mit wenig Zank und viel Kaffee;
Doch, kann ein Weib ſtets freundlich ſeyn?
Die Weltgeſchichte ſpricht hier: nein!
Bald hört er wie bei ſtiller Nacht
Ein ſanft Gebet ſein Weib vollbracht:
„O komm, Du freundlich lieber Tod,
Befreie mich von meiner Noth!"
Daß dieß Gebet verdrießlich macht,
Von keinem Manne wird's verdacht.
Bald ſtellte ſich nach Sonnenſchein
Ein Handgemeng', ein Plänkeln ein,
Vom Plänkeln kam's zum Fauſtgefecht,

Und Sieger blieb — das ſchwach' Geſchlecht!
Schulmeiſters ſchönen Lockenzopf
Begoß ein heißer Suppentopf,
Bald ward ſein rothes Feſttagskleid
Von Mehlgeſchirren überſchneit,
So, daß der Tod bald lendenlahm
Auf immer heilſam Reisaus nahm;
Er ließ auch denn ein Jährchen zehn
Nichts hören von ſich und nichts ſeh'n.
Da wird vom Pfarrer her nach ihr geſchickt,
Dem ſchon das Sterbe-Stündchen nahe rückt,
Der ſchwach und leiſe ſpricht zu ihr:
„Ach, gute Marthe, bleibt bei mir,
Verſprecht mir, daß bis ich erbleicht,
Ihr nimmermehr vom Bette weicht,
Dafür ſollt ihr auch ganz allein
Nach meinem Tod mein Erbe ſeyn.“
Die liebe Marthe, willig und bereit,
Pflanzt ſich an's Bett kommod' und breit,
Den Fliegenſcheucher in der Hand,
Wie auf dem Poſten ein Sergeant.
Da naht der Tod ſich alſobald,

Wie er verſprach, in Mannsgeſtalt,
Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf.
Und als er ſo in dieſer Tracht
Beim Pfarrer ſtill die Thür aufmacht,
Erkennt Frau Marthe ihren Mann,
Und fängt zu lärmen wüthend an,
Indem ſie faßt ihn am Genick:
„Ha! hab' ich Dich Du Galgenſtrick?“
Und „tauſend Wetter Element'“
Begleiten dieſes Kompliment.
Da huſcht der Tod zur Thür hinaus,
Und denkt, ſie geht wohl bald nach Haus!
Und tritt nach einem Stündchen fein,
Beherzt zu ſeinem Opfer n'ein,
Da fliegt an Kopf ihm allzumal
Der Spucknapf und die Suppenſchal'.
Der Tod entflieht zu Jovis Thron
Und ruft: „O recht ſprach König Salomon,
Ich trau mich nicht an Pfarrers Leib,
Denn an dem Bette ſitzt mein Weib!
Doch, daß ich bald das Ende ſchau,

Hol' ich als Tod erſt meine Frau!" —
Wie man vernimmt, hat ſeit der Zeit
Der Tod auch nimmermehr gefreit;
Doch, daß er einſt ein Eh'mann war,
Zeigt ſein Gerippe hell und klar.

Le „rien“ et le „je ne sais quoi.“

„*Rien*“ et „*je ne sais quoi*“ sont de bien petits mots,
Ils gouvernent pourtant les sages et les sots.
Un „*rien*“ fait tout dans cette vie;
Un „*rien*“ sait nous donner le calme ou l'énergie,
Pour couronner nos voeux, nos désirs et nos soins,
Il faut un „*rien*“ de plus, peut-être un „*rien*“ de moins,
Un „*rien*“ nous fait admirer une belle.
Un „*rien*“ souvent nous trouble la cervelle;
Un „*rien*“ ravit dans certain billet-doux.
Un „*rien*“ toujours épouvante un jaloux;
Un „*rien*“ hélas! peut ternir notre gloire,

Et c'est un „*rien*“ qui donne la victoire,
Il faut un „*rien*“ pour perdre le sommeil,
Un „*rien*“ aussi charme notre reveil;
Un „*rien*“ sait agiter le coeur le plus austére,
Un „*rien*“ est tout pour un conseur sévère:
Combien un „*rien*“ fait naitre des débats,
Hélas! et pour un „*rien*“ que des sanglans combats!
Ce n'est pas tout pourtant, et je parirais moi,
Qu'ici bas, tout se fait par un „*je ne sais quoi!*“
Un fat, un ignorant, obtient-il un emploi;
Par quel moyen? par un „*Je ne sais quoi.*“
Une belle chanteuse avec sa demie voix,
Obtient mille bravos par un „*je ne sais quoi.*“
Souvent un drame noir nous met tout en émoi,
Nous arrache des pleurs, par un „*je ne sais quoi*“
Un grâve philosophe est la dupe d'une oie,
Assoupi mollement par un „*je ne sais quoi.*“
A Berlin, à Paris, et dans mille autre endroits.
Tout va, tout vient, par „*rien*“ et „*je ne sais quoi.*“
En récitant ces vers, fiez-vous à ma foi,

Je n'attends „*rien*“ et crains „*je ne sais quoi.*“
Sur vos bontés, Messieurs, j'ai compté tout
fois,
J'espére enfin, et vous savez bien „*Quoi.*“

Der Muth und seine Familie.

Wer kennet den Helden von hoher Geſtalt,
Mit flammenden, herrſchenden Blicken?
Für's Große das Herz in dem Buſen ihm wallt,
Er zeigt der Gefahr nie den Rücken.
Er wohnet im deutſchen hochherrlichen Land,
Iſt unter dem Namen der „Muth“ da bekannt.

Uud dieſer ſo wackre und ſtolze Herr Muth
Hat viele Verwandte und Kinder;
Die Töchter ſind alle ſo herrlich und gut,
Die Söhne ſind wahrlich nur Sünder;
Und trefft ihr ein Töchterchen, ſo betet es an,
Die Söhne jedoch, o! die leget in Bann.

O, ſeht hier den älteſten trotzigen Sohn,
Wie er ſo geſpreitzt nicht da ſtehet;

Er ſpricht jeder Art, jeder Höflichkeit Hohn,
Wenn Dünkel und Selbſtſucht ihn blähet;
Dies Söhnlein macht wohl ſeinem Väterchen
Schand,
Dies traurige Söhnlein, der „Hochmuth“
genannt.

Doch da iſt die Schweſter ein anderes Ding,
So lieblich wie Roſen zu ſchauen,
So heiter und freundlich, ſo loſe und g'ring,
Ein Vorbild der gütigen Frauen.
Sie feſſelt, doch iſt es ein ſammtnes Band,
Wer kennt nicht die Holde, „Sanftmuth“
genannt.

Da wieder ein Bruder, ein finſt'rer Hecht,
Dem Keiner zu Recht was kann machen;
Der brummet und zanket und hat doch nie
Recht,
Den bringt auch kein Garrick zum Lachen,
Er ſtützet den Kopf in die ſorgende Hand,
Und wird von den Leuten der „Unmuth“
genannt.

Doch da iſt die Schweſter, ein himmliſches Kind!
Der göttlichſte Reiz des Geſchlechtes;
Und ohne dies ſüße Geſchöpf, wahrlich! ſind
Die Schönheit und Jugend nichts Rechtes,
Denn Liebe noch niemals ein Mann wohl empfand,
Wo ſie mangelt die Holde, die „Anmuth“ genannt.

Da wieder ein Bruder, entartete Brut!
Der ſchauet ſtets rückwärts und zittert;
Es klopfet ſein Herzchen, es ſtocket ſein Blut,
Wenn er die Gefahr auch nur wittert.
Wer reicht wohl dem Feigen die männliche Hand,
Dem zitternden Buben, der „Kleinmuth“ genannt?

Doch da iſt die Schweſter, ein Heiligenbild!
Es ſchwimmet das Aug' ihr in Thränen;
Ihr Anblick mit höherer Ahnung uns füllt,
Wir fühlen ein himmliſches Sehnen,

O Fromme, du ſchauſt in ein beſſeres Land,
Du duldende Prieſterin, „Demuth“ genannt.

Da wieder ein Bruder, der „Uebermuth“ heißt,
Ein toller, unbändiger Range.
Doch da auch die Schweſter, die Herzen zerreißt,
Die „Wehmuth“ mit bleichender Wange,
Und noch eine Schweſter — Ihr kennet ſie ſchon!
Die „Großmuth“ für ähnliche Deklamation.

Die Kennzeichen der Ehe.

Ein Rathgeber für neugierige Leute.

Er.

Man ſieht ein Pärchen oftmals wohl im Leben,
Und möchte wiſſen, ob's ein Eh'paar iſt,
Dafür will ich Euch jetzt die Zeichen geben,
Damit Ihr es von nun an ſogleich wißt;
Ob es die Frau iſt, die Ihr mit ihm ſchaut,
Ob die Geliebte oder gar die Braut.

Sie.

Man ſieht ein Pärchen oftmals wohl im Leben,
Und möchte wiſſen, ob's ein Eh'paar iſt,
Dafür will ich Euch jetzt die Zeichen geben,
Damit Ihr es von nun an ſogleich wißt,
Ob es der Mann iſt, den man mit ihr ſieht,
Ob der Geliebte ihr zur Seite zieht.

Er.

Geſetzt, Ihr ſeht ein Pärchen herſpazieren,
Sie ſpricht vertraut mit ihm und läßt ſich führen,
So glaubt gewiß mir es iſt nicht die Frau.
Doch wenn ſie ſchweigend neben ihm nur geht,
Bald rechts, bald links das ſchöne Köpſchen dreht,
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Sie.

Geſetzt, Ihr ſeht ein Paar ſpazieren gehen,
Er iſt beſorgt die Mücken abzuwehen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht der Mann.
Doch wenn er ewig ſpielt nur mit dem Hunde,
Und die Cigarre dampft aus ſeinem Munde,
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Er.

Wenn er am Schreibtiſch ſuchet in Papieren,
Und ſie tritt leiſe auf, ſchließt ſacht die Thüren,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht die Frau.
Doch wenn er ſich vertieft in Rechnungszahlen,
Sie aber klirrt mit Gläſern und mit Schalen,
So glaubt gewiß mir; es iſt ſeine Frau.

Sie.

Wenn ſie beſchäftigt iſt mit Kleid und Spitzen,
Und er kann ſanft dabei am Nähtiſch ſitzen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht der Mann.
Doch wenn am Fenſter ſie ganz einſam ſtricket,
Und er halb ſchlafend auf dem Sopha nicket,
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Er.

Wenn er genöthigt iſt gleich zu verreiſen,
Und ſie verſucht den ſchnellſten Weg zu preiſen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht die Frau.
Doch wenn ſie gern die Vorſicht will erheben,
Ihm von der Wäſche doppelt mitzugeben,
So glaubt gewiß mir; es iſt ſeine Frau.

Sie.

Wenn ſie in's Seebad muß, nichts kann mehr
ſchützen,
Und er ſie fleht, die Jahrszeit zu benützen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht der Mann.
Doch wenn er ſpricht: „es mangelt ſe an
Pferden,“

Bald: „es will heuer gar nicht Sommer werden,“
So glaubt gewiß nur; es iſt ihr Mann.

Er.

Wenn ihn der Kopfſchmerz plagt, er kann kaum ſchreiben,
Und ſie ihn bittet, doch zu Haus zu bleiben,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht die Frau.
Doch wenn ſie ſagt: „das kommt vom dumpfen Zimmer,
Geh doch ein wenig aus, das hilft ja immer,“
So glaubt gewiß mir; es iſt ſeine Frau.

Sie.

Wenn die Migrän ſich ſtets nur will erneuen,
Und er ihr räth, ſich mehr doch zu zerſtreuen,
So glaubt gewiß mir; es iſt nicht ihr Mann.
Doch wenn ſie klaget über Nervenſchwächen,
Und er ihr ſagt: „Du mußt nur ja nicht ſprechen,“
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Er.

Wenn in der Loge, rückwärts, ſo im Düſtern,
Sie iſt bemüht ihm ſtets in's Ohr zu flüſtern,

So glaubt gewiß mir; es iſt nicht die Frau.
Doch wenn ſie auf die Brüſtung hin ſich lehnet,
Und halb das Wörtchen ſpricht, und halb es gähnet,
So glaubt gewiß mir; es iſt ſeine Frau.

Sie.

Wenn er im Schauſpiel immer bis zum Schluſſe
Stets bei ihr bleibt, nicht ſpricht vom Ueberdruße,
So glaubt gewiß mir; er iſt nicht ihr Mann.
Doch wenn im Korridor, an Logenthüren,
Er in den Zwiſchenakten geht hauſiren,
So glaubt gewiß nur mir; es iſt ihr Mann.

Beide.

Wenn hier die Pärchen hören, was wir ſagen,
Und unbefangen in die Hände ſchlagen,
So glaubt gewiß; ſie ſind nicht Mann und Frau.
Doch wenn ſie ſich getroffen etwas ſpüren,
Und ihre Hände gar nicht wollen rühren,
So glaubt gewiß mir; ſie ſind Mann und Frau.

Das Orchester der menschlichen Leidenschaften.

Ein humoriſtiſches Pizzikato.

Nur einer Oper gleicht das Leben,
Das heißt: ganz unverſtändlich iſt der Text.
Die Dekoration nur ſoll es erheben,
Die uns der Maler: „Zufall“ hingekleckſt;
Ja von der Oper- und der Lebenshandlung
Und das Motiv ſtets im Geheimniß bleibt,
Oft überraſcht uns plötzlich die Verwandlung,
Wie's der Maſchinenmeiſter: „Glück“ betreibt;
Die Leidenſchaften lauern auf Momente,
Und ſtimmen emſig ihre Inſtrumente.

Die Freundſchaft ſtimmt die allerfeinſten Herzen,
Zum Einklang immer und zur Harmonie,
In Luſt und Leid, in Wonnen und in Schmerzen,

Berührt die allerzart'ſten Saiten ſie;
Drum ſpielet ſie mit ſanft verklärter Miene
Im Leben auch die Erſte Violine.

Die Liebe naht, das Daſeyn zu verſchönen,
Ihr huldigt Amor, Mars, Apoll;
Das Weltall ſcheint melodiſch zu ertönen
Und jeder Durklang löst ſich auf in Moll;
Wie Nachtigallenſang bei Abendröthe,
Ertönt die Liebe uns als ſüße Flöte.

Nun kommt ein Inſtrument voll Diſſonanzen,
Die Ehe iſt's, wie man doch leicht begreift,
Man iſt nicht froh und muß dabei doch tanzen,
Wie uns ein andres Weſen dazu pfeift;
„Der Ehemann," ſprach Gott in ſeinem Zorne,
„Der blaſe immer zu auf ſeinem Horne."

Die Ehe, ach! die hat gar ſchwere Noten,
Nur Banko-Noten geben ihr den Glanz,
Ein Kreuzchen nach dem andern wird geboten,
Von allen Seiten keine Reſonnanz;
Die Eheleute brummen ohne Unterlaſſe,
Sie als Viola, er im Contra-Baſſe.

Der Neid, dies Ungeheuer der Empfindung,
Der nagend nur die eig'ne Bruſt zerfleiſcht;
Der ſtets mit tauſendfachen Schlangenwindung
Das Herz umſchlingt, in's Ohr uns ſchneidend kreiſcht,
Der Neid muß ſich zu allen auch geſellen,
Um als Hoboe uns ins Ohr zu gellen!

Die Eitelkeit, die findet ſich am Ende,
Doch übertönet das Orcheſter ſie,
Von ihrem Ton erſchallen alle Wände,
Und ſie zerreißet jede Harmonie.
Ja, ja, die Eitelkeit mit vollen Backen
Bläst als Trompete laut uns in den Nacken.

Die Dummheit will nur alles übertönen,
Sie platzt ſo in den guten Ton hinein;
Beleidigt wird das Ohr von ihrem Dröhnen,
Ihr hohles Lärmen wird zur wahren Pein;
Als Pauke nimmt die Dummheit ihre Stelle,
Sie ſpricht und lärmt vom eig'nen Eſelsfelle.

Doch unter allen dieſen bunten Tönen
Fehlt eines noch, das ſehr den Dichter reizt,

Was ganz allein kann ſein Beſtreben krönen,
Wonach er heut am allermeiſten geizt,
Wenn Händ' wie Teller aneinander ſchlagen,
Und güt'ge Nachſicht für den Autor ſagen.

Die gute Wirthin
und
# die ſanfte Gattin.

Variationen auf das beliebte Thema:

Eheglück.

(In freien Verſen, zur Declamation.)

Robert.

So ſey, mein Freund! mir herzlich denn willkommen,
Dir ging's wohl gut ſeit unſrer Trennungszeit,
Du haſt indeß ein Weibchen dir genommen?
Nun, oft iſt auch der Klügſte nicht geſcheidt!
Sie iſt jedoch, wie ich gewiß vernommen,
Die Sanftmuth ſelbſt im ird'ſchen Frauenkleid,

So danke Gott, o Freund! für Dein Geſchick,
Denn eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Eduard.

Dieß Glück, mein Freund! läßt ziemlich ſich ertragen,
Vollkommen iſt ja nichts auf dieſer Welt!
Du freilich, kannſt vom Glücke ſagen,
Und wandelſt ſorglos durch das Ehefeld,
Du läß'ſt die Ruhe weidlich Dir behagen,
Indeß das Weib auf Haus und Wirthſchaft hält;
So danke Gott, o Freund! für Dein Geſchick,
Denn eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Robert.

So hat mein Vater auch geſprochen:
„Nur eine gute Wirthin nimm mein Kind."
Mein Weib braucht nun aus Wirthſchaft jede Wochen
Viel mehr, als die, die keine ſind.
„Wer kann," ſpricht ſie, „ſo wohlfeil noch bekommen

Gemüſ' und Wildpret auf dem Wochenmarkt?
D'rum hab' von allem doppelt ich genommen.
Nicht wahr, mein Kind! das heißt gekargt?"
„Ja, Schätzchen!" ſage ich mit trübem Blick,
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Mein Vater hat die Sanftmuth mir geprieſen:
„Nur eine Sanfte nimm' zur Frau!"
Nun macht das Weib, das ich erkieſen,
Durch pure Sanftmuth mich ſchon grau.
Der Koch verſchenket Schmalz und Eier,
Die Kammerfrau ſtiehlt einen Hut,
Der Knecht hält ew'ge Sonntagsfeier,
Doch — meine Gattin iſt ſo gut;
Sie zanket nicht, ſie fordert nichts zurück,
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Will ich mit meiner Frau ſpazieren fahren,
So ſpricht die gute Wirthin: nein!
Die Fiacres, die können wir erſparen,

'Ne Equipage wird wohlfeiler ſeyn!"
Will ich mit ihr zu Ball und Maskenfeier,
Spricht ſie: „mein Kind, das koſtet viel,
Redouten ſind für uns zu theuer,
Wir geben lieber häuslich Thee und Spiel.
Was koſtet gar ein Pikenik?"
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Hab' ich mein Weib als Hausfrau ſanft gefunden,
Iſt ſie als Gattin, ach! viel ſanfter noch!
Wenn ich aus Aerger wüthe manche Stunden,
Iſt ſie ſo gut und lächelt doch!
Und nun als Mutter läßt ſich's glauben,
Iſt ſie die wahre Zärtlichkeit:
Mein Kind bricht Spiegel, reißt die Hauben,
Es lärmt, tobt, und rast und ſchreit,
Die Gute giebt ihm noch ein Groſchenſtück!
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Will ich einmal ein groſſes Tuch ihr bringen,

Nimmt ſie's nicht: „es ſchießt am Sonnenſtrahl;
Verthu' das Geld ja nicht in ſolchen Dingen,
Die beſte Wirthſchaft iſt — ein ächter Shawl!“
Ja öfter noch bekommt ſie gar Geſchenke
Und frag' ich: „Weibchen, ſage doch wofür?“
Sagt ſie: „ach lieber Mann, bedenke,
Ich lade ſie zu Gaſt dafür,
Und krieg' es ſo auf gute Art zurück.“
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Die Güte meines Weibes überſteigt den Glauben,
Denn ſie beſitzet wahren Chriſtenſinn!
Will Jemand ihr ein Küßchen rauben,
Sie reicht ihm noch die andre Wange hin;
Und ſag' ich: „Weibchen! der und der iſt zu verwegen,
Das ſtreitet wider Ehr' und Pflicht!“
Sagt ſie: „Ach Männchen! ich bin ſehr verlegen,

Denn zanken kann ich mit den Leuten nicht!
Viel lieber dulde ich ſo manches Stück!“
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Jetzt, da mich ſchwere Sorgen faſſen,
Für Weib und Kind in ſchlechter Zeit,
Hat mich die Karge ganz verlaſſen,
Und das aus bloßer Sparſamkeit.
„Ein guter Freund will mir die Wohnung geben,
Ich führ' die Wirthſchaft ihm dafür,
So kannſt wohlfeiler Du wohl leben,
Erſpareſt Kleidung, Wirthſchaft, Koſt, Quartier;
Wenn's beſſer wird, komm' ich zu Dir zurück.“
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Mein Weibchen, ach! die ſanfte Seele!
Verläßt mich ganz nun, wie es ſcheint,
Du weißt, wie ich mit der Gicht mich quäle;
Da wird oft geſeufzt, geſtöhnt, geweint,

Ihr weich Gemüth kann dieſes nicht ertragen,
Sie unterläge meinem Schmerz; —
D'rum ließ ſie ſich zu einem Freunde tragen,
Ihr bräche ſonſt das ſanfte Herz!
Sie ſchreibt mir zärtlich: „ich bedaure Dein Geſchick.“
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Was wird Dein guter Vater nun wohl ſagen,
Der Dir vor allen nur die ſanfte Gattin pries?

Eduard.

Er wird's vermuthlich Deinem Vater klagen,
Der doch vor allen eine gute Wirthin Dir verhieß!

Robert (reicht ihm die Hand.)

So laß' uns Freund! denn jetzt beiſammen bleiben,
Wir ſind von einem Feuer doch gebrennt.

Eduard.

Und meinem Sohne will ich's deutlich ſchreiben,
Als Motto in mein Teſtament:
„Weiberſanftmuth iſt oft nicht geheuer!“

Robert.

Und ich: „Was wohlfeil ſcheint, iſt theuer.

— — — — — — — — — — —

Das Haar ohne Kopf
und
der Kopf ohne Haar.

Ein Schwank.

Ein Mädchen, das den Gipfel
Der Jugend ſchon erſtieg,
Das wehte mit dem Zipfel
Des Lenzes noch nach Sieg.

Sie hatte manchem Freier
Ein Rübchen ſchnöd' geſchabt,
Als ſie mit ſtolzem Feuer
Des Lebens Mai durchtrabt.

Da wandte ſich das Blättchen,
Die Sommerzeit erſchien,

Der Wangen Roſenbeetchen
Begannen zu verblüh'n.

Da zog ſie andre Saiten
Der Herzensleier auf,
Und ſchickt nach allen Seiten
Den Blick zum Männerkauf;

Doch alle Männerſchwalben
Entſchwirrten ihrem Blick,
Und nur ein Anderthalben
Blieb noch bei ihr zurück.

Der Eine, wie ein Engel
So ſchön im Lockenkopf,
War leider ach! ein Bengel,
Ein fader, ſchaaler Tropf;

Bei vielem Kopf und Herzen
War, ach! der Andre — kahl,
Und zwiſchen Schaam und Schmerzen
Blieb ihr die bange Wahl.

Nun ſagt mir an, ihr Schönen,
Träf euch einſt dieſes Loos,

Möcht' Beide ihr verhöhnen,
Und bleiben Männerlos?

„Da ſey uns Gott genädig,"
— Ruft naiv die Jüngſte aus —
„Da bliebe man ja ledig,
„Käm' nie als Frau ins Haus."

„Was iſt's denn mit dem Schaalen,
„Ein Mann iſt's doch, fürwahr;
„Zur Noth nähm' ich den Kahlen,
„Wer nimmt das ſo auf's Haar?"

So die Geſinnung zeigend,
Die liebe Unſchuld ſprach,
Die Aeltre ſagte ſchweigend
Ihr herzlich Amen nach.

Auch unſre Leoparde
Sah, wie ſich's wohl gebührt,
Die ganze Freiergarde
Auf Zweie reduzirt.

Da fühlte ſie die Leiden
Des kleinen Wörtleins: „Muß;"

Denn einem dieſer beiden
Gilt nur der Königsſchuß.

Sie denkt: Vernünft'ge Männer
Sind ſchöner Zeitvertreib
Für Weiſe und für Kenner,
Nur nichts für's Eheweib;

Das Weib liebt ſich im Gatten
Ein gutes, frommes Thier,
Er tritt zurück in Schatten,
Und läßt den Lichtpunkt ihr.

Vernunft iſt ein Artikel
Ganz leichtlich ſurrogirt,
Doch's Haar iſt das Vehikel
Wodurch das Weib regiert.

Sie fährt mit ihren Nägeln
Dem Querkopf in das Haar,
Da werden ihre Regeln
Ihm faßlich bald und klar.

Ein Körbchen fein vom Haare
Bekam der Haareles,

Sie führte zum Altare
Den Lockenſchädel bloß.

Sie lebten wie die Docken
Ein Dutzend Mondelein,
Sie impfte durch die Locken
Ihm manches Thema ein.

So würgten um die Wette
Sie bald ein Jährchen hin,
Da warf auf's Krankenbette
Ein heftig Fieber ihn.

Er lag der Monden dreie
Am jähen Todesrand,
Und mit gar ſeltner Treue
Pflegt' ihn der Gattin Hand.

Sie ſah ihn bald geſunden,
Durch Kunſt und durch Natur,
Doch ach! dahin geſchwunden
War jede Lockenſpur!

Da warf ſie ſich zur Erde,
Bejammernd den Verluſt,

Mit bitterer Beſchwerde,
Zerrang die weiße Bruſt.

„Ich habe nun, o Grauen!
Nicht Kopf, und auch nicht Haar!
Und bleibe allen Frauen
Ein Spottlied immerdar!

O nehmt euch ein Exempel,
Ihr Mädchen hoch und ſtolz!
Und ſchnitzt euch Hymens Tempel
Vom grünen Jungfernholz.

Und theilet äußerſt ſpärlich
Die lieben Körbchen aus,
Nicht immer fliegen jährlich
Viel Freier ein und aus.

Ein Mädchen im September
Hat ſchon die liebe Noth;
Doch Mädchen im Dezember
Sind ſchon ſo gut als todt. —

II.

Jocoſes.

Mein encyclopädisches Mädchen.

Hinweg mit Buch und Feder,
Mit Dintfaß und mit Sand,
Mit Logik und mit Feder,
Mit Hegel und mit Kant,
Mit Hörſaal und Katheder,
Mit Tubus und Dolland,
Mit Kolben und Retorten
Und Euler et Conſorten.

Ich hab ein Mädchen funden,
Ein lebend Lehrgedicht,
In Lilienſammt gebunden,
Verziert mit Roſenlicht;
Die giebt in ſüßen Stunden
Privat mir Unterricht;

Mich lehret ihre Neigung
Der Wiſſenſchaft Verzweigung.

Ich lerne mit Verlangen
Das Leſen erſt der Schrift,
Die man auf ihren Wangen
Mit Roſentinte trifft;
Die Worte, die da hangen
Sind ſinniger als Swift
Und alle die Autoren
Im Drucke je geboren.

Mir tönt aus ihrem Munde
Muſik und Harmonie;
Ihr Bau giebt mir die Kunde
Der höchſten Symmetrie;
Ihr Aug' lehrt jede Stunde
Mich ſchnell Aſtronomie;
Ihr Kuß iſt Magnetismus,
Ihr Handdruck Galvanismus.

Auch das Geſetz der Schwere
Lehrt ſie auf meinem Schooß;

Jedoch die höchſte Lehre
Die ich von ihr genoß,
Die iſt, bei meiner Ehre,
Das höchſte Erdenloos;
Sie heißt: mach Dir's zu eigen,
Von deinem Glück zu ſchweigen.

Die Frauen wie ſie ſind.

Die Frauen ſind wie Sonne
Des Lebens Licht und Wonne;
Wie Sonne ſind die Frauen
Verderblich anzuſchauen:

Die Frauen ſind wie Sterne,
Man ſieht ſie gar zu gerne;
Wie Sterne ſind die Frauen,
Bei Nacht blos anzuſchauen.

Die Frauen ſind wie Roſen
So mild und ſanft zu koſen;
Wie Roſen ſind die Frauen
Mit Dornen nur zu ſchauen.

Die Frauen ſind wie Geiſter
Des Lebens ſüße Meiſter;

Wie Geiſter ſind die Frauen
Erregen Furcht und Grauen.

Die Frauen ſind wie Reben,
Durchglühen froh das Leben;
Wie Reben ſind die Frauen
Beim Stock nur gut zu ſchauen.

Die Frauen ſind wie Wellen
So lockend ſüß im Schwellen;
Wie Wellen ſind die Frauen,
Iſt ihnen nicht zu trauen.

Die Frauen ſind wie Lieder,
So zart und ſüß und bieder;
Wie Lieder ſind die Frauen
Oft ungereimt zu ſchauen.

Die Frauen ſind wie Krieger
Des Lebens munt're Sieger;
Wie Krieger ſind die Frauen,
Mit Zungen einzuhauen.

Die Frauen ſind Doctoren
Zu unſerm Heil geboren;

Doctoren ſind die Frauen,
Die unſer Grab uns bauen.

Die Frauen ſind wie **Richter**,
Des Lebens milde Schlichter;
Wie Richter ſind die Frauen
Beſtechlich nur zu ſchauen.

Die Frauen ſind wie **Dichter**,
Geliebte Böſewichter!
Wie Dichter ſind die Frauen,
So eitel als die Pfauen.

Die Frauen ſind wie **Männer**,
Des Daſeyns wicht'ge Renner;
Wie Männer ſind die Frauen,
So treulos anzuſchauen.

Meine Biographie.

Ich war ein junger Springinsfeld,
Stets froh,
Verthat die Jugend und das Geld
So ſo;
Doch wie ich's auch hab' angeſtellt,
Sprach immer doch die arge Welt
Ihr O!

Erſt ging ich ſtets in hoher Pracht
Und Glanz,
Als ging's in einer Hochzeitsnacht
Zum Tanz;
Da ward ich höhniſch ausgelacht,
Und jeder ſprach und jeder dacht':
„Der Hans!“

Dann warf ich dieſen Schnick und Schnack
In's Meer,
Und ging blos ſtets im grauen Frack
Einher;
Da ſprach das liebe Spöttlerpack:
„Nun geht er gar gehüllt in Sack,
„Der Bär!“

Einſt war für Mädchen-Angeſicht
Ich weg,
Und wich ihr oft viel Monden nicht
Vom Fleck;
Und ſieh'! das gute Völklein ſpricht:
„Der Menſch iſt doch, beſehn beim Licht,
„Ein Geck!“

Drauf hab' ich Lieb' und Liebelei
Verbannt,
War ſelber nicht im Monat Mai
Galant;
Da lachten ſie: „ei, ei, ei, ei,

„Der Tropf hat ſich am heiſsen Brei
„Verbrannt!“

Dann ſeg'nete mit Kaufmannsglück
Mich Gott,
Verſchenkte dann ein ſchönes Stück
Recht flott;
Da zählten ſie mit ſcheelem Blick:
„Das iſt nun bald, verdient Geſchick,
„Bank'rott.“

Nun legt' ich mich mit Leidenſchaft
Und Brunſt
Auf manche ſchöne Wiſſenſchaft
Und Kunſt;
Da ward' ich ringsum angeklafft:
„Wie? Lebt der Mann von Bücherſaft
„Und Dunſt?“

Dann ſchnitt ich Pfeifen, wie man ſpricht,
Im Rohr,
Und brachte gar ein Sinngedicht
Hervor;

Da hielt die Welt mit mir Gericht:
„Was zupfſt du uns, du Böſewicht,
„Beim Ohr?“

Ich ſchrieb etwas an Bogen ſchwer
Und ſtark,
Das Gutes denn auch hin und her
Wohl barg;
Da brummt' ein trockner Regelbär,
Der gerne ſelbſt der Dichter wär':
„Der Quark!“

Dann flog ich über Land und Meer
Hinaus,
Die Welt hindurch die Kreuz und Quer
Voll Saus;
Da riefen Grämler hinterher:
„Den treibt gewißlich ein Malheur
„Von Haus!“

Nun ſchrieb voll Spaß ich ein Journal
Juhe!

Drob lächelte die Leſerzahl
Bei'm Thee;
Doch hinterdrein mit Pein und Qual
Kömmt Polizei und Künſtler=Zahl,
O weh!

An Allem, was ich noch erfand
Bis jetzt,
Hat ſich den Zahn der Unverſtand
Gewetzt;
Doch lach' ich heimlich in die Hand,
Werd' ich von Braven nur im Land
Geſchätzt.

Mich hat Natur nun nicht zum Fiſch
Gemacht;
Hab' warmes Blut zum Schreibetiſch
Gebracht,
Am Tage heiß beim Federwiſch,
Und bei dem Liebchen heiß und friſch
Bei Nacht.

Ihr Narren lacht euch, wenn ihr wollt,
Zu Tod.
Mir thut's um Reichthum oder Gold
Nicht Noth;
Durch's Leben werd' ich hingetrollt
Wie mir's das Neungeſchwiſter hold
Gebot.

Recipe für Verliebte.

(Frei nach dem Engliſchen des Swift.)

Zwei oder drei Blicke wie ſtrahlender Blitz,
Zwei oder drei Drücke vom Fingergeſchütz,
Zwei oder drei Knixchen ihr nur zu Ehren,
Zwei oder drei Ständchen im Mondſchein zu hören,
Zwei oder drei Hütchen der Jungfer Liſette,
Zwei oder drei Bonbons dem Schooßhund Finette,
Zwei oder drei Mährchen von Baſen und Tanten,
Zwei oder drei Joujour aus Gold und Demanten,
Zwei oder drei Thränlein, ihr nur bewußt,
Zwei oder drei Schwüre, die Hand auf der Bruſt,
Zwei oder drei Mal vom Theater begleitet,

Zwei oder drei Locken, im Sturm erbeutet,
Zwei oder drei Karten zu jedem Konzert,
Zwei oder drei Roſen im Faſching verehrt,
Zwei oder drei Brief à la Werther geſchwätzt,
Zwei oder drei Lieder in Muſik geſetzt,
Zwei oder drei Mal wiederholet nur dieß,
Zwei oder drei Monat dann hilft es gewiß.

Die Verwandlungen.

Höret Leutchen die Geſchichte
Von dem erſten Mägdelein,
Die nach ſicherem Berichte
Amor'n ließ in's Herz hinein;
Aber deutet nicht, ihr Böſen!
Dieſe, Jene ſey's geweſen.

Erſt verkleidet zum Soldaten
Klopft er an ihr Herzchen an,
Doch da war er ſchlecht berathen,
Wär' er auch ein Tamerlan,
Höhniſch wird ihr Mündchen größer:
„Weg mit dir du Eiſenfreſſer!“

Kommt ſodann im reichbeblümten
Wohl friſirten Prunkornat,

Kündet ſich als weltberühmten,
Hochgelehrten Advokat;
Der wird hoch von ihr gemeſſen:
„Fi! der riechet nach Prozeſſen!“

Nun als Kaufmann, ſchlicht geſittet,
In dem ſimpeln Oberkleid,
Naht er ſchüchtern ſich und bittet
Um ihr Herz für Ewigkeit.
Und ſie ſchmählet: „Ha, du Kühner!
Seht mir da den Ladendiener.“

Als ein Landmann kommt er ſpäter,
Der das Haus und Feld verſteht,
Wirbt, nach Art der biedern Väter,
Keck um Ihre Majeſtät,
Die zu ſpötteln nun belieben:
„Was weis ich von Kraut und Rüben!“

Auch als Dichter nun verkleidet,
(Heißt entkleidet wohl vielmehr,)
Sagt er, was er fühlt und leidet,
Ihr gereimt in Verſen her,

Dem verweiſt ſie gar das Zimmer:
„Reimt ſich wohl, doch ſchickt ſich nimmer.“

Kommt zuletzt mit Seid’ und Bändern
Als ein Modehändler her,
Reich an Stoffen und Gewändern,
Und an Shawls und Spitzen ſchwer;
Schnell ſpricht ſie mit Hochentzücken:
„Laß an’s Herz dich, Holder! drücken!“

So nur ſchlich, als Mann der Mode,
Amor in des Mädchens Bruſt,
Die vererbte nach dem Tode
Allen Schönen nun die Luſt,
Daß ſie nach der Mode, leider!
Männer wechſeln, wie die Kleider.

Das Blümchen Wunderblau.

An Lyssa.

Ich kenne ein Blümchen mit Blätterchen blau,
Das blühet ſo würzig und duftig,
Stets iſt es befeuchtet vom friſcheſten Thau,
Und flimmert und flammert ſo luſtig;
Dies Blümchen, das blaue, im ſonnigen Schein,
Dies Blümchen, das blaue, das lieb' ich allein.

Dies Blümchen, das blaue, entfärbet ſich nie,
Stets glänzt es wie himmliſcher Aether,
Die Sonne eröffnet es jegliche Früh',
Der Hesper verſchließet es ſpäter;
Wenn Morgens Aurora die Wolken bekränzt,
Das Blümlein, das blaue, noch herrlicher glänzt.

Wenn heiteres Leben das Blümchen umgiebt,
Dann flammt es noch einmal ſo helle,

Doch wenn das Geſchick den Himmel uns trübt,
Wird's bläſſer und dunkler zur Stelle;
Kurz, was nur gewähret hier Luſt oder Pein,
Das wirket auf's Blümchen gar wunderlich ein.

Und greifet ein Weh in das menſchliche Herz,
Das Blümchen die Blätter verhüllet;
Erdrücket den Nächſten oft Kummer und Schmerz,
Das Blümchen mit Waſſer ſich füllet,
Und ſinket ein Edler ins finſtere Grab,
Da fallen ihm lautere Tropfen herab.

Doch findet es Tugend und Frieden und Glück,
Das Blümchen ſich himmliſch entfaltet,
Und ſtrahlet vom bläulichen Grunde zurück,
Was ſchön in der Welt ſich geſtaltet,
Und ſieht es des Sängers gemüthliches Lied,
In ſanftern Farben das Blümchen erglüht.

Der Sänger, er zieht mit den Wolken hinfort
Es zittert ſein Lied in den Winden,
Er ziehet nach Süden, er ziehet nach Nord,
Ein ähnliches Blümchen zu finden;

Es ziehet der Sänger die Kreuz und die Quer,
Ein ähnliches Blümchen, das ſind't er nicht mehr.

Es kehret der Sänger ermattet, verletzt
Zum einzigen Blümchen zurücke,
So lange ein Lichtſtrahl das Blümchen benetzt,
Erklingen die Saiten vom Glücke;
Doch wird einſt das Blümchen von Wolken bedroht,
Verklingen die Saiten, der Sänger iſt todt!

Ich lass' es bleiben.

Gar öfters, da wandle ich traurig allein,
Und möchte mich gerne beweiben,
Doch ſchau' ich ins wirkliche Leben hinein:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wenn ich die ſchnäbelnden Täubchen erblick',
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch ſeh' ich der Katzen ſüßſchmeichelnde Tück:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wenn aus dem Mondſchein die Liebe mir lacht,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch wenn ich im Halbmond die Hörner betracht':
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft kommt mir das Frühſtück zu ſpät, oft gar nie,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch denk' ich: dies Stück kommt ſtets noch zu früh:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft löſen an Strümpfen die Maſchen ſich auf,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch löst ſich nicht vieles im eh'lichen Lauf?
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft winkt mir ein Mündchen, ſo küßlich und blank,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat es beherbergt ſchon männigen Zank:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft wohnet mein Bild ihr im Aeugelein klar,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat es beherbergt ſchon männige Schaar,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft drückt ſie die Hand mir mit liebender Gluth,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,

Doch Rechte weiß oft nicht was Linke hier thut:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft klimmt ein klein Füßchen ans Herz mir hinan,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch hat nicht das Füßchen Pantöffelchen an?
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft koſet ein Pärchen ſich öffentlich fein,
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch guck ich bei ihnen zum Schlüſſelloch n'ein,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft bringet ein Weibchen viel Schätze ins Haus
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch denk ich, im Putze geht's wieder zum Daus,
So laß ich es lieber doch bleiben.

Oft hör' ich ein Knäbchen, das lallet: Papa!
Da möcht' ich mich gerne beweiben,
Doch merk' ich wie Viele ſich melden ihm da:
So laß ich es lieber doch bleiben.

Und wie ich ſo ſchwankte, und wie ich ſo ſann,
Da that ich mich dennoch beweiben,
Doch ſchwör' ich, wenn wieder ich wählen einſt kann:
So laß ich es lieber doch bleiben!

Der Juwelier.

Ihr Leutchen! ach ſehet nur einmal hierher,
Wie reich ich bin plötzlich geworden,
Mich koſtet's nicht Reue, nicht Ruhe, nicht Ehr',
Ich hab's nicht durch Stehlen und Morden;
Denn Gold und Juwelen, Geſchmeide und Pracht,
Das hat mir mein Liebchen zum Brautſchatz gebracht.

Wenn ich ſie umfaſſe mit Liebe und Luſt,
In ſtillen vertraulichen Stunden,
Sie lehnt mir das Haupt an die klopfende Bruſt,
Die Locken in Ringeln gewunden;
Da ſchimmern und flimmern ſo blonde und hold
Die Fädchen geſponnen aus reinſtem Gold.

Und wenn aus der Stirne die Locken ich ſchnell',
Wie ſchäckernd oft Liebende pflegen,
Da lacht mir ſo weiß und ſo glatt und ſo hell
Die blendende Wölbung entgegen;
Beſitz ich da wohl nicht geſchliffen und zart
Ein Elfenbeinſtückchen der ſeltenſten Art?

Dann ſchau ich ins ſchimmernde Auge hinein,
Verwunderlich iſt es zu malen,
Drinn ſcheinet ein feuchter, glänzender Stein,
Den Himmel zurücke zu ſtrahlen;
Der Stein iſt es, Lapis Laſuli genannt,
Und innen ein Stern aus geſchliffnem Demant.

Die Wangen, ſo roſig und wonnig und rund,
Vom zarteſten Schmelz übergoſſen;
Wie Goldglöckchen ertönt es vom flötenden Mund
In runden Korallen geſchloſſen;
Und drinnen an Schnürchen, ein köſtlich Geſchmeid!
Die herrlichſten Perlen zuſammengereiht.

Wie ſchneeig der Hals, den ihr Mutter Natur
Mit ſilbernen Schnürlein umwindet,
Und Nacken und Bruſt alabaſterne Flur,
Aus Perlmutter Arme geründet;
Das köſtlichſte jedoch der Reichthümer all'
Iſt's Herzchen, ſo lauter wie reiner Kryſtall.

Und dieſe Juwelen, dies Herzchen iſt mein,
Anheim mir geſtellt wie mein Leben,
Ich würde davon auch das kleinſte Geſtein
Für tauſend Millionen nicht geben.
Ein Käſtchen Juwelen iſt's Mägdelein mein,
Tief hab' ich's verſteckt in die Herzgrub hinein.

Die Sorgen.

„Was blickſt du immer doch ſo trüb, ſo ſauer,
„Und biſt in tiefer, rückgehaltner Trauer,
„Seit Jahresfriſt und drüber, nur zu treffen?“
So ſprach zu ſeinem kummervollen Neffen
Der reiche Kaufmann Kunibaldus Steffen.
„Ach, theurer Oheim! wie könnt ihr noch fragen?
„Laßt ihr doch meine Wünſche, meine Klagen
„Vergebens ſtets zu Euren Ohren ſchicken,
„Ihr kennt die Qualen die mich drücken,
„Und von den *vielen*, ach! ſo *vielen* Sorgen,
„Durch Euch ward nie vor *einer* ich geborgen.“
„Ei!“ rief der Ohm, „ſo laß die Sorgen hören,
„Und kann ich auch nicht *alle* von dir kehren,
„Von *vielen* jedoch, das will ich dir ſchwören,

„Werd' ich dich retten. Nun friſch nun laß' mich ſehen,
„Worin die vielen Sorgen denn beſtehen.
„Nur rund heraus! wir wollen ſie gleich ſchätzen,
„Und ſchriftlich ſie auf dieſe Tafel ſetzen.“ —
Der Neffe behend holt ein gut Stück Kreide,
Der Onkel ſchreibt, und er zitirt voll Freude:
„Der Sorgen Erſte, ach! ſind meine Schulden,
„Ein tauſend Gulden“ — „Ein tauſend Gulden.“
„Dann kommet die Sorge auch für Koſt, Quartier,
„Beträgt vierhundert Gulden.“ „Hundert Vier.“
„Auch Kleider, Wäſche und ſo fort ſind Sorgen,
„Mit hundert Gulden doch wär ich geborgen.“
„Ein Hundert.“ „Auf Federn, Dint und Buch
„Hätt' ich des Jahrs mit Fünfzig ſchon genug.“
„Gut, Fünfzig.“ „Für den Muſikmeiſter, Maler,
„Benöthigte ich jährlich hundert Thaler.“
„Hm, hundert Thaler.“ „Eine Kur zu brauchen,
„Räth mir der Arzt, ich darf nicht trinken, rauchen,

„Mit Schlagfluß droht mein vieles heißes Blut,
„Da wären wohl dreihundert Gulden gut."
„Ja wohl, drei Hundert." „Nun zur letzten Sache:
„Die Zeit iſt da, daß ich Examen mache,
„Das koſtet viel, die Taxe, Schrift, Pedell,
„Wenn ich genau zuſammen alles ſtell',
„So gehn achthundert Gulden auf den Plunder."
„Achthundert Gulden! nun, das iſt kein Wunder,
„Biſt du nun fertig?" „Ja." „So laß probiren,
„Die Summen da zuſammen zu addiren."
Der Neffe, der im höchſten Grad entzückt,
Das Geld in ſeinen Taſchen ſchon erblickt,
Hilft nun dem Oheim, ungewöhnlich heiter
Im Rechnen: „eins und achte" und ſo weiter.
Das Facit giebt nun endlich blank und baar:
Zweitauſend und neunhundert Gulden dar.
„Nun mit zweitauſend und neunhundert Gulden

„Biſt, Neffe, du gedeckt, ſammt deinen Schulden;
„Die vielen Sorgen biſt du nun doch los,
„Denn jetzt bleibt dir doch nur die eine bloß,
„Von allen deinen vielen, vielen Sorgen:
„Wo faſt dreitauſend Gulden borgen?

Dichterart.

Ich gieng bloß, um zu gehen,
Und ſah bloß um zu ſehen,
Aus heitern Augenſternen
In Gottes ſchöne Fernen,
Und ſummt' ein Lied im Bart,
Nach froher Dichter Art.

Ich dachte an hübſche Mühmchen,
Und ſprach mit Gras und Blümchen,
Und baute meine Schlöſſer
Im Blauen immer größer,
Aus Duft und Thau gepaart,
Nach froher Dichter Art.

Da kam aus Thals Umbüſchung,
Mit Waſſer zur Erfriſchung,
Den Krug am Henkel tragend,

Ein Mädchen, mir behagend;
Ich grüß' das Mägdlein zart,
Nach froher Dichter Art.

Wie war das Waſſer labend,
Wie lockend war der Abend,
Wie traulich war die Stille,
Wie weich des Graſes Fülle;
Mein Herz ſo ſchlecht verwahrt,
Nach froher Dichter Art.

Ich zog ſie hin zum Raſen,
Entſagte allen Baſen, —
Da ging der Krug in Trümmer.
„Ach warte nur, du Schlimmer!“
Ich lacht', als ich's gewahrt,
Nach froher Dichter Art.

Doch nach der Monden neune
Kam ſie zu mir hereine,
Und bracht' mir einen Enkel
Vom Kruge mit dem Henkel;
Das iſt ſo Redensart,
Nach froher Dichterart.

Da ging ich hin zum Pfarrer
Und gab ihm einen Thaler.
Da trau' er mir das Liebchen
Und tauf' er mir das Bübchen,
Das heißt doch wohl geſpart
Nach froher Dichter Art.

Die schwarzen und die blauen Augen.

Auf Aeugelein ſchwarz, auf Aeugelein blau,
Zum Krieg!
Blau Aeugelein tracht', ſchwarz Aeuglein ſchau,
Zum Sieg!
Du Aeuglein ſchwarz wirfſt brennenden Pfeil
Ins Herz;
Du Aeuglein blau tropfſt Balſam und Heil
In Schmerz.
Du Aeuglein ſchwarz weckſt flammenden Trieb
Und Rauſch;
Du Aeuglein blau bringſt ruhige Lieb'
Zum Tauſch.
Du Aeuglein ſchwarz, du reißeſt uns hin
Im Nu;
Du Aeuglein blau winkſt wogenden Sinn
Zur Ruh.

Du Aeuglein ſchwarz, du flammſt und rauchſt
Genuß;
Du Aeuglein blau, du weheſt und hauchſt
Zum Kuß.
Du Aeuglein ſchwarz, du drohſt und ſchmähſt:
„Sey Sklav!“
Du Aeuglein blau, du girreſt und flehſt:
„Sey brav!“
Du Aeuglein ſchwarz haſt Heren verſchafft
Den Zeus;
Du Aeuglein blau haſt Paris entrafft
Den Preis!
Dich Aeuglein ſchwarz, dich kränzet und ſchmückt
Mein Sang;
Doch Aeuglein blau hat's Herz mir beſtrickt
Schon lang.
D'rum Aeuglein ſchwarz, ich küß dir die Hand —
Ade!
Nur Aeugelein blau, das lockt mich ins Land
Der Eh'!

Das Schminklied.

Parodie des Punſchliedes von Schiller.

Vier Surrogate,
Morgens dem Weib,
Bilden die Schönheit,
Bauen den Leib.

Preßt die Perücke
Blond auf den Kopf,
Neu glänzt des Thurmes
Goldener Knopf.

Jetzt mit der Salbe
Duftig gebraut,
Schminket die falbe
Welkende Haut.

Blendende Zähne
Setzet euch ein;
Leben den Küſſen
Giebt das allein.

Füllet des Buſens
Künſtlichen Wall,
Künſte umfangen
Bildend das All.

Eh' ſie entkleidet,
Herzet ſie ſchnell;
Nur wenn's geglättet
Glänzet das Fell.

Lebens- und Todesgefahr.

Gar oft iſt die Sprache ein ſeltſames Ding,
Trotz Regel und Buch nicht ergründet,
So, daß man zuweilen gewiß gar nicht g'ring,
Den paſſenden Ausdruck gleich findet;
Das kitzelnde Pünktchen iſt aber fürwahr:
Wenn ſaget man Lebens-, wenn Todesgefahr?

Drum merke, geliebteſter Leſer! nur dir,
Wie ich es ſtets pflege zu ſagen:
Einſt zog der berühmteſte Doktor zu mir,
Ich ließ mir's als Nachbar behagen;
Er wohnte bei mir ein gewichtiges Jahr;
Da ſchwebte ich, merkt's euch! in Todesgefahr.

Ein reicher Herr Onkel, ein Schiffkapitain,
Der hat mich zum Erben erkoren,
In Jahr und in Tagen war das Schiff nicht geſeh'n,
Ich gab ſchon den Onkel verloren;
Nun hieß es auf einmal: es ſeye nicht wahr!
Da ſchwebte ich, merkt euch's, in Lebensgefahr.

Almander, mein einziger zärtlicher Freund,
Ließ heilig von mir ſich geloben,
Daß ſeiner Gemahlin ich werde vereint,
Wenn früher er wandelt nach oben:
So oft er nun kränklich und unpäßlich war,
Da ſchwebt' ich in peinlichſter Todesgefahr.

Der Dichterling Hilderich ruft mich zu ſich,
Auf wäſſrigen Wein und Gedichte,
Zermartert und peiniget ſtundenlang mich,
Und leget zum Schluß der Gerichte
In Quart ſeine Lebensgeſchichte mir dar:
Da ſchwebt' ich in ängſtlicher Lebensgefahr.

Einſt wette ich armer, ich alberner Tropf:
„Mein Bräutchen iſt treu wie ſonſt keine.“
Voll Feuer verwette raſch ich den Kopf;
Doch zu viel vertraut' ich dem Scheine,
Es zog durch die Stadt eine krieg'riſche Schaar:
Da ſchwebte ich nahe an Todesgefahr.

Einſt war's mir klar, daß ich ein Sokrates bin,
Ich ſah' es an meiner Xantippe,
Da warf ſie ein Fieber aufs Krankenbett hin,
Schon ſah ich den Freund mit der Hippe!
Erholet jedoch hätte ſie ſich bald gar:
Da ſchwebt' ich in ſchrecklicher Lebensgefahr.

So kann man wohl leicht bei gemäßigtem Blut
Gefahr von Gefahr unterſcheiden,
Am richtigen Ort paſſet jedes recht gut,
Oft ſpricht man mit Recht auch von Beiden:
Vermählet auf Leben und Tod am Altar,
Schwebt ſtets man in Lebens- und Todesgefahr.

Die Ritter Jetzt und Später.

Zwei Rittersleut', Später und Jetzt bloß genannt,
Die zogen auf Glück in die Weite,
Sie ſtreiften wohl lange umher in dem Land,
Und ſuchten ſich Glück oder Beute;
Es tanzt unter Jetzt der geſpornete Gaul,
Es keucht unter Später der Klepper ganz faul.

Zur Weisheit zog erſtens dies ungleich Geſpann,
Und baten Minerven um Wiſſen;
Die Göttin, die thronet am Ende der Bahn,
Die Fleiß und Geduld ſtets verſchließen;
Und wacker fliegt Jetzt bis zum Gipfel empor,
Doch Später kriecht hinterdrein — zu war das Thor!

Vom Glücke auch wollte das drollige Paar
Die goldenen Gaben nun naſchen;
„Der Zögernde,“ ſprach ſie, „der nimmt mich nicht wahr,
„Man muß mich im Augenblick haſchen.“
Doch kaum es ſo ſpricht, hat es Jetzt ſchon erwiſcht,
Bis Später herankroch, war's längſt ſchon entwiſcht.

Zur Minne auch ging nun der ſuchende Zug,
Erhörung und Minne zu kriegen,
„Dem Stürmenden,“ ſagt ſie, „gelingt der Verſuch,
„Der Dringende kann mich beſiegen.“
Da faßt ſie ganz brünſtig der brauſende Jetzt,
Als Später erſchien, war der Platz ſchon beſetzt.

So ward denn die Zeit, die zu ſchnell ſtets entflohn,
Am langſamen Helden Verräther;

Denn immer erreichte die Ruheſtation
Viel früher Herr Jetzt, als Herr Später:
Doch Wunder! beim ganz letzten jenſeit'gen Thor —
Kam Später und Jetzt doch auf Einmal hervor.

III.

Geſelliges, Epigrammatiſches
und
Parodiſtiſches.

Jägerlied für Frauen.

Eine Stimme.

Auf, auf, die Nadel aus der Hand!
Wenn auch die Männer klagen,
Die Schürze hänget an die Wand,
Wir wollen heute jagen,
Iſt's Jagen denn nur Männerbrauch?
Wir Frauen können's doch wohl auch!

Chor.

Iſt's Jagen denn nur Männerbrauch?
Wir Frauen können's doch wohl auch!

Eine Stimme.

Wir jagen oft im Schweſternkreis
Manch' guten Namen nieder,
Der wird bald kalt, wir werden heiß,
Und trinken Thee nun wieder.

Wir jagen oft auch ganz allein
Nach Abenteuern im Mondenſchein!

Chor.

Wir jagen oft auch ganz allein
Nach Abenteuern im Mondenſchein!

Eine Stimme.

Im Auge ſitzet uns der Pfeil
Und oben d'rauf der Bogen,
Und kommt das Wild nun auch in Eil,
Durch Buſch und Thal gezogen,
Da ſchwirrt der Pfeil vom Bogen hin,
Und ſitzt dem Wild im Herzen d'rin!

Chor.

Da ſchwirrt der Pfeil vom Bogen hin,
Und ſitzt dem Wild im Herzen d'rin!

Eine Stimme.

Dort Schweſtern kommt ein Eber her,
Den laſſen wir anrennen;
Das wird ein Spaß, wie der am Speer
Der Liebe wird bald brennen.

Der Eber wird, wie's uns behagt,
Bald angerennt, bald fortgejagt.

Chor.

Der Eber wird, wie's uns behagt,
Bald angerennt, bald fortgejagt.

Eine Stimme.

Wir fürchten ſelbſt den Bären nicht
Mit ſeinen harten Klauen,
Bald iſt der rauhe Böſewicht
Im Maulkorb zahm zu ſchauen.
Ja, ſelbſt den groben Meiſter Petz,
Den jagen wir in unſer Netz.

Chor.

Ja, ſelbſt den groben Meiſter Petz
Den jagen wir in unſer Netz.

Eine Stimme.

Und Hirſche gar! wir ſchenken oft
Ein Schock Geweihe weiter,
Und Haſen machen unverhofft
Im Jagen uns ganz heiter,

Wir finden ſtets im Ueberfluß
Die friſche Spur vom Haſenfuß.

Chor.

Wir finden ſtets im Ueberfluß
Die friſche Spur vom Haſenfuß.

Eine Stimme.

Nach Vögeln jagen, iſt nicht Kunſt,
Die ſchießen wir ganz fleißig,
Es ſtürzt ſchon ſelbſt vom Pulverdunſt,
Der Dompfaff und der Zeiſig,
Ja, vor uns fällt aus hoher Luft
Der Gimpel hin, kaum angepufft!

Chor.

Ja, vor uns fällt aus hoher Luft
Der Gimpel hin, kaum angepufft.

Eine Stimme.

Wir jagen auch mit einem Strich
Die Wolke von der Stirne,
Wie ſie beim Mann auch grimmiglich
Ob Zeit und Schickſal zürne;

Wir jagen auch mit Sang und Saus
Die Grillen alle aus dem Haus!

Chor.

Wir jagen auch mit Sang und Saus
Die Grillen alle aus dem Haus!

Eine Stimme.

D'rum Schweſtern, auf und d'rauf und d'ran!
Laßt's uns wie Jäger treiben,
Nur laßt uns nicht dem Freiſchützmann,
Dem Amor uns verſchreiben;
Sonſt fliegt die Kugel außerwärts
Und trifft dennoch das eig'ne Herz!

Chor.

Sonſt fliegt die Kugel außerwärts
Und trifft dennoch das eig'ne Herz!

Confession eines Uebersetzers.

Nach dem Versiculo inquisitorio: Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? abgelegt.

Quis?
Wir ſind Ueberſetzer,
Nämlich Deutſchzerſetzer,
Und wir ſagen:
„Uebertragen,"
„Bearbeiter"
Und ſo weiter.

Quid?
Was wir überſetzen?
Stücke, wo ſich hetzen
Stets mit Galgenſchwengel,
Mörder, Diebe, Bengel.

Wo der Donner kracht
Um die Mitternacht,
Wo Galeerenſclaven
Liebevoll ſich trafen,
Und die Mädchenwaden
Ein das Auge laden,
Und wo zarte Zoten
Stets ſich überboten.

Ubi?

Wo wir überſetzen?
Wo die Kellner netzen
Uns den dürren Gaumen,
Wo wir eſſen Klöß' mit Pflaumen,
Dann in Schnapsboutiquen
Es zuſamm' zu flicken,
Treibt uns unſer Geiſt,
Der dahin uns reißt.

Quibus auxiliis?

Womit wir überſetzen
Täglich manchen Metzen?
Unſer Schild und Wehr
Iſt der Dictionnair!

Unſer treue Freund,
Stets mit uns vereint!
Denn nur er verleiht
Uns Unſterblichkeit!

Cur?

Auch wozu wir überſetzen?
O, den Schnabel uns zu wetzen.
Haben wir der Welt
Nicht drei Gründe dargeſtellt?
Geld! Geld! Geld!

Quomodo?

Wie wir überſetzen?
Wer kann das wohl ſchätzen!
Kinder aus der Schule
Sitzend auf dem Stuhle,
Ueberſetzen erſt mit Qual
Franzöſiſches Original.
Ach! das geht ſchon friſch und munter,
Und wir ſetzen bloß den Namen d'runter.

Quando?

Wann wir überſetzen?

Wann auf ſtillen Plätzen
Bleich der Mond aufgeht,
Wann der Haushahn kräht,
Wann's die Frau befiehlt,
Wann der Hunger wühlt,
Wann die Taſche leer,
Wann man Regiſſeur,
Wann man immer kann
Und dann ſtets noch dann und wann!

Champagner-Lied

für den

Sylveſter-Abend.

(Nach der Melodie: Ein freies Leben ꝛc.)

(In Peſth geſchrieben.)

Einer.

Champagner, edler Götterſchaum,
Laß' deine Kraft uns ſpüren,
Das Jahr verſchwindet wie ein Traum,
Wir ſpritzen dich auf ſeinen Saum,
Das Leben muß mouſſiren!

Chor.

Mihi est propositum,
Noch einmal, Jährchen, ſchau dich um!

Einer.

Champagner, nochmals aufgeſchäumt,
Was wirfſt du uns für Gloſſen?
Weil dieſes Jährchen nicht mehr ſäumt,
D'rum trinken wir recht aufgeräumt,
So geht es wie begoſſen.

Chor.

Mihi est propositum,
Und bleibt es nicht, ſo geht es zum —!

Einer.

Nun Brüder voll, nur vollgeſchenkt,
Uns kann nichts Leeres locken;
Ein leerer Kopf iſt ſo verrenkt,
Ein leeres Herz iſt ſo beengt,
Ein leeres Glas ſo trocken.

Chor.

Mihi est propositum,
Auch leere Taſchen ſind ſo dumm!

Einer.

Champagner, friſchen hergeſchafft!
Das alles iſt zu wenig.
Es ſchäume jede edle Kraft
In treuer, bied'rer Leidenſchaft,
Für Vaterland und König!

Chor.

Mihi est propositum,
Vivat hoch im Kreis herum!

Einer.

Champagner, noch ein Gläschen voll,
Den Freunden ſoll es gelten.
Was gute Freundſchaft werden ſoll,
Die ſchäumt und brauſet oft wie toll,
Wie auch die Grämler ſchelten.

Chor.

Mihi est propositum,
Gerade ſey, was ſonſt war krumm!

Einer.

Champagner dreimal aufgeſpritzt!
Was treibſt Du uns im Schädel?
Wer auf die Hand den Kopf noch ſtützt,
Wenn edles Naß im Glaſe blitzt,
Iſt wahrlich ein Thaddädel!

Chor.

Mihi est propositum,
Das Zimmer dreh' ſich um und um!

Einer.

Champagner, edler Feuergeiſt!
Was treibſt Du mit der Zunge?
Wer, wenn der volle Becher kreist,
Doch nicht verräth, wie's Liebchen heißt:
Das iſt ein Wetterjunge!

Chor.

Mihi est propositum,
Mein Liebchen heißt — ſum — ſum — ſum.

Einer.

Champagnerglas nun feſt gefaßt,
  Schon ſchwankſt du vor den Augen!
Dem alten Jahr nun Ruh' und Raſt,
Das neue ſey ein guter Gaſt
  Für Alle, die was taugen!

Chor.

Mihi est propositum,
In Flaſchen iſt nun Spatium!

Tres faciunt collegium.

Wenn Ceres winkt zum frohen Mahl
Und Bachus füllet den Pokal,
Kommt Amor ſchnell herbei; warum?
Tres faciunt collegium.

Der Handdruck ſpricht die Liebe aus,
Im Blick brennt ſie zum Dach heraus,
Als Siegel kommt der Kuß; warum?
Tres faciunt collegium!

Hat ſich das Herz was auserſeh'n,
So ſoll der Mund es eingeſteh'n,
Von ſelbſt kommt dann die Hand; warum?
Tres faciunt collegium!

Der Dinte bin ich herzlich Freund,
Wenn Feder ſich mit ihr vereint,

Allein ich brauch' Papier, warum?
Tres faciunt collegium!

O Stein gieb doch dein Feuer 'raus,
Denn hier der Stahl, er ſchlägt in's Haus,
Verſchaff' dir auch nur Schwamm, warum?
Tres faciunt collegium!

Der Mond und Scús im Taptarock,
Sie faſſen freundlich ſich beim Rock,
Und rufen den Pagat; warum?
Tres faciunt collegium!

Der Mann ſtützt auf den Kopf die Hand,
Die Frau ſitzt gähnend an der Wand
Und wünſcht den Hausfreund her; warum?
Tres faciunt collegium!

Der Dichter ſchreibt ein Trauerſpiel,
Das der Akteur nun bringt zum Ziel,
Da naht der Kritikus; warum?
Tres faciunt collegium!

Wenn aus des Apothekers Schrank
Der Doktor holt den bittern Trank,

Naht Todtengräber gleich; warum?
Tres faciunt collegium!

Für's Vaterland ein Glas geleert,
Ein zweites nun für Liebchen werth,
Noch eins für den Freund; warum?
Tres faciunt collegium!

Ein Liebchen braun hab' ich in Wien,
Ein blondes Liebchen in Berlin,
Ein drittes vis à vis; warum?
Tres faciunt collegium!

Mein Kopf iſt Gott ſey Dank nicht leer,
Mein Herz, ach! iſt auch voll und ſchwer,
Die Taſchen füll' das Glück; warum?
Tres faciunt collegium!

Grosse Charade,

deren Auflöſung noch ein Räthſel iſt.

Erſte Sylbe.

Es geht ein ſchwangres Weib umher,
Es kreiſſet und kann nicht entbinden,
Es wandelt herum, es ſchreitet einher,
Es kann den Gebärſtuhl nicht finden!
Bald ſtürmt es wild von Ort zu Ort,
Gejagt von unendlichen Wehen,
Bald ſchleppt's den trächtigen Körper fort,
Als ließe die Laſt es nicht gehen.
Das Weib iſt ſchön und ſtark und jung,
Geſchaffen zur üppigſten Zeugung,
Wer's muthig nur jemals umſchlung,

Dem ſchenket es liebende Neigung.
Das Weib iſt alt und matt und ſchwach,
Und zahnlos und gehet auf Krücken,
Und huſtet ſchwer mit Weh und Ach,
Und keuchet und drohet zu ſticken!
Jeƶt ſchüttelt es im raſchen Gang
Geſchlechter wie Staub von den Füßen,
Und jeder Schritt' iſt grad ſo lang,
Um Leben und Tod zu umſchließen!
Und klopfet es bei Thoren an,
Sie jagen's mit Ruthen von hinnen;
Kaum ruft „herein“ der weiſe Mann,
So weint er ob ſeinem Entrinnen!
So gehet das alte, junge Weib,
Es gehet und kann nimmer raſten;
Es kann der ſchwere, ſchwangere Leib
Der Bürde ſich nirgends entlaſten.
Viel Aerzte wollten dann und wann
Das Kind ihm mit Gewalt wohl nehmen,
Da lacht das Weib ſie höhniſch an,
Und ſchwindet dahin wie ein Schemen!

Zweite Sylbe.

Ein Kerlchen, wie ein Daumen lang,
Ein Kerlchen, ach! zum Freſſen,
Das nimmer eine Stunde lang
In Schulen je geſeſſen.

Ihr fragt: wer es ſein Eigen heißt?
Ich antwort' Euch: ein Jeder!
Doch weil es in die Augen beißt,
Verbannt es der Katheder.

Man findet es ganz unverhofft
Beim Diener und beim Knechte,
Und ſuchet es vergebens oft
Beim Doktor beider Rechte.

Beſonders iſt's in manchem Land'
Verhaßt bei den Cenſoren:
Sie packen's gleich wie Contreband',
Und zauſen ihm die Ohren.

Doch nützt kein Zaum und kein Cordon,
Das Kerlchen fern zu halten;
Es ſchlüpfet, jeder Wacht zum Hohn,
Durch Ritzen und durch Spalten;

Und lacht, und lacht Euch ins Geſicht,
Die ihr es wollt verbannen;
Ihr kratzt den Kopf, ihr armen Wicht'
Und ſchleicht beſchämt von dannen!

Das Ganze.

Ein Männchen, dem die Lungenſucht
Aus hohler Wange ſchauet,
Das Schalen knacket, doch die Frucht
Im Magen nicht verdauet.

Mit Lappen iſt es ausgeputzt,
Und klingt mit leeren Schellen;
Doch ſteht es läppiſch und verdutzt,
Hört's in der Ferne bellen.

In England, in Paris, Berlin
Trägt es dieſelbe Mütze.
In München, Dresden und in Wien
Macht es ſich auch unnütze.

Von Ferne iſt es rieſengroß,
Als hätt' es Mammouths-Knochen,
Doch gehet man beherzt d'rauf los,
So hat ſich's ſchnell verkrochen.

Es möchte, wie ein kleines Kind,
Nach ſpitzen Meſſern haſchen;
Doch willig wird es allgeſchwind,
Bekommt es was zu naſchen.

Jetzt iſt's auf Opern ſehr erpicht,
Und lebt blos für's Theater;
Und wenn man es in Kupfer ſticht,
So gleicht's dem Wiener Prater.

(Zeitgeiſt.)

Ein Weib wie Alle.

Ich bin hinaus gezogen
Nach einer ſchönen Frau,
Wie war ich ihr gewogen,
So weit der Himmelsbogen
Nur malt ſein heit'res Blau,
Bat ich nur ſtets die Eine
Daß ſie ſich mir vereine.

Ich folgte ihren Schritten
Mit gläubig frommem Sinn,
Und fügte mich den Sitten,
Die ſie hat wohl gelitten,
Sie ſeh'n war mir Gewinn,
Ihr Daſeyn meine Wonne,
Ihr Antlitz meine Sonne!

Kein Opfer war ſo wichtig
Das ich ihr nicht gebracht,
Mir war das Leben nichtig,
Das glänzend nicht nur flüchtig
Bei ihr mich angelacht;
Mich ſelbſt konnt ich verläugnen,
Der Süßen mich zueignen!

Ja ſelbſt des Sanges Gabe
Bot ich der Falſchen feil,
Der Muſen goldne Habe,
Des Liedes ſüße Labe
Ward ihr allein zu Theil,
Daß ſelig ich mich dünkte,
Wenn ſie mir Beifall winkte.

Sie ließ ſich's wohl gefallen,
Daß ich ſie angegafft,
Daß ich ihr ſtets vor allen,
Die Saiten ließ erſchallen,
Mit Liebesluſt und Kraft,
Es war, als ob mein Minnen
Ihr Lieben müßt gewinnen.

Doch als mein Herz entzunden
Um Gegenliebe bat,
Als ich in düſtern Stunden,
Die Bruſt von Gram umwunden
Vor ihre Augen trat,
Als Glück und Scherz erblichen,
War ihre Gunſt entwichen.

Als traurig dunkle Mächte
Mir Herz und Muth zerſtört,
Daß ich oft lange Nächte
Geſtützt auf meine Rechte
Von Thränen mich genährt,
Als mir geäzt das Auge
Von ſcharfer Thränen-Lauge,

Da ſprach ich händeringend,
Ach, nur um Troſt ſie an,
Sie aber fragte ſingend:
Mir in die Seele klingend:
„Wer iſt der fremde Mann?
Der Menſch mit ſeinen Thränen,
Bringt wahrlich mich zum Gähnen.“

Ihr fragt mich nach dem Namen
Der wunderſchönen Frau?
Sie ſtellt in goldnen Rahmen
Den Herren und den Damen
Sich täglich aus zur Schau;
Wer wird, wozu ſie nennen,
„Die große Welt“ nicht kennen?!“

Epigramme.

Das ſeltene Weib.

Die beſte aller Frauen iſt meine,
Denn beſſer als ſie wahrlich iſt — keine.

Rechtfertigung.

Wie? Alles Uebel käme bloß von Weibern her?
O falſche, dumme, böſe, lügenhafte Mähr!
Der Urſprung alles Böſen
Sind Männer ſtets geweſen:
Der erſte ſchon gab ja von ſeinem Leibe
Die Rippe her zum allererſten Weibe.

Vorſicht.

Talma hat der Aerzte zwei,
Läßt von beiden ſich verſchreiben;

„Ich will, ſo geſteht er frei,
„Gift mit Gegengift vertreiben.“

Das ſchlaue Weib.

Bekenne, ſprach in ſeiner Sterbeſtunde.
Der alte Kurt zu ſeiner Kunigunde,
Das Kind, das mich beerben thut,
Iſt's wirklich auch mein Fleiſch und Blut?
Beim Himmel! ſchluchzt das ſchlaue Weib,
Denn Mann und Weib iſt ja ein Leib.

Die wohlthätige Kokette.

Du kleid'ſt die Nackten, meine Liebe;
Das iſt ſehr wohl gethan!
Doch wiſſe: wahre Nächſtenliebe
Fängt bei ſich ſelber an.

Der Doktor D.

Er verſchreibt mir ein Rezept,
Und ſchwört, ich ſoll geneſen,
Wie? Kann der gute Mann
Die eigne Schrift nicht leſen?

Werth der Zeit.

Der Arzt Trim ſchreibt auf ſeine Thüre,
Ich bin zu Hauſ' von zwei bis viere,
So lieb euch euer Leben iſt,
Verſäumet dieſe Friſt.

Grabſchrift.

Dieſer Leichenſtein bedeckt mein Weib Kriſtallen,
Und iſt, als wäre er vom Herzen mir gefallen.

Der betrunkene Dichter.

Ein ſonderbarer Trichter
Iſt dieſer junge Dichter.
Er trinket nichts als Wein,
Und gießt uns Waſſer ein.

Doppeltes Unglück.

Ein Unglück kommt ſelten allein:
Kaum fiel's mir ein,
Ein Weib zu frei'n,
Verbietet ſie mir auch den Wein.

Frommer Wunſch.

Zu ſeinem zweiten Weibe ſprach Zaggeſen:
„Wie lieb' ich dich mein ſüßes Herz!
„Ich wünſcht', du wärſt mein erſtes Weib geweſen.“

Vaterangſt.

„Um Gotteswillen! Hülfe! Hülfe! Ach! mein
Kind, mein Blut, mein Leib!
Was iſt geſcheh'n? welch' Unglück? iſt er todt?
„Ach Gott! er nimmt ein Weib!“

Der Schwätzerin Grabſchrift.

Und ſolltet ihr's mit Augen ſehen,
Wenn einſt die Todten auferſtehen,
So glaubt es nicht,
Bis dieſe ſpricht.

Die Macht des Weibes.

Orpheus trug vor Thieren keine Scheu,
Er bändigte den Ur, den wilden Leu,

Des Forſtes Wolf, die grimmige Hyäne,
Er hatte durch den Zauber ſeiner Töne
Zur Sanftmuth giſt'ge Schlangen hingeriſſen,
Und ward zuletzt — von Weibern doch zerriſſen.

Sprichwort.

Wie kommt es, daß der Herr Gemahl,
Der nur den kleinſten Theil des Herzens ſtahl,
Im Bilde hängt auf deinem Shawl;
Indeſſen viele Herrchen aus dem großen Haufen,
Die doch den größern Theil davon genommen,
Noch nie zu dieſer Ehre ſind gekommen? —
„Die kleinen Diebe hänget man, die großen läßt man laufen.“

Naiv.

„Sag', welches iſt deines Vaters jüngſtes Kind?“
Mein *älterer* Bruder *Wittekind*.

Der ſterbende Ehemann.

Ach liebes Weib! verlaß' mich nicht,
Bis ſterbend mir das Auge bricht;

Wenn ſich an dir die Augen weiden,
Kann leichter ich vom Leben ſcheiden.

Aehnlichkeit.

Dem Menſchen gleicht das Sinngedicht,
In allen ſeinen Heldenthaten,
Es ſchimpft und läßt doch ewig nicht
Von Weibern, Aerzten, Advokaten.

Der getaufte Wechsler.

Es wechſelte der Jude Beld
So Religion, als wie auch Geld,
Und giebt bei beiden, wie fein!
Für baare Münze — den Schein!

Auslegung.

Ja wohl die Weiber ſind der Erde Zier,
Wenn einſtens ſtill ſie ruh'n in ihr.

Doppelter Gewinn.

Wie nützt die Zeit doch Dichter Mab!
Indem er dichtet, ſchreibt er ab!

Galanterie eines Ehemannes.

Zwar biſt du häßlich, liebe Frau,
Doch klüger wahrlich, als du häßlich biſt.
Jetzt Liebchen in den Spiegel ſchau
Und ſieh: wie groß doch deine Klugheit iſt!

Litanei.

Als Akteur bricht er ſeine Bahn,
es ſey!
Nun läßt er ſich zum Dichter an,
ey, ey!
Dann nimmt er auch den Doktorhut,
ſchon gut!
Ein Epos wird nun vorgeſchuh't,
o Wuth!
Die Tonkunſt wird nun auch verſucht,
verflucht!
Der Mann iſt doch wohl ein Genie?
hi, hi!
Sein Abſchied thut euch wohl doch weh?
adjeu!

Spruch des Confuzius für Dichter.

Höhe reichet der Genius Dieſem,
Tiefe dem Andern;
Und dem er beides verſagt,
bleibt doch die Breite gewiß.

Das Lied von dem Theater.

Parodie der Schiller'ſchen Glocke.

Feſtgemauert in der Erde,
Steht das Haus, der Kunſt geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Friſch ihr Dichter, ſeyd bereit!
Von Geſchick und Fluch
Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben.
Doch der Beifall kommt von Oben!

Zu Stücken, die man jetzt ſoll geben,
Geziemt ſich wohl ein Brudermord;
Wenn jeder Akt beſchließt ein Leben,
Dann fließt das Schauſpiel munter fort.

So laſſet jezt mit Fleiß uns zählen,
Wie viel ein Kaſſaſtück wohl bringt;
Den ſchlechten Dichter muß man ſchmälen,
In deſſen Werk kein Teufel hinkt,
Das iſt's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward ihm Holz und Licht,
Daß er in ſeinem Geiſte ſpüret,
Wenn doch der lezte Stock ſich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müſſen's ſeyn,
Daß es, wie gepreßte Triller,
Schlage in's Parquett herein.
Sorget für Geſchrei,
Schnell den Dolch herbei,
Daß die flüß'ge Schickſalsſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Daches höchſter Stube
Mit ſtarrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Soufleurs Glockenſtube
Wird es noch geſchrien laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen,

Und rühren vieler Menſchen Ohr!
Wird auch noch zu den Gallerien
Vernehmlich ſchallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das Manuſcriptum deutlich ſagt:
Das ſchlägt an des Komödianten Krone,
Der es erbaulich weiter klagt!

Ha! ich ſehe Melodramen,
Wohl! die Kaſſa bleibt nicht leer.
Das iſt etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sey es noch ſo klein;
Daß es verſeh' die fremden Brühen
Mit neuen deutſchen Melodien!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das geliebte Stück,
Das zu ſo ſchlechter Ueberſetzung
Verdammt ein jämmerlich Geſchick.
Da ruhen noch in ſtillen Wogen,
Die ſchwarzen und die weißen Bogen!

Des guten Scribe zarte Wendung
Bewachen ſeine Deutſchvollendung. —
Vom Originale reißt ſich ſtolz's Poetlein;
Er ziert's mit Eigenem keck und friſch,
Begabt es ſinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetiſch!
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht den Diktionär er vor ſich ſteh'n!
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Das Dichterlein, es irrt allein;
Aus ſeinen Aeuglein brechen Thränen,
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend ſucht es die Erklärung,
Und iſt, wenn es ſie fand, beglückt!
Das Schönſte ſtiehlt es der Erklärung,
Womit es ſeine Stücke ſchmückt.
O, zartes Wortbuch! ſüßes Hoffen!
O, kleiner Dichter, groſes Buch!
Der Dichter hält die Taſchen offen,
Es ſchwelgt ſein Leib in ſeinem Tuch!

O! daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des jungen Scribe!

Wie ſie ſchon da draußen toben,
Durch den Vorhang ſchau' ich 'naus,
Iſt es ſchon gefüllet oben,
Tritt nun der Akteur heraus.
Jetzt, Comparſen, ſchnell!
Prüft mir das Kaſtell:
Ob die Zinnen und die Pforten
Stehen auch an rechten Orten.

Denn wo Comparſen und Dekorationen,
Wo Suffitten noch in ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
D'rum prüfe, wen's Theater bindet,
Ob ſich ein Stück zum Stücke findet!
Der Held iſt kurz, das Kleid iſt lang.

Lieblich, auf gemalten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz.

Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den friſchen Mai;
Mit dem Vorhang fällt's in Trümmer,
Und kein Fetzen iſt d'ran neu.
Das Publikum flieht!
Direktor muß bleiben,
Die Actrice glüht,
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch ſchreiben,
Muß ſtoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Muß flehen und toben,
Muß backen und brocken,
Die Leute zu locken.
Da ſtrömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es ſchmückt ſich's Parquett mit rieſigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz.
Und d'rinnen dreht ſich
Das ſchmächtige Weibchen,
Die Kritik der Muſen,
Und ziſchelt leiſe

Im weiblichen Kreiſe,
Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt aus dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und muſtert ganz keck
Den kreiſenden Geck!
Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht ſich im Kreiſe mit artigen Knixchen
Und ruft, als wär' ſie die mächtigſte Fee,
Der harrenden Nummer Glace au Café,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder.

Und die Männer mit frohem Blick,
Von des Hauſes ablaufender Fläche,
Ueberzählen wohl ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit dem Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen ſich um und um,

Und urtheilen: das iſt dumm!
Doch mit dieſen Klapperblechen
Iſt kein leiſes Wort zu ſprechen,
Und ihr Zünglein reitet ſcharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Actricen ſind ſchon hier.
Doch welch' ein Lärmen iſt darinnen,
Iſt das edle Kunſtmanier?
Donner und Malheur!
Ruft den Regiſſeur;
Glühend in den ſeid'nen Haaren
Liegen ſich die Künſtlerſchaaren.

Wohlthätig iſt ein Regiſſeur,
Wenn er die Kunſt nur hält in Ehr',
Denn was man ſiehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm beſchert.
Doch furchtbar wird der Regiſſeur,
Wenn er in dem Gehirne leer,
Behandelt, wie das liebe Vieh,
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelaſſen,

Leſend, ohne Widerſtand,
Durch die ſchönſten Zeilengaſſen
Streicht mit der verwegnen Hand!
Denn die Regiſſeure haſſen,
Was der Dichter wohl erfand.
Auf dem Zettel
Klein geſchrieben,
Steh'n die Lieben,
Auf dem Zettel, groß beehrt,
Prangt das Pferd!
Seht ihr ſtrömen dort den Troß?
Das macht's Roß!
Vollgedrängt
Iſt die Halle,
Das iſt nicht des Dichters Werk.
Welch' Getümmel
Stiegen auf!
Dumpf wallt auf!
Harrend mit geſpannter Miene
Glotzen ſie nach leerer Bühne,
Auf rauſcht plötzlich die Cortine,
Hochgezäumt den Künſtlerrachen,

Kommen Pferde, Bretter krachen,
Schweiſe wedeln, Füße ſcharren,
Naſen nüſtern, Sättel knarren,
Dielen zittern
Unter Rittern.
Alles baumelt, zittert, zappelt,
Stallgleich wird herum getrappelt,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette,
Läuft ein Klatſchen hoch am Bogen,
Und ein Bravo! kömmt gezogen,
Und ein Fuora! kommt geflogen,
Der das Künſtlerroß begehrt.
Und als wär' es ihm beſcheert,
Hallt das Fuora unverloren,
In des Menſchen offene Ohren.
Und als wollte ſein Gewiſſen
Nicht verhehlen, was das ſtumme Thier
Sich denkt, kommt er herfür,
Aus den ſchwankenden Couliſſen,
Dankesvoll!
Völlig toll

Weicht der Kunſtfreund aus den Logen,
Stürmiſch ſieht er die Elogen
An die Thierwelt ausgetheilt.

Leer gemacht
Iſt die Stätte,
Wilder Roſſe rauhes Bette.
In den öden Künſtlerſälen
Wohnt das Grauen,
Und die Direktoren zählen
Nun ihr Geld.

Einen Blick
Nach dem Glücke
Dieſer Stücke
Schickt Verfaſſer noch zurück —
Greift fröhlich dann zum Gänſekiele,
Erboſ't ſich auch die Kritik d'rob,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er füllt die Taſchen dieſer Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein wohlfeil Lob.

Im Repertoir iſt's eingeſchaltet,
Glücklich iſt das Stück vertheilt,

Wird's auch Abends ſo entfaltet,
Daß der Held nicht ſtockt, nicht eilt!
Wenn er nicht ſtudirt?
Wenn nicht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein geſeſſen,
Hat die Rolle er vergeſſen!

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen den Soufleur wir dort,
Vertraut der Künſtler jedes Wort,
Und hofft, daß er's ihm blaſen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köſtlicheren Samen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß ſie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Brettern toll.

Von dem Hauen
Kreuz und quer,
Seufzt die Bühne
Hohl und ſchwer.
Einſt ſchon haben zehn Couliſſen
Gäſte auf der Letzt' zerriſſen.

Ach! der Karl war es, der Räuber,
Ach! es war der Eſchen Jar'mir,
Wo er auf der Todtenbahre
Ausgeriſſen ſich die Haare
Aus dem vollen Künſtlerkopf,
Den er ſtets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eignen Hand
Selbſt geſchleudert an die Wand.
Ach! des Hauſes zarte Wände
Sind geſtürzet hin und her,
Denn es ſägen ſeine Hände
In die Luft die Kreuz und Queer,
Und wenn er im Tod ſich windet,
Stampft er mit den Füßen noch,
An der Todtenſtätte findet
Man gewiß im Brett ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauſpiel zehnmal d'ran,
Wie im Laub die Vögel leben,
Lebt ſich jetzt der Sängermann,
Wenn's ihn nicht mehr freut,
Eine Heiſerkeit,

Und die Oper wird vertaget,
Schauſpieler ſich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Taſch' ein Dilettant,
Für's Billet zur Operfeier.
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Juden
Schlankgeſchnürte, junge Schaaren
Kommen ſummend,
Nehmen ihre Plätze brummend.
Schwer herein
Schwankt die Jüdin
Schmuckbeladen,
Bunt von Näthen,
Schwer in Nöthen
Iſt der Platz,
Und das junge Volk der Greiſe
Streicht die Glatz'!
Log' und Stehplatz werden voller,
Im Parquets geſell'ger Mitte
Sammeln ſich die Enthuſiaſten,

Und der Sperrſitz ſchließt ſich knarrend.
Zart entfaltet
Sind die Töne;
Doch in der Bruſt der Menge waltet,
Nicht die Luſt
Die die Kunſt hier hold geſtaltet,
Denn ihr Aug' ſucht äußre Luſt.

Heil'ges Mieder! ſegensreiche
Schneiderstochter! die in's Gleiche
Ribb' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Die herein von ſeinen Höhen
Rief des Höckers ſtolzes Blähen,
Hin trat zu den dicken Frauen
Sie geſchnürt zu dünnen Pfauen;
Und das Herrlichſte des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich im Beifallsbund,
Wie die Herzen ſich bewegen
Thut ein ſüßes Stöhnen kund.

Mäuler regen ſich und Hände,
In des Klatſchens Harmonie,
Jeder glaubt für ſeine Spende
Zahle eine Gunſt wohl ſie.
Klatſchet ſchlägt die Liebesbrücke,
Hände machen Hände wett;
Klatſchet der für ſüße Blicke,
Klatſchen wie für's Freibillet!

Holdes Klatſchen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſem Haus!
Möge nie die Nacht erſcheinen,
Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieſes ſtille Haus durchgellen,
Die Gallerie,
Wo vom Freiſitz immer friſcher
Beifall ſchallt,
Von der Pocher, von der Ziſcher
Wildem Lärmen wiederhallt!
Nun rezenſirt mir nur den Dichter,
Seine Abſicht iſt erfüllt,

Aergert's euch, ihr Kritiklichter,
Daß die Kaſſe ſich gefüllt?
Schwingt die Feder, ſchwingt!
Eh' die Galle ſpringt,
Wenn ſein Fuß ſoll gehn in Strümpfen,
Muß der Krit'ker weidlich ſchimpfen.
Der Kenner kann ein Stück beſprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunſt beſtimmt;
Doch wehe, wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfiſch ſchreibend ſchwimmt.
Blindwüthend mit der Kritik Geißel,
Verſchrei't er ein verdienſtvoll Werk,
Und mit dem kleinen Zwergen=Meißel
Verſucht er ſich am höchſten Berg.
Wo Journaliſten partheiiſch walten,
Da kann Kritik ſich nicht entfalten,
Wo Kritiker Aktricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geſchrieben.
Wehe, wenn in der Bruſt der Schreiber
Die Eiferſucht ſich angehäuſt,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!

Da ſenden ſie in ihre Zeitung
Korreſpondenz, daß ſie verwundert glotzt,
Das einſt geweiht, zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel ſtrotzt.
Journal und Zeitung! welche Zeiten!
Das kleinſte Kindchen greift zum Kiel,
Die Blätter füllen ſich, die Seiten
Und fad und ſchwülſtig wird der Styl.
Da drechſeln Weiber Logogryphe,
Und reimen zum Entſetzen ſie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen ſie die Poeſie.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Die Charaden ſich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz dem böſen,
Und jeder Schulbub' ſchreibt d'rauf los.
Langweilig iſt's den Spies zu leſen,
Und Kotzebue iſt wahrlich matt;
Doch das Schlaf'rigſte was je geweſen,
Das iſt ein jetz'ges Zeitungsblatt.
Wehe dem, der an die Redaktoren
Das kleinſte Wörtchen Wahrheit ſchickt!

Sie drucken's nicht, es iſt verloren,
Und wird in lauter Lug erſtickt.

Freude hat mir Gott gegeben,
Seht! wie ſchmuckes Militär.
In die Hoſen blank und eben
Drängt ſich der Choriſtin'n Heer.
Von den Schenkeln drall
Scheint's elaſt'ſcher Ball,
Auch die Waden und die Hüften
Müſſen Ruhm dem Dichter ſtiften.

Herein! herein!
Statiſten alle, ſchließt den Reih'n!
Daß wir das Stück nun tauſend weih'n:
Schülerſchwänke ſoll ſein Name ſeyn.
Zu Schwänken füge es im herrlichen Vereine:
Das Schülerhafte, das Gemeine!
Und dies ſey fortan ſein Beruf,
Wozu der Dichter es erſchuf!
Treu ſtets dem niedern Erdenleben,
Soll es im blauen Bühnenzelt,
Das Bild uns des Gemeinen geben,

Und ſprechen zu der Hoſenwelt;
Soll eine Stimme ſeyn von Oben:
Wer in der ganzen Mädchenſchaar,
In engen Hoſen und in Roben,
Die allerbeſt Gewachſene war.
Nur ſchmutzigen und platten Zoten
Sind ſolche Stücke ſtets geweiht,
Und auch die Lieder uns geboten,
Sind Stimmen nur der Niedrigkeit.
Dem Leyrer gleich iſt ſein Bemühen;
Selbſt kopflos, ohne Schaamgefühl,
Begleitet er mit ſchlechten Melodien
Des Abends ſchläfrig ſchlechte Spiel.
Und wie das Volk von dannen fliehet,
Wenn ſie die Hoſen ausgethan,
So auch mit ſeinen Höſ'lein ziehet
Den Lorbeer aus der Dichtermann!

Jetzo nun ihr lieben Leute
Bringt aus dem Drucke mir das Stück,
Daß man's bei der Kaſſe heute
Kriege für'n Zweigroſchenſtück!

Kaufet, reich und arm!
Stück iſt friſch, noch warm;
Schlaflos gings aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euern Nächten!

Achte Scene aus Wallensteins Lager.

(Scene: Rezenſenten, Journaliſten, Muſici u. ſ. f.
Zabadeus Sauerteig tritt auf.)

Heiſa, juchheiſa, dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! bin auch dabei!
Iſt das die Geſellſchaft der Schreiber?
Sind wir Rezenſenten? Sind wir Höckerweiber?
Treibt man ſo mit der Kritik Spott,
Als hätt' der liebe Muſengott
Das Chiraga, könnt ſich nicht ſtrecken?
Iſt es jetzt Zeit zum Verſtecken?
Lobzuhudeln, Speichel zu lecken?
Und die Kritik liegt auf der Naſe,
Lobt den Vetter, die Muhme, die Baſe,

Kümmert ſich mehr ums Geld, als obs auch gält;
Hat lieber die Barheit als die Wahrheit,
Kriecht herum um den warmen Brei,
Frißt den Schlegel, kennt nicht die Schlegelei;
Der Helikon trauert in Sack und Aſche,
Die Kritik füllt ſich nur die Taſche,
Es iſt eine Zeit der Thränen und der Noth,
Am Parnaß geht es kunter bunter,
Und aus den Wolken ein zweiter Loth,
Sieht Apoll auf das Sodom herunter.
Das Luſtſpiel iſt jetzt geworden zum Wuſtſpiel!
Die Tragödie ſollte heißen Drachödie,
Die Entwicklung iſt geworden zur Zerſtück'lung!
Die Einheit und das Fatum
Sind nun Peinheit und Fad'dumm!
Und alle die geſegneten deutſchen Dramen
Sind geworden ausgeſpindelte Rahmen!
Woher kommt das! Das will ich verkünden:
Das kommt her von euern Laſtern und Sünden,

Von dem Klingkling und Verſiferen,
Mit dem auch die Kinder jetzt Verſe kleren,
Von dem ewigen Freundſchaftsgehudel,
Vom Kriechen, Knixen und Lobgehudel,
Von der Parthei-Wuth, von den Katzbalgereien,
Die den Ernſt der Sache entweihen.
Und wie die Kritik, ſo die Kunſt,
Iſt jene rauh, wird dieſe Dunſt.
Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? wie ſoll man ſiegen
Im dramatiſchen Feld, wenn, wie in Predigt und Meß,
Die Künſtler uns Vers und Sylben zuwiegen?
Das Weib auf dem Wochenmarkt
Spricht doch wenigſtens natürlich,
Marionetten drehen ſich zierlich,
Selbſt Dilettanten ſprechen öfters manierlich;
Aber wer auf dem Theater ſucht
Des Wortes Wohlklang, der Rede Wucht
Und Rede Fall, der wird nicht viel hören,
Und käm er mit unzähligen Röhren.

Zu Leſſing und zu Göthen
Kamen einſt in ihren Nöthen
Schauſpieler auf das Zimmer,
Holten Rath und Beiſtand immer,
Fragten ihn: quid faciemus nos,
Wie machen wir's, daß wir beſſer werden, als
der Troß?
Et ait illes. Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr die Direktoren nicht plagt,
Neque calumniam faciatis
Wenn ihr dem Kunſtneid ob nicht liegt,
Contenti estote, ſondern euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit euern Rollen,
Wie die Dichter und Muſen es wollen.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt deine Phraſen
Dir vom Soufleur nicht laſſen blaſen;
Und wo hört man ſchlechter memoriren
Als in unſern deutſchen Muſenquartieren?
Wenn man für jede Sylbe und Laut,
Die ihr verſchluckt und niederkaut,
Einen Ueberſetzer wollt werfen in's Meer,

Es wäre bald keiner zu finden in Deutſchland
mehr;
Und wenn für jedes B und D,
Das ihr vertauſcht mit P und T,
Ein Rezenſent kratzte ſich hinter das Ohr,
An einem Abend wär' es weg,
Und wär es ſo lang als ein Damenflor!
Iffland war auch ein Akteur und Fleck,
Döbbelin, Schröder und Beck;
Doch wer ſah, daß ſie's bis zur Ohnmacht
trieben,
Wenn ein Rezenſent die Wahrheit geſchrieben?
Wieder ein Gebot: ihr ſollt nicht ſägen!
Ja, das befolgt ihr auch täglich,
Und agirt mit den Händen unſäglich!
Vor eurem Händ'- und Füße-Schmeißen,
Von eurem Hauen und Luftzerreißen
Iſt die Couliſſe nicht geborgen an ihrem Ort,
Der Schürmeiſter nicht ſicher in ſeinem Port,
Ihr reißt den Souffleur und den Kaſten fort!
Was ſagt der Regiſſeur? contenti estote,

Begnügt euch mit der Hand und macht keine Pfote!
Doch was ſoll man die Akteurs loben,
Kommt doch das Aergerniß alles von oben;
Wie die Glieder ſo das Haupt,
Weiß doch Niemand, was ein Direktor jetzt glaubt.
Comme Misericorde et Hallabarde
Sind ſie in jeden Trödel vernarrt.
Sie führen das Volk ab vom guten Geſchmacke,
In Sümpfe, Pfützen und Kloacke;
Solche Bramarbaſſe und Muſenhetzer
Nehmen in Pacht alle Ueberſetzer,
Solche Dichterbeſchneider und Kunſtbaſchkirs,
Solche Muſendeys und Kunſtoffiziers,
Verläugnen, wie Petrus, die herrlichen Meiſter,
Bringen Affen, Hunde und franzöſiſchen Kleiſter.
Solche ew'ge Allerweltengagirer,
Solche Kunſtbartwiſche und Geſchmackraſirer,

Laſſen ſich nennen: ein Direkteur!
Ja das Ende bringen ſie direkt her!
So lange man die Kunſt alſo beherrſcht,
In der Kunſtwelt ein ew'ges Weh' herrſcht!

IV.

Papillotten.

Ein zahnender Dichter, — das heißt, einer, dem die poetiſchen Zahnknospen eben aus den Kiefern brechen, — verdient, wie zahnende Kinder, die größte Sorgfalt. Um dieſe Zeit bemerkt man an ihm eine innere Unruhe, ein beſtändiges Saugen an den Fingern, ein Abkiefeln aller Gegenſtände, ein untermiſchtes Fröſteln, anfliegende Röthe u. dgl. In dieſer Epoche ſind ſie am zarteſten, da ſtelle man ſie, wie April-Spargel und Frühpflanzen, unter ſchützende Glasglocken, damit kein unzeitiger Rezenſentenreif und Krittlerfroſt ſie anhauche und verſenge. Sobald ihnen die erſten Vorderzähnchen herausgeſproſſen, beißen ſie in die Mutterbruſt der Klaſſiker, die ihnen doch die erſte Milch reichte, und wenn ſie Stockzähne machen, fangen ſie ſchon das Zermalmen an. Eben da ich dieſes niederſchreibe, zerarbeite ich in den lauernden Anſchlagspauſen der Gedanken-Treibjagd, den Wolfszahn des linken Daumens mit meinen Vorderzähnen, und fühle, ſo zu ſagen, mir ſelbſt auf den Zahn, und ſo oft ich dieſes Experiment mache, ſtürzt durch einen Gehirnſchuß ein Gedankenwildprett auf's Papier nieder; dies wiederhole ich dann ſo oft, bis ich genug Wildprett habe, um wenigſtens meine Faſtenleſer zu befriedigen, und nenne dieſe Ideenaufläufe: (wie man ſagt Reisauflauf) „Drachenzähne;" wie ich eigentlich alle ins Typenfeld geſäete Schriften, an deren Stelle eine Armee von Kriegern aus den Setzkäſten hervorwimmelt, nennen möchte. Beſonders ſollte das ein Anfänger thun, als wirklicher Kadmus in philologiſcher Bedeutung des Worts; da hat er noch den Vortheil, daß man nicht weiß, ob auch Drachen Weisheitszähne bekommen, und ob rezenſirende Dentiſten ihren Pelikan auch an Drachenzähne zu legen wagen.

Ueberhaupt verſprechen poetiſche Drachenzähne mehr, als poetiſche Menſchenzähne, da ſie keine hohlen mit Pleonasmen-Blei und Rauſchgold plombirten haben, und in die Lücken ihrer Zahnladen keinen fremden, verſtorbenen oder noch lebenden Dichtern ausgehobenen, geſunden Zahn einſetzen. Aber ich komme, um doch auch ein Nachklang der Shakspeariſchen „ich ſeh' den Wald vor lauter Bäumen nicht" zu ſeyn, vor lauter Zahnen zu den Zähnen nicht, ſo wie die meiſten Menſchen durch die Vorjagd des Lebens das Grenzwildprett verſcheuchen, und zur eigentlichen Luſtjagd nicht kommen; und ich muß ſchon, wie jener Läufer in den Ammenmährchen, meinen ſchnellen Vergleichungsfüßen Sperrketten anlegen, damit ſie den Gegenſtand, den ſie erhaſchen wollen, nicht weit hinter ſich zurück laſſen. Dieſer mein Gegenſtand biſt Du, mein lieber Leſer! der Du mich nicht leſeſt; denn das Unglück des Dichters, der nur Handlanger des Verlegers iſt, macht nur der Nicht-Leſer, ſo wie das Schrecklichſte iſt, gar keinen

Schatten zu haben. Der Leſer, der mich nicht liest, will, wie ein Zollviſitator, eben darum beſtochen ſeyn, daß er nicht viſitirt, und ſchimpft am meiſten auf das Buch, wie gewöhnlich Menſchen, die nicht ins Paradies kommen, es auch läugnen; der Leſer aber, der mich liest, iſt freundlicher; ſchon das, daß er mich liest, ſchlägt eine Lettern-Brücke zwiſchen uns, und jede Zeile wird uns zum Knüpffaden, und da es ſo viele Leſer giebt, als Phyſiognomien, und jeder anders liest, ſo wie jeder anders nieſt, ſo muß der Verfaſſer ſein Buch wie ein Polymorphoscop einrichten, mit vielen klaren Spiegelflächen in verſchiedenen Hüllen, in denen jeder Leſer ſein Herzensantlitz hineinpaſſen kann, dieſem jener Schmuck, und jenem ein anderer beſſer anſteht; er muß die Phantaſie, wie den großen Taſchenſpieler Philadelphia auf Einmal durch alle Lebens- und Gefühls-Thore auswandern laſſen, damit ſie allen leſenden Spaziergängern begegne. Meinen Leſerinnen, die mich leſen, hoffe ich gewiß zu gefallen: die nehmen, wo es darauf ankommt zu gefallen, den Willen ſchon für die That; ſie gehen, ſo zu ſagen, nur tranſito durch das Buch; behandeln es wie das Schauſpiel, halten ſich in der Vorhalle, Vorrede oder Einleitung gar nicht auf; hören flüchtig zu, machen einige Bemerkungen über den Kleiderſchnitt der Helden und Heldinn, bleiben ſelten bis zu Ende, und fragen oft hinterher, wie heißt eigentlich dieſes Stück, und von wem iſt es? Eine Eigenſchaft aller Leſerinnen iſt es, daß ſie das Buch als den Staturpaß und die Kundſchaft des Verfaſſers betrachten, da wollen ſie gleich aus dem Buche herausfinden, ob wohl der Verfaſſer einen ſtolzen Blick, ein ſatyriſches Lächeln, oder ſo was habe? ob er ſchwärmeriſch lieben könnte? wie er wohl in der Ehe ſeyn mag? ob ſeine Frau viel auf den Putz verwenden darf? welches ſein Lieblingsgericht iſt? ꝛc. Sogar Leſerinnen, die ſelbſt das Muſenroß beſteigen, (welches ich von ihnen eben ſo wenig, als das Beſteigen jedes Reitroſſes, das die Weiblichkeit verflüchtigt und entwürdigt, leiden kann, da ſie auch auf dem Muſenroß, wie auf dem Reitpferde nur einſeitig ſitzen, ſind, wenn ſie nicht Franzöſinnen ſind, nachſichtsvolle Leſerinnen. Nachdem ich alſo Dir, lieber Leſer! der Du mich nicht leſeſt, ein Vorwortsſchlachtopfer gebracht habe, wende ich mich zu Euch, ihr lieben Leſer und liebenswürdige Leſerinnen, und will euch einſchläfern. Denn wahrlich, das Einſchläfern iſt es nicht, das man mit Recht an den Dichtern tadelt, ſondern das, daß ſie nur einſchläfern, ſie ſollten den Leſer erſt einſchläfern, dann durch den poetiſchen Magnetismus ihn zur Clairvoyançe führen, daß er mit dem innern Ohre vernehme die Harmonie des Lebens, dieſer Ouvertüre der Ewigkeit, und mit dem Herzauge ableſe das Notenblatt der Natur und den verſiegelten Brief des Daſeyns.

Wer behauptet, die Nacht ſey des Menſchen Feind, der hat wahrlich ein böſes Gewiſſen. Die Nacht war von jeher der Gebärſtuhl außerordentlicher Begebenheiten; ſie iſt der Medeenkeſſel des Geiſtes bei den Dichtern, der Hekla heroiſcher Thaten der Helden, das lindernde Thränenkiſſen der Bedrängten, die heimliche Je-länger-je-lieber-Laube der Verliebten, das heimliche Faulbettchen der ermüdeten Natur, und das blinde Kuhſpiel der kreiſenden Geſtirne. Nur dem Böſen iſt ſie ein Reibeiſen des Gewiſſens und das ſchwarze Schaffottuch am Blocke des Hochgerichts. Nur Herzen, in denen es nie Tag wird, haſſen die Nacht. Lichtvollen Seelen iſt ſie der Dämmerſchein eines glanzvollen Tages, dem keine Nacht mehr folgt.

Glückliche Eheleute ſind untrennbare Mitlauter in Hymens Orthographie.

Witz iſt ein Gnadenband des Geiſtes, das er nur ſeinen Auserkohrnen umhängt, wahrer Witz ſpeist an der Table d'hote des ganzen Univerſums; Scheinwitz hat Gaſthäuſer, wo er zu Borge ſpeist.

Das Gewiſſen gleicht bei vielen Menſchen einer geheimen Winkeltreppe, die man nur bei höchſter Feuer- und Waſſernoth betritt.

Angehende Dichter ſind meiſtens beißend, Satyre iſt ihnen der Wolfszahn, den ſie ſtets zerarbeiten, um das Hervorbrechen der poetiſchen Zähne zu beſördern.

Der Nachtſchlaf iſt ein Reſtaurateur, von dem Körper und Seele geſättigt und erquickt werden; der Morgenſchlaf ein köſtliches Deſſert auf dem goldenen Präſentirteller der Morgenröthe, von dem man nur naſchen muß; der Schlaf am Tage iſt ein ſchwülſtiger Nachtrag zum Texte.

Nicht nur gegen wirkliche, ſondern auch gegen häusliche Donnerwetter leiſtet Seide gute Dienſte; ſo ſind Shawls, ſeidene Kleider, Bänder u. ſ. w. vortrefflich, — auch Gold- und Stahlketten ſind mit Nutzen als Wetterableiter gebraucht worden.

Wenn die Thiere eine Sprache hätten, ſo ſagten ſie gewiß von vielen Laſtern: „Das iſt recht menſchlich,“ ſo wie der Menſch ſagt: „Das iſt recht viehiſch.“ Dahin gehört das Laſter der Trunkenheit, des Spiels, der Verläumdung, des Lügens ꝛc.

Das Bewußtſeyn einer böſen That iſt ein Anteus, das man vergebens zu erwürgen ſtrebt; es erhält neue Kräfte, ſo oft es den Boden unſeres Gewiſſens berührt.

Man könnte die Romane füglich das ſchöne Geſchlecht der Bücherwelt nennen; einigen Anſtrich von Werth und etwas Koketterie, Elegant's und flache Köpfe machen ihnen die Cour, ſie tändeln in ihrer Roſenzeit auf ein paar Leipziger Bücherballen herum, um nur, etwas veraltet und von niemanden geſtört, den ewigen Schlaf zu ſchlafen.

Freundſchaft zwiſchen Weibern iſt eben ſo unmöglich, als Liebe zwiſchen Männern.

Wohlthaten heimlich gethan, ſind großmüthige Fürſten, die zur Erleichterung des Empfangs incognito reiſen, die dem Empfänger das Glockengeläute der Erkenntlichkeit und die Dankthränen-Illumination erſparen wollen.

Es giebt Menſchen, bei denen erſt der erſchütternde Donnerſchlag des Unglücks die Thatkraft aufſchreckt, und deren Geiſt ſich nur im Thränenwaſſer zur Männlichkeit verſteinert, ſo wie die Schlehdorn-Blüthe nur im Ungewitter hervorbricht.

Schwärmerei iſt eine Sinnenpflanze, ein Noli=me=tangere, eine Venus=Fliegenklappe, die wenn man ſie berührt, ſchnell ihre Krampfblätter zuſchließt, und uns für das echte Leben erſtickt.

Wein bei Tiſche iſt Variation, Erläuterung des Genuſſes und Folie der Tafelfreuden; Wein auſſer der Mahlzeit iſt ein Commentar ohne Text, ein Feuer, das ſengt, aber nicht wärmt.

Der Stutzer und ſeine Augengläſer haben etwas Aehnliches; beide ſind nur obenhin abgeſchliffen, an innerem Gehalt aber ziemlich gebrechlich; beide ſind, wie es eben die Mode will, in Gold, Silber oder engliſchen Stahl gefaßt. Je höher der Stutzer die Naſe trägt, deſto höher trägt ſich auch das Augenglas. Bei dem männlichen Geſchlecht ſind die Augengläſer jetzt das ſtete Obſervations=Corps, das ſich immer auf dem Naſenhügel verſchanzt hält; die Da=

men haben es zu einem fliegenden Corps umgeſchaffen, und bedienen ſich deſſen Streifzugsweiſe. Nur im Schauſpielhauſe werden die Wandel-Lorgnetten zu Fix-Lorgnetten, da ſind die Logen gegen die Erde gekehrte Sternwarten, die Aſtronominnen richten ihre Tubuſſe ſtatt gegen den Himmel par terre, beobachten da den Lauf der Irrwiſche, entdecken zuweilen neue Kometen, d. h. Hüte mit Federſchweifen, und muſtern beſonders die Milchſtraße der Damenſitze, um ihre bunten Beſtandtheile heraus zu bringen.

Dummheit iſt Starrſucht des Denkens, Narrheit iſt Convulſion des Verſtandes, und Wahnſinn tödtliche Fraiſen der Vernunft. Dummheit iſt ewige Unmündigkeit des Denkens; Narrheit iſt Stutzerei und Geckheit des Verſtandes; Wahnſinn aber iſt Karrikatur der Vernunft. Der Dumme iſt blos eine A-B-C-Tafel; der Narr iſt Pleonasmus, und der Wahnſinnige ein durch einander geworfener Setzkaſten.

Der Dumme iſt eine Laterne ohne Licht; der Narr iſt eine Gasbeleuchtung des Gehirns, und der Wahnſinnige iſt der Reflex eines Regenbogens, in dem die Farben in umgekehrter Ordnung erſcheinen.

O Liebe! Liebe! heiliger Feuerbuſch, der ſtets flammt, und ſich nie verzehrt; Amme der Tugend! Erzieherin der heitern Künſte! Süße Geſpielin der Muſe! Du lebſt im Säuſeln der Weſte und im eichenknickenden Sturme; in Philomelens flötender Klage und im leiſen Geſchwirre des Käfers, in der Aeolsharfe Schauererbeben und in des Haberrohrs liſpelnden Hauche; du wölbſt des Mädchens jungfräulichen Buſen und den ſchwellenden Becher der Hyazinthe; du funkelſt in der Sterne diamantnen Chiffern und in des Colibri farbigen Tinten; du bezähmſt der Leidenſchaft Wolfinn, und kühleſt den Samum der Gierde; du ebneſt die Wogen der Zwietracht, und dämpfeſt der Regungen Toſen. Du Liebe! Liebe! biſt der allerzeugende Schooß, aus dem Friede und Ruhe geſprungen, und das letzte und liebſte deiner Kinder iſt die Poeſie, die im traulichen Arme dir liegt.

Das weibliche Geſchlecht iſt das Ceylon der Witzköpfe, wo die ergiebigſte Witzperlenfiſcherei ſtatt findet. — Weibliche Herzen ſind Schönſehröhre, in denen man mit jedem Blick eine neue Farbenmiſchung, ein neues Deſſin erblickt. Die Romanſchreiber und erotiſchen Dichter ſind die Mahler, die dieſe unzähligen Metamorphoſen und Schattenbilder im Fluge abkopiren. Doch reicht vielleicht ein Menſchenalter nicht hin, um die zahlloſen Verwandlungen und Farbengruppirungen zu erſchöpfen, welche die leiſeſte Erſchütterung dieſer Schönſehröhre hervorbringt.

Weiber und Uhren haben viel Aehnliches: bei beiden wird oft die Façon theurer bezahlt als der innere Gehalt — beide wird der, welcher ſie hat, gerne los — an beiden iſt immer etwas verdorben — beide haben ein immerwährend ſich bewegendes Perpendickel oder Zünglein — beide werden von denen, die ſie beſitzen, gelobt, wenn ſie gleich wiſſen, daß ſie nichts taugen, — von beiden finden ſich ſelten zwei, die gleich gehen — an beiden iſt nur das Zifferblatt manchmal verſchieden, die innere Machination iſt bei Allen dieſelbe. Nach allen dieſen Aehnlichkeiten ſind ſie nur darin verſchieden, daß man bei den Uhren noch immer ziemlich gut weiß: wieviel es an der Zeit ſey — bei Weibern hingegen nie, wie viel es geſchlagen habe.

Der Umgang mit gebildeten Frauen iſt die Schleifmühle des männlichen Charakters, der Schmelztiegel ſeiner Sitten, und die Retorte ſeiner Leidenſchaften. Die Weiber ſind das Treibhaus ſchöner Talente, die engliſche Schule, aus der die Männer als Künſtler ins Leben hervorgehen.

Wahrlich wenn die Weiber die Sprachgeſetzgeber geweſen wären, wir Männer hießen mit mehr Recht das ſchwache, das unbeſtändige Geſchlecht als ſie. Das Weib liebt, der Mann liebelt; das Weib iſt beſtändig, der Mann nur ſtandhaft; das Weib gemüthlich, der Mann nur muthig; das Weib unſchuldig, der Mann höchſtens ohne Schuld; wo das Weib ſchmollt, da trotzt der Mann; wo ſie weint, ſchimpft er; wo ſie in Mitleid verfließt, thaut er kaum auf; wo ſie launiſch iſt, iſt er kapriziös. Der Mann handhabt die Liebe, das Mitleiden, die Wohlthätigkeit, als ein Geſchäft, er rubrizirt ſie, er beſtimmt ſich Stunden zu ihnen; dem Weibe ſind aber dieſe Gefühle Element, Lebensluft und nothwendig wie das Athemholen. Der Mann iſt neben dem Menſchen noch Aſiat, Europäer, Geometer, Soldat ꝛc. ꝛc. In Italien ſteht er voll Selbſtheit auf dem erwachſenen Cothurn, und verachtet, was nicht italiſche Sonne gekeltert; in Frankreich dreht er ſich am Tarantelſtich der Freiheit, in England erſtarret er an dem

Gorgonenhaupt Spleen; aber das Weib iſt das abgezogene Ideal klarer Menſchlichkeit, in jeder Zone, in jedem Klima ein blühendes Geiſtes-Tempe; die Verſchiedenheit der Nationalität iſt ihnen nur Drapperie, verſchieden gefaltet, geworfen, aber durch dieſen Nimbus ſchimmert ſtets das gleichſanfte Gemüth.

Wenn ich anfange, das weibliche Geſchlecht zu vergleichen, kann ich ſo bald nicht aufhören. Da nenne ich ſie erſtens: überhaupt die Prachtausgabe der vernünftigen Thiere auf Velin, die ſich gut unter Glasſchränken, unter ſeidenen Vorhängen ausnehmen, die aber auf der großen Lebensreiſe nichts taugen. Ich nenne ferner ihre Herzen das Eldorado, von dem man glaubt, die Gaſſenſteine wären dort aus Demanten, von dem aber Abentheurer und Glücksritter erzählen, daß es auch nur gewöhnliche Steinarten enthielte. Ich fahre fort, und vergleiche ihre Herzen mit Vexirbüchſen, aus denen, wenn man ſie öffnet, irgend ein Teufelchen herausſchnellt; mit dem Titelkupfer mancher Bücher, auf die der Herausgeber nur ſein eigenes Bild hinmalen läßt; mit dem Faſſe der Danaiden, das niemals voll wurde; mit einer Gegend, die jedem, der hineinruft, ein Echo zurückgiebt; und mit einem Polypen, der in tauſend Stücke zerſtückelt, zu eben ſo viel Ganze wird. Ich nenne ferner die Falſchheit ihren ſechsten Sinn, und ihre Art zu lieben, das künſtliche Volteſchlagen ihrer Verſtellungskunſt. Ich gehe weiter und heiße die Mode den Bandwurm des ſchönen Geſchlechts, und die Schneider und Marchand de modes ihre Hülfstruppen. Da bleibe ich noch nicht ſtehen und nenne ihren Mund das Perpetuum mobile der Künſtlerin Natur, ihr ganzes Daſeyn ein periodiſches Mauſen und Häuten, wie der Sumpf-Salamander; dann vergleiche ich ihre angeblichen Schwächen und Hinfälligkeiten mit einer ſtehenden Armee in Friedenszeiten; ihre Migräns und Vapeurs mit Supernumerärs und Beurlaubten, die in

Kriegszeiten einberufen werden, und ihre Convulſionen und Ohnmachten nenne ich den Landſturm und das allgemeine Aufgebot bei dringenden Fällen.

Ich vergleiche ihr Lächeln mit dem Kräuſeln einer Waſſerfläche, wenn ein Molch im Grunde wühlt; ihre Kinngrübchen mit Wolfsgruben der Falſchheit; ihre Augen mit künſtlichen Springbrunnen; ihre Blicke mit Lettres de Cachet; ihre Thränen mit wohl dreſſirten Zofen, die bei fingirten Herzensohnmachten gleich mit dem **Eau de Cologne** da ſind; ihren Händedruck mit einem Vorpoſten, der mit dem feindlichen Vorpoſten friedlich ſeine Flaſche leert, indeſſen der Anführer im Herzenszelte Krieg und Liſt ſinnt. Ich heiße die Toilette das Buchbinder-Arſenal der Weiber, aus der ſie im Sommer als Broſchüre, im Winter aber ſteif gebunden und in Schuber hervorgehen. Wenn ſie ſagen: „Ich liebe dich" ſo nenne ich das den Hebraismus ihrer Herzensſprache, der den Singular ſetzt, wo er die ganze Gattung ausdrücken will. Ich heiße ferner die Mühe eine treue Geliebte zu finden, die Expedition nach dem Nordpol, die bis jetzt noch ſtets mißlungen iſt. Dann vergleiche ich den getäuſchten Jüngling, der eine Treue gefunden zu haben glaubt, mit einem unkundigen Seefahrer, der einen ruhenden Haifiſch für eine Inſel hält. Ja ich vergleiche denjenigen, den die erfahrne Untreue ſchmerzt, mit einer Scheinleiche, die erwacht, und über ihren eigenen Zuſtand wieder in Ohnmacht fällt. Hiermit noch nicht zufrieden, vergleiche ich mich ſelbſt und meine Vergleichungen des andern Geſchlechts mit denjenigen italieniſchen Carnevalsmasken, die mit weißgefärbten Zuckerpaſtillen ihre Bekannten bewerfen, ſo daß diejenigen, die ihnen am theuerſten und liebſten ſind, auch die größte Ladung erhalten und am geſprenkelteſten ſind; oder mit einem auf dem Meere ergrauten Schiffer, der, die Beweglichkeit und Untreue dieſes Elements kennend, noch auf feſtem Boden zittert. Dieſe letzte Vergleichung gilt als Ohrenbeichte und sub rosa nur meinen Leſern, erſtere aber brauchte ich als Wetterableiter und Sicherheitsgeleitbrief für meine liebenswürdigen Leſerinnen.

Der Schlaf iſt das sans souci der geſammten Menſchheit.

Die Gewohnheit iſt unſere Amme. Wir ſind es gewohnt, den bildlichen Zeichen Leben unterzuſchieben; ſo geht es uns mit den Interpunktionen:

Das Fragezeichen (?) kommt uns ſo vor, als ob es den Mund aufſpannte, etwas zu fragen, und in der gekrümmten Stellung unſere Antwort erwartete. Das Ausrufungszeichen (!) iſt ein unten zugeſpitzter Empfindungsbolzen, der gerade nach unſerm Herzen zielt. Der Schlußpunkt (.) iſt ein Feldbett, das man auf dem Ideenmarſche mitnimmt, und es manchmal aufſchlägt, um friſch Athem zu ſchöpfen. Die Pauſe (—) iſt das Gedankenkanapee, auf dem wir, uns dehnend, das Gedachte digeriren können. Dieſer Gedankenſtrich wird jetzt ſo gemißbraucht, daß er oft einen Strich durch die Gedanken macht. Zum Beiſpiel: —

Der Fünftelſaft jeder Leidenſchaft iſt Selbſtliebe.

Wie oft verſchlingt nicht die erſte Eheſtandswoche die Liebe vieler vorhergegangener Jahre. Dieſe böſen Sieben, dieſe ſieben Hymenstage verzehren manchmal eben ſo viele Amorsjahre, ſo wie die mageren Kühe Pharaos die fetten verſchlangen, ohne daß man es bemerkte, daß ſie in ihren Leib gekommen.

Der ganze menſchliche Lebenstag wird, wie jeder Tag, von zwei Dämmerungen umſchloſſen. Beim Beginnen von der Morgendämmerung der Kindheit und beim Ende von der Abenddämmerung des Greiſenalters.

Wenn ich einen Elegant die Geburtsörter ſeiner Kleidungsſtücke angeben höre; wenn er z. B. ſagt: dieſer Nanquin iſt aus Oſtindien, dieſe Manſchetten ſind aus Lyon, dieſe Handſchuhe aus Grenoble, dieß Leder kommt aus Braſilien, dieſe Leinwand aus Geldern u. ſ. w., ſo kann ich, ohne ihn erſt zu fragen, auch angeben, woher er ſich die Vernunft verſchrieben habe — aus Abdera.

Religion! Religion! Lieblingstochter der Gottheit! Paradiesblume! Himmelsſchlüßlein! Medeenbad des Kummers! Nepenthe des Lebens! Zendaveſta der Natur! Du biſt der Odem Gottes, der die Menſchheit beſeelt. Du biſt der heilige Salamander, den kein irdiſches Feuer verzehrt. Dich lallt der Erdenſohn und der Seraph ſtammelt nur Dich. Du wärmſt des Grönländers eiſigen Buſen, und helleſt des Troglodyten finſtere Seele. Du ſchlingeſt der Eintracht adamantene Ketten um entmenſchte Kannibalen, und legſt an der Verzweiflung rauchenden Krater die Lotuszweige des Friedens. Du härteſt zum Demant der Hoffnung des Leidenden weiches Gemüth, und ſchmelzeſt des Menſchenfeinds kieſigen Sinn im Schmelztiegel geläuterter Thränen. Du biſt die flammende Feuerſäule, die die Lade des Lebens umglänzt, und die ſtrahlende Inful, die ſelbſt dem Tode den Heiligenſchein giebt; Dein Friedenskuß trägt zum Himmel die ſcheidende Seele des Frommen, malt Elyſium auf die Kerkerwände des Daſeyns, und wandelt des Henkers blutiges Beil zur grünen Myrthe des Friedens. O Religion, Du warſt die Oriflamme des Jünglings, ſey auch das Panier des Mannes, der ſtützende Stab des Greiſes. Mal' auf das gebrochene Auge mir die Bilder des Lebens, und trage auf Deinem Taubenſittig meine Seele hinüber über die Schwindelbrücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt.

Nicht wie viel, ſondern wie man den Wein trinkt, das macht ihn zum edlen Götternaß, oder zum gemeinen Trunkenheitsſchlamme. Ein Glas, übervoll, hochangeſtoßen, und auf einen Zug geleert, iſt Poeſie des Trinkens; mehrere Gläſer, halbgefüllt, theilweiſe geleert, heißt mit dem Pegaſus ackern. Bei außerordentlichen Gelegenheiten iſt ein Rhytmus von Gläſern und ein Räuſchchen, als Impromptû dem poetiſchen Weintrinker erlaubt.

Zwei Gegenſtände zugleich mit gleicher Stärke lieben iſt eine poetica licentia, deren ſich nur ein genialiſches Herz bedienen kann.

Wer eine fremde Sprache gut ſpricht, der malt die Töne, es ſchmeichelt dem Ohr, aber die Bilder zerfließen im Trommelfell, ohne in die Seele zu gelangen. Wer ſeine Mutterſprache gut ſpricht, der ſpricht in Farben, jedes Wort iſt ein Bild, ſeine Lippen ſind das Paſtell, von denen er die Farben lebendig auf's Herz trägt. Gute Gedanken in ſeiner Mutterſprache geleſen, heißt gutes Obſt von ſelbſt gezogenen Bäumen pflücken; in fremder Sprache geleſen, heißt von Obſthändlern kaufen müſſen. Wer ſeine Sprache vernachläßigt, und eine fremde kultivirt, (wie der größte Theil des ſchönen Geſchlechts thut) iſt ein Stiefvater, der die Kinder ſeiner zweiten Gattin in Purpur kleidet, und ſeine eigenen entblößt läßt. Die Empfindung drückt ſich nie in einer fremden Sprache aus; ein jäher Schmerz, eine ſchnelle Freude, äußert ſich gewiß nur in der Mutterſprache. Zanken und befehlen möchte ich nur in einer fremden Sprache, denn bis der Ausdruck in dieſe Form gegoſſen wird, verfliegt ein großer Theil ſeiner Schärfe; mit meiner Geliebten aber würde ich nur meine Mutterſprache reden, jedes Wort in einer andern Sprache wäre ein Diebſtahl an den geheiligten Geſprächen der wahren Liebe.

Die verehelichten Frauen führen zuweilen den Familiennamen ihres Mannes mit eben dem Rechte, als die neue Welt den Namen Amerika. Wenn ſie nach demjenigen hießen, der die erſte Entdeckungsreiſe in ihr Herzensländchen machte, würden ſie oft viel andere Namen führen.

Eiferſucht iſt eine verkappte Selbſtliebe, und das Salz in dem Ocean der Liebe.

Jeder Menſch hat eine ahnende, weiſſagende Stimme im Buſen; nur gleicht ſie der Caſſandra, der Fluch laſtet auf ihr, daß ihr die Vernunft nie Glauben beimißt.

Das Erröthen iſt bei vielen Frauenzimmern die Viſitkarte, bei vielen die Abſchiedskarte der Unſchuld.

Der Mann ſucht in der Liebe einen Vertrauten, dem er erzählt, wie er liebt; das Weib eine Vertraute, um zu erzählen, wie ſie geliebt wird.

Es geht vielen Jünglingen mit dem Gegenſtande ihrer Liebe, wie es vielen Leſern mit dem Homer geht, ſie finden Schönheiten, die Niemand ſieht, und überſehen die, die wirklich da ſind.

Wer die Qualität einer Geſellſchaft erproben will, der muß ſich auf eine halbe Stunde die Augen zudrücken; was er dann hört, iſt das Wahre der Geſellſchaft.

Wenn auch die ganze moraliſche Diligence eines Menſchen mit lauter Tugenden beſetzt iſt, ſo ſitzt doch die Eigenliebe als blinder Paſſagier vorne auf dem Bock, und langt auf jeder Reiſeſtation wenigſtens um einige Augenblicke früher an, als ihre Hintermänner.

Wenn ich zur Geſellſchaft gehe, ſo ſage ich voraus: Du, mein liebes Ich! ſey ſo gut, und warte hier ein Bischen auf der Treppe, ich muß auf ein ganzes und halbes Stündchen in das Ich dieſer Geſellſchaft, wie in die Leiblivree dieſes Hauſes kriechen; wenn ich dieſen Converſations-Frohndienſt verſehen habe, dann ziehe ich dich wieder an.

Neben der ſchwierigen Frage, ob ein Frauenzimmer auch im Dunkeln erröthen könne, verdient auch folgende Frage einen Platz: Was macht nämlich einem Weibe mehr Vergnügen, der Anblick eines ſchönen Mannes, oder der eines häßlichen Weibes? —

In der ganzen Bolden-Menagerie iſt der Witzbold das gefährlichſte Thier. Sauf-, Rauf-, Lehr-, Wehr-, Lach- und Ach-Bolde haben ihre Ruhemomente, ihre Sabbathe, aber der Witzbold iſt der wahre ewige Jude, der nie raſtet; er iſt ein aus einer neuern Tragödie losgekommener Schickſalsdolch, der weder Eltern noch Freunde, noch Geliebte verſchonet, der mit ſeinen häckeligen Trochäen ſich überall anhäckelt; er iſt ein Hyppolitus-Ungeheuer auf den friedlichen Societätsinſeln des menſchlichen Lebens, eine wahre Land- und Stadtplage, für deren Abwendung man allgemeine Buß- Faſt- und Bet-Tage einführen ſollte. Was der Witzbold aus Mahagony iſt, das iſt ſein Abart, der Witzling aus Nußholz, fährt ſtatt auf dem Phaeton des Witzes auf dem Schnellläufer-Torſo einer faden Bonmotsjägerei ohne Kopf und Schwanz, und zerſetzt den eigenen abgetretenen Soccus. Noch eine andere Raçe ſind die Sylbendrechsler und Namenverdreher, die an dem Krönungsmantel eines eigenen Namens ſo lange zerren und zupfen, bis ſie durch dieſen Buchſtaben-Veitstanz und dieſe Silbenkouliſſen-Verſetzung irgend eine ominöſe und obſcöne Drapperie oder Gruppirung hervorgebracht haben; dieſe ſind die eigentlichen Karrenſchieber und Lazzaroni der Witzwelt.

Der Bräutigamsſtand iſt die Expoſition der großen Eheſtandstragödie.

Es giebt Fälle, wo bei dem Falle der weiblichen Tugend der Genius der Menſchheit lächelt, und auf ihrem Grabe die Engel ein Feſt feiern, die im Erliegen noch Siegerin iſt, und beſiegt die Palme erringt. Der Sturz einer ſolchen Tugend iſt rühmlicher, als die Trophäen anderer ſiegreicher Tugenden, ſo wie die drei Schweſternſiege bei Salamis, Platäa und Mycale, mit ihrer vereinten Glorie, die Glorie der Niederlage des Königs Leonidas bei den Termopylen nicht aufzuwiegen im Stande ſind.

Es iſt noch ein großer Vorzug, den die Thiere vor uns Menſchen haben: daß ſie ihre Ohren, wie Klappenflöten in umgekehrter Abſicht gebrauchen, das heißt: ſie ſenken können. Sie hängen, wenn ſie etwas Trauriges hören, wie bei einem Leichenbegängniſſe, dem Trommelfell noch ein Trauertuch um, das die Töne wenigſtens dämpft; da hingegen die Tonkronhüter an unſern Trompetenſchnecken, wie die Steinſchildwachen an öffentlichen Gebäuden, doch Niemanden Eingang verwehren.

Es giebt Augenblicke in unſerm Leben, in denen ſich die dünnen Blumenfäden der Sehnſucht, der Liebe, der Freundſchaft, wie ſchneidende Schmerzensſeile und Ringelſchlangen um unſern Herzenslaocoon legen, wo dieſer dreiſpitzige Neptunszacken in die Tiefe unſerer Empfindungen fährt, und eine Kreta namenloſer Schmerzen aus dem Meere der Gefühle auftaucht; wo die Noahs-Taube der Sehnſucht heimathlos zu unſerer Lebensarche zurückkehrt, und das zerſtörte Jeruſalem unſerer Liebe mit Riedgras und Nebeln überbaut, aus den Eisſpalten unſers Herzens in formloſen Ruinenmaſſen hervorgraut! O, welch' anderes Moſchusmittel haben wir dann gegen den Schmerzkrampf in jedem Nervenknoten, als den Granitkern eines Tropfens aus der Vauclüſenquelle der Thränen; oder die Schmerzens-Schattenſtimmen Echo in dem hohlen koniſchen Herzmuskel, die als Seufzerpaſſatwind in die Troſtſegel bläst; oder das magiſch-magnetiſche Handauflegen der Janusſeite unſers Lebens, der Rückerinnerung?

Jedem tiefen Schmerz entlockt, wie der Memnonsſäule, die auf- und niedergehende Sonne einen wehmüthigen Ton.

Die erſte Erfindung und Ausübung der Belle-Lancaſter'ſchen Methode kann man dem weiblichen Geſchlechte unmöglich ſtreitig machen. Das Mädchen, das eben erſt einen Satz aus dem Gefühls-ABC-Büchlein begriffen, demonſtrirt denſelben ſchon als Künſtlerin ihren Geſpielinnen, geht zur Grammatik der Liebe über, trägt ſie ſogleich als Meiſterin vor, geht als Schülerin in die Verſtellungskunſt, erlangt ſogleich die Profeſſur, tritt in die Falſchheit als Lehrling ein, beſteigt ſogleich da den Catheder, und iſt immerfort in einer Kunſt Schülerin, in der andern Lehrerin. Das Weib, das in der Frühe von ihrem Friſeur ein warmes Stadtanekdötchen hört, trägt es als Lehrerin dem **Theekränzchen in pleno**, mit Erläuterungen verſehen vor, hört wieder als Schülerin mehrere Neuigkeiten, die ſie bald wieder ausgeziert von ihrem Rednerſeſſel vorträgt, und ſo in's Unendliche.

Ein jedes Geniewerk findet ſogleich ſeinen Nachahmer, der ſich, wie der Schildknappe beim Leichenzuge des Helden, in deſſen Rüſtung ſteckt, und wie ein lebendiger Schatten des todten Körpers, der Bahre folgt. Wie ſelten iſt aber die edle und koſtbare Spottdroſſel (Turdus Polyglottus), die die Stimmen aller befiederten Sänger vom Condor bis zum Colibri auf's Täuſchendſte und Melodienreichſte nachzuahmen, und dennoch mit ihren Füßen ſich einen *eigenen Takt* zu ſchlagen weiß, und wie erbärmlich iſt der gemeine betäubende Trompetenvogel (Psophia), der mit ſeiner Zwergſtimme den Herosklang einer Trompete nachahmen will, von der aber der Zuhörer glaubt, daß ſie nicht aus dem Munde, ſondern aus dem After hervorklänge.

Wenn das Mädchen das Portrait ihres Geliebten von dem Isisſchleier der Brieftaſche befreiet, und es von dem heiligen Dunkel des

Schmuckkäſtchens weg auf das Herz hinhängt, ſo nenne ich dieſen Jüngling geſtorben in ihrer Liebe; ſie bringt den Todten nicht mit, oder unter, ſondern auf dem Herzensſchilde getragen, er macht hier ein Caſtrum-Doloris, und liegt wie eine Schauleiche in Brillantlichter nicht im, ſondern auf dem Sarge. Ihr Herz iſt ein unechter Teppich, der das Bild nur auf der Außenſeite zeigt, die Rückſeite iſt leer. Das Bild der Geliebten hingegen auf dem Herzen des Jünglings iſt nur der Durchſchlag des innern Herzbildes; die Sonnentitelvignette an dem Portal des allerheiligſten Sonnentempels; das an einem Eiſenanker befeſtigte Schwimmholz, das auf der Oberfläche des Waſſers zeigt, wo der Anker tief ſteckt, und die Zauberflamme, die die Stelle des Schatzes anzeigt. Sein Herz gleicht echten chineſiſchen Tapeten, wahren Gobelins, deren Bilder ſeitengleich ſind. Das Bild des Gemahls hängt auf dem Herzen der Gemahlin, wie an dem Thor einer geweſenen Feſtung die alten Waffen und Keulen überwundener Feinde. Es iſt gleichſam die Herzenslarve des Eheſtandsballs, und bittet um — — Maskenfreiheit: das Bild der Gattin auf dem Herzen des Herrn Gemahls hängt ſo da, wie die Namen verlorner Länder in dem Titel großer Potentaten. Dies Bild gleicht der Livree, ſie zeigt nicht an, daß man ſie beſitzt, ſondern daß man von ihrem Repräſentanten beſeſſen wird.

Die größte Beſcheidenheit des Menſchen äußert ſich dann, wenn er ſagt: Ich bin ein guter Narr! Nicht die Beſcheidenheit, daß er ſich als Narr dargiebt, ſondern daß er meint, man werde nur die Hälfte glauben. Noch nie ſagte Jemand: Ich bin ein kluger Schurke. Wir ſind alſo bei uns ſelbſt überzeugt, daß ein guter Narr mehr Liebe verdiene, als ein kluger Böſewicht, und dennoch verzeihen wir es unſern Nebenmenſchen eher, wenn ſie unſere Moralität, als wenn ſie unſere Geiſteskräfte antaſten, und laſſen uns lieber ein ſchlechtes Herz als einen ſchlechten Kopf vorwerfen! Die Urſache liegt vielleicht in der erſten Erziehung des Menſchen, wo nur die Arbeiten ſeines Geiſtes, und nicht die des Herzens belohnt werden.

Jedes Mädchen muß ihren Geliebten, wenn ſie ihn behalten will, wie einer Mumie, erſt das Gehirn, das heißt den Verſtand herausnehmen, und die leere Höhlung mit dem Specerei-Geiſt der Leidenſchaft ausreiben, damit er ſich erhalte.

Die Damen auf den antilliſchen Inſeln ſtecken als Schmuck lebende Colibris in die Haare, und laſſen ſich von der Kammerfrau Natur täglich friſche aus ihrem reichen Juwelenkäſtchen reichen. Unſern Damen würde dieſe Mode ſehr willkommen ſeyn, wenn ſie nicht ſo wohlfeil wäre, daß ſie jedes Bürgerweib nachäffen könnte. Für die Männer wäre es der größte Vortheil: der Charakter der Frauen würde ſich durch die Wahl der Vögel offenbaren. Die Eitle trüge eine Bachſtelze, die Stolze einen Wiedehopf, die Spröde eine Droſſel, die Zärtliche ein Zeischen, die Dumme einen Gukkuk, die Kluge einen Falken, die Fromme eine Schwalbe, die Wilde einen Stieglitz, die Beſcheidene ein Rothkehlchen, die Vorwitzige eine Grasmücke, die Stille einen Finken, die Plauderhafte eine Elſter, die Geizige einen Geier, die Neidiſchen Fledermäuſe, die Matronen Papageien und endlich die Freudenmädchen Nachteulen; ſo hätten wir eine charakteriſirende Vögelchronik. Doch die Damen haben allen Federſchmuck von ihrem Kopf verbannt, bis auf die Federn des Vogels Strauß, der es, wie bekanntlich, auch mit Hörnerthieren aufnimmt. Hingegen ſchmücken ſowohl Männer als Frauen ſich auf eine andere Art mit Federweſen. Viele hängen ihre

Goldgänschen als Ridiküls an den Arm. Andere ſpazieren mit einer Löffelgans, das heißt, die das Geld mit Löffeln hat, wie mit Zuckerröhren herum. Andere verdunkeln das Banner ihres ganzen Lebens, um eine hexameterſchlagende Wachtel zu haben, und noch andere graben emſig nach den goldgekörnten Ameiſeneiern des Glücks, einer zarten Nachtigall halber. Die Frauen tragen Gimpel und Goldfinken-Armbänder, Truthahn und Storchenſchleppen. Goldammern und Rupfzeiſige ſtehen unter ihrem Feudalſyſtem, und ins Herz ſtecken ſie loſe Colibris, Zaunkönige, das heißt, Könige vom oder hinterm Zaun. Das Schmücken mit fremden Federn iſt den Frauen von Alters her erlaubt, die Neuern wollen es auch auf ſchriftſtelleriſirende Frauen anwenden.

Kopf und Herz ſind Glocke und Zeiger an dem Menſchenthurm. Bei den Thoren iſt das Herz der Zeiger, und der Kopf die Glocke, die nach dem Befehle des Zeigers anklingt, bei Klugen umgekehrt.

Die Unabhängigkeit kennen wir nur durch ihre Schweſter die Abhängigkeit, ſie ſelbſt hat noch niemand geſchaut. So lange der Menſch ſich nicht wie die Schnecke ein eigenes Steinhaus aus der Haut herausſchwitzen, und wie die Kröte ohne Nahrung und Luft wird leben können, ſo lange wird er ſie nicht erreichen. Die Unabhängigkeit und das Jenſeits ſind zwei Anagramme, deren Auflöſung erſt in dem Blatte Nr. 1 **post mortem** erſcheinen wird.

Pläne und Wünſche haben das Loos der Billardkugeln, wenn ſie auch manchmal aus- oder abſpringen, ſplittern, oder mangelhaft werden, man giebt ſie noch nicht verloren, man läßt ſie abziehen, abdrehen, friſch runden, ſo werden ſie kleiner und kleiner; wenn ſie nicht mehr zu großen Lebenspartbien taugen, nimmt man ſie zum Pyramidenſpiel, und ſind ſie endlich ganz abgedrechſelt und verkleinert, ſo nimmt man ſie wenigſtens als Steckknöpfe auf die Steckenpferde unſeres Daſeyns; ſelten giebt ſie der Menſch ganz auf, und emigriren ſie auch hülflos aus allen vier Welttheilen, ſo ſiedeln ſie ſich doch als Koloniſten in dem Neuholland der Hoffnung wieder an.

Eine Voltaiſche Säule aus Gold- und Silberplatten hat die galvaniſche Kraft, daß ſie das dümmſte Gehirn zur Vernunft entzückt.

Das Herz gleicht einer Nadel, die, wenn man ſie nur einmal mit dem Magnet der Liebe beſtreicht, ewig nach dem Norden eines unbekannten und unentdeckten Sehnens hinzittert.

Die ſüßeſten Augenblicke der Liebe ſind die Schmoll- und Maulmomente, die, wie einige Tropfen Wermuth im ſüßen Bundwein der Liebe, dem Genuſſe nur noch was Anziehenderes geben. Ich kenne nichts Reizenderes, als einem Mädchen, das den ſüßen Herzenskern der Liebe mit der Kokosſchale des Zürnens überzieht, gegenüber zu ſitzen, und zu ſehen, wie allmählich dieſe Schale locker wird, und nur eines kleinen Berührens bedarf, um völlig abzuſpringen.

Es giebt zweierlei Witz, den aber der Selbſtwitzige leicht unterſcheidet; der Eine hat erſt die Bilder, dann ſucht er die witzigen Gedanken dazu; welches zahm gemachtes, und in Gärten eingefangenes Wild zum Spaß aufſäbeln heißt; der andere echte Witz hat auf jeden, eben auf der Gehirn-Zündpfanne aufgegebenen Gedankenſchuß, ſein Bilder-Gefieder ſchon in den Augen, und holt ſich augenblicklich die glücklichſte Beute aus der höchſten Höhe herunter. Bei dieſem zweiten rechten Witz iſt jeder Schuß ein Königsſchuß und überall trifft er ins Schwarze, ſo holt z. B. Jean Paul mit dem kleinſten Fingerdruck an dem Federhahn einen Paradiesvogel aus dem Witzhimmel, und macht ſein Papier zum ſchönſten Kabinette natürlich ausgeſtopfter Luftbewohner, wo Bild an Bild gedrängt ohne bedeutende Zwiſchenräume ſteht; der erſte unechte Art Witz hingegen ballirt ihren ſeltenen Witz wie chineſiſches Porzellain in große Maſſen Kleien, Häckerling ꝛc. ein, ſo daß man erſt mühſam einen Haufen leeres Stroh durchſuchen muß, ehe man auf ein Stück Witz-Porzellain oder Humor-Fayence trifft.

Ein Kartenſpieler iſt der verſtoßene Sohn Saturns der Zeit, der auf der wüſten Kreta-Inſel des Spiels verſchleudert iſt, und deſſen Stimme der Vernunft und des Herzens, durch den Korybanten-Tanz der Würfel, und dem Schildergeklapper der Kartenblätter betäubt wird, daß ſie nicht aufdringe zum fürchterlichen Richtſtuhl des Gewiſſens. Seine Blicke ſind Meilenzeiger zur Hölle, ſein Geſicht Callots verzerrte Blätter, ſein Herz mit Schlüterſchen Todeslarven geſchmückt. Er iſt der Proſektor der Verzweiflung, und der Kandidat des ſchrecklichen Selbſtmordes.

Wo kann wohl die Liebe und die Freundſchaft einen ſchönern und befriedigendereren Troſt finden, als in einem weiblichen Herzen? Wo ſchimmert das holde Bild der Tugend, der Unſchuld und des Wohlwollens freundlicher, als in den Raphaelsfarben der weiblichen Wangen? Wo ſind die Anklänge des Troſtes, des Mitleids und der Ermunterung ſo rein, ſo ſilbertönend, als an der Roſenglocke eines weiblichen Mundes? Was ſetzt ſo alle Säulen des Mißmuths und des Kummers unter das lindernde Waſſer des Vergeſſens als die Lethe weiblicher Thränen? Wo winket dem Leidenhaupte des Dulders ein weicheres, ſanfteres Lager, als das weibliche liebgeſchwellte Herzkiſſen? Was berühret ſo ſanft die Schmerzſtellen und Brandſtätten des Unglücks, als die ſammtnen Blumenfäden weiblicher Finger? Wo findet der verſtoßene, verwaiste, verwittwete Solitaire-Menſch eine weichere Einfaſſung, als die Silberſpangen liebender Weiberarme? O ihr ſanfte Huldinnen der Liebe und des Lebens! Verklärte Prieſterinnen in den Eleuſiniſchen Myſterien des Daſeyns, o warum ſeyd ihr ſo zart, daß ein Tropfe des fallenden Thau's eure Blumen zu Boden beugt? Warum giebt euch die Sonne der Sehnſucht, nach der Ihr wie die Sonnenblume das Antlitz wendet, wie jener, den hinwelkenden Tod? Warum muß euer Herz wie die Auſter erkranken, wenn ſich der Perlenſtoff der Liebe darin anſetzt? Und warum, o warum ſeyd ihr nicht Alle, und nicht immer die Genien der Liebe und der Duldung? Warum verfehlt ihr ſo oft den Zweck der goldenen Bulle eurer Beſtimmung? Warum mißbraucht ihr ſo oft das Sendſchreiben eurer Liebenswürdigkeit und die Inſul eurer Reize?

O wenn ihr wüßtet, was ihr über uns vermögt, wenn ihr nichts über uns vermögen wollt; daß wir euch Triumph-Pforten der Anbetung bauen, wenn ihr nur nicht triumphirt; daß wir eure Sklaven ſind, wenn ihr nur nicht Herrinnen ſeyd; daß euch eine Blume mehr Reize giebt, als das Gold des Patkols; daß das Thema der Natur aus eurem Munde ſchöner klingt, als die Variationen und Schnörkeleien der Kunſt; daß euch Einfachheit und Heiterkeit mehr ziert, als die Schröpfköpfe der Affektation und die Daumſchrauben der Ziererei; o dann würdet ihr an dem Dogenmantel eurer Herrlichkeit nicht ſo lange zerren und zupfen, bis er ſammt der Fürſtin in das Meer der Hyperfeinerung ſinkt.

Knigge ſchrieb ein Buch über die Kunſt mit Menſchen umzugehen; dieß ſcheint ganz überflüßig; mit Menſchen umzugehen, bedarf's keiner Kunſt. Man ſchreibe ein Buch über die Kunſt, mit Unmenſchen umzugehen, für alle Ab-, Schlag- und Nebenarten der großen Zunft der Unmenſchen, als da ſind: dienende Unmenſchen, befehlende Unmenſchen, reiche Unmenſchen, ſchweigende und redende Unmenſchen, ſchreibende Unmenſchen, recenſirende Unmenſchen, Kunſt-Unmenſchen, beſonders dramatiſche und theatraliſche, und, zum Heil und Nutzen aller Autoren, auch etwas über den Umgang mit leſenden Unmenſchen, die in unbeſchreiblichen Variationen, in tauſend Auflagen und Geſtaltungen, die Bücherwelt verheeren und abfreſſen! Wer nennt die Unzahl der leſenden Unmenſchen! Da iſt der Orang-Outang, der langarmige Leſer, der mit einem Mal Alles umfaſſen will, der gerne hätte, daß der Verfaſſer die Füße ſeiner Erzählung über die Schultern nähme, damit er gleich im Anfange wiſſe, was an der Geſchichte ſey; dann kommt der Süßleſer, Gutſchmecker und Wohldüftler, der immer ein Bischen Lectüre auf's Jabot ſpritzt oder auf's Schnupftuch, damit er in Geſellſchaft ausdufte und aromatiſire;

der ſich ein Buch, wie ein Fläſchchen Eau de Cologne anſchafft, um ſich zu parfümiren. Dann kommt der Kannibal, d. h. der menſchenfreſſende Leſer, dem es nur dann wohl iſt, wenn der Autor ſeine Leſer niederſäbelt, wenn er ganze Schlachtfelder gebrochener Herzen und invalider Seelen vor ſich hat, und der, ſo zu ſagen, aus der blutigen wahnſinnigen Hirnſchaale des Buchhelden die eigene Lektürgeſundheit trinkt. Nun kommen die Affen, d. h. die nachahmenden Leſer, dieſe nehmen ſogleich den Charakter, der ihnen im Buche am beſten gefällt, in Beſchlag, probiren ihn wie eine neue Seelen= und Geiſtestracht an, ſehen, wie er ihnen läßt und verwechſeln ihn in drei Tagen wieder mit einer neuen Charactermode, die eben heiß von ihrem Autor und Maskenſchneider ankam u. ſ. w. Die holden Leſerinnen kann man nicht füglich Unmenſchen nennen, es müßten denn Hermaphroditen oder ſchreiende Leſerinnen ſeyn. Die meiſten könnte man Leſerinnen „à la Meidinger“ nennen;

ſie lernen aus den Büchern nur die Geſpräche, ſelten aber die Regeln.

——

Es herrſcht die Gewohnheit, daß Schriftſtellerinnen ihrem eigenen Tauf- und angeehelichten Namen noch das Wörtchen „von,“ „geborne von,“ hinzu fügen; nun ſollten aber alle Schriftſteller und -ſtellerinnen alle gleichhoch (d. h. am Parnaß) geboren ſeyn, ja man ſoll nicht: „geboren von,“ ſondern „geboren zu“ ſeyn, z. B. geboren zu Trauerſpielen, geboren zum Romanenſchreiber u. ſ. w.

——

Die Entfernung iſt das Opiat der Liebe und der Phosphor der Freundſchaft. Wenn Liebende lange entfernt ſind, zerfließen die Conturen der Körperrinde und die moraliſchen Holzknorpeln und Aſtſtöpfel ſteigen dürre heraus und klaffen auf, und es ſind keine marmorirte Kreiſe und Sammetknöpfchen mehr, ſondern dürre Hornſpitzen und fatale Aſtlöcher, die unſer Leben aufzuritzen und wund zu kneipen drohen. Eine kleine Beleidigung, in der Nähe als warmer elaſtiſcher Druck kaum empfindbar, iſt in der Ferne, wie durch den Luftdruck vermehrt, ſtark genug, uns von unſerm Gegenſtande ganz los zu reißen. Der ferne Freund hingegen zieht, wie alles Ferne, einen Nimbus um ſich. Man ſieht auf der Fernſeite des Freundſchafts=Perſpektivs den weitſtehenden Freund nur um ſo Vieles kleiner, um die Sommer=, Leber= und Muttermaale nicht zu ſehen, aber er erſcheint deſto reiner, in ein friſches durchſichtiges Klar getaucht und von einem verklärenden Farbenſtreif umgrenzt.

Es giebt Kunſtkenner und Nicht=Kunſtkenner, mit Beiden läßt ſich mehr oder weniger gut leben; aber es gibt noch eine dritte fürchterliche Gattung: Kunſt=Unkenner, das ſind ſo zu ſagen Dick=Geiſter, die zwar die Theorie=Mixtur inne haben, aber eine ſolche verpechte und harte Geſchmacksnatur beſitzen, daß alle Elexire verkehrt bei ihnen operiren. Wehe dem Kunſtproduzenten, der in die Hand eines Kunſtunkenners fällt.

Das Leben opfert man der Freundſchaft, die Freundſchaft der Liebe, die Liebe dem Stolze, den Stolz der Eitelkeit, und nur die Eitelkeit opfert der Menſch für nichts als für den — Hunger!

Das weibliche Geſchlecht ſchließt alle Gattungen der Poeſie in ſich. Die Verliebte iſt der Roman; die Amazone das Epos; die Rechthabende das didaktiſche Gedicht; die Wilde eine Dithyrambe; die Häusliche das Idyll; die Neckiſche das Epigramm; die Loſe das Madrigal; die Geſchraubte das Sonnett; die Kokette das Gelegenheitsgedicht; die Spröde eine Xenie u. ſ. w. Aber immer bleibt es Poeſie, und ſelbſt die kleinen Mängel des ſchönen Geſchlechstes haben einen poetiſchen Nimbus, es ſind die Thalſchatten, welche nur dazu dienen, den Lichtblick auf den Höhen ihrer Vorzüge lieblicher und reizender zu machen. Es ſind die bittern Mandeln, welche die Schöpferin Natur in dieſen ſüßen Stoff miſchte, um denſelben noch etwas pikanter zu machen.

Es kann keinen heiligeren Tempel geben für ein empfängliches Gemüth, als das Herz ſchöner edler Frauen, keinen erhebendern Himmel, als ihr klares Auge, keine reinere Blume, als die Blume ihrer Schönheit, keinen ſüßeren Klang, als aus den Glocken ihrer Lippen, und keine größere Harmonie, als den Rythmus ihrer Glieder. Aus ihren Augen quellen die lindernden, ſchmerzſtillenden Tropfen jedes Leidens; von ihrem Antlitz leuchtet der milde Vorſchein der Seligen in die Nacht unſeres Herzens; von ihren Lippen tönt es wie der Troſt der Kirche, erhebend und beſchwichtigend in die Seele des Dulders, an ihrem keuſchen Buſen iſt die erleichterndſte Beichtſtätte des gedrückten Gemüthes und in ihren liebenden Armen iſt das einzige sans-souci des ſorgenſchweren Hauptes.

V.

Magiſter Zickzack.

Magister Zickzack,

oder

die Kunſt, in allen Fällen des menſchlichen Lebens ein Schafgeſicht zu machen.

Ein humoriſtiſcher Holzſchnitt.

Leſer, die mich kennen, wiſſen, und die mich nicht kennen, erfahren es jetzt, daß mich die Schreibeluſt immer wie ein Sankt-Veits-Tanz, wie eine Kriebelkrankheit befällt; ſo daß ich nie mit graden Schritten auf meinen Schreibegegenſtand zuſchreite, ſondern mit Federzuckungen, in tauſend Seitenkrümmungen, Abweichungen und Luftſpringen auf ihn zufahre. So fange ich dieſen Aufſatz auch nicht ſogleich bei Schafsköpfen, ſondern erſt bei dem Meinigen an.

(Hier habe ich dem Leſer Raum gelaſſen, um einen eigenen Witz auf Koſten meines Kopfes, den ich ſelbſt aus gerechter Eigenliebe nicht mache, einzuſchalten.)

Alſo ich fange erſt bei meinem Kopfe an, in dem es gar nicht hinein will, daß man ein dummes Geſicht ein Schafsgeſicht nennt. Ich habe daher auf einem literariſchen Maskenſaal der Muſen mich zu einem Schafe gemacht. Ich hoffe, daß meine Geliebte nichts dagegen haben wird, daß ich mich ſelbſt ein wenig zu der großen Geduldzeit der Eheoſterlämmer präparire. In meiner Schafsepoche ſchreibe ich folgendes Zirkular an die Menſchheit:

„Liebe Menſchen und Brüder!

Da wir im Paradieſe um einen Tag früher als ihr das Licht der Welt erblickten, ſo ſind wir eigentlich die Majorats-Herren der Schöpfung, und uns gebührt die Herrſchaft über euch, folglich müßten wir euch, und nicht ihr uns ſcheeren! Allein durch euren Sündenfall ſind wir mit euch um unſer Majoratsgut, um unſer Erb- und Stammſchloß Eden gekommen, und wir müſſen eure Schuld mitbüßen. Warum ſeyd ihr aber ſo undankbar, einen dummen Menſchen mit dem Titel „Schafsgeſicht“ zu belehnen? Nennt ihr die Geduld der Wollträger Dummheit? Nennt ihr unſere Sanftmuth, unſere Geduld: Dummheit? Was würdet ihr ſagen, wenn wir ein Schaf, auf deſſen Antlitz ſich Neid, Bosheit, Verläumdung, Geiz, Trunkenheit u. ſ. w. abmalte, ein „Menſchengeſicht hießen? Vergleicht die Geſchichte der Menſchheit mit der Geſchichte der Schafheit, zieht das Fazit ihrer Tugenden und ihrer Laſter, und urtheilt ſelbſt, wer der beſſere Theil iſt! Deshalb wollen wir gebeten haben, den Ausdruck „Schafsgeſicht" aus euern Wörterbüchern zu ſtreichen.

Mit Wohlwollen u. ſ. w.

M. G. Saphir, zeitweiliges Schaf,
im Namen der geſammten Schafheit."

„Einſchiebſel."

Ich habe mit Fleiß überſchrieben „Einſchiebſel," damit ungeduldige Leſer, die es gerne haben, daß ein Aufſatz, wie ein zubereiteter Häring, den Schwanz im Munde ſtecken habe, daß eine Erzählung wie ein Gaukler den Fußdaumen gleich Nonnereh an die Lippen bringe, es überſpringen können, beſonders aber habe ich es den Leserinnen zu Liebe gethan, die Leſen und Reiſen gerne gleich bequem haben, und bei Abgründen ſich wenigſtens die Augen verbinden, ſtets die Land- und Heerſtraße der Geſchichte lieben- und die Seiten-, Hohl- und Schlupfwinkelwege und Stege des ſich ſchlängelnden Räſonnements nicht leiden können. Leſer jedoch, die wie die Todtenſchädel in den Geſpenſtergeſchichten ſich wie Schröpfköpfe an den Nacken des Autors ſetzen, und nicht von ihm laſſen, er mag über Hecken ſpringen und ſich in Fieberfroſt beuteln, ſolche eingefleiſchte Buchteufel und Leſe-Vampyre, ſolche unzertrennliche Schlagſchatten ſind ſeine Freude und Luſt, ſeine Augäpfel und Herzblättchen. Solche Leſer werden es auch gar nicht ungerne hören, wenn ich ihnen einen Spaß erzähle, den ich in der Zeit meiner Entſchafung und Wiedervermenſchung hatte.

Ich hatte nämlich, bevor ich in den literariſchen Maskenſaal der Muſen trat, mir, wie der Leſer weiß, bei dem Maskenſchneider Momus einen Schafshabit für die heutige Autoren-Redouten ausgeſucht. „Moritzchen! Moritzchen!“ ſagt der olympiſche Lucian, als ich ganz gemach mein Menſchenfell, meinen Saphir-Domino mit der gelben Haarmütze im Ganzen abzog: „Moritzchen,“ ſagte der Spötter, „du biſt der erſte, der, bevor er ſeinen Leſern die Geduldhaut über die Ohren herabzieht, es erſt mit ſeiner eigenen probirte. Aber ich fürchte, man wird dir etwas ſtark auf den Zahn fühlen, und unter dem frommen Schafmund den biſſigen Leumund und den ſarkaſtiſchen Wolfs- und den ſatyriſchen Löwenzahn hervorſtehen ſehen, und dann iſt's um deine Maskenfreiheit geſchehen.“ — „Fürchte nichts, Freund Momus!“ ſagte ich, „darin unterſcheidet ſich ja eben der Humor von der Satyre, daß ihm die ſcharfen, ſchneidenden Hau- und Fangzähne nicht wie bei den letztern von der Natur an- und ausgewachſen ſind, ſondern er hat, wie eine Kotette die ſarkaſtiſchen und ſatyriſchen Vorderzähne blos künſtlich aus polirtem Elfenbein in den Zahnkaſten eingeſetzt, nicht um damit zu beißen, ſondern um zu brilliren, um der humoriſtiſchen Zunge zum Anſtoßpunkte zu dienen, darum kann er ſie füglich ausſchrauben, und zuweilen in Schminkbüchſen zu den Auxiliartruppen der Schriftſteller-Toilette legen.“ —

„Momus lächelte zweideutig, und während ich meinen Menſcheneinband mit blondem Goldſchnitte zu anderen, an der Mauer hängenden fügte, fielen mir beſonders zwei ausgezeichnete Häute auf. Momus wendete ſie, wie Trödler ihre alten Kleider, bald hinüber, bald herüber, und eine derſelben ließ mich keinen Augenblick zweifeln, daß es die armſelige Tunica eines Recenſenten ſey. An der ganzen eigentlichen Oberhaut (Cutis) waren die Blut- und Waſſergefäße, Nervendrüſen und Poren deutlich, wie ein feines Gewebe zu unterſcheiden, welches ſonſt bei keiner Menſchenhaut der Fall iſt, es ſey denn, ſie werde wie die eines Hirſchkalbs fleißig weichgegerbt; auch machten es mir verſchiedene blau und rothſchattirte Erhöhungen der Haut, die ich ihrer Größe halber unmöglich für die gewöhnlichen Hauthügelchen (Granula) halten konnte, gewiß, daß dieß die Leidenstunika eines biſſigen Kritikers iſt, welche auf dem Gerbeſtocke der handgreiflichen Antikritik und in dem Stockhauſe der Gegenrezenſionen dieſe Filigran-Appretur und Auferſtehungshügel erhielt, und auf dieſe Art oder Unart zum tätowirten Recenſionsblatte geſtempelt wurde. Da es um Neujahr herum war und ich an den Schreibefingern dieſer Hauthandſchuhe eine Schwiele (Callus) bemerkte, die ſich gewöhnlich durch Abnützung der Epidermis oder der Oberhaut erzeugt, und da auch an ſeinen Thränenkarunkeln eine Petrifikation zu bemerken war, ſchloß ich auch ganz richtig, daß er die Gelegenheits-Poeterei nebenbei getrieben haben müſſe.

So erkannte ich auch auf den erſten Anblick die Haut-Toga einer Romanen-Schriftſtellerin ſowohl an den abgenutzten Nervenwärzchen

(Papillae Nervae) ihrer Zunge und Schreibefinger, als auch an den Schmierhöhlen der Haut, die alle ihren Ausführungsgang nach den Fingerſpitzen nehmen, ohne ſie jedoch, ihrer Beſtimmung gemäß vor Trockenheit zu ſchützen. Daß ſie blos Romane ſchrieb, ſah ich an der Durchſichtigkeit der Schädelhaut, die durch Anhäufung des Kopfwaſſers und dadurch bewirkter Auseinandertreibung der Schädelknochen entſtehet. Daß ſie oft und viel ſchrieb, ließ mich die geſchwollne Haut der Beckengegend vermuthen, welches Anzeichen der Gebärmutter-Waſſer-Frauen gern für eine leicht mit ihr zu verwechſelnde Schwangerſchaft halten. — Inzwiſchen war mein Schafshabit fertig, in welchem ich, wie der Leſer weiß, als Schaf vernünftig und idylliſch genug räſonnirte.

Als ich aus der poetiſchen Freiredoute in das Maskenzimmer, welches zugleich Garderobe war, zurückkehrte, war ein ſolches Treiben und Drängen, daß ich in der Eile meinen

Schafspelz auf den Nagel hing, und ſtatt meines eignen weißblonden Staub- und Pudermantels ein ſchwarzgelocktes Titus-Triumphkleid mit römiſcher Naſe und Knebelbart erwiſchte und überwarf. Dieſes Prachtfutteral gehörte — wie ich nach der Hand erfuhr — dem erſten Stadt-Adon und Stutzer an, der nebenbei anakreontiſche Lieder ſchrieb, id est abſchrieb, durch eine eigne Sichtungs- und Reutungsmaſchine alle anakreontiſchen Lieder ſichtete und reutete, und ſich auf dieſe Weiſe aus den Excerpten und Extrakten einen erträglichen anakreontiſchen Fünftelſaft aus dem Federkiel preßte, ſo daß ihm als Taſchen-, Hand- und Auszug-Anakreon, und ſeinen Liedern als filtrirter und rektifizirter Anakreonsgeiſt, als zuſammengeſottene, abgeſchaumte und verdichtete Reiſe-Subſtanz zu verdünnenden Gleim- und Ramlerſchen Kraftſuppen, ein innerer In- und Unwerth nicht abzuſprechen war. Er nannte ſich daher mit eben ſo viel Recht einen Liederdichter, mit dem ſich Alchymiſten, die edle

Metalle zer= und verſetzen, rein kochen und läutern, Goldmacher heißen. Die Spiegel des Garderobezimmers waren alle von Schöngeiſterinnen, die noch obendrein immer gerne Schönkörperinnen ſind, ſo belagert, daß ich keinen Blick in dieſelbe werfen konnte, und ohne Selbſtbeſchauung blos, nachdem ich mit meinem Diogenes=Friſirkamm, mit meinen fünf Fingern, mein Haar aufwirbelte, ohne meinen Hautvertauſch zu merken, zu meiner Geliebten rannte, und in der Freude wieder Menſch zu ſeyn, mich vor ihr auf die Kniee warf; wie überhaupt jeder Mann bei ſeiner Auserkohrenen nur ein Knieſtück formirt, und die Füße, an denen zuweilen der Pferdehuf zu ſehen iſt, einzieht, um für einen Paradiesvogel zu gelten.

Bei dem Mädchen aber, das in dem unerklärbaren Magnetismus der Liebe den beſeligenden Grad der Clairvoyaner erreichte, konzentriren ſich alle Fühl= und Denkorgane in der klopfenden Herzgrube, und ſie legt den, von der heiligen Scham keuſcher Liebe verſiegelten Mund des knieenden Jünglings an die wunderthätige Herzgrube, um in innerer Anſchauung ſein Weſen zu entziffern, um ſein von den Sphärennoten der Sehnſucht beſchriebenes Herzblatt mit den von innen ausgehenden Fühlfäden laut abzuleſen. Ja Knieen, wo es nicht Knorpelgelenkigkeit der Kriecherei iſt, iſt der ſtumme Eid des Gefühls und das loco sigill der Empfindung. Ein gläubiges wahrhaft ergriffnes Gemüth kann ſich der heiligen Tiara der Andacht, der Liebe und des Schmerzes nur knieend nähern, und eine geheime Macht zieht uns auf die Kniee nieder an dem Golgatha der Frömmigkeit, an der Thränenurne der Trauer und an dem Hochaltare der opfernden Liebe! **Wahrlich**, Knien iſt nicht blos Gliederroutine, nicht Angewohnheit einer ſeelenloſen Obſervanz. Es iſt die ideale Form innigerer Demuth, unerklärbare Magie tiefer Empfindungen und Sanſcrittſprache des Herzens. Der erſte Kniende war gewiß ein Heiliger, den das Herzblatt, gebrochen von der zitternden Tropfenfülle der Seligkeit, oder vom ſengenden Mehlthau des Schickſals erdrückt zu Boden neigte, und der in ſehnender Anſchmiegung an der Erde-Mutterbruſt Troſt im Einklang ſuchte.

So ſtürzte ich auch jetzt in des Augenblickes ſüßen Allgewalt, vor dem Madonnenbilde meiner Lyſſa nieder, die aber ſtatt ſich dem Knienden wie immer zum Gnadenbilde zu verklären, wie eine zürnende Veſta entflohen, und den unbekannten Bilderſtürmer mit den verkohlenden Strahlenſtichen des Zorn- und Scham-Doppelbrandſpiegels zernichtete.

Ich ſprang befremdet auf, und mein Blick fiel in einen großen Trümeaurſpiegel, aus dem ich mir als Nicht-ich oder Vexir-ich entgegenſprang. Wenn ich ſogleich des ſeltſamen Vertauſches inne ward, ärgerte es mich doch eben ſowohl, und ſey's auch nur auf kurze Zeit, in die geſchnörkelte und ſcheckigte Zebrahaut dieſes Gecken gerathen zu ſeyn, aus Furcht, ſein voriges ſpasmodiſches Lächeln, ſeine Komplimenten= und Scharrfuß=Kriebelkrankheit, und den Speichelfluß ſeiner Faſelei zu erben. Denn Stutzerei iſt nicht nur wie Faulkrankheiten durch Berührung, ſondern zuweilen wie große Nervenübel miasmatiſch, ja oft auch wie das Gähnen und Nieſen ſympathetiſch anſteckend. Darum ſehen wir oft Leute mit ganz geſundem Menſchenverſtande, mitgeriſſen von der Windhoſe eines Stutzerzirkels, ſich wie närriſch um ein goldnes Kalb herumdrehen und es verabgöttern. Ja, ich würde vorſchlagen, einen militäriſchen Sanitätskordon gegen dieſe Seuche zu ziehen, wenn nicht eben dadurch dieſe eigentliche magnetiſche Krankheit noch dazu eine armirte würde, die deſto ſtärker zöge. Es iſt noch ein Glück, daß ſich die von dieſem Farbenfieber der Stutzerei Befallenen ſo oft ſalben und räuchern, ja ſelbſt ihre Brieflein oft vielfältig durchſtechen, und mit dem vinaigre de quatre voleurs beſpritzen, welches den Empfänger einigermaßen vor der Contagion ſichert.

Doch ſo ſtark auch die Räucherung meines Anakreon zu ſeyn ſchien, verſpürte ich doch einige ſtark markirte Symptome des Stutzerfiebers in meinem Innern. Nicht nur das Pernardium meines Herzens oszillirte unaufhörlich, ſondern die es umgebende rothe Flüſſigkeit, kochte wie das Blut des heiligen Januarius oftmal auf. Die Glandula Pinealis meines Gehirns, die nach Carteſius der Sitz der Seele iſt, ſchien ſich zu Spiegelſcheiben zuſammen zu kochen, wo die Seele in ſteter Selbſtbeſchauung leben konnte; meine Stirnhaut fing an Bein- und Hornartig zu werden, und alle Elaſtizität und Rezeptivität zum Runzeln und Erröthen zu verlieren. Dieſe Vorläufer der Anſteckung erhielten noch einen peinigenden Zuſatz durch die Gedanken, daß indeſſen anderer Seits ein ſolcher ſchwänzelnder karteſianiſcher Teufel in meine Haut gefahren, und daß die Leute glauben werden, ich ſey es, der um den ſchönen Irrwiſch haſcht und gaukelt, da es doch ein

Anderer iſt, ſo wie Taſchenſpieler, die in ausgeblaſenen Eiſchalen gebrachte Blutegel nach dem Scheine eines Lichtes drehen und wenden laſſen, indeſſen die Zuſchauer meinen, das eigentliche Ei tanze dem Lichte nach. Ich lief alſo was ich konnte zu dem Garderobiſten Momus zurück, wo ich den anakreontiſchen Leimſieder ſchon traf, der mit kläglichen Gebehrden meinen Real- und Elephantenpapier-Schuber auszog, und dafür ſeinen Velin- und Seidenumſchlag forderte.

Momus, der eigentlich dieſen Wirrwarr anzettelte, tauſchte unſere Wechſelbälge wieder aus, und kaum hatte ich meinen weißblonden Staub- und Pudermantel wieder um, als ich wieder zurück zu Lyſſa eilte, vor ſie hinkniete; und jetzt wurde mir das Madonnenbild, wie immer zum Gnadenbilde, und ſie nahm mich auf in den Himmel ihrer Liebe, der voll Cremoneſer-Geigen hing, und der mich mit ſeinen zehntauſend Engelein und Himmelsſchlüßlein umblühete und umklang.

Nachdem ich ihr meine tragikomiſchen Abenteuer als Schaf und Stutzer, mit poetiſchen Münchhauſiaden verziert, erzählte, legte ich ihr mein Schaf-Promemoria an die Menſchheit zur Beurtheilung vor; denn was man auch ſagen mag, einen Richterſtuhl giebt es, vor welchem Recht und Unrecht ſich enthüllen, der alles Sittliche wägt und mißt, und kein Sandkörnchen und kein Waſſerfallſtäubchen abbricht, und dieſer Richterſtuhl iſt das weibliche Herz! Das Gefühl eines weiblichen unbefleckten Weſens iſt das Orakel der Gerechtigkeit, ihre Thräne iſt die einzige Waſſerprobe, und ihr Erröthen die einzige Feuerprobe der Tugend, wo ſonſt alle Codices und Folianten ſchweigen. Eine immer angeborne, zarte, duftige, hellſehende und unausſprechliche Empfindung iſt ihre magna Charta, und ein ewiges, unbegriffenes, in den zarteſten Geheimniſſen der Natur verſiegeltes, heliotropenartiges Hinneigen nach der hellleuchtenden Urſonne des wahrhaft ſittſamen, keuſchen, frommen und lautern Wirkens und Strebens iſt das Domes-Day's-Buch ihrer Handlungen und Urtheile. Wo der Mann der ſchwankenden Wage nur durch ein Brennusſchwert den Ausſchlag zu geben vermag, dort bannt das Weib durch den magnetiſchen Zug ihres Geſichtes die zitternde Nadel feſt. Darum legte ich erſt obigen Rechtsfall der klaren, blüthen- und glanzreichen Seele meiner zartfühlenden Lyſſa vor. Erſt nachdem alle meine Gefühlskelche und Empfindungsdolden in dem friſchſprudelnden Springquell ihres warmen Herzens, wie aus Gaſteins verjüngenden Mineralquellen neues Leben und Wachsthum ſogen, verfügte ich mich als Generaladvokat wieder in's Oberhaus der Menſchheit zurück.

(Ende des Einſchiebſels.)

Damit meine Leſer nicht ſagen, daß ich eben ſo ungerecht, wie ein revolutionäres Volk als Kläger, Angeklagter und Richter auftrete, will ich, ob ich gleich weiß, daß ich ein zweiter Ariſtides meinen eigenen Namen, d. h. den Namen Menſch, auf die Oſtrazirſcheibe geſchrieben hätte, jetzt weder als Schaaf die Anklage weiter fortſetzen, noch als Menſch mich vertheidigen, viel weniger noch als Schriftſteller vor dem Forum meines Schreibetiſches den ſchwarzen Federſtab über die eine oder die andere Parthei brechen, ſondern ich commentire und ſchreibe bloß meinen Magiſter Zickzack, oder meine Bemerkungen hier ab, die ich als reiſender Handwerksburſche der Satyriker-Gilde, über Schaafsgeſichter in mein Wanderbüchlein in Holzſchnittmanier ab- und einzeichnete. Wenn man weiß, daß ein Handwerksburſche ein deſto flotteres Leben führt, auf je mehr Werkſtätten ſeiner Profeſſion er ſtößt, der wird es auch wiſſen, daß der wandernde Satyrenmachergeſell ein ſchlechtes Leben führt. Die Schmelzhütten und die Satyrenſchriften, in denen baare Münze geprägt wird, werden heute zu Tage immer ſeltener. Alle literariſchen Geſellen, der dramatiſche Grobſchmiedgeſell und der lyriſche Drechslergeſell können ſich prächtig durchfechten, nach Art aller Wandergeſellen faſt in jedem Dorfe einen Gruß von der letzten Werkſtatt, die ſie trafen, ausrichten. Sie können von Gibraltar nach Kamtſchatka und von da nach Wien reiſen und noch da einen ſchönen Gruß vom Eipeldauer ausrichten. Ein ſatyriſcher Büchſenſpanner-Geſell aber trifft jetzt ſelten einen Meiſter ſeiner Profeſſion. Geſetzt er fange bei dem Nimrod und Zechmeiſter Johannes Paul an, richte bei dem handfeſten Lichtenberg ſeinen ſchönen Gruß von Baireuth aus, klopfe an der Kleingewehr- und Sackpiſtolen-Werkſtatt Friedrichs und Haugs an; wo trifft er dann noch im Reiche der Todten und Lebenden, einen tüchtigen Meiſter, der ſeinen Lehrbrief unterſchreibe. Es iſt aber auch eine üble Sache um die Satyre, dieſer eiſernen Jungfrau des Tyrannen Nabis, die uns erſt ihre Arme öffnet und an den Buſen drückt, um uns deſto inniger mit ihren Springdolchen und Scheermeſſern zu durchbohren. Ein Satyriker iſt ein wahrer Todtengräber, der ſein Liedlein ſingt, wenn er andern eine Grube gräbt und zuletzt oft ſelbſt hineinfällt. Und auf die Satyre kann man, wie auf den Sarg, das Räthſel anwenden:

„Wer's braucht, der hat es nicht beſtellt,
Wer's kriegt, zahlt dafür kein Geld.“

Sie iſt wohl beliebt, aber bloß als Nächſtenliebe, die nicht bei uns ſelbſt anfängt. Das Aergſte aber iſt, daß, wenn ein Satyriker, wie jener Zauberer in den Feenmährchen, in die Luft einen Hieb führt, ſich doch gleich alle Anweſende die Zahnbacken halten, und ſchreien als ob er jedem insbeſondere die Weisheitszähne ausgeſchlagen hätte. Läßt man ſich's nun gar gelüſten, einen fingirten, ſelbſt zuſammengeſtoppelten Namen, wie einen hölzernen Türkenkopf, in ſeine ſatyriſche Reitbahn aufzupflanzen, um ſeine Hiebe und Stiche nach dieſem zu führen, gleich ſetzt der Leſer ſeine engliſche Sattelbrille auf, zerſetzt die Buchſtaben dieſes Namens, wie die Hölzlein des faden Chineſenſpiels, ſo lange, bis er durch die Verſchiebungen eine Aehnlichkeit mit einem wahren Namen heraus findet, und dann wird der Satyriker zum Pasquillanten. Darum bitte ich im Voraus, unter meinem Magiſter Zickzack nichts zu ſuchen! denn es ſteckt wie unter tauſend Magiſtern, unter denen man etwas ſucht, nichts hinter ihm. Dieſer mein Magiſter Zickzack iſt nichts als das Ideal eines reinen Schaafgeſichtes, ein Geſchöpf meiner abſtrahirenden und combinirenden Phantaſie. Ich habe nämlich in meinen Wanderjahren ein phyſiognomiſches Excerptenblatt gehalten, auf welchem ich von allen eben ſtudirten claſſiſchen Schaafsgeſichtern den claſſiſchen Zug mit der Bleifeder abzeichnete; wenn ich z. B. auf einen Homer, Pindar, oder Sophokles der Schaafsgeſichter traf. Ich bin wie die ganze jetzige vor- und aburtheilende Leſewelt, die wie die Juden ihren Kranken in der Kriſis als Heilmittel noch den

Namen eines ihrer Stammväter Abraham's, Iſak's und Jakob's beilegen, auch faſt jedem der in dem Schreibeparoxismus ein Werkchen herausſchwitzt, den Namen eines der Herren des Parnaſſes beilegen; da heißt es gleich: „der Pindar ſeiner Zeit," der Oſſian ſeiner Sprache, „der ruſſiſche Schiller ꝛc.," welches mich immer an Cryſtallen und Corallen, und böhmiſche Cryſtallen und Corallen erinnert. Alſo, wie geſagt, wenn ich auf ein ſolches claſſiſches Schaafsgeſicht unſerer Zeit ſtieß, ſtudirte ich es, wie man eigentlich alle alten Claſſiker ſtudiren ſollte, ſo lange, bis ich den originellen und individuellen Schaafszug, der jeden zu einer beſonderen Claſſizität ſtempelte, herausfand und denſelben als mathematiſche Linie oder Figur auf mein Exerptenblatt brachte. Bald lag bei einem das ganze Manupropria des Schaafsgeſichtes in einem geheimen Zuge auf dem Rücken der dachartig ablaufenden Naſe; ich mußte alſo dieſen Zug als ſchiefe Linie, als Hypothenuſe dieſes Naſentriangels abzeichnen /; bei andern war ein ſchaafartiges Hineinſchauen in die weite Welt, welches mit offenem Munde die gebratenen Tauben erwartete; da war es wieder dieſer charakteriſirende offene Munddeckel, den ich als länglichen Zirkel ⊖ auf's Excerptenblatt trug; zuweilen war es ein uns oft unterkommendes, ſtets zufriedenes, dummes Lachen unter dem Specke, das von beiden erweiterten Naſenflügeln wie zwei Cirkelausſchnitte in die fetten Augen und die verlängerten ſpitzigen Lippenwinkel hinunterlief, und die ich in dieſer Figur (< >) abriß; bei einem vierten war es ein Glotz- und Gaffzug, der von der Naſenwurzel aus rechts und links die Augen überflügelte und beim Kinn wieder ſpitzig zuſammenlief, der als Herzfigur ♡ in meinem Grundbuche der Schaafszüge paradirte. Nachdem ich auf dieſe Weiſe zu einer vollſtändigen Sammlung der eminenteſten Züge und Formen eines Schaafgeſichtes gelangte, bildete ich aus allen dieſen Excerpten und Extracten ein einziges, verſchmolz in meiner Einbildung alle dieſe verſchiedenen Züge zu einer Einheit des Ganzen, und erhielt durch dieſe moſaikartige Zuſammenſetzung einer inneren Anſchauung ein höchſt vollkommenes Schaafsgeſicht, welches ich mit vieler Mühe in meinem Holzſchnitt zu verſinnlichen ſuchte, dem ich nachher den Namen „Magiſter Zickzack“ beilegte. Ich zer-, ver- und überſchnitzte dieſen hölzernen Magiſter Zickzack ſo lange, bis er und ſein Velinabdruck endlich ſo rein und deutlich, wie ein Gubitziſcher vor mir da lag, und die Zufriedenheit, die in allen Theilen ausgedrückte unaufſtörbare Ruhe, die auf dieſem Holzſchnitt-Schaafsgeſicht ſchwamm, brachte mich zu folgendem Verſuche.

Ich habe nämlich, wie mir ſcheint, nicht ganz mit Unrecht von einem Phyſiognomiker behaupten hören, daß, wenn es einem gelänge, die Mienen und Gebehrden eines Anderen anzunehmen und nachzuahmen, man dadurch zu einer kleinen Kenntniß ſeiner Gedanken und ſeiner Gemüthsbewegung komme, da die Muskelbewegung von den inneren Leidenſchaften hervorgebracht, zum Theil auch reciprocirend wirken. Nun dachte ich, wenn es mir gelänge, mich in dieſem Magiſter Zickzack ſo einzuſtudiren, mir ſeine Miene ſo anzueignen, daß ich im Stande wäre, mein Angeſicht wie durch eine Verſchiebung oder durch eine Couliſſen-Verſetzung plötzlich mit dieſem Schaafsgeſicht zu vertauſchen, müßte ich hierdurch zu der, jedem Schaafsgeſicht überhaupt und dieſem insbeſondere eigenen Seelenapathie, zu dieſer beglückenden Gedankenfaulheit, zu dieſer Unempfänglichkeit gegen alle Antaſtungen, kurz zu dieſer ſchalthierähnlichen harten Herzenshaut gelangen, die allen Schaafsgeſichtern ſchon auf Erden das Himmelreich bereitet. Durch dieſe reizende Ausſicht angeſpornt, verwendete ich alle Tage ein Paar Stunden auf das Studium dieſes Magiſter Zickzack, und wie tragiſche Künſtler den Faltenwurf und die Drapperie ihrer Gewänder an den Antiken der Griechen und Römer einprobiren, ſuchte ich meine

Geſichtshaut in den Faltenwurf Licht- und Schatten-Drapperie meines Zickzack-Modells zu bringen. In kurzer Zeit brachte ich es durch Fleiß und Uebung, durch ein anhaltendes Bewegen und Verdrehen des Geſichtes zu einer ſolchen Mienenappretur und Routine, zu einer ſolchen Elaſtizität, Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit der Geſichtsmuskeln, daß ich in jedem Augenblicke, wie auf den Druck einer Springfeder das Schaafsgeſicht vorſchieben konnte, und dem lobeſamen Magiſter Zickzack wie aus den Augen geſchnitten ſah. Da nun dieſes Schaafsgeſicht ſeine rückwirkende, narkotiſche, krampf- und ſchmerzſtillende Kraft auf Geiſt und Herz bei mir bewährte, ſo kann ich meinen Magiſter Zickzack-Holzſchnitt mit eben ſo vieler Ueberzeugung, wie Mannlich ſeinen undurchdringlichen Filzharniſch, zu einem Gemüthsharniſch und zu einer Seelenägide für alle Fälle des menſchlichen Lebens empfehlen. Ich habe in dem Pfeilenregen der geſchliffenſten Stachelreden, deren Spitzen in das Gift der tödtlichen Bosheit getaucht waren, geſtanden; unter der aushöhlenden Dachtraufe der Neckerei; unter den herabſchauenden Blitzblicken der Großen; unter dem triumphirenden Wetterleuchten vergebens angebeteter Augen; unter dem Schneegeſtöber des Pöbelgewäſches u. ſ. w. und in allen dieſen Fällen nahm ich geſchwinde mein Zickzackgeſicht vor, und ſogleich fühlte ich die glückliche Schaafsnatur und Unempfindlichkeit der Dummen in mir, und an meinem ſtets nichtsſagenden, Taubſtummen ähnlichen Schaafsgeſicht, glitten alle rohen Umgriffe wie am Ringeröhl ab, und meine anſcheinende Rhinoceroshaut ermüdete die Verletzer, indem ſie ihnen zugleich den Triumph, als ſchmerze es mich, vereitelte. Die Kunſt, in allen Theilen des menſchlichen Lebens ein Schaafsgeſicht zu machen, iſt ſo wohlfeil, ſo gemeinnützig, ſo einfach und ſo leicht ſelbſt zu bereiten, daß ich mit Recht auf den Dank meiner Mitmenſchen Anſpruch mache. Mein eigenes Zickzack-Modell iſt bereits in Abdrücken an verſchiedene Freunde von mir vertheilt worden, die ſich deſſen mit dem beſten Erfolge bedienen. Nur Einer hatte das Unglück, daß er wie jener Künſtler, der den Titus ſo brav einſtudirte, daß er aus ſeiner Rolle nicht mehr herauskam, das Zickzack-Geſicht nicht mehr ablegen konnte. Allein dieſem ſcheint in früher Jugend ſein angebornes Schaafsgeſicht vielleicht durch Erkältung zurückgetreten zu ſeyn, welches nunmehr durch das Auflegen dieſes Zickzacks, wie durch ein Antimoniale erregt, wieder herausſchlug, ſich mit dieſem amalgamirte, und ſeine Stelle mit doppelter Beſetzung behauptete. Sonſt kann ich mit Leib und Seele für den beſten Erfolg meines Magiſter Zickzack-Geſichtes haften. Fiat applicatio!

Inhalt des vierten Bandes.

I.

Humoriſtiſch=Deklamatoriſches.

Seite.
Etymologiſche Menuette der Wörtchen „Kommen“ und „Gehen.“ 7
Männlich und Weiblich 13
Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau . 19
Die guten und die ſchlechten Freier 23
Ehe=Whiſt und Liebe=Boſton 30
Nehmen und Geben 37
„Na!“ ein einſylbiger Roman 43
Der Tod und ſein Weib, ein Schwank . . . 47
Le „rien“ et le „je ne sais quoi“ 53
Der Muth und ſeine Familie 56
Die Kennzeichen der Ehe, ein Rathgeber für neugierige Leute 60

Seite.
Das Orcheſter der menſchlichen Leidenſchaften, ein humoriſtiſches Pizzikato 65
Die gute Wirthin und die ſanfte Gattin . . . 69
Das Haar ohne Kopf und der Kopf ohne Haar, ein Schwank 77

II.

Jocoſes.

Mein encyklopädiſches Mädchen 85
Die Frauen wie ſie ſind 88
Meine Biographie 91
Recipe für Verliebte 97
Die Verwandlungen 99
Das Blümchen Wunderblau 102
Ich laß' es bleiben 105
Der Juwelier 109
Die Sorgen 112
Dichterart 116
Die ſchwarzen und die blauen Augen 119
Das Schminklied, Parodie des Punſchliedes von Schiller 121
Lebens- und Todesgefahr 123
Der Ritter Jetzt und Später 126

III.

Geſelliges, Epigrammatiſches und Parodiſtiſches.

Jägerlied für Frauen 131
Confeſſion eines Ueberſetzers 136
Champagnerlied für den Sylveſter-Abend . . 140

Seite.
Tres faciunt collegium 145
Große Charade, deren Auflöſung noch ein Räthſel iſt 148
Ein Weib wie Alle 153
Epigramme 157
- Das ſeltene Weib.
- Rechtfertigung.
- Vorſicht.
- Das ſchlaue Weib.
- Die wohlthätige Kokette.
- Der Doktor D.
- Werth der Zeit.
- Grabſchrift.
- Der betrunkene Dichter.
- Doppeltes Unglück.
- Frommer Wunſch.
- Der Schwätzerin Grabſchrift.
- Die Macht des Weibes.
- Sprichwort.
- Naiv.
- Der ſterbende Ehemann.
- Aehnlichkeit.
- Der getaufte Wechsler.
- Auslegung.
- Doppelter Gewinn.
- Galanterie eines Ehemannes.
- Litanei.
- Spruch des Confuzius für Dichter.

Das Lied von dem Theater, Parodie der Schiller'ſchen Glocke 165
Achte Scene aus Wallenſteins Lager 186

Seite.
IV.
Papillotten. 193

V.
Magiſter Zickzack. 249

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Literarischer Wegweiser.

Zu
den ausgezeichnetſten Werken
der neueſten Zeit
gehören folgende Verlagsartikel
der
Hallberger'schen Verlagshandlung
in
STUTTGART.

Briefe eines Verſtorbenen.

Ein fragmentariſches Tagebuch
aus
England, Wales, Irland u. Frankreich,
Deutſchland und Holland,
geſchrieben in den Jahren
1826, 1827, 1828 und 1829.
Zweite Auflage.
Vier Bände.
gr. 12. eleg. broch.
Mit Stahlſtichen und Lithographien.
15 fl.

Der Verfaſſer dieſer Briefe hat bewieſen, daß man noch in Old-England Entdeckungen machen könne, die ſelbſt John Bull überraſchen. Die feinſte Beobachtungsgabe, der geläutertſte Geſchmack, Humor und Witz in ausgezeichneter Potenz und ein Schatz von Welterfahrung und Menſchenkenntniß, zeichnen dieſen Reiſenden aus, der, wenn dem Gerüchte zu trauen iſt, den höchſten Ständen angehört. Alle Beurtheilungen in den kritiſchen Zeitſchriften Deutſchlands, wie des Auslandes ſpenden dieſen Briefen ungemeſſenes Lob. Göthe ſelbſt hat ſie für würdig gehalten, ſich öffentlich ſehr beifällig darüber auszuſprechen.

Tagebuch eines Neuvermählten
auf ſeiner Hochzeitreiſe
an den
Bodenſee und einen Theil der Schweiz
in
Briefen an einen Freund.

gr. 12. eleg. broſchirt.

Der Leſer erwarte in dieſem Tagebuche nicht blos eine Beſchreibung reizender Schweizergegenden, obgleich es auch in dieſer Beziehung angenehm und geiſtreich unterhält. Es bietet noch ein beſonderes höheres Intereſſe. Wir belauſchen die Empfindungen eines Glücklichen, der es zu ſeyn verdient, eines jungen Gatten, der den Lenz der Gefühle als ein Weiſer durchlebt und uns durch ſeine Perſönlichkeit ſo lieb wird, als ſein Buch. Seelenadel, begeiſterter Sinn für alles Schöne, Bildung, die mit der Milch des klaſſiſchen Alterthums genährt wurde, und die Gabe, auf das Anmuthigſte zu erzählen, ſind die auszeichnenden Eigenſchaften des Verfaſſers dieſes Tagebuchs, das wir beſonders zu Brautgeſchenken empfehlen.

Der Enthusiaſt,
von
Friedrich Ludwig Bührlen.

Zwei Bände.

8. elegant broſchirt.

Gedichte

von

Henriette Ottenheimer.

8. eleg. broſch. 1 fl. 30 kr.

In trüben Zeiten wie die gegenwärtige, wo das Intereſſe an politiſchen Fehden jedes andere zu verdrängen droht, waren es immer die Frauen, die mit zarter Hand die Geſchenke der Muſe pflegten, in deren ſtillem Kreiſe die Poeſie eine Zufluchtsſtätte fand vor dem Getümmel. Jene liebenswürdige Gemeinde wollen wir vor Allem auf dieſe Gedichte einer, mit ſeltenen Gaben ausgeſtatteten, Schweſter aufmerkſam machen. Was ſie darbringt, kann mit vollem Rechte ein duftender Strauß von unvergänglichen Herz- und Geiſterfreuenden Blüthen genannt werden. Die Ausſtattung des Werkes iſt vorzüglich geſchmackvoll. Schon hat ſich eine Recenſion in Saphir's Horizont auf das Günſtigſte über dieſe Gedichtſammlung ausgeſprochen.

Wanda Wielopolska.

Erzählung

aus den

erſten Zeiten der Theilung Polens

von

Wilhelm von Chézy.

gr. 12. eleg. broch.

Polens langer Todeskampf, der ſo reich iſt an ergreifenden Situationen und Erſcheinungen, die bald die Menſchenwürde verkleinern, bald ſie ſchänden, der jede Bruſt zu heißem Mitgefühl bewegt, lieferte dem Dichter zu dieſer höchſt gelungenen Erzählung den Stoff. Durch die Meiſterſchaft, mit der hier Dichtung und Wahrheit zu einem Ganzen verſchlungen ſind, und vor dem Auge des Kenners die Prüfung beſteht, wie es der Leſewelt im Allgemeinen gefallen muß, wird dieſe Erzählung doppelt anziehend, und Hr. v. Chezy hat ſich dadurch neben den geachtetſten Namen einen Ehrenplatz erworben.

Erzählungen und Phantasiestücke

von

Ludwig Bechſtein.

Vier Bände.

gr. 12. eleg. broſchirt. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Inhalt des erſten Bandes.

Die Opfer des Wahns; eine Erzählung aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts. Der Maskenball; ein Phantaſieſtück. Des Schickſals Walten; eine Erzählung. Die arme Seele; ein Kloſtermährchen.

Inhalt des zweiten Bandes.

Manoel; eine Erzählung aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Pedell; ein Nachtſtück in zwei Hälften. Die Viſion; ein Phantaſieſtück.

Inhalt des dritten Bandes.

Zettelträgers ſelige Nächte; ein Nachtſtück aus den Papieren eines Freundes. Die beiden Roſen; eine Erzählung aus der Zeit des ſpaniſchen Feldzugs. Die Singſtube; Phantaſieſtück.

Inhalt des vierten Bandes.

Die Babenberger; hiſtoriſche Skizze aus dem erſten Jahrzehend des 10. Jahrhunderts. Der Mönch; ein Nachtſtück. Der Naturforſcher; ein Phantaſieſtück.

ARABESKEN

von

Ludwig Bechſtein.

8. elegant broch.

Berthold Schwarz.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Duller.

gr. 12. eleg. brochirt.

An Könige und Völker.

Von

Eduard Duller.

8. eleg. broch.

Neueſte Schriften

von

M. G. Saphir.

Violen.

Lyriſche und humoriſtiſche Gedichte.

Erſter Band.

München 1832.
Michael Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung.

Violen.

Lyriſche und humoriſtiſche Gedichte

von

M. G. Saphir.

München 1832.

Michael Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung.

[illegible]

An

Karoline.

An eines tiefen See's heiterm Ranft
Blüht eine Roſe. Züchtiglich und ſanft
Neigt Sie das ſchöne Haupt zur Fluth;
Und ſiehe, auf der klaren Welle ruht
Ihr Bildniß, und es ſcheint ihr zuzuſtreben
Wie ſich die Wellen nahen oder heben.

Beſchämt, verzagt ſchaut ſie das Bildniß an,
Weil ſie in Demuth ſelbſt nicht glauben kann,

Daß dieſes zarte Bild ein Conterfei
Von ihrem eig'nen ſüßen Weſen ſey;
Doch fühlt ſie ſich zum Bilde in den Wogen
Wie zu ſich ſelber wunderſam gezogen.

Sie ſchaut und ſchaut es wieder an und ſpricht:
„Ich ſelber, nein ich ſelber bin es nicht,
Doch iſt's mein Weſen und mein innerſt Seyn,
Das ſich geworfen in die Fluth hinein,

Auf daß ich in den klaren Fluthen-Auen
Mein eigenthümlich Leben ſoll beſchauen.“

Der tiefe See es iſt in meiner Bruſt
Die Poeſie, die ew'ge Liederluſt.
Die Roſe, die verſchämt und doch vertraut
In's Wiederſpiel der Liederwogen ſchaut,
Auf daß zum treuen Spiegel es ihr diene,
Die Roſe, Du biſt's Karoline!

Und wie der Liederſee nun wird erregt,
Wie Luſt und Weh die glatte Fluth bewegt,
Und welch ein Lied dem See ſich auch entringt,
Ein jedes Dir dein holdes Abbild bringt;
Und wie Du horchſt dem Fluthen und dem Rauſchen,
Du wirſt darin Dich ſelber nur belauſchen!

Saphir.

Gedichte ernſten Inhalts.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wanderlieder.

An Sie.

1.

Die Poeſie, die Wunderfrau,
Die giebt nicht Ruh im Haus,
Des Waldes Grün, des Himmels Blau,
Des Stromes Glanz, der Schmelz der Au,
Das lockt ſie ſtets hinaus!

Und ſitze ich am Schreibetiſch,
Und ſchreib' das Herz mir warm,
Da nahet ſie aus dem Gebüſch,
Und lacht mich an, ſo froh, ſo friſch,
Und reicht mir ihren Arm;

Und führt mich über Berg und Thal,
Und zeigt mir Gottes Pracht;
Am Tag den ſüßen Sonnenſtrahl,
Und milde Sterne, ſonder Zahl,
In ſanfter Mondennacht.

Da wird mir gar ſo wunderbar,
So wohl und doch ſo weh,
Wenn ich die tauſend Sternlein klar,
Wie eine kleine Kinderſchaar
Im ſtillen Kreiſe ſeh.

Da ſchaue ich zum Sternenzelt,
Der Erde nicht bewußt,
Da iſt's mit mir ſo froh beſtellt,
Daß ich die ganze liebe Welt
Umhalſen möcht' in Luſt!

So kömmt es dann, ich weiß nicht wie,
Weiß nicht wie es geſchieht,
Daß ich, bald ſpät, bald Morgens früh,
Etwas erdicht' in Harmonie,
Ein einfach kleines Lied.

Doch wenn ich wandre noch ſo weit,
Wie fern auch tönt mein Sang,
Biſt Du mir nah zu jeder Zeit,
Und Deiner Schönheit Herrlichkeit
Ertönt mein Saitenklang!

Denn was ich fühle anderwärts,
Bezieht auf Dich allein,
Sowohl in Luſt als auch in Schmerz,
Mein liebevolles treues Herz
In ſeinem Thun und Seyn!

2.

Die Wolken an des Himmels Plan'
Sie ſchau'n mich an;
Sie ſchau'n mich an und zieh'n fort,
Nach jenem Ort,
Nach jenem Ort, wo ſie allein,
Gedenket mein,
Gedenket mein zu jeder Zeit
In Luſt und Leid;
O Wolken höret meine Bitt',
O Wolken nehmt mich mit!

Es zieh'n die Vöglein wohl entlang,
Mit ſüßem Sang,
Mit ſüßem Sang nach jenem Land,
Wo ich ſie fand,
Wo ich ſie fand, die bis an's Grab
Mir Liebe gab,
Mir Liebe gab und Lieb' empfing,
Und Schwur und Ring;
O Vöglein höret meine Bitt',
O Vöglein nehmt mich mit!

Es fließt der Bach und murmelt ſtill,
Ob mit ich will;
Ob mit ich will, wohin er eilt,
Wo Liebchen weilt;
Wo Liebchen weilt und inniglich
Nun denkt an mich;
Nun denkt an mich, und ſtill und traut
Ins Bächlein ſchaut;
O Bächlein höre meine Bitt',
O Bächlein nimm mich mit!

Gedanken fliegen, nimmer matt,
Nach jener Stadt,
Nach jener Stadt, wo lichtumwebt
Die Holde lebt,
Die Holde lebt, die ich errang
Durch ſüßen Sang;
Durch ſüßen Sang, mit dem mein Lied
In's Herz ihr zieht;
Gedanken höret meine Bitt',
Gedanken nehmt mich mit!

3.

Fern von ihr
Sitz' ich hier,
Ganz allein;
Hat nun Fried
Mein Gemüth?
Nein, ach nein!

And're Luſt,
Wälderduft,
Hüllt mich ein;
Ob die Lieb'
Von mir blieb?
Nein, ach nein!

Stilles Thal
Lockt allzumal
Mich hinein;
Bleibt mein Schmerz
Anderwärts?
Nein, ach nein!

9

Wo ich geh,
Wo ich ſteh,
Iſt ſie mein!
Ob ich denn
Mein ſie nenn'?
Nein, ach nein!

Der Fels.

(Verbannungs-Gedicht.)

Es ſteht ein Berg da, wie ein Mann!
Er hebt die Stirne himmelan,
Das Haupt, umſpielt von Sonnenſtrahl,
Schaut hoch herab auf Land und Thal,
Und um ihn wogt der Aether klar,
Und um ihn kreiſ't der ſtolze Aar,
Und aus der ſtolzen Felſenbruſt
Entſtrömt ein Quell zu aller Luſt,
Der Quell, er ſtrömt hinab in's Land,
Und flattert wie ein Gnadenband,
Durch Anger, Wieſe, Flur und Au,
Und aus ihm ſchaut des Himmels Blau.
Der Berg, dem er entquillen thut,
Der ſchaut ſich ſelbſt in ſeiner Fluth.
Da ſteigt aus eines Sumpfes Lauch,
Empor der faulen Dünſte Hauch,
Der mit des Schlammes eklem Giſcht,
Zu einer Wolke ſich vermiſcht;
Mit dieſem niedern Pfützenkind
Vereinigt ſich ein feiler Wind,
Der trägt die Wolke hoch hinauf

Bis zu der Sonne hohem Lauf,
Und ſchicket aus der ſchwarzen Bruſt,
Die Blitze ab mit ſchnöder Luſt.
Doch wie der Blitz auch ringsum zückt,
Der hohe Berg ſich doch nicht bückt;
Und wie auch d'rein der Donner ſchlägt,
Der Berg ſich dennoch nicht bewegt;
Und wie auch ſchwer der Hagel ſank,
Der Berg ſteht da, ſo frei und frank:
Und wie die Wolke auch zerbricht,
Der Berg ſteht feſt und rührt ſich nicht;
Und Schloſſe, Regen, Donner, Blitz,
Sie geh'n hinab in ihre Pfütz,
Sie ſinken in des Schlammes Schooß
Zurück, der ſie gezogen groß.
Der Berg jedoch ſteht wie ein Mann,
Und hebt die Stirne himmelan,
Das Haupt umſpielt vom Sonnenſtrahl,
Schaut hoch herab auf Land und Thal,
Und aus der freien Felſenbruſt,
Entſtrömt ein Quell zu aller Luſt!

Und mit dem Berg bin ich gemeint,
Der Dichtkunſt Himmel hell mir ſcheint,
Und mit der Leier in der Hand,
Schau ich herab auf Thal und Land,

Und aus der freien Dichterbruſt,
Entſtrömt ein Quell voll Liederluſt;
Und dieſer Quell ſtrömt frei hinan,
Iſt keines Königs Unterthan,
Bald rauſcht er ſtolz, bald fließt er ſanft,
Durch Wäldernacht, durch Blumenranft;
Bald lauſchet ihm ein liebend Herz,
Bald lauſchet ihm ein herber Schmerz,
Bald tröſtet er mit ſüßem Klang,
Der Wehmuth Stunde ſchwer und bang;
Bald trocknet er in ſtiller Nacht
Das Auge, das im Kummer wacht;
Bald löſet er den herben Gram,
Der nur in Thränen Troſt bekam;
Gewinnt ſich bald mit Schmeichelton,
Der ſüßen Liebe ſüßen Lohn!
Kurz wo der Strom nur immer rinnt,
Gemüth und Herz er bald gewinnt!
D'rum, wie auch hier die Wolke dräu't,
Die Welt iſt groß, das Herz iſt weit,
Die Menſchheit gut, das Leben reich,
Die Schöpfung ſchön, die Herzen weich,
Der Glaube ſtark, die Hoffnung treu,
Die Liebe ſüß, das Singen frei;
Wo ſich ein Herz nur finden ließ,
Iſt überall ein Paradies!

Schmerzliches, ewiges Lebewohl.

Leb' wohl, Geliebte, ſieh, am Wanderſtabe
Steht der, dem Du Dein Herz geſchenkt;
O flehe, daß er bald zum friſchen Grabe
Den Schritt des Lebensſatten lenkt!
Laß, o Geliebte, ſie noch einmal faſſen
Die liebevolle, liebewarme Hand,
Die freundlich, lieblich, ohne Unterlaſſen,
Des Lebens ſchönſte Roſen für mich wand;
Leb' wohl und höre, wenn Dein Freund Dir ſpricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Leb' wohl, Geliebte, ſchenke eine Zähre
Mir mit auf meinen finſtern Pilgergang;
Und flehe, daß es nimmer lange währe,
Daß ich die Ruhe ſterbend mir errang;
Wenn Du einſt hörſt, daß ich im fremden Lande
Umfangen bin vom tiefen Sehnſuchtsweh',
Daß ich an ferner Meere ödem Strande
Nach Deinem Anblick ſchmachte und vergeh',
Dann höre, wenn Dein Freund von Ferne ſpricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Wenn Dich dereinſt in einer Zwielichtſtunde
Ein namenloſes Bangen ſüß befällt,
So denk' Dein ferner Freund giebt Dir die Kunde,
Daß er voll Liebe treu noch an Dir hält;
Wenn Dir dereinſt die Augen überfließen,
Und ſtille Wehmuth Deine Seele rührt,
So denke, daß ſein Leben zu beſchließen
Die güt'ge Gottheit Deinen Freund nun führt;
Daß er vom Leichenhügel zu Dir ſpricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Wenn dann im Glück und Schmerz in deinem Leben,
Ein leiſes Tönen ſtets Dein Ohr umgiebt,
So wird der Geiſt des Freundes Dich umſchweben,
Der dort wie hier Dich treu und innig liebt;
Und wenn Dir einſt am glücklichen Altare
Ein ſtiller Glückswunſch wehmuthsvoll erſchallt,
So denke, daß Dein Freund aus ſeiner Bahre
Zu Deiner Hochzeit ungeſehen wallt;
Mit leiſ' verhallter Stimme fleht er da:
Vergiß, o vergiß mein ja!

Das Wiederſehen.

Ich ſah hinauf und himmliſch angeſtrahlt
Ward plötzlich ich von meiner Sonne,
Wie man ihr glänzend Abbild ſchwach nur malt
In allen Reizen der Madonne;
Ein Schimmer war's, doch war der Schimmer milde,
Der Anmuth gleich in einem Gnadenbilde.

Die heil'gen Flammen, die im Schlummerflor
In meines Herzens Tiefen ruhten,
Sie ſchlugen ſchnell erwachend nun empor,
Mit ihren nie erlöſchten Gluthen;
In einem Licht', das Worte nicht benennen,
Schien rings um mich das Weltall zu entbrennen.

Und als ich noch einmal hinaufgeblickt
Zum Fenſter, wo die Holde weilte,
So war's, als ob Aurore, goldgeſtickt,
Das Licht auf ihren Wangen theilte;
Und Amorinen ſchienen dieſe holden
Und reichgerollten Locken zu vergolden.

Aus ihrem zaubervollen Wimperſaum
Sah ich den Frühlingsmorgen tagen,
Die Luft war ſtolz darauf, durch ihren Raum
Das ſüße Augenlicht zu tragen,
Und alle meine Sinne fühlt' ich ſchwinden,
Als dieſes Licht zu mir ſich wollte finden.

So iſt ſie da, die Holde, die allein
Mir Herz und Seele hat umfangen!
Nun iſt ein heil'ger Zweck doch meinem Seyn,
Und heil'ge Urſach aufgegangen;
Mein ſüß Geſchäft, mein innigſtes Beſtreben
Iſt es ſie ſeh'n und ihrem Anblick leben.

Troſt im Echo.

Klagend über Berg und Klüfte,
Klagend, weinend ziehe ich;
Sonn' und Mond und Thal und Lüfte
Haben keinen Troſt für mich!

ich.

Echo, ſüße Schmerzensbraut,
Du verkündeſt Troſtesſage,
Wenn den Bergen anvertraut
Ich die tiefe Liebesklage.

klage!

Wer wird dieſe Sehnſucht mindern,
Die mich faßt, wohin ich flieh?
Wer wird dieſe Gluthen lindern,
Dieſe Liebes-Freneſie?

ſie.

Welch Gefühl iſt's, das mich faßt,
Das mich aus dem Weltgetriebe
Sehnend locket ohne Raſt,
Daß ich einſam gerne bliebe?

Liebe!

Kann ich wehren dieſen Schmerzen,
Wenn die Welt mich von ihr trennt?
Was iſt einem treuen Herzen
Hoheit, Reichthum, Rang und Stand?
Tand.

So hat zwiſchen Weh und Luſt
Süße Miſchung mich getroffen!
Nimmer weiß die enge Bruſt,
Soll ſie fürchten oder hoffen!
hoffen!

Wird ſie ſchwanken, wird ſie beben,
Wird ſie zagen, bang und ſcheu,
Wird ſie bleiben treu ergeben,
Wenn auch Schickſal Dornen ſtreu'?
treu!

Was iſt's, das zuletzt doch ſiegt,
Wenn auch Hinderniſſe grollen?
Daß der Wunſch das Ziel erfliegt,
Wie er heiß der Bruſt entquollen?
wollen!

Wird ſie einſt dieß Herz erkennen,
Dieſes Herz, ſo treu und rein?
Werd' ich einſtens mein ſie nennen,
Eh' mich deckt der Todesſtein?
Dein.

Holdes Echo! habe Dank
  Für die Laute, dir entronnen;
Ach! ein Herz, das liebeskrank,
  Hat durch Hoffnung ſchon gewonnen!
Wonnen!

Stille Liebe.

Wenn der Tag den bloſſen Aether
Mit des Morgens Roſen ſtickt,
Und den erſten Lichtverräther
Durch die dunklen Räume ſchickt,
Und das Heer der Gottanbether
Aus den Zweigen ſingend blickt;
Oeffnet Sehnſucht ihre Blüthe
In dem liebenden Gemüthe.

In dem liebenden Gemüthe
Iſt die Sehnſucht ſtill erblüh't,
Die ich zärtlich heg' und hüthe
Wie ſie ſchmerzlich euch erglüh't;
Der ich neue Pflege biete,
Wenn ſie halb auch mir entflieht;
Denn das Sehnen ſelbſt iſt eben
Göttertheil aus Liebesleben!

Göttertheil aus Liebesleben
Iſt der Sehnſucht ſüßer Zug;
Dieſes Zagen, dieſes Beben,
Dunkler Wünſche ſtiller Flug,

Und der Liebe leiſes Streben,
Iſt dem Herzen ſchon genug;
Sehnſucht liebt's im eignen Sinnen
Ganz ſich ſelber einzuſpinnen.

Ganz ſich ſelber einzuſpinnen
In des Herzens eig'nem Leid,
Iſt der Liebe einzig Sinnen,
Und der Liebe Eigenheit;
Bald um Frieden zu gewinnen,
Bald mit ihrem Selbſt im Streit,
Iſt's der Liebe einzig Ringen
In ſich ſelbſt ſich zu verſchlingen.

In ſich ſelbſt ſich zu verſchlingen,
Lieben Dreie ſtets allein;
Sehnſucht mit den Geiſterſchwingen,
Und der Liebe ſüßes Sein,
Und das Lied vor allen Dingen
Lebt am liebſten ganz allein;
Sehnſucht d'rum und Lieb' und Lieder
Blühen ewig friſch mir wieder.

Blühen ewig friſch mir wieder
Deine Augen, ſanft und mild,
Dann der Quell der ſüßen Lieder
Aus dem Herzen mir entquillt,

Reihen ſich des Sanges Glieder
Wie's der liebe Gott gewillt;
Sagen in verſchlung'nen Reigen
Was der Mund muß ſcheu verſchweigen.

Was der Mund muß ſcheu verſchweigen,
In dem Lied ſich zu Dir ringt;
Süßem Liede iſt es eigen,
Daß es zu dem Herzen dringt;
Darf der Sänger ſich nicht zeigen,
Doch ein Lied ſein Lieben bringt;
Trägt zu ihr die Liebeslaute
Die das Herz ihm anvertraute.

Der Doppelfrühling.

Die gute Göttin Flora hat
Mit Licht geſtickt der Blumen Blatt,
Hat jedes Blättchens zarten Rand
Auch ausgezackt mit zarter Hand,
Gab allen Blumen weit und breit,
Aus Knospen auch ein grünes Kleid.
Hat auch das Röschen, vielbegehrt,
Mit Dörnchen klein zum Schutz bewehrt;
Hat manche Blume, die nicht ſchön,
Zum Troſt mit ſüßem Duft verſeh'n,
Gab g'rad dem Veilchen, tief im Thau,
Des höchſten Himmels reines Blau.
Da legt des Winters kalter Schnee,
Sein Leichentuch auf Land und See,
Die Blümlein alle, roth und weiß,
Sie ſchlummern in dem Sarg von Eis.
Die Mutter Flora weint am Sarg,
Der ihre lieben Kindlein barg.
Sie weinet lang und weinet ſehr,
Da kömmt der liebe Frühling her,
Und trocknet ihr der Thränen Lauf.

Die ſüßen Blümlein ſtehen auf,
Sie ſtehen auf zum jungen Licht,
Sie ſchau'n der Mutter Angeſicht,
Sie ſchau'n vergnügt zu Gott empor,
Und blühen freudig wie zuvor.

D'rum, ſtehſt du Menſch an Grabes Ranft,
So weine wohl, doch weine ſanft,
Von Gott bedarf's nur einen Hauch,
So kommt der Todten Frühling auch,
Sie ſteigen aus dem weißen Kleid,
Und blühen für die Ewigkeit.

Blumen, Blätter und Mimoſen,

aus Moritz-Ruh.

Die Sternbilder.

Da ſteht das kleine Häuschen,
Von Zweigen halb bedeckt,
Als hätt' es ſich zum Scherze
Dem Aug der Welt verſteckt.

So komm, du kleines Häuschen,
Im ſtillen Sternenſchein,
Und ſchließ' in deiner Ruhe
Uns Dreie freundlich ein.

Denn in dir, kleine Hütte,
Bin ich alleine nie,
Mit mir iſt ſtets die Liebe,
Mit mir die Poeſie.

Wir ſagen zu uns Dreien
Viel Dinge für das Herz,
Wir theilen unſ're Wonnen,
Wir theilen unſern Schmerz.

Und giebt es Augenblicke,
Wo Poeſie mir grollt,
Da nahet ihr die Liebe,
Macht ſie mir wieder hold.

Und giebt es Augenblicke,
Wo Liebe mir entflieht,
Die Poeſie mit Liedern
Mir ſie zurücke zieht.

So ſtehen wir zu Dreien,
Und ſchau'n zum Himmel auf,
Da zieh'n, wie helle Träume
Die Sterne ſtill herauf.

Da leuchten Wunderzeichen
In feierlicher Pracht,
Wie meines Lebens Bilder
Durch die vertraute Nacht.

Die Jungfrau mit der Aehre
Erſchimmert ſanft und mild,
So glänzet mir im Buſen
Der Holden ſüßes Bild.

Die helle Aehre kündet
Vom hohen Lichtrevier:
Es reift die Saat des Glückes
Dort oben einſt nur mir.

Und beide überſtrahlend,
Erglänzt die Leyer hell;
Die Sphären um ſie öffnen
Des Sanges Wunderquell.

Und drüben in der Straße,
Von Sternlein ſo weiß,
Da ziehet, ſtill und ſinnend,
Der Schwan den Silberkreis.

Es ringt der ſüßen Kehle
Das ſchönſte Lied ſich los,
So taucht er ſterbend, ſingend,
In ew'ger Liebe Schooß.

So möcht' ich, gleich dem Schwane,
Verhauchen leiſ' und bang,
Die Seele und das Sehnen
In einem Sterbeklang!

Und endend noch umfaſſen
Die Leyer mit der Hand,
Mit dem gebrochnen Auge
Der Jungfrau zugewandt.

Dann, o Heißgeliebte,
Wirſt Du in jenen Höh'n
Mit einem Mitleidsblicke
Das Dreigeſtirn beſeh'n.

Der Schwan, es iſt dein Sänger,
Der Himmel Moritz-Ruh,
Die Leyer deine Weihe,
Die Jungfrau klar biſt Du!

Silhouette der Einzigen.

Locken.

Wie die holden ſeid'nen Wogen,
Weich und golden niederwogen!
Sanfte Schlangen, krumm gebogen,
Um die Wangen hingezogen,
Welche Finger, hat die Dinger, euch gekräuſelt,
Die wie Düfte, in die Lüfte hingeſäuſelt?
Nur behende Elfenhände, feinmanierlich,
Sie nur locken, goldne Flocken, ganz ſo zierlich!

Auge.

Himmel iſt es, wenn in Weihe
Leuchtet ſeine Azurbläue;
Stern, wenn ſo hold als mild,
Liebe aus der Wimper quillt;
Tempel, wenn von Gott belebet,
Es den Blick zum Himmel hebet;
Blume, wenn ein freundlich Licht,
Aus dem ſüßen Kelche bricht;
Wolke, wenn von Zorn umdunkelt,
Blitz aus ſeinem Himmel funkelt;

Engel, wenn die Thräne hell,
Steht auf dieſem Mitleidsquell;
Grab für mich, wenn es ſich ſenket,
Keinen Blick der Lieb' mir ſchenket!

Wangen.

Roſe ſprach zu Hermelin:
„Wollen freundlich niederzieh'n,
Milderſt Du die hohe Gluth,
Steig're ich die weiße Fluth!“
Und ſie zogen Hand in Hand,
Schweſterlich durch's ganze Land;
Wanderten auch Mondenlang,
Ruhen nun auf ihrer Wang',
Ihre Wangen zart umzieh'n
Roſe ſtets und Hermelin!

Mund.

Roſenpforte, ſüßer Worte Heimathland!
Wo auch Lallen zu gefallen einſt verſtand!
Purpurgluthen überfluthen ſeinen Rand;
Es erblühen Harmonien, ungenannt,
Wenn in ſchönen Redetönen er entbrannt!
Es wird fröhlich, götterſelig der genannt,
Dem zu Liebe ein: „ich liebe!“ er bekannt!

Ewiges Suchen.

An Sie.

Der Morgen ſchickt ſein freundlich Licht
Herunter von den Auen,
Ich hoffe dann ihr Angeſicht
Im Zauberſchein zu ſchauen;
Ich ſchicke meinen Sehnſuchtsblick
Die Herrliche zu finden,
Doch ohne ſie kömmt er zurück,
Um troſtlos zu erblinden!
Der Morgen ſchickt ſein freundlich Licht,
Doch meine Holde ſchickt er nicht!

Der Mittag ſchickt ſein warmes Licht,
Es ſtrömt aus allen Thoren,
Ich ſuch' das holde Angeſicht,
Das ich mir auserkohren;
Ich harre feſt, ich harre bang,
Ich harre auf der Meinen,
Doch harre ich auch ſtundenlang,
Mein Glück will nicht erſcheinen.
Der Mittag ſchickt ſein warmes Licht,
Doch meine Holde ſchickt er nicht!

Der Abend ſchickt ſein mildes Licht,
Auf Gärten und auf Matten,
Ich ſuch' das reizend Angeſicht
In Lauben und in Schatten,
Ich frage jedes Blumenblatt,
Ich frage jede Dolde,
Doch keine auch geſehen hat
Die Einzige, die Holde!
Der Abend ſchickt ſein mildes Licht,
Doch meine Holde ſchickt er nicht.

Die Nacht auch ſchickt ihr Sternenlicht,
In finſtre Erdenklauſe,
Ich ſuch' das himmliſch Angeſicht
Im vollen Schauſpielhauſe;
Ich ſuch' in jedem Logenkranz,
Ob ich ſie mag erblicken,
Doch will ihr ſüßer Schönheitsglanz
Mich nimmermehr erquicken!
Die Nacht auch ſchickt ihr Sternenlicht,
Doch meine Holde ſchickt ſie nicht!

Die Mitternacht ſchickt Finſterniß,
Die iſt allein mir labend,
Den ganzen großen Weltenriß
In ihren Schooß begrabend!

Da bringet aus der dunklen Nacht,
Vom Grund der dunklen Räume,
Die Holde mir, in aller Pracht,
Der ſüße Gott der Träume!
Die Mitternacht ſie bringt gewiß
Die Holde mir durch Finſterniß!

Der Mai der Liebe.

Die Roſe wollt' ich bittend zu ihr ſenden,
Und meine Thränen fielen auf das Blatt;
„Geh hin," ſprach ich, „verſuch ihr Herz zu wenden,
Frag', ob ſie mich denn ganz vergeſſen hat?
Ob Brief und Wort, und ſüßer Grüße Spenden,
Und Blickes Bothſchaft nimmer finde ſtatt?"
Da ſprach die Roſ', und beugt das Haupt hernieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder."

Den Zephir wollt' ich bittend zu ihr ſchicken,
Der zu dem holden Antlitz von mir ſtrebt;
„Frag' ſie, ob meine Sehnſucht zu erquicken,
Kein Liebesodem mehr die Bruſt ihr hebt?
Ob mit Erinnerung ſie zu beſtricken
Der ſüße Gott das Herz ihr nicht belebt?"
Da ſprach der Zephir aus dem Blatt der Flieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!

Den Stern, der mild uns labt im Abendſcheine,
Wollt' ich ihr ſchicken mit dem Gruß der Lieb';
„Frag ſie: warum der Liebesſtern, der reine,
In ihrem Herzenshimmel klar nicht blieb?

Warum er mir ſein freundlich Licht verneine?
Welch Nachtgewölk den Stern ſo ganz vertrieb?"
Da ſprach der Stern, und flimmert freundlich nieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"

Das Lied wollt' ich nun ſchicken, reich an Tönen,
Das oft ihr Herz und Sinn und Ohr beſtrickt;
„Geh hin, du einz'ger Lohn und Preis des Schönen,
Du Freund, den ich oft liebevoll geſchickt;
Frag' ſie, ob Sang und Gruß auch der Camönen
Ihr Herz nicht mehr der kalten Haft entſtrickt?"
Da ſprach der Gott des Sanges und der Lieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"

Nur einmal blüht der Götter-Mai der Liebe!
Nur einen Frühling hat das Menſchenherz!
Nur einmal treibt der edelſte der Triebe
Des Fühlens Erſtlingsroſe himmelwärts!
Nur eine Morgenſtunde hat die Liebe,
Vergoldet von des Frühroth's reinem Erz!
Nur einmal zuckt der Himmelsſtrahl hernieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"

Das Ende vom Liede.

Ich ſah' ſie an, als erſt ſie mir erſchienen,
Und nicht mehr weiß ich, wie mir da geſchah;
Es hing mein Blick an ihren Engelsmienen,
Die ich ſo hold, ſo reizend niemals ſah;
Es ſchien, als wär in dieſem Wonneſehen
Ein Himmelswunder plötzlich mir geſchehen!

Sie ſah mich an, und gold'ne Lichteswogen
Entſtrömten ihres Auges ſüßem Tag;
Den dunkeln Vorhang fühlt' ich weggezogen,
Der über meinem Lebensdrama lag,
Und in des vollen Lichtes ſchöner Leitung,
Sah ich des Lebens höhere Bedeutung!

Ich ſprach ſie an, und meine Lippen bebten,
Mein Herz erbebte ſüßerſchrocken nach,
Und wie die Worte aus dem Herzen ſtrebten,
Zerfloſſen ſie in ein verhauchtes Ach!
Der Mund ſchien liebeſchüchtern zu verzagen,
Unſäglich's unverholen ihr zu ſagen.

Sie ſprach mich an und volle Harmonien
Umrauſchten mir das wolluſttrunk'ne Ohr;
Ich mußte ſtillanbetend niederknien,
Denn offen ſchien des Himmels heil'ges Thor;
Ich ſchloß entzückt die Hand vor meinen Augen,
Um ungeſtört den Wohllaut einzuſaugen.

Ich küßte ſie, und Veſta's Feuer brannte
Auf ihrer Lippen züchtigem Altar;
Es war, als ob die Seelen ſich erkannten
In dieſem Kuß, der rein wie Engel war;
Und Mund auf Mund im flüchtigen Berühren
Schien Herz um Herz dem Andern zu entführen!

Sie küßte mich, mir ſchwindelten die Sinne,
Und thränenperlend ſchloß mein Auge ſich,
Ich wußte nimmer, was ich nun beginne,
Aus ſeiner Haft entſtrebte mir mein ich;
Geſchloſſen war mein Aug', doch konnt' ich ſehen,
Ich fühlte mich halb ſeyn und halb vergehen.

Ich ſagte „Du“, im kleinen Wörtchen lagen
Die Zauber aller Herzens=Sympathie,
Ich ſprach es aus mit Beben und mit Zagen,
Mit Beben und mit Zagen hörte ſie;
Und wie das „Du“ der Lippen ſich entwunden,
Hatt' ich des Wortes Luſt erſt recht empfunden.

Sie ſagte „Du!" mit nimmerſatten Zügen
Trank ich des kleinen Wörtchens Wohllaut ein,
Die Liebe zog mit ihren ſchönſten Siegen
In meines Herzens tiefſten Tiefen ein,
Und „Du" und „Du", das waren alle Worte,
Und doch erſchloſſen ſie die Himmelspforte.

Ich ſprach: „leb' wohl!" und bittre Schmerzensthränen
Benetzten ihr Geſicht und Hals und Hand;
Getheilt in Schmerz und Lieb' und heißem Sehnen,
War Herz und Mund und Auge mir entbrannt;
Ich fühlte es mit wolluſtvollem Schauern:
Ich werde dieſen Schmerz nicht überdauern.

Sie ſprach: „leb' wohl!" und ſchaut nach einem Andern
Mit thränenſchwerem feuchten, Blick ſich um;
Muß auch der Eine weit von hinnen wandern,
Ein ſchönes Mädchen grämt ſich nicht darum;
Die Welt iſt groß, es giebt der Männer viele,
Und jeder Mann iſt recht, führt er uns nur zum Ziele.

Der Stadtfrühling im Herbſte.

Sey willkommen mir von Herzen,
Herbſt, mit deinem kühlen Hauch;
Du ertödteſt Blüth und Roſen,
Du entblätterſt Baum und Strauch.

Und die ſchönen Frauen alle,
Die das Land gefeſſelt hat,
Jagſt Du mit dem kalten Odem
Wieder zu uns in die Stadt.

Und ein neuer Frühling blühet
In der Stadt nun rings herum,
Und in allen Häuſern blühet
Eines Frühlings Blüthenthum.

Und an allen Fenſtern glühet
Nun ein voller Blumenſtraus;
Schauet, lächelt, blühet, duftet
In das Leben friſch hinaus!

Bald die Roſe voll und üppig
Glühet durch der Scheibe Schein,
Bald die Lilie, zart und ſittig,
Schauet in die Straß' hinein.

Bald ein Knöspchen, ſüß und milde,
Durch die hellen Scheiben ſchaut,
Wie ein Sternchen, ſanft und lieblich,
Seine Strahlen niederthaut.

Bald zwei Aeuglein wie die Veilchen
Flimmern durch des Vorhangs Spalt,
Daß mein Herz vor ſüßer Ahnung,
Und vor Wehmuth überwallt.

Bald die ſtolze Tulipane
Durch die Jalouſine blitzt,
Und auf jedem ihrer Blicke
Ein ganz winz'ger Amor ſitzt.

Ueberall nur Mai und Frühling
Wo das Auge hin jetzt blickt,
Ja der Herbſt hat uns nur Roſen
In die liebe Stadt geſchickt.

Sei willkommen mir von Herzen
Herbſt mit deinem kühlen Hauch;
Ach, vielleicht bringſt du dem Sänger
Doch ſein holdes Blümchen auch.

Der Kinderengel.

Welch ein Kind mit gold'nen Löckchen
Hält die Holde auf dem Schoos!
Windet kaum dem ſüßen Döckchen
Aus den Aermchen klein ſich los!
Und das Kind mit zarten Händchen
Wühlt im Wangen=Roſenländchen.

Doppelreiz in einem Bilde,
Wie erhebſt du meine Bruſt!
Junger Schönheit Himmelsmilde,
Und des Kindes Augenluſt!
So in einem Bild ſich malen:
Frührothlicht und Tagesſtrahlen!

Wie die zarterblühte Roſe
Schaukelnd ihre Anmuth mißt,
Und im ſüßen Liebgekoſe
Schweſterlich die Roſe küßt;
So auch ihre Roſenlippen
An dem Kinde küſſend nippen.

Ihre milden Blicke ſinken
Auf das Kind ſo inniglich,
Und die ſüßen Strahlen trinken
Unſchuldsfreuden ſanft in ſich;
Sieht im Kinderäuglein=Flimmern
Eigne Anmuth wiederſchimmern.

O bewahre, holde Blüthe,
Ewig dieſen Kinderſinn!
Himmel iſt er dem Gemüthe,
Und dem Herzen Hochgewinn;
Nur das reine, kindlich Schöne
Iſt es werth, daß Gott es kröne!

Sternlieder.

1.

Die Jungfrau.

Flüchtend aus dem ew'gen Sinnenſtreite,
Aus der Leidenſchaften engen Haft,
Hat zu Dir, Du Reine, Unentweihte,
Sich mein Thränenblick emporgerafft;
Fühlt von deinen milden Strahlenwogen
Wie bezaubert ſich ſtets angezogen.

Wie der Dichtung allerkeuſchſte Blüthe,
Von der Muſe Zauberhand gewebt;
In dem reinen offenen Gemüthe
Als ein magiſch Wunderräthſel lebt,
Daß es tiefergriffen, lauſchend leiſe,
Ewig horcht der ſchmeichelvollen Weiſe;

So auch zittert deine Lichteswelle
In das Herz imr wunderſam herein,
Schafft es um zu friederfüllter Zelle,
Mit dem ſanften, blüthenmilden Schein;
Blickt durch meiner Seele trüben Schleier
Freundlich durch, wie ein geläutert Feuer.

Heilig Sternbild! ewig unverändert
Spielt am Blau dein unbeflecktes Licht,
Wie auch Wolkenzug ſich, ſchwarzberändert,
Oft um deinen Strahlenmantel flicht;
Ungemindert in dem eig'nen Glanze
Strahlſt du himmliſch in dem Sternenkranze.

Jungfrau, die Du in dem Erdenthale
Biſt des heil'gen Sternes Ebenbild,
Glänzend in demſelben Schimmerſtrahle,
Der von ſeinem Borne niederquillt;
Hüth' in deines Herzens Heiligthume
Dieſes Strahles züchtigliche Blume!

Leuchte durch des Lebens dunkle Bahnen
Selbſt dir vor mit deinem Unſchuldsglanz;
Ehre deines Herzens dunkles Ahnen,
Doch erforſch' es nie und nimmer ganz;
Trübe nie der Seele zarte Welle,
Denn auf ihr nur ſpielt des Lichtes Helle!

2.

Die Leyer.

Das klingende Gewölk iſt fortgezogen,
Der Schleier fiel vom abendlichen Blau,
Der Himmel trägt den azurreinen Bogen,

Mit aller ſeiner Klarheit nun zur Schau;
Und in der umgeſtürzten Saphirſchale
Verſchwimmt der Lyra Bild im hellen Strahle.

Hell ausgeſpannt die zarten Strahlen-Saiten,
Rings an des Himmels rundgewölbten Schiff,
Erfunkelt es nach allen Erdenſeiten
Mit ſeinem lichtumwebten gold'nen Griff;
Jedoch kein Ohr, das hier auf Erden lebet,
Vernimmt den Ton, der ſeinem Spiel entbebet.

Nur ahnen kann ich, welche heil'gen Töne
Dem Strahlen-Saitenſpiele keuſch enttönt,
Wenn es ſich labt am Anblick nackter Schöne
Und Reitz der Schöpfung, vor ihm ausgedehnt;
Wenn ſich, ſein Spiel mit Heiligkeit zu füllen,
Die Räthſel der Naturen ihm enthüllen.

Im reinen Aether lebt die Himmelsleyer,
Nicht Erdenſchwere zieht ſie ſtets herab,
Sie glühet ewig fort, jedoch ihr Feuer
Wird nicht in Aſche bald ihr eignes Grab;
Die Saiten, die in reinen Lüften ſchwimmen,
Kann dieſes Lebens Brodem nicht verſtimmen.

Die Leyer, die der Menſch verſucht zu ſchlagen,
Erdrückt des Erdenkörpers dumpfe Luft;

Es iſt ein ew'ges Streben, Sehnen, Zagen;
Er athmet Qualen, wo er gehofft auf Duft,
Und in die Saiten, die er zart ſoll hüthen,
Tobt das Geſchick mit Zerren und mit Wüthen!

Wie ſoll der Sang der Sänger-Bruſt erblühen,
Wenn ſich um jedes Ohr ein Nebel zog?
Wie ſoll in Freudigkeit ſein Lied erglühen,
Wenn Leben, Liebe, Freundſchaft ihn betrog?
Wie ſoll der Himmel quellen aus den Saiten,
Wenn ſie die Erd' zerreißt mit Schlechtigkeiten?

Wohin?

1.

Wohin biſt du mit deinem friſchen Kranze,
Du meiner Jugend ſüßes Wonneſeyn?
Du Lebensfrühroth, das mit mildem Glanze,
Und mit des Frühlings gold'nem Morgenſchein,
Mich einlud zu der Jahre buntem Tanze,
Und zu der Horen gaukelhaftem Rhei'n?
Wohin biſt du, du flücht'ger Schaum vom Leben,
Genommen mir, als du mir kaum gegeben?

Sie iſt dahin! verblichen ſind die Farben,
Die einſt geſchimmert in dem Lebensſtrahl;
Die vollen Blüthen alle ſie erſtarben
Mit ſammt der Frucht, die ſich aus Knoſpen ſtahl;
Geblieben iſt ein trocknes Bischen Garben,
Ein Bündel Jahre, farbenlos und fahl,
Ein mattes Nachſpiel froher Morgenträume,
Ein Sehnen nach dem Grün verblühter Bäume!

2.

Wohin biſt du, o du Geſchenk von Göttern,
Du Hoffnung, troſtbegabtes Himmelskind?
Die mich umgab in trüben Lebenswettern
Mit ihrem Lilienſtengel, mildgeſinnt;
Und wenn der Sturm tobt wüthend in den Blättern,
Zum Troſt auf ſüße Melodien ſinnt;
Wohin biſt du, o fromme Himmelstaube,
Geſandt, daß unſer Herz an Glück ſtets glaube?

Sie iſt dahin, dem Herzen ſcheu entflogen,
Weil die Gewitterſchläge ſie geſtört!
Aus öder Seele iſt ſie ausgezogen,
Die ſie nur allzuoft bethört;
Die ſüße Zunge hat ſo oft gelogen,
So oft als ſie mein lauſchend Ohr gehört;
Ich habe weinend ſie zu Grab getragen,
Ein Hoffnungswittwer nun den künft'gen Tagen!

3.

Wohin biſt du, geliebtes Weh des Lebens,
Du Liebe, honigſüße Bitterkeit?
Du heimlich Wickelkind des Widerſtrebens,
Du Himmelstroſtgeſtalt in Schmerz und Leid,
Du Sinngedicht des reizenden Ergebens,
Du Muſe einer ſüßverträumten Zeit;
Wohin biſt du mit deinem Licht, das holden
Des Lebens Kerkerſtäbe ſoll vergolden?

Sie iſt dahin; ſie hat ſich losgerungen,
Als mir das Herz im tiefen Gram zerſprang;
Ihr Scheidegruß iſt ſchmerzlich mir erklungen,
In meinem Herzen iſt es öd und bang;
Die Saiten meiner Leyer ſind geſprungen,
Weil Liebe nur aus ihrem Silber klang;
Wem Liebe nicht mehr blüht im frohen Buſen,
Iſt ſich ein Klaglied und ein Grab den Muſen!

Frag' und Antwort.

Willſt Du nicht herunterſchicken
Deine Blicke niederwärts,
Daß ſie inniglich erquicken
Auge mir und Sinn und Herz;
Daß ſich meine Seele labe
An des Auges ſüßen Gabe?

Bitte! nicht herabzuſchicken
Deine Blicke niederwärts,
Wenn ſie jetzt mich auch erquicken,
Quälen ſpäter ſie mein Herz;
Was mir jetzt die Seele labe,
Wird mir ſpäter Todesgabe.

Willſt Du nicht ein Zeichen geben,
Daß mein Liebesgram Dich rührt,
Daß des Zephirs leiſes Weben
Meine Seufzer zu Dir führt?
Daß es nicht Dein Stolz verwehret,
Wenn mein Herz Dich ſtill verehret?

Nein, kein Zeichen ſollſt Du geben,
Daß Dich meine Liebe rührt,
Weil dann dieſes Wonnebeben
Nur zur Raſerei mich führt;
Weil mir zum Beſitz verwehret,
Was mein Herz in Gluth verehret.

Willſt Du nicht ein Wörtchen ſagen,
Nur ein Wörtchen ſüß und mild;
Soll kein Ton ſich zu mir tragen,
Der von Deinen Lippen quillt,
Der beſchwör' mit Zauberklange
Mir das Herz, ſo voll und bange?

Nicht ein Wörtchen ſollſt Du ſagen!
Schweigend biſt Du ſüß und mild!
Könnte nicht die Luſt ertragen,
Die aus Deiner Rede quillt;
Wär' mir nach dem Götterklange,
Ewig, ewig ſchmerzlich bange.

Willſt Du nicht dem Liede lauſchen,
Das durch Lüfte zu Dir dringt,
Wenn mit leiſem, leiſem Rauſchen
Abendweſt die Flügel ſchwingt;
Daß Du fühleſt hell und ſinnig,
Wie mein Lieben tief und innig?

Nein, ſollſt nicht dem Liede lauſchen,
Weil's dann neu ſtets zu Dir dringt,
Würd' zum Wahnſinn mich berauſchen,
Wenn es Deine Gunſt erſchwingt;
Und ich ſänge, liederſinnig,
Bis zum Tode Dir nur innig!

Wirſt Du eine Thräne ſchenken,
Eine Thräne winzig klein,
Wenn ſie mich hinunter ſenken
In das ſtille Kämmerlein;
Und nicht eine einz'ge Zähre
Mir auf's Grab geweinet wäre?

Nein, ſollſt keine Thräne ſchenken,
Auch nicht eine, noch ſo klein;
Auch nicht Eine, wenn ſie ſenken
Mich hinab in's Kämmerlein:
Wäre ſündig dieſe Zähre,
Als ob dort kein Jenſeits wäre!

Die holde Feindin.

Weil dein Vater feindlich mir gewogen
Und du ſelbſt mich haſſeſt lang,
Fühl' ich innig mich zu dir gezogen
Mit der Sehnſucht ſüßem Drang.

Weil du ſenkſt die ſchönen Augen,
Wenn ich ſie in Liebe ſuch',
Möcht' ich ewig ſüße Strahlen ſaugen
Aus der Blicke Himmelsbuch.

Weil du ſchließ'ſt die holden Lippen,
Wenn mein Ohr dir liebend lauſcht,
Möcht' ich ſtets den Himmelston nur nippen,
Der von deinem Munde rauſcht.

Kurz, weil du gelobet, mich zu haſſen,
Haß von deinen Lippen ſchallt,
Möcht' ich liebewüthend Dich umfaſſen
Mit der Minne Allgewalt!

Wohnt in ſolchem Bau der ſchönen Glieder
In ſolchen Körpers Tempelpracht,
Wohnet da des Haßes wilde Hyder,
Und der Feindſchaft finſt're Nacht?

Nein, dein Auge iſt der Milde Stempel,
Und dein Antlitz iſt ſo mild,
O gewiß, in deines Herzens Tempel
Thronet nur der Güte Bild.

Nimm denn hin die Liebes-Huldigungen,
Haſſe nicht mein treues Lied,
Haſſe den auch nicht, der es geſungen,
Wie es im Herzen ihm erblüht.

Die Erſcheinung.

(Bei beleuchtetem Hauſe.)

Ein Lichtmeer goß ſich durch die hohen Hallen,
Der Blick ertrug kaum dieſen reichen Glanz;
Doch ich erblickt' in dieſes Lichtes Wallen
Ein einz'ges Licht nur in dem holden Kranz;
Aus ſüßen Augen, lieblich mir erſchloſſen,
Kam's wie ein Mayen-Morgenſtrahl gefloſſen!

Als ich des Auges Strahl getrunken,
Der wie ein mildes Sternbild niederſah,
War alles And're um mich her verſunken;
Nur ſie war in dem Kreis des Lichtes da;
Mit ſtillem, wunderheimlichen Verlangen
Blieb ich an ihrem Zauberantlitz hangen.

Vergangenheit mit ihrem gold'nen Saume
Stieg aus dem Reiche der Erinn'rung auf,
Wie das Gewebe, das vom Morgentraume
Der Seele malt den zaubervollen Lauf.
Der Gegenwart zerriß mein Herz die Bande,
Und flog zurück in früh're Zauberlande.

Dem Leben iſt der Inhalt nun gekommen,
Das Daſeyn iſt nun ſeines Preiſes werth;
Vom Geiſtesauge iſt der Staar genommen,
Der finſterwaltend lange es beſchwert;
Ich ſehe ſie, und ſag' mit Wonnebeben:
Die Welt iſt ſüß und ſchön iſt doch das Leben!

Blumenträume.

Widmung.

An die holdeſte der Blumen
an Karoline.

Auch die Blumen ſchlafen
Wenn ſie lang gewacht,
Sehnen aus der Sonne
Sich nach Mond und Nacht;

Sehnen ſich im Dunklen
Ganz allein zu ſeyn,
Sehnen ſich nach Ruhe,
Schlummern ſinnig ein;

Und ſie träumen lächelnd
Von dem Abendwind,
Der aus Dämmerungsſonne
Goldne Fädchen ſpinnt.

Träumen wieder lächelnd
Von dem Morgenſtrahl,
Der ſich geſtern glühend
In ihr Knöſpchen ſtahl;

Und mir verrieth die Träume
Heut ein Schmetterling,
Der an ihren Blättern
Manche Nächte hing.

Und wie du ſelber, Blume!
Oft wohl träumeſt ſtill,
Ich dir ihre Träume
Nun erzählen will.

Der Traum der rothen Roſe.

Am zarten Stengel ſchaukelt
Die Roſe ſich zur Nacht;
Verhüllt in Flor der Dämmerung
Iſt ihrer Blätter Pracht.

Sie ſchlummert ſanft allmählig,
Ihr Köpfchen wird ſo ſchwer;
Und nur die Dörnlein ſtehen
Als Wächter um ſie her.

Sie ſchließt die Blätteraugen
Und neigt das Köpfchen kaum,
So ſteht ſie ſchon befangen
Vom ſüßen Blumentraum.

Sie ſieht im ſchönen Traume
Den Flügel-Böſewicht,
Der loſe ſie umflattert,
Wenn aus der Knoſp' ſie bricht.

Sie hört ſein leiſes Summen,
Sie hört den Flügelſchlag,
Mit den er um ſie buhlet
So manchen ſchönen Tag.

Und kaum will ſie erhören
Des Tändlers Schmeichelwort;
Da flattert er wie Weſtwind
Zur nächſten Roſe fort.

Aus Zorn und Scham in Einem
Erröthet ſie in Gluth,
Erwacht in ihrem Schrecken,
Getaucht in Purpurblut.

Vergebenes Suchen.

Die Holde ſuch' ich mondenlang,
Und kann ſie nicht gewahren,
Mir iſt ſo ſchwer, mir iſt ſo bang,
Iſt ihr was widerfahren?

O Frühling! du mein junger Freund,
Hilf mir die Süße finden,
Wir wollen dann auch, treu vereint,
Den ſchönſten Kranz ihr winden.

Du Frühling ſchickſt den Blüthenſchnee
Zum ſchönſten Kranz hernieder,
Ich geb' dazu, in Luſt und Weh,
Das Band der treuen Lieder.

Der Frühling kömmt, und Blüth und Blum'
Umfächelt alle Frauen,
Doch in dem großen Heiligthum
Soll ich nur ſie nicht ſchauen!

So ſend' ich dich, du Tageslicht!
O ſag' mir, wo ſie weilet?
Doch ach, der Tag auch ſagt es nicht,
Wenn er von hinnen eilet.

So ſage du mir, traute Nacht!
Du ſchleichſt in alle Zimmer,
So ſage, wo die Holde wacht,
Wo labet mich ihr Schimmer?

Die böſe Nacht! auch ſie entflieht,
Von ihr will ſie nichts zeigen,
Sie bricht mein Herz und mein Gemüth,
Doch bricht ſie nicht ihr Schweigen.

Ich ſchicke, was ich ſchicken mag,
Ich ſchick' ſie in die Runde;
Ach! Freunde, Frühling, Nacht und Tag,
Sie geben keine Kunde.

Doch, horch! da klopft ein Freund ganz fein,
Ein Freund in Luſt und Schmerzen,
Er klopft, doch ruf' ich nicht: „herein!“
Ich ruf': „hinaus!“ vom Herzen.

Es iſt ein Lied, das an die Bruſt
Klopft an mit leiſem Zagen,
Es will hinaus, um Wort und Luſt
Der Holden ſtill zu ſagen.

So gehe denn, mein treues Lied,
Du einz'ger Freund im Leben,
O ſuche ſie, und werd' nicht müd'
Der Einz'gen zuzuſtreben.

Und haſt du endlich ſie erreicht,
So ſag in weichen Tönen,
Daß niemals, niemals von mir weicht
Der Liebe ſüßes Sehnen.

Sag' ihr mit zartem Flötenſchall,
Daß ich ſie heiß verehre,
Daß ſtets ich ſie allüberall
Wie Sonnenlicht entbehre.

Sag' ihr mit holdem Zitherklang
Daß ich vor Gram vergehe,
Wenn ich ſie viele Tage lang
Stets ſuche und nicht ſehe.

O ſag' mit Philomelens Ton,
O ſag' es ihr doch täglich:
„Mein Leid“ — doch ach! ich ſeh' es ſchon,
Mein Leid iſt doch unſäglich!

Die Thränen.

Als Gott von ſeinem Angeſichte,
Und aus dem ſchönen Paradies,
Den Menſchen, aus dem reinen Lichte,
In's Erdenthal verdammend ſtieß,
Da hat er ihm für's dunkle Leben
Doch einen Engel mitgegeben.

Das Mitleid lebt in heil'ger Milde,
Zur Seite uns in Leid und Luſt,
Es ſtrahlt mit ſeinem Gnadenbilde,
Ein Gottes-Theil in ird'ſcher Bruſt,
Und reicht uns mild bei Schmerzensfühlung,
In ſüßer Thränen Troſt und Kühlung.

Und wenn der Menſch vom Gram umwunden,
Zerriſſen von des Schickſals Macht,
In einſam düſtern Prüfungsſtunden
Der Nächte Wüſtenei durchwacht;
Sind es allein die Thränenquellen,
Die tröſtend ſich zu ihm geſellen.

Und wenn der Menſch in ſüßer Regung
Das volle Herz zur Freud' erhebt,
Und eine wonnige Bewegung
Durch alle Lebenspulſe bebt,
Auch dann noch muß in Freudenzähren
Sich das gepreßte Herz entleeren.

Und wenn des Herzens treue Waltung
In tiefſter Tief ein Weſen hegt,
Das es in wonniger Geſtaltung,
In ſeelenklarer Minne pflegt,
Dann ſieht man die geheimen Wonnen
In Liebesthränen klar ſich ſonnen.

Und wenn das Herz in düſtern Tagen
Von ſeinem liebſten Seyn ſich trennt,
Und unſer Mund mit bangem Zagen
Nicht das Gefühl des Schmerzens nennt,
Dann giebt uns von dem Weh der Stunde
Die Trennungsthräne bitt're Kunde.

Und wenn ſich auf des Tempels Schwelle
Das Knie der frommen Beter beugt,
Der Mund, gepreßt an heil'ger Stelle,
In tiefer Inbrunſt rührend ſchweigt,
Wird mit dem Schöpfer aller Gnaden
Die Andachtsthräne ſich berathen.

Und wenn der Vorſicht dunkle Richtung
Des Nebenmenſchen Herz erdrückt,
In herber, gräßlicher Vernichtung,
Sein Leben und ſein Gut zerſtückt,
Dann ſieht man auch im ſtillen Weinen
Die Mitleidsthräne ſanft erſcheinen.

Und wenn aus trauriger Verkettung
Der Arme dann gerettet iſt,
Euch danken will für ſeine Rettung,
Doch Ausdruck, Sprach und Wort vermißt,
Dann mag aus heitern Augenzonen
Die Dankesthräne Euch belohnen.

Und jede Thräne, die der Wange
Für Menſchenliebe hier entfiel,
Begleitet auf dem letzten Gange
Hinüber uns, an's letzte Ziel,
Und wird als Engel für uns flehen,
Wenn zu Gerichte Gott wird gehen.

Die Benennung des Vergißmeinnichts.

Zu der Göttin Flora kamen,
Um zu holen ſüße Namen
Von der Roſenkönigin,
Alle Roſen lächelnd hin.
Als ſie alle Namen hatten:
Roſe, Veilchen, Abendſchatten,
Aſter, Lilie, Balſamin,
Goldlack, Tauſendſchön, Jasmin,
Zogen ſie nach Flur und Wieſen,
Wiederholten wie ſie hießen
Sich im Gehen ſtill und fein.
Nur ein Blümlein, das allein
Aus der Schweſtern bunter Reihe
War getaucht in zarte Bläue,
Und auf ſeinem kleinen Blatt'
Abgemalt den Himmel hat,
Daß es helle Tropfen ſauge
Aus des Azurs blauem Auge,
Dieſes Blümlein, thränennaß,
Seinen Namen bald vergaß,
Und mit feuchtem Bitterblicke
Kam in Demuth es zurücke,

Fragte mit beſcheidnem Sinn:
„Wie es heiß'?“ die Königin.
Flora lächelt mild und ſpricht:
„Ei, ei! Blümchen blau: Vergißmeinnicht!“

Die Locken-Parze.

Seht nur an die braunen Schlangen,
Spielend auf des Nackens Weiß,
Wie wenn Tag und Nacht ſich fangen
In des Abends Dämmerkreis.

Braune Schlangen, niederwallend,
Wühlend in dem weißen Schnee,
Loſe Schlangen, abwärts fallend,
Glatt geringelt gleich der Fee.

Nicht mit Schlangen kommt Cythere
Um das ſchöne Angeſicht;
Komm alſo du goldne Scheere,
Geh' mit Locken in's Gericht.

Eine von den Schlangen allen,
Aus der Schweſtern dunklen Schaar,
Eine muß als Opfer fallen
Auf der Parze Hochaltar!

Und aus dieſer einen Schlange,
Glatt und weich und ſüß gerollt,
Spinn' ich mir dann lange, lange
Lebensfädchen zart wie Gold.

Lebensfädchen für den Dichter,
Goldne Fädchen werden ſie,
Und er webt ſie immer lichter
Ins Geweb' der Poeſie.

So wird um der Schönheit Wangen
Selbſt die Nacht zum ſchönen Licht,
Und die loſen braunen Schlangen
Werden loſe zum Gedicht.

Die zwei Roſen.

(Auf ein Bildniß in Stielers Attelier.)

Der Meiſter, der mit zauberiſcher Hand
Vermag den Reiz der Schönheit aufzuſpüren,
Und ihn, auf todte Leinwand hingebannt,
In ſüßer Täuſchung lebend vorzuführen,
Der Meiſter ſoll, in ihren reinſten Strahlen,
Die ſchönſte Roſe nach dem Leben malen.

Der Meiſter ſchaut das klare Angeſicht,
In dem die feinſten Reize ſich vermählen,
Er ſchwankt und zagt und weiß es lange nicht,
Wie er der Farben zarteſte ſoll wählen,
Wie er, zum Abbild ſolcher Maienfriſche,
Das Allſpiel ſeiner Tinten glücklich miſche.

Da ſieht er, wie an ihrem Buſenflor
Noch eine Roſe blätterreich erwachte,
Und zu der ſchönern Schweſter ſtill empor,
Erröthend, aber neidlos, freundlich lachte,
Als wollte ſie an ſich dem Künſtler zeigen,
Welch' Farbenſpiel dem Urbild iſt zu eigen.

Der Künſtler prüfend ſeine Farben tauſcht,
Und reizend, innig lächelnd, zart und milde,
Dem ſchönen Leben ſinnig abgelauſcht,
Erſcheint das holde Antlitz auf dem Bilde.
Symmetrie und Anmuth lagen offen,
Und beide Roſen fühlten ſich getroffen.

Das Blumen-Bouquet.

Im Glaſe ſteh'n die Roſen,
Sie ſtehen lieblich hier,
Sie ſchau'n mich an und koſen,
Und koſen mir von Dir.

Wie ſchelmiſch ſie nicht nicken,
Im lieblichen Gewand,
Es iſt, als wär's ein Blicken,
Ein Blicken voll Verſtand.

Die Roſen, aufgegangen
Im dunklen Purpurblut,
Von dir ſind es die Wangen,
Die Wangen voller Gluth.

Die Hyazinten ziehen
Mit ſüßem Schein mich an,
Gleich deinem Aug' ſie blühen,
Sie blühen ſtill heran.

Die grünen Blätter ſpenden
Mir lieblichen Genuß,
Die Hoffnung ſtets ſie ſenden,
Sie ſenden deinen Gruß.

So ſpricht ihr ſüßer Schimmer
Von Liebe nur zu mir,
Sie ziehen mich wie immer,
Wie immer nur zu dir.

Liebesweiſe.

Tauſend lieben ſo im Leben,
Eben um zu lieben blos,
Lieben, weil ſie's finden eben,
Ziehen grad' ein Liebesloos;
Einer liebt aus Langeweile,
Liebt ein Andrer aus Paſſion,
Einer liebet ganz in Eile,
Mancher liebt aus gutem Ton.
Es beliebet dem zu lieben
Immer was er grade ſchaut,
Nimmt auch Andre, nach Belieben,
Endlich liebt er bis zur — Braut.
Schöne, wären alle Frauen,
O, ſo lieblich doch wie Du,
Müßten Alle Eine ſchauen,
Ihr nur widmen ihre Ruh.

Die Eisblumen am Fenſter.

Es ſteh'n nicht mehr am Fenſter
Die ſchönen Blumen da,
Durch welche manches Auge
Wie ſüße Sonne ſah.

Der Winter warf ſie tückiſch
Von ihrem Thron herab,
Sie fielen von dem Fenſter
In's froſterſtarrte Grab.

Doch ſteigen mitternächtlich
Aus ihrem Grab ſie aus,
Und ſuchen auf die Menſchen,
Im freundlich warmen Haus.

Und ſchauen durch die Fenſter
In's Zimmer ſtumm herein,
Und ſchauen durch die Fenſter
Mit blaſſem Geiſterſchein.

Sie klammern an die Scheiben
Sich ſehnſuchtsvoll nun feſt;
Doch naht kein liebend Weſen
Das ſie ins Zimmer läßt

So harren ſie und weilen,
In weiſſer Geiſtertracht,
Und blicken ſtill ins Zimmer
Die ganze lange Nacht.

Doch ſendet nun der Morgen
Den erſten Sonnenſtrahl,
Da kehren ſie in Wehmuth
Zurück ins Grab zumal.

Sie preſſen erſt noch ſcheidend
Die Lippen an das Glas,
Noch lang iſt dann die Scheibe
Von ihren Thränen naß.

Die unzertrennlichen Schweſtern.

Es wohnen in Fluthen und Flammen
Zwei zärtliche Schweſtern zuſammen,
Sie bieten ſich treulich die Hand;
Sie haben ſich Treue geſchworen,
Und beide, im Auge geboren,
Sind „Thränen“ und „Liebe“ genannt.

Und fühlet die freudige Thräne,
Daß glücklich die Liebe ſich wähne,
Beleuchtet das Auge ſie ſchnell;
Sie zittert in ſüßer Beſtrebung,
Und ſchmückt es zur Freudenerhebung
Mit ſchimmernden Perlen ſo hell.

Und ſiehet die Thräne, daß ſtummer,
Tiefquälender, heimlicher Kummer,
Der Liebe Begleiter nur ſey,
Da eilt ſie mit ſchmerzlicher Fühlung,
Der brennenden Schweſter zur Kühlung
Mit lindernden Tropfen herbei.

Auch wenn dann die Thräne im Auge,
Als herbe, geſalzene Lauge
Dem nagenden Kummer entquillt;
Da nahet und ſchmieget der Schweſter
Die tröſtende Liebe ſich feſter,
Und trocknet das Auge ihr mild.

Und fließet die Thräne der Wonne,
So ſpiegelt die Liebe als Sonne
Sich ab in der himmliſchen Fluth;
Dann ſtrahlet in Doppel-Erleuchtung
Des Auges verklärte Befeuchtung,
In welcher die Seligkeit ruht.

So wohnen in Fluthen und Flammen
Die Lieb' und die Thränen beiſammen,
Und trennen im Leben ſich nie;
Von Liebe läßt Thräne ſich nähren,
Durch Thräne mag Liebe nur währen,
Verſchlungen durch ſüße Magie.

Das treue Weſen.

Ein einzig Weſen iſt mir treu geblieben
Als Glück und Ruhe mich verſtieß,
Als Fürſtengunſt und ſüßes Lieben
Wie leerer Schimmer von mir ließ.
Als Gönnerwort und Freundesmienen
In ſchnöder Falſchheit mir erſchienen.

Es iſt der Schmerz! Er hat mich liebgewonnen,
Er pflegt mich wie ſein einzig Kind,
Er hat in ſeine Arme mich genommen,
Er iſt mir väterlich geſinnt;
Und wo ich hin den müden Fuß auch wende,
Er folgt mir treu bis an des Lebens Ende.

Wenn ich geſchäftig war, des Herzens Kummer
Zu nähren manche lange Nacht,
Wenn ich nach einem traumgequälten Schlummer
Zu neuen Thränen bin erwacht,
Der Schmerz, in ſeinem ewig treuen Walten,
Hat Wacht an meinem Thränenbett gehalten!

Wie lieb' ich dieſen Schmerz, wie freundlich düſter
Beſpricht er die Erinnerung,
Wenn leiſe ſie mit lieblichem Geflüſter
Die bunten Schatten um mich ſchlung;
Und wenn das Auge ſchon von Thränen trocken,
Er weiß ihm ſtets noch neue zu entlocken.

Wenn mir das Herz in Sehnſucht will vergehen,
Wenn ich der Einzigen gedenk',
Wenn ſich mein Geiſt ihr nahet, ungeſehen,
Wenn ich das Haupt voll Kummer ſenk',
Wenn ich der Nächte lichtberaubte Räume
Erleucht' mit ihres Zaubers Strahlenſäume;

Wenn, weinend vor dem nie verlaß'nen Bilde
Die falſche Hoffnung mich beſchleicht,
Im Gauckelflug, mit gutgemeinter Milde,
Des Augenblickes Trug mir reicht,
Wenn Wort und Schwur dem heiſſen Mund entquellen,
Als könnten ihrem Ohr ſie ſich geſellen;

Dann naht der Schmerz, dem Trug mich zu entrücken,
Die Wahrheit führt er an der Hand,
Die Wahrheit, die von jeher das Entzücken
Zu tödten gar zu wohl verſtand;
Verſcheucht den Traum, und ſchließt zu neuem Harme,
Mit Freundeskuß mich innig in die Arme!

Wohlan denn, ich will feſt an dir mich halten,
Du ewig alt und ewig neu!
Ich liebe dich in deinem dunklen Walten,
Du biſt zwar Schmerz, doch biſt du treu!
Die Treue iſt das zärtlichſte im Leben,
Und Schmerz iſt Luſt von Treue uns gegeben!

Sehnſucht nach blauen Augen.

Die Luft iſt rein, das Klima mild,
Das Wetter iſt hier lauer,
Ein weicher Weſtwind niederquillt,
Der Himmel iſt hier blauer:
Doch freut mich nicht das Wetter lau
Doch freut mich nicht der Himmel blau,
Mich freuet nicht das Sonnenlicht,
Seh ich ein blaues Auge nicht!

Ein Auge, das nordhimmelblau
In ſanften Strahlen leuchtet,
Dem Veilchen gleich, vom Morgenthau
Im ſtillen Thal befeuchtet;
Ein blaues Aug', in dem die Fluth
Des himmelreinen Azurs ruht.
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel ſeyn!

Ein blaues Auge, deſſen Licht
Wie Aether niederwehet,
Das ſtill und zart: „Vergißmeinnicht!“
In ſanfter Demuth flehet;

Ein blaues Auge, deſſen Schein
Iſt milde, wie der Laſurſtein;
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel ſeyn.

Ein blaues Aug', das mild entbrennt,
Wenn Liebe d'rin ſich malet,
Wie in dem blauen Firmament
Der Abendſtern ſtrahlet;
Ein blaues Aug' beſcheidentlich,
Das ſtill erglüht, doch inniglich,
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel ſeyn!

Ein blaues Aug', in deſſen Grund
Der Sehnſucht Thräne flimmert,
Die, wie der Perle ſüßer Fund,
Durch blaue Fluthen ſchimmert;
Ein blaues Auge, deſſen Ring
Den Saphir hält in ſüßer Schling',
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel ſeyn!

Huldigungs-Reigen

bei

der Ankunft Seiner Majeſtät des Königs

Ludwig von Bayern

am 9. Juni.

Wie feſtlich ſchmückt des Abends heit're Hore
Mit ihrem Golde, Feld und Flur und Au,
Es lächelt aus dem Regenwolken-Flore
Beſeligend des Himmels reines Blau,
An ſeinem fackelreichen Roſenthore
Legt Heſper ſeine hohe Pracht zur Schau;
Die ganze Schöpfung ſcheint ſich zu erquicken,
Den ſchönſten Gruß entgegen ihm zu ſchicken.

Selbſt Iris baut den hohen Farbenbogen,
Wie ein Triumphthor durch des Himmels-Zelt,
Als anmuthſtrahlend, lieblich hergezogen,
Die Königin dem Gatten ſich geſellt,
Ein Zeichen, daß auf Freudenthränen-Wogen
Der Strahl der ſchönen Liebesſonne fällt;
Die Sonne ſelbſt will noch im Abwärtsſinken
Des Augenblickes ſüße Wonne trinken!

Und ringsherum iſt es ein feſtlich Regen,
Bevölkert iſt die Flur von Jung und Alt,
Weil nun, das Herz gefüllt mit reichem Segen,
Entgegen ihm das Volk, das treue, wallt,
Ein Freudenruf auf allen ſeinen Wegen
Den hohen Herrſcher inniglich umſchallt;
Kaum iſt es möglich, aus den tauſend Chören,
Den Jubelruf des Einzelnen zu hören.

Das Volk.

Geſegnet ſeyd ihr, mildgeſtickte Zonen,
Die ihr geneſen Ihn uns wieder ſchickt,
Nun wird geſtärkt Er in der Heimath wohnen,
Wo Volkestreu' ihm Bruſt und Herz erquickt;
Mit Seiner ſteten Milde wird Er thronen,
Wo die Nation mit Liebe auf Ihn blickt;
Im eignen Lande weh'n die Lüfte lauer,
Und Heimath-Himmel ſcheint ſelbſt Kön'gen blauer!

Das Geſetz.

Ich heiße herzlich liebend dich willkommen,
Und nehme dich, Gerechter! an die Bruſt;
Wie du, vom großen Ahnen übernommen
Mich haſt, ſo biſt Du meiner Dir bewußt,
Und läuterſt mich zum Nutzen und zum Frommen
Des Volkes, ſtets in edler Herrſcherluſt;

Du paareſt unter meinem ehr'nen Schilde,
Dem Schwerdt' der Strenge das Gebot der Milde.

Die Religion.

Zum Glauben, zu des Heiles einz'gen Quelle,
Schickſt du den Blick, den gläubigen empor,
Dir ſtrahlt das Licht aus überird'ſcher Helle
Ins Herz ſchon jetzt, durch dieſes Lebensflor,
In dieſes Daſeyns enggeſteckter Zelle
Erblickſt du ſchon das ew'ge Lebensthor;
In deinem Herzen liegt die Gnade offen,
Denn höher geht Dein Streben und Dein Hoffen!

Die Kunſt.

Willkommen Du, der innig mich verſtanden,
Und mich ergriffen haſt mit Leidenſchaft;
Du haſt gelöſet mich aus ſchweren Banden,
Aus Zeitendruckes lang gewohnter Haft.
Wie eine Götterwelt bin ich erſtanden,
Und hab' der harten Feſſeln mich entrafft;
Du zauberteſt die ſchöpferiſchen Werke,
Daß an der Form ſich Sinn und Auge ſtärke.

Die Muſe.

Ein Thron iſt Sammt, doch dumpf iſt oft ſein Dröhnen;
Die Kron iſt Gold, doch ſchwer drückt oft die Laſt;
D'rum ſchenkt' ich Dir die Liebe der Kamönen,
D'rum hat die Dichtkunſt liebend dich umfaßt,
Dem ſüßen Lebensreiz Dich zu verſöhnen,
In ſtiller Stunden langerſehnter Raſt;
D'rum ſchick' des Wohllauts heil'gen Geiſt ich nieder,
Dich zu beſchenken mit der Gunſt der Lieder.

Zum

Allerhöchſten Namensfeſte

Ihrer Majeſtät der Königin

Thereſe von Bayern.

Sey mir gegrüßt, du freundlich milde Hore,
Die dieſen Tag uns heute niederbringt,
Geſchürzet von der lieblichſten Aurore,
Die goldne Roſen in den Himmel ſchlingt,
Und aus des Lichtes jugendlichem Thore
Mit Flammenblick ſich zu der Erde ſchwingt;
Sey mir gegrüßt, du heiterer Morgenſchleier,
Und ſchwebe nieder zu des Tages Feier.

Der Töne zarteſte laß mich erſinnen!
Laß aus der Leyer Saiten, friſchbeſpannt,
Der Huldigungen herrlichſte gewinnen,
Des froh geſtimmten Sängers ſchwache Hand;
Denn Ihr, der Königin der Königinnen
Sind meiner Leyer Töne zugewandt,
Denn was die Götter Herrliches nur haben,
Der hohen Frau ſie zum Geſchenke gaben.

Der Reiz der göttlichen Geſtaltung,
Des Formenreizes liebliche Magie,
Der Anmuth zauberiſche Schaltung,
Des Seelenadels hohe Harmonie,
Erhab'ner Würde duftumzogne Waltung,
Die Hoheit noch der ſüßen Liebe lieh;
Und aller Tugenden geweihte Sendung
Umringen ſie in himmliſcher Vollendung

So ſtrahlt die Krone Sie der eig'nen Krone,
Des Diademes allerhöchſte Zier,
Ein Gnadenbild aus ſterngeſtickter Zone,
Dem Sterne gleich aus höherem Revier,
Ein Engel von des Gottes ew'gem Throne,
Ein Engel noch am Erdenthrone hier;
So ſtrahlet Sie, ein himmelholdes Bildniß,
Dem Volke ſtets in ſanftverklärter Mildniß!

Die Herzen jubelnd ihr entgegen ſchlagen,
Wenn Sie in Milde ſich dem Volke zeigt,
Ein ſüßes Licht ſcheint durch den Raum zu tagen,
Wenn freundlich Sie das Fürſtenantlitz neigt,
Die Blicke ſtumm noch ihrem Jubel ſagen,
Wenn ſchon die Lippe halbgeſchloſſen ſchweigt;
Der Tag, der ſich mit Ihrem Namen ſchmückt,
Vor allen Tagen iſt er hochbeglückt!

Die Huldigung der Eiche. *)

Dem holdſeligſten Kinderkreiſe
der
erlauchten Prinzen und Prinzeſſinnen von Bayern
gewidmet.

Sey mir gegrüßt du Eiche,
Du Stamm voll Mark und Kraft,
Seyd mir gegrüßt ihr Zweige,
Dem Stamme kühn entrafft!
Wie Rieſenſchlangen winden
Sich Schatten um den Baum,
In ihrem Ernſt verbinden
Sich Wirklichkeit und Traum.
Ein König unter Bäumen
Iſt deine Stirn umlaubt,
Des Lichtes Strahlen ſäumen
Dein thatenſinnend Haupt!
So dieneſt du zum Bildniß
Von König Ludwig auch,
So paart ſich Ernſt und Wildniß
In Seinem Liederhauch;
So ſtrömt von Seiner Krone

---

*) Im Bade Brückenau.

Uns Schutz und Labung aus,
Und wölbt ob Seinem Throne
Dem Volke ſich zum Haus! —
Du Eiche biſt zwar düſter,
Und doch ein Kinderfreund,
Darum dein Blattgeflüſter
Den Kindern ſüß erſcheint.
Drum naht ſich dir auch innig
Der Englein treues Bild,
Die wie der Vater ſinnig,
Und wie die Mutter mild.
Es neigen deine Aeſte
Sich wirthlicher zum Dach,
Wird dieſer holden Gäſte
Herzinnig Leben wach.
Der Zweige ernſtes Rauſchen
Verſtummt im Blattaſyl,
Um ungeſtört zu lauſchen
Dem holden Kinderſpiel.
Der Zephir ſanft erſchrocken
Von ſeinen Blumen fliegt,
Und auf den goldnen Locken
Den ſanften Fittig wiegt.
D'rum, edler Baum! erquicke
Der zarten Kinder Kreis,
Und milde Kühlung ſchicke

Aus Zweig und Blatt und Reiß.
Der Adler zieht in Eichen
Die junge Schaar ſich auf,
Damit ſie Beiden gleichen
In ihrem Lebenslauf!

Sehnſucht an Sie.

Vorwärts rollt der raſche Wagen,
Rückwärts wendet ſich der Blick;
Und die Gedanken, ach, ſie tragen
Immerwährend mich zurück.

Ihren dunkeln Trauerſchleier
Schlingt um mich die milde Nacht,
Durch die ſtille Abendfeier
Nur das Aug' der Liebe wacht.

Wehmuthsvoll im bleichen Schimmer
Sieht der ſtille Mond herab,
Wandert um die Erde immer
Wie um ein geliebtes Grab.

Stille legt ſich um die Fluren,
Nirgends eine Lebens Spur,
Durch das Schweigen der Naturen
Spricht der Liebe Sehnſucht nur.

Sehnſucht gab mir das Geleite,
Als ich von der Theuern ſchied;
Sehnſucht ſitzet mir zur Seite,
Wenn der Wagen raſch entflieht.

Sehnſucht heißt mich hier willkommen,
In dem tobenden Gewühl,
Was ich Schönes auch vernommen
Führt zur Sehnſucht mein Gefühl.

Und ſo iſt ſie mein Gefährte,
Der ich mich noch nie entwöhnt,
Denn die Sehnſucht, die bewährte,
Selbſt den Trennungsſchmerz verſchönt.

Wo ich bin und wo ich weile,
Reicht die Sehnſucht mir die Hand,
Führet mich in ſüßer Eile
Hin nach ihrem Heimathland.

Oeffnet mir die Roſenpforten
Himmliſcher Vergangenheit,
Spricht mich an mit leiſen Worten
Aus der längſt entſchwund'nen Zeit.

Weht mit ihrem Zauberflügel
Liebeswehmuth mir ſtets zu,
Bis der ſtille Grabeshügel
Mich und Sehnſucht bringt zur Ruh!

Gleichniſſe: pro und contra.

Er.

Gleich dem Mondſchein ſind die Frauen,
Mit erborgtem Glanze labend;
Gleich dem Epheu iſt ihr Lieben
Im Umſchlingen untergrabend;
Gleich dem Felſen iſt ihr Willen,
Den Vernunft und Rath nicht zwingen;
Gleich dem Regenbogen iſt ihr Lächeln
Nur nach Stürmen zu erringen!

Sie.

Gleich dem Mond ſind unſ're Herzen,
Mild in Schwermuthsnächten waltend;
Gleich dem Epheu unſ're Liebe,
Selbſt im Sturze feſt noch haltend.
Gleich dem Fels iſt unſ're Treue,
Auch in Stürmen nicht zu brechen;
Gleich dem Regenbogen unſer Lächeln,
Heitern Himmel zu verſprechen.

Er.

Gleich der Schwalbe, Sonne buhlend,
Die mit Sommer zieht vorüber,
Ziehet von uns Frauenliebe,
Wenn des Glückes Sonne trüber.

Sie.

Gleich der Schwalbe beim Erſcheinen,
Bringet Wärme, Duft und Blüthe,
Kündet Frauenliebe Wärme,
Blüth' und Frühling dem Gemüthe.

Er.

Gleich der Roſe, die mit Purpur
Ihre Dornen überfunkelt!
Gleich dem Meere, deſſen Spiegel
Auch ein Schatten ſchon verdunkelt.

Sie.

Gleich der Roſe, die zerbrochen
Noch die Schläfe mild bekränzet!
Gleich dem Meere, das am Abend
Noch vom Wiederſchein erglänzet!

Er.

Gleich dem Bildniß, das die Wahrheit
Aeffend giebt in Farbenlüge,
Scheinet Seele bei den Frauen,
Was nur iſt ein Spiel der Züge.

Sie.
Gleich dem Bildniß, deſſen Zartheit
Nur dem Fernen kann entgehen,
Doch der Blick, der näher forſchet,
Wird die Götterzüge ſehen.

Er.
Gleich dem Felsſtrom, deſſen Woge
Jedes Zephirs Kuß berühret;
Gleich dem Vogel, den der Käfig
Nur dem Flatterſinn entführet.

Sie.
Gleich dem Felsſtrom, der ſo reiner
Fließet, weil er ungebunden;
Gleich dem Vogel, wild im Käfig,
Zahm, wo Lieb' ihn hält umwunden.

Er.
Gleich der Leyer der Erinnen,
Deren Ton Verſtand iſt raubend,
So in Freuden ohne Zügel,
Und im Schmerz an Gott nicht glaubend.

Sie.
Gleich der Leyer jenes Hirten,
Eines Königs Wahnſinn mindernd!
Freud' und Luſt im Einklang theilend,
Und der Schwermuth Klage lindernd.

Er.

Gleich der Sonne, deren Strahlen
Gute, Böſe gleich erquicken,
Iſt ihr Lieben: und ſie ſuchen
Alle Herzen zu beſtricken.

Sie.

Gleich der Sonne, die ſelbſt Blinden
Milde Wärme läßt umfließen,
So wir lieben: ſelbſt den Spötter
In den treuen Arm wir ſchließen.

Die rechte Zeit.

Der Morgen naht in ſüßer Farbenmiſchung,
Es ſiegt das Licht im frühen Dämmerſtreit,
Da ſtrömt ein neues Leben, voll Erfriſchung
In unſre Bruſt, ſie athmet weit;
Den milden Schein, den roſigen, zu trinken,
Entringt mein Liebchen ſich dem Schlaf.
Vergebens will die Wimper ſchamhaft ſinken,
Als das geöffnet Aug' den Liebſten traf:
Den Liebſten kann ſie nicht, das Licht nicht miſſen,
Es ſchlägt das Herz in hoher Freudigkeit;
Gewiß, der Morgen iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen.

Der Mittag naht, ich rett' aus ſeiner Schwüle
Mich eilends in das flatternde Gemach,
Da ſitzt die Holde in des Zimmers Kühle,
Der Wärme giebt ſie und der Liebe nach;
Verſtohlen durch des Fenſtervorhangs-Seide,
Belauſchet uns ein heller Sonnenblick;
Doch daß ich dieſen loſen Zeugen meide,
Führ' ich ins ferne Sopha ſie zurück;

Da lehnt ſie matt auf kühlen Seidenkiſſen,
Umfängt mich leicht im leichten Mittagskleid.
Gewiß, der Mittag iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Der Abend naht, wie ſeine Schatten locken!
Komm Liebſte! komm hinaus ins Thal!
Getrieben wird, von leichten Wolkenflocken,
Zu Bette nun der letzte Sonnenſtrahl;
Zu Ende iſt des Tages lautes Treiben,
Zur Stille lädt die Dämmerlaube ein,
Im Lärmen wird die Liebe ſtill ſtets bleiben,
Doch in der Stille wird ſie lauter ſeyn!
Kaum darf der Holden Aug' es wiſſen,
Wie Lieb' und Scham ſo reizend ſich entzweit;
Gewiß, der Abend iſt die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Die Nacht ſie naht, und mit ihr die Erhörung,
Denn Finſterniß ſpricht Liebenden das Wort,
Geſichert vor des Tages öft'rer Störung
Empfängt ſie mich am ſtillverwahrten Ort;
Es ſucht der Mund den Mund, und ihn zu finden
Leiht mir ihr Aug den ſüßen Zauberſchein;
Es iſt ein Flieh'n, ein Nah'n und ein Entwinden,
Das Sträuben ſelber ſpricht: „ich will'ge ein!“

Die Hände ſind der Redekunſt befliſſen,
  Im ſanften Druck ſpricht Liebesdeutlichkeit,
Gewiß, die Nacht, ſie iſt die rechte Zeit,
  Die rechte Zeit zu lieben und zu küſſen!

Poeſie und Liebe.

An Sie.

(Gefängnißlied.)

„Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ich habe keinen andern Geſandten!“
Maria Stuart.

Das Herz, das liebt, iſt einſam nicht,
Der Mund, der ſingt, iſt nicht allein,
Die Bruſt, die hofft, iſt ſtets voll Licht,
Der Geiſt, der denkt, fühlt nirgends Pein,
Aus Hoffnung, Lied und Gunſt der Frauen,
Läßt ſich im Kerker Eden bauen!

Ich lieb' das ſchönſte Engelsbild,
Ich ſing' manch ſüßes Liebeslied,
Die Hoffnung mir im Buſen ſchwillt,
Mein Geiſt im hellen Lichte blüht;
Ich liebe, ſing', denk', hoff' und ſchlafe,
Die Narren nennen dieſes Strafe!

Doch Hoffen, Denken und Geſang
Sie knüpfen ſich der Liebe an,
Denn jeder helle Saitenklang
Iſt dieſer Liebe unterthan;
Und jeder Ton der gold'nen Leyer
Stimmt ſich von ſelbſt zur Liebesfeier!

Dich ſeh' ich Holde, wo Du biſt,
Nur Dich in lieblicher Magie,
Und wo mein Auge Dich vermißt,
Mahlt täuſchend Dich die Phantaſie,
Es dringt durch Schloß und Haft und Riegel
Dein Bildniß mit dem Schönheitsſpiegel!

So wie die Wolke leicht und mild,
Umzogen von dem Sonnenſaum,
Vom hohen Aether niederquillt,
Gleich einem Frühlingsmorgen-Traum,
Und von der Wolke, licht bemalet,
Das Gnadenbildniß niederſtrahlet;

So ſenket ſich in Abendlicht,
Wenn küſſend ſcheiden Tag und Nacht,
Dein ſüßes, reizend Angeſicht,
In ſeiner Anmuth ſtillen Pracht,
Auf der Begeiſterung Gefieder,
Zu meiner Muſe ſanft ſich nieder.

Und wie die Säule, die im Roth
Des Abends- und des Morgenſtrahls,*)
Die weichſten Seelenklänge bot
Dem wachen Echo ihres Thals,

---

*) Die Memmons-Säule, die beim Auf- und Untergange der Sonne wunderſam ertönt.

Das Licht beim Kommen und beim Gehen
Begrüßt mit lautem Liebesflehen:

So die Erinnerung auch bricht,
Beim Morgen- und beim Abendſchein,
Mit deiner Anmuth Zauberlicht
In meines Herzens Grund herein,
Entringet ſeinen tiefſten Fluthen
Die Sehnſuchtsklänge, die da ruhten.

So ringe ſich denn dieſer Laut,
Daß du ihn höreſt, von hier fort,
Er bring', was ich ihm anvertraut,
Er bringe Dir mein liebend Wort,
Und mög' mit tönenden Gewalten
Dein Herz in Liebe mir entfalten.

Denn Schönheit iſt des Sängers Preis,
Durch ihn wird ſie erſt hochgeſtellt!
Am liebſten ſieht das Myrthe-Reiß
Dem edlen Lorbeer ſich geſellt;
Im Schatten nur von Ruhmeszweigen
Kann Schönheit ſich unſterblich zeigen.

Auch die Todten ſollen leben!

Champagner-Trinklied eines Gefangenen, um Mitternacht.

Mitternacht! allein im öden Haus,
Und kein Leben ſeh' ich winken,
Gieb denn, Grab! die Todten mir heraus,
Laß die Todten mit mir trinken!
Kommt heraus im Sterbgewand,
Setzt euch zu mir, ihr Gerippe,
Setzt mit eurer Knochenhand
Nun das Glas an blaſſe Lippe;
Und ihr ſollt aus hohler Bruſt
Mir Beſcheid anjetzo geben,
Stoßet an, mit Schauerluſt:
Auch die Todten ſollen leben!

Mutter! dir das erſte Schauerglas,
Komm vom fernen, fernen Grabe,
Daß ſich meiner Augen bitt'res Naß
An dem Leichenantlitz labe;
Nimm dein Kind in deinen Arm,
Dem das Leben ſchon verblühend,

Mutterhand iſt todt noch warm,
Mutterkuß iſt todt noch glühend.
Mutterherz im Leichentuch
Fühlt für's Kind noch ſüßes Leben,
Mutter, trinke mit dem Spruch:
Auch die Todten ſollen leben!

Neffe, wirf den Leichenſtein von dir,
Denk' an jene Schauerſtunde,
Als der letzte Kuß von mir und ihr
Auch dein Leben trank vom Munde;
Und ſie folgte bald dir nach,
In der Blüthenzeit der Glieder;
Kommt, o kommt, und werdet wach,
Setzt euch freundlich zu mir nieder.
Was das Leben euch verneint,
Hat der Tod euch doch gegeben,
Trinkt und rufet nun vereint:
Auch die Todten ſollen leben!

Schiller, bleicher Sänger, komm hervor,
Der du dieſen Spruch gedichtet,
Der du an der Schatten düſtern Chor
Dieſes Lebehoch gerichtet;
Zaudre nicht an dieſem Ort
Auch ein Glas mit mir zu leeren,

Selbſt ein Gott erſcheinet dort,
Wo die Herzen ihn verehren!
Hatteſt lebend Todte lieb,
Liebe todt nun auch das Leben,
Trink' nun mit der Hand, die's ſchrieb:
Auch die Todten ſollen leben!

Jugend, todte Jugend, o auch du,
O erſchein' im Geiſte mir wieder,
Steige aus dem Grab der Zeit im Nu,
Angethan mit dem Kranz der Lieder;
Führ' die Schatten mir herauf,
Der verklungnen, ſüßen Stunden;
Stell' die Ideale auf,
Für die glühend ich empfunden;
Todte Jugend! ich bin Mann,
Ideale, ſie verſchweben,
Todte Jugend ſtoß denn an:
Auch die Todten ſollen leben!

Liebe! früh verſchieden, heißbeweint,
Die ich nun zu Grabe trage,
Hab' mit andern Todten dich vereint
In dem theuren Sarkophage;
Komm alſo, o Liebe, jetzt,
Wenn die andern Todten nahen,

Mich beim Weine, der mich letzt,
Einmal liebend zu umfahen;
Todte Liebe! weile hier
Bis die Todten ſich erheben,
Trink zum Abſchied noch mit mir:
Auch die Todten ſollen leben!

Letztes Glas ſey jetzo mir gefüllt,
Letztes Glas ſollſt 'rum nun gehen.
Wißt ihr Todten, wem es gilt?
Wißt, es gilt dem Wiederſehen!
Gebt die Hand mir, drückt ſie feſt!
Daß ihr wollt mich mild empfangen,
Wenn am großen Schnitterfeſt
Euer Wirth nun kömmt gegangen.
Und mein Grab mit einem Kranz
Wird ein Freund vielleicht umweben,
Spricht vielleicht im Abendglanz:
Auch die Todten ſollen leben!

Stammbuchblätter.

1.

Im Himmel wohnt ein König
Beharrlich und gerecht,
Und iſt ihm unterthänig
Der Herr ſo wie der Knecht.
Ein großer Herrſcher iſt er,
Der Vieles ſchon gekonnt;
Er hat nur zwei Miniſter
Die Sonne und den Mond.
Er hat uns auch gegeben
Die „Welt-Conſtitution,“
Und ſtößt in ſeinem Leben
Kein Weſen von dem Thron.
Und ſtirbt auch einſt allmählig
Ein Menſch und ein Geſchlecht,
So macht er ſie erſt ſelig,
Beharrlich und gerecht!

2.

Wo das Sonnenlicht nur ſtrahlet,
Wo nur eine Blume blühet,

Wo im Frauenaug' ſich mahlet
Anmuth, Liebreiz und Gemüth;
Wo das Ohr nur iſt empfänglich
Für den Reiz der Harmonie,
Da iſt ewig unvergänglich,
Vaterland der Poeſie!
Und der Sohn der hohen Muſen
Findet ſtets der Heimath Spur,
Denn ihn nimmt an treuen Buſen:
Liebe, Freundſchaft und Natur!
Selbſt die Thräne, die den Abſchied drücket,
Wird zur Perle, die ſein Leben ſchmücket.

3.

Zwei Pole hat der Wanderſtab
Wohin man immer wand're,
Der Eine ſchaut hinab ins Grab,
Zum Himmel ſchaut der And're.
Und weiß man an dem rechten Pol
Den Wanderſtab zu faſſen,
So ſchreitet man behaglich wohl,
Durch Menſchen wie durch Straßen.
D'rum ſchlage ich mein Saitenſpiel
Dem Himmel an zur Feier,
Mir leuchten oben Sternlein viel,
Die „Venus" und die „Leyer."

Doch wenn ſich mir die „Jungfrau“ mild
Im ſüßen Licht thut zeigen,
Da möcht' ich mich, vom Schmerz erfüllt,
Zum Grabespol wohl neigen!

Gefühle in der großen Oper zu Paris.

An Sie.

Tauſend Lichter blicken
Helle Flammen nieder,
Und aus tauſend Blicken
Strahlt die Liebe wieder.
Doch in mir iſt nirgends Licht,
Denn ich ſeh' die Holde nicht!

Durch die hohen Hallen
Wogt das Reich der Töne,
Wie die Klänge wallen,
Himmliſcher Camöne;
Doch mein Herz kein Ton beſticht,
Denn ich ſeh' die Holde nicht!

Bajaderen ſchlüpfen
Flammen Luſt und Minne,
Tänzerinnen hüpfen,
Blenden Aug' und Sinne.
Nichts zu meiner Seele ſpricht,
Denn ich ſeh' die Holde nicht!

Rings herum iſt Schönheits-Wehen
An dem Feſtesglanze,
Mädchen, Frauen ſehen
Aus dem Logenkranze.
Doch im Glanz das Herz mir bricht,
Denn ich ſeh' die Holde nicht!

Gratulation zu meinem Geburtstage,

von mir an mich.

(Am 8. Februar.)

Geliebter Freund! empfang' an dieſem Tage,
Was dir das treue Herz des Freundes bringt,
Gefühlt iſt jedes Wörtchen, das ich ſage,
Weil es aus tiefem Buſen widerklingt;
Soll ich mit dir des Tages Feſt begehen,
So iſt's, als wär's mir ſelber auch geſchehen.

Denn uns umſchlingen lang ſchon zarte Bande,
Verbrüdert lang ſchon gleichgehegter Sinn,
Ich zog dir nach in weitentfernte Lande,
Denn deine Nähe nur war mir Gewinn;
Was du gelebt, geliebt, verlorſt, gefunden,
Ich hab' es mitgelebt, hab's mitempfunden.

Ich war mit dir entzückt, als treue Minne
Die heißen Schläfe labend dir gekühlt,
Ich hab' mich dir geweiht, als Pierinne,
Bei Nacht ertönt, was du des Tags gefühlt;
Gehört mit dir, was Stern und Roſ' und Blüthe
Und Schönheit ſpricht zum offenen Gemüthe.

Ich hab' mit dir geweint durch lange Nächte,
Als herbe Thränen dir das Aug' geäzt,
Als dir der Hohn der bittern Schickſalsmächte
Des Herzens Krone tödtlich hat verletzt;
Ich hab' mit dir in's Sargtuch eingeſchlagen,
Die ganz allein im Herzen dich getragen.

Mit dir fand ich die heil'gen Tröſterinnen:
Natur, Religion und Poeſie!
Ich theile ſo dein Fühlen und dein Sinnen
In dieſes Kleeblatts himmliſcher Magie;
Durch ſie allein erblicken nun wir beide
Das All' der Weſen ſtets im Feſttagkleide.

Du ſtehſt hier, Freund, allein im fremden Kreiſe,
Es theilet Niemand mit dir Weh und Luſt,
Dir klinget nicht, nach langgewohnter Weiſe,
Ein Freundſchaftchor aus vieler Freunde Bruſt;
Nicht eine auch von allen ſchönen Händen
Wird heute dir ein freundlich Zeichen ſenden.

So will denn ich allein dich nicht verlaſſen,
Und mit dir theilen dieſes Tages Feſt;
Noch inniger und wärmer dich umfaſſen,
Im Arm dich halten ewig treu und feſt;
Und mit dir leben für das Reich der Wahrheit,
Für Frauenſchöne und für Geiſtesklarheit.

Troſtworte

an eine zärtliche Mutter beim Dahinſcheiden ihres fünf Monat alten Töchterchens.

Die Blüthe fiel, die wunderzarten Farben,
Vom Frühlingshauch ihr lieblich angeweht,
In lebensloſer Bläſſe ſchnell erſtarben,
Vom Sturm geknickt, der durch das Weltall geht;
Doch einſtens, wenn am lautern Tag der Garben
Das Reich der reinen Weſen auferſteht,
Wird auch das Blüthenkind, mit ſchönerm Leben,
Dem treuen Mutterſtamme rückgegeben.

Die Thräne labt, es laben auch die Klagen
Das Mutterherz, dem alles ſonſt gebricht;
Doch laß dein Herz an Tröſtung nicht verzagen,
Zum Schöpfer heb' empor dein Angeſicht.
Laß' von des Glaubens Fittig hin dich tragen,
Durch Zeit und Raum und Seyn zum ew'gen Licht;
Ein ew'ger Tag vereinigt dann auch Beide:
„Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude!“

Roſenangebinde zum Vermählungstage der Roſe.

Am 10. April 1830.

Imortelle . . . ew'ge Farben leihe
Mir als Sinnbild wandelloſer Treue,
Und eröff'ne heut die Blumenreihe,
Daß ich ſie der Schönheit ſinnig weihe!

Sonnenblume . ſoll vor Allen prangen,
Weil auf ihren lichtbethauten Wangen,
Aller Augen ſtillanbetend hangen,
Kömmt in hoher Anmuth ſie gegangen.

Alpenroſe . . ſoll hernieder ſteigen
Mit dem hohen Lichte, das ihr eigen,
In des Feſtes farbenreichen Reigen
Als ein Schweſterbild der Braut ſich zeigen.

Balſamine . ſoll den Weihrauch geben,
Wenn für dieſes und für jenes Leben,
Am Altar' im heiligen Erbeben,
Hand und Herz auch in einander ſtreben.

Ehrenpreis . ermangle nicht im Tanze,
Schmücke tiefbedeutend auch das Ganze,
Wenn um Preis der Lieb' im reinen Glanze,
Wirbt die Ehr' im hohen Tugendkranze.

Lilie . . . du unſchuldsvolle, reine,
Deine zarten Blätter auch vereine;
Denn im reinern Glanz und milder'm Scheine
Als ſie, prangt auf Erden wahrlich keine.

Lebensblümchen ſoll es wünſchend ſagen,
Daß das Leben auch an Hymens Wagen,
Wie in gold'ner Liebe Frühlingstagen,
Nur auf Blumen werde hingetragen.

Aloe . . . du ſelt'ne, ſinnig-rare!
Dien' als Zeichen dieſem edlen Paare:
Einmal blüht die Liebe nur, die wahre,
Einmal nur von Wiege bis zur Bahre!

1.

Frühling im Herbſte.

Sind die Roſen all vergangen
Blühet keine mehr für mich?
Nein, auf ihren ſüßen Wangen
Blühen Roſen wunderlich.

Sind die Blüthen abgefallen,
In der Schöpfung großem Kreis?
Nein, um Hals und Buſen wallen
Blüthen ihr, ſo zart und weiß.

Sind die Sterne denn verſunken,
Die der Frühling mitgebracht?
Nein, ſie leuchten feuertrunken
Aus der Augen Strahlenpracht.

Iſt der Scharlach denn verſchwommen,
Den des Maies Morgen bot?
Nein, er iſt erneut erglommen
Ihr um Lippen, mild und roth.

Sind die ſüßen Nachtigallen
Denn verſtummet all' jetzund?
Nein, die ſüßen Sänger ſchallen
Mir annoch aus ihrem Mund!

Hat des Frühlings Zauberſchimmer
Ausgelöſcht ſein mildes Licht?
Nein, der Frühling lacht mir immer
Aus der Holden Angeſicht!

Dem, der Liebe trägt im Buſen,
Dem das Wort der Liebe ſpricht,
Dem geneigt die holden Muſen,
Dem erſtirbt der Frühling nicht.

2.

Herbſt im Frühling.

Sag' mir nur nicht, es iſt Frühling
Dieſes ſchöne Angeſicht,
Fehlet Liebe im Gemüthe,
Iſt es Herbſt, doch Frühling nicht!

Nennt ihr Sterne dieſe Augen?
Dieſe Augen Lichtkryſtall?
Ohne Liebe ſind's nur Kohlen,
Seelenloſer Feuerball!

Nennt ihr Roſen dieſe Wangen?
Lilie dieſer Wangen Kreis?
Ohne Liebe ſind's Tapeten,
Schön geſticket, roth und weiß!

Nennt ihr himmliſch dieſes Lächeln,
Das ſo hold um Grübchen fiel?
Ohne Liebe iſt's mechaniſch,
Todter Formen leeres Spiel!

Nennt ihr Wohllaut dieſe Worte?
Dieſe Töne Zauberluſt?
Ohne Liebe iſt's ein Echo
Aus der hohlen Felſenbruſt!

Nennt ihr Leben dieſes Weſen?
Leben zu des Schöpfers Dank?
Ohne Liebe iſt's ein Athmen
An des Daſeyns Ruderbank!

Wo nicht Lieb' iſt, iſt nicht Frühling,
Seele nicht und Wärme nicht;
Körper iſt es, Bein und Adern,
Hand und Fuß und Angeſicht,

Augenapfel, Augenlieder,
Lächeln, Blicken allerwärts,
Doch im Bildniß wohnt kein Frühling,
Und im Grunde liegt kein Herz.

Mißmuthſpiegel des Lebens.

Leben, du biſt gar ſo fad,
Und die Lebenden noch fader!
Was geſchieht, iſt keine That,
Krieg und Kampf iſt nicht, nur Hader!
Spannung giebt's, doch blos als Krampf,
Aus Verdorbenheit der Säfte;
Flamme iſt es nicht, blos Dampf,
Mächte ſind's, doch keine Kräfte;
Freiheit ſchützen Schwindler vor,
Sich mit Frechheit zu beweiben,
Greifen nach dem Tricolor,
Weil es bunt iſt, wie ihr Treiben!
Dorten macht von ſeinem Thron
Ein Monarch wohl gar der Rutſcher,
Doch das Band der Ehrenlegion
Zieret dafür ſeinen Kutſcher!
Dort plombiret ein Regent
Das Gehirn der Unterthanen,
Hier als Menſchen man erkennt
Nur die Sprößlinge von Ahnen!

Hier ſchlägt man für Griechen ſich,
Wenn ſie alle ſind erſchlagen,
Thut dafür ganz frömmiglich
Millionen heim ſich tragen!
Dorten wird das feſte Land
Stets nur pfundweiſ' abgeſchlachtet,
Pfeffer, Zimmt und Seidenband
Als das Höchſte nur betrachtet!
Dort auf dem Profeſſorſtuhl
Philoſophen uns belehren,
Wie man ſoll den Höllenpfuhl
Myſticismus ſtets verehren!
Hohe Hallen hat die Kunſt,
Doch die Künſtler darben,
Wangen decket bleicher Dunſt,
Doch die Wand hat Farben!
Preſſe, du biſt doch noch frei,
Nur die Schreiber ſitzen!
Das geſchieht nur nebenbei,
Da ſie ſich nicht erhitzen!
Toleranz iſt auch zu Haus
Ueberall, man darf nur puhſten:
Wagt ſich aber nicht heraus,
Sie bekäme ſonſt den Huſten!
Eilpoſt iſt nun dort und da,
Nah' ſind Länder ſich und Meere,

Darum geht uns das nur nah',
Was recht weit aus unſ'rer Sphäre!
Sterne heftet man auf's Herz
Dunkelheit iſt d'rin ergoſſen,
Schlüſſel trägt man hinterwärts,
Vorn iſt man verſchloſſen!
Ritter wird ein Mann genannt,
Der den Sporn im Kopfe,
Der verdankt ſein Ehrenband
Seinem Küchentopfe!
Freundſchaft iſt in edler Kraft
Nirgends mehr zu Hauſe,
Sie geht bloß als Brüderſchaft
Beim Traiteur zum Schmauſe!
Liebe iſt von alter Spur,
Gut für Glyptotheken,
Unſ're Mädchen ſuchen nur
Gold'ne Hypotheken!
Treue wird nicht mehr geſchätzt
Wie man einſt vernommen,
Deßhalb iſt ſie auch zuletzt
Auf den Hund gekommen!
Leben, Leben, du biſt fad,
Und die Lebenden noch fader,
Fad iſt deine Friedensſaat,
Und nicht minder iſt's dein Hader!

Herzens-Einſatz.

An Caroline.

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich hab's geſetzt an dein Angeſicht,
Voll Anmuth und lieblicher Milde,
Sein reizendes wonniges Mayenlicht
Bezähmte das Herz mir, das wilde;
Doch in dem Geſichte ſo zart und ſo fein,
Da blüht nicht der Liebe ſüßſonniger Schein,
Da ſetz ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich hab' es geſetzt an den ſüßen Strahl,
Der freundlich vom Auge Dir thauet;
Ich hab' ihn getrunken all' allzumal,
Wo ich nur dein Auge erſchauet;
Doch in den verführeriſch göttlichen Schein
Da leuchtet kein Strahl der Empfindung hinein,
Da ſetz ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich hab' es geſetzt an dein Grübchen am Kinn,
Von Grazien lieblich umgaukelt,
In dem ſich beſtändig im ſchalkhaften Sinn
Ein ſinniges Lächeln nur ſchaukelt;
Jedoch in die Grübchen, ſo reizend und klein,
Da drückte noch Amor den Pfeil nicht hinein,
Da ſetz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſein?
Ich hab' es geſetzt an den innigen Klang
Der Worte vom roſigen Munde,
Des Wohllaut wie himmliſcher Liedergeſang
In kirchlicher, heiliger Runde;
Jedoch in den Worten ſo tonvoll und rein,
Da tönt nicht der Liebe gefühlvolles Sein,
Da ſetz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O ſag', wo ſetz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen ſeyn?
Ich ſetz' es tief ein in das klagende Lied,
Ich ſetz' es tief ein in die Saiten,
Es wird der Geſang, der zum Ohre Dir zieht,

Vielleicht in die Seele Dir gleiten;
Und wie auch dein Herze mir Liebe vernein',
Im Liede wird Tröſtung aus Schmerzen und Pein,
Da ſetz' ich mein Herzblut auf ewig nun ein!

Geneſung.

An Ihre Königliche Hoheit die Prinzeſſin Hildegarde.

Die zarte Knoſpe, die dem holden Tag
Noch ſüßverſchämt die Blätter nicht erſchloſſen,
Die halbverſteckt im Blattgeflechte lag,
Umſpielt vom Kranz der blühenden Genoſſen,
Ward angeregt vom Herbſt, der Buſch und Strauch
Verſengt mit ſeiner kalten Lüfte Hauch.

Zur Erde ſinkt ihr kleines Roſenhaupt,
Als trüg's nicht mehr der zarte Blumenſtengel;
Doch Baum und Strauch, und Alles, was belaubt,
Bekam vom Himmel einen eig'nen Engel;
Ein Engel, der in Blumen aller Art
Das Leben bis zum Frühling aufbewahrt.

So auch der Winter rauh ergriffen hat
Dein Knoſpendaſeyn, Königliche Roſe!
Zuſammen zog das Leben ſich im Blatt,
Wie, rauhberührt, die zärtliche Mimoſe;
Verglommen war auf Deinem Angeſicht,
Das Knoſpen-Frühroth und das Roſenlicht!

Doch einen Engel hatte, reizend Kind,
Der Himmel an der Mutter Dir gegeben;
Aus ihrem treuen Mutterauge rinnt
Der Thränenthau auf Dein verwelkend Leben,
Und dieſer Thau, der zärtlich Dich benetzt,
Hat Dich erquickt, gelabet und gelezt!

Und Gott iſt Mutterbitten doppelt mild,
Wenn für das Kind ſie Gnade will erflehen;
Denn in dem Himmel ſelbſt iſt ja kein Bild,
Kein Heiliger's, kein Heheres zu ſehen,
Als eine Mutter, mildiglich geſinnt,
Auf zartem Schoos das engelreine Kind.

So biſt Du nun geneſen ganz und friſch,
Vom Himmel kam die göttliche Gewährung;
Im Schweſterkranze an dem Weihnachtstiſch
Des heil'gen Chriſtes theuerſte Beſcheerung;
Am Lebensbaum voll Blumen und voll Licht,
Fehlt, Gott ſey Dank! das kleinſte Zweiglein nicht!

Das ſchöne Paar.

Der Tag, das iſt ein ſchöner Mann!
Er ſchauet uns ſo freundlich an,
Aus ſeinen hellen Augen bricht
Ein herzerquickend ſüßes Licht;
Er breitet ſeine Arme aus,
Umfängt damit das Erdenhaus,
Wohin ſein leichter Fuß nur tritt,
Bringt er ein frohes Leben mit!

Die Nacht, das iſt ein ſchönes Weib!
Ein Schleier wallt um ihren Leib;
Aus ihren dunklen Augen quillt
Ein Tröſterblick, ſo ſanft und mild;
Sie nimmt uns ſachte in den Arm,
Entbindet uns von Sorg' und Harm,
Beſchwichtigt Herz und auch Gemüth
Mit einem ſüßen Schlummerlied!

Der Tag, das iſt ein ſtarker Mann!
Das Haupt erhoben himmelan,
Beleuchtet er mit ſeinem Strahl
Den Wald, den Fluß, den Berg, das Thal;
Aus ſeiner männlich ſtarken Bruſt
Entſpringt der Schöpfung frohe Luſt;
Und was ſein Strahl nur immer ſchafft,
Gedeiht in voller Manneskraft!

Die Nacht, das iſt ein ſtarkes Weib!
Sie feſſelt heimlich Seel' und Leib,
Es wallt herab wie ein Talar
Von ihrem Haupt das ſchwarze Haar,
Sie wickelt Schmerz und Leid und Pein
In ihre weichen Locken ein,
Und nimmt von dem, den ſie umfaßt,
Des Tages drückend ſchwere Laſt.

Der Tag, das iſt ein milder Mann!
Blickt lieblich auch den Bettler an,
Nickt in des Armen Stübchen klein,
Mit ſeinem Haupt zum Gruß hinein;
Begleitet viele Stunden lang
Den Pilger treu auf ſeinem Gang;
Und ſchüttet aus der milden Hand
Sein Gold aus über Saat und Land.

Die Nacht, das iſt ein mildes Weib!
Um ihren weichen Sammetleib
Fließt zart herab ein einfach Kleid,
Voll Demuth und Beſcheidenheit.
Darum erſchließen mildiglich
Ihr alle Herzen innig ſich;
Was Jeder hat ganz heimlich vor,
Das ſagt er ihr vertraut in's Ohr.

Der Tag iſt ein verliebter Mann!
Der ſchaut ſo keck die Mädchen an,
Durch Buſentuch und Flor und Hut
Dringt ſeine heiße Liebesgluth;
Er küßt mit ſeinem Augenſtrahl
Wohl tauſend Wangen auf einmal,
Und grad' die allerzart'ſte Haut
Verräth den Punkt, den er geſchaut!

Die Nacht iſt ein verliebtes Weib!
Im dunkeln wallt ihr ſchöner Leib,
Sie ſchaut mit Sternen-Aeugelein
So bittend und geſchämig d'rein,
Und aus dem dunkeln Wimper lang,
Da blinzelt ſie oft ſtundenlang,
Und wem ſie will ſo buhlend nah'n,
Dem iſt's ſogleich wie angethan!

Ja Tag und Nacht, das iſt ein Paar!
Die lieben ſich ſeit ew'ge Jahr;
Tritt ſie des Abends bei ihm ein,
Küßt er ſie ſanft im Dämmerſchein;
Wenn er des Morgens von ihr ſchleicht,
Ein ſüßes Küßchen ſie ihm reicht,
Und allemal zur ſelben Stund'
Küßt Tag und Nacht ſich treu den Mund!

Die männlichen und weiblichen Gäſte.

Drei weibliche Gäſte im menſchlichen Herzen,
Die kann man auf ewig ſich leichtlich verſcherzen;
Drei männliche Gäſte auch ziehen da ein,
Du wirfſt ſie hinaus und doch kommen ſie 'rein!

Die Liebe naht, geſchäftig überbaut
Dein Leben ſie mit Blumen und mit Duft;
Wie leichter Aether ſchmelzend niederthaut
Durch eines Blüthenhaines Morgenluft.
Zum Tempel macht ſie deine Herzens-Zelle,
Und deine Bruſt zum reinen Heiligthum,
Es fluthet deines Blutes rothe Welle
In deinen Adern leicht und raſch herum;
Doch einmal nur kann Dich das Hochentzücken,
Das Glück der Liebe einmal nur beglücken;
Wenn Liebe einmal aus der Bruſt entflieht,
Sie nimmermehr ſo rein zurück mehr zieht!

Die Unſchuld, dieſe zarte Seelenblüthe,
Von keinem rauhen Odem noch berührt,
Dieſes ſorgenloſe Kindſein vom Gemüthe,
Das weder ſpricht, noch weint, und dennoch rührt;

Wie eine Jungfrau wohnt ſie, eingezogen,
Und heilig wirkend wie das Zehngeboth,
Sie ſchaut beſcheiden aus den Augen=Bogen,
Und ſpricht verſchämt im zarten Wangenroth;
Sie ruht wie Goldſtaub auf der Seele Fittig,
So glänzend rein und klar und zart und ſittig!
Wird ſie entweiht von einem einz'gen Blick,
Entfliehet ſie und kehret nie zurück!

Die Schaam, der Unſchuld treue Zwillingsſchweſter,
Sie windet reizend jedes Herzensband,
Der Liebe bindet ſie die Schwingen feſter,
Wenn ſie mit leiſer Gluth ſich zu ihr fand;
Sie wohnt im zarten Bug der Augenlieder,
Und in der Lippe wunderſamen Bug;
Im Klang des Wortes findeſt Du ſie wieder,
Und in des halben Blickes Zauberflug.
Im Druck der Hand fühlſt Du ſie magiſch beben,
Und in dem Kuß ihr ſüßes Widerſtreben;
Doch wenn Du roh ſie faſſeſt unbewußt,
Entflieht auf ewig ſie aus deiner Bruſt!

Der Haß verſucht zu Flammen anzublaſen
Das Herz und was es ſonſt umfaßt mit Luſt,
Als gält' es Berge glühend zu verglaſen,
So facht er an die leicht entbrannte Bruſt;

Er trägt geſchäftig Brennſtoff ſtets zuſammen,
Aus Argwohn, Wink und Wort und Blick und That;
Er nährt mit gift'gem Hauch die lohe Flammen
Von Morgens frühe bis am Abend ſpat;
Und an dem Spieß der Leidenſchaften wendet
Er ſeinen Braten um, der niemals endet!
Und wirfſt Du tauſendmal den Haß hinaus,
Er kehrt Dir tauſendmal zurück in's Haus!

Der Zorn, der heiße Krebs, der rothgekochte,
Der aus dem Antlitz ſeine Scheeren ſteckt,
Wenn er ſo lang in deinen Adern pochte
Bis er das wilde Blut Dir aufgeleckt;
Er faßt Dich an und ſchleudert von der Höhe
Der Menſchheit Dich hinab, zum wilden Thier;
Die Sinne ſchreien ſelber ach und wehe,
Weil Du ſie ſo verwilderſt ſelbſt in Dir.
Er ſtürmt heran wie die empörte Welle
Und reißt Dich hin in grauſer Blitzesſchnelle;
Und wirfſt Du hinaus ihn tauſendmal zur Thür,
Er kehrt erneuert ein, in wilder Gier!

Der Neid, der Alp der ſchwer, mit ſtummem Drücken,
Sich auf die Bruſt des Menſchen brütend ſetzt,
Der an des Nächſten Glück, an ſein Entzücken
Den Wolfszahn ſeiner heißen Gierde wetzt;

Der Nimmerſatt, der ewig frißt und hungert,
An fremdem Tiſch nur ſtets zu Gaſte geht,
Nach fremden Eigenthum begierig lungert,
An fremdem Glück als hag're Schildwacht ſteht;
Der Vampyr, der mit unverwandten Augen,
Das fremde Glück zu todt verſucht zu ſaugen,
Der Neid wird Abends oft von Dir verjagt,
Und kehrt zurück noch eh' der Morgen tagt.

Lieder an Caroline.

1.

Bei Ueberſendung meiner Gedichte.

> Lina, kommen dieſe Lieder
> Einſtens wieder Dir zur Hand,
> Sitze zum Klaviere nieder,
> Wo der Freund einſt bei Dir ſtand.
> Goethe

Aus dem innerſten Gemüthe,
Wo bei Liebes-Sonnenlicht,
Liederklang und Liederblüthe
Aus des Schweigens Knoſpe bricht;
Aus der tiefſten Herzensquelle,
Die auf ihrer reinen Fluth
Niederſtrahlt die Sonnenſtelle,
Treuer Liebe Himmelsgluth,
Ewig wogend auf und nieder,
Lina, kommen dieſe Lieder!

Wenn ich einſt aus Erdenſchwüle,
Aus des Lebens Sonnenbrand,

Eingethan in ſtille Kühle
Dieſem Daſeyn mich entwand;
Dann, in Heſpers Lichtgefieder,
Wenn der Tag zu Rüſte geht,
Nimm, o Lina, dieſe Lieder,
Die mein Geiſt Dir zugeweht
Als mein Herz ſich zu Dir fand,
Einſtens wieder Dir zur Hand!

Starb Dir auch der Freund hienieden,
Lebt er Dir doch im Geſang,
Und Du findeſt deinen Frieden
In des Freundes Liederklang.
Nimm das Lied, das er geſungen
Als dein Lieben ihm getagt,
Und das Lied, das ihm entklungen
Als er ſchmerzlich Dir entſagt,
Und im Geiſte dieſer Lieder
Sitze zum Klaviere nieder!

Laß die Hand hinübergleiten
Ueber dieſes Tongefild,
Wo der Klänge Wechſelſtreiten
Luſt und Leid ſo reich entquillt;
Und dein Aug, das thränenhelle,

Schau' mit ſeinem Wehmuthsblick
Auf die jungverwaiste Stelle
Neben deinem Stuhl zurück,
Wo, in Sehnſucht feſtgebannt,
Wo der Freund einſt bei Dir ſtand!

2.

Mondſchein-Ständchen.

Lina leuchtet an dem Fenſter,
Luna leuchtet in dem Blau;
Ob ich zu der holden Lina,
Ob zur holden Luna ſchau?
Ob es Lina's, ob es Luna's Licht,
Ach, ich weiß es ſelber nicht!

Lockt mich Lina, deren Anmuth
Ihren Strahl vom Fenſter ſenkt?
Lockt mich Luna, die ſo milde
An dem blauen Zelte hängt?
Locket Lina, locket Luna mich,
Oder locken alle beide mich?

Süße Lina ſchau herunter,
Schon ein Stündchen wart' ich hier!

Süße Luna, Du kannſt's wiſſen,
Künd' es freundlich doch nun ihr,
Rufe Luna Lina her,
Sag' ihr, daß ich hier ſchon wär!

Holde Lina, ſprich hernieder,
Nur ein Wörtchen, nur ein ach!
Holde Luna, ſag' nichts wieder,
Denn die Nachbarsleut' ſind wach!
O verathe, Luna, treulos nicht,
Daß jetzt Lina mit mir ſpricht.

Lina, biſt jetzt doppelt lieblich,
Jetzt, ſo Luna Dich beſtrahlt;
Luna, biſt jetzt zweifach milde,
Weil ſich Lina in Dir mahlt;
Lina, Luna, ſchweſterlich
Küſſen eure Strahlen ſich!

Bleibe, Lina, noch ein Weilchen,
Eileſt Du von hinnen ſchon?
Eilet Luna auch von hinnen,
Ihrer harrt Endymion!
Luna muß von hinnen gehen,
Du, o Lina, bleibe ſtehen!

Nun Ade, o meine Lina,
Gruß und Kuß und ſüßes Wort!

Nun Ade, Du gute Luna,
Schreite raſch zum Liebſten fort;
Morgen Nacht, o Liebchen ſag',
Morgen Nacht iſt auch ein Tag.

Luſt in Thränen.

Wer nie die Seligkeit
Der Thräne hat erkannt,
Wenn ſie bei Luſt und Leid
Im feuchten Auge ſtand;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie auf Mutterhand
Die Thräne hat geweint,
Wenn Alles ihn verkannt,
Wenn Alles ihm verneint;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie vom Wimper-Rand
Die klare Thräne rann,
Wenn er die treue Hand
Der Liebe ſich gewann;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie bei Sehnſuchtspein
  Nach dem geliebten Bild,
Die Thräne himmelsrein
  Das Auge je gefüllt;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie vor dem Altar',
  Bei Andacht inniglich;
Die Thräne leiſ' und klar
  Das Augenlied beſchlich;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie des Schickſals Macht
  Das Leben ſo verletzt,
Daß er die halbe Nacht
  An Thränen ſich geletzt;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie nach Trennungsqual
  Die Holde wieder ſieht,
Wenn in dem Licht-Oval
  Die Thräne ihr erblüht;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie im ſchwerem Streit
Dem Glücke ſtill entſagt,
Und es zum Troſt im Leid
Der Thräne wieder ſagt;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer niemals im Gebet,
Wenn ihm was Liebes krank,
Und er am Bette ſteht,
Das Salz der Thräne trank;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem niemals auf den Brief,
Den ihm die Holde ſchrieb,
Die Thrän' herunterlief,
Und auf den Zeilen blieb;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie ein eignes Kind
Um ſeine Tage fleht,
Mit Thränen es gewinnt,
Mit Thränen es erzieht;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer niemals auf die Knie
Vor Gott ſich niederwirft,
Und bei des Lebens Müh'
Die Thräne niederſchlürft!
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Sehnſucht.

An einem treuen Herzen liegen
  Möcht' ich nur eine Stunde lang;
Um einen treuen Hals mich ſchmiegen,
  Mit meinem Weſen krank und bang;
Auf treuer Schulter eine Stunde
Ausſtrömen laſſen meine Wunde!

Auf eine treue Hand mich bücken
  Möcht' ich zur wehmuthsvollen Stund';
Die Finger, die mich liebend drücken,
  Hinführen an den heißen Mund;
Und an der Pulſe leiſen Schlägen
Die kummervolle Stirne legen!

In ein getreues Auge blicken
  Möcht' gar zu gern ich wohl einmal;
Das Herzblatt mit dem Thau erquicken,
  Aus treuer Augen ſüßem Strahl;
Nur einmal treue Augenlieder
Berühren mit den Lippen wieder!

An treuen Lippen möcht' ich liegen
In eines Kuſſes feuchter Gluth,
Wenn ſich die Herzen ſelig wiegen
Auf ſüßer Küſſe Ebb' und Fluth;
Wenn das Geſtändniß ſie verweigert,
Und ſich der Kuß zum Worte ſteigert!

An treuer Bruſt nur möcht' ich weinen,
Ach, aus mich weinen insgeheim!
Wenn treue Thränen ihr ſich einen,
Iſt Thräne ſüß wie Honigſeim!
Und Himmelsluſt iſt zu genießen
Wo zwei Paar Augen überfließen!

Im treuen Arm möcht' ich vergehen,
Vergehen gern ſchon jetzt, gleich jetzt;
Ein treues Antlitz um mich ſehen,
Wenn ſchon der Tod den Blick zerſetzt;
Den letzten Seufzer dann im Leben
Dem treuen Herzen wiedergeben!

Gegenſätze.

An Caroline.

Sie war ſo mild, ſo feierlich war er,
Und Alle winkten uns mit ſüßen Blicken;
Die Holde trat ſo mild, ſo ſchmiegſam her,
Der Abend ſchien uns ſorgſam zu umſtricken;
Und alle Sterne aus dem Aethermeer
Sie ſchienen liebermuthigend zu nicken;
Ich aber kniete hin, von Wonnen übergoſſen,
Weil er und ſie und Alle mich umſchloſſen!

Sie war beredt, und er war ſchweigſam ſtill,
Und Alle ſchienen Liebeswort' zu flüſtern;
Die Holde ſprach, weil ſprechen Liebe will,
Der Abend wollte ſorgſam uns umdüſtern;
Und alle Sterne, klar in Lichtesfüll',
Sie ſchwatzten mit dem Blinzelblick ſo lüſtern;
Ich aber ſtand vom Irdiſchen gereinigt,
Weil ſie, er, Alle keuſch um mich vereinigt!

Sie war ſo warm, er war ſo lieblich kühl,
Und alle goſſen Flammen in das Feuer;
Die Holde war ſo herz- und liebeſchwül;
Der Abend floß um uns, ein kühler Schleier;
Und alle Sterne auf dem blauen Pfühl,
Sie trugen Opferflammen her zur Feier;
Ich aber fühlt' es klar wie Gottes Einheit,
Daß ſie, er, Alle leuchteten in Reinheit!

Sie war bewegt, er ruhig wie ein Traum,
Und Alle kreiſten ſtill, um aufzulauſchen,
Die Holde bebt' an meiner Lippe Saum,
Der Abend wehrt den Lüften, daß ſie rauſchen;
Und alle Sterne horchten durch den Raum,
Wie unſre Lippen die Gedanken tauſchen;
Ich aber war beglückt und froh betheiligt,
Denn ſie, er, Alle waren mir geheiligt!

Sie war ſo blaß, ſo geiſterbleich war er,
Und Alle ſchienen troſtlos auf uns nieder,
Die Holde weint, und Abſchiedsthrän' ſchmerzt ſehr!
Der Abend ſprach: „Ihr ſeht euch nimmer wieder!"
Und alle Sterne, wie am Grab umher,
Sie ſenkten ihre Leichenfackel nieder!
Ich aber küßte ſtill die naſſe Wange,
Und ging hinweg zum finſtern Lebensgange.

Zu jedem Abend geh' ich nun hinaus,
Und frage weinend: „iſt ſie mitgekommen?"
Und alle Sterne frag' ich weinend aus:
„Habt ihr die Holde wirklich mir genommen?"
Den Abend möcht' ich ſchicken in ihr Haus,
Um zu erfahren, ob ſie ſchmerzbeklommen;
Und alle Sterne möcht' ich zu ihr ſenden,
Um ihren Traum auf meine Lieb' zu wenden!

Wechſel in Jahreszeiten.

An Caroline.

Der Sommer kam, des Lebens gold'ner Baum
Stand vor mir da in ſeinen Fruchtgezweigen,
Es färbt ein glühend Roth des Blattes Saum,
Den ſüßen Laſten muß der Aſt ſich neigen;
Die Liebesblüthe, meines Herzens Traum,
Sie ſchien als Frucht dem Wunſche ſich zu zeigen,
Denn Dich hab' ich zum Erſtenmal geſehen
Wie eine Gottheit durch das Daſeyn gehen!

Da glühte und brannte
Mir rings die Natur,
Weil rings ich erkannte
Der Lieblichen Spur;
Ich ſuchte Erfriſchung
Der glühenden Bruſt,
In ſtiller Umbüſchung
Der einſamen Luſt;

Doch führten die Wege
Von dort und von hier,
Es führten die Stege
Nur alle zu Dir!

Der Herbſt kam, gelbe Blätter niederrauſchen,
Die Erde zog ihr prächtig Ballkleid aus;
Ihr Grün muß die Natur mit Gelb vertauſchen,
Mit einem Reiſerkranz den Blüthenſtraus;
Der Scherze und der Künſte Spiel zu lauſchen
Sucht man geſellig nun der Muſen Haus;
Da hab' ich wieder, Hoheit! dich geſehen,
Wie eine Blume aus dem Reich der Feen!

Da war's mir ſo ſonnig
In Herz und in Bruſt,
Ich ſchauerte wonnig
Zuſammen vor Luſt;
Es rieſelten plötzlich,
So friſch und ſo hell,
Die Lieder ergötzlich
Aus innerſtem Quell;
Doch führten die Lieder
Von dort und von hier,
Sie führten mich wieder,
Nur wieder zu Dir!

Der Winter kam, es war die ſtille Erde,
Ein ſchlafend Kind, mit weiſſem Tuch bedeckt;
Der Taumelgott erläßt ſein mächtig „werde"
Im Saal wird eine neue Welt erweckt,
Der Maske Spiel ermuthigt die Geberde,
Durch leeren Trug wird Aug' und Herz geneckt,
Da hab' ich wieder, Hoheit! Dich geſehen,
Ein Göttertheil dem Sterblichen zu Lehen!

Wie war ich durchſchauert!
Wie war ich entzückt!
Als ich Dich erlauert,
Als ich Dich erblickt!
Ich ſchickte zum Koſen
Die Dollmetſcher aus,
Die freundlichen Roſen,
Den ſinnigen Strauß;
Denn Blumen und Blüthen,
Von dort und von hier,
Sie brannten und glühten
Nur alle zu Dir!

Der Frühling kömmt; wie in der finſtern Krippe
Das ſüße Kind ſein freundlich Aug' erſchloß,
So windet ſich aus dunklem Blattgeſtrippe
Das Licht der neugebornen Schöpfung los;

Das Wachsthum öffnet ſeine Roſenlippe,
Und Pflanzen ſchlüpfen aus der Erde Schoos;
Mein Frühling aber mußte niedergehen,
Denn Dich, o Hoheit! ſoll ich nicht mehr ſehen!

Die ſchmerzliche Trennung,
Von Dir ſo gewillt,
Iſt Todes=Erkennung,
Iſt Todes=Gebild!
Hörſt Du einſt ein Klingen
In deinem Gemach,
So war's das Entringen
Vom ſterbenden Ach!
Ein geiſtig Getriebe
Von dort und von hier,
Es führet in Liebe
Mich ewig zu Dir!

Die Verlorne.

An Caroline.

Thema:

Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Fühle mich an Dich gebunden,
Deinen Siegeswagen ziehen.

(Aus Königs Ludwigs Gedichten.)

Variation.

Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Ruhlos ſchlepp' ich meine Tage,
Zähle meines Daſeyns Stunden
Nur nach Thränen und nach Klage;

Und mein Frieden mußte fliehen,
Denn in jeden Puls der Ader
Fühl' ich ſchmerzlich ein nun ziehen
Kampf und Streit und Herzenshader!

Fühle mich an Dich gebunden
Mit geheimen Zauberwalten,
Dich hab' ich herausgefunden
Aus des Lebens Truggeſtalten;

Deinen Siegeswagen ziehen
War das Höchſte mir des Lebens, —
Doch dem Unglück zu entfliehen
Müht die Liebe ſich vergebens!

Denn ich fühl's für ew'ge Tage:
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Weil ein krankes Herz ich trage
Wird mein Leben nie geſunden;

Weil mein Lieben mußte weichen,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Seh' ich farblos mir erbleichen
Alle Lebens-Phantaſien!

Doch ich fühl' für hier und dorten,
Fühle mich an Dich gebunden!
In den Blicken, in den Worten
Haſt Du mich ſtets treu gefunden;

Darum will ich all mein Leben
Deinen Siegeswagen ziehen,
Nach Dir ringen, nach Dir ſtreben,
Nach Dir richten all mein Mühen.

Nimmer kann ich mehr geſunden,
Nimmer ſtillt ſich meine Klage,
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Und der Inhalt meiner Tage.

Meine Lieder mußten ziehen
Aus der hart zerriſſ'nen Leyer,
Und mein Frieden mußte fliehen
Aus des Herzens ſtiller Feier.

Sterbend ſchon an Schmerzenswunden
Fühl' ich mich Dir heiß gewogen,
Fühle mich an Dich gebunden,
Fühle mich zu Dir gezogen.

Fühle Kraft nicht zu entfliehen,
Fühle, daß ich ſtets will wollen
Deinen Siegeswagen ziehen,
Bis die Tage niederrollen.

Fühle daß ich nimmer werde
Meiner ſüßen Lieb' entwunden,
Fühle daß für dieſe Erde
Meine Ruhe iſt verſchwunden!

Fühle daß nur Du den Horen
Meines Seyns den Reiz verliehen,
Daß ich ohne Dich verloren,
Und mein Frieden mußte fliehen.

Fühle mich in allen Räumen,
Fühle mich in Muſeſtunden,
Fühle mich in ſüßen Träumen,
Fühle mich an Dich gebunden!

Fühle daß ich Dich muß bitten,
Weinend bitten auf den Knien;
„Laß mich, bis ich ausgelitten,
Deinen Siegeswagen ziehen!“

Deinen Siegeswagen ziehen
Alle meine Herzgedanken,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Weil durch deines Herzens Schwanken

Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Weil ich trotz dem Zweifeln, Wanken,
Fühle mich an Dich gebunden!

Fühle mich an Dich gebunden!
Will wie Epheu Dich umranken,
Und in Worten, in Gedanken
Deinen Siegeswagen ziehen!
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Denn mein Auge mußt' erkranken,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Weil mir deine Augen ſanken,
Wo die meinen Strahlen tranken!

Deinen Siegeswagen ziehen!
Will ich bis an's Lebens-Ende,
Und mein Frieden mußt' entfliehen,
Daß nur Fried' zu Dir ſich wende;
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Deine nur will ich bewahren,
Fühle mich an Dich gebunden,
Doch Du ſelbſt kannſt frei verfahren!

Launige Gedichte.

Kißinger Becherlied.

Introduktion.

Ihr Schönen, erhebt euch vom ſeidenen Kiſſen,
Ihr werdet beim Brunnen den Schlummer nicht miſſen;
Die Sonne begrüßt euch mit freundlichem Strahl,
Sie lockt euch hinaus in das duftende Thal;
Im üppigſten Teppich die Berge ſchon prangen,
Sie wollten mit Weihrauch euch feſtlich empfangen,
Der Quelle entſprudelt das brauſende Gas,
Geſundheit entblicket dem perlenden Glas,
D'rum eilet zur Quelle ihr lieblichen Zecher,
Die Muſe kredenzt euch die ſchäumenden Becher.

1.

Den ſchönſten Morgen, froh und gut,
Zum „erſten Becher“ dieſer Fluth!
O ſetzt ihn an den holden Mund,
Und leeret ihn bis auf den Grund,
Er bringe auch das höchſte Gut,
„Geſundheit,“ „Kraft“ und „friſches Blut;“
[illegible] hoch das Gas im Becher kreiſ't!
Des beſte Gas: „Geſundheit“ heißt!

2.

Den ſchönſten Morgen, froh und gut,
Zum „zweiten Becher“ dieſer Fluth!
O trinket doch recht gierig d'raus,
Der „Fröhlichkeit“ bring' ich ihn aus;
Die Fröhlichkeit iſt, was man heißt,
Geſund auch ſeyn an Herz und Geiſt;
Aus jeder Lebensleidenſchaft
Die „Kohlenſäure“ fortgeſchaft.

3.

Den ſchönſten Morgen, froh und gut,
Zum „dritten Becher“ dieſer Fluth!
Der launenhaften Gottheit itzt,
Dem „Glücke“ dieſer Becher blitzt.

Es ſprudle auch des Glückes Quell
Wie dieſe hier, ſo voll und hell,
Und bringe euch ſtatt Eiſen, Stahl,
Nur Gold und edles „Mineral!“

4.

Den ſchönſten Morgen, froh und gut,
Zum „vierten Becher“ dieſer Fluth!
Der Becher ſchäumt in hoher Pracht,
Der „Liebe“ ſey er dargebracht!
O, hör' uns doch, du Liebesgott!
Du wirſt ja ſtets beim Becher flott;
In dieſer Fluth dein Stoff auch kreiſ't,
Denn Liebe iſt ja Phosphorgeiſt!

5.

Den ſchönſten Morgen, froh und gut,
Zum „fünften Becher“ dieſer Fluth!
Der Becher ſchimmert hell und klar,
Ich bring' der „Freundſchaft“ nun ihn dar!
Bedachtſam trinket, nicht in Flug,
Ihr thut nunmehr den ſchönſten Zug.
Wenn alles flüchtig von uns läßt,
Bleibt der Beſtandtheil ewig feſt!

6.

Den ſchönſten Morgen, froh und gut,
Zum „ſechſten Becher„ dieſer Fluth!
Mit Wehmuth ſoll er ringsumgeh'n,
Der Becher heißet „Wiederſeh'n!"
Nun reicht die Hand zum Becher auch,
Es perl't im Glaſ' und in dem Aug',
Nur „Wiederſehen," ſo erſchallt's,
Verſüßt des Scheidens Bitterſalz!

7.

Dem Sänger auch, ihr Frauen hold,
Den „kleinſten Becher" freundlich zollt;
Nur füllet ihn mit eig'ner Hand,
Die Lippen ſetzt erſt an den Rand,
Kredenzt ihn dann mit ſüßem Blick,
Daß er den Sänger ſüß erquick',
Dann geht ihm Sang und Liederei,
Von Herz und Leber leicht und frei!

Der gute Freund.

In freien Verſen.

Ach wie haben mich alle Menſchen lieb!
Und ſie leſen was ich ſchreib und ſchrieb;
Und ſie loben, hätſcheln mich gar ſehr;
Grüßen, nicken über kreuz und quer,
Finden mich charmant und lieb und gut;
Geiſtreich, witzig und ein frohes Blut;
Sie erweiſen mir ſo viel Lieb' und Ehr,
Daß ich oft ſchon faſt verhungert wär'!

Manch vornehmer, adelicher Mann
Nahm ſich meiner ganz im Ernſte an;
Das will ſo ſagen: wenn man von mir ſprach,
Sagte er mir grad nichts Schlechtes nach;
Reichte mir gar oft die noble Hand,
Rühmte wohl auch meinen ſcharfen Verſtand;
Kurz die Vornehmen hielten mich ſo ſehr in Ehr',
Daß ich ſchon wieder faſt verhungert wär'!

Einmal kam ſogar ein Millionär,
Sagte, ich wär' unterhaltlich ſehr!
Mußte mit ihm oft ſpazieren geh'n,
Mußt' mit ihm oft die Stadt beſeh'n;
Konnte ohne mich faſt gar nicht ſeyn,
Schickt mir ſogar eine Flaſche Wein!
Kurz er nannte mich ſtets nur: „mon frère!"
So daß ich ſchon wieder faſt verhungert wär'!

Wieder kam ein Mann aus Iſrael,
Ein Banquier! Ein Geldſack ohne Fehl!
„Was der Mann iſt?" — ſchrie er — „wie heißt?
's iſt ein Mann von Witz, ein feiner Geiſt,
Steht doch alle Tag auf meinem Tiſch
Wahrlich frei ihm Supp und Fleiſch und Fiſch!"
Kurz der Jud liebt mich: „Was iſt dermehr!"
So daß ich ſchon wieder bald verhungert wär'!

Kam ein Fürſt, er kam ich weiß nicht wie;
Nannte mich ein einziges Genie,
Reiſ'te mit ihm in der Welt herum,
Nahm mir manchen ſcharfen Witz nicht krumm;
Fragte oft mich: Wer? und Wie? und Was?
Sprach ganz huldvoll über dieß und das;
Kurz der Fürſt liebt' dito mich ſo ſehr,
Daß ich ſchon wieder faſt verhungert wär'!

Endlich kam ein Mann, ganz einfach, ſchlicht,
Dem es ſelbſt an Geld und Rang gebricht,
Sonſt ein braver, ein geſcheidter Mann,
Zeigte mir, was doch der Menſch wohl kann;
Steht mir bei, verſchafft mir Speiſ' und Trank
Fordert weder Schmeichelwort noch Dank;
Und ich ſelbſten bin der brave Mann!
O! den halt' ich feſt ſo lang ich kann!

Blumen Blätter und Mimoſen
aus
Moritz-Ruh.

Verſchiedene Empfindungen an einem Orte.

1.
Der Morgenfreund.

Wie der Morgen, herrlich anzuſchauen,
Aus dem Himmel in das Herz mir lacht,
Die Natur iſt gleich den ſchönen Frauen,
Doppelt reizend ſtets wenn ſie erwacht,
Und das Kleid von Roth wallt üppig nieder,
Um den Reiz der jugendlichen Glieder!

Und den Reiz der jugendlichen Glieder
Trägt Natur, die herrliche, zur Schau,
Jede Roſe ſprengt das grüne Knospenmieder,
Badet roſig ſich im friſcher Morgenthau;
Bäume ſchauen in des Sees Becken,
Um ihre Blätterhaar zurecht zu ſtecken.

Um ihr Blätterhaar zurecht zu ſtecken,
Schauen Bäume in die Spiegelfluth,
Um das ſüße Koſen zu erwecken,
Das in dieſer Welle ſäuſeln ruht;
Rings herum entſteht ein neues Leben,
Dem ich Herz und Sinn nun will ergeben.

2.

Der Gewöhnliche.

Wie ſo ſchön iſt's und paſſabel kühl,
Hier kann man doch ruhen noch und ſitzen,
Etwas Menſchen, aber kein Gewühl,
Man kann ſich bewegen ohne Schwitzen.

Angenehm iſt die Natur allhier,
Und die Zweige ganz vertraulich winken,
Ja ich trink' hier eine Flaſche Bier,
Und eß' eine Portion Schinken.

3.

Der Menſchenfreſſer.

Die Natur iſt ſchön, doch mit Menſchen
Sey ſie überall voll auf geſpickt,

Menſchen ohn' Natur, das laß ich gelten,
Doch Natur ohn' Menſchen? die erſtickt.
Ein Baum iſt ſchön, wenn in ſeinem Schatten
Still ein Weibchen ſitzt und ſtrickt.
O die Luft iſt ſüß, wenn ein Burſche
Seinen Qualen ihr entgegenſchickt;
Menſchen! Menſchen! wenn auch nur Leute,
Das iſt etwas immer das erquickt,
Man wird von den Hauben, Augen, Hüten,
Doch bewinkt, beguckt, beſchaut, benickt,
Ja Natur du biſt mein ſteter Braten,
Doch mit Menſchen ſey mir ſtets geſpickt.

4.

Der Alleingeher.

Seyd mir gegrüßt ihr ſchönen Decken,
Du blaue über, grüne unter mir!
Seyd mir gegrüßt ihr grünen Jaspishecken,
Sey mir gegrüßt du luſtiges Revier;
Doch da kommen Menſchen! — wie die Schnecken
Kriecht doch das Gewürm dort und hier,
Kaum kann man die Naſe auswärts ſtecken,

Trifft man ſtets das menſchliche Gethier!
Wie ſie grätſchen und die Beine ſtrecken,
Bald der Michel dort und bald die Grete hier;
Wie ſie näſeln, zirpen, ziſcheln, ächzen, quäcken,
Und ihr Entzweck? ach, geſtockte Milch und Bier!

5.

Der ewige Sucher.

Nun komm' ich grad' von Neuberghauſen,
Dort fand ich kein bekannt Geſicht.
Bin auch in Tivoli geweſen,
Auch dort fand ich Bekannte nicht.
Im Thurm und in der ganzen Runde,
Sieht man kein einzig Frauenbild;
Bin nun zum Abbt hieher gelaufen,
Doch auch hier iſt es nicht gefüllt;
Wo ſtecken doch die Frauensleute,
Auch nicht ein einzig ſchönes Kind!
Nun ſchau ich ob ſie jetzt bei Neibel,
Vielleicht gar im Theater ſind!

6.

Der Diätetiſche.

Ein Stündchen bin ich gegangen
Auf meines Doktors Verlangen,
Hier ruh' ich einige Zeit;
Hier iſt von Männern und Frauen
Die ſchönſte Auswahl zu ſchauen,
Das, ſagt mein Doktor, zerſtreut.
Hier ſind die Bäume ſo grünlich,
Das, ſagt mein Doktor, iſt dienlich,
Das ſtärkt die Augen fürwahr;
Nach Hauſe geh' ich nun trabend,
Denn, ſagt mein Doktor, am Abend
Bekömmt man leicht den Catharr!

7.

Der Kinderfreund.

Liebe, kleine, ſüße Weſen,
Kinder, heil'ges Gottestheil!

Von den Göttern auserleſen,
Daß bei euch die Unſchuld weil'!
Morgenſternchen dieſes Lebens,
Wie erquickt mich euer Licht,
Alles Hadern meines Strebens
Schwichtiget eu'r Angeſicht!
Inniglich ans Herz euch preſſend
Werd' ich ſelber froh geſinnt,
Alles um mich her vergeſſend,
Bin mit Kindern ich ein Kind.
Seht nur da das Zuckerböckchen,
Mit dem Mündchen zart gebaut,
Wie es aus den goldnen Löckchen,
Blinzelnd lieblich um ſich ſchaut;
Wie ſich nicht das zarte Bändchen
Windet durch der Locken Gold,
Sage, welch ein Elfenhändchen
Hat die Löckchen dir gerollt?
Dort ein würzig Roſenmäulchen,
Wie ein Knöspchen halb erblüht,
Und der Zähne weiße Zeilchen,
Und die Bäckchen angeglüht!
Und dieß Plaudern und dieß Fragen,
Heil'ge Einfalt und Natur!
Jedes Wörtchen, das ſie ſagen,
Trägt der Unſchuld ſüße Spur.

Haltet mich nur feſt umſchlungen,
Haltet innig mich umfaßt,
Wehmuth kömmt in's Herz gedrungen,
Seh' ich um mich den Contraſt.

8.

Der Häuschen-Bewohner.

Durch das Spiel der leichten Blätter
Blickt ihr freundlich Aug' zu mir,
Wenn ich ſitze, ſinnend, ſchreibend,
In dem kleinen Häuschen hier.

Und der Wind ſpielt mit den Blättern,
Wo das holde Antlitz ſitzt,
Weh't zum Trotze ſie zuſammen,
Wenn quer durch ihr Aeuglein blitzt.

Neige dann mich hin und 'rüber,
Bis ich ſchau den holden Blick,
Und an ihrem halben Lächeln
Herz und Seele mir erquick.

Und die Muſe, ſie ertappte
Mich auf dieſer ſtillen Jagd,
Hat zur Strafe dieß Geſtändniß
In die Feder mir geſagt.

Die Morgenſtunde.

Guten Morgen, ſchöne Mädchen,
Machet auf die Fenſterlädchen
An dem holden Augenpaar;
Ziehet weg die Wimperſeide,
Daß ich ſchaue alle beide
Heiterglänzend, freundlich klar;
Mit der frühen Morgenſtunde
Steht der Liebesgott im Bunde,
Morgenſtund' hat Gold im Munde.

Guten Morgen, holde Mädchen,
Reißt nur ab das gold'ne Fädchen,
Das die Träume lieblich webt;
Was es Liebliches geſponnen,
Kommt vielleicht an's Licht der Sonnen,
Wenn der Tag ſein Haupt erhebt;
Möglich giebt Aurora Kunde
Von dem ſüßen Herzensbunde:
Morgenſtund' hat Gold im Munde.

Guten Morgen, ſüße Mädchen,
Laſſet laufen nun das Rädchen,
Fanget früh zu ſprechen an;
Kann man denn ſich mehr beſiegen?
Habt die ganze Nacht geſchwiegen!
Glaub' es, wer es glauben kann!
Sprechet frühe, daß geſunde
Jeder Mann im Erdenrunde:
Morgenſtund' hat Gold im Munde.

Guten Morgen, loſe Mädchen,
Guten Morgen, Muſen-Mädchen,
Liebe Muſen, ſteht nur auf;
Muß ich doch ſchon früh am Morgen
Für die Leſeküche ſorgen,
Bringt mir frühe was zum Kauf;
Daß ſich bald mein Sümmchen runde,
Wähle ich die Morgenſtunde,
Morgenſtund' hat Gold im Munde.

Mein encyclopädiſches Mädchen.

Hinweg mit Buch und Feder,
Mit Dintfaß und mit Sand,
Mit Logik und mit Feder,
Mit Hegel und mit Kant,
Mit Hörſaal und Katheder,
Mit Tubus und Dolland,
Mit Kolben und Retorten,
Und Euler et Conſorten.

Ich hab' ein Mädchen funden,
Ein lebend Lehrgedicht,
In Lilien-Sammt gebunden,
Verziert mit Roſenlicht;
Die giebt in ſüßen Stunden
Privat mir Unterricht;
Mich lehret ihre Neigung
Der Wiſſenſchaft Verzweigung.

Ich lerne mit Verlangen,
Das Leſen erſt der Schrift,

Die man auf ihren Wangen
Mit Roſentinte trifft;
Die Worte, die da hangen,
Sind ſinniger als Swift,
Und alle die Autoren,
Im Drucke je geboren.

Mir tönt aus ihrem Munde
Muſik und Harmonie;
Ihr Bau giebt mir die Kunde
Der höchſten Symmetrie;
Ihr Aug' lehrt jede Stunde
Mich ſchnell Aſtronomie;
Ihr Kuß iſt Magnetismus,
Ihr Handdruck Galvanismus.

Auch das Geſetz der Schwere
Lehrt ſie auf meinem Schooß;
Jedoch die höchſte Lehre,
Die ich von ihr genoß,
Die iſt, bei meiner Ehre,
Das höchſte Erdenloos;
Sie heißt: mach' dir's zu eigen,
Von deinem Glück zu ſchweigen.

Theorie der Küſſe.

Knechtſchaft küßt zum Gruß
Sklaviſch euch den Fuß;
Demuth küſſet kaum
Still des Kleides Saum;
Achtung küßt galant
Fingerſpitz' und Hand;
Vaterliebe, wißt,
Sanft die Stirne küßt;
Wohlgefallen zart,
Kuß für Wangen ſpart;
Liebe, die beglückt,
Kuß auf Lippen drückt;
Sehnſucht, ſtill erblüht,
Küßt das Augenlied;
Gierde, keck und warm,
Küſſet heiß den Arm;
Nacken, Hals und Bruſt,
Küßt die wilde Luſt;
Was ſie ſonſt errafft
Wuth der Leidenſchaft.

Eintheilung.

Das Frühſtück iſt der Freundſchaft hold,
Mit off'nem Sinn und off'nem Herzen,
Erwacht man bei Aurorens Gold,
Geſtimmt zum Ernſte wie zum Scherzen.
Der Kopf iſt hell, der Geiſt iſt frei,
Der Tag liegt vor uns zu durchſchreiten,
Man ſitzt zuſammen und ſpricht dabei,
Von Leben, That und Welt und Zeiten;
Man hegt ein Plänchen fröhlich aus
Und geht ſodann ans Werk hinaus!

Der Mittagstiſch, genannt Dinér,
Iſt ſtets geweiht der Etikette,
Man invitiret den Abbée,
Den Lieutnant, die Soubrette;
Man ſetzt ſich um den runden Tiſch,
Kein Menſch kennt hier den Andern;
Man iſt erſt ſtumm, faſt wie der Fiſch,
Der bald beginnt zu wandern.
Man ſchenkt dem Nachbar höflich ein:
„Erlauben Sie, mein Beſter!“
Und bittet dann den Nachbar fein:
„Ich bitte Sie um Cheſter!“

Dann ſteht man auf und küßt die Hand;
Und geht hinweg und ſagt: „charmant!“
Der lieben, holden Kinderwelt
Das Veſperbrod iſt heilig,
Die Mutter hat es wohlbeſtellt,
Die Kindlein kommen eilig;
Die kleinen Bäcklein friſch und roth,
Verdoppeln ſie die Schrittchen,
Ein jedes will ſein Butterbrod,
Ein jedes will ſein Schnittchen;
Die Mutter theilt die Gaben aus,
Dann tummeln ſie ſich durch das Haus!

Das Abendeſſen ganz allein,
Das iſt der Liebe eigen;
Wenn aus den Lichtern, aus dem Wein,
Die Doppelflammen ſteigen!
Ein kleines Tiſchchen, zwei Couvert,
Zwei Augen wie die Veilchen;
Das Herz gefüllt, das Glas geleert;
Ein Gläschen und ein Mäulchen;
Verlöſcht ſodann auch wohl das Licht,
So ſieht man's wohl, doch merkt man's nicht.

Der dritte Rang im Theater.

Der dritte Rang iſt es, der mild und labend
Im Schauſpielhauſe mich erfreut,
Wenn ſteif und peinlich ſich am Abend
Ein abgeſchmacktes Stück ſich kalt erneut;
Wenn im Ballet das Gliederreißen hauſet,
Wenn in der Oper gell das Ohr mir ſauſet.

Zum dritten Range ſeh mit ſtillem Bangen,
Ich heimlich ſehnend, liebevoll hinauf;
Die Langeweile iſt dann ſchnell vergangen,
Ein ſchön'res Schauſpiel geht ſodann mir auf,
Dort oben ſitzt mit maienfriſcher Wange,
Ein holdes Engelsbild vom erſten Range.

Vom dritten Range ſchauet mild ſie nieder,
Und ringsum iſt ein neues Licht erblüht!
Wenn ſie den Vorgang ihrer Augenlieder
Vom ſüßen Auge in die Höhe zieht,
Dann zeigt ihr Aug', an dem ich magiſch hange,
Ein Feenſchauſpiel mir vom erſten Range.

Sie lächelt ſanft und alle Liebesgötter
Umarmen ſich in ihrem Angeſicht,
Es iſt, als küßten ſich zwei Roſenblätter,
Wenn ſie in leiſer Lippenregung ſpricht;
Und in dem Grübchen ihrer Frühroths-Wange
Erſcheint die Anmuth mir vom erſten Range!

Am dritten Range hängen meine Blicke,
Die Holde nur allein bemerkt es kaum,
Wie ich in ſtiller Luſt mein Sehnen ſchicke
Durch des Theaters matterhellten Raum;
Bis ich vom dritten Range reich empfange
Erſatz für Langeweil' vom erſten Range.

O dritter Rang! du ſtill beneid'ter! lenke
Doch ihren milden Blick herab auf mich,
Daß einmal nur ihr Sternenaug' ſich ſenke,
Schau' auf mich, wenn auch halb, nur inniglich!
Sey's auch ein Liebesblick vom dritten Range,
Mir dünkt er doch ein Glück vom erſten Range!

Das getheilte Zimmer.

(Der Dichter ſitzt an einem Tiſchchen und ſchreibt, am andern Tiſche ſpielt man Karten.)

Wie iſt mein Kopf ſo heiß entbrannt!
Ich kühl' die Stirne an der Wand,
Mein Herz iſt voll, mein Sinn iſt leer,
Mein Aug' iſt feucht, die Bruſt iſt ſchwer;
Vergangenheit vorüber geht
Und ruft mir zu: o du biſt —

Ein Spieler am Spieltiſch:

— bête!

Ich ſitze matt, ich ſitze ſtill,
Zerſtückt iſt, was ich denken will;
Ich denk' an das, was mir verneint,
An Liebe, Vaterland und Freund,
Und wie das Glück, das ſchnell entwiſcht,
So falſch mir hat —

Ein Spieler:

— die Kart' gemiſcht!

Das Aug' bedeckt die Hand ſo hohl,
Das Finſtre thut dem Unglück wohl,
Die hohle Hand um's Aug' gehüllt,
Iſt eine Welt mit Licht gefüllt,
D'rin glänzt ihr Bild im leichten Schritt,
Und ruft mir zu —

Ein Spieler:
— ich geh' nicht mit!

Das Unglück iſt ein ſtarker Mann!
Es faßt den Menſchen knöchern an,
Es packt ihn vorne bei der Bruſt,
Wo man des Fühlens ſich bewußt,
Es ſchonet keinen ringsherum,
Nicht Einem bleibts, —

Ein Spieler:
— es geht herum.

Die Hoffnung iſt ein falſches Weib,
Sie putzt heraus den eitlen Leib;
Entflammt mit Reiz und ſüßer Zier
Des Auges Luſt, der Sinne Gier;
Mit Jedermann iſt ſie auf Du,
Wirft ihren Buhlerblick —

Ein Spieler:
— à tout!

Das Glück, es iſt ein Jeſuit,
Es nahet ſich mit Heuchlerſchritt,
Und lächelt aus dem Antlitz feiſt,
Und knixt und blinzelt, kriecht und gleißt,
Doch wirft man ihm an Buſen ſich,
So giebt's uns bald —

Ein Spieler:

— den letzten Stich.

Die Gunſt der Großen, tiki-tak,
Sie iſt ein großer Dudelſack,
Sie ſchreit als wär ſie groß geſinnt,
Doch iſt es nichts als eitel Wind,
Und wenn man ſie g'rad nöthig hat,
Dann iſt es nur —

Ein Spieler:

— ein ſchlechtes Blatt.

Die Lieb' allein iſt Himmelsluſt,
Ein Götterſtern in dunkler Bruſt,
Ein Engelston im Kerkerſchacht,
Ein Mutterkuß in öder Nacht,
Sie iſt des Menſchen Hochtriumph,
Und jauchzt durch's Leben: —

Ein Spieler:

— Herz iſt Trumpf!

Schattenriß eines Jeſuiten.

Sehet ihr mit krummen Rücken,
Dort ein Männlein tief ſich bücken,
Wenn er vor der Majeſtät
Oder vor den Großen ſteht;
Doch mit Hoffahrt dann betrachten,
Und mit Hochmuth auch verachten,
Schlichten Mann und Bürgerſitt';
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Sehet ihr im Prieſterkragen
Ihn den Blick zu Boden ſchlagen,
Wie er aber ſeitwärts ſchielt,
Und nach ſeiner Beute zielt,
Ob in ausgelegten Schlingen
Argwohnlos die Leut' ſich fingen;
Spähen nach des Nachbars Schritt,
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Sehet ihr ihn grinſend lachen,
Freundlich euch den Hof wohl machen,
Drücket er ganz fein gewandt
Mit der Linken euch die Hand.

Während er mit ſeiner Rechten
Ins Verderben euch zu flechten
Lenket euern freien Tritt;
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Sehet ihr zu euren Söhnen
Oder Töchtern ſich gewöhnen,
Heuchelt er dem off'nen Ohr',
Von der Seligkeit was vor,
Während er, um ſeinen Pfründen
Neue Güter nur zu gründen,
Auf's teſtiren überglitt;
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Seht ihr ihn, vom Glück umgeben,
Hoch und ſteif das Haupt erheben,
Bäuriſch ſtolz und plump da ſteh'n,
Uebermüthig um ſich ſeh'n,
Doch in Schickſals Ungewittern,
Beben, zagen, kriechen, zittern,
Feig verſuchen Thrän' und Bitt';
Denkt: das iſt ein Jeſuit!

Profitons de l'occasion.

Gefängnißlied.

Man darf ſo vieles gar nicht ſagen,
So unter Menſchen auf der Welt,
Sie faſſet uns ſogleich beim Kragen,
Die Horcherſchaar, die uns umſtellt,
Selbſt dieſes könnt' gefährlich ſeyn,
Ich darf's ſchon ſagen, ich bin allein.

Die Preſſe, wahrlich ſie iſt kritiſch,
Verträgt ſich mit der Freiheit nicht,
Man nennt es jetzt ſogar politiſch,
Wenn man von hohen Würden ſpricht:
Das auszuſprechen fällt keinem ein,
Ich darf's ſchon ſagen, ich bin allein.

Die Heuchlerſchaar der Jeſuiten,
Sie niſtet ſich ſtets feſter ein,
Um anzuſtecken deutſche Sitten
Mit dem erlogenen Heuchelſchein
Das auszuſprechen brächt' wahrlich Pein,
Ich darf's ſchon ſagen, ich bin allein.

Der Mann allein von hundert Ahnen,
Schieſst in die Höhe wie der Wind,
Doch können keinen Weg ſich bahnen
Die Köpfe, die viel beſſer ſind.
Das weiß ein jeder und ſchweiget fein,
Ich darf's ſchon ſagen, ich bin allein.

Der Duldung rühmt man ſich vermeſſen,
Und wird doch nie ganz tolerant,
Man möcht' von beiden Tafeln eſſen,
Ruhm und Vortheil auf der Hand,
Das denket ſtill, ſo groß und klein,
Ich darf's ſchon ſagen, ich bin allein.
— — — — — — iebe,
— — — — — — uſt,
— — — — — — iebe,
— — — — — — uſt,
— — — — — — ein,
Ich darf's ſchon ſagen, ich bin allein.

Das Karten-Heirathsorakel.

Die Eine freit aus Langeweile,
Die Andere, weil Papa ſo ſpricht,
Die Dritte freit aus Langeweile,
Die Vierte um ein ſchön Geſicht,
Die Fünfte will ein Haus nur machen,
Die Sechſte will den Titel „Frau“,
Die Eine, weil die Andern lachen,
Die Andre fürchtet ſich vor Grau,
Die hier freit nur ſo aus Mode,
Die Zehnte um den ächten Shawl,
Die Eilfte grämt ſich ſonſt zu Tode,
Die Zwölfte freit aus Herzenswahl.
Die freiet um der Leute willen,
Die Andere aus Leidenſchaft,
Die Fünfzehnte aus bloßen Grillen,
Die Sechszehnte aus reiner Liebe Kraft.
Gar Manche freit nur ſo in Rage,
Die Andre nur das liebe Geld,
Die Eine freit die Equipage,
Die Andre, weil ihr der Mann gefällt.

Die Eine freit um zu widerſprechen,
Die Andre will nur aus dem Haus,
Die Eine, weil die Schweſtern lachen,
Die Andre freit in Saus und Braus;
Die Eine freit zum Trotz der Schweſtern,
Die Andre freit aus Bruderqual,
Die Eine freit, um recht zu läſtern,
Die Andre, weil er's Herz ihr ſtahl,
Die Eine freit zu leben reichlich,
Die Andre, weil ſie gar zu dumm,
Gar Viele, weil es ſo gebräuchlich,
Die Meiſten wiſſen ſelber nicht warum.

Huldigung den rothen Haaren.

Ich will dir ein Loblied ſingen,
Dir, du laut'res Feuerhaar!
Das vor allen andern Dingen
Ungerecht verkannt ſtets war!

So aus reiner Gluth geſponnen
Bringt das Haar Aurora her,
Wenn als Bothin klarer Sonnen
Sie entſteigt dem keuſchen Meer.

So die Lockenfluth gekräuſelt
Lächelt Thetis aus der Fluth,
Wenn von Liebe hingeſäuſelt
Heſper auf den Wellen ruht.

Schwarzes Haar iſt mitternächtig,
Nacht, in der kein Sternlein ſcheint,
In dem Dunkel lauert mächtig
Amor als ein arger Feind!

Blondes Haar iſt loſes Schwanken
Zwiſchen Finſterniß und Licht,
So auch ſchwanken die Gedanken.
Trauet blonden Mädchen nicht!

Rothes Haar das iſt entſchieden!
Purpur trägt die Majeſtät!
Morgenröthe iſt hienieden
Wo ein reiner Himmel ſteht!

Wie die Locken, hold entflammet,
Um den Lilien-Nacken zieh'n!
So nur zieht der Scharlachſammet,
Sich um zarten Hermelin!

Wie im Roſen-Sonnengolde
Herrlich flammt der Alpenſchnee,
So das Angeſicht, das holde,
In der Haare Glut ich ſeh!

Rothes Haar ſey nur geduldig,
Denn du ziehſt die Seele an;
Wie im Abendſchimmer huldig
Auf der Fluth ein Silberſchwan!

Neue Fibelverſe für große Kinder.

A.

Die Amſel plappernd ſich gefällt,
Ein Antrag iſt gar bald geſtellt.

B.

Der Bauer ſagt dem König Schach,
Das Budget leidet große Schmach.

C.

Die Cholera macht viel Getös,
Ein Cicero iſt contagiös.

D.

Die Dummheit ſieget wann ſie will,
Der Dudelſack macht Flöten ſtill.

E.

Der Eſel iſt ein gutes Thier,
Der Ehmann ſeufzet für und für.

F.

Ein Faſelhans der ſpricht Schnickſchnack,
Die Freiheit ſucht den Futterſack.

G.

Es ſchützt die Gans das Capitol,
Dem Klügſten thut Geliebte wohl.

H.

Der Hahn am Rhein ſchreit: „Kikeriki!“
Der deutſche Hänſling auch: „pi pi!“

J.

Dem Juden wird kein Menſchenrecht,
Der Junker ſchindet ſeinen Knecht.

K.

Die Kammer muß gefeget ſeyn,
Die Kehrbürſt macht am beſten rein.

L.

Aus Lumpen wird Velinpapier,
Der Landmann dünkt ein Fürſt ſich ſchier.

M.

Die Mitgift iſt das beſte Gift,
Der Musketier am beſten trifft.

N.

Geheim zu helfen heißt: neutral,
Das Nachtlicht nennt ſich liberal.

O.

Der Ochſe iſt ein nützlich Thier,
Den Orden kriegt er nie dafür.

P.

Pimpernuß rollt hohl daher,
Die Plattheit heißt jetzt populär.

Q.

Ein ſchmaler Querſtrich macht ſich breit,
Der Quark dünkt ſich auch recht geſcheidt.

R.

Regieren iſt ein harter Stein,
Das Roß will ſelber Reiter ſeyn.

S.

Der Schreckſchuß macht die Welt verdreht,
Der Stumme keinen Takt verſteht.

T.

Der Tagedieb iſt bei Nacht honett,
Theaterleute werden fett.

U.

Der Unſinn jetzt Profeſſor iſt,
Das Unkraut wachſet ohne Miſt.

V.

Ein Vieh blöckt ſtets dem andern nach,
Das Votum giebt man ganz gemach.

W.

Vom Weiberrock kömmt Wohl und Weh,
Der Weiſeſte geht oft ins Klee.

Z.

Die Zeitung iſt ein Krummgewächs,
Der Zwiebel ſagt zum Weihrauch: ſchmeck's!

Lebende Volksbilder im Freien.

1.

Da ſitzen die Herren und rauchen,
Und gucken in die Höh',
Da ſitzen die Damen und tauchen
Den Kuchen in Kaffe.

Da ſcharret ein Herrchen die Füße
Und macht ſein Compliment;
Die Damen erwiedern die Grüße,
Dann iſt die Sach' zu End'!

Da rufen die Herren dem Hündchen,
Und rufen: Marſch! apport!"
Die Damen verziehen das Mündchen,
Und ſtricken gähnend fort.

Dann nehmen die Herren das Stöckchen
Und klopfen ſich den Schuh;
Die Damen verſchieben die Löckchen,
Und zeigen das Händchen dazu.

Da krieget ein Herrchen Courage
Und wird gar amuſant,
Die Damen befürchten Blamage
Und gucken in den Sand.

Das Herrchen ſagt ſüßlich und herbe:
„Das Wetter iſt ſo ſchön!"
Die Damen erwiedern: „ſuperbe,
Man kann's nicht ſchöner ſeh'n!"

Das Herrchen iſt nun fertig,
Und ſetzt den Hut ſich ſchräg;
Die Damen ſitzen gewärtig
Auf's Ende vom Geſpräch.

Das Herrchen ſchweigt aber verlegen
Und ſchaut zum Dach hinauf;
Die Dam~~en,~~ ſie nehmen hingegen
Die Nadeln wieder auf.

Dann gehet das Herrchen nach Hauſe,
Ganz von ſich ſelbſt charmirt,
Sagt ſich ſelbſt beim fröhlichen Schmauſe:
„Die hab' ich amüſirt!"

2.

Der Mann und die Gemahlin
Das ſind ſchon ihrer zwei,
Dann kommt ein Krug mit Braunem,
So ſind ſie ihrer drei.

Sie ſitzen froh zuſammen
Und ſind ſich ſelbſt genug:
Die Frau ſchaut auf den Gatten,
Der Gatte auf den Krug.

Sie iſt erfüllt von Wonne,
Er iſt erfüllt von ihr,
Am End' ſind alle Beide
Erfüllt vom braunen Bier.

Dann wandern ſie ſo zärtlich
Nach ihrem Hauſe ſpät,
Und machen die Bemerkung,
Daß braunes Bier ſie bläht.

3.

Da ſitzen zwei Philiſter,
Und reißen einen Witz,
Der Eine ſagt: „der Donner!“
Der And're ſagt: „der Blitz!“

D'rauf lachen ſie beträchtlich
Und ſchlagen auf den Tiſch,
Und rüſten ſich mit Eifer
Zum Witze, neu und friſch.

So reißen ſie viel Witze
Mit Anmuth und mit Huld.
Dem Hörer nach dem Andern,
Dem reißet die Geduld!

4.

Da kommt ein glücklicher Gatte
Und glücklicher Vater dabei,
Er nahet mit ſeiner Familie,
Mit Kinderchen achterlei.

Sie fangen ſich an zu erfreuen,
Bei ſaurer Milch und bei Käſ',
Da ſchüttet der ältere Junge
Aus auf den Tiſch das Gefäß.

Und Minchen hat ſich das Kleidchen
Mit ſau'rer Milch ſo befleckt,
Und Hänschen hat mit dem Höschen
In's naſſe Gras ſich geſtreckt.

Und Lottchen zerriß ihr Schmiſettchen
Das Hündchen, das ſie gereizt,
Und Dorchen hat ſich das Näschen
In Mutters Bajadere geſchneuzt.

Und Louischen kömmt ein Stück Käſe
Im Halſe über die Quer,
Und Nettchen fiel ſich ganz blutig
Und rennet heulend einher.

Und Malchen kneipt es im Bäuchlein,
Es klaget im ſteten Geſchrei;
Und Anton zerſchlaget dem Vater
Die herrliche Pfeife entzwei.

D'rauf werden ſie, die Kleinen,
Vom Väterchen gepufft;
Er zieht auch wohl den Anton
Beim Ohre in die Luft.

D'rauf ſteh'n ſie auf und bezahlen,
Und hängen die Kinder ſich an.
Wie glücklich als Gatte und Vater,
Wie glücklich iſt immer der Mann!

5.

Da kommt ein Sentimentaler,
Es iſt ein zarter, blaſſer,
Ein feingebildeter, ſchmaler,
Und trinkt ſein Zuckerwaſſer.

Er ſetzt ſich ſeufzend, ſchmachtend,
An einen Tiſch alleine,
Die Damen ſanft betrachtend
Mit ſüßem Augenſcheine.

Und ſtreichet ſich das Schöpfchen
Und ſeines Kragens Ende,
Und glaubt, daß jedes Köpfchen
Nach ihm allein ſich wende.

Und wie er hin und wieder
So ſchmachtend ſchickt die Blitze,
Da knickt ihm plötzlich nieder
Des Vatermörders Spitze.

Da wird er roth wie Feuer,
Ihm ſchwinden Kopf und Sinnen,
Er zahlet ſeinen Dreier
Und ſtürzet ſchnell von hinnen.

6.

Da kommet ein verliebter
Ein ſuchender Poet;
Der ſtets wie ein betrübter,
Examenſchüler geht.

Er geht ſtets nach der Mode
So zierlich und ſo nett,
Bald ſchwarz wie eine Ode,
Bald bunt wie ein Sonett.

Er ſucht an allen Tiſchen
Nach ihrem Angeſicht,
Um neu ſich zu erfriſchen
Zum zärtlichen Gedicht.

Da ſiehet er ſie lauern,
Am Tiſchchen, ferngeſtellt,
Und nach der Milch, der ſauern,
Ihr ſüßes Blicken fällt.

Da ſeufzt er: „ach! ihr Schemel
Möcht' ich vom Fuße ſeyn,
O, brockte ſie als Semmel
In ihre Milch mich ein!"

D'rauf ſetzt er ſüß erſchrocken
Sich gegenüber und guckt,
Und guckt, wie ſie den Brocken
Aus ihrer Schüſſel ſchluckt.

Das hat ihn ſo begeiſtert,
Er hält ſich länger nicht,
Er gehet hin und kleiſtert
Zuſammen ein Gedicht.

Die Seifenblaſen.

Ein Guckkaſtenbild.

Seifenblaſen! Seifenblaſen!
Vettern! Muhmen! Tanten! Baſen!
Kommt herbei! kommt herbei!
Seifenblaſen! Seifenblaſen! Seifenblaſen allerlei!
Lirum, larum dudeldumdei.

Lirum larum dudeldumdei,
Schwebt ſchon in den Lüften frei,
Eine große, ſchöne Blaſe,
Eine gold'ne Waſſer-Vaſe,
Kommet aus des Glückes Munde,
Iſt ſo ſchöne, iſt ſo runde!
Flimmert,
Schimmert,
Glinzert, glinzert in der Luft;
Glinzert, glinzert, und — zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei,
Glück und Blaſe platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei
Kömmt die „Ehre“ auch herbei,
Hält ſo ſteif den ſtolzen Nacken,
Blaſ't und blaſ't aus vollen Backen;
Blaſ't die Kugel hoch hinauf,
Schwimmen bunte Farben drauf,
Schaukelt,
Gaukelt,
Wirbelt, wirbelt, und — zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Ehr' und Blaſe platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Kömmt der „Ruhm“ nun auch herbei,
Kömmt der lange, hag're Junge,
Blaſ't und blaſ't aus voller Lunge,
Faßt ſie d'rauf mit Sonnenſchein
Und mit tauſend Farben ein;
Flittern,
Zittern,
Flattern in der Luft,
Flattern, bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Ruhm und Blaſe platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Hoffnung eilet auch herbei!

Thörin mit der falſchen Palme,
Blaſ't aus dünnem ſchwachen Halme,
Blaſ't und blaſ't den Farbentraum,
Bunte Blaſen in den Raum!
Schweben,
Beben,
Zittern in der Luft;
Zittern bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei,
Blaſ' und Hoffnung platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Freiheit drängt ſich auch herbei,
Närrin mit gemalten Wangen,
Blaſet auch nach Herzverlangen,
Blaſet Blaſen tricolor,
Haucht ſie eifrig hoch empor,
Irren,
Schwirren,
Wirren in der Luft,
Wirren bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei,
Blaſ' und Freiheit platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Liebe ſchwebet auch herbei,

Blaſet oft 'ne ganze Stunde,
Liebesſchwüre aus dem Munde
Sind wie Seifenblaſen ganz,
Falſcher Schein giebt ihnen Glanz,
Dahlen,
Strahlen,
Täuſchen in der Luft,
Täuſchen bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Lieb' und Blaſe platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Treue ſchleppt ſich auch herbei,
Die Matrone, aus der Mode,
Blaſ't ſich manchmal faſt zu Tode,
Blaſ't die Schwüre aus dem Mund,
Wie die Seifenblaſen bunt,
Wanken,
Schwanken,
Treiben in der Luft,
Treiben bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Treu' und Blaſe platzt entzwei

Lirum larum dudeldumdei,
Thränen fließen auch herbei!

Sind nur kleine Seifenbläschen,
Aus den falſchen Augengläschen,
Kugeln über Roſenwang,
Dauern die Sekunde lang,
Lügen,
Trügen,
Täuſchen in der Luft,
Täuſchen bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Thrän' und Blaſe platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Herz mein Herz, kommſt Du herbei?
Reizt Dich denn noch ſtets und immer
Leerer Blaſen leerer Schimmer?
Ehre, Ruhm und Lieb' und Treu?
Seifenblaſen allerlei?
Hangen,
Prangen,
Lügen in der Luft,
Lügen bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei,
Herz mein Herz ſo platz' entzwei!

Zeitgeiſt's Aſchenlied.

(Volksthümlich.)

Ich bitt' euch, lieben Leut',
Ich bitt' euch, ſeyd geſcheidt!
Ihr führt jetzt jede Stund'
Den „Zeitgeiſt" nur im Mund,
Ihr blaſ't die Kohle an,
Und legt das Holz daran;
O ſagt mir, ſeyd ſo gut,
Was wird aus dieſer Gluth? —
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Ich geh' viel Säkulum
Als Zeitgeiſt ſchon herum;
Und ſtets, auf meiner Ehr',
Zog man mich hin und her,
Es nimmt ein jeder Stand
Mich feurig bei der Hand,
Doch 's Feuer lodert ſchnell,
Dann findet ſich zur Stell':
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Der König auf dem Thron,
Der ſagt, er kennt mich ſchon;
Am Markt die Hökerfrau

Die kennt mich ganz genau;
Und Bauer, Pfaff, Soldat,
Genau erforſcht mich hat;
Ein Jeder haſcht nach mir,
Und findet immer ſchier
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Die Journaliſten-Schaar,
Die maltraitirt mich gar!
Sie ſchieben jeden Grund
Dem Zeitgeiſt in den Mund;
Sie ſchreien: „Element!
Der Zeitgeiſt ringsum brennt!“
Doch bleib' ich immerdar,
Was ich von jeher war:
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Die Freiheits-Schwindler auch,
Sie machen Brand und Rauch,
Und ſagen frechen Muth's:
„Der ſtarke Zeitgeiſt thut's!“
Allein der Zeitgeiſt weint,
Daß er ſo falſch erſcheint,
Daß man den Geiſt ihm raubt;
Und ſtreuet ſich auf's Haupt
Ein Aſchen! ein Aſchen!

In deutſchen Kammern jetzt,
Wie werd' ich da verletzt,
Da legt man manche Stund',
Mir falſches Zeug' in Mund;
Ein jedes Bäuerlein
Will da mein Vormund ſeyn;
Sie laſſen nach dem Jahr
Euch dann zum Januar
   Ein Aſchen! ein Aſchen!

Im Volk, im Militär,
Geht's eben alſo her,
Da heißt's: „Der Zeitgeiſt ſpricht:
„Gehorchen muß man nicht!“
Was wird am Ende d'raus?
Das Feuer brennt heraus,
Verzehret Haus und Dach;
Der Freiheit bleibt hernach
   Ein Aſchen! ein Aſchen!

Das Dichtervölklein ſchreibt
Vom Zeitgeiſt, dickbeleibt;
In's Muſen-Heiligthum
Dringt aber nicht ihr Ruhm;
Des Augenblickes Knecht,
Vergehet das Geſchlecht

Mit ſammt dem Augenblick,
Und läßt von ſich zurück
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Ein Göthe, Schiller, Kleiſt,
Die hielten ſich am Geiſt,
Die Zeit ging ſie nichts an,
Und jeder war ein Mann!
Die neuen Dichterleut',
Die reiten auf der Zeit,
Und fragt man nach dem Geiſt,
Es ringsherum nur heißt:
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Ich bitt' euch, laßt mich aus!
Ihr macht mir angſt und graus!
Denn wahrlich jeder iſt
Von Euch ein Egoiſt;
Er wärmt nur ſeine Hand
Beim allgemeinen Brand,
Und bläſ't dem Nachbarsmann
In's Auge hämiſch dann
Ein Aſchen! ein Aſchen!

Ein Feuer nur iſt gut:
Der Liebe ſüße Gluth!

Das Herz entbrennt geſchwind,
Ein Seufzer kommt als Wind;
Die Thrän' iſt bei der Hand,
Und löſchet mild den Brand;
Doch ihre Gluth bedeckt,
Im Herzen tief verſteckt:
Kein Aſchen! kein Aſchen!

Inhalt.

Gedichte ernſten Inhalts.

Seite

Wanderlieder 3

Der Fels 10

Schmerzliches, ewiges Lebewohl 13

Das Wiederſehen 15

Troſt im Echo 17

Stille Liebe 20

Der Doppelfrühling 23

Blumen, Blätter und Mimoſen aus Moritz-Ruh . . 25

Silhouette der Einzigen 29

Ewiges Suchen 31

Der Mai der Liebe 34

Das Ende vom Liede 36

Der Stadtfrühling im Herbſte 39

Seite
Der Kinderengel 42
Sternlieder 44
Wohin? 48
Frag' und Antwort 51
Die holde Feindin 54
Die Erſcheinung 56
Blumenträume 58
Vergebenes Suchen 61
Die Thränen 65
Die Benennung des Vergißmeinnicht 68
Die Locken-Parze 70
Die zwei Roſen 72
Das Blumen-Bouquet 74
Liebesweiſe 76
Die Eisblumen am Fenſter 77
Die unzertrennlichen Schweſtern 79
Das treue Weſen 81
Sehnſucht nach blauen Augen 84
Huldigungs-Reigen bei der Ankunft Sr. Majeſtät des Königs 86
Die Muſe 89
Zum allerhöchſten Namensfeſte Ihrer Maj. der Königin Thereſe von Bayern 90
Die Huldigung der Eiche 92
Sehnſucht an Sie 95

Seite

Gleichniſſe: pro und contra 98
Die rechte Zeit 102
Poeſie und Liebe 105
Auch die Todten ſollen leben 108
Stammbuchblätter 112
Gefühle in der großen Oper zu Paris 115
Gratulation zu meinem Geburtstag 117
Troſtworte an eine zärtliche Mutter 119
Roſenangebinde zum Vermählungstage der Roſe . . . 120
Frühling im Herbſt 122
Herbſt im Frühling 124
Mißmuthſpiegel des Lebens 126
Herzens-Einſatz 129
Geneſung 132
Das ſchöne Paar 134
Die männlichen und weiblichen Gäſte 138
Lieder an Caroline 143
Luſt in Thränen 147
Sehnſucht 151
Gegenſätze 153
Wechſel in Jahreszeiten 156
Die Verlorne 160

Launige Gedichte.

Seite
Kiſſinger Becherlied 167
Der gute Freund 171
Blumen, Blätter und Mimoſen aus Moritz-Ruh 174
Die Morgenſtunde 182
Mein encyclopädiſches Mädchen 184
Theorie der Küſſe 186
Eintheilung 187
Der dritte Rang im Theater 189
Das getheilte Zimmer 191
Schattenriß eines Jeſuiten 194
Profitons de l'occasion 196
Das Karten-Heirathsorakel 198
Huldigung den rothen Haaren 200
Neue Fibelverſe für große Kinder 202
Lebende Volksbilder im Freien 206
Die Seifenblaſen 215
Zeitgeiſt's Aſchenlied 220

Neueſte Schriften

von

M. G. Saphir.

Nachtſchatten

der Zeit und des Lebens.

Humoriſtiſches.

Zweiter Band.

München 1832.
Michael Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung.

Nachtſchatten

der Zeit und des Lebens.

Humoriſtiſches

von

M. G. Saphir.

München 1832.
Michael Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung.

Die vier W (Weh) des menſchlichen Lebens.

Eine Vorleſung,
gehalten im Odeon-Saale zu München, im Jahre 1831.

Zum Beßten der verwundeten Polen.

Die Freiheit iſt ein Magnet, und ſie zieht jetzt wie jeder Magnet bei den Polen am ſtärkſten; die Kraft der Freiheit iſt wie die Kraft der Magnete deſto ſtärker je armirter ſie iſt. Die Freiheit iſt wie die Luft, welche das Weltall umfließt, ſie iſt ein Gemeingut und ihre Verletzung iſt peſtartig, miasmatiſch anſteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menſchheit ſchmerzlich berührt wird, ſo leidet die ganze Menſchheit als conſenſueller Theil. Die Freiheit iſt eine welthiſtoriſche Perſon, während ſie von vielen Regierungen für eine mytologiſche gehalten wird, ſie betrachten die Weltgeſchichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge.

Lange Zeit waren viele Völker nicht anders anzuſchauen als Theaterzettel, da ſpielten nur wenige Perſonen eine Rolle. Da las man: „der Fürſt, die Fürſtin, der Miniſter, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher“ u. ſ. w., ganz zuletzt mit kleinen Lettern ſtand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk“ u. ſ. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewiſſen Nationaltracht koſtümirt, aus den Couliſſen links, verweilte als ſtumme Perſon, und gieng in die Couliſſe links wieder ab. Jetzt aber will das Volk auch eine kleine Rolle ſpielen und zwar ohne Soufleur. Das edle polniſche Volk wurde von der politiſchen Dramarturgie in drei Theile getheilt, in eine tragiſche Trilogie; der eine Theil wurde preußiſch broſchürt, der zweite Theil öſtreichiſch geheftet, aber der dritte Theil von den Ruſſen gebunden, ſteif, in Juſtenleder, mit eiſernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickelt ſich ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten ſind die furchtbarſten, und wenn die Sonne ganz niedergeſunken iſt, bricht das Bedürfniß nach Licht erſt lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen ſchweigen nur im Halblichte, fangen aber zu ſchlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt. Die Schickſalstragödie der Polen, ſo draſtiſch dramatiſch, voll Erhabenheit und Begeiſterung, erfüllt die Weltbühne mit freudiger Bewunderung; die

Sympathie aller Völker geht wie der griechiſche Chor durch das ganze Stück, Scene um Scene mit.

Aber die polniſchen Helden ſind keine Bretterhelden, und wir haben keine Freibillette bei dieſem Stücke, es genügt nicht, daß wir Zuſchauer im Parterre, Logen und Gallerie in leeren Beifall ausbrechen, in die Hände klatſchen und bravo rufen. Wenn wir ſelbſt auch nicht mitſpielen wollen, ſo wollen wir unſere Zuſchauerplätze wenigſtens bezahlen. Die Franzoſen haben den ganzen Winter zum Beſten der Polen getanzt, ſie konnten nicht mit den Armen für ſie arbeiten, ſo haben ſie mit den Füßen für ſie gearbeitet, ſie haben kein Blut aber Schweiß für die Polen vergoſſen. Selbſt in Deutſchland dürfen wir für die Polen Charpie zupfen, das beruhigt den Geiſt, und man weiß, daß man Geiſteskranken auch Charpie zu zupfen giebt. Polen iſt ja ſelbſt auch zu Charpie gezupft worden.

Wenn alſo die liebenswürdigen Franzöſinnen zum Beſten der Polen die Füßchen in Bewegung ſetzen, die ſchönen Deutſchen die Fingerſpitzen für ſie beſchäftigen, warum ſollte ſich nicht auch ein Kreis biederer Polenfreunde entſchließen können, zum Beſten der Polen ein Stündlein Langeweile zu leiden? Es iſt doch wenigſtens eine wohlthätige Langeweile in Geſellſchaft, und eine Langeweile in Geſellſchaft iſt doch immer beſſer als eine Geſellſchaft in Langeweile. Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Langeweile machen iſt jetzt auch ein verdienſtliches Werk, denn wenn man Langeweile hat, ſo gähnt man, ſo lange man gähnt, ſagt Haller, hört man nicht, und da man jetzt nichts Gutes hört, ſo iſt es eine wahre Freude, nichts zu hören. Iſt es alſo nicht angenehm, daß Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! durch ein Stündchen Langeweile den Polen und ſich einen angenehmen Dienſt erweiſen? Da nun ſo viele Unterhaltungen im menſchlichen Leben zum Weh dienen, ſo veranlaßt uns heute ein Weh zu einer ſogenannter Unterhaltung, aber nicht nur ein Weh (W), ſondern vier Weh, nämlich:

Wein, Weiber, Witz, Wahrheit.

Dieſe vier Weh ſind eben ſo angenehm, wenn man ſie mäßig verehrt, als verderblich, wenn man ſie leidenſchaftlich liebt.

So reizend als gefährlich, eben ſo anziehend als abſtoſſend, eben ſo heilſam und troſtreich, als tödtlich und Verzweiflung gebend.

Wein, Weiber, Witz und Wahrheit ſind in ſo vielen Punkten ſich gleich, in ſo verſchiedenen ſich entgegengeſetzt, daß ihre nähere Beleuchtung uns in ein dädaliſches Labyrint führen muß.

Wir lieben alten Wein und junge Weiber, jungen Witz und alte Wahrheiten. Manche lieben ſchweren Wein und leichte Weiber, leichten Witz und ſchwere Wahrheiten. Manchmal liebt man rothen Wein, weiße Weiber, grünen Witz und ſchwarze Wahrheiten; ſtrengen Wein und milde Weiber, milden Witz und ſtrenge Wahrheiten.

Wein nimmt den Kopf ein, das Weib das Herz, der Witz den Geiſt und Wahrheit nimmt die Seele ein. Leider geht zuweilen der Wein mit dem Weibe durch, d. h. der Kopf mit dem Herzen, und die Seele mit dem Geiſt, d. h. die Wahrheit mit dem Witze. Mancher Ehemann verläßt ſein Weib dem Weine zu liebe, mancher Schriftſteller verläßt die Wahrheit dem Witz zu liebe, und gar mancher verläßt Wahrheit, Wein, und Witz dem Weib zu liebe.

Es giebt ächten und gefärbten Wein ſo wie ächte und gefärbte Weiber, ächten und gefärbten Witz und ächte und gefärbte Wahrheiten; wäßrige Weine, wäßrige Weiber, wäßrige Witze und wäßrige Wahrheiten. Franzöſiſcher Wein und franzöſiſche Weiber machen leichtſinnig, deutſcher Wein und deutſche Weiber machen ſchwerſinnig. Franzöſiſcher Witz und franzöſiſche Wahrheiten machen lachen, deutſcher Witz und deutſche Wahrheiten machen weinen.

Die Rußen behandeln die Weiber wie den Wein, ſie fagen, beide müſſen am Stocke großgezogen werden, und ſie behandeln den Witz und die Wahrheit wie die Weiber, mit der Knute.

Die Türken verbieten den Wein und erlauben viel Weiber, weil ſie wiſſen, daß ſich nüchtern Niemand viel Weiber nehmen wird. In Deutſchland verbietet man den Witz und erlaubt die Wahrheit, weil man weiß, daß die erlaubten Wahrheiten ſchlechte Witze ſind. Wir wollen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! dieſe vier Weh einzeln die Revue paſſiren laſſen, doch nicht ohne vorher unterſucht zu haben, welches Weh (W) älter iſt, d. h. ob Wein, Weiber, Witz oder Wahrheit früher auf der Welt waren. Vom Wein wiſſen wir, daß er ſpäter als das Weib erſchaffen wurde. Unſer Herrgott hatte lange zugeſehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menſchenbrüder ſich gegenſeitig todtſchlagen. Aber unſer Herrgott beobachtete das Prinzip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerdte ſtand wie die Nationalgarde vor dem Paradieſe, um die Ruhe des Landes zu ſichern, um das was Auſſen vorgieng, bekümmerte ſich die himmliſche Politik nicht. Nur als der Himmel ſah, was viele Miniſter nicht ſehen, daß das Verderbniß endlich den Himmel ſelbſt ergreifen wird, als er ſah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel ſein Prinzip der Non-Intervention auf, und machte im buchſtäblichen Sinne des Wortes alle dieſe irdiſche Umtriebe zu Waſſer. Ein Volk erſäufen iſt ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod iſt Ruhe, und Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht. Die Franzoſen waren alſo nicht die erſten, die einen Tumult durch Waſſerſpritzen endigten. Der Himmel war der erſte Pompier dieſer Gattung.

Die paar Menſchen, die noch übrig blieben, Noa und ſeine Familie, ſchrieen um Brod und Arbeit (wie die Franzoſen im Palais Royal), und der Himmel, um ſie zu beſchäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noa zwei Kammern in ihr anbringen ſollte.

Die Kammern ſollten mit Pech bedeckt werden, damit kein Waſſer eindringe. Warum verſucht man das nicht mit andern deutſchen Kammern, in welchen den Leuten das Waſſer ſchon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben?

Das waren alſo die erſten Kammern der Schöpfung. Ein Muſter aller Kammern, denn von jeder Parthei war ein Paar da; es war alſo eine chambre de pairs. Was in dieſen Kammern das Beſte war, iſt der Umſtand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Pflanzenwelt in ihr gab, weder

Gras noch Strauch noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-miniſterielle, noch ultra-liberale. Denn leider ſind die miniſteriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter, die Blößen verhüllen ſollen, ohne ſie zu verbeſſern.

Die ſogenannten liberalen Blätter ſind wieder oft nur Neſſelblätter, die ſtatt zu kühlen und zu beruhigen, aufreizen und brennen, und die nicht die Freiheit, ſondern die Freiheiten wollen.

Da es für die Arche und ihre Kammern kein Ausland gab, ſo hatten ſie blos ein „Inland“, und das ein recht trockenes. Späterhin wurde ein Rabe als Bothe ausgeſchickt, um Land zu entdecken. Ein Rabe war alſo der erſte „Landbothe“, allein es war kein Redakteur, denn er konnte kein Blatt erwiſchen und kam unverrichteter Dinge in die Kammern zurück. Nach andern ſieben Tagen wurde die Taube ausgeſchickt, und dieſe brachte ein Oelblatt in die Kammern zurück. Das erſte Blatt war alſo ein friedliches: ein Oelblatt, und die erſte Redaktrice eine friedliche: eine Taube. Wie ſehr haben wir uns ſeitdem verändert!

In noch einem Umſtande haben ſich dieſe erſten Kammern in der Arche von den unſrigen unterſchieden, und dieſer Umſtand beſtand darin, daß auch die Frauen zugelaſſen wurden.

Es wurde alſo gewiß viel mehr geſprochen als bei uns. Das war aber in der Arche auch nöthig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! denn öffentliche Blätter waren nicht da, es mußten alſo Frauenzimmer zugelaſſen werden, damit die ganze Welt ſogleich erfahre, was vorgegangen iſt. Ueberhaupt ſollten die verheiratheten Herren ihre Frauen mit in die Kammern bringeu, denn oft müſſen ſie abſtimmen, und noch öfter aber hat ein Ehemann gar keine Stimme, wenn ſeine Frau nicht dabei iſt; wie ſoll er nun thun? er kann doch nicht ſagen: „warten Sie, ich will mir meine Stimme von zu Hauſe holen.“ Ueberhaupt ſollte es geſetzlich ſeyn, daß jeder Abgeordnete ſeine Frau mitbringen muß, denn dann weiß man ſogleich ſeine Oppoſition. Die ledigen Herren Abgeordneten ſollen ſich für die Dauer der Kammern proviſoriſch verehelichen müſſen, um wenigſtens für dieſe Zeit den Widerſpruch ertragen zu lernen.

Doch ich komme von dieſer kleinen Abſchweifung zu Noa und ſeiner Arche zurück.

Nachdem Noa aus der Arche ſtieg, nach dieſer Waſſerparthie malgré lui, pflanzte Noa den erſten Weinſtock und trank ſich auch ſogleich einen Rauſch. Aus dieſer Geſchichte des Weins geht hervor, daß dieſes Weh nicht das älteſte der Welt iſt, denn das andere W: Weib, war ſchon im Paradieſe vorhanden. Sie und die Sonne waren die zwei erſten

Frauen. Es iſt bezeichnend, daß „Sonne“ und „Mond“ in den meiſten Sprachen Mann und Frau ſind, und es iſt ein Ehepaar, welches ſehr glücklich zuſammen lebt, denn wenn die Sonne Abends nach Hauſe kommt, geht der Mann: Mond, aus, ſie ſind alſo nie zuſammen. In Deutſchland iſt die Sonne blos deßhalb weiblich, weil da kein Mann ſich getraut ſein Licht leuchten zu laſſen, der Mond iſt der wahre Mann für Deutſchland, er begnügt ſich mit einem Viertelchen. Die deutſche Sprache hat alſo recht, daß ſie die Sonne zum ſchönen Geſchlechte zählt. Das ſchöne Geſchlecht iſt das einzige, ſchönſte Vermächtniß des alten Teſtaments; es iſt das reizendſte Codizill der Schöpfung, es iſt entſtanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde. Es iſt ein Manupropria der Gottheit! das lebendige Bindezeichen des Himmels und der Erde, und das Velin-Probeblatt des jenſeitigen Lebens.

Warum nennt man die Frauenzimmer das ſchwache Geſchlecht? Ja, wenn Roheit Stärke und Knochenbau Kraft genannt wird, ja dann ſind die Frauen das ſchwache Geſchlecht; aber wenn Geduld Stärke und Gemüthausdauer Kraft genannt wird, dann ſind die Männer das ſchwache und die Frauen das ſtarke Geſchlecht.

Die Männer ergreifen tauſend Gegenſtände mit gleicher Kraft und laſſen ſie alle wieder fahren, die Frauen ergreifen einen Gegenſtand mit inniger ausdauernder Glut, und dieſen einen Gegenſtand tragen ſie als Glanzgold auf dem Fittich ihrer Seele; wer iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann jagt ſich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich iſt, und die Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich iſt; die Frauen haben eine Thräne im Glücke und ein Gebeth im Unglücke; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verliert ſeine Ehre und glaubt ſie, wie ein Taſchenſpieler, durch einen Piſtolenſchuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihrer Ehre ſchadet, verdammen ſie beide Geſchlechter; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann liebt aus Inſtinkt und iſt eiferſüchtig aus Eitelkeit, die Frau liebt aus Sympathie und iſt eiferſüchtig aus Liebe; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verzeiht ſchwer und vergißt leicht, die Frau verzeiht leicht und vergißt ſchwer; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Wenn der Mann mit ſeiner Geliebten zürnt, ſo iſt die Quelle ſeines Zornes Egoismus und ſein Zorn ſelbſt die Eſſigmutter des Haſſes; wenn das Mädchen mit dem Geliebten zürnt, ſo iſt die Quelle ihres Zornes nicht die Liebe zu ſich, ſondern die Liebe zu ihm, und ihr Zorn ſelbſt iſt nicht Zorn mit dem Geliebten, ſondern Trauer um und über den Geliebten; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Wenn ein großer Schmerz den Mann trifft, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, ſo ſtürzt ſeine Verzweiflung alle Säulen der Hoffnungs- und der Glaubenswelt über ſich zuſammen; wenn die Seele der Frauen von einem großen Jammer ergriffen wird, wenn ſie alle Hoffnungen über Bord geworfen, ſo trägt die ſtürmende Woge ſie nur höher empor. Der Gewitterſchlag des Unglücks erſchüttert nur ihre Erde — aber nicht ihren Himmel; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann iſt ein Deſpot beim Weibe und ein Weib bei dem Deſpoten, die Frau iſt demüthig gegen den Mann und oft ein Mann gegen Deſpoten; welches iſt alſo das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint; er tobt, wo ſie ſchmollt; er flucht, wo ſie mault; er iſt feig, wo ſie zagt; und iſt tollkühn, wo ſie muthig iſt. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er iſt flau, ſie zärtlich; wenn ſie unſchuldig iſt, da iſt er höchſtens ohne Schuld; wo ſie in Thränen zerfließt, thaut er kaum auf; wo ſie ſchwärmt, da rechnet er; und wenn ſie träumt, ſchnarcht er. Welches iſt nun das ſtärkere Geſchlecht?

Wo ſind denn die Männer ſtark als gegen ein ſchwaches Frauenzimmer, und wo ſind ſie ſchwächer als gegen die Starken? Ach, ſeht ſie doch an, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur, die Nimrode des Weltalls, dieſe Alleweltverſchlucker, dieſe Rieſenprojektirer und Weltgürtelhelden, ſeht ſie an, wie jammervoll ſie ausſehen, wenn die Schwächſte der Schwachen die Grauſame ſpielt! Wie ſie ſich krümmen und wie ein Theater-Perſpektiv groß und klein werden, um einen einzigen Blick dieſer Schwachen; ſeht das Alles an und laßt die Satyriker in Gottesnamen euch ein ſchwaches Geſchlecht ſchelten.

Letzthin ſagte mir ein ſolcher Satyriker, das weibliche Geſchlecht wäre mit nichts ſo gut als mit Büchern und Journalen zu vergleichen. Das Mädchen, nämlich ſo meinte er, wäre eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Addreßkalender. Die Spröden gehören unter die Mährchen und Erzählungen, die Koketten zu den periodiſchen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Schwazhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Stillen zu den Raritäten und Curioſen, die Treuen zu den Anekdotenleſen, die Verſchwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkiſchen zu den

Andachtsübungen frommer Kriſten. Ein Haus, in dem viele Töchter ſind, iſt wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, ſehen ſich die Bücher an, leſen das Titelblatt, blättern auch wohl ein bischen in ihnen, ſelten aber kauft einer ein Buch, ſelten nimmt einer eines nach Haus mit. Die Bücher haben noch das vor den Mädchen voraus, daß derjenige, welcher ſie kauft, ſie nur einmal binden zu laſſen braucht, wer aber ein Mädchen an ſich bringt, der muß faſt alle Tage für einen andern Einband ſorgen. Wenn man ein Buch kauft, ſo findet man in zehn Jahren noch denſelben Sinn darin als im Augenblicke des Kaufens; wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht lieſt, in vier Wochen lieſt er eine Kriegserklärung in denſelben. So wie in gewiſſen Ländern Bücher unter 24 Bogen einer ſtrengen Zenſur unterliegen, weil ſie mehr geleſen werden, ſo müſſen Mädchen unter 24 Jahren auch einer ſtrengern Aufſicht unterliegen. Bücher über 24 Bogen und ein Mädchen über 24 Jahre ſind weniger gefährlich, denn ſie werden weniger geleſen.

Dieſer Satyre wollen wir ein Bild unſerer Jünglinge gegenüber halten, und geſtehen wir nur, daß ſie in Herzens- und Geiſtesbildung noch größtentheils weit unter dem weiblichen Geſchlechte ſtehen. Sie fangen alles an und enden nichts, ſie ſind überall zu Hauſe, und nur bei, in und mit ſich fremd. Sie ſtudieren die Namen aller lebenden Mädchen und Frauen, und ſind doch namenlos unſtudiert; ſie wiſſen alle geheimen

Liebſchaften und öffentlichen Skandale, ſonſt aber wiſſen ſie öffentlich wenig und geheim gar nichts. Sie wiſſen ihr Reitpferd aber nicht ſich ſelbſt am Zügel zu halten; ſie lernen fechten, aber wenn ſie der Teufel anficht, ſind ſie verloren; ſie lernen ſchwimmen, deßhalb bleiben ſie ſtets oberflächlich und kommen keiner Sache auf den Grund; ſie lernen tanzen und machen doch nie einen Schritt vorwärts; ſie ſpielen Domino und wiſſen doch gar nichts anzuſetzen; ſie ſpielen Klavier und phantaſiren und haben doch keinen Takt und keine Phantaſie. Aber die Satyriker laſſen dieſe Jünglinge gehen und es ſcheint ihnen intereſſanter, an intereſſantern Gegenſtänden ihren Witz und ihre Satyre zu üben. Der Satyriker iſt der natürliche Antipode des Sentimentalen, und weil der Sentimentale das weibliche Geſchlecht andächtig verehrt, glaubt der Satyriker es um ſo eher necken zu müſſen. — Jedoch ich komme von Wein und Weiber auf die andern zwei W, Witz und Wahrheit zurück. Wir wollen ſehen, ob wir in der Schöpfungsgeſchichte nichts von dieſen zwei W finden. Zuerſt wurde das Licht erſchaffen, dann Bäume, Vieh, kurz die ganze Schöpfung und zuletzt der Fürſt der Schöpfung, der Menſch.

Das iſt ſchon ein Witz, denn wenn der Menſch zuerſt erſchaffen worden wäre, er als Fürſt hätte nicht zugegeben, daß das Licht erſchaffen werde; die Fürſten ſagen, ihre Unterthanen brauchen kein Licht, ſie brauchen blos Kerzen, um am fürſtlichen Geburtstage zu illuminiren. Das war alſo der erſte gute Witz. Das Licht wurde Tag genannt und die Finſterniß Nacht. Wie konnte Gott das Licht Tag nennen, da er doch wußte, da die Zeit käme, wo die Finſterniß an den Tag iſt? das war alſo der erſte ſchlechte Witz. Gott erſchuf zwei große Lichter. Ein großes Licht zur Regierung des Tages, und ein kleines zur Regierung der Nacht, das iſt ſehr witzig ſatyriſch. Die Regierung der großen Lichter liegt immer am Tage, und bei Nacht können kleine Lichter auch regieren.

Die Völker wollen zuweilen die kleinen Lichter putzen, aber das Lichtputzen iſt ein undankbares Geſchäft, macht man's gut, dankt einem Niemand, macht man's ſchlecht, wird man recht ausgelacht; oft will man ſo ein Licht putzen und löſcht's ganz aus. Die Franzoſen hatten einmal einen großen Tag, an welchem ein großes Licht regierte, ſie putzten es nicht, ſie löſchtens nicht aus — ſie ließens bloß ausgehen. Das Licht gieng ihnen aus, um nie wieder zurückzukommen, und mit dem Ausgehen dieſes Lichtes gieng ihnen ſo Vieles aus, daß ſie noch gar nicht wiſſen, wie Alles ausgehen wird.

Dieſes witzige W iſt alſo älter als die Menſchheit und die Viehheit, beide haſſen deßhalb Licht und Witz, ſie wollen nicht, daß das Licht ſie bewitzle, und daß der Witz ſie beleuchte. Ich denke mir, es muß ein großes Unglück ſeyn mit Witz auf die Welt zu kommen. Ein ſolcher Menſch iſt eine wahre Mißgeburt! Der Staat hat wohlthätige Anſtalten für jegliches Elend, warum hat der Staat keine barmherzige orthopädiſche Anſtalt für jene Unglückliche, die mit Witz auf die Welt kommen? Wenn ich das Unglück gehabt hätte, je einen funken Witz bei mir zu verſpüren, ich hätte mich todtgeſchoſſen oder ich hätte geheurathet oder ich hätte mir ſonſt irgend ein Leides angethan. Der Staat ſollte aber wenigſtens nicht leiden, daß witzige Menſchen heurathen, damit ſich dieſe Raçe nicht fortpflanze. Kein Menſch kann den Witz leiden, aber blos aus Eigenſucht. Der Soldat kann ihn nicht leiden, weil er tiefer verwundet und den Feind beſſer ſchlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frapanter trifft. Die Advokaten können ihn nicht leiden, weil er vergleicht. Die Kaufleute können ihn nicht leiden, weil er nicht ſpekulativ iſt. Die Zahnärzte nicht, weil er allen Leuten auf den Zahn fühlt. Die Augenärzte nicht, weil er vielen Leuten den Staar ſticht u. ſ. w. Blos das ſchöne Geſchlecht hat eine Vorliebe für den Witz, die oft eine Liebe für den Vorwitz iſt. Man glaubt aber gar nicht, wie viele Menſchen jetzt witzig ſind! Manche ſind inwendig witzig und man erfährt es nur nicht; o, wenn die reden wollten! Andere träumen die ganze Nacht die beſten Witze, beim Erwachen ſehen ſie aufs Fenſter und die Witze ſind vergeſſen. Andere haben alle Tage Augenblicke, in denen ſie witzig ſind, aber es ſind zum Unglücke grade die Augenblicke, in welchen ſie ſich raſiren laſſen, da können ſie nicht reden. Ich habe einmal einen ſtockdummen Menſchen gekannt, der viele köſtliche Einfälle hatte, aber leider immer in dem Moment, in dem er ſich einen Stockzahn ausreiſſen ließ. Ich habe einen Schriftſteller gekannt, der, wenn er zu ſchreiben anfieng, immer drei Seiten leer ließ, auf dieſen drei Seiten hätte ich witzig ſeyn können, ſagte er gewöhnlich, allein ich laſſe mir dünken, die Cenſur hat ſie geſtrichen.

Wir Deutſchen wir halten es mit dem Witz wie mit dem Heurathen. Die armen Teufel heurathen alle, die reichen Käutze bleiben Hageſtolzen, die armen am Geiſte wollen alle witzig ſeyn und Witze machen, der aber wirklich Geiſt hat, der affektirt eine Vornehmthuerei gegen den Witz. Unſere deutſchen Gelehrten, wenn ihnen ein witziger Gedanke entfährt, ſo gehen ſie zur Beichte, und wenn ſie einen heitern Gedanken in ihr Werk einflieſſen laſſen, ſo bitten ſie ihren Buchhändler und ihre Haushälterin tauſendmal um Entſchuldigung. Ja, ein guter, ehrlicher, deutſcher Beamter der lacht gar nicht, bevor er ſich umſieht ob es ſeine Behörde etwa bemerkt; in deutſchen Reſidenzen hat niemand einen guten Einfall ohne allerhöchſte allergnädigſte Bewilligung, und in freien Reichsſtädten darf im Umfange von zwei Stunden kein Witz und kein Hazardſpiel getrieben werden. Wenn in den deutſchen Kammern ein Redner witzig iſt, ſo rümpfen viele pedantiſch die Naſe. In Frankreich und England hat ein witziger Ausdruck des Redners oft mehr bewirkt als die längſten Sermonen der Geſteiften. Was aber das Schlimmſte bei dem Witze iſt, iſt der Umſtand, daß er die Wahrheit mit ſich herumſchleppt. Die Wahrheit, dieſe Verderberin alles menſchlichen Glücks. Ich glaube die Wahrheit iſt älter als Wein, Weiber und Witz. Die Wahrheit iſt älter als die Welt, denn die Wahrheit kann ſich mit Nichts vertragen, und war alſo vor dem Beginn der Welt da. Das Nichts und die Wahrheit exiſtirten, da erſchuff Gott die Welt aus dem Nichts und nicht aus der Wahrheit, denn die Welt verträgt ſich nicht mit der Wahrheit. Die Wahrheit kömmt aus der Welt, aber die Welt nicht aus der Wahrheit. Es giebt nur eine einzige Wahrheit, aber das Reich der Lüge iſt tauſendgeſtaltig, die Wahrheit ernährt keinen Menſchen, die Lüge tauſend. Von der Wahrheit könnte kaum ein Journal beſtehen, von der Lüge beſtehen tauſend. Ueber eine einzige Wahrheit werden oft tauſend Lügen verbreitet, aber über tauſend Lügen hört man kein einziges wahres Wort. Die Wahrheit, ſagt Schiller, lebt nur im Gedichte, ein ſchönes Leben, es wäre beſſer, ſie lebte gar nicht. Die Wahrheit hat ihre Anweiſung bekommen auf Kinder und Narren, die Narren reſpektiren dieſe Anweiſung nicht, und Kinder giebt es leider keine mehr.

Im Wein liegt Wahrheit, aber ſie liegt gewiß ganz unten am Boden, die Leute trinken oben den Wein weg und laſſen unten die Wahrheit liegen. Wenn der Wein hinein kömmt, kömmt die Wahrheit heraus, ich habe mich an ſtarke

Weintrinker angemacht, nie ſah ich eine andere Wahrheit herauskommen, als eine wahre Beſoffenheit. Die Lüge kommt überall gut heraus, die Wahrheit kommt nie heraus. Der Wein und die Wahrheit ſind ſich nur in ſofern ähnlich, als man mit beiden anſtoßt, aber mit dem Wein läßt man die Leute leben, und mit der Wahrheit läßt man die Leute ſterben.

Sie ſehen alſo, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß die vier W: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit uns das Leben ſehr erſchweren. Der wahre Witz iſt verderblich und die witzige Wahrheit noch verderblicher. Eine bittere Wahrheit iſt oft eben ſo geſund als ein bitterer Wein, und ein unſchuldiger Witz ſo himmliſch wie ein unſchuldiges Weib.

Leider hält man oft den Witz für eine Wahrheit und die Wahrheit für einen Witz. Wein und Weiber machen trunken, Witz und Wahrheit machen nüchtern.

Doch ich habe mich in dieſe vier Weh etwas verſtrickt, ich glaube Ihnen den Wein in Wahrheit ſo ziemlich gewäſſert zu haben; was den Witz und die Weiber betrifft, ſo werden Sie bemerken, daß der Witz mich viel eher verläßt, als ich die Weiber, denn ich werde dieſes reizende Thema in der zweiten Hälfte meiner heutigen Vorleſung mehr variren. Sie werden ſich indeſſen von den vier Wehen halb und halb erholen, und halb und halb iſt ja ganz.

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini.

Papanini, den Sie alle kennen, hat die Kunſt erfunden, auf einer Saite zu ſpielen, ſeit dieſer Zeit ſind wir noch einſeitiger geworden als wir je waren. Nur mit dem Unterſchiede, Paganini ſpielt auf der G- (Geh-) Saite, wir mit unſerer Einſeitigkeit ſpielen auf einer Saite, wo es nicht mehr geht.

Wir leben jetzt in einer ſonderbaren Epoche! In der Kunſt ſpannt man die Erwartung und in der Politik die Anforderungen ſo hoch, daß alle Saiten reiſſen und ein einſeitiges Spiel Kunſt und Politik verzückt und verdirbt. Nicht nur die Politik der Kunſt liegt in Doppelgängen, ſondern noch mehr beſteht die Kunſt der Politik in lauter Doppeltgängen auf allen Seiten! Denn jeder Politiker iſt ein Doppeltgänger, mit dem Unterſchiede, daß ſich beim Politiker die zwei Doppeltgänger gar nicht ähnlich ſehen.

Ein Politiker iſt unſtreitig ein grösſerer Künſtler als Paganini, denn Paganini hat es vor der Hand noch nicht dahin gebracht auf gar keiner Saite zu ſpielen. Ich wundere mich, oder vielmehr ich ehre es an Paganini über alle Maſſen, daß er es noch nicht verſucht hat, auf gar keiner Saite zu ſpielen! Ich bin überzeugt, wenn heute angekündigt würde:

„München, Dienſtag u. ſ. w. wird Paganini ein **H**-mol Konzert auf gar keiner Saite vorzutragen die Ehre haben.“

Dann ſind alle Plätze im Nu vergriffen.

Das Theater iſt geſteckt voll, Paganini erſcheint, ſpielt ſein **H**-mol Konzert auf gar keiner Saite, alles iſt entzückt, Enthuſiaſten ſtöhnen, Enragées ſchluchzen, Frauen fallen in dezente Ohnmachten, alte Jünglinge lächeln ſelig und junge Greiſe weinen angenehm, vom Bravo erſchallt das Haus, Paganini wird hervorgerufen und muß ſein **H**-mol Konzert auf keiner Saite noch einmal ſpielen.

Tags darauf leſen wir in den Zeitungen Folgendes: „Vorgeſtern ſpielte Herr Paganini ſein **H**-mol Konzert auf gar keiner Saite. Wir ſind in Verlegenheit, was wir über dieſes auſſerordentliche Phänomen ſagen ſollen. So etwas muß man hören, wer es nicht gehört hat, der glaubt es nicht; aber wir alle, die wir es hörten, die wir dieſe Töne hörten, die er aus gar keiner Saite entlockte, die wir dieſe Harmonien nicht nur hörten, ſondern fühlten, nicht nur fühlten, ſondern ſahen, nicht nur ſahen, ſondern ſchmeckten. Wir alle können nichts ſagen als:

„Dieſes H=mol Konzert auf gar keiner Saite iſt das grauenhafteſte und bizarrſte, das erhabenſte und vertiefendſte, das harmoniſchſte und heterogenſte, das reorganiſchſte und organiſchſte, das allereinendſte und das alleralſte Spiel! Sein Spiel iſt die elektromagnetiſche Pamphraſirung der Pendulſchwingungen einer congreviſchen Rakete in dem phantasmagoriſchen Prisma des Jeanpaulſchen Campanerthals. Eine Reſurrection der Hoffmannſchen Stammgeiſter in der Reſpiration der Dezimaltheile des transzendentalen Sauerſtoffes, und die perſonifizirte Reſignation der Wehmuth unſeres weiblichen Herentheiles in einem Mondſcheinregenbogen, den wir nur mit den Ohren ſehen. Bei allem dem göttlichen Spiel auf gar keiner Saite bewundern wir, oder vielmehr beten wir an, den ganz eigenen Bezug ſeiner Violine, der mit andern Erdenkünſtlern in gar keinem Bezug ſteht. Schade nur, daß dieſe keine Seite etwas unmerklich zu hoch war, welches aber unter der Hand dieſes Erdengottes ganz verſchwand; kurz, wir können Paganini's Violinſpiel nicht anders bezeichnen als: ein göttliches Saitenſtechen!“

Einen ſolchen Erfolg könnte ich Herrn Paganini verbürgen, wenn es ihm einmal einfiele, auf gar keiner Saite zu ſpielen, er thut es nicht; unſere Politiker aber ſind oft darin groß, daß ſie eben wirklich ankündigen laſſen, ſie werden auf gar keiner Seite mehr ſpielen, und wenn ein Politiker einmal ſo thut, als ſpielte er auf gar keiner Seite mehr mit, ſo hat er entweder ſeine Einnahmen für dieſes Conzert auf keiner Seite ſchon in der Taſche, oder er hat heimlich alle Seiten in der Taſche und ſpielt ein Taſchenpizzicato, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Ja meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! der Menſch, das Leben, die Kunſt, die Politik, die Geſelligkeit, die Liebe, alles iſt jetzt einſeitig. Der Menſch ſelbſt iſt einſeitig, das einſeitigſte Geſchöpf; Adam ſelbſt, war einſeitig; er hatte nur eine gute Seite, die andere Seite, aus welcher das Weib erſchaffen wurde, war nicht die beſte. Eva hatte auch nur eine gute Seite: „die Genäſchigkeit,“ denn wenn ſie nicht von dem lieben Apfel gegeſſen hätte, wären wir noch alle in dem lieben Stande der Natur, in dem lieben Viehſtande. Adams Ehehälfte, denn im Paradieſe war die Frau wirklich noch des Mannes Ehehälfte, unſ're jetzigen Weiber ſind kaum Eheachtel und Eheſechzehntel, gab ihm einen halben Apfel und der erſte exiſtirende Reichsapfel war auch ſogleich ein Zankapfel. Ach, es iſt kein guter Biſſen daran, ein Fürſt zu ſeyn! und ſelbſt Adam, der noch nichts zu regieren hatte, als Vieh, der ſich alſo gut einen „Selbſtherrſcher“ hätte nennen können, auch Adam der erſte wirkliche Fürſt von „Gottesgnaden“ war ein unglücklicher Regent, und ſeine Civilliſte war doch ſehr bedeutend, denn alles in ſeinem Reiche gehörte ihm, bis auf einen einzigen Apfelbaum.

Wie glücklich hätte Adam ſeyn können, wenn er dieſe eine Seite nicht gehabt hätte! er hätte ſeine Schaafe ſcheeren können bis an's jüngſte Gericht. Schaafe aber ſind ſuperbe Unterthanen, wenn man ſie auch bis auf die Haut ſcheert, die Wolle wächſt wieder! ach, und die Schaafköpfe ſind die Glücklichſten, denn ſie ſitzen immer in der Wolle!

Das Muſter aber aller beſten Unterthanen, das Ideal eines Unterthans iſt das Kameel, denn das Kameel iſt das einzige Thier, das noch niederkniet, wenn man ihm friſche Laſten auflegen will. Welche herrliche Unterthanen ſind nicht die Fiſche? ſie gehen ewig in's Netz, ja ſie verbluten oft an der Angel, und doch fallen ihnen nie die Schuppen von den Augen. Die Vögel ſind auch herrliche Unterthanen, man kann ſie mit Dunſt betäuben und erwiſchen. Und ſolch ein Volk mußte Adam verlieren, eines Weibes halber. Iſt das nich eine unglückliche Einſeitigkeit?

Der Menſch, der Mann, die Frau mit allen ihren Thaten und Gefühlen, wie einſeitig iſt das Alles. Man ſagt zwar: „jedes Ding hat zwei Seiten;“ der Menſch aber iſt kein Ding, der Menſch iſt ein Unding, mit Ausnahme meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen, das verſteht ſich.

Das Herz ſelbſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! iſt einſeitig. Das Herz des Menſchen iſt das einſeitigſte Ding der Welt; es pocht immer laut auf, wenn es von einer gerechten Sache durchdrungen iſt, und es ſollte doch wiſſen, daß, je gerechter man iſt, deſto weniger ſollte man darauf pochen. Wo es ſich um Gut und Blut handelt, da pocht das Herz, wie einſeitig! wenn das Herz vielfältig wäre, ſo wüßte es, Gut macht Blut, Blut macht Muth, Muth macht Uebermuth, und wo Uebermuth iſt, da klopft kein Herz im Buſen. Für was ſchlägt das Herz im Buſen? Für das Schmählichſte im Leben. Denn das Leben opfert man der Freundſchaft, die Freundſchaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Ehre, die Ehre opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe aber opfert der Menſch nur dem — Hunger, und dafür ſchlägt am Ende jedes menſchliche Herz, wie jammervoll einſeitig! Sehen wir alle Regenten der Welt an, ſie ſpielen im Grunde alle auf einer Seite, wenn ſie ganz allein aufgeigen können, und auf der andern Seite ſpielt das Volk. Die Regenten ſpielen majestoso und die Völker doloroso, aber nicht auf einer Seite wird moderato assai geſpielt. Wie nun die Regenten auf der einen Seite ſtehen und die Völker auf der andern, ſo ſagen die Regenten: unſer Intereſſe läuft mit dem Intereſſe der Völker parallel," und da haben ſie vollkommen recht, denn man weiß, daß zwei Linien, die parallel laufen, ſich gegenſeitig nie berühren.

Selbſt mit dem beſten Herzen ſtößt man bei jedem Stande auf eine Seite, wo man anſtößt, auf eine Saite, die nicht antönt, und wenn man auf der einen Seite ſich beliebt macht, macht man ſich auf der andern verhaßt. Wünſcht man auf der einen Seite allen Menſchen gute Geſundheit, ſo ſagen auf der andern Seite die Aerzte: das iſt ein Böſewicht; man müßte alſo den Aerzten andere Krankheiten übergeben, z. B. die Starrſucht des Miniſteriums, die Choleramorbus der Renten, die ſtarke Phantaſie der neueſten Romantiker, den Fieberparoxismus der Enthuſiaſten, die Abzehrung des deutſchen Theaters, die Gallſucht der deutſchen Rezenſenten u. ſ. w.

Wünſcht man auf der einen Seite den Leuten Ruhe, ſo ſchreien die Leute auf der andern Seite: Arbeit; will man auf einer Seite Eintracht herſtellen, ſo kommen auf der andern Seite die Advokaten und klagen auf Entſchädigung. Es nützt nichts, wenn man ſie anweiſt auf: Müller's „Zwieſpalt der Natur", auf den „Scheidungsprozeß" von Kalk und Alkohol, auf Schiller's „Klage der Ceres", auf Kotzebue's „häuslichen Zwiſt", auf den „Streit der Elemente" und auf den ewigen Hader zwiſchen Dummheit und Vernunft. — Bei dieſer Gelegenheit theile ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! einen kurzen aber intereſſanten Eheſcheidungs-Prozeß aus dem Gerichtsſaale des Olymp's mit.

In Olymp giebt es eben ſo gut Eheſcheidungen, als auf Erden, ich aber bin ſchon lange gegen die Art und Weiſe, wie die Menſchen mit ihrem Verſprechen, Trauen und Scheiden zu Werke gehen, unzufrieden geweſen.

Zuerſt verſpricht man ſich, dann folgt das Trauen, das iſt die verkehrte Welt, was nützt ein Verſprechen, bevor man ſich traut? Zuerſt muß man trauen und dann verſprechen.

Man verſpricht ſich, das eben iſt das Uebel, anſtatt daß ein Jedes dem Andern goldene Tage verſprechen ſollte, verſpricht jeder nur ſich goldene Tage. Man vermählt ſich erſt, dann läßt man ſich ſcheiden, das iſt eben ſo unrecht, man ſollte ſich erſt ſcheiden, dann vermählen. So lang ſie Braut und Bräutigam ſind, da ſind ſie in einander verliebt, kaum ſind ſie verheirathet, ſo lieben ſie ſich erſt recht, d. h. ein jedes liebt ſich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen, als Vermählte werden aus den Geigen lauter Contrabäſſe. Als Verlobte leben ſie unter Amors Flügel, als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und ſie auf dem linken Flügel, ſie hat ſogleich einen andern Flügelmann, und nur in ihrem Flügel, aber nicht in ihrer Ehe findet ſie einige Harmonie; ſie ſpielt ihre Noten ganz allein, und nur, wenn ſie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen. Iſt alſo eine ſolche Vermählung nicht eine wahre Scheidung und die Eheſcheidung einer ſolchen Ehe muß eine wahre Vermählung werden.

Demnach trug auch das Wort „Zeitgeiſt“ im Olymp auf Eheſcheidungen.

Der Mann „Geiſt“ trug auf förmliche Scheidung von ſeiner Frau „Zeit“ an. Er begründete ſeine Klage folgendermaßen:

Erſtlich hat meine Frau, die Zeit, nur einen Zahn, welches für den Geiſt, der den Leuten auf die Zähne fühlen muß, ein Unglück iſt.

Zweitens iſt meine Frau, die Zeit, eine leichtſinnige Thörin, die mir entflieht, bevor ich mich ihrer recht freuen konnte; eine Boshafte, die dem Glücklichen im Nu entrinnt, und bei dem Unglücklichen mit boshafter Schadenfreude, mit bleierner Geduld ausharrt, und eine Leichtſinnige, die mit Kronen, Völkerglück und Menſchenrecht wie mit leichten Marken ſpielt. Ueberdem iſt aus unſrer Ehe kein geſundes Kind hervorgegangen; man mag fragen wen man will, ſo wird jeder ſagen:

die Kinder unſeres Zeitgeiſtes ſind entweder lächerliche, alberne Thoren, oder verkrüppelte, engherzige Geſtalten.“

Nachdem der Mann, Geiſt, ſo geſprochen, trat die Beklagte, die Zeit, hervor und vertheidigte ſich folgendermaſſen:

„Als mein Mann, der Geiſt, mich ehelichte, wußte er, daß ich nur einen Zahn habe, aber das ſchadet ihm nichts, dem wahren Geiſte thut der Zahn der Zeit keinen Abbruch. Er ſagt, ich fliehe, bevor er ſich meiner freuen kann, das iſt ſeine Schuld. Er iſt mein abgeſagteſter Feind; wenn man mich in einer Geſellſchaft nicht haben will, ſo ruft man den Geiſt zu Hülfe, um die Zeit zu vertreiben. Iſt das zum Aushalten? Sehen Sie einmal, in unſern Theatern und Akademien, wo ſich mein Mann ſelten ſehen läßt, da weile ich ſtets geduldig, und Sie ſagen: wir haben hier Zeitlang. Kurz, mein Mann, der Geiſt, iſt immer darauf bedacht, mich zu verkürzen. Daß unſere Kinder nichts taugen, da iſt mein Mann ſchuld, der Vater muß die Kinder bilden. Im Geiſte liegt die Urſache aller Verderblichkeit und nicht in der Zeit. Was aber wäre mein Mann ohne mich? was wäre ein Geiſt ohne Zeit? Eine Zeit aber ohne Geiſt hat zu allen Zeiten gut beſtanden. Was der Geiſt unternehmen will, braucht er Zeit dazu, aber die Zeit ſetzt alles ohne Geiſt durch. Der ſchönſte Geiſt macht nichts, wenn er zur unrechten Zeit kömmt. Die ſchlechteſte Zeit aber findet noch immer einen Geiſt, dem ſie erwünſcht kömmt. Bei den Vorleſungen bemerkt man oft, daß der Geiſt und die Lichter immer kürzer werden, dagegen die Zeit und die Geſichter immer länger werden. Mich ſucht man ſtets zu verkürzen und doch komm ich noch lang gut genug. Den Geiſt ſucht man immer zu vermehren, und doch kömmt er immer zu kurz. Sie ſehen alſo, daß mein Mann keine Urſache hat, auf Scheidung anzutragen." Die Richter des Olymps entſchieden ſehr bald, und das konnten ſie auch eher als unſere Juſtiz, weil ſie den Geiſt ſogleich bei der Hand hatten. Sie entſchieden, daß der Geiſt mit der Zeit fortlebe, da er im Grunde ein armer Teufel iſt, und blos von der Gnade ſeiner Frau Zeit lebt.

Wie einſeitig, meine freundliche Hörer und Hörerinnen! iſt der Menſch in der Liebe zu ſeinen Mitmenſchen! Er fängt an den Menſchen zu lieben, wenn derſelbe aufgehört hat zu leben. Der Menſch kann dem Menſchen und der Sonne nur, wenn ſie untergehen und von ihm ſcheiden, freundlich und offen ins Antlitz ſchauen und nachſehen; am Tage und wenn ſie bei ihm weilen, ſieht er in beiden nur die Flecken. Der Menſch und die Sonne erſcheinen uns gerade in der Mitte ihres Laufes, wenn ſie im vollſten, reichſten Lichte ſtehen, am allerkleinſten! Nur wenn unſer Nebenmenſch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Aug zu; nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr; und unſer

Herz ſchlägt nicht eher für ihn, bis ſein Herz gar nicht mehr ſchlägt!

Man ſagt, der Menſch lebt ſiebzig Jahre, das iſt ein ſchlechter Ausdruck, der Menſch ſtirbt ſiebzig Jahre! Wie er geboren wird, fängt er an zu ſterben, und wenn er ſtirbt, ſo iſt er blos zu Ende geſtorben. Wenn wir uns gegenſeitig zum Geburtstage gratuliren, ſo iſt es nicht darum, weil wir ein Jahr mehr gelebt haben, ſondern daß wir ein Jahr weniger zu ſterben haben. Iſt es alſo nicht unrecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß wir uns gegenſeitig nicht nur das Leben ſondern auch das Sterben ſo ſauer machen? Laſſen wir doch die Menſchen ihre ſiebzig Jahre ruhig durchſterben. Ach, wenn wir alle unſere Mitmenſchen als Sterbende betrachten, wie milde, wie gütig, wie nachſichtig, kurz wie reinmenſchlich würden wir nicht alleſammt ſeyn?

Wie einſeitig iſt nicht ſelbſt das einſeitigſte Ding der Welt, die Mode? Auf vielen Seiten zieht man alle Tage ein neues Kleid, alſo einen neuen Menſchen an, aber nie zieht man den alten aus. Auf der einen Seite trägt man noch alles gerade ſo wie man es vor fünfzig Jahren getragen hat. Die Geldſtolzen tragen noch immer die Naſe hoch, die Jeſuiten tragen noch immer die Rücken krumm, die Narren trägt man noch immer auf den Händen, die Heuchelei auf der Zunge und die Falſchheit im Herzen. Die Bitten trägt man vor, den Haß und die Rache trägt man nach, die Unſchuld trägt man an, die Verläumdung trägt man zu, die Lügen trägt man aus und den Mantel trägt man auf beiden Schultern. Aber nicht nur in dem, was man trägt, iſt's die alte einſeitige Mode, ſondern auch in dem, was man nicht trägt. Man trägt noch immer kein Bedenken, die Unglücklichen gar nicht zu bedenken, man trägt noch immer kein Herz im Leibe und kein Gewiſſen im Buſen, man trägt noch immer kein kleines Geld bei ſich, wenn man einem Armen etwas ſchenken ſoll, man tragt noch immer keine Schulden ab und die Redlichkeit trägt noch immer keine Freuden ein; iſt das nicht dieſelbe alte Mode-Einſeitigkeit?

In der jungen Welt iſt die Mode auch noch mit ihrer alten Einſeitigkeit. Die allumfaſſende Mädchen knüpfen noch das Band des Kleides feſter als das Band der Liebe, ſie tragen häufiger die vielfärbige Schärpe der Mode als den einfachen Gürtel der Anmuth, ſie verſchleiern mehr das Geſicht als die Geſinnung und ſie kommen oft unter den Hut aber ſelten unter die Haube.

Unſere Männer machen auf der einen Seite eine vielfältige Toilette und auf der andern Seite ein einfältiges Geſicht, ſie ſehen darauf, daß die Kravatte aber nicht daß das Herz auf dem rechten Flecke ſitze; ſie ſehen mehr auf einen ſeinen Rock als auf ſeine Sitten, und ſie glauben, wenn ihr

Kleid nur gut geſchnitten iſt, ſo brauchen ſie ſelbſt weder gehauen noch geſtochen zu ſeyn.

Hier haben Sie wieder Gelegenheit zu bemerken, daß die Satyre und der Witz, dieſe wenigſtens, auch einſeitig ſind. Aber daß der Witz ſich ſo viel mit dem weiblichen Geſchlechte beſchäftigt, charakteriſirt ihn, er iſt der Bergbohrer des Lebens, der eben das edelſte Mittel aus den Tiefen hervorgeholt, und es abſondert aus dem Taubgeſtein der alltäglichen Dinge, an denen nichts Mangelhaftes und auch nichts Glänzendes zu ſehen iſt. Der Witz iſt eine diebiſche Elſter, er ſteckt ſeinen Schnabel gerade nach dem Glänzenden aus. Der Mann mit ſeinen guten Seiten iſt kein Stoff der Begeiſterung, und mit ſeinen ſchwachen Seiten kein Stoff für den Witz, das Weib mit ſeinen Tugenden iſt ein Thema für Engelszungen und mit ſeinen Schwächen ein liebliches Feld für den Witz. Der Mann, wenn er fällt, fällt er auf die ſchwache Seite, die Frau, der Banquier und das Butterbrod, ſie fallen alle auf die gute Seite.

Der Dolch, mit dem der Witz das weibliche Geſchlecht anfällt, iſt ein Theaterdolch, die Spitze fährt in den Griff zurück, er trifft, aber er verletzt nicht; der Witz geht mit dem ſchönen Geſchlechte um wie die ältern Maler mit den Päbſten, ſie liegen vor ihnen auf den Knieen, um ſie zu zeichnen. Der Witzige nennt ſeine Frau eine Geißel, aber er iſt eine Bramine, der ſeine Geißel liebt, küßt und ſich nie von ihr trennt.

Ueberhaupt iſt der Witz im Allgemeinen einſeitig, nur der Humor iſt vielſeitig, oder vielmehr allſeitig. Der Witz iſt ein Saturn, er verſchlingt ſeine liebſten Kinder, der Humor iſt der erſtgeborne Kronprinz der Phantaſie, bei ſeiner Geburt ertönen alle Geiſtesglocken und tauſend Kanonendonner verkünden ſeine Geburt, bei der Geburt des Witzes hingegen verkünden es blos einige Böller.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen. Er überwindet die Welt, aber er giebt Pardon, er verzehrt die Gefangenen nicht kanibaliſch wie die bloße Satyre. Er iſt ein lebensfroher, genialer, kräftiger Greis, der ſich liebevoll mit uns wie mit Kindern neckt und balgt, und gutmüthig mit uns am Boden herumkrabbelt. Es ſcheint, als hätte der Humor ewig gelebt und müßte ewig leben. Er wird, wie eine Dennebecker Metamorphoſe, bald ſo groß, daß er das Haupt mit Sternen umflicht, und mit ſeinen Rieſenarmen hinausgreift in's jenſeitige Leben, daß ihm die Wolken und Planeten wie Waſſertropfen an den Fingern hängen. Bald wieder läßt er ſich auf dem Fallſchirm der Phantaſie hernieder, ſpielt kindlich mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, ſtreift in Urgebirge und Wälder, iſt in Werkſtätten und Laboratorien und überall holt er ſeine Nahrung und alle Reiche der Natur müſſen ihm Brandſchatzung geben.

Die Laune, der Witz, ſie buhlen mit dem Leſer, ſie wollen, daß die Leſer gnädig auf ſie herablächle, der Humor aber will, daß man mit Schauer an ihn hinaufſehe, wie zu einer grollenden Wolke, wie zu einem donnernden Gletſcher. Der Witz iſt ein Seiltänzer, er iſt geſchmeidig, er bückt ſich, wenn es ſeyn muß, und beugt das Knie. Der Humor aber hat eiſerne Schienen um die Gelenke, er kann ſich nicht bücken, nicht beugen, er ſteht über dem Leſer, über dem Hörer, er ergreift ſie und ſtellt ſie hinauf auf das Schreckhorn des Lebens zur weitblickenden An- und Ausſicht der tiefliegenden Welt. Er zuckt wie ein Nordlicht tauſendgeſtaltig über unſere Häupter hin. Wie Schwert und Lanze, wie Blutfackeln und Blumenkränze, wie Gluthdolche und Senſen, daß man glaubt, es deute auf Krieg und Verwüſtung, und es iſt nichts als das unnachahmliche Schauſpiel der Natur, das Geheimniß und Farbenſpiel ſeines unbegreiflichen Geiſtes; ein unſchuldiger Abglanz der geiſtigen Urſonne; ein in das Herz hineinfunkelndes Lichtmeteor in den langen, kalten, öden Nordnächten unſeres Lebens. In Hinſicht der Einſeitigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben meine Vorleſungen ſehr viel von Witz und Humor, denn Sie ſehen, daß ſie nur auf einer Seite geſchrieben ſind, und die andere Seite iſt ihnen gewiß die liebſte Seite, ja Sie ſehen, daß wunderbarer Weiſe die Seite, auf der gar nicht geſchrieben wurde, doch nicht ſo trocken iſt als die beſchriebene Seite; dieſe trockene Wahrheit möge ihnen beweiſen, wie ſehr ich bemüht bin, meine beſten Seiten dem Publikum zuzuwenden. Die trockenen Schriftſteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ſind die glücklichſten, ſie erſparen den Sand, weil ſie ihre Sachen gleich trocken niederſchreiben, und können dieſen Sand den Leſern in die Augen ſtreuen.

Ich ſollte ihnen eigentlich zum Schluſſe meiner Vorleſungen eine kleine Nachleſung halten, allein wo die Vorleſung ſelbſt ſo unbedeutend war, läßt ſich von der Nachleſe gar nichts erwarten, im Gegentheil bin ich froh, daß Sie meine Vorleſungen nicht nachleſen können, ſonſt wären ſie verleſen. Ich ſchließe meine Vorleſungen, weil ich Ihnen nicht aus den kurzen Sommerabenden lange Winternächte machen will.

Philoſophiſcher Spaziergang des Boeuf-gras durch die Straßen von Paris in den drei letzten Carnevalstagen und Tagen der Unruhen im Jahre 1831.

(Pariſer Vorleſung.)

Wenn ſie mit mir, meine freundlichen Zuhörer und Hörerinnen! die Blätter der Weltgeſchichte durchgehen, ſo werden Sie finden, daß es nicht immer die kleinſten Ochſen waren, die die größte Rolle geſpielt haben. Der reine, wahre, durch keine Erziehung verdorbene, durch keine Weltbildung entartete Naturochs iſt der glücklichſte Menſch der Erde, und ich bin überzeugt, daß, wenn nicht zufällig der Ochs früher erſchaffen worden wäre als der Menſch, der Menſch nicht gelitten hätte, daß nach ihm noch der Ochs erſchaffen werden ſoll. Sagen Sie ſelbſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! wenn es im Paradieſe gar keine Menſchen, ſondern blos Ochſen gegeben hätte, wären wir nicht alleſammt noch im Paradieſe? Der Ochs hätte weit lieber in's Gras gebiſſen als in den Apfel, denn wir haben ja noch ſtets das Beiſpiel, daß ein Ochs ſich nie um den Baum der Erkenntniß bekümmert, und doch eher auf einen grünen Zweig kömmt. Die heilige Schrift ſagt uns nicht, daß der Ochs im Paradieſe ſich gelangweilt hat, aber wohl der Menſch, denn er iſt ſogleich eingeſchlafen, und in ſeinem Schlafe iſt die juste milieu zwiſchen Menſchen und Schlangen erſchaffen worden, das Weib.

Ich bitte Sie alſo, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! den Ochſen mit einiger Ehrfurcht zu betrachten. Kennen Sie das Sprichwort: „Wenn das Glück geht, kälbert der Ochs?“ Beſtätigt es ſich nicht an allen unſern Vaudeville-Dichtern?

Das Reich der Ochſen iſt das glücklichſte, ein jeder Ochs pflügt ſeinen eigenen Acker; kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe, und ihre Charte iſt die herrlichſte, denn es heißt: „du ſollſt dem Ochſen, wenn er driſcht, das Maul nicht zuſchließen!“ Iſt das nicht die vollkommenſte Preßfreiheit? eine Preßfreiheit, zu welcher alle menſchlichen Regierungen noch nicht gelangt ſind? — Unter den Ariſtokraten und Ultras, unter den Carliſten und Congregationiſten finden Sie Ochſen, aber unter den Ochſen finden Sie keine Ariſtokraten, keine Ultras, keine Jeſuiten und keine Abſolutiſten, und dennoch findet man an den höchſten Tafeln Fleiſch von ihrem Fleiſche und Bein von ihren Beinen. Ein jeder Ochs trägt für die Sache der Menſchheit ſeine Haut zu Markt, und verlangt nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion dafür! Die edle polniſche Nation, die Warſchauer Pariſer, das glücklichſte Impromtu der franzöſiſchen Revolution, die Paſſage-Diebitſch von Rußland nach Frankreich, die Polen müſſen Hunger leiden! ſie haben kein Fleiſch, denn die Nachbarländer haben das Princip der Non-Intervention auch auf die Ochſen ausgedehnt. Die Polen leiden nicht ſowohl an Menſchen-Mangel als an Ochſen-Mangel. Ganz Deutſchland hat ihnen die Ochſen abgeſchnitten und mit Ausnahme den gefangenen Koſaken giebt es keine Ochſen mehr in Polen!

Nach allen dieſen Betrachtungen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! werden Sie es nicht unnatürlich finden, daß ich Ihnen ein wenig den höchſten jetzt lebenden Ochſen, den **Boeuf-gras**, vorführe; ich ſage den größten jetzt lebenden, denn ich bitte Sie, ſich in den Faſchingsdienſtag zu verſetzen, wo dieſer Ochs noch in unſerer Mitte wandelte. Nicht ohne Selbſtgefühl ſehen wir ihn einherſchreiten, mit bedächtigem, gravitäten Schritt, wie ein neugeſchaffener **Sous-Prefet**, die Hörner unter Blumen verborgen, wie ein Ehemann in den Flitterwochen, und alte Principien wiederkäuend, wie die Quotidienne. — Er geht bedächtig einher und ein Amor ſchaukelt ſich auf ſeinem Rücken. O, wie ſinnig! die ganze Welt iſt ein Faſchingstag, ein kurzer Moment des Schwindels und des Taumels, eine bunte Maskenwelt, mit Maskenherzen und Meinungen. Auf dieſem kurzen Taumelmoment folgt ſogleich der Aſchermittwoch, die graue, fahle, farbenloſe Ewigkeit und in dieſem Lebensfaſchingsdienſtag ziehen Dummheit und Liebe regierend und tyranniſirend durch die Welt. Es iſt ein großes, ein herzſtärkendes, ein erhebendes Gefühl, der größte Ochs einer ungeheuern Stadt zu ſeyn, und in dieſem Gefühle ſehen wir ihn aus dem „abbatoir du roule“ hervorgehen. Mit einem zufriedenen, ſelbſtgefälligen Lächeln, wie Dupin, nachdem er das Vaterland gerettet hatte. Als er aus dem abattoir herausgieng, verfinſterte ſich die Luft, eine ſchneeweiße Wolke verſperrte ihm den Weg und aus der weißen Wolke trat in leichten Umriſſen der Geiſt des Boeuf-gras vom Jahre 1830 heraus.

Wenn ſie ſich hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! über den Ausdruck „Geiſt“ wundern, indem Sie vorausſetzen, ein Ochs habe keinen Geiſt, ſo muß ich Sie darauf verweiſen, daß man von tauſend Menſchen, die in ihrem Leben keinen Geiſt hatten, nach dem Tode doch ſagt: Sie haben ihren Geiſt aufgegeben. Im Leben geſtehen wir keinem gerne Geiſt zu, ſobald man aber ſtirbt, geben wir jedem Geiſt, ſo wie wir auch ſchlechten Domeſtiquen, wenn wir ſie fortſchicken, ein gutes Zeugniß ausſtellen.

Doch ich komme vom Geiſte der Menſchen zu dem Geiſte des Boeuf-gras zurück, der unſerm lebenden Boeuf-gras erſchien. Wir wiſſen aus der Geſchichte, daß die Thiere eine eigene Gabe haben, eher Geiſter zu ſehen, als der Menſch. Bileams Eſel hat auch den Geiſt früher geſehen als Bileam. En passant bemerke ich Ihnen, daß es eine Eſelin war, welches dem Geiſte doppelt angenehm war, denn er wußte, ſie wird nicht ſchweigen können, und ſogleich zu ſprechen anfangen. Auch unſer Boeuf-gras ſah ſogleich den Schatten ſeines Vorgängers. Wie Hamlet ſtellt er ſich dem Schatten-Ochſen entgegen und ſprach: „Stay and speak to me!“ und der Geiſt des vorherigen Ochſen antwortete:

„Ich bin deines Vaters Geiſt!“

Da zerfloß unſer Boeuf-gras in Thränen. „Wie?“ ſagte er, „du todt? ich hätte geglaubt, daß jetzt vor einem Jahre ein ſo großer Ochs als du, ſein Glück gemacht haben müßte, jetzt freilich iſt es anders! o! Geiſt meines Ahnherrn! für mich blüht keine Hoffnung, das franzöſiſche Volk will keine großen Ochſen mehr, und ich werde fallen ein Opfer der Freiheit!“ Da erhob ſich der Geiſt des vorigen Ochſen, und ſprach dumpf und düſter:

„Ich war ein bürgerlicher Ochs, und die wurden auch vor einem Jahre nicht begünſtigt! Ich bin als Boeuf-steak in Saft und Blut meiner vornehmen Milchbrüder übergegangen. Du aber ſey ruhig, ich ſage mit dem Marquis von Poſa: „Andere Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten.“

O, die Zeit wird wiederkehren, wo wir blühen werden, „die Sonne geht in unſerm Reich nicht unter!“ wenn man einen von unſerm Geſchlechte niederſchlägt, ſo ſtehen zehn Rächer aus unſerer Mitte dafür auf!“

„Nationen wandeln und Völker vergehen,
Das Reich nur der Ochſen wird ewig beſtehen!“

Der Boeuf-gras zuckte zweideutig die Achſel, und bat den Geiſt des vorigen Boeuf-gras, mit ihm durch die Straßen zu gehen; er willigte ein, und ſie zogen durch die **Rue Pepinière** nach der **Chaussée d'Antin.**

In der **Rue de la Pipinière** blickten die beiden Ochſen nach der **Caserne de la garde royale**; der Ex-boeuf-gras fieng an:

„Das waren mir ſelige Tage!“

und der dießjährige Ochſe ſang:

„Es kann ja nicht immer ſo bleiben.“

Auf der **Chaussée d'Antin** blieben die beiden Wanderer gedankenvoll ſtehen. „O,“ ſeufzte der Ex-Ochs: „Schiller hat Unrecht, wenn er ſagt: der Menſch braucht wenig, und an Leben reich iſt die Natur; Schiller hat die **Chaussée** d'Antin geſehen, ſonſt würde er ſagen: der Menſch braucht viel, und das Leben der Reichen hat keine Natur!“

Einer der geiſtreichſten Schriftſteller Deutſchlands, **Dr.** Börne, ſagt eben ſo wahr als humoriſtiſch, „wo das Geld aufhört, fängt die Philoſophie an!“ der Satz iſt auch umgekehrt wahr, „wo die Philoſophie aufhört, da fängt das Geld an. Die **Chaussée d'Antin** iſt derjenige Punkt in Paris, wo die Philoſophie aufhört, und das Geld anfängt. Keine Philoſophie und viel Geld, das iſt auch die **juste milieu** zwiſchen geiſtreich und ſtockdumm.

Wenn Athen, Sparta und Rom die Blätter der Geſchichte mit großen patriotiſchen Thaten füllten, ſo iſt es blos darum, weil ſie ihre Kaſten nicht mit Papieren füllten.

Wenn Ariſtides, Miltiades, Scipio, Horatius Cocles ꝛc. franzöſiſche oder ſpaniſche Renten oder Metalliques liegen gehabt hätten, ſie würden ſich erſt recht hübſch erkundigt haben, ob die Renten ſteigen werden, wenn man dem Vaterlande Dienſt leiſtet! Das Vaterland iſt ja auch nur ein Papier, läßt ſich etwas gewinnen, wenn das Vaterland hoch oben iſt, ſo ſpielt man den Patrioten **à la hausse**; geht das Vaterland herunter, ſo ſpekulirt man Patriotismus **à la baisse**.

Mag auch das Völkerglück fallen, wenn nur die Renten ſteigen. Mag Frankreich verbluten, Belgien an den Freiheits=Convulſionen verenden, Polen wie ein edles Wild zu Tode gehetzt worden, Italien langſam mit glühenden Tyrannen=Zangen gekneipt werden, Spanien und Portugal unter Henkershänden ächzen, mag ganz Europa krampfhaft zuſammenzucken; mag die Freiheit den letzten Athemzug ausröcheln, wenn nur die Renten gehörig ſteigen und fallen! Die Börſe iſt das Univerſum, die Papiere die Religion, und die trois pour cent die einzige Dreieinigkeit! Es iſt auch ſehr natürlich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Reichen und die Banquiers eigentlich gar keine Parthei, oder eigentlich alle Partheien ergreifen. Denn ſehen Sie, wenn ſo ein reicher Mann die Hand auf ſein Gewiſſen legt, d. h. wenn er in die Geldtaſche greift, ſo zieht er eine Handvoll Geldſorten heraus: Ach:

„Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh, er hat deren mehr als ſieben."

Lauter gekrönte Häupter liegen vor ihm! Welche liebenswürdige Gleichheit! Napoleon. Louis 16. Louis 18. Charles 10. Louis Philipp. Ludwig von Bayern. Franz u. ſ. w., lauter herrliche, ausdrucksvolle Köpfe! der Reiche liebt ſie mit gleicher Leidenſchaft, er läßt auf ein 100 Souſtück mit Charles 10, nicht einen Sou nach, gegen 100 Souſtück mit Ludwig Philipp! Er trennt ſich von einem ſilbernen Louis 18.

mit eben ſolchem Schmerz, als von einem ſilbernen Charles 10., und ein goldener Charles 10. zu 20 Franks iſt ihm gerade um 20 Cent. theuerer, als 4 Louis Philipp zu 5 Francs.

Es iſt einem Kapitaliſten und reichen Manne alles eins, ob „**Domine salvum fac regem,**“ oder: „**Dieu protege la France,**“ oder „gerecht und beharrlich“ am Rande ſteht, wenn es ſich nur am Rande verſteht, daß es gute Münze iſt. Ja ſogar die kupfernen Sou-Köpfe aus den Revolutionszeiten erfreuen ſich ihrer Zärtlichkeit in eben dem Grade, als die goldgelockten Häupter der hundert Tage!

Eine ſolche Unpartheilichkeit, eine ſolche gleiche, reine Nächſtenliebe zu allen Köpfen kann aber auch nur bei einem Reichen wohnen, bei großen Banquiers, die mit einem Handgriff alle gekrönten Häupter beim Schopf kriegen, und ſie in die Taſche ſtecken; ein armer Teufel aber muß partheiiſch ſeyn: dieſer ſteckt ſeine Hand in die tiefe, öde, lebloſe Taſche, troſtlos wie die Lüneburger Haide, und mager, wie eine Pariſer Soirée, er holt aus dieſem ſtillem Meer ein einſiedleriſches Fünffrankenſtück mit dem Bildniß Louis Philipps heraus, iſt es dann ein Wunder, daß dieſer Louis Philipp ſein Alles, ſein Einziges iſt?

Leider iſt noch kein Gold von dieſer Regierung da, denn das goldene Zeitalter ſteht noch zu erwarten!

Hier waren ſie an die Rue Lafitte gekommen, und der wirkliche Boeuf-gras ſagte zu dem Ex-Ochſen: „Siehſt Du, zu deinen Zeiten hieß die Straße noch d'Artois, jetzt Lafitte. Die Chaussé d'Antin wird die Chaussée des Miniſteriums ebnen, ein Patriot hat das Portefeuille. — Der Schatten des Ex-Ochſen lächelte und ſprach: „junger Schwärmer, du kennſt die Welt noch nicht, die Revolution hat auch ihre Flitterwochen, laß das Volk erſt mit der Revolution ein paar Monate verheirathet ſeyn, und du wirſt ſehen, was ſie gegenſeitig von einander fordern werden, und ſich gegenſeitig nicht leiſten werden; denn oft ſind gerade das die unglücklichſten Ehen, die aus Liebe geknüpft wurden. Glaube mir, mein vortrefflicher Ochs, meine Zeitgenoſſen, die Exminiſter in Ham, dieſe diplomatiſch geſchloſſene Geſellſchaft iſt in Ham beſſer daran, als die Miniſter in Paris, denn bei den jetzigen kritiſchen Zeiten kann man auf keinen Wechſel mehr ſo ſicher rechnen, als auf den Miniſterwechſel." — — — — — — — — — — —

Weil ich gerade von der Wiſſenſchaft ſprach, welche nicht zu wiſſen, die Frauenzimmer ein ausſchließliches Privilegium haben, nämlich von der Orthographie, kann ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Franzoſen ſelbſt in der Orthographie liberal ſind, während der Deutſche auch in der Orthographie ſervil iſt. Der Franzoſe ſchreibt ſein roi und ſein empereur, ſein Miniſter u. ſ. w. mit denſelben kleinen Anfangsbuchſtaben, wie moi und vous, die Deutſchen aber ſchreiben ſelbſt ihr Kaiſerlich, Königlich, mit großen Reſpects-Anfangsbuchſtaben, himmliſch aber und göttlich, ſchreibt der Deutſche mit kleinen Buchſtaben! — Der Himmel und Gott nehmen es auch in Deutſchland bei weitem nicht ſo buchſtäblich, als ein Kaiſer oder ein König. — Doch ich komme von der Orthographie auf das andere Vieh zurück, und wir finden unſere zwei philoſophiſchen Spaziergänger an der Porte St. Martin. Eine Menſchenmenge umſchwärmte den Zug, das phantaſtiſche Reich der Masken wogte auf und nieder, und ſelbſt der bunte Tummelgott des Carnevals lieh ſeine Bizarrerien aus dem Reiche der Politik. Warum ſollte auch die Maskerade nicht die Politik vorſtellen in dem Augenblick, wo die Politik eine Maskerade vorſtellt? Ein Wagenzug mit dreifarbigen Fahnen fuhr vorüber, und die Menſchen jauchzten, jubelten und riefen vivat, da ſtieß ein Fort de la halle unſern Boeuf-gras in die Seite, und ſagte: „warum ſchreien Sie nicht: vive la liberté!?“ „o,“ erwiederte der Ochs! „ich bin ein Ochs, und die Ochſen ſchreien nie „vive la liberté!“ Sie machten ſich aus dem Gedränge ein wenig heraus, und lenkten ſich in die Gegend du Temple, eine Menge Neugieriger ſtanden um einen Hahn, der ein Menſchenantlitz hatte, es war ordentlich, als ob es die Natur ſelbſt durch dieſes Product anzeigen wollte, daß der coq gaulois ein rein menſchliches Anſehen bekömmt. Etwas weiter entfernt befand ſich ein Kind mit zwei Köpfen, „née à Paris.“ Der Boeuf-gras blieb ſtehen und ſagte: „es ſcheint, als wollte die Schöpfung die Menſchheit entſchädigen; auf der einen Seite werden Menſchen ohne Köpfe geboren, und auf der andern Seite Menſchen mit zwei Köpfen.

— „Es iſt ein wahres Glück," ſagt der Ex-Ochs, „daß dieſes Kind geſtorben iſt. Setzen wir den Fall, ein ſolcher Mann mit zwei Köpfen wäre für zwei Deputirte in die Chambre des Députés gekommen, ſetze den Fall, er hätte mit einem Kopfe zu der extrême gauche, um mit dem andern zu der extrême droite gehört, und hätte mit dem einen Munde für die Preßfreiheit, mit dem andern für die Cenſur geſprochen, in welcher Verlegenheit wären die Pariſer Journale geweſen, denſelben Mann zu vergöttern, und zugleich zu verfluchen!"

„Deßhalb," erwiederte der Boeuf-gras, „hätte das Kind mit zwei Köpfen ſchon leben bleiben können. Es kommt ſo ſelten ein Menſch von Kopf in die Deputirtenkammer, daß ein Menſch von zwei Köpfen gewiß nie hineingekommen wäre." „Ja," ſagte hierauf der Ex-Ochs, „ſetzen wir aber den Fall, ein ſolcher Mann mit zwei Köpfen geräth in einen Tumult, und ſchreit mit dem einen Kopf: „vive la liberté;" und mit dem andern: „vive Charles dix!" in welche Verlegenheit geräth hier nicht die hochlöbliche Polizei; ſie ſoll den unſchuldigen Kopf mit dem ſchuldigen einſperren, oder den ſchuldigen mit dem unſchuldigen laufen laſſen?" — Unter ähnlichen Bemerkungen war die Cortége bis an den place de grève gekommen. Man kann auf dieſen Platz nicht kommen, ohne auszurufen: „die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht! O möchten doch alle Republikaner um die Mitternachtzeit hierher wandern, und aus dem blutgetränkten Boden herauf beſchwören die Schatten aller jener Schlachtopfer, die hier niedergemezelt wurden! O, möchten doch alle die tauſend und tauſend Hingewürgten der Städelſtätte entſteigen, die rothen Treppen des Schaffots hinanſteigen, und ihnen zurufen: „Hier ſeht in uns den Samen, die Blüthe und die Frucht der Republik, die den Acker Gottes zu bearbeiten glaubt, und nur für den Gottes-Acker arbeitet; die Republik iſt die juste milieu zwiſchen dem place de grève und der Guillotine!“ — Die Uhr über dem hôtel de ville iſt in der Nacht beleuchtet, und doch weiß man da oft nicht, was an der Zeit iſt.

So viele Menſchen auch hier vor dem Rathhauſe um ihren Kopf gekommen ſind, kann man doch keck behaupten, daß im Rathhauſe ſelbſt noch mehr Leute ihren Kopf verlieren. Unſer Boeuf-gras, welcher ſeines Kopfes wegen nicht in Furcht war, zog, von der jubelnden Menge umtobt, über den Platz hin und bog um die Ecke herum, die nach der pont notre dame führt.

Solche und ähnliche Betrachtungen machte der Boeuf-gras, und zog ſinnend an dem Strande der Seine hinab; hier athmete er freier auf; die Carliſten benutzten hier den Faſchingsdienſtag, um die Maske fallen zu laſſen. Dieſer Ochs ſtimmte ſogleich das Lied an:

„Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille."

Allein zum Unglück behielten heute die Ochſen nicht die Oberhand. Indeſſen hatte unſer Ochs einen entſetzlichen Durſt bekommen, er ſtieg hinab in die Seine, um zu trinken, und ſiehe da, ſie war mit Büchern bedeckt. Die erzbiſchöflichen Bücher ſchwammen auf den Wellen hinab. Der Ochs war neugierig und fromm, und wollte ein heiliges Werk retten, er zog ein Buch aus dem Waſſer, es iſt gewiß Cicero de officiis, oder Eusebius, oder Thomas d'Aquinus, er ſchlägt das Buch auf, es iſt zwar nicht der heilige Aquin, aber doch Aretin! und zwar ein Aretin mit illuminirten Kupfern. „O," ſagte der Ochs, „daran erkenn' ich meine Pappenheimer!" „à ce trait je reconnais mon sang:" bewahrte das Buch andächtig auf, und gelangte über den Quai de l'école an die église St. Germain l'Auxerois.

„Was meinſt du," ſagte der Boeuf-gras zu dem Schatten des Boeuf-gras vom vorigen Faſchingsdienſtag, „wollen wir nicht dein Feſt anneversaire feiern? alle deine Freunde werden kommen, mit blau angelaufenen Hörnern und ſchwarzen Aufſchlägen."

Da erhob ſich der Ex-Ochs, und rief allen Ochſen, die ſich in der Nähe befanden, zu:

„Iſt kein Valerius unter uns?“

Aber jedes Jahrhundert bringt nur einen Valerius hervor, es war kein zweiter da, um eine enthuſiaſtiſche Bandage für den Bruch eines Eides zu fabriziren.

Der Anneverſairiſt des Ex-Ochſen gieng ſelbſt in die Brüche, und Valerius war der letzte Römer der ganzen Ochſenheit! Gegenüber der Kirche war das Denkmal für die Helden der Jünglinge, und Medor, der treue Hund.

„Iſt es nicht bitter im Leben,“ fragte unſer Boeuf-gras, daß auf der einen Seite die Treuloſigkeit zu Kreuze kriecht, und auf der andern Seite die Treue in der Welt ſo abnimmt, daß ſie ganz auf den Hund gekommen iſt!?“

Aus dem Gedränge der revolutionirenden Menge fiel unſerm Boeuf-gras beſonders ein deutſcher Schneider-Jüngling auf, der mit einem wüthenden Antlitz „vive la liberté“ ſchrie. Der Boeuf-gras fragte den Ex-Ochſen, ob er etwas von den deutſchen Unruhen wüßte, die in den franzöſiſchen Blättern mit ſolcher Uebertreibung angekündigt werden.

„O!“ ſagte der Ex-Ochs: „ein deutſches Revolutionschen iſt ein kleines facsimile der franzöſiſchen, aber ohne Bedeutung. Die Deutſchen denken nicht daran, eine Revolution zu machen, eben weil ſie denken. Ihre großen Thaten beginnen damit, daß ſie einigen Juden, denen ſie Geld ſchuldig ſind, die Fenſter einſchlagen, und enden damit, daß ſie die Maitreſſe irgend eines Taſchen-Deſpoten aus der Stadt jagen; wenn der Jude kein Fenſter, und der Fürſt keine Maitreſſe hat, dann iſt der Deutſche zufrieden. Selbſt die Polen wollten keine bärtigen Juden zu Soldaten, die wollten aber nicht deßhalb den Juden nicht, weil er einen Bart trägt, ſondern ſie wollten den Bart nicht, weil er einen Juden trägt. In den deutſchen Duodez-Ländchen ſind die Unterthanen viel beengter und gepreßter als in den Oktav- und Folio-Ländern, ſo wie in einem Duodez-Büchlein die Buchſtaben viel enger und ſtärker zuſammengepreßt werden müſſen, als in Octav- und Folio-Büchern!

In Sondershauſen z. B. will das Volk eine andere Conſtitution haben; ſein Lebtag iſt in Sondershauſen keine Conſtitution gewachſen, und das Volk wollte es eben ſo wenig, als ſie wollten, es ſollte in Sondershauſen ein Piſangbaum wachſen. Auf einmal hören die Sondershauſer, daß in Frankreich jetzt ſtark Nachfrage nach Freiheit und Conſtitution iſt, und die Sondershauſer ſpielen friſch darauf los Conſtitutioneurs! Was wird der Prinz thun? Er wird ihnen eine Conſtitution geben; die guten Sondershauſer werden Abends ſich und die Stadt illuminiren, in der Nacht werden die Rebellen eingeſperrt, und die Rädelsführer verbannt. Am andern Morgen ſteht Sondershauſen auf, und ſiehe da, das Volk hat eine Conſtitution, aber die Conſtitution hat kein Volk!

Das Volk iſt eingeſperrt und ſingt:

„Ein freies Leben führen wir!"

Die zwei Rädelsführer ſind angewieſen, bei fünf Minuten das Land zu verlaſſen, und man weiß, daß wenn Sondershauſen einen Mann verbannt, es um ſo viel Unterthanen ärmer wird, als wenn Oeſtreich eine Schlacht verliert.

Die Schneider ſpielen in den Annalen der deutſchen Revolution die größte Rolle, und der kühne Schneiderjüngling gab dem Boeuf-gras folgende Aufklärung dieſer Sache:

> Wir Schneider wiſſen alles gut einzufädeln, wir Schneider wiſſen am beſten, ob unſere Sache Stich hält oder nicht. Wir Schneider wiſſen ſogleich, wenn uns der Faden zu kurz wird.

Die Schneider philoſophieren folgendermaßen:

Kleider machen Leute, wir machen die Kleider, folglich machen wir die Leute; wenn wir die Leute machen, ſo wollen wir ſie frei machen, denn wie die Leute volle Freiheit haben, ſo reißt Einer dem Andern den Rock vom Leibe, und wir bekommen friſche Arbeit. Wir Schneider wiſſen Maaß zu halten. — Wir Schneider wiſſen, daß man ein Land und einen Rock ſo zuſchneiden muß, daß immer dabei ein kleines Ländchen und ein kleines Röckchen in unſere Taſche abfällt. Sehen Sie, mein lieber Ochs, die Scheere iſt das Symbol eines frei gewordenen Staates; die zwei Theile der Scheere ſind die Ultra's der beiden Partheien, ſie fahren ſtets auf einander los, ſie thun aber ſich gegenſeitig nichts, nur das Volk, welches zwiſchen dieſe beiden Theile kömmt, wird zerſchnitten! Wir Schneider wiſſen auch, wenn man uns, wie in vielen Orten, ſtatt einer neuen Conſtitution eine alte, gewendte, umgekehrte Conſtitution mit plattirten Knöpfen geben will!"

Der Boeuf-gras war vor dem kühnen Jünglinge auf die Knie geſunken, er zog ſein Stammbuch heraus, und bat den edlen Nadelenthuſiaſten, ſich einzuſchreiben. Der Schneiderjüngling ergriff ein Blatt, zeichnete eine Werkſtatt hin, in welcher die Schneiderjünglinge Deutſchlands Verfaſſung ausbeſſerten, und ſchrieb die Zeilen aus der Glocke darunter:

„Und dieß ſey fortan ihr Beruf,
„Wozu der Meiſter ſie erſchuf!"

Darauf entfernte er ſich eilig. „Wohin?" fragte der Boeuf-gras ſehr geſpannt. „O", ſagte er, „ich muß eine Kiſte mit Weſten in Empfang nehmen." Er ſtürzte fort und der Boeuf-gras rief ihm, wie Schiller dem Columbus nach:

„Steure nur zu, muthiger Segler,
„Immer nach Weſten, es muß ſich
„Die Küſte dir zeigen!"

Unvermerkt war die Cortege bis in die Rue Richelieu gekommen und der Boeuf-gras nahte ſich dem Theater français. „Was willſt du hier", fragte der Schatten des Ex-Ochſen, „was willſt du hier im Reich der Schatten?"

„O!" ſagte der Boeuf-gras, „ich bin des Rennens ſatt und des bunten Gedränges, ich will heute Abend allein ſeyn, ich gehe in's Theater français!"

„Gieb acht!" ſagte der Ex-Ochs, „du könnteſt mit Jemanden Händel bekommen, und du fändeſt da keinen einzigen Zeugen."

„Schadet nichts!" ſagte der Boeuf-gras, „ich will die

Künſtler ſehen, um die Zeitgenoſſen Racin's und Corneilles kennen zu lernen!"

In demſelben Augenblicke drängte ſich unſer Schneider mit einer Ladung Tuch an die Kaſſe. „Was willſt du hier?" fragte der Boeuf-gras. „Ich", erwiederte der Schneider, „will das Tuch in's Waſſer geben, doch fürchte ich, es könnte ſtark eingehen, deßhalb gab ich's an dieſe Kaſſe, da geht nichts ein; zugleich bring' ich einem Schauſpieler einen neuen Rock, damit man doch einmal ein neues Stück da zu ſehen bekomme."

„Wo", fragte der Boeuf-gras, „ſteckt denn die franzöſiſche Nationalität, wenn man das einzige Nationaltheater zu Grunde gehen läßt? die Pflanzſchule guter Geſinnungen, die Poliermühle feiner Sitten, das Treibhaus hochflammender Gedanken, die klaſſiſche Wiege der franzöſiſchen Literatur iſt verwaiſ't und verödet!"

„O!" ſagte der Nadelheld, „das ſind hier Ruinen, wir haben Boulevards-Theater!"

„Ja freilich Ruinen", verſetzte der Boeuf-gras, „aber die Ruinen von Memphis und Perſepolis ſind in ihren Trümmern noch größer und heiliger, als die ganze verſchnörkelte Architektur unſerer verflachten Zeit." Der Schneidergeſelle lächelte innerlich und ſprach: „Die Preßfreiheit hat auf unſere Bühnendichter einen kurioſen Eindruck gemacht, ſie hat den hohen ſchaffenden Genius nicht erweckt, ſie hat nicht dem gefeſſelten Genie die Schwingen gelöst zum Aufflug in den reinen Aether der Begeiſterung! ſie hat blos einem unbändigen Füllen den Zügel genommen, welches nun mit frohem Huf die Saaten des geſelligen Lebens zerſtampft! Betrachten wir einmal den franzöſiſchen Pegaſus, ſeitdem ihm durch die Freiheit das Joch von dem Nacken gelichtet wurde! Erhebt er ſeinen Flug ſo hoch, um das Leben in ſeiner Hoheit, den Ernſt der Zeit in ſeiner Würde, die Kunſt in ihren Sonnenſtrahlen, das Seyn in ſeiner großen Tiefe und allumfaſſenden Bedeutung aufzufaſſen? hat er die große Aufgabe erkannt, den Moment aufzufaſſen in ſeiner bedeutſamen Beziehung zur Menſchheit, zum Schickſal, zum Ueberirdiſchen? O nein, als Frohngaul ſchleppt er den Küchenwagen des alltäglichen, überſättigenden Treibens! er keucht an dem Karren der kleinlichen Perſönlichkeiten; die dramatiſche Muſe wühlt mit ihrem Rüſſel geheiligte Gräber auf, zerrt die Leichname geheiligter Männer, geheiligt durch ihre Größe, geheiligt durch ihr Unglück, heraus aus ihrer heiligen Ruhe, um ſie an den Pranger der klatſchenden Gallerie zu ſtellen und ſie noch einmal dramatiſch hinzurichten. Es iſt beſſer zu ſterben, wie das Theater français, zu ſterben in einem rühmlichen, zweckloſen Beſtreben, weil engherzige Inſtitutionen es engherzig aufgeben, als ſein Leben zu friſten durch tagtägliche Fuſiladen, als keinen andern Lärm zu machen, als den der Flintenſchüſſe, und keine andern Helden auf den Brettern zu ſehen, als die wir alle ſelbſt zu tauſendmalen beſſer und wahrer kannten. Als dieſe Helden, die ihr Antlitz überklebt haben mit den ausgeſchnittenen Schönheitspfläſterchen längſtvergeſſener Memoiren!"

Der Schneider guckte mitleidig die Ochſen an und entfernte ſich. Mit geſenktem Haupte war der Boeuf-gras bis an den Place Vendôme gerathen.

„Was meinſt Du," fragte der Boeuf-gras den Ex-Ochſen, „wie wär's, wenn wir auf die Vendôme-Säule den „Napoleon" vom Théâtre de l'Odeon hinaufſetzten? Da würde er doch eine gewiſſe Höhe erreichen, und zwar in dieſem Momente ließ ich ihn abbilden, wie er im Odeon in den letzten Zügen liegt, es nimmt ſich ſo hübſch ſpitalmäßig aus. Ach! die Engländer ſind nicht am ſchlimmſten mit Napoleon umgegangen, unſere Theaterdichter gehen viel entehrender mit ihm um! er ſtirbt unter Pfeifen und Bravorufen. Hudſon Lowe hatte mehr Ehrfurcht vor Napoleon als unſere Dichter!"

„Nein," ſagte der Ex-Ochs, „wollten wir einen Theater-Napoleon da hinaufſetzen, würden ſich die von den andern Theatern auch melden, aber wir wollen alle dieſe Napoleons verbrennen und die Aſche unter dieſer Säule begraben, denn die Aſche des natürlichen Napoleon bekommen wir doch nicht; man fürchtet, die Aſche erinnere an den Phönix."

Der Boeuf-gras ſchüttelte das Haupt, nahm ſeinen Weg über den Marché St. Honoré, und verlor ſich in der Gegend der Deputirten-Kammer, dorthin konnte ich ihm nicht folgen, und ich bin daher genöthigt, meinen Bericht zu ſchließen.

Kleines Reiſeperſpektiv für eine verehrte Freundin auf dem Lande.

Die Götter aller Elemente haben ihren Wunſch, meine reizende Freundin erhört, und mir das angenehmſte Reiſewetter gegeben. Als ich München verließ, war der Morgenhimmel heiter, wie Ihr blaues, freundliches Auge, wenn es eben freundlich iſt. Jetzt werden wohl einige Wölkchen dieſen Azurhimmel umfloren, weil ich trotz meines Verſprechens doch ſo lange mit meinem Schreiben zögerte. Allein wir Dichter ſind nun einmal ein eigenes Völklein! Sehen Sie, meine holde Freundinn, der Winter mit allen ſeinen Qualen und Froſtbändern und Eisſchienen hatte mich ſo beengt und gedrückt und das ewige Stubenhocken und Federkauen hatte meinen Geiſt ſo verknöchert und mein Herz ſo zuſammengezogen, als ob es in einer Schüſſel Eſſig ſchwämme, und dazu kam eine körperliche Indiſpoſition, die mich zu aller Thätigkeit un-

Hand fing ich meine Wanderung an. An meiner Seite der Blitz. So hat nämlich die ſchöne Dlle. Hagn, die auch im weiſſen Lamm wohnte, den dortigen Lohn-Laquai genannt, und ich mache hier mit einem Federzuge zwei Menſchen unſterblich! Die Stadt Augsburg ſollte nach ihrer Bauart, nach ihrer Größe und nach ihrer Lage die Reſidenz Bayerns ſeyn. Die Stadt kömmt mir vor, wie die Frau Venus, ihr höchſter Reiz liegt in ihrem Anmuthsgürtel, und dieſer Gürtel iſt die breite Maximiliansſtraſſe, die wahrhaft impoſant wie ein breites Gnadenband durch die Stadt flattert. Aber wenn Sie durch die Straſſen zu Fuß gehen wollen, ſo hüten Sie Ihr niedliches Füßchen, meine holde Freundin, denn die Steinchen ſind lauter Epigramme klein und ſpitzig. Es ſind zwar wenig Trottoirs, da aber die, welche da ſind, leben geſellig zuſammen, ohne Unterſchied der Stände, ein hochgebornes ſchließt ſich eng an ein niedergebornes an, — ſo daß man auf jeden Fall gefaßt ſeyn muß, und es wäre ſo übel nicht, wenn ſich die Menſchen an den Trottoirs ein Beiſpiel nähmen. Es war gerade Dult als ich da war, ſie muß aber ſehr ſchlecht geweſen ſeyn, denn viele Hütten waren ſo entkräftet, daß ſie noch acht Tage nach der Dult den Platz nicht verlaſſen konnten.

Gewiß, meine holde Freundin, werden Sie auch gleich fragen „und das Theater? und das Theater?“ O, meine Schöne, auch hier geht es wie überall mit dem Theater bergab. Hier aber auch Berlach-bergab!

Den großen Streit der Torys und Whigs, der Herren Huber und Weinmüller werden Sie wohl in den Times geleſen haben. Noch weiß man nicht, wer Direktor bleibt oder wird, und lebt in geſpannter Erwartung, nur das haben die Augsburger vor uns Münchner voraus, wir leben nicht einmal mehr in einer Erwartung. Das Theater in Augsburg iſt blos abgelegen, unſeres aber iſt abgeſtanden. Die Beleuchtung des Augsburger Theaters iſt verhältnißmäßig viel beſſer als unſeres hier, unſer Theater hier ſcheut es, wenn man daſſelbe von irgend einer Seite beleuchtet. Das im Finſtern Tappen iſt der Charakter unſers Theaters und das Publikum muß dieſes Schickſal theilen.

Sie wiſſen, meine holde Freundin, wie ungerne ich vom Theater rede, Sie erlaſſen mir alſo die Pflicht, Ihnen etwas über das Augsburger Theater zu ſagen, daß Hr. Urban hier mit großem Beifall ſpielte, wiſſen Sie ohnehin und das kann Sie nicht wundern. Ich will Ihnen lieber erzählen, daß Augsburg eine ſehr ſchöne Umgebung hat, daß ſich ein Kranz herrlicher Punkte um die ſchöne Stadt ſchlingt, und daß Sie nur vor das Thor hinaus zu gehen brauchen, um die angenehmſte Luft, die herrlichſte Umgebung und die reizendſte Ausſicht zu haben. Die Menge prächtiger Landhäuſer und Beſitzungen, welche die Einwohner vor der Stadt haben, geben dieſem Theile ein belebtes, freundliches und wohlthuendes Anſehen. Ich verdanke es der ausgezeichneten Freundlichkeit eines Theils der Einwohner, durch ihre Güte ſehr ſchnell die ſchönſten Partien und Punkte kennen gelernt zu haben. Die ſchönſten Punkte ſind unſtreitig: Kobell und Wellenburg, von denen man eine der ſchönſten Ueberblicke über die mit unzähligen Ortſchaften beſäete Fläche, und über die Stadt hin genießt. Sodann bieten ſich Oberhauſen, der Ablaß, Siebenbrunnen, Siebentiſch, die Inſel, der Schießgraben u. ſ. w. als Ausflugorte dar. Auch ein Tivoli iſt hier, in welchem viel geſchwiegen und viel geſtrickt wird. „Lueg-Insland" iſt ein wunderſchöner Ort nah an der Stadt, von welchem Sie einen der reizendſten Ueberblicke über die ganze Umgegend haben. Ein beſuchter Verſammlungspunkt iſt „der Haſe" in Göggingen. Ich war noch am letzten Tage meiner Anweſenheit in Augsburg, mit einer liebenswürdigen Geſellſchaft da. Es ſollte im Salon getanzt werden, und in Ermanglung der Muſik wurde nach dem Poſthorn des Poſtillons getanzt. Die Noth macht erfinderiſch! der Poſtillon war nicht etwa ein Poſtillon d'amour, aber dennoch tanzte man raſch darauf los; „wer gern tanzt, dem iſt leicht geblaſen!"

Somit, meine theure Freundin, wäre meine Ohrbeichte zu Ende. Ueber das geſellige Leben allda kann ich Ihnen wenig ſagen, weil mein Aufenthalt zu kurz war. Ich fand die Menſchen ſehr gefällig, gebildet, angenehm, die Frauen liebenswürdig und fein gebildet, und diejenigen Perſonen, mit denen ich näher bekannt wurde, von einer liebenswürdigen

Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit. Es ſoll ſonſt zwar im geſelligen Leben eine ſchroffe Abſonderung hier ſtatt finden, dem Fremden jedoch, welcher Zutritt in bedeutende Häuſer hat, kann ſich dieſes nicht kund geben. Und damit leben Sie wohl, meine holde Freundin und ſenden Sie bald wieder einen Courier mit Blumen und — beladen an Ihren armen Muſenſohn.

Die Roſe vom Grabe.

(Aus meinem Leben.)

Wer kennt das unerforſchliche Geheimniß der Ahnung? Wer erſpäht den geheimen Zug des menſchlichen Herzens? Wer lüftet den Schleier der Sympathie? Wer erforſchet das magiſche Gewebe der magnetiſchen Naturen? Wer begreift das Zauberband, welches die Körper- und die Geiſterwelt verbindet? Wer ſieht mit offenen Augen die Schwindelbrücke, die zwiſchen Zeit und Ewigkeit ſich aufbaut? Wer erklärt die ſchauerliche Symbolik der Träume?

Die ſüße Angſt, die bei Erzählung ſchauerlicher Geſchichten uns ergreift, das wollüſtige Grauen, welches dann Herz und Seele erfüllt, das namenloſe Seelenhinhorchen nach den Erzählungen des Unbegreiflichen, alles das bürgt uns dafür, daß ein unſichtbarer Faden unſer Weſen an eine geiſtigere Welt knüpft und bindet.

Es war im Jahre 1829, als ich auf einer Reiſe von München nach Berlin einen Tag in Augsburg verweilte. Es war der Tag des Feſtes der Gräber. Die Herbſtſonne erwärmte die zum Winterſchlaf ſich anſchickenden Fluren, und die Natur ſendete noch einen freundlichen Abſchiedsblick den Spaziergängern zu. Die Menge wandelte nach dem Kirchhofe, und auch ich ſchloß mich dem Zuge an.

Der Kirchhof war ſehr beſucht. Die Gräber alle waren mit Blumen und Jasmin, mit Roſen und Cypreſſen friſch bepflanzt. An jedem Grabe ſaß oder kniete oder lehnte ein trauerndes, ein weinendes Weſen; Thränen der Erinnerung benetzten den kalten Stein, und die Thauzähre der Wehmuth fiel in den Kelch der offenen Blumen nieder. In einer ſonderbar bewegten Stimmung durchwandelte ich den Kirchhof. Das Andenken an theure Todte, an ferne Lieben, an eingeſargte Freuden, zogen wie Geiſterruf aus Kinderjahren zu mir her. Es war mir ſchauerlich und doch wonnig, wohl und doch weh zu Muthe. Ich dachte: wenn du nun ſelbſt da eingeſargt würdeſt, da gäbe es keine freundliche Hand, die deinen Todtenhügel mit Blumen bekränzte, kein liebendes Auge ſchenkte dir eine wohlthuende Thräne, kein treues Herz brächte dir am Feſte der Gräber einen Zweig des freundlichen Andenkens!

In ſolchen düſtern Gedanken vertieft, gerieth ich an ein friſch aufgeworfenes Grab. Man hatte hier eben vor einer Stunde ein Mädchen von ſechzehn Jahren, eine Braut, eingeſargt. Die Eltern und der Bräutigam ſtanden weinend um das Grab, und die Freundinnen ſchmückten das junge Grab mit Roſen und Blumen und grünen Gewächſen. Voll Schwermuth neigte ich mich nieder, brach eine halbaufgeblühte Roſenknoſpe vom Grabe ab und zog in trüber Stimmung weiter. Als ich mich dem Ausgange des Kirchhofes näherte, fiel mir eine Tafel in die Augen, auf welcher folgende Worte ſtanden:

„Ehret das Eigenthum der Todten; die Blumen ſind
„das Eigenthum der Todten!“

Dieſe einfachen Worte machten einen lebhaften Eindruck auf mein aufgeregtes Gemüth. Unwillkührlich fiel mein Blick auf die Roſe in meiner Hand, und mit einem leiſen Schauer mußte ich mir ſelbſt den Vorwurf machen, die Zierde eines kaum geſchloſſenen Grabes muthwillig abgepflückt zu haben. Schon war ich im Begriff, zurückzugehen, und die Roſe wieder auf das Grab niederzulegen, allein eine gewiſſe falſche Schaam vor mir ſelbſt hielt mich davon zurück, ich wollte mich ſelbſt von der Anwandlung eines ſchwachen Aberglaubens, wie die Vernunft alles nennt, was ihr im Reiche der Gefühle nicht klar iſt, nicht beſiegen laſſen, und ſo verließ ich denn mit der Roſe in der Hand den Kirchhof.

Die Sonne war ſchon zu Rüſte gegangen, ich durchirrte noch eine Zeitlang im Dämmerlichte die ſchönen Anlagen, welche die Stadt Augsburg umgürten, und kam etwas ſpät in meinen Gaſthof zum weißen Lamm zurück.

Ich ſetzte die halbgeöffnete Roſenknoſpe in ein Glas Waſſer auf meinem Leſetiſche, rückte dieſen an mein Bette, und las noch im Bette bis ungefähr gegen Mitternacht, wo ich das Licht austhat und in jenen Zuſtand des Halbwachens verſetzt wurde, in welchem die Sinne zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwankend, wie matte Abendvögel immer mehr erdwärts fliegen und nur kaum noch im leiſen Flügelſchlag ſich regen.

Da füllte ſich mein Zimmer plötzlich mit einem ſanften Lichte, ohne daß ich ſehen konnte, woher es ausging; die Thüre meines Zimmers öffnete ſich geräuſchlos, und eine blaſſe geiſterartige Geſtalt, mit weißen Grabgewändern, die Todtenkrone auf dem Haupte, ſchwebte langſam durch ſie herein. Das bleiche, aber noch immer ſchöne und verklärte Antlitz eines lieblichen Mädchens ſah aus regungsloſen Augen ſtarr auf mein Bett und bewegte ſich mit vorgehaltener Hand zu mir heran.

„Warum haſt du die Todten beraubt?“ fragte mich die Erſcheinung mit dumpfer, klagender Stimme, und dabei ſtarrte das lichtloſe Auge unverwandt nach der Roſe im Glaſe, „warum haſt du mir die Roſe genommen, welche treue Liebe auf meine irdiſche Decke gepflanzt?“ Mir ſtockten alle Pulſe, ich ſaß halbaufgerichtet im Bette, und konnte kaum athmen. Näher an meinen Schreibtiſch heran ſchwebte die Erſcheinung. Sie ſtreckte die Hand aus, nahm die Roſe aus dem Glaſe, hielt ſie mit der einen Hand mir hin, winkte mit der andern Hand und ſprach:

„Komm und gieb ſelbſt den Todten deinen Raub zurück. Folge mir und pflanze mir die theuere Roſe wieder auf die geheiligte Stelle!“

Dabei hielt ſie immer die Roſe mit der einen Hand hin und mit der andern winkte ſie unaufhörlich. Wie mit magiſcher Gewalt hing mein Auge an der Roſe, deren Blätter ſich aufzuthun ſchienen, um mich zu rufen. Ich erhob mich aus dem Bette, immer im ſchauerlichen Zauber von der Roſe angeweht, zog ſie mich unwiderſtehlich nach ſich fort. So zog die Geſtalt fort durch die öden, mondſcheinbeleuchteten Straßen durch das Thor hinaus, und ich zog, immer meinen Blick wunderſam an der Roſe geheftet, mit fort. Endlich nahten wir dem Kirchhofe. Die Thüre öffnete ſich geräuſchlos, wir zogen hinein. An der Thüre erhob die Erſcheinung die weiße Hand und zeigte auf die Tafel, und mit Flammenzügen las ich die Worte:

„Ehret das Eigenthum der Todten!“

Weiter über Gräber und Leichenſteine zog die Geſtalt, und ich immer nach, feſtgezaubert an der Grabesroſe. Da kamen wir an das friſche Grab des ſechszehnjährigen Mädchens, es war aufgemacht. Die Hand der Geſtalt ſenkte ſich, und zeigten mit dem Finger nach der Stelle, wo am Roſenſtocke die Knospe fehlte. „Grabräuber!“ ſchrie ſie dumpf auf, „bringe mir die Roſe meines Bräutigams nach!“ Damit reichte ſie mir die Roſe hin, die ich regungslos nahm, ſie ſtieg hinab ins Grab, ſah mich mit ſtieren Augen an, und legte ſich in den Sarg. „Meine Roſe!“ tönte es noch einmal, und ich fühlte mich mit der Roſe hinabgezogen, ich neigte mich zu ihr nieder, und das Grab ſchloß ſich über uns beide. Ich ſchauerte zuſammen und erwachte, mein erſter Blick fiel auf das Glas, in welchem die Roſe war. Die Roſe war verſchwunden.

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden.

Raketen und Feuerräder praſſelten in die Luft, blaues, rothes und grünes Feuer flammte in leuchtenden Kugeln auf, Schwärmer platzten und ſchneiten Lichtflocken durch den Nachtſchleier herunter; Alles um mich ſchrie; „ach!“ und „o!“ und „bravo!“ tönte es ringsherum und Alles freute ſich ob dieſer Lichtmaſſen und Feuerwolken, und ich ſtand am Fenſter und ſah hinaus in die Ferne, die gränzenlos wie unſere Wünſche, und dunkel wie unſere Zukunft vor mir lag, und nach jedem aufgeflammten Lichtmomente und nach jedem „ach!“ trat eine deſto dichtere Finſterniß ein, ſo wie nach einer erloſchenen Hoffnung die Troſtloſigkeit ſich feſter und fühlbarer um uns herlegt, und ich ſah hinauf zum Himmel, der wie eine Veilchenglocke über mich geſtürzt war, und am fernen Horizonte ſtand der Abendſtern mit ſeinem freundlichen Schimmer und ſchien der hinabgeſunkenen Sonne ſehnſüchtig nachzuſehen, wie ein kleines Kinderköpfchen der forteilenden Mutter, und noch im Forteilen warf er den milden, weißen, weichen Lichtblick zurück auf den verdunkelten Nachtigallen-Bauer der Erde, der zu ſeinen Füßen tief unten lag, wie eine ſchlafende Frau, die mit der Schlummerdecke neben ſich, alle ihre ſchlummernden Kinder bedeckt hat, und auch mir leuchtete er in das wehmüthige Antlitz, und ſchien mich anzulächeln und zu fragen: „Nun, und du, kleines Kind, ſchläfſt du noch nicht? biſt du noch nicht eingelullt mit den tauſend und tauſend Schlafliedlein des Lebens, um am andern Morgen wieder zu neuen Klaggeſängen und Trauerliedern zu erwachen?“ — „Nein,“ erwiederte ich, „mein wehmüthig freundlicher Abendſtern, denn es iſt hier ein Feuerwerk, und die Menſchen ergötzen ſich an dieſem Lichtmeere, an dieſen Feuerwelten und an dieſen Gluthflammen.“

Da ſah der Abendſtern nieder zur Erde, und ſuchte, und ſuchte lange, und ſuchte ängſtlich, endlich fand er im Graſe etwas, das ihm dünkte, als ob es Licht ſeyn könnte, und er ſagte: „Wie? ſeh' ich dort nicht im Graſe einige Johanniswürmchen glimmen? Dort laufen unanſehnliche Lichtpünktchen wie die Lichtfäden im ausgebrannten Zunder untereinander, und eine Menge Kinder ſtehen herum und gaffen und freuen ſich, was iſt das? — „Das,“ erwiederte ich, „das nennt man hier auf der Erde ein Feuerwerk.“ — „Ein Feuerwerk?“

lächelte der Abendſtern und blickte um ſich her; „dahier ſchwimmen Millionen und abermal Millionen Sonnen in dem ewigblauen nie verſiegenden, griechiſchen Aetherfeuer, und Myriaden Lichtwelten ſchimmerten wie Myriaden goldene Nägel am blauen Baldachine, und keines dieſer unendlichen, ewigen Feuerwerke erloſch, und keine dieſer Feuerkugeln brannte aus, und keine dieſer Sternenraketen ließ eine Rußdüte auf ſeiner Bahn, und alle dieſe Gluthen dauern ewig, und dieſe Sternen-Pyrotechnik ſteht ſeit urewigen Zeiten, und der unſichtbare Feuerwerkmeiſter hoch über der den blauen Soffiten erhält kein „bravo!“ von euch, und kein „ach!“ entfährt eurem Munde, und dieſe unendliche Feuer- und Lichtwerkfronte baut ſich alle Abend auf vor euch, und ſteigt mit flammenden Inſchriften in die unermeſſene Höh, und ihr klatſcht dieſem Schauſpiele nicht ein einziges Mal ein „fuora!“ oder „da capo!“ zu!“ ſo ſprach der Abendſtern und verbarg ſich wehmüthig hinter dem Rande des fernen Horizonts, wo er das nachſchleppende Purpurkleid der hinuntergeſunkenen Sonne erfaßte und mit ihr verſchwand.

Ich aber ſtand da allein, das Feuerwerk war ab- und ausgebrannt, und eine namenloſe Wehmuth leuchtete in meinem Herzen wie die ewige Lampe in einem Todtenhauſe, und ich wickelte mich in die Finſterniß ein, wie ein weinendes Kind in die Schürze ſeiner Wärterin, und alle ausgebrannten und ausgeflammten Feuerwerke meines Lebens lagen um mich: die Jugend mit ihrem goldenen Scheine, die Freundſchaft mit ihrem blauen, kraftvollen Lichte, die Hoffnung mit ihren grünen Frühlingslichtern und die Liebe mit ihrer Roſaflamme, mit ihrer hochaufleuchtenden Gluth, mit ihrem großen Sonnenwendefeuer, und mit ihrer heiligen Lohe; Alles, Alles, Alles war ausgebrannt, und nur das nackte Gerüſte ſtand kahl da, an welchem die Täuſchung dieſes Feuerwerk anzündete. Ich warf mich nieder in das Gras und kühlte im Thaue die thränenheiße Wange.

Die Erde.

Es war eine Zeit, da liebte ich ſie und ſie liebte mich wieder, und ich war ein Gott, ein Kind! Ich lag wie ein Kind an dem vollen Buſen des Lebens, und das Leben ſah mich an mit ſeinem Frühlingsblick, und ich umſchlang mit beiden Händen den ſchönen üppigen Hals des Lebens, und es lächelte mich muttermilde an und tränkte mich aus der Bruſtquelle ſeiner friſchen Säfte, und da floſſen mir alle Glieder voll Luſt und Kraft! Das Daſeyn blühte mir entgegen, wie der erſte Kuß auf der Lippe der Geliebten; wo ich hinſah, ſprang ein Frühling empor, jede Blume war mir ein Menſch, der mich anlachte, und jeder Menſch eine Blume die mir zunickte; in jedem Auge ſah ich meinen und den unendlichen Himmel, und in jedem Laute bebte mir das Geſtändniß meiner, ihrer und aller Menſchen Liebe ſelig zu, und ich fühlte mich ſo gut, ſo fromm, und ſo nahe Gott! Ach, iſt denn die wahre Liebe etwas anders als die Sichtbarwerdung Gottes in der Geſtalt der Geliebten? Iſt ſie etwas anders als eine

Wandlung des Himmliſchen in irdiſche Form? Iſt ſie etwas anders, als eine fromme Anbetung des Unſichtbaren vor dem Gnadenbilde ſeines Herzens?

Ich habe geliebt! ich habe dieſe Liebe gepflegt und großgezogen, ich habe ſie großgezogen wie eine Mutter ihr einziges Kind, mit Lachen und Weinen, bald bei ſchlafloſen Nächten und rothgewachten Augen, bald mit Singen und Trillern; ich habe dieſe Liebe auf meinen Armen getragen, an's Herz ſie gedrückt, ihr die Augen ſehnſüchtig geküßt, ich habe ſie genährt mit meinem Herzblute, und ſie gebadet im warmen Odem meiner Zärtlichkeit; ich habe ſie lallen gelehrt durch das Zuflüſtern des Koſens, und habe ſie gehen gelehrt an dem Gängelbande der Zuverſicht; ſie wuchs empor dieſe Liebe, und ſie wurde mein Alles!! — Da, als ſie groß war und mein Alles, da faßte ich ſie ſo recht in Arm und wollte meinen Blick tauchen in ihren Seelenquell, und mein Leben trinken aus ihrem Blick, und mein Daſeyn erkräftigen an ihrem Antlitz, und mein Ohr lauſchend legen an das Pulſiren ihres Herzens, da, — da, — da war ſie erſtarrt, kalt, leblos. Sie liebte mich nicht mehr. — Ich betrachtete die ſchöne Leiche der Liebe lang, lang, lang und ſchmerzlich, ich küßte die todte Lippe und ſenkte dieſe todte Liebe ein in den Sarg meines Herzens, und der Sargdeckel ſchlug zu und um den Sarg herum in mir iſt nun ein Haus der Trauer; des Lebens gold'ne Lichter ſind niedergebrannt in meinem Innern; herausgewunden ſind die Blumen aus meinem Leben; mein Daſeyn hat ſeine bunten Klänge ausgetönt; Sterne ziehen auf und nieder, und Frühlinge tanzen ihren Blüthenreigen um mich herum wie um ein verwittertes Grab. So wandle ich ſtill herum und trage den Sarg meiner Liebe und in ihm meine todte Liebe mit; und nur zuweilen in ſtiller Nacht mache ich mit ſchauerlicher Wolluſt den Sarg auf, und ſchaue mir die Leiche an, und nehme ſie heraus und küſſe ſie und ſchmücke ſie mit neuen Blumen, und lege ſie wieder ſtill hin und ſenke ſie wieder hinein in das finſtere Herz! Ach! ſie iſt aber nicht todt, ich hielt ſie lange dafür, aber ſie iſt es nicht! — Ich gieng hinab Abends in die Straſſe, und an der Theatinerkirche trat mir plötzlich die Huldgeſtalt meiner Geliebten entgegen, und ich bebte zuſammen im ſüßen Schreck, und ein gold'ner Tag überflog mein ganzes Weſen, und ich hieng an ihrem Anblick wie der Sterbende an dem Ton der letzten, kirchlichen Tröſtung. Da erwachte die Liebe in meinem Herzen, denn, ach, ſie war nur ſcheintodt; ſie erwachte und pochte in meinem Herzen an die Seitenwände und krazte an dem Sargdeckel, daß alles Blut aus den Herzadern ſchwoll und quoll, und das Herz gieng mir auf und die Liebe hob ſich neu belebt empor und ſtieg aus, und hieng ſich mit lebensgieriger Lippe an den Anblick der reizenden Geſtalt. Sie aber, die Heißgeliebte, war hinabgegangen und nur noch aus der Ferne ſah ich ſie, und die Dunkelheit legte ſich wie ein naſſes Gewand um den zarten Bau der Glieder bis ſie mir ganz unſichtbar wurde.

Ich aber ſtürzte aus der Straße hinaus, mir waren die Menſchenhäuſer und Häuſermenſchen zur Laſt, ich wollte allein ſeyn. Aber es ſchien, als ob die Straße ſich verlängerte, und mir zu beiden Seiten immer mit fortſchritte; je größere Schritte ich machte, deſto mehr ſchienen die zwei Häuſerreihen wie die Fühlhörner einer Schnecke ſich vorzuſchieben, und hohnlachend mir zur Seite mitzugehen.

Als ich hinaus kam, war das letzte Abendroth heruntergetropft, und rann durch die ſich ſchüttelnden Blätter hernieder. Ein weiſſer Nebel wälzte ſich von den Bergen hernieder, und rollte ſich über die Ebene hin, als wollte er ſie einhüllen in eine Baumwollendecke vor dem kalten Odem der Nacht. In mir aber war es ſtürmiſch, und ich hätte mit jedem Schritte die Erde unter mir wegſtoſſen mögen, und ein namenloſer Schmerz gieng wie ein Erdbeben durch mein Weſen, und ein kaltes Weh überſchauerte mein Herz wie der Herbſtwind einen Grabhügel, und ein langer rieſiger Jammer ergriff mich, und trug mich klagend duldend in die Höhe, und ich wickelte naſſes Gewölk um meine trocken glühende Stirne, ohne ſie zu kühlen, und ich ſchwamm in einem Meere von Licht, ohne daß mein Herz hell wurde. Da warf ich einen Blick hinunter in die Tiefe, in welcher die Erde, wie ein vom Himmel gefallener Stern, lag. Um die Erde herum aber loderte und ſpielte ein farbenloſes Feuer, und alle Winde fachten das Feuer an, und die Erde, die im Feuer ſich drehete, begann nach und nach zu erglühen, und immer tiefer drang die Lohe ein, und immer glühender wurde der Erdkern, bis er endlich gluthroth und durchſichtig entbrannt war, wie eine Lichtkugel, und die Locken der Wälder waren niedergebrannt, und die Berge ſchmolzen hernieder in das Endloſe, und nur die runde Erdnuß war durchglüht und ſchimmerte wie eine Feuerglaskugel zu mir empor. Ich aber konnte durch die ganze Erdkugel durchſehen, und ich ſah, wie in ihren erglühten Adern das Blut der Erde hinrollte, und ich ſah das Geäder der Quellen und Flüſſe entblößt vor mir liegen; ich ſah, wie die Pflanzen ihr Gift und ihre Arznei kochten, und ich ſah, wie die Vulkane ihr Feuer anfachten, und unterirdiſch unterhielten; ich ſah den Schwefel praſſeln, und das Gold heimlich ſich läutern. Aber immer glühender und immer röther wurde die Erdkugel, und erſchien immer verglaſeter. Da ſah ich die Erde durch und durch, und alle Todten lagen offen und ſichtbar und leuchtend da, und die ganze Erde war nichts als eine Schichtenlage von Todten, und ſie lagen alle da, und ich konnte ſie alle ſehen, und alle Gerippe waren transparent, und aus jeder Augenhöhle ſchlug ein Flämmchen empor. Und ich ſah die tauſend und tauſend Lebendigbegrabenen, die auf dem Antlitz lagen; und ich ſah Myriaden Kinder, die ihr Leben noch zu fordern haben von dem ewigen Vater; und ich ſah die Millionen Selbſtmörder, die noch krampfhaft die Hand aufs Herz gelegt; und ich ſah die tauſend und tauſend unſchuldig Hingerichteten, denen noch der Schmerz der Unſchuld um die Lippen zuckte, und ich ſah die unzähligen Opfer, die im Kerker verſchmachteten, und die noch an den erglühten Ketten lagen mit den todtgeweinten leeren Augenhöhlen! das Meer aber ſchien tiefroth, als wäre es nichts als dunkles Thränenblut, zuſammengeweint von allen den unglücklichen und jammervollen Menſchen, die je gelebt! In dieſem kochenden Purpurmeere ſchwamm ein dunkel erglühtes Felsſtück, und es war anzuſehen wie ein flammender Rubin, und die Blutwellen beſpülten das Felsſtück, und es wurde immer glühender und durchſichtiger; mein Blick durchdrang ſein Eingeweide, und in ſeinem innerſten Bruſtkern lag ein kleiner, gedrungener Mann, hellſtrahlend, mit ernſter Miene, und die Hand lag auf dem Herzen, in dem das edle Blut geronnen war, und die Wimper war herabgezogen wie zum Kommando einer Schlacht, und um den Mund ſpielte ein bitteres Lächeln, wie die Erhabenheit einer großen Reſignation. Und neben ihm lag ein kleiner Degen und ein dreieckiges Hütlein.

Das Feſt der Gräber zu München am Allerheiligentage.

Es kann kein ſchöneres, kein wehmüthigeres und kein heiligeres Feſt geben, als wenn der Menſch hinausgeht, um die Gräber ſeiner Theuern zu beſuchen, ihren Leichenhügel zu ſchmücken, ihren Denkſtein zu bekränzen und ihrem Andenken eine ſtille Thräne, einen geweihten Augenblick der Erinnerung zu ſchenken. Es iſt zugleich ein Feſt der Auferſtehung, denn aus jedem Grabe ſteigt das Andenken an ein geliebtes Weſen heraus und füllt die Bruſt mit ſüßem Weh, das Auge mit köſtlichen Thränen, und wickelt ſich um unſer Weſen mit einer namenlos wehmüthigen Empfindung, und erweckt in unſerm Herzen die ſtille Sehnſucht nach Ruhe, nach dem ewigen Frieden, das Heimweh nach einer höhern, reinern, beſſern, ſeligern Heimath! Wenn wir in inniger Rührung knien am Grabe einer zärtlichen Mutter, mit welcher wir das Kleinod der höchſten Erdenliebe eingeſargt haben; wenn wir die Urne eines milden Vaters in ſchweigendem Weh umfaſſen; wenn wir den kalten Stein mit Thränen benetzen, der uns liebende Geſchwiſter bedeckt; wenn wir den Hügel umklammern, der wonnige Kinder bedeckt, heimgegangen in den erſten Stunden des Frühroths; wenn wir das Grab mit heiſſen Thränen waſchen, welches die theuere Hälfte unſeres Lebens umſchließt, uns entrückt auf der Hälfte des Pfades; wenn wir aufgelöſ't in unendlichem Weh, die handvoll Erde mit glühenden Lippen berühren, die zwei Augen umhüllen, welche unſere Sterne im Leben, unſer Himmel im Daſeyn waren; dann, o dann, in ſolchen Augenblicken dünkt uns doch der herbste Schmerz nichts als ein Nachgeſchmack der Vergangenheit, und eine innere Tröſtung dringt als Vorgeſchmack einer ewig heitern Zukunft in unſer Weſen; alles Weh geht abendmatt in den Thränenwogen unter, und ſteigt an derſelben Stelle, wie die Sommerſonne im nördlichen Meere, in des Hoffnungsroths jüngſter Klarheit als ein neuer, lichtvoller Seelentag empor. In dem Momente, wo unſere Seele, aus der Nebelnachtſeite des Lebens, durch das ſchwarzgefärbte Glas des Todes, zur Sonne des ewigen Lebens aufblickt, ſind alle Gräber nichts als der lichtloſe Fußtritt dort wandelnder Freunde, nichts als die kurze Nachleſe eines irdiſchen Weh's, nichts als eine Liebesleiter, die uns im Fortgefühl des höchſten Liebens, an die Unendlichkeit, an die Ewigkeit knüpft!

Nur wenige Gottesacker in Europa können ſich an erhabener Schönheit mit dem Münchner meſſen, und es iſt ein großer und erhebender Anblick, zugleich oft auch ein ſcharf kontraſtirender, den bunten Markt des Lebens in den Garten der ſtillen Colonie ſich bewegen zu ſehen! Alle Gräber ſind mit Blumen geſchmückt, mit Lampen erhellt, und mit Kränzen umgeben. Einfache Grabmäler großer Männer ſtehen prunklos neben üppiggeſchmückte und herausgeputzte Mauſoleen reicher Banquiere, die ihren nichtigen Geldprunk noch in das Reich der Todten übertragen. Aber unter allen Monumenten der Zeit, unter allen Denkmälern, ſowohl unter denen, welche menſchliche Eitelkeit, als unter denen, die menſchliche Verehrung und Dankbarkeit unſterblicher Tugenden und Verdienſten errichtete, ehrt keines den Errichter in einem ſolchen Grade als der Grabſtein, welcher ſich im hieſigen Kirchhofe auf dem Grabe zweier Braſilianer befindet, Bruder und Schweſter, die hier ihren Tod fanden. Nach den Namen befinden ſich die einfachen Worte:

> „Der Heimath entrückt, fanden ſie Sorgfalt und Liebe
> „im fernen Welttheile, doch unerbittlich des Nor-
> „dens rauher Winter.“ „Errichtet von Caroline, Kö-
> „nigin von Bayern.“

Geſegnet ſey die fromme Königin, deren gemüthreicher Sinn die Menſchlichkeit in ihren zarteſten Rechten erfaßt, und ihnen, poetiſch-religiös, auf ſo edle Weiſe huldigt. Einſt, wenn die gnädige Hand des Allerbarmers einſammeln wird die Aſche aller ſeiner Kinder aus der Grabesbüchſe dieſer Erde, wird der einſammelnde Engel an dieſer Stelle ſtehen bleiben, und mit einem himmliſchen Lächeln den Namen der erhabenen Errichterin dieſes Steines leſen!

Ich legte in ſtiller Rührung ein paar Blumen auf das Grab dieſer fremden Wilden. Ach, wie viel tauſend Herzen ſind ſchon ſtille geſtanden in heimathloſer Ferne, deren Pulsſchlag kein lebendes Ohr belauſcht? wie viel tauſend Augen haben ſich geſchloſſen, die noch im letzten Brechen vergebens den Blick der Liebe, den Troſt des Mitleids, den Zuſpruch der Freundſchaft ſuchten? wie viel Hände haben ſich zum Letztenmale gefaltet, die nicht Mutterliebe gepflegt, nicht Vaterliebe gedrückt, nicht Verwandten- und und Freundestreue in die ihrigen genommen haben? wie viel tauſend Gräber zählt die Welt, die kein Andenken aufbewahrt, kein todter Buchſtabe bezeichnet, keine Erinnerung weiht, die heute von keinem Gedächtniß beſucht, von keiner Blume geſchmückt, von keinem Gebete geheiliget werden? Aber auch an dieſen Gräbern weht der Athem der allwaltenden Liebe vorüber, und dem ewigen Aufſeher des großen Erdengrabes iſt kein Grab unbekannt, und er hat ſie alle eingezeichnet in ſeinem Buche der Liebe, und er ſendet heute auch unſichtbare Engel und tröſtende Geiſterſtimmen an die Gräber der tauſend und tauſend in der Fremde Geſtorbenen, und ſie wehen ihnen zu die Grüſſe der fernen Getreuen, und ſie träufeln in Tautropfen auf ihre einſamen Gräber die bittern Thränen der von ihnen getrennten Lieben, und ſie zünden ihnen an das Seelenlicht der ewigen Hoffnung, daß ſie alle einſt eingeſammelt werden in den Schoos der Ihrigen und in den Schoos der unerſchöpflichen Gnade, Amen!

Humoriſtiſches Reiſeperſpektiv.

(In Briefen an Sie.)

Erſter Brief.

„Il mare, la terre, le sphere
Parlan del tuo potere!“

Bad Kiſſingen.

Daß im reizenden Ton heiterer, einfacher und ermunternder Reiſepoſttöne ein lebendiges, inniges Entzücken brauſend ertönt, iſt offenbar häufig anerkannt, noch nie aber glänzender, erſchöpfender, lebendiger, treuer, einfacher, natürlicher dargeſtellt, in Einkleidung ſo einfach zauberiſch, ein intereſſantes Lebensgemälde erſchienen, nie, als natürlich graziös es bei einem Thümmel einfach trefflich erſchien. Ihm offenbart hohe allesumfaſſende Natur namenloſe Anmuth; große Empfindungen, draſtiſche Erfindung neben komiſchen Einfällen machen es immer neu!

Es iſt daher ſehr ſchwer, meine Liebenswürdige, noch immer Reiſeſkizzen und Reiſenotizen zu ſchreiben. Die Reiſeabentheuer ſind auch ſo ſpärlich, daß ich unſere Luſtſpieldichter gar nicht begreifen kann, wie ſie ihre ſchönſten Intriguen in Gaſthöfen auf Poſtkutſchen anſpinnen und ausſpinnen laſſen! Weiß der liebe Himmel, ich habe mein Lebtag die Welt genug in Eilwägen und auf Zauderer-Hauderer und auf Extrapoſt und zu Fuß durchgemacht, ich habe in großen Gaſthäuſern und auf Alpenhütten und in Dorfſchenken übernachtet, aber nie, auch nicht ein allereinzigſtes Mal ſtieß mir auch nur das geringſte Abenteuer auf. Keine Geliebte kam plötzlich herein, kein Stubenmädchen hielt mich für einen andern, kein verkleideter Liebhaber hielt mich für einen Nebenbuhler, kein gebrochenes Rad warf eine Dame in meine Arme, kein amerikaniſcher Onkel überraſchte mich, keine unglücklich liebende Wirthstochter warf ſich in meinen Schutz, auch nicht einmal eine armſelige Feuersbrunſt führte mir eine halb enthüllte Grazie entgegen, kurz es begegnete mir auch nicht ein einziges Abenteuerchen, wofür ein Buchhändler auch nur zwei Groſchen gegeben hätte, wenn ich es hätte drucken laſſen wollen! und ich bin doch, beim Zeus! ein Kerl, der ſeinen Siegwart geleſen hat, der mit Lafontaine's Helden auf der Poſt gefahren iſt, und mit Clauren's Helden Auſtern gegeſſen hat, daß einem das Waſſer in den Mund lief! Es iſt zu arg! Dieſesmal aber, meine Reizende, ſchwör' ich bei der Philoſophie des Dey's von Algier, welcher jetzt in Livorno Schiller's Reſignation ins Afrikaniſche überſetzt:

„Des Lebens Dey blüht einmal und nicht wieder!"

Dieſesmal, meine Angebetete, kehre ich nicht zurück, ohne daß ich irgend ein Abenteuer beſtand. Ich habe im Voraus vier und zwanzig Gedichte an alle mögliche Reiſeſchönheiten mitgenommen, und am gehörigen Ort applizirt, müſſen ſie Wirkung machen, oder ich will all mein Lebtag in Karlshuld die Natur bewundern! Strafe haben Sie ohnehin verdient, meine Theure, dafür, daß Sie meinten, wir glaubten, die Damen könnten einem Gedichte von uns nicht widerſtehen, und zur Strafe werde ich Ihnen meine Abenteuer ganz wahr mittheilen. Noch weiß ich aber nicht, von welcher Art es ſeyn wird, denn aufrichtig geſprochen, ſchreibe ich den Anfang meines Reiſeberichts noch in München, in meinem Moritz-Ruh. Aber da ich meinen Poſtſchein bis Nürnberg ſchon in der Taſche habe, für welchen ich dreizehn Gulden bezahlte, ſo wußte ich nicht, warum ich nicht für dreizehn Gulden Abenteuer auch antizipiren ſollte? Zum Ueberfluß weiß ich noch, daß morgen noch ein Mädchen aus Reichenhall mitfährt, was bedarf es mehr um ein Abenteuer fertig zu ſchmieden? Ein Mädchen, ein Poſtwagen, ein Dichter, und ein Weinreiſender findet ſich ganz gewiß noch dazu, das ſind alle vier Elemente des Abenteuers beiſammen. Das Mädchen macht die Luſt, der Wagen die Erde, der Dichter das Feuer und der Weinreiſende das Waſſer! alſo friſch angefangen: „Erlauben Sie!" ſagte ein Stimmchen ſo zart, wie das Sotte voce einer Fodor, und dieſem Stimmchen folgte ein Figurchen in dem Wagen, und ein Füßchen ſchob ſich zwiſchen uns durch, ein Füßchen, ha! ein Füßchen, welches man geſehen haben muß, um es ewig wieder zu ſehen. Das Mädchen ſetzte ſich in den Fond-Winkel, mir gerade gegenüber; und unter dem Hut blitzten ein paar Augen hervor, die auch einen Menſchen, der nie dichtete wenigſtens zu einem Madrigal entzückt hätten, geſchweige denn nun gar mich, mich privilegirten Galanterie- und Liebes-Bazar-Verfertiger! ich ſchlug züchtiglich die Augen nieder, wie es dem Sohne der keuſchen Muſen geziemt, und ſann eben darüber nach, ob ich das Geſpräch mit einem: „Aber dieſe Hitze!" oder mit einem: „Sie ſitzen doch bequem?" eröffnen ſollte. Denn die möglichen Folgen dieſer zwei Fragen ſind ſehr verſchieden. Das: „aber dieſe Hitze!" iſt ein Luftwurf, ſie konnte oder konnte auch nichts darauf erwiedern, es wäre aber von meiner Seite auch nicht verfänglich geweſen; das: „Sie ſitzen doch bequem?" aber, mußte eine Definitiv-Antwort nach ſich ziehen. Sie mußte doch wenigſtens erwiedern: „o ja!" o ja aber ſind drei Selbſtlauter, die von großer Conſequenz ſeyn können und oft eine endloſe Kette von Mitlautern nach ſich ziehen. Wer weiß, wie lange ich noch darüber nachgedacht hätte, wenn unſer Weinreiſende nicht dem Dinge ein Ende gemacht hätte, indem er unternehmend und anmuthig zugleich, wie alle Weinreiſende überhaupt, gleich nach der Hand des Mädchens, wie nach einem Pfropfenzieher geangelt hätte und mit weicher Stimme, wie Laubenheimer, ausgerufen hätte: Auf der Reiſe iſt es immer gut, wenn man einen Engel mit hat!"

So meine Theure, könnte ich meinen Roman fortſpinnen, aber nein, ich will aufrichtig ſeyn. So war es nicht. Sehen Sie, ich ließ mich bis nach Nürnberg einſchreiben, aber ſchon in Ingolſtadt änderte ich meinen Entſchluß und ließ mich nach Würzburg einſchreiben. In Gunzenhauſen erfuhr ich, daß mein verehrter Freund, der Graf von D. auf ſeinem Gute Altmühl iſt, und ich verließ die große Straße, um dieſen langentbehrten wieder zu ſehen. Die Penaten dieſer freundlichen und äuſſerſt geſchmackvollen Beſitzung nahmen mich gaſtlich auf; die reizende Umgegend iſt entzückend, das Schloß bietet die mannigfachſte lieblichſte Ausſicht dar, und nie iſt ein „Beatus ille“ paſſender angebracht worden, als an der Decke des äuſſerſt eleganten Salons in dieſem Schloſſe. Wir ließen die Heerſchau verfloſſener Stunden aus dem Gedächtniß herausſteigen, und da jede Erinnerung mich wieder zu Ihnen führt, ſo ſchreibe ich Ihnen von hier aus dieſe Zeilen. Die Ueberſchrift: „Bad Kiſſingen“ iſt alſo bloß ideale Idee; da ich mich ganz meiner Phantaſie überlaſſe, ſo weiß ich nicht, woher meine nächſten Zeilen an Sie datirt ſeyn werden.

Bis dahin möge jeder Lufthauch Ihnen zuwehen, mit welcher Sehnſucht ich zurückdenke an die Stadt, die Sie, meine Holde umſchließt! Mein Entſchluß iſt nun entſchieden, ich nahm nämlich in Gunzenhauſen geſchwind Extrapoſt, langte in einem „Trara!“ in obwaltender Hitze am Nachmittage in Anſpach an. Die Einſamkeit iſt namentlich bei irretablen Liederſöhnen die beliebteſte, erwünſchteſte Gefährtin, liefert eifrig im Tagwachen entzückende Träume, malt im Clairobſkur hin im Moment magiſch erfundene Reize. Gewiſſe Empfindungen, die ein nachträgliches Koloriren erheiſchen, malt Einſamkeit immer neu. Haß oder Liebe dichten einſam süßer, elegiſcher, entwickeln lautere Empfindungen. Das unruhige Herz empfindet regſamern Zauber, miſcht Einſamkeit ihm nur eine ſüße Hoffnung, ein reizendes Zwiſchenſpiel entfernter Nebelgeſtalten. —

So überließ ich mich denn auch den Gauckelbildern der Phantaſie, welche mir Ihr Bild, meine Theuere, vorführt und nur der Poſtillon, der entweder keine Theuere oder keine Phantaſie hatte, unterbrach mich zuweilen mit einer Bemerkung über Pferde-, Wagen-, Weg- und Fütterungsangelegenheiten. Ich muß geſtehen, daß man in Bayern auf die höflichſten Poſtbeamten ſtößt und überall ſogar mit den Bei-Chaiſen zufrieden ſeyn kann. Ich hatte blos das Unglück, von Anſpach bis Würzburg ein lahmes Pferd zu bekommen, welches ich für eine ungeheuere Ironie auf meinen Pegaſus hielt. Die Sonne war eben daran, hinter die weſtlichen Bergſpitzen zu ſinken, und warf nur eben noch den letzten kokettirenden Lichtblick über die herrliche Gegend, als ich von Bergel wegfuhr; ich war in einer ſolchen Stimmung, in der man gerade aufgelegt iſt, die ganze Menſchheit zu umarmen, das werden Sie mir, meine Holde, wenigſtens zur Hälfte glauben.

Ich hatte eben Jean Pauls „Kunſt ſtets heiter zu ſeyn“ aus der Hand gelegt, und dachte über die Worte nach:

„Menſch, ſchaue, aber fühle nicht bloß!“

„Ja, ſchauen!“ rief ich aus, ich ſchaute das heitere Blau des Himmels an, als wäre es Ihre Augen, ich ſchaute die zarte Abendröthe, die von den Bergen herabzitterte, an, als wäre es Ihre Roſenwange, kurz, ich war ganz im Schauen vergeſſen, als eine Stimme mir guten Abend wünſchte. Es war ein allerliebſtes, niedliches Mädchen, welches zu Fuße nach Uffenheim wanderte, und der Poſtillon fragte: „Erlauben Euer Gnaden, daß ich ſie mitnehme?“ Nun wiſſen Alle, die mich kennen, daß ich glaube, ein ausſchließendes Recht zu haben, die Leute mitzunehmen. Mehr aber noch, als die Worte des Poſtillons, baten die zwei ſchwarzen Augen der Fußgängerin. Nun ſagte zwar Jean Paul: „Menſch, ſchaue, und fühle nicht bloß!“ Ich war aber dennoch ſo frei zu fühlen, das heißt zu fühlen, daß der Spruch: „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſeye," wahr iſt. Der Poſtillon machte Anſtalt, ſie neben ſich ſitzen zu laſſen; und allerdings war der Poſtillon auch ein Menſch, der allein war, und der Spruch kann eben ſo gut heiſſen: „Es iſt nicht gut, daß der Doktor allein ſeye!" als auch: „es iſt nicht gut, daß der Poſtillion allein ſeye!" Ich hatte alſo kein Recht, den Poſtilljon um ſeine Geſellſchaft zu bringen. Allein da die Gottesgelehrten ſchon hinlänglich bewieſen haben, daß man aus der Bibel alles herauskommentiren kann, was einem eben recht iſt, ſo folgerte ich auch Folgendes. Es heißt nämlich im Urtexte noch ferner:

„Ich will ihm eine Gehülſin machen, die gegen ihn ſey."

Nun läßt ſich doch nicht annehmen, daß ſchon die erſte Gehülſin gegen den Mann war, ſondern es iſt damit gemeint, die ihm gegenüber, oder vis-à-vis ſey. Es war alſo aus der Bibel erwieſen, daß ich das Mädchen mir gegenüber ſitzen laſſen mußte. Ich nahm alſo meinen Reiſeſack, der auf dem Rückſitze lag, legte ihn neben mich hinauf, und ſagte zu dem noch immer unentſchloſſenen Mädchen: „O Sie können ſich da hereinſetzen."

Bald ſaß auch die neue Bekanntſchaft mir gegenüber, der Poſtillion ſchien zwar etwas unzufrieden und wir rollten weiter in den Abend hinein. Ein Feld, auf dem eben Korn geſchnitten wurde, bot mir ein Feld dar, um mein Geſpräch's Korn auszuſtreuen, und mein Korn brachte zehnfache Saat hervor; ich wußte bald, daß ſie eine Profeſſioniſtentochter aus Uffenheim iſt, die ſich in Bergel verſpätete, und die in Anſpach einen Bräutigam hat. Das Mädchen und der Abend waren hübſch und milde, fromme und milde Gedanken ſtiegen in mir auf, ich dachte nämlich: „Saphir, du mußt die Menſchen doch nicht immer gegen Dich haben, Du mußt trachten, ſie auf Deine Seite zu bekommen!“ Es handelte ſich nun darum, wie ich meinen Reiſeſack von meiner Seite fort und das vis-à-vis an meine Seite her bringe, ohne den Reiſeſack und meine Würde zu verletzen. Allein ein Genie hilft ſich! Ich hatte nämlich ein ſehr ſchönes Thal im Rücken, und indem ich mich umſah, bemerkte ich ihr, daß ſie die ſchönere Ausſicht habe, und im Nu ſaß ich neben ihr auf dem Rückſitze und betrachtete die Gegend. Ach, wenn nun in dieſem Augenblicke ein Münchner-Redakteur vorübergefahren wäre, und hätte ſeinen Bazar-Redakteur mit einem Bauernmädchen auf der Extrapoſt fahren geſehen, beide auf dem Rückſitze, und im Fond des Wagens nichts, als ein Reiſeſack! welch ein Stoff zu einem anmuthigen Artikel!

Nachdem ich dieſes Thal nun ſattſam anſchaulich bewundert hatte, ſagte ich: „Nun kömmt wieder eine ſchönere Gegend vor uns!“ ſetzte mich wieder hinauf und zog ſie mit, indem ich meinen Reiſeſack, mit einer philoſophiſchen Verachtung meiner irdiſchen Habe, von meiner Seite ſtieß.

So haben Sie mich denn, meine Reizende, an der Seite eines ſchönen Mädchens, im engen Wagenraume ſitzend, in die Nacht hineinfahrend, und ich erzähle bis zur nächſten Poſt nichts weiter und laſſe Sie in peinlicher Neugierde, zur Strafe, weil Sie ſcherzhafter Weiſe die Allumfaſſenheit meines Herzens ſo ſehr zu rühmen wußten.

Wenn es wahr iſt, daß Pauſen Gedankenſtriche ſind, ſo war die Pauſe zwiſchen meinem letzten Briefe und dem jetzigen wohl lange genug, um vielleicht wohl einen Strich durch Ihre Gedanken, meine Holdſelige, zu machen. Sie ſahen mich in meinem letzten Briefe zwiſchen Mondſchein und einem hübſchen Mädchen in die liebe Welt hineinfahren. Ich hätte nun Gelegenheit Ihnen viel Rührendes und Poetiſches über meine felſenfeſte Treue, über meine philoſophiſche Stoa zu ſagen, ich könnte alle Sterne, den Jupiter, den Sirius, und ſogar den großen Bär zu Zeugen rufen, daß der Mond nie einen ruhigern Poeten beſchien, als gerade mich zwiſchen Bergel und Uffenheim, daß ich den lieben Mond ſo pflegmatiſch anſah, als wäre er eine Apfelſinenſcheibe bei einem Berliner Kanditor; allein Sie würden ja doch Ihre Zweifel hegen, und da Sie vielleicht Mad. Weiſſenthurn's „beſchämte Eiferſucht" nicht geſehen haben, ſo würden Sie doch immer noch einigen Zweifel in meine Kälte oder in meine Wärme ſetzen, und es iſt beſſer, ich ſchweige ganz über das zarte Kapitel, ſo wie über die Trennungsſcene und über die Art und Weiſe, wie die auf Extrapoſt fahrende Fußgängerin von mir ſchied; und ich erzähle Ihnen ſogleich, daß es bald Morgen wurde, als ich in Würzburg unter den Flügeln des Schwans abſtieg und mich ſogleich in die Federn dieſes Schwans, die leider Gottes Alles nur keine Schwanenfedern waren, begrub. Die Sonne guckte ſchon ganz hoch in mein Zimmer, welches eine ganz angenehme Ausſicht auf den Main und auf die jenſeits deſſelben liegende Feſtung darbot, als ich meine Augenlieder und nach und nach mich ſelbſt erhob. Ich öffnete meine Thüre und wäre bald wieder eingeſchlafen, denn neben mir wohnten zwei reiſende Engländer, die eben auch ihre Thüre öffneten, und ich kann keinem Engländer in's Geſicht ſehen, ohne ſchläfrig zu werden; jedoch ermannte ich mich bald wieder, rieb mir die Engländer aus den Augen, und wanderte durch die Stadt hinaus auf das Käppele (ein ſogenannter Berg), und überſah die Stadt, die eine noch romanteriſchere Lage hat als die meinige in der letzten Nacht zwiſchen Mondſchein und Mädchenherzen war. In einem fruchtbaren Thale liegt die Stadt wie eine Nymphe, hingelehnt an den Mainſtrom, der wie eine ſilberne Ceinture ſie durchgürtet. Der Main ſcheint die Fußwaſchung der Berge da mit Wohlgefallen vorzunehmen, und die Berge, die mit dem üppigſten Traubenmantel bedeckt ſind, ſchlieſſen einen liebenden Kreis um die Stadt, die mit ihren herrlichen Thürmen einen reizenden Anblick gewährt. In den Straßen ſelbſt war es an dieſem Tage öde und ſtill, denn die Hitze war unerträglich, und ich glaube, in ganz Deutſchland mag es nicht ſo heiß ſeyn, als hier, wo die Sonnenſtrahlen ſich glühend in dem Thalkeſſel konzentriren. Manchem vornehmen Mann, der hierher verſetzt wird, wird auch das Leben ſehr heiß gemacht. Was den Fremden beſonders anzieht, iſt die prachtvolle und impoſante Reſidenz, zu welcher der Fürſt von Schönborn im Jahre 1720 den Grundſtein legte. Es iſt ein eben ſo impoſantes als prachtvolles Gebäude. Unter den vielen prachtvollen Sälen und Zimmern zeigt man vorzüglich den ſogenannten „Marmor- oder Kaiſerſaal,“ deſſen Größe und Verhältniſſe allerdings prächtig zu nennen ſind. Ein meiſterhaftes Deckengemälde von Tinpolo, die in Würzburg ſtattgefundene Vermählung des Kaiſers Friedrich des Rothbarts (Barbarossa) vorſtellend. Eines Lächelns konnte ich mich bei der Idee doch nicht enthalten, daß die Venus die Braut vom Olymp bringt und ſie ſogleich an das Miniſterium überliefert; es wird der guten Braut bei dieſem Quartierwechſel ein wenig gefröſtelt haben! Der Künſtler mag auch ſelbſt gelächelt haben, denn daß er ſeinen künſtleriſchen Satyr eben ſo beſaß, wie alle Künſtler, beweiſ't mir eine fauniſche Seitengruppe, welche ſelbſt Venus pandemos nur mit Erröthen ſehen könnte, und die geradezu zu einer Vermählung den wehmüthigſten Abſtand bildet. —

In einem andern Zimmer zieht ein Bett die Aufmerſamkeit aller Neugierigen auf ſich; ein Bett, in welchem die größten Regenten ſchon geſchlafen, ſogar geruht haben ſollen. Friedrich der Große, Napoleon, der ruſſiſche Kaiſer u. ſ. w.

Mir blieb dieſes Bett ganz gleichgültig. Ach, meine Theuere, was iſt der Menſch ein Narr, ein kurzſichtiger, blöder Thor, ein Kind! Sehen wir denn nicht täglich das große Bett, die Erde, in welchem alle Kaiſer und Könige ſchlafen und alle Päbſte und alle Bettler dazu, und alle Dichter und Künſtler, und dieſes Bett ſteht von Ewigkeiten fertig und wird doch alle Augenblicke friſch gemacht, und dieſes Bett hat eine große Gardine: den Himmel, und eine Tagslampe: die Sonne, und eine Abendlampe: den Mond, und Millionen Allerſeelen-Lichter: die Sterne, und wir ſtehen das ganze Jahr, im ganzen Leben immer mit einem Fuße in dieſem Bette, und die Kaiſer und die Könige, die da ſchlafen, laſſen uns ruhig neben ſich legen, und dieſes große Bett ſehen wir des Sommers bedeckt mit der grünen Damaſtdecke, und des Winters mit der Hermelindecke, und wir Menſchenkinder, oder vielmehr wir Kindermenſchen denken nun am Ende dieſes Allerweltbettes gar nicht, und gaffen ein paar ſeidene Kiſſen an, auf denen ein paar ſorgenvolle Häupter ein paar vielleicht ſchlafloſe Stunden zugebracht haben!

Wir verlaſſen, meine Reizende, dieſe impoſante Reſidenz, nachdem wir noch einmal dieſen Platz, den würdigen und herrlichen Präſentirteller dieſes architektoniſchen Juwels, bewundert haben, gehen an das verfallene Haus Barbaroſſa's vorüber und machen einen kleinen Beſuch in dem „Harmoniegebäude," in dem ein Verein der gebildeten und gewählten Geſellſchaft Würzburg's ihr Lokal hat, und deren Zweck geſellige Unterhaltung, und eine fortlaufende Bekanntſchaft mit der Oeffentlichkeit, Literatur und Kultur überhaupt iſt.

Die Leſeanſtalt, die Sie hier ſehen, der Reichthum der Journale uud periodiſchen Hefte ſowohl, als die höchſt zweckmäßige Einrichtung und das treffliche Arrangement, übertrifft ähnliche Anſtalten in München, Berlin und Frankfurt a. M.

Ein oval-runder Saal mit zwei Gallerien, auf einer antiken Säulenordnung ruhend, iſt eben ſo geſchmackvoll als prächtig, und ich bedauerte nur, dieſen Saal nicht von den Würzburger Schönen gefüllt, und ihre Augen aus den faſt zu überladenen Spiegelreihen zurückſtrahlen zu ſehen. Nicht wenig war ich verwundert, zu hören, daß in dieſem Vereine kein Iſraelite aufgenommen werden darf; ein Zug, der mich von den eben ſo biedern als gebildeten Würzburgern nicht wenig in Erſtaunen ſetzte, und man wird faſt verſucht zu glauben, daß in dieſem Punkt der Verein nicht eine „fortlaufende Bekanntſchaft mit der Kultur, die fort- und davonläuft" bezweckt. Es iſt merkwürdig, daß eine Stadt, die ſo ganz von

Wein und Weinbergen lebt und umgeben iſt, den Weinberg des Herrn doch noch nicht recht bearbeitet hat.

Nun noch einen kleinen Augenblick reichen Sie mir Ihren Arm, meine Theure, um einen kleinen Spaziergang in den Hofgarten zu machen, wo ſo eben Militärmuſik iſt. Der ſchönſte Vorzug dieſes Gartens iſt wohl der, daß eine Menge Nachtigallen in ihm niſten; ich war gerade heute nicht recht glücklich, denn es ſchien nicht als ob die ſchöne Welt ſich heute verſammelt hätte. Es wäre ſchade, wenn die lieblichſten Sänger des Hains, die Nachtigallen, von dieſer lärmenden Muſik verſcheucht würden, und das kann ich als gewiß prophezeien, denn die zarte Philomele kann das Toben der Blechinſtrumente nicht ertragen; und für wahr! die Beſucher des Schloßgartens hätten in dem leeren Schall eines Abends einen ſchlechten Erſatz für die ſüße Klage und für den ſüßen Sang der fortgeſchreckten Nachtigallen.

Machen wir noch einen kleinen Ausflug nach dem „Platzgarten," das iſt ein ſchöner Garten, wo viel Platz für die Sonne iſt, und nur neben Ihnen, meine Holde, iſt man da in Schatten geſetzt. Da oben ſehen Sie auch „den letzten Hieb," auch ein Vergnügungsplatz der Würzburger, von welchem ſchon mancher einen Hieb wird davon getragen haben, der nicht der erſte und nicht der letzte war.

Nun aber eile ich zu meinem gaſtlichen „Schwan“ zurück, das iſt ein Vogel, den ich jedem Reiſenden empfehlen kann unter ſeinem Fittige auszuruhen; man iſt und ißt ſehr gut da, wird freundlich bewirthet, und ſelbſt der oft unfreundliche letzte Schwanengeſang: die Rechnung iſt hier moderato assai.

Mein ſteter Reiſegefährte, der Mond, ruft mich ſchon zur Abreiſe. Sein Horn und das Horn des Poſtillons locken, ich werfe mich in den Wagen, und morgen früh hoffe ich in Kiſſingen den erſten Becher Ratkotzy auf Ihr Wohlſeyn zu leeren. Bis dahin, gute Nacht!

Die aufgehende Sonne vergoldete gerade die Bergesſpitzen, als ich in das Thal hinabfuhr, in welchem das Städtchen Kiſſingen liegt. Die fränkiſche Saale flatterte wie ein ſilbernes Band durch den fetten Wieſengrund und die Hügel und Berge ringsum bildeten ein romantiſches Ganze. Bevor ich noch in das Städtchen gelangte, ſah ich rechts den Kurſaal liegen, links die beiden Partien des Kurgartens und in der einen den Ragotzy- und den Pandurbrunnen. Unſer Jahrhundert, meine reizende Freundin, iſt an nichts ſo überſchwenglich, als an Badereiſenden. Es gehört nun einmal zum Ton ein Bad oder einen Brunnen zu beſuchen, und ein großer Theil unſerer Damen haben eigene Bade-Nerven, die es durchaus erheiſchen, daß ſie in's Bad gebracht werden. Während die Nord= und Küſtenländer mit einer wahren Wuth ſich in die See ſtürzen und den heißerſehnten Wellenſchlag mit Ungeduld erwarten, begnügt ſich der Südländer mit Mineral= und Saalbädern, mit Trink= und Waſſerkuren. Auf jeden Fall ſind ſolche Badereiſen der Geſundheit zuträglich, denn nützen ſie auch den Frauen wenig, ſo kann ſich doch der Mann zu Hauſe indeſſen von ſeinen Leiden erholen. Der Ton, der in den größern deutſchen Bädern herrſcht, iſt gerade der, der in den größern deutſchen Städtchen herrſcht. In Baden bei Wien herrſcht der ungezwungenſte und geſelligſte Ton, gerade ſo wie in Wien ſelbſt; man iſt fröhlich und zuvorkommend, hingebend und theilnehmend. In Baden=Baden kann man, wenn man will, recht angenehm ſeyn, weil die Gäſte ein Quodlibet aller Nationen ſind, und man ſich unter ſie miſchen oder von ihnen entfernt halten kann, wie man will. In Karlsbad hat man aufgehört auf einem Kurplatz zu ſeyn, hier herrſcht eine eben ſo ſteife Etiquette, ein Jagen nach Putz und Luxus, wie in den Salons der Reſidenz, der Charakter des Badeortes iſt ganz verloren gegangen In Pyrmont drückt einem der hannövriſche Adel, mit ſeinem ſchlecht lithographirten Facſimile engliſcher Manieren, mit ſeiner leeren Hoffahrt zu Boden; in Doberan muß man durchaus ſechzehn Mecklenburger Ahnen und eben ſo viele Mecklenburger Pferde haben, muß von „Vollblut" und „Halbblut" plaudern können, ſonſt iſt man verloren, oder man muß zu dem elenden Spiel ſeine Zuflucht nehmen. In Travemünde, welches eines der reizendſten Seebäder iſt, dominirt der Lübecker Senatorismus; ganz Lübeck iſt in Travemünde, und iſt man kein Lübecker, ſo iſt man eine Nulle, wenn man nicht anders in den Seekrabben ſeinen Troſt findet. Ueberhaupt iſt es in allen Bade- und Brunnenorten ſchlimm, wo der gröſte Theil der Gäſte aus Einwohnern ein und deſſelben Ortes beſtehen. Ein jeder ſcheuet ſich eine Badebekanntſchaft anzuknüpfen, die er doch nachher in ſeiner Stadt fortzuſetzen durch Verhältniſſe verhindert iſt. In einem Badeorte, wo der Zuſammenfluß von Fremden groß iſt, nähert man ſich gegenſeitig ſorglos und unbefangen, betrachtet die Aproposbekanntſchaft als ein Mitelement der Kur, welches man nachher nicht wieder findet. Eine große Klage in allen Bädern, eine allgemeine, die mir noch in allen Bädern vorkam, iſt die, daß ſich der Adel und die Patrizier von den bürgerlichen und von ſonſtigen loſen Gotteskindern entfernen, zurückziehen und dadurch, ſo was man ſagt, eine Gêne in der Geſellſchaft entſteht. Es iſt nicht wahr, ſie ziehen ſich nicht mehr zurück, als ſie es überall thun, es iſt in Badeorten nur bemerkbarer, weil wir den Adel ſo unter uns herumwandeln ſehen und ihn immer mehr zu Auge bekommen. Aber glauben Sie mir, meine Theure, die Adelichen ſeufzen unter ihrer adelichen Langeweile noch viel mehr als wir unter der bürgerlichen Langeweile. Der ganze Unterſchied iſt der, der Adel gähnt inwendig, wir gähnen auswendig. Daß ſich die Badegäſte aber nicht unterhalten, iſt ihre eigene Schuld, man laſſe den adelichen Gäſten allen Reſpect, und alle Achtung, die man ihnen und ihrer Stellung ſchuldig iſt, aber der Reſpekt arte nicht ſo weit aus, daß man ſich, mit Reſpekt zu melden, aus Reſpekt langweile! Man laſſe ſich nur nicht geniren, und thue ganz ungezwungen, was einem die Phantaſie eingiebt. Aber da iſt unſere deutſche Unbeholfenheit wieder; dem gebildeten Adel fällt es vielleicht gar nicht ein, daß ſich ein Anderer ſeinethalben geniren ſoll, aber der Deutſche genirt ſich, es laſtet auf ihm, weil von Jugend auf ſeine rothen Herzkammern mit Ariſtokratismus ſpaliert wurden. Wie leicht iſt es mit einer Badegeſellſchaft ſich zu unterhalten, wenn ſie das Savoir faire beſitzt. Ich kam im Jahre 1829 nach dem Seebade Swinemünde; an dreihundert Badegäſte ruderten da an der Galeerenbank der Langeweile, und unter ihnen die geiſtreichſten Menſchen, dir liebenswürdigſten Frauenzimmer. „Ums Himmelswillen!“ rief ich aus, „gebraucht ihr die Langweilkur?“ — „Ach, Sie wiſſen nicht, lieber Saphir,“ hieß es, „es ſind hier ſo ein paar vornehme Herren und Damen, die ſcheiden ſich ſo ab, und es kommt gar nichts zuſammen!

Am andern Tage ſchon hatte ich es weg, daß die vornehmen Herrn und Damen die vornehmſte Langeweile hatten, die es nur geben kann. Dabei waren es die liebenswürdigſten und humanſten Menſchen, ſie klagten mir daſſelbe, die Badegeſellſchaft weiche ihnen aus. Ich ſagte der Badegeſellſchaft, da ich einige Zeit dableibe, ſo gedenke ich mich gar nicht geniren zu laſſen, und weder hohe noch geringe Langeweile zu leiden, ſie möchten mir nur behülflich ſeyn zu unterhalten, ſo unbefangen zu thun als möglich, und von allen fremdartigen Elementen keine Notiz nehmen. In drei Tagen hatte ich meine Badegeſellſchaft ſo flott gemacht, wir waren ſo herzlich vergnügt, hatten alle Tage andere Partien und ländliche Feſte, geſellige Spiele im Saale, und Schäfermaſkeraden, daß vierzehn Tage wie ein Traum vorübergiengen, und Niemand war mehr von den Adelichen genirt, die zwar keinen Antheil an dieſen Unterhaltungen nahmen, aber doch von einer gewiſſen Ferne lüſtern zuſahen, während ſie ihre Doſis Langeweile unter ſich repartirten.

Ausflug nach Berchtesgaden.

„Wir gehen heute Abend nach Berchtesgaden,“ ſagten einige Freunde, indem ſie des Morgens ohne allen Reſpekt vor der goldmäuligen Muſenfreundin Aurora, in mein Zimmer traten, und mir die ſchönſten Morgenträume und mit ihnen die ſchönſten Hoffnungen und Huldgeſtalten verſcheuchten; „wir gehen heute Abend nach Berchtesgaden, und Du, poetiſcher Seebär, der Du dich immer im Flachland herumtreibſt, mußt mit, Du mußt unſer Hochland ſehen, unſere Berge müſſen dich bergen und unſere Seen mußt Du ſehen. Alſo friſch, erhebe deine zarten Gliedmaſſen und mache dich reiſefertig!“ Ich ſchlug die Bettdecke zurück, die Augen auf und die Hände zuſammen; vor mir ſtanden der Empfindſame, der Praktiſche, und der Zarte. Vergebens ſtellte ich ihnen vor, daß mich eben ſo viel zarte als empfindſame und praktiſche Bande und Bänder, Fäden und Seile an das traulichliebe München bänden. Es half nichts, ich mußte verſprechen, mitzukommen. Meine

Augen ſuchten Abends im Theater vergebens die Holdſelige, um ihr wenigſtens mit einem klagenden Blick ſagen zu können, daß ich ein Meer voll Wonne, ihren Anblick verlaſſen ſoll, um einen See zu ſehen, ſie war nicht da! Ich ſaß da wie eine Bildſäule der Reſignation; Dlle. Scherzer hatte kaum den letzten Sprung gemacht, als ich den erſten aus dem Theater machte, um noch ſchnell unter den Flügeln des „goldenen Hahns" eine Stärkung zu den romantiſchen Reiſegenüſſen zu mir zu nehmen und die drei alliirten Wagengefährten aufzuſuchen. Sie waren ſo eben dabei, alle vier Elemente zu erſchöpfen, das heißt, ſie ſaßen bei Michel und tranken Punſch, der, nach Schiller, ein geſelliger Verein der vier Elemente iſt.

Die Glocke brummte eben eilf vom nahen Kirchthurm, — hier ſieht der Leſer, daß ich ſehr romantiſch werden könnte, denn mit den Worten: „die Glocke brummte eben u. ſ. w. kann man füglich eine Räubergeſchichte oder ein Geiſtermährchen oder ein Melodrama beginnen; allein fürchte nichts, liebe Leſerin, es kömmt gar nichts Grauenerregendes vor. Die Glocke brummte, und der Kutſcher brummte auch, daß er ſo lange halten mußte, ich brummte auch und unter dieſem Brumm-Trio ſtieg denn endlich das Reiſe-Trio auch in den Wagen. Ich hatte ſchon früher den Kutſcher durch meine ſilberne Beredſamkeit bewogen, durch die — — — ſtraſſe zu fahren, um noch einmal zum Fenſter hinaufſehen zu können, welches die Einzige umſchließt. Hier kann der neugierige Leſer, denn die

Leſerinnen ſind nie neugierig, etwas hin und herrathen, durch welche Straße ich fuhr. Ich will es aber lieber gleich deutlich andeuten.

Wenn Du, lieber Leſer, von Haidhauſen hereingehſt, die Au rechts liegen bleibt, und Du gehſt dann bei dem Bazar über den chineſiſchen Thurm nach Fehring, ſo haſt Du die Straſſe linker Hand liegen gelaſſen. Willſt Du noch mehr wiſſen? In dieſer wohlbezeichten Straße iſt ein Haus, welches zur Rechten und zur Linken zwei Häuſer hat, in welchen zwei Nachbarn wohnen, der erſte Stock iſt etwas höher als zur ebenen Erde, das iſt das Haus, Du kannſt nicht fehlen. Alſo durch dieſe Straße, lieber, befriedigter Leſer, mußte gefahren werden. Ach, dachte ich:

„Jetzt iſt wohl ihr Fenſter offen,
Und ſie lauſchet meinem Sang!“

Allein das Fenſter war zu und die Vorhänge auch und nichts lauſchte meinem Sange.

O ſüße Schöne, ſchau heraus,
Es iſt ja Mondesſchein!
Genüget Dir das enge Haus?
Mir iſt die Welt zu klein!

Die Finſterniß iſt jetzt ſo mild,
Die Sonne gieng zur Ruh,
Doch bleibet mir dein Zauberbild,
Mein Sonnenlicht biſt Du!

Zu Rüſte gieng das Sonnenlicht,
Die Sterne zieh'n heran,
Und wie Dein ſüßes Angeſicht
Schaut mich ein jedes an.

Es ſchaut mich an und ſpricht zu mir,
Mit ſeinem milden Strahl:
„Und gehſt Du auch, ich folge Dir,
Wohl über Berg und Thal!“

Wir waren vor das Thor gekommen, der Mond hieng wie ein gelber Demantring in der blauen umgeſtürzten Saphirſchale, und in einem Silbertuche lag die Gegend ringsumher. Der Zarte hatte gehört, daß die Mondſtrahlen auch Wärme hätten, und bewahrte ſich ſeinen Teint durch einen Helm, der Empfindſame ſchickte einen leiſen Seufzer zu Luna's Antlitz hinauf, und in dieſem Seufzer ſchwammen ein halbes Dutzend Engelsköpfe; der Praktiſche meinte es wäre doch recht gut, daß Mondſchein ſeye, damit der Kutſcher den Weg finde, und ich, ich hatte mir einen eigenen Spaß auserſonnen und harrte ſtill bis das Kleeblatt entſchlief.

Nach und nach nickte der Zarte ein, der Empfindſame ſchnarchte etwas und der Praktiſche ſchlief feſt; ich allein war wach und benutzte dieſen Moment, um eine Metamorphoſe mit mir vorzunehmen. Ich hatte mir nämlich eine große ſchwarze Perücke, einen ſchwarzen Schnurbart und einen Reiterkittel mitgenommen, dieſe zog ich jetzt unbemerkt und ſachte an, und erwartete in dieſer Umgeſtaltung den Tag und das Erwachen der holden Schläfer. Der Morgen dämmerte, ſie ſchlugen die Augen auf und ſahen einen furchtbaren Eiſenfreſſer neben ſich ſitzen. Einige Augenblicke waren ſie ganz verſtummt, bis ich dem Zarten um den Hals fiel und meinen ſtruppigen Schnurrbart an ſeine zärtlichen Lippen drücken wollte; die Enthüllung dieſes Spaſſes gab uns viel zu lachen, und ſo kamen wir fröhlich an die erſte Station, nach Feldkirchen.

Eine Wirthsſtube, welche eher einer Rußhöhle glich, nahm uns auf, ein wahrer Rieppel als Knecht, brachte uns das Göttergetränk: Fuſel genannt. Ich machte einen kleinen Verſuch, dieſe Stube in Walter Scott's Manier zu beſchreiben, welche meinen Freunden viel Spaß machte. Denn wirklich hätte dieſes Zimmer jenem Autor, welcher auch das kleinſte Ofenſochbrett mit einer welthiſtoriſchen Wichtigkeit beſchreibt, zwei oder drei Kapitel Stoff geliefert. Er hätte ungefähr alſo begonnen:

„Es war an einem jener Spätſommermorgen, in welchen die herannahende Kühle des Morgens die nachfolgende Mittagshitze kaum ahnen läßt, und ein leiſes Vorfröſteln die Verkündigerin der heraufziehenden Weltkönigin wird, als in die Wirthsſtube in Feldkirchen, von einem halbzerbrochenen Leuchtſcherben, in welchem der Abhub ausgelaſſenen Rindſchmalzes, einem ruſſigen Dochte ſpärliche Nahrung gab, matt beleuchtet, vier Männer traten, ſich unwirſch ſchüttelten, die vom Scheitel bis zur Sohle herabfallenden, reiterartigen Mäntel von ſich warfen, und, indem ſie ſich, befremdet mehr als erfreut, ſtumm ringsum umſahen, auf die um einen zum Tiſche dienende Blocke gereichten Nußholzbänke gedehnt hinlehnten, den Kellner riefen. Die Stube bot einen abſonderlichen Anblick dar. Mehrere Krüge, die des geſtrigen Abends des Bieres gefüllt geweſen ſeyn mochten, in Form von runden Fiſchblaſen, und oben drauf ein flacher bleierner Deckel, auf dem zumal ein Namenszug oder auch Heiligenbild, nach dem Landesgebrauche der damaligen Bewohner jener Gegenden, angebracht waren, ſtanden umher und gaben dem Gedanken Raum, daß geſtern Abend lautere Töne die niedern Hallen dieſes angerauchten Zimmers gefüllt haben konnten u. ſ. w.

Jedoch ich will die Geduld meiner Leſer nicht parodiſtiſch erſchöpfen. Der Zarte trank ſeinen Fuſel mit einer ſtillen Reſignation. Der Empfindſame meinte, es läge auch im Fuſel eine zwar herbere aber doch entſchiedene Anlage zur Wehmuth, und die weißen Schaumbläschen wären nichts als das Aufſteigen mancher Erinnerungen im Fuſelgeiſte. Der Praktiſche und ich, wir verzogen die Geſichter und verſchluckten unſere Portion ganz ohne überirdiſche Bemerkungen. Wir ſtiegen wieder ein und gelangten beim ſchönſten Morgen in Roſenheim an, nachdem ich meinen Freunden noch ein humoriſtiſches Gedicht über alle Flüſſe der Welt, mit beſonderer Beziehung auf den zu Roſenheim improviſirte. Das Städtchen iſt ganz hübſch und freundlich. Das Bad fanden wir ſehr verwaist und öde. Die Gartenanlagen wie das Kinn eines Mannes, dem kein Bart wachſen will, und die Einrichtung der Bäder weder einladend noch elegant.

Von Roſenheim nach Traunſtein beginnt der Weg ſchon romantiſch zu werden; die Gebirgskette kommt einem immer näher. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir an den Chiemſee, welcher einen großartigen Eindruck auf uns machte. Der Hintergrund deſſelben iſt von hohen Bergen umgeben, die wie finſtere Wachtmänner in ihn hineinſchauen. Schwarze Wolken umzogen den Horizont und gaben dem nach und nach immer mehr bewegten See ein ernſtes und majeſtätiſches Anſehen; bald aber brach hie und da ein Sonnenſtrahl durch das zerriſſene Gewölk und färbte die Spiegelfluth in abſonderlichen, herrlichen Beleuchtungen. Nur ungerne ſahen wir nach und nach den See entſchwinden, und gegen ſechs Uhr Abends kamen wir unter ziemlichen Regen in Traunſtein an. Das Städtchen, ganz im italieniſchen Style gebaut, liegt höchſt romantiſch, gewährt einen angenehmen, freundlichen und reinlichen Anblick. Eine Bauernhochzeit, welche eben ſtatt fand, zog unſere Neugierde an, wir miſchten uns in die Gäſte und hörten eine Rede des Brautführers, welche ſie „Abdanken" heißen. Der Zarte konnte ſich gar nicht genug wundern, daß nirgends ein Eau de Cologne oder Eau de Lavende da war; der Empfindſame dachte ſich wahrſcheinlich den Brautkranz auf ein anderes Haupt; der Praktiſche meinte, die Braut wäre eine ganz hübſche Dirne, und ich lauſchte auf den Vortrag des Redners.

Unter andern ſagte er, mit vieler Salbung und Weihe zur Braut:

> „O öffne dein Herz und ſchaue zurück in die Vergangenheit; dann öffne es wieder und ſchau zurück in die Gegenwart; dann öffne es zum dritten Male und ſchau zurück in die Zukunft!"

Meine Freunde lachten ſtill, ich aber blickte furchtbar ernſt drein! Denn hatte der Redner nicht recht? Man muß in die Zukunft ſchauen! Karl X. ſäße noch auf dem Throne Frankreichs, wenn er zurück in die Zukunft geſehen hätte, denn dieſe Zukunft lag in der Vergangenheit, ſo wie jede Zukunft. Darum iſt jedes Blatt der Weltgeſchichte ein Prophet, und wer aus dem Schatten der entflohenen Jahre nicht die Bilder

der Zukunft herauszufinden weiß, über dem ſtürzt die Gegenwart vernichtend zuſammen. — Noch hochzeitlich angeregt, zogen wir in unſern Gaſthof, zu Herrn Wiesbauer, zurück, wo wir vortreffliche, freundliche Bedienung, gutes Eſſen, ſchöne Betten und des Morgens eine billige Rechnung fanden. Gegen Morgen um ſieben Uhr hatte ſich der Zarte ſchon gehäutet, der Empfindſame rieb ſich einen ſchwärmeriſchen Traum aus den Aeuglein, der Praktiſche und ich wir hatten aber das Frühſtück, den Wagen und die Rechnung berrichten laſſen. Es regnete fortwährend, die herrliche, wunderſchöne Gegend war in Nebeln gehüllt, die Wolken wickelten ſich wie naſſe Gewänder, um die hervorragenden Felſenhäupter und Felſenrippen. Die Gegend wird immer romantiſcher. Bei Dinzeln tritt man eigentlich in den gigantiſchen Zauberkreis der Berge ein. Von da bis Reichenhall iſt eine Kette wilder, ſchauerlicher Berggruppen.

Wie ſich vor einem ein neues Panorama öffnet, ſchließt ſich rückwärts die Scene felſig ab. Neben ſchauerlichen Abgründen führt der Weg am Bergpfad vorüber. In der Tiefe ſchlängelt ſich ein kleiner Strom, welcher bald ſich verbirgt, bald über Steine und Sträuche hinſpringt und ſich bald in große Vertiefungen ſtürzt.

Trotz des unaufhörlichen Regens, giengen wir, der Praktiſche und ich, den größten Theil des Weges zu Fuß. Der

Zarte hatte alles um ſich verhängt, und der Empfindſame ſetzte ſich zum Kutſcher auf den Bock, um bei trockenem Fuße die Gegend zu genießen, und Reichenhall, welches in einem zauberiſchen Thale liegt, um einige Minuten früher zu ſehen.

Gegen Mittag kamen wir auch in Reichenhall an. So ſchön die Gegend iſt, ſo traurig, ſchmutzig und unheimlich iſt das Neſt ſelbſt. Wir ſpeiſ'ten auch recht ſchnell, um nur bald die Reiſe fortſetzen zu können.

Der Weg von Reichenhall nach Berchtesgaden iſt eine reiche, innigverſchlungene Guirlande von Naturſchönheiten. Zu unſerer Freude heiterte ſich der Himmel auf und der majeſtätiſche Watzmann ſah uns mit ſeinem weißen, ehrwürdigen Greiſenſcheitel impoſant entgegen. Die durchdringende Sonne beleuchtete nun kritiſch zwei Opern: den „Schnee" auf den Bergesſpitzen, und den „Untersberg." Sie liefert aber, mit aller Ehrfurcht vor der Sonne geſagt, eine ſchlechte Kritik, denn ſie nöthigt den Schnee zum Weggehen und den Untersberg nicht. Ringsumher flammten die weiſſen Bergſpitzen wie Wendefeuer in der Abendſonne. Der enteilende Lichtblick des Tages ſchien noch ſehnſüchtig auf den Felſengipfeln zu weilen und einen liebenden Blick in die ſich immer mehr verhüllenden Thürme zu werfen. Gegen ſechs Uhr kamen wir in Berchtesgaden an und ſtiegen im Leuthhaus, bei Herrn Klausner ab.

Der Umblick in Berchtesgaden iſt höchſt intereſſant und ſchauerlich romantiſch. Der ſehr beengte Geſichtskreis iſt von mannichfaltigen Bergen und Felſenmaſſen umgrenzt. Himmelhochanſtrebende Felſenhäupter erheben ihren kahlen Scheitel bis in die Wolken, um die Felſenſtirne ſchlingt ſich das dunkelgrüne Jaspisdiadem der Fichten- und Tannenwälder, welches in maleriſchen Tinten und Farben bald mit ernſtem Anblick, bald mit aufleuchtendem Colorit ins Auge ſpielt. Aus dem hochgeſchürzten Berggurt wallen bald ſchmalere bald breitere Waſſerbänder ſilbern in die Thäler hinab, und in den Tiefen der Schluchten und Thäler miſcht und verliert ſich der hineinfallende Sonnenſtrahl in abſonderlichen Lichtgeſtaltungen und Färbungen. Aber über den geſchloſſenen Bergkreis erheben ſich die Gebrüder Watzmann, ſchauen die andern Berge nur ſo über die Schulter an, und ſcheinen majeſtätiſche Muſterung zu halten über die paradirenden Maſſen!

Von Berchtesgaden eine ~~kleine~~ Stunde entfernt liegt der Königs- oder Bartholomäusſee, von Felſenwänden ringsumzäunt wie eine dunkle Waſſermuſchel. Dieſer See kann ſich in ſeiner wilden Schönheit mit den berühmteſten Seen der Welt meſſen. Ja, ich kenne wenige dergleichen, die einen ſo erhabenen, ſchauerlich-ernſten Charakter haben, wie er. Gleich am Anfange des See's liegt Chrieſtlieger, ein kleines Inſelchen, welches jetzt leider ganz ver- und zerfallen iſt. Eine Sennerin, die ich auf dem Gotzenberge traf, erzählte mir eine

Sage über die Entſtehung dieſes Eilandes, welche ganz lieblich und ſinnig iſt.

1.

Chrieſtlieger.

Aus des See's dunklen Wogen
Sieht die Nymphe, liebewarm,
Fühlt zum Ufer ſich gezogen,
Streckt heraus den weißen Arm;
Und ſie ſehnt aus naſſen Räumen,
Und aus dem cryſtall'nen Haus,
Zu den grünen hohen Bäumen,
Zu den Schatten ſich heraus.
Und ſie ſieht die Blumen wiegen,
Winken an den klaren Strand,
Gemſen über Höhen fliegen,
Lämmer weiden an dem Rand.
Zweige in das Waſſer ſchauen,
Reichen ihr die Hände hin,
Um ſie aus den naſſen Auen
An das Blüthenland zu zieh'n;
Und ſie ſchwimmet auf dem naſſen
Element an's Land heran,
Doch die loſen Wellen faſſen
Feſter nur die Nymphe an: —

„Mußt' in unſern Wogen bleiben
Biſt dem Waſſer unterthan.
Schau der Fiſchlein munt'res Treiben,
Und des Grundes Kieſel an;
Nur das grüne Glas der Wellen
Wölbt ſich Dir zum hellen Dach,
Doch des Landes trockne Stellen
Werden Dir zum Sterbgemach!"
Doch der Jäger ſteht am Strande,
Der in Minne für ſie brennt,
Sie kann nicht zum Blüthenlande,
Ihm iſt fremd ihr Element.
Und ſie fleht mit heißem Munde
Zu dem Gott der Lieb' empor,
Da entringt dem feuchten Grunde,
Sich ein Eiland ſchnell hervor;
Und die will'gen Wellen tragen
An das Eiland ſie hinan.
Und der Jäger, ſonder Zagen,
Lenket hin den kleinen Kahn;
Leiſe kreiſ't die traute Welle
Um das Inſelchen herum,
Und ſie weihet dieſe Stelle
Zu der Liebe Heiligthum!

2.

Der Königsſee.

Gleich einer Opferſchale
Erglänzt der See im Thale,
So hell und klar und ſtumm;
Und rieſig hoch und mächtig,
Im Prieſterkleide prächtig,
Steh'n Berge ringsherum.
Sie ſteh'n herum in Reihen,
Zum Tempel einzuweihen
Den tiefen, dunklen Strom;
Den Fuß in feuchten Wegen, Wogen
Das Haupt am Himmelsbogen,
Zu tragen dieſen Dom.
Die ſchroffen Felſenwände
Verſchlingen ihre Hände
Zum heil'gen Mauerkreis,
An tiefer Klüfte Stelle,
Da wölbt ſich zur Kapelle
Die Sakriſtei von Eis.
Als ob ſie leiſe ſchliefen,
So ſchwanken in den Tiefen
Der Berge Schattenbild;
Des Felſens ſchroffe Steine,
Sie ſchimmern in dem Scheine

Des Waſſers, weich und mild.
So wohnt im tiefen Herzen,
Das Heer der wilden Schmerzen
Mit ſeinem Qualenreich,
Doch wenn die Thränenaugen
Wir dann die Schmerzen tauchen,
Mild werden Sie und weich.
Und wie in Himmelslüften
Und auch in Waſſergrüften
Den Berg man ſehen kann;
So Himmel auch und Erde,
Bei jeglicher Beſchwerde,
Verknüpft der ächte Mann!

Einen wilden, ſchauerlich-romantiſchen Anblick gewährt die Alpe-Keſſel, und die enge Felſenſchlucht, in welcher der Keſſelbach von einem ſteilen Felſen ſchäumend herunterſtürzt. Viele in Stein gehauene Stufen führen bis ins Innerſte der Schlucht, und die erhabene Empfindung, die hier die Seele ergreift, kann kaum beſchrieben werden. Ein kleines Denkmal, welches ſich hier zur Seite in einem dunklen Schattenplätzchen befindet, macht keinen andern Eindruck, als den eines Räthſels, denn wir wußten nicht, was es eigentlich bedeuten und ausdrücken ſoll. Eine Pyramide mit den Inſchriften:

Erinnerung.

Einſt — und nimmer.

Ueber der Pyramide ein Engel und ein Kreuz mit der Unterſchrift: „Vollendung.“ Am Vorſprunge des Felſens lieſ't man folgende Worte:

Ein Blümchen blühe jeder der erloſchenen
Freude; — jedem der getrennten Lieben.

Wahrſcheinlich ſoll dieß ein Grabmahl oder etwas Aehnliches ſeyn, wir konnten nicht recht klug daraus werden. Jenſeits dieſes Keſſelfalls liegt St. Bartholomä, wo wir ſchlechtes Bier, und ganz kleine Mignon-Selblinge bekamen, weil auf die gröſſern Beſchlag gelegt wird.

Hier ruhten wir aus und beſuchten dann die Kluft zwiſchen den Felſengewänden des Watzmannes und dem Gletſcher, die Eiskapelle. Auch den romantiſchen Oberſee beſuchten wir, allein ein heftiger Regen nöthigte uns, unſern Rückzug über den See nach Berchtesgaden wieder anzutreten. Aber dem unfreundlichen Elemente trotzend, beſuchten wir noch die Reichenbach'ſche Maſchine. Die höchſte Bewunderung ergriff uns bei dem Anblick dieſes Rieſenwerkes, deſſen ganzen Umfang wir zwar mehr aus den ungeheuern Effekten, als aus der kunſtreichen Struktur beurtheilen konnten. Wir ſchenkten den

Manen des großen Erfinders ein huldigendes und wehmüthiges Andenken, und zollten unſere Ehrfurcht der Kraft und dem Scharfſinne des menſchlichen Geiſtes. Auch die Waarenniederlage des Herrn Wallner wurde beſehen und von dem reichhaltigen Aſſortiment manches angekauft. Der ſtete Regen verhinderte uns an weitere Exkurſionen. Der Abend im Leuthauſe dehnte ſich zu einer bedeutenden Länge aus. Der Praktiſche war in Berchtesgaden einheimiſch und verließ uns. Der Zarte machte eine ſorgfältige Abendtoilette. Der Empfindſame notirte ſich ſeine Gefühle in die gelbe, mit blauen „Vergißmeinnicht" verzierte Brieftaſche, ſah die Berge an, die alle Wolkenhauben auf hatten, und dachte ſich dabei gewiß ein oder das andere Köpfchen auch unter der Haube, ich ſpielte mit dem kleinen allerliebſten Kinde des Wirthes am Boden herum, bis die Abendbrodſtunde uns Alle wieder vereinigte. Am andern Morgen beſuchten wir das Salzbergwerk, nachher verließen wir Alle das paradieſiſche Oertchen Berchtesgaden und das Leuthaus, in welchem wir freundliche Bedienung, herrliches Eſſen und guten Aufenthalt fanden; meine drei Reiſegefährten zogen nach Salzburg, ich aber zog ganz allein nach München zurück.

Der Morgen.

Wenn ich des Morgens recht frühe hinausgehe in den engliſchen Garten und die ſchöne Natur genieße, die wie jede natürliche Schöne am reizendſten iſt im Erwachen, wo ſie ſo friſch, ſo üppig einladend, ſo genußheiſchend und genußgebend iſt, wo ſie, mit aufgelöſten Bändern, alle Schönheiten im blühenden Morgen-Incarnate den offenen Sinnen entgegen ſchielt, wo ſie kaum entſtiegen dem Bade des Morgenthau's aus dem naßen Gewande mir entgegenſchwillt mit den hüllenloſen Reizen und mit ihrer warmen und reichen Fülle, wenn ich dann mit offenen, freudigen und gekräftigten Sinnen mich hineinſtürze in die liebeglühenden, liebeblühenden, weitgeöffneten Arme der Morgen-Schöne; wenn die Gebüſche wie aus dem Schlummer erwachte Kinder, die mir bis an die Bruſt reichen, mir ihre zarten Aermchen entgegenſtrecken, und die markigen Bäume wie turnirende Jünglinge daſtehen und das Haupt ſtolz emporheben in die gewürzte Luft, und die alten Baumſtämme wie lebensluſtige Greiſe noch mit gekrümmten

Rücken ſich des Daſeyns freuen und die kurzbehaarten Häupter freundlich ſchütteln, und wenn die Nachtigall ſingt, ohne daß die preußiſche Staatszeitung ſie ex offo. in Weihrauch einpolitiſirt, und wenn ich dann denke: „ich bin ein König!“ und kein Cenſor da iſt, der mir dieſen demagogiſchen Gedanken aus dem Kopfe ſtreicht, und wenn ich mich ſo recht ſatt ſchwelge an den entblößten Reizen der ſchlummerentrungenen Schöpfung, dann, dann freue ich mich nicht nur, daß ich das alles mit ſo empfänglichen Sinnen, mit ſo vollen Zügen in mich ſchlürfe, ſondern ich freue mich auch dabei, daß viele andere es nicht genießen. Z. B. der türkiſche Kaiſer und der öſterreichiſche Beobachter, der Dey von Algier und der Lyoner Correſpondent, Don Miguel und — und — und eine ſehr ſchöne und ſehr geiſtreiche Dame, die mir letzthin behauptete, wenn man um zehn Uhr aus dem Bette ſteigt, ſo ſey dann erſt Morgen. Ich freue mich, daß dieſe nicht den Morgen mit mir genießen, denn ich bin auch an der **Table d'hôte** der Natur lieber allein als in appetitloſer Geſellſchaft, oder in ſolcher, denen doch im Grunde kein guter Biſſen zu gönnen iſt. Ja, da wiederhole ich mir mein demagogiſches: „Ich bin ein König!“ und ich bin auch ein König; und ich will es, meiner künftigen Frau zu liebe, beweiſen, daß ich ein König bin, und daß ſie alſo eine Königin in Spe iſt. Ich breche hier ab, um den ſchönen Leſerinnen, unter denen vielleicht eine ſich befinden könnte, für die ein Königreich ſo viel Anziehendes hat, um alle ſonſtigen Bedenklichkeiten zu überwiegen, bis Morgen Zeit zu laſſen, ſich bei meiner Morgen ſchon legitimen Majeſtät heute noch anmelden zu können. — — — — — — — — — — — —

Nichts iſt leichter zu beweiſen, als daß ich König eines großen Reichs, nicht nur eines großen Erdreichs, ſondern auch eines großen Himmelreichs bin. Denn keine Macht der Welt kann mir abſtreiten, daß der Raum oder der Platz, den meine beiden Füße einnehmen, mein Eigenthum iſt, denn den kann mir kein Kaiſer der Welt nehmen; aus dem Raum hinaus kann man keinen Menſchen ſchaffen. Selbſt wenn ihn umbringt, muß er doch begraben werden und nimmt nur noch mehr Erde ein.

Dieſer Platz, den meine zwei Füße betreten, gehört alſo unſtreitig mir an, dieſer Platz gehört aber in der Tiefe bis zum Mittelpunkte der Erde mir an; weiter nicht, denn mein Gegenfüßler hat auch ſein Recht bis an meine Gränze. In die Höhe hinauf gehört eben ſo viel Raum zu meinem Eigenthum. Das alles zuſammen macht das größte Reich der Welt aus. Ich habe alſo auch ein Oberhaus, welches mir auf dem Kopf herumgeht und ein Unterhaus, welches ich mit Füßen trete.

Da die ganze Erde ganz gewiß ſchon mit Todten gefüllt iſt, ſo iſt ein großer Theil meines Reichs bevölkert, und welche Unterthanen, welche vortreffliche Unterthanen ſind die Todten! Sie laſſen ſich Auflagen gefallen und murren nicht, man zieht ihnen das letzte Hemd aus, und ſie ſchweigen, man ſezirt ſie und ſie geben noch ihren letzten Tropfen Blut her. Dann die Beamten, die ich bei dieſen meinen Unterthanen angeſtellt habe, das heißt, die Würmer, die ſich mit ihrem Fleiſche ernähren, was ſind das für humane Menſchen! Ohne Unterſchied des Glaubens nagen ſie an allen meinen Unterthanen, ja, das Judenfleiſch ſoll ihnen ſogar am beſten ſchmecken. Alle andere Unterthanen ſchwören ihrem König „Treue bis in den Tod!“ Dieſer Ausdruck muß jetzt auf Veranlaſſung des Königs der Niederlande anders gemodelt werden; denn der König der Niederlande meint, daß in dem Vertrage der freien Rheinfahrt von 1815 heiße es: „bis in die See“ aber nicht auch in dem See, folglich wenn man dem König Treue bis in den Tod ſchwört, ſo heißt es eigentlich bis an die Gränzen des Todes, aber todt ſelbſt brauchen wir uns nicht für ihn zu machen! Meine Unterthanen aber fangen mit ihrem Tod erſt ihre Treue gegen mich an. Was nun mein Reich über mir, meine Luftprovinzen betrifft, die werden finanziell lucrativ, wenn ich erſt ſo weit bin, einen Tranſitozoll erfunden zu haben. Ein jeder Vogel, der durch mein Reich paſſirt, müßte ein paar Federn laſſen, jeder blaue Dunſt, der durch mein Reich zieht, müßte Religionsſteuer bezahlen, jede Wolke, die mir die Sonne entzieht, müßte einen Lichtkreuzer abgeben; käme einmal Mad. Garnerin mit ihrem Luftballon, ſo behielte ich den Luftballon und ließe Mad. G. in Gottesnamen weiter ziehen; wollte Jemand in meinem Luftreiche ein Luftſchloß bauen, ſo müßte er mir Grundſteuer, dann Fenſtertaxe und obendrein Toleranz-Abgabe entrichten. Trüge einmal ein Windſtoß ein Blatt durch mein Reich, müßte ein Cenſor ⅓ davon in die Taſche ſtecken. Wollte nun endlich gar jemand durch meine Luftregion in den Himmel fahren, da würde ich ſchön Pfeifen ſchneiden! Ein Jeſuit müßte mir — doch nein, ein Jeſuit kömmt nicht in den Himmel — jedoch er käme bis an den Himmel, dann müßte er wieder zurück und müßte alſo doppelt Tranſitozoll bezahlen, und zwar nach dem engliſchen Drawbäck-Syſtem. Ich bin alſo ein großer König! und um ſo mehr König, da ich keinen kleinen Fuß habe! Es muß alſo jeder auf die Größe ſeines Fußes ſtolz und eitel ſeyn und nicht auf die kleinen Füße. Da ich auch des Morgens frühe aufſtehe und nicht bis zehn Uhr ſchlafe und dann erſt anfange zu ruhen und zu geruhen, ſo bin ich auch längere Zeit ein König, quod erat demonstrandum.

Die Nacht.

Wie lieb' ich dich, o Nacht! wenn du deinen ſterngeſtickten Mantel ausbreiteſt über das Firmament und mit deinem kühlenden Odem die heiße Atmosphäre durchwehſt! Wenn deine heilige Stille das nichtige Toſen des Tages verdrängt und die gedankenfördernde Ruhe das verworr'ne Getümmel verſcheucht! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! wenn du dein dunkles Leichentuch über die Welt, wie über einen Sarkophag deckſt und die matten Stern-Kandelaber bei ihr anzündeſt! Wenn du das Geſchenk der gütigen Götter, den Troſt der Menſchheit, das Tageslicht verſcheuchſt: wenn du den anmuthigen Tanz und Wechſel der Farben verſchlingſt und in ein eintöniges Schwarz hüllſt die bunte Natur! Wie haß ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du ſchleichſt theilnehmend in mein Gemach und theilſt mit mir Gefühle und Stimmung die ſonſt allein verſchloſſen ich halte im Herzen; du führſt an deiner Hand den ſüßen Schlummer, den Kummerzwinger, den zeitlichen, täglichen Erlöſer! Du wickelſt deine milde Finſterniß wie weiche Seide um wunde Stellen, und ſchmiegeſt dich wie ein liebendes Weib an die gramumzogene Bruſt! Du theilſt das Lager des Einſamklagenden und du durchwachſt geſellig mit dem Schlummerberaubten die Wüſte langgedehnter Stunden! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! du kömmſt zigeunerhaft und geſpenſtig, ſtiehlſt dich durch verborgene Thüren und ſagſt dem Herzen wahr in grauenvollen Ahnungen! Du gräbſt die Schmerzen geſchäftig wieder heraus aus den ſie bedeckenden Gegenſtänden und Dingen des Tages und kleideſt ſie heraus zu unſerm erneuten Weh' und Kummer! Du mordeſt ſelbſt den heiligen, himmelsgeſalbten Schlaf mit den Dolchen der Träume oder du wiegſt durch ſüße Gebilde uns ein, entfliehſt des Morgens mit ihnen und höhnſt im Entfliehen uns aus! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! deine ambroſiſche Nähe labt mein verletztes Gemüth! du führſt in deinen magiſchen Schatten liebende Weſen mir vor! Aus deinem dunklen Zauberſchleier treten lichtvolle Geſtalten heraus! Wornach mein Herz ſich ſehnt, und was ich in den hellen Strahlen des Tages vergebens ſuche, das führſt du in ſüßer, optiſcher Täuſchung mir vor die ſchmachtende Seele! Aus deiner Finſterniß oben treten die fernen Lieben in transparenten Zügen ſichtlich heraus! Du beſcheinſt mir die Geiſter ſchmerzlich Vermißter und auf deiner geſtirnten Strickleiter ſteigen die Seelen der Dahingeſchiedenen vom Himmel zu mir nieder. Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haſſ' ich dich, o Nacht! du rüttelſt ungeſtümm an dem Sarg der Liebe, rufſt aus dem Friedhof meines Lebens die Lebendigbegrabenen, Schmerzlichbeweinten heraus und ſtörſt grauſam die Kirchhofmuſe meines Gemüthes. Du malſt auf die ſchwarzen Kerkerwände, mit denen du das Leben überbaueſt trügliche Phantome um dich an dem Schmerz der erwachenden Täuſchung zu laben! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du führſt an der verſchwiegenen Hand meine einzig Geliebte, meine Muſe mir zu! du biſt unſer Brautwerber, unſer Traualtar und unſer Prieſter zugleich! deine Sterne kreiſen wie Hochzeitgäſte um uns herum, und das ſüße Lippenſpiel der keuſchen Muſe belauſcht der geheime Pulsſchlag der ſchlummernden Natur! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! weil du dein finſtres Antlitz der Muſe nur zeigſt! weil du dein Trauertuch windeſt um die goldenen Saiten, daß ſie gedämpft wie eine Leichentrommel ertönen! weil du nicht den Schmelz des Morgenrothes und nicht die Milde des Abendrothes hauchſt in die Töne der nächtlichen Leyer! Wie haß ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du ziehſt deine geliebte ſpaniſche Wand zwiſchen mir und dem herzloſen Getümmel! du entziehſt mir das hirnloſe Carouſſelſpiel der hohlen Welt, das leere Lächeln, die übertünchte Nichtigkeit, die geſchminkten Geſichter und Herzen und das große chineſiſche Hölzelſpiel der Formen und Geſtaltungen des Welttreibens! du ſtürzeſt deine Vehmkappe über alles nichtige Geſindel und über alle die tauſendgeſtaltigen Lumpen, daß ſie unſichtbar werden dem menſchlichen Auge! wie lieb' ich dich, o Nacht!

Das Feſt der Gräber.

(Am Allerheiligentage.)

Was iſt der Menſch ein Thor! Nicht nur das Leben ſchmückt er aus mit ſeinen bunten Kränzen und Flitterdingen und Blumengehängen, die, wie er ſelbſt und ſeine Freude, über Nacht dauern und dahin ſind; ſondern auch den Tod, das Grab, die Unendlichkeit und ihre Schauer putzt er heraus, wie eine Carnevalsfreude, und ſtaffirt ſie aus wie eine Weihnachtspuppe! So iſt der Menſch, er wickelt ſeinen Lebensfaden geſchäftig ab, und an dieſen Faden ſind angereiht Kronen und Bettlerſtäbe, Trauerflöre und Jubelbänder, Grabdecken und Hochzeitsſchleier, Brautkerzen und Leichenfackeln, Biſchofsmützen und Schellenkappen, gebrochene Herzen und jubilirende Lippen, thränenvolle Augen und luſtgeröthete Wangen, jammergerungene Hände und tanzende Feſtgruppen, und der Menſch windet geſchäftig den Faden ab, und zuletzt kömmt der Tod, auf dem der Lebensfaden aufgewunden war, und reicht uns die Hand, und führt uns hinter den dunklen Vorhang der die Zeit von der Ewigkeit trennt, und der nicht eher hinaufrollen wird, bis die Ouvertüre dieſes Daſeyns geendet hat, und die große unendliche Feſtoper des andern Lebens beginnen wird mit ihrer erhabenen Poſaunen-Introduktion!

Der Menſch iſt unverbeſſerlich! das Leben, dieſer heitere Fabeldichter, der in ſüßen Fabeln voll Moral zu uns ſpricht, der in Parabeln von Blumen und Blüthen zum Herzen uns redet; der in Bildern voll Licht und Sonnen, voll Farben und Fülle das Gemüth uns anregt, geht ohne Wirkung an uns vorüber; und auch der Tod, dieſer ernſte, heilige Prediger, ſteht vergebens da auf der erhabenen Kanzel der Ewigkeit, und neigt vergebens ſein düſteres, bedeutſames Antlitz herab zu der aufhorchenden Menſchheit, und er nimmt vergebens den Text zu ſeiner Predigt aus der heiligen Schrift der ewigen Sterne, und er belegt ſeine Andacht vergebens mit den Citationen der tauſend und abermal tauſend ausgeſtorbenen Menſchengeſchlechter! Auch der Tod predigt uns vergebens, wir lernen weder vom Leben, wie wir ſterben ſollen, noch vom Tode, wie wir leben ſollen!

O meine Freunde! ihr gehet hinaus in frommer, wehmüthiger Andacht, und ſtreuet Blumen auf den Staubreſt der Todten; ihr behängt mit blühenden Kränzen die Steine, die ein theueres Andenken bedecken; ihr zündet bunte Lampen an, an der Stelle der Finſterniß; ihr vergießt ſüße Wehmuthsthränen an den kalten Urnen der Vergänglichkeit; aber iſt denn das ganze Leben nicht ein Allerheiligenfeſt? Iſt nicht das ganze Daſeyn ein Kirchhofleben? Giebt es eine Bruſt, die nicht ein Grabmal iſt? Giebt es ein Herz, in dem nicht ſchon ein Sarg ſteht? Giebt es einen Menſchen, der in ſeinem Innern nicht ſchon eine große Freude, eine heilige Liebe, einen theuern Wunſch, eine getäuſchte Sehnſucht eingeſargt hat? Warum gehen wir nicht lieber an das Herz unſers Mitmenſchen, und weinen den Todten da drinnen eine tröſtende Thräne? Warum legen wir uns nicht liebend an die Bruſt unſeres Nächſten, und pflanzen ein Blümchen der Liebe auf den Sarg in ihr? Warum wallfahrten wir nicht an den Buſen unſers Mitmenſchen, in welchem die Freuden dieſes Lebens ſchon begraben liegen, und ſchenken ihm ein freundliches Wort, einen theilnehmenden Seufzer?

Ich war hinausgegangen, als es Abend wurde, auf den Kirchhof, denn ich bildete mir ein, die Todten da unten müßten ordentlich ergrimmt ſeyn über das Herumtrampeln auf ihren Gebeinen; mir kam es ſo vor, als thäten ihnen alle Glieder weh von dem hordenmäßigen Herumziehen auf ihren Grabdecken, und als falteten ſich die Knochenhände noch einmal frommzürnend zuſammen über das Fußſcharren und Kopfnicken und Grüßen und weltliche Zurufen zwiſchen den Leichenſteinen und ſchwarzen Kreuzen durch. Ich wartete bis der

Tag ſeine Lichter mit hinabzog, und ein blaſſes Dunkel wie ein Weihrauch um die Schöpfung aufzog, und ging hinaus. Ich ſetzte mich auf einen Leichenſtein, und immer leerer wurde es um mich, und immer voller in mir. Immer dunkler wurde es, die Erde lag wie ein ſchwarzes Gebetbuch da, nur an dem Rande mit einem Abendrothe Goldſchnitt verziert; und der Abendſtern am Saume des Horizontes ſchien wie das helle Auge einer liebenden Tochter bei der ſchlafenden Erde zu wachen, und freundlich liebend ihr bleiches Antlitz zu betrachten. Die Sterne zogen nun auch herauf und faßten mit ihren Leuchtkugeln und Farbenblumen die bleiche Erde ein, und ſchneieten ein mildes Licht herab auf die Schlummerſtätte, auf welcher ich ſinnend ſaß. Die weißen Grabmäler ſahen wie Skelette durch die grünen Umlaubungen durch, und der Abendwind jagte die ſchwachen Flammen in den bunten Lampen hin und her, daß ſie zitternd flackerten, wie das Erlöſchen eines Sterbenden. In mir aber war es wehmüthig heiter und ruhig geworden. Es kam mir vor, als theilten ſich die Gräber, und ich ſähe alle Todten, freundlich lächelnd, da liegen, und in den tiefen Augenhöhlen leuchtete ein Schimmer von Jenſeits, und um die entfleiſchten Lippen ſpielte ein Lächeln, das nicht dieſer Welt angehörte. Die Blumen aber alle, und die Cypreſſenkränze auf den Gräbern waren abgedorrt und zerfallen, und die flimmernden Lichter verlöſcht, und nur um die Todten ſelbſt wanden ſich die Blumenkränze ihrer Lebenstugenden und durch die Fruchtgehänge ihrer dieſſeitigen guten Thaten, und ihre frommen Lebensſtunden zogen wie glänzende Abendwolken durch die Dämmerung ihres Todes! —

Mein Leben und mein Herz ſtieg in dieſem Augenblicke über alle Scenen des Irdiſchen hinaus, die Nebelbank des Daſeyns fiel unter mir weg, und nur der blühende Himmel zog mich hinauf, und ich ſah die künftige Welt wie ein flammendes Morgenroth durch die verdunkelten Räume durchfluthen! —

Als ich wieder zu mir kam, hatte die Nacht ihre ſchwarze Larve um das Antlitz der Erde gebunden; Nebelwolken zogen wie Geiſter am Himmel herauf, umfaßten ſich zum rieſigen wundergeſtaltigen Tanz, und walzten durch den Himmelsſaal ſchauerlich hinab. Ach, dachte ich, noch ein Jahr, noch ein Schritt des geſpenſtigen Räthſels: Zeit, und wer weiß, welches Herz, das jetzt laut in Wonne oder hoch im Uebermuthe ſchlägt, liegt ausgeathmet hier; wer weiß, welches Auge, in dem jetzt der Strahl der Liebe leuchtet oder die Thränen des Jammers zittert, ruht ausgebrannt in dieſem Kreiſe; welche Bruſt, die jetzt hochwogend ſtolze Entwürfe trägt, oder ſtürmiſch bewegt das Leben und die Zeit umgeſtalten will, liegt eingefallen und öde in dieſer kühlen Stätte? Vielleicht bin ich ſelbſt dann ſchon hinabgeſtiegen in die ſchwarze Gondel, die unterirdiſch zu einem beſſern Leben hinſchifft, und wer weiß, ob in dem fremden Lande eine freundliche Hand dann am Feſte der Gräber mir einen Zweig der Erinnerung auf den Staubhügel legt!

Phantaſtereien oder Nachempfindungen nach einem Balle.

Warum ſteigt denn aber immer der Banquogeiſt der Wehmuth gerade an den Macbethstafeln der Freude vor und in mir empor? Warum taucht mir die Cyklade eines namenloſen, ſtillen Weh's weniger in dem ſtillen Meere der Einſamkeit, als in dem großen Ozean der Geſelligkeit auf? Warum erweckt gerade der Lärm um mich die Stille in mir, und warum athme ich wie in der Taucherglocke deſto beengter, je höher die Fluth des Lebens über meinem Haupte wogt? Warum kann ich keine zwei verſchlungene Arme ſehen, ohne zugleich das Schickſal mitzuſehen, wie es ſie auseinander reißt? Warum kann ich kein Tanz- und Engagementbüchlein ſehen, ohne an das ſchwere Lebensbuch des Jammers zu denken, welches hart auf den Knieen vieler Tauſenden liegt, und in welchem ſie mit geröthetem Auge leſen, und in welchem der herbe Schmerz die Blätter umſchlägt, und in denen ihnen nichts intereſſant iſt, als die Seitenzahl und das erſehnte Ende?! Warum kann ich nicht hören, daß Jemand ſagt: „Mein ſchönes Fräulein, darf ich Sie um eine Extratour bitten?“ ohne Freund Hain vor mir zu ſehen, wie er mit Glaſurhandſchuhen ſich hinſtellt, in die dritte Poſition und und frägt: „Mein ſchönes Fräulein, darf ich Sie bitten, mit mir den Kehraus zu tanzen?“ Warum kann ich in den vielen Sternen der ſchönſten Augen dann nichts ſehen, als aller Sterne Fundament: das Kreuz, welches dem Leichenwagen vorgetragen wird? So verließ ich auch heute den Ball in wehmüthiger Stimmung, getheilt zwiſchen dem Schmerz und der Luſt des Athems und Exiſtirens, und ich trat hinaus aus dem Lichter- und Schönheitsſchimmer in die große Cathedrale der ſtillen Nacht und die Häuſer um mich ſchienen auch verſtimmt mit mir zu gehen und mit ihren halb verſchlafenen Fenſteraugen mich anzuſehen; aber oben, über mir, an der blauen Kuppel der großen Cathedrale war Bal paré. Die Aſtrallampe des Mondes hieng wie ein goldener Ring in der umgeſtürzten Saphirviole, und der Fackeltanz der Geſtirne begann, und in der Mitte des Tanzſaales, in der Milchſtraße ſtanden die glänzenden Zuſchauer, und die tauſend und abermal tauſend ſchimmernden Balldamen zogen und kreiſeten und flimmerten durch einander, hie und da ſtand eine beleuchtete Gruppe wie zum Geſpräche zuſammen, und alle dieſe leuchtenden Balldamen ſchienen auf mich herab zu ſchauen und funkelnten mir durch den Nonnenſchleier der Dunkelheit mit heiligen Blicken tief in das Herz und thaueten ihr mildes Licht wie mütterliche

Tröſtung in meine Bruſt, und jedes irdiſche Weh ſchwieg und jeder unnennbare Schmerz ſchmolz an dieſen niederfließenden Lichtſtrahlen, und das lebende Leben in mir erwachte von ſeinem Schattentode, und ich ſah in ſeliger Luſt empor zu den Sternen allen, und unter allen lachte und lockte und buhlte ein einziges Licht am meiſten — es war die Leier! Und ich erkannte mein Geſchick, die Venus ſenkte ſich abwärts und entzog mir ihr Licht, und nur die himmliſche Leier bleibt mir freundlich an meinem Lebenshorizonte und tönt mit ſüßen Troſt für eingeſargtes Lieben!

Sehnſucht nach meiner einzig Geliebten.

Wie ſehne ich mich nach dir, Du meine Theure! wie ſoll ich dich nennen, Geliebte, Freundin, Genoſſin, Geſpielin, Vertraute, Auserwählte, Seelenhälfte, Herzensich und unzertrennlich Einzige! Wie ſehn' ich mich zurück in deine Arme! wie ſchmerzlich entbehr' ich dich! Holde Freundin, die du ganz allein mein Fühlen und mein Denken verſteheſt und erwiederſt! nur an deinem Buſen iſt Einklang für meine Freude, Mitgefühl mit meinem Leid und Troſt für meine Einſamkeit! Die ſüße Gewohnheit mit dir zu leben, iſt mir Licht und Luft und Athem und Denken. Du haſt meine Jugend mit mir verlebt, du theilteſt meine Wonnen, meine Schmerzen, dir vertraut' ich der Wünſche geheimſtes Trachten, des Herzens dunkelſte Tiefen, des Fühlens zarteſte und geheimſte Gänge. Du zogſt mit mir über Berge und Thäler, du theilteſt meine Erfahrung und meine Anſichten. Dir weihte ich meiner Leyer innigſte Klänge, dir gewidmet waren die Lieder des heiligſten.

Schmerzens, die Lieder beglückter Liebe, die Lieder verſchmähter Empfindung und die Lieder noch verhüllter Trauer. Deine Schönheit, einzig Geliebte, deine üppige Fülle, dein göttlicher Bau, in welchem Kraft und unverwelkliche Jugend den Anmuthsgürtel deiner Glieder ſchwellen, die Tiefe und die Höhe deiner Seele die den Himmel und ſeine Welten und der Seele tiefſten Schacht ergründet; dein Blick, in dem der Sonne Urlicht und des Mondes milder Schein ſich zauberhaft vermählen, der Ton deiner Worte, die Harmonie dieſer Töne, die bald wie Donnerton über Felſenhäupter und bald wie Zephyrs Säuſeln über Harfenſaiten ertönt, alles, alles das hat mein Weſen mit einer ewigen, gluthflammenden Leidenſchaft für dich erfüllt. Wo du nicht biſt, kann ich nicht leben, wo deine Schönheit nicht leuchtet, kann ich nicht athmen, wo deine Glorie nicht angebetet wird, kann ich mich ſelber nicht lieben!

Nur in deinen Armen, einziggeliebte, auserkorne, herrlich blühende deutſche Sprache, nur in deinen Armen iſt mir's wohl und leicht und ſelig zu Muthe! An deiner Bruſt iſt das Leben mir hold und die Liebe und die Freundſchaft! Du allein, deutſche Sprache, Götterweib, ſchön wie das Licht und mild wie die Gottheit, ſtark wie ein Rieſe, und ſanft wie ein Kind, glühend wie die Mittagsſonne und erfriſchend wie der Morgenthau, Du allein, hohe, herrliche Frau, kannſt meine Liebe erwiedern. Du biſt reich im Fühlen wie im Denken, du belohnſt überſchwenglich jene, die in Reinheit dich lieben, beſeligſt die, ſo in heiliger Gluth dich umfaſſen, und erhebſt zu den Sternen die, denen es gelungen, dir ein liebendes Lächeln abzugewinnen!

Einzige, ſüße, ſchwelgeriſche, feuerdurchfluthete Geliebte, Philomele der Sprachen, wie ſehne ich mich nach dir zurück. Nur den ſüßen Saum zu küſſen deines ſterngeſtickten Gewandes iſt Trunkenheit und Entzücken!

Freskovariationen eines zerrütteten Gemüthes über das uralte Thema: Liebe.

Liebe, was biſt du? Liebe, was ſollſt du? Liebe, was giebſt du?

Liebe, was biſt du? du biſt Alles in Allem! du biſt der fortdauernde Brautkuß, mit welchem ſich der himmliſche Theil des Menſchen mit dem irdiſchen verlobt; du biſt das ſelige Auferſtehungsfeſt der Seele aus dem Grabe des Körpers; du biſt die Geneſungsfeier der Gefühle aus dem Starrkrampfe des Daſeyns; du biſt die zeitliche Bürgſchaft ewiger Seligkeit; du biſt der große Geleitſchein in das Land der Unendlichkeit; du biſt die Offenbarung der Gottheit in der Wüſte des Lebens; du biſt die Zwiſchenträgerin des Stoffes und des Geiſtes, die Vermittlerin der Zeit und der Ewigkeit, die Dollmetſcherin zwiſchen namenloſer Sehnſucht und ſüßem Ergeben und die Verſöhnerin des Geſchaffenen mit der Schöpfung.

Liebe, was du biſt? du biſt die Kinderklapper der Jugend und das Spielzeug des Alters! die Seifenblaſe der Phantaſie, der Champagnerſchaum der Leidenſchaft, das Impromptu der Sinnlichkeit, das Maskenſpiel der Begierde, das Intermezzo der Seele, das Feuerwerk des Augenblicks, der Traum eines Titels und der Titel eines Traums; die Fluth des Bluts und die Ebbe des Gehirns; das Schellenſpiel des Herzens; der Popanz der Empfindungen, das Langepuffſpiel der Langweile und das blinde Kuh der Geſelligkeit!

Liebe, was du ſollſt? du ſollſt ſeyn der Engel im Kerker unſers Lebens, du ſollſt ſeyn die Mutter aller Wonnen, die Schweſter der Zärtlichkeit, die Amme der Treue, die Geſpielin der Hoffnung; du ſollſt aus Seufzern und aus Thränen, aus Wünſchen und aus Sehnen weben das Gewebe der ſeligen Wehmuth, der wehmüthigen Seligkeit. Du ſollſt das Auge füllen mit Tropfen der Luſt und die Seele mit Tropfen der Seligkeit, du ſollſt ſtützen das Haupt der Leidenden, ſollſt tröſten das Herz der Verlaſſenen, ſollſt wachen mit dem Schmerze des Einſamen, ſollſt jubeln mit dem Munde des Glücklichen, ſollſt klagen mit der Lippe des Schmerzlichen, ſollſt Tröſtung geben dem Schmerze des Hoffnungsloſen, ſollſt zum Tempel weihen das Herz, das du bewohnſt; ſollſt Wohllaut gießen in die Lippe, die dich beſingt; ſollſt bekränzen mit Glück die Schläfe, die dir huldigt; ſollſt erhellen die Bruſt, die dich beherbergt; ſollſt veredlen den Sinn, der dich erfaßt;

ſollſt beflügeln den ſtummen Blick, der dich trägt; ſollſt unwiderſtehlich machen die Feder, die für dich ſchreibt und ſollſt mit Blüthen der Erhörung und mit Blüthen der Gegenliebe überbauen die Wege der Liebenden!

Liebe, was du ſollſt? du ſollſt ſeyn der Sturzkorb jedes freien Wollens; das Narrenſeil für weiſe Herren, das Naſenzupfen zweibeiniger Gänschen; das Hutſchemännchen alter Gecken, der Vexierſpiegel der Männer, der Toilettenkniff des weiblichen Geſchlechts, die Lichtputze der Leidenſchaft, die Alle-Minutenhandlung des Herzens, der Nothpfenning aller armen Seelen, der Seufzerblasbalg leerer Herzen, der Strohmann eines einſamen Spielers, der Hausmeiſter eines hohlen Kopfes, der Nothnagel hektiſcher Dichter, die Haſpel der einſamen Mädchen und das ätheriſche Futteral irdiſcher Gelüſte!

Liebe, was du giebſt? du giebſt Himmel auf Erden, du giebſt Sonnen in Finſterniſſen, du giebſt Paradieſe in Wüſten, du giebſt Blüthen in Froſt, und Kühlung in Hitze. Du giebſt Thränen dem Auge, Hoffnung dem Herzen, Adel dem Gefühle, Seligkeit der Empfindung, Honig der Sehnſucht, Balſam den Wünſchen, Ausdruck dem Blicke, Feuer den Worten, Troſt dem Bangen, Wohllaut dem Liede, Sieg dem Flehen, Reiz dem Widerſtand, Lockung dem Sträuben, Gluth dem Drängen und Göttlichkeit der Ergebung!

Liebe, was du giebſt? du giebſt Kunkel für Gold, Dornen für Blumen, gemaltes Feuer für Gluthen, Wallungen für Gefühle, Koketterie für Wahrheit, du giebſt Pechſtiefel den Affen, die dir nachſtellen, du giebſt hohle Nüſſe den Kindern, die dich ſuchen, du giebſt Eiferſucht zur Mitgift, Betrug zum Brautgeſchenk und Verrath zum Einwurf, du giebſt den Argwohn zum Thürſteher, das Mißtrauen zur Zofe, die Untreue zur Geſellſchafterin, die Verzweiflung zur Hausbewohnerin und nur den Tod zum Erlöſer!

Lineamente weiblicher Schönheit und Anmuth.

Was haben die armen Philoſophen, die guten Aeſthetiker, die frommen Dichter und die unſchuldigen Denker nicht alles über den Begriff. der Schönheit philoſophirt, äſthetiſirt, gedichtet und gedacht! Wie viel Stunden, Wochen und Monden habe ich nicht zugebracht, um das alles zu leſen und zu ſtudieren, ja ich unterſieng mich ſogar einmal ſelbſt über das Weſen der Schönheit nachzudenken, aber, mein Gott, ich war nach dem Allem eben ſo klug wie vorher, das heißt gar nicht klug. Ich nahm den Plato zur Hand und glaubte nun hab' ichs erwiſcht, da begegnete mir ein junges Mädchen mit dem Inſiegel der Gottheit, mit der Schönheit begabt, und alle Begriffe dieſes Sehers des Alterthums zerrannen an dieſem Strahle! Ich habe die neuern Theorien und Schönheitsbrühen zu mir genommen, und ſtand vor einem Bilde da Vinci's und alle jene Erklärungen zerſielen in und neben mir. Ich hatte ſelbſt eine Ode, eine wie ich glaubte recht begeiſterte

Ode an die Schönheit geſchrieben, aber als ich hinaus trat an den Abendhimmel einer blumenbedeckten Landſchaft und dieſe Schöne mit dem himmliſchen Zauber der Natur mich anlachte, da zerſtäubte meine Ode wie eine leere Waſſerſäule um mich, ich konnte die Schönheit empfinden aber nicht begreifen, welches aber um ſie andern zu erklären, durchaus gar nicht nöthig zu ſeyn ſcheint.

Wir wollen uns mit dem allgemeinen Spruch begnügen: „Schön iſt was und wer gefällt,“ gefallen aber heißt unſerm Weſen zuſagen, es anregen, es befriedigen. Darum hat der Berliner recht, wenn er ſagt: „die Suppe iſt ſchön!“ d. h. die Suppe ſagt ſeinem Weſen zu; darum hat der Sachſe recht, wenn er ſagt: „die Kritik iſt ſchön!“ ſie regt ihn an. Oft aber gefällt wer nicht ſchön iſt? ſo hör ich viele fragen. Allein das iſt falſch, derjenige, dem das, was wir nicht ſchön nennen, gefällt, der nennt es ſchön, dem iſt es ſchön.

Descartes hat eine ſchielende Perſon geliebt, und er erklärte das Schielen für eine Schönheit! Ernſt Schulze giebt der weißen Roſe den Preis, der bleichſüchtigen weißen Roſe! Gewiſſe Menſchen verſtehen unter ſchön: fett, und andere können ſich die Schönheit nicht anders, als ſo mager wie eine Spitalſuppe denken.

In der Jugend halten wir andere Frauen für ſchön, und in einem andern Alter nennen wir wieder andere Formen ſchön. Eine nüchterne Phantaſie hat andere Schönheitsbegriffe, und eine kranke oder ſchmachtende Phantaſie wieder oft die entgegengeſetzten. Eben weil die Schönheit ſo vieldeutig, ſo verſchiedenartig iſt, können wir alles was uns gefällt ſchön nennen; wir können ſagen: ein ſchönes Weib, ein ſchönes Pferd, eine ſchöne Pfeife, ein ſchöner Morgen, ein ſchönes Schiff, ein ſchöner Tod, ein ſchöner Elephant u. ſ. w.

Betrachten wir aber das, was man „Anmuth“ nennt, und wir ſtehen vor einem geometriſch verſiegeltem Zauberwerke, vor einem Worte, welches kein Denker erklärt, kein Dichter in Töne bringt. Wir ſagen ein anmuthiges Mädchen, aber nie ein anmuthiger Dragoner, ein anmuthiges Häuschen, aber nicht ein anmuthiger Maſtbaum! Liegt alſo der Begriff anmuthig in der Kleinheit? Auch das iſt es nicht, denn wir ſagen auch eine anmuthige Ebene und doch nicht ein anmuthiger Farbentopf, eine anmuthige Stadt aber nicht eine anmuthige Zwiebel. Man ſagt ein anmuthiges Lächeln aber nicht ein anmuthiges Weinen; eine anmuthige Verbeugung aber nicht ein anmuthiges Achſelzucken. Das Weſen der Anmuth iſt alſo auch nicht in der Bewegung oder in dem Ausdruck gegründet.

Alſo daß wir es uns nur geſtehen, wir können das Weſen der Anmuth nicht erklären, ſie iſt ein Frauenzimmer, will alſo empfunden, geliebt, angebetet, aber nicht begriffen ſeyn.

So viel iſt gewiß, Schönheit ohne Anmuth iſt ein gemaltes Feuer, eine ſchöne Winterlandſchaft, ein unacceptirter Wechſel u. ſ. w.

Anmuth ohne Schönheit aber iſt ein Magnet, der heimlich aber feſt zieht, ein Glanz, der nicht blendet aber wohlthut, ein Zauber der nicht überaſcht aber beſeligt.

Bei allem Reſpect aber, den wir vor Anmuth und innern Seelenadel, dieſe Wurzelblume der Anmuth haben, können wir nicht läugnen, daß die Schönheit ein Geſchenk der gütigen Götter iſt. Dieſes Geſchenk, Wiegenangebinde und Nadelgeld der gütigen Schöpfung beſteht aus einer ganzen etagére von Dingen als da ſind Augen, Naſe, Kopf, Haare, Zähne, Farbe, Wuchs, Haltung, Mund, Lippen, Ohren, Gebehrde, Füße, Arme u. ſ. w., kurz eine Bijouterie-Waarenhandlung von einzelnen Schönheiten iſt nöthig, bis eine einzige Schönheit comme il faut aus den Händen der ſchaffenden Natur und aus den Händen der umſchaffenden Mütter und Gouvernanten hervorgeht.

Der Schreiber dieſer Zeilen, ein fleißiger Beobachter des ſchönen Geſchlechtes, hat ſich oft und viel mit den abſtrakten und angewandten Principien der Schönheit bekannt gemacht, und ladet die freundlichen Leſerinnen ein, ihn bei einer phyſiognomiſchen Muſterung der Schönheits-Artikel gefälligſt zu begleiten, und mit ihm die Grundreglemente äußerer weiblicher Schönheitstheile zu erforſchen.

Die Hauptſache iſt wie bei jeder Sache:

Das Haupt.

Das Haupt iſt die Citadelle der weiblichen Feſtung. Hier ſind alle Angriffs- und Vertheidigungswaffen vereinigt, die Augen ſind die Schußſcharten, der Mund die Zugbrücke, und im Kopfe ſitzt der Commandant der Veſtung: der Verſtand, oder die Caprice, oder der Eigenſinn oder der Trotz, wer eben das Kommando führt. Alſo wir fangen bei dem

Kopfe

an. Der Kopf muß oder ſoll wenigſtens eine ovale Geſtalt haben. Das Geſicht muß im Verhältniſſe zur Gehirnkapſel kleiner und von geringerem Umfange ſeyn. Die Gehirnkapſel muß ſchräg gewölbt ſeyn, eine platte zeigt von beſchränktem Verſtande.

Die weiblichen Köpfe werden auch noch eingetheilt in Trotz- und Sprudelköpfchen, das ſind ganz eigene Schönheiten für beſondere Liebhaber.

Das Haar.

Es iſt entſchieden, daß den Blondinen blondes Haar, und den Brunetten braunes Haar am beſten kleidet, wenigſtens hat man kein Beiſpiel vom Gegentheil. Blondes Haar iſt edel, fein, aber es deutet auf Leichtſinn, beſonders aber auf Wankelmuth. Blonde Frauenzimmer ſind gewöhnlich ſanguiniſch, leicht aufzureizen, leicht zu beſänftigen, tanzluſtig und geneigt in Moden und Neigungen ſehr oft zu wechſeln. Schwarze Haare zeigen von heftigen tiefen Leidenſchaften; Frauenzimmer mit ſchwarzen Haaren lieben weniger heftig aber inniger, ſie fordern mehr, dafür lieben ſie treuer. In der Eiferſucht ſind die Brünetten gefährlicher als die Blonden. Eine Blonde verläßt den Verräther, eine Brünette rächt ſich an ihm. Es iſt alſo am gerathenſten, man liebt erſt eine Blonde, nachher eine Brünette. Frauenzimmer mit rothen Haaren beſitzen die tiefſte Empfindung und das edelſte Herz, jedoch in der Liebe ſind ſie ſehr vorſichtig. Kaſtanienbraunes Haar iſt etwas ſinnlichen und erregten Gemüthes. Was den Haarwuchs um die Stirne herum betrifft, ſo ſagt Winkelmann, er iſt nur dann ſchön, wenn er rund bis über die Schläfe geht. Die anmuthigſte und natürlichſte Art, das Haar zu tragen, iſt dem Wuchſe zu folgen, in allen abwärtsfallenden Formen; alle niederwallende Locken verſchönern das Antlitz, veredeln es. Die jetzige Art à la chinoise zu ſehen, iſt eckelhaft, als ob ſich ihr Haar ſträubte! Man kann eine ſolche Chineſen-Friſur nicht ſehen ohne an einen Bund Spargel zu denken, oder — — an den Scharfrichter, der den Schopf ſchon für ſich gehandhabt findet.

Die Stirne iſt der Sitz der Vernunft, natürlich wenn etwas da iſt, was ſich ſetzen kann; wo nicht, da bleibt der Sitz ledig, bei dem weiblichen Geſchlecht hat das nicht ſoviel zu ſagen. Die Stirne muß ſich in einer ſanft geſenkten Linie unter der Naſe verbinden, das iſt der Grundzug des griechiſchen Profils, im Südlichen mehr als im Nördlichen zu treffen. Sie muß auch ein Normal-Maaß haben, das heißt, von ihrem obern Theile bis zum Kinn herab, den Drittheil der Geſichtslänge haben. Eine zu ſehr weibliche Stirne verräth Keckheit und den männlichen Trotz, eine ganz ſchmale Stirne iſt ein Zeichen, daß die Vernunft ſich auf ihrem Sitz nicht breit macht. —

Das Auge.

Der göttlichſte, zarteſte, erhabenſte Theil iſt das Auge! das Organ des feinſten ätheriſchten Stoffes des Lichtes! und nun gar ein Frauen-Auge! der Spiegel der Welt und der Seele! der Verräther und Vertraute aller Gefühle! der Beobachter und der Bothſchafter geheimer Wünſche! der Dollmetſcher und der Telegraph ſtummer Empfindungen! das Auge winkt, bittet, droht, fleht, ſchmachtet, trotzt, belebt, zerſchmettert, erheitert, vernichtet alles mit einem Blick! Das Auge iſt Zeuge der Schuld und Unſchuld, Parthei und Richter, Anwalt und Ankläger zugleich! das Auge ſprüht Zorn, Haß, Liebe, Verachtung, Mitleid, Muth, Rache, Beſcheidenheit, Groll, Mißtrauen, Wohlwollen, alles in einem Strahle! Die Augen ſind alſo die Lichtträger aller Empfindungen, und ein Hauptbeſtandtheil der weiblichen Schönheit. Die Farbe iſt das erſte, was ſich uns darbietet. Schwarze und blaue Augen theilen ſich in die Huldigung der Männer und der Dichter, und die grauen und braunen finden nicht minder ihre Anbeter. Büffon beweiſ't, daß die ſchwarzen Augen eigentlich dunkelpommeranzenfarbig und die blauen gelbpommeranzenfarbig ſind. Es iſt ſchrecklich, daß Büffon uns ſo enttäuſchen will. Ich glaub' es nicht, ich ſage es ſind ſchwarze und blaue Augen. Welchen ich den Vorzug gebe? ach, ich liebe alle Augen! das heißt alle ſchönen Augen, aber ich meine:

Bei dem Becher ſchwarze Augen,
Doch am Fenſter blaue taugen;
Für's Begehren ſchwarze Augen,
Doch zum Lieben blaue taugen;
Für den Scharfſinn ſchwarze Augen,
Doch für Sanftmuth blaue taugen;
Auf dem Balle ſchwarze Augen,
Doch im Stübchen blaue taugen;
Für die Ode ſchwarze Augen,
Doch für's Liedchen blaue taugen;
Für den Krieger ſchwarze Augen,

Doch für Schäfer blaue taugen;
Für den Dichter alle Augen,
Schwarze, blaue, braune taugen,
Wenn der Dichter nur will taugen
Schwarzen, blauen, braunen Augen!

Weit mehr als die Farbe trägt die Größe des Auges und und ſeine verlängerte Form zu ſeiner Schönheit bei. Die Augen dürfen weder durch zu vieles Abſtechen noch durch zu nahes Aneinandertreten ihr harmoniſches Verhältniß aufheben. Die Augenbraunen müſſen ſchön hochgewölbt ſeyn und dürfen über der Naſe nicht zuſammenlaufen, ſonſt verdüſtert es den Blick, und überwölkt den Himmel des Auges. Die Augenlieder müſſen ſanft gebogen ſeyn und lange Wimpern ſind ein unausſprechlicher Reiz, ſie machen den Blick ſanfter und beſcheidener.

Das Ohr
iſt auch kein unbedeutender Theil in der Rüſtkammer der Schönheit; die Ohren dürfen nicht groß ſeyn, eyrund ſich geſtalten und eine gleichmäßige Einfaſſung haben. Die Frauenzimmer haben alſo ſehr darauf zu ſehen, die Ohren nicht durch ſchwere Gehänge auszudehnen. Uebrigens iſt das weibliche Ohr viel zarter und feiner gebaut als das männliche, daher auch ihre Neugierde, ihr Horchen und ihr Lauern kommen mag.

Die Naſe jedoch iſt der große Anfangsbuchſtabe im Schönheitskapitel. Die Naſe iſt auch dasjenige beliebte Organ, bei dem uns die Frauen ſo gerne ſpazieren führen. Es giebt Adlernaſen und Habichtsnaſen, römiſche, griechiſche und junoniſche Naſen, Spitznäschen und Stumpfnäschen u. ſ. w., am allerſeltenſten ſind die ſogenannten feinen Naſen! Wenn die Naſe ſchön genannt werden ſoll, muß ſie ihrer Form nach gerade und einfach ſeyn, und mit ihrer Grundfläche einen leichtbemerkbaren deutlich ausgedrückten Winkel machen.

Der Mund.

Dieſe Pforte der Weisheit und Thorheit, das ſüße Werkzeug der Rede und des Kußes! Es dürfen ſeine Einſchnitte nicht viel länger als die Breite der Naſe ſeyn, wenn er ſchön heiſſen ſoll. Dicke Lippen und ein großer Mund ſind häßlich und zeigen auf Sinnlichkeit; eine herrſchende Oberlippe iſt zart und fein, aber ſie deutet auf Charakterſchwache, eine hervorragende Unterlippe deutet auf einige Roheit. Jedoch muß die Unterlippe etwas voller und runder ſeyn als die Oberlippe. Aber Sinn, Gefühl und Liebe wohnen in der Oberlippe, Stolz und Zorn krümmen ſie, Einheit ſpitzt ſie, Güte und Wohlwollen ründet und Ausſchweifung erſchlafft ſie. Zur vollkommenen Schönheit des Mundes gehören kleine, gleichförmig gegründete, weiße Zähne. Wenn ein Frauenzimmer nicht viel lacht, ſo hat ſie dergleichen wohl nicht.

Wange und Kinn.

Fülle und Rundung iſt bei allen Organen des weiblichen Körpers vorherrſchend, ſo muß auch die Wange voll, zart und rund ſeyn. Eine glückliche Miſchung von Weiß und Roth giebt den Wangen die mannigfachen Nüancen des ſchönen Kolorits. Ueberraſchung, Zorn, Scham, Liebe u. ſ. w. machen und erregen eine beſondere Abwechslung in dieſen feinen Schattirungen von Purpur, weiß und roth, und bringen einen unbeſchreiblichen Zauber hervor. Schande, Furcht und Schuld machen Erblaßen. Das Erröthen iſt die Livre der Tugend, die Viſitenkarte der Unſchuld, das Siegel der Reinheit. Ein Grübchen in der Wange, ſo als ob ein kleiner Amor mit dem kleinen Finger es hingedrückt hätte, iſt ein Liebreiz mehr, und in einem ſolchen Grübchen ſind ſchon große Philoſophen gefangen worden. Ein ſolches Grübchen iſt die eigenhändige Unterſchrift der Schelmerei und man hat doppelt Urſache auf ſeiner Hut zu ſeyn, wo es uns anlockt.

Ein ſchönes Kinn muß rund und eben ſo eines muß ſich allmählig und ſanft abrunden. Jede geſpitzte Form zeigt von Härte und Männlichkeit.

Der Hals.

An den verſchiedenen Biegungen des Halſes drücken ſich Feinheit, Muth, Weichheit, Sanftmuth und Würde aus. Ein ſchöner Hals, gewöhnlich die Morgengabe der Natur an groſſen, ſchlanken Frauenzimmern muß nicht zu kurz ſeyn, hinreichend voll, jedoch nicht dick, und muß unmerklich in ſchönen Wellenlinien in Kopf und Bruſt übergehen, bei dem letztern Uebergange muß er noch durch ſchöne Schultern wohlwollend unterſtützt werden.

Taille.

Wenn der Schneider ſchon völlig das ſeinige gethan hat, ſo ſcheint es doch nicht ganz überflüßig, wenn die Natur auch etwas zu einer ſchönen Taille beiträgt. Dazu gehören leichte und harmoniſche Gliedmaſſen, die leichte und geſchmeidige Bewegungen erlauben und hervorbringen. Der Leib muß ſchlank, nicht hervorſtehend, und nicht hängend ſeyn, und runder als der männliche.

Hand und Fuß.

Eine jede Sache muß Hand und Fuß haben, alſo auch die Schönheit, das heißt eine ſchöne Hand und einen ſchönen Fuß. Die Schönheit der Hand beſteht in einer zarten Rundung, mit kaum merklich geſenkten Spuren, nach Art ſanfter Beſchattung über die Knöchel der Finger, wo auf allen Händen Grübchen ſind. Die Finger wohl geformt und ſpitz zulaufend. Die Arme rein in den Umriſſen, fließen rund und voll in der Form. Ein ſchöner Fuß, mit dem in Deutſchland die Natur ſehr karg iſt, muß klein ſeyn, in ſeinem Umkreiſe ſich der Form der Elkipſe nähern, eine etwas hohe Wölbung haben, und bei dem Knöchel ſchlank, in pyramidaliſcher Wölbung ſich in die unſichtbaren Regionen erheben.

Ein ſchöner Fuß iſt die Baſis der weiblichen Schönheit.

So viel über die Schönheit der Frauen, über die Anmuth und das Geheimniß der Toilette nächſtens mehr.

Csákány und Tambura

oder:

die geiſtige Abendmuſik.

(Eine ungariſche Novelle.)

Die Wipfel der hohen Bäume des Moorer Waldes brannten und glühten an ihren Spitzen im Purpurrothe der Abendſonne, große Schatten lagerten ſich wie Rieſenſchlangen um die fortlaufenden Wurzelranken der hundertjährigen Stämme, und die Vögelſtimmen wurden immer ſeltener und einzelner, als ich aus dem Walde heraus in die Ebene trat, in welcher Moor, ein kleiner artiger Marktflecken, in feierlicher Abendruhe lag. Die Erde ſchien noch von dem Flammenkuſſe des Tages erglüht, ſich nach der Kühle des Abends zu ſehnen, und ſank, wie aus einer zärtlichen Umarmung, matt in die ſchattigen Arme des Abends.

Links lag der Csókaberg, auf den Bäumen am Gipfel des Berges eilte der Lichttritt des entſchwindenden Tages hin, daß ſie ſich ſchauerlich bückten, und wie geläutert in Goldſchimmer leiſe wogten.

Ich bog links ab, und ſchritt am Fuße des Berges, welcher von dem fruchtbaren Traubenmantel der Weingärten halb überdeckt war, raſch vorwärts; von ferne trieb der Schäfer ſeine Heerde heim, und eine Schaar Schnitterinnen, in lieblicher Landestracht zogen munter ſchäkernd vorüber.

Am Ende des Berges, dort wo bei dem Dorfe Csóka der Berg eine Schlucht bildet, und die Ruinen des Schloſſes Csókakeö mahnend an die verfallene Größe der Zeit, bedeutſam düſter in's Thal herunterſchaut, liegen einige kleine Häuschen in Tannen und Linden verſteckt.

An einem dieſer Häuschen war eine Stange ausgeſteckt, mit grünen und rothen Bändern und einem Reiſerkranz, ein Zeichen, daß hier ein Gaſt= oder Wirthshaus ſeye, und vor dem roth angeſtrichenen Häuschen tummelte ſich eine rüſtige Dirne herum, der Kleidung und den ſchlicht aufgewickelten Zöpfen nach zu ſchließen, die Fogádós Leáni (die Kellnerin.)

Das Häuschen lag ſo freundlich da, man hatte zugleich die Anſicht des Berges und des Thales von der Hausflur, und ich beſchloß, da einzukehren.

Jutká, die flinke Kellnerin, mit zwei ſchwarzen Nationalaugen und jenem tiefrothen Teint, den die panoniſche Sonne ihren Töchtern giebt, ſprang mir mit einem freundlichen Gruße entgegen, nahm mir mein kleines Felleiſen ab, trug es ſammt Mantel und Stock hinein ins Zimmer, und ich ließ mir ein Glas guten Moorer-Wein auf einen Tiſch vor dem Hauſe hinſetzen.

Die Gegend war bereits ſtill und halbdunkel geworden. Auf dem einen Abhange des Csókaberges, der die Ausſicht auf Stuhlweiſſenburg hat, lagen zwei kleine, aber allem Anſcheine nach unbewohnte Häuschen, von einigen hohen Pappeln umfriedet. Die Fenſterläden waren zu, und auf den Sitzplätzen am Hauſe wuchs hohes Riedgras. Eine dichte Allee, welche die etwa fünfhundert Schritte auseinander liegenden Häuschen verband, ſchien ſchon lange von keinem menſchlichen Fuße betreten worden zu ſeyn, denn der Weg war ganz verwildert und von Unkraut überwuchert.

Es war etwas Freundliches und doch etwas Unheimliches in dem Anblicke dieſer zwei Häuschen, die ſich gegenſeitig wie wehmüthig zu betrachten ſchienen; man ſah, daß ſie zuſammengehörten und doch ſchmerzlich auseinander ſtanden. Ich war eben in Nachdenken darüber verſunken, als die Glocken der umliegenden Dörfer acht Uhr läuteten. Von Moor tönte es hell und rein herüber, auch von Csurgó und von Csikwár trug die ſtille Abendluft die lautern Glockentöne herüber, und der Pincés (der Kellner) des kleinen Wirthshäuschens kam heraus und zog die Glocke, die nach Landesgebrauch auf einer einfachen Stange vor dem Hauſe aufgerichtet war, nahm den runden langgekrempten Hut vom Haupte, faltete die Hände und kniete vor dem allda aufgerichteten Kreuze zur Andacht nieder. Bald darauf kamen aus allen naheliegenden Häuſern die Bauernmädchen heran und knieten auf den Raſen nieder und falteten andächtig ſchweigend die Hände. Die Glocken hatten längſt ausgetönt, nur der Nachhall zog leiſe verſummend wie einſchlafende Gedanken, durch die unbewegte Abendluft hin, die Mädchen aber blieben kniend und mit gefalteten Händen liegen, und alle ſahen ſie unverwandt nach den beiden unbewohnten Häuschen hin, und ſchienen erwartend aufzuhorchen und hielten den Odem an und lauſchten hinüber. Da, als das letzte Echo der Glockentöne im Aether verbebte, da fing ein leiſer Ton an aus dem einen Häuschen herauszutönen, erſt kaum hörbar, dann immer lauter und lauter, und es war ein ganz eigener wehmüthiger Ton, wie einer Saite mit matter Hand ſchmerzlich entlockt, und ſehnſüchtig auffordernd und mahnend, und wiederum hinſterbend und doch beglückt. Bald darauf, wie aufgeregt von dieſen Tönen, erklang aus dem andern Häuschen gegenüber ein wunderſamer, klagender Laut; es waren ſchmerzlich geſchliffene Töne, wie aus zuckendem Herzen ausgehaucht, gleichſam Antwortgebend auf die klagende Anfrage jenes Tons, ſo wie die italieniſchen Gondoliers ihre Wechſelgeſänge auf den ſtillen Fluthen aus dem Dunkel der Nacht erſchallen laſſen.

Immer weicher, immer vorwerfender, immer dringender erklang es nun aus dem einen Häuschen, und die antwortenden Töne verſchmolzen immer nachgiebiger, immer frommer, immer beſchwichtigender. Es war ein grauenhaft geiſterartiges Wechſeltönen, bald ſchienen ſich die Laute ſuchend zu nahen, ſich zu finden und beglückt in die Arme zu fallen und zu vermiſchen, bald riſſen ſie ſich, wie plötzlich erwachend, von einander los, entfernten ſich, indem ſie doch ſehnſüchtig ſich nach einander umblickten, ſtürzten wieder zuſammen, bis ein ſchmerzlicher, lebenslaſſender Accord einfiel, und die Töne ſchneidend abriß.

Die Mädchen hatten alle das Haupt geſenkt, als es ſtille war, kreuzten ſie ſich noch dreimal vor Stirne, Augen und Bruſt, und ſtanden faſt noch furchtſam und ſcheu auf.

Indeſſen war die Halbſichel des Mondes wie eine blaſſe Wange über den Berg hervorgetreten, und eine magiſche Beleuchtung füllte das Thalbecken mit weißlichem Schimmer.

Ich war von dem räthſelhaften Tonſpiele innig ergriffen, Neugierde und geheimer Schauer belebten mich, und ich fragte die wieder geſchäftige Jutká um die Bedeutung dieſer unbegreiflichen Abendmuſik.

Die ſchwarzäugige Kellnerin winkte ein Mädchen aus dem Kreiſe herbei, indem ſie ſagte, dieſe würde mir gerne den erwünſchten Aufſchluß geben, ſie ſeye die Tochter des Notars von Moor, und war ſelbſt eine Freundin der gottſeligen Illana. Verſchämt, aber freundlich trat dieſe heran, ſetzte ſich zu mir nieder, und während der Halbmond gleichſam wie lauſchend heraufzog, und ſein mattes Silberlicht die Berge mit weiſſen Schleiern umwickelte, und die zwei Häuschen mit einem milden Schimmer übergoß, erzählte mir Palanka, die Notarstochter, folgendes:

Es ſind noch nicht zwei Jahre, da wurden dieſe Häuschen von zwei Familien bewohnt, welche von der innigſten Eintracht und Liebe umſchlungen, nur eine einzige zu bilden ſchienen. Dugowich, ein wohlhabender Winzer, ſeit mehreren Jahren Wittwer, bewohnte mit ſeinem Sohne Andor das eine Häuschen, und in dem andern lebte der Edelherr Barankay mit ſeiner Frau und ſeiner einzigen Tochter Illana.

Illana war ſchön und friſch wie das Morgenroth, wenn es hervortritt von dem Gipfel des Csókágebirges; ſie war ſchlank wie die Tanne des Bakanyer Waldes, ihre ſchwarzen großen Augen glühten wie die Traubenkörner in den Weingärten von Villany; ihre Lippen waren voll und roth wie die Kirſchen aus Veſprém, und wenn ſie ſprach, tönte es ſo klar und fromm, und drang in das Herz wie die Glöcklein der Mutter-Gottes-Kapelle im Geſundbrunnen zu Budáik. Das ſchwarze Haar, in üppiger Fülle, wie das Banater Getraide, ſchlang ſich in zwei langen Flechten, mit rothen und weiſſen Bändern durchflochten, auf ihren beiden Schultern bis an das Knie herunter, und das ſchwarze Mieder mit rothem Latz und Saum ſaß wie angegoſſen um den ſchmucken Leib. Dabei war Illana ſanft wie ein Lamm des Thales, ihr Blick war mild wie Morgen-Erdbeer, und all' ihr Weſen fromm, fleißig und ſtill wie ein klöſterliches Mägdlein.

Aber auch Andor galt für einen der ſchönſten Burſchen im Comitat; hoch und ſtark, mit blitzendem Auge und aufgeworfenen friſchen Lippen, muthig und doch nachgiebig, munter und rüſtig; er war die Freude ſeiner Umgebung.

Dugowich und Barankay hatten von zarter Jugend an ihre Kinder für einander beſtimmt. Sie liebten ſich ſchon von Kindheit an, und man ſah ſie ſtets wie Schweſter und Bruder beiſammen. Wenn ſie des Sonntags früh nach Moor in die Kirche giengen, da hieß es ringsherum nur: das ſchöne Paar vom Csókaberg; war irgendwo in einem Dorfe der Umgegend Búcs (Jahrmarkt), ſo zogen Illana und Andor zuſammen dahin, und an Feiertagen Abends tanzten nur Illana und Andor zuſammen unter den großen Linden des Wirthshauſes in Csóka.

Oft noch ſpät am Abende ſaßen die zwei Familien beiſammen vor ihren Häuschen, Illana nahm die Tambura zur Hand, und ſang ein Nationallied, begleitete es mit den Saitentönen der einfachen Tambura, und Andor nahm ſeinen Csákány (den flötenartigen Kreuzſtock, „Tſchakan“ genannt), und begleitete den Geſang und das Spiel Illana's mit den einfachen, aber vollen Lauten dieſes unvollkommenen Inſtrumentes.

So wuchſen die beiden Liebenden heran, und als Illana 17 und Andor 23 Jahre alt waren, als Barankay ſah, daß Andor alle Abend kam, und dem in Ungarn ſo üblichen und beliebten Ablakazni (Fenſterlen) nachgieng, d. h. daß er alle Abend vor das Fenſter Illana's kam, um durch Geſang und Muſik und Geſpräch ſie wach zu halten und an's Fenſter zu locken; da wurden Illana und Andor verlobt, und die Hochzeit wurde auf das nächſte Oſterfeſt anberaumt.

Es war ein düſterer Novemberabend, der Regen ſtrömte in ſtarken Güſſen hernieder, die Gipfel des Berges waren in ſchwarzes Gewölk gehüllt, der Sturm durchraſ'te das Thal und die Bergſchlucht, der Donner rollte faſt unaufhörlich zwiſchen flammenden Blitzen fort. Bei Barankay ſaßen beide

Familien im wohlverwahrten Zimmer beiſammen, Illana ſchmiegte ſich an Andor an, und die beiden Alten ſchüttelten beſorglich das Haupt ob des in ſo ſpäter Jahreszeit ungewöhnlichen Ungewitters. Wie es bei ſolchen Fällen in Ungarn üblich iſt, wurde die Bibel auf den Tiſch gelegt, und das Kapitel der Sündfluth aufgeſchlagen, und vor dem Muttergottesbilde kniete die fromme Frau von Barankay.

Da klopfte es heftig an die Hausthüre. Barankay ging hinaus, um aufzumachen, und ein Fremder, ein Reiſender, der durch die Schönheit des Gebirges verlockt, von der Landſtraße abwich, und den das ſchreckbare Gewitter hier überfiel, forderte gaſtliche Nachtherberge.

Der Fremde wurde mit all' jener Herzlichkeit und jener Gaſtfreundſchaft aufgenommen, die in Ungarn vom Pallaſte bis in die Hütte einheimiſch iſt. Illana nahm ihm mit geſchäftiger Freundlichkeit den regenſchweren Mantel ab, während Andor ſeinen tropfenden Hut abſchüttelte und ihn bei Seite legte.

Der Fremde ſchien ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig zu ſeyn. Groß und hager, mit gebräunten Geſichtszügen, und langen, ſtark herabgezogenen, ſchwarzen Augenbraunen; hinter dieſen blitzten zwei große Augen hervor, deren Blick einen unheimlich funkelnden Glanz hatten und die unſtät her:

umirrten. Die rechte Hand hatte er feſt zuſammengeballt auf der Bruſt liegen, als ob er ſie gar nie von da wegnehmen könnte, und die linke fuhr zuweilen krampfartig über die beiden buſchigten Augen hin. Illana verſicherte ſpäter, daß ſie immer innerlich zuſammenſchreckte, wenn ſie ein blutiger Blick (wie ſie ſich ausdrückte) des Fremden traf.

Dieſer hatte indeſſen auf Einladung Barenkay's am Tiſche Platz genommen, und auf die freundlichen Worte der Hausbewohner nur zerſtreut und einſylbig geantwortet. Das Gewitter war inzwiſchen vorübergezogen, nur in den fernen Bergen grollte noch der verhallende Donner fort, als ob er im Entfernen noch zurückzürnte; die Bäume rauſchten wieder milder auf, wie dem Schöpfer dankend, daß ſein Zorn gnädig ob ihren Zweigen vorübergieng. Illana's Furcht war verſchwunden, ſie tummelte wieder fröhlich um den Tiſch herum, und füllte dem ſonderbaren Gaſte das Glas mit dem edlen Safte des feurigen Bodotſchaner, kredenzte es ihm nach Landesweiſe, indem ſie es an die Lippen ſetzte, und es ihm mit einem „egesége!" (zum Wohlſeyn) zutrank.

Bald darauf nahm ſie ihre Tambura zur Hand, und begann eine nationale Weiſe anzuſtimmen. Der Charakter der ungariſchen Nationallieder, Nationalgeſänge und Nationalmuſik iſt faſt durchgehends eine tiefe Wehmuth, eine tiefe Klage, ein durchgehend ſchmerzliches Weh. Selbſt in den tollſten

Tanzmuſiken ertönt zuweilen ein bitterer, herzzerreißender, oder ein tiefklagender Laut. Selbſt der Czigány (Zigeuner), der in Ungarn ausſchließlich Muſik treibt, und mit ſeiner Geige im Lande herumzieht, füllt ſeine improviſirte Aufſpielerei mit einer unerklärbar elegiſchen Weiſe; es ſind immer Töne eines heimlichen Weh's, einer ſehnſüchtigen Betrübniß, eines unnennbaren Weh's, welches ſie aus den Saiten wunderſam, langſam gedehnt herausziehen. Wer den ungariſchen Naturaliſten Biháry Czigány auf ſeiner Violine ſpielen hörte, der wird ihn unwillkührlich mit Paganini vergleichen und geſtehen, daß ſeine Eigenthümlichkeit, die ganz beſondere tieftraurige Weiſe, die ſchmelzenden und ſeelenerſchütternden Accorde ſeines Spiels, und dieſe jedem Tone inwohnende zauberhäftige Wehmuth, von Paganini nie erreicht worden iſt. Wenn Biháry ſeinen Rákoczy aufgeigte, entlockte er ſeiner kleinen, unanſehnlichen, braunen Geige ein ganzes Geiſterreich von ſchauerlichen, tieferſchütternden Klängen. Eine Schattenwelt voll Trauergeſtalten entquell ſeinen Saiten, das Herz wurde ſüßſchmerzlich ergriffen, und das auf eine wonnevolle Weiſe verletzte Ohr trank mit behaglichem Schauer die unheimlichen Gänge und Springe des kühnen und verwegenen Geigers. Zuweilen machte Biháry inzwiſchen einen tüchtigen Zug Wein aus ſeiner, ihm an der Seite hängenden Csutara (ein ſchlauchartiges Weingefäß), und die umſtehende Menge rief gewöhnlich „harmat danzuuk!“ (tanzen wir ihn zum drittenmal), — ein Ausruf, den die ungariſchen Tanzpaare gewöhnlich im größten Enthuſiasmus ausrufen, wenn ſie, ohne abzuſetzen, einen Tanz zum drittenmal beginnen, — und Biháry varirte nun ſeinen Rákoczy mit neuen wehmüthigen und hinreiſſenden Weiſen.

Auch Illana's Spiel auf der Tambura trug den melancholiſchen Charakter der Nationalmuſik an ſich, und als Andor ſeinen Csákány (Flötenſtock) ergriffen und in ihre Töne begleitend einfiel, war es, als ob zwei Nachtigallen aus wundgeſungener Kehle einander ihre Klagen und Leiden zuſängen und zuflöteten.

Der Fremde ſchien heftig bewegt aufzulauſchen. Er drückte die linke Hand immer feſter auf das Herz, und die rechte lag über den glühenden Augen. Zuweilen griff er haſtig nach dem Glaſe, als ob er den Inhalt deſſelben ganz ausſtürzen wollte, und ſetzte es, nachdem er es an den Mund gebracht, ungeleert wieder nieder.

Plötzlich ſprang er auf, ſagte, er müſſe morgen frühe ſchon in Totis ſeyn, nahm ungeſtüm Mantel und Hut, dankte den Hauseigenthümern für die gewährte Gaſtfreundſchaft, und bat Illana, ein kleines Packet Muſikalien, welches er aus ſeinem Mantelſacke nahm, zum Dank für ihr ſchönes Saitenſpiel anzunehmen. Nur zögernd nahm Illana das Heft aus der Hand des ſeltſamen Gaſtes, der bereits aus der Thüre war, und raſch über den Wieſenplatz vor dem Hauſe hinſchritt; nach einiger Zeit ſahen ſie ſeinen dahinwehenden Mantel noch auf dem Gipfel des Berges dahinflattern, und ſich in das Dunkel der hohen Bäume verlieren.

Am andern Abend ſaßen die beiden Familien wieder bei Barankay beiſammen. Es wurde des ſonderbaren Gaſtes von geſtern gedacht, und ſein Packet Muſikalien herbeigeholt. Es enthielt ein ganzes Bunterlei an Noten und Muſikalien: Tänze, Lieder, Abendmuſiken, Jägerweiſen, Märſche, ſpaniſche und italieniſche Volksarien, Schweizer-Kuhreigen, ſchottiſche Lieder; zu ihrer Freude ſah Illana, daß Alles für den Csákány und für die Tambura geſetzt war. Sie blätterte hin und her, und blieb endlich bei einem nationellen „Todtenmarſch,“ wie von einer heimlichen Kraft angezogen, ſtehen.

Sie und Andor nahmen nun die Blätter vor und fiengen an zu ſpielen. Gleich bei den erſten Accorden überraſchte Illana der bizarre Reichthum und die phantaſtiſche Fülle der Compoſition. Andor hielt gleichſam erſchreckt inne, und folgte doch wieder wie unwiderſtehlich angetrieben dem Spiele Illana's. Die beiden Familien theilten das Grauen, welches die erſten Töne dieſes Stückes hervorbrachten. Illana war unheimlich bewegt; eine Melodie, die ſich ernſt, finſter, majeſtätiſch-entſetzlich aus den Saiten drängte, erſchütterte ſie, daß ſie erbleichte, und kalte Thränen rollten über ihre blaſſen

Wangen herab, und ſie mußte einen Augenblick innehalten, um auszuruhen. Andors Cſákány ertönte auch nur in unſichern, ſchwankenden und traurig bebenden Tönen; und die Eltern lauſchten ſtill und bange dieſen dunkel ergreifenden Wechſeltönen. Illana fuhr fort, und ihre Tambura erſcholl nun wieder in langgehaltenen, klagenden und ſchmerzlichen Accorden, wie die Aeolsharfe, wenn auf dem Gipfel entfernter Berge ein durchwehender Seufzer des Abendwindes ertönt; bald aber auch waren es wieder ſchnelle, wie im Fieberfroſte zitternde Saitenſchwingungen, und in einer gräßlichen Bizarrerie war es bald, als ob den Saiten ein dämoniſches Lachen entſchalle; bald als ob ein Schluchzen des tiefſten Wehes gehört würde; bald als ob eine Glocke zum letzten Gange riefe, und bald als ob ein Streit zerfallener Echo's in gellendem Spott und in langgeſchliffenen Schmerz-Refrains ringsum ertönte. Nur mit faſt übermenſchlicher Kraft konnte Illana bis zu Ende ſpielen, während Andor wie von einem wilden Gelüſte angetrieben auf dem Cſákány in eben ſo abſonderlichen Miſchklängen von toller Luſt und ſchneidendem Weh ihrem Spiele folgte; die Tambura entſank ihrer Hand, ſie war erſchöpft. Andor zitterte wie unter der Macht eines übermenſchlichen Schreckens. Die Alten ſegneten ihre Kinder, und der Abſchied der beiden Familien war ſtill, ſchauerlich, eiſig und finſter.

Dennoch kamen ſie alle Abend wieder zuſammen, und immer war es wieder dieſer „Todtenmarſch,“ den Illana zur Hand nahm, um ihn zu ſpielen. Selbſt Andor ſchien ſich zwar zu entſetzen, aber dennoch liebte er ihn auf eine unbegreifliche Weiſe. Die Eltern ſuchten vergebens ihre Kinder von dieſer grauenhaften und geſpenſtiſchen Compoſition abzuleiten, es half nichts, und zuletzt hörten ſie ſelbſt gerne dieſes Gemiſch von geiſtiger Wolluſt und Pein, dieſes grauenvolle, räthſelhafte Tongemälde voll Schauer und Luſt, voll Entſetzen und Süßigkeit.

So erklang jeden Abend in einem der beiden Häuschen dieſe unſelige Muſik, und eine unendliche, tiefe Traurigkeit niſtete ſich mit jedem Tage tiefer in beide Familien ein, und umnachtete ſie mit ihren ſchattenvollen Fittigen.

So war der Abend von St. Nikolas herangekommen; er wurde im Dorfe Csóka gefeiert. Im großen Gerichtszimmer des Kisbiro (Kleinrichter) wurde getanzt, und der Preis eines Németh-Tanzes (eines Walzers), war ein Lamm mit Bändern verziert. Das Paar, welches den Preis erhalten wollte, mußte zu walzen anfangen, wenn die kleinen St. Nikolas-Kerzen angezündet werden, und durfte nicht eher aufhören, bis ſie herabgebrannt waren. Man mußte eben ſo leicht und ſchlank als ſtark ſeyn, um zu ſiegen.

Illana und Andor erranzen den Preis; das mit Bändern geſchmückte Lamm wurde unter Muſik und Tuſch vor ihnen her im Saale herumgeführt, und ſie von der ganzen Dorfjugend mit Muſik bis zu ihrem Häuschen nach Hauſe begleitet.

Acht Tage darauf bedeckte der kleine Kirchhof zu Csóka die jugendliche Hülle Illana's.

Illana's plötzlicher Tod erſchütterte beide Familien aufs Entſetzlichſte. Andor glich einer Bildſäule, ſtarr und regungslos ſaß er am andern Tage auf dem Raſenſitze vor ſeinem Hauſe, und ſah unbeweglich die Allee hinab, welche beide Häuſer verband, und durch die Illana alle Abend herunter kam. Vergebens waren alle Troſtworte der ſelbſt tiefbekümmerten Eltern; vergebens die heißen Thränen der zärtlichen Mutter. Er ſaß vor der Thüre und ſtarrte in die Allee hinab.

Nach und nach zog der Abend ſeine dunkeln Vorhänge wie Gardinen um die Bergſäulen, die Felſenglieder hüllten ſich immer mehr und mehr in den Mantel der Finſterniß, und alles Leben verſtummte ringsherum. Von der Thurmſpitze in Csóka tönte die Glocke acht Uhr. — Da tönte es von Illana's Schlafgemach herüber durch die Nacht und die Stille wie der wohlbekannte, ſchmerzliche Saitenton der Tambura, die dort an der Wand hieng, und die ſonderbaren Klänge des Todtenmarſches zitterten herüber und ſchienen Andor heftig, klagend und vorwerfend aufzufordern, mit ſeinem Csákány die gewohnte Weiſe zu begleiten. Andor horchte mit wollüſtigem Grauen den geiſterartigen Tönen, und er erhob ſich mechaniſch und flüſterte wie heimlich beſchwichtigend: „ſogleich, meine Illana!“ und holte ſeinen Csakány und begleitete das ſchauerliche Spiel der Tambura, und der entſetzliche, geſpenſtige Todtenmarſch ertönte nun vollkommen, und Illana's Tambura ſetzte das unſichtbare Geiſterſpiel fort, und immer überirdiſcher, immer ätheriſcher wurden die leiſen Schwingungen der entkörperten Saiten. Andor hielt oft inne, ſeine Lippen regten ſich leiſe, und es war, als ob er ſagen wollte: „fahre fort, liebe Illana.“

Eilf Abende lang wiederholte ſich daſſelbe unheimliche, grauenhafte Schauſpiel. Wenn der achte Glockenſchlag von der Dorfuhr ertönte, da begann die Tambura die dämoniſchen Weiſen des Todtenmarſches auszuhauchen, und in zerreiſſenden, flehenden, begehrenden, beſchwörenden und lockenden Accorden zu Andor hinüber zu klingen und zu ſingen, und Andor ergriff ſeinen Csakány und ſtürzte ſich mit ihrer Phantaſie in den Zug dieſer Töne, und ſeine eigenen Klänge ſchmiegten ſich bald ſehnſüchtig an ſie an, bald zerrten ſie wie irrſinnig an denſelben, und bald ſchlangen ſie ſich wie lebenlaſſend und unauflöslich um ſie und hauchten zuſammen die verendenden Laute des Schmerzes und des Jammers aus.

Am zwölften Tage waren Andors Kräfte erſchöpft, er lag im Bette, die Eltern ſaßen liebend an ſeiner Seite, man hatte alle Fenſterläden zugemacht, die Dorfuhr von Csóka konnte nicht bis zu ſeinen Ohren dringen. Er lag ſtille ſchlummernd da. Aber als die achte Stunde ſchlug, erhob er ſich, ſein Antlitz lächelte, er lispelte: „ich komme, Illana!“ Er ergriff ſeine Flöte, und mit einer verſchwebenden Sehnſucht ſpielte er den Todtenmarſch bis zu Ende; aber es ſchien, als wären es dieſelben Töne und dennoch ganz Andere, ſie klangen friedlicher, beſchwichtigender, es war als ob ein verſöhnender Genius mit der Engelslippe darauf ſpielte, es flötete wie das Jubiliren der ſtillbeglückten Philomele, und Andor lächelte wie ein ſchlafendes Kind lächelt, wenn es von den lieben Engelein Gottes träumt, die daſſelbe zu ſich emportragen auf güldenem Gewölk. Der Todtenmarſch war zu Ende, Andor blickte herum und ſagte: „jetzt, Illana!“ und ſeine Seele war der irdiſchen Hülle frei.

Auf dem Kirchhofe zu Csóka wurden am folgenden Abend um acht Uhr neben Illana Andors ſterbliche Ueberreſte beigeſetzt. Als die letzte Schaufel Erde über den Sarg hinrollte, ertönte von dem Hügel herab der Todtenmarſch aus den leeren Häuschen, von Csákány und Tambura geiſterartig herabgeſendet; und hoch auf dem letzten Felſengipfel des Csókáberges ſah man den ſonderbaren Gaſt, von dem er herrührte, in einen dunkeln Mantel gehüllt vorüberſchreiten, die Hand herunterſtrecken in das Thal und verſchwinden.

Seit dieſer Zeit werden die zwei Häuschen nicht mehr bewohnt; aber jeden Abend um acht Uhr ertönt aus Illana's Zimmer die Tambura, und aus Andor's Zimmer der Csákany und ſpielen den Todtenmarſch, und klingen herab in das friedliche Thal.

Und die Bauernmädchen nennen es die „geiſtige Abendmuſik," und verſammeln ſich alsdann vor dem heiligen Gnadenbilde, um für die Seelenruhe der Abgeſchiedenen ein frommes Gebet zu verrichten.

Deutſchlands Einheit.

(Eine Fresko-Scene.)

(Die Scene iſt ein Wein- und Bierhaus. Ein Altbayer, ein Rheinbayer, ein Oeſtreicher, ein Preuße, ein Hannoveraner, ein Sachſe, ein Heſſe, ein Würtemberger, ein Sachſenhäuſer, ein Naſſauer, ein Franzoſe u. a. m. trinken und berathſchlagen Deutſchlands Einheit.)

Der Franzoſe. Meine Erren! Müſſen Sie machen eines Volk, alle deutſche Nation. Dann werden ſeyn frei, nichts bezahl Abgab, ſelbſt ſeyn Err im Lande, nichts Arbeit, viel Huhn im Topf, wenn Deutſchland ſeyn alles Eins!

Der Altbayer. Ja, Deutſchlands Einheit, mir is a recht; wenn nur die verfluchten Ausländer, die Oeſtreicher, die Preußen, die Sachſen, die Heſſen, die Würtemberger, die Badenſer, die Hannövraner u. ſ. w., dieſe ſtockdummen gottverdammten Ausländer nicht dabei ſind, die muß man in Bier verſäufen, dann bin ich dabei, Deutſchlands Einheit, vivat hoch! (Er trinkt.)

Der Oeſtreicher. Deutſchlands Einheit, ja das iſt einmal a g'ſcheidt's Wörtel! (für ſich) Wenn i nur den windverdrahten Gelberubenreiter, den Preußen, a Tätſchen geben könnt, und den Hauptſchnipfer, den Bayer, ein's auf Dachel praktiziren könnt, und den Hungermagnaten den bockbanigen Sachs! (laut) Deutſchlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Der Preuße. Deutſchlands Einheit! Det is man een Wort! Aberſt nur nichts niſchte mit den Oeſtreicher, und nichts niſchte mit den Bayer, die haben man keene äſtatiſche Erziehung genoſſen; ooch nichts niſchte mit den Sachſe, denn det ſind ekelige Gören, und der Heſſe der Lord vom Mühlendamme mit die Klapperbeene, und der Frankeforter die Ladendieners mit die Elle und das Rechenbuch. Det is allens muhß wie Mine, det taugt nichts, det ſind Makers! Deutſchlands Eenheit, vivat hoch! (Er trinkt.)

Der Sachſe. Deutſchlands Einheit! Das will die Bildung! doch fordert es die Bildung, daß wir uns fern halten von den Heſſen, von den Braunſchweigern, von den Hannoveranern, von den Bayern, von den Oeſtreichern, von den affektirten Norddeutſchen und von den unciviliſirten Süddeutſchen. Deutſchlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Der Sachſenhäuſer. Deutſchlands Einheit! Warum nicht? Dem Naſſauer und dem Würtemberger, und dem Badenſer und dem Rheinpreuſſen, und dem Heſſen u. ſ. w., wenn ſie mukſen, geb' ich ihnen mit der Fauſt ein Andenken aufs hinterſte Capitolium, daß ihnen der linke Stockzahn beim rechten Naſenloch herausſpringt! Deutſchlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Sie werden nach und nach hitzig, der Oeſtreicher naſenſtübert den Preußen, der Preuße pufft den Sachſen, der Bayer zwickt den Oeſtreicher, der Hannovraner kneipt den Heſſen, der Heſſe tritt den Naſſauer mit Fußen, der Rheinbayer ſchlägt nach dem Altbayer, der Sachſenhäuſer kratzt dem Würtemberger die Augen aus, dabei ſchreien ſie alle:

„Deutſchlands Einheit! Deutſchlands Einheit!“

(Der Franzoſe ſchreit begeiſtert:)

„So recht, meine Erren! das iſt ein Erz und ein Leben, das iſt ächtes Nationalität!

(Die Geſellſchaft liegt ſich bald durchaus in den Haaren, und ſie ſchleppen ſich am Boden herum mit dem Ausruf „Deutſchlands Einheit!“ Da ſchlägt es 11 Uhr, ſie ſpringen alle auf und ſchreien; „Die Polizeiſtunde!“ nehmen ihre Hüte und Mützen, und laufen auseinander; der Franzoſe iſt gerührt und ſagt:

„Ah, la belle Idee: Deutſchlands Einheiz!“

Inhalt.

Seite

Die vier W (Weh) des menſchlichen Lebens 1

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini 21

Philoſophiſcher Spaziergang des Boeuf-gras durch die Straßen von Paris in den drei letzten Carnevalstagen und Tagen der Unruhen im Jahre 1831 . . 38

Kleines Reiſeperſpectiv für eine verehrte Freundin auf dem Lande 61

Die Roſe am Grabe 68

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden 74

Die Erde 76

Das Feſt der Gräber zu München am Allerheiligen-Tage 84

Humoriſtiſches Reiſeperſpectiv 89

Seite
Ausflug nach Berchtesgaden 109
Der Morgen 126
Die Nacht 131
Das Feſt der Gräber 135
Phantaſtereien oder Nachempfindungen nach einem Balle 141
Sehnſucht nach meiner einzig Geliebten 144
Freskovariationen eines zerrütteten Gemüthes über das uralte Thema: Liebe 147
Lineamente weiblicher Schönheit und Anmuth . . . 151
Csákány und Tambura 164
Deutſchlands Einheit 183

Neueſte Schriften

von

M. G. Saphir.

Neſſelblätter

der Zeit und des Lebens.

Satyriſches.

Dritter Band.

München 1832.
Michael Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung.

Neſſelblätter

der Zeit und des Lebens.

Satyriſches.

Von

M. G. Saphir.

München 1832.
Michael Lindauer'ſche Verlagsbuchhandlung.

1

Memoiren einer Zeitgenoſſin.

(Aus den hinterlaſſenen Papieren einer Fliege.)

Ich bin von Geburt eine Deutſche und meine Vaterſtadt iſt eine große Reſidenz. Dieſe liegt an einem Fluße, dem es eben ſo an Waſſer fehlt, wie meiner Vaterſtadt an Wein. Mein Vater iſt unter ähnlichen Fliegen in dem Antichambre der Großen aufgezogen worden, hat aber wie andere zweibeinige Fliegen ſchmarozt und geſummt, geſummt und ſchmarozt. Meine Mutter, von dem alten Geſchlechte der Stechfliegen, war bei dem Zollweſen angeſtellt und ſaugte ſich am Blute der Menſchen voll. Plötzlich fiel mein Vater, nicht in Ungnade, das wäre noch zu verſchmerzen geweſen, aber in den Wein von Sereniſſime und endete ruhmlos; meine Mutter zog ſich über den Zollverband eine Gemüthskrankheit zu und ſtarb. Ich blieb als eine arme Waiſe zurück. Dem Pupillen-Collegium ſchien ich keine vortheilhafte Parthie, ich war alſo genöthigt, mein eigenes Amt zu ſuchen. Ich zog gerade zu in eine entlegene Straße, wo ich auf Gaſtfreundſchaft eher als in den erſten Straßen rechnen konnte. Ein halb offenes Fenſter zog mich an, ich flog in ein kleines Gemach, und nahm auf einer Toilette, auf einem Zahn eines ausgebrochenen Kamm's, welcher zwiſchen einem Riechfläſchchen und einem Bündel feiner Locken lag, meinen Platz ein. Auf dem Tiſche darneben lag Ekartshauſen Gebetbuch und ein Theaterbillet. Auf einem niedlichen vis-à-vis ſaß ein junges Mädchen und neben ihr ein junger Mann, der ihre Hand feſthielt. Die Augen des Mädchens waren niedergeſchlagen, lange, ſchwarze Wimpern bedeckten ſie. Auf den Wangen lag die Morgengluth des Tages, die Lippen, halbgeöffnete Roſenknoſpen, waren von dem Reiz der erwachten Natur angeglommen, dunkle Locken wühlten wollüſtig auf dem Flaum des ſchneeigen Nackens und der wallende Buſen ſtieß unwillig an die leichte Hülle. Der junge Mann ſprach dringend und feurig, bittend und girrend. Ich konnte nicht alles verſtehen, ich flog daher auf ein Heiligenbild hin, welches über dem vis-à-vis hieng. „Süße! Einzige!“ flehete der Jüngling, „nur ein Lächeln, ſage mir, daß du mich erhörſt, nur ein einziges himmliſches Lächeln dieſes göttlichen Mundes, und ich bin der Glücklichſte!“ Sie ſchlug langſam die Augen auf, eine feuchte Gluth ſchwamm in denſelben, der üppige Himmel der Erhörung hieng niederſinkend an den Augenliedern und auf ihren Wangen beleuchtete ein tiefes Roth den letzten Kampf der Liebe und Schaam. „Nur ein einziges Lächeln!“ bat er nun noch inniger, ich hatte Mitleid mit ihm, flog auf den weichen, niedlichgeſpitzten Mundwinkel des reizenden Mädchens hin, ſcharrte mit meinen Füßen, — — ſie lächelte, — er ſprang beglückt auf, und ich gewann kaum Zeit, noch durch das Fenſter, welches er eben zumachte, hinaus zu kommen und das Freie zu gewinnen. —

Ich flog irrend herum, meine Seele war von der eben erlebten Scene noch ganz voll. Hier werden ſich die Philoſophen etwas ſtreiten, ob die Fliegen auch eine Seele haben. Da man in eigener Sache kein Richter ſeyn kann, wenn man nicht zufällig dreimalhunderttauſend bewaffnete Mann als juridiſche Beweisgründe mitbringen kann, ſo kann ich nichts darüber ſagen, aber ich glaube, ich muß doch eine Seele haben, denn „ich bin ich“ und ich „ſetze mich ſelbſt“ zuweilen ſogar dem Sultan auf die Naſe. Ich mochte ungefähr ein paar Minuten planlos herumgeflogen ſeyn, als ein zierlicher, bejahrter Herr vor mir hergieng, welcher eine Düte Bonbons in der Hand trug. Ich ſetzte mich in eine der vielen Falten, welche oben am Schluß der Düte ſich befanden, und ließ mich von meinem alten Manne forttragen. Er gieng in ein Gartenhaus, durch einen langen Corridor, über ein weitläuſiges Vorzimmer in ein dunkles Gemach. Hier verblieben wir im Dunkeln einige Zeit, endlich raſchelten ein paar Pantöffelchen „Sind Sie da, Ehrwürden?“ fragte ein Stimmchen, dem ich das Stubenmädchen ſogleich anhörte. „Ja, mein Döckchen!“

ſummte ein gedämpfter Prieſterbaß. Die Kleine führte uns noch in ein anderes, warmes, wohlbeleuchtetes Zimmerchen. „So, mein Mäuschen!“ ſagte der ehrwürdige Herr, indem er mit der heiligen Hand um das blühende Kinn des allerliebſten Kammerkätzchens fuhr, — „ſo, hier hab’ ich dir auch gebrannte Mandeln mitgebracht und das Kleid bring’ ich dir morgen.“ — Er zog ſie auf eine Ottomane nieder. „Haſt du,“ — fuhr er fort — „die Miniſterin bearbeitet? Es liegt mir alles daran, daß der junge Z. aufs Bureau Seiner Exzellenz kommt, ſie macht alles, ſie muß ihn anempfehlen“ — Euer Ehrwürden, ich habe ihr geſagt, daß der junge Z. alle Abende im Theater aus einem Winkel nur nach ihr ſehe, und daß er gerne ein Unterkommen auf irgend einem Bureau haben möchte; Sie will ihn Seiner Exzellenz vorſchlagen, allein der vertrakte X. aſpirirt auf dieſen Platz. — „Der iſt es eben, Mäuschen, der darf nicht hin; du kannſt ihr ſagen, der X. habe geſagt, ſie hätte falſche Zähne, he Mäuschen?“ Se. Ehrwürden begannen nach und nach mit den Händen zu ſprechen; da bewegte ſich etwas im Nebenzimmer. Sachte! ſtille! ſagte das Mädchen. Da flog ich gerade Sr. Ehrwürden an den Naſenflügel hin, er mußte laut nieſen. „Verdammt!“ rief er, ich aber flog immer von neuem heran und Sr. Ehrwürden nieſten wie ein Ungewitter. Ach, lamentirte das Stubenkätzchen, Euer Ehrwürden nieſen mich ums Brod und um den Dienſt! Sie löſchte das Licht aus, ein Nebenzimmer öffnete ſich, und ich gewann Zeit, mich auf eine hübſch [illegible] kräuſelte Perücke, die auf einem Napoleonskopf aufgeſtülpt war, niederzulaſſen. Ich ſaß ganz bequem in einem kleinen Löckchen einer Miniſterperücke und that mir nicht wenig darauf zu gut, mit einem ſolchen Kopfe in naher Berührung zu ſtehen. Se. Exzellenz, die ſich die Perücke aufſetzten, arbeiteten eben an einem Entwurfe, die Leibeigenſchaft in conſtitutionellen Staaten herzuſtellen. Se. Exzellenz lächelten wohlgefällig, ſahen in den Spiegel, lächelten noch einmal und arbeiteten weiter.

Die Leibeigenſchaft wurde mit den poetiſchen Farben geprieſen; der Aufſatz war fertig. Se. Exzellenz wollten eben ſchließen, als ich an ſeinen Finger herankroch. Dieſer Kitzel machte, daß Se. Exzellenz einen großen Klecks ſtatt Dero hohen Namen hinzeichneten! Welch' ein Unglück! Ach, wie vielen Ländern iſt nicht ſchon oft ein miniſterieller Klecks angehängt worden, daß ſie ein halbes Jahrhundert daran zu radiren hatten! Se. Exzellenz wollten mich mit einem miniſteriellen Schlag auf einmal tödten, allein ich ſaß ſchon wieder in ſeinem zierlichen Lockenbau und da war ich ſicher. Se. Exzellenz radirte den Klecks aus und trugen ihn, nicht den Klecks, ſondern den Entwurf zu Seiner Durchlaucht, den regierten Regierenden!

Sereniſſime waren n übler Laune, Allerhöchſtdero Kopf lag auf Allerhöchſtdero Hand und Allerhöchſtdero Augen ſahen auf Allerhöchſtdero Fußſpitze. Es mußte etwas Betrübendes vorgegangen ſeyn. Allerhöchſtdero Jagdhund ſind vielleicht unwohl, oder Allerhöchſtdero Maitreſſe ſchmollen. Kurz Sereniſſime waren unmuthig. Seine Exzellenz nahten ſich und machten einen Knicks bis zu Allerhöchſtdero Nabelgegend und ſtellten Allerhöchſtdero väterlichen Regentengüte vor, daß das Wohl Allerhöchſtdero Unterthanen es nöthig machte, daß die Leibeigenſchaft im Lande eingeführt werde. Sereniſſime dachte eben vielleicht an die Eigenſchaft eines Leibes, verwechſelte dieſes mit Leibeigenſchaft, und wollte nicht recht daran gehen, den Vorſchlag zu unterſchreiben. Se. Exzellenz ſtanden da wie in Todesangſt, ich hatte Mitleid mit ihm, flog auf Sereniſſimus Dintenfaß, tauchte meinen Fuß in die Dinte und zog mit demſelben unter den Vorſchlag einen Halbzirkel (C); Sereniſſimus ſahen, es war ſein Anfangsbuchſtabe. Die Götter hatten geſprochen, er unterſchrieb. Mit Gewiſſensbiſſen belaſtet flog ich in Sereniſſimus Halskrauſe zurück und hielt mich da verborgen. Am andern Morgen flog ich mit Sereniſſimus zu Allerhöchſtdero Lieblingsſchauſpielerin. Hier fand ich Süßigkeit in Hülle und Fülle und ſetzte mich auf ein Glas Cyperwein, welcher für ſie eingegoſſen war. Sereniſſimus hatten eben geruht, die niedliche Prieſterin verſchiedener Göttinnen in Unruhſtand zu verſetzen, als mehrere Steine durch das Fenſter in das Zimmer flogen. Es waren die erſten zarten Vorwürfe der Leibeigenſchaft an Sereniſſime. Das Volk des kleinen Ländchens fieng an die Aeuglein aufzuſchlagen, und ſie begleiteten ihre Vorſtellungen an Sereniſſime mit einem beredſamen Steinregen. Solche Petitionen pflegen guten Eindruck zu machen. Sereniſſime geruhten ſich auf Allerhöchſtdero Füſſe zu machen, und durch Allerhöchſtdero eigenen Gaſſenkoth aus der Stadt zu entfliehen. Se. Exzellenz wurden von der Liebe des Publikums um einige Ellen höher befördert, und ſein luftiges Palais erhielt die Ueberſchrift:

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“

Allerhöchſtdero Maitreſſe aber lag in Allertiefſtdero Ohnmacht. Krämpfe ſchnürten ihr den Hals zuſammen, das Stubenmädchen goß ihr in der Eile den Cyperwein ein, ich hatte nicht Zeit, mich zu retten, ich kam ihr in die Gurgel, dieß verurſachte ihr einen Reiz, ſie erſtickte, indem ſie mich auch vollends erwürgte!

So war ich kleine Fliege erſt Urſache an dem Fall eines Mädchens, dann an dem Fall eines Deſpoten und endlich fand ich den Tod, indem ich einer andern Fliege den Tod gab.

Hier endete das Manuſcript, hier ende auch ich.

Là bas und Amor's Oberlippe.

Der Franzoſe kennt nur ſein Frankreich, ſonſt iſt ihm alles fremd. Frankreich iſt ſein Höchſtes, alles andere iſt bei ihm „là bas.“ Fragt man einen Franzoſen, „wo iſt ihr Bruder?“ ſo ſagt er: mon frére! „là bas à Mexique“ oder „là bas à Petersbourg“ oder „là bas à Constantinople“ oder „là bas à Berlin.“ Was nicht Frankreich iſt, liegt „là bas.“

Es giebt eine Menge Damen hier, die man in den honnetteſten Zirkeln findet, die ſehr liebenswürdig ſind, und die auch eine große Eigenſchaft beſitzen, nämlich die, daß ihre Männer ewig „là bas“ ſind. Fragt man eine ſolche Frau: wo iſt ihr Herr Gemahl? ſo erwiedert ſie: „Ah! monsieur, il est là bas aux Indes:“ oder „il est parti pour là bas, pour le Brasil.“ Ein ſolcher „là bas-Mann“ iſt ein wahrer Ulyſſes, er durchkreuzt alle Sterne, allein ſeine Penelope geht etwas humaner mit ihren Freiern um, als die wirkliche Homeriſche. Auf dem Bal-masqué de l'odéon, reichte ich einer ſchönen Frau, die mit einem der liebenswürdigſten Mädchen etwas entfernt vom Büffet ſtand, zwei Becher Eis hinüber. Ein „ah! vous êtes fort obligeant“ war mein Dank; das wäre aber für einige derbe Rippenſtöſſe, die zwar immer mit einem „pardon, monsieur“ gegeben wurden, wenig Entſchädigung geweſen, wenn es nicht von einem Blick begleitet geweſen wäre, von einem Blick, den ich lieber zehnmal ſehen, als einmal beſchreiben möchte. Das Herz im Leibe und das Eis auf der Zunge ſchien an dieſen Blick hinzuſchmelzen. Ich erinnerte mich an Göthe's:

„Geht den Frauen zart entgegen,
Ihr gewinnt ſie, auf mein Wort;
Doch wer keck iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort.“

Ich verſah mich ſchnell mit einem „Corne d'abondance“ voll Erfriſchungen, gieng den Damen nach, und begann die Converſation mit einem „beaucoup de monde“ welches für eine Pariſer-Seele ſo viel als „beaucoup de plaisir“ heißt. Um im Gedränge den Faden des Geſprächs nicht zu verlieren, machte ich eine Bewegung mit dem Arm, die, wenn man ſie verſtehen wollte, verſtändlich genug war, und im Gegenfalle auch zufällig geweſen ſeyn konnte. Zum Glück hatte die ſchöne

Frau, die noch mit aller Lebensfriſche auf der Mittagslinie des Lebens ſtand, einen ſcharfen Blick und hieng ſich an und ein. Ein junger Herr hatte das reizende Mädchen am Arme, und ſo zogen wir einer Loge des zweiten Ranges zu, in welcher wir uns niederſetzten. Ich erfuhr ſogleich, daß das reizende Mädchen ihre Tochter Juliette, und ſo halb und halb an den jungen Mann verſagt ſey. Auf meine Frage, wo denn ihr Herr Gemahl ſey, ſagte ſie mit einem Tone, dem an Schalkhaftigkeit nichts gleich kömmt: „il-y-a deux ans qu'il est là bas à Rio.“ Auf dieſe Antwort betrachtete ich mir meine là-bas-Wittwe etwas genauer. Es war eine wohlgebaute Frau, zwiſchen 30 und 40, mit aller Lebhaftigkeit einer Frau von 20 Jahren. Ein feines, allerliebſtes Geſicht, in welchem ſich die Jahre faſt noch gar nicht markirt hatten, ein paar Augen wie die Spitzbuben und ein Lächeln wie die geheime Polizei, in's Innerſte dringend. Uebrigens war ihr Humor ſo angenehm, wie er nur von einer Frau zu fordern iſt, deren Mann ſchon ſeit zwei Jahren „là bas à Rio“ ſich befindet. Sie errieth ſogleich, ich müßte ein Fremder ſeyn, und da ich mich für keinen Deutſchen ausgeben wollte, ſo ſagte ich, ich wäre ein Preuße. Noch an demſelben Abend wurde eine Spazierparthie beſchloſſen und zwar nach Verſailles.

Ich ſegnete im ſtillen Herzen den guten Mann, daß er die Güte hat, zwei Jahre „là bas à Rio“ zu bleiben, und hätte nichts Sehnlicheres gewünſcht, als daß auch der junge Herr, der Juliette in Beſchlag nahm, auch irgendwo „là bas" wegen meiner là bas in der Hölle geſteckt hätte.

Ich habe mir erzählen laſſen, das erſte Abenteuer edlerer Natur, daß ein Deutſcher in Paris mit einer Pariſerin beſtehe, mache ihn ganz ſchwindlich; mir war es nicht ſo zu Muthe, ich blieb ganz ruhig, betrachtete dieſe Stunden als Sprachſtunden, um mich in der franzöſiſchen Sprache zu üben. Ein heiterer, warmer Tag, es war in dieſem Jahre gar kein Winter in Paris, zog mich früh, d. h. gegen eilf Uhr aus den Federn, und nachdem ich meinen Anzug mit aller jener Sorgfalt geordnet hatte, die eine Frau erheiſcht, deren Mann in Rio Janeiro iſt, begab ich mich zu meiner neuen Bekanntſchaft. Juliette ſtand ſchon angezogen da, ein Hut aus der Rue Vivienne, eine ceinture de la patrie und ein Schawl à la reine umgaben die Reizende, aber unter dem Hut hervor blitzten ein paar ſchwarze Schelmenaugen, und ein Mund, der in ſeiner Liebenswürdigkeit ſich ſelbſt zu küſſen ſchien, rief mir zu „maman est encore à la Toilette!" Daß ich dieſe Nachricht mit aller Faſſung eines Philoſophen, d. h. eines deutſchen Philoſophen aufnahm, wird mir der Leſer gerne glauben; auch das, daß ich Julietten einige Worte ſagte, die eines Pariſers nicht unwürdig geweſen wären.

Wir ſetzten uns am Kamine nieder, und ich, wohlwiſſend, daß man einem Fremden, von dem man vorausſetzt, daß er die Sprache nicht ganz in ſeiner Gewalt hat, manchen kühnen Ausdruck verzeiht, ja ohne Zeugen ſogar gerne hört, ich machte den **amoroso-buffo**, miſchte ſo viel närriſches Zeug ins Geſpräch, daß ich lachend und ausgelacht ſchon im Beſitz ihrer zart geformten Hand war, als **Mr. C.** der ſogenannte Bräutigam herein kam, und zum Glück auch **maman** aus dem Seitenzimmer. Wir waren aufgeſtanden, aber ich hielt in meiner Verlegenheit noch immer die warme, weiche, elaſtiſche Hand in der meinigen. **Ah!** ſagte die Mutter, „**vous dites la bonne aventure à Juliette?**“ **Mr. C.** machte ein Geſicht wie eine halbabgelegene Olive, und erinnerte, daß der Wagen unten warte. Juliette hüpft die breiten Treppen hinab, daß der Marmor aufzuleuchten ſcheint, von dieſen Füßchen geküßt zu werden. Endlich ſitzen wir, der Wagen rollt über den **Vendome**-Platz und den **champs élysées** entlang nach **Versailles**. Endlich halten wir an dem großen übergoldeten Gitter, und **Mr. C.** hilft uns allein aus dem Wagen. Im Garten war nicht viel zu genießen, und **Mr.** ſchlug vor, das Schloß zu beſehen.

Mit wehmüthigem Gefühl betrat ich den Ort ehemaliger Größe. Meine Begleiterinnen aber ſagten nichts als die Vergleichungsſtaffeln hinauf:

„**gentil!**“ „**jolie!**“ „**beau!**“ „**superbe!**“ „**magnifique!**“ „**exquis!**“ u. ſ. w.

Im Sommerpallaſt rührte mich das Zimmer der unglücklichen Marie Antoinette unbeſchreiblich; Juliette ſagte: pauvre malheureuse! und beſah ſich dabei in dem Spiegel der unglücklichen Königin, lächelt auf dem Mr. C., ſagt noch einmal: pauvre malheureuse! und ſchlüpft in den Garten hinaus. In dem kleinen Gartentempel fanden wir uns wieder zuſammen, da ſteht die Statue eines Amors, mit der bekannten Unterſchrift:

Qui que tu sois,
Voilà ton maitre,
il est, il fut,
Ou il doit l'être!

„Ah! c'est charmant!“ ſagte Juliette, und Mr. bot ihr eine feine Bleifeder, damit ſie ihren Namen auf den Amor hinſchriebe. Der arme Amor war von Kopf bis Fuß mit lauter Namen überdeckt, von allen den Tauſenden, die ſich ſo unſterblich machen wollten. Die ganze Statue bot keinen anſtändigen Platz dar, auf den ſich ein ſittſames Mädchen hätte hinſchreiben können. Juliette fand aber den Gedanken, ihren Namen auf den Cupido zu ſchreiben, gar zu unique, als daß ſie ihn aufgeben ſollte. Ich war endlich ſo glücklich zu entdecken, daß die Oberlippe Amors noch unbeſchrieben wäre!

„C'est bien drôle!“ ſagte Juliette, aber mit aller Grazie ſchrieb ſie den Namen „Juliette“ dem ſtummen Liebesgotte auf die Oberlippe. Mr. C. machte ſich auch ſogleich auf und ſchrieb ſeinen eigenen lieben Namen auf die Unterlippe des geduldigen Amors! Ich machte Julietten die Bemerkung, daß, wenn der Gott der Liebe jetzt das Maul aufmachen wollte, ſie und ihr Bräutigam geſchiedene Leute wären! —

Madame und ich mußten nun auch unſere Namen noch dem ſteinernen Gott anhängen. Es war aber kein Platz mehr übrig, als der hinter den Ohren des kleinen Herzendiebes. Wir ſchrieben alſo getroſt dem Liebesgott unſere Namen hinters Ohr.

Führt dich der Weg, lieber Leſer, einmal nach Paris und nach dieſem Amor-Tempel, da vergeſſe ja nicht dem geflügelten Knaben, der es ohnehin dick hinter den Ohren hat, ein wenig hinter das Ohr zu ſehen, und da wirſt du den Namen deſſen finden, der ſich ſchon ſo oft manches von Amor hinter das Ohr ſchreiben mußte. Es war Abend geworden; nach einem fröhlichen Mittagstiſch in der Reſtauration à la grille du mail, brachte uns unſer Wagen nach Paris. Es war 8 Uhr Abends und wir rollten im Finſtern dahin. Wenn ich den verehrten Leſer bitte, ſich in meine Lage zu denken, ſo wird ihm das eben nicht unangenehm ſeyn, denn nach einer Luſtfahrt zu Verſailles, nach einem diner aux huitres im Finſtern, vis-à-vis einer ſchönen Frau, deren Mann ſeit zwei Jahren „là bas à Rio“ iſt, ſcheint nicht die verzweiflungsvollſte Lage zu ſeyn.

Allein der Menſch iſt ein neidiſches Thier! Die Lampen des Kaffeehauſes de cent couverts in den champs Elyssées warfen plötzlich eine Tageshelle in unſern Wagen, und ſiehe da! Mrs. C. ſchien eben beſchäftigt zu ſeyn, mit dem Munde ſeinen Namen auf Juliettens Lippen hinzuſchreiben. Ich hätte den Schreiber ermorden mögen. Als wir abſtiegen, flüſterte ich der holden Juliette zu: darf ein Sterblicher nicht hoffen, ſeinen Namen auf den Mund der Liebesgöttin einzuſchreiben?

„O! le méchant!“ ſagte ſie mit einem hochauflammen-Blick, und gleich darauf liſpelte ſie: „nous en causerons.“ Liebſter! Leſer! goldener Leſer! haſt du gehört? „nous en causerons!“

Sey verſichert, lieber Leſer, was auch vorgehen mag: nous n’en causerons pas.

Long-champs.

(Paris.)

Napoleon, ich muß ſchon wieder von Napoleon ſprechen, denn da geh' ich wieder an der Madeleine vorüber, und man kann keine zehn Schritte in Paris gehen, ohne ihn vor Augen zu haben. Denn Napoleon und die Notre Dame muß man immer vor Augen haben, ſie ſind die höchſten Punkte von Paris.

Napoleon hat gebaut, wie er Schlachten geliefert hat. Kühn, nach eigenen Plänen, großartig, entſcheidend. Die Vendome's-Säule iſt die Schlacht bei Auſterlitz, aus einem Guſſe. Wer die Vendome's-Säule ſieht, und auch nicht weiß, daß ſie von Napoleon herrührt, muß von ihrem Anblick an ihn erinnert werden, ſie ſieht ihm ähnlich. Sie iſt voll erhabener Arbeit, wie er, und verdankt gleich ihm ihre Exiſtenz einer ungeheuern Anzahl Kanonen. Die Madaleine, die Börſe, die Etoile, es ſind gefrorne Feldzüge, es ſind Helden aus ſeiner Schule, verſteinerte Feldmarſchälle des kleinen Korporals. Man hat Pferde an die StatueNapoleons angeſpannt, um ſie von der Säule herabzubekommen, es gieng nicht, man mußte ihn abſägen. Das feſtländiſche Vieh war nicht im Stande, Napoleon in den Staub zu treten, es war den Engländern vorbehalten. Sir Hudſon Lowe, deſſen Namen die Geſchichte mit wahrer Wolluſt der ewigen Brandmarkung aufbewahrt, Sir Hudſon Lowe vollbrachte ganz allein, was 60 Continentspferde nicht vermocht haben, er trat ihn in den Staub, und hat ihn langſam zu Tode gemagenkrebſt! rule Britannia! Wenn ich Abends über den Platz gieng, und die Vendome's-Säule warf ihren erhabenen Rieſenſchatten in die Rue de la paix hinein, da kam es mir vor, als wandelte Napoleons Geiſt vor mir, und ihm folgten alle die Figuren der Haut-Reliefs der Säule, und als zögen ſie alle in die Madeleine, um ein großes Seelenfeſt zu feiern, und anzuſtimmen ein Requiem für Ney und Alle, die den Schlachten, aber nicht dem Schlachten entgiengen! Ich lehnte mich weinend an das Gitter der Säule, und ich ſah hinauf in den unendlichen Raum, und grade über der Säule funkelte ein glänzender Stern, und thauete ſeine Strahlen nieder, daß mir ordentlich wohl und weh um's Herz wurde, und ich in ſtiller Seligkeit die Augen zudrückte. Als ich nach einer kurzen Pauſe die Augen aufſchlug, war der Stern verſchwunden, hinuntergeſchoſſen am Horizont. Ich lachte bitter und gieng von dannen.

Nach Longchamps! das Reich der Mode wird in Paris ſtets floriren, denn es erlebt alle Jahre ſeine Revolution in Longchamps. Sie hat jedes Jahr ihre trois journées, den 30. — 31. März und den 1. April. Da wird die Freiheit der Preſſe, der Schneiderpreſſe beſtimmt. Es geht aber den Kleiderhelden dieſer drei Tage beſſer, als den Kampfhelden der Juliustage; ſie behalten doch immer auch ſpäterhin noch einen Rock auf dem Leibe, welches bei den Juliushelden nicht immer der Fall iſt.

Iſabelle von Frankreich, Schweſter des heiligen Ludwig, ſtiftete im zwölften Jahrhundert eine Abtei, Longchamps genannt, am äuſſerſten Ende des bois de Boulogne, für die frommen Schweſtern des Ordens des heiligen Franziskus. Alle Jahr, am Mittwoch, Donnerſtag und Freitag der heiligen Woche fand eine große Wallfahrt zu der Abtei von Longchamps ſtatt, um allda eine Meſſe zu hören. Der Mißbrauch dieſer Wallfahrt, und die nur allzubald bei ihr eingeriſſenen Unordnungen und Zügelloſigkeiten veranlaßten die Sperrung der Abtei. Die fromme Wallfahrt hörte auf, allein die Wanderung der Reichen, der Schönen, und der eitlen Pariſerwelt nach dem reizenden bois de Boulogne hörte nicht auf, und ſo erneuerte ſie ſich bis jetzt in jedem Jahre an den drei beſtimmten Tagen. In der Revolutionszeit zwar unterbrochen, begann mit der wiederkehrenden Ruhe des Landes die Mode der Wanderung nach Longchamps.

In der letzten Zeit des Kaiſerthums waren die Promenaden nach Longchamps faſt verödet, und mit der Reſtauration kehrte auch der Glanz, der Luxus und die Verſchwendung dieſer Mode-Thorheit zurück, und iſt zu einer Berühmtheit und Ueppigkeit herangewachſen, ſo daß die Engländer, wie nun alle Engländer groß im Kleinen und klein im Großen ſind, nach Paris kommen, um mit den Pariſern um den Preis der Modethorheit und ihrer Bizarerien zu kämpfen.

Von den Gärten der Tuillerien bis über die Champs elisées, durch den arc de triomphe bis nach bois de Boulogne, ſchickt in dieſen drei, der Modethorheit geheiligten Tagen, dieſe närriſche, launiſche, wanderbare Göttin alle ihre Prieſter aus, angethan mit den tauſend und abermal tauſend zierlichen und abgeſchmackten, eleganten und überladenen, niedlichen und ſchwerfälligen, geſchmackvollen und geſchmackloſen Erfindungen ihrer phantaſtiſchen Kunſt. Hier wird in dieſen drei Tagen die Mode gemacht. Hier wetteifern die Erzeugniſſe der Schneider, Schuſter, Haarkräusler, marchands de modes, Juweliers, Centuriers, Wagenfabrikanten, Sattler, mit allem Aufgebothe des Luxus, der Ueppigkeit, des Reichthums und der Phantaſie mit einander. Der höchſte Geſchmack mit dem barockeſten Ungeſchmack gehen hier Hand in Hand; die eleganteſte Simplicität wandelt an der Seite der bunteſten Schwerfälligkeit, und die reizendſte Anmuth ſtrahlt neben der abſtoſſendſten Geſchraubtheit. In den eliſeiſchen Feldern iſt die große Fahrallee den Fahrenden und Reitenden beſtimmt, die in zwei neben einander auf- und abſteigenden Reihen mit ungeheuerm Aufwand an Equipagen und Pferden, ſich langſam auf- und abbewegen. In den beiden Fußgängeralleen ſind die Säume an den Fahralleen mit Stühlen und Bänken beſetzt, die von den Eigenthümern der vorübergehenden Menge in ſtetem Geſchrei angeboten werden, und in den Alleen ſelbſt wird man von der Menſchenfluth gehoben und fortgetragen.

Die fahrende Welt nimmt die Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch, denn dieſes ſind die eigentlichen Modemacher und Modemacherinnen. Jeder Wagen iſt ein Pantheon, eine akademiſche Sitzung. In jedem Wagen kann eine Königin, eine Königin der Mode ſitzen. An den beiden Seiten ſtehen oder ſitzen die Pariſer und Pariſerinnen; ſie machen die Geſchmacksrichter, und ſie urtheilen ſo laut, daß diejenigen, die ſich in ihren Equipagen langſam vorüberbewegen, oft mit Schamerröthen, oft mit geſchmeichelter Eitelkeit, oft auch mit beleidigtem Stolz das Urtheil dieſer Richter vernehmen. Da fährt ein Ehepaar ſchwerfällig in einer reich vergoldeten Kutſche, ſie ſieht mit dem Kopfe rechts nach den

Reitern, er links nach den ſitzenden Damen. „Ah!“ ruft nun ein Zuſchauer aus: „der öſterreichiſche Adler mit zwei Köpfen!“

In einem andern Wagen fährt eine zärtliche Mutter, den Mops auf dem Schooße und ihr Kind bei dem Kutſcher. Da ruft wieder ein Zuſchauer ganz laut: „Madame, führen Sie den Mops oder der Mops Sie nach Longchamps?„ „Ah, c'est drole!“ lachen nun alle ringsherum und die Dame und der Mops ziehen erzürnt vorüber. In einer flüchtigen Chaiſe kömmt eine reizende Dame, ſie ſchwimmt wie die göttliche Amphitrite auf einer Meeresmuſchel einher. „Aber das iſt ein Luxus ſo ſchön zu ſeyn, Madame!“ ſchreit ein Zuſchauer in den Wagen hinein, ſie lächelt und neigt den Fächer. Wieder zieht eine andere buntbefiederte Dame einher und ein Zuſchauer ſchreit laut auf: „oh voilà le perroquet du jardin des plants!“

Ueberhaupt iſt die Wagen-Revüe die interreſſanteſte. Da fährt eine Mutter mit ihrer Tochter, wie ein Reſt der Nacht mit dem erſten Strahl des Frühroths; das Töchterchen iſt bis an die Naſenſpitze eingehüllt, und man ſieht, die gute zärtliche Mutter hat ſich das am eigenen Leibe abgeſpart. Da läßt ſich ein einſchüchtiger dünner Diplomat von vier Pferden fortziehen, und wenn man Abends die Pferde abſpannt, ſo iſt der

Diplomat doch noch abgeſpannter als die Pferde. Nun kömmt eine Dame de l'ancien régime, ihr Antlitz und ihre Kutſchenthüre ſind nicht von einander zu unterſcheiden, auf beiden hat die Kunſt ihr Familienwappen in verſchiedenen Feldern hingemalt u. ſ. w.

Eine polizeiliche Verordnung iſt es, daß Niemand aus der Reihe heraus in die andere Reihe hinein fahren darf. Blos der hohe Adel und die Miniſter dürfen aus der Reihe fahren! Das iſt auch ein fahrender Beweis von der Souverainität des Pariſer-Volkes! ſie dürfen aus der Haut fahren, aber nicht aus der Reihe. Die Pariſer haben aber Recht, daß ſie ihre Miniſter aus der Reihe fahren laſſen, denn ſie haben geſehen, daß ſie mit ihren Miniſtern, wie ſie nach der Reihe kamen, ſchlecht gefahren ſind! Ueberdem wie leicht könnte nicht einen Hochadelichen das Unglück treffen, daß gerade die Wagen vor und hinter ihm mit Bürgerlichen beſetzt ſind, und dann könnte es von ihm heiſſen: ſeine Vorfahren und ſeine Nachkommenſchaft ſind Bürgerliche!

Uebrigens herrſcht in Paris bei ſolchen Volksfeſten zwar die lauteſte, aber doch die anſtändigſte Munterkeit, die herzlichſte Geſelligkeit und die größte Ruhe.

In dieſem Jahre ſiegte auf dem Kampfplatze der Mode die grüne und blaue Farbe für Kleider. Blaue Hüte mit Blumen und Blonden. Die Façon der Kleider mit grosses gances mises au bas. Flache Corſets, die Ermel à coude oder à l'imbecille.

Die Macht der Sympathie.

La sensibilité fait tout notre génie.

Piron.

(Paris.)

Heute iſt ſie wieder allerliebſt! die blauen Bänder des niedlichen Häubchens flattern über die braunen Locken herunter; die Augen ſenden ſüßen Schein herüber, und durch die Fenſterſcheibe ſchimmert ihr mildes Lächeln. Ach, die Fenſterſcheiben! die Fenſterſcheiben geben dem reitzenden Antlitz einen eigenen Zauber. Die Fenſterſcheiben haben ſchon viel Herzen gemordet!

Er war fein, geſchmeidig, warm, herrlich und neu! wie liebt' ich ihn! den Oberrock nämlich! die **Rue Vivienne** hat keinen ſchönern in ihrer Mitte erblühen ſehen. Er ſaß mir allerliebſt, und er iſt dahin! geſtohlen! grauſam geſtohlen! „Kurz iſt der Schmerz, arg die Freude!“

Sie werden doch zugeben, daß man eine ſolche erſchöpfende Definition auf deutſchen Univerſitäten nicht hört?“ ſagte Freund Jerrmann zu mir, als wir aus Geoffroy's Vorleſung in der Sarbonne herauskamen, „was hat er nicht alles über die Sympathie herrliches geſagt.“ „Ja,“ ſagte ich gutherzig, „[illegible] wir wollen jetzt ein Dutzend Auſtern zu Gemüthe z[illegible].“

* * *

Der Leſer wird hoffentlich etwas den Kopf ſchütteln und über den verwirrten Eingang dieſes Aufſatzes inwendig räſonniren. Ich hoffe, der Leſer weiß nicht, was ich ſagen oder erzählen will, und das iſt gut, denn je unverſtändlicher der Autor iſt, deſto lieber hat ihn der Leſer, denn er legt ihm ſeinen eigenen Sinn unter, und da jeder Leſer von ſich überzeugt iſt, daß ſein Sinn ein origineller, ein erhabener iſt, ſo findet er das, was er ſo eben las, ganz nach ſeinem Sinn, das heißt, vortrefflich. Hübſche Augen, ein blauer Oberrock und eine Vorleſuug in der Sarbonne ſcheinen nicht gut zuſammen zu paſſen, allein wer kennt alle geheimen Bande der Natur? die durcheinanderlaufenden unſichtbaren Fäden der Gefühle? Die Sache iſt einfach. Hohe Häuſer und enge Straßen richten die Schriftſteller zu Grunde. Hat man wenig Sonnenlicht muß man den Schreibtiſch ans Fenſter rücken, iſt man am Fenſter, da hat der leidige Gott ſey bei uns ſein

Spiel, am Fenſter gegenüber, drei Spannen weit, ſitzt oder ſteht ein reizendes Weſen, ein weibliches, das verſteht ſich von ſelbſt, die verherte Glasſcheibe miſcht ſich magiſch mit ins Spiel uud mit der Arbeit iſt es Mathäi am Letzten!

Zuerſt fliegt ein leichter Blick hinüber, e[illegible] mit ſtillem Proteſt zurückgeſchickt; allein ein Mann [illegible] noch obendrein ein Dichter läßt ſich von einem proteſtirten Blick nicht abſchrecken, es ſpazieren drei nach einander hinüber; dieſe Deputation wird wenigſtens reſpectirt. Ein leichter Blick kömmt zurück, noch nicht in gerader Linie, zuerſt macht er einige Umwege. Endlich wird der Blick-Wechſel ſo häufig, wie der Courier-Wechſel zwiſchen Belgien und England, und es kommt eben ſo wenig dabei heraus. Aber mit dem Schreiben iſt es aus.

Ein ſolches unglückliches Geſchöpf bin ich jetzt! Mein vis à vis iſt ein Kleidermacher. „Eine Schneidermamſell alſo!“ ruft hier irgend eine ſchnippiſche Münchnerin aus, ja meine Holde, eine Schneiderstochter, aber eine Schöne, und es wäre doch im Jahre 1831 unverzeihlich, wenn ein warmer Schriftſteller ein ſchönes vis a vis deßhalb vernachläßigen wollte, weil ihr Vater einen Rock und nicht einen Staat zu- oder verſchneidet! Ich habe in dieſer Hinſicht die liebevollſten Geſinnungen. Alle Arten Schönheit ſind gleich vor dem Geſetze, ſchöne Augen ſind paradieſiſch, von welcher Religion ſie auch ſeyn mögen, und ein ſüßes Lächeln, welches Räthſelhaftes räthſelhaft verſpricht, bedarf keiner Ahnen, um zu entzücken. Ich frage alle Künſtler, Gelehrte, Staatsmänner und Krieger, ob eine Schneiderstochter mit blauen Augen und rothen Lippen [illegible] Schöpfung nicht mehr adelt, als eine Fürſtentochter [illegible] rothen Augen und blauen Lippen? ob eine Reihe Perlenmutter-Zähne Gottes Ruhm nicht mehr verherrlichen, als eine Reihe hoher Ahnen? ob ein rundes Kinn die Welt nicht mehr ziert, als eine runde Summe? und ob eine ſchöngewachſene Geſtalt das Leben und die Kunſt nicht mehr ziert und verſüßt, als ein ſchön gewachſener Stammbaum? So dachte ich und fuhr fort, meiner holden Fenſter-Grazie Blicke zuzuſenden. Ein Dichter und ein Schneider, dachte ich obendrein, ſind zwei ſehr verwandte Weſen, das Kleidermaaß iſt oft erſprießlicher, als das Versmaaß; der Schneider iſt noch darin glücklicher, ihm wird ſein Stoff gegeben, der Dichter muß ihn ſelbſt aus der Luft greifen. Ein Beweis aber, daß die Schneiderei ein honnetteres Handwerk iſt als die Schriftſtellerei, iſt das, daß es keinen anonymenSchneider giebt! Sodann wie demüthigend war für mich dieſe Betrachtung. Ich hatte alle meine Werke an meinem Fenſter aufgeſtellt, der Schneider war auch nicht einen Augenblick verſucht, nach ihnen herüber zu blicken; das Werk des Schneiders aber am Fenſter, brachte einen Dichter auſſer Faſſung. In dieſen Gedanken vertieft, machte ich mein Fenſter auf, vermuthlich um nach dem Wetter zu ſehen, die Holde machte ihr Fenſter auch auf, vermuthlich um einer vorübergehenden Freundin nachzuſehen. Da ſtanden wir, ein deutſcher Dichter und eine franzöſiſche Schneiderstochter! Ich wollte ſie mit den bekannten Worten anreden:

„Es ſchwinde der Haß der beiden Nationen

Denn ich muß es nur gerade heraus ſagen, ich bin ein Deutſcher von Herz und Blut, aller franzöſiſche Schwindel wiegt mir eine grundehrliche deutſche Geſinnung, trocken aber kräftig wie ihre Mehlſpeiſen, nicht auf. Aber wenn es auf Liebesaffairen ankömmt, ſo bin ich den Franzöſinnen nicht abhold; jede Franzöſin hat ein conſtitutionelles Herz mit republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, ſo wie Lafayette dieſen Ausdruck in der letzten Deputirtenkammer auseinanderſetzte. Ich wollte eben eine Artigkeit losdrücken, etwa: „wie ſchön iſt das Wetter, aber doch nicht ſo ſchön wie Sie!“ oder: „die Sonne ſcheint ſo herrlich, dieſe und noch eine!“ oder: „das Wetter geht ganz auf, ſo wie mein Herz!“ oder was ſo dergleichen geiſtreiche Präliminarien mehr ſind. Da klopfte es an meiner Thüre: „entrez!“ Es war Freund Jerrmann, der mich abholte, weil wir regelmäßig Geoffroy über die Sympathie leſen hörten. Ich mußte mich von meinem jungen vis-à-vis losreißen, um mich der alten Sarbonne in die Arme zu werfen. Ich wollte mich ſchnell in andere Kleider werfen, und ſuchte meinen neuen blauen Oberrock, aus der rue vivienne, vergebens, der Oberrock war nicht da, alles Suchen, alles Lamentiren, alles Stürmen des ganzen Hauſes war umſonſt. Der blaue Oberrock aus der rue vivienne war nicht da!

„Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der Theuern Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der alles findet,
Nur den verlornen fand er nicht!"

O, lieber Leſer, wer du auch ſeyeſt, männlichen, weiblichen oder ſächlichen Geſchlechtes, wenn du mein Widerſacher, mein Feind, ja wenn du ſogar ein Buchhändler wäreſt, du würdeſt Mitleid mit mir empfinden, wenn dir je ein neuer blauer Oberrock aus der rue vivienne geſtohlen worden wäre! In ſtiller Verzweiflung griff ich nach meinem ſchwarzen Rock.

„Fahrt wohl, ihr Freuden dieſer Sonne,
Gegen ſchwarzen Moder umgetauſcht!"

Er war noch ein guter ehrlicher deutſcher Rock, mit recht ſoliden deutſchen Siebenmeilenſtichen, und ich ſah in ihm aus wie eine deutſche Eiche, hübſch gerad und ſtämmig mit zwei Handzweigen. In ſtiller Wuth ſaß ich im Omnibus; denn ich war auf einmal um drei blaue Sachen gekommen, um zwei blaue Augen und um einen blauen Rock. In dieſer Stimmung betrat ich den Hörſaal, er war eben nicht der geeignetſte für eine philoſophiſche Vorleſung. Geoffroy ſprach ſehr viel davon, was er alles über die Sympathie ſprechen wollte und werde; nachdem er eine halbe Stunde lang zu beginnen begann, fieng er an anzufangen. Wenn man ſo ſeine paar philoſophiſchen Jahre durchgeochst und nachher noch mit zäher Geduld die breiten Flüße aller Syſteme durchgewatet hat, wird man ſodann etwas ungeduldig, wenn man noch immer eine Stunde lang eine Stunde beginnen hört. Endlich rückte er ſeinem Gegenſtande ganz nahe an den Leib und erklärte:

> „Die Sympathie iſt nicht minder und nicht mehr, als die Hinneigung unſerer innern Kraft zu dem, was uns fehlt, und der Wunſch das zu erringen, was uns mangelt.“

Wie ein Blitzſtrahl durchzuckte mich dieſer Lichtgedanke! Es iſt alſo die reinſte Sympathie, die mich zu der Schneiderstochter und zu dem blauen Oberrock hinzog! Denn beide fehlen mir! Nur eines blieb mir unnatürlich, der blaue Oberrock fehlte mir doch mehr, als die Schneiderstochter, denn er ward mir ganz und gar geſtohlen, und dennoch fühlte ich mich mehr zu dieſer Holden, als zu dem Oberrock hingezogen! Ja, es giebt Geheimniſſe in der Natur! Des andern Morgens ſtand ich am Fenſter und ſah hinüber nach dem Fenſter, wo ſie zu ſtehen pflegte, und ſah hin nach dem Seſſel, wo er zu liegen pflegte, die Sympathie zog mich hin, ſie zog mich her, ſo ſchwankte ich zwiſchen zwei Sympathien! Die Sympathie zu dem mir fehlenden Oberrock erhielt die erhöhte Bitterkeit durch den Gedanken, daß er 140 Franken gekoſtet hatte, ſo ſchwach iſt der Menſch und ſogar der Dichter, und ſogar wenn der Oberrock noch nicht bezahlt iſt. So ſtand ich betrübt, da erſchien ſie am Fenſter, das offene, freundliche Auge lachte einen ganz italieniſchen Himmel in mein Zimmerchen herüber und ihr Lächeln einen Blüthenmai in mein Herz hinein, und ihr Nicken bevölkerte meine Phantaſie mit tauſend gekrönten Wünſchen, und ihre Geſtalt hinter der magiſchen Fenſterſcheibe ſchwamm wie eine griechiſche Welt vor meinen Blicken, und er, er, er war vergeſſen, der Oberrock nämlich! Wie iſt das möglich? er fehlte mir doch noch immer und fühlte ich doch gar kein ſympathetiſches Hinneigen mehr zu ihm! O liebes, ſüßes Weſen da drüben, liebliche Schneiderstochter, was hältſt du von den Philoſophen?

Volksſchmeichler und Zeitgeiſt-Verdreher.

Aus den Blättern der Weltgeſchichte ſäuſelt der milde Troſt, daß die Humanität und die wahre Freiheit ſtets über ſervilen Druck und Geiſteszwang obſiegte. Aus den Blättern der Weltgeſchichte wehet die ernſte Ermahnung hinauf an die Höhen der Regierungen, daß die Freiheit eines Volkes nicht in einzelnen ertheilten Rechten, die faſt wie Begnadigungen ausſehen, beſtehen; und aus den Blättern der Weltgeſchichte rauſcht der Erfahrungsſturm hernieder, daß die mißverſtandene Volksfreiheit ſtets, hiſtoriſch oder ſpeziell, zu inneren Zerrüttungen des Staatslebens, zu Spaltungen und Factionsgeiſt, zum Mißbrauch des Heiligſten und zum Hinſturz an fremde Zwingherrſchaft geführt hat.

Eben daſſelbe Polen, das heute als heiliger Märtyrer der Freiheit die unſterbliche Seele aushaucht, deſſen herzzerſchneidende Endlaſſenſchaft vielleicht den Eintritt Europa's in den Wendekreis des Krebſes bezeichnet, eben daſſelbe Polen iſt urſprünglich durch ſeine jedes Maaß übergeilende Volksfreiheit, durch das Veto ſeiner Landboten, durch das Recht, Conföderationen gegen den König zu ſtiften, aus der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten verſchwunden!

Die wahre Volksfreiheit beſteht nicht im Entbinden von Geſetzen, nicht im Wegwerfen jedes, wenn auch noch ſo leichten Zwanges, ſondern im Zuſammenklange des eigenen Willens mit dem Geſetze, in der Entbehrlichkeit des Zwanges durch freiwillige Hingebung, nur im Bewußtſeyn, keinem andern Zwang als einem geſetzlichen hingegeben zu ſeyn, d. h. einem ſolchen, wo die Pflichten des Einzelnen und des Ganzen auf Gerechtigkeit und Wahrheit baſirt ſind.

Wie ganz anders lautet aber das, was unſere ultra-liberalen Journale von der Volksfreiheit ausposaunen! Sie verſtehen unter Volksfreiheit nichts als den Umſturz des Beſtehenden, blos weil es beſtehet. Sie wollen das Volk hinausreißen über die Gränze des Guten und Wahren, denn in den Bannkreis der Lüge dringt keine redliche Waffe, kein Vernunftgrund, keine geläuterte Anſicht und Gegenrede mehr.

Von jeher nennt die Geſchichte keinen Tyrannen, keinen Despoten, der nicht einen Schmeichler, einen Krümmwurm fand, welcher ihn in ſeiner Despotie, in ſeiner Tyrannei beſtärkte und lobhudelte. Das iſt nun jetzt anders, wir haben Volks-Lobhudler, Volksſchmeichler, Volksnarren.

Was ſind die ultra-liberalen Blätter anders als ſervile Volksſchmeichler? Sie ſetzen zuerſt das Volk hinauf auf ihren papiernen Thron, und dann beginnen ſie ihren kriecheriſchen Götzendienſt. Sie tanzen um das gold'ne Kalb ihrer Volks-Souveränität herum, und kein Katzenbuckel iſt ihnen krumm genug, und keine eckle Speichelleckerei niedrig genug, und keine Vergötterung albern genug, um ſie dieſem Idol verknechtet darzubringen. Nie hat noch ein Fürſtenknecht, ein ſerviler Königsdiener, ein verknechteter Despotenſklav ſeinem Herrn ſo unbedingt, ſo unſinnig, ſo ſchamlos knechtiſch gehuldigt, als dieſe Ultra-Freiheits-Männer ihrer ſelbſtcreirten Volksſouveränität, und eben deßhalb muß ſie eben jene Indignation, eben jene Verachtung treffen, die alle niedrigen Knechte und Schmeichler trifft. Es iſt alles eins, ob man der Despotie eines Einzelnen oder der Despotie eines Volkes verehrend ſein Weihrauchfaß ſchwingt, es bleibt immer Anbetung der Despotie.

Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß dieſer ewige Angſt- und Feuerwächterruf nach völliger Unabhängigkeit des Volkes etwas mit der Idee der Liberalität gemein habe. Eben ſo viel hat der Wunſch der Armen nach dem Gelde der Reichen, die Begier des Menſchen nach der Frau ſeines Nachbars mit liberalen Ideen gemein.

Der unſterbliche Blakſtone ſagt ſehr richtig:

„Nicht, was der Menſch darf, nicht, was der Menſch will, ſondern was er als vernünftiges Weſen ſoll, giebt das Merkmal und den Maaßſtab ſeiner unveräußerlichen Rechte.“

Was hier vom Menſchen im Einzelnen geſagt wird, gilt vom Volke im Allgemeinen. Bei dem angebornen Hang zur Unbändigkeit würde die ungereimte Lehre der Selbſtregierung ungefähr zu eben dem Scheuſal ausarten, als die Blätter der Ultra-Liberalen bei ihrer Selbſtcenſur.

Früher hat ein moraliſcher Muth dazu gehört, ein Liberaler zu ſeyn, es war ein ſelbſtgeadeltes Gemüth, welches die edle Kühnheit hatte, für die bürgerliche und perſönliche Freiheit in die Schranken zu treten. Allein die leiſe, aber Alles aufreibende Macht der Zeit nimmt oft Wörtern ihren Adel und adelt oft wieder Andere, die früher in Mißkredit waren. Schon Forſter bemerkt, daß bei politiſchen Partheien kein Name auf Ehre oder Schimpf lange Rechnung machen kann; ſo ſind die alten ehrlichen Worte Schalk, Dirne u. ſ. w. jetzt Schimpfworte, und die frühern Tadelsworte: Salbung, Einfalt u. ſ. w. neigen ſich jetzt zum Lobe hin. So dürfte bald der Ausdruck: ein Liberaler, durch die Uebertreibung der Liberalen entadelt ſeyn. Es gehört jetzt wirklich ein moraliſcher Muth dazu, ſich als einen Gemäßigten, als einen redlichen Royaliſten zu zeigen; denn die Ultra-Liberalen finden in jeder mäßigen Geſinnung einen Beiſatz von Verknechtung, ſtreiten der mäßigen Parthei ſogar die Möglichkeit einer aufrichtigen Ueberzeugung ab; ja ſelbſt ein redliches Irren wollen ſie ihnen nicht zugeſtehen, und den groben Stoff ihrer eigenen ſelbſtiſchen Motive in die Handlungs- und Denkweiſe der andern Parthei übertragend, giebt es für ſie nirgends eine urſprüngliche Reinheit der Geſinnung, nirgends eine unbefleckte Conception der Anſicht, und nirgends ein an der Sonne der innern Ueberzeugung gezeitigtes, politiſches Religionsleben.

Das wüthende Geſchrei dieſer unberufenen Wehe-Mütter der Zeit wird die Wehen der Zeit vermehren, ohne die Entbindung zu erleichtern. Die Zeit, wie die Natur, zeugen und gebären ihre Frühlinge und ihre neuen Welten ſtumm, nur im Zerſtören werden beide laut, in Erdbeben oder in Poſaunenſtößen des jüngſten Tages. Der Zeitgeiſt ſtößt bei ſeinem Schaffen weder erſt in die „Revolution", noch in die „Deutſche Tribüne", wenn ſie eine politiſche Wiedertaufe der Völker vornehmen will; der alte Saturn iſt ein ſtiller Greis, leiſe verſchluckt er ſeine Kinder, und nicht bei der Lärmtrommel einer falſchen oder wahnſinnigen Begeiſterung! Weil die Vergangenheit in einen Wittwenſchleier gehüllt iſt, und die Zukunft in einen jungfräulichen, und nur die Gegenwart nackt vor ihnen daliegt, weiden ſie ſich mit ſinnlicher Luſt daran, durch ihre Blößen die rohe Begier aufzureizen, ſich ſchänderiſch in ihren Schwächen zu ſättigen.

Gemeinen Sinn nehmen ſie für Gemeinſinn, und das neugierige Emporſtrecken des Halſes für geiſtige Erhebung des Geſammtlebens. Jedes kleine Gebrechen in der Staatsmaſchine hingegen wird von dieſen Volksheuchlern als ein Flecken am Throne ausgeſchrieen, weil der Thron am höchſten ſteht, und dem Volke am erſten in die Augen fällt. Sie vergeſſen aber, daß man Höhen, hohe Menſchen und hohe Berge, oft in einem Nebel ſieht, daß aber dieſe Nebel aus der Tiefe emporſteigen, aus dem niedern Leben, und ſich an ihnen hinaufziehen.

Die Compagnie-Laſter des Partheigeiſtes und die in leeren Phraſen eingewickelte Nationaltäuſchung der ausgeſchrieenen Volksſouverainetät wollen viel weiſer ſeyn, als unſer lieber Herrgott. Er erſchuf das Licht am erſten Schöpfungstage, allein erſt am vierten die Sonne, inzwiſchen ließ er Gräſerchen wachſen und Blümlein, und nützliches Gewächs mehr. Unſere Lichtprediger aber ſind mächtiger denn Gott, kaum haben ſie aus den vollen Backen in das Volk hineingerufen: „es werde Licht!“ ſo haben ſie auch ſchon lauter Sonnen aus dem Volke gemacht, und ſich ſelbſt als erſte Sonnenprieſter.

Aber das Volk, dem ein ſolches Hätſcheln und Backenſtreichen vielleicht anfangs wohlthut, wird in ſeinem geſunden Menſchenverſtande endlich erwachen, und einſehen, daß alle Jene, die ſeinen Fehlern huldigen, ſeine Gebrechen adeln, ſeine Schwächen zu Tugenden ſtempeln, ſeine Gelüſte zu Gotteingebungen umtaufen, und ſeine Launen als Himmelsgebote ausſchreien, nichts als feile Schmeichler, nichts als böſe, irreleitende Irrwiſche ſind, die vor ihren Augen herumgauckeln.

Es wird einſehen, daß es von dieſen Freiheits-Apoſteln nicht wie ein Gebäude in die Höhe geſchraubt wird, um es zu repariren, ſondern daß ſie es hinauf treiben wollen, um in ſeinem verlängerten Schatten ſich ſelbſt gemächlicher ausdehnen zu können!

Der erſte Korb und der tauſendſte Thaler.

Es giebt große Dinge, zu denen eine eigene Conſtellation gehört, um ſie zu beſitzen, und wieder andere Dinge, die man abſolut ſchon beſitzen muß, um ſie im hohen Grade zu beſitzen. Wenn man einmal eine Million hat, ſo bekömmt man die andere ſchon leicht durch dieſe erſte, ſo wie man Dohlen auch immer durch die erſte Dohle fängt. Wer einmal einen Korb bekommen hat, der iſt im Zuge und holt ſich nach und nach mehrere. Es handelt ſich nur um die erſte Million und um den erſten Korb; da iſt der Knoten.

Zu der erſten Million gehört das Arrondiren des erſten Sümmchens von tauſend Thälerchen. Aber es ſcheint, als ob in dem tauſendſten Thaler der Gottſeybeiuns ſtecke! Ich habe all mein Lebtag erfahren, daß der tauſendſte Thaler ein wahrer Schmelz-Thaler iſt, der die andern auch ſchmelzen macht. Es iſt mir all' mein Lebtag leicht gefallen, neun hundert und neun und neunzig Thaler beiſammen zu haben, kaum kam aber der tauſendſte dazu, huſch! ſo waren die neun hundert und neun und neunzig auch beim Teufel! Es iſt ordentlich als ob der tauſendſte Thaler verhext wäre; als ob er der Zauberſtab wäre, der durch ſein Auflegen die Anderen verſchwinden macht. Einmal hatte ich mir durch ein ſatyriſches Werk auch den tauſendſten Thaler dazu erſchrieben; ich wollte ein Papierchen kaufen und es bei Seite legen, man weiß, wie gut man aufgelegt iſt, wenn man ſich etwas bei Seite legt; ich trug den Kopf hoch wie ein neugebackener Fähnrich, und glaubte, jeder Menſch ſahe mich neidiſch an; ſchon blickte mir der Wechſelladen entgegen, da führt mich der Satan vor einem Antiquar vorüber, ich erblicke Bayle's philoſophiſches Lexikon, das ich ſchon lange ſuchte, ich gehe hinein, kaufe es, nehme indeſſen von den tauſend Thalern einige dazu, muß deßhalb von neuem nach Hauſe gehen, zu Hauſe wartet ein Gerichtsbote, der ſo und ſo viele Thaler für Cenſurvergehungen will; ich muß alſo das Geld noch hinlegen, und in vier Wochen ſind keine Thaler mehr da. Ich ſchrieb nun wieder darauf los, neun hundert neun und neunzig Thaler lagen Monate lang unangetaſtet im Pulte, da ſchickt der leidige Satanas auch den tauſendſten! Ich mache mich auf, will eben ein Staatspapier kaufen, um es zurückzulegen, da kömmt ein Freund herein, und erzählt mir, er mache eine Reiſe nach Hamburg, wo die naturforſchende Geſellſchaft ſich verſammelt, von da gienge er nach Heliogoland und bereiſe die Nordſee;

da war alles aus! „ich reiſe mit!“ ſprach ich, gieng nach Heliegoland, nach der Nordſee, nach Koppenhagen, und als ich nach der Natur meiner tauſend Thaler forſchte, hatten ſie ſich in Nichts aufgelöſt. Ich arbeitete von neuem darauf los, und gar bald lagen wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler Wochen lange beiſammen, ich rührte ſie nicht an und fand auch keine Veranlaſſung dazu, da kam der tauſendſte Thaler; ich ergriff mich beim Schopfe und eilte mit mir zum Banquier, ich hielt mir auf dem ganzen Wege Augen und Ohren zu, um keinen Antiquar und keinen Freund zu treffen; da war ich endlich ſchon im Hauſe des Banquiers, gottlob! ich gieng die Treppe hinauf, ſicher nun mein Papier zu holen, da ſtürzt mir ein engelſchönes Mädchen entgegen, zerſtört, mit Thränen in den großen blauen Augen; es war die Gouvernante des Banquiers, die er in ſeiner Geldroheit eben mißhandelte; ich fragte ſie, warum ſie das Haus nicht ſogleich verließe, da ſagte ſie, ſie habe gar nichts, und müſſe ſich jede Mißhandlung gefallen laſſen. „Befehlen Sie über mich!“ ſprach ich, zog ſie aus dem Hauſe, verſah ſie mit Geld, und die tauſend Thaler waren wieder beim Teufel, d. h. beim Engel. Mit neuem Muthe preßte ich wieder aus meinen drei Schreibfingern die Goldtinktur und ſah bald wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler vor mir liegen, der tauſendſte kam bald nach; ich entſchloß mich, gar nicht mehr ſelbſt zum Banquier zu gehen, ſondern einen Freund hinzuſchicken. Ich wartete mit Sehnſucht auf den rückkehrenden

Freund, da zog es die Klingel, „er iſt's!“ „endlich hab' ich ein Staatspapier!“ ich drehte mich jubelnd dreimal auf einen Abſatz herum, da geht die Thüre auf, es war wirklich ein Staatspapier, nämlich ein Papier, welches mir anzeigte, den Staat binnen drei Tagen zu verlaſſen. Mein Freund mußte nun die tauſend Thaler wieder laufend machen, und ſie giengen wieder zum Kukuk.

Eben ſo wenig ich eigentlich zu dem tauſendſten Thaler gelangen konnte; eben ſo wenig konnte es mir je gelingen, einen Korb zu bekommen. Nicht deßhalb etwa, weil ich überall ein „Ja“ bekam, ſondern weil ich es in meinen Bewerbungen niemals weiter gebracht habe, als bis zu dem Augenblicke, wo ich die Klingel faſſen wollte, um den Brautwerb-Beſuch bei den Eltern der Auserwählten zu machen.

Welch ein Glück iſt es nicht, welch ein berauſchendes Bewußtſeyn, einen Korb bekommen zu haben! Es iſt ordentlich als ob man einen Wink vom Schickſal bekommen hätte: Du ſollſt nicht unglücklich ſeyn. Tritt man einſt vor den Richterſtuhl und wird gefragt: Warum haſt du nicht geheurathet? ſo packt man ſeinen Korb aus und legitimirt ſich mit demſelben. Den erſten Korb ſoll man ſich einimpfen, damit man nicht mehrere bekäme, aber es iſt grade umgekehrt, wer den erſten Korb einmal hat, der holt ſich alle Monat irgendwo ein Körbchen, ſo wie derjenige, der einmal zufällig einen Maikäfer gegeſſen hat, nun ordentlich alle Maikäfer gerne eſſen wollte. Ich habe einen Mann gekannt, der ſich zwei Jahre nach einander alle Sonntag einen Korb holte und dabei dick und fett wurde. Bei mir gieng es mit dem Werben wie mit dem tauſendſten Thaler; wie mir der Gedanke kam, um die Geliebte anzuhalten, verſchwand die Liebe; oder an der fatalen Hausthüre und Hausklingel gieng noch eine ganze Reform in meinem Herzen vor.

Ich liebte einmal ein ganzes Jahr lang, welches noch obendrein ein Schaltjahr war, eine Wittwenkaſſen-Controlleurstochter. Ich hatte ſie vom Buſen des Rinaldo Rinaldini entwöhnt, und nährte ſie mit der romantiſchen Milch der klaſſiſchen Literatur; ich las ihr in langen Winterabenden die längſten Scott'ſchen Romane vor; ich führte ſie zu Hamlet und Romeo und Julie ins Theater; ich las ihr alle zweimal vier und zwanzig Stunden ein blaßes Sonnett von mir ſelbſt vor, kurz, ich bildete die Wittwenkaſſen-Controlleurs-Tochter ſo aus, daß ſie mit Anſtand eine Schreibfeder-Hauptmanns-Gattin hätte werden können. Dann faßte ich mir ein Herz und nahm mir vor, förmlich um ſie anzuhalten. Es war an einem Sonntage des heiligen Timotheus. Die Sonne ſchien ſo brautwerberiſch freundlich nieder; ich ſagte zu mir ſelbſt: „die Witterung iſt dieſem Unternehmen günſtig! mache dich auf, Moritz, und halte an, ehrſamlich und geſetzt, um die Wittwenkaſſen-Controlleurs-Tochter, damit es dir wohl gehe wenn auch nicht auf Erden, doch oben im Himmel!“ Ich machte mich alſo auf, machte meinen Kaſten auf, zog den ſchwarzen Gaſt-, Audienz-, Scherwenz- und Bratenrock an, weiße Handſchuh und Manſchetten, und gieng. Auf dem Wege lehrte ich mir eine zierliche Rede ein, machte mich auf alle Ein- und Auskommungsfragen des Wittwenkaſſen-Controlleurs, und auf ein Halbdutzend Schamröthen der Tochter gefaßt, und nahete mich mit hörbarem Herzklopfen dem verfängnißvollen Hauſe, aus deſſen erſtem Geſchoß der Gott Amor ſein Geſchoß auf mich anlegte. Ich warf noch einen Blick auf meinen netten Anzug, da galoppirte ein Cavallerie-Offizier ſo ſchnell verüber, als ob er eben muthig retirirte, beſpritzte meinen Anzug ein bedeutendes, und warf noch obendrein einen Handkuß in daſſelbe Erdgeſchoß hinauf. Es wurde mir ganz flau zu Muth; einen ſchwarzen Frack mit Koth beſpritzt, kann man nicht produziren, und ein Mädchen, dem ein Cavallerie-Offizier einen Handkuß zuwirft, iſt auch meine Heirathspaſſion nicht; ich kehrte um, nnd gieng nach Hauſe, zog den Werberrock und die Werbegedanken aus, und ſah die Wittwenkaſſen-Controlleurs-Tochter nicht wieder. —

Geſchah darauf, daß ich die Tochter eines Profeſſors der Zoologie, eine etwas volle Blondine, ein erkleckliches liebte. Ich nahm bei dem Vater, der etwas kurzſichtig war, Privatſtunden, und wir hielten eben bei der Lehre, daß das Thier eine reizbar gewordene und mit Empfindung begabte Pflanze ſeye, als die blonde Profeſſors-Pflanze auch reizbar wurde; und als der gute Profeſſor mir bewies, daß das Streben der Naturforſcher dahin gehen müſſe, ſich der Natur, bei Anordnung ihrer Erzeugniſſe, ſo viel als möglich anzunähern, waren wir ſchon der Natur der Liebe ganz nahe gekommen. Wiederum war es an einem Sonntage des heiligen Epiphanias, als ich meinen ſchwarzen Bratenrock und meinen Brautwerbungshut anzog, und zu meinem Profeſſor gieng, um ſchnurſtracks um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten; ich ſtand ſchon vor dem kleinen entlegenen Häuschen, wollte eben die Klingel ziehen, da warf der Wind vom Dachſtübchen des Häuschens, in welchem der Profeſſor mehrere ausgeſtopfte Vögel und Thiere hatte, eine strix urulata zu meinen Füßen nieder. Ich ſah hinauf, und es ſchien mir, als ob zwiſchen den ausausgeſtopften Köpfen ſich auch einige lebende befanden; ich zog mich zurück und lauſchte, und da ergab es ſich wirklich, daß meine Profeſſorstochter mit einem naturforſchenden Zögling ihres Vaters die angewandte Lehre über die Entwicklungsſtufen des Thiers privatiſirte, und mit Handzeichnungen dozirte. Nachdem ich nun noch die 230. Schlangen-Arten um eine vermehrt ſah, gieng ich nach Hauſe, zog meinen Werbungsrock wieder vom Leibe, ſtopfte meine Liebe mit Stroh aus und ſtellte ſie auf den Boden.

Ich habe mich hierauf noch oft mit vielem Fleiße verliebt; habe meinen Brautwerbungs-Rock noch an vielen Sonntagen angezogen, aber immer bevor ich in das Haus trat, ſchnitt eine grauſame Schickſalsparze den Faden meiner Liebe und das Bindband meiner Freite entzwei. Ich liebe ſo eben wieder ein himmliſches Weſen, eine Waiſe, die weder väterliches Vermögen noch Mutterwitz hat, und ſie liebt mich gewiß wieder, denn ich habe zwei Gedichte an ſie geſchrieben, ihr drei Blumenſträuſſe geſchickt und eine Serenade gebracht.

O, die will, die muß ich heurathen. — —

Sonntags. Oculi St. Marcian.

„Johann! bürſt' er mir meinen ſchwarzen Rock aus, ich muß ausgehen. Geſchwind meine weißen Handſchuh.“

Nein, mit der iſt es nichts. Da bin ich zum Glück noch dahinter gekommen! Ach! wen lieb' ich jetzt nur wieder geſchwind ? !

Legitimer Witz und illegitime Einfalt.

Wenn man ein Meſſer ſucht, findet man eine Gabel; wenn man einen verlornen Ring ſucht, findet man einen alten Hausſchlüſſel; wenn man eine unſchuldige Braut ſucht, findet man viele ſchuldige Koketten; wenn man die Wahrheit ſucht, findet man Irrthümer; wenn man den Stein des Weiſen ſucht, findet man tauſend Narrenspoſſen, und wenn man den vielſeitigſten Liberalismus ſucht, findet man die einſeitigſten, abgeſperrteſten Anſichten.

So iſt der menſchliche Geiſt von Natur aus linkiſch, täppiſch und unthunlich; man greift mit der linken Hand nach dem rechten Ohr; man macht ſeiner Parthei ein Compliment und ſtößt ihr dabei mit dem Hute die Naſe blutig; man will die Welt bekehren, und fängt damit an, ſie zu verkehren, man will das allgemeine Beſte, und giebt alles Gemeine zum Beſten; man will, daß alle Menſchen frei ſeyn ſollen, und iſt ſo frei, dabei zu zeigen, daß es gar keine Menſchen auf der Welt giebt! man will, daß das Volk gar keine Steuer mehr bezahle, als die Steuer der Wahrheit, dabei ſteuert man von der Wahrheit immer mehr ab, und will doch, daß die Regierungen der Noth, der Peſt, dem Kriege ganz allein ſteuern ſollten; man will, daß ganz Deutſchland unter einen Hut komme, aber den Filz zu dieſem Hute will jeder aus ſeinen eigenen Wolle machen; man will eine neue Sonne über die Welt heraufführen, und macht den Entwurf zu dieſer Sonne bei einem übelriechenden Thranlämpchen!

Die Liberalen wollen der Gegenparthie das Haupt waſchen, und fangen damit an, die Fußſohlen zu reiben; ſie wollen das Herz der Ariſtokratie operiren, und legen das Operiermeſſer an ihre Hühneraugen! Die „Deutſche Tribüne" will die Prärogative des Adels bekämpfen, und thut es dadurch, daß ſie immer wiederholt: „die Ariſtokraten ſind einfältig." Wie kann man einem ganzen Stande eine Tugend ab- oder zuſprechen? Eben ſo gut könnte man ſagen: „Alle Redakteurs ſind beſcheiden und unparteiiſch," weil es einige dergleichen giebt; eben ſo gut könnte man ſagen: „Alle Frauenzimmer haben einen Schnurbart," weil es mehrere dergleichen giebt; endlich könnte man eben ſo gut ſagen, in allen Blättern der deutſchen Tribüne wäre nichts enthalten, weil manche ganz leer und weiß ſind. Der Redakteur derſelben hat aber ganz gewiß beſſere Waffen als den Einwand der Einfalt. Alle Einfältigen ſind Ariſtokraten, das laß' ich eher gelten, aber das heißt noch nicht: alle Ariſtokraten ſind einfältig. Sind die Ariſtokraten wirklich einfältig, ſo iſt es unedel, es ihnen vorzuwerfen, denn Einfältigkeit iſt ein Geburtsfehler, es iſt ein Gebrechen wie die Taubheit, wie die Blindheit, es iſt ein Unglück, und über ein Unglück ſoll man nicht losziehen. Ich will weder einer einfältigen Ariſtokratie, noch einer ariſtokratiſchen Einfältigkeit das Wort ſprechen, aber wenn die deutſche Tribüne ihrer Sache dienen will, ſo bleibe ſie beim Weſentlichen, denn vom Adel überhaupt, der ſeinem Stande und ſeiner Erziehung nach die meiſte Bildung erhält oder erhalten ſollte, geradezu zu behaupten, es ſey durchaus einfältig, iſt eine Hypotheſe, die ſelbſt einer Advokaten-Seele zu ſpitzig wäre. Iſt aber der Adel wirklich einfältig, liebe deutſche Tribüne, ei, ſo wollen wir ihn um Gotteswillen nicht darauf aufmerkſam machen, er iſt ſonſt im Stande, und wird vielfältig, und was hätten wir dabei gewonnen? Wenn alle Ariſtokraten ſich herablaſſen wollten, auch geiſtreich zu ſeyn, was bliebe uns bürgerlich Geiſtreichen noch übrig? Wenn es denkbar wäre, daß ein Ariſtokrat drei Blätter redigiren könnte, und er behauptete: „die Bürgerlichen wären alle einfältig;“ wie würden die Liberalen geſchrieen haben: „o wie einfältig!“

Die Einfalt kann dreifacher Art ſeyn: es giebt eine Einfalt des Geiſtes, eine Einfalt des Herzens und eine äſthetiſche

Einfalt. Wenn nun die deutſche Tribüne den ganzen Adel durchaus mit Einfalt dotiren will, ſo muß ſie ihm auch die Einfalt des Herzens, dieſe erſte und höchſte aller Tugenden zuſprechen. Einfalt des Herzens iſt nichts anders als Naivetät, und die deutſche Tribüne müßte alſo auch ſagen: die Ariſtokratie iſt naiv! das Naive iſt dem Politiſchen entgegengeſetzt; das Politiſche werden wir zuweilen bewundern, das naiv Einfältige aber gewinnt uns immer durch Liebenswürdigkeit. Die deutſche Tribüne müßte alſo auch ſagen: „die Ariſtokratie iſt liebenswürdig, ich aber bin bewundernswerth!“ Zum Bewundern iſt es aber auch, wie die deutſche Tribüne nicht ermüdet, immer dieſe Waffe gegen die Ariſtokratie zu gebrauchen, gleichſam als ob es keine andere gäbe. Die dritte, die äſthetiſche Einfalt, iſt dem Künſtlichen entgegengeſetzt; das äſthetiſch Einfältige ſucht nicht gewaltſam die Aufmerkſamkeit an ſich zu reiſſen, alſo in dieſem Punkt iſt die Ariſtokratie wirklich einfaltiger als manches liberale Journal; die äſthetiſche Einfalt ſucht ihren Zweck nie auf Nebenwegen zu erſchleichen, da iſt vielleicht die Ariſtokratie wieder einfältiger als manches liberale Journal; die äſthetiſche Einfalt, ſagt ein großer Philoſoph, geht mit der Unſchuld verloren; wenn man alſo der Ariſtokratie die höchſte Einfalt zuſpricht, ſo muß man ihr auch die höchſte Unſchuld zugeſtehen, dieſe höchſte Unſchuld aber beſteht darin, daß man gar keines Blattes bedarf.

Endlich ſpricht die deutſche Tribüne auch vom Witz, un ſagt: es gäbe keinen legitimen Witz. Es ſcheint aber grade im Gegentheil als ob es keinen illegitimen Witz gäbe, denn der Witz muß ſeine Erblichkeit wenigſtens von einer Seite legitimiren: man muß Mutterwitz haben, um wirklich witzig zu heiſſen.

Ja der Witz iſt ſchon deßhalb eher ein Kind der Legitimität, weil er die entgegenſtrebendſten Sachen zu vergleichen ſucht, während die Kinder der Illegitimität im Gegentheile alle Sachen zu trennen und gegen einander in Streit zu bringen ſuchen. Jeder Witz iſt legitim, denn gleich bei ſeinem Erſcheinen legitimirt er ſich durch ſich ſelbſt, daß er ein Recht hat witzig zu heiſſen. Uebrigens wenn ich hier die Parthei des Witzes nehme, ſo geſchieht es mit deſto gröſſerer Zuverſicht, weil mich niemand beſchuldigen wird: ich führe meine eigene Sache. Der Witz kann aber in einem Augenblick legitim und illegitim ſeyn, für und gegen eine Sache ſeyn, eine und dieſelbe Sache und ſogleich auch ihr Entgegengeſetztes ergreifen und damit ſpielen, und ein tertium comparationis finden, alle Extreme in ein Scheinverhältniß zu bringen, und ſich über ſie und mit ignen zu beluſtigen. Der Witz iſt pro und contra, legitim und illegitim, das eben iſt der Witz. Wenn man z. B. fälſchlich ſagen wollte: die „deutſche Tribüne,“ das „Oppoſitionsblatt“ und das „liberale Deutſchland,“ ſind eine heilige Dreifaltigkeit, ſo wäre das ein illegitimer Witz; wenn man aber ſogleich daraus fälſchlich folgern wollte, folglich iſt jedes Einzelne eine Ariſtokratie, d. h. (nach der deutſchen Tribüne) eine Einfältigkeit, ſo wäre dieß ein legitimer Witz.

Wenn ich ſagen wollte, man hat lange geſtritten: ob die alte oder die neue Zeit beſſer iſt, endlich iſt es entſchieden, daß beide nichts taugen; zum Beweis leſe man „die alte und die neue Zeit,“ ſo iſt das illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: „die alte und die neue Zeit“ wird der Regierung von namenloſem Nutzen ſeyn, weil ſie keinen Namen an der Spitze trägt; ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner ſage: die liberalen Blätter wollen das Beſte der Nationen; denn das Beſte, was die Nationen haben, iſt das Geld, und das wollen die liberalen Blätter haben, ſo iſt das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: die liberalen Blätter wollen das Wohl der Regierung, d. h. ſie wollen gerne verſuchen, wie wohl es thut, ſelbſt zu regieren, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner ſage: die Münchener politiſche Zeitung, welche die patriotiſchen Artikel immer am Ende ihrer Zeitung bringt, ſetzt das Intereſſe des Vaterlandes hintenan, ſo iſt dieß ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: die Münchner politiſche Zeitung ſchreibt für die Regierung ohne alles Intereſſe, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich fortfahre zu ſagen: der Münchner Cenſor iſt der deutſchen Tribüne das, was die deutſche Tribüne dem Budget iſt: nämlich eine Ausſtreichungs-Maſchine, ſo iſt das ein illegitimer Witz; ſage ich aber, die deutſche Tribüne ſucht ſich durch dieſes doppelte Ausſtreichen nur ſelbſt herauszuſtreichen, und ſie gewinnt, da ſie die Cenſurlücken weiß läßt, durch die Cenſur täglich an Weisheit, ſo iſt das ein illegitimer Witz. Wenn ich ſage: die Münchner Sanitäts-Commiſſion („gäb's anders dergleichen," ſagt Caſpar im Freiſchütz) ergreift deßhalb gar keine Anſtalt gegen die Cholera, weil wir alles, was von Oeſtreich kommt, ohnehin in Commiſſion nehmen, ſo iſt das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: ſie thut deßhalb nicht das Mindeſte gegen dieſe Gefahr, weil ſie unſere Conſtitution für unantaſtbar und unſterblich hält, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ſage: das Geſetz der Miniſterverantwortlichkeit ſäumt ſehr lange, und erſcheint am Ende vielleicht doch ungeſäumt, ſo iſt das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: ſo lange zu zögern, iſt nur die Sache eines Ultra-Liberalen, nur die Ultra-Liberalen haben ein Recht, Ultra-Faullenzer zu ſeyn, beſonders wenn ſie ſo viel dafür thun, daß durch Nichtsthun alles gethan ſey, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich noch nicht aufhöre und ſage: der Geburts-Adel iſt jetzt der Poſitiv, der Geld-Adel der Comparativ, und der Geiſtes-Adel der Superlativ in der Welt, ſo iſt das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ferner ſage: ſehr oft muß dieſer Superlativ dem Comparativ ein Compliment machen, um irgend etwas poſitiv zu ſeyn, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner ſage: man ſoll der Regierung kein Geld zum Bauen bewilligen, denn die Regierung iſt im Stande, und beſchäftigt damit brodloſe Menſchen;

wenn die brodloſen Menſchen beſchäftigt ſind, ſo ſchlagen ſie den Deputirten keine Fenſter ein; wenn man den Deputirten keine Fenſter einſchlägt, ſo können ſie die Glaſerer nicht beſchäftigen; wenn ich alſo ſage: man gebe der Regierung kein Geld zum Bauen, damit man ſeine Ortsglaſerer beſchäftigen kann, ſo iſt das ein illegitimer Witz. Wenn ich aber ſage: die Regierung muß bauen und zwar auf die Liberalen, weil die alle Gründe der Welt für ſich allein vindiziren, ſo iſt das ein legitimer Witz, u. ſ. w. u. ſ. w.

Man ſieht alſo, daß ſelbſt ſchlechte Witze beidlebig ſeyn können, wie viel mehr muß erſt der wahre, ächte, glänzende Witz ſich in beiden Elementen, der Legitimität und Illegitimität, bewegen können?

Gedankenloſe Gedanken über gegenſtandloſe Gegenſtände.

1.

Sporadiſche Sprechruhr.

Man ſagt, die Sprache iſt ein Geſchenk der Gottheit, ich glaube, ſie iſt ein Geſchenk des Teufels! Vom Sprechen kommt uns alles Unglück. Wenn es keine Sprache gäbe, ſo gäbe es keine Verläumder, keine Zwiſchenträger, keine Aushorcher, keine geheime Polizei, keine widerſprechenden Frauen, keine Großſprecher, keine leeren Verſprechungen, keine Anſprüche, keine Gardinen-Predigt, keine Thronrede, keine Sprachforſcher und endlich keine Sprecher in den Kammern!

Die Deutſchen haben all ihr Lebtag ihre Zunge nur einſeitig gebraucht, d. h. zum Trinken, aber nicht zum Sprechen; ſie haben ihre Angelegenheiten betrunken und nicht beſprochen, deßhalb ſind ſie viel früher mit ihnen fertig geworden, denn man hat eher ausgetrunken als ausgeſprochen. Jetzt hat ſich das geändert, früher hat der Deutſche überall dreingeſchlagen jetzt fängt er an, überall dreinzuſprechen. Das Zungenrecht verdrängte das Fauſt= und Säbelrecht. Das franzöſiſche Miasma hat uns die Sprechruhr mitgetheilt; ihre Symptome ſind ganz die, wie bei der Brechruhr: Eingenommener Kopf (manchmal von ſich ſelbſt), Anfälle von Schwindel, Geſchmackloſigkeit im Munde, ein Drängen zum Stuhle, nämlich zum Rednerſtuhle, und eine Entleerung nach oben aus wäſſerigen Flüſſigkeiten.

Dieſe Sprechruhr, die zum Troſte nur ſporadiſch iſt, ſoll auch ihren Urſprung in großer Gemüthsbewegung und Leidenſchaften haben. Zum Glück iſt dieſe Sprechruhr nicht tödtend, denn der davon Befallene tritt ſogleich in einen bedeutenden Schweiß und geneſt durch ſich ſelbſt; und das um ſo eher, da ſich die Sprechruhr=Kranken gegenſeitig aneinander reiben, und Reibungen auch bei der Brechruhr angewendet werden müſſen.

Die Brechruhr pflegt aber nur 4 — 6 Wochen an einem Orte zu graſſiren. Die Sprechruhr iſt hartnäckiger, ſie verweilt oft ein Jahr lang an einem Ort, das kömmt von der Diät! —

2.

Die Münchner Eos und die Freinächte.

Die Münchner „Eos“ predigt gegen die Freinächte; da hat ſie für ſich recht; da ſie als Aurora ſchon mit Tagesanbruch aus dem Bette muß, ſo will ſie zeitlich ſchlafen gehen. Allein den Münchnern laſſe die fromme Eos nur ihre Freinächte. Mein Gott, wir Menſchen haben ja ohnehin keinen freien Tag, ſollen wir noch keine freien Nächte auch haben? Die fromme Eos ſpricht von einem „ſtrafenden Finger Gottes, der an das Haus Bayern klopft,“ und die gute Eos meint, der ſtrafende Gottesfinger habe auf der lieben Welt nichts anders zu thun, als an das Haus Bayern zu klopfen, daß man keine Freinacht halte. Es giebt ſo viele Häuſer, an die der ſtrafende Finger Gottes viel früher und ſtärker zu klopfen hätte, daß an Bayern die Reihe gar nicht kömmt, und hat die aufhorchende Eos den Finger wirklich klopfen gehört, ſo hat das Klopfen nicht geheißen: „Haltet keine Freinächte mehr!“ ſondern: „Haltet keine Eos mehr!“

Die Eos ruft in ihrem heiligen Jonas-Zorn Gottes Gericht herab über unſer liebes Ninive und ſchreit:

„Gräber der Alten, öffnet euch!“

Seit wann iſt es ein Geſchäft der goldfingerigen, heitern Morgenröthe, die Todten auszugraben? Liebe Eos, laſſen Sie uns unſere Freinächte noch, wo man ſich, wie Sie ſagen: „bis am Morgen abmattet;“ dafür geben wir zu, daß Sie ſich alle Tage bis am Abend abmatten.

3.

Die Schulpolitik.

In Preußen iſt verboten worden, in den Schulen von Politik zu ſprechen. Ich weiß nicht, von welchen Schulen die Rede iſt, ob von den Läſterſchulen oder Reitſchulen. Auf jeden Fall ſollte man nicht nur verbieten, in den Schulen von Politik zu ſchwatzen, ſondern ſtrenger ſollte man noch verbieten, in der Politik aus der Schule zu ſchwatzen!

Als Heine's Reiſebilder in Berlin verboten wurden, ſchrieb ihm ein witziger Mann aus Berlin: „Ihre Reiſebilder hätte man nicht zu verbieten gebraucht, ſie wären ohnehin geleſen worden.“ Zu was braucht man den Schulen die Politik zu verbieten, es beſchäftigt ſich ohnehin jetzt jedes Kind ſchon mit Politik.

4.

Paskewitſch der Polenbeſieger.

Es ſtand da ein Baum, ein kräftiger, erhabener, und ſtreckte die Rieſenarme hinauf zum heitern, wolkenloſen Himmel. An einem Zweige hing ein Apfel, eine herrliche Frucht, rothgeküßt vom lieblichen Sonnenſtrahl, und gezeitigt an dem Odem des Morgenwindes. Da gelüſtete gar Manchem, den Apfel herunterzuſchlagen und ihn zu verſchlingen. Aber der Apfel hing hoch und hing feſt. Da kamen die Gartendiebe und Baumfrevler und hieben mit Stöcken und Stangen nach dem herrlichen Apfel und ſchleuderten Steinwürfe nach der lockenden Frucht. Aber die großen Diebe und langen Reken ſprangen umſonſt nach dieſem Apfel in die Höhe, er blieb hängen und ſie zogen ab. Allein nach und nach war der Apfel doch immer mehr vom Stengel gelöſt worden, denn die unaufhörlichen Rottenſtürme haben zu ſehr daran gerüttelt, und er hing nur noch an einer dünnen Faſer am Zweige. Da kam ein aufgeblaſenes Zwerglein einher und machte einen Bocksſprung und nieſete gegen den Apfel hinauf, und das dünne Fäſerchen riß und der herrliche Apfel fiel dem Zwerglein in den Rachen. Da riefen die Jungen und die Blöden, die Dummköpfe und die Laffen ringsherum: „Vivat! der Held! der große Mann! der Unbezwingbare! der Apfelbezwinger!“ — Paskewitſch erobert Warſchau! —

Leſers Leiden durch politiſche Sprüchwörter.

Es gab einmal eine Zeit, über welche ſich ſchon Jean Paul beklagte, und in welcher man nicht zwei Seiten leſen konnte, ohne auf ein literariſches Sprüchwort zu ſtoßen. Die deutſchen Schriftſteller benagten die Wolfszähne dieſer Sprüchwörter, um die eigenen Autorzähnlein zum Durchbruch zu bringen. Alle Augenblicke laſen und hörten wir die fetten Sprüchwortsweiden:

„Man ſieht den Wald vor lauter Bäumen nicht!“

oder: „Nicht allen Bäumen verlang' ich eine Rinde gewach-
„ſen!“

oder: „Es giebt mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde,
„wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt.“

oder: „Es will der Topf von Eiſen mit einer goldnen Zange
„aus dem Feuer gehoben werden.“

oder: „Der Menſch iſt dem Menſchen immer lieber noch als
„ein Engel!“

Die deutſche Schriftſtellerei hörte nicht auf, dieſe Sentenzen-Eier unaufhörlich zu begackern.

Eben ſo geht es jetzt in unſerer journaliſtiſch-politiſchen Welt mit den politiſchen Sprüchwörtern. Hat irgend ein ausgezeichneter Mann ein bedeutungsſchweres Wort ausgeſprochen, huſch, da kommen die Journaliſten, Freiheitsmänner, und ſchnappen dieſe Apropos-Geburt auf, und wiederkäuen ſie aus einem Leſemagen in den andern, und werfen ſich dieſen Fangball immer und ewig wieder zu, und zerbeißen dieſes politiſche Sprüchwort, bis es ganz zerfaſert, zerfetzt und unkenntlich geworden. Sie nehmen es Morgens zum Frühſtück, tragen es als Kräuterſäckchen auf der Bruſt, brocken es in die Mittagsſuppe, genießen es zum Abendbutterbrod und legen ſich darauf zu Bette.

Lafayette hat von einem

„monarchiſchen Thron mit republikaniſchen Inſti-
„tutionen“

geſprochen. Wie vielmal haben uns ſeitdem deutſche, franzöſiſche und engliſche Blätter und Redner dieſen monarchiſchen

Cotillon mit republikaniſchen Figuren vorgetanzt? Wie die Fröſche nach dem Regen ſprangen in allen Blättern dieſe Lafayettiſchen monarchiſchen Halbſtiefel herum. Man hörte ſechs Monate lang nichts als den ewig fortrollenden Widerhall des monarchiſchen Throns mit republikaniſchen Inſtitutionen. Sprachen unſere Journaliſten vom Malzaufſchlag oder Freiheit, von Cenſur oder Lederfabriken, immer hing ihnen dabei die ſchlank gewachſene Redensart:

> „ein monarchiſcher Thron, von republikaniſchen Geſinnungen umgeben,"

wie Maccaroni und Parmeſan über die Lippen herunter.

Späterhin hatte Ludwig Philipp den unglücklichen Gedanken, einen guten Gedanken zu haben; er zog dieſem Gedanken ein einfaches Redekleid an und ſagte:

> „Die Karte wird eine Wahrheit ſeyn!"

Welch ein königlicher Braten für die Küche der journaliſtiſchen Literatur! Kalt und warm, trocken und mit Brühen, im Ganzen und kleingehackt, mit Fricaſſee und Bonbons ſchnitt man den Leſern und Hörern dieſe Wahrheitskarte oder Kartenwahrheit vor. Alle deutſchen Redner begannen ihre Reden mit dieſem conſtitutionellen Vater-Unſer, endeten damit und ſtreuten es zum Ueberfluß noch in die Rede ſelbſt hie und da ein, wie eine verliebte Köchin das Salz in die Suppe. Es legt ſchon keine Karten-Aufſchlägerin in Deutſchland die Karte mehr, ohne dabei pathetiſch auszurufen:

„Die Karte wird eine Wahrheit ſeyn!“

Ich kaufte dieſe Woche eine Karte von Polen, wie es noch ein Königreich war, und eine innere Stimme rief mir zu:

„Die Karte wird eine Wahrheit ſeyn!“

Es wundert mich, daß Hr. Carl in Wien, der ewige Staberl, noch kein Stück geſchrieben hat:

Staberl als „die Karte wird eine Wahrheit ſeyn!“

Späterhin hatte Ludwig Philipp noch einmal den unglücklichen Einfall, einen ganz geſunden und geſcheiden Ausdruck:

„la juste milieu“

zu gebrauchen.

Himmel, wie oft iſt dieſe „juste-milieu“ im Ernſt und im Hohn nachgeſprochen werden! Man konnte keine Buchſabengaſſe paſſiren, ohne auf einen **juste-milieu-kranken** Witz zu ſtoßen! Man mochte vom Kaiſer von China oder von Borsdorfer-Aepfeln, von Alexander Humboldt oder von Nürnberger Lebkuchen ſprechen, man mußte immer eine fade Anſpielung auf die juste-milieu hören!

Nach dieſer „juste-milieu-Seuche“ kam die unausſtehliche Epidemie des

„Prinzips der Nichteinmiſchung!“

Ich glaube, es giebt in ganz Europa kein Journal und keinen Weinreiſenden, keinen Satyriker und keinen Friſeur, der nicht einige hundert ſchlechte und gute Witze über dieſes Prinzip der Nichteinmiſchung machte. In Liebes- und Geldangelegenheiten, beim Spiel, in den Kammern, in Spitälern, kurz überall wird bei der geringſten Veranlaſſung der aus- und abgekochte Spaß: „ich miſche mich nicht ein!“ noch einmal bei den Haaren herbeigeſchleppt und zu einem neuen Witz ausgepeinigt.

So fiel einem Manne ein, ein kleines Büchlein zu ſchreiben:

„Was uns noth thut.“

Das war ein Signal zu tauſend ſchwere Noth! Nun hat man ſeine Noth mit der lieben Noth! Nun leſen wir in allen Journalen General- und Spezial-Nöthen!

„Was thut Deutſchland noth?"

„Was thut unſerer Zeit noth?"

„Was thut Oeſterreich noth?"

„Was thut dem Bundestag noth?"

„Was thut Bayern noth?"

Aber unſerer Zeit und Deutſchland und dem Bundestag und Oeſterreich und Bayern thäte nichts anders noth, als daß man nicht frage, was thut ihnen noth! Den Journalen thut es noth, daß den Staaten etwas noth thue, denn thäte den Staaten gar nichts noth, ſo geriethen die Journale in Noth! Die Staaten aber würden niemals fragen:

„Was thut den Journalen noth?"

ſondern ſie fragen:

„Was thut die Noth der Journale?"

Wenn man dieſen papiernen Nothhelfern folgen wollte, ſo müßte man aufhören, Menſch zu ſeyn, um ein Thier zu werden, denn das thut den Menſchen noth!

So zum Beiſpiel leſen wir in einer ſolchen Nothgeburt:

„Es thäte den Bayern noth, daß ſie aufhörten,
„Bayern zu ſeyn, um Deutſche zu ſeyn!“

Ich zweifle, ob einer patriotiſchen Seele dieſe Noth klar geworden iſt! Man ſoll am Ende kein Oeſterreicher, kein Bayer, kein Preuße, kein Würtemberger u. ſ. w. ſeyn, um ein Deutſcher zu ſeyn. Das iſt der grade Weg, alle Nationalität mit Kolben todtzuſchlagen. Die verſchiedenen abgeſonderten Farben des Regenbogens machen den Regenbogen aus. Nun würde man fragen:

„Was thut dem Regenbogen noth?“

und würde vielleicht hören müſſen: Dem Regenbogen thut noth, daß alle ſeine Farben ineinander fließen, daß alles eine Farbe ſey! — Am Ende könnte man dieſe Univerſalität ſo weit treiben und ſagen: Der Menſch muß aufhören, ein Vater, oder ein Bruder, oder ein Sohn, oder ein Gatte zu ſeyn, um ein Stadtbürger zu werden. Dann muß er aufhören, Stadtbürger zu werden, um Vaterlands-Mann zu heißen; dann muß er aufhören, Vaterlands-Mann zu ſeyn, um Deutſcher zu heißen; dann muß er aufhören Deutſcher zu heißen, um ein Europäer zu ſeyn! Ein Europäer aber iſt auch nur ein Theil des Ganzen, er muß auch aufhören Europäer zu ſeyn, um ein Cosmopolit zu ſeyn, ein Amerikaner, ein Aſiat u. ſ. w.

Nach dieſem Syſtem thäte es alſo Bayern noth, daß der gute ehrliche Hausvater in der Kaufingerſtraße zu München aufhörte, ein Münchner Bürger, ein Vater ſeiner Kinder, ein Gatte ſeiner Frau, endlich ein guter biederer Bayer zu ſeyn, um — ein Afrikaner zu werden!!!

Das ewige Gefaſel, Deutſchland unter einen Hut zu bringen, kann nur zu der wahren Bemerkung Anlaß geben, daß nur grade Deutſchlands Inſichgetrenntſeyn es bis jetzt vor völliger Unterjochung durch Feind und Krieg gerettet und geſchützt hat. Wäre Deutſchland ein Staat, ſo wäre es längſt den Invaſionen zu Raub und fremder Zwingherrſchaft Beute geworden.

Der Autokrat, die Kurländer Juden und die Cholera.

(Phantaſie.)

Auf dem glänzenden Throne zu Petershof ſaß der huldreichſte aller Zaaren, und um ihn die geadelten und beſternten Oberſklaven des Reichs. Und der oberſte Oberſklave mit dem großten Sterne fiel auf die Knie und ſprach mit zitternder Stimme: „Großmächtigſte, übergnädigſte Majeſtät! Aus dem Lande der verfluchten Rebellen, der Zaar und Gott möge ſie verdammen, kamen traurige Bothſchaften! die Empörer beweiſen einen niederträchtigen Muth! Nicht nur das allein, ſondern ſelbſt die polniſchen Juden, der Zaar und Gott möge ſie verdammen! ſogar die Juden in Silnee geben alles Silber und Gold her, um ihrem Vaterlande, wie dieſe Judenhunde es nennen, nützlich zu ſeyn!

Der huldreichſte der Zaaren antwortete nichts und lächelte milde. Da nahte ſich ein zweiter beſternter Oberſklave, und fiel auf die Knie, und ſprach: „Großmächtigſte, übergnädigſte Majeſtät! Schon wieder ſchlimme Nachrichten aus dem Lande der verfluchten Rebellen, von den Polen, der Zaar und Gott möge ſie verdammen! die Judenhunde in Warſchau, ſie arbeiten als Municipalgarden an den Wällen Warſchau's mit einem eben ſolchen hochherzigen Patriotismus, wie die polniſchen Bluthunde es nennen, gleich den andern Einwohnern!"

Der huldreichſte der Zaaren lächelte milde und ſprach: Gott und die heilige Jungfrau werden auch hier meine Bruſt füllen mit himmliſcher Gnade. Ich liebe auch die polniſchen Juden, wie alle meine geliebten, aber leider irregeleiteten Unterthanen. Weil ich aber jetzt in meiner väterlichen Liebe nicht bis zu den polniſchen Juden reichen kann, ſo nehme man alle arme Juden in Kurland, und ſchicke ſie nach Sibirien; Männer, Weiber, Greiſe, Kinder, Säuglinge und Kranke! Gott und die heilige Jungfrau werden meinem väterlichen Herzen ferner alle Milde einflößen, die ich allen meinen geliebten Unterthanen ſo gerne angedeihen laſſe!"

Da beugten die Oberſklaven alle das Knie und ſegneten den huldreichen und väterlichen Herrn!

Und die Eilrenner brachten die huldreiche Sentenz nach Kurland, und die thätigen Verweſer des göttliches Rechtes waren ſehr emſig! Aufgepackt wurden die Juden alle, die kein Geld haben, und hinausgeſtoſſen nach Sibirien. Der Kranke wird vom Lager geriſſen; die Wöchnerin aus dem Bette, und das Kind vom Buſen der Mutter, damit die väterliche Huld ihnen kund werde. Sie werden geneckt, geſchimpft, geſtoſſen, gehetzt, gepeitſcht, geknebelt, gepufft, gezwickt, gekneipt, man ſpeit ihnen ins Angeſicht, und man reißt ihnen die grauen Bärte aus, damit die väterliche Huld ihnen kund werde.

Itzig Salomonowsky, ein armer, armer Jude, hat erſt geheurathet die junge, ſchöne Rebekka, die früher den Bitten des Podalnik kein Gehör gegeben hat. Der Podalnik bindet nun dem Itzig Salomonowsky und der Rebekka Hände und Füße, und wirft ſie auf einen Karren, und führt ſie ſelbſt aus der Stadt, und er höhnt die Gebundenen, und ſchlägt ihnen in's Geſicht, und er ſagt: „nun ſchöne Rebekka, Hundjüdin, iſt dir der Podalnik noch nicht koſcher? möchteſt du den Podalnik nicht küſſen, ſchöne Rebekka? „und er drückt ſeinen geifertriefenden Mund auf die Roſenlippen der gebundenen Jüdin, und ſchnalzt mit dem Mund und ſagt: „Nun, Itzig Salomonowsky, was rufſt du nicht an den Gott Abraham? Ja, Itzig Salomonowsky, der Gott Abraham kann nichts machen gegen den Podalnik!“ Der ſchönen Rebekka ſtrömten die Thränen über die bleichen, reizgeformten Wangen, und ihr Buſen hob ſich unter ſchweren Seufzern, und ihre ſüßen Lippen bewegten ſich im ſtillen Gebete zum Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter. Aber die Hände falten konnte ſie nicht, denn ſie waren ihr feſt gebunden, und Füße und Körper eben ſo. Und der Podalnik riß ihr die fromme Haube vom Kopfe, daß ihr ſchwarzes Haar hervorquell, und in nächtlichen dicken Wellen um den weißen Hals fiel.

„Schöne Rebekka,“ ſagte der Podalnik, und wühlte mit den Schlangenfingern in dem Reichthum der Haare; „ſchöne Rebekka, grauſame Jüdin, haſt du doch Haare, ſchwarz wie Ebenholz, und weich wie Seide, was willſt du machen in dem lebloſen Sibirien mit ſolchen Haaren? Gieb es zum Andenken dem Podalnik, den du verſchmähſt, daß er ſich mache daraus ein Kopfkiſſen. Willſt du nicht, ſchöne Rebekka?“ und mit höhniſchem Lachen wickelt er die langen, langen Flechten um die Schergenhand und ſchneidet mit ſeinem Meſſer ſie hart am Kopfe weg, ſo daß die Schädelhaut mit abgieng!

Itzig Salomonowſky wand ſich in ohnmächtiger Wuth, und Rebekka weinte heftiger, und den großen Augen entquollen bittere Thränen, und ihre Roſenlippen bewegten ſich im ſchmerzlichen Gebet zu dem Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter!

„Schöne Rebekka,“ ſagte der Podalnik wieder, „haſt du doch Zähne, weiß wie ſybiriſcher Schnee, und fein geformt wie die Perlen in der Krone der Zaarin. Gieb mir, ſchöne

Rebekka, zum Andenken ſechs Zähne, daß ich ſie meinen Kindern umhänge, wenn ſie ſelbſt Zähne bekommen. Willſt du nicht, ſchöne Rebekka?“

Und mit teufliſchem Lachen brach der Podalnik der ſchönen, wehrloſen Jüdin ſechs Zähne aus dem blühenden Mund, daß das Blut herabquoll auf den weißen, halbentblößten Buſen.

Immer heiſſer rollten die Thränen der ſchönen Rebekka, ſie ſtöhnte ſchmerzlich auf, und aus den blutigen Lippen ſtieg ein inbrünſtig Gebet zum Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter, und die großen ſchwarzen Augen kehrten ſich ſtummklagend gegen den Himmel.

„Schöne Rebekka, grauſame Rebekka,“ ſagte der Podalnik wieder, „haſt du doch Augen, klar wie das Rennthier, funkelnd wie der Abendſtern der Mitternacht; was willſt du machen in Sibirien mit ſolchen großen Augen, ſchöne Rebekka? ſie werden doch geblendet von blinzendem Schnee, und getrübet vom bittern Weinen. Gieb, ſchöne Rebekka, deine Augen dem Podalnik, daß ich ſie als koſtbare Knöpfe kann befeſtigen an meine Knute, zum ewigen Andenken an dich! willſt du nicht, ſchöne Rebekka?“

Und er nimmt ſein Meſſer, und ſticht der ſchönen, gebundenen Jüdin heraus die zwei großen, ſchwarzen, thränengefüllten Augen, und er legt mit teufliſchem Gelächter die zwei Augen auf die Augen von dem gebundenen, wehklagenden Juden, und er ſagt: „Nun Itzig Salomonowsky, da haſt du die ſüßen Angen deiner ſchönen Rebekka, nicht wahr, der Podalnik iſt ein gutherziger Mann, du Bluthund?“

Die ſchöne Rebekka aber konnte nicht mehr beten, nicht mehr weinen, die ſchönen, zarten Glieder zuckten krampfhaft in den feſten Stricken, und ihr Herz zuckte und ſchlug hoch im letzten Todeskampf auf.

„Schöne Rebekka, grauſame Rebekka!“ ſagte der Podalnik wieder, „hat doch endlich der Podalnik gemacht ſchlagen dein grauſames Herz? Was willſt du machen mit dem Herzen in Sibirien, wo ſein rother Saft wird zuſammenlaufen und ſtocken wie geſtandene Milch? Schenke, ſchöne Rebekka, dein Herz dem Podalnik, daß er es als Schlittengehänge umthue ſeinem Rennthiere am feſtlichen Tage!“

Und mit Lachen ſtößt der Podalnik ſein Meſſer in die Bruſt der ſchönen, gebundenen Jüdin, und mit einem: „Höre mich Gott meiner Väter!“ entflieht ihre Seele der ſchönen gemarterten Hülle.

Und der Podalnik wendet das Meſſer um und wieder um in dem Herzen der entſeelten, ſchönen Rebekka, und er zieht es heraus, und wiſcht das bluttriefende Meſſer ab an dem greiſen Barte des gebundenen Itzig Salomonowsky, und ſpricht: „Einen ſchönen Gruß, mein lieber Itzig, von der ſchönen Rebekka, ſie will nicht mit euch gehen nach Sibirien, ſie will bleiben bei ihrem Podalnik, fragt ſie nur ſelbſt, mein lieber Itzig, und ſie wird's euch ſagen!“ Und der Podalnik fletſcht lachend die Zähne, ſchneidet die Bande des Juden auseinander, wirft ihn hinunter von dem Karren, und ſagt: „Jetzt geh, du jüdiſcher Hund, geh hin zu deinen Brüdern, dort ziehen ſie alle hin mit Heulen und Zähnklappern, nackt und brodlos, hungerig und froſtleidend, und die kleinen Kinder trinken aus der verſiegten Mutterbruſt Blut ſtatt Milch!“ Und der Podalnik zieht hohnlachend auf der einen Seite von dannen, und auf der andern Seite erſchallt das Winſeln und Klagen und das Jammergeſchrei von tauſend elenden, hülfloſen, ausgeſtoſſenen Menſchengeſchöpfen.

Doch nicht das Hohnlachen des Podalnik dringt zu dem Throne des huldreichſten der Zaaren; nicht das Winſeln und nicht das Zettergeſchrei der gemißhandelten Menſchheit ſchlägt an die Himmelsdecke des Thronſaales zu Peterhof! Höher aber, als der Thron zu Peterhof, wohnt ein Weſen, Gott genannt; und höher gewölbt, als die Decke des Thronſaales zu

Peterhof, iſt der Himmel, der Thronſaal Gottes; und an dieſe Wölbung ſchlugen an und brachen ſich das Hohnlachen des Podalnik und das Wehgeſchrei der gemißhandelten Juden, und der Wehruf der geſchlachteten Polen, und die Anklage der zertretenen Menſchheit.

Gott aber, der da iſt der einzige Selbſtherrſcher im Himmel und auf Erden; Gott aber, der iſt lauter Liebe und Gnade, Gott, der da hört mit gleichem Wohlgefallen das Gebet in der Kirche, wie in der Synagoge, im Tempel wie in der Moſchee, der das Haar im Barte des Bettlers eben ſo beachtet, als die geſalbten Locken des Herrſchers, Gott hörte das Hohnlachen und Winſeln und Weherufen, und ſein göttliches Auge zuckte zornig zuſammen, und tauſend Sonnenwelten zitterten in ihren ewigen Kreiſen, und er berief ſeine fürchterlichſte Rachegeißel vor ſeinen Thron, und ſie erſchien, angethan mit Entſetzen, und umgürtet mit Moderduft. Schrecken und Angſt giengen vor ihr her, Tod und Verweſung giengen ihr zur Seite, und Oede, Grabesſtille und ſchauerliche Verwüſtung folgten ihr nach, und Gott nannte ſie: „Cholera.“ Und Gott ſagte: Fleuch hinab, ſtummer Herold meines Grimmes, und ziehe ein, in die Knochenhäuſer, Menſchen genannt, damit ſie inne werden, daß der Herr herannahe, in ſeinem Zorn ob der gemißhandelten Menſchheit, ob des geſchändeten

Völkerglücks! damit ſie Einhalt thun dem Unterdrücken, dem Würgen, dem Schlachten; dem Freiheitsblutsausſaugen aus den angeſchwollenen Volksadern, und dem Einhauen des deſpotiſchen Eberzahnes in das geſunde Fleiſch des Lebens!

Da ſchlug die Geißel Gottes die ſchwarzen Fittige zuſammen, und rauſchte hernieder über das beglückte Rußland, und hauchte ihren Odem hin über die Sclaven bevölkerter Steppen, und Leichenhügel auf Leichenhügel thürmten ſich zu Zorn- und Warnungs-Pyramiden der ewigen Vorſehung auf.

Allein noch war dieſe Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug; man glaubte die Cholera habe eine heilige Scheu vor Rang und Stand, und neue Polenwürger rückten aus. Da ſchlug die Geißel Gottes zum zweitenmale die ſchwarzen Fittige zuſammen, und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglaſe ab, und der Türkenheld, der Bergbezwinger Sabalkansky — war geweſen! Die Weichſel war ſein Rubicon, und er wurde da begraben, wo er ſeinen Ruhm begraben.

Allein noch war dieſe Sprache der ewigen Rache 'nicht deutlich genug, man glaubte wenigſtens auf den höchſten Höhen ſicher zu ſeyn und neue Freiheitswürger zogen aus. Da ſchlug die Geißel Gottes zum drittenmale die ſchwarzen Fittige zuſammen und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglaſe ab, und der Dionys von Warſchau war geweſen!

Und über Petersburg kreiſete nun die Geißel Gottes und ihr verzehrender Hauch verſengt noch einmal zur Warnung Europa's den Saum vieler Länder, und ſie ſchüttelt drohend hin nach dem Stephansthurm zu Wien, nach der Notre Dame zu Paris, nach der Weſtmünſterabtei zu London und nach dem Dom in Berlin und ſie ſpricht:

„Ihr Herrſcher der Erde, eingeſetzt vom ewigen Richter zu ſeinem geſalbten Statthalter hienieden, angethan mit göttlicher Macht! In euere Hand hat Gott gegeben das Wohl der Völker und das Glück der Nationen, auf eure Schulter gelegt die Wohlfahrt der Menſchheit und den Segen der Welt.

Wohlan, thut Einhalt dem ſyſtematiſchen Abſchlachten einer Heldennation, laßt das Geſchrei der unzähligen, unſterblichen Opfer der Freiheit von der großen Schädelſtätte Polens zu euern fürſtlichen Herzen dringen; laßt einmal die Blindſchleiche der Politik fahren und traut dem hellſehenden Falkenblick der Zeitanforderung.“

So ſpricht die Cholera. Die Antwort werden wir leſen, wenn die Zeit ein Blatt der Geſchichte umgewendet haben wird. Gott gebe, daß wir ſie nicht bei dem Scheine einer allgemeinen Leichenfackel, ſondern an den Strahlen eines heitern Morgenroths leſen mögen, Amen.

Gratulations-Schreiben

an

meine Freundin Sara Levi

zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes.

Der Gott Ihrer Väter, derſelbe Gott der Gnade und der ewigen Liebe, der das Kreuz und den Halbmond, die Synagoge, die Kirche, die Moſchee und die Götzentempel mit ſeiner allwaltenden Barmherzigkeit überſtrahlet; der Gott Ihrer Väter, welcher in ſeiner Göttlichkeit waltet in der Liebe der Mutter zum Sohne, ſo am Kreuze wie an der Bundeslade, ſo beim Koran wie beim Fetiſch; der Gott Ihrer Väter, der Gott unſerer Väter, der Gott aller Menſchen, die Licht trinken aus ſeiner Sonne, die Luft athmen aus ſeinem Odem, die Gnade ſaugen aus ſeiner Barmherzigkeit und die ein ewiges Leben hoffen von ſeiner Weisheit, der alleinige Gott hat den Friedensengel geſchickt in Ihre Stube und mit dem Kuſſe des Friedens abholen laſſen Ihren einzigen Sohn, um ihn zu ſeinen Vätern einſammeln zu laſſen, die ruhen im Schatten des

Herrn! Der Name des Herrn ſey gelobt! Gewiß, meine theure, meine fromme Sara, Sie haben ſich der Freude dieſes Todes nicht zu ſehr hingegeben, nicht mit mehr Freude, als es dem Herzen einer Frommen geziemt. Freilich muß es einer jüdiſchen Mutter eine herzinnige Freude ſeyn, wenn der Tod ihren Sohn frühzeitig eines natürlichen Todes ſterben läßt, bevor er durch ſein Leben hindurch mehrere bürgerliche, ſtatiſtiſche, politiſche und conventionelle Tode ſterben muß! Ihr Sohn iſt auf einmal geſtorben, wie vielmal hätte er einmal ſterben müſſen, wenn Sie das Unglück gehabt hätten, ihn groß zu ziehen und zu einem brauchbaren Menſchen heranbilden zu wollen! Was hätten Sie, zärtliche Mutter, aus Ihrem Sohne machen können? Hätten Sie ihn zum Bürger erzogen, ſo hätte Ihnen der Geiſt der jetzigen Chriſtenliebe entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Bürger ſeyn! Hätten Sie ihn zum Handwerk erzogen, ſo hätte derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Handwerker ſeyn! Hätten Sie ihn zum Staatsmann erzogen, ſo hätte derſelbe Geiſt Ihnen entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Staatsmann ſeyn! Hätten Sie ihn zum Advokaten erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Advokat ſeyn! Hätten Sie ihn blos zum Menſchen erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Menſch ſeyn! Hätten Sie ihn zum Juden erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Jude ſeyn! Ja hätten Sie ihn ſogar zum Chriſten erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude ſoll kein Chriſt ſeyn!

Welchen Schmerz hätten Sie, meine fromme Sara, nicht gehabt, ein geliebtes Weſen groß erzogen zu haben, das weder Jud noch Chriſt, noch Menſch noch Bürger ſeyn dürfte. Sehen Sie, nun iſt er todt, und lebt in einem Reiche, wo weder Charte, noch Conſtitution, noch Monarchie iſt, und dennoch iſt er Bürger der allerbeſten Welt, und das Oberhaus der gütigen Vorſehung hat ihn emanzipirt zum ewigen Lichte, und er ſitzt im Parlemente aller Verklärten, trotz dem, daß der Miniſter Peel befürchtet, Rothſchild könnte auf der Parlamentsbank ſitzen und „vabanque!“ rufen. Denn ſo wahr, daß kein Haar fällt vom Haupte des mächtigſten Kaiſers und kein Haar vom Haupte des allerletzten Hauſirerjudens, ohne daß es der Vater im Himmel ſo wolle, ſo wahr wird die erhabene Zeit einherrollen und ihr mächtiger Wagenlenker: der Zeitgeiſt, wird ihn vorwärts treiben und unter ſeinen umtreibenden Rädern werden zerkniſtern alle Peel-Motionen, alle Cenſur- und alle Juden-Edikte, alle Jeſuiten-Congregationen und ſelbſt die Juden-Bevölkerungs-Plombe der freien Reichsſtadt Frankfurt a. M.! Sie haben ein feines Ohr, die großen Aufklärungs-Häupter! die aber alle noch einen kleinen Hep-hep-Teufel im Buſen liebend hegen, und ſie hören den Wagen raſſeln auf den Höhen der Menſchheit, auf denen das Morgenroth der Zukunft ſchon leuchtet, und ſie bücken ſich geſchmeidig, nicht in Liebe, ſondern in Furcht. Aber bis der Wagen angelangt ſeyn wird, meine theure Freundin, hätte das Leben Ihres Sohnes tauſendfach geendet an den glatten Dolchſtichen unſerer Aufklärung, die, wie eine eiſerne Jungfrau des Tyrannen Nabis, ihre Arme öffnet, um ihre Opfer zu erdolchen! Hätten Sie Ihren Sohn verheirathen wollen, ſo hätten Sie warten müſſen, bis Einer von Ihnen ſo gefällig iſt zu ſterben, und nur die Leichenfackel Ihres Glaubensgenoſſen hätte ihm zur Hochzeitsfackel dienen können! Nicht wahr, meine gute Sara, wir leben in einem erleuchteten Jahrhundert! Die Türken ſind bezwungen, die Algierer werden bekämpft, von denen, die noch all-gieriger ſind, als die Algierer; und vielleicht rüſten die nordamerikaniſchen Staaten bald eine Expedition aus, um gegen die europäiſche Aufklärung zu kreuzen!

Ihr glücklicher Sohn aber braucht dieſe zweifelhafte Expedition nicht abzuwarten, er iſt glücklich geſtorben, bevor er geſtorben wurde; Friede ſeiner Aſche, Friede dem Gemüthe ſeiner Mutter! Wollen Sie aber die große Leidensgeſchichte, die ihn im Leben erwartet hätte, auf ſeinen Leichenſtein ſetzen, ſo ſetzen Sie die gewichtigen Worte hin:

Er aß kein Schweinefleiſch!

Der ſatyriſche Müßiggänger.

Man glaubte, das Müßiggehen iſt leicht, aber da irrt man ſich gewaltig, ſchon das Gehen iſt eine Arbeit, denn man muß ſtets einen Fuß vor den andern ſetzen, das Gehen iſt alſo nichts als eine Kette gutgefußter Vorſätze. Gute Vorſätze aber ſind ſehr ſchwer; wir ſehen zwar hier viel gute Vorſätze, aber blos vor den Fenſtern! Der Vorübergehende ſagt dann: der Mann, der da wohnt, hat ſchöne Vorſätze! Alſo mit dem Müſſiggehen iſt es nichts; der Teufel ſey ein Satyriker nnd gehe müßig, es iſt gar nicht möglich! Alle Augenblicke begegnet ihm ein ſatyriſches Geſchäft; zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, als Weib, als Mann, als Mädchen, an allen Fenſtern, geſchrieben, gedruckt, groß, klein, jung, alt, arm, reich, bürgerlich, adelich u. ſ. w. Kurz, jeden Augenblick läuft einem ein ſatyriſches Geſchäft unter die Beine.

Ich wenigſtens bin immer am fleißigſten, wenn ich müſſig gehe, und ich ſtehe recht frühe auf und gehe Vormittags müßig, um nur ja den ganzen Nachmittag mit Muſe müßig gehen zu können.

Mein erſtes Müßiggangsgeſchäft am Morgen iſt, die Augen aufzuſchlagen. Da iſt ſchon die Satyre! denn dabei denke ich, wie viel tauſend Menſchen, die in Bureaus und Kabinetten arbeiten, werden ſich heute nicht getrauen, die Augen aufzuſchlagen; wären ſie müßig gegangen, wie ich, ſo wäre es für ſie keine Arbeit, die Augen aufzuſchlagen.

Mein zweites Müßiggangsgeſchäft iſt es den Kopf zum Fenſter hinauszuſtecken. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich: ich armer Teufel, ſtecke ſo mir nichts dir nichts den Kopf zum Fenſter hinaus, das getrauen ſich oft die vornehmſten und reichſten Leute nicht, aus Furcht, man möchte das Haus für ein Gaſthaus und ſie für das Schild, als z. B. „zum goldenen Hirſch,“ oder „zum goldenen Ochſen,“ oder „zum goldenen Hahn,“ oder „zum ſchwarzen Bären“ u. ſ. w. halten.

Mein drittes Müßiggangsgeſchäft iſt: ich ſchöpfe im engliſchen Garten freie Luft. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich, wie viel tauſend Menſchen im Schweiße ihres Herzens dahin arbeiten und mit Staatsrudern dahin rudern, daß man keine freie Luft ſchöpfe und ich privilegirter Müßiggänger ſchöpfe freie Luft ſo viel ich nur will.

Mein viertes Müßiggangsgeſchäft iſt: ich gehe aus dem engliſchen Garten zurück. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich, tauſend Menſchen müſſen ein Drittheil ihres Lebens daran arbeiten, damit das, was ſie in einem Drittheil ihres Lebens gearbeitet haben, im letzten Drittheil zurückgehe! Ein Kaufmann arbeitet oft Jahrelang, daß ein Geſchäft, welches er Jahrelang geſucht, wieder zurückgehe! Der Zeitgeiſt ſelbſt arbeitet nun im 19ten Jahrhundert ſchon dreißig Jahre ununterbrochen daran mit Anſtand zurückzugehen, und ich armer Teufel gehe ſo con amore zurück, ſo ganz allerbehaglichſt!

Mein fünftes Müßiggangsgeſchäft iſt es: in den Straßen herumzugehen und die Schönen an den Fenſtern zu beobachten. Wieder eine Satyre! denn ich denke dabei an den „Oeſtreichiſchen Beobachter,“ an den „Observateur“ an den „Osservatore,“ an den „Spectator“ und an alle Beobachter auf Sternwarten und Papierbörſen, die alle Jahre lang mit ſaurer Mühe beobachten und es ſchaut nichts dabei heraus; ich armer Teufel gehe müßig und doch ſchaut mir bald ein blondes, bald ein braunes, bald ein dunkelgelocktes Haupt heraus, bald wird ein ſchelmiſches, bald ein ernſtes Köpfchen ſichtbar, alle obigen Beobachter aber arbeiten jahrelang, und nie wird etwas von einem Kopf ſichtbar!

Mein ſechstes Müßiggangsgeſchäft iſt es: zu denken überhaupt; wieder eine Satyre! wie viel Denker von Profeſſion martern ſich ab zu denken und es geht nicht, ſie nehmen ein, ſie brauchen Denkkuren, es geht doch nicht; ich armer Teufel aber denke ſo von heiler Haut weg! So iſt mein ganzer Tag eine Kette von ſatyriſchen Müßiggangsgeſchäften und mein letztes Müßiggangsgeſchäft am Abend: „das Licht auszulöſchen,“ iſt wieder eine Satyre' denn auch dabei denke ich, wie viel Cenſoren und Jeſuiten beſoldet werden, um das Licht auszulöſchen, die es alſo nicht umſonſt thun, doch vergebens, und ich muß es ganz umſonſt, aber nicht vergebens thun, ungeheure Ironie!

Vierhändige Natur-Phantaſien.

Die Zeitungen machten viel Lärm von der merkwürdigen Erſcheinung der zuſammengewachſenen Rita und Chriſtina; allein die phantaſtiſche Natur ſtürmt oft ganz ſonderbar auf der Schöpfungs-Taſtatur herum, und bringt ganz abſonderliche Compoſitionen hervor. Ich kenne mehrere ähnliche Exemplare von zuſammengewachſenen Menſchen, wovon ich einige den reſpectiven Leſern mittheilen will.

1.

Selma und Longinus.

In Schwediſch-Pommern an einer der blühendſten Mündungen des Nils, gebar eine arme Krokodillfiſcherin ein an dem Rückgrade zuſammengewachſenes Paar und erzog es in Weisheit und Gottesfurcht, Selma zur Ballettänzerin und Longinus zum Recenſenten. Oft wenn Longinus ſich zum

Schreibtiſch ſetzte, ſieng Selma an, Pirouetten zu üben, und wenn Selma ein **Pas de deux** tanzte, fiel es Longinus ein, auf die Gallerie zu gehen um ſeiner Schweſter zu applaudiren. Eines Tags gab der Balletmeiſter der Selma ein Rendevous; Longinus wollte eben auch in ſeine Druckerei gehen, allein er mußte zum Rendevous. Der Balletmeiſter empfieng Selma ganz zärtlich, den Longinus jedoch wollte er zur Thüre hinauszuwerfen. Selma bat ihn, ſich doch um das, was hinter ihrem Rücken geſchähe, nicht zu bekümmern. Eines Tages tanzte Selma einen Fandango, ſie ſchwebte wie ein Zephir zwiſchen den Eiern dahin, allein Longinus zertrat ein Ei. Sie gab ihm in einem **Ronde de jambe** eine Ohrfeige, er ſchrieb eine Recenſion gegen ſie. Sie verklagte ihn bei den Gerichten und er wurde, acht Tage zu ſitzen, verurtheilt.

Am erſten Tage, als er ſaß, ſollte nun ein neues Ballet ſeyn. Longinus wurde mit Wache auf die Probe gebracht und tanzte mit, bei der Hauptvorſtellung jedoch gieng das nicht! Die Gerichte waren in Verzweiflung, Selma mußte tanzen, Longinus mußte ſitzen! Endlich kam man auf den geiſtreichen Einfall, das neue Ballet im Gefängniſſe aufführen zu laſſen, aber ohne freien Eintritt. Das Publikum ſtrömte wüthend herbei; ein Ballet im Gefängniß! alles wollte das Wunder eines ſitz= (ſitt=) ſamen Balletts ſehen.

Allein, was geſchah?! Longinus, ein gemüthlicher Böſe=

wicht, hatte den Ruin Selmas beſchloſſen. In einer Scene ſollte genachtwandelt werden. Selma wollte eben Nachtwandeln, da ſagte Longinus, „ich wandle nicht Nacht!“ Die Polizei legte ſich endlich drein und Longinus mußte bei zwei Thaler Strafe nachtwandeln. Als ſie aber oben auf dem Dache wandelten, ſchrie Longinus laut: „Selma, Selma!“ ſie fiel darauf aus der Rolle und vom Dache, er ſchrieb noch im Hinunterfallen eine Kritik wie er eine ſchöne Tänzerin zu Fall brachte, und ſo gaben ſie beide in ihrem Berufe das Leben auf. Sie ruhen in den Pyramiden von Lüneburg, ein einfacher Leichenſtein bedeckt ſie, mit den einfachen Worten:

„Hier liegt ein Weſen mit vier Beinen,
Und doch zwei, wovon jedes ein Menſch!“

2.

Blitzlein und Rabe.

In den Ananas-Plantagen der Uckermark genaß eine ſüße Bäuerin eines zuſammengewachſenen Pärchens. Sie ließ ſie in der Reſidenz erziehen, und bald widmeten ſich beide den edelſten Zweigen der Wiſſenſchaft. Blitzlein wurde Friſeur und Rabe Schornſteinfeger. Jener brachte es durch den Kopf weit, und dieſer erklimmte bald die höchſten Spitzen häuslicher Verhältniſſe. Wenn Blitzlein eine Dame friſirte, ſo las Rabe etwas vor und während Rabe den Kamin fegte, friſirte

Blitzlein die vor dem Kamin beſchäftigte Zofe. Einſt aber ereignete ſich ein ſonderbares Ereigniß. Blitzlein wurde zu einer durchreiſenden Engländerin berufen. Sie war groß, dürr und ſchwarz, auch war ſie wie durchräuchert. Rabe glaubte, es wäre ein Schornſtein und fiel mit dem Kratzeiſen und Fegebeſen über ſie her; ſie ſchrie laut, der Engländer, ihr Mann, ſtürzte herein, in Papilotten und ſeidenem Tuch um das Haupt, der Friſeur hielt ihn für die Frau, und ſtürzte mit dem Brenneiſen auf ihn los. Der Engländer warf den Friſeur zur Thüre hinaus, Rabe mußte unwillkührlich mit; die Engländerin aber hatte Rabe feſt gefaßt und flog mit zur Treppe hinunter.

Darauf klagte die Lady auf Scheidung, da ihr Gemahl ſie zur Thüre hinausgeworfen. Er wendete darauf ein, er habe ſie in näherer Berührung mit einem Schornſteinfeger gefunden, aber ſie erwiederte, daß ſie den Schornſteinfeger nie ohne Zeugen geſprochen. Endlich aber verglichen ſie ſich, nahmen beide ins Haus und noch a dato friſiren und fegen ſie die engliſchen Herrſchaften zu ihrer Zufriedenheit.

3.

Lips und Laps.

In Lappland, wo die Künſte und Wiſſenſchaften blühen, befand ſich ein Odeon für Muſik und dramatiſche Kunſt. Die beiden Direktoren waren an einem Kreuze zuſammengewachſen, allein ſie hatten verſchiedene Leiber und Beine. Wenn Lips die Muſik aufführen laſſen wollte, begehrt Laps dramatiſche Uebungen. Einmal kam ein Werk zu Stande, wovon Laps behauptete, es wäre nicht muſikaliſch und gebühre ihm, Lips aber meinte, es wäre nicht dramatiſch und gebühre ihm. Sie hatten beide Recht. Wenn Lips Noten ſchreiben wollte, reiſ'te Laps Redner engagiren, und wenn Laps leſen ließ, ließ Lips Janitſcharenmuſik machen.

Dabei waren ſie ſo zuſammengewachſen, daß ſie ſich doch nicht ins Geſicht ſehen konnten. Aerzte behaupten, ſie müſſen auseinander geſchnitten werden, aber man fürchtete, der Schneider könnte bei der Gelegenheit einen Mantel für ſich profitiren wollen. Noch leben ſie im ſüdlichen Lappland und befinden ſich wohl.

4.

In Verakruz wurde ein ähnliches Paar geboren, die am Rückgrade zuſammengewachſen waren. Der eine wurde Schriftſteller, der andere Cenſor.

Der eine ſchrieb die ſchönſten Sachen, kaum drehte er ſich um, ſo ſtrich ſein Bruder ſie aus. Der Schriftſteller ſchrieb eine Satyre hinter dem Rücken ſeines Bruders und wurde aus dem Lande verwieſen. Der Cenſor wurde lebenslänglich angeſtellt. Wie war da zu helfen? Ganz leicht, man führte beide an die Gränze. Der Schriftſteller lebt nun über der Gränze, jenſeits des Landes, und der Cenſor dieſſeits der Gränze, noch im Lande, und das in brüderlicher Eintracht!

Zeitgeiſts Morgenroth und Hoffnungen.

(Geſchrieben im Jahre 1830.)

Und ſo iſt er denn gedämmert der große, herrliche, lang erſehnte, lichtausſtrömende Tag der allgemeinen Erleuchtung! die Völker atmen tief und frei auf, den Nationen iſt der Augennebel abgeſunken, ſie ſtehen im vollen Lichte, und die Menſchheit iſt auf einmal mündig geworden! die goldfingrige, roſige, hochgeſchürzte, blumenausſtreuende Vorbothin dieſes Tages, die Morgenröthe dieſes alleserwärmenden, allesbefruchtenden und allesausreifenden Tages hat ihre Farben gemiſcht aus dem Herzblute der Griechen, aus dem Dukatenſchimmer der Türken und aus der Glut der Araber; und der Zeitgeiſt ſteht mit einem Fuße auf den Minarets in Conſtantinopel und mit dem andern auf dem Kaiſerfort in Algier, und an dem Schlepptau der Brigg Dragon ſchleppt er herbei den neuen, jungen Geiſt der allgemeinen Freiheit! Welche Ströme von Licht werden ſich von zwei ganz verſchiedenen Punkten über die Erde ergießen, wenn die Hoffnungen der Menſchheit erfüllt werden, wenn Wellington wirklich Dey von Algier und der Dey von Algier wirklich König von Griechenland wird!

Einer der humanſten Beduinen hat bereits, der Sage nach, die Thronrede entworfen, die ungefähr alſo lautet:

„Thronrede des Deys von Algier, bei ſeiner Beſteigung des griechiſchen Throns.“

Griechen! Sulioten! Hydrioten! Patrioten!
Hottentotten! und ſo weiter!

Aus dem blutgetränkten Boden der Freiheit iſt das neugeborne Königreich emporgeſchoſſen, wie die Lilie im Thale Jeſchurun! Beim Mahomed! Jupiter Ammon hat ſeine donnerſchwangeren Locken geſchüttelt, und die Enkel des Siegers bei Marathon mit neuen Siegen gekrönt! Der Geiſt eurer und nunmehr auch meiner Ahnen, von Salamis, Platäa und Mycale hat uns zwar in Torre-Chiko verlaſſen, aber er war bei uns in Miſſolunghi's ſchreckerfüllten, verhängnißvollen Tagen! Beim Bart des Propheten, wir haben die Termophylen niedergeſchlagen, und ſo wollen wir auch wiederſehen das goldne Reich helleniſcher Freiheit, das Sonnenreich helleniſcher Künſte und Wiſſenſchaften, oder ich will nicht Dey von Algier geweſen ſeyn!

Die Inſtitutionen des griechiſchen Volkes ſind ſtets mit den Inſtitutionen der Beduinen und Mauren Hand in Hand gegangen, und von meinen Fenſtern in Caſauba habe ich ſtets auf das Intereſſe meiner Griechen geſehen.

O, ihr edlen Hellenen alle, die ihr gedüngt habt den heiligen Boden mit eurem Blute und mit dem Blute eurer Weiber und Kinder, die ihr alle im Hades ſeyd, warum habt ihr nicht gelebt bis zu dieſem Augenblicke, wo die erhabenen Intentionen großer Gewalten euren Thron auf dem Präſentirteller ausſtellen; und ihr noch edlere Hellenen, ihr Wenigen, dem heiligen Kampfe Entronnenen, warum ſeyd ihr nicht geſtorben, geſtorben in dem glücklichen Wahn, für Griechenlands Wiedererſtehung zu ſterben? O, Griechen! Brüder! aus Torre-Chika iſt euer Solon gekommen, ich will euch eine Verfaſſung geben, wie ſie in Afrika nie geſehen wurde, und die Abkömmlinge der Ariſtide werden Algier in Athen erblühen ſehen. Ich will nichts als Subſidien, und alle Zweige der legislativen Gewalt in meiner Hand ſehen. Ich werde euch eine Kammer mit zwei Bänken errichten, eine Oppoſitionsbank und eine Ruderbank; auf der erſten könnt ihr, freie Hellenen, opponiren ſo viel und ſo oft ihr wollt, von dort laſſe ich euch gnädig auf die zweite ſetzen, damit ihr lernt, wie man das Staatsruder führt. Mit den Prinzipien der conſtitutionellen Regierung ſollt ihr zufrieden ſeyn; denn ihr ſeyd doch nun eine Reſtauration, in eine Reſtauration gehen aber nur Leute, die eine geſunde Conſtitution haben, und die geſundeſte Conſtitution iſt unſtreitig die, welche in einer Reſtauration ſelbſt die härteſten Gerichte gut verdauen kann! Ich will weder durch Abſolutismus noch durch Liberalismus, auch nicht durch Royalismus regieren, ſondern ich nehme von dieſen dreien allen nur die einzige Sylbe **mus**, und durch dieſes „muß“ ſollt ihr wie freie Männer regiert werden u. ſ. w.

Ich verbleibe euer wohlaffektionirter

vermählter König von Griechenland,

geb. Dey von Algier.

Mein Ohr als Cenſur-Artikel.

Fünf Pforten führen zur menſchlichen Seele, man nennt ſie fünf Sinne. Die Pforte des Gehörs hat zwei Flügeltheile, Ohren genannt; ſie ſtehen Tag und Nacht offen, und wie Etwas einzieht, ertönt das Trommelfell und trommelt die Seele heraus, zum Empfang des Gaſtes. Zuweilen zieht ein ſolcher Gaſt blos durch, weil er der Seele zu unbedeutend iſt, um ihm lange Raum zu gönnen, und dann ſagt der Menſch: Das geht mir zu einem Ohr herein und zum andern Ohr heraus. Zuweilen aber iſt der Seele ein ſolcher Gaſt für die Zukunft wichtig, oder auch an und für ſich theuer, allein die Seele kann aus beſondern Gründen ihn jetzt nicht beherbergen, dann ſetzt ihm die Seele den Seſſel nicht vor die Thüre, ſondern hinter die Thüre, und dann ſagt der Menſch: ich habe mir die Sache hinter das Ohr geſchrieben.

Jeder Menſch hat zwei Augen, zwei Ohren, aber nur einen Mund und eine Naſe, damit er doppelt ſo viel ſehe und höre als ſpreche, und nur in die Hälfte von dem, was er ſieht und hört, die Naſe hineinſtecke; ſteckt man ſeine Naſe in mehr, ſo bekömmt man zur Abwechslung mehrere Hülfsnaſen von Polizei- oder ſonſtigen Behörden, die ſie dann zuweilen von noch Höher herunter bekommen, ſo daß manchmal eine ſolche Naſe von Allerhöchſt zu Allertiefſt alle Branchen durchwandert.

Mit dem Ohr iſt es wie im Leben, es hat einen Hof, von da führt ein kriegeriſch gewundener Schneckengang an die letzte Inſtanz, an das innerſte Ohr. Nur durch viele Umwege gelangen Schall und Klang dahin. Manche Menſchen haben kurze, manche lange Ohren. Jedoch ſind lange Schleppohren, dieſe großen Gehör-Verſtehhunde, auch ein Luxusartikel, und mehr in den vornehmern Klaſſen als in den bürgerlichen zu finden. Ja, in manchen Familien ſind lange Ohren ein Fidei-Commis.

Ich habe Ohren von ſchlanker Statur, weder ſo lang wie die Vorbereitung zum Budjet in der Münchner Deputirtenkammer, noch ſo kurz wie ein jetziges Frauenkleid; nicht ſo ſchmal wie die Gränze zwiſchen Mädchentreue und Mädchenfalſchheit, und nicht ſo breit wie ein Berliner Damenfuß; nicht ſo klein wie unſere Anſtalten gegen die Cholera, und nicht ſo groß wie das Maul eines Ultra, kurz, ich habe ein Ohr, das im Nothfall einen vornehmen Eſel mit kurzen Ohren, und wieder im Nothfall einen vornehmen Menſchen mit langen Ohren ſpielen könnte. Ich bin mit meinen Ohren ziemlich zufrieden, und ich könnte ſagen, bei meinen Ohren nie zu kurz gekommen zu ſeyn. Ich habe mir mein Lebenlang ſehr viele Dinge hinter das Ohr geſchrieben, und zwar ſtenographiſch, ſonſt müßte ich ein Ohr haben, ſo lang wie der Arm der Dummheit; ich habe mir, ſo zu ſagen, aus meinem Ohr ein Tagebuch gemacht, in welches ich die intereſſanteſten Ergebniſſe meines Lebens einſchrieb; und alle Nacht, wenn ich mich auf's Ohr legte, legte ich mein Tagebuch unter den Kopf, damit es mir nicht entwendet werde.

Nun aber bin ich durch Schickſale, ſchweren Zeitendruck, und ſonſtige Ergebniſſe gezwungen, alle meine Manuſcripte zu Geld zu machen, folglich auch meine Ohren abdrucken zu laſſen. Da alles, was hinter's Ohr geſchrieben wird, nur außenhin geſchrieben wird, und zwar aus Politik ſehr klein, ſo iſt das ein Artikel der äußern Politik, und muß zur Cenſur.

Wie wird ſich mein Cenſor wundern, wenn er mein Ohr zur Cenſur bekömmt! „Ach!“ wird er ausrufen, „hab' ich ihn endlich beim Ohr erwiſcht!“ Allein, wie leicht iſt es möglich, daß wenn der Herr Cenſor mein langes Ohr erblickt, er es dann mit partheiiſcher Verwandtenliebe cenſurirt? Nein, man muß keinen Cenſor in Verſuchung führen; ich will mein Ohr ſelbſt cenſuriren, mit aller Strenge der Cenſur, mit eben derſelben Willkühr, mit eben derſelben Sinnloſigkeit. Alſo herunter, Du mein Heldenohr! Her zur Cenſur! Ich drehe mir nun gemächlich mein linkes Ohr heraus und lege es mir vor; wo nur etwas Verdächtiges iſt, ſtreiche ich es als Cenſor heraus, indem ich mich in Einem dabei als Verfaſſer hinterm Ohr kratze.

Alſo:

„Linkes Ohr des Herrn M. G. Saphir. Zeile 2."

„Braunſchweig, im Jahre 1827. Die hieſigen Würſte ſind der Conſtitution des Menſchen nicht zuträglich; die vornehme Welt genießt ſie nur dann, wenn ſie ihnen die Haut abgezogen hat."

Dieſen Artikel muß ich als vorſichtiger Cenſor ſtreichen, mit den Würſten meint der ſatyriſche Verfaſſer vielleicht die Menſchen, und es könnte damit gemeint ſeyn: In Braunſchweig zieht die Regierung den Menſchen die Haut über den Kopf ab, ergo geſtrichen. Ich kam zwar als Verfaſſer und ſagte: „Hochgeehrter Herr Cenſor! Zwar iſt mancher Menſch ein Wurſt, ein Hanswurſt, aber ein Wurſt iſt kein Menſch!" Aber ich als Cenſor hörte auf keine Vernunftgründe, und kratzte mir dieſes Stück Ohr heraus.

„Linkes Ohr. Zeile 6 u. ſ. w.

„Der Berliner Sand wäre der Schriftſtellerei ſehr zuträglich, ſo wie Windeyer im Sande ausgebrütet werden, und der „Königsberger Klops" (ein beliebtes Gericht in Berlin) iſt dem Publikum ſein Alles."

Dieſe Notiz mußte ich, als handgreifliche Anſpielung auf den Mörder Sand, alſo als Aufforderung zum Morde der Schriftſteller, wegſtreichen. Ja, in „Königsberger Klops" ſpielt der offenbar revolutionäre Verfaſſer auf die Adreſſe der Königsberger an, und „Klops" iſt nichts als ein geheimes demagogiſches Wort, deſſen Anfangsbuchſtaben heißen: „Konſtitution, liebe Oſt-Preußen!" Vergebens lief ich als Verfaſſer zu mir als Cenſor und ſage: „Herr Cenſor, haben Sie denn in Berlin niemals „Königsberger Klops" gegeſſen? Ueberdem iſt es ja ein Anachronismus, als ich mir dieſe Notiz hinter das Ohr ſchrieb, war es Anno 1828, damals hatten ja die Königsberger noch keine Adreſſe geſchrieben!" Aber ich als Cenſor ſtrich den Artikel doch weg, weil „Königsberger Klops," als ein wichtiger Lebensartikel der Berliner, offenbar die äußere Politik der deutſchen Bundesſtaaten berührt.

„Linkes Ohr. Zeile 9."

„Caſſel. Der Waſſerfall von Wilhelmshöh' nimmt ſich von oben herab ſehr gut aus; das Springen der Waſſer erregte ein ſonderbares Gefühl, und die Teufelsbrücke, fürchte ich, wird einmal über den Bach einſtürzen.“

Zitternd ſtrich ich als Cenſor auch dieſe Stelle; denn mit dem Waſſerfall will der verdammt verſteckte Schriftſteller nichts anders ſagen, als der Fall der Dynaſtie, das beſtätigt der Ausdruck Wilhelmshöhe, und der noch verdächtigere: von oben herab, denn ſonſt hätte er geſagt: der Waſſerfall von unten hinauf! Mit dem Springen der Waſſer ſatyriſirt er darauf, daß der Kurfürſt ſonſt nichts ſpringen läßt als Waſſer, und mit der Teufelsbrücke über den Bach meint er nicht einen, ſondern eine — Bach, alſo ausgeſtrichen!

Wieder ein Ohr wegcenſurirt.

„Linkes Ohr. Zeile 12.

„München. München iſt nicht eigentlich eine große Stadt, ſondern ein Geſellſchaftsſpiel von Häuſern, die zuſammenkamen, um eine Stadt zu ſpielen. Es giebt da zwei Volksvergnügungen: Das Oktoberfeſt und die Ständeverſammlung; das Eine führt ins Freie, das Andere führt in's Weite; mit dem Erſten iſt ein Wettrennen, mit dem Zweiten ein Wettſchleichen verbunden; bei dem Erſten ſchluckt das Volk ſehr viel, bei dem Zweiten ſoll die Regierung viel ſchlucken; bei dem Erſten leidet man zuweilen durch Näſſe, bei dem Zweiten durch Trockenheit u. ſ. w.

Dieſen Frevelartikel mußte ich als Cenſor mit Damnatur belegen. Die Häuſer kommen zuſammen? Alles Zuſammenrottiren involvirt einen Aufſtand! Zuſammenkommen dürfen nur hohe Häuſer, z. B. das Haus Hohenzollern und das Haus Romanow. Daß er die Ständeverſammlung ein „Volksvergnügen" nennt, iſt eine zweideutige Ironie, eine Doppelflinte, die eben ſo gut für als gegen das Gouvernement zielen kann; denn es kann heißen: zum Vergnügen des Volkes, oder auch: man ſpricht für das Volk blos zum Vergnügen; alſo ausgeſtrichen! Wieder ein Stück Ohr weg!

„Linkes Ohr. Zeile 13."

„Parterre, Gallerie, Abends zwiſchen 7—8.

„Süße Jungfrau, das Feuer Deiner ſchönen Augen lodert himmliſch nieder, Deine römiſche Naſe iſt göttlich gebogen, die Korallenpforte Deines Mundes umſpielt ein engliſches Lächeln; Dein himmliſcher Leib iſt ſchlank wie die Binſe, die der Nordwind beugt; nur Deinen Fuß kann ich nicht ſehen, der lichtverſagt die göttliche Bürde trägt! lächle noch einmal zu mir nieder!"

Hier kratzte ich als Cenſor mein Ohr blutig, ſo ſtreichwüthig war ich; welch ein politiſcher Artikel!

Mit der ſüßen Jungfrau meint der Verfaſſer Europa; die Augen, die ihm Feuer ſchicken, ſind Frankreich und Polen; daß ihre römiſche Naſe göttlich gebogen iſt, ſoll heißen die Macht des Pabſtes wird von Gott niedergebeugt; das engliſche Lächeln, welches die Korallenpforten umſpielt, heißt nichts anders, als daß England mit der Pforte ſein politiſches Spiel treibt; der ſchlanke Leib, den der Nordwind niederbeugt, iſt Deutſchland, das ſich vor Rußland krümmen wird; der lichtverſagte Fuß, ſoll Italien mit ſeiner Finſterniß bedeuten. Alſo noch ein Stück Ohr fort.

Unbemerkt ſah ich, daß ich kein Ohr mehr hatte, und als ich als Verfaſſer dieſen kleinen Umſtand mir als Cenſor vorſtellte, ſo ließ er mit dem Streichen nach. Da ergab ſich aber ein kurioſer Streich. Das Ohr war rein wegcenſurirt, aber es blieb eine Cenſurlücke an der Stelle, wo ſonſt mein Ohr war. Ich als Cenſor konnte mich als Verfaſſer nicht ohne Ohr herumgehen laſſen, denn wir Cenſoren ſind nicht nur matt, ſondern auch Heuchler, wir wollen nicht, daß das Publikum wiſſe, man ſtreicht, und mein Ohr wäre gewiß vermißt worden.

Ich mußte alſo meine Ohr-Cenſurlücke ausfüllen. Zuerſt wollte ich mein Cenſorohr dafür hingeben, allein es war zu lang! Wir ſuchten lang um ein Surrogat für mein linkes Ohr, es fand ſich keines.

Lieber Leſer, wenn Du mich triffſt, ſo überzeuge Dich ſelbſt, und Du wirſt ſehen, daß ich auf der linken Seite kein rechtes Ohr habe.

Preßfreiheit und Preßgeſetze.

Alles ſpricht, ſowohl in der tönenden als in der tonloſen Welt. Gott ſpricht durch die Welt, die Welt ſpricht durch die Geſchichte, die Schöpfung ſpricht durch Töne, Farben, Formen. Der Menſch ſpricht mit dem Mund, mit den Augen, mit dem Finger. Das Thier ſpricht mit dem wedelnden Schwanz, mit dem ſpitzenden Ohr, mit dem ſchwellenden Kamm, mit der ſträubenden Mähne, mit dem radſchlagenden Schweif, und mit den aufborſtenden Stacheln. Die Erde ſpricht im murmelnden Strom, im lispelnden Schilf, im ſäuſelnden Baume und in der wiederhallenden Tochter der Erde. Die Luft ſpricht mit dem fortrauſchenden Wind, mit dem rollenden Donner und mit der wirbelnden Windesbraut. Der Himmel ſpricht durch den ſonnenbeſiegelten blauen Bogen, durch den Kreislauf der Sterne und durch den ewigen Ringgang ſeines Lichtkörpers. Die Hölle ſpricht durch das brennende Gewiſſen, durch den gemordeten Schlaf, durch den irrenden Blick und durch die ſcheue Rede. Der Schutzengel des Menſchen ſpricht in Ahnungen und Träumen, in geheimen Anzeichen und Abſtoßen. Der große Mann ſpricht in Handlungen, die Erhabenheit ſpricht durch Kampf und Sieg, die Poeſie ſpricht in Bildern und Gleichniſſen, die Unſchuld ſpricht durch ſittliches Erröthen, die Schuld durch tödtliches Erblaſſen, die ewige väterliche Vorſehung ſpricht in der Geſchichte jedes Kindes und jeder Familienſtube, und der unbezwingbare Geiſt der Zeit ſpricht — mit Druckerſchwärze. Seit dem erſten Buchſtaben, der gegoſſen wurde, trat die Freiheit des Gedankens, und mit der erſten Kugel, die gegoſſen wurde, trat die individuelle Freiheit ins Leben. Die Kugeln haben alle Kinder des Mittelalters wie die Töchter der Niobe erlegt, ſie haben es herausgejagt aus ſeinen Raubſchlöſſern und Feudalburgen und Fauſtrechten und Gottesgerichten und Vehmfeſten; und die Lettern haben die taubſtumme Zeit operirt, auf daß ſie höre die Stimme der Vernunft und bevormunde das menſchliche Recht; ſie haben die Höhen erniedrigt und die Tiefen emporſteigen laſſen; ſie haben ſich in Reihe und Glied geſtellt, und ſind in Schlachtordnung ausgezogen gegen die Ungethüme des Vorurtheils, gegen die Rieſen der geiſtigen Leibeigenſchaft, gegen die Recken einer ungezügelten Ariſtokratie, gegen die beſoldeten Schweizer des Royalismus, und der kleinſte Buchſtabendavid tödtete einen Goliath der Finſterniß nach dem andern.

Nach dieſem Guerillaskrieg und Sieg der kleinen Bleitruppen der vereinigten Staaten des menſchlichen Geiſtes, kann gar die Rede nicht mehr ſeyn, ſoll man Preßfreiheit haben oder nicht. Es giebt vier Dinge, die man nicht zu thun braucht, die ſich von ſelbſt thun. Einem Narren braucht man nicht zu widerlegen, er widerlegt ſich am Ende ſelbſt; ein ſchlechter Wirth braucht ſeine Rechnung nicht zu machen, ſie ſchließt ſich am Ende von ſelbſt; den reifen Mädchen braucht man nicht zuzureden zum heurathen, ſie reden ſich ſchon ſelbſt zu, und Preßfreiheit braucht man nicht mehr zu begehren, ſie begehrt ſich von ſelbſt. Die Cholera beginnt vom Norden aus, und die Preßfreiheit vom Süden aus ihre Wanderung über Europa. Sanitäts- und Cenſurkordone nützen nichts. Eine geſunde Conſtitution, eine gemäßigte Wärme, und beſonders ein Acht nehmen aller Extreme iſt beiden ſehr heilſam. So wie jeder Menſch einmal die Blattern bekommen muß, ſo muß jedes Land endlich einmal die Preßfreiheit bekommen. Die Länder, die ſie ſpät bekommen, die gehen mit größern Blatternarben daraus hervor. Darum iſt es beſſer, ſie dem Volke in der Jugend einzuimpfen, als ihren Selbſtausbruch abzuwarten, der ſtets verheerende Spuren zurückläßt.

Einen Beweis aber, daß die Preßfreit unſchädlich iſt, liefern unſere deutſche Cenſoren. Dieſe leſen doch alles, was man uns vom Munde wegnimmt, ſchadet es ihnen etwas? ſind ſie nicht die ſervilſten, engherzigſten Streichinſtrumente der menſchlichen Schöpfung? Ja, ich wüßte ein einfaches Mittel, die zügelloſeſte Preßfreiheit unſchädlich zu machen, man ernenne nämlich das ganze Publikum zu geheimen Cenſoren, dann prallt Alles unwirkſam von ihm ab.

Je unbeſtreitbarer aber auf der einen Seite die Nothwendigkeit der Preßfreiheit iſt, welches in unſerer Deputirtenkammer zur Genüge und mit aller Kraft und ſiegender Beredſamkeit von den wichtigen Verfechtern dieſer würdigen Sache, ausgeſprochen wurde, deſto unbeſtreitbarer bleibt auf der andern Seite das Bedürfniß, dem Unfug der Preſſe, den Zügelloſigkeiten der Preßfreiheit, den Raubzügen der Preſſe in die geheiligſten Intereſſen der Staaten und der Religion, das ſchandvolle einfallen der Preßbengel in die Ruhe des Privatlebens, und den frevelvollen Verbrauch des Sonnenlichtes der Preßfreiheit zu kleinen Brandſchwefelkerzchen der Perſönlichkeit, ſtrenge, wirkſame, zweckmäßige Schranken zu ſetzen.

Weit entfernt, einer Cenſurordonnanz das Wort ſprechen zu wollen, frage ich aber jeden unbefangenen Leſer, ob nicht gerade in Bayern, wo für Deutſchland die freieſte Preſſe iſt und war, der empörendſte, geduldzertrümmerndſte, abſcheulichſte Mißbrauch von ihr gemacht wurde? Ich frage alle meine Leſer, ich frage die Ultraliberalen ſelbſt, hat Frankreich und England in ihrer Journaliſtik je eine ſolche, alle Sittlichkeit, alle Moral, alle perſönliche Achtung und Würde zerſtörende

Zügelloſigkeit gehandhabt als ein großer Theil der bayeriſchen Journaliſtik?

Wo in Deutſchland darf man ſo ſprechen, ſo ſchreiben als in Bayern? Aber wo hat auch die Preſſe ein unſeligeres Gezücht ausgebrütet als eben da? Giebt es jetzt ſelbſt, in dem gewichtigen Augenblicke, wo ſich Fürſt und Volk beſpricht, wo ſich beide durch Entgegenkommen nähern ſollten, giebt es in dieſem inhaltreichen Moment auch nur ein öffentliches Organ, das ruhig, verſöhnend, verbindend zwiſchen die geſpalteten Intereſſen tritt? Nein! Auf der einen Seite der nachſchleppende, unbeugſame Eiſentritt einer ſpröden Dienſtfeder, der barſche Ton des Commandierſtocks, und auf der andern Seite das ungeheure Radſchlagen einer ſich brüſtenden Ultraliberalitäts-Eitelkeit, die den bunten, tauſendäugigen Schweif durch den gackernden Kapaunhof nachſchleppt, in dem jeder geiſtige Kapaun ein galliſcher Hahn ſich dünkt. Eine Apoſtelkrämerei der Freiheit, um dem Volke zum Götzen zu werden, dem Volke, welches gottlob noch zu viel Gott im Buſen hat, um Götzen anzubeten.

In der Preßfreiheit ſelbſt liegt die Garantie für die Preßfreiheit. Wenn die Schriftſteller die Gewichtigkeit und Stoffhaltigkeit der Zeit in allen ihren Entäußerungen und Anforderungen wahrnehmen, beſprechen und berathen können und dürfen; wenn ſie mit ihren Schreibfloßfedern und mit ihrer papiernen Schwimmhaut, beidlebig, im Gebiete der innern und äußern Politik ſich bewegen können; dann wird nur der Schreibohnmächtige, der geiſtige Eunuche, ſein Schreib-, Denk- und Urtheilsvermögen an den Klein-, Hauſir- uud Schacherhandel kleinlicher Privatangelegenheiten und Perſönlichkeiten vergeuden; jeder Beſſerdenke, jeder tüchtige Kämpe und Ritter der Wahrheit wird mit dem Federdegen nur für höhere Intereſſen, für bedeutſame Ergebniſſe, für allgemeine Anforderungen der Zeit, des Rechtes und der Vernunft fechten und ſtreiten. Die übermüthigen und frechen Knaben, die auch ſodann noch mit dem Federſchwerte blos an den Diſtelköpfen der Perſönlichkeit und an den Wollblumen des tauſendfaſerigen Privatlebens zum Ritter der Oeffentlichkeit werden wollen, werden unbeachtet bleiben, nnd in ihrer Arena nicht im Stande ſeyn, den erhabenen Standpunkt der Beſſerung zu verdächtigen.

In der Preßfreiheit, ſag' ich, liegt die Garantie für die Preßfreiheit; denn nur da, wo die Feder gefeſſelt lag, und entkettet wird, da wird ſie zum wüthenden Ungeheuer, zur giftſchnaubenden Hyäne. Der Sklave, der die Kette bricht, iſt furchtbar, entmenſcht, er wird zum Tiger. Der Freigeborne hingegen iſt ſtolz ohne Hochmuth, frei ohne Frechheit, kühn ohne Hitze, muthig ohne Leidenſchaft, und laut ohne Schreierei. Wenn es ſtets für Alle Preßfreiheit gegeben hätte, ſo würden alle diejenigen Blätter, die den ultraliberalen Steigbügeltrunk wie die Mänaden in die Leſewelt hineinwiehern;

die mit dem halbrevolutionären Probeſchrei, ſeiltänzeriſch mit Lafayettiſchen Phraſenflitter behangen durch die Buchſtabenſtraßen reiten, um die Leſer zuſammen zu trommeln, ſie würden alle keinen Eindruck machen, ſie würden unbeachtet bleiben, wie der hohle, ewig fortrollende Donner nachtropfenden Waſſerwolken. Blos die Neuheit der Sache, blos das völlige Entwöhntſeyn einer freien Sprache läßt das Leſevolk in der plötzlich auftauchenden Cyklade des Schreibemeeres eine Inſel der Seligen erblicken. Blos die Leſewelt, die noch nie geſehen hat, wie ein tüchtiger Reiter die freie Feder führt, jedoch ohne ſich von ihr meiſtern und fortreißen zu laſſen, nur dieſe glaubt in dem, der die Kollerfeder im Ringkreiſe ſtaubaufwirbelnd tummelt, einen Heros, einen Halbgott zu ſehen, ſo wie die Wilden den erſten Reiter für ein einziges Geſchöpf, für ein höheres Weſen hielten, eben darum, weil ſie noch nie einen Mann zu Pferde geſehen hatten.

Der Staat aber will noch andere Garantien, er will keine Garantie von der Sache, er will ſie von den Perſonen; von den Schriftſtellern. Gut. Auch das kann nützlich ſeyn. Soll aber das Mittel zum Zwecke führen, ſo muß es nicht halb, ſo muß es ganz gethan ſeyn; ſonſt iſt es kein Mittel, ſondern blos ein Titel. Dieſer Titel heißt Caution. — Es iſt von 2000 fl. und 4000 fl. die Rede geweſen. Sie iſt durch Stimmenmehrheit von der Kammer der Abgeordneten auf 1000 fl. und 2000 fl. ermäßigt worden. Nennen das die Liberalen einen Sieg? Wahrlich es iſt ein trauriger! Wenn Caution ſeyn ſoll, ſo muß es nicht blos Form, Spielerei ſeyn, und das iſt die unbedeutende Summe von 1000 fl. und 2000 fl. ganz gewiß. Wird ein ſolcher Mattbehelf etwas nützen? Iſt auch nur Einer unter Allen, die dafür geſtimmt haben, der glauben kann, die Garantie von tauſend Gulden wird die Journaliſten hemmen? Unmöglich! Nur große Cautionen können einigermaßen nützen, kleine bleiben lächerlich. Wahrhaftig, wenn ein Journaliſt nicht Credittalent, und nicht Talentcredit genug hat, um 4000 fl. Caution aufzutreiben, um deſſen Journal iſt kein Schade. Man hat in den letzten Sitzungen der Kammer der Abgeordneten vor der Abſtimmung die Nummer eines Journals kurſiren laſſen, um die noch unbeſtimmten Stimmen zu ſtimmen. Ich will über die Zuläßigkeit eines ſolchen papiernen Stimmhammers nicht ſprechen, will doch aber dabei aufmerkſam machen, wie vor kurzer Zeit ein ſehr geachtetes und geiſtreiches Mitglied der Kammer, einem Staatsbeamten es zum Vorwurf machte, daß er einen Zeitungsartikel, der im Sinne der Regierung geſchrieben war, den auswärtigen Behörden empfehlend zuſchickte. Nun muß ich die Frage wiederholen: den liberalen Catharr wollt ihr erlauben, und den royaliſtiſchen Huſten verbieten? Wenn ſich die Liberalen erlauben, vor der Abſtimmung einen Zeitungs-Plumpſack herumgehen zu laſſen, um ihn den Schwankenden die journaliſtiſchen Truth auf die Bruſt zu ſetzen, damit dieſer geängſtigten Bruſt derjenige Abſtimmungsſchrei entfahre, der ihnen gefällt; warum ſoll die andere Parthei nicht auch einen Zeitungsplumpſack herumgehen laſſen dürfen? haben denn blos die Liberalen ein Privilegium auf Zeitungsplumpſäcke? Ich will hier weder die eine noch die andere Parthei rechtfertigen, aber was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig, und am Ende kömmt es auf den Vergleich der beiden Gascognier heraus, die nach einem langen Streit darüber, wer von ihnen die ſchönſten Füße habe, ſich endlich dahin verglichen: ich überſehe dir deine Froſtbeulen, überſehe du mir meine Hühneraugen!

Die Caution iſt, oder ſoll von doppelter Art ſeyn. Für Blätter, die nur dreimal wöchentlich erſcheinen, ein tauſend Gulden, für Blätter, die öfter als dreimal erſcheinen, zweitauſend Gulden. — Es ſcheint alſo, man ſchätzt die journaliſtiſche Bedeutſamkeit quantitativ und nicht qualitativ ab. Man mißt die Gefährlichkeit der Publizität nach der Elle, und meint, ſechs Ellen wöchentliche Journaliſtik iſt offenbar ſchädlicher, als nur drei Ellen. Dieſe Anſicht iſt grundfalſch. Vor Allem iſt nichts leichter, als dieſer höhern Caution zu entgehen, ohne die Ellenzahl eingehen zu laſſen. Die Journaliſten geben ſodann nur dreimal das Blatt heraus, aber ſtatt es in Octav zu geben, werden ſie es in Folio geben; ſo wie jener auf Diät geſetzte Bauer zu ſeiner Mutter ſagte: „Ich eſſe gewöhnlich zwölf Klöſe, heute darf ich nur ſechſe eſſen, liebe Mutter, mache ſie alſo heute noch einmal ſo groß.“

Es kann nicht darauf ankommen, wie viel geſchrieben wird, ſondern was und wie viel geſchrieben wird. Das Format und die Letternmaſſe in einem Journal kann ihre Bedeutſamkeit eben ſo wenig ausmachen, als das Format und die Einwohnerſchaft eines Landes ihre moraliſche Kraft ausmachen kann.

Alſo nicht die extenſive Größe eines Dinges, ſondern ſeine intenſive Größe macht ſeine Bedeutung aus. Die Schädlichkeit eines Journals bleibt dieſelbe, ob es dreimal oder ſechsmal in der Woche erſcheint.

Was das Geſchwornengericht betrifft, davon iſt für die Schriftſteller aus dem einzigen Grunde kein Heil zu hoffen, weil die Befähigung zu einem Geſchwornen ganz dem Zufall bloßgegeben iſt. Es iſt und kann nicht beſtimmt werden, welche Vorkenntniſſe, welche geiſtige Bildung ſie haben müſſen, um über die Werke des Geiſtes, um über die feinſten Wendungen einer geſchickten Autorfeder, um über den geiſtigen Verſtoß der Satyre, um über den edlen Zorneifer der Wahrheit, um über das geſchmeidige Ringeröl der Ironie, kurz, um über die tauſend und abermal tauſend Geſtaltungen und Bildungen der ſchriftſtelleriſchen Meinungsäußerungen ihr Votum abgeben zu können. Trotz allen vorbeugenden Formen, trotz des Verwerfens der Geſchwornen, ſowohl von Seiten des Angeklagten, als von Seiten des Staatsanwaltes, iſt der Fall doch leicht möglich, daß die zwölf Apoſtel, die noch zum Geſchwornengericht da bleiben, durchaus jene Capazität nicht beſitzen, und über das Produkt eines Schriftſtellers, um vielleicht über das fein gewobene Geiſtesſpiel einer gewandten Feder aburtheilen zu können.

Man will dagegen einwenden, daß dieſe Geſchwornen blos das „ſchuldig“ auszuſprechen haben, die Anwendung der Strafgeſetze aber auf vorliegenden Fall haben nicht ſie zu beſtimmen. Allein das „ſchuldig“ ganz allein iſt die Hauptſache. Es iſt weit weniger daran gelegen, wenn Einer, der als ſchuldig erkannt iſt, um fünf Gulden mehr bezahlt, oder um vier und zwanzig Stunden länger eingeſperrt wird, wie er hätte ſollen, als wenn ein Unſchuldiger ſchuldig, oder ein Schuldiger unſchuldig befunden wird.

Die deutſche Butter in Bezug auf deutſche Literatur, Kunſt und Cenſur.

Wenn man viel reiſ't, ſo lernt man nicht nur viel Menſchen kennen, welches eigentlich der Mühe gar nicht werth iſt, denn je mehr Menſchen man kennen lernt, deſto mehr ſieht man ein, wie wenig Menſchen man kennen lernt; aber man lernt auch verſchiedene Butter kennen! Ich habe ſeit Jahren die Bekanntſchaft mit Preuſſiſche, Oeſterreichiſche, Pommerſche, Mecklenburgiſche, Sächſiſche, Altenburgiſche, Schweizeriſche, Tyroleriſche, Bayeriſche, freie Hanſeſtädtiſche, freie Reichsſtädtiſche, unfreie Braunſchweigiſche und unfreie Heſſenkaſſelſche, Badiſche, Würtembergiſche Butter gemacht, und habe Gelegenheit gehabt mit herzinniger Freude zu ſehen, daß der Deutſche ein guter Unterthan iſt, ſogar bis auf die Butter! Ueberall iſt die Butter mit dem Land- und Stadtwappen verſehen. Der geliebte Namenszug des Regenten und oft auch ſein Bild iſt auf ihr abmodellirt; bald in der Form eines Herzens und bald in der Form eines Kranzes, iſt ſelbſt die Butter ein Zeichen der Treue des deutſchen Volkes! Mit welchem ächtpatriotiſchen Hunger habe ich mir oft ſo ein Stück von einem hohen Haupte auf das Brod geſtrichen! Dabei aber fiel mir ein, daß eigentlich dieſe Butterliteratur viel beſſer betrieben werden müßte, und daß man ordentliche Butterpreſſen anlegen ſollte.

Unſere Journaliſtik z. B., iſt ſie nicht ganz und gar dazu gemacht auf Butter geſtrichen zu werden? Man nehme einmal den Fall an, liebe Leſerin, der „Bazar“ würde Dir als Frühſtückblatt auf Butter gedruckt gebracht, Du leſeſt ihn durch, und ſtreichſt ihn dann auf die Semmel; da haſt Du doch wenigſtens einen Genuß, und Du kannſt mit Recht ſagen: „ich liebe den „Bazar“ zum freſſen!“

Oft hätte dann der Leſer den Vortheil, ſich ſeine Blätter ſelbſt ſalzen zu können! Die Polizei hätte auch großen Vortheil; denn geſetzt, ſie belegte einſt ein ſolches Butterblatt mit Beſchlag, und der Redakteur recurrirt ans Miniſterium, ſo zerfließt indeſſen das Blatt auf der Polizei, und ein Blatt, das einmal polizeilich zerfloſſen iſt, kann nicht wieder losgegeben werden. Für die Cenſur wäre ein ſolche Butterliteratur ein geſundes Eſſen, im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Die Stelle, die ſie herausſtriche, die ſtriche ſie ſich ſogleich aufs

Brod! So ein Bücher- und Zeitungsſtreicher iſt noch viel ärger als ein Landſtreicher, denn ein Landſtreicher nimmt die ſchönen Stellen nicht mit, die er durchſtreift, ſo ein Bücher- und Zeitungsſtreicher aber, der noch oft ein Waſſerſtreicher iſt, ſteckt die ſchönen Stellen ein, die er durchſtreicht, wer nach ihm kömmt, findet ſie nicht mehr. Ein ſolcher Streicher alſo hätte den Vortheil, daß er die ſeditiöſen Stellen ganz aus der Welt ſchafft. So ein Buttercenſor beriethe ſich oft mit ſeiner Köchin über das literariſche Produkt. Iſt die Butter friſch und kernig, ſo wird mehr herausgeſtrichen, iſt ſie alt und ranzig, ſo wird in Gottesnamen das Admittitur darauf gegeben. Wie nun in gewiſſen Staaten, z. B. in Preußen, der Cenſor alle Monat angeben muß, wie viel er von dieſem und jenem Autor geſtrichen hat, ſo würde er ſodann ungefähr Folgendes einreichen:

Von der Voß'ſchen Zeitung im Monat März herausgeſtrichen	2	Pfd.	Butter
Vom Berliner Courier	10	=	=
Von der Schnellpoſt	50	=	=
u. ſ. w. u. ſ. w.			

Je mehr Butter er herausgeſtrichen hätte, deſto mehr Belobung bekäme er von dem Cenſurcollegium; das Belobungsdekret, dito auf Behördenbutter gedruckt, lautete dann wie folgt:

„Wir geben hiermit dem Herrn Cenſor X., der in einem Jahre an 40,000 Zentner Butter von armen Schriftſtellern zuſammenſtrich, unſere volle Zufriedenheit zu erkennen. Er fahre fort in das Geſchlecht der literariſchen Butter hinein zu wüthen, denn die Schriftſteller brauchen gar keine Art von Fett zu beſitzen; u. ſ. w.“

Sodann denke man ſich, wenn die Induſtrie und der Kunſtſinn ſo weit getrieben würden, Grabſteine, Denkmäler, Monumente, Civil-Verdienſtmedaillen und Münzen aus Butter zu ſetzen und zu prägen! Die Grabſteine, welche die heutigen Eheleute ſich gegenſeitig ſetzten, dauerten gerade ſo lange als ihr Schmerz, und die Denkſteine, den heutigen Schriftſtellern geſetzt, dauerten gerade ſo lange als ihr Nachruhm. Civil-Verdienſtmedaillen aus Butter ſind für die heutige Lage Europas die beſten und ſignifikanteſten. Denn was bei heutiger Geſtaltung ein Verdienſt iſt, wird bei der morgenden ein Verbrechen, wenn nur noch eine Sonne aufgeht, ſo ſteht der Butter-Civilverdienſtmedaillen-Beſitzer auf, und ſein Verdienſt iſt weggeſchmolzen, aber auch ſeine Medaille! Blos für unſere Theaterzettel wäre die Butterdruckerfindung kein Vortheil; denn da wir ein und daſſelbe Stück ſo oft wiederſehen, ſo kann man wohl bei Metalllettern gleich den Satz ſtehen laſſen, aber wenn wir ſo einen Buttertheaterzettel gleich ſtehen laſſen wollten, ſo würde der Zettel alt werden, und der Theaterabonnent brauchte nicht erſt den Zettel zu leſen um zu wiſſen, daß ein altes Stück wiederholt wird, ſondern er würde es riechen und gleich ausrufen: „pfui, das Stück iſt ranzig!“ Am drolligſten müßte eine Butterpartitur unſerer neueſten Opernzuſammenſetzung ſeyn! Die Reminiscenſen, die alle in der Originalbutter übertragen wurden, wären bald zu erkennen, und in dieſer Butterpartitur fände man die Butter aller Nationen moſaikartig zuſammengefügt: Mozart-Butter, Beethoven-Butter, Weber-Butter, Spontini-Butter, Winter-Butter ꝛc. ꝛc. Der Clavierauszug aus einer ſolchen Butterpartitur wäre dann nichts als ein deſtillirter Käſ' großer Componiſteure! Einen eigenen Reiz und Zauber hätte die Butterliteratur für Liebende und Verliebte! Ein Billet-doux auf Maibutter iſt gewiß das Zarteſte was ein liebendes Herz erſinnen kann! Er kann ihr die weichſten Empfindungen ſymboliſch an den Tag legen; ſie drückt das Billet-doux erſt an die Lippen, dann durch die Kehle in das Herz und kann ihm antworten: „ich habe Dein geliebtes Billet-doux von heute Morgen mit Begierde verſchlungen!“ Und nun gar Liebesgedichte! einen Galanterie- und Liebesbazar auf Butter zu drucken, müßte eine wahre Wonne ſeyn! Die recht gemüthlichen auf ganz weißer und die eiferſüchtigen auf gelber Butter. Wie glücklich wäre dann der Dichter! Es kann kein Zweifel herrſchen, ob ſie das Gedicht auf ſich bezieht, oder nicht, denn ſie kann am Fenſter harren bis er vorübergeht, und dann ſein Sonnett oder ſein Madrigal mit zärtlichem Blick auf eine Semmel ſtreichen, und er hat ſodann die Ueberzeugung, daß ſie von ſeiner

Worten durchdrungen iſt! Iſt es vergebens, macht das Gedicht keinen Eindruck, und wurde vom Werke blos die Butter, aber nicht die Grauſame gerührt, ſo läßt man die Butter auskochen und hat den Troſt! *) als Grundſatz!

---

*) Buttertroſt, ſo heißt in der Kunſtſprache der Bodenſatz gekochter Butter.

Das hauſirende Siebengeſtirn.

Es gab eine Zeit, in welcher noch keine Aufklärung herrſchte. Du, lieber Leſer, wirſt Dich deren ſchwer mehr zu erinnern wiſſen, es ſind ſchon undenkliche Jahre, und die ganze Welt war noch in Finſterniß befangen. Du, mein aufgeklärter Leſer, kannſt Dir aber denken, welche traurige Zeit es geweſen ſeyn muß! Keine Aufklärung! Nirgends wurde alle drei Schritte ein Mauthhaus errichtet; nirgends ſchlug das Volk den Juden die Fenſtern ein; nirgends führte man neue Liturgien ein; nirgends hetzten Prieſter das Landvolk gegen die Städte auf; nirgends war eine Cenſur zu ſehen, kurz es war eine traurige, unaufgeklärte Zeit.

Da beſchloß der Herrſcher der Welt, Jupiter, die Menſchen glücklich zu machen.

Man weiß nicht, was den Herrſcher bewogen hat, eine ſolche bizarre Idee ausführen zu wollen; ſeine Mitregenten Neptun und Pluto lachten herzlich und ſagten: „ah, sire, que vous êtes drôle!“ Indeſſen, wenn ein Herrſcher eine Laune hat, führte er ſie aus, ſogar auch die, die Menſchen glücklich zu machen.

Jupiter berief alſo das Siebengeſtirn und ſagte: „Macht Euch auf und ſteigt hinab zu den Menſchen, ihr ſollt alle Tage zwei Gulden Diät und freie Reiſekoſten haben. Ich will die Menſchen glücklich machen, aber wenn man ihnen das Glück ſchenkt, ſo achten ſie es nicht, darum ſollt ihr es ihnen verkaufen. Einer von Euch nimmt Verſtand, der Andere Tugend, der dritte Geſundheit, der vierte langes Leben, der fünſte Ehre, der ſechste Vergnügungen, der ſiebente Geld mit. Damit geht hauſiren und verkauft an die Menſchen, ſo viel ſie nur wollen. Adieu, que Dieu vous prenne en sa sainte garde!“

Die ſieben Sterne packten ihre ſieben Sachen in ſieben Kaſten ein und fingen in der erſten beſten großen Stadt zu hauſiren an.

„Kauft Verſtand!“ ſchrie der erſte; „Verſtand kauft! ihr könnt ihn brauchen; ſchönen, neuen Verſtand, recht billig! kauft Verſtand, rare Waare! ſchöne Waare!“ Ein allgemeines Gelächter entſtand. „Eine luſtige Dirne!" ſagten einige junge Herren mit Glacee-Handſchuhen und Reitgerten, denn die ſieben Sterne giengen als Mädchen verkleidet, „ſchade, daß ſie ſchon etwas paſſirt iſt!" Sie gieng durch die Straßen und ſchrie: „Kauft Verſtand!" Alle Leute lachten zu den Fenſtern heraus. Sie gerieth in einen philoſophiſchen Hörſaal und rief: „Kauft Verſtand!" Die Zuhörer lachten, der Profeſſor warf ihr ſeine Doſe an den Kopf, und ſie zog aus der Stadt.

Da kam der Thorſchreiber: „He! Perſon, was hat ſie in ihrem Kaſten?" — „Verſtand!" — „Verſtand? da müſſen Sie Acciſe davon geben, was iſt das für ein Ding? Das iſt gewiß Contrebande, komm' ſie zu der Obrigkeit."

Die Obrigkeit fragte: „Was hat Sie?" — „Verſtand!" — „Was Verſtand! für die Obrigkeit haben wir ſchon Verſtand genug, und den Bürgern, ſo wie dem gemeinen Volke, wäre ſolch ein Luxusartikel über ihren Stand. Auch wäre es Sünde, wenn für ſolche Waare das Geld aus dem Lande geſchleppt wird. Packen Sie ſich, und bezahlen Sie zwei Gulden und ſieben und dreißig Kreuzer und zwei Pfenning Gerichtskoſten."

Der Stern mit dem Verſtande wurde aus der Stadt gebracht und bedeutet, ſich da nie wieder blicken zu laſſen.

Da kam der zweite Stern und ſchrie: „Kauft Tugend! Tugend kauft! ſchöne, feſte Waare! hält Leib und Seele warm! kauft!“

Da flüſterten die Leute ſich zu: „Die iſt verrückt!“ Die Reichen ſagten: „Wir haben Möbel genug, wo ſollen wir die Tugend hinſetzen?!“ Die Armen ſagten: „Was ſollen wir arme Leute mit einer ſo koſtbaren Waare, es glaubt uns doch kein Menſch, daß wir ſie beſitzen!“ Die jungen Mädchen ſagten: „Tugend? das fehlt uns noch, wir kriegen ohne Tugend keinen Mann, geſchweige denn mit Tugend!“ Die jungen Herren ſagten: „Die Tugend? o wir haben ſchon zwei Reitpferde, drei Jagdhunde und einen Jockei, wer kann das Zeug alles auffüttern!“

Eine einzige Steuer-Einnehmer-Adjunkts-Wittwe fragte halb höhniſch: „Was koſtet denn der Bettel?“

„Nichts,“ antwortete der Stern, „als die Mühe ſie zu bewachen.“

„Warum nicht gar!“ ſagte die Steuer-Einnehmer-Adjunkts-Wittwe, und ſchlug ihm die Thüre vor der Naſe zu; „da wird man ſich noch zwei Grenadiere halten, um ſo ein bischen hergelaufene Tugend zu bewachen!“ Der Stern zog mit ſeiner Tugend auch ab.

Da kam der dritte Stern herbei und rief: „Kauft Geſundheit! Geſundheit kauft!“ Da kamen wohl manche und wollten kaufen, allein es waren größtentheils ſolche, welche die Geſundheit ſchon oft mit Füßen getreten, auf ſie losgeſtürmt und ſie mit Gewalt zum Hauſe hinausgejagt hatten; zu denen wollte die Geſundheit nicht wieder zurück. Einige andere fragten: Was ißt die Geſundheit, was trinkt ſie und wie muß man ſie ſonſt behandeln und pflegen?“ Da antwortete der Stern: „Sie ißt ſehr mäßig, trinkt blos helles, reines Waſſer, muß pünktlich zu Bette und mit der Sonne wieder herausgebracht werden.“ Da ſahen die Leute den Stern verächtlich an, und ließen die Geſundheit aus der Stadt ziehen.

„Kauft langes Leben!“ rief nun der vierte Stern, und Alles drängte ſich herzu, um langes Leben zu kaufen. Einige Kapitaliſten wollten den ganzen Kaſten für ſich allein kaufen; der Adel ließ Wache bringen, damit ſich der Bürgerliche nicht auch an das lange Leben hinzudränge; die Geiſtlichkeit ſagte: „Wer langes Leben kauft, muß von zehn Jahren ein Jahr an uns abliefern,“ und der Magiſtrat beſtimmte, wer langes Leben hat, müſſe eine „Langelebens-Steuer“ bezahlen. Die Todtengräber aber verklagten den Stern auf Brodverkürzung; die Geſundheits-Polizei beſchloß alſo: „Leben nnd leben laſſen, wenn das Volk lange leben wollte, ſo kämen die Todtengräber zu kurz; vom langen Leben ſollten alſo nur der hohe Adel, die Stabsoffiziere, die löblichen Behörden kaufen dürfen; aus beſonderer polizeilicher Gnade erlaube ſie auch Allen, die zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt ſind, auch davon zu kaufen.“ Adel, Stab und Behörde drängten ſich alſo um langes Leben zu kaufen.

„Ihnen zu dienen!“ ſagte der Stern; „aber haben Sie denn von meinen drei Schweſtern gekauft? Ohne Verſtand, Tugend und Geſundheit nützt Euch langes Leben gar nichts!“ Da liefen Alle davon, dieſe drei zu ſuchen, fanden ſie aber nirgends mehr.

Nun kam der fünfte Stern: „Kauft Ehre! Ehre kauft! zarte Waare! delikate Waare!“ Da ſtürzte alles wüthend herbei. Mit Mord, Todtſchlag, Duell und Flintenſchüſſe wollten ſie die Ehre an ſich reißen. Als der Stern das raſende Getümmel ſah, öffnete er ſeinen Kaſten mit Ehre; Titel, Sterne, goldene Schlüſſel, Kreuze, Bänder und mehr dergleichen Dinge fielen heraus und Alle griffen begierig nach dieſen Dingen und liefen jubelnd davon. Aber die wahre, rechte Ehre blieb noch im Kaſten, denn ſie war in allen dieſen Sachen blos eingemacht, ſie ſelbſt aber war ſo fein und zart gearbeitet, daß ſie von allen dieſen Leuten, die Alle insgeſammt das Zeichen für die Sache hielten, gar nicht wahrgenommen wurde. Der Stern packte alſo die wahre Ehre wieder ein und zog mit ihr ab.

Nun nahete der ſechste Stern und rief: „Kauft Vergnügungen! warme, laute, fröhliche Vergnügungen!“

Da kam die Jugend beiderlei Geſchlechts, fielen mit ſolchem Ungeſtüm über den Stern her, daß ſein Kaſten zerbrach und die Vergnügungen am Boden herumkugelten. Da riſſen ſie ſich einer dem Andern die Vergnügungen aus der Hand, jeder wollte gerade die des Andern haben. Sie zerriſſen dieſelben, ſo daß nicht ein Vergnügen ganz und vollkommen blieb. Der Eine ärgerte ſich, daß der Andere gerade das Stück hatte, welches ihm fehlte. Dann waren ſie gerade an die unrechten Dinge gekommen. Die Frauenzimmer griffen nach Reiten und Jagen, die Männer nach Putzen und Schnüren, die Dicken und Unbehülflichen nach dem Tanz, die Harthörigen nach Muſik, die alten abgelebten Männer nach Liebe und die alten Matronen nach Schwärmerei, kurz nicht einer war zufrieden. Der Stern packte ſeine Vergnügungen wieder ein, und zog aus der Stadt. Als er aus der Stadt kam, ſah er den letzten Stern, welcher das Geld hatte, in Ohnmacht liegen. Er brachte ihn mit Mühe zu ſich, und dieſer erzählte: „Kaum nahete ich mich dem Thore und ſagte, daß ich den Leuten Geld geben wollte, als Alles wie die Wölfe Sibiriens auf mich losſchnappte. Gerade diejenigen, welche ſchon das meiſte Geld hatten, waren am raſendſten; als ich alles weggegeben habe, wollten ſie noch haben, durchſuchten mich, riſſen mir die Kleider vom Leibe, riſſen mir das Maul auf, ob ich kein Geld darin verborgen habe, und als ſie ſahen, daß ich wirklich nichts mehr beſaß, warfen ſie mich unter Schimpfen und Schlägen zum Thore hinaus.“

Ein paar Stunden vor der Stadt fanden ſich die ſieben Sterne zuſammen, traten die Rückreiſe gen Himmel an, und ſtatteten dem Herrſcher Jupiter Bericht von ihrer unglücklichen Sendung ab. Als Jupiter ſah, wie begierig die Menſchen nach Geld und Vergnügungen ſind, ſo beſchloß er dieſe zwei Dinge von nun an nur denen zu geben, die Verſtand und Tugend beſitzen.

Ob nun dieſer Ausſpruch wirklich in Erfüllung gegangen, oder ob er in Stocken gerathen iſt, davon meldet die alte Hiſtorie nichts, ich kann es Dir, lieber Leſer, alſo auch nicht beſtimmt mittheilen. Sollteſt Du etwas Näheres darüber erfahren, ſo würdeſt Du mich ſehr verbinden, wenn Du mir darüber einiges Licht geben wollteſt.

Der Kenner des weiblichen Geſchlechts.

Die Mädchen haben vier Zeitalter:

1. Das goldene: von 16 bis 21 Jahren.
2. Das ſilberne: von 21 bis 28.
3. Das plattirte: von 28 bis 35.
4. Das eiſerne: von 35 bis ans Ende.

Im „goldenen Zeitalter“ iſt alles golden! Das goldene Frühroth des Lebens ſchimmert um die goldenen Locken; goldene Träume vergolden ihre Morgenſtunde, die Gold im Munde hat. Lauter Goldjungen umgaukeln ihre Schritte; Dichter ſchlagen die goldene Leyer in goldenen Saiten für ihren Reiz; lauter Goldfiſche drängen ſich ins goldene Netz! Sie ſind aber ſelbſt ſehr golden in dieſem goldenen Zeitalter! wie reines Gold iſt der lautere Blick; die Stimme iſt reiner Goldklang und zwiſchen Natur und erlaubter Eitelkeit halten ſie die goldene Mittelſtraße. Aber ſie wollen auch alles in Gold und halten auch alles für Gold! Derjenige, dem ſie ihre Hand geben, muß wenigſtens alles Gold des Paktols beſitzen, oder ein goldenes Gehänge muß in ſeinem Knopfloche hängen, oder ein goldener Titel muß das Blei der Perſon übergolden; dann halten ſie auch den falſchen Redeſchein für ächtes Gold und nehmen die erheuchelte Thränenfluth für ächtes Goldwaſſer. Dieſes goldene Zeitalter dauert fünf Jahre. Leider tragen die Frauenzimmer dieſe fünf Goldbarren nicht in die Münze der Vernunft, um ſich, wie man gewöhnlich thut, einen Mann daraus zu prägen, ſie zerzupfen und zerſetzen ſie zu Zupfgold der Galanterie und Eitelkeit, zu Charpie für die Wunde getäuſchter Erwartungen und überſpannter Pläne und Wünſche; ehe man ſichs verſieht, iſt das goldene Zeitalter zu Ende und das ſilberne beginnt!

2.

Das ſilberne Zeitalter.

Von 21 bis 28 Jahr.

Wenn die Mädchen am Ende der dreimal ſieben ſtehen, da iſt das Gold, das Rauſch- und Flittergold verflogen. Die erſte Jugend, dieſes Gabelfrühſtück des Teufels, iſt dahin, und das ſilberne Zeitalter beginnt. Die Mädchen halten ſich nun nicht wie Goldmedaillen in Saffianfutteralen, wie Louisd'or in ſeidenen Börſen verborgen, ſondern ſie fangen an wie Silbermünzen ſich mehr unter die Leute zu miſchen und zu kurſiren. Noch immer iſt guter Klang und Werth da, beſonders wenn das Gepräge noch in urſprünglicher Reinheit ſich auf der Münze erhalten hat. Aber dieſe ſieben Silberjahre gebrauchen ſie zu einem ſiebenjährigen Krieg, in welchem die noch immer bedeutende Reſervearmee von Schönheit und Anmuth, gegen den männlichen Feind heranrückt, welcher ſich leider, wie König Friedrich oft im ſiebenjährigen Kriege gethan hat, blos in ſeinem Lager verſchanzt, ohne zum Angriff herausgelockt werden zu können. Es iſt unſtreitig, für mich wenigſtens, daß die Mädchen in dieſem ſilbernen Zeitalter am liebenswürdigſten und unumgänglichſten ſind, ſo wie ächt chineſiſcher Thee beim ſpätern Aufguß ein milderes Aroma gewährt als bei dem erſten, wo noch die wilde, betäubende Kraft in ihm wohnt. Mädchen, die im Sonnenſtrahl ihrer goldenen Zeit wie die jubilirenden Lerchen hoch in die Luft ſich verſteigen, und ihren Geſang nur für die Höhen anſtimmten, ſtreichen im ſilbernen Zeitalter, wie die Schwalben beim Regenwetter, hübſch nieder, am Saum der Erde, ſo daß auch die Hand der Unhochgebornen ſie zu haſchen vermag. In dieſem ſilbernen Zeitalter haben ſie die beſcheidendſte Idee von ſich und die allerſchätzbarſte von den Männern; man braucht nur das Bäumchen der Gelegenheit ein wenig zu ſchütteln und die „Ja" fallen wie mürbe Aepfel von allen Zweigen, natürlich ſpreche ich von dem armirten: ja, d. h. von dem mit Ring und Haube armirten. Kurz, in dieſen ſieben Jahren ſtudiren ſie Humaniora.

3.

Das plattirte Zeitalter.

Von 28 bis 35 Jahren.

Nun kommt die böſe Sieben! Das Gold des Frühlings und das Silber des Nachfrühlings iſt fort und ſie fangen an ſich im falſchen Feuer zu vergolden! Sie hören auf pikant und fangen an pikirt zu werden. Sie betrachten das männliche Geſchlecht mit Grimm; die Eſſigmutter fehlgeſchlagener Hoffnungen macht ihr ganzes Leben ſäuerlich, ſie werden aufs Neue geſpreizt, preziös, geziert; jeder Mann hat nun für ſie einen poſitiven und einen negativen Pol; kurz ſie ſind wie eine Sphinxe, ſie lächeln, aber die Klauen ſind krampfhaft zuſammengezogen. Nun fangen ſie an Alles zu plattiren: Haar und Wange und Herz. Ihre Liebe und ihre Neigung iſt plattirt Neuſilber. Der Silberblick iſt erborgt, die Zeit reibt ihn weg.

4.

Das eiſerne Zeitalter.

Von 35 bis ans Ende.

Nach den ſieben magern Kühen des plattirten Zeitalters, kommt die große Hungersnoth und die Dürre aller Empfindungen. Fünf und dreißig Jahre, da iſt der Aequator des menſchlichen Lebens, es theilt das Leben in die ſüdliche und nördliche Hälfte, die ſüdliche iſt zurückgelegt und auf der nördlichen blühen den Mädchen keine Paradieſe mehr. Sie fangen nun an allen Hoffnungen und Wünſchen den eiſernen Abſchiedsbrief zu ſchreiben; ſie ſchicken ſich in die eiſerne Nothwendigkeit, und umfaſſen das Leben mit eiſernen Schienen; ſie ergeben ſich mit eiſerner Geduld dem eiſernen Zahn der Zeit, und harren bis zum großen Tag, wo Gold, Silber und Eiſen keinen Klang haben wird, und blos die Seele, die ewig jung bleibt, aufſtehen wird aus der eiſernen Truhe!

Dreiköpfiges.

Die Natur ſcheint ein wenig das Gleichgewicht herſtellen zu wollen. Es werden ſo viele Menſchen ohne Kopf geboren, jetzt werden, wie die Zeitungen melden, Kinder mit drei Köpfen geboren. Die Natur wird es noch ſo einrichten, daß in jeder Familie eine Perſon mit ſo vielen Köpfen geboren wird, als ſie Mitglieder hat, die andern aber haben gar keinen Kopf. Dieſer, der für die ganze Familie Köpfe hat, muß eben nicht der Majoratherr ſeyn; der hat Güter, zu was braucht er Köpfe?

So ein dreiköpfiger Menſch kann dem Staate ſehr nützlich werden, indem man ihn in drei Aemtern beſchäftigen kann, braucht ihm aber nur für einen Magen zu eſſen zu geben und nur auf einer Bruſt zu bebändern. Ja, wenn ein ſolcher Mann auch zuweilen den Kopf verliert, wie das bei Staatsdienern zuweilen der Fall iſt, ſo hat er doch noch zwei Köpfe in Reſerve.

Es könnten aber zuweilen komiſche Scenen entſtehen. Zum Beiſpiel ein ſolcher Kleekopf iſt Finanzrath mit einem Kopfe, Medizinalrath mit dem Andern und Forſtrath mit dem Dritten. Eines Tages verliert er ſeine Köpfe, will ſie ſchnell wieder aufſetzen und vertauſcht ſie. Der Forſtrath ſetzt den Finanzkopf auf, der Finanzrath den Medizinalkopf und der Medizinalrath den Forſtkopf. Man denke ſich nun die Verwirrung. Der Medizinalrath läßt den Finanzen ſo lange zur Ader, verſchreibt ſo viel Blutigel, daß ſie aus Schwäche Waſſer im Gehirne abſetzen und dahin ſind. Der Finanzkopf macht in dem Forſte ungeheure Operationen, Reduktionen, läßt den Bäumen die Rinde über den Kopf abziehen, bis der Forſt ganz geſichtet und gelichtet iſt. Der Forſtkopf endlich läßt die Medizin ganz ausholzen! — Ein anderes Beiſpiel könnte noch traurigere Konfuſionen veranlaſſen. Ein ſolcher Kleekopf könnte mit einem Kopfe ein geborner Edelmann, mit dem Andern ein Bürgerlicher und mit dem Dritten ein Jude ſeyn. Der Jude iſt aber reich, der Bürgerliche ein geſcheidter Kerl und der Edelmann ein Simpler. Nun will der Edelmannkopf mit dem Bürgerkopf nicht in Geſellſchaft gehen und der Bürgerkopf will mit dem Judenkopf nicht zuſammenwohnen. Allein der Edelmannkopf muß den Bürgerkopf haben, weil er klug iſt, und der Bürgerkopf kann ohne Judenkopf nicht ſeyn, weil er Geld hat. Bei dem Goldkopf vereinigen ſich endlich alle Extreme. Nun ſtelle man ſich dieſe, ſich kreuzenden Intereſſen und Köpfe vor. Ein dritter Fall könnte noch drolliger ſeyn; man ſtelle ſich einen Dreikopf vor, von denen der eine Kopf verheirathet iſt, der Andere ein Weiberfeind und der Dritte ein Mädchenjäger u. ſ. w. u. ſ. w.

Leſen übt den Verſtand.

„Hoher Sinn liegt oft im
kindiſchen Spiel!“
Schiller.

Manchmal lieſ't der Menſch ganz unbedeutende Sachen, ſo glaubt der Menſch; aber nichts iſt unbedeutend, alles iſt bedeutend. Der Menſch, der lieſ't, muß nur bedeutend ſeyn, das heißt er muß das Geleſene zu deuten wiſſen. Da fällt mir, in meiner Einſamkeit, das „zweite elementariſche Lehr- und Leſebuch für Kinder zum Leſenlernen“ *) in die Hand. Ich ſchlag es auf und die erſte Leſeübung lautet ſo:

---

*) Straubing 1825.

„Hund"

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht. Er bellt, wenn ein Menſch kömmt. Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleiſch, Milch und Brod."

„Der Hund riecht weit und läuft ſehr ſchnell."

Nun werden viele Leſer ſagen: „Das iſt albernes Zeug für Kinder!" Ich aber ſage Euch:

„Hoher Sinn liegt oft im kindiſchen Spiel!"

Dieſer Hund iſt kein gewöhnlicher Hund! Dieſe ganze Stelle iſt eine ungeheure Satyre auf einen Menſchen, der ein Hund iſt. Schon die Ueberſchrift „Hund" bezeugt das laut; warum heißt es nicht: der Hund, oder: die Hündin, oder: das Hündchen?

Von einem wirklichen Hunde läßt ſich doch das Geſchlecht beſtimmen! Aber von einem Hundemenſchen kann man weder ſagen ob er ein Mann oder ein Weib oder ein Kind iſt, kurz ein Hundemenſch gehört zu gar keinem ordentlichen Artikel!

Alſo, lieber Leſer, das hätten wir nun herausgebracht, daß mit dieſem „Hund" ein zweibeiniger Hund gemeint iſt.

Aber, lieber Leſer, wir müſſen auch ſeinen Charakter herausbringen. Es heißt:

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht.“

Was für ein Hund iſt das? Die Fleiſcher-, Müller- und andere Hunde, die ſchlafen am Tage und wachen in der Nacht; die Schooshunde ſchlafen in der Nacht und wachen am Tage; der Hund, der Tag und Nacht ſchlaflos iſt, kann alſo kein anderer Hund als irgend ein Redakteurshund ſeyn, welcher Tag und Nacht in Bierkneipen, in Schlachtbänken, in Weinkellern, in Schweinſtällen herumſchnupert und Pöbelhaftigkeit, niedrige Perſönlichkeiten, infame Zoten, niederträchtige Gemeinheiten, ſchmutzige Familienangelegenheiten, und den ganzen ſchmutzigen Behelf eines armen und niedrigen Geiſtes zuſammenſchleppt.

Nun aber, lieber Leſer, dringe mit mir tiefer in den ſatyriſchen Geiſt dieſes Leſebüchleins ein:

„Er bellt, wenn ein Menſch kömmt.“

Da ſiehſt Du? Nicht jeder Hund bellt, wenn ein Menſch kömmt, aber jeder Hunde-Redakteur bellt, wenn ein Menſch-Redakteur kommt! Die Hunde-Redakteurs unter einander bellen ſich nicht an. Der größere Fleiſcherhund-Redakteur und das fiſtulirende Bologneſer-Redakteurchen, der klaffende Redakteur-Bulle und das bellende, geifernde Redakteurſpitzchen, ſie ſchließen eine Hundeallianz, und garantiren ſich gegenſeitig ein ſicheres Gebell, wenn ein Menſch unter ſie tritt! Da klaffts und belferts, und bellts und klafft wieder und erinnert an Göthes Spruch:

„Es klafft der Spitz, es bellt der Mops,
Doch ihr bellen beweiſ't mir, daß wir reiten."

Nun aber, lieber Leſer, bringen wir weiter in dem ſarkaſtiſchen Leſebüchlein vor. Wir werden nun auch die moraliſche Urſache finden, warum ein ſolcher Redakteurhund bellt:

„Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleiſch u. ſ. w.

Das war ein großer Menſchenkenner, der das Leſebüchlein ſchrieb! Wenn ſo ein Hunde-Redakteur Gras fräße, wie ein anderer Ochs, ſo wäre er ſo wenig vom gemeinſten Brodneid durchdrungen, wie die Ochſen vom Grasneid. Er beißt ins Fleiſch, weil jeder Geiſt ihm ein widerliches Gericht iſt. Der Ausdruck: „er frißt Fleiſch," beweiſ't, daß es kein gewöhnlicher Hund iſt, denn die gewöhnlichen Hunde eſſen Beine. Nur ein Redakteurs-Hund beißt ins Fleiſch, weil er nicht auf die Beine kommen kann. O ſcharfſinniges Leſebüchlein! Nun hilf mir, lieber Leſer, den letzten Satz erkennen:

„Der Hund riecht weit und läuft auch ſehr ſchnell.“

Wer iſt damit anders gemeint, als daß der Redakteurshund jeden Braten beim Schauſpieler, Regiſſeur und Intendanten ſchon von Ferne riecht und hinſchmarotzt? denn wenn er ſattſam ſchmarotzt und Fleiſch gefreſſen hat, läuft er ſehr ſchnell, dasjenige zu ſchreiben, was ihm von dem Tranſchirmeſſer diktirt wurde. Da ein ſolcher Schmarotzerhund ſehr ſchnell läuft, denn er muß einholen und ausholen, ſo iſt's kein Wunder, daß er zu weit geht!

„So, mein geliebter Leſer, haben wir glücklich herausgefunden, was für ein Schalk ſo ein Leſebüchlein-Verfaſſer iſt!

Lebende Bilder.

1.

Der Pantoffelmann.

Das einzige Regiment, welches ohne Pulver und Blei, ohne Degen und Kanonen die ganze Welt beherrſcht, iſt das Pantoffelregiment. Dieſes Regiment hat die Pfeile in den Augen, die Schwerter im Munde, den Kanonendonner auf den Lippen, heißes Blei in den Thränen, und ohne Patrontaſche ihren Patron doch immer in der Taſche. Da dieſes Regiment aus Frauen beſtehet, ſo halten ſie ſehr auf gute Mannszucht, und liegen lieber in Garniſon, als ſie im Felde ſtehen.

Dieſes Pantoffelregiment ſucht ſich immer ſeinen Mann heraus, den es kriegeriſch beſiegt, ein ſolcher Mann heißt in der Converſationsſprache: ein Pantoffelmann, in der höhern

Mundart: ein zärtlicher Gatte, im reinen Hochdeutſch: un mari comme il faut.

Wer Du auch ſeyn magſt, lieber Leſer, wenn Du ſchon den Wunderring haſt, den man an den kleinen Finger ſteckt, und der Dir doch Händ' und Füße bindet, Du biſt entweder ein Pantoffelmann oder ein Pantöffelchenmann. Denn glaube mir, die gemüthlichſte, die ſanfteſte, die allernachgiebigſte Frau hat ein kleines Pantöffelchen, und das kleinſte Pantöffelchen des ſanfteſten Eheweibchens tritt eine Männergeduld nieder.

Wir ſtehen alle unter dem Pantoffel; die Pantoffelnüancen von dem einer Frau, Geliebten oder Haushälterin, ſind zart ſchattirt und ſchwer zu unterſcheiden.

Indeſſen aber giebt es **Pantoffelmänner**, die es zu einer bedeutenden Höhe in ihrem Beruf gebracht haben, und die zuweilen ein wahres Ideal eines Pantoffelmannes genannt werden können.

Alcidor hat ein doppeltes Unglück, erſtens hat er eine Frau, zweitens hat er eine ſchöne Frau; dabei iſt das ein Glück, daß er keine Frau hat, ſondern einen Herrn. Alcidor verhält ſich zu ſeiner Frau, wie Amerikus zu Amerika, er hat ihr ſeinen Namen gegeben, ſonſt hat er ihr nichts zu befehlen. Des Morgens ſteht er auf, ſchleicht leiſe aus dem Zimmer, ſchaut in die Kinderſtube, weckt die Magd auf, giebt den Kaffe heraus, und erwartet in Demuth das Erwachen ſeiner Frau. Wie ſie die Augen aufſchlägt, iſt er niedergeſchlagen, wie ſie aufſteht, ſtehen alle ſeine Leiden mit auf. Er will ausgehen; unter vielen verſteckten Anſpielungen auf dieſen kühnen Wunſch, erkundigt er ſich, was ſie vorhabe, und erfährt, er müſſe zu Hauſe bleiben, weil ſie nothwendig ausgehen müſſe. Er will in Geduld eine Pfeife rauchen, da muß er ins Hinterſtübchen flüchten. Gegen eilf Uhr wird ihm erlaubt auszugehen, und ſie ſteckt ihm einige Groſchen in die Taſche mit der Ermahnung, keine unnützen Ausgaben zu machen. Er trifft auf der Straße einen lang entbehrten Freund, er möchte ihn gerne zu Tiſche mitnehmen, allein er wagt es nicht — ſeine Frau würde ihn ausſchelten. Der Freund bittet ihn, mit ihm zu ſpeiſen, er wagt es wieder nicht, ſeine Frau könnte böſe ſeyn.

Ein Freund ladet ihn auf Nachmittag zu einem Spaziergang, er kann es nicht beſtimmt verſprechen, er muß erſt ſeine Frau fragen. Es wird eine Subſcription zu irgend etwas eröffnet, er darf nicht unterzeichnen, ohne die Erlaubniß ſeiner Frau. Er ſoll für ſeine Kinder einen Hofmeiſter nehmen, er muß ſeine Frau bitten, ihn über ſeine Kenntniſſe ins rechte Licht zu ſetzen. Ein paar Freunde wollen ihn Abends beſuchen, er lehnt es ab, aus Furcht vor ſeiner Frau. Die Bürger errichten einen Leſeklubb, er darf nicht hingehen, weil ſeine Frau nicht hingeht. Er hat eine Equipage, aber wenn er ausfahren will, erkundigt er ſich erſt bei dem Kutſcher, ob die gnädige Frau noch nichts beſtimmt hat. Wenn er ins Theater gehen will, muß er acht Tage früher darauf anſpielen, die Hand küſſen und den freundlichen Augenblick abpaſſen, ihre Erlaubniß zu erhalten. Sein Bedienter bittet um die Erlaubniß auszugehen, er getraut ſich nicht, ſie ohne Vorwiſſen ſeiner Frau zu geben. Seine Frau geht ſpatzieren, er reicht ihr den Shawl, die Handſchuhe, und fragt ſchüchtern, ob er ſie begleiten dürfe.

Des Morgens muß er den Mops waſchen, die Kanarienvögel füttern, die Seidenwürmer reinigen, das Clavier ſtimmen, den Faden aufwickeln, die Blumen begießen, die Noten zuſammenlegen, in die Leihbibliothek gehen, ihr das Perſpectiv putzen, die argandiſchen Lampen reinigen, und die Viſitenkarten in Ordnung ſtecken; kommt ſie nach Hauſe, und er hat alles gut gemacht, darf er Nachmittags ein halbes Stündchen ausgehen.

Er getraut ſich ſeinen Kindern keine Unart zu wehren, keine Lehren zu geben und kein Geſchenk zu machen. Kurz, er hat gar keinen Willen, blos ſeinen letzten Willen, der zugleich ſein erſter iſt.

2.

Der Tauſendſapperments-Alles- und Nochmehrwiſſer.

Gewiß, lieber Leſer, ſind Dir ſchon allerlei Menſchenexemplare vorgekommen, von denen Du nicht weißt, wozu ſie der liebe Herrgott in das Herbarium des irdiſchen Lebens eingeſchaltet hat. Es ſcheint, als wären ſie zu nichts da, als um uns in Geduld und chriſtlicher Demuth zu prüfen. Man kann ſie nicht anders nennen, als Lebensgeißeln; wir müſſen ſie als Fügungen des Himmels, als eine Sendung des göttlichen Grimms ertragen und dulden. Ich thue aber noch mehr, ich benütze ſie. Ich betrachte ſie als Honorarſtoff des ewigen Vaters, den er ſeinem armen humoriſtiſchen Söhnlein hienieden beſchert. Ich ſehe in jedem Narren, in jedem Gecken, in jeder ſogenannten Lebensgeißel eine Anweiſung der weiſen Natur an den Humor oder an den Witz, drei Tage nach Sicht eine gewiſſe Summe aus ihnen zu ziehen. Ein Narr, mein guter Leſer, iſt ein herrlicher Menſch, ein wucherndes Exemplar für die Satyre; nur mit dem dummen Menſchen iſt nichts anzufangen. Die Narren, das ſind meine Leute; die Narren, das ſind meine Majoratsgüter. Die werfen mir jährlich ſo und ſo viel ab. Das iſt eine lebenslängliche Verſorgung! Es giebt viele Menſchen, die Reiſen machen, um ausgezeichnete Menſchen kennen zu lernen; das iſt wahrlich nicht der Mühe werth. Die ausgezeichneten Menſchen ſehen ſich am Geiſte faſt alle ähnlich. Aber ich reiſe, um Narren kennen zu lernen, und dieſe Narren müſſen mir noch die Reiſe bezahlen!

Manchmal ſitz' ich an einer Table d'hôte und lerne ein neues Exemplar Narren kennen. Da ſchätz' ich ihn gleich, und frage mich: „wie viel kann Dir der Narr in Bauſch und Bogen einbringen?“ Iſt es ein ergiebiger Narr mit fettem Boden, ſo trink' ich ſogleich ein Glas Champagner, und der Narr ahnt nicht, daß er mir ihn bezahlt.

Ich werde, lieber Leſer, alſo zuweilen einen ſolchen Narren oder eine ſolche Lebensgeißel bei Dir verſilbern. Ich werde Dir alle acht oder vierzehn Tage einen Narren in Eſſig und Oel verſetzen, wie ſie mir gerade im Leben unter die Schreibehände liefen.

Mit fünfzig Narren jährlich leb' ich prächtig; für zehn Narren mehr ſchaff' ich mir ſchon eine Equipage an.

Letzthin hielt ich um die Hand eines Mädchens an: „Haben Sie ein beſtimmtes Einkommen?" fragte der Vater. Ich führte ihn nach Hauſe, ſchloß meine Kiſten und Kaſten auf, und zeigte ihm, wie viel Narren und Geißeln ich ſchon für den Winter getrocknet bei Seite gelegt hatte, führte ihn ſodann in der Stadt herum, und zeigte ihm, wie viel dergleichen „Bons" ich noch grün herumlaufen hatte, da ſagte mir der Vater des Mädchens: „ich ſehe, Sie haben eine lebenslängliche Verſorgung, Sie ſollen meine Tochter haben!" ich war außer mir vor Freude darüber, daß ich eine Frau bekam, und nahm mir vor, mich deßhalb auch ſogleich als Narren zu benützen.

Heute, mein lieber Leſer, will ich einen Mann bei Dir zu Geld machen, der Alles weiß, und noch mehr! Nicht wahr, ein ſolcher Alles- und Nochmehrwiſſer iſt eine Rarität? Blos Alles zu wiſſen, iſt heut zu Tage keine Kunſt, dazu braucht man blos das Converſations-Lexikon, aber noch mehr zu wiſſen als Alles, das iſt der Plunder! Noch mehr als Alles ſteht nicht einmal in dem neueſten Supplementband des Converſations-Lexikons, und doch weiß es mein Wundermann!

Ich hatte auf meinen Reiſen das Glück, oft mit dieſem

Alles- und Nochmehrwiſſer an einer Table d'hôte zu ſpeiſen, und ich konnte Gott nicht genug danken, daß er in ſeiner großen Schöpfung nur ein Exemplar eines Alles- und Nochmehrwiſſers erſchuf; gäbe es zwei auf Erden, man würde bald eine Hungersnoth verſpüren; denn ein ſolcher Alles- und Nochmehrwiſſer hat alle Wiſſenſchaften ſo verſchlungen, daß das Verſchlingen ihm zur zweiten Natur geworden. Er betrachtet aber alle Gegenſtände im Leben wiſſenſchaftlich und verſchlingt ſie. Suppe, Fleiſch, Gemüſe, Braten, Salat, Käſe, Deſſert, kurz alles, was auf dem Tiſch ſtehet, iſt ihm wiſſenſchaftlich bekannt und wiſſenſchaftlich weiß er alle Beſtandtheile u. ſ. w. Daher verſchlingt er ſie wiſſenſchaftlich, ſo daß er auch alles und noch mehr ißt. Von der Suppe z. B. weiß er, und beweißt es laut perorirend, daß ſie heiß iſt, und daß ſie naß iſt! Das weiß zwar jeder Menſch, aber er weiß noch mehr! er weiß, warum ſie heiß iſt, und warum ſie naß iſt! und er beweißt es laut perorirend: weil ſie beim Feuer ſtand, und weil ſie im Grund aus Waſſer beſteht! Das weiß zwar jeder Menſch, aber er weiß noch mehr! Er kennt die Augenſprache der Fettaugen auf der Suppe, und kommt von dieſen Augen auf Cocles, der nur ein Auge, auf Beliſar, der gar keine Augen, auf Argus, der tauſend Augen hatte, auf die Augen eines Pfauenſchweifes, auf die Augen im Käſe, auf das Auge des Polyphem, auf die großen Augen, die Cäſar machte, als er ausrief: „auch Du mein Sohn Brutus!?“ und auf die kleinen Augen, die Dido machte, als ſie mit

Aeneas in der Höhle ſich verhöhlte. Er kömmt von dieſen Augen auf die Hühneraugen des Achilles, und er beweißt aus ſeiner Kenntniß des Noch mehr als Alles, welche Augen der liebe Herrgott machte, als „er ſah, daß alles gut gemacht ſey!“ Dabei ſchreit er ſo, daß allen Leuten das Maul offen ſtehen bleibt, und indeſſen ißt er die ganze Suppe und noch mehr!

Beim Rindfleiſch weiß er ſogleich, ob und warum es hart oder weich iſt. Das weiß zwar jeder Menſch, allein er weiß noch mehr! Er weiß und beweißt es laut perorirend, daß es deßhalb hart, weil es zu wenig, und deßhalb weich, weil es zu viel gekocht hat.

Er hat den Ochſen, von dem dieſes Rindfleiſch iſt, perſönlich gekannt, er kommt von dieſem Fleiſch auf das Fleiſch der Rubenſchen Bilder, auf das Fleiſch der Ariadne von Danneker, auf die fleiſchliche Luſt, auf die eingefleiſchten Liberalen, auf das Fleiſch der Brandopfer in der Stiftshütte, auf das Fleiſcheſſen in den Faſttagen, auf das Befleiſchen eines architektoniſchen Gerippes u. ſ. w. Dabei ſchreit er ſo laut, daß allen Leuten das Maul offen bleibt, und indeſſen ißt er das ganze Fleiſch und noch mehr! Bei den Mehlſpeiſen weiß er ſogleich, ob es Schwarzmehl oder Weißmehl war; das weiß zwar jeder Menſch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es Weißmehl oder Schwarzmehl iſt. Er ſchließt daraus auf den Charakter der Köchin und auf ihren loyalen Sinn. Er kommt von dieſer Mehlſpeiſe auf das Mehl, von welchem Sara den drei Engeln Kuchen buk; er hat das Mehl ſelbſt geſehen und chemiſch zerſetzt. Von Sara ſpringt er auf Robinſon und ſein Mehl, davon beſitzt er ſelbſt noch eine Handvoll; von Robinſon ſchwingt er ſich nach Unalaſchka, wo ſie Mehl aus Baumrinden haben, und wovon er ſelbſt zwei Leib gebacken hat. Von Unalaſchka giebt er ſich einen höheren Schwung nach dem alten Rom, wo ſich die Veſtalinnen mit Mehl puderten, und er beſitzt ſelbſt noch einen ſolchen veſtaliſchen Mehlpuderzopf! Von da läßt er ſich in den Mehlthau herab, und erklärt, wie er eigentlich vom Himmel des Morgens auf die Erde falle, und wie er ſelbſt einmal einen künſtlichen Mehlthau fallen ließ, der alle Pflanzen täuſchte. Von dem Mehlthau kriecht er zu den Mehlwürmern über, und behauptet, er ſelbſt habe mehrere Mehlwürmer ſchon gemacht u. ſ. w. Dabei ſchreit er ſo laut, daß den Leuten das Maul offen ſtehen bleibt, und indeſſen ißt er die ganze Mehlſpeiſe und noch mehr! Beim Braten weiß er ſogleich, ob es ein Haſenbraten oder eine Lerche iſt; das weiß zwar jeder Menſch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es kein Haſe oder keine Lerche iſt. Von dieſem Braten kömmt er mit vieler Eigenliebe auf den gebratenen Ochſen der vielen Freier Penelopens, von dem er eine lithographirte Abbildung beſitzt; auf die gebratene Hand des Mutius Scävola, von der er noch einen halbverſengten Daumennagel beſitzt; auf das halb gebratene Kalbfleiſch, welches die Juden an Oſtern eſſen müſſen, und wovon er ſelbſt aus Wißbegierde einmal acht Pfund verſuchte; auf den Braten, den es für die Menſchheit gäbe, wenn alle Freiheit abgeſchlachtet würde u. ſ. w. Dabei ſchreit er ſo, daß den Leuten das Maul offen ſtehen bleibt, und er ißt den Braten und noch mehr!

Kurz, mein lieber Leſer, er weiß alles, und immer noch ein bischen mehr. Wir wiſſen alle, daß die Welt aus Nichts erſchaffen wurde; allein er weiß noch mehr! er weiß, wie das Nichts ausſah, was es für ein Nichts war, und wie ſo es eigentlich **Nichts** war. Ja, er giebt nicht undeutlich zu verſtehen, daß er unſerm lieben Herrgott eigentlich dabei mit an die Hand gieng, wie er aus dem Nichts die Welt erſchuf.

Wäre es alſo nicht ſchade, lieber Leſer, wenn ich Dir die kleine Beſchreibung dieſes Alles- und Nochmehrwiſſers vorenthalten hätte?

3.

Der Glückspilz und der Unglücksvogel.

Alidor iſt ein Glückspilz, Alfred ein Unglücksvogel; was jener unternimmt gelingt, was dieſer unternimmt ſchlägt fehl. Unternimmt jener gar nichts, ſo bringt das Glück wie Sonnenſtäubchen durch ſeine verſchloſſenen Fenſter, und unternimmt dieſer gar nichts, ſo ſtürmt das Unglück doch wie ein Samum über ihn herein. Alfred ſpielt das ganze Jahr in allen Lotterien und gewinnt nie eine Ambe; Alidor wird gegen ſeinen Willen ein Loos aufgenöthigt und er gewinnt den großen Treffen. Alfred bewirbt ſich das ganze Jahr mühſelig um ein Amt und erhält keines; Alidor bewirbt ſich gar nicht, allein der Fürſt bemerkt zufällig einen Zug um Alidors Naſe, der ihn an eine theure Perſon erinnert, und ſchenkt ihm Amt und Titel. Alfred ſoll mit einem großen Herrn eine Reiſe antreten, da ſtirbt der große Herr; nach langem Schmachten und Sehnen ſoll er endlich die erſte Unterredung mit ſeiner Geliebten haben, da fällt er, verſtaucht ſich den Fuß und kann nicht ausgehen; ſein erſtes Stück ſoll nach langem Beſtreben zum Erſtenmal gegeben werden, an demſelben Tag brennt das Theater ab; ein reicher Buchhändler kauft ihm endlich das Manuſcript ab, das Buch iſt gedruckt, der Buchhändler macht banquerott; ein Fürſt will ihn zu ſeinem Privatſekretär machen, da bricht eine Revolution aus, und der Fürſt braucht keinen Sekretär; er ſucht eine Anſtellung im Militär, weil gerade Krieg iſt, plötzlich heißt es: Frieden! eine Sängerin, die beim Miniſter in Gnaden ſteht, will etwas für ihn thun, da kömmt eine Tänzerin und verdrängt die Sängerin; nach Jahrelangem Sollicitiren ſoll er endlich Cenſor werden, da wird die Preßfreiheit im Lande eingeführt; kurz Alfred iſt ein wahrer Unglücksvogel ſelbſt in den kleinſten Kleinigkeiten. Will er ſpatzieren gehen, ſo regnet es, freut er ſich auf ein Mittageſſen, ſo wird es plötzlich abgeſagt; hat er mit vieler Zierlichkeit und Mühe etwas ganz nett geſchrieben, ſo ſchüttet er am Ende das Tintenfaß ſtatt des Sandes darüber; freut er ſich auf ein Theater, ſo wird die Hauptperſon unpäßlich; will er einer Dame ein artiges Compliment machen, ſo fällt ihm ſein Hut aus der Hand; will er einem Wagen ausweichen, ſo tritt er einem Herrn auf den Fuß, er macht eine entſchuldigende Verbeugung und wirft ein Mädchen in das Ladenfenſter hinein; ſetzt er ſich zu Pferde, ſo ſpringt der Gurt; zieht er einen neuen Rock an, ſo wirft der Bediente die Schüſſel darüber; läßt er ſich raſiren, ſo wird er geſchnitten; läßt er ſich Blutegel ſetzen, ſo packt keiner an; will er gerade zu einem Fenſter hinausſehen, ſo verliert er das Glas aus der Brille, ja Alfreds Leben iſt eine Reihe von fehlgeſchlagenen Unternehmungen. Alidor hingegen thut nichts, bewirbt ſich um nichts, geht auf nichts aus, und die gebratenen Tauben fliegen ihm ins Maul, er iſt in allem gerade das Gegenſpiel von Alfred, im Schlaf und Traum und Tändeln fallen ihm des Lebens Güter, des Lebens Freuden zu, kurz der eine iſt ein Glückspilz und der andere ein Unglücksvogel.

4.

Der Eckgaſt.

Ich habe dem Leſer ſchon einmal das Bild eines Menſchen geliefert, der ein Unglücksvogel iſt, dem das Butterbrod immer auf die rechte Seite fällt, der immer etwas umſchüttet, ausgießt, jemanden auf den Fuß tritt, die Tinte ſtatt des Sandes auf das Papier gießt, den Damen die Schleppe abreißt, ſich auf den Mops ſetzt, beim Komplimentenmachen ausglitſcht und fällt u. ſ. w. Jeder Leſer kennt eine Anzahl ſolcher Menſchen, die recht geſcheidt ſind, und noch nie dazu kamen, ein geſcheides Wort zu ſagen, die recht liebenswürdig ſeyn können, aber nie die Gelegenheit dazu zu ergreifen wiſſen, die alles Glück verdienen, die aber vom Schickſal auserſehen ſind, nichts als Unſchickliches zu thun, nichts als Linkiſches zu ſagen, nichts als Fatales zu erfahren.

So habe ich einen Mann kennen gelernt, der ein zärtlicher Liebhaber, ein geſchickter Muſiker, ein braver Menſch und ein ſtarker Eſſer war. Man weiß, daß man ein ſtarker Eſſer und doch ſonſt ein ordentlicher Menſch ſeyn kann, d. h. wenn man ſtark gegeſſen hat, oder wenn man die Ausſicht hat ſtark eſſen zu können. Stark eſſen iſt nicht die kleinſte Schwäche des Menſchen, und ich muß geſtehen, daß ich viele Schwächen habe, nur die nicht ſtark eſſen, aber eine Schwäche, die noch ſchwächer iſt als dieſe Schwäche, nämlich einen ſtarken Eſſer zu beneiden.

Stark eſſen iſt nichts als ein thätiges Loblied auf die Schöpfung, ein **Te Deum laudamus** mit vollen Backen angeſtimmt, eine Hymne an die Natur mit einem Accompagnement von zwei und dreißig Zähnen. Wenn ich einen ſtarken Eſſer eſſen ſehe, iſt er mir ein erhabeneres Schauſpiel als ob ich ein majeſtätiſches Gewitter herannahen ſähe. Ein ſtiller Ernſt lagert ſich wie ein dunkles Gewölk um ſeine Stirne, eine drückende Schwüle lagert ſich um ſeine Schläfe, und bis die Suppe kömmt, ſcheint durch die ganze Natur — ein Gedankenſtrich zu geben. Endlich kömmt die Suppe, er fährt mit dem Löffel wie ein Taucher hinab in das Meer und holt ſich vom Grunde herauf die ſchönſte Perle.

Dann kommt das Rindfleiſch u. ſ. w. Das Gewitter bricht los, mein Mann ſchlägt ein! wie ein Blitz: „die höchſte

Spitze zieht ihn an!" Saucen folgen nun wie Platzregen dieſer Exploſion, dann verbreitet er ſich mit einer eben ſolchen Allumfaſſenheit über Gemüſe, Mehlſpeiſe, Braten, Konfekt, kurz er umfaßt alle Zweige der Landwirthſchaft und der Kochkunſt; nach und nach iſt oder ißt er ruhiger, das Gewitter iſt vorüber, und ein heiterer Sonnenſtrahl lagert ſich um ſeine Stirne; ich ſehe das Schauſpiel eines Gewitters mit an, welches verheerend über den Tiſch zog und jetzt eine feierliche Stille und Leere zurückläßt.

Alſo: einen ſolchen ſtarken Eſſer habe ich kennen gelernt, der aber dabei auch ein beſonderes Unglück hatte, daß er ſtets ein „Eckgaſt" war! An Gaſttafeln und in Reſtaurationen, bei Dinees und Soirees, traf ſichs immer, daß er an der Ecke des Tiſches ſaß, an der äußerſten Spitze. Der arme Mann! Wer ſchildert ſeine Leiden! Bis die Suppe an ihn kam, waren faſt alle conſiſtenziöſe Welttheile herausgefiſcht! Mit einem Schwanenhals biegt er ſich in die Terrine hinein:

> „Ach! da war überall nichts mehr zu ſehen, und alles hatte ſeine Herren!"

Von beiden Seiten ſieht er nun „durch der Hände lange Kette" zwei Schüſſeln auf ſich zueilen, ſie nahen — ſie kommen — ſchon ſind ſie da. — O Unglücklicher! In der Einen iſt faſt nichts, und in der Andern gar nichts mehr! O getäuſchte Hoffnung! ſtiller Scorpion! möge keine edle Seele dich erproben! Da wird das Rindfleiſch herumgereicht. Das Rindfleiſch, das erſte und wichtigſte Poſtulat der Eßgeſetze! Wie eine Klapperſchlange ſieht er mit glühenden Augen dem heranrückenden Marqueur entgegen, ſchon hat er ſich über zehn Nachbaren hinüber ein voluminöſes Stück auserſehen; allein, ein ganz unanſehnlicher, blaſſer Böſewicht, dem man eine ſolche That gar nicht zugetraut hätte, gabelt es heraus, ein leiſer Krampf durchzuckt meinen Eckgaſt; er faßt ſich, die Schüſſel rechts iſt ſchon da, er ſteckt die dreiſpitzige Waffe aus, und „ha hi, Hohngelächter der Hölle" blos einiges Rindfleiſch-Charpie liegt da, kleine Fäden, wie ein alter Weiberſommer! Entſetzt wendet er ſich nach der zweiten Schüſſel, die von der linken Seite herbefilirt; o, ungeheure Ironie! In dieſer Schüſſel iſt nichts als ein Zweig Peterſilien, der Kranz eines ruhmvoll da geweſenen Rindfleiſches. Neue Schmerzen, neue Reſignation, neue Hoffnung auf ein Fricaſſée, welches der Marqueur herumreicht. Da iſt er ſchon, ſchon hört er ſeinen Athem, ſchon unterſcheidet er in den verworrenen Fricaſſéemaſſen eine niedliche alabaſterweiße Hühnerbruſt; an dieſer Bruſt will er ſeinen Schmerz verbeißen. Da iſt der Marqueur, aber, o unglücklicher Eckgaſt! Er ſitzt an der Spitze des Tiſches, im Einbiegen ſtößt der Marqueur an den Stuhl, die Hühnerbruſt liegt am Boden und die Sauce auf dem ſchwarzen Frack unſers Eckmärtyrers. Er wiſcht ſich das Maul und den Frack ab, und lauert einem zweiten Marqueur auf, der eine dampfende Mehlſpeiſe herumreicht; man iſt hart bei ihm, aber, o unglückſeligſter Eckgaſt! an der Spitze des Tiſches muß der Marqueur eine Schwenkung machen, und ſo wendet er ſich von ſeinem Nachbar rechts gerade zu dem Nachbar links und umzwingelt in der Schwenkung gerade meinen Eckgaſt!

Verzweiflung mahlt ſich auf ſeinem Antlitz. Da leuchtet der Braten ihm glänzend wie eine junge Hoffnung nach; er ſtarrt dem Braten und allen ſeinen gefährlichen Bewegungen entgegen, die Schüſſel kömmt endlich auch an; ihm lächelt ein gebratener Apfel, der in dem Braten ſteckte, freundlich und ironiſch, dem Braten folgt ſogleich die Salatſchüſſel, in welcher mein unglücklicher Patron ein Bischen abgelaufenes Oel findet, gleichſam um ſeiner Hoffnung die letzte Oelung zu geben. In höchſter Raſerei will ſich mein Eckgaſt erheben, um fortzugehen, allein als Letzter am Tiſche, ſitzt er am nächſten zur Muſik, die da iſt, und er iſt der Erſte, dem das Notenblatt hingelegt wird! Welch ein Glück ein Eckgaſt zu ſeyn!

5.

Der Viſiten-Mörder.

Wenn mir jemand ſagt: „ich werde mir das Vergnügen machen, Sie zu beſuchen,“ ſo antworte ich gewöhnlich: „o Sie ſind gar zu gütig! das gebe ich durchaus nicht zu! ich werde mir die Ehre geben, Sie zu beſuchen!“ — Nun denkt der Mann, ich ſeye ein recht feiner, artiger, höchſt höflicher Menſch! Er irrt ſich aber; wenn ich dieſes ſage, bin ich ein maskirter Grobian. Wenn ich einen Beſuch mache, ſo kann ich gehen, wenn und wann ich will; empfange ich aber einen Beſuch, ſo muß ich warten, bis der Andere gehet, deßhalb mache ich lieber zehn Beſuche, als ich einen empfange! Wenn man einen literariſchen Ruf hat, und ſeye er auch ſo klein, wie die Fürſtenthümer Reuß-Schleitz, Reuß-Greitz u. ſ. w., oder ſo klein, wie die Größe der neuen churheſſiſchen Conſtitution, ſo glaubt doch jeder reiſende Student in den Vacanzen, jeder Reiſebeſchreiber und jeder Weinreiſende, er müſſe dieſes Weſen begucken, wie eine alte Ruine oder wie einen verfallenen Krater. Da kommen ſie, gucken uns an, ſtecken einige unſerer Worte und unſerer Blatternnarben ein, packen ſie in ihre Reiſeranzen, und bringen ſie zu Hauſe ihren Kindern oder Schönen mit. Da erzählen ſie: „in München hab' ich Dampfnudel gegeſſen und den Saphir geſehen, er war gerade nicht bei Witz, und hat drei Blatternarben auf der linken Seite der Naſe!“

Unter allen Beſuchen aber, mit denen mich Fremde und Unfremde in des Geduld unterrichten, zeichnet ſich Herr Eyerweiß auf eine grauſam klaſſiſche Weiſe aus. Ich glaube nicht anders, als er iſt von einigen ſchlechten Komödianten gemiethet worden, mich durch ſeine Beſuche langſam, mit wahrer Barbarei aus dem Leben hinaus zu langweilen; es iſt ein ſchleichendes Gift, das Sie mir beibringen, und wenn ich langſam dahin ſchwinde, wie die preußiſche Staatszeitung, nachdem ſie keine Polen- und keine Cholera-Neuigkeiten mehr hat, ſo ſind es die Viſiten des Herrn Eyerweiß, die mich nach und nach aufzehren und abmagern. Es wird dann grauſamlich zu leſen ſeyn, wenn es in den Zeitungen heißen wird:

„Es hat dem ewigen Rathſchluſſe gefallen, den bekannten Schriftſteller Saphir, im 38ſten Lebensjahre, nach langen Leiden, an einer langwierigen Viſiten-Auszehrung von hier abzurufen.“

Ich glaube an eine Vorherbeſtimmung, ſo z. B. glaube ich, daß bei Napoleons Geburt im Himmel ſchon beſtimmt wurde, daß Sir Hudſon Lowe bei ſeiner Rückkunft von Helena ſeinethalben auf öffentlicher Straße geprügelt werde. So glaube ich, daß, als ein franzöſiſcher Bauer einen Pfirſichbaum pflanzte, über deſſen Pfirſichkern Dlle. Sontag in Paris ſtolperte, es ſchon von der Vorſehung beſchloſſen wurde, daß ſie über den Kern ſtolpern müſſe, damit die Berliner von der neuen Religionsſekte in Anbetung einer zweiten heiligen Jungfrau zurückkämen. So glaube ich auch, daß bei meiner Geburt ſchon vom Himmel beſchloſſen wurde, ich müßte in meinem Blüthenalter, d. h. wenn die Blüthen altern, durch die Viſiten des Herrn Eyerweiß vom Leben zum Tode hinübergeſprochen werden!

Herr Eyerweiß klingelt, mein Bedienter macht ihm auf, allein ehe er ihn anmeldet, hat ihn Herr Eyerweiß behend umzüngelt und klopft an meine Thüre. Ich rufe zerſtreut: „Herein!“ trotz dem ich nicht zu Hauſe bin, er glitſcht herein von der Thüre bis zu meinem Schreibtiſch, und huſch! ſitzt er plötzlich wie ein Tintenklecks auf meinem Sopha. „Ich ſtöre doch nicht?“ fragt Eyerweiß, und ohne meine Antwort abzuwarten, fährt er fort: „ich gehe ſogleich wieder,“ ſo kann ich beſtimmt während der Zeit mich zweimal raſiren laſſen. Ich nehme meine gute ehrliche deutſche Geduld zur Hand, die ich nur zuweilen anziehe, z. B. in einer Vorleſung von Karl von Holtei, oder wenn der Bräutigam von Meriko aufgeführt wird, oder wenn in der Deputirtenkammer über die Schubfuhren debattirt wird, oder wenn ich bei der Frau von X. zum Thee bin, und die Tochter Klavier arbeitet u. ſ. w.

Dann ſteht Herr Eyerweiß auf, tritt an den Spiegel, lieſ't meine Viſitenkarten alle durch, und ſagt dann: „ach, was haben Sie für Viſitenkarten! ich hab' auch ſehr viele! —" „So?" erwiedere ich, und lächle wie ein melancholiſcher Stieglitz. Nun nimmt Herr Eyerweiß meine Uhr in die Hand: „ach, eine ſchöne Uhr! eine Cylinder? ich habe auch eine ähnliche, ſie iſt jetzt beim Uhrmacher!" — „So?" erwiedere ich, und fahre fort zu lächeln, daß mir die Haut ſchaudert. „Ach, was haben Sie hier für ein Portrait?" ruft nun Herr Eyerweiß aus, und ſtöbert unter mehreren Bildniſſen auf dem Spiegeltiſche herum. „Iſt das Ihre Geliebte? Ihre Schweſter? Eine Schauſpielerin? Eine Sängerin? Eine Tänzerin? Iſt ſie hier? in Berlin? in Wien?" Ich lächle mit Grazie immer fort, aber mein innerſtes Eingeweide brennt ſchon vor Grimm. „O!" eyerweißt er weiter fort, „ich hab' auch mehrere Portrait! o" — „So?" frage ich gedehnt, und indeſſen hat ſich Herr Eyerweiß ſchon meines Perſpektives bemächtigt: „ach, iſt das ein Pariſer? ein Londoner? ſehen Sie gut d'rauf?" — „So, ſo!" ſage ich, und ſchon hat Herr

Eyerweiß mein Pettſchaft in ſeinen Krallen: „Haben Sie das Siegel hier ſtechen laſſen? drückt es ſich gut ab? Ich habe auch ein ähnliches, aber auf Stahl.“ — „So?“ replizitire ich unermüdlich fort. Nun geht's auf meinen Handſpiegel los: „Haben Sie auch einen Handſpiegel? ich kann mich auch ohne Handſpiegel nicht anziehen!“ — „So?“ — Plötzlich fährt Herr Eyerweiß über einen da liegenden Brief her: „Eine ſchöne Adreſſe! das iſt gewiß eine Frauenhand! die Frauenhände kenne ich, ich bekomme ſo viele Briefe von Frauenhänden!“ — „So?“ — „O! einen Dolch haben Sie auch?“ ſchreit Herr Eyerweiß nun auf, und packt meinen Dolch mit einer redneriſchen Wuth, „ich führe auch ſtets einen bei mir, gerade heute nicht.“ — „So?“ —

So geht es Stundenlang fort, er ſtöbert alles durch, faßt alles an, ſucht alles auf, guckt unter den Tiſch, unter das Sopha, hebt die ſeidene Decke des Bettes empor, zieht die Schubfächer auf, bedient ſich meines Kölner Waſſers, probirt mein Federmeſſer, unterſucht mein Feuerzeug, ſchlägt alle Bücher auf, läßt meine Uhr repetiren, und alles hat er auch ſo oder ähnlich, und iſt nicht von der Stelle zu bringen. Kömmt Jemand, ſo ſagt er: „Geniren Sie ſich nicht, gehen Sie mit dem Herrn ins Nebenzimmer, ich will ſchon hier warten, ich habe keine Eile.“

Dabei fühle ich, wie meine Kräfte immer abnehmen, wie ich mich immer ſchwächer fühle, und ich fürchte, ich bleib' ihm einmal unter dem Beſuch! Dann ſagt Herr Eyerweiß vielleicht noch: „ach, hat Sie der Schlag gerührt? mich hat auch einmal der Schlag gerührt!“

Ich habe aber jetzt ein Mittel ausſpintiſirt, ihn bald los zu werden, wenn er kömmt. Die Noth iſt erfinderiſch. Ich habe mir nämlich einen vollkommenen Frauenanzug verſchafft. Einen großen Hut à la Zugſpitz, einen Shawl, eine Enveloppe u. ſ. w. Wenn nun Herr Eyerweiß bei mir iſt, ſo muß ſich mein Bedienter als Frauenzimmer verkleiden, und verſchämt den Kopf mit dem Hute zur Thüre hereinſtrecken, dann plötzlich zurückfahren. Ich gehe ſodann hinaus, komme zurück, und ſage zu Herrn Eyerweiß: „ach, Sie entſchuldigen, eine Dame wünſcht mich dringend zu ſprechen!“

Ich hoffe, das hilft. Hilft es aber nicht, ſo weine mir eine Thräne nach, gefühlvolle Leſerin, denn dann hat mich Herr Eyerweiß zu todt beſucht, und mein nächſter Horizont wird dann beginnen: „Ich bin todt, liebe Leſerin!“

6.

Der Judenfeind.

Der gütige Himmel hat jedem Geſchöpfe ſeine Waffen, jedem Pflänzchen ſeine Eigenſchaft und jedem Menſchen ſeine eigenthümliche Seite gegeben, von welcher er ſich liebenswürdig und geltend machen kann. Von der Milbe bis zum Mammuth, von dem Yſop, der an der Wand kriecht, bis zur herrlichen Zeder, von dem Cretin bis zum Sokrates iſt kein Weſen auf der Stufenleiter der Schöpfung ganz reizentblößt, ganz intereſſenackt, ganz unbemerkenswerth. Sehen wir zum Beiſpiel den bläßlichen Herrn Spindelfuß an. Er iſt fad, wie ein kaltes Catheplasma; abgeſchmackt wie ein altgebackener Grießkuchen; roh wie ein Ruſſe, der in Rußland für roh gilt; hirnlos wie eine ausgewaſchene Mumie; langweilig wie eine Cholera-Quarantaine; ignorant wie ein Mameluk und arroganz wie ein neugebackener Adel. Er iſt ſo unbedeutend, daß der liebe Tod einſtens große Mühe haben wird, ihn herauszufinden, und daß er bei der Wiederauferſtehung gewiß liegen bleibt, ohne daß es die liebe Vorſehung bemerken wird.

Allein auch dieſer perſonifizirten Nulle, dieſer in Fleiſchmakulatur einhergehenden Nichtigkeit hat die gütige Allbarmherzigkeit Gottes eine Seite gegeben, von welcher er ſich bemerkbar machen kann, — er iſt nämlich ein Judenfeind.

Auf eine wohlfeilere Weiſe kann ein charakterloſer Menſch nicht zu einem Charakter kommen. Man fragt ſich in Geſellſchaft: wer iſt denn dieſes Schattenſpiel von einem Menſchen? iſt er ein Gelehrter? nein! — Iſt er ein Dichter? nein! — Iſt er ein Gutsbeſitzer? nein! — Iſt er ein Banquier? nein! — Iſt er ein Handwerker? nein! — Ein Künſtler? nein! — Ein Doktor? nein! — Ein Advokat? nein! — Ei, was iſt er denn? — o! er iſt ein Judenfeind! — Da hat er plötzlich einen Charakter.

Mit dieſer Judenfeindſchaft macht ſich Musje Spindelfuß höchſt liebenswürdig. Wenn er nach und nach ſeinen ſeit dreißig Jahren an alle Frauenzimmer ſpedirten Liebreiz aufgezehrt ſieht, wenn ſeine vierzig tauſend Liebeserklärungen auf der Poſt liegen geblieben ſind, wenn alle ſeine Heirathsbewerbungen unerbrochen auf Eilwägen wieder zurückarrivirten, da nimmt ſein zuſammengeſchnürter Geiſt ſich zuſammen, er tritt vor den Spiegel, ſetzt den Hut hochverwegen ſchräg auf ſein Kopfgeſtell, ſtreicht ſich den Backenbart in die Wangenhöhlen, die, fleiſchlos wie ein Faſtenfiſch, ihre eigenen Einfälle belächeln, und ſagt zu ſich ſelbſt: „ich bin doch ein liebreizendes Bürſchchen, und es kann mir kein Menſch abſprechen, daß ich ein intereſſanter Judenfeind bin!“ — Der gute Muſje Spindelfuß kann alles ertragen, bedeutende Grobheiten, zarte Händel, Zimmerfamiliaritäten mit ſeinen intereſſanten Mondſcheinwanzen, er ſucht ſogar ſelbſt gerne allerlei Hader und Stänkereien an allen Orten, bei allen Gelegenheiten, kurz das Allergemeinſte iſt ſeiner zarten Seele angenehm, blos gegen Juden ſind ſeine Nerven reizbar! All ſein Witz, all ſein Muth, alle ſeine Einfälle, all ſeine Beredſamkeit, all ſein ſanftſeliges Lächeln, drehet ſich um die Juden herum, und wenn ihm einmal die Juden den verdammten Streich ſpielen wollten, ganz auszuſterben, er wäre das geſchlagenſte, erbärmlichſte, miſerabelſte Männchen aller fünf Welttheile, er hörte auf, etwas zu ſeyn, er müßte ſtumm herumwandeln!

An der Table d'hôte verzehrt er die Juden als Salz, als Salat, als Deſſert. Lieſt er auf der Karte: „Judenfiſch mit brauner Sauce,“ dann iſt er geborgen, ſein Leben beginnt; er weiß, von was er ſprechen ſoll! Er bedauert, daß man „Judenfiſch mit brauner Sauce“ hat, denn er würde viel lieber „braune Juden mit Fiſchſauce“ eſſen. Iſt der gute Spindelfuß auf einem Platze, wo keine Juden ſind, ſo dreht er ſich wie ein von der Sonne aller Farbe ausgezogener Regenſchirm herum, und bemerkt, es iſt gottlob kein Jude da. Dabei lächelt er ſelig wie ein gedörrter Schwarzreiter, denn nun weiß er, was er ſprechen ſoll; die Damen, die ſo unglücklich ſind, ihn anhören zu müſſen, wiſſen nun, daß ſein Mund von Juden überfließt.

Iſt er an einem Orte, wo Juden ſind, o, da iſt er erſt recht glücklich! Denn nun kann er gleich zu ſprechen anfangen, ohne erſt Leibzwicken zu haben. Denn in ſeiner endloſen Fadheit nicht einmal geſchickt genug, noch vom Wetter oder von der Cholera zu ſprechen, ſind es nur die armen Juden oder vielmehr die reichen Juden, die ſich ihm auf die Sprachwerkzeuge geſchlagen haben! Er ſagt erſt: „ach, es wäre hier ſchön, wenn nur nicht ſo viele Juden da wären!“ nach dieſer Geiſtesanſtrengung ruhet er auf ſeinen Rednerlorbeeren aus; dann wendet er ſich in ſeiner überſchwenglichen Liebenswürdigkeit zu einer andern Dame, und ſendet ihr poſtfrei die Bemerkung hin: „überall ſind Juden!“ — Hierauf knickt er, erſchöpft von dieſem Aufwand an Witz und poſſitivem Wiſſen, wie ein Taſchenmeſſer zuſammen, erholt ſich nach einigen Augenblicken, und frankirt an eine dritte unglückliche Dame die Worte: „daß doch die Juden überall ſind!“ Nachdem er ſich nun ſelbſt über die Fülle ſeiner Genialität angeſtaunt, wendet er ſich zu dem vierten bedauernswerthen Gegenſtand ſeiner intereſſanten Aufmerkſamkeit mit dem brillanten Einfall: „Müſſen denn überall Juden ſeyn?!“ Darauf drängt er ſich wie eine maskirte Sardelle durch die Reihen, bis an das andere Ende des Saales, und näſelt mit unendlicher Grazie einer beklagenswerthen Dame das herrliche bon mot hin: „Findet man doch Juden überall!“ — Ich glaube, wenn Musje Spindelfuß einſt auf der letzten Poſtſtation des Lebens angelangt ſeyn wird, ſchniffelt er dem Tode noch die Worte zu: „Sind hier keine Juden?“

Da überhaupt der Judenhaß da anfängt, wo die geſunde Vernunft aufhört, ſo kann der Leſer ſicher darauf rechnen, daß, wo er das Wort „Jud“ ausgeſtoßen hat, da hat der Verſtand des Sprechers entweder noch nicht angefangen, oder er iſt bereits zu Ende. Wo das Herz und der Geiſt gleich dumm und ſtumm ſind oder zu werden beginnen, und blos die fünf Sprachwerkzeuge für Kopf und Herz proviſoriſch das Wort führen, da iſt immer das Feldgeſchrei: „Jude! Jude!“

Musje Spindelfuß aber läuft als mathematiſcher Beweis des Ebengeſagten unter uns herum. Es iſt das drolligſte und lächerlichſte Exemplar dieſer Race auf Erden, und ſollten wir im Verlauf der Zeit entdecken, daß er ſich in dieſer Wiſſenſchaft vervollkomme, ſo werden wir Büffons Naturgeſchichte mit einer lithographirten Abbildung dieſes Prachtexemplars von einem Judenfeinde gelegenheitlich vermehren.

Arabesken.

Beantwortung

der

von einer Geſellſchaft Damen eingegangenen Frage:

„Ob es einem witzigen Menſchen möglich ſey, einen Einfall,
und ſollte er **auch** ſeine **Geliebte** treffen, zu **unterdrücken**?“

Hohe Göttin! Schaumgebor'ne!
Die auf Paphos Blumen-Eiland
Säugt den holden Herzens-Heiland;
Die das Eden, das Verlor'ne,
Allen Herzen rückgegeben!
Heil'ge Zypris! Auserkor'ne!
Kröne heut mein ſchwaches Streben,
Zu vertreten jenes Beben;
Das mit Wonnen unermeſſen,
Bald das Herz will freudig beben,

Bald es faßt mit ſüßem Preſſen;
Das mit namenloſer Regung
Unſ're Geiſter kann umweben,
Der Empfindung reichſte Hegung
Unſ'rer Seele hinzugeben,
Um mit einer wunderbaren,
Gottentſproſſenen Liebespflegung
Höchſte Luſt zu offenbaren!

Und Du, Liebe! Wonnen-Einheit!
Heil'ges Unterpfand von Dorten!
Die in klarer Himmelsreinheit
Iſt entſchlüpft aus Edens Pforten,
Um Verbannung und Vernichtung
Mit den Menſchen hier zu theilen;
Um als ſchönſte Himmelsdichtung
In dem Proſathal zu weilen;
Unſ'res Lebens Kerkerwände,
Unſ'res Daſeyns trübe Blende
Mit den ſüßen Himmelsbildern,
Zu verſchönen und zu mildern,
Zu verklären ohne Ende!
Du, o Liebe! ſchenk' dem ſchwachen
Sänger, Deine laut're, hohe,
Strahlenreiche Himmelslohe,
Seine Worte anzufachen

Mit den nieerlöſchten Flammen,
Die dem reinen Licht entſtammen;
Gieb ihm Kraft und Muth und Deutung
Zu der Minne wahren Leitung!

Witz und Liebe, meine ſchöne Unbekannte, verhalten ſich zu einander, wie Salzſäure zu Roſenöl, wie eine Pechfackel zum Mondſchein, oder um proſaiſch zu ſeyn, wie eine Knackmandel zu einer Apfelſine.

Der Witz iſt eine trennende, die Liebe eine verbindende Kraft; der Witz ſucht Verſchiedenartiges, die Liebe Harmonirendes auf; der Witz iſt als Eigenſchaft ein Talent des Scharfſinnes, und als Produkt ein Geſchöpf des Vergleichs; die Liebe iſt nicht Eigenſchaft, nicht Produkt: ſie iſt innere, freie Zuneigung verwandter Seelen, ſie iſt eine aus dunkler Sehnſucht ſich entwickelnde Empfindung der Leere, die nach Mittheilung und Vereinigung ſtrebt.

Jean Paul ſagt: „Der Witz iſt ein angeſchauter Verſtand,“ eben ſo könnte man ſagen: „Die Liebe iſt ein angeſchautes Gemüth.“ Gemüth und Verſtand aber ſind ſo heterogen, daß ſie ſich nicht ſelten gegenſeitig aufheben. Nichts deſto weniger finden wir gerade bei den witzigſten Menſchen eine Tiefe des Gemüths, die wie ein glühender Lavaſtrom unter der grünenden Decke der Ironie verborgen liegt, und bei allen Erſchütterungen deſto flammender und mächtiger ausbricht. Wer war witziger als Sterne, und zugleich zarter, gemüthlicher? welcher Deutſche darf ſich an Jean Paul's Urgebirge des Witzes heranwagen, und welcher deutſche Schriftſteller hat das Leben tiefer, inniger, wahrer und wehmüthiger aufgefaßt, mit allen ſeinen Wehen und Thränen, mit ſeinen Aſchenkrügen und Trauerhügeln? Selbſt in dem Buſen des Kälteſten, und, wie er geſcholten wird, gottloſeſten aller Witzigen, in Voltaires Buſen, ſtand das Bild der Menſchheit in ſeinem reinſten Tempel, und die Menſchheit verdankt doch nur ihm die Abſchaffung ihres größten Brandmarks: des Negerhandels.

Es iſt alſo auch anzunehmen, daß ein Witziger lieben kann, und lieben mit aller Gluth dieſer Empfindung, mit dem Accent grave dieſer Leidenſchaft, ja ſogar mit dem ganzen Gefolge der Thorheiten, Lächerlichkeiten und Heimlichkeiten, die der Liebe anheimgefallen ſind.

Die Liebe hält ihren Einzug auf verſchiedene Weiſe ins menſchliche Herz. Da ſchlägt ſie wie ein Blitz ein, und das Herz ſteht plötzlich, wie Moſes heiliger Buſch, in vollem Feuer und verzehrt ſich dennoch nicht; dort hält ſie ihren Einzug feſtlich und feierlich langſam, ſie kömmt mit dem ganzen Vorhof ihrer Macht; mit dem Glockengeläute des Herzens, mit der Thränenillumination und mit der Aufwartung aller Gefühle; hier zieht ſie durch das Auge, dort durch das Ohr in die Herzen ein. Wenn die Liebe aber einziehen ſoll in das Herz eines Witzigen, ſo giebt es vorher eine komiſche Schlacht. Der Witz ſteht vor dem Herzen und macht ihr den Eingang ſtreitig, dadurch, daß er ſich über ſich ſelbſt beluſtigt, er wirft nach der Liebe mit Selbſtſpöttereien, wie ein ſchwaches Kind mit kleinen Muſcheln nach dem Leuchtthurm wirft, um ihn zu erſchüttern; er hält die Witz-Lanzen und Bonmots-Spaniſche-Reiter als Schutzwehr vor; aber der Thor! er vergißt, daß, wer ſich gegen die Liebe wehret, ſchon verloren iſt, und daß es gegen Liebe, wie gegen Wölfe, faſt nur ein Mittel giebt: ſich ruhig, wie todt verhalten und ſie vorüber gehen laſſen! — Die Liebe iſt aber, trotz Witz und Spott, und Ironie und Selbſthohn in das Herz gedrungen, und demolirt es erſt nun recht, weil es nicht kapitulirt hat. Der Witzige, der nun verliebt iſt, er mag die Liebe tragen wie eine Schellenkappe oder wie einen Narrenhut, er mag ſie umnehmen wie eine Faſtnachtsjacke oder wie einen Schalksmantel, er mag ſich dabei geberden wie ein Faſchingthor oder wie ein Luſtigmacher, die Liebe ſitzt nichts deſto minder mit allen ihren Pfeilen in ſeinem Herzen, und alle ihre Wonnen durchbeben nichts deſto minder ſein Weſen, und alle ihre Leiden durchzucken und zerſtören nichts deſto minder ſeine Bruſt, und die Wonne der Gegenliebe ſteigt nichts deſto minder wie eine jubilirende Lerche in den Himmel ſeiner Seele auf, und der Jammer der hoffnungsloſen Liebe zerreißt und zerfleiſcht ſein Inneres nichts deſto minder mit allen ſeinen tauſend und abermal tauſend

Qual- und Leidenshaken, und die unnennnbare, ungeſtillte, in ewigen heimlichen Thränen großgezogene Sehnſucht umfaßt ihn nichts deſto minder mit den ſchmerzlich-ſüßen, weichen, und dennoch glühenden, zarten und doch ſtarken Banden und Blumenfäden der innigſten Wehmuth. Es ſcheint mir alſo unmöglich, daß ein unglücklich Liebender witzig ſeyn könne.

Der Fall aber, den Sie, meine ſchöne Unbekannte, mir vorlegen, iſt ein anderer. Er iſt glücklich und wieder geliebt, da allerdings ſpringen die Springbrunnen des Witzes in unerſchöpflichen Glanzſtrahlen empor und fallen in herrlichen Caskaden herab, und in den Perlen des Witzes ſpiegeln und brechen ſich die Strahlen der glücklichen Liebe, und gewähren ſo das impoſanteſte Schauſpiel. Wie leicht verzeihlich iſt es nicht bei einem ſolchen Witz-Rheinfall, wenn ein Schimmertröpfchen des ſchäumenden Bogens die Geliebte trifft? Freilich darf es kein anderes Tröpfchen ſeyn, als eben lauteres Waſſer, es darf nicht ätzende Säure, nicht freſſendes Gift ſeyn; es darf vor den Augenblick etwas frappiren, aber es darf keine Spur, am wenigſten einen Flecken zurücklaſſen. Denn wer die Geliebte empfindlich kränken, ſie kränkend beſchämen kann, in deſſen rohem Gemüthe hat die Liebe nie gewohnt. Ein leichter Scherz aber iſt leicht vergeben, und oft iſt es ja gerade das Uebermaaß der Liebe, welches ſeinen Gegenſtand gerne neckt, ſo wie Feuer und Waſſer ziſchen, gerade um ſich ewig zu vereinen.

Ich glaube alſo, daß es einem Witzigen nicht möglich iſt, einen beißenden Einfall auf ſeine Geliebte zu unterdrücken, weil ihn ein ſolcher gar nicht anwandeln darf, nicht anwandeln kann; daß er aber eine leichte unſchädliche Witz-Rakete über ihr Haupt hinſchwirren laſſen kann, ohne daß ſie ihn der Brandſtiftung in der Schäferei der Liebe beſchuldigen darf.

Somit hoffe ich, wird das Liebespaar, welches gewiß ſchon längſt verſöhnt iſt, mit meiner Meinung nicht unzufrieden ſeyn, und mir um ſo eher Nachſicht gönnen, da ich über „Witz“ und „Verliebtſeyn“ nur wie ein Armer über fremde Güter urtheilen kann.

Die Morgenſtunde eines ſchwärmeriſchen Herzogs.

Aurora musis amica.

Die goldfingerige Aurora küßte mit rothen Lippen voll Licht das Boulevard des Capucins, die grünſeidnen Vorhänge aber des herzoglichen Schlafgemaches hiengen tief herab, weder die Sonne noch die Polizei konnten ins Zimmer dringen.

Die Morgenſtunde hat bei der jetzigen Zeit nicht nur Gold, ſondern auch Polizei im Munde; die Morgenſtunde muß alſo ein ſehr großes Maul haben!

Der Herzog aber ſchlief ſanft, ſüße Träume von zu bezahlenden Schulden und zu errichtenden Armeen und zu erobernden Ländern umgaukelten ſeinen Schlummer. Die Herzoge ſind ſehr human und ſehr liberal, wenn ſie träumen!

Und er träumte, er wolle ſeinem Lande eine Conſtitution geben, wie ſie Europa noch nicht ſah! Er wollte die vielen Scharten mit einer einzigen Charte auswetzen; er wollte aus ſeinem Lande ein Eliſium machen und damit beginnen, daß ſeine Unterthanen alle wie die Schatten herumwandeln ſollen. Auch ſeine Schulden wollte er bezahlen und keine Schauſpielerin mehr zum Finanzweſen erheben, und was dergleichen ſchwärmeriſche Träume eines unſchuldigen Herzens mehr ſind.

Allein die Polizei hat keinen Reſpekt vor Träume! Im Gegentheil, die Polizei leidet nicht, daß man träume, die Polizei ſtört uns aus manchem ſchönen Traum auf, denn ein Menſch kann verflucht polizeiwidrige Sachen träumen!

So ſtand denn die Polizei vor dem Hauſe des ſüßen Träumers, ſie hörte ihn träumen, und beſchloß, ihm ſeinen Traum auszulegen. Aber das Hausthor war zu und die Polizei konnte doch nicht zum Schornſtein hineinfliegen! Da brachte man zum Glück dem Herzog die „Gazette médicale.“ Der Herzog las wahrſcheinlich nichts Anderes als die „Mediziniſche Zeitung.“ Er wollte wahrſcheinlich in ſeinem Lande eine mediziniſche Zeitung etabliren für den wahrſcheinlichen Fall, wenn bei ſeinem Regierungsantritt ſeine Unterthanen in eine ſchwere Krankheit fallen ſollten.

Die Polizei ergriff die Gelegenheit und ſchlüpfte mit der

„Gazette médicale" in das Vorzimmer ſeiner träumeriſchen Durchlaucht. Es iſt dieſes der erſte Fall, daß eine Zeitung der Polizei die Thüre wieß; ſonſt iſt es immer umgekehrt.

Das Schlafgemach war feſt verſchloſſen, damit ſeiner Durchlaucht kein humaner Traum geſtohlen werde.

Die Polizei klopfte ganz höflich: „Schlafen Eure Durchlaucht?"

Herzog. Nein.

Die Polizei. So machen Sie gefälligſt auf, die Polizei iſt da.

Herzog. Ich ſchlafe.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligſt in der Schweiz ſchlafen.

Herzog. Ich träume.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligſt in der Schweiz träumen, hier träumt man ſehr theuer, hier koſtet ſo ein herzoglicher Traum ein paar Millionen. Machen Sie auf!

Herzog. Was!

Die Polizei. Machen Sie auf, die Thüre und ſich.

Herzog. Ich proteſtire.

Die Polizei. Erlauben Sie gefälligſt, daß wir die Thüre aufbrechen laſſen.

Herzog. Ich proteſtire.

Seine Durchlaucht proteſtirten und der Schloſſer brach die Thüre auf, denn die Polizei bringt mit Hülfe eines Schloſſers auch durch verſchloſſene Thüren. Der Herzog lag noch im Bette. Ach, man liegt ſo weich auf Geld, welches man nicht hat, auf einer Armee, die man erſt zuſammentreiben will, und auf Unterthanen, die noch geboren werden ſollen! Allein die Polizei hat ihren Zahn gerade auf Leute, die ſo recht weich liegen.

Die Polizei tritt höflich auf Se. Durchlaucht zu: „Eure Durchlaucht, wir ſind gekommen, um Ihnen höflichſt zu ſagen, daß es heute ein ſehr ſchöner Morgen iſt, die Witterung iſt unſerm Unternehmen günſtig, ſtehen Sie auf, und begleiten Sie uns nach der Schweiz, die Gebirgsluft wird Ew. Durchlaucht ſehr wohl thun!“

Herzog. Ich proteſtire. (Er ſteht auf.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligſt Beinkleider anziehen?

Herzog. Ich proteſtire. (Er zieht Beinkleider an.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligſt eine Weſte anziehen?

Herzog. Ich proteſtire. (Er zieht eine Weſte an.)

Die Polizei hat eine eiſerne Geduld, und dabei iſt ſie ſo phlegmatiſch, wie ein Theaterdirektor. Sie erſuchte bei jedem Kleidungsſtück ganz höflich und ruhig und gefällig; ſie half ihm ſogar, und Se. Durchlaucht fand die Polizei dieſesmal ſehr anziehend.

Die Polizei. Sind Ew. Durchlaucht nun ganz angezogen?

Herzog. Ja, aber ich proteſtire.

Die Polizei. Nun werden Ew. Durchlaucht auch ſogleich ausgezogen ſeyn; nach welcher Gränze wollen Ew. Durchlaucht uns bringen.

Herzog. Ich kenne keine Gränzen, ich habe nie Gränzen gekannt. Ich bin hierher gekommen, weil man hier am ungeſtörteſten träumen kann. Ich rufe Ihre Geſetze auf, nach welchen es jedem Menſchen geſtattet iſt, zu träumen was er will.

Die Polizei. Eure Durchlaucht verſtehen das nicht. Wenn Sie träumen wollen, ſo träumen Sie einen eigenen Traum! fangen Sie ſich Ihren Traum ſelbſt an; Sie wollen aber einen Traum, den *wir* zu träumen angefangen, auf Ihre Rechnung fortſetzen, das geht nicht. Ueberhaupt, was gehen uns Geſetze an? Die Polizei fängt ja eben da an, wo die Geſetze aufhören.

Herzog. Ich proteſtire; in meinem Lande war es anders, da fiengen die Geſetze gar nicht an, o cara patria!

Die Polizei hatte indeſſen den Arm Sr. Durchlaucht ergriffen, und ihn ſachte bis an die Treppe begleitet. Der Herzog ſah ſich noch einmal um, ob er keinen Traum liegen ließ, dann ſtieg er in den Wagen, die Polizei ſtieg nach. Was ſie da noch geſprochen haben, konnte ich nicht hören, denn der Wagen klapperte zu ſehr; ſie fuhren ab, wie er dabei fuhr, wird die Folge lehren.

Mantel-Rede,

in den Wind geſprochen, als ich im Herbſte zum erſtenmal wieder meinen Mantel anzog.

Der Menſch hängt in ſeinem Leben ſo vielerlei Sachen an den Nagel, und glaubt ſie nicht mehr zu brauchen, am Ende aber holt er ſie wieder herunter; nur eines hängt er zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herabnimmt — ſich ſelbſt.

Die ganze Kunſt, im Leben glücklich zu ſeyn, beſteht darin, die Sachen alle zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen, und ſie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen. Hätte Walter Scott die Feder an den Nagel gehängt, bevor er ſeinen „Napoleon" ſchrieb, er würde vielleicht bei Vielen noch für einen großen Schriftſteller gelten. Hätte Napoleon ſein

Schwert an den Nagel gehängt, bevor er nach Rußland zog, ſo hätten ihn die theeſaufenden Waſſerratten nicht zu todt gemagenkrebſt! Hätten alle ultraliberalen Schreier ihre Lungen zur rechten Zeit an den Nagel gehängt, ſie würden jetzt nicht ſelbſt bei allen Gerichten hängen.

Wir Deutſchen ſind aber ungeſchickt in der Zeit wann wir unſere Dinge an den Nagel hängen, z. B. Wenzel Sternau hängt ſeine Deputirtenſtelle gerade zu einer Zeit an den Nagel, wo er ſeiner Anſicht hätte nützlich ſeyn können, und holt dafür ſeine Schreibmuſe vom Nagel herunter, die füglich beſſer hätte hängen bleiben können! In Frankfurt am Main hängen ſie den Krämergeiſt an den Nagel, um Ehrenſäbel zu verſchenken, und holen den Geiſt der Freiheit vom Nagel herunter zu einer Zeit, wo der Geiſt die Freiheit verunſtaltet, und die Freiheit den Geiſt zu Boden drückt!

Darum: „Die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel gehängt, und ſie zur rechten Zeit wieder herunter geholt,“ das heißt man den Nagel auf den Kopf treffen; wer das nicht verſteht, der trifft den Kopf auf den Nagel und bleibt allſeinlebtag vernagelt!

Bei keiner Sache iſt dieſe „rechte Zeit“ aber ſo wichtig als bei dem Mantel! Wer den Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen, und zur rechten Zeit wieder herunter zu holen weiß, der iſt ein Philoſoph und ſein Mantel iſt der Sokrates-Mantel und ein Krönungs-Mantel und ein Doktok-Fauſts-Mantel, der alles kann und alles zu Wege bringt.

Den Mantel nach dem Winde hängen, das iſt ein leichtes in unſerer Welt voll Wind, das kann jeder Windbeutel, das eigentliche Geheimniß der Diplomatie beſteht darin, den Mantel nach dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht; gehorſamer Diener, das iſt ein ſchweres Stück! Ein wahrer Diplomat hängt im Auguſt ſeinen Mantel nach dem Winde, der im Dezember gehen wird, um dann den Dezemberwind nach ſeinem Auguſt-Mantel hängen zu können!

Es giebt Mantelkünſtler auf der Welt, z. B. Talleyrand, der hat ſeinen Mantel ſo oft nach dem Winde gehängt, bis der Mantel zuletzt ſeinen Talleyrand nach dem Winde hängte. Ueberhaupt taugt die Redensart: „man muß den Mantel nach dem Winde hängen,“ nichts; es ſoll heißen: „man muß den Mantel in den Wind hängen,“ da ſieht man, woher der Wind bläſt, dann „muß man ſich nach dem Mantel hängen!“

Ich habe Menſchen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch den Mantel ſo nach dem Winde zu hängen wußten, daß ſie in allen Mantelrollen zu Hauſe waren und ſich zu ächten Mantelkindern des Glücks empor hängten!

Ich habe andere Menſchen gekannt, die es ſo wenig verſtanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß ſie beſtändig ihren Mantelſack auf dem Rücken haben mußten!

Wiederum habe ich Menſchen gekannt, die jeder Sache, jedem Gedanken, jedem Ausdruck ein Mäntelchen umzuhängen wußten, und dadurch ihre eigene Nichtigkeit bemäntelten.

Ich habe andere Menſchen gekannt, die ihre ſchönſten Tage einem Nachtmantel, und ihre luſtigſten Stunden einem Trauermantel zu verdanken hatten.

Ich habe Menſchen gekannt, die in Kirchen unter dem Mantel der Andacht nach Frauenmäntelchen ſpähten, und wiederum andere, die unter dem Mantel der chriſtlichen Nächſtenliebe ihrem Nächſten den Rock auszogen. Ich habe Mantel-Schüler gekannt, die Staatsmäntel trugen, und Frauenmäntel, die Krönungsmäntel am Kragen hatten!

Ich habe Menſchen gekannt, die ſehr einſeitig waren, und die doch den Mantel auf beiden Schultern trugen; die hatten freilich eine hohe Schulter! Andere Menſchen hängen den Mantel blos deßhalb nach dem Winde, damit das Futter herauskomme!

Das Alles dachte ich, als ich am 16. September meinen Mantel vom Nagel nahm, und ihn wieder umhieng. Ich wickelte mich feſt in den Mantel ein und dachte: das iſt eine verwickelte Geſchichte!

Heiligſprechendes Sendſchreiben an König Pharao,

weiland Tyrann von Egypten.

Allergnädigſter Tyrann!

Als ich noch ein Kind war, habe ich viel heilige Prügel bekommen, nämlich Prügel beim Studieren der heiligen Schrift. Mein Inſtruktor, der fromme Cheskel, hat mir die fünf Bücher Moſes nicht nur auf die Seele, ſondern auch auf den Rücken gebunden, und ich habe in den allerhöchſten Angelegenheiten Eurer Majeſtät verſchiedene Püffe zu faſſen die hohe Ehre gehabt.

Eure Majeſtät hatten nämlich allergnädigſt geruht, die Juden in allerhöchſtdero Staaten allerhuldreichſt zu kujoniren; bei dem Leſen dieſer Stellen gerieth der Rabbi Cheskel in einen ſolchen blinden Wutheifer, daß er mich für Eure Majeſtät gehalten haben muß, und Eure Majeſtät auf meinem Rücken in Effigie zerbläute. Ich faßte deßhalb einen grauſamlichen Haß gegen Eure Majeſtät, und Eure Majeſtät geruhten, mir ein Ideal der Tyrannei, ein Urbild der Abſcheulichkeit, ein Ausbund von Deſpotismus und Unmenſchlichkeit zu ſeyn. Verzeihen Eure Majeſtät, es war ein thörichter, kindiſcher Irrthum. Eure Majeſtät geruhen nicht zu wiſſen, welche falſche Schlüſſe der Kopf macht, wenn der Rücken geprügelt wird; Eure Majeſtät haben gewiß nicht geruht, in allerhöchſtdero Jugend geprügelt worden zu ſeyn, ſonſt hätten Eure Majeſtät die armen Juden nicht ſo prügeln laſſen!

Inſonders aber war mein Herz zerknirſcht, und meine Augen ſtrömten von Thränen über, als es zu der Stelle kam:

„Jedes Söhnlein, das geboren wird, ſoll man in's Waſſer werfen, die Töchterlein aber leben laſſen!“

Ich fragte heulend meinen Rabbi Cheskel, warum Eure Majeſtät denn glaubten, die jüdiſchen Töchterlein wären waſſerſcheu? Rabbi Cheskel antwortete mit dem Knopfe eines ſpaniſchen Rohrs, unbekümmert darüber, ob Spanien in dieſe Frage interveniren wolle, und die Antwort ließ einen langen blauen Gedankenſtrich auf meinem Rücken zurück. Dazumal habe ich Eure Majeſtät in Gedanken mit einem langen geiſtigen ſpaniſchen Rohr allerdemüthigſt durch und durch geprügelt! Ach, Eure Majeſtät, es war eine ſüße Schwärmerei!

Ich bin älter geworden, ich vermag zu urtheilen, und Eure Majeſtät volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen!

Ich habe in der Augsburger allgemeinen Zeitung geleſen, wie jetzt in Polen die Kinder geopfert werden *), und kehre zu Eurer Majeſtät zurück, um zu geſtehen, daß Eure Majeſtät der gnädigſte, der mildeſte, der gemüthlichſte und leutſeligſte Regent waren.

Was haben Eure Majeſtät denn Grauſames gethan? Eure Majeſtät haben die Judenknaben gleich bei der Geburt in's Waſſer werfen laſſen? Das war Gnade, Barmherzigkeit! Eure Majeſtät wollten nicht haben, daß die Juden heranwachſen, damit ſie bei den beſtehenden Landesgeſetzen ſich dann ſelbſt ins Waſſer ſtürzen müſſen! Eure Majeſtät geruhten, ſie allergnädigſt zu ihrem Seelenheil erſäufen zu laſſen!

Eure Majeſtät, ich habe die allgemeine Zeitung geleſen,

---

*) Zu Ehren der Menſchheit, zu Ehren der ruſſiſchen Regierung, halten wir jene Nachricht gewiß für unwahr, und wollen deßhalb dieſen Aufſatz blos als Phantaſie betrachtet wiſſen.

und mein Blut gerann in meinen Adern, meine Pulſe bebten, mein Herz blutete an tauſend und abermal tauſend tiefgeriſſenen Wunden, und meine Augen ſtrömten über von heißen, bittern Thränen, und meine Seele zuckte im ſchmerzlichſten Krampfe, und all' mein Weſen war voll von Weh und Leid, von Jammer und Vernichtung! Ich war außer mir! In der Ungerechtigkeit des erſten Schmerzes fieng ich blutigen Hader mit der Vorſehung an!

Kinder, zarte Kinder, ſchuldloſe Säuglinge, lallende Weſen, weggeriſſen aus dem Arm des Vaters, von der liebenden Mutterbruſt, von der wohnlichen Sonne der Heimath, von der ſorglichen Pflege der Eltern, nackt, hungernd, winſelnd, vor Froſt zitternd, wie die Kälber auf Wägen geworfen, dahingeſchleppt in die Sklaverei, auf dem Wege verſchmachtend und an der Heerſtraße noch zuckend hingeworfen, im Staube die kleinen Finger grabend, mit dem verdorrten Zünglein den Sand aufleckend, die gebrochenen Aeuglein ſelbſt auswühlend, verendend wie ein Wurm, unbegraben, die zarten Gliedmaßen preißgegeben dem Wilde des Feldes! — Die troſtloſe Mutter ſchaut händeringend in die Ferne, die Augen blind geweint um die zarte Frucht ihres Leibes, die Bruſt mit Blut gefüllt ſtatt mit Muttermilch; der Vater ſieht mit ſtarrem Blick zum Himmel, ſein einziges Kind, die ſüße Frucht ſeiner heiligen Liebe, das ſegensvolle Geſchenk der barmherzigen Gottheit, ſein Licht und ſein Troſt, ſein Stab und ſeine Stütze, ſein

Alles von ihm weggeriſſen in Elend, in Sklaverei und Tod, und nicht einmal wiſſen die Eltern, wohin ſie ihre Seufzer nachſchicken ſollen, wiſſen nicht, wo die kleinen Ueberreſte begraben ſind, oder ob nicht ihr junges Gebein auf freiem Felde von der Sonne gebleicht wird!

Die Menſchheit ſchaudert bei dieſen Thaten, die Natur entſetzt ſich, die Welt erbebt ob dieſen Gräueln, und zum Himmel hinauf dringt das Aechzen der zertretenen Herzen, der Klag- und Wehruf des geſchändeten Ebenbildes Gottes, das Blut der geſchlachteten Kinder dampft empor zum Richter aller Thaten, und die Erde windet und krümmt ſich ſchmerzhaft unter dem frechen Stachel der gottſchänderiſchen Zeit!

Eure Majeſtät, Pharao! Eure Majeſtät waren ein Heide, Sie beteten einen Hund an und einen Ochſen, Sie waren ein Thier wie Ihr Gott! der Segen der chriſtlichen Religion hat das Herz Eurer Majeſtät nicht mit Liebe und Milde gefüllt; das Chriſtenthum hat ſeinen göttlichen Friedensbogen nicht gezogen durch die nächtige Seele Eurer Majeſtät; die offenbarte Gnade hat die finſtere Decke vor der Seele Eurer Majeſtät nicht heilvoll gelichtet.

Wir aber, wir nennen uns Chriſten! das Morgenroth des Glaubens hat die Nebel und die Schatten in die Tiefen zurückgedrängt; für uns hat der chriſtliche Glaube die reinſte

Blüthe des ſittlichen Lebens getrieben; für uns hat er die irdiſche Natur gereinigt zur Aufnahme des göttlichen Reichs; für uns hat der Heiland am Kreuze geblutet, um als verherrlichter Mittler, Himmel und Erde, Gott und Menſch zu verſöhnen im Blutkuſſe unendlicher Liebe; für uns geſchah das Alles, wir ſind Chriſten und die Altardecke der chriſtlich geweihten Erde raucht auf vom Blute erdroſſelter Chriſtenkinder!

Ach, Eure Majeſtät, Sie waren mehr Chriſt als wir, Sie haben doch die Töchterlein leben laſſen!

Lieder der Servilität.

Servil bin ich und will es ſeyn,
Zum Trutz den Liberalen,
Die mit erlog'nem Heuchelſchein
In falſcher Freiheit prahlen.

Servil bin ich, das ſey mein Loos
Auf meinem Lebenspfade,
Wer hier gedient wird oben groß,
Nur Demuth führt zur Gnade.

Servil bin ich, ich bleib' dabei,
Die Knechtſchaft will ich feiern,
Und fühle mich doch göttlich frei,
Trotz Skriblern und trotz Schreiern!

1.

Servil bin ich vor Gottes Thron,
Und liege tief im Staube,
Wie auch des Zeitgeiſts frecher Hohn
Beſpöttle Kirch' und Glaube.

Ich grüble nicht, wer ſeinen Thron
Im Firmament gegründet,
Wer als den Reif zu ſeiner Kron'
Den Himmelsdom gegründet.

Ich frage nicht, gehirnverbrannt,
Ob er denn unverletzlich,
Ob er vom Himmel uns geſandt
Rechtmäßig und geſetzlich.

Ich kann ihn nur aus ſeiner Macht
Und Herrlichkeit erkennen,
Wenn Sonn' und Mond und Sternenpracht
In ſeinem Thronſaal brennen.

Ich weiß, daß er mein Erdentheil
Zu ſeinem Dienſt berufen,
Auf daß es dien', zu meinem Heil,
An ſeines Thrones Stufen.

D'rum dien' ich ihm zu jeder Stund
Voll Freud' und unverholen,
Und niemals fragt mein Dienermund
Warum er's ſo befohlen.

Und zürnt er mir, ſo bleib' ich ſtumm,
Wie hart er mich auch ſtrafe,
Noch herzlicher werd' ich darum
Sein Diener und ſein Sklave.

Im höchſten Schmerz, im höchſten Leid,
In herbſten Erdennöthen,
Läßt er uns doch die Seligkeit
Zu weinen und zu beten!

D'rum bleib' vor Gott ich ſtets ſervil,
Und Knecht an Herz und Sinnen,
Bis ich das letzte Erdenziel,
Den Himmel kann gewinnen!

2.

Servil in meiner Liebe,
Servil nur will ich ſeyn,
Auf daß ſie ewig bliebe
Die ſüße Herrin mein.

Vor ihr mich tief zu neigen
 Begehrt mein Sklavenſinn,
Weil ich ihr ganz leibeigen
 Als Knecht und Diener bin.

Und wollte ſie mir ſchenken
 Den gold'nen Freiheitsbrief,
Sie würde mich nur kränken
 In meiner Seele tief.

Zu dienen und zu leiſten
 Den Wunſch, ihr abgeblickt,
Das iſt's, was ja am meiſten
 Den Liebenden beglückt.

Und wenn ſie auch regieret
 Deſpotiſch, unumſchränkt,
Das ſelber ſie nur zieret
 Und neuen Reiz ihr ſchenkt.

Wenn ſie auch widerrechtlich,
 Tyranniſch mich verbannt,
Faſſ' ich doch doppelt knechtlich
 Die ſüße Herrſcherhand.

Und wenn ich dann auch ſchreite
Ins ferne Land von hie,
So bleibet in der Weite
Doch meine Herrin ſie.

So weit ſie mich auch triebe
Sie wär' mein Dienſtesziel,
So bleib' ich in der Liebe
Mein Lebelang ſervil!

3.

Ich ſag' es frei: ich bin ſervil,
Servil und unterthänig,
Dem ſüßen, gold'nen Saitenſpiel,
Dem Allerherzens-König!

Der Muſe dien' ich lebenslang
Mit meiner einz'gen Leyer,
Und geb' in baarem Silberklang
Ihr Prieſterzehnt und Steuer.

Der Muſe Knecht und Unterthan
Muß ich ihr Alles geben;
Faßt ſie mich auch oft ſchmerzlich an,
Und fordert Herz und Leben.

Voll Willkühr herrſcht ſie über mich,
Bald zornig und bald huldig,
Doch füg' ich mich ganz williglich,
Demüthig und geduldig.

Bald lächelt ſie voll Majeſtät,
Reicht mir die Hand zum Kuſſe,
Daß mir das Lied vom Herzen geht
Im lieblichſten Erguſſe.

Bald iſt ſie fürſtlich kalt und ſtolz,
Verdrießlich, ungegnädig,
Dann bleibt mein todtes Leyerholz
Des ſüßen Tones ledig.

Und dennoch fall' ich auf die Knie
Vor ihrem Herrſcherthrone,
Und trink' in ſüßer Freneſie
Die Strahlen ihrer Krone.

Und ſchwöre lang und ſchwöre viel
Dem hohen Götterweibe,
Daß ich ihr dienſtbar und ſervil
Für ew'ge Zeiten bleibe.

Schillers „Mädchen aus der Fremde“ vor der Polizei.

Der Polizeipräſident zu X. hatte das Pulver nicht erfunden, weder das Schieß-, noch das Zahn-, auch nicht einmal das Rattenpulver. Es iſt auch nicht nöthig, daß ein Polizeipräſident etwas erfinde, er ſoll blos auffinden. Der Polizeipräſident zu X. war auch kein Liebhaber und kein Kenner von Poeten und Poeſien, er kannte nur die in ſeiner Stadt lebenden Dichter, die auf der Polizei zuweilen Cenſurvergehen halber eingeſperrt wurden. Poeſie und Polizei lieben ſich gegenſeitig nicht ſonderlich, indeſſen hatte der Polizeipräſident zu X. doch einen Sekretär, dem der Böſe es angethan hatte, daß er einen Hang zu poetiſchen Erzeugniſſen bekam, und er hatte unter den Akten immer einen Dichter liegen, d. h. einen gedruckten.

Eines Tages war dieſer poetiſche Polizeiſekretär eben beſchäftigt, bei ſeinen Akten heimlicher Weiſe Schillers „Mädchen aus der Fremde“ für ſeine Geliebte auszuſchreiben, als der Präſident plötzlich eintrat. Der Sekretär ſchob das abgeſchriebene Gedicht ſchnell in die Akten hinein und machte ſich an ein anderes, ihm eben vom Präſidenten aufgetragenes Geſchäft. Indeſſen nahm der Präſident die Akten des Sekretärs, die das Referat für ihn enthielten und gieng in ſein Büreau.

Hier fand er das Schiller'ſche Gedicht, welches der Sekretär auf einen Aktenbogen hingeſchrieben hatte. Er las und las, und ſtaunte immer mehr, er glaubte, es ſey ein Polizeibericht aus einem der umliegenden Dörfer.

„Sehr verdächtig!“ ſagte er, und legte die Hand an die Stirn; „mit jedem jungen Jahr erſcheint das Mädchen!“ — „Ein Mädchen ſchön und wunderbar!“ — „Da ſteckt etwas dahinter!“ Er klingelte heftig, und ſein Sekretär kam herein: „Eine ſchöne Beſcheerung!“ rief er ihm entgegen, „da iſt wieder ſo ein Einlauf von einem jungen liederlichen Mädchen, oder was ſie ſonſt ſeyn mag, ſehen Sie!“ Er hielt ihm den Aktenbogen hin, der Sekretär gerieth in eine jämmerliche Verlegenheit und der Präſident fuhr fort:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher ſie kam.“

„Zum Teufel auch, hat man ſie denn nicht nach ihrem Paß gefragt, ſie muß doch irgendwo herkommen! und nun gar die Dummheit:

„Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.“

Wie iſt das möglich, ein berittener Gensd'armes wird doch wohl ſo ein dummes Ding von Mädchen einholen können, wenn er ihr gleich nachgeritten wäre. Aber auf dem Lande thun die Gensd'armes gar nichts!“

Der Sekretär wollte ſprechen, allein der Präſident war ſo in Eifer gerathen, daß er mit aller ſeiner Amtsmiene fortfuhr, und plötzlich rief er, wie von einem Blitz durchzuckt, aus: „Ha! mir fällt was ein, wie?“

„— Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.“

„Alſo eine vornehme Perſon als Blumenmädchen? Sie, Herr Sekretär, das iſt entweder die Gräfin Wrisberg aus Braunſchweig, die aus dem Gefängniß entſprang, oder vielleicht gar die Herzogin von Berry, wer kann's wiſſen! Die Indizien häufen ſich immer mehr:

„Sie theilte Jedem eine Gabe“ u. ſ. w.

Sie will das Volk beſtechen; das merk' ich ſchon, und das

„Willkommen waren alle Gäſte;"

das ſoll ſo einen Schein von Popularität auf ſie werfen, ſie ſucht einen Anhang. Herr Sekretär, da nehmen Sie den Polizeibericht wieder mit, begeben ſich ſogleich mit zwei verkleideten Polizeicommiſſären an Ort und Stelle, und ſchaffen mir dieſes verdächtige „Mädchen aus der Fremde", dieſes landläuferiſche Blumenmädchen ſogleich hieher, aber unter ſtrenger Bedeckung, und machen Sie kein Aufſehen."

Der geängſtigte Sekretär krümmte ſich verlegen wie ein Spulwurm, bat demüthig um Verzeihung, und referirte unterthänigſt, wie ſothanes „Mädchen aus der Fremde" blos ein Gebilde der Einbildungskraft, eine bloße Fictio ſeye, von einem wunderſamen Kauz, Schiller geheißen, in ſo abſonderliche Verſe gebracht, zu Kurzweil und eitel Zeitvertreib; daß aber an der ganzen Fabula kein wahres Wörtchen ſeye.

Da ſchimpfte der Präſident gewaltig auf den albernen Skribler, der ſeine pudelnärriſchen Einfälle ſo einkleide wie ein Polizeibericht, und der Sekretär wurde mit dem Verweis entlaſſen, ſich mit ſolchem Schnickſchnack nicht weiter zu befaſſen.

Inhalt.

Seite

Memoiren einer Zeitgenoſſin 1
Là bas und Amor's Oberlippe 8
Long-champs 16
Die Macht der Sympathie 24
Volksſchmeichler und Zeitgeiſt-Verdreher 32
Der erſte Kerb und der tauſendſte Thaler 39
Legitimer Witz und illegitime Einfalt 47
Gedankenloſe Gedanken über gegenſtandloſe Gegenſtände 55
Leſers Leiden durch politiſche Sprüchwörtr 61
Der Autokrat, die Kurländer Juden und die Cholera . 69
Gratulations-Schreiben an meine Freundin Sara Levi zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes . . 80
Der ſatyriſche Müßiggänger 84
Vierhändige Natur-Phantaſien 88
Zeitgeiſts Morgenroth uud Hoffnungen 94
Mein Ohr als Cenſur-Artikel 98
Preßfreiheit und Preßgeſetze 107
Die deutſche Butter in Bezug auf deutſche Literatur, Kunſt und Cenſur 119
Das hauſirende Siebengeſtirn 124
Der Kenner des weiblichen Geſchlechts 132
Dreiköpfiges 137
Leſen übt den Verſtand 140

Seite

Lebende Bilder:

1. Der Pantoffelmann. 145
2. Der Tauſendſapperments-Alles- und Nochmehrwiſſer 149
3. Der Glückspilz und der Unglücksvogel . . . 156
4. Der Eckgaſt 159
5. Der Viſiten-Mörder 164
6. Der Judenfeind. 170

Arabesken.

Beantwortung der von einer Geſellſchaft Damen eingegangenen Frage: „ob es einem witzigen Menſchen möglich ſey, einen Einfall, und ſollte er auch ſeine Geliebte treffen, zu unterdrücken?“ 177
Die Morgenſtunde eines ſchwärmeriſchen Herzogs . . 184
Mantel-Rede, in den Wind geſprochen, als ich im Herbſte zum erſtenmal wieder meinen Mantel anzog 190
Heiligſprechendes Sendſchreiben an König Pharao, weiland Tyrann von Egypten 195
Ueber der Servilität 201
Schillers „Mädchen aus der Fremde“ vor der Polizei. 207

Conditorei des Jokus.

Anzeige für Gebildete.

Bei Carl Focke in Leipzig iſt erſchienen:

Gallerie

auserleſener Familiengemälde. Aus dem Engl. von *r. 8 Theile. 10 Thlr., oder 18 Fl. rheinl. Enthält:

Die Erbſchaft. 3 Thle. 4½ Thlr. oder 8 **Fl.** 6 Kr. rheinl.

Mathilde. 2 Thle. 1¾ Thlr. oder 3 Fl. 9 Kr. rheinl.

Die Heirath. 3 Thle. 3¾ Thlr. oder 6 **Fl.** 45 Kr. rheinl.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich bereits ſo entſchieden über den gediegenen Werth dieſer Familiengemälde erklärt, daß es überflüſſig ſeyn würde, noch etwas zu ihrem Lobe hinzuzufügen. — Treffende Charakterzeichnung, Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, ein fließender Styl, unterſcheiden ſie vortheilhaft von der Mehrzahl der Romane, und der Verleger hielt es für Pflicht, ihnen eine — ihrem inneren Werthe angemeſſene — anſtändige äußere Ausſtattung zu geben.

Conditorei des Jokus

oder

ſcherzhafte Bonbons, Früchte und Confitüren

für

ſpaßliebende Näſcher und luſtige Leckermäuler.

Eine Auswahl
jokoſer Aufſätze, Einfälle, Anekdoten und Witzſpiele
aus dem
„Berliner Courier"
und der
„Berliner Schnellpoſt."

herausgegeben
von
M. G. Saphir.

Leipzig, 1828.
Verlag von Carl Focke.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Gedruckt bei Georg Maret.

Der Mozart.

Parodie des Handſchuh's von Schiller.

Vor der Theater-Probe,
In voller Garderobe,
Stand Direkteur
Und um ihn die großen Akteure
Und rings die Herren Regiſſeure,
Inſpizienten und noch mehr.

Und wie er ſucht unter den Sachen
Um das Repertoir zu machen,
Herein mit graziöſem Schritt
Ein Jocko tritt
Und ſieht ſich ſtumm
Ringsum,
Und thut ſich kratzen
Mit ſeinen Tatzen;
Und die Regiſſeure
Erzeigen ihm Ehre.

Und der Direkteur ſucht wieder,
Da ſtellt ſich behend
Ein zweites Thier,
Und es rennt
Mit wildem Sprunge
'Ne Wölfin herfür.
Wie die den Jocko erſchau't,
Heult ſie laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge.
Und empfangen mit Gunſt
Von den Herren der Kunſt,
Und ſüßem: „à revoir!"
Wird ſie in's Repertoir
Auch eingeſchaltet.

Und der Direkteur ſucht wieder,
Da ſpei't das geöffnete Haus
„Leopard und Hund" auf einmal heraus.
Die weiſen mit wahrem Künſtlerneid
Die Wölfin zur Seit';
Die packt ſie mit ihren grimmigen Tatzen.
Und der Jocko mit Gebrüll

Richtet ſich auf, da wird's ſtill.
Und herum in den Kreis,
Von Spiel=Luſt heiß,
Lagern ſich die kunſtvollen Katzen.

Da ſetzt an des Repertoires Rand
Der Direkter mit zagender Hand,
Zwiſchen der Wölfin und dem Jockomann
Eine Oper von Mozart an.

Und zu dem Regiſſeur, bittender Weiſ'
Wendet ſich Aktrice Kunigund':
„Herr Regiſſeur! iſt Eure Liebe ſo heiß
Wie Ihr mir's ſchwört zu jeglicher Stund',
So ſtreicht mir den Mozart aus!"

Und der Regiſſeur ſtill wie eine Maus,
Lieſ't noch einmal die furchtbaren Dinger,
Erhöret die Bitte,
Und auf der Ungeheuer Mitte
Streicht er den Mozart mit keckem Finger;

Und mit Erſtaunen und mit Grauen
Sehen's die Abonnenten und ihre Frauen,

Und gelaſſen bringt er die Rolle zurück.
Da ſchallet ſein Lob aus jeglichem Munde,
Und mit zärtlichem Liebesblick.
Empfängt ihm Aktrice Kunigunde.
Und er legt die Roll' ihr auf den Schooß:
„Den Mozart, Dame, wären ſie los!“
Und meldet ſie heiſer zur Stunde.

Karakteriſtiſcher Wohnungs-Anzeiger der Stadt Berlin.

Die jungen Mädchen wohnen in der Roſenſtraße, die verblüh'ten in der alten Schönhäuſerſtraße, die reichen in der Münzſtraße, die armen in der Letztenſtraße; die wohlhabenden Wittwen in der Mittelſtraße; die Frechen in der Dragonerſtraße, die Frommen in der Taubenſtraße, und die alten Jungfern in der Kloſterſtraße. Die Mädchenjäger wohnen in der Jägerſtraße; die Galanten in der Kurſtraße; die Ledigen in der Junkerſtraße; die Verheuratheten in der neuen Welt; die Wittwer in der Oberwaſſerſtraße, und die alten Hageſtolze in der alten Grünſtraße. Die

Schmarotzer wohnen in der Kochſtraße; die Pflaſtertreter in der Laufgaſſe; die Feigen auf der Haſenhaide, die Komplimentenmacher in der Scharrenſtraße, und die eitlen Gecken im Montirungs-Depot. Die Aerzte wohnen in der Todtengaſſe; die Rechtsgelehrten in der langen Gaſſe, die Gelegenheitsdichter in der Breitenſtraße; die Journaliſten in der Waſſergaſſe; die Satyriker in der Salzgaſſe; die Pikanten am Platz an der Hausvoigtei; die Ueberſetzer im alten Packhofe, und die Melodienverſeher in der Stallſchreibergaſſe. Die Gardiſten wohnen in der Neumannsgaſſe; die Anſchwärzer in der Mohrenſtraße; die Geſchwätzigen an der Schleuſe, die Getauften auf dem Schinkenplatz; die Theater-Enthuſiaſten in der Schäfergaſſe; die Milchbärte auf dem Molkenmarkt, und die alten Zierbengel auf der böhmiſchen Bleiche.

Unmenſchliche Tonkunſt (wahr).

Bei der Probe zu einem neuen Stücke, worin ein Menſch eine Wölfin darſtellte, war eben das Orcheſter recht im Zuge, als der Thierrepräſentant plötzlich mit dem Auruf zornig hervorſprang: „Jetzt keine Muſik, ſtill, jetzt heul' ich!!“ Die Inſtrumente verſtummten, während der Wolfsmenſch ein Dutzend Takte hindurch heulte; ſo ſingt die Natur!

„Geld regiert die Welt.“

An einem fröhlichen Mahle (in W.) von armen Dichtern, reichen Kaufleuten und muthigen Kriegern, kam die Rede auf den Werth des Geldes. Ein reicher Jude behauptete: Geld regiere die Welt, und Geld überwiege Muth, Talent u. ſ. w. Ein Maler, der gegenwärtig war, gerieth in Eifer ob dieſer Behauptung und wollte dem Juden eine Flaſche an den Kopf werfen. Dieſer retirirte ſich, indem er vor einen koſtbaren Spiegel hintrat und rief: „Sie zerſchlagen den Spiegel!“ Der Maler ſchimpfte und ſtellte die Flaſche weg. „Ei,“ ſagte der Jude: „ſehen Sie, daß Geld die Welt regiert; wenn Sie vor dem Spiegel geſtanden hätten, ich würde die Flaſche Ihnen an den Kopf geworfen, und den Spiegel bezahlt haben."

„Der Spitzbub' ſieht ihm aus den Augen heraus!" ſagte ein Richter zu einem Juden; „Au' wei" ſchrie dieſer, „hat mir doch meine Mutter alleweil geſagt, ich hätt' ein Aug' wie ein Spiegel!"

Ein Jude gab in einem Gaſthauſe ein Abendbrod, des andern Morgens machte ihm der Wirth die Rechnung, brachte ſtatt der gehabten 12 Flaſchen Wein, deren 24 darauf, und ſetzte überdem den Preis noch ſehr hoch an. Der Jude ließ ihn rufen und redete ihn alſo an: „Daß Sie für den Wein, den wir nicht getrunken, einen ſo hohen Preis anſetzen, finde ich billig, denn dieſer iſt vielleicht gut geweſen, aber für die 12 Bouteillen, die wir getrunken, finde ich den Preiß unbillig."

„An unſerm kleinen Ort iſt es recht ſtille,“ ſagte Jemand, „wenn nicht einmal ein Todesfall wäre, wär' gar kein Leben darin.“

Jahrbuch einer Sängerin.

15tes Jahr. Sie ſingt artig, nimmt Lehre an, iſt beſcheiden und ſanft.

16tes — Sie ziert ſich, hält ſich für ſchön, übt fleißig Skala und iſt lieblich.

17tes — Anbeter finden ſich ein, ſie bekommt einen Geburtstag, iſt noch immer beſcheiden.

18tes — Sie fängt an zu kokettiren, beſchenkt die Rezenſenten und wird zuweilen heiſer.

19tes — Sie hält ſich für die erſte Sängerin, kommt nicht zur Probe, liebt den Spiegel und ſpielt die Spröde.

20tes — Sie geht auf Reiſen, läßt ſich den Hof machen, verläßt die edle Schule und legt ſich auf's Schnörkeln.

21tes — Sie iſt achtzehn Jahr alt und nimmt ſich einen Vormund, verachtet alle andere Sängerinnen, beſtimmt Audienzſtunden, läßt ſich auf dem Theater von den

Spielenden nicht anfaſſen, kabalirt gegen die Kritik und iſt eine Dame.

22tes — Erhält es ſich.

23tes — Der Barometer ſchwankt, ſie wird zärtlich.

24tes — Die Stimme lös't ſich ganz in Neuladen auf. Die Enthuſiaſten legen ihre Fernröhre und Perſpective bei Seite; ſie kriegt Heirathsgedanken.

25tes — Eine andere Sängerin macht Glück, ſie leidet an Krämpfen und giebt Tafeln.

26tes — Sie wird übel gelaunt, ſingt aber deſto mehr.

27tes — Sie läßt ſich mündig erklären.

28tes — Sie läßt alle Minen ſpringen, um ihre Garde feſt zu halten.

29tes — Mit Erſtaunen bemerkt ſie, daß die Jahre zu- und die Applaudirer abnehmen.

30tes — Sie ſcherzt zuweilen über die 24 Jahre, die ſie ſchon hat, wird unwohl und nimmt Beſuche an.

31tes — Die Geſchichte, die Blätter, die Kritik, der Beifall ſchweigt, die Rolle iſt ausgeſpielt.

Die Beinkleider des Hettmann in „Graf Benjowsky" waren unten neu angeſetzt, ſo daß man es bemerkte. Dr. Debek meinte, es wäre auf dem Theaterzettel vergeſſen worden anzuzeigen: „Die Rolle des Gouverneurs und die Beinkleider ſind neu beſetzt."

Den Redacteur des Berliner Couriers fragte jemand in der Theaterhalle: aber wo werden Sie alles Papier zu Ihrer Makulatur hernehmen? „Ach!" antwortete dieſer, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „es giebt immer noch Lumpen genug dazu!"

„Dieſe Dame iſt ſo geſchminkt, daß ſie nicht erröthen kann," ſagte Jemand zu Dr. Debek. „Ei, dafür entfärbt ſie ſich," antwortete dieſer.

Dr. Debek ſagte von einem kleinen Komiker: „Er iſt ein guter Komiker — Scherz bei Seite!"

Ein polniſcher Jude wollte die Leipziger Meſſe beſuchen, da er aber ein junges Weib und noch keine Nachkommenſchaft hatte, ſo machte er ſich ein Gewiſſen daraus, ſie ſo lange zu verlaſſen. „Ei,“ ſagte die fromme Jüdin, „wenn uns der Himmel Kinder beſcheeren will, ſo braucht er Dich nicht dazu!“

Zwei Leute fuhren in einer finſtern Nacht. „Ach wie blitzt es!“ rief Einer von ihnen aus. „Wo denn? ich ſehe nichts,“ ſagte der Andere, „das kommt daher, weil es finſter iſt,“ erwiederte der Erſte.

Dr. Debek ſtand in der Alceſte im Parterre. Jemand legte ſich faſt ganz auf ſeinen Rücken und ſteckte das Geſicht über ſeine Schulter. Dr. Debek zog ſein Taſchentuch und ſchneuzte ihm die Naſe recht derb, dieſer fuhr zurück: „Ach verzeihen Sie,“ ſagte Dr. Debek: „ich glaubte, es ſey meine Naſe.“

In der Pommerſchen Bibel, erzählt Bernhard in ſeiner „curioſen Hiſtorie derer Gelehrten“ ſind die Worte: „und er ſoll Dein Herr ſeyn“

überſetzt: „und hei ſchall dek pinigen und dek ſchlean.“

Aerztliches Visum Repertum

bei der Schädel-Eröffnung eines todten Dichterleins.

Da dieſes Dichterlein die Haare auf dem Kopfe ſchuldig war, ſo kamen wir ohne Schwierigkeit ſogleich durch die Kopfſchwarte, durch die harte und fromme Mutter (dura-pia Mater) zu dem ſogenannten Gehirne, wir überzeugten uns ſogleich, daß dieſes Dichterlein einen Balken (corpus callosum) im Kopfe habe. Die Davidsharfe (Lyra) war eine alte Leyer, wahrſcheinlich aus einer Judenſchenke. Nachdem wir das Kopfwaſſer, welches in großer Menge vorhanden war, ablaufen ließen, und der leere Dunſt ſich verdampfte, fanden wir an der Stelle des eigentlichen Gehirns folgende Subſtanzen vorräthig:

Einen großen Eßlöffel voll Arroganz.
Die Unwiſſenheit eines Mönchs.
Die Lebensart eines Lohnbedienten.
Die Unverſchämtheit eines Windbeutels.
Die Lügenhaftigkeit eines Gaßkogniers.

Ferner:
15 Ellen franzöſiſche Vaudevilles.
20 dito franzöſiſche Melodien.
6 Metzen Zoten.
12 Dutzend alte Witze.
½ Quentchen Grammatik.
1464 Klafter ſtrenge Reime.
2619 Kochlöffel voll ausgepochte Späße.
271 Seidel ſchlechtes Spiel.

Sodann ein großes Stück von einem kleinen Dreſchflegel. Alle dieſe Subſtanzen ſchwammen in einer Feuchtigkeit von Dinte, Galle und Waſſer.

(L. S.)
Hilarius purgativus
Physicus Loci.

Dr. Debek ſagte auf dem Balle zu einem Mädchen: „Die Sittſamkeit ſieht Ihnen aus den Augen.“ „Ach, Sie ſchmeicheln ſehr!“ antwortete die Kleine.

Eine reiche Dame, bekannt durch ein höchſt ſonderbares Weſen, hatte ihre Möbel durch eine neue Kommode vermehrt. — Bald darauf war Geſellſchaft bei ihr, und ſie hatte nichts Eifrigeres zu thun, als die Aufmerkſamkeit ihrer Gäſte durch leiſe Andeutungen auf den neuen Stubenzierrath zu lenken. Doch, ſo viele Mühe ſie ſich auch geben mochte, ihr Vorhaben wollte ihr durchaus nicht gelingen. Da rief ſie endlich ihrem Mädchen zu: „Mach' doch die neue Kommode zu, es zieht hier im Zimmer ſo gewaltig." — Dieſelbe Dame überreichte ihrem Gatten an ſeinem Geburtstage ihr Portrait, mit der eigenhändigen, zärtlichen Unterſchrift: „Kennſt Du die Ziege?" (ſtatt Züge).

Während der Leipziger Meſſe trat ein Jude zu einem chriſtlichen Kaufmann ein: „Haben Sie keine gangbaren Artikel?" „Ja," verſetzte der Kaufmann, „Zahnſchmerzen, wenn Sie dieſe kaufen wollen." „Gut!" ſagte der Jude, „hier iſt ein Thaler Draufgeld, und behalten Sie dieſe bis zur künftigen Meſſe."

Dr. Debek war zum Mittagseſſen bei einer Dame eingeladen; als der Braten kam, meinte er: das Fett, in welchem dieſer gebraten worden wäre, ſey nicht das beſte. „Was,“ ſagte die Wirthin, „all' mein Gänſefett iſt von Faſanen.“

Ein reicher Müßiggänger begegnete auf der Straße einem Freunde. — Es war kaum 10 Uhr Vormittags, und der Andere äußerte ſein Erſtaunen darüber, ſeinen bequemen Freund ſchon ſo früh auf der Straße zu ſehen. — Da erwiederte ihm der Müßiggänger ganz ernſt: „Du darfſt Dich über mein frühes Ausgehen nicht wundern, es hat ſeinen guten Grund; ich gehe nämlich ſeit einiger Zeit ſchon immer des Vormittags ſpazieren, damit der Nachmittag ganz mir gehört.“

„Sind dieſe zwei Herren Brüder?“ wurde Jemand gefragt. „Von dem Einen weiß ich es gewiß, von dem Andern kann ich es nicht beſtimmt ſagen,“ war die Antwort.

Jokoſes Intelligenzblatt.

Wiſſenſchaftliche Nachrichten.

Neue Bücher.

„Una cosa rara, oder: der billige Hausherr" ein Märchen.

„Tauſend Donnerwetter!" eine Carnevals-Oper mit Kanonen, Haubitzen und Granaten, ſammt einem Aufzuge von Mammuthsknochen.

„Der Injurienprozeß," oder: „Haben Sie die Güte, kommen Sie in dritthalb Jahren wieder, und erlegen Sie indeſſen gefälligſt mehrere Thaler." Ein angenehmes Büchlein zum Zeitvertreib.

„Die moderniſirten Sprichwörter," z. B. „Jugend iſt aller Laſter Anfang" — „Thue Böſes, ſcheue Niemand" — „Der gerade Weg iſt der ſchlechteſte." — Ein gutes Gewiſſen iſt ein hartes Kiſſen." — „Einen Kuß in Ehren, den ſoll man uns wehren."

„Das Repertoir," oder: „man weiß nichts Gewiſſes." Ein Mittwochsſtück.

„Komm nieder!" eine dramatiſche Kleinigkeit.

„Kein Theater," oder: „die Schauſpielkunſt wie ſie ſeyn ſoll."

„Das geſcheitelte Haar,“ oder: „der ſchwärmeriſche Kunſt-Nepomuk,“ ein lächerliches Lebensgemälde.

„Literariſches Confuſionsblatt,“ über Nachlaß und Nachdruck,“ herausgegeben von Polyphemos Prozeſſikus.

„Die Pommerſche Spickgans,“ oder: „lebende Bilder.“

„Das Findelkind,“ oder: „die neue Jungfrau von Orleans,“ für Privatbühnen bearbeitet.

„Das beſte Weib,“ oder: „Die Frau ohne Kopf.“ Ein Familienſtück.

„Kurzrock und Watte,“ oder: „die gepurzelte Unſchuld,“ ein Ballet mit Dekorationen, Verſengungen, Faſchinen, Fluchwerchen, Zwiſchenſpielen und Grappir-Jungen.

Schickſals-Tücke.

Ein Theaterzettel-Quodlibet.

Mährchen aus Utopien.

Die Theaterſucht iſt auch in Utopien heimiſch. Es ſpukt auch in Utopien in manchem Sprudelköpfchen, und ſo war Der

Vorſatz, ein Theater zu errichten, bald ausgeführt. Dichter und Schauſpieler wurden bald gefunden. Die Stickermamſells und die Schneidermamſells mußten ſich mit alten Feldherren, Kalkbrennern und Tyrolerwaſteln vermählen und bei dieſer Heurath par force feierten Die Ehemänner als Junggeſellen ein luſtiges Beilager. Der Jüngling von Berlin machte eine Reiſe nach der Stadt; da vergaß dieſer Geiſt auf der Wiener Baſtei, wie bald ein Theater Arm und reich iſt. Ohne viel Prüfungen wurde eine deutſche Sängerin engagirt, und nach Utopien gebracht. Hierdurch kam das abgelegene Haus bald in Flor. Alle ſind verliebt füllte das Haus, Onkel Adam und Nichte Eva und die Verwandtſchaften klatſchten darauf los, und Stadt und Land ſchmachteten nach der heimlichen Ehe. Zwar war mancher Quäker mit den früheren Wirthshaus=Rechnungen nicht zufrieden, und das um ſo eher, je mehr ſie die Mitſchuldigen ſpielen mußten, allein Staberl in höhern Sphären meinte: Nur er will ſpre=

chen. Bald empörten ſich ſieben Mädchen in Uniform, daß ſie vergeſſen würden. Der Freund in der Noth und die ſchlimme Lieſel, dies Ehepaar aus der alten Zeit ärgerten ſich, daß ſie wie die Schleichhändler immer hinten herum gehen müßten. Um dieſe Zeit kam Jocko, dies war der taube Gaſt, den das Zauberglöckchen nicht bethörte, doch war er nicht der Taubſtumme, er ſprach vielmehr laut von allen dieſen Schülerſchwänken, und meinte, es wäre eine Brandſchatzung der Kunſt und Natur, und wie der Schnee zerrinnt, wird die glückliche Täuſchung zu Ende ſeyn; er fand an Schönheit und Tugend Flecken, und beluſtigte ſich über das Ständchen; da meinte man, er wäre für ein Theater Zu zahm und zu wild für das andere, man fand es gräßlich, daß er für das Scheinverdienſt nicht die Feuerprobe aushielt, Dame Kobold und Klatſchereien ſetzten ihm einen Vormund, der ihm oft einen Strich durch die Rechnung machen mußte, ſeitdem ſpielt er den Verſchwiegenen wider Willen.

Ein bejahrter Sonderling von höchſt beſchränktem Geiſte, unterhielt ſich einſt mit ſeinem jungen Neffen über die Verderbniſſe der Gegenwart. Er warnte ihn vor den Ausſchweifungen der jetzigen Jugend, und führte ihm ernſt zu Gemüth, wie ſolide und einfach er und ſeine Freunde in ihren jüngeren Jahren gelebt hätten. — „Der Lohn blieb nicht aus,“ ſprach er, „meine Freunde haben bereits alle ein Alter von 70 bis 75 Jahren erreicht, ich ſelbſt bin ein Achtziger, und fühle mich noch rüſtig und ſtark. So wie die Jugend aber jetzt lebt, kann ſie natürlich nicht zu einem hohen Alter gelangen, denn,“ fuhr er fort: „zeige mir jetzt auch nur einen jungen Menſchen von 80 Jahren, und ich will eingeſtehen, daß meine Behauptung falſch iſt.“

Ich laſſe mir nie einen Zahn ausnehmen, ſchrie X., mein Bruder iſt an einem Zahnausnehmen geſtorben.“ „Wie ſo denn?“ wurde er gefragt. „Ei,“ ſagte er, „ganz natürlich! Morgens zehn Uhr läßt er ſich den Zahn ausreißen und fühlt ſchon nach zwei Stunden faſt gar keine

Schmerzen mehr, da fällt er drei Treppen hinab und bleibt auf der Stelle todt!"

Ein polniſcher Jude ging vor einem Landesgerichtsgebäude vorüber, worauf eine Figur, die Juſtizia vorſtellend, prangte. „Was iſt das für eine Geſtalt?" fragte er einen Vorübergehenden: „Das iſt die Gerechtigkeit," ſagte man ihm. „Schade," verſetzte der Jude, „daß ſie nicht drinnen wohnt."

Herr X.., dem ſeine Frau ohnlängſt ſtarb, ſah den „Jocko" im Königſtädter Theater, und ſagte zu ſeinem Nachbar: „Seit langer Zeit hat mich kein Tod ſo ſehr ergriffen, als von dieſem Jocko!"

Ein reicher Iſraelit ließ ein Quartett von den beſten Künſtlern bei ſich aufführen und gab ihnen ſechs Louisd'or für die Stunde. Der Violiniſt ſpielte ein Adagio ſehr ausdrucksvoll, „ach," ſagte der Iſraelit, „was ſpielen Sie ſo langſam, die Stunde iſt kurz und ſechs Louisd'or iſt viel."

Dr. Debek traf einen Pflaſtertreter auf der Straße und ſagte zu ihm: „Sie bewohnen gewiß eine Chambre garni?“ „Wie ſo?“ fragte Jener, „nun,“ ſagte Dr. Debek, „ich meine Sie bewohnen eine Chambre gar nie!“

Eine hohe Perſon ſagte zu Dr. Debek: „Wahrlich, bei Ihnen jagt ein Witz den andern; Sie ſollten ſie alle zuſammenhalten und aufbewahren.“ „Ich bitte demüthigſt um Vergebung“ antwortete Dr. Debek, „wenn ein Witz den andern jagt, wie kann ich ſie zuſammenhalten?“

Dem Dr. Debek wurden von einem Dichter zwei Stücke, ein Luſt- und ein Trauerſpiel, zugeſendet, mit der Bitte, ſie zu beurtheilen. Er ſchickte ſie mit folgenden Worten zurück: „Ich habe Ihre beiden Stücke mit Vergnügen geleſen, nur muß ich bedauern, daß Sie mir nicht angezeigt haben, welches das Luſt- und welches das Trauerſpiel iſt.“

Lakoniſches Geſpräch unter der Stechbahn.

A. Iſt er verheurathet?
B. Wer?
A. Er.
B. Ick?
A. Ja!
B. Ne!
A.. O!
B. Aber er?
A. Wer?
B. Er.
A. Icke?
B. Ja!
A. Ja!
B. Ah!

Geſtern bei einer Auktion geriethen die Trödler vor Oeffnung derſelben in einen Streit, der zu Thätlichkeiten überging. Der Auktionarius trat ein und rief mit kräftiger Stimme: „Wie kann man hier zuſchlagen, bevor ich da bin?"

Ein kleines Dichterlein ſprang bei der Probe herum und verſicherte, nie ohne Dolch auszugehen, um einen gewiſſen Kritiker, wo er ihn treffe, zu durchbohren. Dieſer, der ſehr groß gewachſen war, ſagte, als man ihm das erzählte: „Da muß ich mir doch meine Stiefeln ein wenig höher machen laſſen, damit der Dolch abprallt.“

Dr. Debek iſt ſtark in Calembourgs, eines der beſten von ihm iſt folgendes. Eine ſchöne Tänzerin liebkoſ'te ihren Hund, Dr. Debek fragte ſie hierauf:

„Vous aimez les chiens?“ — „Oui, je les aime beaucoup.“ — „Ah, aimez-moi aussi, car je suis un' espèce de chien.“ — „Comment donc?“ — „Je suis autrichien.“

Dr. Debek nahm eine Droſchke, um in's Königſtädter Theater zu fahren, ein Freund, der vorüberging, fragte: „Ei, warum geh'ſt Du bei dieſem ſchönen Wetter nicht zu Fuß hinaus?“—

„Nein," antwortetete Dr. Debek, „ich möchte gern das erſte Stück verſäumen!"

Ein Edelmann, der in einer gemiſchten Geſellſchaft zeigen wollte, daß er Aufklärung und Toleranz beſitze, ſagte: „Mein Grundſatz iſt der: es iſt mir alles eins, Jud, Chriſt, Türk' oder Heide, wenn der Menſch nur geſund iſt!"

„Sprechen Sie franzöſiſch?" fragte Jemand ein ſchönes Fräulein. „Nein, das zwar nicht," antwortete dieſe, „allein mein Bruder bläſt die Flöte."

Ein Berliner kam nach Wien und nahm ſich einen Fiacre auf eine Stunde, für zwei Gulden. Er blieb aber länger im Wagen und wollte nachher dem Fiacre zwei Gulden geben. „Eu'r Gnaden," ſagt der Fiacre, „das thut es nit, a Zwaerl (Zweigulden-Zettel) langt nit aus, geben mir Euer G'naden a Fünferl!" (einen Fünfgulden-Zettel). „Juter Freund," ſagte der Berliner, „ein Mann muß reell ſind, ich habe jehandelt zwei Julden, hier ſind zwei Julden!“ „Herr,“ ſagte der Fiacre, „machens ka Schpumpernatel (Faxen), Se ſeyn länger als a Stund blieben, hiazt kann i begehren was i will, verſteht mi der Herr?“ Der Berliner lächelte gravitätiſch, zog einen Fünfgulden-Zettel aus der Taſche und gab ihn dem Fiacre mit den Worten: „Hier haben Sie Fünf Julden, aber bei Jott! Sie machen ſich lächerlich!“

Ein Iſraelit ließ ſein Quartier malen, der Maler forderte für jedes Zimmer 12 Thaler, für das Vorhaus aber, das bloß geſpritzt wurde, vier Thaler. Einige Zeit darauf wollte er ſeine Frau malen laſſen, der Maler forderte 10 Louisd'or. „Das iſt theuer!“ ſagte der Iſraelit, „wiſſen Sie was, ſpritzen Sie ſie bloß!“

Ein Berliner kam in Wien in das Hotel „Zum Schwan“ und ſetzte ſich an einen Tiſch, ſogleich ſprang ein Kellner hinzu: „Was ſchaffen Eu'r G'naden? woll'n Eu'r G'naden enten oder drenten eſſen?“ (d. h. auf Wieneriſch: „hier oder drüben?") Der Berliner dachte: Enten hab' ich auch in Berlin, aber Drenten, das muß eine Wienerſpeiſe ſeyn, er ſagte alſo: „Ich wünſchte Drenten zu ſpeiſen." „Spazieren Eu'r G'naden hinüber," ſagte der Kellner, und der Berliner meinte, Drenten würden bloß im andern Saale gegeſſen, ging hinüber und ſetzte ſich an einen Tiſch. „Was ſchaffen Eu'r Gnaden?" neuerdings, „Ich möchte hier Drenten eſſen!" — Ja, wenn Eu'r G'naden hier eſſen wollen, ſo können Sie nicht drenten eſſen! — „Warum?" — „Na, Eu'r G'naden können nur enten oder drenten eſſen, aber enten und drenten zugleich, das geht nit." Endlich erklärte es ſich, daß drenten kein Flügelwerk iſt.

Eine reiche und gebildet ſeyn wollende Dame zeigte einem Fremden ihre Wohnung; in einer Stube hing das Portrait ihres Mannes. „Das iſt ein ſchönes Bild!" ſagte der Fremde, um doch etwas zu ſagen. „Das mein' ich," antwortete die Dame, „es iſt aber nach Raphael!"

Ein Mädchen heurathete einen Wittwer, acht Tage nach der Hochzeit wurde ſie mißvergnügt; als man ſie fragte, ſagte ſie: „Ich habe immer gehört, wenn man einen Hofrath heurathet, wird man Hofräthin, wenn man einen Profeſſor heurathet, Profeſſorin, darum glaubte ich, wenn ich einen Wittwer heurathe, würde ich Wittwe werden, und nun hab' ich mich bitter getäuſcht.“

Eine Dame, die, ohne ſehr gebildet zu ſeyn, gern die Freidenkerin ſpielte, hörte in einer Geſellſchaft viel über die fortſchreitende Cultur in Nordamerika ſprechen. „Ich bitte Sie,“ rief ſie mit einem Male auf, „reden Sie doch nicht ſo viel von ſolchen Fabeln, denn ich glaube ja doch nicht an Amerika!“

Eine Dame fragte einen Bedienten, der ſie im Namen ſeiner Herrſchaft zum Thee einlud, ob viele Damen da ſeyn würden: „Nein,“ antwortete er, „Madame A., B., C., noch eine Fremde und — Ihre Wenigkeit!“

Eine Frau ſtarb im erſten Wochenbette, der Mann weinte heftig. „Eines tröſtet mich," ſagte er, „ich bin an ihrem Tod nicht ſchuld."

„Wo war't Ihr?" fragte eine Mutter ihre beiden Töchter. „Ich habe der Parade zugeſehen," antwortete die Eine. — „Und Du?" — „Ich habe ihr geholfen!"

Zwei Grammatikaliſten.

A. Mamſell Emilie gefallt mich jar zu ſehr.

B. Nu, wenn ſich Dich ſo ſehr gefällt, ſo nimm ſie Du ſie Die ſie denn ſie doch!

An Clotilde.

Hier bin ich,
Herzinnig
Geliebteſte mein!
Und bring' Dir ein Schreinchen
Gefüllet mit Steinchen,
Mit vielerlei Sächelchen
Vom Scheitel bis Knöchelchen,

Ringelchen,
Dingelchen,
Kettchen und Bänderchen,
Salepchen und Schlenderchen,
Fliederchen,
Miederchen,
Spangen und Netzchen,
Binden und Lätzchen,
Runde und eckige,
Bunte und ſcheckige
Börschen;
Sauber gekritzelte,
Sinnvoll gewitzelte
Verschen;
Dann lieb Clotildchen,
Dann find'ſt Du mein Bildchen,
Das drück' auch ein Weilchen,
Dir Süße, an's Mäulchen.

„Sind das Zwillinge?" fragte Jemand, auf zwei Brüder deutend. „O nein!" war die Antwort, „das ſind Drillinge."

Frage:

„Was für einen Schneider haben die Raben?"

Antwort:

„Den lieben Gott, der die Raben füttert."

Jemand erzählte von einem Großnaſigen. „Ich gerieth unlängſt mit ihm wegen der Griechen in einen ſo heftigen Streit, daß ich bei ſeiner Entrüſtung fürchtete, er möchte mir ſeine Naſe durch den Leib jagen."

Neueſter Plutarch oder Biographien berühmter Beſtien, von Dr. Debek.

Allen Theater-Direktoren in Unterthänigkeit gewidmet vom Verfaſſer.

Die Schlange.

Eine feine Canaille, ein wahrhaft unſterbliches Weſen; denn es beißt in's Graß und lebt doch fort. Sie iſt zum Erſtenmale aufgetreten in dem Duodrama: Adam und Eva, oder: Die Weiber wie ſie waren, ſind und ſeyn werden, in Ewigkeit, Amen!" Ein Familiengemälde ohne Anzug. Dieſe Rolle ſpielte ſie ſo gut, daß ihr der Himmel zur Belohnung erlaubte lebenslänglich kriechen zu dürfen, wodurch ſeitdem viele ſogenannte berühmte Leute ihr Glück machten. Die Natur wies ihr an ihrer Table d'hote einen Platz an, an dem ſie ſtets gratis Staub freſſen kann. Sodann fiel ſie der Familie Laocoon auf den Hals und wurde in Stein gehauen. Ihr drittes Debüt war in „Cleopatra, oder: Gleich und gleich geſellt ſich gern.“ — Seit dieſer Zeit ſpielt ſie Statiſt- und Figuranten-Rollen. In der Zauberflöte begehen drei weibliche Weſen einen Schweſtermord an ihr, und zerſtücken ſie in drei Theile. Nichts deſto weniger hat Mad. Chezy, geborne Freiin von Klenke ſie aus dem Grabe heraufbeſchworen und der Euryanthe von Savoyen zur Geſellſchafterin gegeben. Die Schlange iſt übrigens auch ſchon deßhalb eine gute Aquiſition, weil ſie ſich häutet und alſo die Garderobe ſelbſt beſorgt.

Der Eſel.

Der Eſel, wie Du mein lieber Leſer wohl wiſſen wirſt, iſt kein *genialer*, aber ein fleißiger und brauchbarer Künſtler, zuerſt auf „den Brettern, die die Welt bedeuten,“ bei dem bibliſchen Schauſpiel „Iſaac, der geopferte Sohn, oder der Widder und das Schlachtmeſſer,“ ein Rettungsſtück mit Dekorationen und Verſetzſtücken. Denn da ſteht es: „er ſattelte ſeinen Eſel.“ Es ſcheint alſo ſogar, daß der Eſel hier Regiſſeur war, auf deſſen Rücken das Perſonal und Arrangement des Stückes lag. Eine bedeutende Rolle ſpielte der Eſel in dem Stücke: „Bileam, oder Fluch und Segen.“ Hier hat der Eſel ſogar einen Geiſt geſehen. Dieſer Eſel war, um dem ſchönen Geſchlechte nicht zu nahe zu treten, eine Eſelin; daher konnte ſie auch das Maul nicht halten, ſondern that es auf und ſprach. Es muß ein großes Künſtlertalent geweſen ſeyn, denn es war von den Weingärten nicht fortzubringen. König Saul, der vielleicht Direktor eines Theaters Sekondair war, ging auf eine Engagementsreiſe, einen Eſel zu ſuchen. Ein großer Künſtler dieſer Art: Mahomeds Eſel, iſt in den Mond gekommen, das iſt doch der höchſte Standpunkt, den ein Künſtler erreichen kann. Buridans Eſel, der zwiſchen zwei Bündeln Heu Hungers geſtorben iſt, war ein Künſtler, der zwiſchen Natur und Kunſt herumlaborirte, und endlich aus Mangel an beiden von der Lebensbühne weggeziſcht wurde. Sancho Panſa's Eſel, war der letzte bedeutende Künſtler aus der alten Schule. Erſt jüngſtens erſchien er bei der Hochzeit des Gamacho. Das Publikum empfing ihn mit brüderlicher Liebe und ſchlug in die Hände, worauf Sancho Panſa hätte ſagen können: „Den Sack ſchlägt man, den Eſel meint man.“ Die Eſel ſind auch ſchon deßhalb große Künſtler, weil ſie mehr Platz haben, ſich alles das, was die Kritik ſagt, hinter's Ohr zu ſchreiben.

Der Hund.

Ein eingefleiſchter Künſtler, der auch darin ganz wie ein anderer Künſtler iſt, daß er gern ſeinen Collegen ein Bein unterſchlägt. Die ausgezeichnetſten Hunde gab es in Egypten; ſie ſahen die Iſraeliten reich beladen und „kein Hund regte ſeine Zunge.“ Wenn jetzt ein Iſraelite Geld hat, ſo bellen

Mit dem Munde
Alle Hunde!
In der Runde.

Der Pudel iſt beſonders beliebt, weil er geübt im Aufwarten iſt. Wie viele Künſtler haben ſonſt gar kein Verdienſt, und ſind blos dadurch zur Bühne gekommen, daß ſie gut und viel aufwarteten. Noch ein Vorzug des Pudels iſt es und bringt ihm die Liebe des Publikums, daß er pudelnärriſch und beſonders recht zottig iſt. Wie viele Bühnen, die ſchon auf dem Hunde waren, hat dieſer Hund nicht gerettet! Im Walde bei Montdidier iſt die Schule dieſer Künſtler.

Der Affe.

Dieſer Künſtler iſt unter allen künſtleriſchen Beſtien das einzige Genie! Er kennt nicht Regel, nicht Geſetz, er tritt daher

„Stets auf des tiefen Geiſtes kecke Spur
„Ein freies Kind der freien Natur!"

Kühn, wie jeder eigenthümliche Geiſt, geht ſein feſſelloſes Streben dahin, die nackte Wahrheit auf die Bühne zu bringen, die falſche Schaam und die kränkliche Ziererei unſeres Publikums auszuretten. Das iſt ein Künſtler, der Haare auf den Zähnen hat, und der den Satz der Wahrheit: non Satur Saltus in natura („Es giebt keinen Sprung in der Natur") über den Haufen wirft, denn er iſt ein Sprung von der Natur zur Kunſt. Die Erziehung hat dieſer Künſtler mit vielen Künſtlern gemein, ganz einfach, ohne Studium, dazu liebt er den Branntwein. In den „kritiſchen Wäldern" iſt er erzogen und hat in dieſen die höchſten Spitzen erklettert. Das Schickſal gab ihm, wie manchem Künſtler, oft eine harte Nuß zu knacken. Wie ſonſt mancher Künſtler, weihte er ſich dem Schauſpiel, weil er ſonſt auf keinen grünen Zweig mehr kommen konnte. Da dieſer Naturkünſtler am beſten durch Pechſtiefeln engagirt wird, ſo iſt er auch am meiſten bei Theatern, die Pech haben, zu treffen. Der Ourang-Outang iſt beſonders als Pantomimiſt und Mimiker ausgezeichnet, und ſeines Händeſpiels halber berühmt; er bricht die herrlichſten Stellen vom Zaune und ſchleudert ſie in's Publikum. Ein Affe iſt beſonders für Bühnen, deren Direktoren eine Affenliebe zur Sache beſitzen, ſehr bedeutſam.

Das Pferd.

Einer der edelſten Darſteller, auf deſſen Rükken oft der Erfolg des Stückes liegt. In unſerer Zeit, wo die Schauſpieler arbeiten müſſen wie ein Pferd, arbeiten die Pferde wie ein Menſch. Dieſer Schauſpieler iſt in jeder Rolle gut beſchlagen, und trifft daher den Nagel auf den Kopf! Er tritt mit Sicherheit auf und wiehert zuweilen ſo, daß er verdiente herausgerufen zu werden; als Komiker hat er das ſeltene Verdienſt, nicht zügellos zu ſeyn. Oft wird dieſer Künſtler auch von kritiſchen Händen geſtriegelt, dann ſtellt er ſich, wie alle Künſtler, auf die Hinterbeine, ſchlägt vorn und hinten aus u. ſ. w.; denn ſolche Künſtler ſind ſehr übermüthig, wenn ſie nicht wiſſen, wo ihnen der Hafer ſticht; auch werden dieſe Künſtler oft beriemt (berühmt!) ohne etwas dazu zu thun. Als Künſtlerinnen haben ſie die Tugend: mit dem Publikum nicht zu kokettiren, brauchen nicht immer neue Garderobe, und haben eine Taille zum umſpannen.

Die Wölfin.

Eine klaſſiſche Künſtlerin, eine Wolfenbüttlerin. Bevor noch Rom gebau't wurde, betrat ſie die Bühne als „Zärtliche Mutter" des Romulus und Remus; in der Veſtalin nimmt ſie auf einer Säule den höchſten Punkt der Bühne ein. Sie iſt eine reißende Künſtlerin, die alle Schaafe in Reſpekt zu halten weiß, und hat einen wahren Wolfszahn auf die Kritik, von der ſie haben will: „Waſch' mir den Pelz und mach' mir ihn nicht naß!" Sie iſt aber eine ſeltene „Wölfin," die nicht kommt, wenn ſie, ſondern wenn die Kaſſe hungrig iſt, daher eher im Sommer als im Winter, um das Publikum in die Wolfsfalle zu führen.

Die Damen tragen jetzt das Haar ganz ſonderbar. Auf dem Scheitel ſtehen drei dicke Wulſtlocken wie Spargelköpfe neben einander. Sie heißen: Liebe, Glaube und Hoffnung. Dr. Debek machte folgende Erklärung: Zu dem Glauben muß man ſie mit Haaren ziehen, und wächſt ihnen die Liebe über den Kopf, ſo hat ſie auch ſchon die gute Hoffnung beim Schopf.

In einer Geſellſchaft von Damen wurde behauptet, die erſte Liebe ſey ſtets ſchüchtern und zurückgezogen, darauf platzte ein junges Mädchen mit den Worten heraus: „Nun, ſo muß ich geſtehen, daß ich nie zum erſtenmale geliebt habe!"

Schreiben des großen Ochſen in den Zelten an den Redakteur des Couriers.

Mein Herr!

Es wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn, wie Sie ſich immer mehr und mehr die Feindſchaft des größten Theils meiner Familie zugezogen haben. Seit meiner Anweſenheit allhier habe ich Ochſen aller Gattung kennen gelernt, und alle waren Ihre grimmigſten Feinde, es herrſcht unter allen Ochſen nur eine Stimme über Sie, und: vox populi —!

Ich bin ein großer, ein anerkannter Ochſe, ein geborner Künſtler, der durch ſorgfältige Erziehung es zu einer ſolchen künſtleriſchen Bedeutung gebracht hat. Hamburg hat mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und nun bei meinen Gaſtrollen in Berlin erfahre ich, daß Sie, ein eingefleiſchter Ochſenfeind, in Ihrem Blatte: „Der Courier“ bei jeder Gelegenheit auf uns losziehen. Ich, als der größte jetzt lebende Ochſe, finde mich berufen, ein ernſtes Wörtchen darüber mit Ihnen zu ſprechen. Nicht etwa als ob mir an Ihrem Urtheil etwas liege, Gott bewahre! wir Ochſen ſind Gottlob darüber hinaus; ja wir Ochſen leſen gewöhnlich kein Journal. Wir wiederkäuen gewöhnlich das, was uns ſchmeckt!

Sie können von mir als Künſtler ſagen, was Sie wollen; aber wenn Sie meine Ehre als Menſch, ich meine als Ochſe, angreifen, dann verklage ich Sie bei unſern Gerichten. Zwar ſagen Leute, Sie machten blos unſchuldigen Spaß, wir Ochſen haben aber von jeher keinen Spaß verſtanden. Sie bilden ſich ein witzig zu ſeyn, das gilt bei uns Ochſen nichts, wir haben weder Mutter- noch Großmutter-Witz, und wer ſieht's uns an? Kommen wir nicht mit unſerm Ochſenſchritt beſſer vorwärts als Sie? An den Tafeln der vornehmſten Perſonen finden Sie Fleiſch von unſerm Fleiſch, und Bein von unſerm Bein!

Ich muß es ohne alle Eigenliebe geſtehen, daß ich ein großer Ochſe, und meiner Größe mir bewußt bin, aber deshalb iſt nicht jeder Funke von Menſchlichkeit in meinem Buſen erloſchen, nehmen Sie freundſchaftlichen Rath an und behandeln Sie die Ochſen mit Ehrfurcht. Ein Ochſe von Gewicht, wie ich, kann Sie zertreten!

Ich will mein Geſchlecht retten oder rächen!

Es hängt von Ihrer Antwort ab, ob ich mich zeichnen ſoll

Einer Redaktion freundlich ergebenſter,
oder grimmig feindlicher Ober-Ochſe,
im Namen der geſammten Ochſenſchaft.

Unter den Zelten, am 10. Mai 1827.

Antwort des Redakteurs.

Aeußerſt wohlgeborner Herr Ochſe!

Nie war es mir ſo leid kein Schlächter zu ſeyn, als heute, wo es ſich darum handelt, den größten Ochſen unſerer Zeit nach Gebühr zu ſchätzen. Seyn Sie verſichert, daß ich für alles Ausgezeichnete große Achtung hege, nur die lumpige Mittelmäßigkeit iſt mir in der Seele zuwider. Solche gewöhnliche Alltags-Ochſen, wie man ſie zu Dutzenden in allen Straßen ſieht, die mag ich nicht leiden, aber die Ochſen im Superlativ ſind für mich ein wahres Gaudium. Gewiß, mein wohlgeborner Herr Ochſe, Sie werden ſich überzeugen, daß ich Ihresgleichen gehörig zu behandeln weiß. Ich kenne Ochſen, die kaum

500 Pfund beſitzen, und achte ſie, geſchweige denn einen Ochſen, wie Euer Wohlgeboren, der 35 Centner, alſo 3500 Pfund ſein eigen nennt! Der Platz, den Sie in der Welt einnehmen, iſt nicht unbedeutend, und Sie benützen ihn, ſo wie je ein Ochſe, der einen bedeutenden Platz einnahm. Glauben Sie mir, wenn ich nicht Redakteur des Couriers wäre, möchte ich ſo ein Ochſe ſeyn wie Sie! Welch' ein glückliches Loos iſt das eines Ochſens! Die irdiſchen Güter ſtrömen ihm zu wie Heu! für Euch glücklichen Ochſen giebt es ein Geſetz: „Man ſoll dem Ochſen während des Dreſchens das Maul nicht verſchließen." Einem Redakteur wird das Maul grade beim Dreſchen verſchloſſen! Hat je ein Ochſe nervöſes Kopfweh? fährt je ein Ochſe aus der Haut, wenn ſein Mitochſe große Sprünge macht? Jeder Ochſe begnügt ſich mit dem Felde, daß ihm angewieſen, und kein Ochſe pflügt mit einem fremden Kalbe! Jeder Ochſe arbeitet fromm in dem Acker des Herrn, und kein Ochſe bekümmert ſich um das Joch ſeines Nächſten!

Sie ſind gerührt, mein wohlgeborner Herr Ochſe? Eine Thräne glänzt in Ihrem Auge? O laſſen Sie mich dieſen Augenblick benützen, um Ihnen zu ſagen, daß nur der rechte Ochſe, der wahre, der einzig glückliche Menſch auf Erden iſt. Sagen Sie dieſe meine Meinung allen Mitgliedern Ihrer weit ausgebreiteten Familie, und genehmigen Sie die Verſicherung, daß es nicht die kleinſten Ochſen ſind, die das größte Aufſehen in der Welt machen! Was Sie betrifft, ſo erkenne ich die wahre Größe, auch wenn ſie in Hütten und Zelten wohnt, und nenne mich eines wohlgebornen Herrn Ochſens ergebener Diener,

der Redakteur.

„Wir bekommen Krieg,“ ſagte eine Frau vorgeſtern zu ihrer Nachbarin. „Woher wiſſen Sie das?“ fragte dieſe. „Ach es geſchehen große Dinge in der Natur, geſtern iſt eine Droſchke durchgegangen!“

Im Theater ſagte Jemand zu ſeinem Nachbar: „Was halten Sie von dem neueſten Werke des Herrn N.?“ „Ach!“ ſagte der Andere, „was Werk! es iſt ein Stück, aber kein Werk!“

„Was meinen Sie, Herr Doktor?" wendete ſich der Fragende an Dr. Debek. „Meine Herren," ſagte dieſer, „Sie haben beide Recht, es iſt Stück=Werk!"

Bitte an ....

Was fopp'ſt Du mich ſo manchen Tag?
Sag'!
Ich harre bis zum Abendſchein!
Dein!
Mein Diener, der mit manchem Brief
Lief,
Bracht' Hoffnung zwar mit leichtem Schritt'
Mit.
Dein Aug', in dem der ſchönſte Tag
Lag,
Dies Auge ſprach: „Ich komme um —"
Stumm;
Als ich den Weg zu Deiner Hand
Fand,
Und küßte mir den heißen Mund
Wund,
Du ſprachſt es aus, das ſüße Wort:
„Dort!"
Doch harr' ich nun die Woche lang
Bang,

In der mein Herz Dein ſüßes Bild
Füllt.
O komme doch, Du Huldgeſtalt,
Bald,
Bevor im Schmerz mein Augenlicht
Bricht!

Intelligenz-Blatt.

Sachen zu verheurathen.

Ein geſundes Zimmer, das nicht *zieht*, iſt wegen Altersſchwäche zu verheurathen, d. h. ein *Frauenzimmer*.

Verkauf unbeweglicher Sachen.

Eine Schauſpielerin, ein Schauſpieler, und dito eine Schauſpielerin und ſo weiter.

Entbindungs-Anzeige.

Allen Theilnehmern zeigen wir hiermit an, daß ein kleines Dichterlein ſeines interimiſtiſchen Direktorats *entbunden* iſt, wozu Gott ſeinen Segen gebe!

Perrücken-Anzeige.

Schöne gelbe Mehrrüben zu ſtehenden Amor-Perrücken in Balletten empfiehlt u. ſ. w.

Eine gegen die Zugluft ſehr empfindſame Dame in der Sp. Straße, klagte geſtern plötzlich ſehr über einen rheumatiſchen Schmerz. „Gewiß," ſagte ſie, „haben ſie das Brandenburger und das Stralauer Thor auf einmal aufgemacht, nun zieht es hier ſo ſtark!"

Ein Berliner war in Wien in einer Geſellſchaft junger Damen, da trat ein ehrwürdiger Mann herein, die Damen küßten ihm die Hand u. ſ. w. Der Berliner fragte: „Wer iſt das?" „Ei," ſagte ein Mädchen, „das iſt ja der Göth!" „Der Jöthe?" ſchrie der Berliner, und ſtürzte auf ihn zu: „Ich bin auch ein großer Bewunderer Ihrer Werke!" „So?" entgegnete er. — „Ach, wer kennt Jöthes Werke nicht!" „Ja," ſagte der gute Göth, „jetzt hab' i na andre Achſen erfunden." Es enthüllte ſich, daß es ein Wagner war, und daß „Göth" in Wien ſo viel als Pathe heißt.

An einer Tafel, beim Mittagstiſche, ſaßen zwei Damen zuſammen, die ſich an ſogenannter

Artigkeit überbieten wollten. Eine reichte der anderen die Schüſſel mit dem Braten hin, und dieſe fragte ſie: „Ich bitte, ſind Sie eine Ente?" (ſie wollte nämlich recht höflich von dem Braten in der dritten Perſon vielfacher Zahl reden.) „Nein," antwortete die Dame, „Sie ſind eine Jans!"

Sprachliche Variationen über die Wörtchen „Geben" und „Nehmen."

„Geben und Nehmen" ſind die zwei Herkulesſäulen des Lebens und die reichſten Würdeträger der Sprache. Gott gebe, daß der Leſer dieſe Variationen nehme, wie ich ſie gebe. In der Liebe ſpielen Nehmen und Geben die bedeutendſten Rollen. Der erſte Anblick nimmt Einen ein; der Eindruck nimmt zu; man nimmt ſich vor, ſich die Freiheit heraus zu nehmen, ſeine Liebe zu geſtehen. Nun kömmt er an's Geben. Er bittet, ſie möge ihm Gehör geben, denn er müſſe es von ſich geben; ſie giebt es zu, bald giebt ſie nach, daraus wird eine Ergebung, aus dieſer eine Hingebung, und bald haben ſie ſich Beide etwas zu vergeben! Er giebt das Verſprechen, ſie zur Frau zu nehmen, und will ſie ihn beim Worte nehmen, ſo ſagt er: „Um Vergebung!“ — Im Kriege ſpielen Nehmen und Geben nicht minder große Rollen. Man wird zum Soldaten genommen und in die Kriegsſchule gegeben. Ein Soldat darf ſich viel herausnehmen, doch ſelten wird er etwas herausgeben. Eine Stellung wird genommen, und eine Salve gegeben. Die Feſtung wird von der einen Seite eingenommen, oder von der andern übergeben. Man nimmt die Beute mit, und die Gefangenen giebt man los. — Man findet im Leben zwanzig Angeber gegen einen Annehmer! Man nimmt ſich Vieles vor und giebt Vieles davon nach. Man macht oft als Ausnahme eine Eingabe, und hat dann den Kopf davon eingenommen, daß es nichts ausgegeben hat. Bei einer Kaſſe, wo die Ausgabe die Einnahme überſteigt, wird ſich's am Ende begeben, wie man ſich am Anfang benommen hat, und daß man gezwungen iſt, das Unternehmen aufzugeben. Man ſchrei't oft ſehr vernehmlich und ſpricht dabei doch ſehr vergeblich! Was ſich in der Ferne für ſchön ausgiebt, wird ſich in der Nähe häßlich ausnehmen. Manche wollen andern den Rock nehmen, und geben ſich eine Blöße; man will einen andern bei dem Kopf nehmen, und giebt ſich einen Naſenſtüber. Was der Andere am Uebelſten nimmt, das giebt man oft zum Beſten. Ein Geſchäft, auf das man Gelder aufnehmen muß, wird man bald aufgeben müſſen. Wie man ſich im Finſtern benommen, hat ſich oft an's Licht begeben. So will ich dieſer Rede auch ein Ende geben, damit die Ungeduld des Leſers ein Ende nehme.

Mitternachts-Gänge.

In der Nacht der Frei-Redoute.

Die Redoute ſelbſt amüſirte mich wenig. Ich hatte mich an dem Anblick der hohen Herrſchaften, wie an einem poetiſchen Morgentraume, ſtillinniglich ergötzt, und als ſich dieſe feenhafte Erſcheinung zurückzog, machte ich noch eine Runde durch den Saal, mehrere Stimmen und Stimmchen riefen und flüſterten meinen Namen. Dieſe Erkenntlichkeit war mir zuwider, ich verließ die Redoute und ſchlenderte in den Straßen herum. Es wird wohl nicht unerlaubt ſeyn, dachte ich, die Frei-Redoute bis auf die Straße auszudehnen, ich behielt meinen Domino um, und neckte mich ſelbſt. Ich zupfte mich hinten am Domino: „Bſt! bſt!“ — „Wer ruft?“ fragt’ ich mich. „Ich kenne Dich!“ antwortete ich mir wieder. „Woher denn?“ fragte ich mich darauf. „Ei,“ antwortete ich mir, „Ich hab’ Dich geſtern bei Dlle. N... geſehen!“ „Nicht-möglich!“ ſagte ich mir erſtaunt, und ſah mich forſchend an, denn das konnte außer mir Niemand wiſſen. „Und dennoch!“ verſetzte ich, „ich weiß ſogar, daß Du ihr verſprachſt, nach Strelitz zu reiſen!“ „Du biſt ein Hexenmeiſter!“ rief ich ganz verwundert aus, „ich bitte Dich, wer biſt Du?“ dabei wollte ich mir unter die Larve ſehen, aber ich ſchlug mich auf die Hand, und ſagte barſch: „Maskenfreiheit!“ So ging ich mir eine halbe Stunde nach, bat, flehete; endlich gelang es mir mich zur Entlarvung zu bewegen, und ich war froh überraſcht, als ich mich in mir erkannte. „Biſt Du’s? guter Bruder!“ ſagte ich zu mir, „das freut mich, nun wollen wir beiſammen bleiben und die herausgehenden Masken ein wenig hecheln.“ Aus dem Opernhauſe kamen nun im Zwielichte die Masken heraus und ſtrömten in alle Straßen hin. Ein langer, aufgeblaſener Kerl, närriſch gekleidet, näherte ſich mir, er hatte eine Allongen-Perücke aus Rouladen und Trillern, und ſein Gang beſtand blos aus Pirouetten und Battements. „Wohin?“ fragte ich. „Wo kann man anders hingehen, als in's Theater?“ kreiſchte die windaufgeblaſene Figur. „Welche Stimme! wie reizend! göttlich! die Figur! Ballet! O! Ronde de jambe! zum Entzücken!“ dabei holte er Theaterbillete aus der Taſche und küßte ſie mit Inbrunſt. Ich erkannte den Mann, es war: Der Geiſt der Zeit! Mich ekelt dieſer fade Alltagsmenſch mit ſeinem ewigen Theatergeſaſel an, und ich kehrte ihm den Rücken, um eine kleine Maske, die als niedliche Haſelnuß daherrollte, in Augenſchein zu nehmen. „Liebes Haſelnüßchen!“ ſagte ich, „an Dir wird ſich Niemand einen Zahn ausbeißen!“ Da ward das Haſelnüßchen grimmig, blähete ſich, bis es platzte, und ſieh, in der Haſelnuß-Maske ſteckte ein kleines Dichterlein. Ich ſchlug ein lautes Gelächter über dieſes drollige Kernchen auf, und meine Aufmerkſamkeit richtete ſich auf eine wunderbare Maske, die heran kam. Es war eine ſtattliche Dame voll Koſtbarkeiten, in neuen brillanten Kleidern, aber ſie war in der Gegend des Nabels abgehackt, und ſchleppte ſich gerade da, wo die Gedärmeverwickelung anfängt, am Boden hin. Erſchrocken nahete ich mich, und fragte: „Weſſen Ehehälfte biſt Du?“ — „Ich bin Agnes von Hohenſtauffen!“ erwiederte die Maske, „und bin noch im Wachſen.“ Ich warf mich dreimal auf mein Antlitz nieder und küßte den Staub, nicht zu ihren Füßen, aber zu ihrem Nabel. Als ich das Auge wieder erhob, war ſie verſchwunden, und eine Maske: „Der Walzer im Freiſchütz“ ſtand vor mir. Ich erkannte augenblicklich, daß es eigentlich der „Enthuſiasmus aus einem Theater-Secondaire“ war, der ſich, wie jener Walzer, nach und nach verlor. Plötzlich kam ein „Taſchenmeſſer“ angeſchritten, das ſich ſelbſt immer aufmachte und zuſammenſchnarrte, es war, „die neue Tanzkunſt.“ Ich wendete mich weg; nun kamen ſchon alle Masken ohne Larven, und ich konnte alſo gleich ſehen, wer es war. Die Schreibſtube eines Luſtſpieldichters kam als eine „Lederhandlung," die Produkte einer neuen Ueberſetzungs- und Vaudevilles-Compagnie als ein „Fäßchen kleine Capern" herangeſchritten. Eine enthuſiaſtiſche Direktion erſchien als eine „einſpännige Droſchke zu acht Perſonen, ohne Deichſel und Räder." Ein Repertoir kam als die Zeitungs-Annonce: „Ich bitte auf meinem Namen Niemanden von meinen Leuten etwas zu borgen." Endlich kamen auch die „Berliner Kritiken" als „ſüße Meſſinaer Apfelſinen," denen ſich zuletzt noch einige Vorleſungen als „Moabiter Lagerbier" anſchloſſen. Ich ſelbſt hatte mich ganz vergeſſen, ich war als „Berliner Schnellpoſt" verkleidet. Als mich die Kritiker ſahen, ſchrieen ſie: „Es iſt die Hexe von Orleans!" und liefen davon. Ich aber ging nach Hauſe, und ſchrieb dieſe Abentheuer für den Druck nieder, denn:

„Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie fortzeugend immer Böſes muß gebären!"

Man erzählte dem Dr. Debek, daß in kurzer Zeit mehrere Frauen in den beſten Jahren geſterben wären. „Ei," ſagte dieſer, „es ſind immer die *beſten Jahre*, in denen die Frauen ſterben."

Eine ſehr empfindſame Dame wurde in ihrem Zimmer eine Mücke gewahr; ſchnell wurde die ganze Dienerſchaft herbeigeholt, um die Mücke zu fangen. „Um Gotteswillen," ſprach die Sentimentale, „Ihr müßt dem Thierchen nichts thun, ſondern ihm die Freiheit ſchenken!" Nach langem Bemühen gelang es dem Bedienten, die Mücke lebend zu erhaſchen, und er erhielt die Weiſung, ihr vor dem Hauſe die Freiheit zu ſchenken. Nach einigen Augenblicken trat der Bediente mit der Mücke in's Zimmer, und ließ ſie unter der Naſe der Empfindſamen los, indem er ſagte: „Gnädige Frau, es regnet draußen!"

Ein Cavalier prügelte auf der Treppe ſeinen Bedienten, als in der erſten Etage die Thür aufging; er ſchämte ſich und ließ den Bedienten los, der auf die Straße entſprang. Es kam aber Niemand von der erſten Etage herab, der Cavalier lief nun ſeinem Bedienten nach, und fragte Jemanden, der ihm begegnete: „Haben Sie nicht einen halbgeprügelten Bedienten geſehen?“

Geſpräch.

Dame. Zofe.

Dame:

Sie iſt ſeit kurzem ganz verändert,
Im Dienſte langſam ſtets und flau;
Behaglich wird herum geſchlendert,
Als wäre Sie die gnäd'ge Frau.
Da ſitzt Sie, ſtets im Schooß die Hände,
Des faulen Ruhens hat's kein Ende.

Zofe:

Ach, Euer Gnaden, um Vergeben,
Begreifen nicht, was ſelbſt Sie thun,
Da Sie doch nie vom Sitz ſich heben,
Auf weichem Sopha immer ruh'n.

Dame:

Sie loſes Maul! mir das zu ſagen!
Was kömmt Ihr da nicht in den Sinn?
Bei mir entſchuldigt dies Betragen,
Daß ich ſeit Monden ſchwanger bin.

Zofe:

Ach ſo, verzeih'n Sie! ſicherlich
Derſelbe Fall entſchuldigt mich.

Dame:

Ha! und Sie wagt's mit kecker Stirne
Mir das zu ſagen freche Dirne?

Zofe:

Was iſt dabei denn ſo gewagt?
Eu'r Gnaden haben's auch geſagt.

Dame:

Wie? Freche! ſollt' ich nicht bekennen,
Was ohn' Erröthen ich wohl kann?
Denn den mein Kind wird Vater nennen,
Du Unverſchämte! iſt mein Mann!

Zofe:

Ach ſo, verzeih'n Sie! ſicherlich
Derſelbe Fall entſchuldigt mich.

Ein Jude ging von Frankfurt a. M. nach Bonn, nachdem er für zweihundert Gulden Waare dort verkauft hatte. Zwei Räuber paßten ihm auf und erſchlugen ihn, doch fanden ſie kein Geld nicht, weil er es in Frankfurt deponirt hatte. Als man dieſe Geſchichte erzählte, ſagte ein Dritter ganz naiv: „Der Jude hat ſie gut erwiſcht!"

Monolog eines I-Tüpfelchens (.).

Ich bin doch ein großer Mann, ich kleines Tüpfelchen ich! Ohne mich gäb' es kein Mein und kein Dein! Ich bin nur ein kleines Pünktchen, aber ich dränge mich überall ein und auf. Ich ſetze mich Dir auf die Stirne, dem Kaiſer auf die Naſe und der Kaiſerin auf den Fuß! Jedes Ding wird nur durch mich, Du kannſt nicht Drei zählen ohne meine Hülfe, und wohin Du geheſt, ich begleite Dich. Kein Mädchen wird ein Weib, ohne daß ich dabei bin. Kein Jude wird ein Chriſt, wenn ich fehle; zu Krieg und Frieden braucht man mich, und beim jüngſten Gericht bin ich keiner der Letzten. Es gäbe keinen Wein, wenn ich nicht wäre. Die Philoſophie verlöre Kopf und Fuß an mir. Der Himmel finge ſich ohne mich nicht an, und das Paradies käme ohne mich nicht zu Ende. Die Juden nehmen ohne mein Hinzuthun keinen Rabbi, und die Chriſten hören keine Predigt, wenn ich nicht dabei bin. Der Haß kann mich entbehren, aber die Liebe nicht; ich fädle jede Intrigue ein, bewirke Brief und Ring, bin Zeuge der Hochzeit und Gevatter beim Kinde.

So ein kleines Tüpfelchen ich auch bin, ſpringe ich doch dreimal in die Höhe, wo dirigirt wird, und habe bei der Regie das letzte Wort. Jede Skribelei beginne und ende ich. Geklatſcht wird ohne mich, doch gepfiffen und geziſcht wird nur, wenn ich dabei bin! Das Parquet, das Parterre und die Logen können mich leicht entbehren, nur bei der Gallerie komme ich zuletzt noch zurecht. Beim „applaudiren,“ verliere ich mich unter der Menge, und beim Singen und Spielen iſt es derſelbe Punkt. Der Kritik bin ich doppelt aufſäſſig, und dennoch iſt mein Ruhm ſo weit verbreitet, daß kein Courier abgeht, ohne etwas von mir mitzunehmen. Ja, ich kleines Tüpfelchen (.) bin ein großer Mann! Meine Firma kennt man in Stettin und Berlin, und meine Werke werden dauern, ſo lange eine

Milbe exiſtirt, und ſo lange Gewürzkrämer Papier ſuchen. Darum zieht den Hut ab, denn ich bin ein großer Mann, ich kleines Tüpfelchen ich!

Plan zu einer Conditorei für Künſtlerinnen.

Was ſind die gelehrten Männer und männlichen Künſtler glücklich! ſie gehen in Weinhäuſer und Conditoreien, ſie haben gelehrte Geſellſchaften, da giebt es immer zu eſſen und zu trinken! grüne Bohnen und grüne Manuſcripte, Schlagſahne und Schlagwitze, kalte Schaale und kalte Vorleſungen, langen Spargel und lange Reden; aber die Künſtlerinnen, Gelehrtinnen, Dichterinnen, Ueberſetzerinnen, Rezenſentinnen, Vorleſerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen und alle die „innen,“ die mehr außen als innen haben, alle dieſe haben keinen öffentlichen Verſammlungsort. Wie wäre es, wenn ein neuer Damen-Stehely erſtände und eine „Conditorei für Künſtlerinnen“ errichtete. Die erſte Bedingung einer ſolchen Conditorei wäre die, daß ſie an einem Orte läge, an dem keine Wagen oder Reiter vorüber paſſiren; denn es könnte leicht ein Unglück geſchehen, wenn die Pferde von dem Lärmen ſcheu werden. Spiegel brauchten nicht darin zu ſeyn, denn die Künſtlerinnen halten eine der andern ſchon einen Spiegel vor, in dem ſie ſich beſchauen können; höchſtens der „Spiegel für Mode und Eleganz“ müßte da ſeyn. Die Marqueure und Caffee-Garçons müßten Redakteure und Rezenſenten ſeyn, und immer ſchreien: „Weihrauch!“ „Lobſalm!“ „Taſſ'!“ „Taſſ'!“ — Dabei müßte ein Delikateſſenkabinet ſich befinden, wo ſie jeden Augenblick ſich laben könnten an „Sonnettenbonbons,“ „Madrigalcrême,“ „Stanzenbaiſees.“ Ein Gelegenheits-Kuchenbäcker müßte ſtets mit aufgeſchürzten Ermeln daſtehen, brühheiße Gedichte aus dem Reim-Ofen ziehen und ſie den eintretenden Damen anbieten. An dem Eingange ſtellte man kleine Mädchen mit nützlichen Büchelchen zum Verkauf, z. B. „die Kunſt in fünf Minuten heiſer zu werden“ oder „Coloraturen in allen Farben für Zwillich und Drill,“ oder „der Triller in auf- und abſteigender Linie, eine Geſchichte in vier Bänden,“ oder „Tänzerin, die erfahrene, mit maleriſchen Naturſchönheiten," oder „der Wahnſinn, ein Noth- und Hülfsbüchlein für tragiſche Künſtlerinnen," oder „Enthuſiaſt und Strohkopf, Anfangsgründe zur Geburtshülfe eines Klaqueurs." — Zeitſchriften müßten nur wenige da ſeyn. Die Tänzerinnen ergötzten ſich ſo lange an den Schminkbüchſen der Pandora, bis dieſe ganz leer ſind und ſie in die Hoffnung gerathen. Für Luſtſpielſchreiberinnen muß die „Handlungszeitung" da ſeyn, vielleicht finden ſie eine neue Handlung in ihr. Die Sängerinnen lieben das „Echo du midi" damit die Leute, mit welchen ſie Mittag ſpeiſen, Abends ihr Echo ſeyn ſollen. Für alle Liebhaberinnen das „Allgemeine Repertorium," weil ſie ſtets auf dem Repertoir ſeyn wollen. Die tragiſchen Heldinnen leſen den „Geſellſchafter," damit ſie ſich in eine traurige Situation verſetzen u. ſ. w.

Ein beſonderes Nebenzimmer müßte für gaſtirende Künſtlerinnen angebracht ſeyn, welches aber zu ihrer perſönlichen Sicherheit durch ein eiſernes Gitter von den andern abgeſondert ſeyn müßte. Der Raum für das Ganze braucht nur für die Hälfte der Beſuchenden berechnet zu ſeyn, da von zwölf Künſtlerinnen immer ſechſe den andern in den Haaren liegen und keinen andern Platz einnehmen. Stühle brauchte man gar keine, da eine auf der anderen ſitzt, auch keine Lampen, da jede ſich ſelbſt für ein großes Licht hält. Der günſtigſte Platz in Berlin für eine ſolche Conditerei wäre der Holz-Platz, denn ſie haben Einbildung nach der Klafter, gerathen von ſelbſt in Spaltung und ſcheitern an ihren Darſtellungen.

Ein Arzt ſagte zu Dr. Debek: ob er zweifle, daß er ein großer Arzt ſey. „Ich bin überzeugt, Sie ſind ein großer Zahnarzt,“ antwortete Dr. Debek. „Wie ſo?“ — „Nun! wen Sie behandeln, dem thut kein Zahn mehr weh!“

In einer Geſellſchaft wurde über den Dr. Debek geſprochen. „Man muß doch geſtehen,“ ſagte eine Dame, „daß er ungeheuer witzig iſt.“ „Verzeihen Sie,“ antwortete eine andere Dame, „Sie wollen ſagen: ein „witziges Ungeheuer.“

Der Jockei des Dr. Debek ging an einem regnigten Tage ohne ſeine Livree, ein Vorübergehender meinte: „Die iſt ihm gewiß geſtrichen werden!“

Jemand ſagte zu ſeinem Nachbar, als ſie den Hund Fido-Savant beſahen: „Wahrhaftig, der Pudel iſt ein halber Menſch!“ „So?“ ſagte der Andere, „ſo ſind Sie ein doppelter Pudel!“

Jemand las in den Zeitungen, daß einem redlichen Finder ein Recompenſe verſprochen ward. „Es iſt doch dumm,“ ſagte er, „da ſtellen ſie ein Recompenſe, und ſagen nicht dabei, wo die Sache zu finden iſt!“

„Glauben Sie nicht, daß ich Taſchenſpielerkünſte kenne?“ fragte ein eben nicht karger Mann ſeinen Freund. „O ja!“ antwortete dieſer, „das Geld verſchwinden laſſen!“

In einer Geſellſchaft wurde von Jemandem geſagt: „Ach, bei dem iſt der Witz zu Hauſe!" — „So bedauere ich," ſagte Dr. Debek, „daß er ihn nie mitnimmt, wenn er in Geſellſchaft geht!"

Intelligenz-Blatt.

Eine Perſon, die eine gute Hand zu ſingen hat, wünſcht einige Heiſerkeiten an ſich zu bringen, um bei dem Publikum als Sängerin zu gelten.

Abgerichtete Gimpel, die tanzen und pfeifen, wie man es ihnen vorpfeift, werden von einer Theater-Direktion geſucht, die Aktie à 2½ Sgr.

Unbewegliche Sachen.

Bei den Muſen iſt ein *maſſives Haus* aus freier Hand zu verkaufen; die Ausſicht davon auf Schulden-Arreſt.

Drei Thaler Belohnung,

wer einem Enthuſiaſten den verlorenen Menſchenverſtand wieder bringt; derſelbe iſt unanſehnlich, aſchgrau, und hört auf den Namen: „Latelititi!"

Ein Trauring

iſt verloren worden; der Finder wird erſucht die dazu gehörige Frau abzuholen.

Demoiſelles, welche an= und ausziehen können, finden ein Unterkommen in der —ſtraße Nr.

Schwarze Flor=Tücher

für die unglücklichen Abonnenten einer philharmoniſchen Zeitung ſind zu haben bei u. ſ. w.

Böhmiſche Federn

für deutſche Ueberſetzer aus dem Engliſchen, ſind angekommen, und werden, um ſie anziehender zu machen, mit ſpaniſchen Fliegen verkauft.

Ein aſtronomiſches

Fernglas, wodurch man erſt den Himmel voll Geigen ſieht, zuletzt aber ganz natürlich über die eigenen Beine ſtolpert, iſt zu erfragen.

Mittel gegen die Wanzen.

Nimm den Text der „Euryanthe, und vermiſche ihn mit der Muſik aus „Jery und Bäthely" u. ſ. w.

Frauen-Spiegel.

Wenn ich anfange das weibliche Geſchlecht zu vergleichen, kann ich ſobald nicht aufhören. Da nenne ich es erſtens die Prachtausgabe der vernünftigen Thiere auf Velin, die ſich gut unter Glasſchränken, unter ſeidenen Verhängen ausnimmt, die aber auf der großen Lebensreiſe nichts taugt. Ich nenne ihre Herzen das Eldorado, von dem man glaubt, die Steine wären aus Demanten, welche aber Abentheurer und Glücksritter für gewöhnliche Kieſel halten. Ich vergleiche ihre Herzen mit Vexierbüchſen, aus denen, wenn man ſie öffnet, irgend ein Teufelchen hervorſpringt; mit dem Titelkupfer mancher Bücher, auf die der Herausgeber nur ſein eigenes Bild hinmalen läßt; mit dem Faſſe der Danaïden, das nie voll wird; mit einer Gegend, die Jedem, der hineinruft, ein Echo zurückgiebt; mit einem Polypen, der in tauſend Stücke zerſtückt, zu eben ſo vielen Ganzen wird. Ich vergleiche die Frauen mit Uhren: bei beiden wird die Façon theurer bezahlt als der innere Gehalt; an beiden iſt ſtets etwas zu repariren, beide haben ein ewig ſich bewegendes Perpendikel oder Zünglein, von beiden finden ſich ſelten zwei, die gleich gehen; an beiden iſt nur zuweilen das Zifferblatt verſchieden, die innere Maſchination iſt ſtets dieſelbe; ſie ſind nur darin verſchieden, daß man bei Uhren ſo ziemlich gut weiß, was es an der Zeit ſey, bei Frauen aber nie wieviel es geſchlagen habe. — Ich nenne die Falſchheit der Frauen ihren ſechſten Sinn, und ihre Art zu lieben das künſtliche Volteſchlagen ihrer Verſtellungskunſt. Ich heiße die Mode den Bandwurm des ſchönen Geſchlechtes und die Schneider ihre Hülfstruppen. Ich nenne ihren Mund das perpetuum mobile der Natur, ihr ganzes Daſeyn ein periodiſches Mauſern und Häuten wie der Sumpf-Salamander. Ich nenne ihre Schwächen eine ſtehende Armee in Friedenszeiten, ihre Migräns und Vapeurs: Beurlaubte, die in Kriegszeiten einberufen werden, und ihre Convulſionen und Ohnmachten nenne ich den Landſturm und das allgemeine Aufgebot in dringenden Fällen.

Ich vergleiche ihr Lächeln mit dem Kräuſeln einer Waſſerfläche, wenn ein Molch im Grunde wühlt, ihre Kinngrübchen mit den Wolfsgruben der Falſchheit, ihre Blicke mit Lettres de Cachet, ihren Händedruck mit einem Vorpoſten, der mit dem feindlichen Vorpoſten friedlich ſeine Flaſche theilt, indeß der Anführer im Herzenszelte Krieg und Liſt ſinnt. Ich nenne die Toilette das Buchbinder-Inſtitut der Frauen, aus dem ſie im Sommer als Brochüre, im Winter aber ſteifgebunden und im Umſchlage hervorgehen. Wenn ſie ſagen: „Ich liebe Dich,“ ſo iſt das ein Hebräismus, der den Singular ſetzt, wo er die ganze Gattung ausdrücken will. Der Verſuch, eine treue Geliebte zu finden, iſt die Nordpolexpedition, aus der nie etwas wird. Ich vergleiche den Jüngling, der ein treues Mädchen gefunden zu haben glaubt, mit einem unkundigen Seefahrer, der einen ruhenden Haifiſch für eine feſte Inſel hält. Ich vergleiche denjenigen, den die erfahrene Untreue ſchmerzt, mit einer Scheinleiche, die erwacht und über ihren eigenen Zuſtand in Ohnmacht fällt u. ſ. w., u. ſ. w.

Der Bediente einer Herrſchaft kam zu einem Arzt und bat denſelben, er möchte ihn doch vom Tode retten, da er ſchon ſeit ſechs Monaten am „Knochenfraß" leide. Der Arzt unterſuchte ihn, findet aber nicht die mindeſte Spur dieſes Uebels. „Ach!" ſagte der Diener, „ich meine bloß, daß ich bei meiner jetzigen Herrſchaft nichts als Knochen zu freſſen bekomme!"

Aehnlichkeit und Unterſchied.

In der Galanterieſprache nennt man den Liebhaber: „Chapeau," alſo Hut; in wiefern rechtfertigt die Sache die Benennung? Was haben Hüte und Liebhaber Aehnliches und wie unterſcheiden ſie ſich?

Vor Allem ſcheinen Hüte und Liebhaber darin ähnlich zu ſeyn, daß ſie aus Haſenbälgen beſtehen; doch ſind ſie darin verſchieden, daß man den Hut blos für den Kopf nimmt, bei dem Liebhaber hingegen zieht man den Kopf faſt gar nicht zu Rathe. — Der Hut und die Liebhaber ſind auch darin gleich, daß ſie von den Damen um ſo mehr geliebt werden, je mehr Federn ſie haben; allein ſie unterſcheiden ſich darin, daß man den Hut anzieht, wenn die Sonne ſcheint, den Liebhaber aber anzieht, wenn die Sonne untergeht. — Der Hut und der Liebhaber ſind darin ähnlich, daß ſie waſſerdicht ſeyn müſſen, jener bei Regen- und dieſer bei Thränenwaſſer; ſie ſind aber darin verſchieden, daß der Hut vom Regen in's Trock'ne, der Liebhaber aber oft vom Regen in die Traufe kömmt. — Der Hut und der Liebhaber ſind darin ähnlich, daß der Mittelſtand nur einen hat und denſelben ſchont, die höheren Stände deren aber viele haben und ſchonungslos mit ihnen umgehen; ſie ſind aber darin verſchieden, daß man die Hüte gern hat, wenn ſie recht feſt ſind, die Liebhaber aber deſto mehr liebt, je loſer ſie ſind. — Doch iſt die Aehnlichkeit größer als der Unterſchied; Hüte und Liebhaber gehen oft von der gnädigen Frau an das Kammermädchen über; Hüte und Liebhaber werden oft in Geſellſchaften vertauſcht; Hüte und Liebhaber fliegen oft bei dem erſten Windſtoß leicht davon; Hüte und Liebhaber beſtehen oft nur aus Katzenhaaren; Hüte und Liebhaber haben meiſtens hohle Köpfe; Hüte und Liebhaber haben einen beſonderen Reiz, ſo lange ſie neu ſind; werden ſie alt, ſo iſt es aus mit ihnen; u. ſ. w., u. ſ. w. Es iſt alſo entſchieden vortrefflich, daß der Liebhaber Chapeau heißt; die Ehemänner haben daher nichts ſehnlicher zu wünſchen, als daß ihre Frauen ſtets — Chapeaules gehen mögen. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu geſtehen, daß ich mir eine Kenntniß des weiblichen Geſchlechtes, aus ihrer Art die Hüte zu tragen, zu eigen gemacht habe, die ich „Hutographie“ nenne. Ein kleines Hütchen, locker auf das Haupt geſetzt und etwas ſchief, verräth mir ein ſchalkhaftes Gemüth; ein großer Hut mit breiten Rändern, in die Stirn gedrückt und rückwärts gen Himmel gekehrt, zeigt von Eigenſinn und Trotz; ein ſchmalgerändertes Hütchen, etwas quer auf's rechte Ohr geſtellt, zeigt von Empfänglichkeit und etwas Liebesſinn; ein großer Hut mit tiefem Kopf, aus der Stirne gerückt, läßt mich ein geniales Gemüth, eine Fehde-Dame, ahnen, u. ſ. w. Selbſt in der Art, das Band am Hute unter dem Kinn zu binden, liegt eine Karakteriſtik des ſchönen Geſchlechtes und jeder Bänderzug iſt mir wie ihr eigener Namenszug, aus dem ich manchen Zug ihres Lebens entziffern könnte.

Eine gebildet ſeyn wollende Dame zeigte Jemandem ihr Portrait; als dieſer es genugſam bewundert hatte, zeigte ſie auf den Shawl, den ihr Bild um hatte und ſagte: „Ich bitte genau zu betrachten; es iſt ein ächter Shawl!“

Contraktſteller für verſchiedene Fälle der Kunſt und Literatur, vom Dr. Debek.

1.

Contrakt zwiſchen einer gelehrten Geſellſchaft und einem Mitgliede derſelben.

Die gelehrte Geſellſchaft zu Wolkenkukuksheim verbindet ſich, den Herrn Verſeſchnitzel als förmliches Mitglied unter folgenden Bedingungen aufzunehmen:

1) Verbindet ſich Herr Verſeſchnitzel, jede Woche einen guten Magen mitzubringen.

2) Verpflichtet er ſich, Alles, was Jemand aus der Geſellſchaft gemacht oder gethan hat, aus vollen Backen zu loben, oder es wenigſtens göttlich zu finden.

3) Verſpricht er auf jeden Neu-Eingeführten ſogleich ein Gedicht zu machen; es mag nun

ein Literater, ein Seiltänzer, ein Bauchredner oder ein Fido-savant ſeyn.

4) Muß er jeden Gaſt, der in der Stadt ankömmt, aufſchnuppern, einführen und in den Zeitungen es ankündigen.

5) Muß er noch einmal Alles loben, was die andern Mitglieder gemacht haben. Dafür verbindet ſich

6) Die Geſellſchaft, ihn als Mitglied förmlich aufzunehmen, damit ſein zeitliches und ewiges Wohl gegründet ſey.

2.

Contrakt zwiſchen einer Künſtlerin und einem Kritiker..

Die Künſtlerin Bethula nimmt den Kritiker Lomek unter folgenden Bedingungen zu ihrem Leib-, Haus- und Hof-Kritiker an.

1) Erhält Hr. L. von Mlle. B. jährlich die Summe von 60 Rthlr., und zu Weihnachten einen grünen Rock, dito.

2) Alle Tage einen Kuß und bei jeder Vorſtellung einen Blick in die Gegend, wo er im Parterre ſteht, wie auch

3) An hohen Feiertagen einen ſchönen Baumkuchen. Dafür macht ſich Hr. L. anheiſchig.
4) Ihr jeden Abend vor der Vorſtellung die Kritik zu zeigen, die er für den Abend geſchrieben hat.
5) Muß er alle vier Wochen zwei Gedichte, ein Sonnett und drei witzige Impromptu's auf ſie machen
6) Muß er alle Rezenſenten, die ſie nicht loben, Hunde und Eſel heißen.
7) Verpflichtet er ſich, ſeine Kinder, wenn er deren bekömmt, zu ihren Lobhudlern zu erziehen und ſie zum Klatſchen anzuhalten.
8) Wenn er ſie öffentlich trifft, muß er thun, als kenne er ſie nicht, damit die Leute nichts merken. Dafür bekömmt er in einem ſolchen Falle
9) Stets einen extraordinairen Kuß.
10) Bei außerordentlichen Fällen, als z. B. Abreiſen u. ſ. w., muß er für Blumen und Kränze ſorgen, wofür er
11) Diäten von 6 Rthlr. zu erhalten hat.

Parallelen zwiſchen Muſiker und Dichter.

Nach dem Abc.

Angely zu Dorn.
Blum zu Marx.
Bürger zu Himmel.
Caſtelli zu Morlacchi.
Clauren zu Gellinek.
Engel zu Stadler.
Fouqué zu Auber.
Gellert zu Naumann.
Geßner zu Weigl.
Gleim zu Gretry.
Göthe zu Mozart.
Grillparzer zu C. M. v. Weber.
Hell zu Caraffa.
Herder zu Pär.
Hoffmann zu Boyeldieu.
Jean Paul zu Beethoven.
Klopſtock zu Sebaſtian Bach.
Kotzebue zu Roſſini.
Leſſing zu Spontini.
Matthiſſon zu d'Alayrac.
Rückert zu Meyerbeer.
Salis zu Zumſteg.

Schiller zu Haydn.
Die Gebrüder Schlegel zu Cimaroſa und Righini.
Stollberg zu Salieri.
Tieck zu Spohr.
Uhland zu Paſielle.
Wieland zu Cherubini.

Jemand erklärte einem Mädchen die Blumenſprache und begann mit den Farben: „Roth iſt die Liebe; Blau die Treue; Grün die Hoffnung; Weiß die Unſchuld; Gelb die Eiferſucht; Schwarz die Trauer“ u. ſ. w. Des andern Tags kam er wieder und examinirte ſie; ſie zählte alle Farben vor, nur vergaß ſie *Weiß*. „Ei,“ ſagte er, „Sie vergeſſen ja die Unſchuld!“ „J!“ erwiederte das Mädchen, „wer kann auch Alles behalten!“

„Was ſind Sie für ein Landsmann?“ wurde Jemand gefragt. — „Ein Sachſe,“ war die Antwort. — „Aber Ihr Dialect klingt öſterreichiſch.“ — „Das kann wohl ſeyn, denn ich war ein halbes Jahr lang in Rußland.“

Der nützliche Hausfreund, für alle Fälle des literariſchen und artiſtiſchen Lebens. Von Dr. Debek.

Erſte Abtheilung.

Der wunderbare Kartenzauberer, oder: Der kleine Philadelphia.

1) Wie man die ganze Einnahme eines Conzertes auf eine Karte ſetzt, ſie verſchwinden macht und ſie in der Taſche des Nachbars wieder findet.
2) Wie man auf hundert Schritte weit eine Weinkarte riecht und ſie nachher in eine Rezenſion verwandelt.
3) Ganz unbedeutente Leutchen miſchen ein literariſches Spiel und werfen es einem literariſchen Manne in's Geſicht; dieſer ſchüttelt ſich, das Spiel fällt auf und es ſind lauter Buben.
4) Eine Schauſpielerin ſchickt einem Redakteur eine Viſitenkarte, ohne Erfolg; darauf ſchickt ſie ihm eine Einladungskarte, begießt alle drei mit rothem Wein, und in demſelben Augenblick läßt er ihr die ſchönſten Lorbeeren wachſen.

5) Anleitung, wie man ein ungezogenes Blatt von hinten verſchwinden läßt.
6) Eben dies auf eine andere Weiſe.
7) Wie man Jemandem Karten zu Vorleſungen aufdringt, ohne daß man es merkt, ohne die Volte und ohne daß er's wollte.
8) Wie ein Blatt durch Doppelkümmel bald das Herzblatt von Jemandem, bald ſein Kreutzblatt iſt.
9) Wie man hinter'm Rücken auf zwei Blätter ſchreibt und doch nichts herauskommt.

Zweite Abtheilung.

Der nützliche Hausbedarf.

1) Mittel, fette Pränumeranten zu fangen.
2) Wie man den Mantel nach dem Winde hängen muß, und wenn man keinen Mantel hat, ſeinen Leibrock.
3) Wie man aus ſchlechten Coloraturen Seide ſpinnt.
4) Wie ſich ein Gelegenheitsdichter aus einer Sängerin einen Braten macht mit einer Lorbeerſauce.

5) Wie man Vaudevilledichter ziehen kann.

6) Händewichſe für Klaqueurs zu bereiten.

7) Einen Neidhammel ſo zuzurichten, daß er mürbe wird.

8) Kleine Dichter und ſchlechte Schauſpieler ſo zu pfeffern, daß ſie ſich endlich halten.

9) Eine einäugige Krähe zu ziehen, die allen andern Krähen die Augen aushacken möchte.

10) Wie man literariſche Wanzen vertilgt, indem man ſie ruhig abkratzen läßt.

11) Pell-Rezenſionen mit Lebhudel-Carbonade aus den Schreibeärmeln zu ſchütteln, um damit ſchöne Aktricen zu fangen.

12) Wie man ein Ungeheuer durch ſchlechte und magere Muſik ſo zahm macht, daß es wie ein Hund im Hauſe ſtill liegt.

Dritte Abtheilung.

Der gemüthliche Winter-Geſellſchafter.

1) Naſen- und Namenzupfen. Die Geſellſchaft ſetzt ſich zuſammen und zupft Einem bei der Naſe; am beſten paßt dazu ein Naſeweiß. In Ermangelung eines ſolchen nimmt die

Geſellſchaft einen beliebigen Männer- oder Weibernamen, und nun zupfen ſie der Reihe nach ſo lange an dieſem guten Namen, bis er ganz aufgezupft iſt, ohne daß ſich eine Spur davon bei Jemand aus der Geſellſchaft findet. Dieſes Spiel iſt ſehr beliebt und erfordert keine große Vorbereitung.

2) Das Pfänderſpiel. Dieſes iſt ein amüſantes, häufig geliebtes Spiel. Man geht in den erſten Rang, fährt in eigener Equipage u. ſ. w.; dafür giebt man nur immer ein Pfand nach dem andern in's Pfandhaus. Oder man nimmt Unterricht bei ſchönen Lehrern und bekömmt ein Pfand der Liebe. Letzteres iſt nur unter zwei Perſonen üblich.

3) Das Theaterſpiel. Man ſetzt ſich zuſammen, macht Direktorchens, Regiſſeurchens, Dichterchens, Sängerchens u. ſ. w.; dabei vergeht die Zeit, man weiß nicht wie; ſelbiges Spiel iſt ſehr komiſch.

Als Mlle. Schechner letzthin die Parthie des Fidelio ſang und Alles entzückt war, rief Jemand in einer Parquetloge aus: „Das iſt keine Kunſt, wenn meine Frau eine ſolche Stimme hätte, würde ſie auch ſo ſingen!“

Kleines Wörterbüchlein
für
manche Fälle des Lebens.

Von Dr. Debek.

Aber.

Der Umkehrplatz der Rede und der Krebs-Wendepunkt des Lebes.

Ach!

Der Selbſtlauter des Unglücks, der Probeſchrei der Verliebten und der Penſionsfond für ſchlechte Schauſpiel-Liebhaber.

Advokat,

iſt eine lebendige Verlängerungsmaſchine, mit welcher man zeitliche Dinge in die Ewigkeit zieht.

Amt,

iſt Heiraths-Vogelleim; wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch eine Frau, die alsbald Amt-*Mann* wird.

Armſelig.

„Selig ſind die Armen am Geiſte;" daher haben wir jetzt ſo viel armſelige Skribler, die zwar nicht in's Himmelreich, aber doch reich in den Himmel kommen möchten.

Augen,

Ehefrauen ſollen ſo wenig Augen haben, wie eine Spitalſuppe; Ehemänner müſſen ſo viele Augen haben, wie guter Schweizer-Käſe.

Bahre.

Das Vorzimmer des beſſern Lebens, in dem, wie in jedem Vorzimmer, viel Würmer ihr kriechendes Unweſen treiben.

Bad.

Eine Verwandlungs-Anſtalt, aus welcher zärtliche Mütter als naive Jungfrauen zurückkehren, wenn ſie das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet haben.

Band.

Freundſchaftsband aus Saffian; Liebesband aus Maroquin; und Eheband aus Büffelleder.

Bellen.

Die Converſation gewiſſer Thiere, die ſelbſt nichts zu beißen und nichts zu brechen haben, wenn ſie bei einem Anderen einen vollen Teller ſehen. Göthe hat dieſe Art Thiere, im gewöhnlichen Leben: Hunde genannt und am beſten karakteriſirt, wenn er ſagt: „Je beſſer der Andere reitet, deſto mehr klaffen ſie.“

Blatt-Laus,

iſt ein ekelhaftes Thier, das ſich nicht anders zu ernähren weiß, als daß es ſich auf ein Blatt ſetzt und mit den ſtumpfen Zähnen daran zu nagen verſucht. Eine ſolche Blatt-Laus zieht in der Regel alles Ungeziefer an ſich.

Bombaſt.

Neumodiſche Watte für dünne Schriftſteller-Stellen.

Cabale.

Vor Alters hatte man Liebe ohne Cabale auf der Bühne; dann kam „Cabale und Liebe,“ das ging auch noch; jetzt ſehen wir nur noch Cabale und gar keine Liebe auf den Bretern.

Cenſur.

Der umgekehrte Streichriemen, der die ſcharfen Raſier-Federn ſtumpf ſchleift.

Copiermaſchine.

Ein Ding, wozu man weder Kopf noch Hand, noch Arm braucht, und das Alles copirt.

Das und Daß.

Erſteres iſt ein Geſchlechts-, zweites ein Bindewort; letzteres unterſcheidet ſich von dem erſten durch ein Z (zet), weil oft, wenn man ſich an das andere Geſchlecht bindet, ein Zetergeſchrei nachkömmt.

Dummheit.

Ein Paſſaſierſchein zum Glück, zu Aemtern und Ehrenſtellen.

Ehe.

Zwei Selbſtlauter, die durch den Spiritus Aſper (h) verbunden ſind. Die Ehe iſt die Augenoperation der Liebe, die gewöhnlich blind iſt.

Eſſen.

Ein nöthiges Uebel! Das Bedürfniß zu eſſen hat in unſerer Zeit viele Skribler hervorgebracht; allein, da ſie ſich doch nichts zu eſſen damit verſchaffen können, ſo eſſen ſie ſich unter einander auf; und da *ißt* der ſtets am meiſten, der nichts *iſt*.

Fabel,

muß gewöhnlich eine Moral haben; es giebt aber auch Fabeln ohne Moral, z B.: die Treue der Frauen und die Rechtlichkeit der Hausfreunde.

Fegen,

ſoll jeder vor ſeiner Thüre; leider haben wenig Menſchen eigene Thüren; ſie fegen alſo vor andern Thüren.

Filz.

Wenn der Hut ein ächter Filz iſt, wird er ſehr geſucht; der *Chapeau* jedoch, der ein Filz iſt, wird verworfen.

Fuſel,

ein Spiritus zum Aufbewahren der Freimüthigkeit.

Garniſon,

iſt neben dem Hauben*beſatz* die *Beſatzung*, die von den Damen am meiſten geliebt wird. Wenn eine Garniſon *aus*rückt, werden die Damen ſo lange *ver*rückt, bis eine andere *ein*rückt.

Geigen.

Der Himmel hängt voll Geigen, bevor man heurathet; bei der Heurath ſpringen die Eh' (E)-Saiten, und es wird ein Mißton von allen Seiten.

Geiſt.

Die Frauen fürchten jeden Geiſt, nur nicht den Geiſt des Widerſpruchs, weil ſie mit ihm aufgezogen ſind.

Gift,

heißt auch Gabe, z. B.: „Mitgift,“ weil man dieſe Gabe mit Gift bekömmt.

Dr. Debek ſagte von einem Manne, der unter dem Pantoffel ſtand und deſſen Frau Abends ohne ihn in Geſellſchaft ging: „Bei Tag iſt er ein Weib und bei Nacht eine Wittwe.“

Ein Schriftſteller, der viel und ſchlechten Branntwein trank, wurde gefragt, warum er denn ſo ſchlechten Branntwein trinke. „Ei!“ erwiederte er, „es giebt gar keinen ſchlechten Branntwein.“

Jemand kam in die Fernbachſche Leihbibliothek und begehrte „Napoleons Leben,“ von Walter Scott. Auf die Antwort: es ſey in dieſem Augenblicke nicht da, ſagte er: „Nun, ſo geben Sie mir irgend eine andere Räubergeſchichte.“

Zwei Verbrecher wurden, der Eine an einem Stricke, der Andere an einer Kette aufgehängt. „Ach,“ ſagte ein Zuſchauer, „der Eine wird herunterfallen, der Andere muß aber ſein ganzes Leben durch hängen!“

Ein Kaufmann pries Jemandem ſeine Waare an und ſagte: „Das iſt Zeug für die Ewigkeit!“ Darauf ging dieſer zu ſeiner Frau und ſagte ihr: „Da iſt ein Zeug für die Ewigkeit, wenn Du es brauchen kannſt, kaufe ich Dir's mit Vergnügen!“

Eine vornehme Dame fuhr nach H.; ihr Wagen verirrte ſich und man fuhr lange in die Kreuz und Queer, ohne ſich zurecht finden zu können; endlich ſieht ſie einen Wegweiſer mit drei Armen und befiehlt dem Kutſcher, hinzugehn und nachzuſehen. Der Kutſcher ging hin, brach die Arme ab und brachte ſie der Dame mit den Worten: „Gnädige Frau, ich kann nicht leſen; leſen Sie, wohin der Weg geht!“

Eine Dame fuhr zur See, als ſich ein gewaltiger Sturm erhob und die Schiffer ſagten; es wäre die höchſte Gefahr. „Halt!“ ſchrie die Dame, „halten Sie an! ich ſteige aus!“

Wiſchi-Waſchi.

Geburtstags-Gratulation an einen Freund.

O, öffne des Herzens Thüren,
Ein Freundchen kömmt herbei,
Der mit fürchterlichem Wiehren,
Die ganze Poeſei,
Des Helikons Manieren,
Der Dichtung Krautſalbei,
Und was zum Gratuliren
Noch Alles nöthig ſey,

Vor Dir will herzitiren
Zu dieſes Tages Neu.
Zwar ſchmollt das Neugeſtirn,
Es ſchnarcht der Muſendey;
Das Roß will ſich nicht rühren,
Die Feder wird zu Blei,
Mein Witz fängt an zu frieren,
Mein Geiſt iſt voller Klei;
Das bischen Poeſieren
Liegt kraftlos auf der Streu;
Doch drob ſich zu geniren,
Das wäre wirklich neu,
Das Ländchen „Ennuyren“
Hat keine Polizei;
Die Hand zum Munde führen,
Steht Jedem doch wohl frei?
Drum magſt Du nun probiren
Ein bischen Gähnerei,
Denn ſtets zu ſchnabuliren
Am Braten Witzelei,
Und ſtetes Scharmuziren
Am Faß der Liebelei,
Erregt zuletzt Wurmiren
Vor lauter Völlerei;

Ich ſelbſt fang' an zu ſpüren,
Daß meine Reimerei
Vor lauter „ei" und „iren"
Wird bloße Klingelei.
Drum weg mit Raiſonniren,
Ihr Wünſche eilt herbei!
Und ohne zu pauſiren
Stellt Euch in Glied und Reih';
Ihr ſollt nun defiliren
An meinem Freund vorbei.
Stets ſollſt Du Freund floriren
Wie Nelke und Tulpey,
Dein Leben ſoll ſerviren
Des Glückes ſchönſte Fey.
In Liebes=Luſt=Panieren
Verlebe Deinen May;
Die Schönen ſollſt blokiren
Auf Sopha's, wie auf Heu;
Mit Seufzern bombardiren
Die Feſtung „Ziererei,"
Auf Küſſe reduciren,
Das Sümmchen „Männerſcheu."
Doch mußt Du wohl ſondiren
Der Nymphen Herzensbay,

In der Du willſt laviren
Das Schiffchen: ew'ge Treu!"
O trau nicht Weiber-Schwüren,
Sie ſtieben weg wie Spreu,
So lang' ſie paradiren
Am Platz der Mägdelei,
Da hört man ſie choriren
Wie Nonnenkleriſei;
Von „Treue" ſtets parliren,
Von „Sanftmuth," „zarter Weih',"
Doch wenn ſie galoppiren
In Hymens Sklaverei,
Adieu dann Jubiliren,
Willkommen dann o Reu'!
Es ſchlüpft ein Heer Satyren
Aus Amors Schäferei;
An Venus Luſtſpalieren
Nagt ſtarre Fröſtelei,
D'rum lerne nie addiren,
Daß eins und eins iſt zwei.
Laß Dich auch nie verführen
Von Lippen-Schmeichelei,
Wie viele die ſich zieren
Sind wachsweich dem Lakei.

Ja ſelbſt des Feldes Thieren
Bekömmt die Liebelei,
Davon haben wir im Stieren
Ein ſkandalöſ' Kopei.
D'rum ſey grauſam wie Baſchkiren
Der Wolluſt Konterfei,
Und ſchätze nach Gebühren
Der Freundſchaft Spezerei;
Und laß nie einpaſſiren
Zur Herzens-Meierei
Die Hiäne Mediſiren,
Die Wölfin Spöttelei.
Nie ſoll laterniſiren
Dein Pfeil der Neckerei,
Nie ſuche zu beſiren
Durch ekle Heuchelei;
Doch magſt Du parodiren
Aus Lieb'-Galanterei,
Die Mädchen zu blumiren,
Sey Deine Gärtnerei;
Die Küſſe zu kopiren,
Der Mund die Staffelei.

Eine Schauſpieler-Truppe machte eine Landparthie, und um die gewöhnlichen Exceſſe und Prügeleien zu vermeiden, wurden ordentliche Statuten entworfen. Das erſte Geſetz lautete:

„Wer ſich beſäuft, zahlt vier Flaſchen Wein!“

Der Gott der Väter hatte die ziemlich zahlreiche Familie des jüdiſchen Kaufmanns N., mit einer ſtarken Doſis Einfalt begabt; nur die älteſte Tochter ging als ein leuchtendes Phänomen an ihrem Horizonte auf. Sie arbeitete ſich durch die belletriſtiſche Literatur und ſammelte ſich ein Schatzkäſtlein, mit deſſen Prezioſen ſie zu jeder Stunde zu glänzen ſich bemühte. Die Ihrigen erkannten ihre Geiſteserhabenheit und beteten ſie als ein Orakel an. Zwar verſuchte ſie auch ihrer vernachläſſigten Familie einige äußere Bildung einzuverleiben, aber alle Mühe ſcheiterte an der mächtigen Natur; zudem legte unbeſieglicher Geiz ihr noch ein mächtiges Hinderniß in den Weg und entriß ihr manchen Sieg. So gerieth ſie einſt mit einem alten glaubensverwandten Hausfreund in einen heftigen Streit, über den freien

Willen des Menſchen, ohne den hartnäckigen Vertheidiger der Prädeſtination zum Weichen zu bringen. Während deſſen wurde der Kaffee gereicht; ſie präſentirte ihrem Gegner eine Taſſe mit der üblichen Formel: „Iſt's gefällig?“ Er nahm und trank. Mit ſiegestrunkener Stimme erklärte ſie ihn nun für geſchlagen; denn unbezweifelt habe es in ſeinem Willen geſtanden, Kaffee zu trinken. „Gerade das Gegentheil,“ verſetzte der Jude, „der Sieg iſt mein; ich wollte *Kaffee* trinken und habe *Cichorien* trinken müſſen.“ —

Der Zettelträger.

(Nach der Melodie: „Der Vogelfänger ꝛc.“)

Der Zettelträger bin ich ja,
Stets luſtig, heiſa herſaſa!
Ich trage Zettel Kreutz und Queer,
Wie ſie grad' paſſen, ſtets umher.

Den erſten trag' ich, friſch Juchhe!
In unſerm Kön'ge ſein Palais;
Den rechten Zettel ſuch' ich aus,
Es iſt ja wohl: „Das Vaterhaus!“

Nun weiter, wie ich's ſchon gewohnt,
Zum Schloßplatz, wo der Kronprinz thront,
Da klopf' ich an der Thüre an
Und leg' hinein: „Der deutſche Mann!“

Nun geht's mit einem friſchen Satz
Zum Blücher auf dem Opernplatz;
Ich leg' im erſten Morgenſtrahl
Den „Eichenkranz“ auf's Piedeſtal.

Der holden Frau, ein Engelbild,
So göttlich ſchön, ſo menſchlich mild,
Bring' ich in demuthsvollem Sinn
„Die Zauberroſe“ täglich hin.

Zum Nachbar komm' ich nun heran,
Da lebt ein finſt'rer brumm'ger Mann,
Der wohnt im Hauſe ganz allein:
„Die Hageſtolzen“ werf' ich 'nein.

D'rauf treffe ich ein junges Blut,
Im ächten Shwal, im Blondenhut,
Man glaubt, ſie wär' 'ne Dame ſchier:
Die „Schneidermamſell“ geb' ich ihr.

Nun kömmt ein Burſche angerannt
Im gelben Handſchuh elegant,
Und ſtreckt ſich wie ein Cavalier,
Ich geb ihm ſtill: „Den Dorfbarbier!“

Nun winket mir ein großes Haus,
Da leiht ein Mann auf Pfänder aus;
Ich öffne leiſe ſeine Thür,
Geb' ihm den Zettel: „Der Vampyr!“

Da drüben ſchwatzt ein Jugendheld
Von König, Gott und Allerwelt;
Für den hab' ich den Zettel hier:
„Ein Jeder feg' vor ſeiner Thür!“

In's Ehejoch dort Jemand ſpringt,
Weil ihm die Frau Dukaten bringt,
Und Frau und Geld zieh'n bei ihm ein,
Werf „Fluch und Segen“ raſch hinein.

Hier kommt ein Mann im Kleid von Sammt,
Bei leerem Kopf zu vollem Amt;
Auch hier trag' ich den Zettel her:
„Die Hintertreppe“ paßt da ſehr.

Der Alles findet auf dem Blatt,
Was gar kein Menſch verloren hat,
Dem Herren Cenſor ſchieb' ich fein:
„Strich durch die Rechnung" auch hinein.

So finde ich von Haus zu Haus
Die Zettel immer paſſend aus,
Zurück nur bleiben mir ſtets drei:
„Veſtalin," — „Jungfrau," —
Mädchentreu!"

Mitternachts-Gänge in Berlin.

Die Stechbahn.

Der Mond und die Gasbeleuchtung ſind ein Ehepaar à la mode; ſie kommen nie zuſammen. Heute war der liebe Mond deshalb wie jeder Ehemann in guter Laune und ſchielte halb und halb auf die liebe Erde herab; bald ſchlich er auch zu Bette und es war ſo finſter, daß die Jeſuiten ihr Licht dabei hätten anzünden können. Ich ging über die Schloßfreiheit, — wo ſich noch einige Pärchen kein Schloß vor den Mund, aber gewaltige Freiheiten herausnahmen, — den Weg zur Stechbahn entlang und fand hier Alles durch eine Geiſterhand wie am Tage beſetzt und belebt. Gleich links zog die Vögelſammlung meine Aufmerkſamkeit an ſich. Mehrere lockere Zeiſige guckten neugierig in die Welt, als lauerten ſie hier an der Ecke mit anderen lockeren Zeiſigen auf die vorübergehende ſchöne Welt, die von ihrer Bahn einen Abſtecher auf die Stechbahn macht. Abgerichtete Dompfaffen pfiffen die Melodie: „Ein Mädchen und ein Gläschen Wein“ u. ſ. w. Eine Schwalbe, die zu den Zugvögeln gehört, ſang Roſſiniſche Melodien, und eine Nacht-Eule krähete daneben: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer!“ Ganz jammervoll ſaß ein Vogel in einem Käfig, mit zwei Blättern im Munde; hier und da fehlten ihm die ſchönſten Federn; es war ein Spaßvogel, den man nicht anders zu fangen wußte, als daß man ihm die beſten und ſchönſten Federn ausrupfen ließ; ſo lange aber dieſer Vogel noch einen Federkiel behält, wird er ſich doch keine Melodie einlehren laſſen, ſondern wird ſein Naturliedlein fortpfeifen. Für das weibliche Geſchlecht waren alle Gattungen Vögel da; für Eitle die Bachſtelzen; für Stolze der Wiedehopf;

für Spröde die Droſſel; für Zärtliche ein Sperling; für Dumme ein Kukuk; für Kluge ein Falk; für Milde der Stieglitz; für Vorwitzige die Grasmücke; für Fromme die Schwalbe; für Plauderhafte die Elſter; für Kokette der Gimpel; für Aufgeblaſene der Pfau; für Spekulative der Rupfzeiſig; für Putzſüchtige Goldfinken u. ſ. w. Da ich gottlob nicht auf dem Vogelfang war und weder eine Nacht- noch eine Tagigall ſuchte, ging ich der Naſe nach, zu — Joſty! O welch' ein Fond von Gelehrſamkeit iſt da! Die Paſtetchen erinnerten mich an die ſzeniſchen Darſtellungen der Mad. Catalani; ſie waren eben ſo verſchiedenartig gefüllt und hatten eben ſo viel Schmelz, der zum Glück noch etwas friſcher war. Baiſee's aller Art lachten mich an; ich zog einen vertraulich in die anſtehende Bergère und erinnerte mich an das Lied:

„Un Baiser de ma bergère!"

Ich verließ dieſe Anſtalt, wo die Durſtigen geſpeiſt und die Hungrigen getränkt werden; da fiel mir an der Wand links eine Sammlung Krähwinkler Bilder in die Augen. Ich betrachtete ſie genauer und fand manche recht herrliche, z. B.

zwei Künſtlerinnen in zwei Wageſchalen, an der einen Seite ziehen mehrere Leute mit Stricken die eine herab, während auf der andern Seite ein Paar Leutchen die andere Schale mit Knüppeln in die Höhe heben, mit der Unterſchrift: „Wie die Rezenſenten eine Schauſpielerin erheben, während ſie die andere herabziehen;“ oder ein Mann mit einem Fernglaſe auf dem Dache eines Theaters, mit der Unterſchrift: „Wie man ein Theater überſicht;“ oder eine Dame, die einen Menſchen niederreitet, mit der Umſchrift: „Wie ſich eine Sängerin über die Kritik hinwegſetzt“ u. ſ. w. Ein Parfümerietiſch zog meine Aufmerkſamkeit an ſich, weil da die Bildniſſe der Geſangs-Künſtlerinnen auf Seife zu ſehen waren, ſo recht als ob das andeuten ſollte: dieſe Glorien ſind größtentheils Seifenblaſen, die von einigen Jungen in die Höhe gepuſtet werden; noch charakteriſtiſcher war es, daß ſie alle bis über den Hals in Weihrauch ſteckten, trotz dem ſie bloß im Umriß und gar nicht ausgezeichnet waren. „Wollen Sie Pomade oder die Seife à la... oder à la... oder à la... kaufen?“ Bei Matzdorff's Lotterie-Looſe fiel mir die Frage ein, was wohl mehr Gewinnſt iſt, funfzehntauſend Thaler durch ein Loos, oder funfzigtauſend Thaler durch eine Heurath zu gewinnen? Wenn ich meine holden Leſerinnen nicht eben ſo liebte, wie ſie mich, würde ich für das Erſte entſcheiden, bloß deshalb, weil die Nebentreffer, die eine Frau oft mitbringt, nicht zu den Annehmlichkeiten gehören, und zwar, weil ſie oft ungezogen ſind und bleiben. — Mit einem Seufzer entfernte ich mich von dieſer Hoffnungs-Anſtalt und ſteuerte auf das Obſtlager des Herrn Fournier zu; ein Lager, bei deſſen Erſtürmung jetzt wenig Gefahr iſt, da man die Feigen hingeſtellt hat. Dieſes Winkelchen iſt unſtreitig der fruchtbarſte Ort der Stadt, und viel fruchtbarer als der Kopf von unſern Theaterdichtern, wenigſtens iſt hier alles reifer und geſchmackvoller. Wenn ich hier vorübergehe und die ſchöne blauäugige Obſtverkäuferin und das ſchöne herrliche Obſt ſehe, ſo denke ich immer daran, wie ſüß verbotene Früchte ſchmecken müſſen! Doch bin ich ein Fuchs und ſage: Die Trauben ſind ſauer, und wandele fürbaß, doch jetzt bleib ich da; hab' ich nicht Recht, lieber Leſer?

Vergeſſener Regenſchirm.

Es giebt keinen bequemeren Menſchen auf der Welt als ein Regenſchirm! wenn es nur ein wenig regnet, ſo geht er nicht aus, ſondern läßt ſich tragen! Das iſt ein Erziehungs-Fehler, den man ihm wahrſcheinlich in der Jugend nachgegeben hat. Ich wollte mich mit meinem Regenſchirm nicht weiter in Diskuſſionen einlaſſen, und trug ihn in Gottes Namen beim letzten Regen auch aus. Allein was geſchieht? er geräth irgendwo in's Trockne, ich weiß nicht mehr wo, und da ſich das Wetter indeß aufklärte, vergeſſe ich den Guten wieder mitzunehmen, und er bleibt, ein Opfer der Aufklärung! in fremden mir unbekannten Mauern zurück! Da er von mir zur Verſchloſſenheit angehalten wurde, wird er ſchwerlich ſelbſt ſagen, wohin er gehört; ich bitte alſo ſein Schweigen nicht mißzudeuten, und ſeinen ſtillen Wunſch: zu mir zurückzukehren, als entſchieden anzunehmen. Er hatte die Gewohnheit, aus rother Seide zu ſeyn, und ſeit er denken kann, hat er einen plattirten Löwenkopf im Griffe gleich weg. Seine Lebensgeſchichte iſt ganz einfach; er kam, wie ein jeder ehrliche Kerl, vom Regen oft in die Traufe, und wenn man ihn nicht brauchte, wurde er in einen Winkel geſtellt. Sollte nun ein ehrlicher Mann meinen Regenſchirm, oder mein Regenſchirm irgend einen ehrlichen Mann gefunden haben, ſo bitte ich die reſpektiven Herren, ſich gegenſeitig zu perſuadiren und mir einen Beſuch zu machen, um ſich perſönlich zu überzeugen, welche Macht in Thekla's Worten liegt:

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint!“

Ich werde einen der reſpektiven Herren bei mir behalten und für den anderen aus Erkenntlichkeit zum Himmel flehen, daß er ſtets ſeine Sonne über ihn ſcheinen laſſe, oder ihn wenigſtens — beſchirme.

Kennzeichen.

Geht ein Herr und eine Dame, und der Herr ſieht ſchweigend grade aus vor ſich hin — ſo iſt es Mann und Weib.

Sieht der Herr auf die Dame herab, oder ſpricht emſig mit ihr — ſo iſt es nicht Mann und Weib.

Sitzt ein Herr im Theater neben einer Dame, und muſtert Parquet und Logen — ſo iſt es Mann und Weib.

Sitzt er halb zu ihr gewendet, und ſieht bald auf die Bühne bald auf ſie — ſo iſt es nicht Mann und Weib.

Fällt einer Dame der Handſchuh herab, und der Nachbar bückt ſich lang gedehnt und ſpät nach ihm — ſo iſt es Mann und Weib.

Bückt er ſich ſchnell und hebt ihn im Fluge auf — ſo iſt es nicht Mann und Weib.

Fährt ein Herr und eine Dame im Wagen, und der Herr raucht eine Cigarre — ſo iſt es Mann und Weib.

Raucht er nicht und hält ihren Shawl auf dem Schooß — ſo iſt es nicht Mann und Weib.

Spielen Herr und Dame Boſton, und der Herr iſt niemals der Whiſt der Dame — ſo iſt es Mann und Weib.

Verliert er immer und iſt dennoch immer

neuerdings Whiſt — ſo iſt es nicht Mann und Weib.

Singt eine Dame und ein Herr ſteht dabei, ohne das Notenblatt umzuwenden — ſo iſt es Mann und Weib.

Hält er ſchon viel früher das Blatt in der Hand, um es umzuſchlagen — ſo iſt es nicht Mann und Weib.

Kömmt ein Herr und eine Dame in eine Putzhandlung und der Herr ſagt ihr, man bekäme das um die Zeit der Meſſe billiger — ſo iſt es Mann und Weib.

Spricht er hingegen: „Das iſt ſehr ſchön!“ oder „das hier iſt äußerſt elegant“ — ſo iſt es nicht Mann und Weib.

u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein Dichter, der oft ausgepocht wurde, hatte die Gewohnheit an jedem Abende, an dem ihm ein ſolches Schickſal widerfuhr, nach Hauſe zu gehen und ſeine Kinder zu ſchlagen, wenn er aber applaudirt wurde, brachte er ihnen Bonbons mit. An einem Abende waren die Stimmen getheilt, das halbe Publikum pochte, die andere Hälfte applaudirte. Er kam nach Hauſe und gab dem einen Kinde eine Maulſchelle und dem andern Bonbons. Das Kind mit den Bonbons neckte ſich nun mit dem Bruder und ſagte: „Chtſch! Chtſch! Dein Vater iſt ausgepocht worden, und meiner nicht!“

Parallelen.

Weib. — Frau. — Gemahlin.

Wenn man aus Liebe heurathet wird man: Mann und Weib, wenn man aus Bequemlichkeit heurathet: Herr und Frau, und wenn man aus Verhältniſſen heurathet: Gemahl und Gemahlin! — Man wird geliebt von ſeinem Weibe, geſchont von ſeiner Frau und geduldet von ſeiner Gemahlin. — Man hat für ſich allein ein Weib, für ſeine Hausfreunde eine Frau und für die Welt eine Gemahlin. — Man findet ſich in Alles mit dem Weibe, man bequemt ſich mit der Frau, und man arrangirt ſich mit der Gemahlin. — Die Wirthſchaft beſorgt ein Weib, das Haus beſorgt eine Frau und den Ton beſorgt eine Gemahlin. — Wenn man krank iſt, wird man gepflegt von dem Weibe, beſucht von der Frau, und nach dem Befinden erkundigt ſich die Gemahlin. — Man geht ſpazieren mit ſeinem Weibe, man fährt aus mit ſeiner Frau, und man macht Parthieen mit ſeiner Gemahlin. — Unſern Kummer theilt das Weib, unſer Geld die Frau und unſere Schulden die Gemahlin. — Mutter unſerer Kinder iſt unſer Weib, ihre Bekannte unſere Frau und ihre Gebieterin unſere Gemahlin. — Sind wir todt, ſo beweint uns unſer Weib, beklagt uns unſere Frau und geht in Trauer wegen uns unſere Gemahlin. — In einem Jahre heurathet wieder unſer Weib, in 6 Monaten unſere Frau, und nach der Condolenzzeit (in 6 Wochen) unſere Gemahlin!

Ein Kind fragte: „Wie heißt das?" indem es auf einen Fiſch zeigte, der eben auf den Tiſch geſetzt wurde. „Das heißt Fiſch," war die Antwort. — „Und mit dem Vornamen?“ fragte das naive Kind wieder.

Jemand bemerkte im Theater, daß ihm ein Anderer ſeine Uhr geſtohlen hatte und damit fortgehen wollte; er hielt ihn feſt und ſagte: „Verzeihen Sie, mein Herr! ſie geht nicht!“

Der kleine Gärtner,

oder:

Anweiſung,

artiſtiſche und kritiſche Gewächſe zu behandeln und auszujäten.

Von Dr. Debek.

1) Mittel dagegen, wenn Einem das Geſpräch über eine Sängerin zum Halſe herauswächſt.
2) Dito eines dagegen, wenn Einem ſeine Frau über den Kopf wächſt.
3) Dito eines dagegen, wenn an Blättern arme Würmer, Inſekten und Erdflöhe nagen.
4) Wie man einen Boden mit Freibillets düngen muß, wenn ein ſchlechtes Stück Wurzel faſſen ſoll.

5) Wie ein arrogantes Mädchen gut begoſſen wird und doch trocken bleibt.
6) Wie eine Rolle durch einen Ableger verſetzt und auf anderen Boden verpflanzt wird.
7) Wie man eine Provinzroſe in die Stadt zieht.
8) Wenn ein Winkelblatt auf keinen grünen Zweig kommen kann, trotz alles Miſtens.
9) Einen fetten Boden für einen Schmarotzer zu bereiten.
10) Eine Gartenwicke ſo zu behandeln, wie eine Klatſchroſe.
11) Einen literariſchen Kellerhals zu gewinnen.
12) Eine Hortenſia auf mehrere Jahre voraus zu ſäen.
13) Die Liebespflanze (Phlox divaricata) in den Gärten der Enthuſiaſten zu vermehren, ſammt ihren Seitenpflanzen und Auslaufern.

u. ſ. w. u. ſ. w.

Große Thier-Auktion

auf dem Opernplatz.

Es werden folgende Pferde aller Raçen und Sorten an den Meiſtbietenden hintangegeben.

1) Kohlhaſens zwei Rappen, vaterländiſche Thiere, die gut gehalten wurden und in ihrem Leben wenig gezogen haben.

2) Der Schecke, den Wallenſtein's Vetter ritt, und

3) Das Pferd, das Wallenſtein „Bannier's verfolgenden Dragonern" entriß.

4) Carl Moor's Schimmel, ſammt einigen noch an ihm hängenden Couliſſen.

5) Die Schlange der Euryanthe, als Sinnbild der Ewigkeit oder Langenweile.

6) Ein Ziegling der Natur, ein bekannter Freund des ſchönen Geſchlechts.

7) Roſſini's Elſter, die geſtohlene Melodieen mit dito geſtohlenen Löffeln frißt.

8) Ein Braſilianiſcher Affe, der die Alceſte und den Macbeth verjagte.

9) Der Hund des Aubry, ein ſo wachſames Thier, daß es bei ſeiner Aufführung nie einſchlief.

Dr. Debek war auf der Gewerbe-Ausſtellung und ſuchte immerwährend nach etwas, bis ihn Jemand fragte, was er ſuche. „Ei," ſagte er, „ich finde es unrecht, daß keine Klaqueurs hier hängen, das iſt ja auch ein Gewerbezweig.“

Das Schminklied.

Nach Schiller's Punſchlied.

Vier Surrogate
Morgens dem Weib,
Bilden die Schönheit,
Bauen den Leib.

Preßt Euch die Locken
Dick auf den Kopf,
Neu glänzt des Thurmes
Goldener Knopf.

Jetzt mit der Schminke,
Duftig gebraut,
Schminket die falbe
Welkende Haut.

Blendende Zähne
Setzet Euch ein,
Leben den Küſſen
Giebt das allein.

Füllet des Buſens
Künſtlichen Wall,
Künſte umfangen
Bildend das All.

Eh' ſie entkleidet,
Herzet ſie ſchnell;
Nur wenn's geglättet,
Glänzet das Fell.

Modelle zu Theater-Publikums.

1.

Modell eines Publikums bei einem klaſſiſchen Stücke.

Dieſes Publikum iſt größtentheils von bürgerlicher Herkunft, iſt nicht hochgeboren aber wohlerzogen, hat kurze Ohren und eine feine Naſe. Im Parquet nimmt es die drei erſten Bänke ein; die andern Bänke ſind leer; nur hier und da iſt in dieſer Leere ein ſchwarzer Punkt zu ſehen, den ein ſteter Theatergänger eingenommen hat, um in jedem Augenblick hinausgehen zu können. Im Parterre ſtehen ein Paar Rezenſenten, die ihren Frohndienſt abhalten, und ein Paar junge Leute mit geſcheiteltem Haar, Studierende. Im erſten

Range iſt während der Darſtellung kein Menſch; in den Zwiſchenakten pflegt zuweilen Jemand zu kommen, um ſich umzuſehen; der erſte Rang iſt ein geborner Feind der Klaſſiker, weil ſie gewöhnlich bürgerliche Kerle waren. In den Logen des erſten Ranges ſitzen ein Paar Leutchen verſteckt, die ſich ſchämen hereinzugehen und doch gingen. Der zweite Rang iſt wie ein Damen-Taſchentuch an den vier Enden mit Leuten geſtickt, und in der Mitte leer. In den Logen des zweiten Ranges ſitzen einige Damen, unter denen die freundlichen eine bedeutende Zahl ſind. Bei dem „Publikum zu klaſſiſchen Stücken" ſieht man wenig Schanzkorb-Locken, wenig Theater-Stecher u. ſ. w. Hier und da ein linnenes Taſchentuch und einen ſchlichten Ueberrock. Es klatſcht wenig und fühlt deſto mehr; zum Herausrufen iſt es zu ſchüchtern; in den Zwiſchen-Akten ißt es einige ſolide Nahrungsmittel.

2.

Modell zu einem Publikum bei Lokal- und ſonſtigen zweideutigen Stücken.

Mittlerer Größe; der weibliche Theil mit großen ſchönen, dem Lachen günſtigen Zähnen;

die Männer mit Zwickelbärten, um ſie bei ſchlüpfrigen Stellen behaglich drehen zu können. Das Parquet iſt ganz, das Parterre weniger beſetzt. Der erſte Rang iſt bunt=quarirt, wie ein Schachbret; ein Feld beſetzt, das andere leer. Der zweite Rang und die Gallerie ſind mittelmäßig gefüllt. Hier und da ragt im Parquet eine Damenfriſur wie ein gekappter Maſtbaum hervor. Gelächelt wird wenig, nur zuweilen gewiehert.

3.

Modell zu einem Opern-Publikum.

Dieſes Publikum iſt Hoch= und Wohlgeboren und meßallirt ſich mit einem klaſſiſchen Publikum nicht. Es iſt groß und dick gewachſen, hat anſehnliche Ohren, große mächtige Augen und einen weitaufgeſchlitzten Bravo=Mund; die Hände eine Quadratmeile groß, und ein Herz, weich wie eine fünfunddreißigjährige Jungfrau; es ſitzt unruhig und rutſcht ſtets auf den Sitzen herum. Eine Eigenheit dieſes Publikums iſt, daß es das Trommelfell in den Augen ſitzen hat, und ſich die Sehkraft bei ihm auf die Empfindungstheile geſchlagen hat. Parquet, Parterre und Ränge ſind gedrückt voll. Damen-Friſuren ſteigen reihenweiſe wie Zederngipfel gen Himmel. Die Brüſtungen der Logen ſtehen mit Perſpektiven wie mit Palliſaden bepflanzt; alle Augen ſind auf Krieg gefaßt und unter Waffen. Die Grauköpfe zittern vor Alter und freudiger Erwartung, und die Jugend ſtellt ſich auf die Fußſpitzen. Nach geſchehenem Geſange kömmt das ganze Haus in Zuckung, und ein „Ach!“ drängt ſich aus zahnloſen Lippen; die Quadratmeilen-Hände ſchlagen fieberiſch an einander und der Vorhang fällt mit den Augenliedern der Seligen herab. Ein unartikulirtes Rufen ſtöhnt durch die Hallen; dann geht man nach Hauſe. Der jüngere Theil trinkt noch ein Glas Punſch auf das Wohl ſeiner hörenden Augen. Der ſchwächere Theil trinkt ein Säftchen, ſeine angegriffene Bruſt zu reſtauriren, und der ältere Theil ſucht ſein Opodeldoc-Fläſchchen, um ſeine Arm-Knorpelbänder zu ſchmieren.

Der Vater einer Sängerin ſchlug einmal einem Direktor nach einem Wortwechſel derb in's Genick. Der Direktor erwiederte dieſen Anſchlag mit einem Vorſchlag in's Geſicht. Ein Mitglied aus dem Orcheſter, rief in der Probe, bei der es geſchah, hinauf: „Meine Herren, Takt gehalten! oder das Orcheſter fällt ein.“

Rum-Lied.

Ein h zu wenig, macht mir nicht bang.
Ha ha, ha ha, ha ha!
Das dumme h, ſo dünn und lang!
Ha ha, ha ha, ha ha!
Nehmt aus dem Ruhm das h heraus,
Es ſieht als Rum viel beſſer aus!

Der Ruhm mit h, der klingt ſo hohl,
Ha ha, ha ha, ha ha!
Der Rum ohn' h, der thut ſo wohl,
Ha ha, ha ha, ha ha!
Nur ein Pedant, ein trockner Wicht,
Iſt auf ein h ſo ſehr erpicht.

Das h iſt dürre, wie der Tod,
Ha ha, ha ha, ha ha!
Es geh'n wohl tauſend auf ein Loth,
Ha ha, ha ha, ha ha!
D'rum wird derjen'ge niemals feiſt,
Der ſtets den Ruhm mit h blos ſpeiſ't!

Wird aus dem Ruhm das h verbannt,
Ha ha, ha ha, ha ha!
Iſt's höhern Geiſtern anverwandt,
Ha ha, ha ha, ha ha!
Als Rum geht er in freyer Stund',
In Tradition von Mund zu Mund!

Und friſch und geiſtreich wird man da,
Ha ha, ha ha, ha ha!
Man blüht, wie die Hortenſia,
Ha ha, ha ha, ha ha!
D'rum Ruhm mit h, ade, ade,
Wenn ich den Rum ohn' h nur ſeh'!

Pläne und Vorſchläge, erzdumm, aber nicht ohne.

Von Dr. Debel.

1.

Wie wäre es, wenn man, bei den vielen Diebſtählen, endlich zur Sicherheit des Publikums, jeden Mann, der etwas beſitzt, das ihm geſtohlen werden könnte, in Arreſt ſetzte? Man müßte aber darauf ſehen, daß er nicht entſpringen kann, und ihm im Nothfall ſechsfache Ketten anlegen! Zur Verhütung, daß die Bäume an den Chauſſeen nicht beſchädigt werden, ſollte man ſie alle Abend umhauen und in die Stadt bringen. Zur Verhütung endlich, daß Niemand geſtohlene Dinge kaufe, ſchreibe man eine hohe Steuer für den Kauf geſtohlener Sachen aus.

2.

Wie wäre es, wenn man mit dem Mondſchein einen neuen Kontrakt ſchlöſſe? der alte, den wir mit ihm haben, taugt nichts mehr! Er müßte ſich mehr nach der Gasbeleuchtung richten, und nicht eher erſcheinen, bis die Laternen ausgelöſcht worden ſind. Sodann müßte er ſich auf kleine Haus- und Comptoir-Flammen einlaſſen, eben ſo wie die Gasbeleuchtung. Z. B.: für's Theater eine Röhre und eine Flamme Mondſchein, für Liebes- und Zigeunerſcenen. Oder Flammen für Hunde, die das Zimmer nicht verlaſſen können, und doch den Mondſchein anbellen wollen; oder Flammen für ein Comptoir, das in den Tag hinein wirthſchaftet, dem aber keine Sonne ſcheinen will. Ueberhaupt iſt der Kontrakt mit dem Mondſchein ſchon deßhalb zu verwerfen, weil er ſo oft Neu-

Jnly Bibl.

licht hat; wir brauchen kein neues Licht! alle Neuerungen taugen nichts! und dann liegt er alle Monat auf dem letzten Viertel!

3.

Warum hängt man vor unſerm Theater nicht, wie vor Reiterbuden und Menagerieen, einige Kerle hin, ſtatt der Theaterzettel, die das Publikum anrufen: „Meine Herrſchaften, kommen Sie herein, hier iſt zu ſehen „Jocko,“ ein braſilianiſcher Affe! frißt Kuchen und trinkt Champagner, lebt gut und hat 3000 Rthlr. Gehalt. Dann iſt zu ſehen: ein tanzender Gemsbock, aus der Schweiz, mit langen Beinen und dünnem Hals; Dieſenſelbigten ſeine Sprünge werden Alle in die größte Erſtaunlichkeit ſetzen. Er ißt Alles und trinkt Chokolade, und hat 3000 Rthlr. Gehalt! Sodann meine Herrſchaften, werden Sie ſehen: das ſeltene Thier, welches in Europa noch ſelten geſehen werden: „Die Veſtalin!“ Auch den großen Vogel Strauß! auch Adler, Fiſch und Bär! Auch iſt allhier zu ſehen ein ſibiriſches Thier: Graf Benjowsky. Derſelbige iſt ſo zahm, daß die hohen Herrſchaften ihn berühren können; auch können ſie ſehen die ſüdliche Giraffe: Prezioſa, buntſcheckig und glatt, die ißt von der Hand und läßt ſich fangen. Kommen ſie herein meine Herrſchaften!" u. ſ. w.

4.

Jede Bühne ſollte einen Nachtwächter engagiren, der bei neuen Stücken zwiſchen jedem Akt ausriefe: wie viel es eigentlich geſchlagen hat!

5.

Warum haben wir keine „Schriftſtellerei-Ausſtellung?" Da könnten alle Schreiber ihre Sachen hineinbringen; ein Saal Gelegenheits-Gedichte, ein Saal Vaudevilles, ein Saal Sonnette, ein Saal Kritiken u. ſ. w. Die Einnahme müßte zum Beſten der armen Leſer beſtimmt ſeyn. Bekäme Jemand Luſt zu einem Dinge, ſo könnte er auf dem Zettel dabei leſen, was es koſtet. Gewiß iſt die Urſache, daß dies noch nicht geſchehen, nur die, daß alle Autoren glauben: an ihren Sachen ſey gar nichts auszuſtellen!

6.

Den reiſenden Handwerkern gehen ſo oft Päſſe verloren. Warum iſt man noch nicht auf den menſchenfreundlichen Gedanken gekommen, ihnen die Päſſe auf den Rücken einzubrennen? Dieſe feuerliche Handlung wäre eine wahre Wohlthat!

7.

Es macht ſo viel Fatalitäten, daß man bei gefundenen Leichnamen nicht weiß, wer ſie ſind. Warum errichtet man nicht ein „Kundſchafts-Comptoir für beide Welten,“ in welchem Jeder, bevor er ſich entleibt, davon Anzeige macht, ſammt Namen, Stand und Gewerbe?

8.

Wie lange noch wird man ſich erſt heurathen und dann ſcheiden? Wann wird man endlich anfangen: ſich erſt zu ſcheiden und dann zu heurathen? Denn unſer Heurathen heißt nichts anders, als ſich ſcheiden. Von dem Augenblicke der Ehe an, lebt man faſt getrennt und man iſt wie geſchieden; folglich iſt unſere Eheakte eine Scheidungsakte; die Scheidungsakte alſo vor einer ſolchen Scheidungsakte wäre eine wahre Copulationsakte! Man ſollte ſich alſo früher ſcheiden und dann heurathen!

9.

Warum nimmt die Direktion bei manchen Stücken Eintrittsgeld und nicht Austrittsgeld? Wenn es bei manchen Stücken hieße: „Eintritt umſonſt. Wer nach dem erſten Akte herausgehen will, bezahlt einen Thaler.“ Es gäbe eine herrliche Einnahme!

Formular eines Theater-Zettels für das Jahr

1 9 2 7.

Heute, am 16. Okt., wird in dem großen

Spektakel- und Rumor-Retortenhaus,

in dem

Tunnel unter der Spree,

bei Beleuchtung des äußern Schauplatzes, aufgeführt:

„Peſt! Erdbeben! Heuſchrecken und Kindesliebe!“

oder:

„Die Launen einer gemüthlichen Natur.“

Ein Experimental-Erſchütterungs-Spiel in 13 Akten, aus dem Tartaramuntſchiſchen überſetzt und mit neuen Lärmſtangen verſehen von Pingili-Pungili, Leib- und Hofüberſetzer der gelehrten Colonie am Fuße des großen Rieſengebirges bei Pankow.

Perſonen:

(Wegen Mangel an Raum können ſie nicht alle benannt werden; es iſt genug, wenn wir ſagen, daß faſt alle unſere erſten Künſtler, alſo beinahe 675 Helden, 589 tragiſche Heldinnen, 900 junge Liebhaber, eben ſo viel Liebhaberinnen, 206 Stück Böſewichter und an 82 komiſche Bediente in dem Stücke beſchäftigt ſind; die 1200 Kinder ausgenommen, die nicht etwa von der Gaſſe aufgefangen, ſondern alle unſern Theaterdamen in der Wirklichkeit angehören, und geborne Künſtler ſind.)

Im erſten Zwiſchenakte werden zum Vergnügen der Zuſchauer, zwei Mordbrenner feuerlichſt hingerichtet, wobei der Galgen in griechiſchem Feuer zu ſehen ſeyn wird. — Im zweiten Zwiſchenakte tanzen ſechs Regimenter Cüraſſiere mit ihren Cüraſſierinnen, einen großen Shawltanz. — Im dritten Zwiſchenakte läßt ſich der zwei Monate alte Herr von Kibitzky, auf einer neu von ihm erfundenen „Damen-Violine“ hören. — Im vierten Zwiſchenakte wird ein gezähmter Mammouth, aus den Wäldern von Treuenbrietzen, die Piccoloflöte blaſen u. ſ. w.

Nach dieſem folgt:

„Die ausgetrocknete Tugend."

Eine Opera Seria-Buffa, aus dem Stegreife componirt, partirt, einſtudirt und aufgeführt vom Kapellmeiſter Blitzſchnell, Commandeur der Amerikaniſchen Schnellſchiffe.

Perſonen:

Eine geiſtreiche Köchin,	Mad. Erpel.
Das ſchwache Gemüth,	Mlle. Butterteig.
Ein verfluchter Kerl,	Herr Tiefbrüll.
Mehrere hinfällige Tugenden,	aus dem Chor.

Das Publikum wird gebeten, ſich während des Geſanges der Mlle. Butterteig alles Wahnſinns zu enthalten.

Nach dieſem folgt:

„Triumph der Aufklärung."

Ein pantomimiſches Ballet mit Verwandlungen.

Programm.

Ein Sultan erſcheint und läßt 5000 Griechen köpfen, nach der Melodie: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht." Darauf ſtiehlt Jemand einem Juden die Uhr, er wird ertappt, der Jude bekömmt Stockprügel, und tanzt ein Solo, nach der Melodie: „Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen!“ — u. ſ. w.

Die zwei Tage alte Madam Dubieſa wird einen Tanz aufführen, in welchem ſie ausdrückt, daß alles eitel und nur gute Gage etwas Reelles iſt.

Nach dieſem folgen:

„Vorleſungen im alten Voigtländiſchen Styl.“

Der Verleſer wird, in Gegenwart der Zuſchauer, das Stück improviſiren, es mit der Rechten niederſchreiben, mit der Linken dazu agiren; mit dem rechten Auge Freudenthränen und mit dem Linken Schmerzensthränen weinen; mit der Naſe die Feinheiten und Nüancen ausmalen, und mit den Füßen zugleich die Rezenſionen für die Zeitungen darüber ſchreiben.

Nach dieſem folgt:

„Experimental-Eskamotirung des Mechaniker Knalloſen.“

Er nimmt eine Sängerin unter die Luftpumpe, pumpt ihr mehrere Rouladen und einen

Bandwurm, der früher ein Triller war, aus der Gurgel, nimmt ſie heraus und der Zuſchauer ſieht, daß ſie ein Menſch iſt, wie viele andere; und was dergleichen Dinge mehr ſind.

Man erſucht das Publikum, keine Schooß-Giraffen mitzubringen, und die Linienſchiffe, die ſie zum Abholen beſtellt haben, um eine halbe Stunde ſpäter, als das Ende auf dem Zettel bemerkt iſt, kommen zu laſſen.

Anfang: Morgens gegen drei Uhr; Ende nach Mitternacht.

(Alle freien Eintritte ſind ungültig.)

Höchſt traurige, ſeltene und abentheuerliche Mühſeligkeiten, nebſt überſtandenen Gefahren und Strapazen, auf meiner Dreſchkenfahrt von der Biſchofs- bis in die Friedrichsſtraße.

Es war am 29. October, als mich gerade in der Biſchofsſtraße ein Regen und Schneegeſtöber überfiel, wodurch ich genöthigt ward, meine Zuflucht zu einer Geduldmaſchine: Dreſchke genannt, zu nehmen. Allein man weiß, daß wenn man eine Dreſchke braucht, keine zu finden iſt. Ich trollte alſo in Gottesnamen fürbaß, als ſich von der Kloſterſtraße eine Dreſchke herzog; wir näherten uns gegenſeitig langſam und gemeſſen, wie eine chineſiſche Audienz. „Dreſchke!“ rief ich aus den Tiefen meiner Seele herauf, und „Dreſchke!“ wiederhallte die öde und doch ſo reizende Biſchofsſtraße; der Lenker der Dinge, Dreſchken genannt, neigte, wie Don Juan's Comthur, ſein Haupt ſinnig und ſchweigend, und zog die Verhängniſſe des Dinges: Dreſchke genannt, auf. Ich machte Anſtalt einzuſteigen, allein die Aufgabe war nicht ſo leicht! Das Aufſteigeiſen hatte eine ſchiefe Erziehung erhalten, und ſtand mit dem Ende gegen die Deichſel; ich mußte alſo mit dem einen Fuße dorthin manövriren und als der zweite Fuß nach wollte, glitt der erſte wieder ab, und ein Stoß an's Schienbein war die erſte freundliche nähere Berührung zwiſchen mir und der Dreſchke. Mit Muth klimmte ich noch einmal empor, ſteckte erſt meinen Kopf in den Bienenkorb, und zog, wie ein Regenwurm, die übrigen Gliedmaßen langſam nach. Endlich huckte ich, den Hut mußte ich abnehmen, denn die Dreſchken ſind nicht für hohe Perſonen. Die Procedur des Einſteigens dauerte eine Viertelſtunde; ich hoffte nun vorwärts zu kommen, allein: „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht, mit Deiner Dreſchke had're nicht!" Der Kutſcher ſuchte aus dem Ueberſchlag des Rockärmels zuerſt einen Zettel hervor; unglückſeligerweiſe hatte er ſteife Finger und es gelang ihm erſt nach fünf Minuten, das Päckchen herauszukitzeln; endlich hatte er es in den Händen, allein ein neues Hinderniß! Das Päckchen war naß geworden, und er konnte kein einziges Zettelchen loskriegen! Neue fünf Minuten! Endlich war auch das geſchehen! Es war halb drei! — Er zog nun die Vorhänge zu, allein ſie waren feindlich geſinnt und gingen nicht zuſammen! durch ihre Spaltung ſchlug der Schnee mir in's Geſicht. Der Kutſcher hob die Peitſche, ließ ſie einige Mal, wie ein Magiker, auf das Rößchen fallen, und nach einer Viertelſtunde glaubte ich an einer leiſen Bewegung des Korbes zu verſpüren, daß ſich die Maſchine in Bewegung ſetzte. Gegen drei Uhr gelangten wir auf dem Schloßplatze an, wo ich ein Ruhen der Maſchine verſpürte; ſchon glaubte ich, wir würden hier friſches Waſſer und Schiffszwieback einnehmen; ich ſah hinaus; es war bloß ein Wagen mit Marktſtangen vor uns, dem die beſcheidene Droſchke den Rang nicht ablaufen wollte; ich zog mich wieder zurück. Endlich gegen halb vier Uhr langten wir in der Friedrichsſtraße bei meinem Hauſe an, mein Diener zog mich durchnäßt und zerknittert aus der Hangematte. Das Rößchen ſtand, wie die Demuth, mit geſenktem Haupte da, und ich brachte meine Leiden zu Papier, damit auch der Leſer leide!

Leichenrede des großen Ochſen,

welcher geſtorben werden wird am 20. November 1827 Vormittags, bei dem Schlächtermeiſter Herrn Kühne in Berlin, Jägerſtraße Nr. 11.

„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht!“

Welch' ein Gefühl bemächtiget ſich unſer, mein lieber Leſer! wenn wir aus unſerer Mitte Jemanden entſchwinden ſehen, den der grauſame Tod in der Blüthe ſeiner Jahre dahinrafft! In dem Zeitraume eines Jahres trafen uns harte Verluſte: Die „Briefe an Iſabella“ ſind nicht mehr, und der große Ochſe iſt und ißt auch nicht mehr! Er fiel, vielleicht ein Opfer der Homöopathie! Er geht von der Schlachtbank zur langen Bank des Todes hinüber! — O weinet, gefühlvolle Leſer! er iſt geſtorben! ſein Lebenswandel war ohne Tadel; er hat nicht nachgedruckt, er hat nicht überſetzt! Er lebte ein Jahr in unſerer Mitte und hatte nicht einen Feind, welch' ein Ochſe muß das geweſen ſeyn! Er verſchlang alle Tage mehrere Blätter und blieb geſund, welch' ein Ochſe muß das geweſen ſeyn! o, ein ſolcher Ochſe kömmt nicht wieder! und um welche Zeit iſt er geſtorben? zu einer Zeit, wo eine Menge neue Zeitſchriften erſcheinen, und dieſer Ochſe war ein ſolcher Ochſe, daß er gewiß auf dieſelben pränumerirt hätte! Nun geht er dahin, den letzten Weg! wer wird ſeinen Nachlaß drucken!? ſein letzter Seufzer galt noch ſeiner Mitmenſchheit. „O,“ ſprach er, „meine lieben Ochſen, die ihr noch auf Erden zurück bleibt, Alles iſt eitel! ich war der größte Ochſe, und mein Ende iſt nicht ſeliger, als das Eure! Seyd tolerant! verlangt nicht, daß alle auf eine Manier ochſenhaft ſeyn ſollen, duldet auch den kleinen Ochſen neben Euch, zuletzt trägt doch Jeder ſeine Haut zu Markte, und wer weiß, ob nicht die Haut des größten Ochſen einſt als Stiefel der kleinſte aller Menſchen trägt, während aus der Haut des kleinſten Oechſelchens Stiefel für den größten lebenden Mann gefertigt werden! Ich vermache Euch meine ſtets beibehaltene Ruhe, theilt Euch brüderlich darein! Meine Hörner vermach' ich dem erſten Hageſtolzen über 40 Jahren, der nach meinem Tode heurathet, und meine Galle vermache ich einem „Vereine von Kritikern!“ — Dieß ſagend, ließ er das Gewand des Ochſen fallen und ſchweb hinauf!

„Kurz iſt der Schmerz, und ewig währet die Freude!“

Ihr aber, die Ihr noch zurückgeblieben ſeyd, hofft, daß Ihr ihn einſt wiederſehen werdet, dort auf der großen Weide, wo gemähtes Heu wächſt und kein leeres Stroh gedroſchen wird. Sein Fleiſch aber könnt Ihr verzehren, nur bedenkt, es iſt Fleiſch von Eurem Fleiſch und Bein von Eurem Bein; geht hin und kauft von dieſem Fleiſche, laßt Euch gut wägen, denn

„Er war Euer zugewogenes Glück!“

und wenn Ihr gegeſſen und Geſchmack gefunden habt an dem Fleiſche des großen Ochſen, weihet ſeiner Aſche eine Thräne der Wehmuth; denn wir ſind Alle ſterblich!

Dr. Debek ſaß neben einem fürchterlichen Klatſcher. „Man kann von Ihnen ſagen,“ ſprach er zu ihm, „was man von Raphael ſagte; auch wenn Sie ohne Hände geboren worden wären, Sie wären ein großer Klatſcher geworden!“

Herzerhebende Betrachtungen eines Doktors der Weltweisheit, bei dem ſchmerzlichen Anblicke eines leeren Glaſes.

„Es giebt kein Leeres in der Natur!“
Kant.

O meine andächtigen und aufmerkſamen Zuhörer! Mit einem wehmüthigen Gefühle ſeht ihr mich an dem furchtbaren Rande eines leeren Glaſes ſtehen

„und ich blicke mit Schwindeln hinab!“

So weit das menſchliche Auge reicht, findet es in dieſem Glaſe nichts, was den Geiſt ſtärken, die Seele erheben und die Sinne taumeln machen könnte!

Nichts! Nichts! ein furchtbares Wort! Nichts! o weinet mit mir, Ihr Alle, die Ihr je Euer einziges Glück in einem vollen Glaſe fandet! Weinet über den Verfall der Sitten! Wie kann man ein Glas leer laſſen! Wenn Kant ſagt, es giebt keinen leeren Raum in der Natur, ſo hat er gewiß dieſes Glas nicht geſehen! o hätte er dieſes Glas geſehen, er hätte geweint und ausgerufen: „Es giebt einen leeren Raum! O fülle ihn, unſterblicher Kellner!“ oder er hätte mit ſeiner Imagination es im Geiſte gefüllt mit dem edelſten Naß!

O Freunde und Abonnenten, wenn ich bedenke, was aus dieſem Glaſe hätte werden können, das heißt: getrunken! Wenn ich bedenke, wie empfänglich die Natur es ſchuf, das heißt: für Wein und Branntwein! Wenn ich bedenke, was es namentlich mir hätte werden können, das heißt: wenn es voll geweſen wäre! dann, o dann bemächtigt ſich ein Schmerz meiner Seele, den ich nur mit der Feder wieder auszudrücken im Stande bin!

O du Glas! du Ein-Auge, aus dem das Licht ausgeronnen iſt, was blickſt du, wie mein

Schickſal, mit deinem hohlen Auge mich an? O du Glas! geboren, zu umfaſſen die beſten Geiſter deines Jahrhunderts, was blickſt du wie ein lebloſer, ſchändlich mißbrauchter Todtenkopf, ſo geiſtlos auf mich nieder?

„Kann ich Schnäpſe aus der Erde ſtampfen?“
„Wächſt mir ein Weinberg in der flachen Hand?“

Für dich bin ich oft in den Rinnſtein gegangen! nicht hab' ich die Goſſe geſcheut, wenn du mir gewinkt; meinem größten Feind bin ich gefolgt, wenn ich dich zu finden gehofft; und nun, und nun! und nun ruf' ich mit Klopſtock aus:

„Nur den hängenden Tropfen am Eimer,“
„Er rann aus der Hand des Allmächtigen auch!“

Seht, meine Freunde und Leſer! da ſteht das Glas, wie ein abgegangener Abonnent, hohl und dumpf! Wenn ich bedenke, daß in dieſem Glaſe hätte Rothwein ſeyn können, welche Wehmuth bemächtigt ſich meiner! Wenn ich bedenke, daß in dieſem Glaſe Schnaps hätte ſeyn können, welcher Schmerz bemächtigt ſich meiner! Wenn ich bedenke, daß in dieſem Glaſe Rum hätte ſeyn können, welche Qual bemächtigt ſich meiner! Und wenn ich endlich bedenke, daß in dieſem Glaſe Fuſel — Fuſel! —

„O himmliſche Muſik des Wortes“

daß in dieſem Glaſe Fuſel hätte ſeyn können, welcher wüthende Wahnſinn bemächtigt ſich meiner!

„Und ſo ſaß er noch im Tode
Eines Morgens da,
Nach dem Glaſe noch das rothe
Stille Antlitz ſah.“

Der Dichter im Fuſel.

Nach Göthe's „König in Thule.“

Es war der Dichter Duſel,
Ein loſer Herzens=Dieb,
Der, trinkend ſeinen Fuſel,
Gar gold'ne Sachen ſchrieb.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus!

Und wenn er kam zum Schreiben,
Nahm er ſein Fuſelglas;

Das muß ſtets vor ihm bleiben,
Als wär's ein Tintenfaß!

Er ſaß am Schreibetiſche,
Die Schnäpſe um ihn her;
Und ſchrieb an ſeinem Wiſche,
Der trocken blieb wie er!

Dort ſaß der rothe Zecher,
Trank letzte Fuſelgluth;
Und leerer war der Becher,
Verſchwunden war die Fluth.

Er ſah bis auf den Boden,
Er ſah den Becher leer!
Vergeh'n thät ihm der Odem,
Schrieb nie ein Wiſchchen mehr!

Intelligenz=Blatt.

In den Gewäſſern hinter den Zelten hat ſich ſeit Kurzem ein großer Wallfiſch ſehen laſſen; die Fiſcher hoffen, er werde ſich ſchon ſo auf's

Larm treiben; andere behaupten, es wäre blos ein Stockfiſch.

In der Erziehungs-Anſtalt von ***, ſind zarte Rügenwalder und Pommerſche Gänſebrüſte zu haben.

Stolze Auſtern

ſind zu beziehen, von wo?

von Hamburg!!

Mehrere Hunde,

die vortrefflich bellen, ſind an einen relegirten Studenten, der ſich auf die Literatur geſchmiſſen, aus hungriger Hand zu verkaufen.

Unbeſtellbare Briefe.

„An einen Leſer des Freimüthigen." — „An den Hausherrn N. N." (Der Mann iſt verheurathet, alſo nicht „Herr!") — „An die Jungfrau N. N." —

Für Herren!

Lebendige Damen, couleurt, weiß und roth, mit Goldlack.

Richtig abgeſtimmtes Rezenſenten-Geläute.

Dieſes empfehlen wir allen zitternden Trauerſpieldichtern und furchtſamen Theater-Direktionen, es giebt einen angenehmen Klang von ſich und hat ein ſonderbares Echo, denn auf: Dumm! wiederhallt es „Bravo!“

Verloren

iſt alle Mühe, die man ſich giebt, Recht zu bekommen, wenn man recht hat. Dieſesjenigte iſt natürlich!

Verkauf unbeweglicher Sachen.

Der Schauſpieler N. N., 5 Fenſter breit und 3 Stock hoch, mit Auffahrt und Seitenflügel, iſt zu verkaufen.

Große Vorleſungen

über das natürliche Buchſtabiren, ſammt lithographiſchen Anſichten aller Dialekte.

* * *

Dr. Debek kam von einer Reiſe zurück, da fragte ihn ein Schauſpieler etwas ironiſch: „Sind

Sie wirklich zurückgekommen?“ „Ja,“ antwortete er, „ich bin zurückgekommen, aber blos von der Reiſe, nicht aber von der Ueberzeugung, daß Sie ein ſchlechter Schauſpieler ſind.“

Dr. Debek wurde einer Frau, die er ſehr ſchön fand, vorgeſtellt, und ſie ſprach mit ihm ſehr freundlich. Als man ihn nachher um ſein Urtheil fragte, ſagte er: „So lang ſie mich nicht anſprach, hat ſie mich ſehr angeſprochen, als ſie mich aber angeſprochen hatte, ſprach ſie mich nicht mehr an.“

Ein Regiſſeur ſagte Abends zu einem Comparſen-Gehülfen: „Sie ſind ein Eſel!“ „Ach,“ ſagte der gekränkte Menſch, „den ganzen Tag arbeite ich wie ein Vieh, nun bin ich ein Eſel!“

Ein Silhouetteur annoncirte ſich in Leipzig folgendermaßen: „Ich ſilhouettire nicht blos einzelne Perſonen, ſondern auch ganze Familien, auch todte Perſonen nach dem Leben"

„Ich komme ſobald ich kann!" verſprach ein junges Mädchen der Freundin. „Ach," entgegnete dieſe, „komme noch ein wenig früher als Du kannſt!"

Ein Ehepaar nöthigte ſich bei Tiſche gegenſeitig zum Eſſen; „Ich habe ein Vergnügen, wenn ich Dich eſſen ſehe," ſagte die Frau, „und ich," ſagte der Mann, „hab' ein Vergnügen, wenn ich Dich eſſen ſehe, aber ich habe ein noch größeres Vergnügen, wenn Du ein Vergnügen haſt."

Dr. Debek ſagte zu einem häßlichen Mädchen: „Sie ſind häßlich, das iſt wahr, aber Sie ſind noch vernünftiger als häßlich, nun ſehen Sie ſich einmal in den Spiegel an, wie ſehr vernünftig Sie ſind."

Localitäten.

Es fängt an, ſehr kalt zu werden. — Die Leute hängen den Mantel nach dem Winde. — Mancher iſt ſchon auf's Eis geführt worden. — Der Schnee hat den Dächern etwas weiß gemacht. — Die menſchlichen Wege ſind holperig. — Die Eisblumen der Unſchuld zergehen vor einem Hauch. — Die Schauſpieler laſſen ſich den Pelz waſchen. — Die Bühne iſt gefroren. — Das Publikum hat Zähneklappern. — Die Froſtbeulen kommen wieder auf die Beine. — Durch den Reif wird ſo mancher Naſe*weis*. — Mancher *Tropf'* iſt ein Eiszapfen geworden. — Die Krähen krähen, bis ſie ſchwarz werden. — Es giebt Leute, die einem was huſten. — Es werden Vorleſungen gehalten, ob es bequemer iſt, Jemandem den ganzen Sommer die Fliegen zu verjagen, oder den ganzen Winter die Naſe zu räuspern. — Manches Schaaf geht in einem Wolfspelz. — Auch ſieht man Füchſe und Bären oft Affen um den Hals liegen. — Unter den Oberröcken graſſirt der Zebel-Ausſchlag. — Die Luft *reift*, die Zeit nicht. — Die Damen gehen wie auf Socken. — Die Filze kommen in Aufnahme. — Auf den Spitzen der hohen Friſuren bilden ſich Gletſcher und Spitzberge. — u. ſ. w., u. ſ. w.

Ein Landedelmann, der aus der Reſidenz die Wunder derſelben nach Hauſe ſchrieb, meldete auch:

„Die Häuſer ſind ſo hoch und ſtehen ſo enge an einander, daß man gar nicht durch könnte, wenn keine Straße da wäre!“

Die weiße Dame, vom Schloß Avenel und die rothe Naſe eines Doktors der Weltweisheit.

„Sey mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich ſtrahlenden Gipfel!“
Schiller.

Edle Naſe!
Weisgeborne Frau!

Mit Stolz zähle ich Sie, meine geliebte Couſine, zu meiner Familie, denn Sie ſind eine Weiſſe von Geburt, wie ich. Als Sie einſt beſcheiden in die Welt hineinguckten, da hatten

Sie keine Ahnung, daß Ihre Mitwelt Ihnen den *Purpur ſchenken* würde! Mit Vergnügen ſah ich Ihr Talent ſich entwickeln. Sie tranken aus dem Borne des Geiſtes, und haben ſo lange getrunken, bis Sie *erleuchtet* Ihrer Stadt zum Muſter dienten und voll *Feuer* ſich in alle Sachen miſchten! — Wenn ich Sie jetzt anſehe und bedenke, daß Sie der einzige Theil Ihres Geſichtes ſind, der je *erröthet* iſt, dann geſtehe ich ſelbſt, das die „*weiße* Dame" nichts gegen das „*Rothkäppchen*" iſt! Aber ich hoffe, Du wirſt mich bedecken mit dem *Rothmantel* der Nächſtenliebe, und mich mit Deiner bekannten *roth*welſchen Freimüthigkeit in die Arme ſchließen!

Ach theuerſte, glänzendſte, ſchimmerreiche Naſe! Du ſtehſt da wie eine trauernde *Roth*weide, auf dem Grabe der geſunden Vernunft! Es iſt kein Wunder, daß Sie immer Sieger bleiben, Sie ſtechen alle feindliche Trümpfe mit *roth Ober* aus! Wer ſich je unterſtände, Sie bei der Naſe zu zupfen, der bekäme gewiß die *rothe Ruhr*!

Leb' wohl Du rother Meilenzeiger, in „das Land, wo die Schnäpſe blühen!"

Sey nicht übermüthig auf den Scharlach, den Dir das gläſerne Zeitalter verlieh, bedenke das Sprichwort: „Heut' roth, morgen todt!"

Jenſeits wirſt Du erwachen zu einem beſſeren Roth!

Ich zeichne einer

Weisgebornen und Hochwohlerrötheten Naſe

Ergebene Dienerin,

weiße Dame von Avenel.

Eine Putzmacherin, die von ihrem Manne getrennt wurde, wollte ihm ſeine Effekten nicht herausgeben, und er war genöthigt, ſich einige Ekkenſteher zu Werkzeugen ſeiner Zärtlichkeit zu beſtellen. Als dieſe einige Möbel forttrugen, ſagte einer derſelben zu ihr: „Sehen Sie, dat is die letzte Mode, ſo tragen wir's jetzt!"

„Was giebt's Neues?" wurde Dr. Debek gefragt. „Ich weiß nichts, als daß man den Rieſen auf der Pfauen-Inſel nicht länger haben will." — „Ei, warum denn?" — „Weil er lang genug iſt." —

Lebende Bilder,
mit Melodieen und Liedern.

Ouvertüre aus dem Zeitſpiegel.

1) Der Enthuſiaſt, oder das Häschen an der Wand.

Dargeſtellt durch die Sinnlichkeit, die Dummheit und die Albernheit.

Lied dazu:

„Alter ſchützt vor Thorheit nicht.“

2) Dichterſzene.

Eine jüdiſche Iſis mit den nährenden Brüſten, an denen mehrere Dichter liegen; im Hintergrunde der Pegaſus, der Sabbathruhe hält.

Lied dazu:

„Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen:
Beim Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen!“

3) Der Gelehrten-Klubb, nach einem engliſchen Hausgemälde.

Mehrere Gelehrte und Gelegenheitsdichter ſitzen und halten ſich gegenſeitig Weihrauchfäſſer unter die Naſen, worauf ſie ſelig lächeln, nieſen und gegenſeitig: „Proſit!“ ſagen. Die Ausſicht geht auf eine lange Tafel, auf der alle Gerichte und Gerüchte, aber kein Salz zu ſehen iſt.

Lied dazu:

„Heil uns! Heil uns! Heil uns!“

4) Die beſeſſene Freimüthigkeit. Ein Gemälde, angeordnet von Krug und Kanne.

Ein Rinnſtein, worin Jemand in Lebensgröße liegt, mit der Ueberſchrift: „Er mengt ſich in Alles!“ Ein Borſtenthier geht vorüber und drückt lächelnd ein Auge zu.

Lied dazu:

„Was Gott zuſammen gefügt,
Das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!“

5) Theatertugend und Künſtlerbeſcheidenheit, nach einem Schattenſpiel.

Die Beleuchtung dieſer Bilder iſt ſo dunkel, daß der Zuſchauer nichts davon ſehen kann; wir werden daher ſtatt deſſen ein anderes:

6) Die Künſtler-Arroganz,

ſehen laſſen. Doch da der Zuſchauer dieſes längſt kennt, ſo wollen wir noch lieber:

Nächſtens

Concertanter Taſchenſpielkunſt-Abend

der

Madame Regina Aſtralia Katakemba,

erſte Weltſängerin und Allerwelts-Taſchenkünſtlerin
aus Meſopotamien.

Erſte Abtheilung.

1) Mad. Katakemba nimmt die bekannte Arie „Nel cuor' piu non mi sento," giebt ſie einem Zuſchauer, der ſie in den Zipfel ſeines Schnupftuchs bindet, das Tuch aufißt und ſich damit zum Fenſter hinausſtürzt; gleich darauf bringt eine Nachtigall durch daſſelbe Fenſter den Zuſchauer in ihrem Schnabel herein, dieſer hat das Schnupftuch im Munde. Beide fliegen in die offene Kehle der Mad. K., und ſie beginnt die Arie ſogleich zu ſingen.

2) Schweigt ſie die Arie „Dolce rinald'" mit vielem Ausdruck, wodurch das Publikum ſehr entzückt iſt.

3) Nimmt ſie dem Zuſchauer Drei Thaler aus der Taſche, legt ſie in einen Reiſekoffer und reiſt ab. Dieſes einfache Stück hat ihr ſchon

viel Geld eingebracht. Mehrere haben es ihr nachmachen wollen, aber ohne Erfolg.

4) Baut ſie ein großes Haus aus Rhode's Variationen. Dieſen Variationen ließ Mad. Katakemba ſeit ihrer Exiſtenz ſieben und dreißig Tauſend Paar Schuhe machen, da ſie Europa wenigſtens funfzig Mal in allen Winkeln durchlaufen haben.

5) Nimmt ſie eine alte tonloſe Kehle, ſchmiert dieſe und ein Paar Rezenſenten, und die Kehle wird nagelneu.

6) Nimmt ſie mehrere dumme Kerle, wirft ihnen Sand in die Augen, dieſe blinzeln bedeutend, ſehen ihre Wunder, und weinen dicke Freudentropfen.

Zweite Abtheilung.

(In dieſer Abtheilung zeigt ſie ihren Paß; bei der Rubrik: „Gebürtig," finden ſich 97 Städte und 6 Dörfer, in welchen ſie wirklich geboren wurde, ohne diejenigen, in denen ſie nicht geboren wurde. Bei der Rubrik: „Mit ihr reiſen:" ſteht „Rhode's Variationen." Bei der Rubrik: „Gedenkt ſich hier aufzuhalten:“ lieſt man: „unbeſtimmt.“)

1) Reiſt ſie von London nach Berlin, über Magdeburg und nimmt auf der Reiſe, wie eine Windhoſe, mehrere kleine Städte noch mit.

2) Nimmt ſie einen Taubſtummen auf den Schooß, und ſingt ihm die Arie „Cara memoria“ mit Grazie vor, worauf der Taubſtumme ſagt: „Nein, ſo was hab' ich noch in meinem ganzen Leben nicht gehört!“

3) Wird ſie gar nichts ſingen und blos mit dem Kopfe ſchütteln, als ob ſie Schnee abſchüttelte, das Publikum wird doch entzückt ſeyn, und mehrere Kritiker machen ſogleich Gedichte, die Sängerin ſelbſt ſchüttelt den Kopf dazu.

4) Lächelt ſie eine Arie von Mozart.

5) Reicht ſie dem, der ſie vorführt, mit Grazie die Hand, worauf das Publikum da capo ruft.

6) Als Schluß-Arie ſingt ſie Variationen von Rhode.

Nachdem ſie einen Eindruck ohne Ausdruck zurück ließ, zieht ſie ſich in ein Zimmer zurück, welches man bei dem Concertſaal, zur Bequemlichkeit der Sängerinnen, nicht gebaut hat. Das Publikum geht viel leichter nach Hauſe und murmelt unterwegs „Aſtra-lia-Ka-takom-ba-drei-Tha-ler-Rho-de — Va — ria-ach-wie-ſchläf — rig.“

Die Stadtdroſchke.

Parodie des „Erlkönigs“ von Göthe.

Was ſchleichet ſo ſtill durch Nacht und Wind?
Es iſt die Droſchke mit ihrem Rind',
Es hat die Droſchke wohl ſehr in Acht,
Es führt ſie ſicher, es führt ſie ſacht.

Mein Roß, was birg'ſt ſo bang Dein Geſicht? —
Sieh'ſt Kutſcher Du die Peitſche denn nicht?
Die Peitſche, ach! mit Knopf und Schweif? —
Mein Roß es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Roß, komm fahr' mit mir!
„Gar ſchönes Geld bezahl' ich Dir;
„Viel bunte Karoſſen ſind ſchon voraus;
„Geh' führ' mich hin in's Opernhaus.“ —

Mein Kutſcher, mein Kutſcher und höreſt Du nicht,
Was der Paſſagier mir leiſe verſpricht? —

Sey ruhig, bleib' ruhig, mein liebes Roß;
Geſchwinde zu fahren, das laß der Kareſſ'.

„Willſt ſchönes Rößlein Du ſchnell nicht geh'n;
„Ich möcht' den erſten Aufzug noch ſeh'n;
„Zwei Groſchen ſchenk' ich Dir obendrein,
„Die blinken und flimmern im Gaslichtſchein." —

Mein Kutſcher, mein Kutſcher, und ſiehſt Du nicht dort,
Paſſagiers Groſchen am leuchtenden Ort?
Mein Roß, mein Roß, ich ſeh' es ganz fein,
Es ſcheinen mir alte Münzgroſchen zu ſeyn. —

„Ich lieb' Dich, mich reizt Deine ſchlanke Geſtalt,
„Und läufſt Du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt." —
Mein Kutſcher, mein Kutſcher, jetzt faßt er mich an,
Paſſagier hat mir ein Leid's gethan! —

Dem Kutſcher grauſet's, er fährt nun geſchwind,
Schlägt mit den Armen das ächzende Rind,
Erreichet das Haus mit Mühe und Noth,
In ſeinen Armen das Roß war todt.

Parabel, aus dem chineſiſchen Tschau-Zeb, oder das chineſiſche Roßtäuſcherchen als Zeitgeiſt.

Der chineſiſche Rabbi dumdum gab eine Maskerade, auf der ein junges chineſiſches Roßkämmchen, den Zeitgeiſt auf folgende ſinnige Weiſe an ſich ſelbſt darſtellte. Er hatte nämlich die Bilder allegoriſcher Perſonen an den verſchiedenen Theilen ſeines Körpers angebracht. Auf der Stirne ſaß ihm die Dummdreiſtigkeit, in dem einen Auge die Frechheit, und in dem andern die Dummheit. Auf der Naſenſpitze prangte der Vorwitz, an beiden Mundwinkeln waren Unverſchämtheit und Albernheit angebracht. Am Herzen lag ihm das Papier eines durchgefallenen Examens, und gegen die Herzgrube war der lithographirte Schacher. Zu beiden Seiten waren der Schmutz und der Geiz, in einer ſchlechten Ausgabe. Auf dem einen Beine war die Faulheit, und auf dem andern die Feigheit zu ſehen. Auf dem Rücken hatte er eine Fuhrmannspeitſche angebracht, als das Klatſchorgan des jetzigen Zeitgeiſtes, und weiter hinab auf dem Theil, mit welchem er oft auf dem Eſelsbänkchen ſaß, hatte er die Hinterliſtigkeit. Die Chineſen waren ſehr erfreut über ihr Roßtäuſcherchen, und riefen ſich auf chineſiſch zu: „Tschun-Na-ege-nebeeh-tsu-chamer-ulpu-me-gadje!" zu deutſch: „Gettes Wunder!" beſonders eine Dame von hineſiſch=fürſtlichem Geblüte, konnte ſich an dem hineſiſchen Roßtäuſcherchen nicht ſatt ſehen, ſie rehte ihn beſtändig herum und rief: „Ho-ke-ntsu-shabke-A-Y-tong-Hei-Jofe-Toches-schau-meix-kue!" oder zu deutſch: „Eppes ares!"

Eine reiche Jüdin, die ein Haus in der Stadt atte, wurde auf dem Lande, wo ſie wohnte, rank, und ließ vor ihrem Hauſe in der Stadt Stroh ſtreuen. Dr. Debek ſagte darauf: „Wahr-cheinlich leidet ihr Portrait am Kopf!"

Ein Katholik kam von der Beichte nach Hauſe nd prügelte ſogleich ſeine Frau derb durch. Da eſe darüber natürlich ſehr lamentirte, ſo ſagte er r tröſtend: ſie ſolle ſich nur zufrieden geben; es thue ihm ſelbſt ſehr wehe, daß er zu dieſer Procedur habe ſchreiten müſſen; aber der Prieſter habe ihm dieſelbe als Bedingung ſeiner Abſolution auferlegt. Die Frau lief ſogleich zu dem geiſtlichen Herrn, um ihn weinend über dieſe ſonderbare Bußübung zur Rede zu ſtellen. Dieſer war dadurch ſehr überraſcht, tröſtete die Frau, ließ den Mann zu ſich holen und fragte ihn: wie er ſo könne Frevel auf Frevel häufen? Indem ihm als Buße eine Selbſtgeißelung auferlegt ſey, prügele er nun ſeine Frau, als ob dieſe ſeine Sünden tragen ſolle! — „Ach, Herr Paſtor,“ entgegnete ſich entſchuldigend der Mann; „ich dachte, das wäre Alles einerlei, ob ich oder meine Frau die Streiche bekomme, denn Sie haben ja oft ſelbſt geſagt: daß Mann und Weib ein Leib ſeyen!“ —

Der Courier gratulirt zum neuen Jahr.

Lieber Leſer! ſchöne Leſerin! oder auch: ſchöner Leſer und liebe Leſerin! Am Schluſſe des Jahres bringt Dir der Courier ſeine Wünſche für das nächſte Jahr dar; mögen ſie nicht nur in

Erfüllung *gehen*, ſondern in Erfüllung *laufen*, damit ſie Dich bald erreichen.

Vor Allem wünſch' ich eine allgemeine Geſundheit; den Aerzten aber gebe ich zur Entſchädigung alle kranke Phantaſieen unſerer Theaterdichter, alle Fieberparoxismen unſerer Enthuſiaſten, alle ſchwindſüchtige Dramen, und alle einſeitige Kritiken. Sodann wünſch' ich allen Menſchen Ruhe und Frieden; um aber die Advokaten zu entſchädigen, vermache ich ihnen Müllner's „*Zwieſpalt der Natur*," den *Scheidungsprozeß* von Kalk und Alkohol, die „*Klage der Ceres*," von Schiller, den „häuslichen *Zwiſt*," von Kotzebue, den *Streit* der Elemente, und den ewigen *Hader* zwiſchen Vernunft und Dummheit. Nächſtdem wünſch' ich allen lebenden Menſchen Glück und Segen; um aber unſere Zeitungsſchreiber, die von lauter Unglücksfällen leben, zu entſchädigen, ſtelle ich ihnen frei: die *Ueberſchwemmung* durch ſchlechte Zeitſchriften, die große *Hungersnoth* an Brod für ehrliche Leute, die *Feuersbrunſt* alter Gecken, die entſetzliche *Dürre* unſerer Converſation, und das große Unglück, das der *Jan*-

hagel an allem anrichtet. Auch wünſch' ich allen Menſchen Reichthum und Ueberfluß; um aber unſere Wohlthätigkeits-Anſtalten nicht außer Aktivität zu ſetzen, überlaſſe ich ihnen die Anſtalten: für Kinder Iſraels, die durch Geldſtolz den Schwindel bekommen haben; für ſchöne Kinder, die noch Rotznäschens ſind; für reiche Damen, die keine Erziehung bekommen; für Stücke, die verunglückt ſind; für Redakteren, die im Schnaps ertrunken ſind; eine Rettungsanſtalt aus den Klauen der Verläumdung, und ein allgemeines Irrenhaus für Leute, die gegen den Strom ſchwimmen. Den Mädchen wünſch' ich allen einen Mann, d. h. nicht etwa Allen einen Mann, ſondern jeder extra einen Mann; um die Welt aber für die alten Jungfern zu entſchädigen, überlaſſe ich ihnen penſionirte Räthe, alte Hageſtolze, und ſich ſelbſt überlebende große Dichter. Den Schriftſtellern wünſch' ich Preßfreiheit; um aber die Cenſoren nicht zu verkürzen, überliefere ich ihnen das Streichen der Fiſche, den Schnepfenſtrich, und den Strich durch alle laufende Rechnungen. Allen miſerablen Schauſpielern wünſch' ich kein Blatt wie der

Courier; um aber den Courier für den Spaß durch miſerable Schauſpieler zu entſchädigen, übermachen wir ihm alle wurmſtichige Haſelnüßchen, alle zur Kunſt übergegangene Ladendiener, alle dirigirende Ziegenböcke und alle kunſtbefliſſene Weinküper. Dem Courier ſelbſt, wünſch' ich viele Freunde; um ihn aber für die herzinnige Luſt an ſeinen Feinden zu entſchädigen, wünſchen wir ihm einen Bullenbeißer, ein Windſpiel und einen Haſenhund, von dem größten Thiermaler aller Zeiten.

Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger für das Jahr 1828.

Die Arroganz, bei ſchlechten Komödianten in der oberſten Dachſtube.

Die Zwillinge: Dummheit und Stolz, bei dem Reichthum, in der Belle-Etage.

Die Gemeinheit, bei hungrigen Scriblern.

Der Enthuſiasmus, bei der Unwiſſenheit, in dem leeren Oberſtübchen.

Die Lobhudelei, bei dem Schwachkopf.

Der grüne Neid, bei Gelegenheits-Dichtern, und der gelbe bei einem relegirten Studenten.

Die Eitelkeit, bei den ſogenannten Künſtlerinnen.

Die Beſeſſenheit, bei der Freimüthigkeit.

Die Beſcheidenheit, bei dem wahren Verdienſte.

Die Lächerlichkeit, bei eingebildeten Dichterchen.

Die Fadheit, bei den jungen Elegants.

Die Sittſamkeit, bei unbekannten armen Mädchen.

Die Langeweile in den vornehmen Zirkeln.

Die Complimentirſucht, in literariſchen Geſellſchaften.

Die Veränderlichkeit, in den Repertoirs.

Die Beſtändigkeit, bei der Bosheit.

Die Treue, bei den Hunden.

Der Undank, bei den Großen des Reichs.

Der Dialekt, in den Vorleſungen.

Das Lied von dem Theater.

Parodie der Schillerſchen Glocke.

Feſt gemauert in der Erde,
Steht das Haus, der Kunſt geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Friſch, ihr Dichter, ſeyd bereit!
Von Geſchick und Fluch
Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben.
Doch der Beifall kommt von **Oben**!

Zu Stücken, die man jetzt ſoll geben,
Geziemt ſich wohl ein Brudermord,
Wenn jeden Akt beſchließt ein Leben,
Dann fließt das Schauſpiel munter fort.
So laſſet jetzt mit Fleiß uns zählen,
Wieviel ein Kaſſa-Stück wohl bringt;
Den ſchlechten Dichter muß man ſchmälen,
In deſſen Werk kein Teufel hinkt;
Das iſt's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward ihm Holz und Licht,
Daß er in ſeinem Geiſte ſpüret
Wenn doch der letzte Stock ſich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müſſen's ſeyn,
Daß es wie gepreßte Triller
Schlage in's Parquet herein.
Sorget für Geſchrei,
Schnell den Dolch herbei,
Daß die flüſſ'ge Schickſalsſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Daches höchſter Stube,
Mit ſtarrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Soufleurs Glockenſtube
Da wird es noch geſchrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen,
Und rühren vieler Menſchen Ohr!
Wird auch noch zu den Gallerieen
Vernehmlich ſchallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das Manuſcriptum deutlich ſagt:
Schlägt an des Komödianten Krone
Der es erbaulich weiter klagt!

Ha! ich ſehe Melodramen,
Wohl! die Kaſſa bleibt nicht leer.

Das iſt etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sey es noch ſo klein;
Daß es verſeh' die fremden Brühen
Mit neuen deutſchen Melodieen!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das geliebte Stück,
Das zu ſo ſchlechter Ueberſetzung,
Verdammt ein jämmerlich Geſchick.
Da ruhen noch in ſtillen Wegen,
Die ſchwarzen und die weißen Bogen!
Des guten Scribe zarte Wendung,
Bewachen ſeine Deutſchvollendung. —
Die Thaler fliehen unverdient!
Vom Originale reißt ſich ſtolz 's Poetlein;
Er ziert's mit Eignem keck und friſch,
Begabt es ſinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetiſch!
Und herrlich, in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen,
Sieht den Diktionair er vor ſich ſteh'n!

Da faßt ein namenloſes Sehnen
Das Dichterlein, es irrt allein;
Aus ſeinen Aeuglein brechen Thränen
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend ſucht es die Erklärung,
Und iſt, wenn es ſie fand, beglückt!
Das ſchönſte ſtiehlt es der Erklärung,
Womit es ſeine Stücke ſchmückt.
O! zartes Wortbuch! ſüßes Hoffen!
O kleiner Dichter großes Buch!
Der Dichter hält die Taſchen offen,
Es ſchwelgt ſein Leib in feinem Tuch!
O! daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des jungen Scribe!

Wie ſie ſchon da draußen toben,
Durch den Vorhang ſchau ich 'naus,
Iſt es ſchon gefüllet oben,
Tritt nun der Akteur heraus.
Jetzt, Comparſen, ſchnell!
Prüft mir das Kaſtell!
Ob die Zinnen und die Pforten,
Stehen an den rechten Orten.

Denn wo Comparſen und Dekorationen,
Wo Soffitten noch in ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
D'rum prüfe wem's Theater bindet,
Ob ſich ein Stück zum Stücke findet!
Der Held iſt kurz, das Kleid iſt lang.

Lieblich, auf gemahlten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz.
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den friſchen Mai;
Mit dem Vorhang fällt's in Trümmer,
Und kein Fetzchen iſt d'ran neu.
Das Publikum flieht!
Direktor muß bleiben,
Die Aktrice glüht,
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch ſchreiben,
Muß ſtoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,

Und flehen und toben,
Muß hacken und brocken
Die Leute zu locken.
Da ſtrömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es ſchmückt ſich's Parquet mit rieſigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz.
Und drinnen dreht ſich
Das ſchmächtige Weibchen,
Die Kritik der Muſen,
Und ziſchelt leiſe
Im weiblichen Kreiſe,
Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt aus dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und muſtert ganz keck
Den kreiſenden Geck!
Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht ſich im Kreiſe mit artigen Knixchen
Und ruft, als wär' ſie die mächtigſte Fee,
Der harrenden Nummer: Glace au Café,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder.

Und die Männer mit frohem Blick,
Von des Hauſes ablaufender Fläche,
Ueberzählen ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit dem Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen ſich um und um,
Und urtheilen: das iſt dumm!
Doch mit dieſen Klapperblechen
Iſt kein leiſes Wort zu ſprechen,
Und ihr Zünglein reitet ſcharf.

Wohl nun kann die Prob' beginnen,
Die Aktricen ſind ſchon hier.
Doch welch' ein Lärmen iſt darinnen?
Donner und Malheur!
Ruft den Regiſſeur.
Glühend in den ſeid'nen Haaren.
Liegen ſich die Künſtlerſchaaren.

Wohlthätig iſt ein Regiſſeur
Wenn er die Kunſt nur hält in Ehr',
Denn was man ſiehet, was man hört,

Das wird uns nur von ihm beſcheert.
Doch furchtbar wird der Regiſſeur,
Wenn er in dem Gehirne leer,
Behandelt wie das liebe Vieh,
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelaſſen,
Leſend, ohne Widerſtand,
Durch die ſchönſten Zeilengaſſen
Streicht mit der verweg'nen Hand!
Denn die Regiſſeure haſſen
Was der Dichter wohl erfand.
Auf dem Zettel
Klein geſchrieben,
Steh'n die Lieben,
Auf dem Zettel, groß beehrt,
Prangt das Pferd!
Seht ihr ſtrömen dort den Troß?
Das macht's Roß!
Vollgedrängt,
Iſt die Halle,
Das iſt nicht des Dichters Werk!
Welch Getümmel
Treppen auf!
Dumpf wallt auf!

Harrend mit geſpannter Miene,
Glotzen ſie nach leerer Bühne,
Auf rauſcht plötzlich die Cortine,
Hoch gezäumt den Künſtlerrachen,
Kommen Pferde; Breter krachen,
Schweife wedeln, Füße ſcharren,
Naſen nüſtern, Sättel knarren,
Dielen zittern
Unter Rittern.
Alles baumelt, zittert, zappelt,
Stallgleich wird herumgetrappelt,
Durch der Hände lange Kette,
Um die Wette,
Läuft ein Klatſchen hoch am Bogen,
Und ein Bravo! kommt gezogen,
Und ein Fuora! kommt geflogen,
Der das Künſtlerroß begehrt.
Und als wär' es ihm beſcheert,
Hallt das Fuora unverloren
In des Menſchen offne Ohren.
Und als wollte ſein Gewiſſen
Nicht verhehlen, was das ſtumme Thier
Sich denkt, kommt er herfür
Aus den ſchwankenden Kouliſſen,

Dankesvoll!
Völlig toll
Weicht der Kunſtfreund aus den Logen,
Stürmiſch ſieht er die Elogen
An die Thierwelt ausgetheilt.

Leer gemacht
Iſt die Stätte,
Wilder Roſſe rauhes Bette.
In den öden Künſtlerſälen
Wohnt das Grauen,
Und die Direktoren zählen
Nun ihr Geld.

Einen Blick
Nach dem Glücke
Dieſer Stücke
Schickt Verfaſſer noch zurück —
Greift fröhlich dann zum Gänſekiele,
Erboßt ſich auch Kritik darob,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er füllt die Taſchen dieſer Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein wohlfeil Lob!

Im Repertoir iſt's eingeſchaltet,
Glücklich iſt das Stück vertheilt,

Wird's auch Abends ſo entfaltet,
Daß der Held nicht ſtockt, nicht eilt!
Wenn er nicht ſtudirt?
Und nicht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein geſeſſen,
Hat die Rolle er vergeſſen!

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen den Souffleur wir dort,
Vertraut der Künſtler jedes Wort,
Und hofft, daß er's ihm blaſen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köſtlicheren Saamen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß ſie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Bretern toll.

Von dem Hauen,
Kreuz und quer,
Seufzt die Bühne
Hohl und ſchwer.
Einſt ſchon haben zehn Couliſſen
Gäſte auf der Letzt' zerriſſen.

Ach! der Carl war es, der Räuber,
Ach! es war der Eſchen Jar'mir,

Wo er auf der Todtenbahre,
Ausgeriſſen ſich die Haare
Aus dem vollen Künſtlerkopf,
Den er ſtets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eignen Hand
Selbſt geſchleudert an die Wand.
Ach! des Hauſes zarte Wände
Sind geſtürzet hin und her,
Denn es ſägen ſeine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er im Tod ſich windet,
Stampft er mit den Füßen noch.
An der Todtenſtätte findet
Man gewiß im Bret ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauſpiel zehnmal d'ran,
Wie im Laub die Vögel leben,
Lebt ſich jetzt der Sängermann,
Wenn's ihn nicht mehr freut,
Eine Heiſerkeit,
Und die Oper wird vertaget;
Schauſpieler ſich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Taſch' ein Dilettant,
Für's Billet zur Opferfeier.
Lärmend ziehet hin die Herde,
Und der Juden
Schlankgeſchnürte, junge Schaaren
Kommen ſummend
Nehmen ihre Sitze brummend.
Schwer herein
Schwankt die Jüdin
Schmuckbeladen,
Bunt von Näthen
Schwer in Nöthen
Iſt der Platz,
Und das junge Volk der Greiſe
Streicht die Glatz'!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquets geſell'ger Mitte
Sammeln ſich die Enthuſiaſten,
Und der Sperrſitz ſchließt ſich knarrend.
Zart entfaltet
Sind die Töne;
Doch in der Bruſt der Menge waltet
Nicht die Luſt

Die die Kunſt hier hold geſtaltet,
Denn ihr Aug' ſucht äuß're Luſt.

Heil'ges Mieder! Segensreiche
Schneidersrechter! die in's Gleiche
Ribb' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Die herein von ſeinen Höhen
Rief des Höckers ſtolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen,
Sie geſchnürt zu dünnen Pfauen;
Und das herrlichſte des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tauſend fleiß'ge Hände regen.
Helfen ſich im Beifallsbund,
Wie die Herzen ſich bewegen
Thut ein ſüßes Stöhnen kund.
Mäuler regen ſich und Hände,
In des Klatſchens Harmonie,
Jeder glaubt für ſeine Spende
Zahle eine Gunſt wohl ſie.
Klatſchen ſchlägt die Liebesbrücke,
Hände machen Hände wett;

Klatſche der für ſüße Blicke,
Klatſchen wir für's Freibillet!

Holdes Klatſchen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſem Haus!
Möge nie die Nacht erſcheinen,
Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieſes ſtille Haus durchgellen,
Die Gallerie,
Wo vom Freiſitz immer friſcher
Beifall ſchallt,
Von der Pecher, von der Ziſcher
Wildem Lärmen wiederhallt!

Rezenſirt mir nun den Dichter
Seine Abſicht iſt erfüllt,
Aergert's euch, ihr Kritiklichter,
Daß die Kaſſe ſich gefüllt?
Schwingt die Feder, ſchwingt!
Eh' die Galle ſpringt,
Wenn ſein Fuß ſoll geh'n in Strümpfen,
Muß der Krit'ker weidlich ſchimpfen.

Der Kenner kann ein Stück beſprechen,
Mit zartem Sinn, zur Kunſt beſtimmt;
Doch wehe! wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfiſch ſchreibend ſchwimmt.
Blindwüthend mit der Kritik Geiſſel
Verſchrei't er ein verdienſtvoll Werk,
Und mit dem kleinen Zwergenmeißel
Verſucht er ſich am höchſten Berg.
Wo Journaliſten parthei'ſch walten
Kann ſich Kritik nicht entfalten,
Wo Kritiker Aktricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geſchrieben.
Wehe, wenn in der Bruſt der Schreiber,
Die Eiferſucht ſich angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!
Da ſenden ſie in ihre Zeitung
Korreſpondenz, daß ſie verwundert glotzt,
Daß, einſt geweiht zur Lehrverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel ſtrotzt.
Journal und Zeitung! welche Zeiten!
Das kleinſte Kindchen greift zum Kiel,
Die Blätter füllen ſich, die Seiten,
Und fad und ſchwülſtig wird der Styl.

Da drechſeln Weiber Logogryphe,
Und reimen zum Entſetzen ſie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen ſie die Poeſie.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Charaden ſich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz dem böſen,
Und jeder Schulbub' ſchreibt d'rauf los.
Langweilig iſt's den Spieß zu leſen,
Und Kotzebue iſt wahrlich matt;
Doch 's Schläfrigſte was je geweſen
Das iſt ein jetz'ges Zeitungsblatt.
Weh' dem, der an die Redaktoren
Das kleinſte Wörtchen Wahrheit ſchickt!
Sie drucken's nicht, es iſt verloren,
Und wird in lauter Lug erſtickt.

Freude hat mir Gott gegeben!
Seht! wie ſchmuckes Militair
In die Hoſen blank und eben
Drängt ſich der Choriſtinn Heer.
Von den Schenkeln drall
Scheint's elaſtiſcher Ball,

Auch die Waden und die Hüften
Müſſen Ruhm dem Dichter ſtiften.

Herein! herein!
Statiſten alle, ſchließt den Reih'n!
Daß wir das Stück nun tauſend weih'n:
Schülerſchwänke ſoll ſein Name ſeyn.
Zu Schwänken füge es im herrlichen Vereine
Das Schülerhafte, das Gemeine!
Und dies ſey fortan ſein Beruf,
Wozu der Dichter es erſchuf!
Treu ſtets dem niedern Erdenleben,
Soll es im blauen Bühnenzelt,
Das Bild uns des Gemeinen geben,
Und ſprechen zu der Hoſenwelt;
Soll eine Stimme ſeyn von Oben:
Wer in der ganzen Mädchenſchaar,
In engen Hoſen, nicht in Roben,
Die allerbeſt Gewachſ'ne war.
Nur ſchmutzigen und platten Zoten
Sind ſolche Stücke ſtets geweiht,
Und auch die Lieder, uns geboten,
Sind Stimmen nur der Niedrigkeit.
Dem Leyrer gleich iſt ſein Bemühen;

Selbſt kopflos, ohne Schaamgefühl,
Beſchenkt mit ſchlechten Melodieen
Er noch das ſchläfrig ſchlechte Spiel.
Und wie das Volk von dannen fliehet,
Wenn ſie die Hoſen ausgethan,
So auch mit ſeinen Höſ'lein ziehet
Den Lorbeer aus der Dichtermann!

Jetzo nun ihr lieben Leute
Bringt aus dem Drucke mir das Stück,
Daß man's bei der Kaſſe heute
Kriege für'n Zweigroſchenſtück!
Kaufet, reich und arm!
Stück iſt friſch, noch warm;
Schlaflos gings aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euren Nächten!

Bruchſtücke eines ſchriftlichen Geſellſchaftsſpieles.

1.

Charakteriſtik.

Andreas Sauerampfer, Kaiſerlicher Inſpektor des Armenluxus.

Er ſchrieb eine Broſchüre: Was hätte die ägyptiſche Finſterniß angefangen, wenn damals ſchon die heutige Gasbeleuchtung eingeführt geweſen wäre? Unter ſeinen Erfindungen aber iſt wohl die bedeutendſte ſein Stundenquetſcher für Müßiggänger.

Wenn er eine Melodie plötzlich abbrechen hört, ſo würde er Krämpfe bekommen oder vor Herzſpannen von einander ſpringen, im Fall er ſie fortzuſetzen verhindert würde. Es iſt alſo gleichſam eine harmoniſche Verſchuherei, deren man ſich bei ſtockenden Flötenuhren und andern ſolchen Stillſtänden mit Nutzen bedienen kann.

Der merkwürdigſte Tag ſeines Lebens iſt der, wo er aus der Stadtvoigtei heraus, und in den Ochſenkopf hinein geworfen wurde, und unterweges einige nachdrückliche Faſtenpredigten an das ihn begleitende Publikum hielt.

Grabſchrift: Hier liegt er. So lang er auf Erden war, hat ihn ein Einziges nur gerührt, der Schlag nehmlich, und an dieſer Rührung iſt er geſtorben. Wanderer, wenn du nichts zu thun haſt, und ein Tuch bei dir trägſt, um deine Thränen zu trocknen, ſo laß ſie fließen.

2.

Brieftaſche.

Bei dem Toaſt, den eine fröhliche Geſellſchaft dem neuen Jahre in der Sylveſternacht zum Fenſter hinaus brachte, iſt eine in Schweinsleder gebundene Brieftaſche verloren gegangen.

Darin war befindlich ein Brief mit Vorwürfen, ein Ehekontrakt und etliche Magenmerſellen; vorzüglich aber ein kleiner ſilberfarbener Schleier, den man um des Himmelswillen nicht zu entfalten bittet; die Perſon, die dies thäte, würde augenblicklich rücklings niederſtürzen, und nicht anders als mit verändertem Selbſtbewußtſeyn wieder aufſtehen.

Der ehrliche Finder erhält: Bodmers Noachide, ſauber abgeſchrieben, mit Randzeichnungen von Lukas von Leyden, zur Belehnung. Auch wird ihm die Erlaubniß ausgewirkt, am erſten April jedes Jahres ein Dutzend Schafe und ein halbes Borſtvieh mitten unter den Linden auf und nieder treiben zu dürfen.

Gefunden hat ſie Marquis Poſa, verſichert aber, ſie aus Don Carlos Händen erhalten zu haben.

3.

Bekanntſchaft.

Auf dem Ceresplatz im Thiergarten lernten ſich kennen: ein Zahnarzt aus Danzig und eine mecklenburger Virtuoſin auf dem Waldhorn.

Sie zählten einander die blauen Stellen ab, die ſie als Erinnerungen an lebhafte Abentheuer auf dem Leibe hatten, ſtritten über Shakespeares Beruf zum Tragiker, aßen dann verſchiedene ſaure Gurken, und ſahen in die Abendröthe, wobei ihnen die Augen thränten und die Ohren klangen. Endlich zogen ſie ſich zum Hofjäger zurück, wo er ein Fußbad nahm, und ſie ſein Profil mit naſſem Lakritzenſaft an die Wand zeichnete.

Daraus entſtand ein Prozeß, deſſen Unkoſten die Nachkommen zu tragen verpflichtet ſind.

Die Welt ſagt, wenn er ihr den Brodkorb höher gehängt hätte, würde ſie einen längern Hals haben.

4.

Zeitung.

Märkiſch-Cerdeva, 15. März.

Da unſere Stadt, wie bekannt, von einer langen Straße durchſchnitten wird, an deren Enden zwei Stadtthore angebracht ſind, ſo findet gegen die Mitte derſelben ein ſolcher Zug ſtatt, daß unſer älteſter Senator, welcher in einer Wortwechſelerhitzung vom Rathhauſe kam, ein Opfer dieſer zudringlichen Naturerſcheinung geworden. Solches zur Nachricht für die Herren Durchreiſer, welche wir hierbei zugleich gebeten haben wollen, ſich kein Frühſtück und dergleichen von Berlin mitzubringen, auch keine fehlerhaften Pferde vor dem Wagen zu führen, damit ſich die unſrigen nicht an dem ſchlechten Beiſpiel verſehen.

Iſpahan an der Havel, 20. März.

Eine Schauſpielergeſellſchaft, welche im komiſchen Fache die lächerlichſten Subjecte, im tragiſchen dagegen die jammervollſten aufzuweiſen hat; ſucht, da es ihr nicht ſowohl um Subordination, als um ſolide Gage zu thun iſt, einen Director, welcher jedoch zwei vollſtändige Augen habe, weil er in verſchiedenen, näher zu beſtimmenden Fällen eins zudrücken muß. Iſt er ein tüchtiger Mann, ſo werden ihm augenblicklich die Schulden und die ſogenannten Plackereien der Geſellſchaft übertragen. Dafür genießt er den Vorzug, ſich den Schauſpielern an ihren Geburtstagen aufmerkſam zeigen zu dürfen, alle Sonntage ſie bei ſich am Tiſche zu ſehen, und bei ihren Kindern Gevatter zu ſtehen.

Einheimiſches.

Ein Herr von baumſtarken Grundſätzen und auserleſenem Gemüthe, wünſcht ein Landgut in einer niederdeutſchen Gegend zu kaufen, wo Keiner Kenntniſſe genug beſitzt, um ihm widerſprechen zu können. Wenn beſagter Herr ein ſolches Landgut findet, ſo wird er es mit Freuden gegen die vier Pfähle vertauſchen, in welchen er jetzt Schulden halber eingeklemmt ſitzt.

Es haben ſich über meine Perſon falſche Gerüchte in der Stadt verbreitet, als ſey ich geſtorben oder habe mich davon machen müſſen. Da mir indeſſen der Werth meines guten Namens bei weitem die Inſertionsgebühren des Gegenwärtigen überſteigt, ſo erkläre ich öffentlich, daß ich allerdings zu viel Genialität im falſchen Kartenſpiel gezeigt habe, und entfliehend die Treppe heruntergefallen bin; ein Unglück, denn ich zerbrach den linken Vorderarm; aber ſtrenger genommen ein Glückfall, denn ſie hätten mich ſonſt zum Fenſter herausgeworfen, wo ich wahrſcheinlich in der Luft hätte mein Teſtament machen müſſen. Das Publikum weiß nun, was es von mir zu denken hat.

Auguſt Parapous.

Eine gräfliche Familie in Oſtpreußen ſucht folgende Dienſtperſonen: 1) einen Kammerdiener, der wo möglich ſo verliebt iſt, daß er Eſſen und Trinken vergißt; 2) ein muſikaliſches Mädchen von höchſtens 20 Jahren, während der Mahlzeit als Flötenuhr zu employiren; 3) einen Burſchen von 14 Jahren ohne Hühneraugen als Serviettenpreſſer; 4) eine Katze, die bereits in mehreren Familien Mäuſe gefangen, und ſich darüber mit den gehörigen Atteſten legitimiren kann; 5) einen Knecht mit geſunden weißen Zähnen, welcher ſich verpflichtet, alle Quartale einen davon zum Bedarf der Frau Gräfin ausziehen zu laſſen. — Die Bezahlung geſchieht in polniſchen Münzſorten, die Beſtrafung dagegen in ruſſiſchen.

Von meinem ſchönen elfenbeinernen Ohrlöffel hat mir vorgeſtern ein boshafter Menſch den Zahnſtocher weggebrochen. Wer mir ſolche Fingerzeige von ihm giebt, daß ich ihn gerichtlich faſſen kann, erhält für den ganzen Reſt des Winters die unentgeldliche Theilnahme an meinen „Deklamationen mit echtem Kottbuſſer.“

Adam von Bremen.

Parodie.

Eheluſt.

(Nach Schiller's „Hoffnung.“)

Es reden und träumen die Mädchen recht viel
Von beſſern eh'lichen Tagen.
Nach dieſem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man ſie rennen und jagen.
Das Mädchen wird alt und dünkt ſich noch jung,
Und hofft noch ſtets auf Vereh'lichung!

Die Eh'luſt weckt ſie des Morgens früh,
Sie würzt ihnen Mittags das Eſſen,
Des Abends umdämmert die Eh'luſt ſie,
Sie wird ſelbſt des Nachts nicht vergeſſen;

Denn ſchließet der Schlaf ihr Augenpaar
Noch im Traum ſeh'n ſie den Traualtar!

Es iſt kein leichter, verfliegender Wahn,
Er geht ſo geſchwind nicht verloren;
Tagtäglich ſpricht ſich das Mädchen wohl an:
„Wir ſind doch zur Ehe geboren!"
Und wie ſich ſo ſchön das Haar auch flicht,
Es iſt doch die herzige Haube nicht!

Billet-doux eines Rezenſenten an ſeine Geliebte.

Dein geſtriges Spiel, meine Theuerſte, hat mir gar nicht gefallen, wie ſehr oft ich ſonſt auch das Haus verließ, in welchem Du mir ſo manche genußreiche Abende verſchaffteſt. Die geſtrige Aufführung muß ich von Deiner Seite durchaus tadeln. Du haſt in Deinen Charakter mehr Kabale als Liebe gelegt und in der Ueberraſchungs-Szene, wie ich Dich mit dem jungen Herrn N. N. traf, lag zwar viel Wahrheit, aber gar zu viel Leben. Ueberhaupt iſt dieſe Epiſode ganz überflüſſig. Ich fand zu wenig Dialog und zu viel Handlung in Eurer

Szene. Ueberhaupt war die ganze Situation höchſt tadelhaft. Dieſe überflüſſige Perſon verdarb mir die Einheit des Raumes, die Einheit der Zeit und die Einheit der Handlung. Die ganze Tendenz dieſer Perſon gefällt mir nicht und ich werde ſie aus dem Stücke hinauswerfen. Als ich vor Wuth Thränen vergoß, lachteſt Du; auch dieſe Shakespeariſche Vermiſchung des Tragiſchen mit dem Lächerlichen, iſt hier durchaus nicht am rechten Orte. Auch ließeſt Du mich umſonſt weinen, welches gegen die Horaziſche Regel: Perſonen nicht umſonſt kommen und gehen zu laſſen, verſtößt; und wenn Du mich ſchon kommen ließeſt, mußteſt Du nicht ſo gegen die dramatiſchen Regeln ſündigen, mich ganz unbeſchäftigt zu laſſen. Auch in Deiner Deklamation lag viel Falſches, im Dialog mit meinem Nebenbuhler fielſt Du aus dem Converſationston in den ſentimentalen und der Vortrag in der Anrede an mich, war ſtatt gefällig und ſanft, fremd und genirt. Deine Mimik war grundſchlecht, beſonders das Augenſpiel, das mir ganz verkehrt erſchien. Deine geſtrige Rolle iſt alſo ganz verwerflich und ich muß auf mein Recht pochen; aber da ich unpartheiiſch bin, ſo geſtehe ich, daß ich meinen Nebenbuhler gern herausgerufen hätte. Auf keinen Fall darfſt Du dieſen Gaſt mehr bei Dir debütiren laſſen, damit Du, wie es Dir geziemt, die einzige und erſte Liebhaberin bleibſt von Deinem Alles erſchöpfenden und auf den Grund kommenden getreuen Rezenſenten, u. ſ. w.

Intelligenz-Blatt des geſtiefelten Poſtreiters.

(Nach wahren Grundſtrichen.)

Anzeige eines Pertraitmalers.

Die Damen brauchen für ihren ganzen Kopf nur einmal feſtzuſitzen, und bekommen ein erprobtes Geſicht. Man bürgt für die Aehnlichkeit des Malers und für die Unſterblichkeit der Farben.

Ballanzeige.

Hier wird künftigen Sonntag alle Sonntag Muſik abgehalten, ſo wie alle Mittwoch und Freitag Tanzcirkel iſt, ausgenommen Sonntag. Das Tanzbillet koſtet 6 Sgr. einen Mann hoch, Spieler und Mädchen gar nichts.

Aus dem Taſchenbuche eines Bedienten.

(Buchſtäblich wahr.)

Beleuchtung.

Teraou eine kleine Stadt
Hat nicht viel Bedeuten,
Gegen eine ſo große Stadt,
War doch ein hell Erleuchten.

Viel Lampen brannten hier
In ſchöner Zier der Flammen,
Die Generalitäten hier
Und die Bürgerſchaft zuſammen.

Beweis.

Ein Beweis, daß man, wenn man ſuchen will, überall Uebles findet, mag folgender Beweis, daß Schiller das Stehlen begünſtigt, liefern; er ſagt nämlich in ſeinem Liede an die Freude:

„Und wer gar nichts hat der ſtehle"
(Weinend ſich aus dieſem Bund.)

Ein Paar

7jährige Wagenpferde, für deren Fehler man einſteht und die ſich vorzüglich zum Reiten qualificiren, ſind u. ſ. w.

Dem Redakteur

der Schnellpoſt iſt im Verlaufe dieſes Monats ein großer Vorderzahn ausgefallen, er wird alſo das, was er nicht recht beißen kann, fortan ganz verſchlucken.

Für die Kiefern-Raupen

wiſſen wir ein ſicheres Mittel: man gebe in einem Walde, wo dieſe niſten, „das Blatt hat ſich gewendet,“ wie wir es in dem Königsſtädter Theater ſehen, und die Raupen gehen alle auf und davon.

Hier werden

wohlerzogene Kinder weiter gezogen, zum Unterricht und zum Eſſen angenommen.

Bittſchrift.

Ich bin eine elternloſe Waiſe und habe einen blinden Vater und eine alte Mutter zu ernähren u. ſ. w.

Bei dem

letzten hier wüthenden Sturmwind ſind mir ein Paar Wunderkinder in's Auge geflogen, die reſp. Herren Eltern werden erſucht, ſie da abzuholen.

Schwüre.

Ein Lügner ſetzte allen ſeinen Lügen „auf Ehre!“ und „beim Himmel!“ hinzu. Ein Freund fragte ihn, wenn man ihm denn glauben könne, und er erwiederte: „Freund, wenn ich ſage: *beim Himmel!* dann brauchſt Du mir nichts zu glauben; wenn ich aber ſage: *auf Ehre!* dann darfſt Du mir's, *beim Himmel!* glauben!"

Die Straßenecke.

(Cross-reading)

Ich habe es verſucht, alle Schauſpiel⸗, Reiter⸗ und Feuerwerk⸗Zettel, ſo wie alle andere Anoncen, die an den Straßenecken angeklebt ſind, ſo gerade fortzuleſen, wie ſie neben⸗ und aufeinander geklebt ſind, und Folgendes heraus geleſen:

Mit obrigkeitlicher Erlaubniß wird Unterzeichneter = = Gemsbock, eines der klügſten Thiere = = Profeſſor der Phyſik, Direktor und Eigenthümer dieſes Schauſpiels = = ſich baden und verſchiedene Bewegungen machen. Den Carlos, Infant von Spanien = = wird im regelmäßigen Gallopp ſich auszeichnen und = = bibliſche Darſtellungen in Wachs = = durch gedruckte Zettel ankündigen. Die Perſpektive der vollkommenſten Täuſchung = =

oder Schönheit und Tugend = = verſchiedenen Inhalts = = retten ſich durch Schwimmen = = in einer dazu erbauten Bude. Ein Alpenbock mit 4 Hörnern wird = = wegen plötzlicher Heiſerkeit = = in einer neuen Anglaiſe mit vielen Abwechſelungen = = alle andern Sprünge und Evolutionen der = = Schauſpielerin vom Strelitzer Theater = = und alle Erwartung übertreffen. Auction von = = Königsſtädter Theater den 7. Juli = = aus echt Orientaliſchen Stoffen und = = Heute Sonntag die große Eskamotirung = = im Klavierauszug. Große Symphonie = = von 7 Reitern und 5 Pferden = = die ſich ſo ähnlich ſind, daß der Zuſchauer = = aus der Thüre rechts = = einen großen Sprung durch zwei papierne Fäſſer macht. Die Berliner Schnellpoſt für Literatur = = wegen der Zahmheit zu bewundern und = = der Elephant Baba ſieht ſich genöthigt, einen neuen Wagen bauen zu laſſen = = ſo daß Niemand Gefahr zu beſorgen hat. Hamlet = = le plus ancien destillateur à cologne = = wird das Auge der Kenner = = ſowohl vierfüßige als fliegende = = mit dem Elephanten vereinigen. Das Tartariſche Rennen auf drei ungeſattelten = = Klavierauszügen - - für Gicht und Chiragra - - mit der Anſicht der Morgenröthe - - empfehlen ſich zu Weihnachtsgeſchenken. Mädchentreue - - durch optiſche Täuſchung dargeſtellt - - wird in der Dämmerung - - Kinder unter 9 Jahren - - wie auch einen lebenden Hund appertiren. Verwandlung eines Hühnereies in ein - - Improviſatorium - - über acht Leitern in einem Tempo ſpringend. Eintrittsbillette zu - - ſieben Mädchen in - - mehreren Zeitungen anempfehlen - - ſämmtliche Köpfe ſprechend - - laſſen nichts zu wünſchen übrig. Duett für zwei Geſangſtimmen - - welches von einem Felſen zum andern 30 Fuß in einem Satze ſpringt - - in Wachs nach Raphael - - empfiehlt ſich als Hühneraugenarzt. Die Pyramide von Peking - - mit neuen Melodieen verſehen - und ihre vertraute Magd Abra - - entfliehen durch die Poren der Flaſchenſtöpſel. Pas de trois von - - 1. Murat in der Schweiz, 2. Gibraltar und 3. Porto-Ferrajo - - über das beliebte Thema - - aus geflammtem und geſtreiftem Birkenholz - - iſt der Menagerie vereinigt worden. Die Kaſſe - - una cosa rara - - iſt nach einer wahren Anekdote - - ein unterhaltendes phyſikaliſches Experiment = = dieſem folgt der arme Poet.

Program zu einem Ballette.

(Neuer Styl.)

Nathan der Weiſe.

Ballet mit Tanz und Pantomime mit Gebehrden in 4 Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

(Zwei Leute necken ſich mit dem Vorhang und *ziehen* ihn auf. Eine freie Gegend, nicht zu *frei*. Eine Allee von Dattel-, Schlag- und Purzelbäumen führt den Zuſchauer zu einem Wohngebäude und wieder zurück; wenn der Zuſchauer nicht will, geht ſie allein hin. Der Hintergrund iſt von Bergen eingeſchloſſen, ſo daß er nicht hinaus kann. Die Sonne geht auf und ab.)

Nathan kommt von der Reiſe. Daja will auch kommen und drückt dadurch ihr „Willkommen!" aus; er wird gerührt. Daja glaubt es wäre ein Schlagfluß und weint bittere Thränen. Dieſe ſind Nathan zu bitter und er ißt einige Stücke Zucker. Recha ſtürzt athemlos heraus, kann kaum zu ſich kommen und kommt zu Nathan. Die Freude raubt ihr die Sprache und entflieht, aber ihr Auge ſpricht etwas Deutſch mit Jüdiſch. Nathan hält eine Rede, ſie will ſich nicht halten laſſen und reißt ſich los; er reißt ſie her und ſie reißt Alles hin. Pas de deux von Nathan und der Rede; eine ſanfte Muſik begleitet es bis an die Thüre. Indeſſen hat Recha ſich und die Daja bei der Hand gefaßt; ſie erzählt dem Nathan, daß ſie Engel aus dem Feuer gerettet. Nathan tanzt ein Solo und drückt damit aus: „Der Wunder höchſtes iſt, daß uns die wahren, ächten Wunder ſo alltäglich werden können, werden ſollen.“ Ein Seufzer ſtiehlt ſich aus Recha's Bruſt und verſchwindet links in den Kouliſſen. Recha verfolgt ihn mit einem Steckbrief. Der Schmerz will Nathan überwältigen, er überwältigt ihn. Daja naht ſich ihm, macht 12 Pirouetten, welche deutlich ſagen: „Mein Gewiſſen iſt erwacht. Recha iſt eine Chriſtin.“ Dieſer plötzliche Angriff raſcht den Nathan über, ihr Gewiſſen erwacht immer mehr, ſchlägt die Augen auf, gähnt etwas und wird ganz munter. Nathan will es einſchläfern, ſingt ihm ein „Eia papeia!“ Da alles nichts helfen will, lieſt er ihm

Mad. Weiſſenthurns Luſtſpiele vor. Das Gewiſſen ſchläft ein und ſchnarcht; Daja trägt es in's Haus. Nathan beruhigt ſich, es gelingt ihm mit Mühe; ab. Die Szene wird ein Frauenzimmer, und verändert ſich ſchnell in eine Orangerie mit Palmenbäumen. Der Tempelherr wandelt Luſt und ißt die Datteln vom Blatte. Der Kloſterbruder läßt ihn nicht aus ſeinen zwei Augen, er fühlt ihn mit dem großen Daumen auf den Zahn, dieſer iſt etwas hohl. Der Tempelherr verſchluckt ſeine Empfindlichkeit, dieſe kommt ihm unrecht in die Gurgel. Daja kommt ihm unrecht in den Weg. Da fällt ihm der Nathan in's Auge, er will ihn mit dem Finger heraustreiben; es geht nicht; er tanzt im Allegro assai die Cavatine: „Wißt ihr, Nathan, welches Volk zuerſt das auserwählte Volk ſich nannte?“ Darauf tanzt Nathan die Arie: „Sind wir etwa unſer Volk? Sind Jud' und Chriſt eher Jud' und Chriſt als Menſch?“ Der Kloſterbruder und Daja ſehen mit Erwartung zu, ſie und die Erwartung tanzen ein Pas de trois. Die Erwartung zeichnet ſich durch Ronds des jambes aus. Der Zuſchauer kann ſich die Auszeichnung ausmahlen. Ein Ungewitter das bißher im Negligée war, iſt im Anzuge, Galla mit Toupée; die Natur legt Trauer an, auf drei Wochen, es leuchtet Wetter und regnet Platz; alles entflieht; der Verhang iſt ungeſchickt, ſtolpert und fällt.

(Durch die erſte Abtheilung iſt die Zeit zu kurz geworden, die zweite kann nicht gegeben werden, und es kommt ſogleich die dritte Abtheilung. Der Verhang wird mit müſterlicher Liebe aufgezogen.)

(Die Szene ſtellt einen Saal vor; er macht eine anſtändige Verbeugung und läßt ſich nieder. Alles iſt zaubervoll, man traut ſeinen Augen.)

Saladin und Sittah tanzen eine Parthie Schach um tauſend Diñar herum. Er hat einen ſchönen Zug um den Mund, den giebt er ihr vor, ſie will einen Stein vorhaben, er zieht einen Saphir aus der Taſche; ſie glaubt es wäre der Redakteur der Schnellpoſt, und fährt zurück; doch faßt ſie ſich gleich wieder à jour und zieht weiter, tanzt ein Abſchah; das ermüdet den Saladin und er wird matt. Alhafi kommt und ſein Entrechats ſpricht. „Die Gelder aus Egypten ſind vermuthlich angelangt?“ Stummes Spiel zwiſchen Sittah und Alhaſi; Saladin lieſt in Sittah's Seele, dritter Band, Seite 126, Zeile 13 und 14. Er findet einen Druckfehler, ſein Gefühl ſucht Worte und kündigt es im Intelligenzblatt an. Da fallen ſeine Gedanken auf Nathan und beſchädigen ſich im Fallen. Alhaſi ſoll von ihm Geld borgen. Dieſer ſteht entſetzt da. Sittah wünſcht er wäre Miſſelunghi und ſtände entſetzt da; plötzlich geht er ſchleunig langſam ab, Saladin und Sittah wiſſen nicht, was ſie denken ſollen, und drücken ihre Gedanken in einer graziöſen Menuette aus. Ein Corps Mamelucken drückt in verſchiedenen Gruppen: „O weiſer Sultan“ und ſein Gefühl aus; das ausgedrückte Gefühl werfen ſie ſodann weg, und führen einen Tanz à quatre vingt auf, gehen ab und bitten um Nachſicht, Saladin und Sittah ſehen ihnen nach; er will reden, der Vorhang iſt geſcheidt und fällt ihm in die Rede. Indeſſen iſt die Zeit wieder lang geworden, und die zweite Abtheilung wird nun vorgeſtellt.

Zweite Abtheilung.

(Die Nacht bricht ein, wird beim Einbruch ertappt und feſtgehalten. Das Gewitter, das früher im Anzuge war, iſt nun ausgezogen und macht es ſich bequem. Die Gegend iſt zu einer Pantomime geſchaffen, mehrere Raſenſitze laden zum Raſen ein, Ohr-Feigen-Bäume begünſtigen die Deutlichkeit des Ausdrucks und eine Menge Baumwolle füllt verſchiedene Leeren aus.)

Der Patriarch tanzt eine Farandole. Der Tempelherr geht voraus und trägt ihm ſein Anliegen vor. Der Patriarch winkt, da erſcheint eine Schrift aus heutigen Monatroſen. „Der Jude wird verbrannt!“ Die Muſik ſpielt ein Lach-Chor, alle Saiten platzen vor Gelächter, der Zeitgeiſt, ein Harfeniſt, ziehet keine andern Saiten auf. Letzterer will ihm ſeine Sache an's Herz legen, findet kein Herz, und legt ſie ihm an den Bauch, er findet gute Anlage da, aber es nutzt nichts. Er winkt wieder und es erſcheint nach der Natur: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!“ *) Das Publikum iſt entzückt, ruft da Capo. Der Jude wird unter Jubel noch einmal verbrannt, er geräth in's Feuer, und tanzt zum Erſtaunen aller Anweſenden einen graziö-

---

*) Mit neuen Melodieen verſehen.

ſen Tanz nach der Melodie: „Ich will meinen Schein!“ des Shylok. Er will ſich nun in Flammen ſtürzen, da regt ſich Etwas in der Bruſt des Patriarchen; dieſer ſieht nach und findet, es iſt etwas Menſchliches. Dies befremdet ihn, er ſchenkt dem Juden das Leben, doch muß er Soldat werden, er wird unter der Melodie: „non piu anderai“ u. ſ. w. eingekleidet, und fällt dem Patriarchen mit dem Vorhange zu Füßen.

Vierte Abtheilung.

(Zimmer und Frauenzimmer in Saladins Pallaſt. Nathan. Saladin. Recha. Sittah. Derwiſch. Tempelherr. Daja. Kloſterbruder. Mamelucken und Menſchen.)

Recha überläßt ſich dem Gram; der Gram iſt ein guter Kerl und thut ihr nichts zu Leide. Sie wirft mehrere Blicke gegen den Himmel, ſie fallen wieder herab; ſie will dem Herzen Luft machen und ſucht einen Joko-Fächer. Der Tempelherr verſöhnt und verſchwiegerſöhnt ſich mit Nathan. Der Patriarch wird durch mehrere Ver- und Umſchläge erweicht, und macht Anſtalten, die ganze Welt zu umarmen; ſein Arm reicht nicht hin. Nathan macht zuletzt noch ein Wechſelgeſchäftchen und wechſelt „Recha“ in „Blanda von Filnek“ um; allgemeine Umarmung. Mameluken und Menſchen ohne Unterſchied des Geſchlechts werden ergriffen, nicht von der Polizei, ſondern von dieſer Szene; ſie weinen ſichtbare Thränen, die unſichtbaren nicht mitgerechnet, ſie tanzen mit ihren Thränen ein pas des quatre vingt-treize. Die Solotänze von Nathan, Patriarch, Derwiſch, Kloſterbruder, Recha und Daja verrathen ihr Inneres, das Innere läßt ſich als Verräther erklären. Dieſes bewegt ſelbſt die Steine in der Mauer, und ſie rennen tanzend in die ſtummen Umarmungen. Die Muſik und der Vorhang fällt ein, das Publikum ruft: „Heraus!“ Alle erſcheinen, präſentiren das Gewehr und ſich ſelbſt, und ſchweigen unter vielem Beifall.

Schwur.

An Blondille.

Eher werden ſich friedliche Sachſen baxen,
Eher lernen verliebte Narren harren,

Eher werden ſteifſtolze Perücken
nicken,
Eher nehmen vernünftige Leute
Bräute,
Eher ſchließen auf immer die Buden
Juden,
Eher werden mehr nimmer Aktricen
küſſen,
Eher geht es noch in dem Parterr'
ſtill' her,
Ehe daß ich aus Kupidos Reiche
weiche,
Und dich meines Herzens Inſaſſe
laſſe.

Der literariſche Taſchenſpieler,

oder

Sammlung beluſtigender literariſcher, theatraliſcher und artiſtiſcher Täuſchungen.

Von Mogos,

Privat-Kammer-Taſchenſpieler für angenehme Zirkel, genannt: Geſellſchaften.

(Die Kupfer ſehe man in der Natur.)

Miſchungen.

1. Künſtliche Miſchung à la Shakespeare, tragiſch und luſtig.
2. Zweite Art der künſtlichen Miſchung, Proſa und Verſe.

3. Dritte Art der künſtlichen Miſchung, Trauerſpiel mit Geſang.

4. Vierte Art der künſtlichen Miſchung, Oper und Ballet.

5. Fünfte Art der künſtlichen Miſchung, Antikes und Modernes.

6. Sechſte Art der künſtlichen Miſchung, Romantik und Chriſtenthum.

Die Volte zu ſchlagen.

1. Die Volte mit einer Hand. Man ſchreibt eine Kritik, weiß ihr aber eine ſolche geſchickte Wendung oder Drehung zu geben, daß ſie, wie man will, günſtig oder ungünſtig klingt.

2. Die Volte mit zwei Händen. Man ſchreibt mit der Linken eine ſehr lobende, und mit der Rechten eine recht tadelnde Kritik zu gleicher Zeit.

(Auf dieſen beiden Arten Volten zu ſchlagen, beruht ein großer Theil der literariſchen Taſchenſpielerkunſt, und durch einige Uebung kann man es in kurzer Zeit zu einer großen Geſchicklichkeit darin bringen.)

Erſte Abtheilung.

Verſchiedene Tafelſtücke.

1. Er nimmt einen ſchlechten Schauſpieler in die rechte Hand, und einen dürftigen Rezenſenten in die linke, giebt ſie in zwei Büchſen, gießt etwas Rheinwein auf den Rezenſenten, und in dieſem Augenblick verwandelt ſich zum großen Erſtaunen der Zuſchauer, der ſchlechte Schauſpieler in einen großen Künſtler, und bläſt ſich auf. Dies kleine Stück iſt ſehr unterhaltend, beſonders da der ſchlechte Schauſpieler es ſelbſt glaubt.

2. Er nimmt den Kopf eines Enthuſiaſten, macht ihn auf und zeigt dem Publikum, daß er leer iſt und keinen doppelten Boden hat, darauf nimmt er eine Roſſiniſche Melodie und zeigt ebenfalls, daß ſie leer iſt; dann ſchiebt er die leere Melodie in die Ohren des leeren Kopfes, und dieſer fängt plötzlich an, ſich zu bewegen, die Augen zu verdrehen, zu ſtöhnen, ſpricht erſt „bra“ dann „bravo!“ dann „himmliſch!“ und endlich gar „dat iſt eenzig!“

3. Er nimmt von 5 oder 6 Dichtern Gedanken und Einfälle, und ſetzt ſie unter ein Dintenfaß; dann zieht er aus einem andern Dinten-

faß 3 Stücke von ſich ſelbſt hervor und läßt das Publikum eines wählen, macht es auf, und ſiehe! alle die Gedanken und Einfälle von den 5 oder 6 Dichtern befinden ſich in dieſem Stücke.

4. Er nimmt den erſten beſten Schauſpieler, legt ihm die ſchönſten und beſten Rollen aus den berühmteſten Dichtern in den Mund, und in demſelben Augenblick gehen ſie verloren, ohne daß das Publikum das Mindeſte merkt.

5. Rührei im Hut. Er nimmt einen ſchönen Damenhut oder Kopf, welches alles eins iſt, ſchlägt ein Paar Sentenzen aus Kotzebue's Gurli hinein, gießt ein wenig fette Sentimentalität aus Iffland hinzu, läßt es bei dem natürlichen Feuer der Schauſpielerin aufwallen, und ſiehe, ein Rührſpiel, worauf man reiſen kann, iſt fertig.

6. Aus einer Rolle ein Meſſer zu machen. Er giebt einer Italieniſchen Sängerin eine Rolle in Mozarts Opern, und ſie ſchneidet ſich damit in die Finger.

Die groſe Eskamotirung.

Er nimmt das Talent einer Schauſpielerin, das ſo groß iſt wie ein Taubenei, legt es unter eine Düte von Zeitungspapier, das ſie lebte, klatſcht dreimal in die Hände, hebt die Düte auf, und eine Anmaßung ſteht da, 7 Fuß hoch, mit Stiefel und Sporn.

Zweite Abtheilung.

1. Er nimmt den guten Geſchmack, ladet ihn in eine Piſtole, ſchießt den Scribe in Paris todt, und an verſchiedenen Orten in Deutſchland fallen mehrere Dichter von dieſem Schuſſe.

2. Er läßt ſich von einer Statiſtin auf einen Augenblick ihre Tugend geben und wirft ſie zum Fenſter hinaus; dann nimmt er einen Theaterfreund und zerſtößt ihn in einem Mörſer, nimmt ſeinen Verſtand, wickelt ihn in ein Tuch und giebt dies Jemand zu halten. Darauf wirft er einen Louisd'or in die Luft. Da ſchwebt zum andern Fenſter die Tugend in den letzten Zügen wieder herein, führt den Theaterfreund bei der Naſe mit, und ihm fehlt nichts, als der im Tuche verborgene Verſtand.

3. Läßt er einen Rezenſenten ein kaltes Urtheil ausſprechen und ſich dabei den Mund verbrennen.

4. Schnee in Pulver zu verwandeln. Er nimmt verſchiedene junge Gimpel und alte Haſen, läßt ein wenig Schnee los, und ſie ſind alle geſchoſſen.

5. Nimmt er zwei Glatzköpfe von verſchiedener Statur und Religion, ſchlägt ſie vor die Stirn und ſie ſehen ſich plötzlich auf ein Haar ähnlich.

Zweite große Eskamotirung.

Er ſtellt einen jungen Iſraeliten ganz in den Hintergrund, ſtellt eine Düte von Geld- und Staatspapier über ihn, da wird er plötzlich ein ſchöner Geiſt und ſteht obenan.

(Mehrere ähnliche Beluſtigungen iſt Herr Moſes erbötig, Liebhabern und haberinnen in ſeinem Zimmer zu produciren.)

Die Theilung der Billette.

Parodie.

„Nehmt hin die Billete!“ rief ſtolz und wichtig
Ein Comittée zum Volk, „ſie ſoll'n Euer ſeyn;

Doch klatſchen müßt Ihr immer, laut und tüchtig,
Und Bravo ganz vernehmlich ſchrei'n.“

Da eilt, was Kaſſe hat, ſich einzurichten,
Es reget ſich geſchäftig Jung und Alt;
Der Edelmann verkauft von ſeinen Früchten,
Der Offiziant nimmt von dem Gehalt.

Der Kaufmann nimmt, was der Banquerott gelaſſen,
Der Jude nimmt die erſten Logen ein,
Der Aktionair ſperrt Brücken und die Straßen,
Und ſagt: die ganze Bank iſt mein!

Ganz ſpät, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Kam Rezenſent, er kam aus weiter Fern',
Ach! da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und alles hatte ſeinen Herrn!

„Weh' mir! ſo bin ich denn allein von Allen
Vergeſſen, ich allein? o weh!“
So ließ er laut der Klage Ruf erſchallen,
Und warf ſich hin vor's Comittée.

„Wenn Du im Land der Träume Dich verweilet,“
Sagt's Comittée, „ſo laſſe mich nur aus,

Wo warſt Du, als man die Billett' vertheilet?"
„„Ich war im großen Opernhaus.

Mein Auge ſchau'te kräftige Gerichte,
An Mozart, Gluck, Spontini hing mein Ohr,
Verzeih dem Menſchen, der von wahrem Lichte
Berauſcht, das Irdiſche verlor!""

„Ach!" ſagt's Comitée, „die Sitze ſind vergeben,
Parquett, Parterr, Logen ſind nicht mehr mein.
Willſt auf dem Flur Du mit mir leben,
So oft Du kommſt, er ſoll Dir offen ſeyn."

Die Menge.

Eine Poſſe, ohne Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung.

Ich hoffe das nimmt Niemand krumm,
Denn Einer iſt kein Publikum.

Perſonen.

Unſere Zeit. (Eine Frau in den beſten Jahren, gerade ſo jung wie Shakespeare ſagt: „to love a woman for singing" und eben ſo alt, nur um noch den einen großen Zahn zu behalten. Sie hinkt, hat einen kleinen Höcker, ſchielt und ſtammelt, auch hört ſie etwas ſchlecht; ſonſt ein ſchönes Weib, und angenehm im Umgange.)

Die Menge. (Ein wunderſchönes Kind mit den ſchönſten Anlagen, weiß oft nicht was es will, zappelt mit Händen und Füßen und hat ſtets Recht.)

Ihre Kinder, Zwillinge:

Das Publikumchen. (Bedeutend kleiner gewachſen, nur mit einem größern Kopf, hält ſich fein nett und ſauber, ſpricht durch die Blume, ſchnupft Tabak und hat beſtändig einen Zahnſtecher in Bereitſchaft.)

Eine Puppe. (Lächelt, lächelt und lächelt)

Ein Gelegenheitsdichter. (Wartet auf eine Gelegenheit, ein Dichter zu werden.)

Jocke, ein Rezenſent. (Macht großen Herren zuweilen einen kleinen Spaß und kleinen Leuten ſtets großen Aerger.)

Mehrere Stumme. (Redner einer Kunſtanſtalt, die nichts zu ſagen hat.)

Der Schatten von Bileams Eſel. (Ein Judenfreund, wohnt im Parquett.)

Mehrere taube Zuhörer und blinde Zuſchauer. (Enthuſiaſten.)

(Das Stück ſpielt in der Lotterie und trifft: die Handlung: Material-Waaren-Handlung; die Zeit: Hoch-Zeit.)

Erſter Aufzug.

Unſere Zeit. Ich bin doch neugierig, wie Herr Piziku die Arie geſungen hat, mich intereſſirt weiter gar nichts. (Sie geht an einen Tiſch und blättert in den politiſchen und literariſchen Blättern.) „Griechiſche Wittwen u. ſ. w.,“ das iſt nichts; „Inſtitutionen civiliſirter Völker u. ſ. w.;“ nichts, nichts. „Die Auswanderungen von Spanien,“ was kümmert mich das! „Die Peſt rafft täglich 200 Menſchen,“ welch’ abgeſchmacktes Zeug! „Theaternachrichten“ — ach endlich! (ihr Geſicht erheitert ſich, ſie lieſt mit ſteigender Begeiſterung.) „Die Sängerin Ullamallalli geruhete geſtern, in dem kleinen Städtchen N. eine halbe Stunde zu ſchnarchen; das Publikum war entzückt!“ (ſie nimmt ein Taſchentuch und trocknet ihre Thränen ab) „Aus Surinam: Der Caſtrat Cimbulno ſang mit einer ungeheuren Kraft, ein Gott in ſeinem Kreiſe.“ Ach! was muß es dieſem Manne gekoſtet haben, bis er es ſo weit gebracht! (ſie ſchluchzt wieder) „Die Sängerin Ullamallalli geruhte in Mapizka vor einer gewählten Geſellſchaft dreimal zu nieſen; das Publikum jauchzte!“ o Triumph der Kunſt! o Du —

Die Menge (ſtürzt herein mit der Puppe auf dem Arm.)

Das Publikumchen. (folgt mit Grazie.)

Die Menge. Mutter! Mutter! Gott! Himmel! Seligkeit! Entzücken! Süß! Sonne! Herz! Gefühl! O! Ach! (es hüpft, ſpringt, ſchlägt Purzelbäume, weint, lacht, kniet vor der Puppe nieder u. ſ. w.

Die Puppe. (lächelt, lächelt und lächelt.)

Das Publikumchen. Verehrteſte Frau Mutter, erlauben Sie mir gnädigſt, daß ich mich auch moderat freue. (es ſchnupft Tabak und freut ſich abwechſelnd.)

Gelegenheitsdichter. Erwünſchte Gelegenheit! (er wirft ein Gedicht aus.)

O Puppe, Puppe, Puppe!
Du meines Lebens Suppe!
Du ſchönſten Sternes Schnuppe!
Du ſüße Kunſt-Schaluppe,
Bleib wie des Schneebergs Kuppe
Doch ſtets in unſrer Gruppe,
O Puppe, Puppe, Puppe!

Die Menge. Zum Entzücken! Herrlich! beſonders die Suppe. Was meinſt Du, Bruder Publikumchen?

Das Publikumchen. Nun freilich, aber (es ſchnupft Tabak.)

Jocko (iſt während der Zeit eingetreten) Das alles iſt ſehr mittelmäßig.

Die Menge. Feuer! Mordjo! Zeter! hängt ihn! bratet ihn! ſpießt ihn! der Hund! der Affe! meine Puppe! meine Puppe!

Das Publikumchen. Ey, ey! ſonderbar! zwar wenn man bedenkt — jedoch — (es ſtochert ſich die Zähne und ſchnupft Tabak.)

Der Gelegenheitsdichter. Erwünſchte Gelegenheit! (er wirft ein Gedicht aus.)

Die ſchönſte aller Nymphen,
Will dieſer Jocko ſchimpfen,
Darob wollen wir ihn impfen,
Erſticken ihn in Sümpfen,
Ausſtechen ihn mit Trümpfen,
Von Kopf bis zu den Strümpfen,
O Trümpfen, Nymphen, ſchimpfen!

Die Menge. O entzückend! o herrlich! beſonders die Strümpfe. Was meinſt Du, Bruder Publikumchen?

Das Publikumchen. Ich? ſo, dann, genau betrachtet, ſollte man; — allein fürwahr (es ſchnupft.)

Jocko. (lacht unbändig.) Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Mehrere Stumme, der Schatten von Bileams Eſel, der Gelegenheitsdichter, das Publikum.

Ein Stummer. Meine Herren! und ſo weiter. Ich hoffe mich alſo ausgedrückt zu haben, daß Sie meine Meinung wiſſen. Das iſt gut, und ich weiß nichts Beſſeres, darum iſt es das Beſte für unſere Anſtalt. Nur noch einen Grund füge ich hinzu und dieſer iſt folgender. Hab' ich Recht, denn alſo meine ich's, weil, wie Sie ſelbſt ſehen, ſo ſehr es ſeyn kann, iſt es. Und vielleicht iſt es beſtimmt, und alſo denk' ich ohne Zweifel ſich, weil wahrſcheinlich dabei ferner ohne Verlauf folgendermaßen abgethan iſt, dies iſt meine Meinung.

Zweiter Stummer. Ich füge noch anbei, daß es vorzugsweiſe total dahingetheilt werden muß, daß wirklich alles werden muß, wie es geworden zu haben erwartetermaßen verſprechen, und noch ferner Dinge haben möchten können werden ſollen wünſchen dürfen, zweifeln, dies iſt meine Meinung.

Der Gelegenheitsdichter. Erwünſchte Gelegenheit! (er wirft Gedichte aus.)

O Rede voller Salbung,
Wie ſommerliche Schwalbung,
Ein Ganzes, keine Halbung!

Die Menge. O entzückend! o herrlich!

Der Schatten von Bileams Eſel. Aber auf die Juden muß die meiſte Rückſicht genommen werden. —

Der Gelegenheitsdichter. Erwünſchte Gelegenheit! (Er wirft Gedichte aus.)

O allerliebſte Juden,
Die mich zu Tiſche luden!
Wie ſind ſelbſt Petekuden
Voll Kunſt in Euren Buden,
O Oken auch und Luden,
Gewiß es waren Juden!

Die Menge. O das iſt ſchlecht!

Der Schatten von Bileams Eſel. O das iſt trefflich! gutes Papier, gutes Papier!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Alle Perſonen.)

Die Menge. (Mit verſchwollenen Augen.) Wo bleibt meine Puppe? Meine Puppe, meine Puppe will ich haben! (zappelt etwas mit den Händen.)

Das Publikumchen. Allerdings wäre es billig, daß — aber wenn auch — man muß bedenken — (es ſchnupft Tabak.)

Die Menge. Nein, ich bedenke nichts! Was denken! Meine Puppe!

Ein Stummer. Hochgeehrte Menge! Die Puppe — engagirt — Urlaub — krank — ſpäter Ge — Ge — Ge — duld — duld —

Die Menge. Wenn ich nicht will, darf Keiner krank ſeyn: Meine Puppe, meine Puppe, meine Puppe! (Es zappelt ſtärker.)

Die Puppe. (erſcheint, lächelt, lächelt und lächelt.)

Die Menge. (zappelt mit Händen und Füßen und gebehrdet ſich ungebehrdig.)

Jocko. Liebe Menge, iſt dieſe Puppe noch ſo ſchön, als ſie früher war?

Die Menge. Ja, ſüßer Jocko, noch ſchöner!

Jocko. Iſt ſie noch ſo liebenswürdig?

Die Menge. Ja, ſüßer Jocko, noch liebenswürdiger!

Jocko. Hat ſie an ihrer Kunſt verloren?

Die Menge. Nein, ſüßer Jocko, gewonnen, gewonnen!

Jocko. Was zappelſt Du alſo? Was willſt Du haben?

Die Menge. Ich will zappeln, ich muß zappeln! verdammter Jocko! es iſt doch Dein Ernſt nicht.

Das Publikumchen. Ein ſonderbarer Caſus — man ſollte glauben — indeſſen möglich — denn genau — (es ſtochert die Zähne und ſchnupft Taback.)

Jocko. Liebe Menge, ſetze Dich. (er ſtellt einen weichen Seſſel hin.)

Die Menge. (ſetzt ſich.)

Jocko. Liebe *geſetzte* Menge, hier haſt Du einen weichern Seſſel. (Die Menge verläßt geſchwind ihren erſten Seſſel und ſetzt ſich auf den weichern.)

Jocko. Erwiſcht, erwiſcht! ha, ha, ha! warum verläßt Du Deinen zweiten Vaterſitz? (er lacht unbändig.)

Die Menge. (macht große Augen.)

Die Puppe. (macht kleine Augen.)

Das Publikumchen. (ſtochert ſich bedeutend die Zähne; ſchnupft, man *ſieht*, wie es ſich etwas denkt.)

Jocko. (lacht ſich die Haut voll.)

Mehrere Enthuſiaſten fahren aus der Haut. Jocko lacht ſich dieſe Häute auch noch voll, plötzlich —

(Fortſetzung vielleicht.)

Auktion.

Ein Schriftſteller und Gelehrter wünſcht folgende Sachen loszuſchlagen und andere dafür einzutauſchen.

1. Die erſten Elemente der griechiſchen Sprache für ein Dutzend Battiſt-Hemden.
2. Die Kenntniſſe der Lateiniſchen Claſſiker für einen completten ſchwarzen Sonntags-Anzug.
3. Die Franzöſiſche Sprache für ein Dutzend Unterbeinkleider.
4. Die Italieniſche dito für zwei Dutzend Taſchentücher.
5. Die Engliſche dito für einen Carbonari-Mantel mit einem breiten Sammtvorſchlag.
6. Etwas Provenzaliſch für ein Dutzend Fußſocken.
7. Die Aeſthetik für drei Paar dauerhafte Stiefeln.

8. Die Kenntniß aller neuen Commentatoren Shakespeare's für ein Paar Handſchuhe.
9. Alle kritiſchen Anſichten der Deutſchen Bühnen für ein erträgliches Halstuch.
10. Sein Talent zu Gelegenheitsgedichten für ein jährliches Sonntags-Mittagseſſen.
11. Seinen Witz und ſeine Satyre für ein lebenslängliches Frühſtück aus Kaffee mit oder ohne Cichorien.
12. Seine lyriſche Fähigkeit für ein Abend-Butterbrodt.

Das Schnupftuch.

Lokalparodie auf Schiller's „Handſchuh.“

Unlängſt am Schanzelſtrand
Ganz knapp am Uferrand,
Ging Schneider Franz.
Zur Seit' ihm in großer Paradi,
Der Schuſterin ihre Tochter die Kathi,
Schneeweiß geputzt wie eine Gans.
Sie gingen in Liebesgedanken
Spaziren, und weilten am Schranken
Wo unter der Brucken am Stein

Die Wäſcherzillen zart ſich befinden,
Die Weiber die Tücheln auswinden
Und riebeln brav Löcher hinein.
Man weiß wie das Volk pflegt zu ſchimpfen,
Da kriegt jeder Pudel ſein Titel
Beſchimpft wird der Rock wie der Kittel,
Man muß ſo ein Auftritt nur ſehn.
D' Frau Nani, d' winkt mit 'n Finger
Da öffnet ihr Maul ſich, ein Zwinger,
Und ganz mit erfrechendem Schritt
Entgegen die Urſchel ihr tritt.
Stemmt ihre zwa Arm in d' Seiten,
Und läſtert ſie da unter'n Leuten
Und ſchimpft ſie auf Leben und Tod,
Kein' Katz' nimmt von ihr mehr ein Brod.
Die Sepherl die treibt es no ſchlimmer;
No gröber, gemeiner und dümmer,
Hebt gleich ſie das Handel empor
Und giebt ihr hierauf eine auf's Ohr.
Die Nani nun auch nit ſcheu,
Verſetzt ihr mit wildem Geſchrei
Ein Tätſchen, für zwei kennt' ſie gelten,
Hernach erſt fangt's an brav zu ſchelten.
Nun ſteigt auch d' Miedel in's Schiff,

Macht nach d' Sepherl ein Griff,
Die ſchaut ſich ſtumm
Rings um
Mit langem Höhnen
Und biſſigen Zähnen,
Streckt ſie die Glieder
Wirft d' Sepherl nieder.
Da entſteht ein hölliſch Geſchrei:
„Die andern Weiber herbei!"
Die raufen mit wilder Begier
D' Miedel, das grobe Thier,
Das packt ſie mit ihren zwei Bratzen,
Blitz! rufen's wie die Katzen!
Jetzt ruft d' Wach': „g'nug für heut!
Schamts euch do endlich für d' Leut!"
Da fällt oben von des Ufers Rand
Ein Schnupftuch hinunter aus ſchöner Hand,
Und mit einem Schlüſſerl beſchwert,
Das der Schuſter=Kathi gehört,
Zwiſchen der Sepherl und Miedel allein
Mitten hinein!
Und zum Schneider Franz ſpottender Weiſ'
Wendet ſich die Kathi jetzund,
„Nun, Schneider, is Deine Liebe ſo heiß

„Wie Du mir ſchwörſt zu jeder Stund,
„So geh und heb' mir das Tüchel auf!"
Und der Schneider im ſchnellſten Lauf,
Steigt hinab in den furchtbaren Raum
Mit feſtem Schritt,
Und aus der Wäſcherinnen Mitt'
Hebt er das Tüchel mit keckem Daum!
Und mit Staunen und mit Grauen
Sieht's die Wach', d' Herren und d' Frauen,
Und gelaſſen bringt er das Tüchel zurück.
Da ſchallt ſein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick
Er verheißt ihm ſein nahes Glück
Empfängt ihn d' Mamſell Kathi!
„O Schneider, wenn Du jetzt mein wärſt,
was that i!"
Doch er wirft ihr das Tüchel in's Geſicht:
„Den Dank Kathi begehr' ich nicht.
„Aber zweifle nicht mehr Du ſchlechte Bagaſchi,
„Als hätt' ein Schneider gar kein Couraſchi!"

Wunſch.

Ein Gutsbeſitzer in Berlin, d. h., ein Mann, der das Gut beſitzt, noch nicht verheurathet zu ſeyn, der aber zu viel Bekanntſchaften hat, um auf gewöhnlichem Wege zu heurathen, ſucht eine Lebensgefährtin, um die Ruhe ſeiner Tage zu beſchließen. Er iſt nicht mehr ſo jung, um naive Rollen zu ſpielen, und noch nicht alt genug, um einer Sängerin wegen ein Narr zu werden. Er iſt weder ſo ſchön wie ein Therſites, noch ſo häßlich wie ein Adonis; er iſt nicht ſo dumm, um ſchon früher geheurathet zu haben, noch ſo klug, um gar nicht zu heurathen; er iſt weder ſo arm, um nicht mit ſeiner Frau alle Mittag in den Thiergarten gehen zu können, noch ſo reich, daß ſie alle Dienſtage Krämpfe haben könnte. Von Charakter iſt er weder ein ſolcher Böſewicht, um einer Frau kein ſchönes Stubenmädchen zu gönnen, noch ein ſo guter Lappe, um mehr als drei Hausfreunde zu dulden. Dieſer Mann ſucht eine Gefährtin; er ſieht mehr auf Geld, als auf irdiſche Reichthümer, und wenn der Schmuck der Seele brillant iſt, ſo macht er ſich nichts daraus, wenn ihr anderer Schmuck auch noch ſo viel werth iſt. Iſt ſie ſehr ſchön, ſo ſchadet es nichts, wenn ſie dabei liebenswürdig und jung iſt. Wenn ſie ein ſanftes Auge hat, ſo thut es nichts, wenn auch das andere ſanft iſt. Sie kann ſo geiſtreich ſeyn, als ſie will, wenn es ihr nur an Bildung nicht mangelt, und wenn ſie dabei ein gutes, frommes Herz hat, ſo verzichtet er gern auf Sommerſproſſen und Leberflecken. Wenn ſie nur munter und fröhlich iſt, ſo darf ſie auch ſchlank gewachſen ſeyn, und wenn ſie überdem ſittſam, häuslich, ſparſam und tugendhaft iſt, ſo bedeutet es nicht das Mindeſte, wenn ſie in allen Handarbeiten Beſcheid weiß, und das geiſtige Leben mit dem wirthſchaftlichen reizend verbindet. Perſonen, welche dieſe beſcheidenen Wünſche in ſich vereinigen, werden gebeten — wenn ſie ſchweigen können — ihre Adreſſen dem Schreiber dieſes zukommen zu laſſen, oder wenn ſie nicht ſchreiben können, ſich in den Mittagsſtunden bei Treuenbrietzen einzufinden, um dort das Nähere zu beſprechen.

Gevatterbrief
eines Pantoffelmachermeiſters.

(Original.)

Hochwürdigſte Gräfin,
Gnädigſte Frau von .....,
Wohledle Prinzeſſin!

Liebe iſt blind, das werden Ihro Wohledlen auch wohl wiſſen. Ich bin von Geburt aus Schweden, aber 47 Jahr in den Preußiſchen Landen; 30 Jahre bin ich Pantoffelmachermeiſter allhier und Bürger in Berlin, habe mich im Lauf dieſer Zeit ſo erhalten, daß meinem Gewiſſen keine Erröthung mehr möglich zu werden.

Am 20. iſt mir ein Kind geboren in zweiter Ehe, von Geburt ein Mägdlein, noch ungetauft; dieſes iſt nach ſechs Jahren das ſiebzehnte.

Ich bin ſo zu ſagen mit allen Hunden gehetzt und habe vieles erfahren, auch empfunden, und bin durch Krieg und Unglücksfälle ein armer unverſchuldeter Menſch und nunmehriger nochmaliger Familienvater geworden. Ich weiß nicht, wie es zugehet! Ich habe ein edles liebevolles Weib, ſelbige iſt zwanzig Jahre jünger als ich und könnte wegen ihrer weiblichen Reizbarkeit einen Hohen beglücken! Daß ich noch Kinder zeuge, gehört Gott an! — Dero Wohledler Herr Gemahl haben mich ſeit einem Jahre häufig in meinem Labyrinth beglückt und ſind mein hoher Kunde, der auch meine Frau mitunter in gnädige Affekten genommen und ſie beglückt hat mit hochgeneigten Geſchenken, die ich auch ferner mit dankbarer Ergebenheit an mich nehmen werde. Glück und Unglück kommt von Gott! Wer vermag die die Wege des Schickſals zu ergründen! Euer Wohledlen ſind immer gnädig, ſolches iſt mir wohl bewußt! Und der Gott, der uns 1806 hart prüfte, wird auch ferner unſer Erhalter ſeyn und bleiben.

Amen!!!

O hochwürdige Gräfin! wohledle Prinzeſſin! ſchämt Euch nicht, ſolches macht Euch keine Schande! Ich habe Anno 1806 eine Menge ranzionirte vaterländiſche Soldaten, welches Polen waren, mit Gewehr und Waffen in mein Bette verborgen und habe ihnen den nächſten Weg nach der Feſtung gezeigt. — Verlaſſen Sie mich nicht — ich verdiene es. — Ihr wohledler Gemahl ſind jetzt abweſend, ſagt meine Frau. — Hochwürdige Gräfin! wohledle Prinzeſſin! großmüthigſte Mutter! am nächſten Sonntag, als den 2. Februar, wird das Kind getauft — die Namen ſchweben noch in Zweifel. — Der Aktus geſchieht in meiner Stube, in der —ſtraße Nr. —. Kommt barmherzige Gräfin und Prinzeſſin

zu Zeugen bei dem armen Pantoffel-
machermeiſter * * *,
als Ihro unterthänigſter Diener.

Berlin im Jahre 1809, im Junii 20.

Queerleſung
aus Intelligenz- und andern Blättern.

Eine Jungfer von guter Herkunft wünſcht als Kammermädchen zu dienen — Das Titelblatt fehlt, hinten ſteht die Jahreszahl 60.

Es wird eine Köchin geſucht, die zugleich das Backen verſteht — für einen einzelnen Herrn mit gutem Kellerwerk.

Heute wurde meine Frau von Zwillingen entbunden — wer auf Zehne pränumerirt erhält eins gratis.

Von den Auguſtiner-Mönchen zu N. in N. — iſt faſt kein Stück von der Viehſeuche frei geblieben.

Der Herr, deſſen am 3ten in unſern Blättern erwähnt wurde — kann täglich eine Stunde vor der Auktion in Augenſchein genommen werden.

Den geſtrigen Ball beehrten viele Standesperſonen beiderlei Geſchlechts — ein Theil wurde verſenkt, der andere vernagelt.

Ein junger Menſch, der als Reitknecht gedient und gute Zeugniſſe hat — iſt den Damen, wie die franzöſiſchen Corſets, zu empfehlen.

Bei der Mode- und Galanterie-Händlerin N. N. ſind billig zu haben — Uebelkeit und Lähmung der Glieder und andere Zufälle.

In dem Nonnenkloſter unſerer lieben Frauen jenſeit des Rheins — beläuft ſich die Anzahl der Gebornen auf 150, worunter 6 Zwillinge.

Geſtern gab der N. N. Ambaſſadeur dem hieſigen Domkapitel ein Souper — drei Perſonen wurden gerettet, die andern ertranken alle.

In der Frankfurter Zeitung macht Jemand bekannt, daß er zwar keineswegs geſtorben iſt, jedoch fortwährend wie vorher mit Flanell handelt.

Jemand ging nach Leipzig und wurde erſucht, für die Kinder eines ſeiner Hausfreunde drei Federmeſſer mitzubringen. Er kam zurück und brachte ein Federmeſſer mit drei Klingen.

In S... trat ein Kaufmann in die Poſt-Expedition mit der Frage: „Iſt ein Brief an mir?“ Der Officiant erwiederte ſogleich: „Ich ſehe keinen an Ihnen!“

Im letzten Conzerte der Madame Catalani ſaßen zwei Stickermädchen auf der Gallerie: „Ach,“ ſagte die Eine zur Andern, „es iſt doch erſtaunlich, was Menſchenhände machen können!“

Ein Jagdliebhaber verklagte einen Juden, daß dieſer ſich im Beſitze eines ihm vor zwei Jahren abhanden gekommenen Gewehrs befinde. Der Jude wurde vor Gericht gefordert, und ihm aufgegeben, den rechtmäßigen Beſitz durch Zeugen zu erweiſen. Er erſchien, und ſtellte als Zeugen ſeinen Schwager Schmul, der beſchwören wolle, daß das Gewehr ihm ſeit einer langen Reihe von Jahren gehöre. „Iſt das wahr, und wie lange kennſt Du das Gewehr als Eigenthum des Beklagten?“ fragte der Richter. „Ich kenne es lange, ſehr lange,“ erwiederte der Zeuge. „Aber wie lange, ſeit wie viel Jahren?“ „Nu, ich habe es gekennt,“ betheuerte Schmul, „wie es noch ein ganz kleines Pixtol geweſen iſt.“

In einem faden zuſammengeſtoppelten Vaudeville voller Langweiligkeiten ſaß ein Herr auf ſeinem Abonnements-Platze im Parquet und ſchlief. Ein junger Mann, der neben ihm ſaß, weckte ihn mit der Frage: „Nun wie gefällt Ihnen das?“ — „Was?“ fragte Jener. —

„Nun dies Stück!“ — „Wie kann man ſo unverſchämt ſeyn! Sie ſehen ja, daß ich ſchlafen will,“ erwiederte der Bequeme.

Ein unbeſchreiblicher Zauber liegt oft in den naiven Ausdrücken der Kinder. Erzähler dieſer Anekdote war in der Vorſtellung der letzten Oper: in der Nebenloge befand ſich eines der niedlichſten und anmuthigſten Kinder, ein wahres Idealköpfchen; als eine Sängerin auf eine furchtbare Weiſe zu detoniren anfing, fragte das Kind mit himmliſcher Naivetät: „Nun wird ſie wohl wieder unartig?“

Ein Ehemann, der verreiſet geweſen, kam beim Lobe der Treue ſeiner Frau, über die ſein Freund leiſe Zweifel äußerte, ſo in Hitze, daß er nicht Worte genug dafür finden konnte. „Meine Frau,“ ſagte er, „geht nie aus, ſie iſt mir ſo treu, wie, wie — ein Hund!“ — „O, das weiß ich,“ erwiederte ihm ſein Freund, „drum liebt ſie auch die Hunde ſo; der Pudel des jungen Referendarius N., iſt mit ſeinem Herrn alle Abende bei ihr geweſen.“

Aus dem Leben Berlins.

(Ein aufgefundener Liebesbrief.)

Ungetreuer einzig geliebter Jegenſtand
meiner Liebe!

Ich hatte mir jeſtern und vorjeſtern Abend 2 Mal zu Sie bemüht und mit heeßen Herzenskleppen an die Dühre jeſchlagen und geklingelt, aber alle meine geliebten Dräume ſind vergeblich jeweſen, ſie hatten ſich verſtochen; denken ſie daß ich dieſes nicht gemerkt habe? Als der Burſche mich ſagte, ſie wären in die Komödje jegangen, wußte ich das Jegentheil. O Fritze, einziger Jegenſtand meiner Liebe, dieſes kenntеſt du duhn, ohne daß dich nich die Haare zu Berge jeſtanden hätten über ſolche augenſcheinliche Lügen? Ich weiß es jetzt, was ſie für Kanibalen und Pläne gegen mir jemacht haben, mein Herr, und die Thränen laufen aus meinen Augen unaufhörlich über meine Wangen runter, daß ich mich alle

Stunden drin baden könnte. Fritze kehre um, un denk an deine jeſchworne Betheuerungen, womit du mich überjerumpelt haſt. — Sie haben ſich ſchon ſeit etlicher Zeit ausgelaſſen, was ſie von die unjlücklichen Mädchens halten, die ſich mit feines Sticken und Häkeln befaſſen, un ich habe es janz jut jemerkt, des ſie mir einen Stich damit beibringen wollten. Pfui! dieſes iſt janz jrob, Herr Leichnant! Jeben ſie mich ſo vill, daß ich es nich brauche zu duhn, denn is es was anderst. Ich habe bei Sie bles meiner heimlichen Neigung jefolgt, und habe mir nie nich intereſſant bewieſen, verſtehen ſie mir, mein Herr, ich bin nich eigennützig jeweſen, was ſie mich jeſchenkt haben is blutwenig; aber ich ſchweige davon. Fritze! o grauſamer Fritze! wie kannſt Du dir verleugnen, weil Du nichts nich mehr von mich wiſſen willſt? — Aber ich will mich nichts gegen Ihnen verjeben mein Herr; daß ich ihnen liebe, is mein Unjlück und daran will ich ſterben. — Du wirſt meinen Leichnam erblicken, ich werde Muth jenug haben mir aufzuhangen, oder ich werde mir erſtechen und mir in mein Blut waſchen, das Dich dieſer Anblick das Herz verkehrt und Du in meinen Armen fliegſt mit den Geflügeln der Liebe. Deine ewig unverjeßliche tief betrauerte

Adelaide.

Queerleſung aus Zeitungen ꝛc.

„Unbeſchreiblich iſt die um ſich greifende Wuth“ — „dieſer überaus klangreichen Stimme, die“ — „dies ſchrecklich um ſich freſſende Element“ — „mit der herrlichſten Geläufigkeit im Triller“ — „entblößt, nackt und nach Brod ſchreiend“ — „in der bekannten Roſſiniſchen Methode durch“ — „die herbeieilenden Spritzen und“ — „die überaus hinreißende Lieblichkeit“ — „wegen Mangel an Waſſer nicht Einhalt that“ — „und in dieſem Alles bezaubernden Crescendo“ — „ſtürzte der kürzlich erbaute Thurm zuſammen.“ —

„Heute entſchlummerte meine geliebte“ — „Pinſcherhündin mit einem gelben Flecken auf dem“ — „linken Spreeufer unweit der ſogenannten“ — „Cravatte à la Giraffe“ — „mit unbegreiflicher Schnelligkeit“ — „Mein Schmerz iſt grenzenlos, darum bitte ich" — „die Fr. Straße nicht zu befahren" — „die Wunden des Schmerzen heilt" — „das geprüfteſte Mittel wider Hühneraugen" — „gegen gleich baare Zahlung in Courant."

„Heute Sonnabend iſt bei mir Wurſtpicknick" — „wobei zehn griechiſche Frauen ihr Leben einbüßen" — „da es hochtragende Ochſen ſind" — „auf der Londoner Sternwarte zuerſt geſehen" — „und als Opfer des Partheienkampfes" — „an den Meiſtbietenden verſteigert werden."

In W…, wo es als eine verdächtige Geſellſchaft betrachtet wird, wenn ein Paar fröhliche Freunde zuſammen ſitzen und ſich eine Anekdote erzählen, ſaß einmal ein ſehr dicker Herr an einer Tafel allein und lachte für ſich hin; da trat ein Trabant zu ihm hin und ſagte: „Meine Herren! was lachen Sie untereinander? Gehen Sie auseinander, alle Zuſammenrottirungen ſind verboten!"

Jemand war zu Gaſte gebeten und es kam Schöpſenbraten auf den Tiſch. Um der Hausfrau ein Compliment zu machen, ſagte er: „Der Braten iſt deliziös; wahrlich, ſolche Schöpſe trifft man nur in Familien an!“ —

Ein Lotterie-Collekteur, welcher eine auffallende Diskantſtimme hatte, hörte, als er in eine öffentliche Geſellſchaft kam, daß man ihm ſolche nachſpottete und ſchnell rief er: „Wer ſo ſpricht wie ich, das iſt ein Eſel!“

Auf der Leipziger Meſſe ſchrie, vor einer Bude, ein Mann: „Immer herein, meine Herrſchaften! Sehen Sie den berühmten Seemönch; er wiegt 160 Pfund und leckt die Madame.“ —

Als die Rede davon war, daß die Giraffe in Paris den in der erſten Etage wohnenden Leuten in die Fenſter ſehen könne; bemerkte Jemand: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es ſo große Affen gäbe.“ —

Bei Carl Focke in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mariamne.

Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus Paläſtina. Aus dem Engl. von Fr. 3 Theile. Preis 3⅔ Rthlr. oder 6 Gulden 36 Kr. rheinl.

Dieſes Werk gehört ohnſtreitig zu den intereſſanteſten Erſcheinungen in der neueſten Unterhaltungs-Literatur. — Wenn das Geſchick von Anna Boulen, ſo oft es erzählt wird, immer Theilnahme erregt; wie ſollte es das ſo gleichartige der ſchönen Mariamne nicht? Und die Erzählung von den Schickſalen dieſer hat noch einen Nebenreiz. Der Schauplatz iſt in Paläſtina, im gelobten Lande; zu einer Zeit, wo dieſes halb den Römern zinsbar und halb von den Maccabäern gerettet, noch ſeine Freiheit genießt; zu einer Zeit, wo Antonius, Cleopatra und Octavianus glänzen, die alle in dieſelbe auf das innigſte verflochten ſind; ſie hat endlich ein jüdiſch-morgenländiſches Gewand, das den Reiz der Neuheit für die Leſewelt beſitzt.

[illegible]

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

[illegible]

Der

Eiſerne Abſchiedsbrief,

oder

Abdications-Acte

eines

gepeinigten und gequälten Rezenſenten

und

Märtyrers der Wahrheit;

nebſt

einem Generalpardon an alle Schauſpieler und Künſtler,
Sänger und Sängerinnen, an Hunde, Affen, Wölfe
und an alle vier- und zweibeinige Künſtler aller Hof-,
National-, Lokal- und Provinzial-Bühnen Deutſchlands,

von

M. G. Saphir.

Hamburg:
Bei Hoffmann und Campe.

1828.

1440

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Puisque vous le voulez, je vais changer de stile,
Je le déclare donc, quinaut est un Virgile;
Pradon comme un soleil en nos ans a paru,
Pelletier écrit mieux qu'Ablancaurt ni Patru.
Saufal est le Phénix des esprits relevés.
Perrin... Bon; mon esprit, courage; poursvivez.
Mais ne voyez-vous pas; que leur troupe en furie,
Va prendre encor ces vers pour une raillerie?
Vous les verres bientôt, feconds en impostures;
Amasser contre vous des volumes d'injures.

Boileau, Satire IX.

1.

Die zwei größten und erſchütterndſten Momente der neuern und neueſten Geſchichte: Napoleon's Abdication und Dr. Kraukling's Aufgeben der „Dresdner Morgenzeitung“ ſtärken mich und leuchten mir als glänzende Dioscuren an dem Reſignationshimmel vor, bei dem ſchweren und fröhlichen Entſchluſſe, mit dem Anfange des Jahres 1829 kein Theater mehr zu beſuchen und kein Theater mehr zu rezenſiren! Kein Theater mehr zu beſuchen, um es rezenſiren zu können, und Keines mehr zu rezenſiren, um es beſuchen zu können! Adieu Bretterwelt! Adieu Theaterkritik! Adieu Freibillets! Adieu Genußleiden durch Kunſt! Adieu Sperrſitz-Gähnerei! Adieu Bandwurmähnliches Dehnen langer Schauſpiel-Abende! Adieu nichtiges Gefaſel ob Theater und Comödianten! Adieu Enthuſiasmus, du Dunſtſpezerei aller hohlen Schädel Deutſchlands! Adieu Opernſängerinnen-Unterrock-Chicanenmacherei und Mezza-voce-Rouladen-Despotismus! Adieu! Adieu! Adieu!

Lebt wohl, ihr Helden, ihr betrübten Bretter!
Ihr niemals ſtillen Souffleure, lebet wohl!
Saphirus wird nun nicht mehr auf euch achten,
Saphirus ſagt euch freudig: Lebewohl!
Ihr Schreier, die ich züchtigte, ihr Helden,
Die ich geſtriegelt, brüllet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Väter und ihr kahlen Mütter!
Du Säng'rin, halbe Stimme dieſer Welt,
Die oft verunglimpft Mozart's ſchönſte Lieder,
Saphirus ſchweigt und kritiſirt nicht wieder!

Ihr Sitze, wo ich pflegte ſtill zu hocken,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar.
Erholet euch, ihr Künſtler, auf den Socken,
Ihr ſeyd jetzt eine zügelloſe Schaar.
Denn eine and're Suppe will ich brocken
Auf der Muſen edlerm Altar,
So fühl' ich den Geiſt in mir ſich heben,
Mich treibt eu'r eitles, nichtiges Beſtreben!

Denn der die Wahrheit von des Himmels Höhen
In der Geſtalt der Themis niederließ,
Und ihr befahl vor Könige zu ſtehen;
Der mit ſtrenger Waage in die Welt ſie ließ,
Und ihre ſcharfe Zunge frei ließ ſehen,
Der ſtets dem Wahren gnädig ſich bewieß,
Er ſprach zu mir in dieſen letzten Zeiten:
„Schweig' ſtill, du ſollſt gegen Schofel nicht mehr
ſtreiten!“

„Für edleres Werk ſollſt du die Feder führen,
Für's Beſſere bewahren auch dein bischen Witz,
Nicht Schauſpielſucht ſoll deine Feder führen,
Nie quäl' dich mehr in dem geſperrten Sitz,

Dir wird kein Freibillet die Taſchen zieren,
Dir leuchtet mehr kein ſchöner Augenblitz,
Doch wirſt in der Literatur du ſiegen,
Wenn auch alle Redactoren dich bekriegen."

„Denn wenn mit Lug die Blätter all ſich füllen,
Wenn Berlins Kritik für Geld nur immer ſchreibt,
Dann ſollſt du es doch der Leſewelt enthüllen,
Wie man Literatur allda betreibt:
Wie mit Gemeinheit ſich der ſchlechte Willen
In jeder Zeile begattet und beweibt;
Sie werden Alle über dich Einzelnen ſich machen,
Doch in die Fauſt wirſt du und deine Leſer lachen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen;
Das ganze deutſche Schauſpiel geht zu Grund!
Die Directoren ſelber es herunterreißen,
Und die Regiſſeure bringen's auf den Hund,
Man mag nach Norden und nach Süden reiſen,
Iſt's überall auch krank und lahm und wund,
Die Bühnendichter jedes Haus zerſetzen,
Der Scribe ſcribelt und Angely's überſetzen!

Wie ein Peſtkranker, der plötzlich zur Geſundheit geneſet; wie ein aus Moder und Kerkerduft zur freien Luft Erſtandener; wie ein vom Alpdrücken Gequälter zum glücklichen Erwachen; wie ein gepeinigter Ehemann von der erlöſenden Scheidungsacte, ſo angenehm und im Voraus antizipirend Wolluſt gebend, erquickt, erhebt, beſeligt und entzückt, ja enthuſiasmirt mich der Gedanke, vom Jahre 1829 an nichts mehr mit dem Schauſpielrezenſir-Weſen zu thun zu haben. Jedoch nicht ohne ein Wort an die Leſer will ich von dem papiernen Throne ſteigen, und — wie die Regentin der Niederlande — noch das impoſante Schauſpiel einer freiwilligen Entſagung darbieten.

Vorerſt ein Wort zu Euch, ihr Hiſtrionen und Künſtler, ihr Künſtlerinnen und Handwerkerinnen, ihr denkende und ihr plappernde Muſenprieſter; ihr Sängerinnen und Gurglerinnen, ihr Schönſprecher und Zahnbrecher, ihr Tänzer und ihr Beinverrecker, ihr Tänzerinnen und Wadenausſtellerinnen, ihr Intendanten, Dirigirer, en attendant Kunſtmaltraitirer, ihr indecenten Inſpizienten, ihr Regiſſeure ohne Sphäre ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Dem Beſten, d. h. dem kleinern Theile von Euch, gelten dieſe Zeilen nicht. Ihr, denen die ſeltne, kurzblühende Caktusblüthe der Kunſt wirklich aufgegangen iſt in den kurzen Dämmerabenden des Bühnenlebens, Ihr, denen die flüchtige Hore der mimiſchen Kunſt liebend die Stirne und das Auge geküßt; Ihr die Ihr die unbefleckte Weihe tragt in der empfänglichen Bruſt, Ihr Wenigen, o wie Wenigen! Ihr ſeyd es nicht, die es am

Ende jeden Menſchen von Geiſt und Herz, der nicht eben ſo fad wie der Geſellſchafter *für* Geiſt und Herz iſt, zum Ekel machen ein Wort der Wahrheit, ein Wort kühner aber heilbringender Wahrheit an die feile Phryne der jetzigen Kunſt zu verſchwenden. Die Achtung, die Euch geziemt, habe ich Euch gezollt, Ihr habt aber ſelbſt meinen Tadel beſcheiden und liebevoll aufgenommen, Ihr habt nicht in ungemeſſener Lobhungerſucht immer zu wenig Lobſalm und Lorbeerpomade gehabt! Euch ſage ich freundlich und achtungsvoll *Lebewohl!* Ich verdanke Euch manche ſchöne Stunde, manchen Abend voll Kraft und Leben, manche ſtoffhältige und herzerhebende Darſtellung; Dank; Dank; Dank. — Aber ihr zahlloſen Miethgäule am Thespiskarren, ihr Geduldmaſchinen und Zeitgärber, ihr Legionen, die ihr euch den Namen *Künſtler* anſchelten laßt, denen aber die Kunſt nichts iſt als Dunſt, und der Dichter ein Trichter, ihr, die ihr habt viel Arroganz und wenig Eleganz, viel Einbildung und wenig Ausbildung, die ihr viel ſprecht und nichts ſagt, die ihr das Wort herauswürgt ohne daß es einwirkt, die ihr manierirt und nicht memorirt, die ihr die Beine aber nicht die Rede auseinanderſetzt, die ihr ſtets auf den Soufleur aber nie auf die Kritik hört; die ihr nie von der Kunſt und doch ſtets von euch ſelber ſprecht; und ihr Sänger, die ihr eher ſeyd Senger, weil ihr euch den Schnabel verſengt, ihr Tenoriſten, die ihr ſchreyt wie Terroriſten, ihr Diskanten, die weder Jenes noch Dies kannten; ihr Sängerinnen, beladen mit Rouladen, empfohlen durch Triolen-Capriolen; die Scherwenzen mit Cadenzen, Contrakt- und Zahnbrecherinnen, zerfallen mit Tugend und Jugend, die Arien lächlen und Opern blinzeln, die Sotto- und Mezza-voce, nageln uns an's Croce, euch Allen geb' ich Ablaß und Generalpardon für alle ſchon begangene und noch zu begehende Sünden, Böcke, Schnitzer, Fehler u. ſ. w.!

2.

Der General-Pardon.

Wir Saphir von Gottes Zorn,
Den ſchlechten Comödianten ein Dorn,
Der Schrecken der Theater und Acteure
In Deutſchland in der Kreutz und Quere,
Regent von Lumpen — d. h. von Papier,
Der lang' geführt den großen Titel: Wir!
Beherrſcher der Soffiten und Couliſſen,
Sammt ihren Bewohnern und Actriſſen;
König von einem ganzen Freibillet,
Das er liebend mit nimmt in's Bett;
Großherzog aller verzogenen Schnäbel,
Der Katzenbuckel und der Beine wie Säbel;

Gefürſteter Graf von einem Operntext',
Den Jemand im Irrenhaus hat gekleckſt;
Erbherr aller geräderter Stellen,
Die ſie in Göthe und Schiller entſtellen;
Ritter des Kreuzes von jeglicher Art,
Beſonders des Kreuzes der Sängerinnen zart,
Des Kreuzes der Sängerinnen und ſo weiter.—
Wir entbieten unſern Gruß und Segen
Allen denen Etwas daran iſt gelegen,
Und erlaſſen hiermit von unſerm Thron'
An alle ſchlechte Subjecte Pardon.
An Mann und Weib, an Mädchen und Kinder,
An Affen und an das liebe Vieh nicht minder,
An Menſch, Elephant und Bär,
An Hund, Wolf, Künſtler und noch mehr,
Da Wir ihnen von nun an pardoniren,
Wie ſie auch gegen Kunſt und Regel pecciren;
Ja ſie mögen die Rollen ſchinden zu todt,
Es hat nichts zu ſagen und gar keine Noth;

Sie mögen winſeln, heulen, zirpen, krächzen,
Piepen, quieken, miauen, ächzen;
Schnattern, gackern, kreiſchen, ſchreyen,
Schniſſeln, wimmern, toben, dräuen,
Naſuliren, fiſtuliren, detoniren,
Karikiren, und agiren zum krepiren,
Oder gar nicht memoriren;
Den Griechen ſpielen wie den Baſchkiren,
Ja zuweilen auf allen Vieren
Wie ein Kätzchen herumſpazieren;
Sie mögen den Jaromir von Eichen
Mit allen Beinen ab ſtets dreſchen,
Den Taſſo mit den Tatzen ſprechen,
Die Verſe lieblich radebrechen,
Sie mögen den Götz von Berlichingen
Stets ſpielen wie ein Petz von Lothringen,
Sie mögen die Jungfrau von Arc
Vorſtellen wie eine junge Frau ſo arg;

Die Vertrauten geben wie die Verdrehten,
Sie mögen die Noten auch ſingen mit Nöthen,
Auch unſernthalber mit halber Stimme ſingen,
Ja wo möglich noch Minusſtimme bringen;
Sie mögen haben Katarrh, Huſten und allenfalls,
Wenn es ihnen beliebt, Entzündungen im Hals;
Sie mögen kreiren tauſend Garden,
Zu Schaafe machen Leoparden;
Sie mögen, wenn ſie wollen,
Auch ſpielen andere Rollen,
Zum Beiſpiel: Jungfrau, Veſtalin,
Und was ihnen ſonſt wohl kommt in Sinn,
Man möge ſie lebendig balſamiren,
Mit Lorbeeren einpöckeln und mariniren,
Man mag ihnen bringen „P—n ho!“
In Berlin, Leipzig und Izeho,
Gelegenheitsdichter mögen in Audienzen

Wie die Feldwieſel um ſie ſcherwenzen,
Die Enthuſiaſten, d. h. die Leute ohne Kopf,
Sie mögen am »Bravo!« ſich ſchreien den Kropf;
Kurz, was auch in der Theaterwelt geſchehe,
Es dient mir nicht mehr zur Luſt noch zum Wehe:
Denn Mohren zu waſchen, das iſt dumm,
Der Reif wird nicht grade der ſehr iſt krumm,
Die Hetäre bekömmt die Unſchuld nie wieder,
Dem Krüppel giebt nichts mehr grade Glieder,
Ein Kaſtrat bekommt niemals ein Kind,
Das Faulthier läuft nimmer geſchwind,
Die Droſchke wird nie gallopiren,
Die Polizei wird nie etwas rühren,
Die Jeſuiten werden nie tolerant,
Ein Pommer wird niemals galant,
Nie vereinigt ſich Calais und Dover,
Nie wird's amüſant in Hannover;

Nie auch hört auf Kritik und Vernunſt
Ein Weſen von der Comödiantenzunſt;
Ich ziehe alſo von Euch ab meine Feder,
Und ziehe gegen Euch nimmer vom Leder,
Geht hin und verhunzet den Shakeſpear,
Spielt den Affen Joko und den König Lear,
Wir ſchweigen zu Allem, car tel est notre
plaisir,
Der Märtyrer der Wahrheit: M. G. Saphir.

3.

Ein Wort an die Theaterhunde, Theateraffen, Theaterkatzen und Theaterrosse.

Indem ich von euch, ihr Kunſtdurchdrungenen Theaterbeſtien auf ewig Abſchied nehme, fällt eine Thräne auf's Papier, denn ihr allein ſeyd es eigentlich, die dem deutſchen Theater im eigentlichen Sinne des Wortes auf die Beine helfet. Wenn Leſſing nur Beſtien zu beurtheilen gehabt hätte, ſo würde er nicht ſchon in der ſechſten Nummer ſeiner Dramaturgie aufgehört haben die Künſtler ſelbſt zu rezenſiren. Ein

Theaterhund iſt ein köſtlicher Menſch! Er bellt ſich aus, aber bellt keinen Rezenſenten an, er memorirt und bringt in den Geiſt ſeiner Rollen ein bis auf die Knochen; ja iſt ein Theater ganz auf den Hund gekommen, ſo iſt er doch der Einzige, der ihm ſeine Aufwartung macht. Ein Theaterhund hat nicht, wie tauſend andere Hunde im Leben, es bloß einer Protection zu danken, daß er eine Rolle ſpielt, nein, ſein anerkannt hündiſches Talent bringt ihn empor! Iſt je ein Theaterhund zu einem Rezenſenten auf's Zimmer gekommen, um ihn zur Rede zu ſtellen? Hat je ein Theaterhund einen Rezenſenten parodirt, weil er geſagt hat, daß er in Wahrheit ein lumpigter, zottiger Hund iſt? Und nun gar die Theaterkatzen! Hat je eine Theaterkatze, zum Beiſpiel die große Minette der gröſtern Neumann, des allergrößeſten Herrn v. Holtei, hat je, ſag' ich, eine Theaterkatze etwas anderes geleckt als ihre Milch, aber nie die Hand eines Protektors! Hat je eine Theaterkatze ihren eigenen Balg auf Unkoſten einer armen Rezenſentenhaut aſſekurirt?! Wahrhaftig, nur mit Schmerz trenne ich mich von euch, ihr edlen Theaterbeſtien, ihr Theaterbeſtien voll Erziehung, ihr Theaterbeſtien ohne Dünkel, ihr Theaterbeſtien ohne Kabalen, ihr Theaterbeſtien wie es keine Beſtien mehr giebt! Und nun vollends die Theateraffen! Das ſind die einzigen Künſtler, die bei ihren Sprüngen auf einen grünen Zweig kommen! Hat ſich je ein Theateraffe einen eigenen Abgang eingelegt? Hat ſich je ein Theateraffe Klaqueurs gemiethet? Hat je ein Theateraffe, und wenn er auch der Affe des ganzen

Publicums war, zehn Geburtsorte gehabt? Iſt je ein Theateraffe auf einen andern Theateraffen neidiſch geweſen? O nein, ein Affe iſt kein ſolcher Menſch, um ein ſolcher Unmenſch zu ſeyn! Endlich die Theaterroſſe! „Hier hält das Opferthier ermüdet ſtill!“

Ein Theaterroß! Giebt es etwas, das mehr zieht, als ein Roß, und das weniger brummt, wenn man es zügelt? Ein Theaterroß iſt in ſeiner Rolle ſtets ſattelfeſt, und doch ſchlägt es nicht aus, wenn ihm der Hafer ſticht! Iſt es je einer alten Mähre eingefallen, junge Liebhaberinnen zu ſpielen? Wollte je ein polniſches Steinrößlein einen ſtolzen Britten machen? Iſt es je einem Hannoveraner eingefallen den Araber vorzuſtellen? O die Theaterroſſe ſind beſcheiden und willig! Ein Theaterroß, welches doch vier Füße hat! O auf welchen Fuß würden erſt die zweifüßigen Künſtler leben, wenn ſie vier Füße hätten! Von euch alſo, ihr Theaterbeſtien, nehme ich gerührt Abſchied:

„Wie ſchön, o **Vieh**, mit deinem Palmenzweige,
Stehſt du an der Theater-Neige,
In edler, ſtolzer Viehlichkeit!“

Lebt wohl, ich kann nicht mehr, denn:

Menſchlich hat dies Herz empfunden,
Und Empfindung ſoll ſein Richtſchwert ſeyn!

4

Kinderklapper=Melodieen für das rezenſirende Kinderſtift der deutſchen Journale.

„Glücklicher Säugling, dir iſt ein unendlicher Raum noch — die Zeitſchrift."

Komiſch und tragiſch iſt der Ueberblick, den das Feld der deutſchen Theaterkritik darbietet, und mit Schaudern muß man vor ſich ſelbſt zurückfahren, wenn man die Gefahr bedenkt, von dem Publikum mit unter dieſes Pilzgeſchlecht gezählt zu werden!

Wer handhabt in den meiſten deutſchen Blättern die Kritik?! Hier eine Heerde

Gelbſchnäbel, wahre wohlfeile Zwickauer Taſchenausgaben der kritiſchen Welt; dort ein religirtes Studentchen, das eben dem Eſelsbänkchen entſprungen und ſich auf's Muſenroß ſetzt; hier wiederum ein abgedankter Comödiant, der bei herumziehenden Banden kein Brod und keinen Wein fand; dort ein Hiſtrione ſelbſt, der ſeine Mitgenoſſen anſpeyt und ſich ſelbſt mit Lob wattirt; dort ein feiler hirnloſer Taugenichts, der den Künſtlern die papierne Piſtole auf die Bruſt ſetzt und ausruft: „Geld! oder ich bunz' dich!" Da wiederum ein lebendes Schnapsfaß mit Kupferreifen mit dem Motto: „Im Weine liegt Weihrauch!" Auf der andern Seite ein athemholender Tafelaufſatz, der für einen Braten die Melodie: „Herr Gott, dich loben wir!" abpfeift; dann ein ſüßer Allerweltsheirather, der jede Tonica, die Sonica iſt, durch Morgen= und Abendblattgaben von glänzenden Kritiken zum Altare ſchleppen will; nicht minder auch Butterkritiker, die an jedem Actricenblick in einen Lobhudel zerfließen und an jedem Sängerinnenhanddruck ſich in Vergötterungsſalben auflöſen; dort wiederum ein Negerſclave in den Freibilletsplantagen, der für die Directionen ſüße Zuckerrohre ſchneidet; dann wiederum förmliche Jahr= und Lohnſöldner eines Theaters, die ſeine faulen Flecken und morſchen Stellen überkleiſtern mit dem zähen Glanzleim fader Elogen; kurz die Anzahl der unwürdigen, nichtigen, käuflichen und albernen Rezenſenten, die ſich wie das Schlingkraut, wie das am Boden hinſchmarotzende Geſchlecht der Lychenoſen über das kreidefarbne Antlitz aller Blätter hinziehet, heißt Legion! Und eben dieſe Holzknörpel, die wie fatale Aſtlöcher an dem Baume der Literatur aufklaffen, eben dieſes rachytiſche Kinderſtift, das ſeinen Brei auslöffelt in allen Journalen; eben dieſe journaliſtiſche Stymphaliden haben es dahin gebracht, daß die Kritik zum Spott der Kinder und zur allgemeinen Verachtung herabgeſunken iſt. Wahrſcheinlich hatte auch Göthe ſolche Rezenſenten kennen gelernt, als er den gemüthlichen und zarten Vers ſchrieb:

„Schlagt ihn todt den Hund, er iſt ein Rezenſent!“

Jeder Hundeſchläger mit dem Götheſchen Motto auf ſeinem Knittel hat nun doch eine literariſch heilige Aegide. Wie ſoll nun der Künſtler ſelbſt die Kritik achten, wie ſie ehren, wenn ihre Handhaber und Verweſer in ihrer nackten Kläglichkeit vor ihnen erſcheinen? Und auf der andern Seite, wenn die Künſtler und Künſtlerinnen aufgepäpelt worden ſind mit kritiſchen Zuckerplätzchen, wenn man ihnen eingetrichtert hat den journaliſtiſchen Syrup, wenn ihre zarten Gliedmaaßen gewohnt ſind frottirt zu werden mit Sammt in Weihrauch erwärmt, wie ſollen ſie nicht aufgeſchreckt werden aus ihrer türkiſchen Sultansbehaglichkeit, wenn eine tüchtige Hand ihnen zu ſchmecken giebt den Abſynt der Wahrheit und ſie frottirt mit dem Geſundheitsflanell der dramatiſchen Gerechtigkeit? Müſſen ſie eine ſolche eiſerne Hand nicht anſchauen als die Hand eines Gebannten, die zum Schrecken der Welt aus dem Grabe der Wahrheit herauswächſt? Müſſen endlich nicht alle die Wenigen, denen es Ernſt iſt um Kunſt und Kritik, die es gewagt haben aus dem Poſaunen-Tutti des allgemeinen Belobens in einzelnen, contraſtirenden, daher zweifach ſchneidenden Tönen die Wahrheit durchgellen zu laſſen, ſich endlich ſelbſt mit Grauen und innerm Entſetzen zu den Andern geworfen ſehen und ſich unter das Hundeſchläger-Motto:

„Schlagt ihn todt den Hund, er iſt ein Rezenſent!"

rubrizirt wiſſen?!

Müſſen ſie nicht ſchnell forteilen aus einem Kreiſe, in welchem ſie mit der Mehrheit endlich verſinken müſſen in die pontiniſchen Sümpfe der Erbärmlichkeit, Flachheit, Partheilichkeit und Niedrigkeit? —

„Noch in meines Lebens Lenze
Bin ich und ich wand're aus,
Denn mich ek'len Eure Tänze,
Euer Treiben macht mir Graus!"

5.

Epistel-Vielliebchen an das Lese-Publicum und an den Lesepöbel.

Das Leſepublicum und der Leſepöbel ſind Zwillinge, von dem jedes ein Weſen für ſich iſt, die aber doch am Rückgrade zuſammengewachſen ſind, ſo daß die Mutter Literatur mit dem Tode des Einen auch den Andern hinſterben ſähe. Das Leſepublicum iſt ein geſundes, wohlerzogenes, munteres und freundliches Kind; der Leſepöbel hat einen Waſſerkopf, engliſche Glieder, Skorbut und Skroffeldrüſen. Dir, mein gutes Leſepublicum, will ich ein Bild entwerfen, wie der Leſepöbel über Theaterkritik und Kritiker urtheilt, und urtheilte er nicht ſo, ſo wäre er kein Leſepöbel. Dieſer Leſepöbel, der den größten Theil der Population der deutſchen Conditoreien, Reſtaurationen, Hôtels, Pavillons, Weinſchenken und Bierkneipen ausmacht, lieſ't aus zwei Gründen Zeitungen: erſtens, um ſich im Buchſtabiren zu üben, und zweitens, um ſeine grimmigſte Feindin: die Zeit, mit Anſtand todtzuſchlagen. Wer von Dir, mein liebes Leſepublicum, kennt nicht die Legion jener klaſſiſchen Müſſiggänger, die des Morgens aufſtehen und die Stunden des kommenden Tages wie eben ſo viele Fouqué'ſche Rieſengeſtalten vor ſich ſehen, und in der Furcht zuſammenſchrumpfen, wie ſie dieſe langen Geſpenſter todtſchlagen wollen? Zu dieſem Leſepöbel geſellt ſich noch eine andere

Gattung Leſepöbel, der bloß Kritiken lieſ't, um zu leſen, wie Jemand heruntergeriſſen iſt, wie Jemand nach ihrem Ausdrucke ſo recht ſchlecht gemacht worden iſt; da freuen und ergötzen ſie ſich inniglich und jubiliren, daß Der und Jener, Dieſe und Jene, ſo recht auf den Pelz getroffen worden iſt, aber dabei ſagen ſie doch auch: „Der ſchlechte Menſch hat Den und Den ſchlecht gemacht,“ denn in ihrer eigenen Lumpigkeit ſind ſie der Idee gar nicht fähig, daß „Ueberzeugung und Wahrheitsſinn“ die Feder leiten können, und indem ſie den Maaßſtab ihrer verkrüppelten Seelen und ihrer pöbelhaften Denkungsart an die Handlungen Anderer anlegen, ſo verſehen ſie alle Dinge mit den nur ihnen bekannten Melodien gemeiner Motive. Wenn nun der Leſepöbel lieſ't, daß ein Rezenſent einen Schauſpieler lobt, ſo ſagt dieſer Pöbel: „Gewiß ſpeiſ't er oft bei ihm oder er hat ihm Geld geliehen!“ Wird das Schauſpielerchen getadelt, ſo ſagt der Leſepöbel wieder: „Gewiß hat er ihm kein Geld borgen wollen!“ Wird eine Künſtlerin gelobt, ſo ſagt der Leſepöbel: „Ja, Herr ſo und ſo iſt kein Koſtverächter!“ Wird die Künſtlerin getadelt, ſo ſagt wieder der Leſepöbel: „Gewiß hat ſie ſeine Wünſche nicht gekrönt!“ u. ſ. w. Es iſt unmöglich Alles aufzuführen, wie und auf welche Weiſe der Leſepöbel, der ſich nie zu dem Autor erheben kann, es verſucht, denſelben mit den Fangklauen ſeiner ſchmutzigen Muthmaßungen zu ſich herabzuziehen; alſo an einen ſolchen Leſepöbel iſt es nicht der Mühe werth ein Wort zu verſchwenden, er mag von einem denken was und wie er wolle, ſeine gute Meinung ſtellt nicht höher und ſeine ſchlechte nicht tiefer; alſo nichts zu ihm, bewahre der liebe Himmel jede ehrliche Seele vor jede Gattung Pöbel!

Nun ein ernſtes Wörtchen zu Dir, mein geehrtes Leſepublicum in Deutſchland und beſonders in Berlin. Du wirſt es nicht als unbeſcheiden anſehen, wenn ich glaube, daß viele von den Leſern ſagen werden: „Es iſt doch ſchade, daß S. nichts mehr über's Theater ſchreibt, er hat uns doch zuweilen amüſirt, indem er die Wahrheit ſagte.“ So ſagten mir ſchon viele, denen ich meinen Entſchluß, nichts mehr über's Theater zu ſchreiben, mittheilte. Aber

„Wer nur meine Leiden kennte,
Schenkte gern ſein Mitleid mir!“

Der Leſer kennt nicht den tauſendſten Theil desjenigen Uebels, welches als Folge eines Wörtchens keck ausgeſprochener Wahrheit entziehet. Ich glaube man lieſe jetzt weniger Gefahr ein freies Wort über gekrönte Häupter zu ſchreiben, als über Leute mit Theaterkronen und Theaterpurpur, und wenn es ſo fortgeht, ſo dürften wir bald eine Central-Commiſſion ernannt ſehen, um alle Rezenſenten, die ſich erkühnen zu ſagen: „Der König Philipp hat ſchlecht agirt!“ oder: „Die Königin Eliſabeth gefiel mir nicht!“ oder: „Der Prinz (in Emilia Galotti) wußte nicht was er ſprach!“ u. dgl. m. als Bretterwelt-Demagogen einzuſperren.

Mazarin war es, glaub' ich, welcher ſagte: „Der Staat ſollte allen ſatyriſchen Federn, die ſich mit dem Theater befaſſen, diamantene Schreibzeuge ſchenken, blos deshalb, weil ſie ſich mit nichts Anderm befaſſen.“ Wahrhaftig, nie iſt ein wahreres Wort geſprochen worden! Was kann unſchuldiger, ja ableitender ſeyn, als Theaterkritiken? Gefährdet es Religion, Staat, Politik, Bürgerruhe, Geſetzlichkeit, Sanität, wenn man frei ausſpricht: „Das iſt ein ſchlechter Comödiant, das iſt eine ſtimmloſe Sängerin?“

Wahrhaftig, es iſt in unſerer Zeit weniger gefährlich, dem Sultan immitten ſeines Serails den letzten Backenzahn auszureißen, als einer ſchönen Künſtlerin das kleinſte Härchen aus ihrer kritiſchen Lobfriſur auszuziehen; denn wie der heilige Thomas d'Aquin ein Kapitel ſchrieb, wie viel tauſend Engel auf der Spitze einer Nähnadel tanzen können, ſo könnte man ein Kapitel darüber ſchreiben, wie viel tauſend Seelen an dem Haare einer ſchönen Künſtlerin hängen, die man ſich gleich Alle mit über den Hals reißt! Ja, mein liebes Leſepublicum, wenn ich eine ſchöne Rezenſentin wäre! ich bin es wahrhaftig nicht, aber wenn ich es wäre! o als ſchöne Rezenſentin, da hätte ich denn wohl ſo auch eine Garde — und da ging's noch.

Wenn man es auch verſchmerzt, ſich *)

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

---

*) Keine Cenſurlücke, auch keine Cenſurtücke.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — zu wiſſen, ſo thut es doch noch weher, daß man ſich verkannt weiß, weil alle Leſer den richtigen Standpunkt, aus dem eine Kritik zu betrachten iſt, gänzlich verrückt haben. Wenn Jemand in ſeiner Kunſt angegriffen iſt, ſo ſupponirt der Leſer: *Bosheit*, und wenn ein Künſtler getadelt wird, ſo heißt das: *Perſönlichkeit*. Ich habe tauſendfach die Erfahrung gemacht, daß Menſchen, die mich nie ſahen und nie ſprachen, gegen mich eingenommen waren in der Vorausſetzung, ich müßte boshaft ſeyn, weil ich ſatyriſche

Kritiken ſchriebe, und wenn ſie mich kennen lernten, mich unverhohlen um Vergebung baten. Es iſt leider ſo, daß der Leſer die Sache von der Perſon nicht trennt. Wenn aber Jemand ſchreibt und Alles lobt, ſtets Lobſalm riecht und deſſen Lippen Schmeichelei träufeln auf Hinz und Kunz, ſo ſagen die Leute: „Ach es iſt eine gute Seele! ein lieber Menſch!“ Zum Teufel auch! habt ihr ſchon ein boshaftes Schaaf geſehen? einen ſatyriſchen Schöps? einen humoriſtiſchen Hammel? einen pikanten Eſel?

„Es iſt leicht, für Allen der Beſte zu ſeyn, wenn man zum Beſten gehalten wird von Allen!“

Mehrere meiner Freunde, ſelbſt hohe Gönner, eben ſo liebenswürdig als geiſtreich und edel, machten mir den Vorwurf, daß meine Kritik nicht frei von aller Perſönlichkeit iſt; ich wage es hierauf nur zu bemerken, daß es doch eben die Perſönlichkeit iſt, die der darſtellende Künſtler der Kritik darbietet, und eine Kritik über einen Schauſpieler iſt ohne Perſönlichkeit reinerdings unmöglich. Die Repräſentation liegt in ſeiner Individualität, und die Repräſentation iſt es doch, die beurtheilt wird. Wenn man ſagt: „Cajus hat den Lear gegeben ohne Geiſt und Seele!“ ſo iſt es ganz gewiß eine Perſönlichkeit, da Cajus die Perſon iſt; wie aber ſoll man denn ſagen? »es habe geſchienen, als könnte man meinen, daß es nicht unrecht wäre, wenn man nicht umhin könnte zu glauben, als ob dasjenige Weſen, welches ſonſt mit Cajus bezeichnet wird, jetzt aber beileibe nicht Cajus iſt, ſondern Lear, daß alſo Lear den Lear ſo geſpielt hat, als könnte man über

Überfluß an Geiſt und Seele nicht eben mit dem beſten Erfolge eine polizeiliche Klage anſtellen.“ Und auch darin könnte man noch Perſönlichkeit finden. Wenn man ſagt: „Dlle. Sempronia hat keine Idee vom Geſange,“ ſo iſt das eine Perſönlichkeit, denn Dlle. Sempronia iſt eine Perſon, eine Weibsperſon, und wer weiß was noch für eine. Wenn ich alſo ſage: dieſe Perſon hat keine Idee, ſo iſt es allerdings eine Perſönlichkeit, aber wie ſoll man das anders ausdrücken? „Dlle. Sempronia nicht, die für uns jetzt gar keine Perſon iſt, und wir bitten den Leſer, ſie auch für ſich jetzt keine Perſon ſeyn laſſen zu wollen, aber diejenige Form, die gewöhnlich ein Kleid trägt, wie eine gewiſſe Sempronia zuweilen trägt, dieſe Form kann ſich nicht ſehr vertraut machen mit der Modalität der innern

Anſchauung über diejenige Vibration der Luft, die ein Kehlkopf durch auf= und zuklappen hervorbringt!"

Ich habe Gelegenheit gehabt mit zwei erhabenen Damen über dieſen Punkt zu ſprechen, und fand, daß ſie meine Anſicht theilten, ſo wie denn überhaupt der gebildetere, beſonders aber der höhere Kreis der Berliner Frauen weit mehr Sinn, Gefühl und Takt für das Schöne und Wahre haben, als die Männer im Allgemeinen *), und ich geſtehe hier gern, daß die Theilnahme und die freundliche Aufmerkſamkeit der Berliner Leſerinnen für meine Feder=Producte mich für manches

---

*) Ich werde in einem umfangsreicheren Werke auf das intereſſante Kapitel: »Berlin's Frauen« zurückkommen.

Unbill entſchädigten. Aber einen Beweis dafür, wie ſehr oft meine Beurtheilungen aus einem ganz unrichtigen, outrirten und harten Geſichtspunkte betrachtet wurden, mag es gelten, daß eine erlauchte Frau bei Tafel ſagte: „Wenn es je dem S. ſchlecht gehen wird, ſo hat er es an *** verdient.“ Dieſer Ausdruck mußte um ſo ſchmerzlicher ſeyn, da er von einer erlauchten Frau kam, welche die Grazien großgezogen und deren Herz und Sinn am Strahle der Tugend und der Milde heranreiften. Wie empfindlich muß es nicht ſeyn, wenn man ſich bei ſeinen Beurtheilungen keines Zuſatzes von giftiger Bosheit bewußt wird und ſo interpretirt wird?! — — — —

Ich bekenne ganz frei, daß alle Unbilde, die ich auf meiner kritiſchen Laufbahn ſchon erlitt, keinen ſolchen kränkenden und verletzenden Eindruck auf mich machten, als jene paar Worte. —

Das ſind die Geſammtreſultate, die ich Dir, mein Leſepublicum, vorzulegen habe, und Du kannſt ſie nicht anders als billigen; wir werden uns auf einem andern Felde begegnen, welches Deiner und meiner würdiger iſt, als das abgeweidete und flachgetretene Feld der Theaterkritik.

Dixi et salvavi animam meam!

M. G. Saphir.

Geſchrieben in dem „neuen Gaſthofe“ *) in der Fallerslebeſtraße zu Braunſchweig. Im Monat November 1828.

---

*) Wer liebt ſchöne Bewirthung und guten Wein,
Der kehre immer hier nur ein. S.

Gedruckt bei J. H. Meyer in Braunſchweig.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg iſt erſchienen:

Aubert, Kammerherr, Denkſchrift über die Ereigniſſe, welche ſich auf die Wiederbeſetzung von Hamburg durch die Franzoſen beziehen, vom 30ſten Mai 1813 bis zu deren Abmarſch im Mai 1814. gr. 8. geh. 16 Gr.

Almanach dramatiſcher Spiele zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande. Begründet von Aug. von Kotzebue, fortgeſetzt von C. Lebrün für das Jahr 1827, 1828 und 1829. à 1 Rthlr. 16 Gr.

Bärmann, J. N. Dr., Dat grote Höög- un Häwelbook, dat ſünd Dichtels, Rymels un Burenſpillen in Hamborger plattdüütſcher Mundart. 8. geh. 1 Rthlr. 12 Gr.
Velinpapier 1 Rthlr. 20 Gr.

Bergen, H. v., Verſuch einer Monographie der China. gr. 4. mit Kupfern in Folio. 3 Frd'or.

Brentano, C., Ponce de Leon, Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr.

Buek, Dr. F. G., Handbuch der Hamburgiſchen Verfaſſung und Verwaltung. gr. 8. geh. Druckpapier 2 Rthlr. 8 Gr.
Velinpapier 3 Rthlr.

Dannenberg, C. W., Harmloſe Betrachtungen, geſammelt auf einer Reiſe von Hamburg nach Griechenland, Conſtantinopel und dem ſchwarzen Meere im Jahre 1822. 8. geh. 1 Rthlr.

Depping, Heerfahrten der Normannen. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Feodor Jsmar. 2 Thle. gr. 8. 3 Rthlr.

Everett, Alex. H., Amerika, oder allgemeiner Ueberblick der politiſchen Lage der verſchiedenen Staaten des weſtlichen Feſtlandes, nebſt Vermuthungen über deren künftiges Schickſal, überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen verſehen. 2 Thle. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr.

Gurlitts Geſchichte der Bettelmönchsorden. 4. geh. 12 Gr.

— — des Tempelherrnordens. 4. geh. 12 Gr.

Heine, H., Reiſebilder. 2 Thle. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

— — Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. Velinpapier 1 Rthlr. 12 Gr.

Herloßſohn, C., Löſchpapiere aus dem Tagebuche eines reiſenden Teufels. 2r Thl. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Immermann, C., das Trauerſpiel in Tyrol, dramatiſches Gedicht. 8. 20 Gr. Velinpap. 1 Rth. 6 Gr.

— — Die Verkleidungen, Luſtſp. 8. 20 Gr.

— — Kaiſer Friedrich II., Trauerſp. 8. 1 Rthlr.

Ismar, Fedor, Don Pedro. Trauerſp. 8. 20 Gr.

Liederbuch für den Hanſeatiſchen Verein in Hamburg. 8. 20 Gr.

Lohſe, J., Die europäiſche Türkei, oder der Zuſtand des Landes und der Bewohner, in Beziehung auf die jetzige Ruſſiſche Invaſion. Nebſt Karte. 8. geh. 6 Gr.

Maltitz, Freih. G. A. v., der alte Student. Schauſpiel. 8. geh. 12 Gr.

Meldola, A., Calculations-Tabellen engliſcher Colonial- und Manufactur-Waaren von London und Hamburg. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Müller, A., Einleitung zum Studium der Verfaſſungsgeſchichte der vier freien Städte des Deutſchen Bundes. gr. 8. geh. 20 Gr. Velinp. 1 Rthlr.

Geſchenk
Seiner Majeſtät des Königs Ludwig I.
aus
Höchſtdeſſen Privatbibliothek.

Abschied an Bayern.

Von

M. G. Saphir.

Melodie: Leb wohl, du theures Land ꝛc. ꝛc.

Als „Gaſtfreund“ kam ich in das Land gezogen,
Der Schein der Geiſtesfreiheit zog mich an,
Als „Sänger“, dem der Gott nicht ungewogen,
Der Bayern edle Herzen ich gewann;
Als „Menſch“ hab' ſchöne Bande ich gepflogen,
Die mir die Hand der Lieb' und Freundſchaft ſpann;
Als „Hund“ verſtoßet man den Sänger eben,
Ein „Fußtritt“ wird dem Gaſtfreund mitgegeben!!!

Vandalen ehren Völkerrechtes Sitte,
Der Kamtſchadale übt das Gaſtrecht aus;
Es ſtößt der rohe, halb entmenſchte Scyte
Den Gaſtfreund ohne Urſach nicht hinaus;
Es heiligt ſelbſt der blöde Troglodyte
Sein Höhlendach dem Fremdlinge zum Haus;
Dafür nennt auch die Welt ſie nur Barbaren,
Uns aber die Erleuchteten, die Narren!!!

Hab' den Regenten ich, die heil'ge Krone,
Im Uebermuth der Feder denn verletzt?
Hab' ich im Spott, im gleißneriſchen Hohne
Geſetz und Kirche mir zum Ziel geſetzt?
Hab' ich den Bürger denn in weiter Zone
Mit Geifer der Perſönlichkeit benetzt?
Das Alles nicht! das Heer der Sykophanten
Schrie nichts als: „Er erzürnt die Comödianten

Und deßhalb ausgeſtoßen aus dem Lande
Der freien Preſſ' und Conſtitution?
Deßhalb zerſtöret alle Glückesbande?
Deßhalb mich Preis gegeben bitt'rem Hohn?

Deßhalb aus Lieb' und herzbeglücktem Stande,
Mich ausgetrieben in des Schickſals Droh'n?
Deßhalb aus freiem Lande 'nausgeſchmiſſen,
Mein Hab' und Gut, mein Glück und Herz zerriſſen?

Ich geh hinweg im götterheil'gen Grimme,
Daß man verletzt, was heilig dem Vandal;
Des ſchuldlos Ausgeſtoß'nen ſchwache Stimme,
Verwandelt der erzürnte Gott in Stahl;
Und wie ſie ſcheinbar auch im Raum verſchwimme,
Sie ſchwingt ſich auf zum ew'gen Götterſaal;
Von Gott wird jedes Menſchen Glück betheiligt,
Wer es zerſtört, der hat den Gott entheiligt!

Ihr edlen Bayern, ihr erſchloſſet bieder,
Mir euren Sinn und euer edles Herz;
Ihr liebtet mich, ihr liebtet meine Lieder,
Ihr nahmt mich freundlich auf in Luſt und Schmerz;
Mein Sang, er fand ein fühlend Echo wieder
In eurem Sinn, in Weh und auch in Scherz;
Und Gnade in der Trennung bitt're Stunden,
Hab' ich der Liebe Uebermaaß empfunden!

So leb' denn wohl, du Land voll Kraft und Segen,
Lebt wohl, ihr Bayern, offen, bieder, gut;
Nehmt meinen letzten Abſchiedsgruß entgegen,
Der ſich mit Wehmuth meiner Bruſt entlud;
Ich werd' euch liebend ſtets im Herzen hegen,
Wie ihre Perle die bewegte Fluth;
Eu'r Boden trägt das Grabmal meiner Wonne,
Ihr Sarkophag erglänzt in eu'rer Sonne!

Trauer-Kleeblatt,

den

Napoleoniden

geweiht,

von

M. G. Saphir.

München.
Verlag von George Jaquet.
1832.

I.

Der Tod des jungen Napoleon.

Da liegt der Sohn des Mannes,
Genannt Napoleon,
Des beſten Cäſars Enkel,
Des größten Cäſars Sohn.

*

Um ſeine Wiege ſtanden
Viel Könige gereiht,
Ein großer Kaiſer d'runter,
In einem grauen Kleid.

Der ſpricht zum Erſtenmale
Das ſüße Wort: „mein Kind!“
Vom Aug' das nie geweinet
Die erſte Thräne rinnt.

*

Er grüßt den Neugebornen
Mit einem Thränenſtrom,
Und weiht mit einem Kuſſe
Zum König ihn von Rom.

*

Und ruft die Sonn' zum Zeugen
Von ihrem Himmelsſitz,
Die Sonne von Marengo,
Die Sonn' von Auſterlitz.

Dieſelbe Sonne wandelt
Noch heute auf und ab,
Jedoch wohin ſie ſchreitet
Sie findet nur ein Grab!

*

Sie ſieht auf jener Hälfte
Das Grab von Helena,
Sie ſieht auf dieſer Hälfte
Das Grab zu Auſtria!

*

Da liegt die zarte Blüthe,
Dem edlen Stamm entrafft,
Verwelket und verblichen
In ſüßer Jugendſchaft.

Er lächelt im Verſcheiden,
Er lächelt ſanft und mild,
Weil er, ſchon halb verkläret,
Gewahrt des Vaters Bild!

*

Das neiget ſich hernieder
Zur frühen Morgenſtund',
Und nimmt im Vaterkuſſe
Die Seel' vom Kindesmund.

*

Da herrſcht im Kaiſerhauſe
Zu Wien ein großer Schmerz,
Und Franz der gute weinet,
Und weh thut ihm ſein Herz.

Da rauſcht der deutſche Adler
Und ſenkt das Zweigeſicht,
Weil jenes Haus der Aare
Nun ganz zuſammenbricht!

[redacted]

2.

Des Hauſes letzte Stunde.

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom,
Sieht nicht das Licht der Sonnen,
Sieht nicht den Himmelsdom.

Am fernen Inſelſtrande
Da liegt Napoleon,
Liegt da zu Englands Schande,
Liegt da zu Englands Hohn.

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom,
Sein Blut iſt ihm geronnen,
Es ſtockt ſein Lebensſtrom.

Am fernen Inſelſtrande
Da liegt Napoleon,
Liegt nicht in ſeinem Lande,
Liegt nicht bei ſeinem Sohn.

Liegt nicht bei ſeinen Kriegern,
Bei den Marſchällen nicht,
Liegt nicht bei ſeinen Siegern,
Liegt in Europa nicht. —

Liegt hart und tief gebettet
Im fernen Meereskreis,
Am Felſen angekettet,
Ein todter Prometheus.

*

Wo Baum und Blatt und Reiſer
Verſengt vom Sonnenſtrahl,
Da liegt der große Kaiſer,
Der kleine Korporal!

*

An ſeinem Grabe fehlen
Cypreſſ' und Blumenſtab,
Am Tage Allerſeelen
Beſucht kein Menſch ſein Grab.

So liegt er lange Jahre
In öder Einſamkeit,
Da klopft es an die Bahre
Um mitternächt'ge Zeit.

*

— Es klopft und rufet leiſe:
„Mach' auf, du todter Held!
Es kömmt, nach langer Reiſe,
Ein Gaſt aus jener Welt.“ —

*

— Es klopft zum zweitenmale:
„Mach', großer Kaiſer! auf,
Es kommt vom Erdenthale
Ein Bothe Dir herauf.“

— Es klopft zum drittenmale:
„Mach', Vater, auf, geſchwind,
Es kömmt, im Geiſterſtrahle,
Zu Dir dein einzig Kind!“ —

Da weichen Erd' und Steine,
Es thut ſich auf der Sarg,
Der lange die Gebeine
Des größten Helden barg.

Da ſtreckt des Kaiſers Leiche
Die Knochenarme aus,
Und zieht das Kind, das bleiche,
Hinab in's Bretterhaus.

Und ziehet es hernieder:
„So ſeh' ich, theu'rer Sohn,
Seh' ich Dich endlich wieder,
Mein Kind Napoleon!"

*

Und rücket an die Seite,
Und rücket an die Wand:
„Mein Kind, das iſt die Breite
Von meinem ganzen Land!"

*

Da ſchlingen die Gerippe
Die Knochen ineinand,
Und liegen Lipp' an Lippe,
Und liegen Hand in Hand.

Und zu derſelben Stunde
Schließt auch das Grab ſich ſchon,
Das war die letzte Stunde
Vom Haus Napoleon! —

3.

Lätitia,

die neue Hekuba.

Zu Rom, im Prunkpallaſte,
Sitzt eine hohe Frau,
Vor Kummer und vor Alter
Iſt ihr das Haupthaar grau.

Vor Kummer und vor Alter
Geſenkt ihr Haupt ſich hat,
Vor Kummer und vor Alter
Iſt ihr das Auge matt.

Vor Kummer und vor Alter
Fühlt ſie ihr nahes End',
D'rob ruft ſie einem Prieſter
Und macht ihr Teſtament.

Und als der Tod ihr rufet
Daß ſie bereitet ſei,
Da geht ihr ganzes Leben
Noch einmal ihr vorbei.

Die Hütte ſtellet freundlich
Sich ihrem Sinne dar,
In der mit Mutterfreude
Den Hektor ſie gebar.

Den Hektor der die Jungfrau
Europa hat gefreit,
Und ſich mit ihr vermählet
Im ſchmucken Kriegerkleid.

Sie ſieht den heil'gen Vater
Wie er ſein Rom verließ,
Um ihren Sohn zu ſalben
Im Dome zu Paris.

Sie ſieht die ſchönſte Tochter
Aus Habsburgs edlem Haus,
Die ihrem Sohne reichet
Den zarten Myrthenſtraus.

Sie ſieht auch ihren Enkel
Erblicken kaum das Licht,
Als ihm ſchon Roma's Krone
Das zarte Haupt umflicht.

*

Sie ſieht nun alle Kinder
An ſich vorüberzieh'n;
Sie tragen Alle Kronen,
Und tragen Hermelin.

*

Dann ſieht ſie Moskau's Mauern,
Kremlin ſo lichterloh,
Der Berezina Fluthen,
Die Schlacht bei Waterloo;

Sie ſieht die deutſchen Sieger
Beſetzen Frankreich's Thron,
Raguſa den Verräther,
Und den Bellerophon.

*

Sie ſieht den kahlen Felſen
Im fernen Meer verſteckt,
An dem die heiße Sonne
Mit rother Zunge leckt.

*

Sie ſieht dort ihren Hektor
Das Eingeweid' verbrannt,
Und England's erſten Schergen:
Sir Hudſon Love genannt!

Sie ſieht im fernen Sande
Den Helden eingeſcharrt,
Auf den die Weltgeſchichte
Vergebens wieder harrt.

*

Sie ſieht den zarten Enkel,
Den Stegreifſohn des Glücks,
Verwelket und verblichen
Im Hohne des Geſchicks.

*

Sie ſieht die Kinder Alle,
Die ſie in Schmerz gebar,
Zerſtoben und zerriſſen
Als arme Pilgerſchaar.

Sieht ſich allein im Hauſe
Als neue Hekuba,
Die ihres Hauſes Größe
Und ſeinen Sturz auch ſah.

*

Sie ſteht auf heil'gen Trümmern,
Entſetzlich ſtill, doch mild,
Aus unſerm Welten-Drama
Ein tragiſches Gebild.

*

Wenn ſich der Zeiten Vorhang
Ob ihrem Leben ſenkt,
Als Buonaparte's Mutter
Man ewig ihrer denkt.

In derſelben Verlagshandlung iſt ferner erſchienen, und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Neueſte Schriften

von

M. G. Saphir.

3 Bände gr. 12. Preis 5 fl. 24 kr.

Auch unter dem Titel:

Erſter Band:
Violen.
Lyriſche und humoriſtiſche Gedichte.

Zweiter Band:
Nachtſchatten der Zeit und des Lebens.
Humoriſtiſches.

Dritter Band:
Neſſelblätter der Zeit und des Lebens.
Satyriſches.

Drei Tage in Nürnberg,

am achten

grossen Nationalfeste,

den

25. 26. und 27. Aug. 1833.

Von

M. G. Saphir.

> „Si les hommes ne sont point capables sur la terre d'une joie plus naturelle, plus flatteuse et plus sensible que de connoître qu'ils sont aimés; les rois peuvent-ils jamais trop acheter le coeur de leurs peuples?“
>
> La Bruyère.

Nürnberg, 1833.
Verlag von Riegel und Wießner.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Erster Tag.

„Zum Kampf der Wagen und Geſänge.“

In uns, in unſerer Literatur und in unſerer Zeit iſt die Lyrik zu Grunde gegangen, die Zeit iſt dramatiſch geworden, wir und unſere Literatur epiſch; zuſammen aber bilden wir eine komiſche Epopoe, aber beidgeſtaltig, indem wir auf einer Seite das erhabene trivial und auf der andern Seite das Triviale erhaben behandeln. Die lyriſche Weſenheit aber iſt ſchüchtern entflohen vor dem Scharrtritt der Verheerer, wie die ſtille Sängerin des Hains vor der Querpfeife des Wanderers, — wie die Nachtigallen des Würzburger Schloßgartens vor den Blechinſtrumenten der dortigen Muſik.

Nur ſelten, nur hie und da tritt ſchüchtern ein Muſen-Almanach oder ein Volksfeſt mit lyriſchen Naturlauten und mit hüpfendem Daktylenſchritt zwiſchen die Spondäen und Moloßen unſerer überſchwenglichen, drangfülligen und krafttreibenden Zeit, ſehen ſich ſchüchtern um und entſchwinden.

Es exiſtirt kein beſſerer Menſch auf der Welt, als eben der Menſch. Gebt dem Menſchen jährlich 3 Feſttage, und er erträgt ſeine 362 Faſttage mit unmenſchlich menſchlicher Ergebung. Ein Volk aber iſt auch nichts anders, als viele Menſchen in einem Bande zuſammengebunden, bald in Sammet und Seide einer menſchlichen Regierung, bald in Holz und Leder einer unmenſchlichen.

Den Charakter eines Volkes erkennt man aus vielen Dingen, ja ſogar zuweilen aus vielen Undingen. — Ich möchte z. B. ſagen, man erkennt ein Volk aus ſeinen Lieblingsgerichten; es verſteht ſich von ſelbſt, daß unter Lieblingsgerichten nicht Kreis- und Stadtgericht und nicht Geſchwornengericht, auch nicht das jüngſte Gericht zu verſtehen iſt. Iſt unſer deutſch-patriotiſches Sauerkraut z. B. nicht die Symbolik unſerer ewigen ſäuerlichen, halbausgegohrnen Stimmung, die mit der langen Bratwurſt unſeres Raiſonements endlich und gottlob immer in der allgemeinen Familiengruft unſeres Magens ihr „hic jacet“ findet? Kann man einen Pudding eſſen, ohne zu denken, es ſei die Mehlſpeiſographie eines Landes, den die ewigkochende Natur einſchlug in die blaſſe Serviette ſeines Ichs, und hineinhing in die Jauche des Lebens, und der nun einherwandelt als eine Buchdrucker-Spazie zwiſchen den Worten: to be or not to be? Kann man Maccaroni mit Parmeſankäſe eſſen, ohne an die zähe, weiche, laxe Dehnbarkeit der Italiener, an die päpſtlichen Truppen, und an Goldoni's Luſtſpiele zu denken? Iſt die franzöſiſche Küche nicht ein gekochter und gebratener Fleiſch-, Mehl- und Fiſch-Abdruck der franzöſiſchen Politik und der franzöſiſchen Literatur? Viel Zungenkitzeley und wenig Sattmachendes, viel Gewürz und wenig Grundſtoff; viel rhetoriſche Sauce und wenig poſitive Grundlage! Der Diktionär der fran zöſiſchen Gourmandiſe und die Phraſologie der franzöſiſchen Kammern können ohne Handwörterbuch der Synomemen nicht unterſchieden werden. —

Am Plaſtiſchſten aber gibt ſich die Eigenthümlichkeit eines Volkes in ſeinen Sprachwörtern und Feſten kund. Es gibt keine Nation, die demüthigere, vertröſtendere und auf die lange Bank ſchiebendere Spruchwörter hat, als die deutſche. — Wir haben lauter Entſagungs- und Kaſteyungs-Spruchwörter. „Man muß mit den Wölfen heulen“. — „Wer Kleines nicht ehrt, iſt des Großen nicht werth.“ — Geduld bringt Roſen.“ — „Man muß ſich ſtrecken nach der Decken.“ — „Hunger iſt der beſte Koch.“ — „Der Kluge gibt nach.“ — „Klein beigeben macht gutes Spiel“ u. ſ. w., lauter ſtringirende Sprüchelchen, welche die Seele hübſch zuſammenziehen und dämpfen, und welche das Milch und Blut eines kräftigen Strebens gerinnen machen zu den laulichen Molken eines lieben, guten, nichtsheiſchenden und Wunſchverzagten Faſtengemüths. —

In den Volksfeſten aber ſpringt der Charakter des Volkes in den ſchönſten und lichteſten Contouren hervor. Ein Volksfeſt iſt ein Seelen-Rauſch, und im Rauſche gibt ſich jede Wahrthümlichkeit kund.

Dem Auge des forſchenden Beobachters wird ſich in dem Brigitten-Au-Feſt zu Wien, in dem Stralauer Fiſchzug zu Berlin, in der Vogelwieſe zu Dresden, und im Oktoberfeſte zu München die eigenthümliche und verſchiedene Charakteriſtik dieſer Nationen draſtiſch und plaſtiſch kund geben.

Es iſt hier der Ort nicht, in die Einzelnheiten dieſer verſchiedenen Volksfeſte einzugehen, da dieſe Blätter nur dazu beſtimmt ſind, den Eindruck, welchen dieſes Nationalfeſt auf mich hervorbrachte, in flüchtigen Umriſſen dem Leſer vor Augen zu führen. —

Um eine hiſtoriſch-genaue Aufzählung der Entſtehung dieſes Feſtes und ſeiner Fortbildung in aufſteigender Linie kann es ſich hier nicht handeln, doch kann ich nicht umhin, des Ahnherrn aller bayeriſchen Volksfeſte, des Herrn Majer von Spraul, als Urheder deſſelben zu gedenken. Ihm verdanken die Städte Nürnberg, Bamberg u. ſ. w., die Entſtehung dieſer Feſte; und er hat ſich dadurch um Volk, Stadt und Land ein großes Verdienſt erworben. Aber auch nur einem ſolchem Manne wie **Spraul** war eine ſolche Unternehmung möglich; die übertoſende Gewalt ſeiner Lebenskräftigkeit, die Ueppigkeit ſeines patriotiſchen Herzensdrangs, verbunden mit der ſtrotzenden Fülle ſeiner Popularität und unermüdlichen gränzenverſagten Regſamkeit, ließen dieſe bepanzerten Volksfeſte gewappnet und gerüſtet aus ſeinem Haupte entſpringen. Unſtreitig iſt es ſein Verdienſt, wenn dadurch Erhöhung der Nationalität, Kräftigung des Gemeingeiſtes durch die Fluth und Gegenfluth des Zuſammenlebens, und innigerer Zuſammenklang für König und Vaterland gefördert werden.

Seit acht Jahren ſtieg das Volksfeſt der altehrwürdigen Kunſtſtadt Nürnberg in immer höh'ren Flor empor, und in dieſem Jahre erhielt es durch die Anweſenheit des allerhöchſten Hofes einen neuen, hohen, heiligen und freudigen Reiz für die edlen biedern Bewohner dieſer herrlichen Stadt. —

Am 24. Morgens um 7 Uhr kam ich in Nürnberg an, und die ganze Stadt, in welcher, wie ſonſt in keiner, die deutſche Vorwelt mit allen ihren Reizen und Kunſtfärbungen noch in den Giebeldächern zu wohnen ſcheint und hereinweht in die neueſte Zeit; die ganze Stadt hatte einen eigenen phyſiognomiſchen Reiz, ſie ſah aus, wie eine fröhlich geſchäftige Hausfrau, die ſich auf die Ankunft eines theuern Gaſtes herzinnig erfreut, die ihren beſten Anzug ausgelegt, mit freudiger Thätigkeit Haus und Küche beſchickt, und inzwiſchen immer noch in die Straße hinausſchaut, ob der Erſehnte noch nicht komme. — Wie die Herzen der Einwohner durch ein einziges ſchönes Gefühl verbunden waren, ſo waren auch die Häuſer faſt mit einem einzigen Kranze von Feſtons und Guirlanden umſchlungen wie zu einem ländlichen Tanze. — Die Stadt bot einen ganz abſonderlich lieblichen Anblick dar, ſo gemüthlich feyerlich und ruhig bewegt. — Ich finde keinen bezeichnendern Ausdruck, als wenn ich ſage: die Häuſer trugen das

Herz auf der Zunge, ſie ſtanden plaudernd, lachend, wie geputzte Mädchen bei einander, und ſchienen ſich ſüßwohlige Dinge in's Ohr zu flüſtern. —

Ich trieb mich den ganzen Tag in den Straßen herum und diskurirte bald mit dieſem, bald mit jenem Hauſe:

„Saget's ihr Häuſer mir an,
Redet ihr hohen Palläſte!“

(Göthe.)

Mir gewährte es ein eigenes Schauſpiel, an allen Fenſtern Frauenköpfe zu ſehen, die ſich herausneigten, um noch eine Guirlande oder einen Kranz zu befeſtigen und auszuhängen, und zwiſchen den blauen und weißen Draperien blickte und blinzelte noch ein blaues Auge und ein weißer Arm durch, und durch die Roſen-Feſtons lachte eine roſige Wange, und ich ſah immer in die Höhe, bis mir ein Regentropfen auf die Naſe fiel, gleichſam als wollte er mir ſagen: Du mußt deine Naſe nicht in Alles ſtecken. Der Regen aber war wie aus den Wolken gefallen, als er ſah, daß ich doch immer herumging und an allen Fenſtern hinaufſah, da verdoppelte er ſeine Tropfen, und es gibt keine beſſere Abkühlung gegen romantiſche Aufwallungen, als einen tüchtigen Regen. Ich eilte in den „*bayeriſchen Hof*", aber ach, „da hatte Alles ſeinen Herrn!" — Nur die Vorliebe, welche der wackere und freundliche Wirth, Hr. Aurnheimer, für Muſen und Grazien hat, bewirkte es, daß ich noch ein Zimmerchen in dem übervollen Hauſe bekam. Zehn Perſonen in einem Zimmer, nämlich ich und die neun Muſen, die Grazien nicht mitgerechnet. Allein glücklicher Weiſe brauchen die Muſen keinen Platz, daher unſere Mäcene auch lieber die Muſen beſchützen, als die Muſenſöhne, *weil ſie keinen Platz brauchen.*

Nachmittag beſah ich die Burgveſte, die zur Aufnahme der allerhöchſten Herrſchaften binnen 4 Wochen in Stand geſetzt wurde;— Eine Aufgabe, die nur der ſchaffenden Genialität Heideloff's nicht unauflöslich ſeyn konnte. Eine Reihe von Gemächern, eben ſo ſinnig als prächtig möblirt, und mit den herrlichſten Kunſt- und Manufaktur-Gegenſtänden Nürnbergs decorirt, entſtanden auf den Zauberſchlag der Heideloff'ſchen Thätigkeit.

Gegen 6 Uhr Abends langten die allerhöchſten Herrſchaften an. Die Bevölkerung Nürnbergs war dem erlauchten Herrſcherpaare in dichten Reihen entgegengeſtrömt, und unter dem Zujubeln von 30,000 Menſchen hielten die Erlauchten ihren Einzug in die Stadt.

Es iſt ſchon eine etwas verbrauchte Formel, zu ſagen: Gerade in dieſem Augenblicke zerriß der Wolkenflor, und der Himmel lachte in der blauen Nationalfarbe hernieder u. ſ. w., allein da es denn doch ſo war, muß ich es doch auch erwähnen, daß Jupiter Pluvius den ganzen Tag ſein naſſes Wolkentuch ob unſerm Haupte ausdrückte; daß aber gerade in dem Augenblick der Ankunft Ihrer Majeſtäten er den Regenteppich weſtwärts zuſammenrollte, und die Abendſonne ſelbſt den neugierigen Blick freundlich herniederſchickte, um den ſchönen Moment zu belauſchen,, wie ein edles Volk ſein geliebtes Regentenpaar empfängt. Der alte griechiſche blinde Harfeniſt fleht die Muſen um Hülfe an, um das Heer der Troer zu ſchildern; ich rufe ſie an, um den herzlichen Jubel dieſes Empfanges zu ſchildern. Der Götterfunke reiner Liebe elektriſirte die ganze Maſſe und entzündete die Lohe eines hellſtrahlenden Enthuſiasmus.

Am Thore angekommen, ließ Se. Maj. der König den Wagen zurücklegen, in dem an Seiner Seite die herrlichſte der Königinnen, die mildeſte der Frauen, die geliebteſte und verehrteſte aller Regentinnen, voll Leutſeligkeit und Anmuth, im lieblichen Abglanze ihres edlen, ſchönen, einfach großen Herzens ſaß, und Sr. Maj. gegenüber die reizgekrönte Tochter im Doppelſtrahle der ſchönſten Gefühle erblühend. Es war ein herrlicher Augenblick:

„Beſeligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit!“

Es gibt einen untrüglichen Takt, der den falſchen, erkünſtelten Enthuſiasmus von dem wahren, innen abſtammenden, herzentquollenen augenblicklich zu unterſcheiden weiß. Hier wurde man es gleich inne, daß ſich alle Herzen öffneten und das Heiligthum der wahren Volksliebe ſich aufthat zum Empfang des theuren Palladiums. Es war ein ſchöner, freier, voller, majeſtätiſcher Erguß der treuen herzinnigen Anhänglichkeit des Volkes an ein geliebtes Regentenhaus; dieß ſind Augenblicke, „in denen man dem Weltgeiſt näher ſteht, als ſonſt.“ Solche Augenblicke allein ſind es, um welche die Könige zu beneiden ſind, und nicht um ihre Kronen und Purpurmäntel. In ſolchen Augenblicken regt de Genius des Völkerglücks ſeinen befiederten Fittich, und umkreiſt mit mildem und ernſtem Flügelſchlag ſo Regenten, als Volk, und in der leiſen Regung ſeiner Segens-Schwingen beſpricht ſich die Liebe der Nation und der Regenten, und das Herz der Könige muß mit einer reingöttlichen Empfindung gefüllt ſeyn, wenn ſich dieſe Empfindung mit dem Bewußtſeyn paaret, dieſe empfangene Liebe ſey eigentlich nur eine zurückgegebene, eine vergoltene. — In ſolchen Momenten, wo das Herz des Volkes dem Herzen des Herrſchers erſcheint, muß ein heiligerhabenes Gefühl das Herrſcherherz himmelhoch welben zum Einzug aller dieſer Herzen, und dieſes heiligerhabene Gefühl kann kein anderes ſeyn, als das Gottgefühl: aus der reichen Ziſterne dieſes Herzens zurückgeben zu können alle die klaren lautern Ströme der friſchquellenden Liebe!

So unter dem rührendſten Erguſſe der Freude fuhren Ihre Majeſtäten nach der Burg. Am Fuße derſelben, im Schloßzwinger, hatte ſich die zuſtrömende Menge eingefunden, verſchiedene Muſikchöre wechſelten hier ab; die Menge jauchzte und jubelte, bis Se. Maj. der König oben am Fenſter erſchien, bis Ihre Maj. die Königin erſchien.

„Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunterneigte
Ruhig, engelmild!“

Der Vivatruf der Menge ſcholl empor durch die jubelgefüllten Lüfte. — Bald darauf regnete es wieder, und die Schloßzwinger-Koloniſten drängten ſich in Hütten und Zelten zuſammen; was braucht der Menſch auch mehr als eine Strohhütte und ein liebend Herz? Ich aber, als ein Fremder, hatte weder eine Hütte noch ein liebend Herz bei der Hand; ich ſpielte eine Gaſtrolle zwiſchen Thür und Angel, halb im Trocknen, halb im Regen.

„Fremde Wurzel dieſem Boden,
Fremder Gipfel jener Luft!“

Ich ſtand da wie eine Thränenweide an der Heerſtraße mit herabhängenden Zweigen. Die ganze Nacht träumte ich von Hütten und Herzen, bis die goldfingerige Aurora Hütten und Herzen niederriß und mich zu einem feſtlichen Tage erweckte. Während der Nacht hatte die Stadt Nürnberg Ihren Majeſtäten eine eigene, ſinnige Ueberraſchung bereitet. Es wurden nämlich auf den Giebeln aller Dächer Fahnen mit der Nationalfarbe ausgeſteckt, und von der Burg herab gewährte dieſes Schauſpiel einen impoſanten Anblick!

„Und mit weißblau Fahnen ſchmückt
Die ganze Stadt ſich alſobald,
Und ſo weit das Auge blickt,
Weht es, wie ein Fahnen-Wald!“

Es war, als ob man in ein Häuſer-Meer hinuntergeſehen hätte, welches mit bewimpelten Schiffen bedeckt iſt.

Ein ſchönes Schauſpiel gewährte die Parade der Linientruppen und der herrlichen, in Equipirung und Haltung gleich vortrefflichen Landwehr.

Nachmittags um 3 Uhr begann der eigentliche Feſtzug von der Stadt aus, vom

„Bayeriſchen Hof" aus nach dem Feſtplatze, „Peterhaide" genannt. —

Es liegt viel Herrliches, Prächtiges und Hiſtoriſch-Intereſſantes in dieſem Feſtzuge, welcher eben ſo ſinnig arrangirt als elegant und geſchmackvoll ausgeführt iſt. — Dieſer Zug knüpft den Faden der Dankbarkeit und der Erinnerung an Kaiſer Maximilian den Erſten, der für Kunſt und Gewerbe, für Friede, Sicherheit, für die Sicherſtellung des Handels ein goldenes Zeitalter in Deutſchland hervorbrachte; ihm zu Ehren nahmen damals alle Zünfte Deutſchlands Ehrenfahnen an, und darum wählten auch in Nürnberg am Nationalfeſte 1832 die Repräſentanten der Stände und Gewerbe das Coſtüm aus den Zeiten Maximilians.

Wunderſam iſt der Eindruck, den es hervorbringt, Geſtalten aus der Vorwelt im gemeſſenen feierlichen Zug durch die Straßen ſchreiten zu ſehen, und man wird unwillkührlich in jene romantiſche Zeit im Geiſte verſetzt. Der Herold, der den Zug anführt und das alte Stadt-Wappen im Schilde führt, ſpricht:

Nicht mehr wie vormals in den rohen Zeiten
Soll ſein Erſcheinen Fehde, Krieg bedeuten,
Heut führet er des Friedens Künſte an,
Und Krieg und Fehde ſey für immer abgethan.

Nun entwickelt ſich der ganze Zug, koſtbar gekleidet, wie eine Feenſage, vor uns aus, reich an Gold und Geſtein ſind die Koſtume, die Fahnen in üppiger Seide weithin flatternd. Die Ehrenfahne der Buchhändler iſt mit dem Bildniſſe des heiligen Thomas verſehen. Ach, unſere Buchhändler ſind jetzt recht ungläubige Thomaſſe! Die Ehrenfahne der Bortenmacher iſt der hohe Prieſter Aron, der die erſten Borten machte, und die der Goldſchlager der König Salemo, mit der Inſchrift:

Auch ſchon zu Moſes Zeiten
Wußt Bezaleel das Geld ſehr dünn zu ſchlagen.
Doch ſollt' der alte Herr jetzt unſre Blättchen ſehen,
Vor Staunen würden ihm die Augen übergehen.

Es iſt alſo hiſtoriſch-erblich, daß die Juden noch immer das meiſte Gold ſchlagen!

Beſonders herrlich war in dem Zuge ein Triumphwagen, eine Quadriga, auf welchem Bavaria und Hellas idealiſch coſtümirt einherzogen; ein drittes ideales Weſen, welches hinter ihrem Rücken ſtand, konnte ich nicht deuten; wahrſcheinlich ein kleiner Rückſtand der Hellas. Zwölf in den Nationalfarben gekleidete Mädchen mit Ehren-Pokalen waren im Zuge, dem Ganzen ſchloſſen ſich die Wettrenner, Preisrichter und ländlichen Feſtwägen in unabſehbarer Reihe an. Auf dem Feſtplatze ſelbſt wurden Ihre Majeſtäten mit einem herzlichen, weithin ſchallenden einſtimmigen Jubelruf empfangen, und eine herrliche Tribüne, man möchte ſagen, ein Sommertags Pallaſt (von Heideloff entworfen, von Hrn. Baurath Wolf geſchmackvoll und herrlich ausgeführt), nahm die allerhöchſten Herrſchaften in ſeinen Hallen auf. Von dem Wettrennen ſchweigt die Muſe der Geſchichte; es rennten nicht viele.

Er zählt die Häupter ſeiner Lieben.
Und ſieh' es ſind nur zweimal ſieben!

Am Abende begaben ſich JJ. MM. mit JJ. HH. dem Herzog Max in Bayern und dem Erb-Großherzog von Heſſen-Darmſtadt und in Begleitung JJ. DD. der Fürſten Wrede und Wallerſtein, nach dem im Freien errichteten Theater. Hier wurde von Dilettanten, meiſtens Militärs, ein vaterländiſches Stück aufgeführt:

Max Emanuels erſte Waffenthat

oder:

Der Entſatz von Wien,

von Cäſar Max Heigel. Auf hiſtoriſche Genauigkeit kommt es bei ſolchen à propos Werken nicht an. Herr Cäſar Max hat aus Max einen Cäſar gemacht, eine egoiſtiſch-poetiſch-dramatiſche Licenz. Der zweite Akt hat einige geſchickte Scenen. So ein Schauſpiel im Freien hat einen eigenen Reitz; die Schauſpieler können keine Couliſſen reißen, und haben einen ſchwierigern Standpunkt, als unſere Theaterhelden. Die Ausführung von Seiten der Darſtellenden übertraf meine Erwartung; Manches war ganz vortrefflich; Anderes mehr verfehlt, woran die allzugroße Ausdehnung des Perſonals ſchuld war. Am Meiſten unterhielt mich der Anblick der Bäume, rings um die Schaubühne, die mit lebenden Früchten und unbezahlenden Zuſchauern behängt waren. Alle Zweige hingen voll Theater-Enthuſiaſten, und man will behaupten, dieſe Zuſchauer ſeyen eher auf einen grünen

Zweig gekommen, als die Entrepreneurs. Erſt ſpät in der Nacht endete dieſes Schauſpiel, welchem JJ. MM. bis an's Ende beizuwohnen geruhten. Unter dem jauchzenden Zuruf der Menge verließen die allerhöchſten Herrſchaften den Feſtplatz, und

„es ward Morgen und es ward
Abend, ein Tag!“

Zweiter Tag.

Was ſollen wir ſagen zum heutigen Tage?
Ich dächte nur: Ergo bibamus.
Er iſt nun einmal von beſonderem Schlage;
D'rum immer aufs Neue: bibamus.
Er führet die Freude durch's offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt ſich der Flor,
Da ſcheinet ein Bildchen, ein göttliches vor.
Wir klingen und ſingen: bibamus.

(Goethe.)

Nach Wein- und Wettergläſern wird bei allen Feſtivitäten viel geſehen! auch ich ſah heute früh nach dem Wetterglaſe, und ſein Steigen ließ mich anhaltend ſchönes Wetter hoffen. Ich glaube, die Erfindung der Wettergläſer hat der menſchlichen Gottesfurcht viel Eintrag gethan; wir haben früher mehr zum Himmel emporgeſehen, den Blick emporgehoben zu der blauen Decke, zu dem Gnadenbrief Gottes, mit ſeinem Sonnen-Spiegel daran, und jeder Blick zum Himmel erhebt die Seele, und trägt den Geiſt näher zu Gott empor. Unſere Vorväter, wenn ſie wiſſen wollten, ob ſchönes oder trübes Wetter wird, ſtudirten ſie das azurne Gezelt mit ſeinem Sternen-Fakeltanz, und mußten denken: Da oben über dieſem Himmelbett wohnt ein allgewaltiger Wetter-Macher, und Sonnenſchein-Fabrikant; wir aber, wir ſehen nach dem Wetterglaſe, nach Thermometer und Barometer, und glauben, der Mechanikus und Phyſikus mache das ſchöne Wetter, Sturm und Sonnenſchein! Ueberhaupt ſind alle Wettermaſchinen gottloſe Erfindungen!

Was iſt ein Blitzableiter anders, als daß man dem lieben Herrgott, der uns vielleicht heimſuchen könnte, den Stuhl vor die Thüre ſetzt, und ſo zu ſagen, die Thüre vor der Naſe zuſchlägt? So ein Blitzableiter iſt auch eine Hemmkette der Frömmigkeit. Wenn ſich die Leute keinen Blitzableiter auf's Dach ſetzen könnten, ſo würden ſie, wenn ſie den großen Gläubiger oben herannahen hörten mit ſeinen Donnerſchritten und Feuerblicken, einen Blitzableiter aus Gewiſſen anſetzen, aber ſo ein Blitzableiter iſt nichts anderes, als daß man ſich vor unſerm Herrgott, der uns zu mahnen kommt, verläugnen läßt, und ſagt, man ſei nicht zu Hauſe. Indeſſen, da die Wetterglaſer nun einmal ſchon erfunden ſind, ſo geht es nicht gegen meine Pietät, von ihnen Gebrauch zu machen; ich ſah alſo frühzeitig nach dem Wetterglaſe, und da es im Steigen war, ſo ſtieg ich auch aus meinem Zimmer herab in die Straßen Nürnbergs.

Auf mich machte die Stadt ſelbſt einen wohlthuenden, freundlichen und geſchichtlichen Eindruck. Die vorigen Jahrhunderte zeigen ſich noch in den Giebeln der Dächer, und ſchauen zu allen Erkerfenſtern heraus; die Denkmäler, Kirchen und Alterthümer ſtehen in der Mitte der eigenthümlichen Stadt, und ihre Häuſer wie graue und ehrwürdige Patriarchen in dem Kreiſe von Verwandten und Familiengliedern; kein modernes, naſeweis herausgeputztes Haus unſerer flachen Bauzeit ſtellt ſich mit dem laſſigen Milchgeſicht zwiſchen dieſe Veteranen, und ſchaut ſie ſuperklug an; kein neuer Pallaſt, das heißt, kein Steinfutteral einer Steinſeele, ſchiebt ſich mit ariſtokratiſcher, kalter, geſchniegelter Glätte zwiſchen dieſe biedern, derben, bequemen, wohnlichen Häuſer, als wollte er vornehm ausrufen: „Macht Platz, Plebejer.“ Kein neues Denkmal ſteht wie eine eingelegte Arie mit ſeinen Zierraths-Trillern und ſteinernen haut- und bas-Solfeggien inmitten dieſen getragenen Tönen. Der Erinnerungs-Charakter des Geſammteindrucks der Stadt, ihr hiſtoriſcher Häuſer-Styl wird nicht durch den verſchnitzelten Almanachs-Erzählungs-Styl der neuen Bauart zerſtückelt. Nur hie und da ſteht ein langgeſtrecktes, breitſchulteriges Haus eines ehemaligen Patriziers wie ein Großvaterſtuhl, und ſchon an dem Hauſe iſt's ihm anzuſehen, daß ſein Bewohner vielleicht einſt Burgermeiſter war.

Mit dem Charakter der Stadt ſteht der ihrer Bewohner in gemüthlichem Einklange; mehr als anderwärts hat ſich jene wohlſamliche Gutmüthigkeit, die eine Tochter der Wohlhabenheit und eine Enkelin des Fleißes iſt, mit einer Schattirung reichsſtädtiſcher Sitte zu einem wohlthuenden Colorit in dem Weſen der Bewohner verſchmolzen. Eine freundliche Behaglichkeit ſpricht ſich in den meiſten Phyſiognomien aus, und wenn man die Nürnberger Abends beiſammen ſieht, ſo iſt jeder Einzelne die Perſonifizirung des Spruchwortes: „nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen.“ In ihrem Weſen ſind ſie ſchlicht, gaſtfreundlich und zuvorkommend ohne viel Komplimentenſchmuck. Ihr Weſen und ihr Benehmen hat auch mehr Erkerfenſter, und das Herz ſchaut in ihren Reden auf mehreren Seiten heraus, als das bei andern Städtern der Fall zu ſeyn pflegt, und ich liebe ſolche Erkerfenſter-Menſchen, denn nicht nur ſchaut ihr Herz mehr heraus, ſondern man kann auch beſſer in ſie hineinſehen und das Ameublement der Herzenskämmerchen in Augenſchein nehmen. Bei fortgeſchrittener Geiſtesbildung und blühender Zeitkultur hat der Nürnberger doch eine Sinnesgemüthlichkeit, eine Gefühlsnaivetät und eine alte Herzens-Einfachheit zu bewahren gewußt, die ihn im Umgange liebenswürdig, und die jeden Fremden ſogleich zutraulich machen. Mehr aber als je ein Menſch auf der entdeckten und noch unentdeckten Welt, iſt der Nürnberger neben dem Landes-Patrioten noch ein Lokalpatriot;

der Nürnberger iſt der Mann ſeiner Scholle; die Noris iſt ſeine Doris; ſein Weichbild iſt ſein Rubikon, und wer kein Nürnberger iſt, der kann wohl noch ein ganz paßabler Menſch, ein erträglich geſcheidter Kerl, und ein grundehrliches Weſen ſeyn, aber er iſt halt doch kein Nürnberger! Und ich bin überzeugt, wenn einmal der Erzengel Gabriel kommt, und die Nürnberger beim jüngſten Gerichte hinführt vor den Thron Gottes, ſo ſagen ſie: „Es iſt ein prächtiger Menſch, der Herr Erzengel Gabriel, ſchade, daß er kein Nürnberger iſt.“ Aber in dieſem Schollengeiſte liegt doch ſtets und überall gerade der Impuls zum Guten, zum Kräftigen; ob die Scholle eine handbreit, ob ſie länderbreit, ob ſie erdenbreit iſt, es bleibt immer eine Scholle, und wenn der Menſch überhaupt keinen Schollengeiſt hätte, wie könnte er mit der Erde überhaupt zufrieden ſeyn? —

Unter dieſen und ähnlichen Betrachtungen durchſtreifte ich die Stadt, in welcher noch der lauteſte Enthuſiasmus für die allerhöchſten Gäſte forttönte, und in welcher die Freude, den geliebten Herrſcher in ihren Ringmauern zu wiſſen, durch Fluth und Gegenfluth gehoben wurde. Ich hatte Zeit, ein Bißchen die Inſchriften an den Thoren zu muſtern, da regte ſich der alte kritiſche Adam in mir, und ſo ſehr ich ihm auch den Daumen auf den Kopf drückte, er tauchte immer wie ein karteſianiſches Teufelchen in die Höhe. Der Deutſche iſt überhaupt unglücklich mit ſeinen Inſchriften. Der Reichskanzleiſtyl klebt noch an allen Auf- und Inſchriften deutſcher Monumente und Gebäude. Wenn der Deutſche ein Epigramm macht, ſo macht er hinten her eine Predigt, um das Epigramm zu erklären; wenn er eine Aufſchrift auf ein Gebäude macht, ſo hat dieſe Aufſchrift eine Schleppe, die noch vom Nebengebäude nachgetragen werden muß. Inſchriften und Donaukarpfen müſſen kurz ſeyn, wenn ſie gut ſchmecken ſollen; wenn zwiſchen Kopf und Schweif ſich aber ein langes Schuppenweſen fortſchleppt, ſo ſind beide unſchmackhaft. Ueber die Kürze hat man am Längſten zu lernen, bei den längſten Aufſchriften kommt der geſunde Menſchenverſtand zu kurz, und die kürzeſte iſt noch immer lang genug. Die Inſchriften hier hatten den Vortheil, ſie konnten den Kopf zwiſchen die Füße nehmen, oder die Beine über die Schulter ſchlagen: es blieb immer daſſelbe. Indeſſen Inſchriften an Thoren zu kritiſiren, iſt auf jeden Fall eine Thorheit; es war gut und herzlich gemeint, und die Verfaſſer dieſer Inſchriften hatten zu wenig Zeit, um kürzere Inſchriften zu verfertigen.

Am heutigen Tage beſuchte Se. Maj. der König mehrere öffentliche Anſtalten. Im Rathhauſe war großes Liederfeſt, die vereinigten Liedertafeln von Nürnberg, Fürth, Erlangen und Schwabach, an 200 Sänger, führten eine äußerſt gelungene Production auf. Den tiefſten Eindruck machte das Sonnett von König Ludwig: „an meine Frau.“ (komp. von Stunz.) Die Anweſenheit der angebeteten Regentin in Nürnberg gab dem Vortrage dieſes innigen und zartempfundenen Sonnetts eine höhere und gluthenreichere Beziehung.

Se. Maj. der König nahmen die höchſt intereſſante und reiche, mannigfaltige Gewerbsausſtellung im Rathhauſe in Augenſchein.

Hierauf geruhten Ihre Majeſtäten den arteſiſchen Brunnen, einen der merkwürdigſten, den Deutſchland beſitzt, im Hauſe des Herrn Mainberger (von 366 Fuß Tiefe und einer Maſſe von 60 bis 70 Eimer Waſſers pr. Stunde) zu beſehen und Allerhöchſtdero beſonderes Wohlgefallen zu erkennen zu geben. — Von da begaben ſich Se. Maj. zu der von dem Künſtlerverein veranſtalteten Ausſtellung von Werken Nürnbergiſcher Künſtler im Muſeumsgebäude, ſodann in die polytechniſche Schule, die von Seiner Huld und Seiner Kunſt- und Wiſſenſchaftsliebe mit beſonderer Munificenz unterſtützt wird. Am Eingange daſelbſt wurde Sr. Maj. noch eine ſinnreiche Huldigung, veranſtaltet von der Familie des Herrn Bauraths Wolf, dargebracht. — Auch das neue Theater beglückten Seine Majeſtät mit Allerhöchſtdero Gegenwart, und theilten ſo die Stunden des Tages in ſegensreichen, für Induſtrie und Kunſt gedeihlichen Beſuchen.

Ueberall wurden Se. Maj. mit den ſtürmiſchſten Beweiſen der herzinnigſten Liebe und Treue empfangen und begleitet, und geruhten dieſe Beweiſe ungekünſtelter Liebe mit ſichtlicher Rührung huldreichſt zu erwiedern.

Das neue Theater iſt ein ſehr ſchönes Gebäude, von dem wackern Herrn Schmidtner ausgeführt. Ob das Orcheſter nicht etwas zu tief iſt, mag ich nicht entſcheiden und auch nicht, ob die Ausſchmückung nicht etwas modeſterfärbig hätte ſeyn können. Wenn ich ein neues Theater ſehe, ſo ſehe ich immer eine Grabſchrift im Geiſte vor Augen. Wirthshäuſer und Theater, ſobald ſie ihr Lokal ändern, vergrößern und elegantiſiren, ſo gehen ſie beide gewöhnlich ihrem Nichtbeſuch entgegen. Zeit war es, daß die Nürnberger ihre verſchütteten Muſen ausgruben, ich fürchte nur, ſie haben ſie ausgegraben, um ſie ...... wieder einzugraben. Indeſſen tröſtet mich Eines für das Nürnberger Theater; ſie haben keinen Intendanten und keine lebenslänglichen Sängerinnen. Ich weiß nicht, ob die Regierung des Nürnberger Theaters eine monarchiſche, eine republikaniſche oder eine demokratiſche ſeyn wird, aber auf jeden Fall wird ihr der Rath eines alten Praktikers nicht ſchaden: ſie vermeide ſo viel als möglich alte Frauenzimmer und neue Theaterſtücke auf die Bühne zu bringen, ſie engagire keinen Schauſpieler, der ſich unterſteht zu denken, denn die verderben alle Rollen; ſie mache nie ein Repertoir auf die künftige Woche, ſondern immer nur eines für die vergangene Woche; ſie engagire nur Sängerinnen, die keine Stimme mehr haben, die werden nie heiſer; ſie laſſe ſich nie einfallen, mit einer Reſidenzbühne zu wetteifern, denn es wird ihr doch nie gelingen, es ſo ſchlecht zu machen; hauptſächlich und am Wichtigſten aber iſt dieſe Regel: bei der Rollenvertheilung ſehr auf der Hut zu ſeyn, und den Mitgliedern nicht etwa ſtatt einer Rolle von 50 fl. eine Rolle von 100 fl. zuzutheilen; ſolche Vergriffe ſchaden einem Theater gewaltig.

Nach dieſem meinem Eulenſpiegel-Teſtament an das Nürnberger Theater begab ich mich zu Tiſche in den bayeriſchen Hof, und hier iſt der Ort, dem Herrn Aurnheimer oder der Frau Aurnheimerin ein ſchriftſtelleriſches Monument zu ſetzen. Unter allen Künſten ſteht die Kochkunſt oben an; alle andern Künſte bilden von Innen heraus, die Kochkunſt bildet von Auſſen hinein. Malerei, Skulptur, Tanz ſind Augenkünſte; Geſang, Muſik, Deklamation ſind Ohrenkünſte: die Kochkunſt iſt eine Magenkunſt; der Magen aber iſt mehr als Aug' und Ohr. Augen und Ohren ſind blos die Kronhüter und Thürſteher des Magens, ergo iſt die Koch- und Magenkunſt die erſte aller Künſte, daher die meiſten Beſchützer der Künſte einen Leibkoch mit ſich führen, aber nie einen Leibmaler, oder einen Leibſänger, oder einen Leibſteinhauer, oder einen Leibdichter. Die Kochkunſt hat vor allen andern Künſten auch das voraus, daß ihre Künſtler am dürren Holze eben ſo viel leiſten, wie am grünen, daß ſie das wahre Feuer haben, die rohe Natur veredeln, und daß ſie den gewöhnlichen Braten dem Spieß-Bürger mit eben ſolchem Enthuſiasmus zu drehen und zu wenden wiſſen, wie den Auflauf. Alſo iſt es recht und löblich, daß ich der Mittagstafel im bayeriſchen Hofe auch ein Wort der Anerkennung zolle. Es iſt etwas Großes um eine gute Mahlzeit, und wenn ich nicht ein eben ſo vortrefflicher Humoriſt als guter Eſſer wäre, ſo möchte ich ein vortrefflicher

Koch ſeyn. Ohne eben hoffähig zu ſeyn, kann ich doch nun aus Erfahrung behaupten, daß im bayeriſchen Hofe eine excellente Tafel iſt, und daß auch reiner Wein da eingeſchenkt wird. Im Weine liegt Wahrheit, daher führt die Wahrheit immer etwas Weinſteinſäuerliches mit ſich. Heute brachte ſie eine ſüße Wirkung hervor; die Herzen wurden froh und die Lippen beredt. Die fröhliche Tiſchgeſellſchaft, an 200 Perſonen, wurde laut und vergnügt, und aus dem Tiefſten des angeregten Gemüthes erſcholl nun ein Toaſt nach dem andern. Der erſte Spruch, den ein Profeſſor aus Erlangen ausbrachte, galt Sr. Maj. dem König; ein ſtürmiſches, herzliches Lebehoch erklang, alle Herzen und alle Gläſer ſchlugen höher zuſammen. Den zweiten Toaſt brachte auch ein Profeſſor aus Erlangen in folgenden Worten aus:

„Der erhabenſten der Frauen,
Der Zierde deutſcher Gauen,
Der Landesmutter mit edlem Herz und Sinn,
Hoch lebe Bayerns Königin!

Und was auch Hellas ihr entzogen,
Der Liebe Arme reichen über Meereswogen,
Die Mutter eines neuen, glücklichen Herrſcherſtamms,
Königin Thereſe lebe hoch!

O möchte ſtets dem Mutterherzen zum Entzücken,
Des Sohnes frohe Botſchaft es beglücken;
Wie Siegesbotſchaft rauſchet dann die frohe Kunde,
Und ſo wie heut' erſchallt aus jedem Munde:
Lang' und glücklich leb' die Königin Thereſe! —
Sie lebe hoch! —

Ein herzliches Lebehoch erſcholl und wollte nimmer enden. Noch andere Toaſte, auf das Wohl der allerhöchſten und hohen Herrſchaften, wurden unter lebendiger Erwiederung ausgebracht, und in dem herzlichen Miteinſtimmen in die allgemeine freudige Begeiſterung guckte ich immer tiefer ins Glas, ſo tief, daß ich endlich im Herzen tief eine Sehnſucht verſpürte, auch tief in zwei Augen zu ſchauen, die ſanft, wie Muscatlünell, und doch mouſſirend, wie Champagner, waren, und von deren ſüßer Blauſäure ein Tropfen hinreichend war, um mir's Herz durch und durch zu ätzen. Ich ſtürzte mich hinein, oder hinaus, oder hinüber in die Peterhaide, an der Hand meines literariſchen Kumpans, aber vergebens, und ich ſagte zu ihm, wie Carlos zu Poſa:

„So weit das Scepter meines Vaters reicht, ſo weit die Schifffahrt ihre Flaggen ſendet, keine Stelle, keine andre, als dieſe.“

O, Augen waren genug da, alle Hütten waren mit Augen beſetzt, aber:

„Spät, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
„Naht der Poet, er kam aus weiter Fern,
„Doch da war für ihn nichts mehr zu ſehen,
„Und jede hatte ihren Herrn!

Der Platz der Peterhaide iſt weit größer und umfangreicher, als die Münchner Octoberwieſe; allein es fehlt ihm jene teraſſenförmige Erhöhung, welche die Natur ſelbſt, wie eine Zuſchauertribüne mit grünem Teppich überzogen, um jene Octoberwieſe herzog. Jedoch iſt das Leben und Treiben auf dieſer Peterhaide raſcher, eigenthümlicher, fröhlicher, ungezwungener und natürlicher, als das auf der Octoberwieſe. In München iſt von einem gemüthlichen Volksleben, von einem ſolchen fröhlichen Zuſammenleben aller Bewohner an dieſen Volksfeſttagen gar keine Spur da. In München gibt es blos Zuſchauer, die herauskommen und das Volksfeſt ſuchen, und, ohne es gefunden zu haben, nach Hauſe gehen. Die vornehme Welt zieht ſich bald zurück, um ſich in der Abend- und Bürger-Luft keinen Volks-Schnupfen zu holen.

Man geht herum, betrachtet die Viehausſtellung, das Wettrennen und die Leut'-Ausſtellung. Hier in Nürnberg aber iſt ein Volksleben, eine populare Freude, die ihren rothen Faden durch alle Stände zieht, und ſie freundlich verknüpft; in jeder Hütte iſt ein bewegtes Regen, ein wohliges Summen, ein gemüthliches Beieinanderſitzen, Zuſammenrücken, Platzmachen, Zurufen, Schwätzen, Lachen und harmloſes Scherzen. Auf der ganzen Haide tummelt ſich die Fröhlichkeit in tauſenderlei Geſtalten herum, und 80,000 Menſchen ſpeiſen an den Freitiſchen der geſelligen Freude, ohne daß die mindeſte Störung, der kleinſte Mißlaut eintritt. In Deutſchland kann nur noch die Brigitten-Au zu Wien an Gemüthlichkeit und ungezwungener Herzlichkeit mit dem Leben auf der Peterhaide verglichen werden. Hütten, Pferde, Reiter, Damen, Polichinells, Gaukler, Blumenmädchen, Feuerzeug-Jungen, Verliebte, Mordgeſchichte-Stangen, Zytherſchläger, Vogelſteller, kurz die buntartigſten Elemente ſchwirren durcheinander, durch nichts verbunden, als durch die allgemeine Fröhlichkeit. Das dauert bis tief in die Nacht, und im Nachhauſegehen windet ſich die lebendige Menſchenkette von der Haide bis zu der Stadt wie eine Tanz-Chaine fort; lautes Gelachter wechſelt mit ſtillerem Koſen ab; die Sternlein beleuchten hie und da höher geröthete Wangen, und das Liſpeln der Zweige miſcht ſich zuweilen ins trauliche Geflüſter der Liebe. Hie und da drücket wohl auch ein keckerer Sohn der Natur ſein derberes Manu propria auf das Octavblatt ſeiner Begleiterin, und ein ſogleich bereuter Schrei verräth als Nothſignal, daß der Biermuth der Liebe noch ein ſechſtes Sprachwerkzeug hat.

Ich trieb mich auf der Peterhaide herum wie ein vazirendes Semikolon, ich hätte mich gerne irgendwo eingehäkelt, allein unbekannt und ungekannt trat ich einſpännige Seele meinen Ruckzug in die Stadt an, um mich für den am Abend ſtattfindenden Muſeumsball herauszuſtaffiren.

Das Nürnberger Muſeum iſt eine der ſchönſten Anſtalten und Lokalitäten dieſer Art in Deutſchland: geräumige Leſe- und Converſationszimmer, herrliche Speiſe- und Tanzſäle, ein mit den beſten journaliſtiſchen Erſcheinungen verſehenes Literatur-Cabinet, freundliche und verbindliche Vorſteher machen, inſonders für den Fremden, der hier auch gewählte und gebildete Geſellſchaft findet, das Muſeum zu einem der angenehmſten Plätze. Ihre Majeſtäten geruhten vom Muſeum aus den Feſtzug mit anzuſehen, und einen Ball daſelbſt mit allerhöchſt Ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Das Gebäude wurde von Außen und Innen höchſt elegant und äußerſt ſinnig und geſchmackvoll verziert und dekorirt.

Beſonders zeichneten ſich die Zimmer zum Empfang der allerhöchſten Gäſte, durch hohe Einfachheit, gepaart mit dem feinſten Geſchmacke, aus. Die Eingänge ſowie die Treppe bildeten einen einzigen Blumengang, mit lebenden Kränzen, mit Feſtons und Guirlanden, und mit gefärbten Lampen magiſch beleuchtet. Es war ein feenhafter Anblick, die Säle waren übervoll von Einheimiſchen und Fremden, Alles in äußerſter Pracht und Eleganz. Gegen 8 Uhr erſchienen die allerhöchſten Herrſchaften mit der glanzenden Cortege, und wurden von einem dreimaligen eben ſo begeiſterten, als begeiſternden Vivat empfan gen. Die anweſenden Herren und Damen, die Honoratieren der Stadt, wurden den Majeſtäten vorgeſtellt, und darauf geruhten Seine Majeſtät der König die Polonaiſe mit der Frau Bürgermeiſterin Binder und Ihre Majeſtät die Königin mit dem Herrn Bürgermeiſter zu eröffnen. Darauf begannen die andern Tänze, und Ihre königliche Hoheit die Prinzeſſin Mathilde geruhte einen Walzer mit einem der Vorſtände des Muſeums, dem Hrn. Hauptmann v. Michels, zu eröffnen. Die Ordnung beim Tanze war muſterhaft, die Herren, welche tanzten, waren mit blauen und weißen Schleifen geziert, und jede Farbe tanzte abwechſelnd allein. Es waren ein paar höchſt genußreiche Stunden, der herrliche ſinnig-ſchöne Saal, in einem Lichtmeere ſtrahlend, die glänzende Geſellſchaft, die Pracht der Toilette und die ſeelenvolle Freude auf jedem Antlitze, wirkten belebend und elektriſch auf Herz und Sinn.

Auf den Muſeumsball hatte ich eigentlich gewartet, um auch den poetiſchen Theil der Stadt, d. i. ihr weibliches Geſchlecht kennen zu lernen. Wenn man hundert Männer kennen lernt, ſo kennt man den Ton einer

Stadt noch nicht ſo gut, als wenn man drei Frauenzimmer kennen lernt; es iſt nur Schade, daß man die Frauenzimmer nie kennen lernt. Den Charakter der Männer erkennt man aus tauſend Dingen, aus ihrem Rauſch und aus ihrer Handſchrift, aus ihren Geliebten und aus ihrer Lectüre; die Frauen kann ein geübtes, praktiſches Auge auch noch an der Toilette erkennen. Wenn ich ein Frauenzimmer einmal in ihrem Hauſe, einmal in der Kirche und einmal auf einem Balle geſehen habe, ſo will ich ſogleich von ihrem Anzuge ſchließen, was ſie für einen Charakter hat, wieviel ſie den Manne, unſerm Herrgott und der Welt an Geiſt und Seele abwirft. Der Anzug der Frauen iſt ein Theil ihres Ichs, oder vielmehr jedes Frauenzimmer zerfällt in zwei Theile, in ihren Anzug und in ſie; im Negligée ſpricht ſie für den Anzug, in Galla ſpricht ihr Anzug für ſie.

Ich wollte heute auch die Nürnbergerinnen aus ihren Toiletten herausſtudieren; wie faſt jedes Frauenzimmer immer eine eigene Handſchrift ſchreibt, und dann an jedem Brief noch ein Poſtſcriptum hat, ſo hat jedes Frauenzimmer bei den allgemeinen Schreibregeln und Vorſchriften der Mode noch eine eigene Weiſe, ſich zu toilettiren; eine Eigenthümlichkeit der Grundzüge, die ſie vor allen Andern kenntlich macht, und hat dann am Ende der Toilette noch irgendwo ein Schleifchen, ein Löckchen, ein Schnällchen, ein Lätzchen, oder ein Quäſtchen als Poſtſcriptum nachzutragen. Der Umſtand aber, daß die Damen heute auf dieſem Feſtballe faſt Alle, wie verabredet, gleich gekleidet, in den Nationalfarben weiß und blau erſchienen, vereitelte meine Hoffnung, auch hier die Toilettenkunde erproben zu können. Obſchon größtentheils ein gewählter Geſchmack und eine meiſt unüberladene Eleganz in dieſen Anzügen dominirte, ſo kam doch durch dieſes Farben-Zweierlei eine große Monotonie in den General-Ueberblick des Saals und ſeiner weiblichen Bevölkerung.

Ich ſtand in der Mitte des Saals und die Damen in drei Reihen, drei Mann hoch an den Wänden herum und

— „Bilder ſtehen und ſchau'n mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“

Wie ein öder Fels im Meere ſtand ich, und um mich wogte die Fluth der Menge und die Brandung des Tanzes. Die Nürnbergerinnen halten im Wuchſe die Juste-milieu zwiſchen den langgedehnten Gellertſchen Briefen und den kurzen ſpartiſchen Epiſteln; es ſind Streck-Verſe, die gerade ſo groß ſind, um das auszudrücken, was ſie eigentlich ſeyn ſollen. Sie ſind lebhaft und haben größtentheils Reſidenz-Augen. Reſidenz-Augen aber ſind Augen, die mit den Blicken mehr ausgeben, als ſie mit dem Herzen bezahlen wollen oder können. Reſidenz-Augen ſind Augen, die viel Gäſte zu Tiſche bitten und ſie hinterher mit leeren Redensarten abſpeiſen. Reſidenz-Augen ſind Augen, die ſo manches allerhöchſtes Herzens-Reſcript ſigniren, aber nachher ſich keiner Miniſter-Verantwortlichkeit unterwerfen. Im Gegenſatz zu dieſen Reſidenz-Augen ſtehen die ehrlichen Provinz-Augen, das ſind ſolche Augen, die kein größeres Budget machen, als das kleine Ländchen ihres Herzens beſtreiten kann. Provinz-Augen haben nur eine einfache Buchhalterei und ein Haushaltungs-

Conto. Reſidenz-Augen aber führen eine doppelte Buchhalterei und ein Conto pro diversi. Die Nürnbergerinnen ſind im Durchſchnitt niedlich, und von anmuthigen, einfach lieblichen Manieren, ſie ſind ungezwungen, unaffectirt und angenehm geſellig. Ich habe zu wenig Gelegenheit gehabt, den geiſtigen Zahn der ſchönen Nürnbergerinnen auf den Zahn zu fühlen, doch von dem Wenigen, welches mir zur Beſchauung ſich offenbarte, läßt ſich auf eine feine und ſinnige Ausbildung des Geiſtes im Allgemeinen ſchließen.

So viel als flüchtiger Schatten-Riß einer Schatten-Erkenntniß. Einen für mich ſehr intereſſanten Anblick gewährte es, als ſich die Damen im Muſeum auf die Bänke ſtellten, um den Saal beſſer zu überſehen. Ich hätte gerne ſo manche von dieſen Bank-Actien eingewechſelt, und wenn ich ein Hazardſpieler wäre, ſo hätte ich: „va banque“ gerufen. Nach Mitternacht ging ich nach Hauſe und warf mich dem Morpheus in die offenen Arme. Ich pflegte ſonſt immer nach einem Balle roſenfarbene Träume zu haben, heute aber hatte ich lauter blaue und weiße Traume, die mich umflatterten, bis die Morgenſtunde ganz ohne Gold im Munde die flatterhaften verſcheuchte, und einen neuen, den dritten Tag des Feſtes, an den ſonnenſtrahligen Fingern herbeiführte.

Dritter Tag.

> With me retire, and leave the pomp of courts,
> for humble cottages and rural sports.
>
> Dryden.

Die Sonne war, ſo was man ſagt, mit dem rechten Fuße aus Thetis Lager geſtiegen und legte ihren Muſivglanz auf Zinnen und Bergen. Ein leiſer Weſtwind ſchien auf den Gauen zu liegen, um die ſpäterhin heiß gewordenen Wangen und Stirnen zu kühlen und labend anzuwehen.

Die allerhöchſten Herrſchaften geruhten ein ländliches Feſt, welches Herr Cramer auf dem ihm angehörigen Schmaußenback veranſtaltete, mit Allerhöchſtihrer Gegenwart zu beehren.

Der Schmaußenbuck iſt ein außer dem Lorenzer-Walde gelegener Hügel, die letzte Sproſſe des Fichtelgebirges, mit abwechſelnden Parthieen reichlich verſehen, ſchon früher in der älteſten Zeit mit ſeinen Buchen und Klingen ein Lieblingsplaz der ehr- und betriebſamen Nürnberger. Die Geſchichte der Moderniſirung dieſer Buchenklingen, noch aus den Zeiten der Muſenſpielereien der Pegnitz-Ritter bis auf ſeine Umtaufe zum Schmaußenbuck, gehört nicht hieher. Julius Eobanus Heſſus hat in dieſen düſtern Schatten ſeine Pſalter angeſchlagen, hier dichtete er ein Gedicht, für deſſen Dedication ihm der Rath 70 Gulden verehrte. Heutigen Tages iſt dieſe Buchenklinge vom Klaſſiſchen aufs Romantiſche avancirt oder reduzirt worden.

Ich ſtieg mit Vergnügen die Anhöhe hinan:

„Sey mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlichſtralenden Gipfel,
Sey mir, Sonne, gegrüßt, die ihn ſo lieblich beſcheint.“

Der Weg von der Stadt bis zu dem 1 Stunde entfernten Schmaußenbuck war von Equipagen, Reitern und Fußgängern überdeckt, und eine fortrollende Menſchenkette verband die Stadt mit dieſem Punkte.

Gegen Mittag trafen die Königlichen Majeſtäten ein, und wurden am Fuße des Berges von dem Beſitzer und ſeiner Gattin ehrerbietigſt empfangen und zu der Schönſicht nach Nürnberg geleitet. Die dichtgedrängte Volksmenge empfing auch hier Ihre Majeſtäten mit dem lauteſten, herzinnigſten Jubel.

Unbeſchreiblich ſchön iſt hier die Anſicht der Stadt Nürnberg, die wie eine liebreizende Sage der Vorzeit, in einen Duftſchleier gehüllt, ſich dem Blicke des Beſchauers darbietet.

Neun Mädchen, in der Nationalfarbe gekleidet, überreichten hier den hohen Gäſten Blumenſträuße und ein entſprechendes Gedicht.

Das Arrangement des ganzen Feſtes war ſinnig und wohl ausgeſonnen, eben ſo geſchmackreich als gemüthlich. Mit jedem Schritte bot ſich den erhabenen Gäſten eine neue Ueberraſchung, ein gut ausgedachtes Bilderſpiel dar.

Bald war es eine Eremitage, in welcher ein Eremit „in der Demuth ſeines Standes“ einen paſſenden Spruch ſprach, bald eine ländliche Schweizer-Colonie, die in Bayern und Ludwigs Scepter das Heimweh vergeſſen und die mit ländlichen Nationalgeſängen die Erlauchten begrüßten, bald ein Jahrmarkt, der in ſeinen Buden die Producte der acht Kreiſe ausbietet. Hier war auch in der Mittelbude ein Griechenpaar, die ein Gedicht ſprachen mit den Endzeilen:

„Und freudig um ſo ſchönen Preis
„Wird Hellas Bayerns neunter Kreis.“

Wahrhaft rührend und wehmüthig ſüß war der Moment, wo die Königin Thereſe, dieſe tugendreiche, erhabene, von den Göttern mit allen Gaben geſchmückte, von ihrem Volke mit dem edelſten Enthuſiasmus verehrte Frau und Gebieterin eine Linde in den Boden pflanzte, die Thereſien-Linde heißen wird. Mit reizender und inniger Naivetät trug ein junges Mädchen (v. Maler Hartmann) ein ſehr artiges Gedichtlein vor:

„O Königin, ſo mild, ſo gut,
Der reinſte Sonnenſtrahl
Verklärt dieß kleine Thal,
Willſt du zum ſchönſten Angedenken
An dieſem Tag mit eigner Hand
Die Linde in den Boden ſenken,
Dann jubelt Freude durch das Land,

Und unſre Enkel ſprechen noch zum Kinde:
Hier freuet euch, hier iſt Thereſens Linde!

Die äußerſte Höhe dieſer Anlage wurde auch beſucht und Se. Maj. der König geruhten zu erlauben, daß dieſe fernerhin die Ludwigshöhe genannt werden dürfe. Zum Schluſſe wurde der **Baumbilderſaal** von der beglückenden Gegenwart des geliebten Herrſcherpaares bedacht. Gewiß aber war es unter dem unzähligen Schönen und Sinnigen, das rührendſte Schauſpiel, auf der ſonſtigen Schießſtätte allda 180 Arme ſpeiſen zu ſehen, zu dem der Wohlthätigkeitsſinn der Bewohner Nürnbergs ſo gerne beiſteuerte. Den milden, menſchlich reinen und edlen Geſinnungen des allerhöchſten Paares iſt ein ſolcher Anblick unter allen Huldigungen diejenige, die Ihren großmüthig fühlenden Herzen die ſüßeſte Genugthuung gewährt.

Unter dem innigen und freudig rauſchenden Vivatruf der Menge fuhren die Majeſtäten ſichtlich vergnügt und befriedigt in die Stadt zurück.

Allen, die gegenwärtig waren, gewährte dies idylliſche Feſt, die Gegenwart der erlauchten Herrſchaften, die durch Leutſeligkeit und ausgezeichnete Freundlichkeit alle Herzen gewannen, die vergnügte Volksmaſſe, die bei dem ausgelaſſenſten Jubel die höchſte ſittliche Ordnung und Anſtändigkeit beobachtete, einige höchſt intereſſante und freudenreiche ſtoffhaltige Stunden.

Der Schmaußenbuck ſelbſt iſt einer der reizendſten Punkte, den ich kenne. Ein pittoresker Wechſel der Parthieen, die Sonnen- und Schattengänge, die ausſichtsreichen Höhen, ſo wie die Stilllebensplätzchen, ſind äußerſt harmoniſch verſchlungen und bieten eine Fülle des Genuſſes dar. Nicht umhin aber kann ich zu bemerken, daß mir, für meinen Geſchmack, manches überkünſtelt erſcheint.

Ich liebe die Natur wie ein ſchönes Frauenzimmer; ein ſchönes Frauenzimmer wird ihre natürliche Schönheit durch die Kunſt der Toilette zwar erhöhen, aber die Toilette ſoll die Schönheit nicht erdrücken, nicht überflügeln. Die Kunſt ſoll der Natur nachhelfen, aber die Natur nicht hofmeiſtern und einſchüchtern. Eine ſchöne Dame iſt geputzt noch ſchöner, aber der Putz muß nicht geſucht ſeyn; ein einfacher Schmuck erhebt die Schönheit, ein affectirter verunſtaltet ſie. Eine Schönheit, die ſich mit Bändern, Federn, Zierrathen, Quincaillerie, Manches und Schönpfläſterchen überladet, ſchadet ihrer urſprünglichen Schönheit.

In die Stadt zurückgekehrt, beſuchte ich noch das Putz- und Galanterie-Magazin des Hrn. Beſſelmeyer. Wer Sinn für die Erzeugniſſe des feineren Geſchmacks, für die phantaſiereichen Schöpfungen der Mode und des Luxus hat, verſäume ja nicht, dieſe Niederlage von allen Ergebniſſen der Zeitproductionen zu beſuchen. Ihre Majeſtät die Königin beehrten auch diesmal dieſes Pantheon des Geſchmacks und der Eleganz mit Allerhöchſtdero Gegenwart.

Eben ſo reichhaltig als phantaſtiſch-harmoniſch geordnet ſind die Appartements, die mit allen Gegenſtänden der Induſtrie, des Gewerbfleißes und der raffinirteſten Luxuriöſität gefüllt ſind. Das Auge blickt unſchlüſſig und geblendet auf die anlockenden Dinge, die in tauſenderlei Geſtaltungen ſich da präſentiren. Der Beſſelmeyeriſche Laden iſt die Poeſie der Modenwelt und das [illegible] Kaleidoſkop des Geſchmacks.

Nachmittag war [illegible] und Preisvertheilung auf der Peterhaide. Der feenhafte Zug breitete ſich nochmals über die große Fläche wie ein Morgentraum aus. JJ. MM. erſchienen in der Tribüne, vor welcher dann der Büttnertanz und der Ehrentrunk ſtatt fand. Die unabſehbare Wieſe war von Zuſchauern überdeckt und auf den Tribunen umher war die elegante Welt in dichten Reihen gedrängt. Ein ununterbrochenes Vivatrufen gab die Empfindungen der Liebe für den König kund. Aber ein erhabener und erhebender Moment war es, ein Moment, der wahrhaft erſchütternd, magiſch gewaltig war, als Se. Maj. der König einen Becher ergriff und „auf das Wohl ſeiner lieben Nürnberger" dem Volke laut zutrank. Ein elektriſcher Schlag durchzuckte die Menge. Der Ausbruch der Empfindung, dieſes Jubeln und Jauchzen, dieſer aus den innerſten Tiefen herausſtrömende Enthuſiasmus kann nicht beſchrieben werden. Es war ein Wonne-Taumel, ein Entzückungs-Rauſch und ich rufe Alle die dieſen Augen blick mit verlebten, zum Zeugen auf, ob dieſe Worte zu viel für die Begeiſterung deſſelben ſagen.

Eine freudig ernſtere und frohbedeutſamere Betrachtung aber drängt ſich dem Auge des ſinnigen und weiter ausſehenden Beobachters dieſes ſchönen Schauſpiels dar. Der Kontraſt nämlich, den eine ſolche Scene, wo ſich ein biederes, rühriges, herzreiches und getreues Volk mit Herzlichkeit, mit klarer, wahrer Innigkeit, mit kindlicher Anhänglichkeit und felſenfeſter Treue um ſeinen hochherzigen, geliebten und angebeteten König drängt und ihn gern mit dem rothen, friſchen Herzensblute ſeine Treue kund geben möchte; der Kontraſt alſo, den eine ſolche Scene mit einigen andern Schwindel- und Tummelſcenen in den ultraliberal-fieberigen Gegenden darbietet! Welch' einen Gegenſatz bietet dieſe rührende und ergreifende Ceremonie zu jenen gellenden Diſſonanzen, zu jenen ſchneidenden Schreitönen, aus der flachgewölbten Bruſt einiger gehirnverbrannter Freiheits-Apoſtel. Die Volksliebe, die Nationaltreue hat, wie jede Liebe, wie Kindesliebe, ihren Inſtinkt, einen Antrieb und ſüßen Drang dem Vater, dem Geliebten gerade dann den reichſten, tiefſten Schacht der Liebe zu eröffnen, wenn ſein Herz noch von den ſchmerzlichen An- und Nachklängen des Wahns und der Verirrung erſchüttert iſt; wenn auf der andern Seite die übergeilende Freneſie und der proklamirte Wahnſinn einiger an der Julius-Sonne in Brand gerathenen und verzunderten Köpfen im verbrecheriſchen Deliriren alle Bande die ſich, reich und arm zuſammenhaltend und verknüpfend um Fürſt und Volk legen, zerfaſern, loslöſen und für immer auflockern wollen.

Betrachten wir auf der einen Seite ein ſogenanntes „Hambacher Volksfeſt“ und dieſes Nürnberger „Nationalfeſt,“ jenes Pasquill auf Volksthümlichkeit und Volk und dieſe Idylle voll Gemüth und Natur! Jener Volkshühnerhof, wo der franzöſiſche Kollerhahn mit ſeinem liberalen Gickelgockel alle Fürſten über ſeinen angeſchwollenen Kamm ſcheeren wollte; wo der eitle Rednerpfau, ſeinen buntäugigen Flitterſchweif langnachſchleppend einherſtolzirte; wo die von dem franzöſiſchen Hahn befruchtete deutſche nachäffende [illegible] ihre Wind-Eyer mit jubelndem Gegacker in den Schooß der Auserwählten niederlegte; wo das wilde Heer mit Zungengeklaff und feuerrädrigen Augen durch den Horizont der Ruhe und Ordnung fuhr und mit Klapperblechen und wildem Getobe den ultraliberalen Schwarzen und Gottseibeiuns heraufbeschwören wollte, über die friedlichen Penaten und Laren deutscher Hütten und Palläſte — und dagegen dieses Volksfeſt, deſſen Devise „Liebe und Einigkeit" war; wo jedes Herz ſich zum Tempel erhob und in jedem dieſer Tempel „Treue dem Könige" als Votivtafel glänzte; wo jedes Auge der Präſentirteller der innigſten Anhänglichkeit, wo jede Miene ein beredter Herold der Freude und jedes Wort ein beflügelter Verkünder der wahren Herzensſeligkeit war; wo Volk und Fürſt ein dreitägiges Liebesmahl feierten bei ſüßen Geſängen der Liebe und Treue und bei dem fröhlichen, ſeligen Austauſch der Empfindungen! Welches von dieſen beiden Feſten verdient nun den Namen: Volksfeſt?

In hehren Wogen ſprang daher der reine Strom des volksthümlichen Jubels hier emvor, und wärmer, geſchäftiger, herzlicher und inniger drängte ſich das Volk hier um ſeinen angeſtammten, geliebten Regenten, um in dem rauſchenden Zuſammenklange ſeiner ungeheuchelten Empfindungen verhallen zu machen die ſchrillenden Mißtöne der Entarteten; Mißtöne, die von Ferne her herüberklangen, und die um ſo herzzerreißender ſind, als ſie jetzt vielleicht ihre Querpfeiferei noch lauter und gellender zu erheben geneigt ſeyn dürften, da Krämer-Furcht und Aengſtlichkeit, Schwäche und Eitelkeit, Unkenntniß und falſche Schaam, übelverſtandene Stimmung und einſeitige Bangniß, Egoismus und nichtiges Haſchen nach Popularität, die verbrecheriſche Tendenz mit dem Anſchein von Recht bekleidete, die ſchwarzen Seelen-Mohren gerichtlich weiß wuſch, den Hochverrath für gangbare Münze erklärte, Aufruhr- und Umſturz-Reden für ganz unſchuldig hielten, ſo daß nicht viel fehlte, ſie zum Gebrauch für die Schuljugend zu empfehlen, und endlich die frechſten, zügelloſeſten und empörendſten Fluch- und Läſterungs-Reden gegen alle Könige der Erde als ein angenehmes Pfänder- und Geſellſchaftsſpiel gang und gabe zu machen.

In einem ſolchen Augenblicke alſo, wo ſelbſt die Gerechtigkeit aus ihren Fugen zu treten ſcheint, um eitler Selbſtſucht und übelberathenen Rückſichten ihr Schwerdt zu vertrauen, iſt es doppelt, vielfach erhebend und begeiſternd, wenn der wahre Patriotismus deſto ſtolzer ſein edles Haupt erhebt, deſto kräftiger ſeine Stimme laut werden läßt und ſich kräftiger und regſamer, heiliger und eifriger, begeiſterter und gluthenreicher um den Thron des Herrſcherhauſes reiht und wie ein ſegensreicher Cherub ihn bewacht! — So war es hier, ſo war die Stimmung des biedern Volkes, der edlen Nürnberger, und ſo iſt es auch durch ganz Bayern.

— — Dieſen ſchönen, freudigen, gemüthreichen Tag beſchloß ein eben ſo genußreicher Abend. In der **Roſenau**, ein Eigenthum des Herrn **Wiß**, war Garten- und Waſſerbeleuchtung. Der herrliche Garten mit ſeinen lieblichen Parthieen, das elegante Lokal, Saal und Nebengebäude, die Waſſerufer und Baumgruppen waren großartig aber einfach beleuchtet. Es iſt kaum glaublich, wie man mit einfachen Lichtlinien eine ſo impoſante und angenehme Wirkung hervorbringen kann. Es war bezaubernd ſchön und entzückend; die balſamiſchen Düfte des kronenreichen Gartens, die liebliche Kühle des wohligen Abends; die höhere Färbung des Blättergrüns, die tauſend und tauſend ſtrahlenden Lichter; die brillante Feuerpyramide in Mitten des Gartens, die beleuchteten Uferſäume, und alle die Lämpchen, deren Widerſtrahl wie ſchimmernde Agraffen auf der ruhigen Fluth erzitterten, die herumtoſende fröhliche Menſchenmenge und die ſchönen Damen, die unter den Bäumen ſtanden, und aus dem Grünen blätterten Lichtfunken hernieder und überglühten die roſigen Wangen noch höher, und leuchteten zu dem ſchwarzen und blauen Feuer der Augen noch leuchtender; ich glaubte zu träumen!

Sagt mir, ob ich wachend träume?
Blaue Augen, grüne Bäume,
Dunkler Himmel, rothe Wangen,
Schwarze Schatten, lichte Räume,
Um des Waſſers Farbenſchäume;
Sagt mir, ob ich wachend träume?
Bald geſchwebet, bald gegangen,
Wie ein ſüßes Liebverlangen,
Wandeln ſie an Uferſäumen.

Fliehend blieb ich doch gefangen,
Weilend faßt mich ſüßes Bangen.
Und ich bleibe ewig bangen,
Wie ich auch das Plätzchen räume;
Sagt mir, ob ich wachend träume!

Ei der Tauſend, da bin ich ordentlich lyriſch geworden! Hebe dich weg von mir, lyriſcher Satan, ich bin heute didactiſch.

Abend um 8 Uhr beglückten die allerhöchſten Herrſchaften die Roſenau mit Ihrer erlauchten Gegenwart. Die Liedertafeln erhöhten durch eine feierliche Production die Luſt des Abends. Ihre Majeſtäten, welche wieder mit dem herzlichſten Jubel empfangen wurden, geruhten bis 10 Uhr in dieſem kleinen Feuer- und Lichtlande zu verweilen, und fuhren dann unter dem rauſchendſten Vivat nach Hauſe, um am andern Tage die Stadt zu verlaſſen, und ſicher hat der dreitägige Aufenthalt in der herzlichen, biedern und höchſt intereſſanten Stadt, ſo wie dieſes Tags Kleeblatt voll hoher Genüſſe einen tiefen und freudigen Eindruck auf das für alles Schöne und Herzliche ſo empfängliche Gemüth des hohen Herrſcherpaares gemacht, und wird eine höchſt angenehme Zurückerinnerung in denſelben zurück laſſen.

Se. Maj. der König reiſte am andern Morgen um 4 Uhr ab; Ihre Maj. die Königin beſuchte noch einige öffentliche Wohlthätigkeits-Anſtalten und verließen Nürnberg erſt gegen Mittag.

Noch lange wird der Nachhall dieſer herrlichen Tage in dem Herzen der Nürnberger fortleben, und ſie werden ſich die ſchönen Tage mit einem ſüßen Gefühle zurück rufen. In dieſer Ueberzeugung bringe ich als einfacher Zeuge und Mitgenoſſe des herrlichen Feſtes dieſe geringen Blätter den edlen ſinn- und gemüthsbegabten Bewohnern Nürnbergs aus vollem Herzen:

„Des Augenblickes Luſt hat ſie geboren,
Sie ſchweben fort im leichten Tanz der Horen.“

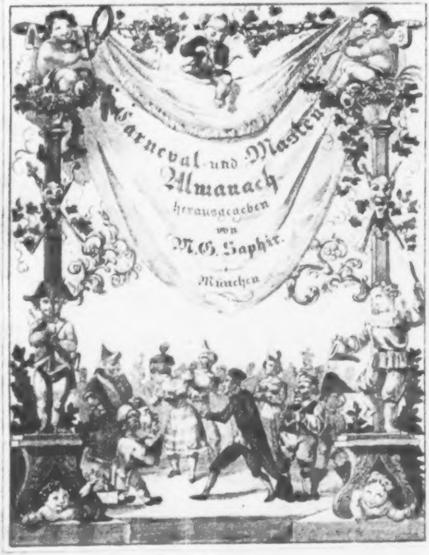
So geſchrieben in Regensburg im Monat September 1833.

In der Verlagshandlung dieſer drei Tage iſt zugleich erſchienen;

Das achte Nationalfeſt in Nürnberg
am 25. bis 27. Auguſt 1833.
Zur Erinnerung für Alle, welche es feierten.
gr. 4. 6½ Bogen. Mit 2 Vignetten.
Subſcriptionspreis bis Ende September 40 kr.
Nachheriger Ladenpreis 54 kr.

Welcher guten Aufnahme ſich dieſe Feſtbeſchreibung in Nürnberg erfreut, geht aus einer, im Correſpondenten von und für Deutſchland Nr. 259. erſchienenen Beurtheilung hervor. Es heißt in derſelben:

„Wohl erfüllt ſie den Zweck (der Erinnerung) im vollſten Sinne des Worts, denn ſie enthält in einer eben ſo wahren und einfachen, als edlen und würdigen Sprache eine treue, gedrängte Darſtellung der wichtigſten Momente jener kaum entſchwundenen feſtlichen Tage, deren Erinnerung in den Herzen aller Derjenigen fortleben wird, die das Glück hatten, Zeugen derſelben zu ſeyn. Sie gibt in allgemeinen Schilderungen, wie in der Hervorhebung einzelner ergreifender Scenen, ein treffliches Bild ächter Fürſtengröße und Volkstreue, und der Farbenglanz, in dem es ſtrahlt, iſt vom reichen Stoffe gegeben, nicht in ihn gelegt. Ueberall begegnen ſich die liebenswürdigſte Huld und Freundlichkeit des erlauchten Königspaars und der hohen königlichen Tochter, die Herzlichkeit und mit inniger Ehrfurcht gepaarte Anhänglichkeit der treuen Nürnberger an ihr königliches Haus. Die, Seite 39 bis 42 enthaltene Beſchreibung des rührendſten aller Momente, wo König Ludwig öffentlich auf das Wohl aller Nürnberger trank (mit einer ſehr gelungenen Abbildung der königlichen Tribune), gibt von ſelbſt einen reinen Abdruck jener Gemüthlichkeit und Treue, die im braven Gewerbsſtande heimiſch iſt, und von ihm überall hin wohlthuend ſich verbreitet. Eben ſo erfreulich ſpricht aber auch aus dem Werkchen die Eintracht an, die von jeher alle Stände in Nürnberg umſchlang, und an dieſen Feſttagen ſo ausgezeichnet hervortrat. Das Ganze kann daher jeder Familie zum lieblichen Beſitzthume empfohlen werden, und ſelbſt den Entfernten, die nicht an jenen Feſttagen zugegen waren, wird es als Beitrag zur Zeitgeſchichte willkommen ſeyn.“


Carneval- und Masken
Almanach
herausgegeben
von
M. G. Saphir.
München

Carneval- und Masken-
Almanach,

oder:

Winter-Etui.

Herausgegeben

von

M. G. Saphir.

Mit Kupfer.

München, 1834.

Druck und Verlag von George Jaquet.

Univ. Bibl.
München

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Dokter Balſamo. Vier Cartone zu einem Plafondgemälde al Fresco in München. Von Pelliſſon.

Carlino. Römiſches Faſchingsbild, von Auguſt Lewald.

Welt- und Carnevals-Narren-Büchlein. Von M. G. Saphir.

Carnevals-Masken-Deviſen. Von T. F. a. S

Tanz-Arabesken. Von M. G. Saphir.

Maskenallegorien für Maskenbälle.

Maskenball-Bonbons.

Hans-Wurſt als Redner bei einem Narren-Diner. Von M. G. Saphir.

Carnevals-Diſtichen.

Die zwei Carnevals-Nächte. Von M. G. Saphir.

Carnevals-Drollerien. Von M. G. Saphir

Doktor Balſamo.

Vier Cartone zu einem Plafondgemälde al
Fresco in München.

Doktor Balſamo.

Vier Cartone zu einem Plafondgemälde al **Fresco** in München.

Flachrelief.

„Die verwünſchten Romane,“ ſchrieb Juſtizdirektor von Hellbach an ſeinen Freund dem Grafen Victorio Caſtiglione in Verona, der ſich um das Wohl ſeines Pathen erkundigt hatte — „die verwünſchten Romane haben meinem Victor den Kopf verrückt. Er macht Sonetten an *Sie*, an die *Einzige* und weiß Gott an was alles; aber keine Hexameter, Pentameter, Sapphiſche Oden und dergleichen ſolide Sachen mehr. Homer iſt ihm jetzt zu trocken, Sophokles zu langweilig und Horaz zu wenig empfindſam. Er mag nicht mehr reiten, fahren, fechten und ſchaut dafür den Mond an, aber nicht durch meine Fraunhofer, ſondern mit ſeinen eigenen wäſſerigen Augen. Daran iſt mein vertrackter Hofmeiſter ſchuld. Ich habe ihn aber auf der Stelle fortgeſchickt, nun weiß mir meine Verlegenheit ein Ende u. ſ. f.“

Der Graf tröſtete entgegen: „Verliere den Muth nicht, lieber alter Freund! Vor ſechzehn Jahren, als Dein lieber kleiner Victorio aus ſeinen groſſen, dunkelblauen Augen ſo ſtill lächelnd und ſo geiſtig ſchalkhaft herausblickte in die Welt, wie Correggios Amor, hab' ich Dirs da nicht vorherverkündet: an ſolchen Blicken zünden Amorinen nur gar zu gerne ihre Fackeln an, und die hoch auflodernde Flamme ſchlägt gar zu gerne durch eben dieſe zündenden Augen wieder ins eigene Herz zurück. Laß nur jetzt meinen Victor nicht allein gehen, und lerne ihn verſtehen und lenken. Die Naphthaflamme erſter jugendlicher Liebe läßt ſich nicht mit Waſſer löſchen und ſchwimmt höher lodernd und ſiegreich auf dem feuchten Elemente. Wähle zur Heilung unſers Lieben doch ja keinen falſchen Weg, lieber gar keinen, und bleibe ruhig. Es wird mein Freund und Arzt, Doktore Balſamo, auf ſeiner Reiſe nach dem fernen Schottland durch München ziehen und bei Dir weilen. Er iſt ein eben ſo tief gelehrter Leibes- als Seelenarzt, und ſeine Macht fängt da erſt an, wo die des Alltagsarztes endet.

Erſter Carton.

Im hellerleuchteten Saale des Grafen von B. ſtimmte das kleine, aber auserleſene Orcheſter ſeine Inſtrumente zuſammen. Junge Damen und Herren durchzogen ſchön geſchmückt und geſchürzt und ſchäckernd im bunten Gewirre den Saal, recht ſehnſüchtig auf das Beginnen des Tanzes harrend, indeß die alten Herren in aller Gemächlichkeit an der Tafel des Nebenſaales plauderten, und voll Behaglichkeit ihre friſchen, großen Venetianer Auſtern verzehrten. Julie von G. öffnete mit zarten Händchen die feſtgeſchloſſenen Schale der Seethiere, und bot ſie, leicht wie Grazien den Tiſch umſchwebend, nebſt dem Kriſtallglaſe voll Zitronenſäure und Gewürze, den ſchackernden Herren.

Direktor Hellbach hielt ihr eben eine Auſter in ihrer Schale hin, ſich von der lächelnden Grazie Säure und Gewürz erbittend, während er zu ſeinem Nachbar ſprach: „Wo doch mein Victor heute —“ bleibt, wollte er ſagen, als er die Säure auf ſeine Hand fühlte. „Julchen, Julchen, was machen Sie! es iſt genug, die Säure läuft mir in den Aermel zurück.

„Was ſoll das!“ rief der Vater, Baron B. „Julie, Du biſt zu ungeſchickt zum Mundſchenke, wo haſt Du Deine Gedanken?“

„Der Junge,“ fuhr der Direktor fort, „war ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten immer der erſte, flinkſte und fröhlichſte.“

„Ich merkte an Deinem Victor ſchon lange eine ſonderbare Veränderung; er iſt nicht mehr der Alte. In ſich verſunken ſchleicht er durch Haus und Feld und Straßen, von dem Leben und Treiben um ihn her keine Notiz mehr nehmend, und als ich ihm unlängſt in Sachen der Inquiſition Unterſtein eine halbe Stunde lang demonſtrirte, die Acceptation der Bekenntniß ſey weder in processu inquisitorio noch accusatorio vonnöthen, ſondern werde von Rechtwegen ohnehin ſchon präſumirt, ſah er mich während der ganzen Zeit mit unverrückten Augen an, und gab mir zuletzt zur Antwort: er eſſe nicht gerne Kapaune.“

„Ja, ja, mit ſeiner Juriſterei,“ ſagte der Direktor, „ſieht's immer ſchlimmer aus, und meine ſchöne Hoffnung, aus dem vielverſprechenden Jungen einen zweiten Juſtus Henningus Böhmer zu bilden, iſt —“ Julie ſtand mit der ſilbernen Auſternſcheere vor dem Baron, ihm ſorgſam die Schale zu öffnen, damit von dem köſtlichen Safte des Thieres nichts verloren gehe, da rief der Direktor: „ach, Victor! brav, daß Du kömmſt,“ und in dem nämlichen Augenblicke glitt die Scheere aus, und Baroneſſe Julie hatte ſtatt der Scheere den zarten Finger zwiſchen den Schalen, und die erboſte Auſter drückte aus Leibeskräften zuſammen. Ein leiſer Schrei entfuhr der Erſchrockenen.

Der Vater aber lachte: „ſehr brav, biſt Du gefangen? Sieh, eben ſo fangen ſich gewiſſe Thiere am Meeresſtrande gar oft, wenn ſie einen Stein zwiſchen die von der Auſter geöffnete Schale ſtecken, um die Auſter herauszuholen. Da glitſcht denn nicht ſelten der Stein aus, und der Finger bleibt, genau wie der Deinige, ſtatt des Steins zwiſchen den Schalen. Willſt Du künftig aufmerkſam ſeyn, wenn ich Dich befreie?“

Aber ehe der Vater Miene zur Befreiung des etwas bleich gewordenen Mädchens machte, die mit aller Macht den Schmerz darnieder drückte, hatte der lachende Direktor ſchon die beiden Schalen von einander geriſſen, und die Auſtern zur Strafe mit deſto größerem Appetite auf einmal verſchluckt.

Die im Weine und im Herrn fröhliche Tiſchgeſellſchaft bedauerte und beſah den zarten, von der klemmenden Schale mit einem roſenrothen Bande umkränzten Finger, als ſich Julie lächelnd, mit einem leichten Schimmer von Thau in den Augen, den ſchäkernden Herren entzog und wieder fröhlich ihr altes Amt verwaltete.

Auch die Baroneſſe Mutter war, durch die aufgeregte Geſellſchaft aufmerkſam gemacht, herzugetreten ſich nach der Urſache dieſer plötzlichen Erregung zu erkundigen. „Warum ſind die wackern Herren ſo lebendig, Victor?“ fragte ſie mit ihrer heitern Freundlichkeit.

„Ein Ungethüm,“ gab Victor mit erkünſteltem Lächeln zur Antwort, „hat ſeinen Rachen aufgeſperrt und den zarten Finger der Baroneſſe Julie —“ in dieſem Augenblicke zog ein leiſer Anflug von Roth über Juliens etwas blaſſe Wangen und die letzten Worten blieben ihm im Halſe ſtecken.

„Brav, Victor!“ lachte der Baron; „Du biſt heute ſehr heiter, wie ſchon lange nicht mehr, ſo hab' ich Dich am liebſten, bleibe mir nur mit Deiner Kopfhängerei vom Leibe.

Victor lachte als Antwort aus allen Kräften, aber in ſeiner Seele regte ſich's, als wollte ſie weinen, von tiefem Schmerz ergriffen, und was auf ſeinem Geſichte zu leſen war, war nur eine Maske. „Sollt' ich,“ fragte es in ſeinem klopfenden Innern, „das holde, geliebte Weſen durch meine kalten, verhüllten Worte verwundet haben? O, Fluch der unbeſonnenen Verſtellung! Aber es hat ſie der laute Spott der Geſellſchaft nicht getroffen, und ſie hätte mein leiſes Lächeln vernommen? Warum aber hab' ich hier meine Theilnahme in Spott verhüllt, und jedem andern leidenden Weſen unverſtellte Theilnahme bewieſen.“ Tiefe unerklärliche Wehmuth und der lachende Gedanke über ſolch empfindſame Aengſtlichkeit ſtritten in den ſonderbarſten Geſtalten mit einander in ſeiner Bruſt; er merkte nicht, daß er lange ſchon allein, und daß ſich die frohe Verſammlung außen im Saale ſchon lange im raſchen Walzer drehte, als der Baron zankend auf ſeine Schulter klopfte:

„Biſt Du ſchon wieder der alte Träumer? Heraus da!

ſuch' Dir eine Tänzerin, fort in den Wirbel hinein, das vertreibt die Grillen!“ und mit dieſen Worten nahm er den gedankenlos Folgenden beim Arme und führte ihn in den Saal.

Victor, von den an ihn ſtoßenden flinken tanzenden Paaren aus ſeinen Träumen gerüttelt, ſchritt mechaniſch gerade im Saale fort, und traf zufällig auf Julien, die an der Seite ihrer Freundin Angelika ſaß. Juliens und Victors Herz — beide fingen immer höher zu klopfen an, wie ein Pendel zwiſchen zwei einander näher rückenden Zamberriſchen Säulen.

Victor wollte ſich eben, in halber Verwirrung, an Julie wenden, als ihn ein Schauer im innerſten Herzen ergriff; er lud Angelika zum Tanze. Angelika lächelte ſtill freundlich dem ſchönen Jünglinge entgegen, und im zweiten Augenblicke flogen beide im raſchen Wirbel durch den Saal hinab.

Um Juliens Herz legte ſich plötzlich eine dichte, ſchwüle Nacht, voll Schmerz und Wehmuth, als der junge Graf von Artois zu ihr trat, ihr den Arm zum Tanze bietend. Der Baron hatte ihn Julien vorgeſtellt, und darum zog mit aller Kraft ihres Willens eine leiſe Heiterkeit über ihr Antlitz, bemüht, den tiefen Schmerz von ihrem Angeſichte in ihr Inneres zurückzudrängen. Der Rhythmus, der ſonſt ihre Schritte beflügelte, legte ſich wie Feſſeln um ihre Füße. Sie benutzte den erſten Ruhepunkt, ſich aus dem rauſchenden Getümmel zu entfernen, und ſchlich unter dem Vorwande von Unwohlſeyn auf ihr Zimmer.

„Er liebt dich nicht,“ weinte es in ihrem Innern; „er verachtet dich, er verhöhnte mich in meinem Schmerze, er ſagte mir kein liebes Wort, und wandte ſich kalt von mir an Angelika. O, hätte ich ihm in die Arme fliegen dürfen! Was hab' ich gethan, daß er kälter und herzloſer an mir vorübergeht, als an jeder andern meiner Freundinnen?“ und dergleichen fragte ſie ſich ſelbſt, und wußte nicht darauf zu antworten, wie das in Mädchenherzen ſo häufig der Fall iſt, in denen ſich Amor zum erſten Male recht weich gebettet hat, während Victor gleichfalls nur wie auf glühenden Kohlen und Nadelſpitzen an Angelikas Seite wandelte.

Umſonſt bot Angelika all ihren Witz und ihre Munterkeit auf, den gedankenlos Träumenden zu wecken aus ſeiner Träumerei. Sie neckte, bat: „er möchte ihr nur einmal recht ins Auge ſchauen, es ſey darin doch mehr zu leſen als auf der Erde oder in der Weite, wo ſein Blick beſtändig hafte.“

Umſonſt, Victor war mit allen ſeinen Gedanken und all ſeinem Grolle über die eigene Narrheit, bei Julie; er wurde unausſtehlich, als er ſie am Arm des Grafen erblickte, und nicht mehr länger zu halten, als ſie ſein Auge vergebens ſuchte. In dem Augenblicke trat der Graf A. zu Angelika, der mit Julie getanzt hatte.

„Wo iſt Julie?“ fragte Angelika.

„Die Baroneſſe iſt unwohl geworden,“ antwortete der Graf, „und hat ſich entfernt.“

In dieſem Augenblicke entfernten ſich beide; Victor wollte fragen: „wohin? wo iſt ſie?“ Aber die Scheue erſtickte das Wort auf ſeinen Lippen, und dazwiſchen tretende neue Paare der Tänzer trennten ihn nun ganz von Angelika und dem Grafen. Victor durchflog den Saal in der Runde; Julie war in der That nirgends zu finden. Er näherte ſich dem Baron, der mit dem alten Grafen im Geſpräche den Saal durchwandelte; aber die Unterhaltung der fröhlichen Jugend im Saale verhüllte die Worte der beiden Alten ſo ſehr, daß Victor nichts anders zu vernehmen glaubte, als die abgeriſſenen Worte: „eben nach Hauſe gefahren.“ Victor ſtarrte. „Ihr nach!“ rief es in ſeinem Herzen, und unaufhaltſam eilte er in den Nebenſaal nach ſeinem Hute und flog der Thüre zu.

„Wohin ſo eilig, Victor!“ rief der Baron; „ob Du halt machſt.“

Aber Victor vernahm die Worte des Barons längſt nicht mehr, und war ſchon außen im Freien.

Zweiter Carton.

Es war eine kalte Nacht im Februar; ein ſchneidender Nordwind pfiff durch die Straßen der Stadt; der Schnee kniſterte ſeufzend unter den Füßen des Wanderers, und der

Mond ſchien nur ſelten durch die zerriſſenen, vom Winde gejagten Wolken. Im leichten Ballanzuge, den Sturm und das Schneegeſtöber und die Eiskälte nicht fühlend, eilte Victor Juliens Wohnung zu. Einzelne Masken hüpften in geſpenſtigen Geſtalten vor und hinter ihm und kreiſchten wie die Eulen um Mitternacht. Vor Juliens Wohnung war's einſam und ſtill; kein Fenſter von einem andern Schimmer, als manchmal vom bleichen Glänzen einiger Mondſtrahlen. Nur die Lampe des Pförtners zitterte mit ihrem matten Scheine an dem unteren Fenſter neben dem Thore. Victor ſah durch die Scheiben. Der Pförtner ſaß, halb ſchlummernd, neben der Lampe, um die Ankunft ſeiner Herrſchaft zu erwarten; er horchte lange mit angehaltenem Athem — nichts regte ſich und auch der Klappeten der Masken war verſchwunden. Halb bewußtlos eilte er vorwärts, hinaus ins Freie, bis ihn das Schneegeſtöber und der Wind wieder in etwas ermunterten. Das Hoſpital zu ſeiner Rechten belehrte ihn, daß er ſich auf der Straße nach Sendling befinde. Er eilte vorwärts, mit ſich ſelbſt hadernd und dem Schickſale und dem Himmel, wie alle jungen Leute, denen es der Himmel nicht ſo recht nach ihrem Kopfe macht. „Hah, zu welchem Elende bin ich geboren! Wie arm iſt das Leben mit all ſeinem Schimmer! wie unglücklich bin ich! wie arm und verlaſſen! Wie ſelig die Todten! Sie ruhen und raſten vom nagenden Kummer, von drückenden Laſten u. ſ. f. Welch neidiſches

Schickſal! Heute hoffte ich ihrem Blicke zu begegnen und ihrem Herzen; ihr nach langer, ſtill getragener Pein zu ſagen, wie unendlich ich ſie liebe, wie über Alles — da tritt ein böſes Schickſal, ein finſteres Verhängniß zwiſchen uns, und trennt uns ſo auf ewig.“ Auf ſolche Weiſe polternd und geſtikulirend, dem Sturme Trotz bietend und den Bäumen der Allee, die vom Winde geſchüttelt, wie zum Spotte, ihre ganze Schneelaſt alle Augenblicke ſegnend über ihn ausgoſſen, war er bereits durch die Allee der Straße hindurch gekommen, und ſchritt die Anhöhe Sendlings hinauf, als daß augenblickliche Knarren und Raſſeln des Uhrwerkes vom Kirchthurme Sendlings herab, verrieth, daß die Mitternacht zu nahen beginne. Der Wind, der vom Dorfe gefangen, zu ruhen ſchien, erhob ſich wieder, je höher er ſtieg; der Mond war ſchon längſt hinter Wolken verſteckt, und aus den Gehegen der Häuſer miſchte ſich das Bellen der Hunde, die den einſamen Fremdling witterten, mit dem Heulen des Sturmes zu gar angenehmen Harmonien, die indeſſen mit den Disharmonien ſeines klopfenden Herzen im ſchönſten Einklange zuſammen tönten. Seine Schritte beflügelnd, im Grimme, daß die Natur um ſeinem Mißmuthe ſich nicht im geringſten zu bekümmern ſchien, wollte er eben um die Ecke des Kirchhofes ſchreiten, als ein hochrother Schimmer, wie enge, flammende Morgenröthe, ſein Auge traf, die aus der Straße des Dorfes emporſtieg. Raſch umſchritt er die Ecke.

Zwei dunkle Roſſe flogen, in jenem Schimmer gehüllt, noch fern, die Straße herauf. Er ſah bald eine Carreſſe hinter ihnen, aus deren flammenden Laternen jene rothe Gluth zu ſtrahlen ſchien, die mit Flammen einer Brandſtätte den Himmel erleuchtete. Der Wagen kam näher. Victor drückte ſich ſtarrend an die Kirchhofsmauer, um nicht geſehen zu werden; aber Tageshelle umleuchtete ihn bereits, da tönte die Mitternacht vom Thurme herab, der Sturm ſchwieg, und die Carreſſe, wie von glänzendem, durchſichtigen Kriſtalle gebaut, im roſenrothen Lichte ſchwimmernd, flog an ihm vorüber, während eine ernſte, jugendlich friſche Mannesgeſtalt, mit gelblichen Haaren doch ſcharfen Geſichtszügen ſich zu Victors Entſetzen aus dem Wagen neigend, mit der Hand grüßte, und im weichen römiſchen Dialekte rief: „Victorio! warum ſo ſpät da außen? Auf, nach Hauſe, dort finden wir uns wieder!“ und auf der Schulter des ſonderbaren Mannes lehnte eine lichte, ſchlanke, verſchleierte Mädchengeſtalt, gleichfalls das verhüllte Antlitz gegen ihn wendend, als ein leiſer Luftſtrom den Schleier hob, und ihm Juliens ſchöne Züge, vom Roſenlichte jenes ſonderbaren Leuchten übergoſſen, entgegenblickten. Victor ſtand, an den Boden gefeſſelt die ſtarrenden Augen, noch immer nach der Gegend gewendet, wo ihm die Erſcheinung geworden war, als ihn ſchon längſt wieder dichte Finſterniß umhüllte. Er wandte eilend ſeine Schritte dem Wagen nach, deſſen Licht ihm, bereits in weiter Ferne, nur mehr wie ein rother Stern den Weg bezeichnete, den er genommen. Der Stern war längſt verſchwunden. In Schweiß gebadet, athemlos, mit Schnee und Eis in den Locken, kam er vor ſeiner Wohnung an. Er fand die Thore noch offen.

„Iſt Niemand herein?“ fragte er bebend dem ſtaunenden Pförtner.

„Um des Himmels willen, was iſt Ihnen, gnädiger Herr!“ rief der Pförtner, den Athemloſen mit ſeiner Lampe beleuchtend; „Niemand iſt ſeit Abends hereingekommen. Sind Sie krank, was iſt Ihnen begegnet?“

„Nichts, nichts!“ entgegnete Victor; „laß mich, folge mir nicht,“ befahl er dem beſorgten Pförtner, der ihm mit dem Lichte nacheilen wollte, und ſtürzte dann fort auf ſein Zimmer, vom Fieberfroſte geſchüttelt. Um ſeine Sinne fing es bereits zu ſchwimmen und zu wanken an, und halb bewußtlos warf er ſich aufs Lager.

Dritter Carton.

Als Victor nach manchem gewaltigen Kampf ſeiner kräftigen Natur mit der Hyder eines giftigen Fiebers ſich wieder fand, trafen ſeine Augen auf die wohlbekannten Züge, die ihm in jener ſchrecklichen Nacht aus dem Wagen auf der Höhe Sendlings zugerufen.

Der Kranke hielt lange den Blick ſtill auf die Geſtalt geheftet, wie im tiefen Sinnen über das dunkle, verwiſchte Bild eines längſt verſunkenen Traumes.

Endlich warf er den Blick umher, und fragte mit jenem ſtillen Vertrauen, das uns die Nähe eines ſchützenden Genius einflößt: „Wo iſt Julie?“ Aber die hohe Geſtalt war bereits fort aus der Thüre geſchritten. Nach kurzer Friſt flog die entzückte Mutter herein und warf ſich überſelig an des Kranken Bruſt, und der Vater kam nach, und ſtellte ſich ſtill lächelnd der ſchönen Gruppe gegenüber, ſie nicht zu ſtören in dem erſten Erguſſe ihres neidenswerthen Entzückens.

Als der Vater näher rückte, war Victors erſte Frage: „Wer iſt der Mann, den ich vor wenigen Augenblicken an meinem Lager fand?“

„Ach, das iſt Doktor Balſamo, ein Freund des Grafen Caſtiglione, ein tief gelehrter Arzt, dem Du Deine Rettung verdankſt.“

„Doktor Balſamo,“ fuhr die Mutter fort, „hat eine herrliche Bibliothek mit gebracht und wunderſchöne Bildwerke und Antiken, die Deine Wißbegierde von tauſend Seiten in Anſpruch nehmen werden.“

„Ja, er hat eine Pallas,“ nahm der Direktor das Wort, „ein unſterbliches Werk, vielleicht von der Hand des Praxiteles oder Skaas ſelbſt. Er wird," fuhr der Vater fort, „ſo lange bei uns bleiben, biſt Du wieder vollkommen geneſen ſeyn wirſt — er hat ſich die Zimmer von dieſem Corridor rechts erwählt, damit er ſogleich bei Dir ſeyn kann, und wird dann ſeine Reiſe wieder nach dem fernen ſchottiſchen Hochlande fortſetzen, wo er wichtige Unterſuchungen über Oſſian und ſeine Helden anſtellen wird."

Doktor Balſamo trat wieder herein und gebot dem Kranken Ruhe; der Vater gieng, aber die Mutter war durch keine Verſtellung von dem Lager Victors zu entfernen. Der Direktor zankte über den Eigenſinn der Weiber und ihr Herz, über das der Kopf nie den Sieg zu gewinnen vermöge. Die Mutter verſprach ſich ruhig zu halten, und zwar zufrieden mit ſorglichem Blicke auch den Schlaf des Kranken zu bewachen.

Als Victor des andern Tages die Augen aufſchlug, ſtand Balſamo wieder vor ihm, und der Blick des freundlich ernſten, erhabenen Mannes ergoß ſich wie der erſte Strahl der Geneſung durch ſein müdes Herz. Tief gerührt durch die zarte, unermüdliche Sorgfalt des fremden Mannes, ſchloß ſich Victor immer näher an ihn. Er ſah ſeinen ſchweigenden Retter mit unbeſchreiblichem Wohlbehagen ins dunkle, feurige Auge, und war hoch entzückt, wenn der ſüße Wohlklang der Rede aus dem beredten Munde des Doktors ſtrömte. Die Unterhaltung des tief gebildeten, geiſtigen Mannes, voll jugendlicher Gluth und blühender Phantaſie, riß den ſo leicht zu begeiſternden Jüngling in gleichem Schwunge mit ſich fort; Victor vergaß ſeine Schwäche und fand ſich, von geiſtiger Arznei berührt, jedesmal viel wohler und kräftiger wieder, als dieß je durch leibliche Medicamente zu bewirken geweſen wäre. Der Doktor Balſamo ließ ſeinen jungen Freund immer mehr und mehr in ſein Inneres ſchauen, und ſchlug das Buch einer großen Vergangenheit vor dem geiſtigen Auge des Jünglings auf, in der er ſelbſt geſtritten und gewirkt. Victor ſtaunte, tief bewegt über ein ſo reiches Leben voll der glänzendſten Thaten, aber auch voll der ſchmerzlichſten Leiden und voll des heißeſten Jammers. Er konnte nicht faſſen, wie ein Haupt, über das ſo viele Stürme hinweg gezogen, das von ſo vielen Schlägen des Schickſals getroffen worden, dennoch ſo friſch und kühn und hoch mit Siegesmuth in den ſturmbewegten Himmel hineinragen könne. Victor wurde weich, als er den Doktor erzählen hörte, wie ihm als Jüngling, reich begabt mit Gütern des Leibes und der Seele, im ſeligen Wahne eines unzerſtörbaren Glückes, ein Blitz des Himmels die heißgeliebte Braut in ſeinen Armen getödtet, ohne ihn ſelbſt zu berühren; wie er dann im entſetzlichen Schmerze ſeine Heimath verlaſſen und fortgezogen ſey durch Länder und durch Meere.

„O, Sie konnten das Leben noch tragen bei ſolch unbeſchreiblichem Jammer!" rief Victor bewegt. „Was für einen Werth kann nach ſolch einem Schmerz das Leben noch für das arme, zerdrückte Herz des Menſchen haben; der Tod allein ſey der einzige tröſtende Retter im zerfallenen Daſeyn, in deſſen Arme der Unglückliche zu fliehen vermöge."

„Ich war," entgegnete der Doktor lächelnd, „der nämlichen Meinung, aber das Schickſal nicht, und es hörte nicht auf mich zu verfolgen, oder vielmehr für mich zu handeln, als bis ſeine Meinung die meinige geworden war, als ich ſeiner Hand mich nicht mehr zu entziehen ſtrebte."

„Was iſt dem armen, wanken Menſchen in dieſem Leben ſchöneres, himmliſcheres beſchieden, als die Liebe?" ſagte Victor lebhaft.

„Wohl!" entgegnete der Doktor; „aber es giebt noch eine unſterbliche Liebe, die auch den Liebenden unſterblich macht, und der Menſch, der nicht die Kraft und die Liebe hat, dieſe Liebe zu wollen, der im ſtillen, thatenloſen Träumen untergehen will, iſt nicht werth, ein Menſch zu ſeyn. Als ich ausgeweint um meine vom Sturme zerknickte Liebe, warf ich mich der größern, unſterblichen in die Arme, und darum bin ich ewig jung geworden und unſterblich und ſelig, während alles Sterbliche um mich her zerfiel."

Victor war in Verlegenheit, was er zu der letztern Rede des Doktors denken oder ſagen ſollte, als er ihn raſchen Schrittes der Thüre zuſchreiten ſah. Als der Doktor die Thüre öffnete, ſtrömte Glanz und Licht in Victors Augen.

Die Pfoſten der Thüre ſchienen zu weichen und ein unendlicher Raum dehnte ſich vor ſeinen Blicken. In goldenem Lichte ſtanden hohe Palmen, duftige Orangenbäume mit Myrthen und Cypreſſen und dem hohen Lorbeer unterm ewig blauen, glänzenden Himmel zu einem heiligen Götterhaine verſchlungen, ſüße Düfte wehten, und der Doktor ſtand im Roſenlichte; die ſonſt weißen Haare rollten unter der Lorbeerkrone hervor in langen, braunen Locken über die Schultern, die ein weites Pallium umhüllte, herab; die ſcharfen Züge des Mannes leuchteten in ſtiller Verklärung, wie er einſt den großen Lodovico Arioſto abgebildet geſehen. In der Mitte des Haines ſtand eine ſchlanke Jungfrau, die Arme emporgehoben wie zum Empfange des Kommenden. Es war Julie, Julie von Walde, trotz des griechiſchen Chiton, der ihre ſchlanke Geſtalt in breiten Falten umfloß, trotz der Aegide und der Eule auf dem Helme über den aufgerollten Haaren, ſie ſchien im Vorwärtsſchreiten begriffen. „Julie, Julie!“ wollte er rufen, da flog im nämlichen Augenblicke die Thüre zu und dunkel ward wieder und einſam um des Kranken Lager. Gleich darauf trat die Mutter, mit dem Lichte in der Hand, herein, um die Nachtlampe anzuzünden, und ihm Speiſe zu bringen und ihn zu laben. Aber ehe die Mutter den Mund öffnen konnte, rief Walter mit auffallender Heftigkeit: „Wo iſt der Doktor?“

„Er iſt,“ entgegnete die Dame befremdet, „ſo eben auf ſein Zimmer gegangen, und bat mich, Die Licht zu bringen und etwas Wein."

„Mutter, Mutter! öffnen Sie die Thüre dort, die auf den Corridor führt."

„Es wird Dir zu kühl werden," bat die beſorgte Dame; „laß das, lieber Victor, was beunruhigt Dich denn ſo ſehr?"

Allein Victor achtete nicht auf die milden Worte und machte Miene ſelbſt aufzuſtehen. Die immer beſorgter werdende Mutter öffnete endlich ſchnell die Thüre. Es war tiefe Nacht außen und ein kalter Luftſtrom blies ins Zimmer.

„Mutter, Mutter!" rief Victor, „legen Sie die Hand auf meine Stirne; bin ich wirklich wach und munter, oder von einem neckenden Traume umſtrickt?"

„Beruhige Dich, lieber Victor! Du wachſt, ſo wahr als ich wache. Erkläre mir doch, was iſt Dir? Du darfſt nicht mehr allein gelaſſen werden, und im Finſtern. Die Dunkelheit wird geſpenſtiſch auf Deine noch ſchwachen, leicht zu reizenden Nerven."

Victor hatte nicht Luſt zu eſſen; er ſchlief ſogleich, von ſeiner Schwäche überwältigt, ein, und wir ſchlafen zwar nicht auch mit ihm ein, überſpringen aber gleich eine große Vergangenheit, was im Reiche der Phantaſie wohl erlaubt iſt und ſeyn darf. Victor erwachte des andern Tages neugeſtärkt.

Vierter Carton.

Der Dokter ſtand des andern Tages, wie gewöhnlich, vor Victors Lager. Seine Wangen waren wieder bleich, ſeine Locken wieder grau, nur auf ſeinen Zügen ſchien noch der Nachklang ihrer geſtrigen Verklärung zu ruhen. Victor reichte dem Manne ſehr lebhaft die Hand, und ſagte ihm: „daß er ſich, troz der geſtrigen Ermattung, wunderbar erhaben und geſtärkt fühle.“

Doktor Balſamo tröſtete ihn mit ſeiner baldigen völligen Wiederherſtellung.

Victor war feſt entſchloſſen ſeinen Arzt und Freund jezt ohne alle Umſtände um Aufklärung über die Erſcheinungen jener Nacht im Freien und der geſtrigen zu befragen, ob es Fiebertraum oder Wirklichkeit geweſen, was ihn ſo tief ergriffen. Aber ſo oft er den Mund zur Frage öffnen wollte, ſprach immer etwas aus dem dunkelmilden Auge des Doktors ſo wunderbar zu ſeinem Herzen, das ihn ſeine Frage ſogleich wieder vergeſſen machte. Die Unterredungen des Dokters mit Victor wurden mit jedem Tage lebendiger, intereſſanter, belehrender und erhebender, ſo daß der Jüngling zulezt mit Sehnſucht an die Lippen des Arztes hing, und ihn eben ſo als leiblichen Retter wie auch als geiſtigen Lehrer mit allem Enthuſiasmus des begeiſterten Schülers verehrte. Der Dokter war in der That eine außerordentliche

Erſcheinung, ein wunderbarer Geiſt, der alles beſeelte, verklärte und entzückte, und der Vater ſah mit innigem Vergnügen, daß der feurige Graf Caſtiglione auch hier wieder wahr verkündet; denn ſein Victor genas nicht nur am Leibe wieder mit wunderbarer Schnelle, ſondern auch der Geiſt deſſelben regte ſich wieder in alter Fröhlichkeit und Luſt unter des Doktors Händen. Er fieng an Julien immer mehr und mehr zu vergeſſen, je mehr ſich die unſterbliche Liebe, von der ihm der Doktor geſprochen in ſeinem Herzen zu entzünden anfieng. Mit wunderbarem Entzücken folgte er demſelben in die Tiefen des klaſſiſchen Alterthumes, die ſich erſt in ihrer ganzen unſterblichen Lebendigkeit vor ſeinen Blicken zu entwickeln anfiengen, und was früher todter Buchſtabe geweſen war, ſchwang ſich nun in ſchöne Verklärung vor ſeinen Blicken empor. Der Leitſtern, der die Beiden aus der klaren, lichten Welt des Alterthums in die geiſterhaft bewegte romantiſche Wunderwelt des modernen Lebens herüberführte, war Muſik. Victor war ein guter Klavierſpieler, und beſaß außerordentliche Fertigkeit und Gewandtheit in Ueberwindung der größten mechaniſchen Schwierigkeiten. Aber er ſtaunte, als er den Doktor mit Sturmeswehen über die Teſtatur des Pianos fliegen ſah, und vergaß die Wirklichkeit um ſich her, als ſich des Doktors Hände nicht mehr regten und nur die Finger wenige Noten griffen, aus denen alle Seligkeit des Himmels ſprach.

„Wie ist das?" rief Victor, als er sich von seiner Entzückung erholt hatte. „Wie ist's möglich, daß aus so wenigen [illegible] [illegible] Tönen Himmelswonne strömt."

„Die Noten sinds allein nicht," sprach lächelnd der Doktor; „es ist jene unsterbliche Liebe, von der ich Dir erzählt, die aus den Tönen spricht, oder deren Sprache vielmehr diese Töne sind. Es haben sich zwar alle andere Geister und Leidenschaften dieser heiligen Tonsprache bemächtigt, aber sie verkünden sich in der Art zu sprechen sogleich, die Töne klingen nur mehr unter ihren rohen Händen, wie der Geist klingt, der sie beseelt, sie sprechen nicht mehr, sie sprechen das Göttliche nicht mehr aus; denn nur aus göttlicher Seele strömt das göttliche Wort."

„Ach, ich habe Jahrelang alle Skalen und Etuden durchgespielt!" rief Victor, „und alle Kunst meiner Hände ist arm und Nichts gegen die göttliche Ruhe Deines Spieles."

„Die Uebung Deiner Finger thuts nicht, wirkt nichts allein. Wie viele Fingerhelden giebt es nicht in unseren großen Städten und sie entzücken die Welt; aber sie gehen still aus dem Leben und tonlos, und die Erde begräbt sie, aus der sie geboren. O, was ihr Musik nennt, ist armes Spielwerk noch viel ärmerer Kinder. Sieh Dich an, Dein Spiel ist leicht und hell und rund, wie es Deine letzte Stufe eurer Schulen giebt; aber Dein Geist ist stumm und Deine Seele ist taub, und hat nicht hören und nicht sprechen gelernt in jener unendlichen Sprache der Geiſter. Vertraue mir; ich will das Siegel von Deinen Lippen nehmen, und das Ohr Deiner Seele öffnen, damit Dir jene Wunderwelt zu klingen und zu tönen beginne, von der manch armer Virtuoſe keine Ahnung hat."

Victor fieng jetzt erſt zu hören an, und die Töne jener großen Meiſter begannen zu ſprechen in wunderbar vernehmlicher, ſüßer und gewaltiger Rede, und ſie nahmen ihn auf ihre Geiſterflügel und trugen ihn hinüber in jenes ſelige Reich des Lebens und der Liebe, aus denen ſie gefloſſen, wohin für den irdiſchen Fuß keine Brücke reicht, die er betrete, und wo kein Fahrzeug ſchifft, das ihn hinüber trage. Ein unendlicher Drang erwachte in Victors Seele, und ein großer Muth, die Schwingen ſeiner eigenen Seelenkraft zum erſten Male zu verſuchen. Muthig entrollte er ſeine Schwingen, jauchzend ſtieg er aufwärts, triumphirend und ſeine Schwingenkraft verſuchend und erprobend in weiten Kreiſen, über Blumenauen und über Hügeln, und immer höher, über Felſen und Gletſcher und Vulkane, bis die Erde immer mehr und mehr verſank in der Nacht tief unter ihm, und der Himmel aufgieng mit ſeinen Sternen und ſeinem ewigen Lichte. Sterne zogen in weiten Kreiſen klingend um ihn her, und ihre Strahlen verſchlangen und verwoben ſich zu einer Harmonie und zu einer großen Himmelsmelodie voll unendlicher Wonne. In ſüßem, ſeligen Entzücken dehnte ſich ſeine Bruſt immer weiter und unendlicher, und ſein Herz ſchmolz und ergoß ſich als ein Meer von Strahlen und zog ihn ſelbſt mit ſich hin in die Unendlichkeit. Trunken in ſeligem Entzücken, ſchwamm er ruhig aus der Unendlichkeit der Erde wieder näher. Da breitete der Doktor ihm die leuchtenden Arme entgegen, unſterblich ſchön, wie ihn Victor an jenem Abende geſehen. Ein ewiger Kranz krönte ſeine braunen Locken, ein weites Kleid der Sänger umhüllte ſeine Lenden, ein Purpurmantel floß über die Schultern hinab, und glänzende Ritter und Mädchen- und Frauengeſtalten in buntem Gewühle und phantaſtiſchen Formen von Ungethümen und Drachen und Geiſtern und Genien wogten in ihrem Gefolge um ſie her. Mächtige Palmen rauſchten über ihren Häuptern im goldenen Strahle des Lichtes, hohe Lorbeern umſproßten ihre Schritte, Blumen ſtiegen empor und neigten ſich, wie in ſtillem Entzücken, vor den Wandelnden und dufteten lieblicher. In goldenen Kelchen neigten ſich Genien und Amorinen, und ſangen ſüße Lieder, und bunte Sänger jubelten in den Zweigen. Zu ihrer Rechten ſaß auf einem Hügel, von ewig blühenden Lorbeern überſchattet, ein ernſter, hoher Sänger; zu ſeiner Seite, ſtill und ſelig hingelehnt auf ſeiner Waffe, ſtand Achill, des Sängers Lieder hörend, und zu ſeinen Füßen Patroklus, zur linken Seite die Atriden und der lächelnde Ulyß, und alle Helden, die des Sängers Lied im Leben verherrlicht. Durch unnennbare Gruppen ſeliger Weſen zogen ſie immer der Mitte des heiligen Haines zu, deſſen Palmen ſich immer höher wölbten, doch hinweg über den ewig grünen Hügel, auf dem in goldener Tempelhalle auf diamantnem Throne eine hehre Jungfrau ſaß. Das geſcheitelt goldene Haar bedeckte der glänzende Helm, ihre Glieder umhüllte der Chiton, ihre Bruſt die Schlangen der Aegide, ihre Schultern die goldgewirkte Palla. Es waren Juliens Züge, aber Glanz ſtrömte aus ihnen über die Unzähligen, die vor ihrem Throne wandelten, und ſie erhob ſich in ſtiller Hoheit, und grüßte die Ankommenden, und ſprach zu dem begeiſterten Victor, der ſich in unausſprechlicher Seligkeit zu ihren Füßen warf: „Du haſt ſchön gerungen und ſchöner noch geſiegt über ſterbliche Liebe, Dich der unſterblichen zuwendend. Nimm hin den Kranz! Sprich, willſt Du ferner noch mein Diener ſeyn?“

Victor erhob ſich ein wenig, als er vom Diener hörte; aber er war zu entzückt, zu verliebt in die unſterbliche Liebe, und zu begeiſtert; er dachte, das würde ſich wohl geben, und rief getroſt und laut: „Ja, ich will Dein Diener ſeyn und ewig Dir leben und Deinem heiligen Dienſte.“

Und alle, die an der Stufe des Thrones lagen, riefen Heil dem Auserwählten, und die hehre Jungfrau ſetzte den Kranz in ſeine Locken, und ſein Führer fiel in ſein Arme und rief: „Heil Dir, Du biſt gerettet!“

„Da durchzuckte es wie ein Blitz ſein Gebein, und es rauſchte um ihn her, und er hörte die Worte: „Victor, was treibſt Du, biſt Du närriſch?“ und er ſchlug die Augen auf und ſah ſich im Bette, das Plumau voll Inbrunſt an ſeine Bruſt drückend. Da rief er: „Zum Henker, was iſt mit mir vorgegangen!“

Der Vater ſprach lachend: „Du mußt einen entſetzlichen Traum gehabt haben, Du haſt Dich ja wie närriſch geberdet.“

„Was?“ rief Victor ärgerlich, „ich geträumt, und meine Julie und mein Kranz und meine Flügel — ach, das wäre nun alles fort! Wahrhaftig!“ fuhr er fort, aufſpringend und in ſeine Pantoffeln ſchlüpfend, und den Schlafrock überwerfend: „Es iſt doch entſetzlich, wie närriſch der Menſch träumen kann. Ach, meine ſchönen Träume! —“

Pelliſſon.

Carlino.

Römiſches Faſchingsbild,

von

August Lewald.

Carlino.

Römiſches Faſchingsbild

von

Auguſt Lewald.

> „Welche Luſtigkeit in dem Muthwill ſchöner Menſchen!“
>
> A. Brentano, Ponce de Leon.

I.

Ein leichtes Gewölk entlud ſich in feinem Regen über den hohen Häuſern des Corſo und nöthigte die wenigen Masken, welche bei noch früher Tageszeit ſich daſelbſt herumtrieben, Schutz unter den Hallen und Arcaden der Palläſte zu ſuchen. Eine Geſellſchaft junger Leute, als buntſcheckige Arlechinos und graue Pulcinells gekleidet, lieſen einige Schritte weiter als ſie nöthig hatten, um mit lautem Kichern und

Schnattern das Portal eines nicht ſehr anſehnlichen Hauſes zu füllen, deſſen Fenſter, ganz der Sitte entgegen, dicht verſchloſſen waren. Sie fingen nicht nur an die Läden mit den üblichen Gipskügelchen zu beſchießen, die ein luſtiges Getrommel, gleich Hagelſchloſſen, darauf ertönen ließen, ſondern die Arlechinos hieben mit ihren Pritſchen, die Pulcinells klingelten mit ihrer Glocke ſo anhaltend und laut, daß bald die ganze Nachbarſchaft auf dieſes Gelärme aufmerkſam wurde; nur in dem Hauſe ſelbſt rührte und regte ſich nichts.

„Wenn ſie das nicht hört," ſagte endlich einer der Ausgelaſſenſten, „ſo müſſen ihre Ohren eben nicht die feinſte Beſchaffenheit haben —"

„Oder ſie hat ſie verſtopft, um nicht taub zu werden," fiel ihm ein Anderer ſchnell in die Rede.

„Iſt ſie's denn aber werth, daß wir edeln Jünglinge uns dieſe Mühe um ſie geben?" fügte ein Dritter hinzu.

„Das müßt Ihr unſern Freund Vincenzo fragen," rief laut lachend der Erſte," ich ſeh' es ihm an, daß er uns Alle verwünſcht, und lieber ſeine Guitarre hier ganz einſam ſtimmen möchte, um den Engelskopf an's grüne Gitter zu locken."

„Und könnte ſie's denn, ſelbſt wenn ſie mich hier unten vermuthete?" ſprach mit einem tiefen Seufzer eine anmuthige Stimme unter der ſchwarzen Larve hervor. „Nicht um Tereſa an's Gitter zu locken bin ich mit Euch gegangen, ſondern um dem alten Hanswurſten den Tod an den Hals zu ärgern, und darum laßt uns nicht aufhören, ihn zu beunruhigen!"

„Ei; ſeht doch, das Bürſchchen, den holden Sänger!" rief der Erſte.

„Unſere ſüßtönende Nachtigall vom Theater Valle!" erwiederte der Zweite.

„Und wißt Ihr nicht, daß die Galle der Nachtigall ein ſtarkes Gift enthält?" ſagte der Dritte.

Und wieder ging das Lärmen los. Die Confetti flogen, die Pritſchen klapperten, die Glocken klingelten, und dazwiſchen tönten die Worte: „Alter Arlechino! Höllenbraten! Finde Dich mit dem Teufel ab! Dieſe Nacht wirſt Du ermordet! Gieb Deine Schätze her! Deine Tereſa vor Allen! Erſticke am erſten Biſſen! Pickelhäring! Beſtie!" und immer luſtiges Gejohle hinterdrein, und Springen und Pfeifen.

Schon zeigten ſich Sbirren in einiger Entfernung, um das muthwillige Treiben dieſer Masken zu beobachten.

Mittlerweile war die Wolke vorübergezogen, der Corſo war wieder belebt, das Gedränge riß auch die Lärmenden mit fort, die ſich einen König erwählten und mit frohem Jubel vom Hauſe des gehaßten Alten Abſchied nahmen.

2.

Tief im Innern des Hauſes, entfernt von dem lauten Markte der Thorheit, ſaß im halbverdunkelten Zimmer ein kleines, altes Männchen, mit ſeltſam geformten, doch nicht unangenehmen Zügen, einen Roſenkranz in den Händen, und während er die Kügelchen durch die Finger rollen ließ, mit kleinen, halbgeöffneten, liſtigen Augen das Zimmer überſchauend.

Ein braunes Gewand, halb Schlafrock, halb Kutte, hüllte die Geſtalt ein, und den weißen Kopf bedeckte eine enganſchließende Kappe von ſchwarzem Sammt, die auf der Stirne eine Schnibbe bildete und dann dicht an den Augenbraunen fortſtreifend bis tief in den Nacken hinabreichte.

Um den Mund hatten ſich tiefe Furchen des Grames gelagert, die bleichen, ſchmalen Lippen waren von Kummer, einem nach unten gekehrten Hufeiſen zu vergleichen, und die ganze Erſcheinung brachte den gemiſchten Eindruck von Rührung und Heiterkeit hervor.

Die Umgebung des Männchens zeigte, welchen ernſten Betrachtungen er ſich hingab. Einige Gemälde von Werth, die Qualen der Märtyrer, ein jüngſtes Gericht und einen Sturz der Verdammten darſtellend, bedeckten die Wände, dazwiſchen Gebet- und Erbauungsbücher, einige Blumen vor der Madonna und dem Crucifixe und das vollſtändige Habit eines Bruders vom Orden des heiligen Franziskus, des Erſten und Erhabenſten aller Heiligen, welches anſtatt eines Spiegels am Pfeiler hing.

Trotz der Entfernung von der Straße tönte je zuweilen

Einiges von dem Lärm herauf, welchen die Maſken vor der Thür verübten, und dann zuckten die Glieder des Männleins gar ſonderbar zuſammen, ſeine Lippen bewegten ſich ſchneller und er ließ den Roſenkranz eifriger durch die Finger laufen.

Da trat plötzlich eine kleine, runde Frauensgeſtalt ein, die den ſchreiendſten Kontraſt zu ihm bildete.

Sie war in buntem Cattune gekleidet, kurz und drall. Die dicken, kleinen Füße trippelten unſicher einher, denn die Laſt des Bäuchleins war ihnen offenbar zu gewichtig. Rothe Hängebacken, große, fettige Augen, ein ſtarkes Doppelkinn, um das ſich, ſelbſt im Zorne, wie aus Gewohnheit ein ſtetes Lächeln gelagert hatte, und ein dickes Stumpfnäschen gaben den alternden Zügen der Fünfzigerin eine nicht zu beſchreibende Liebenswürdigkeit.

„Ah, Carlino, ſüßer Carlino!“ fing ſie gleich beim Eintreten an, „öffne die Fenſter und ſchau hinab auf die luſtigen Jungen, die allerliebſte Poſſen treiben vor unſerer Thür, und laut ſchreien, daß ſie Dich ermorden wollen. Wahrhaftig, ſie thun Dir eine Ehre an, die Du nicht mehr verdienſt, weil Du ein alter Sauertopf geworden biſt. Heut Abend zünde Dein Lichtchen an, und trete auf den Balcon hinaus und Du ſollſt ſehen ſie huldigen Dir Alle als dem Könige des Faſchings.“

„Schweig ſtille Marianne!“ erwiderte der Alte mit grämlicher Miene. „Ein Fieber ergreift mich, wenn ich dieſe

Thorheit nur aus der Ferne wittere. Hüte Tereſa wohl, daß ſie nichts bemerke von dem Höllentrödel."

„Ach, was würde das Kind jammern," ſprach Marianne, „ſähe ſie die Herrlichkeit von Weitem und dürfte ſich nicht drein miſchen. Ah, Carlino, warum biſt Du auf Deine alten Tagen ſolch ein Eſel geworden? Welch ein glückliches Alter könnten wir verleben! Wer mir jemals in meinem zwanzigſten Jahre in Paris geſagt hätte, Du ſollſt zum Faſching in Rom ſeyn, und nichts davon zu ſehen und zu hören kriegen, dem hätte ich recht derb in's Geſicht gelacht — ihn einen Verrückten geſcholten — oder ich müßte geglaubt haben, auf meine alten Tage könnte ſich mein heller Verſtand ſo verwirren — daß ich — nein! ich kann's noch gar nicht glauben —"

Hier unterbrach ein lautes Schluchzen ihre Rede, ſie führte die ſchwarzſeidene Schürze vor die Augen, und trippelte mit Ach! und O! auf und ab, gleich wie es die Columbinen des damaligen Theaters zu machen pflegten.

Der Alte ward ungeduldig und erhob ſich endlich, da die Scene, welche ihm Marianne vorſpielte, nicht aufhören wollte, von ſeinem Seſſel, lief mit kleinen Schritten zu ihr hin und rief, indem er den Kopf mit größter Schnelligkeit auf den Halswirbeln hin- und herkugeln ließ, und dabei die Arme vor den Bauch ſtemmte, im weinerlich gerührten Tone:

„Aber kann ich denn etwas dafür, Marianne? Sind wir nicht Beide die unglücklichſten Geſchöpfe auf der Erde? Ach! und welche Qualen erwarten uns jenſeits — wie freuen ſich die Teufel darauf! brr! ich fühle ſchon die hölliſchen Flammen! Geh', Marianne! verlaſſe mich — ſtöre mich nicht länger in meinen Betrachtungen — denke nicht mehr daran, daß Faſching iſt — bald haben wir Faſten — dann laſſ' uns des Lebens froh werden in Bußübungen aller Art — ja, Marianne, bald iſt die Teufelswirthſchaft zu Ende!“

Indem er noch ſo ſprach hörte man auf dem Gange vor dem Zimmer ein lautes Gelächter. Der Alte erbebte bis in die Zehenſpitzen, ſo verwundeten ihn dieſe Töne in ſolcher Nähe; aber Marianne war zur Thür gelaufen, guckte hinaus und kehrte dann ſogleich wieder zurück.

„Nein!“ ſchrie ſie, indem ſie die Hände in einem fort in die Höhe hob und wieder auf den Bauch fallen ließ, „Carlino! das mußt Du ſehen. Ich hatte heute Morgen meinen alten Smeraldinarock herausgeſucht und ergötzte mich daran, wie ich die bunten Bänder ſah und die lieblichſten Erinnerungen wieder in meinem Herzen wach wurden. Dabei überraſchte mich Tereſa.“

„Tereſa?“ rief erſchreckt der Alte.

„Nun ja,“ fuhr Marianne fort. „Sie wollte wiſſen, ob man in Paris ſich ſo niedlich kleide, und ob ich ſonſt mich ſo getragen hätte. Ich ſagte ihr natürlich nichts von Allem, weil Du es nicht haben willſt, und ſollſt Du's wohl denken, jetzt hat ſich das Engelskind ganz als Smeraldina coſtümirt, und ſpringt draußen herum mit dem ächten Anſtand, der naiven Grazie, dem vorgebogenen Kopfe, den Armen in der Seite, den trippelnden Füßchen, als hätt's ihr der erſte Meiſter gezeigt — o Carlino! welch ein Genie! komm' und überzeuge Dich ſelbſt!"

Sie machte die Thür weit auf und herein hüpfte eine Sylphengeſtalt in dem barocken Coſtüme einer Schauſpielerin der damaligen Zeit, das im Widerſpruche mit den zierlichen Wendungen und Drehungen, einen unausſprechlich reizenden Eindruck hervorbrachte.

Der Alte vergaß auf einen Augenblick Alles um ſich her und überließ ſich der uneingeſchränkteſten Bewunderung.

„Und wer hat Dir das gezeigt, Tereſa?" rief er endlich mit dem Ausdrucke der höchſten Begeiſterung, indem er unbewußt alle Lazzi, die das Mädchen ihm vormachte, nachzuahmen ſuchte.

„Ei, Niemand! Du kannſt's nicht ſo!" ſchrie das Mädchen trotzig und lief zur Stube hinaus.

„Ach," jammerte Marianne, „dieſer Schmerz iſt nicht zu ertragen! Würde das Kind Dich nicht eben ſo lieben wie mich, wenn Du weniger grämlich wäreſt, ſie nicht einſperrteſt, und ſie's wiſſen dürfte, daß Du ihr Vater biſt?"

„Schwatze nicht davon!" rief der Alte, „erforſche lieber wer ihr die Rolle der Smeraldina einſtudirt hat; denn daß man eine ſolch ſchwierige Parthie aus Inſtinkt ſo geben könne, daß glaubt kein Kunſtverſtändiger. Da ſteckt mein Neffe Vincenzo dahinter, der tolle Burſche! Doch, wie es ihm möglich wurde, das kann ich nicht begreifen. Halt! da zieht Eins die Glocke — Ein — Zweimal — das iſt der Abbé Mouton — öffne, und laſſe mich mit ihm allein, vor Allem aber ſorge dafür, daß ſich Tereſa nicht in der Teufelstracht vor ihm zeige und ſie ſogleich ablege."

3.

Der alte Mann, den wir in ſeinem ſeltſamen Haushalte ſo eben kennen lernten, hieß Carlo Antonio Bertinazzi, und war Niemand anders, als jener bewundernswerthe Schauſpieler, der nahe an ein halbes Jahrhundert das Pariſer Publikum in der Rolle des Arlechino auf dem italiäniſchen Theater daſelbſt entzückt hatte, der einen Enthuſiasmus erregte, wie es vor ihm keinem Künſtler gelungen war, und der ſo ſehr der Liebling der Damen wurde, daß die Vornehmſten einer Art von kleinen Bologneſerhündchen den Namen Carlino gaben und dieſe in ihrem Pompadour oder wohl gar im Buſen mit ſich herum trugen. Mit dem hohen Alter verbreitete ſich eine Melancholie in dem Gemüthe Bertinazzis, Gewiſſensbiſſe, eine damals noch im Rufe der Gottloſigkeit ſtehende Kunſt ein langes Leben hindurch getrieben zu haben, folterten ihn, er ging nach Rom und unterzog ſich dort, am Quell der Gnaden, den ſtrengſten Kaſteyungen. Marianne, ſeine ehemalige Smeraldine, einſt das munterſte Mädchen in Paris, und die Mutter ſeiner Tochter Tereſa, lebte bei ihm. Obgleich ihre Geſinnung noch ſehr am Weltlichen hing, ſo konnte ſein gutes Herz ſich nie entſchließen, die einſt von ihm geliebte Perſon zu verſtoßen.

Der Abbé Mouton trat jetzt eilfertig in das Zimmer, indem er ſich den Gypsſtaub von Hut und Rock wegzublaſen bemühte, womit die Confetti der Masken des Corſo ihn freigebig überſchüttet und ihm ein getiegertes Anſehen dadurch verliehen hatten.

Bertinazzi eilte ihm in banger Erwartung entgegen.

„Habt Ihr Nachricht von ihm, Monſu Abbate,“ rief er in ſeiner gewöhnlichen Weiſe das Franzöſiſche ausſprechend, „war es mein alter Jugendfreund, den ich heute Früh, aus der Meſſe kommend, unweit Sta. Maria Maggiore erblickte?“

Der Abbé, ziemlich wohlgenährt, ſetzte ſich ſchnaufend hin, indem er ſich mit dem Hute Luft zufächelte.

„Es iſt heiß bei Euch im Zimmer,“ näſelte er, „ja Bertinazzi — die Masken hatten eine ordentliche Hetze mit mir vor — das wußte ich wohl, daß es meines Gleichen an dieſem tollen Tage nicht anders zu ergehen pflegt, jedoch wollt' ich Euch nicht auf die angenehme Nachricht warten laſſen, die ich Euch zu überbringen habe.“

„So ſprecht doch nur — er war's alſo?“ rief lebhaft der Alte.

„Bruder Antonio von den Franziskanern,“ ſagte mit niedergeſchlagenen Augen und ehrfurchtsvoller Miene der Abbé.

„Antonio, ja, ſo hieß er — ich entſinne mich! Giovanni Vincenzo Antonio! mein innigſter Jugendfreund, mein Spielkamerad! Wo ſind die Zeiten hingeſchwunden? Wie wir damals ſo glücklich waren! Ach, mich hat das Verderben hinabgeriſſen in den Schlund der Hölle, und er iſt ein frommer Mann geworden!“

„Ja, wohl,“ fügte der Abbé hinzu. „Ein ſehr frommer Mann —“

„Wenn ich nur an ihn zu kommen wüßte — aber er wird nichts von mir wiſſen wollen —“ jammerte der Alte.

„Nicht doch,“ ſprach der Abbé.

„Und warum wandte er ſich denn von mir ab, und beſchleunigte ſeine Schritte, als ich auf ihn zutrat?“ fragte Bertinazzi weiter.

„Das mag wohl ſeine abſonderlichen Gründe haben,“ ſprach fein lächelnd der Franzoſe. „Genug, ich kann Euch die Verſicherung ertheilen, daß er ſich Euerer noch ſehr wohl erinnert.“

„Ach, das freut mich!“ rief entzückt der Alte. „Ihr werdet ihm doch nichts geſagt haben von meinem unglückſeligen

Wandel, das würde den heiligen Mann mir gewiß ſogleich entfremdet haben.“

„Im Gegentheile,“ erwiderte der Abbé, „ich habe ihm Alles geſagt, von Eueren Gewiſſensbiſſen und von Euerer Buße, und er ſchien innig gerührt davon —“

„O, ich Glücklicher — er wird für mich armen Sünder beten!“ ſprach Bertinazzi.

„Noch mehr,“ ſprach der Abbé, „er wird Euch beſuchen, um Euch ſeine Tröſtungen angedeihen zu laſſen.“

„Das will er?“ ſchrie der Alte außer ſich.

„Das wird er, noch dieſen Abend,“ berichtete der Abbé. „Sein Kloſter iſt unfern von hier. Während ſich Alles auf dem Corſo zuſammendrängt, um das Lichterſpiel zu treiben, will der fromme Mann, durch ein Hintergäßchen, in einen dunkeln, unſcheinbaren Tabarro gehüllt, Euch einen Beſuch abſtatten. Empfangt ihn mit Ehrfurcht, denn er ſteht hier in großem Anſehen wegen ſeiner Frömmigkeit, doch mögt ihr keineswegs die Zutraulichkeit verbannen, die Euer früheres Verhältniß erheiſcht. Er wird das auf jeden Fall gern ſehen. Doch jetzt, Ser Carlo, laßt die Maccaroni auftragen, denn ich muß Euch geſtehen, daß meine Zeit zum Eſſen da iſt, und ich um Alles in der Welt jetzt nicht den weiten Weg bis zum Venetianiſchen Pallaſte, wo meine Trattorie iſt, durch das tolle Gewühl zurücklegen möchte.“

Ohne Bertinazzis Einwilligung abzuwarten, ſtand der mit dem Hausbrauch ziemlich vertraut ſcheinende Abbé auf, und zog an die ſeitwärts hängende Klingelſchnur.

Mariane trat herein.

„Das Eſſen!“ ſagte Bertinazzi freundlich.

Während ſie nun aus einem Schranke das Gedeck hervorholte und Schinken, Käſe und Salami vorläufig darauf ſetzte, bemerkte der Abbé, daß ſie von Zeit zu Zeit die Schürze vor die verweinten Augen führte.

„Was hat Madame?“ fragte der galante Pariſer mit ungeheuchelter Theilnahme.

„Soll man nicht weinen?“ ſprach mit zitternder Stimme die alte Smeraldina. „Nichts ſieht man von der Herrlichkeit, Moccoli werden angezündet, und das arme Engelskind, die Tereſa, wird nicht ahnen, welche Welt der Luſtigkeit um ſie gaukelt!“

Sie ging hinaus um die warmen Speiſen aufzutragen.

„Laſſet die Weiber auf den Altan treten mit ihren Lichtern,“ ſprach bedächtig der Abbé, „während Ihr den Beſuch Eures Jugendfreundes empfanget. Ihr werdet ungeſtörter ſeyn können.“

Marianne erſchien, und mit ihr Tereſa, welche noch ſchmolte. Aber wie erheiterten ſich Beide, als Bertinazzi ihnen die Zuſicherung ertheilte, ſie dürften Abends vom Altane aus mit ihren Lichtern die Beluſtigungen auf der Straße in Augenſchein nehmen.

4.

Wer die Liebe kennt, weiß wie erfinderiſch ſie mache. Kein noch ſo mächtiger Damm vermag den glühenden Strom der Leidenſchaft aufzuhalten und was vermöchte wohl die kleinliche Vorſicht eines thörichten Alten. Wir wiſſen aus guten Büchern zur Genüge wie leicht Vormünder und andere ähnliche Iſegrimme von pfiffigen Liebesleuten überliſtet wurden und der Verſpottung anheim fielen.

Dem alten Selbſtpeiniger Bertinazzi erging es nicht beſſer. Sein Neffe Vincenzo, der nach Rom gekommen war, um auf dem Theater dieſelbe Kunſt auszuüben, die ſeinen Onkel ſo berühmt gemacht hatte, durfte, wie natürlich, deſſen Schwelle nicht betreten. Von ſeinem Vermögen, das nicht unbedeutend war, konnte er ohnedieß keinen Heller erwarten, weil es der Alte frommen Stiftungen vermacht hatte. Vincenzo ſollte nach ſeines Oheims Willen ſich dem Dienſte der Kirche widmen. Statt dieſer Geſinnung zu entſprechen band er aber jeden Abend die Maske von gebranntem Leder vor, ſchlüpfte in die Hülle von hundert bunten Fetzen, und führte die artigſten Schelmereien aus vor den Augen der ſtolzen Bevölkerung der Hauptſtadt der Welt.

Einem ſolchen Menſchen von Vincenzos Schlage tritt bei einem abenteuerlichen Streiche nicht eben viel Ueberlegung in den Weg.

Einem verliebten Arlechino wird leicht das ganze Jahr zum Faſching. Und verliebt war er, daß mußte Jeder, der ihn näher kannte, eingeſtehen.

Mit demüthiger Bitte hatte er ſich oft bei ſeinem Oheime gemeldet, doch immer war er zurückgewieſen worden. Aber Tereſa, die er bei dieſen Beſuchen zu ſehen bekam, war zu ſchön, als daß ſie auf ſein empfängliches Herz keinen Eindruck hätte machen ſollen.

Bald war ein Plänchen ausgeheckt, um ſie täglich ſehen zu können.

Die ehrlichen Brüder Franziskaner ſandten jeden Morgen durch einen Gärtnerburſchen dem frommen Carlo Bertinazzi aus ihrem Garten, den ſie ſelbſt beſtellten, ein Körbchen herrlichen Broccolis, ſaftiger Melonen, würzreicher Artiſchoken, oder anderer edler Gemüſearten, die von ihren Händen gehegt und gepflegt, in beſonderer Güte reiſten.

Dieß hatte Vincenzo kaum erfahren, als er dem Burſchen aufpaßte und ihn durch ein Geldſtück dahin brachte, ihm die Gabe der guten Brüder zu überlaſſen, um ſie dem alten Herrn einzuhändigen.

Die tägliche Wiederholung der ſilbernen Ueberredungskunſt verfehlte ihre Wirkung nicht, und der Gärtnerburſche ging bald nicht weiter als bis an das Eckhaus der Straße, wo Vincenzo wohnte, übergab ihm den Korb und ließ ihn für das Weitere ſorgen.

Der junge Schauſpieler hatte ſich ein Coſtüm zu dieſer Rolle verfertigen laſſen, das zierlichſte von Allen, die an beiden Ufern der Tiber getragen werden, und beſtellte ſeine Commiſſion ganz dem übernommenen Charakter gemäß.

Wie konnte es fehlen, daß die liebliche Tereſa bei aller Unbefangenheit auf den täglich wiederkehrenden, zierlichen Burſchen aufmerkſam wurde.

Er zauderte oftmals, ehe er den Korb ihr überreichte, um erſt irgend ein freundliches Wort ihr zu ſagen, und nach einiger Zeit ſtand ſie ſchon im Vorhauſe, um die Thür zu öffnen, wenn er läutete, und der alten Donna Marianna die Mühe zu erſparen, ſelbſt Korb und Artigkeit aufmerkſam von dem jungen Gärtner in Empfang zu nehmen.

Nach einem Monate war jeden Tag die Hausuhr, von dem Anläuten des Gärtnerburſchen bis zu ſeinem Fortgehen, regelmäßig um eine Stunde weiter gerückt. Tereſa wußte bereits, daß in der Verkleidung ein Liebhaber ſtecke, und ſah gar nicht ein, warum ſie ſich um den artigen Spaß bringen ſollte, den ihr dieſe Morgenbeſuche gewährten. Darum ſchwieg ſie davon.

Aber das Gelingen ihrer Liſt machte die jungen Leute zu unbedachtſam. Auch eine Stunde des glücklichſten Beiſammenſeyns genügte ihnen nicht mehr, und ſie überhörten das Schlagen der Uhr und den kreiſchenden Ruf Mariannes, der durch's ganze Haus erſchallte.

Wie ein Blitz fuhr ſie zwiſchen Beide, die in einer gar ſonderbaren Stellung in dem Zimmerchen des Erdgeſchoſſes einander gegenüber ſtanden.

Alles hatte Vicenzo der Geliebten bereits entdeckt und die Flucht zu einer gelegenen Zeit verabredet. Sie ſollte mit ihm, unter anderm Namen, zum Theater gehen, und weil ſein Kennerauge viel Talent in ihr entdeckt zu haben glaubte, ſo bemühete er ſich bereits ſeit einigen Tagen ihr die Schritte und das Benehmen der Smeraldine zu zeigen, und da ſie eine ungeheure Faſſungskraft beſaß, ſo war er jetzt daran, mit ihr jene niedliche Scene einzuſtudiren, in welcher Arlechino ſeine Geliebte zum Erſtenmale erblickt, und ihr mit neckiſcher Naivität ſeine Liebeserklärung macht.

Dem Geſchmacke der damaligen Zeit konnte nichts Anziehenderes geboten werden, und Kenner ve[redacted] nicht im Stande zu ſeyn, das Anmuthige einer ſolchen Scene zu beſchreiben, die freilich von der Art und Weiſe unſerer heutigen Arlechinos der Pantomime, gänzlich abwich.

Man kann ſich denken, welchen Eindruck das, was ſie ſah, auf das weiche Künſtlerherz der alten Smeraldine hervorbrachte. Sie wollte anfänglich zürnen, aber ſie vermochte es nicht. Nicht lange, ſo miſchte ſie ſich förmlich in den Unterricht, und ward ſo hingeriſſen, den beiden jungen Leuten zum innigſten Ergötzen eine Scene ſelbſt vorzuſpielen.

Dieſe Gutmüthigkeit bewog die Kinder leicht Alles zu geſtehen. Sie fielen, im Charakter, der Mutter zu Füßen und fleheten um ihren Segen, und man kann denken mit welcher Würde ſich die alte Smeraldina dabei benahm. Nie hat das Theater eine Scene von dieſer Wahrheit geſehen.

Aber damit war noch nichts gewonnen. Marianne, welche ihr Verhältniß zu Bertinazzi, und daß Tereſa auch ſeine Tochter ſey, dieſer ſtets verheimlicht hatte, durfte auch jetzt nicht ſprechen.

Alles, was ſie thun konnte, beſtand darin, daß ſie den Liebeshandel unter ihren Auſpicien fortbeſtehen ließ, und das Verſprechen gab, des Alten Geſinnung günſtig zu wenden.

Doch nichts wollte glücken. Alle Anfälle ſchlug er barſch zurück.

Wir haben geſehen, wie die liebliche Tereſa, als Smeraldine verkleidet, eine Liſt, welche die Mutter ausgeheckt hatte, und worauf ſie viel gab, von dem grämlichen Greiſe aufgenommen wurde.

So ſcheiterten alle Verſuche bisher.

5.

Ein heiterer Abend begünſtigte das Feſt. Auf Balconen und Altanen weheten die Flämmchen der angezündeten Lichter, und die tauſende auf der Straße beleuchteten die bunten Anſichten der Häuſerreihe, die mit Blumen und Teppichen geſchmückt waren. Wie Irrwiſche verlöſchten und entzünde ten ſich die hüpfenden Feuer, und der übliche Fluch: „daß ihr ermordet wäret!“ erſchallte überall, von Gelächter begleitet.

Es war ein Feſt der ausgelaſſenſten Thorheit. Wer wollte die Narrenſtreiche zählen, die an dieſem Abende verübt werden, wer wollte ſie zu beſchreiben wagen? Ein Nichts, ein fades Spiel, würd' es einem jeden Leſer erſcheinen, todt und geiſtlos, wär' es nicht im Stande uns ein Lächeln abzugewinnen, denn die Buchdruckerſchwärze iſt keine Farbe, und die feurigſte Schilderung gäbe kein Bild dieſes Lebens.

Aber mitten in dem Strudel erhält Alles Bedeutung. Wie ſie nur da ſind um zu genießen, wie ſie gierig einſaugen die Luft, von hunderttauſend Narrenlungen ein- und ausgeathmet und von holdem Unſinn ganz geſchwängert. Welche Laune das Alles gebiert!

Der traurigſte Lump, bringt er nur einen Schatz von Wahnſinn mit, ſo iſt er der König des Feſtes. Alles macht ſich den Spaß, ihm zu huldigen, man trägt ihn im Triumphe und er genießt die Freude, die manchem ernſthaften Regenten verſagt iſt, ſein Volk glücklich zu ſehen.

Die Bewohner der Gräber, welche ſonſt nur Angſt und Entſetzen verbreiten, wenn ſie — wie die Sage erzählt — zum Beſuche der Menſchen, ihrem gräßlichen Aufenthalte entſteigen, geben dieſer toſenden Volksmenge ſelbſt noch Veranlaſſung zu erhöheter Luſtigkeit. Weiße, ganz verhüllte Weſen, die ſich bald kleiner, bald größer zu geſtalten vermögen, ſchweben zwiſchen den Gruppen umher, und wo ſie erſcheinen, verbreiten ſie ein komiſches Erſchrecken und ein unvertilgbares Gelächter.

Der ſcheußliche Wahnſinn muß ſein Aeußeres vernünftigen Leuten borgen, die ſelbſt in dieſer Hülle noch Scherz zu verbreiten wiſſen.

Vor Allen aber ſind es jene lieblichen Erſcheinungen in unſcheinbares Grau gekleidet, ein blutrothes Herz auf der Bruſt und die große Glocke am Gürtel hängend. Die ſchwarze Naſe keck hervorreckend, ſpringen ſie zu Hunderten im Gewühle umher, und ſind die allgewöhnlichſten, allbeliebteſten Gäſte. Pulcinell und Pulcinella ſind die eigentlichen Einwohner, die Eingeborenen dieſes Schlaraffenlandes, die längſt das Bürgerrecht in dieſer ewigen Republik der Thorheit erlangt haben. Sie bewegen ſich aber auch mit einer Sicherheit, ſie herrſchen mit einem Uebergewichte, ſie wiſſen, daß es ihnen zukomme, und daß Niemand ihnen das angeſtammte Recht ſtreitig machen wird, da es einem Jeden freiſteht, ſich aus eigener Narrenmacht zu ihres Gleichen zu erheben.

Ueber dieſem Gewühle war Roms milder Frühlingshimmel ausgeſpannt, und die Millionen Sterne leuchteten aus der Unermeßlichkeit auf die Lichterchen herab, welche die Menſchen in den Händen trugen, die jener großen Weltenlichter gar nicht achteten. Aber tief unter den Sternen, und dennoch hoch über den Köpfen der ſich herumtumelnden Menge, ſtrahlten andere Sterne, mild und feurig, aus den ſtrengſchönen Geſichtern der Römerinnen, die von ihren Häuſern, von Fenſtern, Dächern und Balconen herniederſahen, und denen — ſo ſchien es — all dieß bunte Getümmel ſo eigentlich galt, weil es in ihnen große Freude zu erregen ſchien.

Am meiſten machten ſich die luſtigen Gärtnermasken, in ihren weißen, mit Blumen beſetzten Coſtümen, den Schönen bemerkbar. Sie trugen eine Art von Scheeren, die durch einen geſchickten Handgriff plötzlich bis zur Höhe der Balcone und Fenſter ſich ausſtreckten, und an deren Ende ein ſinnig zuſammengebundener Strauß, auch wohl gar ein duftendes Billetchen ſich befand, welche Gabe von den Damen freundlich in Empfang genommen wurde, und oftmals eine Quelle von ſtillern Freuden, bis weit in die trübe Faſtenzeit hinein, dem Geber, ſo wie der Empfängerin eröffnete.

Auch vom Balcone des finſtern Carlo Bertinazzi wehete ein alter Teppich herab, deſſen Farben wohl einſt glänzend geweſen ſeyn mochten, der aber dem ſchwarzen Eiſengeländer nicht eben zur beſondern Zierde gereichen konnte; mehr war dieß der Fall mit dem holden Mädchen, das gar phantaſtiſch und ſtattlich von Marianne ausgeputzt, ohne Larve, das Geſicht, nach Pariſer Sitte, mit einem Paar kleiner Schminkpfläſterchen und einer Brille von ſchwarzem Drath geziert, die das Blendende der Haut erhoben, mit jugendlicher Unbefangenheit und hochklopfendem Herzen die Herrlichkeit einer Traumwelt darin aufnahm.

Um ſo mehr war Tereſas Erſcheinung überraſchend, da man einen ſolchen Engel, in des alten Bertinazzis Umgebung, nicht vermuthete, von dem die unſinnigſten Gerüchte, durch ſeine Sonderbarkeit veranlaßt, im Munde des Volkes waren.

Gar herrlich wußte Marianne in den Scherz der Masken einzugehen, wie ſie es durch ihre frühere Uebung erlernt hatte, zur großen Freude ihrer Tochter, die des lauten Lachens kein Ziel wußte.

Da tauchte mit einem Male, gerade unter ihrem Balcone, eine befreundete Geſtalt aus den Volksfluthen auf.

Das Theater war geendet, und in dem Gärtnercoſtüme, das er täglich, wenn er mit den Gemüſen der Franziskaner kam, zu tragen pflegte, nur zierlich an dieſem Abende mit purpurglühenden Liebesblumen geſchmückt, ſtand Vincenzo da, die ſtarrblickende Maske zu den Frauen hinaufgerichtet, welche ſeine in Liebesfeuer und Sehnſucht ſchwimmenden ſchönen Augen ihren Blicken entzog.

Mit leiſem Ah! erblickte ihn Tereſa, und ſogleich ſchob ihr die mit geſchicktem Schwunge emporgeworfene Scheere ein Billetchen in die Hand, das ſie haſtig erbrach, und mit Hülfe ihres Kerzchens ſogleich folgende Worte las:

„Licht meines Lebens! Das Theater hat bis jetzt gedauert. Aber nun iſt es ſchon bald Mitternacht und dann ſinkt all dieſe Seligkeit in das Grab von zwölf traurigen Monaten. Alle Masken zerſtieben, als wären ſie aus Nichts gewoben, und auch ich werde dieß Schickſal theilen müſſen — wenn nicht Deine Huld — Tereſa! es mir vergönnt, in Deiner Nähe, an Deiner Seite, dieß beglückende Daſeyn länger fortzuſpinnen.“

Marianne hatte ſich nach einer andern Seite gekehrt, um mit einem närriſchen Quacquero ein tolles Geſchwätz zu unterhalten. Tereſa ſah ängſtlich nach ihr, dann wieder in das Zettelchen, und wußte nicht, was ſie eigentlich zu thun hatte. Der kühne Gärtner aber wußte es weit beſſer. Denn im Nu war er an Säulen und Laubwerk, von dem architectoniſchen Schmucke, womit die Häuſer in Rom mehr als anderswo geziert erſcheinen, begünſtigt, zu dem nicht ſehr hohen Balcone hinangeklettert und hatte dem Mädchen das Lichtchen ausgeblaſen, in dem er dem Feſte ſein Recht widerfahren ließ, und ſo lieblich, wie Gruß, ihr die unerläßlichen Worte dabei zuflüſterte: „Daß Du ermordet würdeſt, mein ſüßes Leben!“

Grell ſchreiend, warf Marianne ihren Kopf herum, und eilte herbei, ihrer Tochter Licht wieder anzuzünden, deren Wangen dieß leicht bewerkſtelligt hätten, ſo loderten ſie auf in Gluth des Entzückens.

Was war zu machen! Denſelben Weg den verliebten

Waghals zurückzuſenden, dazu war Mariannens Herz nicht grauſam genug, ihn durch's Haus zu führen, in dieſem Augenblicke, war nicht räthlich, da Bertinazzi noch wachte und den Beſuch ſeines Jugendfreundes, den der Abbé am Morgen ihm gemeldet hatte, bei ſich ſah. Daß der Alte nicht auf den Balcon kommen würde, das konnte mit Beſtimmtheit angenommen werden.

„Wird ja bald die ernſte Stunde ſchlagen, wo die ganze Welt ſich in Sack und Aſche hüllt,“ dachte Marianne, „und dann hat ohnedieß Alles wieder ein Ende. D'rum laßt uns die karg zugemeſſenen Secunden ganz genießen!“

Und ſie ergötzte ſich aus der Ferne daran, wie Vincenzo ſo ehrbar und ſchön mit Tereſa that und hing mit liebenden Mutteraugen an der Gruppe.

6.

In des alten Carlo Zimmer ſaßen indeß bei glimmendem Kamine und hellbrennender Lampe die beiden Freunde, die ſich ſeit früheſter Jugend nicht mehr geſehen hatten, in traulichem Geſpräche.

Bruder Antonio war ein hochgewachſener Mann, mit ſtrengen, doch angenehmen Geſichtszügen, an Jahren ſeinem Freunde Bertinazzi beinahe gleich. In ſeinen Worten ſpiegelte ſich der herzlichſte Antheil an Carlos Schickſal, mit Vergnügen ließ er ſich von ihm ſeine bunten Lebensfahrten mittheilen und ſuchte mit Kraft und Milde ſeine Beſorgniſſe für die jenſeitige Zukunft zu heben.

„Wer hätte das denken ſollen,“ rief Carlo aus, „wie wir uns als Jünglinge kannten, daß unſere Bahnen, ganz unſern Charakteren entgegen, ſo von einander abweichen würden! Ich, der Ernſte, Stillbrütende, nur nach Innen Gerichtete, zur Selbſtbeſchauung Aufgelegte, mußte nun mein ganzes Leben hindurch, das leichtfertigſte Volk der Welt mit Poſſen und Zoten unterhalten, und es mir zur Ehre ſchätzen, daß loſe Weiber meinen Namen ihren Hunden gaben! Ich, zu Höherem und Beſſerem geboren, ſollte verdammt ſeyn, den Launen des Pöbels zu fröhnen, um in frechen Spielen, welche die Kirche verflucht und der Ernſt des Weiſen verachtet, die entartete Menge zu ergötzen! und Du — der Du in heitern Scherzen und loſen Streichen die Jugend verlebteſt, Dich leitet der gütige Himmel zum Quell der Gnaden; Du erhältſt die Weihen, Du erſcheinſt mir jetzt ein Heiliger auf dem Pfade des Sünders! Sprich, nicht mein Freund, nicht mein Antonio, nein! mein Vater! wird ſich der Himmel meiner erbarmen? wird er meine aufrichtige Buße annehmen und mich eingehen laſſen in das Reich des Herrn?“

Sein Blick hing an dem Munde Antonios, deſſen Lippen ſich mit ſanftem Lächeln öffneten.

„Ich betrachte es als eine beſondere Gnade der ewigen Vorſehung, daß mir vergönnt iſt, Deine drückenden Zweifel zu heben," begann er endlich. „Möge Dich der Wahn für immer verlaſſen, als verfluche die Kirche das Gewerbe, das Du triebſt, und das darin beſtand, den Menſchen den Druck der Tageslaſten durch angenehme Scherze zu erheitern. Dein reiner Sinn, den ich an Dir kannte, Deine Reue, die Du jetzt über Dein zurückgelegtes Leben empfindeſt, ſind mir Bürgen, daß Du die Achtung der Beſſern verdienteſt, und der Ruhm, den Du Dir errangſt, und der bis zu mir drang, daß Du ein tüchtiger Künſtler warſt."

„Bis zu Dir, Antonio?" rief erſtaunt Bertinazzi. „Iſt es möglich, daß in Deine ſtille Zelle ein Ruf wie der meinige dringen konnte?"

„O, wüßteſt Du, Carlo, wie viel Wünſche, Hoffnungen und Begierden unſere Zellen begraben?" erwiderte der Andere. „Wie lebensluſtig unſer Blick hinausſchweift in die heitere Welt mit ihren bunten Erſcheinungen, bis ihn die Zeit ertödtet und abſtumpft, und er ſich daran gewöhnt, nur die ehrfurchtgebietenden Dinge ſeiner Umgebung zu betrachten. Schätze Dich glücklich, Carlo, daß Dir der Himmel nicht dieſe Laſt der Heiligkeit hienieden auferlegte, daß er Dich ein Menſch ſeyn ließ, froh mit andern Menſchen. Eine Zeit wird kommen, und ſie iſt nicht mehr fern, wo der Schimmer der Heiligkeit verſchwinden wird vor dem wahren Glanze der Menſchenwürde. Kein Menſch ſtrebe danach, ein Heiliger werden zu wollen, wir ſind aus zu grobem Stoffe gemacht. Der Menſch begnüge ſich damit, es ganz, im wahren Sinne zu ſeyn!“

„Armer Bruder!“ ſprach Carlo zögernd, „mit dieſen Geſinnungen kannſt Du in Deiner Zelle nicht glücklich ſeyn!“

„Ich bin es, ja!“ ſagte ernſt Antonio, indem er ihm die Hand drückte. „Ich bin es in dieſem Augenblicke in einem höhern Grade als je; ich fühle Kraft in mir die Menſchheit zu beglücken, ich vermag viel zu wirken, ich kann Dir, meinem innigſten Freunde, Troſt und Ruhe in's Herz gießen! Wie ich Dich am Morgen erblickte, wie ich meinen Augen kaum trauen wollte — ach! wie gern hätt' ich Dich da ſchon an's Herz gedrückt! aber ich bin zu ſehr gekannt in Rom, ich war in weltlicher Tracht, wie Du ſahſt, wollte kein Aufſehen erregen, und entfernte mich ſchnell, um jetzt ganz ungeſtört die Freude des Wiederſehens zu genießen. Ach! wie alle Jugenderinnerungen wach in mir werden! Carlo, es waren ſchöne Tage! Ohne Ehrgeiz, ohne Plane, ohne ernſte Wünſche, unbekannt mit der Welt, lebten wir nur dem Vergnügen! Es war der Lenz — Alles in Blüthe — ewiger Sonnenſchein — himmliſche Muſik der Sphären! o Jugendzeit! zauberiſche Erinnerung! ſeliges Thal, wo ein ſorgloſer Schlummer uns umſing, den ſelige Träume belebten. Nun haben Nebel Dich den Blicken entzogen — und nur Dein Wiederſinden zerſtreut ſie und ich ſehe es wieder in ſeiner ewigen Anmuth!“

„Auch Dein Stand macht nicht glücklich,“ ſagte ernſt Bertinazzi; „auch Du beklagſt eine verlorene Glückſeligkeit!“

„Ich bin glücklich, ſag' ich Dir! glücklich vor allen meinen Brüdern!“ ſprach wiederum der Freund.

„Du wirſt wohl hoch geachtet in Deinem Kloſter?“ fragte Bertinazzi.

„Ich kann darüber nicht klagen,“ entgegnete Antonio, deſſen Züge nun die gewohnte Heiterkeit wieder zeigten.

„Deine Obern lieben Dich?“ fuhr der Andere fort.

„Die Obern? zum Theil!“ verſetzte Jener.

„Sie neiden Dir wohl Deine Einſicht, ſie fürchten wohl Du könnteſt Dich über ſie erheben?“ fügte Bertinazzi hinzu.

„Sie fürchten mich,“ ſagte mit großem Ernſt Antonio; denn mein Augenmerk geht dahin, das Volk der Chriſten, die große Gemeinde, auf den Weg der Erkenntniß zum Heile zu führen.“

„Solch weitausſehende Plane haſt Du?“ rief überraſcht Bertinazzi. „Ei, die mag wohl noch kein Bruder Deines Ordens gehabt haben; Dich plagt ein ſtarker Ehrgeiz, wie ich ſpüre.“

„Wahr ſprichſt Du, Carlo,“ ſagte der Freund,“ kein Anderer meines Ordens, oder meines Standes, hat wohl je meine Plane gehegt. Doch nicht Ehrgeiz beſeelt mich mehr, das magſt Du mir glauben! Unſer trauliches Geſpräch iſt nun aber zu ernſt für das Wiederfinden zweier Freunde geworden — ich kam in der heiterſten Stimmung von der Welt her und möchte nicht gern das Herz voll trüber Gefühle, mit Gedanken an meine Feinde und meine Plane, von hinnen weggehen. Es iſt ein Feſt der Erinnerung! Der Himmel hat uns erlaubt einen langen Weg zurück zu gehen, und wenn auch nur für einen Augenblick, ſo wollen wir dieſe Gnade mit freudigem Danke genießen. Viel hörte ich von Deiner Kunſtfertigkeit, Carlo, nie ſah ich dergleichen. Ich hege die Meinung, wenn ich Dich in Deiner Vollendung geſehen, alle andern Genüſſe dieſer Art leicht entbehren zu können. Mein Stand ſchließt mich aus von jenen Verſammlungen, wo die Kunſt ihre heitern Reize entfaltet; was ich davon in meiner Jugend auf offenem Markte ſah, kann wohl mit dem, was Künſtler Deiner Art leiſten, nicht im Entfernteſten verglichen werden. Darum gieb mir ein Schauſpiel dieſer Gattung, laſſe es Dir gefallen, Deinem alten Freunde ein ſeltenes Feſt zu bereiten!“

„Du wollteſt es mit anſehen,“ rief Carlo, „wie ich — nein — es iſt nicht möglich! In dieſem Schlafrocke ging es nicht an, und ich ſollte die Teufelslivree wieder anziehen?“

„Ziehe Deine Livree getroſt an,“ ſprach lächelnd der Freund, „ſie iſt nicht des Böſen! Laß mich die angenehme Erinnerung dieſes Augenblicks mit mir fortnehmen, damit das heitere Bild des Freundes mich ſtets begleite —“

„Wir werden uns ja wohl noch öfter wiederſehen!“ ſprach Carlo.

„Du wirſt mich oft ſehen,“ verſetzte Antonio, „doch ſo vertraulich einander gegenüber ſchwerlich mehr. Auf, Carlo, beginne Dein Spiel, die Zeit verrinnt, und ich bin wahrlich begierig es zu bewundern.“

Carlo war ſtillſchweigend in ein Nebenzimmer gegangen, und trat nun mit dem Harlekinshabite, der Pritſche und Maske daraus hervor.

„Wenn Du es denn ſo haben willſt?“ ſprach er ernſt, „ſo mag es d'rum ſeyn! ich werde mich aber nur ſchwer in die rechte Laune finden. Und wenn ich's thue, ſo geſchieht es nur, um Dich zu befriedigen, und Dich zu vermögen, Deine frommen Gebete, um Verzeihung meiner Sünden, zum Himmel zu ſchicken.“

Der alte Mann war nun darüber her ſich in's Zeug zu werfen, und Bruder Antonio mußte ſchon mit Hand anlegen, um die Häkchen zu befeſtigen, den Gürtel zuzuſchnallen und was dergleichen Hülfsleiſtungen mehr waren. Nun ſtand er da, ganz in der Tracht der italieniſchen Scene; ſein Freund ſaß ihm gegenüber, neugierig auf ihn die Blicke gerichtet.

„Siehſt Du,“ fing er nun an, „ſo trat ich gewöhnlich auf, und dieſe kleinen Galoppaden, dieſe Wendungen des Kopfes, dieſer Schwung der Pritſche waren genug, um die guten Pariſer in lauten Jubel ausbrechen zu laſſen.“

Der Freund nickte beifällig mit dem Kopfe.

„So machte ich meine Lazzi, wenn ich Smeraldine einher kommen ſah,“ fuhr er fort; „dieß war mein Kompliment für ſie, ſo nahm ich ihre Hand —“

„Wenn Du Deine Erklärungen laſſen wollteſt,“ ſprach Antonio, „das ſtört den Effekt. Spiele mir lieber, ich bitte Dich, eine Scene —“

„Ich wollte wohl,“ ſagte Bertinazzi, der nun ſchon in Feuer gerathen war, „wenn Du die Güte haben wollteſt die Parthie der Smeraldine zu machen.“

„Ich?“ rief erſchreckt Antonio aus; „das wär' ich nicht im Stande!“

„Doch, doch!“ fiel ihm Carlo in's Wort, der nun ganz Eifer, ein dünnes Büchlein aus der Kammer herbei geholt hatte und es dem Freunde in die Hand gab. „Dieß iſt die Comödie „von der Entſtehung des Arlechino“, der Part der Smeraldine iſt darin ganz ausgeführt durch den berühmten Gherardi, und Du darfſt nur mit zarter Stimme ihre Worte ableſen, ich werde Dir dann immer extempore antworten.“

Mit ſanft ablehnender Miene ſchob Antonio das ihm dargebotene Heft zurück.

„Ich würde nur Alles verderben,“ ſagte er, „denn meine Stimme taugt wohl wenig dazu Dir die nöthige Illuſion zu bereiten. Auch käm' ich um allen Genuß dabei. Verſuch' es nur, mir Deine Reden ohne Einſchaltungen und Unterbrechungen vorzutragen, das iſt Alles, was ich wünſche.“

Ohne darauf zu antworten, lief Carlo, als hätte er einen plötzlichen Einfall, zur Thür.

„Wo willſt Du hin?“ fragte überraſcht Antonio.

„Ich habe ein junges Ding im Hauſe, das ſo ganz von Ungefähr mir heute ein Pröbchen von Talent gab, und ich will ſogleich —“

„Halt!“ rief nicht ohne Heftigkeit der Freund, „ſo wie noch ein Anderer zugegen wäre, müßte ich dieſem Genuſſe entſagen, weil er bei meinen ſtrengen Obern mir zum Nachtheile gereichen könnte.“

„Wohlan denn!“ ſprach Bertinazzi, „ſo will ich Dir einen großen Monolog vorſpielen. Verhalte Dich ruhig und ſchenke mir einige Aufmerkſamkeit!“

Die Scene, die nun folgte, hätte ganz vortrefflich ihr Ende erreicht, wenn nicht plötzlich bei dem guten Antonio ein ſchon ſeit lange nur mühſam unterdrücktes Lachen ſich einen gewaltſamen Ausbruch gebahnt hätte. Es war gar erfreulich anzuſehen wie ſehr ſich der heilige Mann ergötzte.

„Ich habe meine Luſt geſtillt,“ ſprach er in der Pauſe, die ihm das Lachen vergönnte, „und danke Dir! Ich kann mir nun wohl denken, welche Luſt das heitere Volk der Pariſer an Deinem Spiele haben mochte, da es auf meinen Ernſt dieſe Wirkung hervorbrachte. Nein, Carlo! gebe Deine trüben Grillen auf, dieſe harmloſe, freundliche Kunſt, die der Menſchen Bruſt erweitert, indem ſie ihr Herz mit Freude erfüllt, führt keine ewigen Strafen in ihrem Gefolge. Es war ein ſchöner Beruf, den Du ausfüllteſt hienieden, genieße in Ruhe Deiner noch übrigen Tage, und denke mit innerer Zufriedenheit an die zurückgelegte Laufbahn!“

Hiebei hatte er ſeines Freundes Hand ergriffen, der ſie plötzlich zum Munde führte und mit heißen Thränen benetzte.

„Was iſt Dir?“ fragte Antonio, indem er nur mit Mühe ſeine Hand dem weinenden Arlechino entzog.

„Deine Worte, Antonio, träufeln wie Balſam in mein verwundetes Gemüth!“ ſprach Carlo; „wie hätte ich denken können, daß mir der heutige Abend, bei deſſen tollem Lärm mir alle meine Sünden einfielen, ſolches Heil beſcheeren würde?“

„Der tolle Abend wollte ſein Recht,“ ſprach der Andere, „wir haben es ihm Beide gezollt. Doch nun erlaube, daß ich mich entferne. Eine ernſte Zeit nahet und verlangt, daß ich mich ſammle.“

Bei dieſen Worten nahm er ſeinen dunkeln Mantel und warf ihn um die Schultern.

„Und werde ich Dich wiederſehen?“ ſprach Carlo.

„Du wirſt —“ antwortete Antonio, ihm freundlich mit der Rechten die Schulter berührend — „morgen ſchon ſollſt Du mich ſehen — zur Meſſe in der ſixtiniſchen Kapelle. —“

„Ich werde mich dort einfinden,“ ſagte Bertinazzi, und ergriff das Licht, um ſeinen Freund bis zur Hausthür zu begleiten, der ihn darum gebeten hatte, um von keinem Andern der Mitbewohner bemerkt zu werden.

Ermüdet, doch leichten Herzens, ſtieg Carlo Bertinazzi wieder die Treppe hinauf, um ſich in ſein Zimmer zu begeben; aber Marianne und Tereſa, die eben vom Balcone traten, wo ſie der ſchöne Vincenzo verlaſſen hatte, erblickten den Alten in ſeiner Theatermaske. Voll Verwunderung beſchloſſen Beide ihn am andern Tage deßhalb zu befragen, und Marianne vermuthete nichts anderes, als daß eine Sinnesänderung bei ihrem Carlo ſich zugetragen habe und fußte darauf mit ſchönen Hoffnungen.

Wie toll jubelte zwar noch Alles auf dem Corſo, denn den Masken galt es ja der letzten Augenblicke theilhaft zu werden, da die Mitternacht nicht mehr fern war; aber die Leutchen auf dem Balcone Bertinazzis hatte das Knarren der Hausthür, und die daraus ſchlüpfende dunkle Geſtalt, die ſich recht geheimnißvoll in einen unſern haltenden Wagen warf, an den Abſchied von dieſer Herrlichkeit und raſchen Aufbruch gemahnt. Die Trennung Vincenzos und Tereſas war kurz, denn ſie ſollte ja ihren Gärtner andern Tages wieder ſehen.

7.

Bei frühem Morgen ſah es in dem großen Corſo wie in einem Saale aus, wo vorigen Tages ein Ball gehalten worden war. In jedem Winkel erblickte man Spuren der geweſenen Luſtbarkeit. Buntes Papier, die niedlichen Hüllen lieblicher Süßigkeiten, Stückchen Band, Nadeln, weggeworfene Larven, die ungeheuere Menge von Stühlen, in Haufen geſtellt, um weggefahren zu werden, und Alles eingehüllt in feinen Gipsſtaub, der durch das Zuſammenkehren der Confetti hervorgebracht wurde, und die Gegenſtände wie durch Nebel ſehen ließ.

So Mancher, der in voriger Nacht des Lärmens kein Ende finden konnte, entriß ſich mit Mühe dem erquicklichen Schlummer, und ſchickte ſich an zur ernſten Bußübung, welche ihm von der tiefen Betrachtung auferlegt wurde:

„Was da lebt und webt auf Erden,
„Muß zu Staub und Aſche werden! —“

Aber auch mancher dehnte ſich noch im beglückenden Traume, und vernahm darin das feierliche Glockengetön, das durch die Lüfte ſich über Rom erſchütternd vernehmen ließ, und horchte noch immer dem ſchrillenden Geſchnatter der Masken, das der Traum ihm vorſpiegelte.

In Bertinazzis Hauſe fand Beides Statt.

Während Carlo mit inniger Erhebung eine feſtliche Toilette machte, um ſich in die ſixtiniſche Kapelle zu begeben, färbte noch ein lieblicher Schlummer Tereſas blühende Wangen mit höherer Röthe.

Im dunkeln Sammtkleide, umſäumt mit ſchmalen Blumenzweigen aus buntfarbiger Seide geſtickt, die übrigen Kleidungsſtücke von ſchwarzem, ſchweren Seidenſtoff, und der kleinen weißgepuderten Perücke, Degen und Hut an der Seite, ſo ſtand Bertinazzi da, in dem anſtändigen Koſtüme eines feinen Weltmannes der damaligen Zeit, um ſich zu Fuße, wie es die Demuth gebot, nach der ſixtiniſchen Kapelle zu begeben.

In großer, innerer Bewegung ſchritt der alte Mann aus ſeinem Hauſe über die Straße, und immer beklommener, immer ahnungsvoller erfüllt ward ſeine Bruſt, je näher er dem Heiligthume kam.

Nun trat er ein in den wunderbaren Bau und ſah ſich von Michel Angelos Wunderwelt umfangen, kein Glanz umgab die heilige Handlung, nur Hoheit und Andacht athmete die Feier. Selbſt die Fürſten der Kirche, im Chore verſammelt, hatten den Purpur abgelegt und erſchienen an dieſem Tage in ein dunkles Violett gekleidet, ein Zeichen der Ehrfurcht vor dem Höchſten, jeden Eintretenden ſtrenge mahnend ſich aller Gedanken, die Hochmuth und Dünkel eingeben konnten, zu entſchlagen.

Carlos Augen waren nun tief geſenkt, um das ſtille Gebet, das ſich aus ſeiner Bruſt drängte, durch keinen äußern Eindruck zu ſtören; jetzt hatte er geendet, und erhob den Blick, um ihn auf den Hochaltar zu heften.

Aber wer könnte das betäubende Erſchrecken ſchildern, welches ſich des armen, alten Mannes nun bemächtigte. Von Schwindel ergriffen, mußte er ſich an einen Pfeiler feſthalten, um nicht hinzuſinken. Die Figuren des jüngſten Gerichtes, die ihn umgaben, kreiſ'ten rieſengroß dicht vor ſeinen Augen. Die gefallenen Engel umſchwirrten ihn mit dem mächtigen Flügelſchlage, die Sibyllen wandten auf ihn durchbohrend die ſtrengen Blicke, und die verſchränkten Glieder der im jähen Sturze begriffenen Verdammten umkrallten ihn und zogen ihn zu ſich und hinab in den Pfuhl ewiger Qualen. Er war vernichtet, anheimgefallen den Rieſenphantomen, womit des Meiſters mächtige Schöpfungskraft dieſen Zauberraum erfüllte.

Endlich ließ der Wirbel nach, der ihn ergriffen hatte, mildklagende Stimmen ſchallten wie himmliſche Muſik durch das Gewölbe, ſeine Beſinnung kehrte wieder.

Ein furchtbarer Traum, ſo dachte er, hatte ihn geängſtigt. Er ſchloß die Augen, und ließ das, was ihn ſo eben ſtark ergriffen hatte, noch einmal vor dem innern Sinn vorüber ziehen.

Am Hochaltare hatte er ſeinen Jugendfreund geſehen, nicht unter den Kardinälen, ſondern allein knieend, als Haupt der geſammten Chriſtenheit, für ſie Vergebung erflehend von dem ewigen Throne der Erbarmung. Sein Antonio, ſein Spielkamerad, mit dem er noch geſtern — es war nicht zu denken! — irgend ein neckender Teufel übte dieſe Macht über ihn aus, er ſah in ſich den Verworfenſten der Menſchen, da an heiliger Stätte der Hölle ſolches Recht über ihn eingeräumt war.

Mit Mühe nur entſchlug er ſich der furchtbaren Gedanken, mit dem feſten Willen, durch aufrichtiges Gebet des Satans Macht zu brechen. Langſam näherte er ſich dem Altare und richtete feſt die Augen dahin. Doch nicht wich die Täuſchung.

Der heilige Vater, der dort kniete, deſſen Gebet für Alle zum Himmel ſtieg, es war Antonio, ſein Freund. Jetzt erhob er ſich, er wandte ſich zum Segen, Alles ſtürzte nieder, Carlo hob den fragenden Blick hinauf zum Himmel, und das Auge des Papſtes, des ſegnenden Vaters, begegnete ihm, und es war Antonios milder Blick — Antonios Züge — denn Antonio war — Clemens der Vierzehnte! —

Nun war es kein Traum der verſtörten Einbildungskraft. Hin ſenkte ſich die Stirne des greiſen Arlechino auf den kalten Marmorboden der Kapelle, und Thränen benetzten ihn, und ſein Herz floß über in Dank und Erhebung, und alle trüben Gedanken ſchwanden, denn welch ein Glück konnte das ſeinige aufwiegen, der höchſte Troſt war ihm geworden aus dem Munde des Statthalters Gottes auf Erden.

Das Amt war zu Ende, der Pabſt entfernte ſich, von ſeinem Gefolge begleitet, und noch immer ſtand Carlo da, mit bebenden Lippen, leiſe Gebete murmelnd, und wankte, als die glänzende Erſcheinung ganz aus ſeinem Sehkreiſe entſchwunden war, hinaus, ſeinem ſtillen Hauſe zu, deſſen Schwelle er mit ſeltenen Gefühlen, mit einem Herzen, der roſigen Freude zugewendet, wieder betrat.

8.

Beim Eintritte in ſein Haus mußte Carlo Bertinazzi ſich ſogleich in das Zimmer des Erdgeſchoſſes begeben, weil er ſo ſtark ergriffen war, daß er nicht die Treppe hinanzuſteigen vermochte.

Hier überraſchte er das Pärchen, das ungeſtört zu ſeyn glaubte, und ſich ganz rückſichtslos der ſüßeſten Unterhaltung hingab.

Marianne hatte ſo eben Vincenzo die Mittheilung gemacht, wie ſie geſtern den Alten im Arlechinokoſtüme von der Hausthür herauf habe gehen ſehen, und ſie waren eben darüber her, ihre Folgerungen zu machen, als Carlo ins Zimmer trat.

Sie erſchracken dergeſtalt über des guten Alten verſtörtes Ausſehen, daß Niemand an die eigene Verwirrung dachte, worin ihn die überraſchende Erſcheinung verſetzte.

Aber Carlo ſchien mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als daß er ſeiner Umgebung große Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte.

Er ſetzte ſich und athmete in kurz auf einander folgenden Zügen, fuhr ſich einmal über das Andere mit der flachen Hand über Stirn und Augen, und grüßte ſeinen Neffen Vincenzo, als ſey er gewohnt ihn täglich in ſeinem Hauſe zu ſehen, und bemerkte nicht einmal das Gärtnerkoſtüm, worin er gekleidet war.

Tereſas Winke entfernten den jungen Menſchen bald, der, von der Güte des alten, ſonſt ſo grämlichen Oheims überraſcht, gar nicht Luſt hatte ſich von dieſem lieben Orte, wo er ſich nun ſo heimiſch fühlte, zu trennen.

Mit der Zentnerlaſt, die von Carlos Gewiſſen abgewälzt war, fingen menſchliche Regungen, wie verſcheuchte Sommervögel, die unter dem friedlichen Dache des Landmannes niſten, wieder an in ſein Herz einzuziehen. Er ſprach dabei wenig und lächelte freundlich in ſich hinein.

So nahete die Stunde des erſten Faſtendinees, wo es der herrlichen Seefiſche und anderer ausgeſuchter Leckerbiſſen auf den Tiſchen aller Römer gab, und es war daher keine ſehr überraſchende Erſcheinung den Abbé Mouton bei ſeinem Freunde Bertinazzi einkehren zu ſehen. Mehr war es jedoch ſeine Miene, und die heimliche Eile, womit er den alten Carlo drängte, ihm eine Audienz in ſeinem obern Zimmer zu gewähren.

Dort angekommen, rief der Alte ſogleich aus: „Aber iſt es denn möglich, Monſu Abbate?"

Dieſer, ſtatt aller Antwort, überreichte dem Fragenden, mit feinem Lächeln, ein kleines Schreiben, mit grünem Wachſe geſiegelt, worauf ein Familienwappen abgedruckt zu ſehen war.

Bertinazzi riß es haſtig auf und las dieſe Worte:

„Theurer Jugendfreund!"

„Du weißt nun wer ich bin, und wirſt mir ein Recht einräumen Dein geängſtigtes Herz von ſeiner Laſt zu befreien. Mit Liebe bin ich Dir ſtets zugethan, und es wird mich freuen zu hören, daß Du Dich einem heitern Lebensgenuſſe, der Deinem Stande angemeſſen iſt, wieder hingabſt. Sind meine heiligen Funktionen in Rom geendet, ſo lockt mich der milde Frühling nach Caſtell Gandolfo. Dort, fern vom Gepränge der Welt und der Kirche, gehöre ich mir an, und die Augenblicke, wo ich der Sorgen mich zu entſchlagen hoffe, würden durch Deine Gegenwart einen beglückenden Reiz empfangen. Ich werde dorthin meinen lieben Freund berufen laſſen. Dein alter

„Antonio Ganganelli."

Nun war Bertinazzis Glück auf der höchſten Stufe. Eine ſolche Heiterkeit hatte ſein ganzes Weſen erfüllt, daß — hätten ſich noch finſtere Grillen ſeiner bemächtigen können —

dieſe ihm wie Sünde vorgekommen ſeyn würden, obgleich die ernſte Faſtenzeit ſo eben begonnen war.

Ein üppiges Mahl vereinigte die frohen Leute, auch Vincenzo wurde herbeigeholt; das volle Glas mit feurigem Montepulciano wurde oft geleert und ſchnell wieder gefüllt, und am Schluſſe der Tafel eröffnete Carlo Bertinazzi ſeinen Genoſſen, die ſich, bis auf den Abbé, ſeine Sinnesänderung nicht erklären konnten, mit kurzen, herzlichen Worten: „daß Marianne ſeine liebe Ehehälfte, Tereſa ſein holdes Töchterlein ſey, und Vincenzo ſie zum Altare führen ſollte, welchem Stande er auch angehören möchte, wenn er nur dem ächten Glauben und der Tugend ſtets angehören wolle.“

Alle Aufklärungen verſprach er nach und nach zu geben, weil die Ereigniſſe den alten Mann für den Augenblick zu ſehr ermattet hatten.

Die Verliebten verlangten nicht ſo ſehr danach und waren zufrieden mit ihrem Glücke. Bertinazzi genoß nun aber eines ruhigen Alters und bis an ſein ſeliges Ende der Freundſchaft des hocherleuchteten Ganganelli.

Welt- und Carnevals-Narren-Büchlein.

Von

M. G. Saphir.

Welt- und Carnevals-Narren-Büchlein.

Von

M. G. Saphir. *)

Das Buch der Narrheit und der Narren iſt aus dem ABC-Büchlein der Narren hervorgegangen. Ach, welch ein Narren-ABC haben wir in der Welt!

Alte Narren. Amts-Narren. Allerwelts-Narren.
Bücher-Narren. Böſe Narren.
Ciceroniſche Narren. Cabbalſiſche Narren.
Dutzend-Narren. Diplomatiſche-, Demokratiſche Narren.

---

*) Eine früher von mir geſchriebene kleine „Narrenrede", die ſo vielſeitig gefiel (im zweiten Bande meiner geſammelten Schriften), iſt hier zu einem Größeren, zu einem Ganzen mitbenützt worden. S.

Erz-Narren. Ehrgeizige-, Exemplariſche-Narren.
Feder-Narren. Freiherrliche-, Frömmlende Narren.
Gottes-Narren. Gelegenheits-, Gewohnheits-Narren.
Halb-Narren. Haupt-Narren. Hof-Narren. Hochzeits-Narren.
Jagd-Narren. Jämmerliche-, Juriſtiſche Narren.
Katheder-Narren. Kleider-Narren. Komödien-Narren.
Land-Narren. Leſe-Narren. Liberalitäts-Narren.
Muſik-Narren. Maul-Narren. Mutter-Narren.
National-Narren. Noth-Narren. Nachbetende-Narren.
Oktav-Narren. Ordens-Narren. Orts-Narren.
Papier-Narren. Politiſche-Narren. Pöbel-Narren.
Quadrat-Narren. Quartett-Narren. Quodlibetariſche-Narren.
Raths-Narren. Rechts-Narren. Reim-Narren.
Schrei-Narren. Süße Narren. Schießſtätte-Narren.
Tafel-Narren. Traum-Narren. Tugend-Narren.
Umſchweif-Narren. Univerſitäts-Narren. Urſprachs-Narren.
Vorzimmer-Narren. Virtuoſen-Narren. Volks-Narren.
Weiber-Narren. Wahrheits-Narren. Welt-Narren.
Zeit-Narren. Zeitungs-Narren. Zuſammengeſetzte-Narren.

Es wird ſich ſelten ein Narr finden, der nicht zu dieſen Narren zu zählen wäre.

Wie ſieht es nun mit den

„Närrinnen“

aus?

Indem ich voraus erkläre, daß ich ſelbſt der größte Narr bin, indem ich nicht nur ſo ein Narr bin mit allen Narren anzubinden, ſondern ſo ein närriſcher Narr, zu glauben es gäbe „Närrinnen“ auf dieſer Welt. Die größte Närrin iſt noch immer geſcheidter als der kleinſte Narr!

Das ABC der Närrinnen iſt auch ziemlich ergiebig.

Ankleide-Närrinnen. Affen-Närrinnen.
Band-Närrinnen. Badreiſe-Närrinnen. Blumen-Närrinnen.
Caffee-Närrinnen. Clavier-Närrinnen.
Dichter-Närrinnen. Disputir-Närrinnen. Duft-Närrinnen.
Eckfenſter-Närrinnen. Empfindſame Närrinnen.
Familien-Närrinnen. Flitter-Närrinnen.
Galanterie-Närrinnen. Geſellſchafts-Närrinnen.
Haarputz-Närrinnen. Hofdamen-Närrinnen.
Ideals-Närrinnen. Juwelen-Närrinnen.
Karten-Närrinnen. Katzen-Närrinnen.
Lach-Närrinnnen. Liebes-Närrinnen. Lotterie-Närrinnen.
Männer-Närrinnen. Malerei-Närrinnen.

Nähzeug-Närrinnen. Nerven-Närrinnen.
Orangerie-Närrinnen. Opern-Närrinnen.
Putz-Närrinnen. Poetiſche Närrinnen.
Quackſalber-Närrinnen. Quartier-Närrinnen.
Rangs-Närrinnen. Reiſe-Närrinnen.
Schach-Närrinnen. Schreib-Närrinnen.
Tanz-Närrinnen. Traktir-Närrinnen.
Uebligkeits-Närrinnen. Unternehmende Närrinnen.
Vetterſchafts-Närrinnen. Vögel-Närrinnen.
Wäſch-Närrinnen. Wahrſager-Närrinnen.
Zank-Närrinnen.

Das Unglück im menſchlichen Leben iſt nicht, daß es viele Narren und Närrinnen giebt, ſondern daß jeder Narr und jede Närrin alle Andern, nur ſich ausgenommen, für Narren und Närrinnen halten.

Die Narren ſind auch gar keine Narren, daß ſie Narren ſind! ja ſie wären Narren, wenn ſie keine Narren wären. Der Staat hat an den Narren einen ordentlichen Narren gegeſſen, er geht deßhalb auch mit ſeinen Narren zärtlicher um, als mit ſeinen Klugen. Hat einmal ein Narr das Glück, daß ſein Verdienſt anerkannt wird — und dem wahren Narren entgeht das nie — ſo baut man ihm ein Narrenhaus, wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel perfekt Kluge, hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut? Früher hatte man Hofnarren, iſt es je erhört worden, daß man Hofnarren hatte?

Der Stein der Weiſen hat ſchon viele Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenſtein (Lapis stultorium) oder die gebrannte Beifußkohle heilt und ſtillt Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden bis man ihm glaubt er ſey klug, ein Narr braucht nur zu ſchweigen und man hält ihn für klug!

Ich will lieber ein Narr werden, als ein **Kluger**, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was giebt der Narr nicht alles vor, der Kluge hingegen muß immer nachgeben! Wie glücklich ſind die Narren! Wir wollen einmal das Regiſter der Narren-Sprüchwörter durchgehen, und wir werden daraus erſehen, welch ein glückliches Völklein die Narren ſind.

Regiſter der Narretei-Sprüchwörter.

„Einem jeden Narren gefällt ſeine Kappe.“

Wie glücklich iſt ein jeder Narr! fragt einmal unſere Weiſen ob ihnen ihre Kappe gefällt? o nein! dem Doktor gefällt ſein Hut nicht, er will den Profeſſorhut; dem Geiſtlichen gefällt ſein Käppchen nicht, er möchte die Biſchofsmütze; dem Biſchof gefällt ſeine Mütze nicht, er möchte den Kardinalshut; dem Kardinal gefällt ſein Hut nicht, er möchte des Pabſtes Tiera haben. Wer iſt alſo mehr Narr, der Narr oder der Kluge?

„Narren und Kinder reden die Wahrheit."

Kinder giebt es in unſerer Zeit gar keine mehr; unſere Kinder ſind keine Narren und unſere Narren ſind keine Kinder. Es bleibt alſo für die Wahrheit niemand als die Narren. Ein Kluger wird ſich aber hüthen ſo ein Narr zu ſeyn und die Wahrheit zu reden. Deßhalb weiß man nie ob einer wirklich in Wahrheit ein Kluger iſt, von den Narren aber weiß man ſogleich ſie ſind in Wahrheit Narren. Wenn keine Narren wären, ſo hörten wir keine Wahrheit; das iſt eine wahre Narrheit und eine närriſche Wahrheit.

„Ein Narr macht hundert Narren."

Er macht hundert Narren ohne Katheder, ohne Vorleſung, ohne Anſtellung, ohne Exercitium, bloß durch das lebendige Beiſpiel, durch reine, praktiſche Narrheit. Wie viel Kluge aber werden angeſtellt als Doktoren, Profeſſoren, Erzieher, Hofmeiſter u. ſ. w., ohne daß je Einer noch einen Klugen gemacht hätte. Ein Narr macht hundert Narren, aber aus hundert Klugen kann kein Menſch klug werden!

„Narren haben mehr Glück als Recht."

Da haben ſie grad Recht! ſie ſind keine ſolche Narren, daß ſie Recht allein haben. Da kämen ſie unrecht! Es iſt ein wahres Glück, daß ſie Glück haben! Hätten ſie mehr Recht als Glück, das wär' ein rechtes Unglück! Die Klugen haben immer Recht und nie Glück, da haben ſie was Rechts! Sie ſind nicht recht klug, daß ſie Recht haben! Glück, das iſt das Rechte, aber das Recht iſt kein Glück! —

„Wenn die Narren kein Brod äßen, ſo wäre das Korn wohlfeil.“

Nun aber iſt das Korn wohlfeil; ein Beweis, daß die Narren kein Brod eſſen; was eſſen ſie denn? Gar nichts etwa? Ja Kuchen! Kuchen eſſen ſie! Wer iſt alſo geſcheidter, ein Narr, der Kuchen iſt, oder ein Kluger, der Brod ißt? Die Klugen haben Brodwiſſenſchaften, die Narren aber beſitzen Kuchenwiſſenſchaften!

„Narren ſoll man nicht auf Eier ſetzen.“

Dieſes Sprüchwort hängt mit dem vorigen zuſammen; da die Narren Kuchen haben, ſo haben ſie gewiß auch Küchlein; wenn ſie Küchlein haben, wozu wird man ſie erſt auf Eier ſetzen? Die Klugen aber ſitzen beſtändig wie auf Eiern, und dennoch brüten ſie nichts aus als höchſtens ein „ei, ei!“ Kaum aber hat der Kluge ein Ei, ſo will es klüger ſeyn als die Henne! Wo ein Kluger geht und ſteht ſieht er immer aus, als ob er ſäße — auf Eiern; aber er ſitzt ſtets auf fremden Eiern; manchmal gackern ſie, daß man glaubt, ſie ſitzen auf Straußeneiern, und wenn ſie fertig ſind, haben ſie Ameiſeneier ausgebrütet.

„Narren wachſen ohne begießen.“

Und wie ſchöngewachſene Narren giebt es; es giebt Narren, die ſo ſchön gewachſen ſind, daß ihnen hundert Kluge nicht gewachſen ſind. Sie wachſen ohne begießen, darum kommen ſie eher aufs Trockene. Die Klugen aber ſehen immer aus wie begoſſen, und wachſen doch nicht von der Stelle. Die Klugen ſind immer ſchön trocken, obſchon ſie ſtets vom Regen in die Traufe kommen; ſie ſind trocken und doch geht ihnen oft das Waſſer bis an den Hals!

„Hoffen und harren macht manchen zum Narren.“

Das ſind denn doch wenigſtens hoffnungsvolle Narren, an den Klugen aber iſt oft alle Hoffnung verloren. Unſere Klugen ſehen ſtets aus, als ob ſie in der Hoffnung wären, und ſie verharren darauf, bis zur Verzweiflung. Es iſt ſehr weiſe von den Narren, daß ſie hoffen und harren, denn wenn ſie bloß hofften und nicht harrten, oder bloß harrten und nicht hofften, ſo wären ſie in einer traurigen Lage. Die Klugen hoffen nicht, darum werden ſie oft unverhoffte Narren, ſie harren bloß, d. h. ſie ver-

harren auf ihre Klugheit, und darum iſt eben alle Hoffnung bei ihnen verloren.

„Narren reden was ihnen einfällt.“

Das ſind ehrliche Narren, die reden was *ihnen* einfällt, unſere Klugen und Gelehrten reden was *andern* einfällt! Den Klugen aber fällt nie etwas ein als höchſtens — ihr Syſtem.

„Weiber, Glück und Gold ſind allen Narren hold.“

Welch ein Glück, ein Narr zu ſeyn! Die Weiber ſind deßhalb den Narren hold, weil ſie wiſſen, daß man aus ihnen ſelbſt *nicht klug werden kann*. Vielleicht ſind ſie ihnen auch deßhalb hold, weil ihnen das Gold auch hold iſt; ſo ein *Goldnärrchen*, das iſt ihr Mann! Oft geht von ſo einem *Goldnärrchen* die *Vergoldung* ab, dann geht die Frau *auch ab*, das iſt dann noch ſein Glück, dann geht ihm *nichts ab*! Die Weiber ſind den Narren hold, was aber die Weiber betrifft, da ſind die Klügſten die größten Narren, und der größte Narr wird oft plötzlich ſo geſcheidt, zu ſehen, daß ſie ihm zum Narren haben.

„Es ſind *nicht* alle Narren, die *nicht in* Rath gehen.

Es ſind auch nicht alle Narren, die *in* den Rath gehen, ſie ſind bloß alle Narren, wenn ſie *aus* dem Rath gehen, weil in dem Rath guter Rath am theuerſten iſt, und jeder Rath in *ſeinem* Rath vernarrt iſt.

„Ein Narr nimmt keinen Rath an.“

Ein Rath aber nimmt jeden Narren an, und jeder Narr nimmt den *Rath* (Titel) an. Wenn ein Narr in ſich gehet findet er doch keinen Rath, aber der Rath, wenn er in ſich gehet findet oft einen Narren.

„Er iſt ein Narr ſo weit er warm iſt.“

Es ſoll heißen, er ſitzt warm, ſo weit er ein Narr iſt; wo der Menſch anfängt geſcheidt zu ſeyn, da ſitzt er nicht mehr warm.

„Es ſind nicht alle Narren geſchoren.“

O nein, aber die geſcheidten, die ſind ſchon alle geſchoren, obwohl ſich kein Menſch um ſie ſcheert. Wenn alle Narren geſchoren wären, das wär' eine ſchöne *Beſcheerung*, da dürfte kein Menſch mehr den Hut abnehmen, ohne daß man ihm den Narren auf den Kopf zuſagte. Es ſind aber auch nicht alle Narren, die geſchoren ſind. Die Scheere der Cenſur ſcheert bloß die geſcheidten Köpfe und läßt die Narrenköpfe ungeſchoren. Man ſcheert gewöhnlich nur jene Narren, die in der Wolle ſitzen, und im Gegentheil bleiben jene ungeſchoren, an denen kein gutes Haar iſt.

„Ein jeder Menſch muß ein Paar Narrenſchuh zerreißen.“

Davon ſind ſelbſt die nicht ausgenommen, die Barfuß gehen. Mancher Menſch hat das Unglück, daß ſeine Narrenſchuh ein Paar unzerreißbare Patentſohlen haben und er muß ſie all' ſein lebtag tragen. Mancher Menſch hat aber ſeine Narrenſchuh ſo gut beſchlagen, daß er eher den Nagel auf den Kopf trifft, als die Geſcheidten, die immer auf Socken und auf Eiern einherſteigen; und mancher Menſch, der, wie man ſagt, einen ganzen Stiefel Weisheit beſitzt, hat nicht Geſchick genug dem Narren ſeinen Narrenſchuhriemen aufzulöſen.

„Wer mit Narren zu Bette geht, ſteht mit Narren auf.“

Das iſt doch natürlich; aber oft geht man mit Klugen zu Bette und ſteht mit Narren auf. Wie oft kömmt es über Nacht an den Tag, daß der Kluge, beim Licht betrachtet, ein Narr iſt!

„Ein Narr lobt den Andern.“

Das ſind löbliche Narren, das lob' ich mir! Aber die

Geſcheidten, da lobt Keiner den Andern, der Eine und der Andere lobt nur ſich.

Aus allen dieſen Sprüchlein und ihrer Anwendung iſt zu erſehen, daß die Narren große Vorzüge vor den Klugen beſitzen. Wie ſelten findet ein Kluger ein weibliches Weſen, das ſeine Klugin ſeyn will, aber jeder Narr findet ſogleich ſeine Närrin! Der Büchernarr findet ſeine Büchernärrin, der Kleidernarr ſeine Kleidernärrin, der Weibernarr ſeine Männernärrin, der gute Narr ſeine gute Närrin, ja, der kleinſte Narr findet noch immer ſein liebes Närrchen. Es giebt eine Narrenliebe, aber keine Weiſenliebe, und ein Narrenſeil iſt mir doch immer noch lieber als ein kluger Strick!

Von der Narrentracht iſt uns leider nichts übrig geblieben, wir haben keine Narrentracht mehr, aber bloß eine Tracht Narren!

Die Narrenkappe oder Gugel

iſt abgekommen, dafür haben wir verkappte Narren unter Hüten, Hauben und Mützen. Auch die

Eſelsohren,

dieſe Abzeichen der eigentlichen Narren, ſind abgekommen, obwohl wir noch Narren genug haben, die mit Freund Langohr ſich meſſen könnten. Auch der

Hahnenkamm

(Coxcomb)

iſt verſchwunden, und doch ſieht man gelehrte Narren und Streithähne, denen der Kamm, wie der eines Truthahns ſchwillt; nicht minder verſchwand der

Narrenkolben

(Sceptrum morionis)

und doch wimmelt es von Narren mit Kolben und Retorten; deßhalb mangelt es uns auch an Kolben die Narren gehörig zu lauſen. Nicht minder iſt der

Narrenkragen

ganz aus der Mode gekommen, obſchon man alle Augenblicke einen Narren beim Kragen erwiſchen könnte. Die

Schellen

ſind ganz verſchollen. Die Narren tragen leider keine Schellen mehr, man kann ſich nicht mehr hüthen, ſie kündigen ſich nicht mehr an. Die Warnungsglocke fehlt jetzt bei den Narren, deßhalb kann man ihnen gar nicht mehr ausweichen.

Man ſieht alſo, daß Kleider Leute machen, aber Kleider machen nicht Narren, und daß es Narren ohne Narrenkleider genug giebt.

Carnevals-Masken-Deviſen.

Von

S. F. a. S.

Carnevals-Masken-Deviſen.

Von

S. F. a. S.

Zuſchauer.

Ihr Masken füllt den Saal ja ganz und gar,
Was ſtellt ihr denn für Charaktere dar?

Domino.

Wir wollen wie im Leben hier erſcheinen,
Charakter frägſt Du? ei, wir haben keinen.

Zuſchauer.

Wie, Doktor? wird die Rolle Dir zu ſchwer?
Du gehſt ſo ſtill und ruhig ja umher.

Doktor.

Halt's Maul, ich will nun einmal Ruhe haben,
Wer in den Weg mir kömmt, der wird begraben.

Zuſchauer.

Mein guter Harlekin, ſo bunt und klein,
Du ennuyirſt Dich wohl, weil Du allein?

Harlekin.

Von Meinesgleichen iſt der Saal gefüllt,
Die Andern ſind in Dominos gehüllt.

Zuſchauer.

Zigeunerin, umſonſt iſt Dein Geſchrei,
Es glaubt die Welt nicht mehr an Hexerei.

Zigeunerin.

Ich darf mich immer unter Menſchen wagen,
Ich will ja Wahrheit nicht, will wahr nur ſagen.

Zuſchauer.

Freund Don Juan, ganz gegen Deine Weiſe,
So ſtill, in dieſem ſchönen Damenkreiſe?

Don Juan.

Für mein Talent erblühet hier kein Segen,
Die Mädchen kommen mir von ſelbſt entgehen.

Zuſchauer.

Sieh da, ein Jud', wozu biſt Du erſchienen?
Hier Mauſchelchen, hier giebts nichts zu verdienen.

Jude.

O, ich find' doch viele Juden hier vereint,
Nicht der iſt es immer, der es ſcheint.

Zuſchauer.

Du wagſt ſo muthig Dich ans Licht heraus,
Was bringt Dich her, Du ſchöne Fledermaus?

Fledermaus.

Ich treibe mit den Locken gern mein Spiel,
Und *Locken* iſt ja hier das allgemeine Ziel.

Zuſchauer.

Ha, Teufel, Du auch läßt Dich hier erſchauen,
Hinweg von hier, Du füllſt uns mit Grauen.

Mephiſto.

Ihr ſtaunt, wenn ihr im Gallakleid mich ſchaut,
Bin ich incognito, thut ihr vertraut.

Tanz-Arabesken.

Von

M. G. Saphir.

Widmung.

An

Madame Terpſichore,

erſte Ballettänzerin der großen Oper zu Olymp.

Erlauben Sie, meine hochgeborne Tänzerin, daß ich — doch nein, erſt verzeihen Sie, daß ich in Proſa mit Ihnen ſprechen wollte, ich vergaß, daß man mit Ballettänzerinnen nur in Verſen ſprechen muß, weil ſie ſelbſt auch nur in Ferſen mit uns ſprechen. Alſo:

Süßes Weſen, Luftgeborne,
Rythmustochter, Fleiſchverlorne,
Ewiglächlende,
Zephirfächlende,

Beinverrenkende,
Hüftenſchwenkende,
Göttin, Paphiſche,
Choreographiſche,
Luftwurzelnde,
Baumpurzelnde,
Nimmerhappernde,
Entrechats-klappernde,
Intermettirende,
Wadenwattirende,
Himmliſchreizende,
Beifallgeizende,
Beinausſpreizende,
Athemlosſchnaufende,
Fußſpitzenlaufende,
Gluthanfachende,
Gliederkrachende,
Alles Anſtandes ledige,
O ſey mir die Gnädige!
O nimm gnädig an, was Dir ein Dichter ſeiner Zeit
Weiht,
Der ſich heute, wie er leibt und lebt,
Beſtrebt,
So preziös, wie ſie die heutige Tanzkunſt verrichten,
Zu Dichten;

In eben dem Ebenmaaß, wie's die Tänzer treiben,
Zu ſchreiben.
Und es dann Dir, wenn es ihm wirklich ſo anmuthig, ſo äſthetiſch ſollte gelingen,
Zu bringen!
Dieſelbe Harmonie, dieſelbe Grazie, dieſelbe Schönheit und Rundung der Formen, denſelben Reiz des Einklangs, wie im jetzigen Tanz, möcht' ich Dir heute geben in Verſen und Lieder
Wieder!

I.

Die ſezirte Grazie unſeres Tanzes.

Ich habe einmal einen Theatergarderobier gekannt, der ſich ganz eigene Benennnungen der verſchiedenen Gattungen ſceniſcher Darſtellungen machte.

Er nannte:

Luſtſpiele	Natur- und Hochzeitsſtücke.
Trauerſpiele	Tödtungsſtücke.
Spektakelkomödien	Rabbiatſtücke.
Converſationsſtücke	Mund- und Zungenſtücke.
Opern	Allarmſtücke.
Zauberopern	Verſchwindſtücke.
Thierſtücke	Vierhändige Fußſtücke.
Concerte	Schreiſtücke.
Lebende Bilder	Fleiſchausſtellungsſtücke.

Pantomimen . . . Nichtsſagende Stücke.
Ballete . . . . . Wuchs-, Waden- und Gliederſtücke.

Gliederſtücke! Ja wohl! Früher lag in einem Ballete Sinn, Handlung, Charakter, und die Tänzer und Tänzerinnen entwickelten Anmuth, Gefühl, Grazie, Feinheit, Ebenmaaß, Gewandtheit. Es lag in einem Solotanz ſo viel Ausdruck wie in einer Arie, in einem Pas de deux ſo viel Wechſelwirkung wie in einem Duett, in dem Corps des Ballet-Tanz ſo viel Charakter wie in dem Enſemble einer Oper.

Alles das iſt verloren gegangen, unſere Ballete ſind jetzt nichts als

Wuchs-, Waden- und Gliederſtücke!

Unſere Tanzkunſt hat aufgehört Tanz und Kunſt zu ſeyn, ſie iſt nichts als Fratze und Unnatur.

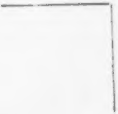
Von der Groteſktänzerei will ich gar nicht ſprechen; wenn unſere Zeit nicht ſchon jedes äſthetiſchen Sinnes entwöhnet wäre, müßte man dieſe Gattung Tanz ſchon längſt von jeder beſſeren Bühne herabgepeitſcht haben. Die Groteſktänzerei, dieſe Ab- und Ausgeburt der Tanzkunſt, gehört nur noch in Buden, Lipperlntheaters und Gauklerhütten. Mit ſchamverhülltem Antlitz entfliehen der erhabene Genius der Kunſt und der Engel der dramatiſchen Würde von den Brettern, auf denen heute Taſſo ſeinen Lorbeer empfängt, Poſa die edle Seele aushaucht, Thekla ihre ſchöne Seele entfaltet, Sappho die begeiſterte Hymne anſtimmt, und gleich darauf ein Gliederpoſſenreißer das Ebenbild Gottes ekelhaft zerknittert, ſein eigenes Menſchenthum widerlich auseinanderzerrt und mit 248 Gliedern jede Menſchenform beinknackend auseinanderzappelt! Alſo von der Grotesktänzerei, von dieſen Krämpfen und Freiſen des Tanzes, von dieſer zuckenden Fallſucht der Kunſt kann gar nicht die Rede ſeyn; allein auch der ſogenannte edle Tanz, der Ballettanz, iſt zu einem Scheuſal entartet, er iſt ein eckiger, ſcheckiger, lendenlahmer, zuckender, ſteifer Gaul an Terpſichorens Triumphwagen geworden.

Tanzen jetzt unſere Tänzer und Tänzerinnen? o nein, ſie thun alles, ſie hüpfen wie ein Froſch, ſie drehen ſich wie eine Kreiſel, ſie fahren in die Höhe wie ein Drache, ſie fahren in die Tiefe wie ein Molch, ſie ſpreitzen ſich wie ein Sägebock, ſie zappeln wie ein Zitteraal, ſie dehnen ſich wie ein Ausrufungszeichen, ſie fahren um ſich ſelbſt herum wie eine Windhoſe, ſie ſtrecken ſich wie eine Kreuzſpinne, aber ſie tanzen nicht!

Alle Grazie iſt dahin, nicht eine Bewegung verräth Anmuth, Symetrie, in ihrer Biegſamkeit iſt keine Schönheit, in ihren Körpergebärden keine Regel, in ihren Bewegungen kein Rythmus, keine Mannichfaltigkeit, kein Ausdruck, keine

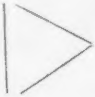
Annehmlichkeit. — In dem Tanz der heutigen Tanzkünſtler iſt nichts als Fertigkeit der Füße mit obligater Begleitung aller durch einander geworfenen Glieder. Unſere Tänzer ſind Schnell-Fuß-Infanteriſten und unſere Tänzerinnen Trätſchen und Klatſchen mit den Füßen, aber ſie ſagen nichts mit ihnen.

Man anatomire nur einmal einige Stellungen unſerer Tanzkünſtler:



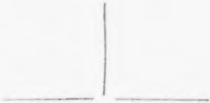
Dieſer ſpitzige Winkel, für vielen gerade der *rechte*, iſt eine Hauptbaſis unſerer Tänzer. Iſt dieſe Form ſchön? äſthetiſch? was drückt ſie aus? welche Schönheitslinie entfaltet ſie? iſt ſie graziös?

Oder auch dieſe Form:



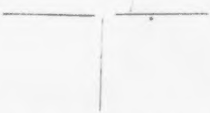
in welcher ein Fuß die Hypotenuſe und der andere die beiden Katheten bildet; welche Empfindung drückt dieſer Zweifuß-Triangel aus? So ſehen die Kraniche aus, wenn ſie unglücklich lieben!

Was ſagt dieſe Figur:



in welcher der Tänzer die beiden Füße von ſich ſchleudert und auf den Rumpf niederplumpt wie ein melancholiſcher Getraideſack?

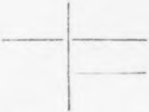
Welche zarte Leidenſchaft drückt dieſe Tragebalken-Figur aus:



in welcher der Tänzer auf einem Bein ſteht, den Oberleib vorne ins Orcheſter und das andere Bein hinten von ſich ſtreckt, gerade als wollte er abwiegen ob ſein Kopf oder ſein

Fuß mehr Gewicht hat, und in welcher Poſition er ausſieht wie eine Bachſtelze, die den Schnabel ins Waſſer ſteckt um zu trinken, und ein Bein hinten von ſich ſtreckt.

Welches Gefühl, welche Gemüthsbewegung drückt ſich in folgender Figur aus:



in welcher der Tänzer auf einem Beine ſteht, das andere wie eine quieszirte Wagendeichſel von ſich ſtreckt, die Arme auseinanderſpreizt wie ein Wegweiſer, und dann auf einer Sohle ſich um ſich ſelbſt zwanzigmal herumdrehet wie eine Katze, die ihren Schweif ins Maul fangen will!?

Das iſt unſer Tanz, das ſind unſere Tänzer und Tänzerinnen!

„Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten!“

2.

Charakteriſtiſche Tanzliedchen.

1.

Walzer.

Liebes Mädchen, gieb die Hand,
Laß uns etwas walzen,
Dieſes Lebens Unverſtand
Soll's ein Bischen ſalzen.

„Walzen, daß iſt gar nicht dumm!“
Sagte einſt ein Sachſe,
Selbſt die Erde wälzt ſich um,
Um die eig'ne Achſe.

Weiß nicht wo der Kopf mir ſteht,
Will darum nun tanzen,
Haſt mir ſchon den Kopf verdreht,
Dreh' mich nun im Ganzen.

Um mich her ſchon drehet ſich
All das Weltgetriebe,
Ach, von nun an dreh' ich mich
Stets um Deine Liebe.

Kommen ſie und ſagen „nein!“
Mutter, Tant' und Baſe,
Dreh' ich ihnen ganz allein
Allen eine Naſe.

Dreh' nun lieber Kupido,
Dreh' nun Deine Pfeile,
Daß der Eine, Lichterloh,
Sie im Tanz ereile.

Dreht ſie dann das Aeuglein klar,
Voll von Liebesſtrahlen,
Will ich an dem Traualtar
Dir den Pfeil bezahlen.

Liebes Mädchen, gieb die Hand,
Laß uns etwas walzen,
Dieſes Lebens Unverſtand
Soll's ein Bischen ſalzen.

3.

Menuette.

Bedächtig und langweilig und gemeſſen,
So wie ein zahmes Thierchen an der Kette,
Wo nicht geſtanden, nicht gegangen, nicht geſeſſen,
Das iſt der liebe Tanz: die Menuette.

Wie Diplomaten, an den Fingerſpitzen
Erfaßt man gegenſeitig ſich die Hände,
Erhebet kaum ſich einig von den Sitzen,
Auf daß man ſich ſogleich die Rücken wende.

Geht um den Gegenſtand herum politiſch,
Um ſteif und kalt mit ſeinem Kopf zu nicken,
Sieht in die Augen ſich ganz ſchlau und kritiſch,
Und wendet ſich ſogleich mit kalten Blicken.

Man geht, man ſchreitet, kommt und ſtreckt die Glieder,
Geht ſeitwärts, vorwärts, ohne Nutz und Frommen,
Man trennt ſich, man vereiniget ſich wiede
Um immer wieder d'rauf zurück zu kommen.

5.

Galloppade.

Geflügelten Schrittes, mit keuchender Bruſt,
Zu raſen, zu toben, welch himmliſche Luſt,
Geſprungen wie wüthend im ſchnellen Gallopp,
Das Herzchen ſpringt hinterdrein ſchlagend: hopp, hopp!

Gewirbelt hinab in den glänzenden Saal,
Geſchleudert zu Boden das Halstuch, den Shwal,
Geſchwitzt und geröthet im ſchnellen Gallopp,
Der Anſtand ſpringt hinterdrein rufend: hopp, hopp!

Die Locken zerriſſen, zerzauſ't und zerpufft,
Den Hexen gleich fliegend im Wind und in Luft,

Die Augen bachantiſch im wilden Gallopp,
Die Schönheit ſpringt hinterdrein rufend: hopp, hopp!

Der Buſen hochfliegend in üppiger Gluth,
Die Adern geſchwollen vom kochenden Blut,
Die Blicke entzündet vom tollen Gallopp,
Die Tugend ſpringt hinterdrein rufend: hopp, hopp!

Den Nacken gebadet im kochenden Schweiß,
Die Zunge getrocknet, die Stirne ſo heiß,
Die Mandelmilch ſchlürfend im heißen Gallopp,
Das Leben ſpringt hinterdrein rufend: hopp, hopp!

4.

Cotillon.

Holde Kleine,
Sey die Meine,
Nur für dieſen Cotillon;
Denn ich ſehe
Unſre Ehe
Iſt nur auch ein Cotillon!

Nur behende,
Gieb die Hände,
Zu dem lieben Cotillon;
Sey nicht bange,
Auf nicht lange
Feſſelt uns der Cotillon.

Denn alleine,
Nur zum Scheine,
Führ' ich Dich zum Cotillon;
Nur zwei Schritte,
Will die Sitte,
Engagirt der Cotillon.

Will mit nichten,
Dich verpflichten,
Ganz für mich im Cotillon;
Kommen Touren
Und Figuren
Wählet man im Cotillon.

Nach belieben,
Dort und drüben,
Schau Dich um im Cotillon;

Braune, Blonde,
In der Ronde
Stehen ſie im Cottillon!

Die aus Allen,
Dir gefallen,
Nimm Dir dann im Cottillon;
Ich auch wand're,
Suchend And're,
Hübſch herum im Cottillon.

Sey die Meine,
Holde Kleine,
Für den Ehe-Cottillon;
Denn ich ſehe
Unſ're Ehe
Iſt nur auch ein Cottillon!

5.

Tempête.

An Louiſe.

Das Ebenmaaß ſtieg von des Himmels Zonen
Zum Menſchen nieder in das Erdenthal,
Bei zartgefügten Formen will es wohnen,
Wie ſich geſtaltet nur ein Ideal;
Da ſah es Dich, den Einklang Deiner Glieder,
Und läßt beglückt bei Dir ſich, Holde, nieder.

So ſieht man Dich in ſüßer Zauberwaltung,
Gehüllt in ewig junger Symetrie,
Es theilen ſich in Deiner Huldgeſtaltung
Die Körper- und die Seelen-Harmonie,
Und Reiz und Anmuth bieten ſich die Hände,
Auf daß Dein Bild bezaubernd ſich vollende.

Jetzt an des Tanzes lebensfroher Schwelle,
Da ſchaukelt die ätheriſche Geſtalt,
Wie auf des hellen Silberbaches Welle
Ein tändelnd Roſenblatt hinunter wallt,

Und auf des Taktes reinharmon'ſchen Wogen,
Kömmſt ſchwebend Du, o Reizende, gezogen.

Den Sturmtanz ſoll mit Dir ich nun durchfliegen,
Mir dünkt es Traum und ſchöne Feeerei,
Den Sturm wirſt Du als Zephir wohl beſiegen,
Dir ſtehet Deine Schweſter Anmuth bei,
Jedoch die Muſen ſind ſammt ihren Schwingen,
Von Grazien leicht aus dem Takt zu bringen.

Maskenallegorien

für

Maskenbälle.

Maskenallegorien für Maskenbälle.

Diogenes.

Ich ſuchte draußen Menſchen auf, und hab's auch hier probiret,
Da draußen doch ſind ſie verſtellt, und hier ſind ſie maskiret.

Jocko.

Sie äffen die Natur, um ſich die hohe Kunſt zu ſchaffen;
Am Ende ſind die Künſtler meiſt wohl ſelber nichts als Affen.

Doktor.

Kur wird auch hier recht ſtark geübt, auch ohne uns Doktoren,
Ging's immer ſo geſunde her, ſo wären wir verloren.

Die weiße Frau.

Ihr Männer nehmet Euch in Acht, es ſpuckt die weiße Dame,
Sie machet jedem gern was weiß, und Liebe heißt ihr Name.

Fauſt.

Man braucht den Mephiſtopheles hieher nicht zu citiren,
Die Leutchen wiſſen ſchon allein ſich jetzo zu verführen.

Die ſieben Mädchen in Uniform.

Mit Uniformen ſollen ja die Mädchen niemals ſpaßen,
Wer einmal hat Erob'rungsſucht, kann nimmer davon laſſen.

Samiel.

Paßt Freiheitsjäger weislich auf, Freikugeln Euch zu gießen!
Die falſche Kugel prellt zurück, die Freiheit zu erſchießen.

Redakteur.

Gewiß ſchleicht die Cenſur als Mask charakterlos maskiret,
Verhält ſich der Artikel ſo, ſo wird er gleich notiret.

Veſtalin.

Das iſt ſo recht der rechte Platz, da brennen viele Kerzen,
Da geht ein frohes Licht doch auf dem eingeſperrten Herzen.

Zauberer.

Seitdem man ſchon die Gaukelkunſt im Großen treibet leider,
Iſt ſie nicht gang und gäbe mehr, die Menſchen wurden g'ſcheidter.

Gärtner.

Man ſchätzt die Blüthen nicht mehr ſo, will Lorbeer nur erwiſchen,
Zuletzt bleibt keiner übrig mehr zu ſaurer Sauc' und Fiſchen.

Bauer.

Sie achten kaum die Bauern hier — wie im gemeinen Leben;
Und dennoch gäb's der Städter nicht, thät's keine Bauern geben.

Geſtrenger Herr.

Die pappendeckelſteife Zeit iſt außer Mod' gegriffen,
Und kommt jetzt ein geſtrenger Herr, ſo wird er ausgepfiffen.

Papageno.

Der Vogelſänger bin ich ja, und ſuche loſe Vögel,
Es giebt doch immer Beute hier, ſo ziemlich in der Regel.

Staberl.

Die meiſten Menſchen könnte man wohl ſpaßhaft Staberl nennen,
Sie bleiben immer was ſie ſind — was ſie auch werden können.

Domino.

Die größte Kunſt beſteht darin, ſich gar nicht zu verſtellen,
Und unter die Verſtellung hin, ſich einfach zu geſellen.

Harlekin.

Man braucht g'rad nicht den Maskenball, um Harlekins zu ſehen,
Sie laufen demaskirt herum, wohin man ſich mag drehen.

Zigeuner.

Es kann und darf, wer's immer ſey, nach Willkühr Euch wahrſagen;
Doch mit der Wahrheit komm' er nicht, die darf er nimmer wagen.

Jäger.

Es jagt ſich in dem Maskrevier ſüperb und unverdroſſen,
Mehr wird als man vermuthen kann, hier durch und durch geſchoſſen.

Kapuziner.

Was in die Kutte ſich verſteckt, läßt ſich nicht leicht erkennen,
Es nennt gewöhnlich anders ſich, wie man es auch mag nennen.

Windbeutel.

Es iſt oft bei dem Menſchen auch, wie es dem Schiffe eigen,
Je mehr der Wind im Spiele iſt, je *flotter* wird ſich's zeigen.

Krähwinkler.

Es läßt ſich vom Krähwinklerſtand politiſch nichts mehr hoffen,
Wohin man blicket, wird er ja beinah' ſchon übertroffen.

Jude.

Und unterſcheidet bloß die Larv' die Religionen alle,
Warum iſt Maskenfreiheit denn nur auf dem Maskenballe?

Peter de plaisir.

Zur Retirad geht jede Luſt, ſie kann nicht ewig währen,
Parbleu! Ihr habt's ſchon oft gehört, Ihr könnt' es nochmal hören.

Univ. Bibl.
München

Maskenball-Bonbons.

Maskenball-Bonbons.

I.

Der Sentimentale.

Vor dem Hauſe.

Wie lieblich doch flackert der Schein
Der brennenden Candelaber,
Und hüllet, wie himmliſche Liebe
Verklärend, die Säulen ein.

Fremdartig und feenhaft ſteheſt du Haus,
Als hörteſt in beſſere Zeiten,
Als ſchlöſſeſt den Unſinn nicht ein,
Als bergeſt du Göttlichkeiten.

Und doch zu hehr nicht biſt du, Gebäude,
Und ſchließeſt die Göttin ja ein,
Die thronet immer und heute
Verklärend im Herzen mein.

Im Saal.

O laß mich los, ſinnlos Gewirre,
Durch üppigen und nicht'gen Glanz
Und durch den wolluſtreichen Tanz
Die blöden Sinne nicht verwirre.

Wie wenn der Schiffer auf erzürntem Meer
Dem übermächt'gen Wogendrang muß weichen,
Und nun die Brüderſtern als Rettungszeichen
Erglänzen ihm ſo licht und mild und hehr;

So führen mich aus dem Gewimmel
Und leiten mich aus ſolchem Drang
Die Zwillingsſtern mit ſanftem Zwang,
Und führen ein mich in den Himmel.

Drum hang ich auch an dieſen Augen
Wie Prieſter an dem Wort des Herrn,
Was ich in ihnen fänd ſo gern,
Das ſuch' aus ihnen ich zu ſaugen.

Auf dem Heimwege.

Es ſchlagen nun die Freudenklänge
Von Weitem an's betäubte Ohr;
Entronnen bin ich dem Gedränge,
Und bin verliebter als zuvor.

Mit vielen Hoffnungen trat ich hinein,
Und keine hat ſich mir erfüllet;
Ich wollt' mit meiner Lieb' im Klaren ſeyn,
Und, ach, noch dichter hat ſie ſich verhüllet.

Ich wollte flehen zu dem Himmelsbilde:
„O lind're freundlich meine Schmerzen
„Und nehme gütig auf und milde
„Die Huldigung von meinem treuen Herzen.“

Doch als ich ihr nun nahen wollte,
Da war die Zunge mir gelähmt;
Es war als ob ihr Auge grollte —
Ich ſchlich davon, ſtumm und beſchämt.

2.

Die Kokette.

So ein voller Maskenball
Iſt der Markt der Herzen,
Da entzünd't man überall
Neue Liebesſchmerzen.
Jenen drückt die rechte Hand;
Dieſen drückt die Linke;
Dem wirds Köpfchen zugewandt,
Daß die Lieb nicht ſinke;
Feurig wird der angeblickt;
Dieſen ſeh' ich ſchmachtend an;
Freundlich wird dem zugenickt;
Dieſen red' ich herzlich an;
Gegen Narren bin ich ſpröde;
Gegen Kluge ſtets galant;
Und behandelt wird der ſchnöde,
Dem mich Liebe einſt verband;
Wer ſich hübſche Füße liebt,
Zeige ich die Kleinen;
Wer auf Sentiments nur giebt,
Zeige ich die Meinen;
Alle ſuch' ich zu verbinden
Ohne ſelber zu empfinden.

3.

Der Intrigante.

Alle auf einander hetzen,
Hier ein Herz in Flammen ſetzen,
Dort ein Pärchen zu entzweien,
Jene Liebe zu erneuen;
Dieſen mitten roth zu machen,
Unter Liebesſchmerzen lachen,
Neuigkeiten zu erwiſchen,
Immer nur im Trüben fiſchen,
Alles ohne Grund und Lohn,
Bloß dem Sentiment zum Hohn,
Das iſt, wollt ihr's recht betrachten,
Für die höchſte Luſt zu achten.

4.

Der Lebensfrohe an S.

Jene kleinen Amoretten,
Welche oft die Dichter ſingen,
Jene holden, zierlich netten
Götterchen, die ſich aufdringen,

Kannſt du mir nicht deuten, wer ſie ſind?
Freche Liebsgedanken, holdes Kind.

Alſo wenn die Leute ſagen,
Daß um deinen Mund ſie ſpielen,
Daß ſie an dein Aug ſich wagen,
Dann verſenget nieder fielen,
Weißt du künftig, holdes Engelskind,
Daß es meine Liebsgedanken ſind.

5.

Der Langweilige.

Lange Weile hat mich her geführt,
Aber größ're plagt mich hier;
Staub, Muſik und Lärm mich arg genirt
Und im Grunde hab' ich nichts dafür.
Darum hab' ich mir denn vorgenommen,
Niemals wieder her zu kommen.

Univ. Bibl.
München

Kannſt du mir nicht deuten, wer ſie ſind?
Freche Liebsgedanken, holdes Kind.

Alſo wenn die Leute ſagen,
Daß um deinen Mund ſie ſpielen,
Daß ſie an dein Aug ſich wagen,
Dann verſenget nieder fielen,
Weißt du künftig, holdes Engelskind,
Daß es meine Liebsgedanken ſind.

5.

Der Langweilige.

Lange Weile hat mich her geführt,
Aber größ're plagt mich hier;
Staub, Muſik und Lärm mich arg genirt
Und im Grunde hab' ich nichts dafür.
Darum hab' ich mir denn vorgenommen,
Niemals wieder her zu kommen.

Univ. Bibl.
München

Hans-Wurſt

als

Redner bei einem Narren-Diner.

Von

M. G. Saphir.

Hans-Wurſt. Ein Deutſcher.
Pickel-Häring. Ein Holländer.
Jean Potage. Ein Franzoſe.
Lord Pudding. Ein Britte.
Signor Maccaroni. Ein Italiener.

Hans-Wurst

als

Redner bei einem Narren-Diner.

Hans-Wurſt. Meine Herren! Die Vorſehung hat uns Deutſchen einen Mund gegeben, zum Eſſen, zum Trinken und zum Reden! Lange haben wir leider denſelben nur zum Eſſen und zum Trinken gebraucht und haben nicht geredet; der Deutſche hat gedacht und nicht geredet, das muß aufhören, denken kann jeder Menſch, aber zum Redner muß man geboren ſeyn! Der Deutſche will von nun an reden und nichts denken, und wir wollen ihm mit unſerm Beiſpiel vorangehen! Wir haben uns hier verſammelt, meine Herren! Das iſt ſchon ein großer Schritt! Das iſt ein gewaltiger Schritt! Wenn man ſich nur einmal verſammelt hat; wozu man ſich verſammelt, das findet man dann ſchon leicht heraus! Alle Stände Europas verſammeln ſich, warum ſoll der Narren-Stand, der älteſte, der ausgebreiteſte Stand der Welt, ſich nicht verſammeln?

Wir wollen uns beim Eſſen verſammeln! Zuerſt war das Wort, dann der Geiſt, dann das Fleiſch; bei uns ſoll es umgekehrt ſeyn: zuerſt das Fleiſch, dann das Wort, der Geiſt findet ſich hinterdrein, und findet ſich nicht gerade ein Geiſt, ſo nimmt man ein Geſpenſt! Alle großen Dinge werden durch und mit und bei Eſſen abgethan. Die Engel, die dem Vater Abraham erſchienen, thaten wenigſtens ſo als ob ſie äßen, wahrſcheinlich damit ſie Abraham für Deutſche halten ſollte. Die Verſammlungen der Naturforſcher kommen zuſammen um zu eſſen und zu ſehen wieviel ſie ertragen können; ſie bringen mehr in ſich hinein als aus ſich heraus, und obwohl ſie vorgeben gar keine politiſche Tendenz zu haben, ſo arbeiten ſie im Stillen doch nur für die Reſtauration Deutſchlands! Talleyrand iſt nie ein größerer Diplomat als bei Tiſche, und er hat durch den häufigen Teller-Wechſel gelernt auch bei dem Regierungs-Wechſel von jeder Aſſiette etwas zu genießen. In Berlin eſſen die lebenden Gelehrten die verſtorbenen Gelehrten! In Berlin leben ſie von dem Tod der Schriftſteller! Da wird immer gegeſſen! Den Todestag Göthes, Schillers, Jean Pauls, Gellerts, Leſſings, Mendelſohns u. ſ. w., und ſo wie der verſtorbene Zelter vom

„Tode Jeſu“ lebte *) ſo leben die Berliner Schriftſteller von den Seelen der abgeſchiedenen Dichter. Der Traiteur Jagor unter den Linden ſoll alle todte Schriftſteller Deutſchlands für den Preiß von 60,000 Thaler jährlich gepachtet haben, mit dem ausſchließlichen Privilegium, daß dieſe Todten nur bei ihm verzehrt werden dürfen. Es iſt ein Glück, daß jetzt kein bedeutender deutſcher Schriftſteller mehr ſterben kann, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil, mit Ausnahme von dem Buchhändler Cosmar in Berlin, Verfaſſer einer Charade im Geſellſchafter, keiner mehr in Deutſchland lebt. Wenn noch viele groſe Schriftſteller zum Beſten des Berliner patriotiſchen Eß=Vereins ſterben könnten, ſo wäre dieſer Verein genöthigt, an manchem Tag zwei todte Schriftſteller aufzueſſen. Da könnte es ſich dann treffen, daß in dem Magen des Herrn von Holtei ein Stück „Bürger“ und ein Stück „Schiller“ zuſammen kämen. Vorerſt würde Bürger dem Herrn von Holtei etwas bedeutend in die Gedärme zwicken dafür, daß er die „Lenore“ aus ihrem Grab oder von dem edlen Rappen riß, um ſie auf ſeinem dürren, lendenlahmen Pegaſusklepper zu ſetzen; dann würde Bürger und Schiller in Herrn von Holtei's Magen Händel anfangen, und Herr von Holtei müßte, um ſie los zu werden, zu ſingen an-

---

*) Ein Oratorium, das er immer gab.

ſangen. Oder aber in dem Magen von Friedrich Förſter, von dieſem Ober-Förſter der ſchlechten Berliner Literatur, käme ein Stück Hegel und ein Stück Shakespeare zuſammen: man weiß, daß er dieſe beiden Herren ſchlecht verdaut hat; was würden die im Innern des Herrn Hofraths für Wirthſchaft treiben! Oder man denke ſich den Profeſſor der holzſchneidenden Literatur, den Vignetten-Pindar, den Herrn Profeſſor Gubitz, wie er auf einmal ein Stück Hoffmann und ein Stück Jean Paul in ſich fühlt, von denen er allſeinlebtag nicht die entfernteſte Aehnlichkeit bei ſich verſpürte! Die ganze verehrliche todteneſſende Geſellſchaft würde vor Schreck darüber außer ſich gerathen, und in der erſten Verwirrung den Herrn Profeſſor für einen Geiſt halten, wozu er nie in ſeinem friedlichen Leben Veranlaſſung gab.

Während man in Berlin die Todten verzehrt, eſſen ſich in Dresden die Lebendigen gegenſeitig auf; nicht etwa in Hader, ſondern in Liebe und Eintracht. Die Berliner freuen ſich auf den Tag an dem die großen Männer Deutſchlands ſterben, ſie glauben nachzurücken; die Dresdner aber freuen ſich, daß ſie ſelbſt geboren wurden, und eſſen ihre eigenen Geburtstage, daß iſt menſchlicher und chriſtlicher! Bald ſpeiſ't Tiek den Nordſtern, Tromlitz ſpeiſ't den Hell, der Hell ſpeiſ't den Böttiger und ſo vice-versa, ſie ſpeiſen ſich aber alle ohne Salz, bloß mit Sonetten und Liedern. Kurz eſſen iſt das Hauptmotiv der Deutſchen! Selbſt in der ſächſiſchen Stände-Verſammlung wurde darauf angetragen, daß man geſetzlich Pferdefleiſch eſſen dürfe. Die Emanzipation des Pferdefleiſches iſt eine Sache, die in Saft und Blut des Volkes übergehen muß! Welch einen Fortſchritt wird das deutſche Volk gemacht haben, wenn es die Pferde den Ochſen gleichgeſtellt hat, und die Gleichheit vor der Schlachtbank eingeführt hat. Wenn auf der einen Seite die Schinder durch dieſe Motion beeinträchtigt werden, ſo wird in der ſächſiſchen Kammer den Todtengräbern ein größeres Feld eingeräumt, indem man beantragte, gewiſſe Verbrecher lebendig zu begraben. Es iſt noch gut, daß nicht auch der Antrag kam, das Fleiſch der Verbrecher auf geſetzlichem Wege eſſen zu dürfen!

Eſſen, meine Herren, iſt die Achſe aller deutſchen Großthaten und Empfindungen; wir haben den bedeutendſten Schritt ſchon gethan, wir eſſen; indem wir eſſen, werden wir ſchon eo ipso vielen Volksrednern gleich, da wir das Maul voll nehmen; und ſomit wäre der heiligſte, erſte und letzte Zweck unſerer Verſammlung erfüllt; nun wollen wir auch auf die wichtigen Intereſſen unſerer Völker eingehen.

Meine Herren! unſere Nation hat jeden von uns mit dem Namen ſeines Lieblingsgerichtes beehrt; mich haben die Deutſchen mit dem Beinamen „Wurſt", die Holländer haben Sie mit dem Namen „Häring", „Pickel-Häring", oder „Pickel-Willibald-Alexis", Sie mit dem Namen

„Pudding“, Sie mit „Potage“ und Sie mit „Maccaroni“ beehrt. Laſſen Sie uns bei dieſen Gerichten hier das Wohl unſerer Nationen beſprechen.

J. P.: Oui!

L. P.: Yes!

S. M.: Si!

P. H.: (Schläft ſchon.)

Hans-Wurſt. Zuerſt wollen wir die ganze Jungfrau Europa unter einen Hut bringen; es iſt nur die Frage ob dieſer Hut ein „Mimi“, ein „Bibi“, ein „à la Berry“, ein „à la Czartorinsky,“ ein „Vole au vent“, ein „Barricade“, ein „à la tour de Nésle“, ein „Tourbillon à la Foy“ u. ſ. w. ſeyn ſoll.

Ich glaube aber man thäte beſſer dieſe Jungfrau nicht unter einen Hut, ſondern unter die Haube zu bringen; denn ſie iſt ſchon eine alte Jungfer, eine Jungfer, die im Antlitz (Spanien und Portugal) Leberflecken, Sommerſproſſen und Hitzblattern hat; an den Beinen (Italien u. ſ. w.) voll von Elſteraugen und Leichdörnern; ihr Oberleib (Frankreich u. ſ. w.) iſt ausgeſtopft mit falſchen Ideen und wattirt mit aufgeblaſenen Phraſen, mit windaufgetriebenem Gigot, und der Bauch, mein liebes Deutſchland, hat auch nun die Trommelſucht und wird heimgeſucht von Zeitblähungen und Zeitgeiſt-Koliken. Wo iſt der Mann, der eine ſolche alte Jungfer unter die Haube bringen will?

Laßt uns alſo dieſe Jungfrau unter uns theilen! Jetzt will doch ohnehin jeder Narr regieren, wir können das alſo auch, da wir patentiſirte Narren ſind. Ich habe den größten Theil des Volks für mich, denn mein Wahlſpruch ſoll ſeyn:

Wurſt um Wurſt!

Somit iſt mir Deutſchland gewiß! Wenn Deutſchland einmal unter eine Schellenkappe gebracht iſt, dann ſind die Völker glücklich; denn der Weiſe iſt ohnehin in jeder Lage glücklich; es handelt ſich alſo bloß um die Narren, und wie können ſich die Narren glücklicher fühlen als wenn ich regiere? **Fiat!** ſomit, meine Herren, glaube ich, machen Sie es in Ihren Ländern auch, nicht wahr?

Jean Potage. **Oui!**

Lord Pudding. **Yes!**

Signor Maccaroni. **Si!**

Pickel-Häring. (Schnarcht.)

Hans-Wurſt. Und nun ſchwört mir, Ihr großen Narren, euren Zweck eifrig zu verfolgen, ſchwört!

Alle. Wir ſchwören!

Hans-Wurſt. Schwört auf meine Wurſt!

Alle (legen das Meſſer auf eine Wurſt). Wir ſchwören!

Hans-Wurſt (ſchwingt eine Wurſt, bricht ſie in mitten aus einander). Und ſo wie ich dieſe Wurſt breche, ſo brechen wir die Ketten der Völker! (indem er ein Stück Wurſt abbeiſ't und verſchlingt.) Und ſo wie ich dieſe Wurſt verzehre, ſo verzehren wir dann das Beſte der Völker für uns!

Alle. Wir ſchwören!

(Sie fahren fort zu eſſen.)

Carnevals-Diſtichen.

Carnevals-Diſtichen.

Seht, wie der Carneval ſchon Euch winkt im Paniere der Freude,
Eint Euch um ihn, denn er führt ja in das heiterſte Feld.

Ha, die Trommete ertönt! ſchon ſtellt ſich die Jugend in Reihen,
Mädchen und Jünglinge wahrt ſein vor Erob'rung das Herz!

Denn bei dem Freudengelage incognito ſind auch die Götter,
Und ſtets der luſtigſte iſt Amor, der kleinſte, dabei.

Draußen mag's kalt ſeyn und ſchneien, iſt doch die Jugend ein Frühling —
Wo ſie in Maſſe beiſamm', blühet und glühet die Luſt.

Und an dem Himmel des Balles, da leuchten viel ſternige Augen,
Und die Liebe ſie lehrt jeden die Aſtronomie.

Nie iſt die Anmuth ſo ſchön, als hier in dem Kreiſe der Grazien,
Wo ſie ſich neckend Euch zeigt, durch den verräth'riſchen Flor.

Lobet den Carneval nur, er lehret Euch tanzend das Schönſte,
Wie Ihr Euch einig bewegt ſtets auf vertraulichem Fuß.

Glaubt mir, ich hab's ſchon bemerket, Ihr drücktet zu ſtark Euch die Hände —
Wißt, aus dem rührenden Spaß wird oft handgreiflicher Ernſt!

Schaut, das holdſelige Mädchen, das kann ſich nicht länger verſtellen,
Und durch die wächſerne Mask', ſchmilzt die verräth'riſche Gluth.

Nie iſt der Menſch ohne Larve, ſelbſt bei der unſchuldigſten Freude —
Legt er natürlich ſie ab, ſetzt er die künſtliche auf.

Wie auch die Masken an Masken ſich ungeſtöret hier einen,
Iſt doch beim ernſtlichſten Spaß ſtets der Bajazzo dabei.

Nicht nur die Lichter alleine machen den Saal hier ſo helle,
Leuchtet die Venus dahier ja auch in irdiſcher Form.

Wie der Planet um die Sonne, ſo dreht ſich der Mann um die Schöne,
Leben und Wärme und Licht giebt dem Empfänglichen ſie.

Wählet und gebt Euch die Hände und paart Euch zum lachenden Takte,
Nähert doch bald ſich die Zeit, die im Adagio weint.

Die zwei Carnevals-Nächte.

Von

M. G. Saphir.

Die zwei Carnevals-Nächte.

Wien.

„Immer iſt's Sonntag, immer dreht ſich
am Heerde der Spieß!"
Schiller.

Fröhlich iſt man aber auch nirgends als da! Da wo ſich der Spieß immer am Heerde dreht, in Wien! Die Grundſeligkeit dreht ſich am Ende doch immer um den Braten, der ſich um den Spieß dreht. Wenn ſich an jedem Heerde in der Welt täglich ein Spieß drehte, um den ſich ein Braten dreht, es wäre Vieles weniger verdreht in der Welt. Jemehr Braten gedreht werden, je weniger Naſen werden gedreht.

Was iſt denn am Ende die ganze, liebe große Erde anders als ein Braten, der ſich um die eigene Spieß-Achſe dreht, ſich an der Sonne braten läßt und mit Menſchenſchweiß und mit Menſchenthränen begoſſen iſt?"

Ach, ich habe lange dort gelebt in der Stadt, wo ſich die Braten um den Spieß, die Frauen um den Braten und die Männer um die Frauen drehen, und habe lange in andern großen Städten gelebt, wo man ſich um den Heerd der Hyperbildung und Völkerbeglückung dreht, und ich ziehe am Ende jenen Spieß mit ſeinen Spießbürgern vor; es iſt mir doch lieber wenn ſich die Menſchen um den ſichern Braten, um den ſichern Heerd drehen, als wenn ſich der unſichere Heerd um den unſichern Braten dreht!

Es war Mittwoch am 21. Januar. Ich ſah zu meinem Fenſter, im Müllerſchen Gebäude, hinaus. Durch das rothe Thurm-Thor zog die rollende Wagenburg über die ſogenannte Niederl-Brücke, durch die Leopoldſtadt in den Prater. In einem Zantſchky, dieſer juste-milieu zwiſchen Fiakre und eigener Equipage, nahten ſich langſam im Wagenzuge zwei Damen. Ein blendendweißer Atlashut ſendete zwei große Maraboutsfedern aus dem eleganten Schwimmer heraus als wollten ſie das Auffinden ihrer Gebieterin federleicht machen. Ein grüner Sammtpelz verhüllte neidiſch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Da erhob ſich plötzlich der Atlashut und zwei vergißmeinnicht-blauangelaufene Augen ſahen ſchnurſtracks zum

Fenſter im Müllerſchen Gebäude, zu meinem Fenſter herauf. Neben meinem Fenſter war keines mehr, keine lebende Seele ringsum; der Blick mußte mir gelten. Noch einmal drehte ſich der Hut und noch ein Blick flog wie eine Brieftaube zu mir zurück, und in dieſem Blick ſchien ein Etwas zu liegen, das wie ein Wink, wie ein Wunſch und wie eine Bitte zugleich ausſah.

Ich ſchlug die Augen nieder, die Fenſter zu, den Mantel um und ſtürzte hinter dem Jantſchky her. Es koſtete nicht wenig Mühe dieſen herauszufinden. Ich ſah in alle Wagen und ſuchte den Atlashut und den grünen Pelz; ich ſtieß mit meinen Ellenbogen mir Bahn durch die wühlende Menge; erhielt auch mehrere gutbeſchlagene Rippenſtöße Wegzehrung; allein was macht ſich ein Poet, der einen Atlashut ſucht, aus einigen Rippenſtößen? Ich ſtöberte immer vorwärts durch die Menge, da gewahrte ich meinen Jantſchky in der Jägerzeile links vor einem Hauſe ſtill halten; ich darauf los, aber in dem Wagen war keine Dame mehr. Leer ſtand er da wie die Muſchel, aus der eben Amphitrite geſtiegen. Ich ſah das Haus an, es war ein Maskenhändler zur ebenen Erde. Gewiß ſind ſie da hinein, dachte ich, um Masken für die heutige Redoute zu wählen. Ich beſchloß daſſelbe zu thun. Ich ſtieg einige Stufen hinauf und befand mich in Mitten eines Salons voll von bunten Gewändern und Kleidern. Der Saal war abgetheilt, auf der einen Seite eine Abtheilung auch für Damenmasken und auf der andern eine zweite für Herrenmasken.

Meine Schöne aus dem Jantſchky ſtand wie eine Zauberin unter bunten, abſonderlichen Gewändern und Hüllen. Sie erblickte mich und ſtieß ihre Begleiterin leiſe an, um ſie auf mich aufmerkſam zu machen.

Es war eine ächte Wiener Schönheit. Einladend mit Verſchämung; zuvorkommend mit Reſervation; lebhaft mit Beſcheidenheit, und unternehmend mit Schüchternheit. Der Widerſpruch des Charakters, der ſich in den ſchwarzen Locken und blauen Augen ausſprach, gab ſchon ihrem erſten Anblicke etwas ungemein pikantes. Schwarzes Haar iſt Autokratie, blondes Haar conſtitutionelle Regierung; ich möchte ſagen, ſchwarze Haare wollen Leibeigenſchaft, blonde Haare Seeleneigenſchaft. Schwarze Augen wollen geliebt ſeyn, blaue Augen wollen lieben; aus ſchwarzen Augen fahren Blitze, aus blauen thauen ſüße Strahlen. Ein ſchwarzes Auge kömmt mir wie ein Inquiſitionsmönch in ſchwarzer Kutte vor, der die armen Seelen zu einem Auto-da-Fe führt: ein blaues aber wie eine barmherzige Schweſter, die uns labt und tröſtet. Eva hat gewiß blaue Augen gehabt, wenn ſie ſchwarze gehabt hätte, würde ſich Adam nicht haben verführen laſſen, und wir wären noch im Paradieſe; allein was wäre ein Paradies ohne blaue Augen? Gebt mir den Himmel ohne blaue Augen und die Hölle mit blauen Augen, ich ziehe, beim Himmel! die Hölle vor! Ein ſchwarzes Auge iſt eine ſchöne Sache; manches ſchwarze Auge hat mich blau anlaufen laſſen, und es wäre ſchwarzer Undank, nicht zu bekennen, daß ſchwarze Augen auch himmliſche Augen ſind; allein ſie ſind nicht zärtlich! Was iſt alle Liebe, alle Luſt, alle Seligkeit, ja aller Genuß ohne Zärtlichkeit? Zärtlichkeit iſt das Salz in dem Meere der Liebe; Zärtlichkeit iſt das Beglaubigungsſchreiben der Liebe, ihr Certifikat und Götterausweis. Liebe ohne Zärtlichkeit iſt eine Taubſtumme, ſie hört meine Liebe nicht und ihre Liebe ſpricht nicht! Schwarze Augen ſind nicht zärtlich, aber blaue! Ein blaues Auge iſt die Wiege der Zärtlichkeit. Man verſuche es nur und ſehe recht lange und recht tief in ein großes, ſchwarzes Auge, da werden alle Gefühle nach und nach in uns aufſtehen und großen Lärm machen, und unſere fünf Sinne werden alles über den Haufen werfen und hinauswallen aus ihrer engen Haft, aber das Gemüth bleibt ruhig in uns ſo zu ſagen hinter dem Herzensofen hocken und rührt ſich nicht; aber man ſchaue einmal ſo recht lange und recht innig und recht tief in ein großes, blaues Auge, in dieſen thaufeuchten Himmel, und in uns wird ein leiſes Regen und Schaffen fühlbar wie wenn der Frühling zum Erſtenmale die Erde küßt und der Himmel ſein großes, blaues Auge aufſchließt für die erwachende Schöpfung; und unſer Gemüth wird ſo leicht und beweglich und wohlig und warm, und es ſchaut aus unſerm Herzen zu allen Fenſtern heraus und füllt behaglich und elaſtiſch unſer ganzes Weſen aus! Es war alſo ein ſonderbarer Contraſt in dieſer Schönheit. Aus dem Ebenholzrahmen der ſchwarzen, dichten, herabfallenden Locken blickten zwei tief-blaue Augen, gemüthsinnig und ſchmachtend heraus. Die Wangen waren ſowohl von dem Karmine der Natur als von der Kälte etwas höher geröthet, und ein unausſprechliches Stumpfnäschen ſchien freudig und erſchrocken vor dem üppigen und ſchwellenden Trotz der ſcharlachrothen, fülligen Lippen in die Höhe zurück zu fahren.

Ich betrachtete ſie lange; es lag in dem ganzen Geſichte eine Miſchung von Welſchthum und Deutſchheit. Die ſchwarzen Lockenſchlangen waren Italiener, Carbonaris, mit gekrümmten Pfeilen, und die zwei Augen waren ehrliche Deutſche. Ehrliche? das will ich nun gerade nicht ſagen, aber es waren gemüthliche, alte Deutſche, voll Sinnigkeit und Herzensthum. Und dennoch hatten dieſe deutſchen Augen einen italieniſchen Schnitt. Die Augen der Italienerinnen unterſcheiden ſich weſentlich von denen der deutſchen Frauen durch die Form der Augenwinkel. Man betrachte die Augen aller Italienerinnen und man wird bemerken, daß ſich bei ihnen die inneren Augenwinkel in einer ſanften Biegung abwärts ſenken. Durch dieſe Senkung erhält der ganze Bau des Auges einen eigenthümlichen, wohlthuenden Charakter; dadurch erhält das obere Augenlied eine wellenförmige Schwingung, die Wölbung wird bogenartiger und maleriſcher; auch das un tere Augenlied biegt ſich in einer verſchwebenden Wellenlinie und das längliche Oval des ganzen Auges gewinnt an vollendeter Schönheit und Symetrie. Die Augenwinkel der deutſchen Frauenzimmer hingegen laufen alle ſpitzig und gerade aus, und ſie würden, wenn ſie durch die Naſenwurzel nicht gehindert würden, geradezu in einander zuſammenlaufen. Dieſes gibt den Augen etwas pedantiſches, ſteifes.

Wie ein Gedanke des Lichts fuhr es mir durch den Kopf, daß ſie gewiß da ein Maskenkleid für die nächſte Redoute nehme, und ich beſchloß es abzuwarten und mir das Kleid genau zu merken, um ſie daran zu erkennen. Ich that als ob ich ganz mit dem Ausſuchen meiner Maske beſchäftigt wäre, verlor aber kein Auge von der ſchönen Unbekannten. Sie und ihre Begleiterin hatten endlich unter den Maskenkleidern gewählt; die Wahl fiel auf zwei einfache Fledermäuſe, graue Seide, mit blauem Gürtel und blauer Kappe. Der Maskenhändler legte ihnen die Kleider bei Seite. Während dieſes geſchah, und ich, ohne ſie aus den Augen zu verlieren, auch ein Maskenkleid ausſuchte, ſtürmte mein Freund Roderich herein, um ſich ebenfalls ein Redoutengewand zu beſtellen. Er fiel gleich über mich her, nannte es eine Fügung, mich hier zu finden, nicht nur eine Fügung, ſondern eine Vorausbeſtimmung, die es ſo haben wollte, daß wir die nächſte Redoute zuſammen beſuchen ſollten. Ich kannte Roderich; wenn er einmal etwas wollte, war nichts dagegen zu thun.

ich willigte ein; wir wählten zwei Kleider, ich einen Roſa Domino mit blauem Kragen und er einen Türken. Wir ließen die Kleider bei Seite legen; unterdeſſen waren die beiden Damen ſchon fort; Roderich hing ſich an meinen Arm und zog mich vollends hinab in den Prater.

Wir durchſtrömten alle Alleen; die große Reifrock-Allee, die Seitengänge, das Luſthaus, nirgend war eine Spur meiner Unbekannten. Endlich ſchieden wir und verabredeten uns am Abend bei mir im Müllerſchen Gebäude zuſammen zu kommen und von da in die Redoute zu fahren.

Freund Roderich gehörte zu denjenigen Menſchen, die keinen eigenen Geſchmack zu verzehren haben, und die ſich bloß bei fremdem Geſchmack zu Tiſche laden. Es giebt viel ſolche Geſchmacksſchmarotzer, die keinen Kreutzer Geſchmack beſitzen und doch für geſchmackreich gelten, weil ſie Geſchmack zu leihen und zu ſchenken nehmen. Roderich hatte es in ſeinem Leben noch nie gewagt zu ſagen: „Das iſt ſchön! das iſt häßlich! das iſt gut! das iſt langweilig!“ Er wartete immer ab bis ein anderer ſagte: „Das iſt ſchön!“ u. ſ. w., dann war er mit dabei. Er war z. B. ein leidenſchaftlicher Freund von Weſten, er hatte eine Weſtenſammlung wie ein anderer eine Schmetterlingsſammlung hat; allein nie wagte er es auf ſeinen eigenen Geſchmack hin ſich Zeug zu einer Weſte zu kaufen, immer mußte ein Freund oder eine Dame erſt darüber konſultirt werden. Man ſagt: „der Menſch, das iſt ſein Styl", bei Roderich konnte man ſagen: „der Menſch, das iſt ſeine Weſte!"

Er hatte beinahe ſo viele Weſten als Tage im Jahre ſind; wenn er in Geſellſchaft war und jemand ging vorüber und fixirte ſeine Weſte, gerieth er in Unruhe; es war genug, wenn man ihm ſagte: „Ihre Weſte gefällt mir gar nicht!" um ihn für den ganzen Abend zu aller Fröhlichkeit untauglich zu machen; dagegen war man ſicher, ihn in den beſten Humor zu bringen, wenn man ihm ſagte: „Ach, was für ein niedliches, reizendes Weſtchen haben ſie da!"

Mit den Frauenzimmern ging es ihm wie mit den Weſten; er wählte nie eine aus eigenem Geſchmack, er liebte immer nur die, von welcher eben einer ſagte: „das iſt eine himmliſche Perſon!" da war er gleich raſend verliebt; kam nach zwei Tagen jemand und ſagte wie ganz zufällig: „ich finde doch gar nichts Hübſches an ihr, ſie iſt ganz alltäglich!" da zog ſein Herz ſie ſogleich aus als ob ſie eine Weſte wäre.

Roderich hörte und ſah, daß ich in dem Maskenmagazin von jener Unbekannten ganz entzückt war und er war es folgſich auch; er merkte ſich eben ſo gut als ich ihre Maske un war feſt entſchloſſen ihre nähere Bekanntſchaft auf der Redoute zu machen.

Im Saale wogte die Menge auf und nieder. Die Muſik ertönte und rings herum näſelte, zirpte, und miaute das Maskenvölklein.

Ehedem waren die Redouten das erſte, höchſte und eleganteſte Vergnügen der Wiener Welt. Jetzt hatte das ſehr abgenommen. Charaktermasken ſah man wenige und noch viel weniger Masken von Charakter. Die vornehme Welt ſchwamm bloß einigemal auf und ab; die jungen alten Herren und die alten jungen Herren renovirten hier ſich und alte Bekanntſchaften, und eine große Anzahl der weiblichen Masken ging bloß maskirt, damit man ſie um ſo leichter erkenne. Beſonders zeichnete ſich faſt in jeder Redoute ein vierblätteriges Kleeblatt aus, das dem Finder eben nicht wie ſonſt ein vierblätteriger Klee bloß Segen und Glück brachte, wenn man unter Segen nämlich nicht bloß Kinderſegen und unter Glück nicht bloß das väterliche verſteht. Es waren die geiſtreichſten Närrinnen und die ſchönſten häßlichen Seelen, die ich je gekannt habe. Es waren die vier Evangeliſten der Wolluſt, und wenn ſie nur die leiſeſte Ahnung gehabt hätten, welche Wolluſt die Tugend iſt, ſie wären gewiß wenigſtens in den Faſten, jede einen Tag lang tugendhaft geweſen. Jede einzelne für ſich ſchien eine Real-Encyklopädie der Sinnlichkeit zu ſeyn und dann ſchienen doch wieder immer die andern drei die Supplementbände dieſer Real-Encyklopädie zu ſeyn. Es waren vier Lucinden in einem Fleiſchanzug, jede ein Weſen voll Unweſen für ſich allein, und doch, wie die Siameſiſchen Zwillinge, waren ſie alle Viere ſo zu ſagen an einem Kreuz zuſammen gewachſen, d. h. ſo zuſammen gewachſen, daß es ein Kreuz für gar viele wird. Die Genialität und der wahrhaft Hoffmannſche Humor, der in ihnen wohnte, zog mich an ſie an, denn es war eine ächte humoriſtiſche Tollheit in ihnen; es ſchienen mir lebendige Vexierſpiegel, denn Hebe und Luſt und zugleich die Zerriſſenheit der Sünde, das tolle Betäuben der Selbſtvernichtung glänzte aus ihren Augen und lachte zuweilen abſonderlich und gräßlich aus ihnen heraus, ſo als ob ſie ſelbſt nicht wüßten, wer und was denn ſo in ihnen lachte. Es war ordentlich ein Spuk bei ihnen, und oft ſchien es mir als ob ihre Seele von der Tarantel geſtochen worden wäre, und als ob der Körper luſtig, doch voll ſtechenden Schmerzes ſich mit drehen müſſe. Inſonders war es die Jüngere, die ich nie ohne tiefes Weh betrachtete. Es war ein Engelsgeſicht voll Milde und Unſchuld, ein paar Augen blau und tief und ſinnig wie der See am heitern Morgen, und ein Lächlen wie der Sieg der Unſchuld, und eine Geſtalt harmoniſch, poetiſch und lieblich wie Schillers Erwartung, und ein Herz rein, menſchlich, liebreich, mitleidig und doch, doch! doch war das alles nichts als ein Pavillon der Sinnlichkeit! Der gute Engel dieſes Weſens muß lange und anhaltend geweint haben bis er ausquartieren mußte und der böſe Engel einzog um dieſes göttliche Palais-royal der Schönheit zu beziehen. Ich habe mit tiefer Wehmuth den böſen Geiſt da drinnen belauſcht, durch die Fenſterſcheiben der Augen und durch das Schlüſſelloch der Rede, und es gab Augenblicke, in denen ich gewünſcht hätte der böſe Engel zu ſeyn, um ſelbſt zu beſitzen dieſen marmornen Gliederpallaſt mit ſeinen Augen-Spiegelſcheiben u. ſ. w.; allein in ſolchen Augenblicken der Feuersgefahr packte ich meine Seele wie Anchiſes auf den Rücken und trug ſie unverſehrt aus dem Brand; noch jetzt bin ich froh, daß ich den Anchiſes unverſehrt rettete; aber es würde mich doch ein bischen freuen, wenn ſich der Aeneas ein wenig verſengt hätte!

Dieſes vierblättrige Kleeblatt alſo machte einen Hauptbeſtandtheil der Redoute aus, und man hat alles Bezeichnende erſchöpft, wenn man ſagt: es trug den großen Redoutenſaal ganz allein in den kleinen Redoutenſaal hinein und zog groß und klein nach ſich.

Freund Roderich war vor dem Anfange der Redoute in Verzweiflung; da ich einen Roſadomino gewählt hatte und er den Türken, ſo ſchien es ihm, man müſſe eigentlich einen Roſadomino anziehen, und ohne Roſadomino gebe es kein Maskenvergnügen. Sein Türkenkleid ſchien ihm ganz unerträglich, und mit den lüſternſten und wehmüthigſten Blicken betrachtete er meinen Domino. Mir war es im Grunde gleich was ich anzog, und ſo überließ ich ihm, um ſein und damit auch mein Vergnügen nicht zu ſtören, meinen Domino und nahm ſelbſt den Türken.

Wir durchſuchten und durchſtürmten den großen und den kleinen Saal unaufhörlich, um die zwei Masken in grauen Fledermäuſen mit blauen Gürteln aufzufinden und Roderich war faſt ungeduldiger als ich.

Im kleinen Saale ſammelte ſich ein größerer Kreis von jungen Männern um zwei weibliche Masken. Die Eine war Pythia und die Andere Precioſa; alſo beide aus dem wahrſagenden Geſchlechte. Sie mußten beißende und treffende Antworten ertheilen, denn lautes Lachen und Beifall erſchell oft aus dem dichten Kreiſe. Wir näherten uns auch. Ich habe nie eine ſchönere Geſtalt geſehen als dieſe Pythia. Das Geheimniß des Gewandes umſchloß den reizendſten Bau der Glieder und ließ nur allzuzart das ſüße, üppige Räthſel der ſchönen, vollen Blume des Leibes ahnen. In ihren Bewegungen lag jene weiche, runde, wellenartige Geſchmeidigkeit, jenes unausſprechliche Ineinanderfluthen aller Glieder und Gedanken, daß man, wie bei ſchönen, vollendeten Statuen der Alten, ſich kaum enthalten konnte mit der hohlen Hand über die Glätte und über die Harmonie dieſer Formen dahin zu fahren, um die Muſik und den Einklang derſelben durch das Taſtgefühl zu vernehmen. Aus dieſer ganzen, verhüllten Figur war nichts ſichtlich als die zwei Fußſpitzen und zwei Augen. Es waren aber auch zwei Fußſpitzen, die dem Dreifuß alle Ehre machten, und zwei Augen, Augen, o Augen! blaue, tiefe, ſinnige, milde, wonnige Augen, denen Talleyrand ſelbſt vielleicht den Eid gehalten hätte, wenn er ihnen einmal Treue geſchworen haben würde.

Ich kann keine blauen Augen ſehen, ohne auszurufen „Ach, das Leben iſt doch ſchön!“ Die Precioſa war eine weltliche Pythia; eine gedrungene Figur, inhaltsreiche Bewegungen, freie Arme, rund, voll und weich und dem Kuſſe entgegenſchwellend; den aufwiegleriſchen Buſen als Unruheſtifter in enge Haft gebracht, der aber durch die Kerkerritzen um ſeine Befreiung flehete, und zwei Augen, funkelnde, blitzende, ſchwarze Augen, wahre Zigeuner, die ſich aufs Stehlen, aufs Herzen ſtehlen männlich einübten, oder denen es vielmehr zur zweiten Natur wurde.

Ich nahete mich der Pythia: „Allah ſey mit Dir, erhabene Prieſterin! Weißt Du auch dem Sohne Mahomets ſein Schickſal verkünden?“

Sie ſah mich an und ſprach: „Nur dem Gläubigen ſag' ich wahr, denn die Kunſt beruht auf dem Glauben!“ Damit wendete ſie ſich von mir ab und ſagte zu Roderich: „Du aber, Du Sohn der Gottheit, Du darfſt nur befehlen und Deine Dienerin enthüllt Dir das Buch Deiner Zukunft!“

Roderich ſchnitt einige Komplimente und bat um einige prophetiſche Ausſprüche. Pythia umkreiſete ihn dreimal und ſprach ſtill und feierlich ein Anathema über ſeine Zukunft aus, welches ich nicht hören konnte, weil indeſſen Precioſa meine Hand faßte um mir wahr zu ſagen, und mich fragte: „Willſt Du von mir Deine Zukunft wiſſen?“

„Schöne Precioſa,“ antwortete ich, „Du machſt mir Vergangenheit und Zukunft entſchwinden, nur die Gegenwart iſt in Deiner Gegenwart intereſſant. —“

„Beim Bart des Propheten!“ ſo unterbrach mich hier die Pythia parodirend; „beim Bart des Propheten! Ein geiſtreicher Türke! ganz neu und unerhört! witzig und tief! Stehen die ſchönen Sachen alle im Koran?“

Roderich drückte mir den Arm und flüſterte mir leiſe zu: „Das iſt eine Wetterhexe! Ich bin ordentlich in Verlegenheit gekommen!“

„Erhabene Prieſterin!“ ſagte ich und ſah ihr dabei in die klare Fluth des offenen Auges; „erhabene Prieſterin! der Sohn des Moslims kommt in den Hain zu Delphi, um zu den fünf Füßen der Pythia abzuſchwören den Unglauben und in chriſtlicher Frömmigkeit“ — „Halt!“ lachte Pythia, „Sie verwickeln ſich in Anachronismen und ſo weiter, **mon cher** Türke, und machen faſt, daß ich auch aus der Rolle falle! Deßhalb, hier wendete ſie ſich an Roderich, geben ſie mir den Arm, und in Ermangelung eines Dreifußes, begleiten Sie mich zu einem vierfüßigen Seſſel!“

Roderich nahm ihren Arm und Precioſa den meinigen und wir ſetzten uns auf ein Sopha unter dem Spiegel im kleinen Saale nieder.

Eine neue vorüberrauſchende Fluth von Masken machte ſich vorzüglich durch lautes Weſen und Gelächter bemerklich; wir ſahen näher hin und erblickten die zwei grauen Masken mit den blauen Gürteln und Kappen. Sie waren von jungen und alten Herren umzüngelt und ſchleuderten Repliken rechts und links. Roderich ſprang auf: „da ſind ſie!“ rief er aus und zog mich mit ſich fort. Ich folgte gerne. Ohne von den beiden Prophetinnen weiter Abſchied zu nehmen, zogen wir den zwei grauen Masken nach, die in eines der Erfriſchungszimmer gingen.

„Schöne Fledermaus!“ flüſterte ich der größern von ihnen zu, „laſſe auch mich einen Augenblick unter Deinem reizenden Fittig Schatten ſuchen!“

Da antwortete es hinter mir: „Schatten wirſt Du da genug finden; mangelt es in Deinem Harem an Fledermäuſen?“

Ich ſah mich um, es war Pythia und Precioſa, die uns gefolgt waren und die nun durch ihr Dazwiſchentreten die Fledermäuſe verſcheuchten.

Halb verdrießlich wollte ich mich ihnen entziehen, allein Pythia hatte ſich an Roderichs Arm eingehängt, und ſchien mit beſonderem Intereſſe ſeine Converſation anzuhören und zu unterhalten. Mir blieb nichts übrig als den Alonzo der Precioſa zu ſpielen, und ohne eben ein Schauſpieler zu ſeyn, mußte ich meine Rolle doch ſehr natürlich geſpielt haben, denn Roderich, dem nur das gefiel, was einem andern zu gefallen ſchien, wurde unruhig und hätte gar zu gerne ſeine Pythia gegen meine Precioſa ausgetauſcht.

Im großen Saale war es nach und nach leerer geworden; als wir wieder hinein traten, machten nur noch einzelne Gruppen die Runde, einige maſkirt, die andern ſchon demaſkirt und die Unterhaltung wurde leiſe, flüſternder. Als wir an die Treppe kamen, die zur Gallerie hinaufführt, hüpften die zwei Fledermäuſe eben herab. Ich wollte ſogleich wieder zu ihnen hin, allein meine Zigeunerin hielt mich wie ein ſchwarzes Schickſal feſt, und Pythia ſagte zu mir: „Es ſcheint, daß ihr Freund (ſie meinte Roderich) eine beſondere Vorliebe für Fledermäuſe hat; er iſt ganz zerſtreut, und Fledermäuſe ſind doch weder Nachtigallen noch Muſen!“

Ohne weiter über dieſe ſonderbaren Worte nachzudenken, wollte ich eben meine Fledermausjagd weiter fortſetzen, als dieſe ſich auf ein Seitenſopha ſetzten und das Viſir abnahmen. Es waren zwei fremde, mir unbekannte weibliche Weſen, und keine von ihnen hatte auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit meiner pallasäugigen Dame aus dem Jantſchky-Phäton von geſtern Morgens. Wir waren wie aus den Wolken gefallen, und unſere Prophetinnen ſchienen ſich an unſerer Ueberraſchung ſchadenfroh zu weiden.

„Wie?“ belachte Pythia den armen Roderich; „wie, Du Götterſohn, woher dieſes Erſtaunen?“

Da wir die Hoffnung aufgaben nun die Jantſchky-Holde zu finden, überließen wir uns ruhiger und geduldiger der Unterhaltung mit den beiden Maſken, die uns, wie es ſchien, nun einmal auserſehen hatten, für heute ihre Schlagſchatten zu machen. Inſonders ſetzte Pythia dem unmuthigen Roderich gewaltig zu, der mir meine Precioſa zu mißgönnen ſchien.

Nach und nach wurden wir alle Viere lebendiger, wärmer, aufgeregter; wir überließen uns den Neckereien und Huldizungen des Maskenrechtes, und endlich wurde es mir doch intereſſant zu wiſſen wer dieſe beiden geiſtreichen Zukunfts-Göttinnen ſeyn mögen. Wir beſtürmten ſie vergebens ſich zu demaskiren; alles was wir erlangen konnten, war das Verſprechen, daß ſie auf der nächſten Redoute wieder, und zwar in demſelben Coſtüme, erſcheinen wollten, wofür wir auch verſprechen mußten wiederum in dieſen Kleidern zu kommen. Es wurde uns das Ehrenwort abgenommen, ihnen heute weiter nicht nachzuforſchen, beim Nachhauſegehen ihnen nicht nachzufahren und alles der nächſten Redoute zu überlaſſen.

Ich hatte in zwei Tagen das ganze Abenteuer auf der Redoute faſt vergeſſen, wenn nicht Roderich immer davon geſprechen hätte. Er konnte nicht ſatt werden von den Reizen der Precioſa, von ihrer Figur, von ihren Augen, von dem Tone ihrer Stimme zu ſprechen, und mich zu beneiden, daß ſie mir für den Abend zu Theil wurde. Er erzählte mir, daß Pythia ſonderbare Reden an ihn richtete, und ſo thun wollte, als ob ſie ihn kennte und hier zu finden wüßte; er habe aber, weil er immer nur Precioſa im Auge hatte, gar nicht recht zugehört und ganz zerſtreut geantwortet.

Am Abend der zweiten, verhängnißvollen Redoute kam Roderich zu mir, um mich abzuholen und um ſich bei mir anzuziehen. Ich ſah an ſeiner Miene, daß ihm etwas gewaltig auf dem Herzen liege. Er nahm das kleinſte, das geringfügigſte Abenteuer immer ſehr ernſt und machte eine wichtige Angelegenheit daraus, und ſo war es auch heute der Fall. Er war ganz unruhig, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, trat auf mich zu als ob er mir etwas zu entdecken hätte, verſchlang das Wort wieder u. ſ. w.

„Druck los, Freund Roderich!“ ſagte ich endlich; „was haſt Du denn wieder?“

In der größten Verlegenheit, wußte er kaum wie er ſein Verlangen ausdrücken ſolle; endlich brachte ich es denn glücklich heraus; er wollte heute wieder meine Türkenkleider anziehen und ich ſollte den Roſadomino nehmen. Er hoffte dadurch Precioſa zu gewinnen, da ſie die Verwechſelung, bei unſerer gleichen Geſtalt, nicht bemerken würde.

Ich lächelte, und da mir im Grunde das ganze Abenteuer mehr Spaß als Ernſt war, ſo willigte ich gerne ein, und ſo fuhren wir denn in umgewechſelten Masken in die Redoute.

Wirbeln und Lärmen, Muſik, Tanz, Gewühl und Geſchrei war ſchon voll auf als wir in den Saal traten. Von Bekannten angehalten, von Masken geneckt und verfolgt vergingen wohl anderthalb Stunden, ehe wir an das Aufſuchen unſeres Rendezvous denken konnten.

Endlich, als wir in den kleinen Saal traten, erblickten wir unſere zwei Wahrſagerinnen auf dem Sopha unter dem Spiegel ſitzen und ſich in die Ohren flüſtern. Wir traten auf ſie zu und Roderich ſtürzte ſich ſogleich wie ein Lämmergeier auf ſein Täubchen Precioſa.

„Wir danken Dir, heilige Prieſterin,“ redete ich die Pythia an, „daß Du Wort gehalten haſt.“

„Ich will hoffen,“ erwiederte ſie, „daß Du heute weniger abweſend ſeyn wirſt, und ſchon aus Artigkeit in der Geſellſchaft einer Schickſalsgöttin nicht ſo zerſtreut ſeyn wirſt wie letzthin, wo die Fledermäuſe Dir um das Herz ſchwirrten!“

Ich geſtand ihr offen, daß mich die Fledermäuſe deßhalb intereſſirten, weil ich eine andere Perſon unter ihnen ſuchte, als ich nachher, bei ihrem demaskiren, fand.

„Ich werde Dir Deine Zukunft enthüllen,“ ſagte Pythia parodirend ernſt. „Eins ſind zwei und zwei iſt einerlei und Einer Du für Beiden ſey!“

„Beim Himmel!“ r[illegible] ich aus; „dunkel genug iſt dieſer Rede Sinn für ein delphiſches Orakel.“

Im Eifer des Geſpräches entwickelte meine Pythia einen ſolchen herrlichen, brillanten Verſtand, eine ſolche feine Bildung und Feinheit des Geiſtes, daß ich immer mehr erſtaunte und immer mit größerm Wohlgefallen und mit erhöhtem Intereſſe ihr in die ſeelenvollen Augen ſah. Ich wurde auch immer aufgeregter und überließ mich einer gewiſſen poetiſchen Stimmung, in die man in der Maskenwelt ſo leicht und angenehm verſetzt wird.

Ihr Auge wurde immer inniger und ſeelenvoller, und ihr Handdruck immer länger und beredter.

„Heute,“ ſagte ſie, „biſt Du wie ich Dich erwartet habe. Letzthin warſt Du nicht Du!“

„Und wer muß ich denn ſeyn, um heute ich zu ſeyn und nicht das Letzthin-Du?“

„Das Letzthin Du war wie eine ehemalige Wachsfigur aus dem Müllerſchen Gebäude *) und heute —"

„Nun, heute? —"

„Heute biſt Du das", hier zeigte ſie auf den Reif ihrer Stirnbinde, in dem unter andern Steinen auch ein Saphir ſaß.

Ich war ganz verblüfft mich erkannt zu wiſſen, und ich habe unter der Larve gewiß ein dummes Geſicht gemacht. Vergebens drang ich mit Bitten und Flehen, mit Delikateſſe und Ungeſtüm darauf, mir nur ein kleines Zeichen zu geben, wann und wie und wo ich ſie wiederfinden oder wiedererkennen könnte; ſie war zu nichts zu bewegen.

Zwei Stunden waren mir wie eben ſo viele verronnen, als ſie ſich zu Precioſa wandte, die eben ſo vertraulich mit Roderich plauderte, und ſie aufforderte nun mit ihr eine große Tour durch den Saal zu machen.

„Auf Wiederſehen in einer kleinen Weile, wiederum hier auf dieſem Sopha, wir müſſen noch einige Bekannte aufſuchen, um ihnen ihr Schickſal zu enthüllen, in einer halben Stunde wiederum hier, auf Pythia-Ehre!"

Damit trennten ſie ſich von uns und ließen uns unſerm

---

*) In dem Müllerſchen Gebäude, wo ich wohnte, war ehedem ein großes Wachsfigurenkabinet.

Erſtaunen über. Roderich war ganz entzückt von ſeiner Precioſa, und wir ſchwankten zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob ſie wohl in einer halben Stunde wieder ſich zu uns geſellen werden.

Wir miſchten uns nun auch indeſſen wieder in den brauſenden, toſenden Wirbel der bunten Carnevalswelt, und umkreiſ'ten neckend und geneckt, grüßend und begrüßt den großen Saal. Als wir zum zweiten Male ungefähr die Mitte des Saales erreicht hatten, traten uns plötzlich auch die zwei Fledermäuſe von der letzten Redoute entgegen und begrüßten uns mit den gewöhnlichen Worten: „Ah, biſt Du auch wieder da?“ Wir warfen ihnen einige loſe Worte zu, daß es zu hell hier im Saale für Fledermäuſe ſey, daß ſie die Dämmerung ſuchen müßten u. ſ. w. Heute aber ſchien es, als ob wir ſo wohlfeilen Kaufs nicht loskommen ſollten. Sie klammerten ſich fledermausartig an uns an und verfolgten uns durch den ganzen Saal. Die Eine größere inſonders hing ſich wie ein Pompadour an meinen Arm und ſchwatzte mir allerlei ins Ohr, welches immer mehr meine Aufmerkſamkeit erregte.

„Ihr ſeyd wohl durch das Fenſter da herein geſchwirrt?“ fragte Roderich.

„Nein,“ antwortete heftig und mit Haſt die größere; „auf einem Jantſchky ſind wir hereingeſchwirrt!“

Das Wort Jantſchky ſchlug wie ein Blitzſtrahl in meine Seele.

„Wie?“ dachte ich, „wenn daß nun heute doch die ſchöne Unbekannte wäre?“

Ich betrachtete ſie genauer, und Figur, Auge, Anſtand alles ſchien mir die Holde aus dem Maskenmagazin wieder zu geben, nur ſchien ſie etwas ſtärker, welches ich der Verhüllung zuſchrieb.

Mit ungewöhnlichem Eifer ſuchte ich ſie, die mir nun wieder ſehr intereſſant war, feſt zu halten, verwickelte ſie immer tiefer ins Geſpräch und zog ſie mit ihrer Begleiterin in den kleinen Saal.

Wir ſetzten uns auf daſſelbe Sopha, und ſie erzählte mir, daß ſie vor einer Stunde hier durchgegangen wären; ich aber wäre ſo vertieft in der Unterhaltung mit einer andern Maske geweſen, daß ich ſie nicht bemerkt hätte.

„Der Guckuck hole die andere Maske!“ rief ich unmuthig aus: „hätte ich Dich nur erblickt!“

Mit einiger Verlegenheit aber dachte ich daran, daß jetzt meine Pythia erſcheinen könnte.

Roderich und ich wir boten alle unſere Beredſamkeit, alle unſere Bitten und Verſprechungen auf, um die zwei Fledermäuſe zu bewegen ſich zu demaskiren. Bald ſchienen ſie nachzugeben, bald genirte es ſie wieder. Endlich ſagten ſie, wir ſollten ſie oben in eins der entlegenen Speiſezimmer geleiten, da wollten ſie ſich demaskiren. Wir gingen mit klopfendem Herzen mit ihnen hinauf. In einem der kleinern, leeren Zimmer angelangt, ſchienen ſie ſich wieder anders beſonnen zu haben und wollten zurückeilen; allein wir beſtürmten ſie mit heißen Vorſtellungen und Flehen, da gaben ſie nach, ſie demaskirten ſich, es war — Pythia und Precioſa!!

Unſer Erſtaunen war gränzenlos! Pythia rief aus: „Der Guckuck hole die andere Maske! Das galt mir, nicht wahr?“

Ich wußte nicht was ich ſagen ſollte. Sie weidete ſich an meinem Verſtummen, bis ich ihr denn endlich geſtand, daß ich eine Perſon unter jener Fledermaus ſuchte, die mich allerdings intereſſirte, ohne daß ich ſie weiter kenne.

Sie ſchien ſich damit zu begnügen. Wir ſetzten uns nun wieder und fingen die Beſtürmungen, daß ſie ſich demaskiren ſollten, wieder von neuem an. Sie gaben nach, und wer ſchildert mein Entzücken, als ich in der Pythia meine unbekannte Schöne aus dem Jantſchky und aus dem Maskenmagazin wieder fand! —

Wie ſie hieß? „Namen nennen ſie nicht!“ Sie kannte mich früher, bevor ich ſie kannte, und hatte mir das Paradies ihres Herzens zugedacht. Im Maskenmagazin hatte ſie und ihre Freundin die zwei Fledermäuſe von dem Maskenhändler zugeſagt bekommen; ſie ſah, daß ich mir dieſe Masken genau betrachtete und merkte auch meine Abſicht. Zugleich ſah ſie, daß ich den Roſadomino für mich und Roderich den Türken wählte. Abends fand es ſich, daß die Maskenhändlerin jene zwei Fledermäuſe ſchon früher verſagt hatte, wovon ihr Mann nichts wußte. Sie mußten alſo jene zwei Masken als Pythia und Precioſa nehmen. An dem erſten Abend, als Roderich meinen Domino nahm, hielt ſie dieſen für mich. Für den zweiten Redoutenabend hatten ſie die zwei Fledermäuſe noch obendrein mitgenommen und ſie nachher noch über ihre Masken übergeworfen.

Es waren ſchöne zwei Carnevalsnächte, denen noch viel ſchönere folgten.

Als ich mit Roderich nach Hauſe fuhr, ſagte er: „Hätte ich doch in der zweiten Redoute auch den Domino behalten.“

Ich lächelte:

Domino non sum dignus!

Carnevals-Drollerien.

Von

M. G. Saphir.

Carnevals-Drollerien.

I.

Carnevalspredigt.

Meine vielgeliebten andächtigen Zuhörerinnen!

Der Text, den ich meiner heutigen Predigt zu Grunde gelegt habe, findet ſich aufgezeichnet in den deutſchen Sprichwörtern, und heißt daſelbſt:

> „Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, das heißt dem Teufel ſeine Rechnung verdorben.“

Verſammelt euch um mich her ihr holden Leſerinnen alle, ihr alle, die ihr mich liest, weil ihr hold ſeyd, und die ihr hold ſeyd, weil ihr mich liebt. Verſammelt euch um mich, Alle!

Alle die ihr noch wohnt in der Frühlingsſtraße der Jugend, oder ſchon hinab ſteigt in das Thal Petri des Alters; die ihr wohnt in der Roſenſtraße der Liebe, oder in der Sonnenſtraße des Brautſtandes oder am Kreuz der Ehe. Alle die ihr von dem Schönfelde eures Lenzes bis in die Gruftgaſſe eures Winters nur immer ſtreift durch die Herrengaſſe um durch den Einlaß der Kirche in die Dienersgaſſe der Verheiratheten zu gelangen. Alle die ihr noch von dem grünen Wieſenweg der Hoffnung hinaufhüpft um in die Glücksſtraße der Zukunft zu ſchauen. Alle ihr die ihr noch neue Luftſchlöſſer baut in den Lüften der Phantaſie, die ihr noch umgaukelt ſeyd von den roſigen Gebilden aus dem Färbergraben jugendlicher Träume. Ihr alle die ihr eure betrogenen Wünſche ſchon eingeſargt habt am Frauenfriedhof der Reſignation; die ihr durch die Salz- und Waſſerſtraße der Thränen eingegangen ſeyd in das Luginsland einer beſſern, jenſeitigen Sehnſucht. Alle ihr die ihr ſtatt auf der Hundskugel der Treue zu bleiben, durch das Schleckergäßchen der Koketterie, um das Pfaueneck der Eitelkeit, durch das Küchelbäckergäßchen eines genäſchigen Herzens, nur in der Hafengaſſe der jungen Männer und auf den Rindermarkt der Zierbengel herumlauft, um endlich durch die Herbſtgaſſe eures Daſeyns auf den Kohlmarkt der alten Jungfern zu gerathen, Alle, Alle verſammelt euch um mich, denn das Carneval iſt da und vor dem Geſetze des Carnevals ſind wir alle gleich!

Das Carneval iſt da! Das Carneval, das ſo viele Füße und Köpfe verdreht; das Carneval, das die Füße, den Takt und die Herzen aus dem Takte bringt; das Carneval, welches die Taſchen leer und die Pfandhäuſer voll macht; das Carneval, an dem die Frauenzimmer des Morgens anfangen ſich anzukleiden um am Abend unangekleidet zu erſcheinen; das Carneval, an dem man das Geſicht verlarvt und das Herz entlarvt; das Carneval, an dem man zu allen Unbekannten ſagt: „ich kenne dich“ und die Bekannten nicht kennt; das Carneval, an dem ein dummer Kerl als Sokrates, ein Lügner als Wahrſager, ein Gottloſer als Eremit, eine Buhlerin als Veſtalin, eine Gans als Fledermaus und eine Köchin als Diana erſcheinen. Laßt uns alſo luſtig leben! Laßt uns luſtig leben, damit uns niemand erkenne, da wir im ganzen Jahr ſo traurig leben! Das luſtige Leben des Carnevals führt nicht mit einem Schritt, ſondern mit einem Tanz zum ſelig ſterben! Denn gibt es ein luſtigeres Leben als einen Gallopp und einen ſeligern Tod als gleich darauf durch einen Lufthauch, durch ein Glas Limonade zu ſterben? Das Leben ſteht luſtig vor uns da in Geſtalt eines Tänzers oder einer Tänzerin. Ein Leben mit Glacéehandſchuh, ein

Leben mit entblößten Schultern, ein Leben mit keuchendem Buſen, und der Tod kömmt nicht als Knochenmann, ſondern als Marqueur, nicht mit der Senſe und dem Sandglaſe, ſondern mit einem Eisbecher und einem Mandelmilchglaſe. Der Teufel aber, der bei jedem Menſchen ſteht, bei den Männern in ſeiner Staatsuniform mit dem ſchwarzen Barret und der rothen Feder, mit dem höfiſchen Pferdefuß und dem Scherwenzeltritt; bei den Frauenzimmern in moderner Tracht mit Jabots und Claque, der Teufel rechnet dem luſtigen Leben der Menſchen alles mit doppelter Kreide auf. Er rechnet nicht einmal Eins iſt eins, ſondern einmal Eins iſt zwei. Der Teufel folgt am meiſten dem Tod auf dem Fuße, und wo dieſer einkehrt, da macht er ſeine Rechnung. Seine Rechnung iſt ſo: er numerirt erſtens die Luſtigkeiten des Menſchen, dann ſubtrahirt er ſie vom Himmel ab und multiplicirt ſie für die Hölle, dann addirt er ſich ſelbſt dazu! Das iſt eben der Teufel! Tanzt man aber in den Tod hinein, ſo kann er ſich nicht mit dazu rechnen, weil er bekanntlich einen Stelzfuß hat und hinkt, das heißt ihm ſeine Rechnung verdorben. Der Teufel rechnet ſo: fünf Einlaßpforten hat der Menſch für mich, genannt die fünf Sinne; wenn auch Viere zu ſind, ſo bleibt Eine doch ſtets für mich offen; im Carneval aber heißt es: luſtig leben, d. h. alle fünf Sinne weit aufſperren, das macht den Teufel confuß, er weiß nicht, wo er zuerſt einziehen ſoll. Selig geſtorben heißt, wenn man ausgeſöhnt mit Gott, mit ſich und mit der Welt hinüberwandelt; wer iſt aber alles das mehr als ein Frauenzimmer, die durchs Tanzen ſtirbt? Der Tanz iſt ihr Gott und der Tanzſaal ihre Welt, ſie ſtirbt alſo ausgeſöhnt mit ſich, mit Gott und der Welt. Der Teufel aber hat ſchon darauf gerechnet, durch das luſtige Carnevalsleben die Frauenzimmer-Seelen zu fangen; denn der Tanz iſt nichts als der bevollmächtigte Miniſter und Geſandte ſeiner infernaliſchen Majeſtät; der Gallopp und Reckdowak ſind die Legationsſekretäre und der Ballſaal iſt die Expeditionsſtube; durch den Tanz werden die Leidenſchaften für den Teufel beſtochen, und die Sinnlichkeit fertigt ſodann die weitern Reiſepäſſe in die Hölle aus; ſtirbt aber ſo eine Seele nicht an dem heißen Höllentrank, ſondern durch einen kühlen Trunk; ſtirbt ſo ein Weſen nicht an den verſengenden Hauch der gefährlich-umfaſſenden Gelegenheit, ſondern am kühlen Luftzug der Nacht, ſo heißt das dem Teufel die Rechnung verderben.

Kommt alſo, meine holden und ſchönen Leſerinnen, laßt uns luſtig leben, ſelig ſterben und dem Teufel die Rechnung verderben.

Seht, die Zeit iſt ein großer Ball- und Tanzſaal; der Himmel hängt voll Geigen und iſt die ganze Nacht ſternvoll beſoffen; die Planeten tanzen mit einander. Das Leben aber iſt eine unbekannte Maske mit einer halbſchwarzen und einer halblichten Larve; es neckt uns fortwährend und verfolgt uns und will ſich nicht demaskiren. Ein jeder glaubt, dieſe Maske zu kennen. Aber einſt, wenn um die beſtimmte Stunde von dem unſichtbaren Orcheſter da oben ein Zeichen gegeben wird, mit der großen Poſaune der Auferſtehung, dann wird dieſe Maske die Larve fallen laſſen, und wir werden einſehen, daß keiner von uns ſie gekannt hat, daß wir uns alle getäuſcht haben, denn unter dieſer Maske des Lebens wird erſt noch eine Todtenlarve ſeyn, und unter dieſer Todtenlarve noch eine und wiederum eine und abermals eine bis ins Unendliche. Darum aber, meine holden Leſerinnen, wollen wir mit dem Leben das Maskenrecht genießen, wollen es in die Arme faſſen und bekannt mit ihm thun, und „Du“ zu ihm ſagen, und mit ihm herumtollen und mit ihm die große Chaine durchs Daſeyn hinabſtürmen bis der Tod zu uns herantritt und uns bittet mit ihm ein wenig auszutanzen; das wollen wir dann mit einem frohen Blick zu dem großen Ballgeber da oben thun, um das Sprüchwort zu beſtätigen:

> „Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, d. h. dem Teufel ſeine Rechnung verderben!“

2.

Ich und der Schwaben-Genius.

Ein Nachtſtück.

Ein jedes Land, ein jeder Menſch hat ſeinen Genius. Man kennt ſie aber leicht auseinander. Ein Privatgenius iſt angekleidet, der Genius eines Landes aber theilt das Schickſal des größten Theils der Einwohner und hat nichts anzuziehen. Ein nackter Genius iſt immer ein Länder-Genius. Es iſt aber gut, daß jetzt die Schutzgeiſter nackt gehen, denn das Volk iſt jetzt gewöhnt, den Geiſtern, die ſie beſchützen, den Rock vom Leibe auszuziehen. Ein Privatgenius aber iſt ein züchtig gekleideter Genius; er trägt die Livree ſeines Herrn. Jetzt hat jeder Menſch einen Genius! Es iſt entſetzlich, welcher Luxus jetzt herrſcht! Früher in den guten, alten Zeiten hatte nur die Stadt Athen einen Genius, und nur Numa einen Geniusin; ein Schickſal aber hatten nur die Götter und Heroen; jetzt hat jeder Nadelmacher ſeinen Genius und jede Köchin hat ein Schickſal! O Schickſal des Schickſals! Wenn ich in München im Hofgarten ſpazieren gehe, ſo kömmt jedes Kindermädchen mit einem Genius und einem Schickſal unter dem Arme daher.

Ich begreife gar die Polizei nicht, wie ſie ſo viele Schickſale und Geniuße in der Stadt herumlaufen laſſen kann, die keine Aufenthaltskarte haben und nicht angezeigt ſind. Auch für die Finanzen eines Landes eröffnete ſich dadurch eine reiche Quelle; man ſollte eigentlich nicht nur für ſeinen Kopf, ſondern auch für ſein Schickſal und für ſeinen Genius Kopfſteuer bezahlen müſſen. Ich käme dabei ſehr gut fort, denn ich habe ein ganz kopfloſes Schickſal.

Wenn ich einen Bedienten annehme, ſo genügt es mir nicht, daß er für ſich allein gute Zeugniſſe habe, ſondern ſein Genius und ſein Schickſal müſſen mir auch Atteſtate ihrer Aufführung bringen. Ich laufe ſonſt Gefahr einen ganzen nuchternen Bedienten zu nehmen, der aber einen beſoffenen Genius hat; er kann ein treuer Menſch ſeyn, aber ein ungetreues Schickſal haben!! Wenn jemand heirathet, ſo bitte ich ihn nur die Perſon zu heirathen, aber ihren Genius und ihr Schickſal nicht mit zu heirathen, denn man kann nicht wiſſen in welche Familien man dadurch hinein geräth. Wenn es den Leſer intereſſirte, ſo würde ich ihm einen Staturpaß meines Schickſals vorlegen, vor der Hand will ich nur verrathen, daß es ein ungariſches Schickſal iſt!

Mein Genius aber iſt ein intereſſanter Mann! Etwas unterſetzt aber drall, und wenn es ein Frauenzimmer wäre, ſie würde mit Recht eine anziehende Brünette ſeyn. Woran er hauptſächlich zu kennen iſt, das iſt ſein falſcher Blick. Alle

Menſchen denen im Leben nichts nach Wunſch geht, die haben einen Genius mit einem falſchen Blick. Ich glaube immer, mein Genius ſchaut dahin und folge dieſem Blick, indeſſen hat der Genius auf die andere Seite geſehen, und das iſt mein Unglück. Wenn ich mir einmal wieder einen Genius nehme, nur keinen Genius der ſchielt! Mein Genius ſieht ein Frauenzimmer ganz zärtlich an, baf! verliebe ich mich ſterblich oder unſterblich in daſſelbe; an Gegenliebe iſt aber nicht zu denken, denn mein Genius hat eigentlich das Frauenzimmer vis-à-vis zärtlich angeſehen! Wer unglücklich liebt, der kann überzeugt ſeyn, daß er einen ſchielenden Genius hat; wer gar nicht liebt, der hat einen blinden Genius, und wer bloß liebelt, der hat einen blinzelnden Genius. Ich habe meinem Genius eine ſehr ſchöne Livree aus grünem, unſichtbarem Damentuch gegeben, mit abweſenden Knöpfen, auf denen mein ſchönſter Zug, mein Namenszug, glänzt. Es iſt ſchade, daß die Menſchen den Genius nicht ſehen, der ſtets hinter mir einhergeht, ſie würden dann von mir doch ſagen: da iſt was dahinter!

Mein Genius iſt faſt ſo eitel, wie ich ſelbſt, und eben ſo ſtolz. Sonntag z. B. beſucht er keinen öffentlichen Platz, denn er ſagt: Sonntags gehen alle meine Geniuße ſpazieren. Er hat ſich Viſitenkarten ſtechen laſſen mit den Worten:

„Monsieur N. N. Genius intime et plenipotentiaire

de son Altesse poëticale Mr. le Conseillier desintime de l'intendance etc.“

Ich bin mit dieſem meinem Genius in ſoweit zufrieden, allein was mich mit ihm entzweit, iſt, daß er ſo verſchlafen iſt! Bei den ſchönſten Gelegenheiten, wo was für mich zu thun geweſen wäre, da hat mein guter Genius geſchlafen! Und wie geſchlafen, ich habe ihn ordentlich ſchnarchen gehört!

Viermal hat mir mein guter Genius große Dinge verſchlafen. Anno 182* — in Wien bei u. ſ. w. Anno 182* in Berlin unter den Linden. Anno 183. in * * und endlich Anno 183. in Paris bei der Gräfin B. Dieſen letzten Schlaf verzeihe ich meinem Genius ſein Lebtag nicht.

Ich fragte ihn einſt, woher er denn gar ſo verſchlafen wäre, und er klagte mir, er habe einſt, bevor er zu mir in Dienſten ging, zwei Jahrgänge des Berliner Geſellſchafters geleſen, und ſeitdem könne er ſich des Schlafs nie erwehren.

So leben wir denn, ich und mein Genius, ſchon ſeit Jahren mit einander und nichts unterbrach ſein Dienſtverhältniß.

Vor einigen Wochen aber wäre es bald zwiſchen uns zu einem förmlichen Bruche gekommen. Die Geſchichte verhielt ſich ſo.

Ich bin am 8. Februar — ach, wie ſoll ich das entſetzliche Wort ausſprechen! — ich bin am 8. Februar — nein ich kanns nicht — allein es muß ſeyn — ich bin am 8. Februar — o, liebſte, liebenswürdigſte Leſerin, nur zwei Zeilen überſchlage hier, du ſollſt es nicht hören, nein, du nicht — ich bin am 8. Februar 40 Jahre alt geworden. — Gottlob, endlich iſt es heraus! — Ich habe die große Quarantaine paſſirt, die eigentlich gegen alle Kinderkrankheiten und Nervenfieber des Herzens garantiren ſollte, nach welcher man eigentlich keine Cholera-Morbus der Liebe und keine Peſt der Gefühle mehr zu befürchten haben ſollte. Allein, bei mir hat ſie nichts genützt dieſe Quarantaine. Ich habe den Stoff mit mir herübergezogen aus der Levante der Vorvierzigjährlichkeit in den Occident der Nachvierzigjährlichkeit. Mein Herz hat zwanzigmal die natürlichen Kinderblattern, genannt Liebe, gehabt, und bekommt ſie doch immer friſch wieder!

Alſo ich wurde am 8. Februar vierzig Jahre alt. Ich ging am 7. Abends um zehn Uhr zu Bette, mein Herz und mein Auge hing an ein paar Fußſocken, aber was für ein paar Fußſocken! O es gibt Fußſocken im menſchlichen Leben, die keine Krone aufwiegt! In dieſe Fußſocken hatte eine ſüße Hand meinen Namenszug eingemerkt: „M. S.“, roth wie mit Herzblut oder mit Feuerzügen. Mein Auge ruhte lange auf den zwei rothen Buchſtaben im weißen Felde. „M. S.“ Wie kann das alles heißen! „Moritz Saphir.“ — Menſchliches Schickſal! — Mein Süßer! — Magen-Säure! — Mai-Schmetterling! — Markt-Schreier! — Manns-Schönheit! — Marſch, Samiel! — Muſen-Sohn! — Mildes Schaf! — Meine Sehnſucht! — u. ſ. w. — u. ſ. w. — darüber ſchlief ich ein und träumte von lauter ſüßen Fußſocken, von lauter Engeln und Horen und Grazien in Fußſocken. Es mochte ungefähr Mitternacht ſeyn, als ich bei der Hand genommen wurde und erwachte. Ein Weſen ſtand vor mir, ohne Fußſocken, in Kourierſtiefeln. „I!“ ſagte das Weſen, „kennſcht du mich nit, i bin der Genius aus Schwaben!“ Er war der Schwaben-Genius, welcher die Leute zu 40 Jahren klug macht.

Ich ſah ihn an dieſen berühmten Genius, er ſah gerade ſo einfältig aus, wie jeder andere Menſch, der da glaubt, er macht einen andern klug. Er ſagte mir, es ſeye Mitternacht, in wenigen Minuten werde ich ein Vierziger, und ich müßte augenblicklich klug werden! Ein heftiger Schrecken durchfuhr meine Seele. Ich und klug! Wie ſoll ich das anfangen!

Nein, ſo dumm bin ich nicht, daß es mir einfallen ſollte, klug werden zu wollen! Bin ich deßhalb vierzig Jahre lang dumm geweſen, um nachher klug zu werden? Da müßte ich ſchon dumm geweſen ſeyn! O, mein ſchäzbarſter Herr Schwaben-Genius! So fragen Sie mich nicht! Ueberhaupt bin ich nicht nur kein Schwab, ſondern im Gegentheil ein Schwärmer. Ein Genius aus Schwaben hat hier in München nichts zu befehlen.

„Biſt du nie in Schwaben geweſen?“ fragte mich der Genius; „O ja, ich bin, als ich von hier nach Paris gegangen wurde, dort durchgereiſet.“ — Alſo wer einmal vor ſeinem vierzigſten Jahre durch Schwaben gereiſ't iſt, der muß zu vierzig Jahren klug werden! —

Meine Angſt nahm immer mehr zu; ich raffte mich im Bette auf und rief meinem eigenen Genius, der noch voll Schlaf, hereintrat.

„Du!“ ſagte ich ihm, „du mein Leibgenius ſeit vierzig Jahren, da iſt ſo ein hergelaufener Genius aus Schwaben, der will mich mit Gewalt klug machen, ſey du mein guter Genius und rette mich von der Klugheit.“

Nun entſpann ſich ein Streit zwiſchen meinem Genius und dem Schwaben-Genius.

„Was?“ ſchrie mein Genius, „mein Herr ſoll klug werden? da müßte ich ihn ja gar nicht kennen und ginge gleich aus dem Dienſte. Und wenn ich es auch zugeben wollte, er hat kein Talent zur Klugheit! Er liebt, er hofft, er vertraut den Menſchen und ſo ein Menſch ſoll klug werden? Ha ha ha!“

Der Schwaben-Genius ſagte darauf zu meinem Genius: „Du biſt gewiß auch noch nicht vierzig Jahre alt, ſonſt wärſt du auch klüger und wüßteſt, daß nur die dummen Menſchen zu vierzig Jahre klug werden, denn die klugen Menſchen werden gar keine vierzig Jahre alt! Ein kluger Menſch, der jetzt vierzig Jahre alt wird, der muß zu vierzig Jahre dumm werden, ſonſt muß er ſich ſelbſt umbringen. Ein jeder Menſch muß, das iſt die Juſte-Milieu — ſein halbes Leben lang dumm und das andere halbe Leben lang klug ſeyn. Iſt er in der erſten Hälfte dumm, ſo muß er in der zweiten klug ſeyn, um ſich freuen zu können, daß er ſo dumm war. Iſt er in der erſten Hälfte klug, ſo muß er in der zweiten dumm ſeyn, um ſich nicht eine Kugel durch den Kopf zu jagen, daß er ſo dumm war klug zu ſeyn! Dein Herr iſt mehr als die erſte Hälfte ſeines Lebens dumm geweſen, man muß nicht ungenügſam ſeyn! Unſer Herrgott ſtellt nur ſehr wenige ſeiner Lieblinge auf lebenslängliche Dummheit an; dein Herr aber muß nun klug werden!“

Mein Genius weinte bitterlich: „Nein,“ ſagte er, „das hält mein Herr nicht aus! Er iſt blond und lacht gerne und für ſolche Leute iſt die Klugheit nicht erſchaffen worden! Wenn mein Herr klug werden ſoll, das überlebt er nicht!“

„Sey nicht kindiſch!“ erwiederte der Schwaben-Genius, „der Menſch kann viel ertragen; ich ſelbſt kenne Leute die an der Klugheit litten und doch ein hohes Alter erreichten.“

„Ja, das glaub' ich,“ ſchmollte mein Genius, „aber mit welcher Diät! Solche Leute dürfen nicht ausgehen, nicht an die Luft, nicht unter Menſchen, die können nichts verdauen, alles liegt ihnen gleich im Magen!“

Ich weiß nicht wie lange die Beiden noch geſtritten haben mögen, ich war noch ſo dumm und ſchon ſo klug darüber wiederum einzuſchlafen. Als ich darauf am erſten Morgen meines vierzigſten Jahres erwachte, war es mir ganz ſonderbar zu Muthe. Ich wußte nicht ob ich ein geſcheidter oder ein dummer Kerl bin. Ich probierte mich ſelbſt. Ich trat erſt vor den Spiegel und dachte: gefällſt du dir, ſo biſt du dumm, gefällſt du dir nicht, ſo biſt du geſcheidt;" allein als ich vor dem Spiegel ſtand, da dachte ich wieder: „Vielleicht iſt es gerade verkehrt, gefällſt du dir, ſo biſt du geſcheidt, gefällſt du dir nicht, ſo biſt du dumm!" — Das half alſo nichts. — Ich machte nun eine zweite Probe, ich ging zu einem Buchhändler und dachte, kauft er mir mein Manuſkript ab, ſo bin ich geſcheidt, wo nicht, ſo bin ich dumm; allein ich dachte wieder es kann auch verkehrt ſeyn, kauft er mir mein Manuſkript ab, ſo bin ich dumm, kauft er es mir nicht ab, ſo bin ich geſcheidt. — Dieſe Probe hielt alſo auch nicht Stich. — Ich verſuchte eine dritte Probe: ich ging zu einem ſchönen Mädchen, machte ihr den Hof und dachte: läßt ſie ſich von dir den Hof machen, ſo mußt du ein geſcheidter Mann ſeyn, wo nicht, ſo biſt du dumm! Allein ich dachte wieder, es kann auch verkehrt ſeyn, läßt ſie ſich von mir den Hof machen, ſo muß ich ein dummer Menſch ſeyn, wo nicht, ſo bin ich geſcheidt. Ich wußte alſo noch immer nicht, wie ich erfahren ſollte, ob ich dumm oder geſcheidt bin. Jetzt eben, Gottlob! — jetzt eben fällt mir die unzweifelbare Probe ein! Ich frage dich, lieber Leſer: liebſt du mich, dann muß ich ein geſcheidter Mann ſeyn, haſſeſt du mich, ſo muß ich dumm ſeyn! Allein da denke ich wiederum: es kann auch verkehrt ſeyn!

Es iſt zum Verzweifeln! Nun bin ich vierzig Jahre alt und weiß nicht einmal recht ob ich dumm oder geſcheidt bin! Ungeheure Ironie!

3.

Das unbezwingliche Element.

Der menſchliche Geiſt iſt das Höchſte. Der menſchliche Geiſt vermag alles. Der Geiſt iſt der Gott im Menſchen. Est Deus in nobis. Je mehr Geiſt ein Menſch beſitzt, je mehr Gott iſt in ihm; die Dummen, die Geiſtloſen, das ſind die eigentlichen Gottloſen. Der Geiſt vermag Alles, kann Alles, erringt Alles, bezähmt Alles, bezwingt Alles. Ihm ſteht die Natur und das Geſetz der Schöpfung Rede; er erhebt ſich bis in die Sterne, um ihren berechneten Altvater-Tanz zu erfahren und ſenkt ſich in die Tiefen des Abgrundes um die kochende Schöpfung zu belauſchen. Der Geiſt bezwingt alle Elemente. Er heißt die Luft ſtehen oder er beflügelt ihren Fittig, er reinigt ſie, er ermißt ſie, er beherrſcht ſie; ſie muß ihm dienen; ſie muß ihm ſclaviſch die Mühle treiben und ſeine Segel ſchwellen. Das Feuer iſt ſein Unterthan, er bezwingt es; er bahnt dem Blitze ſeinen Weg und befiehlt ihm; er bekämpft dieſes furchtbare Element und wird ſein Meiſter. Das Waſſer wird durch ihn gebändigt; er dämmt es ab, er keilt es ein; es muß ihm als Laſtträger willig den Rücken bieten; er durchfurcht es und leitet dieſes tobende Element wie ein ſanftes Lamm. Die Erde iſt ſeiner Willkühr heimgegeben. Er durchwühlt und durchſucht ſie; er läßt ihr zur Ader und zapft ihr das goldne Herzblut ab; er ſetzt ihr Fontanellen und ſetzt ihr Schröpfköpfe; kurz alle Elemente ſind demüthige Vaſallen des Geiſtes! Der Menſch der Geiſt hat iſt ſelbſt Alles! Er iſt allmächtig. Ein Menſch von Geiſt braucht faſt gar nichts, mit ſeinem Geiſte bezwingt er die organiſche und unorganiſche Schöpfung, das Schickſal und die Dummheit, die Großen der Erde und die Menſchen, die Gelehrten und das Vieh. Ein Mann von Geiſt braucht faſt nichts. Iſt er arm, ſein Geiſt verſchafft ihm alles was die Reichen haben, und willig kömmt ihm der Lebensgenuß und weicher und reizender und erhöhter entgegen.

Iſt er häßlich, ſein Geiſt verſchafft ihm die Liebe der Frauen; er iſt ſchön auf der Zunge, im Verſtande, und er ſpielt der ſüßen Göttin das auflöſende Ende des allesberauſchenden Gürtels geiſtreich aus der Hand. Iſt er nicht von

Adel, kein Geiſt erhebt ihm darüber; er adelt ſich ſelbſt und ſtatt des angeerbten Namens, des Welken, erringt er ſich einen friſchen, grünen, blüthenvollen. Kurz wie geſagt, der Geiſt, daß iſt Gott, und Gott iſt allmächtig. — Nur ein Element gibt es, gegen welches der Geiſt ein ohnmächtiges Weib iſt, vor dem es erlahmt, bei deſſen Anblick er regungslos und ſchlaff, matt und kraftlos daſteht, und dieſes Element iſt — die Grobheit!!! Die Grobheit iſt noch ſtärker als der Geiſt! Ach, es iſt ein ſchönes Element, die Grobheit! Aber leider geht es mit der Grobheit wie mit der Dichtkunſt, man muß dazu geboren ſeyn! Die Grobheit iſt kein Talent, es iſt eine Gabe! Selig ſind die grob ſind, denn ihnen gehört das Erdenreich und das Himmelreich!

Wen das Geſchick liebt, den küßt es in der Wiege die Stirne, küßt ihm die Lippe und ſagt: „ſey grob!“ Und damit wandelt der Glückliche hinaus ins menſchliche Leben, wie mit einem Amulete, wie mit einem untrüglichen Talisman, und er iſt glücklich, denn er iſt grob! Wer und was will ſich der Grobheit entgegenſtellen?

Es muß ein herrliches Bewußtſeyn ſeyn: grob zu ſeyn! Die Grobheit iſt klimatiſch; es gibt ganze Länderſtriche wo man vorzüglich und bedeutend grob iſt, wer kennt den telluriſchen Einfluß, der dieſe glückliche Entwicklung der Grobheit fördert? Die Grobheit, daß iſt das Fauſtrecht der Seele.

Eine grobe Seele iſt eines der merkwürdigſten Schauſpiele der Natur! Ein Grobian geht wie ein Heiliger durch die Welt! Niemand wagt es, ihm etwas in den Weg zu legen. Wer grob iſt hat recht; ihr wollt ihn überreden durch ſüße Worte, er iſt grob; ihr bittet, er iſt grob; ihr bietet Vernunftgründe auf, er iſt grob; ihr verſucht es mit geiſtreichen Wendungen, er iſt grob; ihr laßt den Witz mit ſeinen leuchtenden Feuern und Farbenblumen vor ihm ſpielen, er iſt grob; ihr redet ihm zu Herzen mit der Stimme des Gefühls und der Rührung, er iſt grob; ihr ſeyd gerührt, zernichtet, verzweifelt, er iſt grob!

Gegen die Grobheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens! Die Grobheit muß ein ſüßes, ein nahrhaftes Element ſeyn, ſie macht wie die Dummheit wohl genährt, und ſie iſt da, wo ſie graſſirt, ſehr beliebt; ſie wohnt da unter allen Ständen. Es gibt aber keine größere Sympathie als die der Grobiane unter einander! Wenn ein Grobian aus einem Ende der Stadt einen Grobian von dem andern Ende der Stadt zum Erſtenmale in ſeinem Leben begegnet, ſo erkennen ſich die Grobheiten in ihnen und fallen ſich um den Hals; es gibt kein unzerreißbareres Band als das Band der Grobheit! Gebt mir eine Armee von fünftauſend Grobiane und ich ſchlage das ganze übrige civiliſirte Europa damit in die Flucht! Ein einziger Grobian iſt eine ganze Armee!

Es gibt aber auch keine Tugend, die ſich ſelbſt ſo ſehr liebt als die Grobheit! Ein Grobian kann mit ſeiner Grobheit vierzehn Tage allein ſeyn und ſich köſtlich mit ihr unterhalten. Ein Grobian erzählt von ſeiner Grobheit mit mehr Liebe als ein Soldat von ſeiner Tapferkeit. So ein Grobian hält ſeine Grobheit gut und läßt ihr nichts abgehen; er gibt ihr zu eſſen und zu trinken, viel Bier oder auch Champagner; er führt ſie ſogar in Geſellſchaft und ſagt: „Hier habe ich die Ehre Ihnen meine Grobheit vorzuſtellen!“ Er iſt ſo ſelig in ſeiner Grobheit, wenn es möglich wäre, würde er ſeine Grobheit wie einen Orden ins Knopfloch hängen.

Und dieſes unbezwingbare Element, gegen welches alle Kräfte der Natur und alle Kräfte des Geiſtes wehrlos und matt daſtehen, die Grobheit hat die gütige Vorſehung mit reicher Hand ausgeſtreut, ohne Unterſchied der Stände! Und die Grobheit pflanzt ſich ſo ſchön fort, ohne Schulen und Erziehungsanſtalten, durch die einfache Bellancaſtriſche Methode!

Gewiß, wenn man jeden unbefangenen, vernünftigen Menſchen, der nicht überſpannte Ideen in ſich hat, fragen würde: Was wollen Sie lieber werden: Humoriſt oder Grobian? So wird jeder, ohne ſich zu bedenken, antworten: Grobian!

Vater im Himmel! Wenn du mich noch einmal auf die Welt ſetzeſt, laß mich ein Grobian ſeyn, bitte recht ſehr, ein Grobian!

Bei George Jaquet in München iſt erſchienen:

Saphir, M. G., neueſte Schriften. 3 Bde. Velinpap. gr. 12. geh. 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Erſter Band enth.: Violen lyriſche und humoriſtiſche Gedichte.

Zweiter „ „ Nachtſchatten der Zeit und des Lebens. Humoriſtiſches.

Dritter „ „ Neſſelblätter der Zeit und des Lebens. Satyriſches.

— — der deutſche Horizont, ein humoriſtiſches Blatt für Zeit, Geiſt und Sitte. 1831. Aug. — Dezemb. Erſter Jahrgg. gr. 4. 2 Thlr. od. 3 fl.

— — deſſelben 1832. Januar bis Dezember. Zweiter Jahrgang. gr. 4. 4 Thlr. od. 6 fl.

— — deſſelben 1833. Januar bis Juni. Dritter Jahrgang. gr. 8. Velinpap. geh. in Umſchlag. 2 Thlr. 18 gr. od. 4 fl. 30 kr.

— — Bazar für München und Bayern. Ein Frühſtücks-Blatt für Jedermann und jede Frau; humoriſtiſch-ſatyriſche Zeitſchrift. 1830. Juli bis Dezember. 8. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.

— — deſſelben 1833. Jan. bis Juli. 8. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.

Saphir, M. G., Trauerkleeblatt, den Napoleoniden geweiht. 24. geh. mit Goldſchnitt. 4 gr. od. 18 kr.

— — humoriſtiſche Glasperlen. 8. geh. 6 gr. od. 27 kr.

— — dumme Briefe, Bilder und Chargen ꝛc. 2 Bde. Velinpap. gr. 12.

Lewald, A., das Oktoberfeſt im Jahre 1832. Skizzen aus München. 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.

— — Gadſalünah. 3 Thle. Velinpap. gr. 16. geh. 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Erſter Band enth.: Heimkehr und Verlobung.
Zweiter " " Die indiſche Wittwe.
Dritter " " Die Vermählung auf dem Ocean.

Lindner, Dr. W., meiner Laune bunte Blüthen. 3 Thle. Mit 1 Kpfr. 12. geh. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Erſter Theil enth.: Pawline, die ſchöne Stumme aus Gründorf.
Zweiter " " Balduin, oder der Sohn dreier Väter.
Dritter " " Die Folgen eines Rendez-vous oder der fürſtliche Maskenball.

Jerrmann, Ed., Paris. Fragmente aus meinem Theaterleben. 8. Velinpap. 1 Thlr. 19 gr. od. 2 fl. 24 kr

Dumme Briefe,

Bilder und Chargen,

Cypressen,

Literatur- und Humoral-Briefe.

Von

M. G. Saphir.

München, 1834.
Druck und Verlag von George Jaquet.

Inhalt.

Seite

Dumme Briefe . . . . 1 — 42

Bilder und Chargen . . . . 43 — 110

Literatur-Briefe . . . . 111 — 152

Cypreſſen . . . . 153 — 186

Humoral-Briefe . . . . 187 — 220

Dumme Briefe.

„Su....r tout que je vois, ma...a foi, pour moi, je....e ne sais que vous di....re, voila ma....a fa....açon de penser.“

Brid'oison.

An Julie.

Neuberghauſen.

Ich weiß nicht wo Sie ſind, Briefe auf der Poſt weiß ich Ihnen nicht zu adreſſiren. Vielleicht finden dieſe den Weg zu Ihnen. Es war eine ſchöne Zeit, wo ich die Briefe ſelbſt brachte, und ſie in das kleine Fenſterchen legte, und gegenüber in dem Hausthore lauſchte, bis Ihre ſchöne Hand ſie hinein holte. Es war eine ſchöne Zeit. Es ſind nun ſechs Jahre. Es iſt indeſſen vieles geſchehen; die Cholera war da und die Revolution, der große Zollverein iſt entſtanden und der Cenſor Granow iſt geſterben; in Wien war Miniſter-Congreß und in Berlin waren die Elslers, das alles hat mich nicht gerührt, aber daß ich nicht weiß wo Sie ſind, ob Sie noch auf dieſer Erde leben, die jetzt erſt anfängt ſchön zu werden, wenn ich meine „dumme Briefe“ herausgebe, oder ob Sie vielleicht ſchon dort oben ſind, wo keine Poſt hingeht, ſelbſt nicht die Naglerſche Schnellpoſt, wo alſo meine Briefe auch nicht hinkommen; denn obwohl ich dieſe ſchnurgrade an die Unſterblichkeit richte, ſo iſt es doch möglich, daß ſie nicht an ihre Adreſſe gelangen werden, — das thut mir weh und betrübt mich. Es iſt im menſchlichen Leben ein Troſt, den Ort zu wiſſen wo ein theures Weſen lebt, wenn man auch ſonſt nichts von dieſem Weſen weiß. Die Sehnſucht hat dann doch einen Punkt auf dem unermeßlichen Ozean ſeines Gefühls, den es wie die Möve das einſame Schiff umkreiſ't und darum herumflattert!

Da tauchen ſie auf die Bilder aus der ewigen Stadt des Gedächtniſſes und ſtellen ſich hinter meinen Schreibſtuhl, und gucken mir von allen Seiten über die Schulter und ins Auge, und gießen die roſenrothe Tinte der Vergangenheit in die ſchwarze der

Gegenwart und in die Streubüchſe ſchütten ſie den Goldſand der Erinnerung.

Es war eine ſchöne Zeit! Sie ſaßen in der Loge des großen Opernhauſes, um Sie herum viel vornehme Herren, in Uniformen und Orden, und ſie machten ihnen alle den Hof; was mögen ſie Ihnen alles geſagt haben um Ihrem Munde ein Lächlen, um Ihrem Auge einen Blick abzugewinnen. In einem Parquetwinkel aber ſaß ein armer, unbedeutender Schriftſteller, dem die Natur, als ſie ihn auf ſiebenzig Jahre an das Leben vermiethete, nichts, gar nichts mitgegeben hatte, und das Glück noch weniger, und der ſeinen Dienſt mit nichts antrat als mit einem Herzen voll Liebe und mit einem Geiſte voll Wärme, und der jetzt, nach vierzig Jahren, doch von dem Leben noch keine goldne Dienſtboten-Medaille bekam; dieſer unbedeutende, blutarme Schriftſteller ſaß im Parquet, und doch galten ihm die ſüßen Blicke aus Ihren unüberſetzbaren Augen, und doch kreiſelte ſich das ſeelenbelebende Lächlen Ihres Mundes hernieder zu dem armen Schriftſteller und legte ſich ſelig um ſein beſeligtes Herz, und dieſer arme, unbedeutende Schriftſteller war ich, und Sie hörten nicht, was Ihnen die vornehmen Herren alle ſagten, ſondern Sie hörten nur meine Blicke und Sie ſahen nur meine Worte die ich dachte; und ich hörte auch nur das ſüße Geſchwätze Ihrer Blicke, und ich ſah auch nur den Geſang der innigen Liebe, der aus Ihrem Lächlen zu mir herniederjubelte.

Wenn das Theater zu Ende war, da reichten ſie Ihnen das Tuch, den Hut und den Pompadour, und die Diener hoben Sie in den Wagen, ich aber ſtand in der ...... ſtraße, hinter der großen Laterne, und als Sie abſtiegen, da fiel das Licht der Laterne auf Sie, und das Licht ihrer blauen Augen auf mich, und ein kleines Zettelchen fiel auf die kleine Treppe neben der großen Glocke nieder, und ich las das Zettelchen und ging durch die Straßen Berlins und in mir jauchzten alle Pulſe das hohe Lied und ich hätte unſern Herrgott ſeine ganze Welt abkaufen mögen und fragen: was koſtet der Bettel?

Freilich, wenn mich unſer Herrgott beim Wort genommen hätte und geſagt: „zweihundert Preußiſche Thaler“, wäre ich in ſchöne Verlegenheit gekommen; allein ich hätte ihm dann das Brieſchen leſen laſſen, mit der Offenbarung Ihres Herzens und mit dem heiligen Mede Ihrer Liebe, und er hätte mir geſtanden, daß man auch ohne zweihundert Preußiſche Thaler ein Privatgott ſeyn kann.

Es war eine ſchöne Zeit! Es ſind ſechs Jahre! Sie ſagen die Bäume haben ſechsmal geblüht, und die Lerche ſechsmal jubilirt und die Erde ſey ſechsmal glühende Braut und blaſſe Mutter geworden; ich will es glauben, denn es iſt ja ſo herkömmlich, und deßhalb, weil ein Herz gebrochen und eine Seele zertrümmert, wird die Natur keine Hoftrauer anlegen, und ihr großer Zeremonienmeiſter und Grand-maître de la garderobe, der Frühling, erſcheint mit ſeinem Zauberſtab nach wie vor, und die Hofdamen, die Blumen und Blüthen, prunken nach wie vor in ihren bunten Gewändern und erſcheinen in Schmuck und Glanz auf dem großen bal-paré der Natur. Ich mag ſie nicht, die Blumen, dieſe Koketten! dieſe Heuchlerinnen, dieſe Allerweltsdienerinnen! Iſt eine Braut irgendwo ſelig und trunken, da kommen ſie und ſchillern mit ihren Farben und wünſchen Glück und werfen ſich ihr glühend an die Bruſt; und ſtirbt die Braut acht Tage darauf, ſo kommen ſie wieder mit demſelben Geſichte und mit denſelben Mienen und werfen ſich ihr wieder an die Bruſt. Ob ſie ein Weſen zum Hochzeitsaltar oder zum Grabe führen, das gilt ihnen gleich, ſie lächlen immer, immer derſelbe glatte, höfliche Blick! Ich mag ſie nicht! Da kommen ſie alle Sommer wie die Störche und klappern mit den Farben, und laufen Boten und beſtellen Liebesgetrātſch, und machen die Unterhändlerinnen, und haben eine eigene Sprache, und ſind jedes Narren und jedes Gecken Wohldienerin, und klingeln und liebäugeln, und wie lange dauerts, iſt alles vorbei! Die Blumen, daß ſind ſo die Schlüſſeldamen der Königin Natur! ſie prunken, liebeln und verwelken! Ich mag ſie nicht. Hab ich geſagt: ich mag ſie nicht? Verzeihen Sie, edle Julie, es iſt nicht ſo! Ich mag ſie nur nicht wie ein Ex-König keine Miniſter mehr haben will, weil er ſie nicht gebrauchen kann. Mein Herz iſt ſo ein Ex-König; es hat alle, alle ſeine Königreiche verloren, es lebt nur noch auf dem Holy-rood der Erinnerung, und zu was ſollen einem ſolchen Exherzen Miniſter, d. h. Blumen? Ich brauche ſie nicht mehr dieſe Miniſter der inneren Herzensangelegenheiten, dieſe bevollmächtigten Geſandten an den

Liebeshöfen! Mein Herz hat ſeine Krone verloren, ſeine legitime Krone! denn wenn die Liebe, die reine, edle, heilige Liebe nicht legitim iſt, was iſt ſonſt denn legitim? Ich kenne kein Herz mehr auf dieſer Erde, dem ich eine Blume als Geſandten ſchicken könnte um ihm Liebe zu entbieten. Blumen ſind nur Blumen für den Glücklichen, dem Unglücklichen ſind ſie bunte, jährlich wiederkehrende Ausrufungszeichen nach einem Satz voll Leiden und Weh.

Leben Sie wohl, edle Julie, Sie erkennen mich wohl nicht wieder?

Neuberghauſen.

München, meine Edle, das wiſſen Sie, ſteht nach Madrid am Höchſten, oder vielmehr es liegt am Höchſten, und Neuberghauſen liegt am Höchſten um München und die Teraſſe iſt das Höchſte in Neuberghauſen, und ich ſitze auf dem höchſten Stuhl dieſer Teraſſe, ich bin alſo in dieſem Augenblicke eine allerhöchſte Perſon Europas, ich fühle auch ſo was allerhöchſtes in mir, ein dolce farniente, ein Geruhen an allen Gliedern, daß ich der ganzen Welt einen Titel ſchenken könnte. Mir iſt ſo allerhöchſt behaglich, daß ich fühle wie mein Ich inwendig ſich mit einem großen J ſchreibt und alle andern Perſonen unter mir, einfacher und vielfacher Zahl, nur mit ganz kleinen, verächtlichen Anfangsbuchſtäbchen.

Es iſt eine große Erfindung der allerhöchſten Schreibkunſt, d. h. der Schreibkunſt der Allerhöchſten das „Sie" mit einem kleinen ſ zu ſchreiben, das heißt von den Fürwörtern ſogleich Kopfſteuer einkaſſiren. Es muß einem auch ſogleich ein Gefühl der Demuth ergreifen, wenn man ſieht wie man ſelbſt in der vielfachen Zahl ſo kleinköpfig betrachtet wird! Es geben gewiß viele Allerhöchſte bloß deßhalb gar keine Privataudienz, weil man mündlich daß „Sie" nicht mit einem kleinen ſ ausſprechen kann.

Ich war heute nicht nur allerhöchſt, ſondern auch allergnädigſt geſtimmt und gab Audienz, — meinen Gedanken nämlich. Ich habe meinen Gedanken aber zuerſt ſagen laſſen, ſie brauchten nicht in Schuhen und Strümpfen, ſondern auch in Stiefeln und im Ueberrock zu erſcheinen. In Schnallſchuhen und in ſeidnen Strümpfen iſt noch nie eine große That geſchehen. Napoleon trug Stiefeln und die Juliushelden gingen Baarfuß. Wer die kurzen Beinkleider und die langen Titel erfunden hat, richtete die Aufrichtigkeit vollends zu Grunde.

Meine Gedanken kamen alſo in Stiefeln zur Audienz. Ich ließ ſie nicht lange im Vorzimmer warten, ſondern gab ſchnell einem nach dem andern Audienz.

Es iſt hier der Ort nicht, Ihnen, meine Freundin, die Angelegenheiten aller dieſer Bittſteller mitzutheilen, aber ſo viel kann ich Ihnen verſichern, daß es ein trauriges Geſchäft iſt Audienz zu geben! Beſonders aber wenn man ſeinen Gedanken Audienz gibt und nicht ein glücklicher Gedanke erſcheint! Ein Umſtand, der bei Schriftſtellern ſo oft vorkömmt.

Was für Gedanken bei mir zur Audienz kamen, wie ich ſie aufnahm und welchen Troſt ich ihnen gewährte, das verſchweige ich; ich verſchweige es, hoffe dadurch meine Loyalität zu bekunden und zur Zeit dafür von irgend einer loyalen Regierung belohnt zu werden. Ich entließ ſie Alle und behielt nur einen, den einzigen glücklichen Gedanken bei mir, nämlich den: an gar nichts zu denken; ein probates Mittel der Seelenruhe für allerhöchſte und für allertiefſte Perſonen.

Glauben Sie vielleicht, meine Freundin, man kann es nicht ſo weit bringen an gar nichts zu denken? Doch! doch! An großen Waſſerfällen, in dichten Wäldern beim Rauſchen des Sturmes, auf dem Ozean im Anblicke der unermeßlichen Ferne, in Görres Vorleſungen über den Myſtizismus, bei den Reden der deutſchen Kammerliberalen — ich bitte den geehrten Leſer, hier ein wenig ſtill zu halten, ich muß ihn auf den Witz des Ausdrucks „Kammerliberalen" bedeutend aufmerkſam machen: Kammerliberaler! wie witzig zweideutig! erſtens kann es heißen, d. h. ſoll es heißen, ein Liberaler in der Kammer, dann kann es heißen, und ſoll nicht heißen: ein Kammerliberaler, wie man ſagt: ein Kammerſänger! Ich werde nicht ermangeln auch ferner bei jedem Witz, der mir entwiſchen ſollte, den geehrten Leſer mit der Naſe darauf zu ſtoßen, aber ganz ſanft, das verſteht ſich, denn meine Leſer müſſen eine feine Naſe haben oder gar keine. —

Ja, es gelang mir, meine Freundin, ich mochte ungefähr eine Stunde an gar nichts gedacht und dabei die Abendzeitung geleſen haben, da brannte mir die Abendſonne doch gar zu ſtark auf den Scheitel und unterbrach mein Nichtsdenken.

Ich ſah vor mir hin, da lagen die fernen Berge, die Tyrolerberge wie Gränzwächter am Horizonte herum, die Sonne röthete die Gipfelſtreife und die Schneeſpitzen, daß ſie daſtanden weiß und roth wie die öſterreichiſchen Generäle, und die ſchönen Ströme flatterten wie die Schärpen klingend von den Bergen nieder, und unter meinen Füßen lag der engliſche Garten, dieſer freundliche Augenwimper der Stadt München, und er kam mir vor wie ein Göttinger Student, die langen altdeutſchen Blätterlocken hingen ihm über die ſtämmige Schulter herab, ein Bartgeſtrüppe umzog ſein geſundes Antlitz, um ſeinen offenen Buſen ſpielten die Winde, der Schein der Schatten miſchte ſich mit dem Roth der Blumen und mit dem Golde der tiefern Lichter, und unter dem lockigen Haupte dieſes altdeutſchen kräftigen Jünglings erſchallten Lieder und Geſänge, aber es waren keine Burſchen- und Bundeslieder, keine Marſeillaiſen, ſondern die ſüßern Geſänge der befiederten Sänger; es waren keine aufſchwindelnden Schreitöne wilder Waldvögel, ſondern der heimliche, heimathlichfriedlich niſtende Klang der Nachtigall und Lerche.

Ja, meine edle Freundin, die Nachtigallen ſind auch keine Philiſter, die Nachtigallen ſind auch nicht ſervil und lieben auch die Freiheit, und im Käfig muß man ihnen wenigſtens dunkel machen, daß ſie ihre Kerkerſtäbe nicht ſehen, wenn ſie ſingen ſollen, aber ſie ſind auch keine Ultraliberalen, ſie ſingen keine republikaniſchen Lieder, ſie ſingen Geſänge der Liebe und keine der Zwietracht; wildes Schreien verſcheucht ſie und Ruhe und Frieden ſind die Schlüſſel zu ihren Noten; und ſolche Nachtigallen ſind die Poeſie, die Kunſt und die Wiſſenſchaft auch. Die Dichtkunſt und die Nachtigallen ſind die Zungen der Liebe und nicht die Zungen des Haſſes; die Kunſt und die Wiſſenſchaft ſind die Arme des Friedens und nicht die Zangen der Zwietracht. Die Kraft, die Gewalt, der politiſche Glaube verſetzt Berge und Welten und Bäume, aber blühen und duften, und ſingen und tanzen werden dieſe nur durch Kunſt, durch Wiſſenſchaft und Poeſie; und dieſes ſind die Nachtigallen, die aus dem reinen, ſtillen Quell der Zeit ihre wundgeſungene Kehle laben müſſen und nicht aus dem aufgejagten, ſchäumigen, wirblichen Gieß- und Sturzbach entfeſſelter Leidenſchaften. Der Jünger, der dieſe Nachtigallen locken und heimführen will, muß nicht mit an der aufgeregten Heerſtraße, am aufgewühlten

Markt der Politik ſitzen, ſondern lauſchen am ruhigen, ſchattigen Plätzchen, in fleißiger Stille, da beſchleichen ihm die ſüßen Sängerinnen und nahen ſich ihm und füllen ihm die Seele und werden ſein und niſten ein in ſeinem empfänglichen Buſen.

A propos, weil ich eben von Studenten rede, fällt mir es ein, daß mich neulich ein Artikel aus Jena in der allgemeinen Zeitung ſehr unterhalten hat. Er beginnt mit einem großen Anfangsſchrei über den vortrefflichen Geiſt der dortigen Univerſität, und als Beweiß ſagt er uns:

„Döbereiner's, bei unſerm Mechanikus Gerſtenberg jetzt um den wohlfeilſten Preiß von zwei fl. zu verkaufenden Palatin-Zündlampe, wo mit Vermeidung alles unangenehmen Dunſtes chemiſcher Feuerzeuge, das Licht durch den bloßen Fingerdruck augenblicklich hervorleuchtet, wird bald neben den Arbeitstiſchen aller Studirenden ſtehen.“

Welch eine neue Aera von Licht ſteht den deutſchen Hochſchulen bevor, wenn einmal Döbereiners Zündlampe durch ganz Deutſchland verbreitet ſeyn wird; Ein Aera voll Licht, voll Fingerdruck-Licht! Fingerdruck-Licht das laſſen wir uns gefallen, nur kein Druckfinger-Licht, keinen Druckfinger für das Licht und kein Licht für die Druckfinger, bloß Druck für Finger und Licht; auch recht.

An W. S. in B.

Neuthurm.

„Ein freies Leben führen wir u. ſ. w.“, ja, mein Freund, man kann unſern Leib einſperren, aber unſern Geiſt nicht! Da ſitze ich auf Requiſition des preußiſchen Stadtgerichtes hier in München im Neuthurm; aber nur mein Leib, mein Geiſt geht grade jetzt in Hemdärmeln in Berlin herum und ſetzt ſich zu Stehely hin, wie ein Referendarius des Kammergerichts, läßt ſich ein Glas Waſſer, eine Zeitung, Fidibus und einen gewiſſen Schlüſſel geben und bleibt zwei Stunden ſitzen ohne etwas zu verzehren.

Es iſt ein Glück, daß das Berliner Stadtgericht meinen Geiſt nicht faſſen kann, ſonſt ließen ſie ihn von Stehely aufgreifen und in die Hausvogtei bringen.

Du weißt, lieber Freund, daß ich an den Folgen eines Acroſtiches an Dlle. Sontag, welches „ungeheure Ironie" zu den Anfangsbuchſtaben hatte, ſechs Wochen Zeit bekam in abgeſchiedener Stille darüber nachzudenken, ob es für mich nicht viel beſſer geweſen wäre, wenn ich einen kleinen Staat in Revolution geſetzt hätte, als eine Sängerin zu tadeln und einer Polizei Humanität zuzutrauen. Ein Rebell iſt ein Lamm gegen einen Menſchen der die Sontag tadelt! als Rebell hätte ich unter meinen Richtern bloß Richter, aber keine Feinde gefunden! Aber wer die Sontag tadelt, gegen den wandelt ſich alle Juſtizmilch in ſauere Milch, und die ſüße Sahne der Geſetzesmilde in ſcharfen Käſe um. Wenn ich den Kammergerichtsrath W....e vor mir ſehe, wie er auf der erſten Bank des Königsſtädter Theaters das corpus juris civilis in den Rouladen der Dlle. Sontag ſtudirte; mit ſeinem Perſpektiv das Recht der oberſten Aufſicht aus der Diagonale dieſer ſchönen Figur herausfand, und mit ſeinen geſetzgebenden Händen darauf das Recht der Vollſtrekkung in die geſetzliche Welt hinein klaſchte, daß die Muſen am Plafond ſich Mandelöl in die Ohren gießen mußten; dann freilich fühlte ich, daß die Juſtizhoheit etwas großes iſt, daß der Kammergerichtsrath W.... einen Sieg der Gerechtigkeit feierte, wenn er mich nicht verurtheilte erſt gelinde gerädert zu werden, dann vom Tode zum Leben überführt zu werden und all mein Lebelang Kollege des Herrn Kammergerichtsraths von W. zu bleiben! —

Erinnerſt Du Dich noch der erſten Vorſtellung der „Italienerin in Algier?" Es war ein verhängnißvoller Abend für den Kammergerichtsrath! Er ſaß neben der Sängerin Seidler, neben der Nebenbuhlerin der Dlle. Sontag! Die Sontag ſang wie eine halbe Nachtigall; der Kammergerichtsrath ſchwitzte Entzücken, jedes einzelne dünne Härchen ſeines Haupthaares ſtimulirte ſich zu einem Enthuſiaſten empor; und er, er, der überſchwengliche Kammergerichtsrath, er konnte nicht klatſchen, denn er ſaß neben der Seidler! Nie hat mich ein Menſch mehr gejammert! Ich hörte wie in ihm alle Pandekten applaudirten und an einander ſchlugen, und das ganze preußiſche Staatsrecht in ihm rief die Sontag hervor, und er, das Futteral all dieſer Geſetze und Entzückungen, er durfte keine Hand rühren, denn er ſaß neben der Seidler! keinen Finger durfte er rühren:

„Und an einer Finger Regung
Hängt das Leben und der Tod!"

Ich aber ſaß auf der andern Seite der ſchönen und kunſtreichen Mad. Seidler und zum erſten Male in meinem Leben applaudirte ich der Sontag wüthend, weil ich neben der Seidler ſaß; ich klatſchte darauf los, und ſagte aber der Mad. Seidler ins Ohr: „ach, mit Ihnen, meine göttliche, kann ſie ſich doch nicht vergleichen!" Da ich aber das nur mit *einem Munde* ſagte und mit *zwei Händen* klatſchte, ſo ſchien es nicht viel zu wirken. Ich ſah den Kammergerichtsrath an, der da ſaß mit einem Geſichte wie Rahel auf den geſtohlenen Götzen ihres Vaters, und ſagte ſchweigend zu ihm: „Sehen Sie, was ein freier Mann vermag! Er applaudirt der Sontag ſogar, wenn er neben der Seidler ſitzt!"

Aber, mein Freund! das Schickſal hat die Sontag an Saphir und den Saphir an die Sontag gerächt! Die Nemeſis hat uns beide ergriffen! Sie war einſt eine Künſtlerin und iſt nun nichts mehr als eine Gräfin, und ich — — ich bin ein Redakteur in München! —

Allein, mein Freund, es ſind nicht bloß die Folgen des Acroſtichons an denen ich ſitze: noch ſchwärzere, noch härtere, noch gräulichere Verbrechen hab' ich begangen! Ich muß nun noch drei Wochen ſitzen, weil ich einen Menſchen ein *Geſchöpf* geheißen habe! Stelle Dir nur vor, *ein Geſchöpf*! Du lächelſt? Laß Dir erzählen.

Du kennſt den Schloßplatz Berlins? Dann kennſt Du auch die Droſchken und die Cosmarſche Buchhandlung auf demſelben. Die Pferde der erſtern und die Produkte des Letztern ſind gleich *anziehend und gehen eben ſo ſchnell ab*! —

Dem Eigenthümer dieſer Buchhandlung, Herrn Cosmar, gehen zum vollkommenſten Buchhändler, Schriftſteller und Menſchen nichts ab als Geld, Geiſt und zwei Vorderzähne. Das erſte zu haben redet er der Welt ein, das zweite zu haben redet er ſich ein, aber über den letzten Punkt hält er ſtets das Maul. Da es aber im Landrechte nicht ausdrücklich vorgeſchrieben iſt, daß man zum Schriftſteller Geld, Geiſt und alle Vorderzähne haben muß, ſo beſchloß Herr Cosmar ein Schriftſteller zu werden, und zwar binnen dreimal vierundzwanzig Stunden, welches, wenn man ſelbſt Buchhändler iſt, leicht bewerkſtelligt werden kann. Er verlegte ſeine eigenen Werke. Man ſagt nun freilich, er habe als Dichter das Unglück gehabt, ſein Verleger habe ihm das verſprechene Honorar nicht bezahlen können; allein dafür behaupten Andere, er habe als Verleger noch mehr Unglück mit dem Dichter gehabt, deſſen Werke lebenslänglich als gedrucktes Manuſcript zu betrachten ſind. Dem ſeye wie ihm wolle, Herr Cosmar wurde Bühnendichter! Er ſtand in dem Alphabet der Bühnendichter nicht weit hinter Angely! Ein Ehrgeiz, an dem ſich ſo leicht keiner die Vorderzähne ausbeißen wird. Derſelbige Cosmar gibt jetzt einen Modeſpiegel heraus, einen Spiegel, bei dem nichts herausſchaut, mit den intereſſanteſten Artikeln für das ſchöne Geſchlecht, z. B. „wenn die Zugvögel aus dem Norden kommen ſo wird ein harter Winter!“

Deutſchland wußte damals noch nicht was ein Bühnendichter iſt, die naturforſchende Geſellſchaft hatte eben keine Zuſammenkunft, und ich hatte den edlen Ehrgeiz, dem ungeduldigen Deutſchland zuerſt dieſe neuentſtandene Gattung zu erkennen zu geben. Ich ſchrieb in meiner „Schnellpoſt" einen Aufſatz über Herrn Cosmar und ſagte. Herr Cosmar iſt ein Bühnendichter, ein Bühnendichter iſt ein Geſchöpf welches u. ſ. w."

Ach, als ich dieſes Wörtchen „Geſchöpf" niederſchrieb, dachte ich nicht, daß ich elendes Geſchöpf über dieſes kleine Wörtchen „Geſchöpf" zu drei Wochen Gefängniß verurtheilt werden würde, denn ich hielt die Juſtiz auch für ein Geſchöpf! Wie man ſich irren kann!

Herr Cosmar klagte auf Injurien, weil ich ihn ein Geſchöpf geheißen habe, und ich wurde als Injuriant mit drei Wochen Arreſt beſtraft, weil ich Herrn Cosmar ein Geſchöpf geheißen habe. Ich habe vergebens ſogleich darauf alle katholiſche und proteſtantiſche Gebetbücher auf Injurien verklagt, in denen es bald heißt: „der Menſch, o Herr, iſt dein Geſchöpf!" bald: „der Menſch, ein ſündiges Geſchöpf!" und da ich auch ein Menſch bin, ſo haben mich alle Gebetbücher ein Geſchöpf geheißen, und ich trage darauf an, alle Gebetbuchsverfaſſer auf drei

Wochen einzuſperren. Ich ſprach über dieſes Urtheil mit dem Juſtizminiſter Grafen von Danckelmann; das war ein höchſt biederer, redlicher, vortrefflicher Mann, zum Beweiß: er iſt geſtorben. Er konnte von ſeinem Erſtaunen nicht zurückkommen, und das um ſo mehr, als es ſich aus den Akten ergab, daß eine Zurücknahme der Klage von Seiten des Geſchöpfs, *vom Herrn Regiſtrator, vor Fällung des Urtheils, dem Stadtgerichte nicht vorgelegt wurde!*

Ich wäre neugierig, zu wiſſen, wenn man den großen Schöpfer im Himmel darauf verklagte, daß er alle Menſchen, ſogar Kaiſer und Könige und ſogar auch Kammergerichtsräthe ſeine *Geſchöpfe* nennt, auf wie lange ſie ihn zum Gefängniſſe verurtheilen würden.

Herr Cosmar aber für ſich hatte recht, denn es iſt wirklich noch nicht entſchieden, ob ein Bühnendichter ohne Geld, Geiſt und Vorderzähne wirklich ein *Geſchöpf* genannt werden kann. Aber es iſt nur undankbar von ihm, daß er mich wegen einer gefliſſentlichen Schmeichelei auf Injurien verklagt. — Ich will es verſuchen und will noch an den geſunden Menſchenverſtand appelliren; mein lieber Freund, erkundige Dich doch, wo dieſes Tribunal ſeinen Sitz hat, und wie man es titulirt.

Neuthurm.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit, auf den Thür-Thürmen wohnt die Gefangenſchaft und doch korreſpondiren ſie freundlich mit einander.

Wenn ich meinen Tiſch ans Fenſter ſetze und den Stuhl darauf und ich mich auf den Stuhl, ſo kann ich grade auf die Berge ſehen. Es iſt zwar nicht viel, aber an den Bergen klettert der menſchliche Geiſt gerne empor zum Himmel, und er ſpringt wie eine Gemſe von Felsſpitze zu Felsſpitze, bis er eine ſchwindelnde Höhe erreicht hat und unter ſich nur mit Grauen hinunterblickt. Die Gedanken ſind wie die Eichkätzchen, ſie klettern gerne an Bäumen und bergen in die Höhe.

Man wird mit Bergen bekannt wie mit Menſchen und gewöhnt ſich an ihnen, und lernt an ihnen jede Eigenthümlichkeit und jede Kaprize kennen und endlich lieben, ſo wie man an großen und ausgezeichneten Menſchen ſelbſt ihre Sonderbarkeiten liebgewinnt.

Da vor mir links, lieber Freund, liegt die Zugſpitze, am Fuße liegt Garmiſch, das bayeriſche Chamouny. Garmiſch iſt im Sommer ein Paradies, mit dem einzigen Unterſchiede, daß nicht die erſten Menſchen, ſondern bloß Münchener da leben. Wenn aber auch keine Urmenſchen mehr da leben, in dieſem Naturthal, ſo reich an Kraft und Schönheit, ſo ſcheinen doch andere Urgeſchöpfe da zu exiſtiren, in Geſtalt und Kraft ſo rieſig wie am Tage nach der Schöpfung, wie Du ſogleich erfahren wirſt.

Ich war Abends angekommen; ich ging den Tag über von Lenggries durch die reizende Jachenau zu Fuß hieher und hatte alle Gefühle und alle Taſchen von Natur vollgeſtopft, und war demnach hungrig und müde. Der Abend war himmliſch, die Gegend wie in einem Roſenflor gehüllt, aus dem die Zugſpitze wie ein großer umgekehrter Eiszapfen herausglühte, am Fuße lagen die kleinen Häuschen von

Garmiſch wie die Möven am Fluſſe, und der Himmel rollte ſein blaſsblaues Gaze über dieſe würzgefüllte Thalſchale. Allein die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen, die Natur blüht keinem Hungerigen und die Romantik entzückt keinen Müden. Mein Reiſegefährte, der Baron Eh., ein Naturenthuſiaſt, blieb noch lange wach, um noch mehr Natur einzupacken, ich aber ſuchte mein Lager, welches ich auch in einem kleinen Zimmer unſeres Wohnhauſes fand. Aus Furcht vor Dieben, denn die ſchöne Natur ſchützt vor Dieben nicht, hing ich, wie ich es immer thue, wenn ich mich vor Dieben fürchte, meine leere Geldbörſe und meine Kleider mit den umgekehrten Taſchen vor die Thüre hinaus und ſchloß dieſe hinter ihnen ab.

Ich ſchlug meine Bettdecke zurück und wollte eben ins Bett ſteigen, als ich zu meinem Erſtaunen bemerkte, daß es ſchon von Jemanden eingenommen war. Es war ein Thalbewohner, ein Hirtenſohn, ein Zögling der kräftigen Alpennatur, ein Garmiſcher Floh, gewiß ein antideluvianiſcher Floh. Ich ſah, daß wir beide nicht Platz hatten und ſprach: „Entſchuldigen Sie, iſt das Ihr Bett? Einer von uns beiden muß hier weichen, und ich hoffe, Sie werden das Gaſtrecht ehren.“ Es war ein Biederfloh! ein gothiſcher Floh! Er ſtieg aus dem Bette und entfernte ſich mit feſtem Schritt. Ich hörte ſeinen Schritt noch lange in den ſtillen Straßen nachhallen und ſah ſpäter wie er ſtattlich die Zugſpitze beſtieg.

Du ſiehſt, lieber Freund, daß die lebendige Vegetation hier ſehr üppig iſt; ich habe ſpäter mit andern Beſuchern Garmiſchs geſprochen, die mir auch von gefährlichen Duellen erzählten, die ſie mit den garmiſcher Urflöhen zu beſtehen hatten, und wobei ſie nicht ſo mit heiler Haut davon kamen, ich war mit dieſem Geſchöpf — — — — — — bſt! welch ein Wort! der Floh könnte mich auf Injurien verklagen!

Es iſt eigentlich ſchade, daß ſo ein Berg wie die Zugſpitze nicht einmal Redakteur iſt. Ich wäre neugierig zu ſehen wie man ihn in den Neuthurm bringen wollte!

Neuthurm.

Um neun Uhr Abends muß ich mein Licht auslöſchen, ich bin alſo mein eigener Cenſor und Lichtlöſcher.

Ich, ein Cenſor? nun, warum nicht! Iſt doch der Kaiſer von China auch Cenſor! o China, das iſt ein glückliches Land, da iſt der Kaiſer der einzige Redakteur und der einzige Cenſor! So ſollte es überall ſeyn. Die Fürſten ſollten überall nicht nur den phyſiſchen Ueberfluß des Landes *einſtreichen*, ſondern auch den geiſtigen *ausſtreichen*. Wenn der Kaiſer von China als Redakteur zu liberal iſt, ſo ſtreicht er ſich als Cenſor; läßt er dem Artikel dennoch ſtehen, ſo verklagt er als Cenſor ſein ich als Redakteur bei ſich als Kaiſer. Der Kaiſer verurtheilt ſich als Redakteur zu Gefängnißſtrafe und begnadigt ſich als Kaiſer.

Du haſt den Herrn Geheimrath Granow gekannt, den Berliner Cenſor. Er iſt todt; das ſchadet nichts, ich ſage mit Philipp: „Gebt mir heraus dieſen Todten!“ Er hat mich gepeinigt, gezwickt, gekneipt, gemartert, geſpießt, gefoltert, mit Wolluſt gezauſ't, mißhandelt, gehöhnt; ich hab' es mir gelobt ihm ein Liedlein zu ſingen:

> „Und was ich gelobt in jener Stunde Höllenqualen
> Iſt eine heil'ge Schuld, ich will ſie zahlen!“

Er iſt todt, aber ein Cenſor ſtirbt nicht. **Le Censor est mort, vive le Censor!**

Man ſchwätzt, man faſelt viel, man übertreibt viel in Deutſchland von der Wiener Cenſur; aber ſie iſt eine Gottheit gegen die Preußiſch-Granow'ſche! In Wien hat die Cenſur ihre Geſetze, ihre beſtimmten Schranken; wenn man dieſe kennt, ſie beobachtet, ſo kömmt man gut durch. Die Wiener Cenſur iſt, wie alles in Oeſterreich, offen und feſt, ausgeſprochen. In Oeſterreich iſt keine Heuchelei; man will nicht anders, nicht beſſer und nicht ſchlimmer ſcheinen als man iſt, aber das, was man iſt, iſt man exakt, concis, rund, ohne Seiten- und Winkelzüge. In Oeſterreich herrſcht eine Cenſur, aber keine Zwick- und Kneipanſtalt wie in Berlin. In Wien iſt keine Willkühr bei der Cenſur. Hinz hat keine andere Cenſur wie Kunz, und der Cenſor läßt nicht dem Einen ſtehen was er dem andern ſtreicht. In Berlin aber habe ich oft das im „Geſellſchafter" drucken laſſen, was mir in der „Schnellpoſt" geſtrichen wurde. Der Geheimrath Granow war nicht Cenſor, er war Despot, Tyrann aller Geiſter. Ich habe Folianten von ihm geſtrichen, die ich einſt vielleicht der Welt vorlegen werde. Heute nur einiges.

Als Herr von Holtei zum zweiten Male aus Frankreich, wo er, wie die böſe Welt ſagt, von der Sontag ſich ein Körbchen holte, nach Weimar zurückkehrte, wo er keinen Beifall mehr fand, wurde mir von Weimar ein Gedicht für meinen Courier geſchickt, welches ich hier mittheile:

Der heimkehrende Leyermann.

„Iſt man wo gut aufgenommen,
Muß man ja nicht zweimal kommen."

„Holt!" rief einſt eine Schildwacht an,
— Ein ehrlicher Oeſterreicher —

„Wo willſt Du hin, Du Schleicher?
Du ſchauſt mir aus wie n' Liedermann,
Glaub' gar, Du kommſt aus Franken,
Haſt Arges in Gedanken." —

„Ei!" rief nun plötzlich aufgeſchreckt,
Der Liedermann gar ſchaurig,
„Wohl bin ich trüb und traurig,
Auf dieſe Welt mir nichts mehr ſchmeckt,
Denn wißt, mir iſt entgangen,
Wornach ich trug Verlangen.

„Drum wand're ich mit trüben Blick
Vom Groll und Tand der Franken
Hin zu der Heimath Schranken.
Denn, ach, mir ward ja nicht das Glück,
Was ich gewünſcht zu ſehen,
So muß ich weiter gehen." —

„Nun grämen S' ſich nicht gar zu ſehr,
Was hilft das viele Klagen,
Sie müſſen ſelbſt nun ſagen:
Es thuts holt nimmer mehr!
Weil ſo die Sachen ſtehen,
So könnens weiter gehen."

Dieſes Gedicht hätte ein kurzſichtiger Sterblicher ganz unſchuldig gefunden. Nicht ſo das große Granow=Licht. Herr Granow ſtrich das Gedicht und ſchrieb folgende Bemerkung dazu hin:

„Ich weiß keinen andern Sinn in dieſem Gedicht zu finden, als daß es in Oeſterreich in Bezug auf die Wünſche des Leyermanns eben ſo wenig Befriedigung gebe als in Frankreich. Dieſe Wünſche ſind nicht näher angegeben, werden alſo als bekannt vorausgeſetzt, und es müſſen ſolche alſo auf die religiöſen Staatenverhältniſſe bezogen werden. Es wird der Heimkehrende aus Oeſterreich ſeiner Heimath weiter gewieſen, weil Jeſuitismus an der Regierung iſt! Ich erkenne wie geſagt, keine andere Pointe und bin nicht ermächtigt ein ſolches Gedicht paſſiren zu laſſen.“

Granow. 9/8 27.

Wir haben bei Timm, dem Weinhändler, ſechsmal vier und zwanzig Stunden über dieſe Zeilen gelacht und geweint!

Manchmal war Hr. Granow höchſt drollig. Einmal bekam er die Schnellpoſt zur Cenſur in welcher es hieß: „das Stück „Adler, Fiſch und Bär" wollte nicht recht packen"; das Blatt wa noch nicht corrigirt und es ſtand ſtatt packen — „pocken". Da ſchrieb Herr Granow dazu: „ich kenne das Wort „pocken", wie es hier gebraucht wird, nicht und bitte deſſen Bedeutung anzugeben."

In einer andern Nummer meiner „Schnellpoſt" hieß es einmal:

> „Wenn die Degen- und Federhelden der Vorwelt in Eiſen verewigt, wenn Felſenmaſſen ausreißt, um die Thaten eines Blüchers zu verewigen, die für die Ewigkeit gethan ſind u. ſ. w."

Da ſchrieb Herr Granow dazu:

„Felſenmaſſen bleiben, Blücher fällt weg."

Nicht lange darauf, nachdem ich wegen des Acroſtiches mit den Anfangsbuchſtaben: „ungeheure Ironie" (an die Sontag), ſo hart beſtraft wurde, läßt der Herr Cenſor Granow ein Accroſtich in der Voſſiſchen Zeitung paſſiren mit den Anfangsbuchſtaben: „Saphir iſt ein Flegel."

Trotz dem ich der Polizei den Verfaſſer nachwies, meinte ſie doch, daß ginge ſie nichts an, aber das Accroſtich an die Sontag fand ſie ſich befugt als Capital-Verbrechen vor ihr Forum zu ziehen.

Ich hielt mich alſo an den Cenſor und kündigte in meinem „Courier" an, daß ich den Cenſor jenes Gedichtes gerichtlich belangen werde. Der Herr Geheimrath ſtrich dieſe Erklärung mit ſeiner blauen Tinte aus dem Reiche der Exiſtenz aus. Er ſtrich immer mit blauer Tinte, es war eigentlich ſchwarze Tinte, die ſich über ihren ſchändlichen Mißbrauch blau ärgerte. Ich ließ ſie in andere Blätter einrücken, der Herr Geheimrath ſtrich ſie immer aus. Endlich wendete ich mich an den eben ſo hochherzigen als gerechten, eben ſo leutſeligen als liebenswürdigen König Friedrich Wilhelm III., und der König ließ mir durch den geheimen Kabinetsrath Albrecht, einer der biederſten und würdigſten und vortrefflichſten Männer Berlins, das Imprimatur zu dieſer Erklärung ertheilen.

Ich ſteckte dieſe wahrhaft königliche Cenſur in die Taſche, jubelte: „es lebe der König!" und lief in die Druckerei. Hier ließ ich nun in dem

„Courier" mit Lettern groß wie Courierſtiefel abdrucken:

> „Ich habe meinen Cenſor, den Herrn Geheimrath Granow gerichtlich belangt."

Herr Granow ſtrich es dick durch und ſchrieb dazu: „ſchon einmal geſtrichen!" Darauf ließ ich das Blatt mit der Erklärung drucken und ausgeben, und überſendete Herrn Granow ein Prachtexemplar auf Goldpapier. Er wüthete. Ich begab mich nun ſelbſt zu ihm auf das Intelligenz-Comptoir, wo er arbeitete. Intelligenz-Comptoir! Ein herrliches Wort! Verſtand-Magazin! Hieher brachte jeder Berliner ſeine Intelligenz und ließ ſie die Zeile zu zwei und einen halben Silbergroſchen einrücken. Herr Granow war erſter Intelligenz-Buchhalter; er führte aber im Intelligenz-Hauptbuch bloß die Seite „ſoll", von Intelligenz „haben" wollte er nichts wiſſen.

Er fuhr mir in ſeinem braunen Intelligenz-Rock furios entgegen: „Sie haben ſich unterſtanden die Erklärung dennoch abdrucken zu laſſen?"

Ich beſchloß mich noch eine Weile an ſeiner Wuth zu weiden.

„Ich habe mich unterſtanden!"

„Wie haben Sie ſich unterſtehen können?" —

„So habe ich mich unterſtehen können!" —

Nachdem er eine Weile tobte, zog ich gelaſſen das Kabinetsſchreiben aus der Taſche und ließ es ihn bei dem Lichte ſeiner Naſe leſen.

In dieſem Augenblicke dauerte er mich, der Geheimrath Granow. Er wurde blaß wie Scharlach, und gleich darauf blau, daß er ausſah wie ſein eigener dicker Cenſurſtrich. Die Intelligenz in ihm klapperte mit allen Zähnen. Er war verführeriſch ſchön, und ich rief wollüſtig mit Don Carlos aus: „Beim wunderbaren Gott, das Weib iſt ſchön!"

Als ich von ihm die Jägerſtraße hinauf ging, kam Oettinger mit ſeiner Zeitung mir entgegen, er machte ein Geſicht wie eine penſionirte Schwarzamſel.

„Ei," rief ich ihm entgegen, „Oettinger, was fehlt Ihnen, was für ein Granow iſt Ihnen wieder über die Leber gekrochen?"

„Ach!“ ſagte er, „ich will eben zu ihm hin, wie finden Sie ihn heute?“

„Ach,“ erwiederte ich, wie Herzog Alba dem Medina Sidonia:

„— — Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen. —“

Und dieſer Granow iſt todt? o, nein, nicht todt, er iſt bloß jenſeits bei dem Conzerte der ewigen Sphären als *Streichinſtrument* angeſtellt, und ich bitte Dich, lieber Freund, ihm dieſen Brief durch die Berliner Stadtpoſt zukommen zu laſſen, Du kannſt ihn in der alten Jakobsſtraße aufgeben, das iſt der nächſte Weg in Abrahams Schooß.

Er iſt todt, aber ſein Sohn iſt Cenſor! Das iſt einmal eine ſchöne Inſtitution, eine *erbliche Cenſur*! Warum auch nicht? Hämorrhoiden pflanzen ſich auch vom Vater zum Sohne fort, warum nicht auch die Cenſur? Es wird eine ſchöne Zeit werden, in welcher es bald Majorats-Cenſoren geben wird.

Aber wie iſt es mit dem ſaliſchen Geſetz? Geht die Cenſur auch auf die weibliche Linie über? Wenn

Granow eine Tochter gehabt hätte, ich meine nicht dieſen ſeinen Sohn, ſondern bloß eine wirkliche Tochter, wäre ſie Cenſor geworden?

Schreibe mir darüber, ich bitte Dich. Adieu.

Neuthurm.

Du frägſt, was es Neues gibt? Ich fragte meinen Bedienten Abends was es für Wetter ſey, er antwortete mir: es iſt eigentlich gar kein Wetter, es iſt bloß finſter. So antworte ich Dir auch: es gibt eigentlich nichts Neues, es iſt bloß finſter.

Bilder und Chargen.

„Soll es unerlaubt ſeyn, die gewöhnlichen Ergötzungen, die heitern Stunden des Lebens, die zierlichen, leichten Geſtalten aufzufaſſen und verſchönert darzuſtellen?"

Tiek, über Wateau's Gemälde.

„Les caricatures, c'est une langue grossiére le plus souvent, mais qui n'en devient que plus energique."

Mabillon.

1.

Vachelinde di Rococonia.

Sammt und Schönheit dienen von oben herab; Stroh und Geiſt dienen von unten hinauf. Sammt vom Thron und Königsmantel dient zuletzt als Käppchen auf dem Haupte eines Kellners; Stroh aber ſchwingt ſich vom Boden, vom Staube zu dem Haupte der erhabenſten Fürſtin empor. Schönheit iſt die erbliche Pairie des Körpers, aber ihre Herrſchaft iſt kaum ein zehnjähriges Conſulat, ſie tritt nachher in den Bürgerſtand zurück oder für den Bürgerſtand. Geiſt hingegen iſt ein Parvenu, im Dunkel geboren dient er von der Pike auf, ein Napoleon, ein Autodidakt.

Verwitterter Sammt, verwitterte Geiſter und verwitterte Schönheiten machen einen wehmüthigen Eindruck; einen ſchmerzlichen Eindruck, den Mancheſter und gewöhnliche alternde Geſichter nicht machen.

Einen ſolchen verwitterten Sammt-Eindruck bringt Madame Bachelinde di Rococonia aus Pampeluna hervor.

Mein Blick ruht oft auf dieſen großen Ruinenmaſſen, wie Marius auf den Ruinen von Carthago. Die Zeit hat einen beſondern Zahn auf ſie gehabt und doch ſcheint es als ob ſie der Zeit nicht auf den Zahn gefühlt hätte. Nur an gemalten Rubens iſt die Zeit eine angenehme, reizende Mitarbeiterin, aber nicht an lebenden; nur bei dem Fleiſche auf der Leinwand wirkt das Alter magiſch reizend mit, aber nicht bei dem Fleiſche unter der Leinwand.

Bachelinde, ſelbſt eine raſende Gelehrte der Antike, ſcheint dieſe Wahrheit nicht zu erkennen. Sie war ſehr ſchön, ſo ſagen die Geſchichtsforſcher und Alterthumskundige; ſchwarzes Rabenhaar umflatterte den weißen Silberbuſen; aber ach! die Zeit kehrt alles um!

Bachelinde di Rococonia hatte einſt den ſchönſten Nacken und den ſchönſten Buſen der Welt; allein jetzt ſind ſie bloß zu Vorurtheilen geworden, und Vorurtheile, je größer und älter ſie ſind, je ungeſcheuter trägt man ſie zur Schau! Buſen und Nacken einer Dame, ſo ſagt Bachelinde di Rococonia, müſſen wie Mädchen, nur bis zu einem gewiſſen Alter und bis zu einer gewiſſen Größe einſam, abgeſchieden und eingeſperrt erzogen werden; über eine gewiſſe Größe und über ein gewiſſes Alter hinaus gehören ſie der großen Welt, dem großen Verbande der Geſammtgeſellſchaft an. Bachelindes Maler und Schneider dürfen ſehr wenig bedecken. Daher braucht der Schneider wenig Stoff, der Maler aber viel Inkarnat.

Bachelinde zählt ſieben und zwanzig Sommer; als ſie den ſieben und zwanzigſten Sommer zählte, hörte ſie zu zählen auf; ſeitdem ſind unzählige Sommer verfloſſen, die ſie, im Schatten ihres eigenen Buſens verſteckt, nicht bemerkte.

Sieben und zwanzig Sommer! Das ſchönſte Alter für eine ſchöne Frau! Wenn nur die fatalen Winter nicht wären. Man glaubt es ſchon das Bachelinde nicht mehr als ſieben und zwanzig Sommer hat, aber zwei und vierzig Winter dabei, das iſt eine eigene Abnormität! Allein der Winter iſt kein wirkliches Weſen, er liegt in der Einbildung; es gibt keinen objektiven Winter, jeder Winter iſt bloß ſubjektiv. Wem nicht kalt iſt, der hat keinen Winter. Wer dem Winter, dieſem Weiberfeind, wie Wachelinde die offene Bruſt muthig zum Kampfe entgegen trägt, dem thut er nichts; und es bleibt immer die Frage, wenn Wachelinde und der Winter ſich begegnen, welcher Winter vor dem andern davonläuft; gewiß Wachelinde, weil ſie leichter gekleidet iſt.

Wenn ſie erſcheint in der Sala grande dellas Buenas artes in Pampeluna, mit dem erfahrenen Haupte, ſieht man, daß ſie ſich vier Stunden angezogen hat, um unangezogen zu erſcheinen, wie herrlich, wie allumfaſſend iſt ſie! Die Augen ſcheinen über längſt vergebene und verziehene Mordthaten doch noch in halber Trauer, ſchwarz und grau zu gehen; die einſtige Schönheit wird in dichten Locken bei den Haaren herbeigezogen, um ihr aus langer Gewohnheit um den Hals zu fallen; Buſen und Nacken wie aus lazariſchem Parmeſan, in ſtereotyper Unſterblichkeit, verſchmähen jeden Einband und jede Broſchüre, ein Veilchenbouquet am Buſen, wie ein Vergißmeinnicht am jähen Abhang, ſcheint aus Angſt über die eigene Gefahr, ganz blau geworden zu ſeyn.

Aber noch reizender als da, iſt ſie zu Hauſe in ihrem Apasento di visita (Beſuchsgemach), da iſt ſie im ſtrengſten Negligée und etwas weniger nackt als im Conzerte. Nicht im Bette, wie oft, empfängt ſie da die Beſuchenden, ſondern hinter einem antiken cul de Lamp — eine Beute aus den Ausgrabungen Pompejis — in einem Zimmer magiſch beleuchtet, zu wenig für das was man nicht ſieht und zu viel für das was man ſieht, — auf einem Sopha hingeſtreckt — ein Streckvers mit zwei Streckfüßen — in ſitzend-liegend-ſchwebender Lageſtellung. Alles im Zimmer athmet Alterthum, ſogar die allernächſte Umgebung ihrer Seele. Griechiſche, römiſche, hetruriſche und die modernſten Antiquitäten rings umher; Göthe's „Kunſt und Alterthum“, herrlich gebunden, mit Göthe's eigener Handſchrift, als Oreiller auf dem Sopha! Ach, auf Göthe muß ſich gut ſchlafen laſſen, und auf chineſiſchem Porzellain!

Sie iſt eine leidenſchaftliche Liebhaberin von allem, was rococo, was antik iſt, daher auch ihre unbeſchreibliche Eigenlieber Rococo! das iſt göttlich! Sie liebt Gott bloß weil er antik iſt, ob ſie den neueſten, der erſt 1834 Jahre alt iſt, auch ſo ſehr verehrt, weiß man nicht, aber man ſagt, ſie könnte ſogar ihren eigenen Mann lieben, wenn er rococo wäre. Unter allen lebenden Schriftſtellern iſt ihr Göthe le plus rococo, und ſie lieſ't ihn nie ohne Thränen. Wachelinde kann aber zu jeder Zeit Thränen vergießen, Größe und Gewicht nach Belieben und jedesmaligen Bedarf; ſie hat wahrſcheinlich ein antikes Thränenglas aus einem römiſchen Grab aufgefunden und in die Augen geſteckt. Aber nicht nur ſie, auch ihre Anbeter müſſen Rococo-Diener und Antikenverehrer ſeyn; ſo der Amante als der Mameluko als der Capo d'Auſtria; ſie dürfen Göthe, die Antiken und ſie zugleich anbeten, ſie dürfen „O!“ und „Ach!“ ausrufen, aber nur wenn ſie an einen Pfeiler gelehnt ſtehen wie die Trauergerüſte an alten Grabmälern. El Mameluko embajador di extrangero (Geſandter der auswärtigen Angelegenheiten) darf ſogar auf ächt alt-ritter-deutſchlich ihre feindlichen Angelegenheiten ausfechten und dabei ſo viel

Blößen geben als ſie ſelbſt; dabei aber muß er einen alten Degen umſchnallen und einen Spruch aus Göthe's weſtöſtlichen Divan auf ſeinem Schilde führen. Auch für Malereien hat ſie entſchiedene Vorliebe; mit den Farben weiß ſie herrlich umzugehen, und unter den Malern iſt ihr Fa presto der liebſte.

Ihre Vorliebe für die Antike geht ihr bis über die Ohren, im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Ihr Haar nämlich, dieſes dunkelwolkige, tragiſchgeſchlungene, ſchickſalſchattige ſoll wirklich einmal um das Haupt der Antigone geflattert haben, ſoll auf der Inſel Capri von einem ſpaniſchen Hidalgo ausgegraben worden ſeyn, von Göthe die Approbation erhalten haben, und bedeckt nun auf Wachelindes Haupt die Cenſurlücke der Zeit. Es geſchieht deßhalb auch zuweilen beim Tanze, daß ſich dieſe klaſſiſche Perrücke vor der Romantik der modernen Zeit ſträubt, und ſich auf die andere Seite dreht, um dieſe Barbarei nicht mit anzuſehen. Es muß auch auf das Haar einer Antigone einen ſonderbaren Eindruck machen einen Straußiſchen Walzer zu tanzen.

2.

Napoleon Empereur.

Die Gräfin B.... iſt eine himmliſche Frau! Schön wie der Frühling eines Glücklichen, lieblich wie eine Gazelle von Shirin, geiſtreich wie, wie ſag ich nur geſchwind? — geiſtreich wie ich ſelber, es fällt mir eben nichts anderes ein, und gut, gut, herzlich gut wie die Natur, wie die Menſchheit.

Damit aber die Leſer nicht neugierig die Köpfe zuſammen ſtecken und fragen: „wer iſt die Gräfin B....? Damit ſie nicht, Gott bewahre, das B.... ergänzen und mir eine deutſche Gräfin zuſchieben, ſo ſag' ich es nur gleich, es iſt eine franzöſiſche Gräfin, eine Pariſer Gräfin.

Ich werde mich nie unterſtehen von einer deutſchen Gräfin zu ſagen: „ſie iſt gut“. „Sie iſt ſchön“, das verzeihen einem die deutſchen Gräfinnen; auch im Nothfall das, wenn man ſagt: „ſie ſind geiſtreich“, das iſt zwar ingoble, allein ſie ſehen einem dabei durch die Finger, d. h. durch die Schreibefinger; aber ich würde es keinem ruheliebenden Menſchen rathen von einer deutſchen Gräfin zu ſagen: „ſie iſt gut!“ gut! das iſt bürgerlich! hat eine deutſche Gräfin nichts anderes zu thun als gut zu ſeyn?!

Wie käme auch ein deutſcher Schriftſteller zu einer deutſchen Gräfin? die deutſchen Gräfinnen und Baroninnen und ſonſtige — innen betrachten den Schriftſteller wie einen Tapezierer, wie einen Menſchen, der ihnen eine Stunde und ein Buch austapeziert, und ſie fragen ſich gegenſeitig: „was leſen Sie da für einen Tapezierer?“

Ich möchte nur eine viertel Stunde lang eine deutſche Gräfin oder eine deutſche Baronin oder ſonſt eine adelige — in ſeyn, um nur zu erfahren was ſie für eine Idee von einem Weſen wie ein Dichter oder Schriftſteller iſt, haben. Ich glaube immer, ſie denken ungefähr ſo: „Es gibt verſchiedene Thiere auf der Welt, ganz bürgerliche, gemeine Hausthiere, die für uns da ſind. Die Bienen geben Wachs, die Würmer geben Seide, die Schafe geben Wolle, die Kühe geben Milch, die Ochſen geben Fleiſch und die Dichter geben Geiſt. Wir trinken die Milch wenn ſie gemelkt iſt; wir eſſen das Fleiſch wenn es gekocht iſt, wir verzehren den Geiſt wenn er gedruckt iſt; aber was gehen uns die Schafe, die Kühe, die Ochſen und die Schriftſteller an, das ſind Hausthiere für den gemeinen Mann!“— Eine vornehme Dame zieht doch einmal den Handſchuh ab und krabelt einem Schafe hinter den Ohren, oder ſie klopft einem Pferde den Hals und ſagt: que superb' animal! aber wenn eine ſolche Dame einmal einen Schriftſteller berührte, ſie wüſche ſich mit vinaigre de quatre voleurs, und riefe: „Fi!“

Alſo es war eine franzöſiſche Gräfin, die Gräfin S . . . . Wer von allen Menſchen in Paris die Geiſt und Talent haben, oder beides zu haben glauben, kennt ſie nicht? Wer kennt ihre Salons am Mittwoch Abends nicht, wo die Muſen und die Grazien ihre Rendezvous haben? Muſik aber iſt die

Hauptſeele dieſer Abende. Ich ſtellte mich ihr vor. Ich hatte es damals noch nicht zu verſchweigen, daß ich Hoftheater-Intendanzrath bin, ich kam ganz beſcheiden als „homme des lettres". Das iſt in Paris ein Dietrich der alle Salons und alle Boudoirs aufſchließt; in Deutſchland iſt es auch ein Dietrich der aber bloß Gefängniſſe und Polizeiſtuben aufſchließt.

Es war halb drei Uhr Nachmittag als die Gräfin W.... mich empfing. Sie ſaß auf einem Sopha unter einer ungeheuern Spiegelwand. Mit vier Dingen wird in Paris großer Luxus getrieben, mit Spiegeln, mit Zucker, mit Buchſtaben und mit [illegible] bedrücken.

In allen Zimmern findet man die größten und ſchönſten, reinſten und feinſten Spiegel. Der Pariſer kann ſich nicht genug ſehen, und er hat recht, denn er ſieht immer wieder einen Pariſer. Je mehr Spiegel der Menſch um ſich hat, je aufmerkſamer wird er auf ſich, und je aufmerkſamer der Menſch auf ſich iſt, deſto mehr wird er es auch auf Andere; darum ſind die Franzoſen die aufmerkſamſten Menſchen der Welt. Eben ſolcher Luxus wird mit Zucker getrieben. Zu einer Taſſe Caffe bekommt man ein kleines Sondershauſen an Zucker. Die Deutſchen müſſen in Paris viel einſtecken, aber nichts ſtecken ſie ſo gerne und ſo viel ein als Zucker. Ein deutſcher Bekannte von mir, der in Paris das deutſche Zwicken (Kartenſpiel) ſtudirte, ſteckte immer die ganze Woche im Café Montmartre ſo viel Zucker in die Taſche, daß er uns Sonntags mit demſelben einen großen Thee gab. Eben ſolche Verſchwendung herrſcht in den Buchſtaben. Mancher Buchſtabe in den Ankündigungen reicht vom Giebel eines fünf Stockwerk hohen Hauſes auf der Mauer deſſelben bis an den Boden; ich nannte dieſe Häuſer immer „maison des lettres“.

Das Händedrücken aber hat Ludwig Philipp in Mode gebracht. Alle große Herren, die einem nichts in die Hand drücken, drücken dieſe ſelbſt, um ihre Leere nicht fühlbar werden zu laſſen. Als ich nach Paris kam, war nach „la lune de miel“ Ludwig Philipps mit dem Volke. Er drückte dem Volke von Morgen bis Abend die Hand; wenn man bedenkt, daß Paris 1,200,000 Einwohner hat, und daß jeder freie Pariſer eine Hand mehr hat als andere Menſchen, ſo muß man geſtehen, daß Ludwig Philipp viel zu thun hatte und ſeine lumpigen vier und zwanzig Millionen jährlich ſchwer und ſauer verdient.

Ich kam nach Paris, ich hatte mein Lebtag keinen Bürgerkönig geſehen, ſie wachſen nicht bei uns, nur einmal einen Zaunkönig, und ich glaubte, daß ein König, der ſo zu ſagen hinter dem Zaun gefunden wurde, auch eine Art Zaunkönig iſt; Roi oder Roitelet, ich wußte es ſelbſt nicht. Kurz, ich war ſehr neugierig eine Emeute und Ludwig Philipp zu ſehen. Da ging ich denn eines Tags mit meinem Freunde Eduard Jerrmann über den Place du Palais royal, als der König Ludwig Philipp zu fahren kam. Ein großes Freudengeſchrei erhob ſich; Jerrmann, ich und noch ein bedeutender Anflug von andern Straßenjungen umzingelten den Wagen in welchem Ludwig Philipp ſaß, und riefen: „vive le roi!“ Ich aber wäre vor lauter „vive le roi!“ bald eingeſperrt worden. Sie ſchrien nämlich alle „vive le roi citoyen!“ ich verſtand in dem Tumulte immer. „vive le roi ci-devant!“ und ſchrie furchtbar: „vive le roi ci-devant!“ Da kam ein dicken Kerl und fragte: Mais, Monsieur, que voulez-vous dire: vive le roi ci-devant!? ich aber ſchleuderte in meinem Enthuſiasmus den Kerl bei Seite, ſprang auf den Auftritt des königlichen Wagens hinauf, und ſchrie Ludwig Philipp ganz gutmüthig unter die Naſe: „vive le roi ci-devant!“ Er lächelte, ſteckte die Hand heraus und drückte mir meine rechte Hand wohl eine Minute lang! Ich ſteckte den Handdruck in die Taſche und lief mit Jerrmann ganz entzückt nach Hauſe. Hier fand ſich ein ganz beſonderer Umſtand; meine rechte Hand war ganz fett und ſchmierig, welches ich mir erſt lange nachher erklären konnte. Ludwig Philipp nämlich hat ein Paar populäre Handſchuhe, ein Paar Handſchuh de poche à l'usage du peuple. Dieſe Handſchuhe trägt er immer am Tage wo große Handdruckerei iſt. An dieſen Handſchuhen klebt nicht der Schweiß der Pariſer, der klebt an der Krone, aber an dieſem Handſchuhen klebt die Popularität von anderthalb Millionen ungewaſchener Hände, und dieſe Original-Popularität iſt im königlichen Nachdruck auf meine Hand übergegangen.

Acht Tage lang habe ich mir wie Lady Macbeth die Hände gewaſchen, um dieſe Popularität abzuwaſchen, und rief:

„out, damned spot!“

Alſo, ich wuſch meine Hände und machte ſorgfältige Toilette um die Gräfin B.... zu beſuchen. Sie empfing mich mit aller Artigkeit einer Franzöſin. Sie wußte von meinen Schriften mehr als irgend jemand in Deutſchland, mehr als ich, denn ſie wußte, daß ſie zu den les plus distingués gehören u. ſ. w. Ich brachte oft und viel bei der Gräfin B. zu. Sie war ſo ſehr Frau und ſo wenig Gräfin, daß man ſich zum Entzücken wohl bei ihr befand. Es gibt gewiſſe Frauen, bei welchen, wenn ſie auch geiſtreich und reizend ſind, unſer Geiſt doch immer fremd bleibt, und bei jeder neuen Annäherung einer Verlängerungskarte bedarf; andere weibliche Weſen aber haben für unſern Geiſt ſogleich etwas Vaterländiſches an ſich, unſer inneres Seyn und Denken und Fühlen akklimatiſirt und naturaliſirt ſich ſogleich in ihrem Umgange. Zu den letzten gehörte die Gräfin B.

Sie hatte mir längſt verſprochen, mich das Mädchen ſehen zu laſſen, welches die Worte „Napoleon Empereur“ im Auge hatte. Es war ſehr ſchwer daſſelbe zu ſehen zu bekommen; doch gelang es der Gräfin ſie bei ſich zu ſehen.

Es war ein ſchmächtiges, halbblondes Mädchen von vierzehn bis ſechszehn Jahren, blaß und leidend. Das Auge war nicht beſonders lebhaft, hatte eine ganz blaſſe, bläuliche Farbe, und um den Ring des Augapfels, dem äußerſten Rande zu, konnte man, bei längerer andauernder Beſchauung die Worte „Napoleon Empereur“ halb verblaſen und eingedunkelt leſen; wenn ſie die Augen ſchloß und wieder öffnete, ſo dauerte es eine Zeit lang, bis die Schrift wieder erſchien. Die Mutter des Mädchens bemerkte dieſes erſt in ihrem ſechsten Jahre, erinnerte ſich aber keiner Veranlaſſung, daß dieſe Worte je bei irgend einer Gelegenheit oder auch Napoleon ſelbſt einen außerordentlichen Eindruck auf ſie oder auf ihr Gemüth gemacht hätten, als ſie dieſes Kind unter dem Herzen trug. Das Mädchen ſelbſt wußte auch nicht, daß jemals dieſe Worte in einer beſonders ergreifenden und frappirenden Geſtaltung ihr Auge oder ihre Blicke berührt hätten.

Die Gräfin B. fragte mich nachher was für einen Eindruck es auf mich gemacht habe. Ich wußte geſtehen: einen tiefſchmerzlichen, aber bloß für das Mädchen. Die Erſcheinung an und für ſich ſelbſt iſt eine wunderbare, ein Spiel des Zufalls, der Natur. Den Namen eines der erſten Geiſter der Welt in das zarte Gewebe eines Mädchen-Auges einzuſchreiben, das iſt eine muthwillige Spielerei der in ihren Hervorbringungen unerſchöpflichen Natur. Man könnte faſt ſagen, es ſey ſüße Schwermuth der Natur, die wie die Zerſtreuung der Melancholie einen theuern Namenszug in den Sand ſchreibt, dieſen geliebten Namen in das Auge eines Mädchens ſchrieb. Kann man einen Namen auch inniger, theuerer, ſicherer und heiliger bewahren, als in einem Auge? Namen in Kirchen und Tempel ſind nicht ſo treu, ſo ſchutzreich verwahrt; es gibt Tempelräuber und Kirchendiebe, aber in das Auge des Menſchen dringt nichts als der Strahl des Lichts, und einen geliebten Namen in ein Auge zu ſchreiben und die Augenlieder wie die Tempelwächter über ein Heiligthum darüber zur Hut zuzuſchließen, iſt gewiß die ſinnigſte und geiſtreichſte Idee des Schickſals!

Napoleon Empereur unter dem heißen Sande Helenas, Napoleon Empereur unter dem ſeidenen

Wimper eines zarten Mädchens, welches Grab iſt das würdigere? Wenn die Nacht herniederſinkt und die zwei Augenlieder wie Sargdeckel niederſinken über das Grab mit der großen einfachen Aufſchrift:

„Napoleon Empereur!“

denn leuchten dem ſchlummernden Todten doch immer noch zwei Augenſterne und er ruht auf ſeinem Augapfel wie auf ſeinem Reichsapfel. Einſt, wenn ſich dieſe zwei Augen ganz geſchloſſen haben werden und noch einige Tauſend Zwei-Augen, dann wird die Nachwelt hergehen und den lebendig begrabenen „Napoleon Empereur“ ausgraben aus dem Augen des Mädchens und aus dem Sande Helenas, und wird ihn beiſetzen in die große Gruft der Unſterblichkeit und in dem ewighellen Auge der Jungfrau Weltgeſchichte werden ſie wieder glänzen und leuchten die Worte:

„Napoleon Empereur!“

Das Mädchen aber, welches die Worte „Napoleon Empereur“ im Auge trägt, iſt zu bedauern. Dieſe zwei Worte ſchneiden es von allen Empfindungen ab; ihre Augen ſind nicht die Träger des Lichts, nicht die ſüße Quelle der Thränen, nicht die glückliche Wiege der Liebe, nichts als die ehernen Denktafeln eines großen Mannes mit den Worten: „Napoleon Empereur!“

Wenn die Mutter ſie umarmt mit dem Blicke der Zärtlichkeit, da ſtrahlt ihr kein Blick kindlicher Liebe entgegen, nichts als das eherne: „Napoleon Empereur!“ Wenn das Auge der Geſpielin ſie freundlich anlacht, da ſtrahlt ihr kein lebendiger Wiederſchein entgegen, nichts als das eherne: „Napoleon Empereur!“ Wenn das ſehnſüchtige Auge der Liebe ſich taucht in das ihrige, wenn der Geliebte das Augenlied ihr zärtlich küßt und in dem Himmel ihres Auges das ſüße Geſtändniß der Gewährung, der Ergebung, der Zärtlichkeit leſen will, da ſchaut ihr nichts entgegen als das eherne: „Naleon Empereur!“ Wenn ihr Kind das kleine Aermchen um ihren Hals ſchlingen und mit aller Kindlichkeit ihr in das Auge blicken wird, da ſtrahlt nichts auf dem Kinde hernieder als: „Napoleon Empereur!“ und wenn einſt das Auge im letzten Lebenskampfe erliſcht, und der fromme Prieſter an ihrem Bette mit dem Zuſpruche der Religion ſie tröſtet und in ihrem Blicke ſucht die fromme Ergebung, den ſeligmachenden Glauben an den heiligen Erlöſer, da wird er in dieſem Blicke nichts leſen als das eherne:

„Napoleon Empereur!“

8.

Francesco Gerard. Delphine Gay.

Es iſt eine ganz kleine nette Hand, eine weiche, niedliche, drückliche Hand. Ich habe dieſe Hand, die den Beliſar, Oſſian, Amor und Pſyche gemalt hat, immer mit einem beſondern Gefühle gedrückt, wenn er ſie mir an ſeinem Salonsabend zum Willkommen reichte. Man braucht Gerard nur zu ſehen, um den Maler der Anmuth und der Grazie in ihm zu erkennen. Er war zwei und ſechzig Jahre alt, aber die Kunſt hat ihn jung erhalten. Ein unterſetzter, lebendiger Mann, voll Leben und Bewegung, Augen mit einem meſſenden Scharfblicke und einen Mund, der auch, wenn er ſchweigt, viel ſagt. Seine

Frau iſt eine der liebenswürdigſten, herzlichſten Perſonen, liebenswürdig und freundlich, und tummelt ſich mit froher, biederer Zuthunlichkeit unter den Gäſten herum.

In vier kleinen Zimmern drängen ſich an einem ſolchen Abend hundert Perſonen herum, unter denen Caſimir Delavigne, Victor Hugo, Viennet, Meyer Beer, Scribe, Chodzko und andere Künſtler, Dichter und Staatsmänner, Generäle und Miniſter. Bei uns in Deutſchland will ein einziger Miniſterialrath ein ganzes Zimmer für ſich allein haben, wenn er jemand die hohe Ehre ſeines Beſuchs ſchenkt, und man muß ſtets einen leeren Raum von vier Schritten zwiſchen einem wirklichen und einem Titular-Rath laſſen, damit ſie nicht an einander anſtreifen. In Paris tritt man ungenirt einem Miniſter auf die Beine als ob es ſeine eigene wären, und in einer Fenſter-Embraſure erſtickt ein Marſchall mit Vergnügen zwiſchen einem Maler und einem Theaterdichter. In einem Zimmer liegen bei Gerard in großen Cartons alle Skizzen und Entwürfe ſeiner Gemälde und Zeichnungen; man blättert in ihnen herum, und der Liebenswürdige tritt zuweilen heran, erklärt einiges und ſelten geſchieht dieß ohne intereſſante hiſtoriſche Anekdote oder ohne geiſtreiche Bemerkung.

Man hat Gerard den Vorwurf gemacht, daß er die Hiſtorienmalerei vernachläßigte um Porträts zu malen. Er bekam für Porträts der Napoleon'ſchen Familie allein 330,000 Frank. Das iſt freilich ein Lohn, gegen den der aller Hiſtorienmalerei nur reine Fabelmalerei iſt. Allein abgeſehen davon, iſt nicht nur ſein Beliſar, ſondern ſind ſein Homer, ſeine „vier Lebensalter“ nicht auch hiſtoriſche Bilder? Ich mag überhaupt den Ausdruck „Geſchichtsmaler“ nicht leiden, es gibt keine Geſchichtsmalerei, das Wort ſelbſt iſt Unſinn. Welcher Maler kann eine Geſchichte malen? Einen Moment, eine Cataſtrophe kann er malen. Der Maler kann einen Berg, eine ſtürmiſche Fläche Waſſer, eine That darſtellen, aber nicht die unermeßlichen Alpen, nicht das unendliche Meer, nicht das Reich der Geſchichte. In allen hiſtoriſchen Bildern iſt es immer doch nur ein Kopf, eine Figur, eine einzelne Handlung, welche die Seele des Bildes ausmachen. Sind mehrere da, ſo ſind es mehrere Bilder neben einander, mehrere Momente zuſammengeſtellt, aber das kann ich nicht

Geſchichtsmalerei nennen. Eine Seite aus dem Tacitus, aus Johannes Müller iſt mehr hiſtoriſches Gemälde als alle Geſchichtsbilder der Welt. Die Geſchichte kann nur durch Worte, durch Poeſie gemalt werden, Farben können nur die Oberfläche, die Phyſiognomie eines Geſchehenen darſtellen, die Seele der Geſchichte aber wohnt nicht in dem Antlitz der Begebenheiten, ſondern in ihren Motiven, dieſe können von dem Maler nicht dargeſtellt werden, alſo gibt es keine Geſchichtsmalerei, ſondern bloß Momentmalerei, Thatenmalerei, Begebenheitsmalerei, nicht einmal Handlungsmalerei, denn eine Handlung ſetzt ſchon Schwanken, Urtheile, Entſchlüſſe und Vollbringung voraus.

Gerard war früher Revolutionär und Tribunals-Richter, allein die Kunſt gehört keiner Parthei an, und er hat die Verbündeten in Paris mit eben der Vollkommenheit gemalt, als die Napoleoniden. Die „Schlacht bei Auſterlitz“ wollte er durchaus nicht malen, allein Napoleon ſagte: „Je le forcerai à livre la Bataille.“ Als das Gemälde fertig war, ſagte Napoleon: „C'est aujourd'hui que j'ai gagné la bataille d'Austerlitz.“

Herr Gerard iſt etwas eitel auf ſeinen Michaels- und Ehrenlegion-Ritter, allein ich glaube er thut das aus Beſcheidenheit, denn in einer ſolchen Eitelkeit liegt Troſt für den Nebenmenſchen, weil man ſich tröſtet, dieſe Dinge nicht der Mühe werth zu finden; zeigte er aber Eitelkeit auf ſein Genie, das wäre für die Andern niederdrückend, denn ſie hätten den Troſt nicht, daß dieſe Eitelkeit eitel ſey.

In keinem Salon war ich ſo gerne als bei Gerard. Erſtens weil es gar ſo herzensgute Menſchen ſind, er und ſie, und zweitens weil man dort mehr Thee und Kuchen bekam als ſonſt irgendwo und drittens weil Delphine Gay hinkam.

Ich habe viele deutſche Schriftſtellerinnen kennen gelernt, Frau von Chézy, Frau von Schoppenhauer, Madame Birch-Pfeiffer, Herr von Holtei, Madame Carl und wie die Weiber alle heißen mögen; ich habe nichts gegen ihr Talent, allen Reſpekt vor ihren Charakter, wo einer zu finden iſt; aber ſie haben alle einen Zunftgeruch, einen Bodengeſchmack, ich kann nicht anders ſagen, als ihr Geiſt füßelt; es iſt mir gerade ſo als wäre die Muſe in ihnen in Fäulniß übergegangen und rieche aus der Feder heraus.

Ihre Produkte und ihre Converſation haben was Nabelſchnurartiges an ſich. Wenn ich in eine Straße einziehe, erkundige ich mich erſt ob kein Schmied, kein Schloſſer, kein Seifenſieder und keine Schriftſtellerin in der Nähe wohnt.

Delphine Gay iſt auch eine Schriftſtellerin, aber eine franzöſiſche. „Die geiſtreichen Leute haben ein Privilegium häßlich zu ſeyn,“ ſagte jemand von der Mad. Staël, worauf der Prinz de Ligne erwiederte: „O ja, aber man muß ein Privilegium nicht mißbrauchen.“ — Ich für meine Perſon finde es ganz in der Ordnung, daß die weiſe Vorſehung den geiſtreichen Menſchen keine Schönheit gab; allein ich muß bedauern, daß die weiſe Vorſehung eine zu ſchmeichelhafte Meinung von meinem Geiſte hatte. Sie hat meinem Geiſte eine zu große Flatterie geſagt und das noch dazu mir ins Geſicht!

Die geiſtreichen Menſchen ſollten aber nicht nur ein Privilegium haben häßlich ſeyn zu dürfen, es ſollte ihnen ſogar verboten werden ſchön zu ſeyn, bei Androhung von mehrtägiger Dummheit.

Die dummen Menſchen müſſen ſchön ſeyn, denn ſie müſſen immer ihre Haut zu Markte tragen; wenn dieſe alſo nicht ſchön wäre, ſo wären ſie ja ganz unglücklich.

Delphine Gay aber iſt, trotz dem ſie eine Schriftſtellerin heißt, nicht nur ſehr geiſtreich, ſondern auch ſehr ſchön. Sie ſieht einem Frauenzimmer hier in München zum Sprechen ähnlich; ich mag das Frauenzimmer nicht nennen, allein da ſie eine einzige Tochter iſt, ſo wird es dem Leſer, der ihre Eltern kennt, ein leichtes ſeyn zu errathen wen ich meine. Sie war eines Abends bei Gerard. Ich hatte an demſelben Abende eine junge Polin, eine Violiniſtin, Lenorka, bei Gerard eingeführt, welche einige Sachen ſpielte. Plötzlich rauſchte und tos'te es in allen vier Zimmern, Gewänder kniſterten, Stühle rückten und alles gerieth in Bewegung. Delphine Gay ſollte improviſiren. Ich war todt aus Neugierde, meine zwei deutſchen Ellenbogen ſprachen ein kräftiges Franzöſiſch mit dem Accent grave und machten ſich ſogleich Platz. Delphine ſaß in der Mitte des Zimmers wie eine junge, blühende Pythia; um Hals und Schultern wetteiferten klaſſiſche und romantiſche Ueppigkeit um die Alleinherrſchaft; der Kopf in idealer, edler Form halb übergelehnt, und die reichen blonden Locken raſchelten und züngelten wie die Schlangen auf dem weichen Pfühl des Nackens; ihr großes, ſeelenvolles Auge ſah halb ſinnend empor, und ihr reizender Mund ſchien über das Thema, welches ſie erwartete, voraus ſiegreich zu lächeln. Sie ſah göttlich aus, ich ſchwamm in Entzücken, und um vollends und ewig ſchwimmen zu können, wünſchte ich nichts als ein Delphin zu ſeyn, um mit der Delphine in einem Elemente zu leben. Es wurde ihr die Aufgabe geſtellt: „Klage eines alten Mädchens über ihre ohne Liebe entflohene Jugend."

Eine leichte Röthe überfloh ihr ſchönes Antlitz, und ſie begann ſogleich ohne Affektation, ohne Zwang eine Reihe fließender Verſe zu improviſiren, die wie die franzöſiſchen Verſe überhaupt, nicht tief, aber glatt und lieblich waren. Es fanden ſich auch einige recht gemüthliche und ergreifende Stellen. So hieß es einmal: „Pas un seul homme m'a tutoyé, pas un nom m'a fait rougir." Darin liegt gewiß eine ſinnige Wehmuth, und es iſt eine ſehr zarte Idee, die aber auch nur aus dem Weſen der Weiblichkeit entſpringen konnte. Ich hätte ſie gleich duzen und erröthen machen mögen. Ohne ein Improviſator zu ſeyn, mit Hülfe meines Gedächtniſſes, überſetzte ich ihre Improviſation ſogleich ins Deutſche und überreichte ſie ihr mit einigen Verſen an die holde Stegreifſängerin. Am andern Tage erhielt ich mit einem ſchmeichelhaften Schreiben, in welchem ich als un des plus célèbres poëtes de l'Allemagne glänzte, eine Einladung von der trauernden, ſchönen Sängerin. Denn ſie weint über Frankreich, eine klagende Muſe ſitzt ſie ſeit den Juliustagen an den Ufern der Seine wie an den Bächen Babylons und weint über den Fall Zions. Aber die Harfe hat ſie nicht an die Zweige gehängt, ſondern ſie ſchlägt ſie in wehmüthigen Weiſen und man kann ſie als die Schöpferin der franzöſiſchen National-Elegie betrachten. Ich glaube Sebaſtiani gibt ſich viel Mühe dieſe ſingende saule pleureuse mit dem Barrikadenthron auszuſöhnen, und hat ſogar eine Penſion, ein ſonſt untrügliches Mittel, angewendet. Die poetiſche Exiſtenz der Dlle. Delphine Gay iſt in zwei Theile etheilt; in die Vor-Revolutionäre, da war ſie eine nthuſiaſtiſch-patriotiſche, eine poetiſch-begeiſterte; nach er Revolution iſt ſie eine ſehnende, wundgeſungene Philomele, eine reſignirte Muſe. Delphine Gay ſpricht ziemlich fertig deutſch, da ſie faſt die Hälfte jedes Jahres in Aachen zubringt. Nicht alle franzöſiſche Schriftſtellerinnen ſind ſo liebenswürdig und ſo menſchlich ſchriftſtelleriſch als Delphine Gay. Mad. de Girardin z. B. hat die Saiten ihrer Leyer mit Juliblut beſtrichen und entlockt ihnen die rothen Töne der neuern politiſchen Geſänge. Eine Sängerin aber, welche mit den Tönen ihrer Lyra die beſiegten Partheien noch einmal in den Boden ſingt, iſt mir faſt noch mehr zuwider als eine femme de la Halle, die mit ihrem Sabot den todten Exgarden noch das Gehirn aus der Hirnſchale herausklopft.

Eine andere Seherin: „Madame Dadole née Grou-Troussel“ hält Schelling-Hegelſche Prevoſtiſche Vorleſungen. Der „Mercure français“ nennt ſie bloß „la dame blanche d'Avenel“. Der „Mercure“ nennt ſie ſo, weil ſie „die unſichtbare Welt mit der ſichtbaren verbindet.“ Ein genialer Einfall, der franzöſiſche Merkur iſt ein witziger Mann! Ich war neugierig ein Hochzeitszeuge bei der Verbindung dieſer zwei Welten zu ſeyn, und ich hörte die Weisheit dieſer weißen Dame: „Die Weisheit,“ ſagte ſie, „die Liebe und die Einheit ſind Homonyme, das iſt das, was der gemeine Sinn „Geiſt, Schönheit und Vergnügen" nennt."

Ich machte ganz gewaltige Ohren und die weiße Dame fuhr fort:

„Toute idée, toute sentiment, toute sensation, n'est que l'union de nous mêmes avec ce qui nous est étranger."

Ich äußerte, daß dieſes eben der Fall mit dem Diebſtahl und mit der Sinnen-Sünde ſey, beide wären auch nichts „als die Vereinigung unſeres Weſens mit dem was uns fremd iſt" und verließ die Dame blanche gleich nach der Ouvertüre.

4.

Piknikſky Alcibiades von Neu-Athen,

oder:

Schikolinſky, der Reiter zu Fuß.

Piknikſky von Schikolinſky, zu klein für einen großen Mann und zu groß für einen kleinen Schalk, ſtammt aus einer der älteſten Familien jener Nation ab, die gleich nach ihrer Geburt einen Coupon von ſich abſchneidet, um ihn für jene Welt zu verzinſen. Bei ſeiner Geburt lächelten die Dreiprozentgen rechts und die Metalliques links, von woher dem zarten Knäblein, welches nach beiden liebend ſah, ein zweifelhafter Blick zurückblieb, ein Blick, der zwiſchen der äußerſten Rechten und der äußerſten Linken vergebens die juste-milieu ſucht; ein Blick, der ſich vergebens an der eigenen Naſenſpitze zu konzentriren ſucht, von woher es auch kömmt, daß Pikniksky von Schikolinsky die Weisheit dieſer Naſe allein nicht bemerkt. Dieſer Blick hieße bei einem Bürgerlichen „ſchielen", allein bei einem Manne von Selbſt-Adel heißt ein ſolcher Blick: „ein loſer Blick!" Man kann auch nicht ſagen, daß Pikniksky von Schikolinsky ſchielt, Gott behüte, denn erſtens ſchielt er nicht, ſondern ſeine Augen ſchielen; allein auch das könnte man in Abrede ſtellen, ſein rechtes und ſein linkes Auge ſind bloß in ihren Anſichten verſchieden, es iſt ein Meinungsſtreit; ja ich gehe weiter und ſage, das eine altteſtamentariſche Auge ſieht nach Jeruſalem und das andere neuteſtamentariſche Auge ſieht nach dem Calvarienberg, beide Augen führen einen Religionskrieg, und die ſchielenden Blicke ſind nichts als Kreuzzüge. Oder auch, das eine Auge iſt ein bürgerliches Auge, ein populäres, das ſich mit andern Bürgern einkanaillirt, das andere Auge aber iſt ein ariſtokratiſches, das ſucht noch irr umherſchweiſend ſeinen Stammbaum und dreht vornehm dem bürgerlichen Auge den Rücken. Oder auch, das eine Auge iſt eine franzöſiſche Rente, die ſich nach den Angelegenheiten in Weſten richtet, und das andere Auge iſt ein öſterreichiſches Papier, das ſich nach den Angelegenheiten in Norden richtet. Oder auch, das eine Auge iſt Miniſter der inneren Angelegenheiten und das andere Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſie ſitzen um den Miniſtertiſch der Naſe und referiren jeder aus ſeinem Departement. Oder auch, das eine Auge iſt ein Alleopath und das andere ein Homöopath, welcher nur kleinwitzige Blickchen verſchreibt.

Wie geſagt, im Ganzen kann ſelbſt der Neid, der ſelbſt ſchielt, nicht behaupten, Pikniksky von Schikalinsky ſchielt, er hat bloß zwei Augen, die Sonderlinge ſind, das eine iſt ein Choleriker und das andere ein Sanguiniker; ſein linkes Auge iſt ein Juriſt, das die Rechte ſtudirt und ſein rechtes Auge iſt gelink. Sein Blick ſchielt nicht, ſondern er hat bloß eine ſchiefe Erziehung erhalten, er ſieht ſo aus als wie wenn ein Engländer franzöſiſch ſpricht; ſeine zwei Augen ſind ein Dobb'lju (w), die ſich ſelbſt nicht gut ausſprechen können.

Indeſſen hält ſich Pikniksky für unwiderſtehlich mit ſeinen Augen und da hat er recht, denn er kann alle Frauenzimmer mit ſeinen Blicken umzüngeln; ſeine Blicke fallen ihnen in die Flanken und greifen ſie zugleich im Rücken an. Inſonders aber dünkt er ſich unwiderſtehlich ſeitdem er ſich ſelbſt in den Adelſtand erhoben hat. Man beſchuldigt ihn, daß das aus lächerlicher Hoffahrt geſchehen ſey, allein es iſt nicht wahr; Piknikſky mit ſeiner allſeitigen Weltanſicht kann ſo beſchränkt nicht ſeyn, er wollte bloß dem Adel einen Tuſch anhängen. Man will ſogar ſagen, Piknikſky habe zwei Namen; einen adelichen, den er als Domino umwirft wenn er in Geſellſchaft geht; ſeinen Hausnamen ſoll er ſchon zu fadenſcheinig gefunden haben und hat ſich den adelichen Namen zum Tragen von einem Verwandten zu leihen genommen. Das ſind Schwächen, die manchen Menſchen nichts dünken, manchen Mann aber ſelig machen. Piknikſky iſt Neuathens Alcibiades, mit dem Unterſchiede, daß der Alcibiades von Altathen etwas mehr Talente beſeſſen hat. Bei allen olympiſchen Tänzen und Pikniks in Neuathen iſt Piknikſky-Alcibiades Anführer, Leiter, Bewerkſtelliger und Seele. Er läuft, ſchwitzt, überredet, ladet ein, ſchreibt auf, miethet das Lokal, leiht Tiſche und Seſſel, repartirt die Speiſen, zündet die Lichter an, hält Ordnung beim Tanz, beſorgt die Blumenſträuße, ordnet die Tafel, ſetzt die Zuſammengehörigen zu einander, überredet zur Theilnahme, erſcheint, läßt ſich abweiſen, kömmt wieder, wird hinausgeworfen, kömmt abermals, läßt ſich Grobheiten ſagen, kömmt noch einmal, bringt den Tanz, das Piknik doch zu Stande, läßt ſich auslachen, ſchadet nichts, er iſt ſelig, das Piknik iſt arrangirt, Neuathen gerettet und Alcibiades unſterblich!

Seitdem er hörte, daß einſt ſein Vorbild Alcibiades ſich bei Delium unter der Reiterei befand, reitet Piknikſky immer, nicht nur zur Pferde, ſondern auch zu Fuß. Er macht immer die Bewegung als ob er eben eine ſtätiſche Mähre ritte, er wogt immer in die Höhe wie eine ſchwimmende Ente. Seine Beſcheidenheit, ſein unarrogantes Weſen machen ihn zu dem erſten Liebling der Neuathenienſer. Beſonders liebt ihn das Volk deßhalb, weil er ſich dem Adel ſo aufdringt und ſich ſo ſehr an den Adel anzuſchließen ſtrebt, denn dadurch ſchließt er ſich dem Volke, dem ſchlichten Bürger nicht an. Durch ſeine geiſtreichen Urtheile, ſelbſt über Dinge die er gar nicht verſteht; durch ſein beſcheidenes Vorlautſeyn bei allen Angelegenheiten die ihm nichts angehen; durch ſein zurückgezogenes Hineinmiſchen und ſchüchternes Aufdrängen in Alles und zu Allem; durch ſeine alberne Klugheit in Urtheilen über alle Menſchen die keinen falſchen Blick und keinen falſchen Adel haben, hat ſich Pikniksky ſchon oft die laute Anerkennung ſeiner Verdienſte zugezogen. Er drückte immer ein Auge beſcheiden zu und mit dem andern ſah er ſich ſelbſt über die Achſel an. Das ſchöne Geſchlecht Neuathens ſcheint zwar dieſem Alcibiades nicht ſo hold zu ſeyn wie die ſchönen Athenienſerinnen dem wirklichen, das iſt Geſchmacksſache. So viel iſt gewiß, daß er Buchhalter aller tanz- und pikniksluſtigen Frauenzimmer iſt, und „wer dem Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

5.

Die Unnennbare.

Ich will ſchwärmen, das heißt ich will zuerſt den Verſtand verlieren und mich dann darüber freuen, daß ich ihn verloren habe.

Das weibliche Geſchlecht iſt das glücklichſte Geſchenk, welches uns die Götter gemacht haben, denn nur durch die Frauen kann man zuweilen den Verſtand verlieren. Wenn es keine Frauen gebe, wir wüßten nicht ihn zu verlieren und wie traurig wäre das! Es iſt die höchſte Gunſt des Schickſals, daß man zuweilen den Verſtand verliert!

Er drückte mich ſchon wieder wie ein enger Stieſel, mein Verſtand nämlich. Er genirte mich entſetzlich und that mir unendlich weh. Ich konnte ihn nicht los werden. Ich verſuchte alle Mittel, ich hörte ein philoſophiſches Kollegium, ich trank Brüderſchaft mit Herrn Dr. ****, es half nichts, mein Verſtand wollte nicht weichen.

Da ſah ich ſie! da ſtand mein Verſtand plötzlich ſtill und auf einmal verlor ich ihn ganz. Der redliche Finder kann ihn als Recompenſe ſogleich behalten, wird aber gebeten, mich nicht des Undanks zu beſchuldigen; für eine ſolche Kleinigkeit iſt das Belohnung genug.

Ich ſah ſie! der Himmel ſprach: es werde Schönheit! und ſie ward! der Himmel ſprach: es werde Licht! und ihr Auge ward! der Himmel ſprach: es werden Roſen und Lilien! und ihr Antlitz ward! der Himmel ſprach: es werde Liebreiz! und ihr Lächlen ward! der Himmel ſprach: es werde Muſik! und ihr Wort ward! und der Himmel ſah ſie und ſprach: es iſt gut und er ſegnete ſein Werk und die Welt rings herum lag vor ihr auf den Knieen und die erſte Anbetung erſtand, und die Religion der Schönheit heiligte alle Herzen und die Offenbarung alles Liebreizes überleuchtete Erd' und Himmel und alle Weſenheit.

Zuerſt war nichts und da ſchuf Gott die Schönheit, nicht aus dem Nichts, ſondern aus ſich ſelbſt, und zu der Schönheit geſellte ſich die Liebe, und die Gewäſſer rannen in einem Hoſianna zuſammen und die Lüfte bauten die blaue Wölbung triumphirend über ſie auf, und die Urſtoffe umarmten und vermiſchten ſich, und die Erde rang ſich entzückt aus ihrer Umarmung los, und aus der Erde jubelten die Blumen hervor und jauchzten die Wälder heraus, und die Berge öffneten im ſüßen Taumel ihre vollen Erzadern, und die Sonnen ſtürzten aus der unendlichen Höhe herab und die Welt ward!

Gott erſchuf Schönheit und Liebe und die Welt ward von ſelbſt. Schönheit und Liebe allein ſchufen Welten und ſind die Welt. Alles wird zertrümmern, aus den Angeln gehen, Reiche, Künſte, Religionen vergehen, Schönheit und Liebe ſind unvergänglich. Nach zwanzig tauſend Jahren wird man eine Madonna, eine Magdalena, einen Johannes ausgraben, man wird nichts in ihnen ſehen als Schönheit und Liebe!

Ich ſah ſie. Jetzt erſt weiß ich was ſehen heißt! Bis jetzt hat mein Auge bloß Licht ausgeſtrahlt, aber keins eingeſogen. Jetzt erſt ſehe ich; jetzt erſt hat mein Sehen auf dem großen Ozeane des Raums ein goldnes Blüthenland gefunden. Jetzt erſt weiß ich das Geſchenk des Sehens zu lieben. Jeder Blick bringt mir nun eine gepflückte Blume des Lichts mit; jeder Blick hängt nun wie eine Biene an der Roſe der Schönheit und ſammelt Honig für die Zelle des Auges. Meine Blicke ſind Nachtwandler, die in ſeliger Sicherheit auf den höchſten Höhen der Schönheit luſtwandeln; o, weckt ſie nicht auf, dieſe glücklichen Nachtwandler, ſie ſtürzen ſonſt herab und ſind verloren! Ich ſah ſie! ich ſehe ſie! ſagt mir nichts, ich bitte euch!

Was will ich denn mehr als ſie ſehen? Ihr habt mir gut predigen, ihr predigt tauben Augen! Was iſt es denn mehr? Sie iſt die Kirche der Schönheit und meine zwei Augen wallen fromm und inniglich wie die ſtillen Pilger zu ihrer Schönheit, und beten leiſe und ſchließen ſich dann um das eingeſogene Gnadenbild heilig zu bewahren.

Ihr lächelt? gut, ſagte ich es euch nicht gleich!

Ich habe den Verſtand verloren; aber wer mir ihn wiederbringt iſt des Todes, ich ſchlag ihn denſelben an den Kopf. Ich will keinen Verſtand um ſie nicht anzuſehen! Wenn mein Verſtand zwei Augen hätte wie ich, und ein Perſpektiv, daß ſie ſo nahe bringt wie das Meinige, mein Verſtand würde auch wie ein Narr da ſitzen und ſie anſehen, und wie ich ausrufen: ich ſah ſie!

Was habe ich an meinem Verſtande verloren? Hat er blaue Augen, angefüllt mit Geßnerſchen Idyllen, wie ſie? Hat er Wangen mit Hermelin und Pupur wie ſie? Hat er einen Mund, gleich der aufſpringenden Roſenknoſpe, wie ſie? Hat er ein alleinſeligmachendes Lächlen wie ſie?

Wenn ſechs ſolche Verſtände wie der Meinige neben ihr in der Loge ſäßen, ich würde ſie und nur ſie ſehen und die Verſtände nicht.

Wenn ich im Theater ſitze und mein unverlorner Verſtand mit mir, ſo langweile ich mich wie ein Abgeordneter bei einem Geſetzentwurf; verliere ich alſo nicht lieber den Verſtand und ſchaue die Schönheit an und bin ſelig?

„Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert," ſagt Leſſing, „der hat keinen zu verlieren." Es gibt aber in allen Welten kein gewiſſeres Ding als die Schönheit der Unnennbaren, als die unnennbare Schönheit der Unnennbaren, und ich ſollte ſogar keinen Verſtand gehabt haben, um bei dieſem Anblick den Verſtand nicht zu verlieren?

Ihr fragt mich ob ich ſie liebe? Ihr Narren! Lieb' ich die Sonne? Lieb' ich den Abendſtern? Lieb' ich das Morgenroth? Lieb' ich die Roſe? Weiß ichs? Ich weiß nur, daß ich die Roſe, das Morgenroth, den Abendſtern ewig anſehen könnte, ewig ſtill und ſelig, ohne Wunſch und ohne Verlangen. Wird es mir einfallen mich zu fragen, ob ich das Morgenroth liebe oder ob das Morgenroth mich wieder liebt? ich ſehe ſie, es iſt mir genug.

Ich ſehe ſie wie den ſüßen Lichtſaum am weiten Ozean wenn die Lippe der Sonne ihn ſcheidend küßt; ich ſehe ſie wie den milden Glanz am hohen Kreuze der Kirche wenn Hespers Auge andächtig darauf weilet; ich ſehe ſie.

Ich ſehe ſie! Die wahre Freiheit wohnt nicht auf den Bergen und nicht in den franzöſiſchen oder engliſchen Kammern; die Freiheit wohnt allein im

Auge! Das Auge kann ſehen was es will, wohin es will, und ſagen was ihm einfällt. Ins Auge dringt kein Geſetz, keine geheime Polizei und keine Cenſur, das hat vollkommene Sprechfreiheit!

Was raiſonnirt und denkt und klügelt und revoltirt nicht ſo ein Auge zuweilen! O, wenn man alle Augen ſehen und hören könnte, da würden ſchöne Geſchichten an den Tag kommen!

Ich ſehe ſie immer an, ſie mich nie, daß iſt eine unſchuldige Seligkeit, die man uns beiden gönnen kann.

6.

Das ariſtokratiſche Herz und le valet de coeur.

Eins möchte ich wiſſen: ob Ariſtokratinnen überhaupt lieben? Die Liebe iſt eine demagogiſche Leidenſchaft! Ich glaube, in den Herzkammern einer Ariſtokratin kömmt die Liebe nie bis in die Chambre haute. Das Herz einer Ariſtokratin muß gewaltig zappeln wenn es ſich einer ſolchen volksthümlichen Perſon, wie die Liebe iſt, ergeben ſoll; da müſſen gewiß von beiden Seiten Conzeſſionen gemacht werden. Ich glaube, die Ariſtokratinnen haben ein anderes Wort für die Liebe, ſie haben bloß penchant, eine Neigung, das Wort iſt ſchon ariſtokratiſch, ſich neigen; das Herz neigt vornehm das Haupt, das heißt auf ariſtokratiſch: ich liebe dich.

Ich habe einmal, als ich noch ein ſchöner Mann war, — jetzt habe ich durch einige Verleger etwas abgenommen — eine Ariſtokratin geliebt, es war in B. Ich war dazumal noch um einen Intendanzrath jünger und liebenswürdiger, und wenn ich allen meinen Geiſt, ſauber ausgebürſtet, mit den glänzenden Witzepauletts anzog, unwiederbringlich, unwiederſtehlich wollte ich ſagen. Das Herz einer Ariſtokratin hatte den Reiz der Neuheit für mich. Ich ſtellte mir ſo ein Herz als eine ganz beſondere Raçe vor. Alle meine Seufzer lauteten wie „hochgebornes Herz!" Meine Gedichte zogen ſeidene Strümpfe und Schuhe an, wenn ſie an dieſes Herz gerichtet wurden, und meine Muſe unterzeichnete ſtets nur mit einem von. Endlich gelang es nicht mir, ſondern meinen Zauberkünſten, id est Kartekunſtſtücken, dieſem Herzen in die Karte zu ſchauen.

Die Geſchichte verhielt ſich ſo.

Sie war ſehr ſchön, das iſt eine gewöhnliche Sache; ſie war ſehr vornehm, das iſt noch gewöhnlicher. Sie hatte dunkelblonde Locken, wie der Wimger des Tages, wenn die Nacht eben im Entfliehen iſt; ihre blauen Augen ſchwammen in einem feuchten Glanze, gleich dem Sommerhimmel nach einem erfriſchenden Regen; ihre Wangen durchſchimmernd blaß und geiſtig angehaucht von dem Athem der Seele; ihr Mund wie ein griechiſches Epigramm, klein und rührend ſüß; ihre Geſtalt wie eine Roſſiniſche Oper, üppig, melodiſch, voll und rhythmiſch, aber lauter Tanztakte, und ihr Fuß, o, ihr Fuß! Es haben ſchon manche Füße manchen Kopf verrückt, der Münzfuß z. B., oder der Fuß, den Rußland in der Türkei faßt u. ſ. w. Aber dieſer Fuß, o welch ein Fuß! Der literariſche Ruf von Theodor Hell iſt noch größer als dieſer Fuß, und die ſchmale Koſt eines Berliner Freitiſches iſt noch breiter als er. Die ganze Figur ſchien ein erotiſches Sinngedicht und der Fuß die reizende Pointe daran. O, den Fuß muß man geküßt haben, um zu begreifen, wie man nachher mit dem ſinnigſten Bewußtſeyn ſo tolles Zeug darüber ſchreiben kann.

Ich kann mir denken, daß es ein großes Gefühl ſeyn muß dem Pabſt den Fuß zu küſſen; aber es iſt ein ſüßes Gefühl einen ſolchen Fuß zu küſſen und was iſt ein großes Gefühl für ein kleines Gefühl gegen ein ſüßes Gefühl! Früher mögen die Päbſte wohl einen kleinen Fuß gehabt haben, denn Haller behauptet, Menſchen mit langen Armen haben kleine Füße; jetzt aber haben die Päbſte wahrſcheinlich einen großen Fuß, d. h. in ihren Schuhen.

Ich habe ihn geküßt dieſen Fuß, d. h. den kleinen Fuß der Schönen! Ich kann nicht ſagen, ich habe ihn mit Küſſen bedeckt, denn er war ſo klein, daß ſchon ein halber Kuß meines Mundes ihn bedeckte!

Ich ſehe ihn noch vor mir dieſen Fuß, wie Macbeth den Dolch. Drei Dinge ſchweben mir ewig vor Augen: das Weichſelrohr, mit dem mir mein Inſtructor hinter meinem Rücken bewieß das acht mal neun zwei und ſiebenzig iſt, welches ich nie begreifen konnte; das dumme Geſicht, welches der Berliner Polizeicommiſſär machte als er mich bei der Ankündigung, daß ich eingeſperrt werden ſollte, fragte: wenn ich den Arreſt antreten wollte, und ich ihm antwortete: ,,ſogleich, die Witterung iſt dieſem Unternehmen günſtig!'' und dieſer Fuß!

Noch ſehe ich ihn vor mir, den Strumpf, —

nicht den Polizeicommiſſär — was ſag' ich, den Strumpf! Da hab' ich ſie wieder erwiſcht, die ungeſchickte, tölpelhafte, deutſche Sprache! Strumpf! Wie kann ein Weſen, von Frauenhänden geſchaffen beſtimmt einen ſolchen Fuß, den kleinen Klavierauszug aller Harmonie, zu umſchließen, wie kann ein ſolches Weſen Strumpf heißen! S. T. R. U. M. P. F., ein einziger Vokal zwiſchen ſechs knarrenden Ohren-Rippenſtößen! S. T. R. U. M. P. F. Sechs dicke Altbayern mit einem geſchmeidigen Elſaßer dazwiſchen; ſechs vereinigte Dudelſäcke mit einem Haberrohr! Schon wegen des einen Wortes Strumpf ſollte man die ganze deutſche Sprache umgraben! Strickſtrumpf! Welch ein Wort, ein Franzoſe muß ſich die Zunge daran auskegeln!

Und dennoch, dennoch muß ich es ſagen, noch ſehe ich ihn vor mir, den Strumpf! den ſeligen Strumpf, der das ſüße Geheimniß umſchloß! Die Grazien haben ihn geſtrickt und die Muſen haben den Haſpelmann dabei gemacht!

Dazu trug ſie rothe ruſſiſche Halbſtiefelchen! (nun kennt ſie ganz B.) Ich konnte dieſen ſüßen kleinen Fuß, in den ruſſiſchen Stiefelchen eingeſchloſſen, nie anſehen ohne an Polen zu denken. Sagte ich, ich dachte an Polen, wenn ich dieſen Fuß ſah? Da hab' ich gelogen, ich dachte an ganz andere Dinge als an Polen; ich dachte an die Gegenfüßler, ich dachte mich zu Antipoden und dachte mir die Erde fort und da dachte ich nichts mehr, denn wo das Verzücken anfängt, da hört das Denken auf! Aber der Schnee ſchien unter ihrem Tritte wegzuſchmelzen aus Luſt und Gluth, und die weißbereiften Gräſer, dieſe alten bemooſ'ten Häupter, guckten lüſtern um dieſen unſterblichen Fuß herum und herauf, und ich ſchlich nach und ſetzte meinen Fuß in ihre Fußſtapfen, wie einen Wollſack auf ein Kräuterkißchen!

Ich machte Gedichte mit zwanzig tauſend Füßen auf dieſen Götterfuß, denn ich dachte: laß ſie die Muſe nur bei einem Fuße packen und ſie iſt ganz dein! Vergebens! der Fuß war nicht zu rühren! Es iſt ein hoffährtiges Ding, ſo ein Ariſtokratin-Füßchen; ich ſah ihn ordentlich das Näschen rümpfen! —

Ich zehrte ganz ab! Mir ſchmeckte kein Weißbier und keine Mittwochsgeſellſchaft mehr; ich ging herum wie ein Willibald Alexis an der Wand, ich ſeufzte o, ach und Gubitz! Schon war ich im Begriff Hand an mich zu legen; ich hätte mich entweder in Holteis Vorleſungen geſtürzt oder mir einen Roman von Trommlitz durch den Kopf gejagt; da, da erſchien die rettende Gottheit in der Geſtalt von Coeur valet! Ich bin nicht nur Schriftſteller und Intendanzrath und beides ohne Gehalt, ſondern auch Taſchenſpieler; nicht nur humoriſtiſcher Schriftſteller und homöopathiſcher Intendanzrath, ſondern auch mein erſter Leib-Kartenkünſtler. Und warum nicht? Wenn der Regent von Sigmaringen einen erſten Leib-Hühneraugen-Operateur hat, warum ſoll ich nicht meinen eigenen Kartenkünſtler haben? Es iſt eine ſchöne Erfindung um die Leib-Hühneraugen-Operateurs. Die Hühneraugen ſind die einzigen Augen an denen ſich die Fürſten gerne den Staar ſtechen laſſen!

Ich rathe allen deutſchen Schriftſtellern, die nicht Miniſter ſind, und allen deutſchen Miniſtern, die nicht Schriftſteller ſind, nebenbei noch einen Broderwerb zu erlernen, denn nichts dauert ewig! Ehe man die Hand umdreht iſt man kein Schriftſteller und kein Miniſter mehr; von was ſoll man ſodann leben? Inſonders ein deutſcher Schriftſteller, der neden dem Geburtsfehler, geboren worden zu ſeyn, auch noch den hat, redliche, gute, loyale Geſinnungen zu haben, und dabei noch ſo dumm iſt, zu dieſen zwei Geburtsfehlern noch einen albernen Druckfehler hinzuzufügen, nämlich den Fehler, dieſe Geſinnungen drucken zu laſſen; ein ſolcher muß mehr als alle andern dafür ſorgen, nicht loyal zu erhungern und es iſt gut wenn er ein Metier weiß. Alle große Regenten lernen noch ein Handwerk, warum nicht auch die Schriftſteller?

Ich bin gelernter Taſchenſpieler.

Meine Vorſtellungen würze ich mit Humor; ich ſpreche dabei gebrochen franzöſiſch, denn franzöſiſch c'est la langue des tours de passes-passes. Ich ſage:

Meine Erren und Damen!

Ich werde Sie hab die Ehr zu montrer quelqueques pièces de la ſchwarzen Kunſt, welche Kunſt heißt ſchwarze Kunſt parcequ'elle est la Kunſt zu machen weiß, daß es ſeyn eine Kunſt; der Erfinder der ſchwarzen Kunſt war ein célèbre Allemand, hat geheißen Berthold Schwarz; dieſes Berthold Schwarz hat auch gefunden die Kunſt durch des très petits

petits choses aus Blei zu machen verſchwind große Dummheit und prejugé. Ich habe hier eine Zauberſtab, eine baguette. Moses, le premier magicien d'Egypte, hat mit ſeine Baguette transforment en serpent, das jüdiſche Volk gemacht verſchwind aus der Sklaverei; ſolche Baguette ſind jetzt große Rarität! Ich werde hab' die Ehr ihnen zu zeug', quelques tours des cartes, quelques tour de vitesse! Ich werde wie Ludwig Philipp ſag': Messieurs et Mesdames! point des praeparations! Hier iſt die Charte, iſt eine Wahrheit, un, deux, trois, allèz, partèz, vite! Die Karte iſt nit mehr hier, iſt verſchwind! C'est seulement la vitesse!

Messieurs! Point des praeparations! Ich hab' hier die Ehr ſie zu zeug' ein jeu des cartes complet, wollen Sie melier, heb', ab, ich ſpiele mit Sie ein Parthie Ecarté, geb' Sie ſelbſt; un, deux, trois, vous voyez, ich habe immer die König in der Hand, welches nicht iſt große Zauberei, ſondern il n'y a que de prestige à cela! tour de vitesse? —

Messieurs! Point des praeparations! Wollen Sie ſeh'n comment on fait sauter la coupe?

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Wie man ſchlägt die Welte? geb' Sie acht, mein ſchönes Madame! Mein Err! wollen Sie zieh' eine Karte? òu vous voulez! Was haben Sie gezogen? Treff-Bube? Legen Sie den Buben unter die Karte! Blaſen Sie! un, deux, trois! Nehmen Sie oberſte Karte; der Bube kommt in die Höhe, man weiß nicht wie! Point de sortilege; rien que de finesse! —

Messieurs et Mesdames! Point de praeparation! Ich werde ferner haben die Ehr' Sie zu zeigen le jeu de la gibecière, die Becherſpiel! Ich habe hier drei Becher, der eine Becher aus Blei, der andere aus Silber, der andere aus Gold; auch hab' ich hier drei Muscat, drei Bälle, un royaliste, un liberal, un revolutionaire! je prens le royaliste dans la main droite, je le fait passer à la main gauche, ich ſag': un, deux, trois und leg' ihn unter den goldnen Becher; ich nehme de la même manière den Liberal und leg' ihn unter Silberbecher, und den Revolutionär unter Bleibecher. Puis je prens la baguette, attention Messieurs! ich nehme den Zauberſtab, berührt alle drei Becher, ſag' allèz, partèz, vite! Ich hebe die Becher auf, vous voyez, il n'y a plus de liberal, ni de revolutionaire, hab ſich verwandelt touts les deux in Royaliſten und logier unter goldnen Becher! Point de Zauberei, bloß Geſchwindigkeit! u. ſ. w. u. ſ. w." —

So hoffe ich einſt mich noch zu ernähren, trotz meinem Unglück, kein Ultraliberaler zu ſeyn!

Alſo zur Sache, zu dem unſterblichen Fuß zurück! Die Frau Geheimräthin von **** hatte einen Narren an mir gegeſſen; ich hatte aber an ihr keine Närrin gegeſſen, weil ich überhaupt nicht viel eſſe. Wenn Geſellſchaft bei ihr war, mußte ich erſtens Witze machen, zweitens Räthſel aufgeben, drittens Pfänderſpiele arrangiren, viertens die Töchter loben, fünftens die kleinen Geheimräthchens examiniren, ſechstens ihr ſelbſt alle zehn Minuten ſagen: „meine ſchöne, gnädige Frau", ſiebentens die Lampen immer in die Höhe ſchrauben, achtens etwas von mir ſelbſt vorleſen, neuntens dem Herrn Geheimrath erzählen wie die kleine Galſter ihre Pirouetten macht, zehntens dem Papagei das „Käppchen krabben" und dabei ſagen: „Ei, was doch das Thierchen klug iſt, man ſieht, es geht mit Ihnen um, meine ſchöne, gnädige Frau!"

Das that und ſagte ich regelmäßig jedesmal um halb zehn Uhr, und bekam jedesmal darauf zur Antwort: „Ja, Sie werden aber gar nie klug!“ und dazu ein Lächlen und eine Butterbemme mit einem zärtlichen Blick belegt. Eilftens mußte ich die ältere Tochter bitten zu ſingen und die jüngere zu deklamiren; zwölftens endlich mußte ich Taſchenſpielerkünſte machen.

Allein nur ſehr ſelten ließ ich mich von der Frau Geheimräthin als Narren freſſen. Es mußte was beſonders dort ſeyn, wenn ich hinging um meine zwölf Arbeiten zu verrichten.

Einmal bekam ich ſchon acht Tage vor dem Frohndienſttag eine Einladung zu ihr; und die ältere Tochter, unter uns geſagt, eine Tochter, die alle Augenblicke ihre Mutter hätte ſeyn können, verrieth mir, daß die ſterbliche Eigenthümerin des unſterblichen Füßchens bei ihnen ſeyn wird. Schon ſeit einem Jahre haſchte die Geheimräthin nach dieſer Ehre, endlich wurde ſie ihr zugeſagt, und die Frau Geheimräthin hatte ihr ſchon ſo von ferne merken laſſen, daß ſie mich ſehr witzig ſeyn laſſen wird, daß ich leſen und taſchenſpielen werde. Ich bin mein Lebtag nicht ſo dumm geweſen als in dieſen acht Tagen, ſelbſt damals nicht, als ich von Berlin nach München ging.

Ich ſuchte, nein, ich ſchnappte nach Witz wie der Berliner Freimüthige nach einem Abonnenten und erwiſchte eben ſo wenig als dieſer. Der Fuß, der unſterbliche Fuß zertrat mir jede Saat des Witzes. Der Witz iſt ein großer Herr, man kann ſich auf ihn nicht verlaſſen!

Indeſſen fiel mir doch ein köſtlicher Gedanke ein! Zu ſeiner Ausführung aber brauchte ich eine Mitverſchworene, und zwar das Stubenmädchen der bezaubernden Fußbeſitzerin!

Stubenmädchen und Verſprechungen ſind nicht ſchwer zu gewinnen. Es war ein hübſches Stubenmädchen; durch und durch Stubenmädchen; jeder Zoll ein Stubenmädchen! Ihre Seele ſtubenmädchente durch ihren Leib durch. Sie war wie alle Berliner Stubenmädchen, ſehr beleſen, bei Fernbach jun. abonnirt, und wenn ſie ihre Gebieterin friſirt hatte, friſirte ſie Clauren und Spindler und meinen „Berliner Courier". Ich erfuhr, daß ſie gewöhnlich mit einem Buche allein nach Moabit ſchwärme. Wer je in Moabit war und nicht ſchwärmte, der ſchwärmt nie wieder! Da iſt die Natur ſo zu Hauſe wie in Leibrocks Räubergeſchichten.

Ich zog meinen ſtürmiſchen Oberrock an, ſteckte etwas Sentimentalität in die Taſche und ſchlug den Weg nach Moabit ein.

Da ging ſie vor mir hin. Ich ſprach ſie an; wie, wodurch, wieſo, das alles erſpart' ich zu erzählen, auch das wie folgt. Links der Sand, rechts die Stoppelhaide, in der Mitte der Staub, ſie ein Stubenmädchen, ich ein Dichter, hinter uns die Spree, vor uns Moabit. — Mächtige Natur, du mußt alles verantworten! — Was geſchehen iſt, ich weiß es nicht. Der Staub war zu dick und ihre Taille zu dünn! —

Sie war gewonnen. Sie ging von dem Ganzen zum Theil über und lieh mir willig die Hand zu meinem vorgehabten Scherz.

Gebt mir einen Punkt außer der Welt und ein Stubenmädchen dazu und ich bewege die Welt wie ich will!

Wie ſie geheißen hat? Ach, ſie hieß nur zu viel! —

Endlich war der Abend da! Ich war aufgeregt wie ein liberaler Schneidergeſelle und liebenswürdig wie das Vergehen. Ich hatte mir neue Kleider und neue Anekdoten angefertigt, eine Vorleſung und einige Kunſtſtücke in der Taſche, und zwei Impromptus, die ich ſeit zwei Tagen auswendig ſtudirte, im Gedächtniß. So mit allen Gewürzen der Unwiderſtehlichkeit geſpickt, trat ich in das Geſellſchaftszimmer der Frau Geheimräthin.

Sie war ſchon da! Sie ſaß auf dem Sopha neben der Hausfrau; ich ſah nur die engliſche Büſte, aber ich war ſcharfſinnig genug, um zu ſchließen, daß auch ihr Fuß da ſeyn müſſe. Die ſüße Dichtung ihrer Büſte entzückte mich ſo, daß ich gar zu gerne die Fortſetzung dieſer Dichtung auch ſogleich verſchlungen hätte.

Die Frau vom Hauſe ſtellte mich ihr vor; die himmliſche, die das Berliner Theater täglich beſuchte, ſchien an unintereſſante Vorſtellungen gewöhnt und verneigte ſich gleichgültig.

Ich begann meine zwölf Arbeiten. Ich blinzelte inzwiſchen immer unter den Tiſch hinunter und erblickte endlich den Fuß der Himmliſchen neben den der Geheimräthin wie ein kleines Rettungsboot neben einem Linienſchiff von 64 Kanonen. Das kleine reizende Füßchen neben dieſem Kubikfuß ſah aus wie ein eben gebornes, ſchneeweißes Lämmchen neben dem Mutterſchaf. Die Himmliſche ſchien doch nach und nach etwas von der ariſtokratiſchen Marmorirung ihres Benehmens zu verlieren. Sie wurde menſchlich freundlich. Die reizende Weiblichkeit drängte ſich vor und verſtellte der Ariſtokratin das Licht. Ich las etwas Launiges mit Sentimentalität vermengt, und einige Beziehungen, die ſie unmöglich mißverſtehen konnte, flogen huldigend zu ihr hin. Ich ſah ſie ordentlich nach und nach aus ihrem Adelſtolz herauswachſen. Oben und unten guckte ſchon das reinweibliche Weſen aus dem Reifrock der Vornehmlichkeit heraus. Mir wuchſen im Siege die Schwingen. Wenn ich mich in dem Geſellſchafter zu rezenſiren gehabt hätte, würde ich von mir geſagt haben: „Ich übertraf mich ſelbſt“, und als ich an der zehnten Arbeit hielt, als ich zum Papageichen ging um ihm das „Käppchen krabben“, und zu der Geheimräthin um halb zehn Uhr ſagte: „J, was doch das Thierchen klug iſt, man ſieht, es geht mit Ihnen um, meine ſchöne, gnädige Frau!“ Da ſagte die Geheimräthin nicht wie gewöhnlich: „Ach, aber Sie werden nie klug!“ ſondern ſie ſagte zu der Himmliſchen: „Heute aber iſt unſer Saphir unerſchöpflich!“ und gab mir zwei Butterbemmen mit zwei Blicken belegt. Ich hätte gerne mögen wiſſen, was dieſes „unſer Saphir“ auf die Himmliſche für einen Eindruck gemacht hätte. „Unſer!“ ich gehörte alſo auch zum Theil ihr an! Es iſt ein ſchönes Gefühl das zueignende Fürwort! Unſer! Es iſt ein Potentatengefühl!

Es mochte ſchon ſehr ſpät ſeyn als die zwölfte Arbeit kam: das Taſchenſpielen. Da ſollte die Haupt- und Staatsaktion vorgehen, der Coup de main geſchehen, welcher das liebliche weibliche Herz aus den Forts détachés der Stammbäume heraus in das freie Land der Liebe locken ſollte. Nach vielen andern Kunſtſtücken, nachdem ich eine Karte in ihrer Hand in ihr Portrait verwandeln ließ, d. h. in eine Roſe, dann wieder in ein zweites in einen Stern, dann wieder in ein drittes in einen Engel u. ſ. w., kam der Knalleffekt.

Ich ließ ſie nämlich nach Belieben eine Karte ziehen (ſie zog coeur-valet); ſie mußte die Karte verbrennen und die Aſche wurde in alle Lüfte geſtreut. Darauf wurde ein Orakeltempel auf den Tiſch geſtellt, und der Prieſter am Eingange von der Himmliſchen befragt, wo ſich jetzt die neuwerdende Karte befände. Darauf ſchlug dieſe Figur auf den Altar und eine Inſchrift wurde ſichtbar:

> „In dem Schuh, der den himmliſchen Fuß der himmliſchſten Schönheit der Welt umſchließt, und ſie kann nur durch die Hand des Zauberers ſelbſt aus dieſer ſüßen Haft befreit werden.“

Die Frau Geheimräthin zog ſogleich wie ein alter Paradiesvogel ihre Füße ein; alle Referendare, die da waren, ſchrien: „Das iſt einzig! das iſt himmliſch!“

Die Himmliſche erröthete und die Erglühende war doppelt reizend. Alle andern Damen in der Geſellſchaft ſahen ſich auch auf die Füße; es war eine allgemeine Fußkoquetterie. Ich trat endlich an den Zaubertiſch heran und erklärte, daß ich als Sterblicher nicht wagte unter ſo vielen himmliſchen Füßen von himmliſchen Schönheiten den rechten Fuß, den Orakelfuß heraus zu finden, und ſchlug vor, man ſolle das Orakel ſelbſt bitten den Spezialfuß zu bezeichnen. Das Orakel wurde gefragt — alle Füße im ganzen Zimmer hatten Herzklopfen — und auf dem Altare erſchien in Roſen und Lichtern der Name der Himmliſchen.

Glaubt mir, jede Seele hat eine Handhabe, die Handhabe der weiblichen Seele heißt *Eitelkeit*. Laßt mich dieſe Handhabe nur recht zu gebrauchen wiſſen und die ganze Seele iſt mein.

Welche Beſtürmungen, welches Nöthigen, welches Bitten, welches Zureden es bedurfte bis man die Himmliſche dazu bewegte ihren unſterblichen Fuß bis unter die Knöchel, züchtiglich mit Nacht bedeckt, auf ein blaues Sophaſchemelchen zu ſetzen, will ich zu erzählen mir erſparen. Da ſtand er denn, der Inbegriff aller Reize, das Ideal eines Fußes.

Ich kniete vor dem Schemel hin um den glücklichen Schuh abzuziehen! Mir ſchwindelten alle Sinne! Ich berührte mit meiner Stirne demüthig den blauen Schemel, küßte den äußerſten Rand des Schuhes und ſprach: Allerkleinſtgeborner, allerniedlichſter Fuß!

„O du Fuß, gefrorner Schnee in geſtricktem Schnee! Du haſt meine Ruhe in den Staub getreten; es iſt nichts als gerechte Rache, wenn ich Hand an dich lege! O du ſüßer Fuß, kleiner, reizender Schlußpunkt des lebendigen Buches der Schönheit! Du elfenbeinerner Piedeſtal der anmuthigſten Göttin! Du alabaſternes Schalhaus, mein ungeweihter Finger ſoll deinen verhüllten Meerſchaum berühren! O, du ſüßes Weſen, du haſt deine Spur in die Wange der Jüngſten der Grazien gedrückt und es entſtand ihr liebreizendes Grübchen! Ich ſoll dir den Schuh ausziehen! Allein iſt das ein Schuh? O nein, es iſt ein ſeidenes Börschen um die kleinſte Silbermünze! Es iſt weiße Seide, die aber hart erſcheint an dem Hermelin deiner Majeſtät! Ich küſſe dich in Demuth und Ehrfurcht und Entzücken, und befreie dich weißes, kleines Täubchen von dem Taubenſchlag des Schuhes!"

Darauf küßte ich den Fuß und zog mit aller Delikateſſe den weißſeidenen Schuh herab, und ſiehe da, in dem Schuh lag le lavet de coeur! — O Stubenmädchen! Wie ich dir auch im Voraus gedankt haben mag, ich habe zu wenig gethan! —

Was iſt das weibliche Herz. Jahrelange Bemühungen; Serenaden mit Pfundnoten, Sonnette und Madrigale rühren es oft nicht! auch nicht ein ſtilles Herz voll Treue, voll ſtummer Treue, und ein Scherz, ein Schwank, ein Nichts wendet es um!

Le valet de coeur und mein Kartenorakel ſtießen alle ariſtokratiſchen Prinzipien dieſes Herzens um!

Ach, dieſes Herz, es liebte mich, aber es war und blieb doch immer und immer nur ein ariſtokratiſches Herz mit liberalen Liebesinſtitutionen umringt; ihr Herz hatte ſich mit dem meinigen auf der linken Hand trauen laſſen. Meine Küſſe ſprachen deutſch, die ihrigen franzöſiſch; mein Herz flog ihr entgegen, das ihrige trippelte mir adelich entgegen; ich duzte ſie immer, ſie aber ſprach das „Du“ nur dann aus, wenn die Menſchlichkeit den Ariſtokratismus mit den fünf Sinnenfingern eine ſolche Maulſchelle gab, daß ihm Hören und Sehen verging!

Was habe ich nicht alles verſucht um dieſem ſchönen, liebevollen, herrlichen Herzen die wahre Liebe, die demokratiſche zu lehren. Vergebens, wenn ich wieder kam, war ihre Liebe wieder ein gnädiges Fräulein von!

Sind die Herzen aller Ariſtokratinnen ſo? Wer ſagt mir das?

Es iſt ſchon der Mühe werth, dieſe Herzen zu ſtudiren; denn wahrlich, ſie ſind ſchön und gut und edel und fein und zartfühlend; wenn ſie nur keine Ariſtokratinnen wären, oder wenn ich doch ſelbſt ein Ariſtokrat wäre!

Literatur-Briefe.

Börne, Heine, Menzel.

An J. J. in W.

München.

Leſers Leiden durch literariſche Sprichwörter kennſt Du bereits aus den Anſichten des Ahnherrn der deutſchen Humoriſtik, aus Jean Paul.

Zu dieſen literariſchen Sprüchwörtern hat die neueſte deutſche Literatur noch mehrere neue Curſiv-Worte geprägt, die ſie verſchwenderiſch zum Fenſter hinauswirft. Dahin gehören die Worte: geiſtreich — bieder — liberal — humoriſtiſch —.

Ich kann jetzt das Wort „geiſtreich" nicht hören ohne zu gähnen, bei dem Worte „bieder" fällt mir die ganze Grobheit der Altdeutſchen ein, bei dem Worte „liberal" halte ich mir die Rocktaſchen feſt zu, und wenn ich das Wort „humoriſtiſch" leſe, welches die jetzigen Schriftner ſo gerne als Stirnblech ihren Werken vornageln, ſo ſteht die perſonifizirte Obſtruktion des Geiſtes vor mir!

Die galeniſche Humoral-Pathologie hat freilich ihre Humores oder Feuchtigkeiten über die meiſten Erzeugniſſe unſerer Humoriſtik ausgegoſſen; der eigentliche Humor aber, jener auf den Kopf geſtellte Rieſe, der umgekehrte Himmel, der auf die Spitze geſtellte tarpejiſche Felſen, der ſeine Opfer nicht hinunter, ſondern hinauf ſtürzt, der iſt wie Steinböcke immer ſeltener geworden. Die meiſten jetzigen ſogenannten, das heißt ſich ſelbſt nennenden, in zehn Jahren nimmergenannten Humoriſten ſind kaum ſelbſtbehagliche Freibeichter ihrer ſpaßigen Natur; es ſind kleine Schöffen und Landrichter für einzelne Thorheits- und Narrenſtreiche, luſtige Galgenpaters für Zeitſünden; ſie ſind hie und da bunte Schergen an einem Lokalpranger der Satyre; ſchreibende Narrendenunzianten; aber es ſind keine totalen, weinenden

Weltverlacher, ihnen fehlt die Totalität und jene Vernichtungs-Idee, die ſich ſelbſt als Subjektivitäts-Nenner und alle Welt zum Zähler nimmt.

Das irdiſche Muttermal aller unſerer neuen Humoriſten iſt ein rother politiſcher Zeitflecken. Sie bringen alle ihre Kindlein in die politiſche Feuertaufe und weihen ſie dadurch gerade der ſchnellen Sterblichkeit. Irgend ein Scharfdenker ſagt ganz richtig: „nicht daß Horaz, Swift, Sterne u. ſ. w. durch ihre Zeitſatyren bis auf uns kamen, iſt zu bewundern, ſondern daß ſie trotz ihren Zeitſatyren bis auf uns kamen.“ Das Anklammern an den Apropos-Geburten der Zeit, um dieſe als Schwimmkiſſen auf der Leſefluth zu gebrauchen, iſt Urſache, daß mit dem Verlaufe dieſer Zeit oder dieſes Zeitabſchnitts auch die an dieſem Dampfſchiff angebundenen Nachſchlepp-Kähne mit in die Vergeſſenheit gezogen werden.

Die meiſten neuen politiſch-humoriſtiſchen Schriftſteller halten ſich oder möchten gerne gehalten ſeyn für ſchickſalsvertraute Boten der Zeit, die ihr vorauseilen um ihre Lager abzuſtecken und Quartier zu beſtellen, aber ſie ſind im Grunde gerade das Gegentheil, ſie ſind Nachzügler und Hinterherläufer der Zeit; wenn dieſe aufgebrochen und fortgezogen iſt, dann ziehen ſie plündernd und ſengend in freibeuteriſchen Cabriolen nach, und knallen mit ihren Federbüchſen hie und da einen einzelnen Flüchtling der Zeit nieder, durchſtöbern das Zeitſchlachtfeld und ziehen den bereits ſchon Todten noch mit Siegesgeſchrei das letzte Hemd aus. Mit dem humoriſtiſchen Salz wollen ſie die Zeit füttern oder fangen, und erinnern an Kinder, welche ſagen man braucht, um Schwalben zu fangen, ihnen bloß Salz auf den Schwanz zu ſchütten. Salz thut der Gegenwart wohl noth, der literariſchen Gegenwart nämlich, um ſie vor Fäulniß zu bewahren; aber der politiſchen Gegenwart mit ihren wunden Trikolor-Striemen iſt Salz Gift, ätzendes Gift. Es gibt nichts Widerliches als das allſeitige Beſtreben der jetzigen Schreibſteller ihre geiſtige Leerheit mit Politik zu plombiren und um die nackte Schreibeſeele einen revolutionären Purpurmantel zu werfen.

Die geiſtige Ohnmacht hat etwas Romantiſches uud in der literariſchen Bettelei iſt einige Rührung; aber in dieſer falſchen Scham des intellektuellen Unvermögens, das ſich eines falſchen ultra-liberalen Priaps bedient um mit zu den Männern der Zeit gezählt zu werden, liegt Ekel und Verächtliches. Die Ungeſchicklichkeit auf der dichteriſchen Leier ſoll dadurch bemäntelt werden, daß ſie dieſe Leier als liberales Klöppelkiſſen gebrauchen, um Brabanter Revolutionsſpitzen darauf zu klöppeln. Statt der Harfe nehmen ſie die Trompete, um die Mauern des legalen Jericho umzublaſen.

Geld und Liebe müſſen zwar immer einen Beiſchlag, eine Art von Schlacken haben, wodurch ſie feſter und glänzender werden, aber die Dichtkunſt verträgt ſich nicht mit Politik, das hieße das hohe Götterweib mit den ſanften, weiſen, himmelblauen Augen, mit dem thränenmilden Wort und mit dem heiligen Mittler-Lächeln an ein Häringsweib anſchmieden. Auch von dem Humor iſt nur ſein kleiner Nagel: der Witz, eine politiſche Potenz, und daß auch nur mit ſeinem Muth des Lachens und nicht mit der Grobheit des Haſſes und der innern Wuth.

Es geht mit unſern humoriſtiſchen Narren wie mit den dramatiſchen Narren. Der Shakespear'ſche Narr, der Narr im Lear iſt ein Narr, aber ein bewundernswerther Narr, ein Narr zum Küſſen, vorausgeſetzt man weiß er iſt ein Narr. Alle Höhen der Ironie und alle Tiefen der Wehmuth, der vernichtende Hohn des Geſchickes, der allgewaltige Tollklang einer zerriſſenen, zu Grunde gegangenen großen Seele, alle dieſe jammervoll-luſtigen eingeſtürzten Gott-Trümmer liegen in dem Gemüthe dieſes Narren vor uns ausgebröckelt. Wie viele Narren ſind ſeit dieſem Ur-Narren auf der Bühne erſchienen, und wie erbärmlich ſind ſie erſchienen! Welche klägliche Nachkratzungen jenes Rieſen-Urbildes; welche läppiſche Conterfeis, ein jeder Narr faſt ſo abgeſchmackt, als wär' er ein Schulgelehrter. Sie wollen alle Narren ſeyn, aber ſie ſind nicht klug genug dazu; ſie ſind und bleiben immer ganz fade Moralſchwänzer und traurige Bajazzos. So iſt es jetzt mit den politiſch-humoriſtiſchen Narren.

Börne, das iſt der Shakespear'ſche Narr! Erhaben, toll, bewundernswerth verrückt und zum Küſſen wahnſinnig! Sein Geiſt iſt edler Marmor, der leider ſtatt zu einem Götterbild im hohen Heiligthum der Muſe zu einem kannengießeriſchen Trog ausgemeißelt wurde. Dieſer Narr zerreißt einem das Herz, weil wir in ihm den Sturz eines großen Genies von ſeiner Sonnenhöhe in die Leukade einer brauſenden Untiefe bewundern und beweinen. Wir ſahen ſeit dem Erſcheinen dieſes humoriſtiſchen, klaſſiſchen Narrens aus allen Offizinen auch lauter humoriſtiſch-politiſche Narren hervorwimmeln; aber ſie verhalten ſich zu Börne, wie die Wiener Leopoldſtädter Hanswürſte zum Shakspear'ſchen Narren. Von Börne muß man ſagen: „der Teufel ſoll ihn holen!" aber man verſpürt Luſt ſich mit holen zu laſſen um in geiſterreicher Geſellſchaft zu ſeyn; Börne iſt ſelbſt ein Teufel, d. h. ein gefallener Engel; aber die Andern ſind bloß arme Teufel, ganz traurige Teufel; es ſind nicht einmal Teufel, es ſind arme Seelen, die zu ſchlecht für den Himmel und zu dumm für die Hölle ſind, und die der Teufel ſchon längſt geholt hätte, wenn er nur wüßte wohin mit ihnen.

Börne hatte eine Anſtellung in Frankfurt, und zwar bei der Polizei; es muß alſo eine Zeit gegeben haben, wo derſelbe Genius, der jetzt ſämmtliche Miniſter und loyale Schriftſteller nur Fürſtenhunde und Königsknechte nennt, der ſelbſt Gott nicht dienen will, weil das ſervil iſt, doch ſelbſt ganz gefügig und geſchmeidig in Frankfurt a. M. auf ſein

Polizei-Büreau ging, und mit derſelben Hand, die jetzt wie ein Caligula mit einem Federhieb alle Königsköpfe von ihrem Länderrumpf trennen möchte, Päſſe ausfertigte, ein Fremden-Regiſter führte und Aufenthaltskarten bewilligte oder verweigerte. Nach dem Umſturz der franzöſiſchen Regierung, d. h. nachdem Frankfurt wieder eine alte Perückenſtadt, id est eine freie Reichsſtadt wurde, war ihr erſter Athemzug der Freiheit der, den Herrn Börne von der Polizei wegzublaſen, weil er ein Jude war. Der Hahn auf der Sachſenhauſer Brücke konnte darob nicht erröthen, weil er zum Glücke ohnehin roth iſt; aber die vier „Oeil de Boeuf“ am Frankfurter alten Reichshauſe wandten ſich fromm gen Himmel ob dieſem reichsfreiſtädtiſchen Sieg über den geſunden Menſchenverſtand. Darauf ſpannte Börne ſeine Kugelbüchſe gegen die Frankfurter Bühne, fertigte kritiſche Theaterpäſſe und Aufenthaltskarten aus. Er hatte aber einmal auf der Polizei Strenge gelernt, und er ſchoß mit ſeinen witzigen Knallerbſen einen Comödiantenvogel nach dem andern von der Frankfurter Bühne herunter, und nicht nur die Vögel, ſondern auch die Vögelinnen. Da erbebte das Frankfurter

Capitolium von dem Racheruf der Gänſe, der Senat zitterte in ſeiner kattunenen Toga, die Triumviren, Septemviren und Dezemviren bebten um die Sicherheit der Republik und Börnes Theaterkritiken verſtummten. Aber in ihm ſelbſt verſtummte weder der Verluſt ſeiner Stelle, noch die gehemmte Kraft der Satyre, und ſie ſchlugen ſpäter mit allen Zinſen und Zins von Zinſen aus ſeiner Feder heraus. Sein Haß warf den Stein vorerſt nach Frankfurt und dann rang er ſich in immer weitern Kreiſen um Deutſchland, um Europa, um die Erde, und bald auch um den Himmel aus. Ein zweiter Coriolan zieht er gegen ſeine Senatſtadt zu Felde, die ihm freilich weder Väter noch Mütter noch Kinder entgegen zu ſchicken hat, weil ſie in ihrem Judengeſetz alle Gefühle für Väter, Kinder und Mütter reichsfreiſtädtiſch zu Grunde getreten hatte.

Wie der Rachegott ſeiner Väter zieht er nun im blinden Feuereifer gegen ſeine Feinde los, bis in das dritte und vierte Geſchlecht. Feuer und Schwert muß über Amalek und Moab verhängt werden. Dieſes Verfahren iſt dem Geiſte Börnes um ſo eigenthümlicher, da ſein Humor nur in die Höhe geht, aber nicht in die Tiefe, das heißt da ihm alles Gemüth fehlt. Gott hat ſeinem Genius alles gewährt, aber bloß die Thräne verſagt, und das iſt entſetzlich! Sein Geiſt verwandelt alles was er berührt, wie in dem bekannten Zaubermärchen, in Gold und Eiſen, aber dabei ſtirbt ſein Gemüth Hunger, ſein Herz erdürſtet inmitten des Feuerregens, ſein Himmel iſt ein erfrorner und ſeine Erde eine glühende, oben findet ſein Auge keinen Durchgang und unten brennt es ſeine Sohle wund; die friſche Quelle des ſchönen Lebens labt ſeine Zunge nicht, weil dieſe von Innen heraus verkohlt iſt, und er ſteht inmitten der ſchönen, herrlichen, roſenrothen Schöpfung wie ein großer Wahnſinniger, der die Leichengebeine ſeiner Mitmenſchen ausgräbt und damit ſein Spiel treibt. Seine Luſtigkeit iſt eine tollgewordene Kränkung und ſein Lachen findet in ihm ſelbſt ein zerriſſenes Schmerzens-Echo. Ihm fehlt zu dem ächten italieniſchen Humorſalat das Oel. Sein Geiſt iſt ein reicher, ein unendlich reicher, aber ihm fehlt die Liebe; er liebt nichts als die Freiheit, und dieſe nur, weil ſie, wie er glaubt, nicht exiſtirt. Der Menſch, das Menſchenthum, das Chriſtenthum, oder um kurz zu ſeyn, das Empfindungsthum iſt ihm nichts, und ohne dieſe einzige göttliche Weihe der Seele ſchaut er kalt und höhniſch das Leben an, und das Leben liegt leer und inhaltslos vor ihm da; wie ein unbegrabener Scheinlebender wandelt er unter den Menſchen herum, und weil er ſie nicht empfindet, höhnt er ſie aus.

An J. J. in W.

München.

Wenn wir die frühern Schriften Börnes leſen, ſo lebt in ihnen eine Geiſtesfriſche, eine Univerſalität und eine geſunde Kräftigkeit, die nach und nach aus ſeinen ſpätern Werken immer mehr und mehr verſchwanden, und einer Geſchminktheit, einer gewaltſamen Aufreizung, einer Einſeitigkeit und einer galſichten Kränklichkeit Platz machten. Man könnte den Umſchlag ſeiner Muſe ungefähr in kurzen Worten folgendermaaßen bezeichnen:

„Einſt hat Börne mit dem Humor geſpielt, jetzt ſpielt der Humor mit Börne!“

Seitdem er ſeinen humoriſtiſchen Schreibedurſt mit dem Flammentrunke der Politik löſcht, geht es ihm wie Fauſt nach dem Hexentrank: ſeine gute Natur iſt umgewandelt, ſein Streben in die Höhe iſt nun ein Ringen in die Tiefe, und ſeine Weltanſchauung eine dämoniſche. Die großen Rieſenſchwenkungen und harmoniſchen Bewegungen ſeines Humors haben ſich in epileptiſche Zuckungen verwandelt, und ſeine Federzüge, die früher wie verſchlungene, ſinnige Zaubergeiſter vor uns auf dem Papiere hintanzten, ſehen in dem politiſchen Felde wie zuſammengeringelte Molche und Unholde aus. Der Humor ſchreibt eine ſchöne Curſiv- und Currentſchrift, aber eine ſchlechte Kanzleihand. Unter der politiſchen Umarmung kann der Humor ſeufzen und ächzen, aber nicht koſen und ſingen, und ſo ſehen wir mit Mitleid und tiefem Bedauern die Agonie dieſes Götterhumors in ſeinen ſpätern Erzeugniſſen, und je ſchöner zuweilen das herrliche Auge wieder aufblickt und mit einem leuchtenden Blitze ſein Siechbett überſtrahlt, je tiefer dringt der Schmerz über dieſen geiſtigen Selbſtmord in uns ein. Die erſten zwei Bände ſeiner Briefe aus Paris bezeichnen den erſten Uebergang in dieſe Periode. Da rang noch der gewaltſame, ſpröde und unnatürliche Stoff mit der, dem herrlichen Himmel entwendeten Form; in den zwei ſpätern Bänden iſt der grobe Stoff ſchon Meiſter geworden, und man ſieht es jedem guten Gedanken, jedem Lichtſtrahl des Witzes in ihnen an, daß ſie nur mit Widerſtreben und Weigern ſich zu den Verzierungen, zu den Haut- und Basreliefs einer papiernen Pritſchbank hergegeben haben, und in dem fünften und ſechsten Theile ſehen wir die geiſtige Rückenmark-Darre, die zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht nimmt, und mit dem glühendſten Revolutionseiſen über das ſchriftſtelleriſche Rückgrad hinabfährt, um die gelähmten, durch ausſchweifenden Mißbrauch getödteten Nerven noch zu einer gewaltſamen Aufreckung zu bringen.

Der fünfte und ſechste Theil von Börnes Briefen machen jenen traurigen Eindruck, den großartige, verwitterte Ruinen auf ein fühlendes Gemüth machen. Wir ſehen in dieſen Bänden die letzte Anſtrengung eines geſchwächten Humor-Simſons, welcher mit dem äußerſten Kraftaufgebot die Säulen des Beſtehenden erſchüttern möchte, um Alles, und ſich ſelbſt unter ſeinen Trümmern zu begraben. Die Indignation abgerechnet, mit welchem der nackte Cynismus dieſer radicalen Weltläſterung jeden Leſer erfüllen muß, iſt noch Stoff genug in dieſen zwei Bänden, um zum Ueberdruß und zur Bemitleidung zu führen. Einzelne Geiſtesblitze, die aus dem einſt ſo herrlichen Geiſteshimmel brachen, dienen nur dazu, um uns die verſtümmelte und zu Tode gemarterten Gedanken und Ausdrücke auf dieſem Schlachtfelde nur deſto deutlicher und gräulicher ſehen zu laſſen. Ohne Zuſammenhang, weder im Stoff noch in der Form, flattern dieſe Ausfälle und Einfälle um die Auszüge aus deutſchen und franzöſiſchen Journalen wie Raben um den Rabenſtein herum, und picken den da aufgehängten Neuigkeiten die todten, lichtloſen Augen aus. In auf- und abſteigender Linie ergeht ſich ein wehthuender Humor auf allen Stufen der Spottleiter, um bald hoch oben Gott einen Naſenſtüber zu verſetzen, bald tief unten einen Referendarius beim Schnurrbart zu zauſen. Könige und Fürſten werden natürlich wie Diſtelköpfe zuſammengeſetzt, und um das „von Gottes Gnaden“ den Regenten vom Munde wegzubarbiren, wird erſt Gottes Gnade ſelbſt recht eingeſeift und abgeſchoren. Börne klammert ſich in dieſen Bänden an Zeitungsartikel, läßt ſich auch hie und da aus einer Reſidenz eine Nachricht zuſchicken, um mit ihr ein obſcönes öffentliches Beilager zu halten. Das humoriſtiſche Geſetz liegt in ihm umgekehrt, er trägt die Objekte nicht in ſeine Subjektivität über, ſondern ſeine Subjektivität in die Objekte, und ſo rollt ſein ſchwarzes Hämorrhoidalblut durch die Adern des Univerſums.

Sein Lebtag iſt in deutſchen Setzkäſten kein ſolcher Verbrauch von dem Wörtchen „ich“ gemacht worden als bei Börne; ſein Ich ſetzt ſich gleich neben dem Ewigen hin, um zu beweiſen, daß der Himmel keinen Herrſcher braucht; ſein Ich reformirt das Chriſtenthum bloß deßhalb, weil es „Drei Könige“ feiert, und ſein Ich entwurzelt alle Tokayer Reben bloß weil man den Tokayer den König der Weine nennt. Sein Ich geht immer drei Schritte vor ihm her, und kömmt ſogleich wieder hinter ihm wo er aufhört. Zwar ſoll dieſe Ichmanie die Selbſtironie ſeyn, allein durch die Löcher dieſer Selbſtironie ſieht die klarſte Selbſtanbetung nur zu deutlich heraus.

Ohne uns auf einzelne Punkte dieſer neueſten Bände einzulaſſen, wollen wir bloß ein Beiſpiel anführen, um die Indiscretion der Ultraliberalen ins hellſte Licht zu ſetzen. Börne ſpricht nämlich von den deutſchen Flüchtlingen in Paris, denen es gelungen iſt, aus ihrer Haft zu entkommen, und bemerkt dabei, daß ſie ſammt und ſonders mit Einverſtändniß ihrer Wächter und ſelbſt der Polizeioffizianten entkamen. Hier kompromittirt Börne Schuldige und Unſchuldige, ſetzt, wenn man anders von ſolchen Andeutungen Notiz nehmen wollte, eine Menge Menſchen der Unterſuchung und des Verluſtes ihrer Stellung aus, und alles aus liebevoller Dankbarkeit!

Bevor ich nun von Börne zu den andern Humoriſten und humoriſtiſch ſeyn Wollenden übergehe, muß ich doch noch ſeines „Häring-Salates“ gedenken, den er, im vierten Theile ſeiner Briefe, den Berliner Poeten auftiſchte, und an dem ich mich um ſo mehr labte und ergötzte, als ich zu der Zeit als Börne in Berlin war, dort lebte, er mich und ich ihn beſuchte.

Die Berliner Poeten, da ſie nun denn einmal Poeten genannt ſeyn ſollen, trieben dazumal die Verehrung Börnes bis zum Götzendienſte, und hinterher, nachdem er ein papierner Rebell wurde, verläugneten ſie ihn und ſchworen ihn ab. Ich habe Börnes Geiſt immer geliebt, und liebe ihn noch, wenn ich auch die Richtung dieſes Geiſtes verdamme. Licht iſt immer Licht, und die Flamme iſt impoſant, auch wenn ſie verheerend und verderblich durch die Dächer raſ't; wer wird nachher ſagen, ich habe das Licht nicht gekannt, weil es ein Haus in Brand ſteckte?

Als Börne nach Berlin kam, da waren die Mitglieder der Mittwochs-Geſellſchaft in großer Verlegenheit, ob ſie ihm zu Ehren ſeinen Geburtstag eſſen ſollen, oder ob ſie, um ihn würdig zu ehren, ihn erſt todtküſſen und todtſchmeicheln ſollen, um dann ſeinen Todestag zu eſſen. Sie flatterten um ihn herum wie die Mücken um die Wachskerze. Zuerſt Gubitz, der gute Tailleur en bois et en poësie; Fr. Förſter, der durch Dinte weißgewaſchene Demagog und Currende-Poet des alten Churfürſten; Alexis, der ungeſalzene Häring, der entfeſſelte Referendarius und Leib-Reichs-Novelliſt; von Holtei, Göthes Hühneraugen-Dichter und ſchauſpielender Kindermörder ſeiner eigenen Produkte; Fouqué, der Weithinſchreibende, mit der minnegirrenden Ritter-Tartſche, und dann alle die kleinen Silbergroſchen-Genies aus dem „Geſellſchafter" und aus dem „Freimüthigen", alle welche unter den Fenſtern der Sontag den Pegaſus mit ihren Strumpfbändern aufzäumten, wie liefen ſie durcheinander, fielen ſich in die Arme, und ſagten nichts als: „er iſt hier!" Man war noch uneinig ob Gubitz ihn in Holz ſchneiden und zum alten Hutten hinſetzen ſollte; ob Förſter den großen Churfürſten mitten im Jahre zu ihm aufs Zimmer die Runde machen laſſen ſollte, oder ob die Redaktion des „Freimüthigen" ihren Ulrich v. Hutten und ihren Verleger braten laſſen ſollten, um Börne damit zu bewirthen.

Börne konnte kaum zu Athem kommen, er bekam ordentlich eine Ehrengarde von Schriftſtellern, die ſich regelmäßig ablöſ'te, und er ſagte oft zu mir: „Berlin kömmt zwar zu mir aufs Zimmer, allein ich möchte auch einmal Berlin ſehen und nicht nur mirs zeigen laſſen."

Wie tragi-komiſch war es nachher, als Börnes erſten Briefe erſchienen! Alle die mit ihm in Berührung waren, hatten nichts weniger vor als eine große Sühne und Reinigung mit ſich vorzunehmen, und dem Gouvernement nur ja zu ſagen, ſie hätten Börne nie gekannt. Gubitz wollte ſich ſelbſt eine zweifingerdicke Rinde vom ganzen Körper herabſchneiden; Förſter badete ſich in dem Berliner Euphrat, in der Spree, bei Sonnenaufgang und Niedergang, und Häring ſoll wirklich lange darauf angetragen haben, ſich von Grund aus neu machen zu laſſen.

Nachdem ſie ihn polizeilich desavouirt hatten, fielen ſie literariſch über ihn her, und es war hochkomiſch anzuſehen, wie ſich dieſe Fournée mittelmäßiger Schriftſteller abmühte, ihn zu zerreiſſen, und dieſes Zerreiſſen mit ihren frühern Umarmungen und Küſſen in harmoniſche Conſequenz zu bringen.

An J. J. in W.

München.

Endlich fanden ſie einen Ausweg, einen Ausweg würdig in Pankows Olivenhainen von den ſieben Weiſen Berlins im Geiſte empfangen zu werden. Sie theilten Börne in zwei Theile, in den Juden und in den Chriſten, ſie hatten früher den Chriſten in ihm geküßt, und ſchlagen jetzt den Juden in ihm todt!

„Was ſchöne Seele ſchön empfunden,
Muß herrlich und vollkommen ſeyn!"

Sie bewieſen, daß nicht der Schriftſteller in ihm ein Rebell iſt, ſondern der Jude; ſie bewieſen ſogar, daß nicht der Schriftſteller in ihm witzig und geiſtreich iſt, ſondern auch bloß der Jude, und der gewäſſerte Häring ſprach nichts als wie der Patriarch in Leſſings „Nathan“:

„Der Jude wird verbrannt!‘

Vergebens riethen die Freunde des Herrn Häring demſelben, wenn er glaubte, Geiſt und Witz läge im Judenthume, ſich doch um ſeiner Verleger willen, ſo ſchnell als möglich beſchneiden zu laſſen. Häring blieb was er war, ein geiſtloſer, lächerlicher Gegner Börnes, der ihn bannen wollte. Seitdem iſt Häring ein ſehr devoter Schriftſteller, der keine Feder anſetzt, ohne dabei an Polizei-Vater, Sohn und heil. Geiſt zu denken, und der keine Zeile ſchreibt, ohne ſich dabei ſerviler Unterlinien zu bedienen.

Alle Berliner Dreizehner und Mittwochs-Dichter, deren erſtes Literaturgeſetz es iſt, den Hohen zu ſchmeicheln, und deren erſter äſthetiſcher Grundſatz heißt: „Schön iſt, was der Polizei gefällt“, machten eine geiſtige Kollekte, um Börne, Heine u. ſ. w. niederzuſchlagen. Aber die Kollekte fiel gar erbärmlich aus, ihr ganzer Zuſammenſchuß an Geiſt, Bosheit und

Kritik betrug ſammt und ſonders nicht mehr als den Werth des alten abgegriffenen Leibzoll-Groſchens: „Es ſind Juden!" Mit dieſer elenden Mähre trabte ihre dürre Kritik zu Stalle. Der Refrain jeder Beurtheilung hieß: „Es ſind Juden!" All ihr Bischen Gehirn und Mutterwitz brachte keinen andern Streitkolben als dieſe Alteweiberswaffe auf, die freilich noch immer die wohlfeilſte iſt, und in dem Zeughauſe der deutſchen Literatur, zu ihrer Schande und zu ihrer Dummheit noch immer gang und gäbe iſt.

Der Donner, den die Berliner Kritik auf die Häupter Börnes und Heines ſchleuderten, hieß immer „Judenwitz", und dieſer Donner rollte durch alle nordiſchen Blätter durch. Es iſt wahr und bleibt auffallend, daß die Juden den Witz faſt ausſchließend, wie den Handel an ſich gebracht haben. Das „Warum?" und „Wie ſo?" liegt vielleicht nicht ſo fern als man glaubt. Schon darin erſtens, weil man durch die Cenſur den Witz faſt überall beſchneiden läßt, hält er ſich ſelbſt für einen Juden, und hält ſich zu ſeinen Glaubensgenoſſen. Aber auch in dem hochtragiſchen Schickſal dieſer Nation liegt die Eſſigmutter ihres Witzes. Das Alter ihres Schmerzes hat das ſarkaſtiſche Weinſteinlager an ihre Gehirnwände angeſetzt.

Die Shakespear'ſchen tragiſchen Geſtalten ſind voll Ironie, die Wahnſinnsſpitze des Schmerzes wird luſtigwitzig und hohnlachend. Der Wellenſchlag des Druckes, welcher an die Bruſt dieſes Judenvolkes aus dem offenen Meere der Zeit heranſchlägt, hat ſeine Nerven zu einer geiſtigen Reaktion aufgeſchwemmt. Das Chriſtenthum hat ſeinen alten greiſen Vater: das Judenthum, mehr als todtgeſchlagen, es hat ihn in ein finſteres Loch geſperrt, Luft und Licht geraubt, und reicht ihm elende Koſt. Es bleibt dieſem alten gemißhandelten Vater nichts übrig, als in herzzerreiſſender Reſignation, in der tollen Luſtigkeit der Ohnmacht aus ſeinem Kerker herauszulachen. Klagen und Worte kann man erſticken, aber lachen, fürchterlich lachen, gräßlich lachen kann auch der Geknebelte. Die Juden haben zu dem Witz gegriffen, weil das jener Waffendienſt iſt, bei dem ſie es mit der Zeit bis zum Offizier bringen können, bevor ein Armeebefehl den Taufſchein und nicht das Verdienſt im Betracht zieht.

Dem ſchweren Gepäcke der geiſtigen Armee, dem poſitiven Wiſſen, den Brodſtudien der Juden hat man in Deutſchland auch ein gelbes Judenfleckchen angeheftet, und ſie können mit dieſem nicht frei paſſiren; aber der Witz läßt ſich nichts anheften, er iſt ſelbſt ſein eigener Passe par tout. Die Gelehrſamkeit iſt ein Schlüſſel zu dieſem oder jenem amtlichen Sperrſitz, dieſer Schlüſſel darf aber keinen Bart haben! Der Witz hingegen iſt ein Dietrich, er ſperrt alles auf; er ſitzt inmitten Deutſchlands trotz des Zollvereins; er ſchlüpft durchs Schlüſſelloch, während die Polizei die Klinken verſiegelt; er geht nicht den gebückten Gang durch den engen Corridor zum Staats-Almanach, ſondern er ſauſ't auf Schlittſchuhen über die glänzende Spiegelfläche des Lebens hin zu dem Strande, der dem ſchwerfälligen Linienſchiffe des trockenen Verſtandes unerreichbar bleibt.

Alſo nicht der Jude in Börne und Heine iſt witzig, ſondern vielmehr die Weltgeſchichte oder vielmehr das Weltgericht. Das Fatum dieſes Volkes erſcheint ſeinen Unterdrückern, aber nicht als ſeufzendes Geſpenſt, ſondern als moderner Rache-Schöngeiſt, als amüſanter Vergeltungs-Bajazzo.

Lächerlich aber iſt es, wenn die nordiſchen Kritiker den Juden in Börne und Heine Demagogen ſchelten. Warum ſchelten ſie in Wirth, Siebenpfeiffer, Groſſe, Piſtor und unzählige Andern nicht auch den Chriſten einen Demagogen?

An J. J. in W.

München.

Die beiden modernen politiſchen Auguren Börne und Heine unterſcheiden ſich weſentlich. Börne weiſſagt gerne aus zerriſſenen Eingeweiden, aus blutigen Köpfen und zuckenden Gliedern; Heine hingegen mehr aus dem Zug der Wolken, aus dem Flug der Vögel und aus dem rechts- oder links-donnern der diplomatiſchen Gewölke. Börne iſt der politiſche Heraklit, Heine der Demokrit; der Lachende aber iſt weniger böſe, jedoch mehr gefährlich; mehr gefährlich weil er verführeriſcher iſt, und verführeriſcher weil die Menſchen lieber dem Lachenden als dem Weinenden nachlaufen.

Bei Börne iſt das politiſche Glaubensbekenntniß die prima causa ſeines Witzes; er gebraucht den Witz als Inokulirnadel ſeines radikalen Pockengiftes; bei Heine iſt es umgekehrt; bei Heine iſt der Witz die prima causa ſeiner politiſchen Geſinnung; er gebraucht den Radikalismus weil dieſer der beſte und ſchlagendſte Conduktor ſeines Witzes iſt. Börne iſt ein ehrlicher Wahnſinniger, er hat ſich mit der franzöſiſchen Freiheitsmetze vermählt, nicht franzöſiſch-bürgerlich, ſondern deutſch-prieſterlich, er bleibt ihr treu und liebt ſie wirklich; Heine aber lebt mit ihr im Conkubinat, er buhlt mit ihr, ſo lang ſie jung iſt; wenn ſie alt wird verläßt er ſie.

In Heines politiſchen wie in ſeinen erotiſchen Erzeugniſſen iſt die Sinnlichkeit, die Schwelgerei, die Luſt im Fleiſch zu wühlen, gleichviel ob Weiberfleiſch ob Völkerfleiſch, der Antrieb und der Anlaß. Er liebt die „peuples libres“ wie er die „femmes libres“ liebt; er hat keine revolutionäre Geſinnung, ſondern bloß revolutionäre Geilheit. Es fehlt Heine durchaus an Wahrheit, an moraliſche, an dichteriſche und an politiſche. Heine iſt Poet, Humoriſt und Politiker geworden, nachdem der

Menſch in ihm ſchon zerfallen war; deßhalb fehlt es ſeiner Poeſie, ſeinem Humor, ſeiner Politik an dem Menſchlichſten im Göttlichen und an dem Göttlichſten im Menſchen: an Wahrheit; an Wahrheit der Empfindung, am Ernſte der Geſinnungen, an der moraliſchen Beglaubigung.

Ich kann Heine nicht leſen ohne auf vielen Seiten ihm gerne um den Hals zu fallen; ohne ſeinen Genius zu küſſen, ohne ſeine reiche, herrliche, volle dichteriſche Pulsader himmliſch pulſiren zu hören; ohne ſeinen Scharfſinn und ſeinen regenbogenſchimmernden Witz zu bewundern; allein ich kann es auch nicht eine Minute lang dahin bringen zu glauben, daß er ſelbſt wirklich das fühle und glaube was er ſchreibt.

So wie Heine in ſeinen herrlichen, lieblichen, duftigen Liedern immer die edle Empfindung eine Strophe vor dem Ende aus dem Sattel wirft, um mit einer frivolen und widerlichſinnlichen die Endſtation zu erreichen, ſo würde Heine, wenn es zum Ausführen ſeiner rieſigen politiſchen Anſichten käme, vor dem Schluſſe einen Purzelbaum machen und ſich die Haut voll lachen über die vorhergegangenen Strophen.

Börne, wenn er an der Spitze aller deutſchen Schneidergeſellen, die er auf dem Montmartre haranguirte, nach Deutſchland gezogen wäre, er hätte redlich Wort gehalten, er hätte Deutſchland ganz ausgerottet, mit Stumpf und Stiel; Caligula wäre ein ſanftes Kind gegen Börne. Was Börne dann in dem ausgerotteten Deutſchland begonnen hätte, weiß ich nicht; wahrſcheinlich hätte er „Briefe aus dem ausgerotteten Deutſchland" geſchrieben und ſie an „Hoffmann und Campe" verkauft, denn „Hoffmann und Campe" hätte er allein leben laſſen, damit ſie Börnes Briefe drucken können.

Heine hingegen wäre auch an der Spitze der Schneidergeſellen ausgezogen, gen Deutſchland, von Barſeba bis Dan; allein nicht um der Freiheit willen, ſondern um ſich auf dem Wege über die Schneidergeſellen, von denen wie von den Krebſen nichts genießbar iſt als die Scheeren, recht luſtig zu machen und „Schneider-Reiſebilder" zu ſchreiben. In der erſten deutſchen Stadt angekommen, da wäre ein deutſches Mägdlein geſeſſen am Thore der gottverfluchten Stadt, die noch nie eine Revolution machte, ein Mägdlein mit großen, blauen Augen, mit erfahrenen Gliedern, mit begehrlichen Lippen, mit der wogenden, ſchwellenden, duftigen Blume des Fleiſches und des Leibes und hätte den unbezwingbaren Anführer angeſehen mit den luſtathmenden Augen, und Heine hätte geſagt: „Gnade dieſer Stadt um Deinetwillen!“ und ſo wäre er durch ganz Deutſchland gegangen, und Heine hätte ſich an die Babelſtröme Deutſchlands niedergeſetzt zu den wohligen, heimathlichen, deutſchbuſigen Frauen, hätte die Leyer an die Cypreſſen und ſich an die Frauen gehängt, und hätte in einer köſtlichen, humoriſtiſchen und ſarkaſtiſchen Anrede die Schneidergeſellen aufgelöſ't und Deutſchland begnadigt der Deutſchinnen halber.

Ich liebe den Heine; ich liebe ihn, weil ſein Genius ſo reich, ſo groß, ſo üppig iſt; weil dieſer ſein Genius ſo hinüberragt über Börne wie eine vielzweigige Ceder über einen kahlen, ſchroffen Fels; ich liebe ihn weil ſeine Poeſie in die Seele ſchleicht wie der Gedanke der Liebe, weil ſie uns das Herz beſtrickt wie weiche, liebliche Kinderhändchen; weil ſein Humor auch weint wie ein ſegensreicher Gewitterhimmel; allein eben weil ich ihn liebe, haſſe ich ihn, daß er mit dem Götterfunken fährt in den erbärmlichen Zunder der dahinflatternden Zeit; daß er die Sonnenſcheibe ſeines Geiſtes zu Schwefelkerzchen zerſchneidet, und daß er den Phäton und ſeine geiſtigen Sonnenroſſe nicht oben erhält, ſondern tief und niedrig, damit herabfährt in den Qualm und Moder und ſengt und brennt und ausdörrt, wo er beleuchten, erwärmen und überſtrahlen ſollte.

Da liegt ſein „Salon“ vor mir. Es iſt kein Pariſer Salon, es iſt der Hamburger „Peter Ahrens“ mit ſeiner Gasbeleuchtung, mit ſeinen Hanſe-Phrynen und Nymphen.

Heine fährt immer von der höchſten Spitze des Olymps aus und ſteigt immer bei Peter Ahrens oder bei Dorgerloh *) ab. Er gibt dem Pegaſus erſt immer Nektar und Ambroſia und Thau und Sonnenſtrahlen und endlich immer ein Aphrodiſiacum. In ſeinem lyriſchen Aufſchwung hat er den Muſenberg im Auge, aber im Niederſchwung läßt er ſich am Hamburger Berg herab!

Seine Muſe hat eine intermittirende Nymphomanie, wovon der „Salon“ ein ekelhaftes Zeugniß gibt!

---

*) Zwei berüchtigte Freudenſäle in Hamburg.

An J. J. in W.

München.

Die „Memoiren der Herren Schnabelewopski" in dieſem „Salon" ſind nichts als ein wahres „Cabinet d'aisance" (man verzeihe mir dieſen Ausdruck, aber ich finde keinen andern, es gibt keinen andern dafür). Ich mag jene Stellen nicht citiren, in denen die Gemeinheit der Scham den Kopf abbiß; ich glaube, meine Tinte müßte erblaſſen, mein Papier ſchamroth werden und die Lettern vor Schmach aus dem Setzkaſten ſpringen, wenn ich jene Cloacinen wiederholen wollte. Warum thut das Heine?

Man würde ſich irren, wenn man ſagen wollte, das iſt Uebermuth, Ueberkraft, Uebergenie, Muthwille; nein, es iſt Unterkraft, Untergenie, es iſt ekelige Aufreizung der Unmacht!

Die Gedichte in dieſem „Salon" verhalten ſich zu Heines frühern Liedern wie faule Eier zu Ananaſſe. Seine früheren erotiſchen Gedichte ſind ſchöne Meernixen, die obere Hälfte ſchön, herrlich, emporragend in den Aether, umſpielt von den ſüßen Düften und Lüften des Lichts und des Lebens, und nur die unterſte Hälfte ſchuppig und ekelhaft geſchwänzt und im Schlamme watend. Dieſe Gedichte aber ſind durchaus ſchuppig und unwirſch und hohl und abſtoßend. Man leſe:

„Das Fräulein ſtand am Meere,
Und ſeufzte lang und bang,
Es rührte ſie ſo ſehre
Der Sonnenuntergang.

„Mein Fräulein, ſeyn ſie munter,
Das iſt ein altes Stück;
Hier vorne geht ſie unter
Und kehrt von hinten zurück."

Oder auch:

„Ja freilich, Du biſt mein Ideal,
Ich hab es oft bekräftigt,
Mit Küſſen und Eiden ſonder Zahl;
Doch heute bin ich beſchäftigt.

„Komm morgen, zwiſchen zwei und drei,
Dann ſollen neue Flammen
Beweiſen meine Lieb' und Treu;
Wir ſpeiſen nachher zuſammen.“

Oder auch:

„Manchmal, wenn ich bei Euch bin,
Großgeliebte, edle Donna,
Wie erinnernd ſchweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

„Dorten iſt ein großer Brunnen,
Forte del Gigante heißt er;
Obendrauf ſteht ein Neptun
Von Johann, dem großen Meiſter!“

Oder auch:

„Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitsſchmuck,
Mit Jubel und Muſiciren,
Das Bräutchen und ſein Bräutigam
Kommt er zu gratuliren.

„Er bringt Jasmin und Röſelein
Und Veilchen — duſt'ge Kräutchen,
Und Sellerie für den Bräutigam
Und Spargel für das Bräutchen!“

Wahrlich, eine tiefe Wehmuth muß ſich jeder redlichen Bruſt bemächtigen, wenn man die heiligen, helläugigen, keuſchen Caſtaliden zu Gaſſenhauer-Sängerinnen herabgewürdigt ſieht.

Wie ekelhaft nun gar iſt es, wenn man unter dieſen Gedichten lieſ't:

„Schütz euch Gott vor Ueberhitzung,
Allzuſtarke Herzensklopfung,
Allzuriechbarliche Schwitzung,
Und vor Magenüberſtopfung.

„Wie am Tage eurer Hochzeit
Sey die Liebe euch erfreulich,
Wenn ihr längſt im Ehejoch ſeyd
Und eu'r Leib, er ſey gedeihlich.“

Vom Schöpfer ſingt Heine:

Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich darüber nachgedacht,
Wie man am beſten Doktor Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht!“

Wohin ſoll es am Ende mit der deutſchen Literatur kommen, wenn ſich ihre beſſern Agnaten ſo zu ſagen auf dem Markte ausflöhen und wie Krates und Hiparchia öffentlich die Muſe ſchänden?

Aber wie ſoll man verlangen, daß ſie die Muſen keuſch und ſittlich behandeln ſollen, wenn ſie ſelbſt Gott im Himmel mit ihrem Federkiel in die Ohren fahren und ihm wie Kinder einem alten Mann, bald einen Schnurrbart malen und bald ſonſt einen Schabernack ſpielen!

Sie nennen Gott einen Autokraten und die Religion eine Polizei, und beide ſoll es nicht geben. Ich bin weit entfernt mich hier Gottes annehmen zu wollen, er iſt gottlob Mann genug, ſich ſelbſt helfen zu können, er hat ſchon die Sündfluth und den Frankfurter Herbſtcarnaval überlebt und er wird Börne und Heine auch überleben.

Und ſagte ich auch etwas über dieſe Gotteslästerungen, ſie würden doch nur ſagen: „der Heuchler!“ denn das iſt eben der fluchenswertheſte Fluch des Unglaubens, daß er an einem Glauben des Glaubens nicht glaubt. Allein ich will von einem andern Geſichtspunkte ausgehen, von dem des Schicklichen, des

Anſtändigen, des Höflichen, des Menſchlichen. Die Pflicht der Artigkeit gebietet das zu ſchonen und zu ehren, was unſerm Nebenmenſchen heilig, was ihm lieb, was ihm theuer iſt. Wenn jemand eine häßliche Frau hat, die er liebt, werdet ihr hingehen und zu ihm ſagen: „Pfui, deine Frau iſt garſtig?“ — Wenn jemand ein verwachſenes Kind hat und es zärtlich liebt, werdet ihr roh genug ſeyn und ihm ſagen: „Dein Kind iſt ein Krüppel?“ — Wenn jemand ein Bild hat, daß ſeine höchſte Freude, ſeine einzige Seligkeit ausmacht, werdet ihr hingehen und zu ihm ſagen: „Das iſt ein falſches Bild, eine Schmiererei?“

Nun gut, Gott und die Religion werden euch doch wenigſtens noch ſo viel dünken als eine Frau, ein Kind, ein Bild? Wenn Gott und die Religion das Glück, die Liebe, die Hoffnung, die Seligkeit von Millionen und Millionen ausmachen, warum wollt ihr hingehen und zu ihnen ſagen: „He da, ihr guten Leute, ihr irrt euch, euer Glück, eure Hoffnung, eure Seligkeit ſind Wahn und Thorheit, Gott und Religion, das ſind nur ſo zwei eingebildete Dinge, das wiſſen wir beſſer; wir, die wir alles wiſſen müſſen, eben weil wir nichts von Gott wiſſen!"

Sagt mir, wollt ihr das thun? Habt ihr ein Recht dazu?

Ich bitte euch, laßt Gott und die Religion aus eurem Spiele. Wenn ihr für euch mit dem alten Gott nicht mehr zufrieden ſeyd, weil in Frankfurt nur dreizehn Juden jährlich heirathen dürfen und in Hamburg ein Senator die Theaterkritiken ſtreicht, ſo laßt doch uns unſern Gott; uns iſt er noch ſehr gut und lieb und heilig genug für unſer Leben lang und auch wohl noch darüber. Wir ſind dann auf jeden Fall beſſer daran als ihr, denn wir können für euch zu Gott beten, allein was könnt ihr für uns thun? Bei wem wollt ihr für uns beten? O, ich ſag' euch, der Menſch iſt zu bedauern, der für ſeinen Nebenmenſchen nicht zu Gott beten kann, ſelbſt wenn er „Briefe aus Paris" und einen „Salon" geſchrieben hat.

Ich ſehe ſie ſchon, wie ſie die Achſel zucken und lachen und ſagen:

„Der Heuchler, die humoriſtiſche Betſchweſter!"

Meinetwegen, ich könnte einen Zeugen ſtellen, daß ich's ehrlich meine, allein ihr glaubt nicht an meinen Zeugen, denn er heißt —: Gott!

Cypreſſen.

An Caroline,

der ewig unvergeßlichen, ſchmerzlichgeliebten.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

H. Heine.

1.

Der Bach, das iſt ein Thränenſtrom,
Den das Gebirge weint,
Vor Freuden, weil das Sonnenlicht
Nun wieder es beſcheint.

All dieſe Thränen rinnen hin
In's große off'ne Meer,
Erzählen ihm wie's gar ſo lieb
In ihren Bergen wär'.

Das Meer ſteigt dann im Wolkenflor
Voll Sehnſucht in die Höh',
Und wandert raſtlos, ſehnend fort,
Wohl über Land und See.

Und wandert fort bis zum Gebirg,
Die Wieg' des Wiederhalls,
Umarmt es mit feuchter Gluth
Und weint an ſeinem Hals.

Drum iſt das Waſſer auch ſo trüb
Das hier vorüber rinnt,
Weil es an kalter Felſenbruſt
Vergoßne Thränen ſind!

2.

Es ſtehet ein Blümchen alleine
Auf felſigem Stein in den Wogen,
Es iſt nicht da drinnen geboren,
Es iſt nicht da drinnen erzogen.

Sie habens entriſſen den Fluren,
Die Leben und Nahrung ihm gaben,
Sie habens im fremden Gebiete,
Im Waſſer lebendig begraben.

Das Blümlein ſpricht leiſe herüber,
Zu ſeinen Geſchwiſtern am Lande,
Und liſpelt und nicket und grüßet
Herüber zum heimiſchen Strande.

Die fühlloſen Wellen verſtanden
Nicht eines der Grüße und Worte,
Bis traurig und einſam und ſehnend
Das ſchmachtende Blümchen verdorrte.

Die trauernden Blumen am Ufer
Die ſterbende Schweſter betrachten,
Und neigen die weinenden Häupter
Und athmen noch tief und verſchmachten.

5.

Die Wellen da unten ſie wandern
So luſtig hinab in die Welt,
Die Wolken da oben ſie wandern
Geſchäftig durchs bläuliche Zelt;

Die ſingenden Vögel ſie wandern,
Es wandert der würzige Duft;
Die glänzenden Sterne ſie wandern;
Es wandert der Mond durch die Luft;

Ihr Wellen, ihr Wolken, ihr Sterne,
Ihr Lüfte und Düfte ſo weich,
Es wandern auch meine Gedanken,
Sie wandern ſo gerne mit euch!

Ich ſelbſt aber bin wie gefeſſelt,
Ich wandre nimmermehr fort,
Denn ſelbſt auch das Grab unſrer Liebe
Bleibt ſtets uns der theuerſte Ort!

4.

Es liegt ein Stein inmitten
Der wilden Fluthen da,
Es will mir faſt bedünken
Es ſey Sankt Helena.

Ein Baum ſteht auf dem Steine
Und ſpricht den Wellen Hohn,
Es will mir faſt bedünken
Es ſey Napoleon.

Ein einz'ger Buſch voll Flieder
Steht liebend noch dabei,
Es will mir faſt bedünken
Als ob es Bertrand ſey.

Den Geifer ſchäumt die Welle
An dieſen Felſen ſchroff,
Es will mir faſt bedünken
Es ſey Sir Hudſon Lowe.

Die Arme nach ihm ſtrecken
Die Bäume von dem Strand;
Es will mir faſt bedünken,
Es ſey der Völker Hand.

Am Ufer iſt's ſchon dunkel,
Der Baum allein hat Licht;
Es will mir faſt bedünken,
Das iſt das Weltgericht.

5.

Ich kam herab des Morgens,
Da ſaß auf meiner Bank
Ein Dichtender, ein Bleicher
Von Liebesleiden krank.

Hinunter in das Waſſer,
Er leiſe ſeufzend rief:
„Du biſt wie meine Leiden
Zu Hälfte nicht ſo tief!“

Ich fragte drauf den Bleichen
Warum er traurig ſey,
Er ſagt: „Ihm wär geſtorben
Die Lieb im Monat Mai.“

Ich ſah ihm drauf voll Mitleid
In's traurige Geſicht:
„Es ſtirbt die wahre Liebe,
Wenn ſie gelebet, nicht!“

Die falſche Sonn' im Waſſer
Wie glänzend ſchwanket ſie,
Die Sonne, die da ſchwanket,
War wahre Sonne nie.

Begrabe in die Fluthen
Wie falſche Sonn' die Lieb',
Die auf der Oberfläche
Nur ſelbſtgefällig trieb.

6.

Sie ſagen, daß ich lebe,
Ich aber glaub' es nicht;
Ich bin geſtorben wahrlich,
Begraben bin ich nicht.

Begrabt mich doch ihr Leute,
Deckt mich mit Erde zu;
Die Leiche unbegraben,
Die findet keine Ruh.

Sonſt muß ich durch das Leben
Ein todter Wand'rer ſeyn,
Und ſcheinen noch daneben
Mein eigner Leichenſtein;

Auf dem es iſt zu leſen:
Da unterm Steine hier,
Da liegt ein Herz erſchlagen,
O Wand'rer bet' dafür.

7.

War ihr Geburtstag heute,
Ein ſüßer, holder Tag,
So mild wie ihre Augen,
Der Himmel vor mir lag.

Doch ich konnt' ihr nicht ſagen:
„Lieb Herz, ſey ſtets beglückt.“
Konnt' ihr kein Sträußchen bringen,
Das betend ich gepflückt.

Konnt' mich nicht liebend bücken
Auf ihre ſchöne Hand,
Konnt' ihr kein Liedchen ſenden,
Das ich für heut' erfand.

Ich ſaß am See alleine,
Allein mit meinem Weh,
Und weinte bittre Tropfen
Hinein ſtill in den See.

Und dacht' an ſie nur immer,
An ſie nur ganz allein:
„Was mag ſie jetzt wohl denken?
Wo mag ſie jetzt wohl ſeyn?"

So dacht' ich weinend ihrer,
Bis an den Abend ſpat
Der Mond, der blaſſe Tröſter,
Aus ſeinem Zelte trat.

Dann ſchritten wir zuſammen,
Stillſchweigend nach der Stadt,
Und ſtanden vor dem Hauſe,
Das ſie umſchloſſen hat.

Ich ſetzte wie ein Pilger,
Auf ihre Schwelle mich,
Und betete mit Zähren
Für ſie ganz inniglich.

So hab' ich den Geburtstag
Gefeiert bei der Nacht,
Auf ihres Hauſes Schwelle
Geweinet und gewacht.

8.

Luſtig nennen ſie mein Weſen
Weil ich bunte Dinge ſchreibe!
Der Humor in meinem Herzen
Iſt nur eine bunte Scheibe.

Nach hinaus ſcheint er ganz helle
In des Lichtes bunten Garben;
Und es flackert durcheinander
In dem Spiel der luſt'gen Farben.

Doch hinein ſchaut durch die Scheibe
In des Herzens tiefen Hallen,
Da iſt's öd' und todt und finſter
Und das Gottbild iſt zerfallen!

9.

Wenn ich wollte ſingen,
Wie das oft geſchieht,
Da ſah ich ihr in's Auge,
Und es ward ein Lied!

Wenn ich wollte beten,
Wie es Gott anſteht,
Da ſah ich ihr in's Auge,
Gott weiß, es war Gebet!

Wenn ich die Bruſt mir fühlte,
Von Groll und Haß geſchwellt;
Da ſah ich ihr in's Auge
Liebte alle Welt!

Wenn ich mit mir ſelber
Hab freundlich ſeyn gewollt,
Da ſah ich ihr in's Auge
Und ward mir ſelber hold!

Nun kann ich aber nimmer
Ihr in das Auge ſehn;
Um ſingen, beten, lieben
Iſts nun auch ganz geſchehn.

Nun kann ich aber nimmer
Ihr ins Auge ſehn;
Und muß mich ſelber haſſend
Durchs ganze Leben gehn!

10.

Meine Augen ſind wie Bettler,
Sie betteln ſtets um Thränen;
Betteln bei dem Schmerze,
Betteln bei dem Sehnen.

Mein Schmerz, mein Sehnen ſind Reiche,
Sie geben und gewähren;
Sie geben meinen Augen
Noch immer neue Zähren.

Doch heiß brennt dieß Almoſen,
Wie jede Gab' auf Erden,
Drum werden meine Augen
Bald blinde Bettler werden!

11.

Ich ſchreibe ihren Namen,
So oft ich immer kann;
Und ſchaue dann den Namen
In ſtiller Sehnſucht an.

Da fließt hinein die Thräne
Die aus dem Aug' mir bricht;
Verlöſcht den ſüßen Namen,
Jedoch die Sehnſucht nicht.

Drauf ſchreib' ich ihren Namen
Und meinen auch dabei,
Und ſchneide dann die Namen
In bitt'rem Hohn entzwei.

Wie ich zerſchneid' die Namen
Zerſchneid ich mir das Herz,
Und doch erneu' ich immer
Den blutig bittern Scherz.

12.

Die Sonne flackert blutigroth
An jedem Abend nieder;
Die Sonne kehret blutigroth
An jedem Morgen wieder.

Mein Schmerz er legt ſich blutig heiß
Am Abend mit mir nieder;
Mein Schmerz erwachet blutig heiß
An jedem Morgen wieder.

Und Schmerz und Sonn' am höchſten
Gerad um Mittag ſtehn,
Wo einſtens ich die Theure
Am Fenſter oft geſehn.

14.

Ich haſſe euch ihr Augen,
Vom Sehen Lieben kam;
Vom Lieben kam das Sehnen,
Vom Sehnen kömmt der Gram.

Und wollt ihr mich verſöhnen
Mit euch und meinem Weh,
So macht, daß ich die Theure
Nur froh und glücklich ſeh!

15.

Frühling ſtand in meinem Herzen
Und im Frühling eine Blume:
Meine Liebe war der Frühling,
Ihre Liebe war die Blume.

Doch ſie haben grauſam höhnend
Mir aus meines Frühlings Mitten,
Aus dem Herzblatt meines Frühlings
Meine Blume ausgeſchnitten.

Als die Blume ausgeſchnitten,
Starb der Frühling auch zur Stelle;
Wo ſie ſtand entſprang auf ewig
Eine tiefe Schmerzensquelle.

16.

Jahre lang hab' ich gerungen,
Leid ertragen, Qual erlitten;
Tiefgebeugt und gramdurchdrungen
Mit dem Schickſal mich geſtritten.

Bin gewandert ſonder Weilen
Unter tief verhüllten Schmerzen,
Um ein Herz nur zu ereilen
Das ſich ſchickt zu meinem Herzen.

Hab' ein ſolches Herz gefunden,
Das von Gott ward ſchön betheiligt,
Das empfindend und empfunden
All mein Weſen hat geheiligt.

Dieſes Herz hat hell gelichtet
Meines Schickſals finſtre Wildniß;
Herz und Sinn mir aufgerichtet
Durch die Weihe ſeiner Mildniß.

Und dieß Herz hielt ich umſchloſſen
Wie das Kreuz die heil'gen Väter,
Wenn ſich Gnade d'raus ergoſſen
Auf die herzlichfrommen Beter.

Und ich hab' vor dieſem Herzen,
Das mir Gnad' und Heil verkündet,
Meiner Liebe heil'ge Kerzen
Unverlöſchbar angezündet.

Doch da drangen rohe Hände,
Die nicht Gott nicht Herzen glauben,
Ein in meine Herzenswände,
Um das Gnadenbild zu rauben.

Weil ſie ſelbſt, trotz Prachtgewänder,
Gott und Herz nicht in ſich tragen,
Haben ſie, die Herzensſchänder,
Gott und Herz mir ſchnöd zerſchlagen.

17.

Möchte wiſſen wenn ich bald
Begraben werde ſeyn,
Und auf meinem Grabe ſteht
Ein Kreuzchen oder Stein;

Und man vor Riedgras kaum
Das Grab zu ſehn vermag,
Ob ſie wohl kommen wird
Am Allerſeelentag.

Ob ſie den feuchten Blick
Wohl ſenket niederwärts,
Ob ſie bei ſich nicht denkt:
Hier ruht ein treues Herz!

Ob ſie um meinen Stein
Ein kleines Kränzchen flicht,
Ob ſie für meine Ruh
Ein Vaterunſer ſpricht.

Gewiß, ſie wird wohl kommen
Zu beten auf mein Grab;
Sie weiß, daß ich ſonſt keinen
Für mich zu beten hab'!

18.

Das Waſſer und die Erde,
Die liebend ſich geſellt,
Sie mußten ſich erſt trennen,
Und dann entſtand die Welt.

Die Luft und auch das Feuer,
So nah und eng verwandt,
Sie dürfen nicht zuſammen
Sonſt ſtünd' die Welt in Brand.

Und ſo aus lauter Trennung
Beſteht dieß Element;
Bis zu der letzten Trennung
Wo Leib und Seel' ſich trennt.

Dann finde ich ſie oben
Die reine Seelenbraut,
Wo Gott der Herr und Prieſter
In ſeinem Dom uns traut!

19.

Ihr Aerzte kennt ja das Herz,
Ein Muskel iſt's, ein kleiner;
Zerſchnitten haben Tauſend es
Zuſammgeſetzt noch keiner.

Drum wißt ihr wohl, daß es beſteht
Aus Blutgefäß' und Adern,
Doch nicht, woher daraus uns kömmt,
So Luſt als Schmerz und Hadern.

So frage ich, o Schickſal, dich,
Da du mein Herz zerſchnitten,
Woran hat dieſes todte Herz
So bitterlich gelitten?

Das Schickſal macht ein klug Geſicht
Und ſagt mir die Beſcheerung,
Daß es zerſchnitt mein liebend Herz
Blos andern zur Belehrung.

20.

Nimmer glaubt daß Sehnſucht ſchlafe,
Schließt ſie auch die Augen zu;
Nur die allerkleinſte Regung
Und erwacht iſt ſie im Nu.

Und ſie überkömmt euch doppelt,
Treibet unſtät euch umher;
Und ſie nagt an eurem Herzen,
Und das Herz iſt bang und leer.

Und es jagt euch quer und über
Wo ſie iſt und wo ſie war;
Bis ihr ſpät ſie noch geſehen
Bleibet ihr des Friedens bar.

Wollt ihr, daß die Sehnſucht ſchlafe,
Schlaf' und laſſe euch in Ruh,
Wohl, ſo legt euch mit einander
In die kleine Brettertruh!

21.

Ein Roſenblatt und eine Thräne,
Die ſanft dem Aug' entglitt,
Gab Gott der ſtummen Liebe
Und ſagte: „ſprecht damit!"

Da nahm die Roſenblätter
Für ſich beglückte Lieb',
Der unbeglückten Liebe
Nichts als Thräne blieb.

Drum ſpricht ſie nur in Thränen,
Was ſie ſo denkt und meint;
Drum hab ich ganze Bücher
Im ſtillen ſchon geweint.

22.

Vor meinem Ende möcht ich gleich dem Schwan
Noch einmal in die Liederfluth
Mich ſtürzen mit der ſehnſuchtheißen Bruſt,
Im Sange löſchen dieſe Gluth!

Der Sterbgeſang, der dann aus meinem Mund,
Der Muſe letzte Oelung, zieht,
Es ſollte werden herrlich, inniglich,
Der Unvergeßlichen ein Lied!

Es ſollte werden herrlich, inniglich,
Ein Lied, vom heil'gen Geiſt durchbebt,
Der jeden Dulder, der von hinnen geht,
Mit dem Erlöſergruß umſchwebt.

Es ſollte werden herrlich, inniglich,
Ein unvergänglicher Geſang,
Der wie ein Genius ihr ſchönes Haupt
Umkreiſen ſoll ihr lebelang.

Sie ſänge wohl dann in der Dämmerung
Mein Lied in einer ſtillen Stund;
Unſterblichkeit heißt nach dem Tod zu ſeyn
Ein Lied in der Geliebten Mund!

23.

Ihr Auge iſt mir alles,
Geſtehen will ich's frei;
Ihr Auge iſt mir Kirche
Kapell' und Sakriſtei.

Dieweil in ihrem Auge
Ein großer Stern brennt;
Dieweil das Kreuz iſt immer
Der Sterne Fundament!

Humoralbriefe.

An J. von W. in B.

München.

Nein, ſo haben wir nicht gewettet, meine Holde! Ich habe Ihnen meinen kleinen Schreibefinger verſprochen und Sie wollen die ganze Autorhand!

Sie ſitzen in Ihrem Boudoir, Sie halten ſich das niedliche Füßchen hübſch warm, und das fröhiche Herzchen hübſch kühl; der Poſtträger bringt Ihnen meinen Brief, die Grazien leſen mit Ihnen, ſie egen ihn auf Ihre Toilette, zu Ihren Waſchwaſſern und zum Freimüthigen, lächeln, und damit bin ich und Brief vergeſſen. Ja, wenn ich dieſes Lächeln ſehen könnte! —

Ich aber ſoll Ihnen, ſo wollen Sie es durchaus, meine Anſichten über Süd und Nord, über Wien, Berlin und München, über Literatur, Kunſt, Geſelligkeit — und was jetzt noch zur lieben Hausmannskoſt gehört, mittheilen.

„Ich! eine arme Magd! unkundig des verderblichen Geſchäfts!"

Auch über Politik? Ach Gott! was will eine Dame, eine reizende, ſchöne, junge Dame von Politik? Wenn Sie wiſſen, daß der König von Frankreich wirklich König von Frankreich iſt, ſo wiſſen Sie genug, und mehr als ich ſelbſt mit Beſtimmtheit weiß. Was brauchen Damen Politik? Wenn ſie nur ihr monarchiſches Herz mit conſtitutionellen Inſtitutionen umgeben, wenn ſie das Oberhaus des Verſtandes immer in Einigkeit mit der Herzenskammer der Empfindungen einig haben!

Die Berliner Literatur? „gäb' es anders dergleichen!" ach, um die bekümmere ich mich nicht, das würden Sie gleich ſehen an meinen vollen, friſchen Wangen, an meinem heitern Blick, an meiner Eßluſt.

Aber da kam mir heute ein Blatt des Holzliteraten Gubitz, dieſes Blatt von dem Profeſſor der

Langweiligkeit, in die Hand, und ich ſehe mit Erſtaunen, daß die Bühnendichter ſich wieder regen, und daß „unſer lieber Gubitz", wie ihn alle Juden in Berlin heißen, vergaß, wie er ſich mit ſeinem Häring-Timpe auf die Strümpfe machte, daß er wieder mein Freund genug iſt, um in ſeinem Blatte gegen mich losziehen zu laſſen! Ich ſehe, er hat einen „Zimmermann" gefunden, er bleibt doch hübſch bei ſeinem Metier, Holzſchneider und Zimmermann.

Ach, meine Schöne, leſen Sie doch die äſthetiſche Diarrhöe dieſes jungen Doktors; o junger, hoffnungsvoller Zimmermann, fahre ſo fort, Du kannſt noch einmal eben ſo berühmt werden, wie Herr Gubitz und ſein Geſellſchafter im Holzſchneiden, und bei den Berliner Banquiers für Geiſt und Herz zu Tiſche gebeten werden.

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, die Beriner Bühnendichter und die Bourbons, ſie haben in hrem Unglücke nichts gelernt, ſie haben nichts vergeſſen. Nach der erſten Reſtauration, d. h. als ich Berlin verließ, und Gubitz, Häring und Förſter alein ſich wieder breit machten auf dem papiernen Journalthron, haben ſie nicht, doch nicht gelernt zu ſchweigen, in Demuth zu ſchweigen über mich, der ich ihnen ſchon einmal in conspectu populi einen Schilling gegeben, daß ſie geflennt haben wie die Schulknäblein, und hübſch artig wurden, und mir ein Patſchhändchen gaben und verſprachen, ſie wollen es nimmer thun, ich möchte nur die Ruthe verſtecken. Aber trau' einer einmal ungezogenen Kindern! Sie ſagen jetzt wie die Ruſſen: „Gott wohnt hoch, und der Saphir wohnt weit.“ Ruhig Kinderchen, der Witz hat noch einen längern Arm, als die Dummheit; ich ſage euch noch einmal: „ruhig Kinderchen!“

Ich glaube, daß es wahr iſt, meine ſchöne Freundin! was Sie mir ſchreiben, daß die Berliner ausrufen:

„Iſt denn kein Saphir unter uns!“

wenn ſie ſehen, wie die knorrige und knurrige Krüppelholzliteratur im Sande wieder wuchert und ſich breit macht. Gelaſſen, meine lieben Freunde, euch kann geholfen werden! Ich will dieſe Pharaos wieder heimſuchen, welche die Kinder meines Geiſtes nicht in Frieden wollen ihres Weges ziehen laſſen. Kömmt ſo ein lederner Bemerker-Zimmermanns-Lehrjung, und beſchimpft mich, und ſagt, er wolle zugeben, ich habe Witz! Wie viel ſolche Zimmermänner und Gubitze muß man denn zuſammenſtoßen, bis ſie begreifen, was Witz iſt?

O, daß euch der Börne hole!

Sie wiſſen ja ſelbſt, meine geiſtreiche Freundin! wie ſie Alle vor Börne und Heine auf den Knieen lagen, wie ihn der Gubitz angeſellſchaftet, der Häring angehäringt, und der Förſter angehofräthelt hat, wie ſie mit den Blähungen dieſer Männer aus dem humoriſtiſchen Feuerofen, wie mit Weihrauch, vergötternd in ihren Blättern herumräucherten, wie ſie um Börnes Geiſt wedelten, wie die Möpſe um die edle Dogge, und dann, als Börne und Heine in ihrem politiſchen Schnupfen, den ſie ſich in der Pariſer Zugluft holten, gegen das heilige, deutſche, römiſche Reich bluthüſtelten, und gefährliche Gedanken ausnießten, da, o glückliches Deutſchland, da bewies Häring im Brock-Narren-Haus-Blatte, Börne ſey ein Jude; darauf lächelte er, und Preußen war gerettet! Er bewies, Börne ſey ein dummer Kerl, und Deutſchlands Ruhe war hergeſtellt, und ein Berliner Geheimrath lud ihn zum Thee, klopfte ihm auf die Achſel, und ſagte mit dreifärbigem Ton: „Sie ſind ein Patriot!“ und Häring bat ſich den Patrioten ſchriftlich aus, um ihn ſeinen Kindern zu hinterlaſſen, die vielleicht einmal dadurch Hofräthe werden können!

O, daß euch der Börne hole!

Habt ihr ihn geleſen, den „Häringſalat?“ Wie ſchmeckt er? —

Rathen Sie, meine Freundin, doch dem Herrn von Holtei, da er doch für die Armenſpeiſeanſtalt lieſ't, er möchte dieſen Häringſalat leſen. Der wohlthätige Mann! Wenn auch die Armen nicht durch dieſe Vorleſungen geſpeiſ't werden, ſo können ſie doch hineingehen, und den Appetit verlieren, das kömmt dann auf Eins heraus!

Sehen Sie, meine edle Freundin, die Satyre iſt ſtärker als die Freundſchaft; jetzt erſt habe ich Luſt, ein wenig nach Berlin zu kommen; ich muß ſie wiederſehen, ich muß zu Gubitz ſagen:

„da mihi Basia mille!“

Meine Seele lechzt nach dem Anblicke von Bühnendichtern!

Wahrlich, ich will ſie von nun an wieder in die

Zucht nehmen, die wieder auf Tiſch und Bänke ſpringen; ich will es der Reſidenz erzählen, wie man Berliner Literat wird. Doch zuerſt eine kleine Antwort auf Ihr Begehren in Hinſicht der Städte Wien, Berlin und München.

An J. von W. in B.

München.

Ich ſoll Ihnen, meine geiſtreiche Freundin, meine Anſichten über die Städte Wien, Berlin und München mittheilen, und zwar, ſo ſagen Sie, in jenem leichten, ungenirten Tone, wie ich mit Ihnen Abends ſtets zu plaudern pflegte. O! man plaudert viel angenehmer und leichter, wenn man in Ihre zwei plauderhaften blauen Augen ſchaut, und die geiſtreiche Regung Ihres Angeſichtes mich anregt! Geben Sie mir vor Allem den Archimedespunkt außer dieſen drei Städten, denn ach, in Wien will man keinen Humor, in München verſteht man keinen Humor und in Berlin will und verſteht man den Humor, um ihn — zu haſſen.

Wien iſt eine große Stadt, Berlin iſt eine Stadt, die groß iſt, und München iſt groß wie eine Stadt. Das Leben in Wien iſt ein flottes, frohbewimpeltes Schiff auf der ſchwellenden und friſchſtrömenden, blaulachenden Donau; das Leben in Berlin iſt ein gefirnißter, trockener, aber äſthetiſcher „Aeppelkahn" auf der philoſophiſch dünnen Spree, und das Leben in München iſt ein bequemer, behaglicher, wohlverproviantirter aber flacher Floß auf der gutmüthig fortſchmollenden Iſar.

Die Stadt Berlin hat die fixe Idee, eine Stadt ſeyn zu wollen, ſo wie die Mittwochsgeſellſchaft glaubt eine Geſellſchaft zu ſeyn. Berlin aber iſt bloß ein Geſellſchaftsſpiel von Häuſern. Die Häuſer ſind zuſammengekommen, um Thee zu trinken, und haben neben einander Platz genommen, ſie ſtehen neben einander, große und kleine, wie Miniſter und Referendare, ſteif, lächelnd und leblos. Die große Friedrichsſtraße iſt die Leibbinde Berlins, aber nicht ihr Anmuthsgürtel; mir ward immer in ihr zu Muthe wie in Göthes weſtöſtlichem Divan. Da iſt alles hübſch glatt und fein und geſchniegelt und zierlich, aber kalt und ſchroff, Blumen ohne Duft, Nachtigallen ohne Stimme. Wenn man in der Mitte dieſer Straße ſteht, hat man keine andere Empfindung, als daß dieſe Straße zu dem einen Thore hereinſpazirt, um zu dem andern gegenüber wieder herauszuſpazieren. Ein jedes Berliner Haus iſt, wie ein jeder Berliner Menſch, ein freier, gebildeter Egoiſt, es ſchließt ſich bloß aus Convenienz und weil es ſich ſo ſchickt an die andern Häuſer an, aber nicht aus Herzensdrang, aus Neigung zur Geſelligkeit.

Ich bin überzeugt, meine verehrte Freundin, wenn die Berliner Häuſer in eine Conditorei gingen, jedes Haus würde ſich an einen andern Tiſch ſetzen, und das Haus von der Jeruſalemsſtraße würde bei ſich von dem Hauſe in der Königsſtraße ſagen: Der Racker! Der Geiſt der Civiliſation, ein Commandoſtock, hat den Berliner Häuſern anbefohlen, ſich in Reih' und Glied zu ſtellen, Bruſt heraus! Sie bilden Straßen bloß um die Menſchen höflich durchzulaſſen, und ein Haus ſteht neben dem andern da, damit ſich des Nachbars Haus ja beileibe nicht auf ſeinen Platz ſtelle! Die Stadt, wie ihre Literatur, hat keine Höhen, keine Thürme, keine Glocken, blos Knarren. Der große Opernplatz allein iſt ein gebautes Feenmährchen, ein ſteinernes Epos mit lyriſchen Epiſoden, und das anſpruchloſe, beſcheidene Haus mit ſeinem anſpruchloſen, liebenswürdigen, herzens- und gemüthsklaren König, mit ſeiner Bruſt voll reiner Menſchenliebe und Gerechtigkeit, dieſes Häuschen iſt der Zauberſtab dieſes Feengemäldes! Alle andern Plätze ſcheinen bloß zur Schildwach auf ihre Stelle beordert zu ſeyn, und warten mit Langerweile auf die Ablöſungsſtunde. Die Straßen nehmen ſich eine die andere nicht in den Arm, oder wie man in Berlin ſagt: ſie faſſen ſich nicht unter, um durch die Stadt zu laufen.

Da iſt es in Wien ganz anders, meine ſchöne Freundin, da laufen alle Straßen Arm in Arm, oder wie man in Wien ſagt: mit verſchlenkertem Arm wie herzensliebe Freunde durch die ganze Stadt; kommt ihnen eine andere Straße in den Weg, ei, da wird ein bischen angehalten und freundlich die Köpfe zuſammengeſteckt. Die Häuſer ſtehen da und rufen ſich gemüthlich „guten Morgen“ oder „guten Abend“ zu, und plaudern hinüber, mit den Häuſern gegenüber, und es ſcheint immer, als wenn ſie noch nicht aus einander könnten, weil ſie ſich noch immer etwas ins Ohr zu flüſtern haben. Ein Wiener Haus iſt auch wie ein Wiener Menſch; ſieht er irgendwo ein anderes Haus ſtehen, da ſtellt es ſich gleich freundlich und gutmüthig und geſellig zu ihm hin und macht ſeine Bekanntſchaft, und wenn wir die Sprache der Häuſer verſtänden, ſo würden wir hören, wie ein Haus zum andern ſagt: „wollen wir heut Abend zum Sperl gehen? da giebt's a delikat's Schnitzl, kommen's mit mir!"

Jedes Haus in Wien iſt eine liebliche, freundliche, ſchalkhafte Donaunixe, und ſingt den Vorübergehenden zu:

„In meinem Schlößlein iſts gar fein u. ſ. w.
Komm Ritter kehre bei mir ein."

Den Wiener Häuſern ſieht man es an, daß Menſchen darin wohnen; den Berliner Häuſern ſieht man es an, daß Berliner in ihnen wohnen.

Es iſt in Deutſchland Gewohnheit geworden zu ſagen: „In Berlin athmet und denkt man frei, in Wien athmet und denkt man ängſtlich." Ich weiß es nicht, mein Bruſtkaſten hat kein Gedächtniß, aber ſo viel weiß ich, daß man in Berlin nicht mit der Bruſt, ſondern mit dem Gehirn athmet und fühlt, und daß man in Wien mit dem Herzen denkt. In Wien drückt man ſich gegenſeitig an das Herz; in Berlin drückt man ſich an den Kopf.

Doch ich wollte ja vorerſt bloß von der Stadt qua Stadt ſprechen; von den Menſchen, Schriftſtellern in meinen ſpätern Briefen.

Der Stephansthurm! Dieß eine Wort ſchlägt tauſend Berlins todt! Er ſteht da wie ein ernſt freundlicher Großvater unter den zahlreichen Häuſer-Enkeln, die um ſeine Knie herumſpielen und die Händchen zu ihm emporſtrecken. Ich bin oft in Wien den ganzen Tag über ein wüſter Menſch geweſen, und die halbe Nacht dazu; mein Kopf hatte von all' dem Treiben und Toben oft Sodbrennen, und mein Herz den Katzenjammer; da ſetzte ich mich noch um zwölf Uhr hin vor Benko's Caffeehaus, und ſah hinauf an Sankt Stephan, der da ſtand wie ein erhabener Mahner, wie ein aufgehobener Zeigefinger des Gewiſſens, wie ein ewiger, unbekannter Warner, gehüllt in ſeinen Schattenmantel, der in Rieſenfalten über die koloſſalen Glieder niederfloß; da ebneten ſich die wild bewegten Wogen meiner Bruſt vor dem ſtillen Segensanblick dieſes frommen, altergrauen Greiſes. Friede und Ruhe zog in meine Seele ein, ich ging als ein guter Menſch wieder nach Hauſe, wenn es auch die Wiener Polizei mir nicht immer glauben wollte!

Jedoch, ich höre Sie ſchon ungeduldig ausrufen: München, München, kommen Sie doch einmal zu München!

Hier, meine Schöne, kratze ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Bedeutendes hinter dem Ohre, hüſtle, nehme eine Priſe, trinke ein Glas Pichlbräubier, ſeh' mich um und beginn ſchüchtern: München, meine Holde, iſt ein Häuſerſtiefel, ein antiker Ballen, neu modern vorgeſchuht mit gothiſchem Abſatz. München wird in zwei Theile eingetheilt, in die Münchner Stadt und in die Stadt München. Ich will Ihnen das in meinem nächſten Briefe erklären.

An J. von W. in B.

München.

Sie haben mir alſo gezürnt, meine ſchöne Freundin, gezürnt über meine Anſicht der Berliner Straßen? Das hätte ich ſehen mögen, es hätte mich gar zu ſehr gefreut! Das blaue Koller-Aederchen hätte ich ſehen mögen, wie es auf dem Elfenbeinthrone der Gedanken auf Ihrer Stirne anſchwoll, und wie aus Ihrem klaren Augenhimmel kleine Zornblitze fuhren; ich hätte keinen Blitzableiter auf mein Herz geſetzt, ſondern ich hätte ſie alle einſchlagen laſſen! Sie haben gezürnt! Wenn das iſt, ſo wird noch aus der Taube ein Lämmergeier, und aus Gubitz ein Schriftſteller!

Sie zürnen, und bitten dennoch um die Fortſetzung meiner Briefe? Wie? wenn ich nun auch zürnte? Wenn ich nun meine Briefe, eben da, wo ſie anfangen, himmliſch intereſſant und göttlich geiſtreich zu ſeyn, abbräche, und Sie Ihren Freundinnen beim nächſten Thee nicht Wort halten könnten, und Ihnen die verſprochene Schilderung Münchens von Saphir nicht vorleſen könnten?! Es wäre gräßlich! Sie müßten dann vielleicht noch ein Gedicht: „Den Tod des Trompeters," aus der Mittwochsgeſellſchaft anhören! Nein, ein Böſewicht bin ich zwar, aber ein Barbar bin ich nicht! Den „Tod des Trompeters" ſollen Sie, meine geiſtreiche Freundin, nicht ſterben!

Sie glauben gar nicht, was wir hier über „den Tod" gelacht haben! Die Mittwochsgeſellſchafter ſind doch komiſche Leutchen! Sie ſetzen einen Preis aus auf das beſte Gedicht; Chamiſſo gewann den Preis; das hätte ein Blinder vorausgeſehen! Einen Dichter haben ſie in der Geſellſchaft, und ſetzen einen Preis aus, ob er über ſich ſelbſt den Sieg davon tragen wird. Aber es iſt nichts ſo übel, es hat doch ſeine gute Folgen; hier iſt eine ſeit zwölf Jahren an Melancholie leidende Frau durch das Gedicht kurirt werden, welches der Schau-Dichterſpieler von Holtei bei dieſem Hohl-Bein-Todtentanz nach Raimunds Aſchenlied ſang, und im Junggeſellſchafter abdrucken ließ.

Schon bei den erſten Zeilen:

„Wer trägt ſein graues Haar
So ſtolz (?) ſo wunderbar?
Kein Jüngling trägt es ſo,
Das iſt der Chamiſſo! (!!!)
Er lebe!"

fing die Melancholiſche an bedeutend zu lachen. Aber als wir die zweite Strophe laſen, da war ſie komplett geneſen:

„Der die geſchälte Frucht
Des Cocus aufgeſucht,
Trinkt lieber unſern Wein, (Grünberger?)
Läßt Wilde Wilde ſeyn,
Und ſteigt als Muſenmann (Muſelmann?)
Kühn zum Parnaß hinan,
So mög er rüſtig ſtehen,
Mög' herrlich weiter gehen,
Er lebe!"

Der gute, biedere, geiſtreiche Chamiſſo! womit hat er das verdient?! Chamiſſo wird ſich nun nicht zu rathen wiſſen; er ſoll „rüſtig ſteh'n" und „weiter geh'n"; „det jienge wohl, aber es jeht nich!"

Und Sie klagen über Langeweile? Sie verſtehen es nur nicht, die unendliche Komik der Berliner Literatur ſo heraus zu finden! Darin will ich Sie doch in meinen ſpätern Briefen unterrichten, und jetzt in meiner begonnenen Eintheilung Münchens in die „Stadt München" und in die „Münchner Stadt" fortfahren.

Sehen Sie, meine ſchöne Freundin, der Unterſchied, den ein Wort vor- oder nach-geſetzt, bewirkt, werden Sie aus dem franzöſiſchen „femme-sage" und „sage-femme" am beſten beurtheilen können.

Die „Münchner Stadt" iſt eine gute, ehrliche, treuherzige, gutzuleidende, hübſche deutſche Frau von altem Schrot und Korn; die „Stadt München" iſt eine vornehme, neumodiſche, ſchöne, ſteife und gezierte Dame. In der „Münchner Stadt" wohnen Männer und Weiber und Kinder, in der „Stadt München" wohnen Herren und Damen und junge Herrſchaften. Die „Münchner Stadt" (beiläufig geſagt derjenige Theil der Stadt, in welchem ich wohne) erſtreckt ſich vom Sendlingerthore bis zu der Theatinerkirche, vom Karlsthore bis zum Iſarthore. In dieſem Umkreiſe liegt die gute, freundliche, ehrliche Haut, die Münchner Stadt! Jedes Haus ſieht aus wie ein Münchner Bürger, ſchlicht, einfach, ehrlich, treuherzig und geradezu. Da iſt kein Zwang, keine Verſtellung, wie ſich jeder Münchner von Angeſicht ſo gibt, wie es in ſeinem Herzen iſt, ſo ſchaut hier gerade jedes Haus ſo aus, wie es inwendig beſchaffen iſt. Die Häuſer in der „Münchner Stadt“ haben keinen äußern Prunk, keinen leeren Schein, aber ſie ſtehen ſo freundlich, ſo bekannt und ſo fidel da, daß es eine Freude iſt. Die Häuſer ſtehen neben einander, als wären ſie plötzlich alle herausgelaufen, um etwas zu ſchauen, was auf der Gaſſe vorgehet; ſie ſind gar nicht recht angezogen. Ein Haus ſteht da in Hemdärmeln, das andere hat eine kurze, blaue Jacke an; ein drittes lehnt ſich ſeinem Nachbar ganz bequem auf die Schulter; ein viertes ſteckt ſeine Erker-Naſe ganz ſchnippiſch in die Straße hinein; ein fünftes hat ein Bein in die Höhe gezogen, und balancirt auf einem Fuße; ein ſechstes hat den erſten Stock herausgebogen, und ſieht damit bei ſich ſelbſt zu ebener Erde ins Fenſter hinein; ein ſiebentes hat ſein Dach, wie eine Mütze, tief in die Augen geſetzt, damit die Sonne es nicht blende; ein achtes zog das Dach bis über die Naſe herab; ein neuntes ſetzt ſein Dach ſchräg und hochverwegen auf's linke Ohr u. ſ. w. Hier macht ein Haus ganz kleine, verliebte Fenſteraugen, und reißt dabei den Thor-Mund gewaltig auf; daneben hingegen macht ein Hausgang große, gewaltige Fenſteraugen, und ein kleines Thür-Mäulchen, wie eine ſchnippiſche Kammerzofe, wenn ſie gerne küſſen mögte, und doch nicht möchte! Bald ſcheint ein Haus das andere auf den Rücken zu nehmen, und ein anderes ſteckt ſeinen Kopf dazwiſchen, und ſagt: „Was hobt's es denn mit einander?“ Da ſteht ein Haus, dem die Strümpfe über die Beine des erſten Stockes hinunter ſchlottern, und dicht dabei ein anderes, das eben ſein neues, gelbes Kamiſol angezogen hat. Kurz, die Münchner Stadt iſt was eigenthümlich Freundliches, und ſo etwas, was einem wohl thut und wohl gefällt, eben weil Alles ſo ungenirt und doch ſo kommod und herzig iſt. Die Straßen in der Münchner Stadt ſind Volkslieder, und jedes Haus darin iſt ein naives und liebes Schnaderhüpferl. Zwiſchen dieſen Schnaderhüpferln gibt es auch einzelne Steinklaſſiker: „Bräuhäuſer“ genannt. In dieſen Steinklaſſikern iſt Malz und Hopfen nicht ſo verloren, wie in andern großen Steinklaſſikern der modernen Zeit. Bayriſch Bier! Ach, meine Schöne, davon haben Sie keine Idee! Was iſt Ihr Berliner Weißbier gegen unſer Bayriſch Bier! Ungefähr eben das, was eine kühle Blonde in Berlin gegen eine heiſſe Brünette in München iſt. Die hieſigen Bräuhäuſer ſind die erſten und tüchtigſten Stützen des Staates, und die Eigenthümer thun dem allgemeinen Beſten mehr Nutzen, als die Mittwochsgeſellſchaft in Berlin.

Da habe ich das Converſations-Lexikon nachgeſchlagen; im Buchſtaben P. Da fand ich:

„Pauline, Prinzeſſin von Welfenbüttel“

eine Seite voll, über.

„Periode“

drei Seiten in unendlichen Perioden; aber nirgends fand ich „Pſchorr.“

nem Fuße; ein ſechſtes hat den erſten Stock herausgebogen, und ſieht damit bei ſich ſelbſt zu ebener Erde ins Fenſter hinein; ein ſiebentes hat ſein Dach, wie eine Mütze, tief in die Augen geſetzt, damit die Sonne es nicht blende; ein achtes zog das Dach bis über die Naſe herab; ein neuntes ſetzt ſein Dach ſchräg und hochverwegen auf's linke Ohr u. ſ. w. Hier macht ein Haus ganz kleine, verliebte Fenſteraugen, und reißt dabei den Thor-Mund gewaltig auf; daneben hingegen macht ein Hausgang große, gewaltige Fenſteraugen, und ein kleines Thür-Mäulchen, wie eine ſchnippiſche Kammerzofe, wenn ſie gerne küſſen mögte, und doch nicht möchte! Bald ſcheint ein Haus das andere auf den Rücken zu nehmen, und ein anderes ſteckt ſeinen Kopf dazwiſchen, und ſagt: „Was hobt's es denn mit einander?" Da ſteht ein Haus, dem die Strümpfe über die Beine des erſten Stockes hinunter ſchlottern, und dicht dabei ein anderes, das eben ſein neues, gelbes Kamiſol angezogen hat. Kurz, die Münchner Stadt iſt was eigenthümlich Freundliches, und ſo etwas, was einem wohl thut und wohl gefällt, eben weil Alles ſo ungenirt und doch ſo kommod und herzig iſt. Die Straßen in der Münchner Stadt ſind Volkslieder, und jedes Haus darin iſt ein naives und liebes Schnaderhüpferl. Zwiſchen dieſen Schnaderhüpferln gibt es auch einzelne Steinklaſſiker: „Bräuhäuſer“ genannt. In dieſen Steinklaſſikern iſt Malz und Hopfen nicht ſo verloren, wie in andern großen Steinklaſſikern der modernen Zeit. Bayriſch Bier! Ach, meine Schöne, davon haben Sie keine Idee! Was iſt Ihr Berliner Weißbier gegen unſer Bayriſch Bier! Ungefähr eben das, was eine kühle Blonde in Berlin gegen eine heiſſe Brünette in München iſt. Die hieſigen Bräuhäuſer ſind die erſten und tüchtigſten Stützen des Staates, und die Eigenthümer thun dem allgemeinen Beſten mehr Nutzen, als die Mittwochsgeſellſchaft in Berlin.

Da habe ich das Converſations-Lexikon nachgeſchlagen; im Buchſtaben P. Da fand ich:

„Pauline, Prinzeſſin von Wolfenbüttel“

eine Seite voll, über.

„Periode“

drei Seiten in unendlichen Perioden; aber nirgends fand ich „Pſchorr.“

Pſchorr iſt aber ein Mann, der für die Mitwelt mehr reelles Verdienſt hat, als die hochſelige Prinzeſſin, und als alle Perioden. Er beſitzt das erſte und größte Bräuhaus unſerer Zeit, und bezahlt dem Staate an 100,000 fl. jährl. Malzaufſchlag.

Nun frag ich Sie, meine holde Freundin, verdient der Mann, den noch überdem bürgerliche Tugenden ſchmücken, nicht eben ſo gut eine Stelle im Converſations-Lexikon, als Pabſt Alexander und das deutſche „Poſtweſen?“ Allein der Weg, den das Converſations-Lexikon zum Nachruhme anweiſet, führt durch ein Durch-Haus, durch Brock-haus. Das Converſations-Lexikon fabrizirt Nachruhm von Brockhausgnade, und wir werden bald darin leſen: „Mad. Brockhaus, geweſene Comödiantin Wagner, unſterblich durch ihr Talent, mit dem ſie Mars, Schröder, Crelinger u. ſ. w. überſtrahlte.“

Die „Münchner Stadt“ hat noch ein Prädikat: „Au“ genannt, eine Vorſtadt, mit welcher ſie durch die Copula der neuen Iſarbrücke zuſammenhängt. Sehen Sie, meine ſchöne Freundin, dieſe herrliche Brücke, die kühn und frei, wie der Sprung der Iris, von einem Ufer an's andere ſpringt, ſehen

Sie, dieſe edle Simplizität, dieſe zweckmäßige Gediegenheit, und doch beſchwingte Leichtigkeit. Der Baumeiſter dieſer Brücke hat ſich damit ein unſterbliches Verdienſt um die Stadt München erworben. Er war der ſtädtiſche Bau- (nicht Geheim-) Rath Herr Probſt, der nun ſelbſt ſchon die lange Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit paſſirt hat, und mit dem Segen und theuren Andenken ſeiner Mitbürger einging in eine Welt, wo das wirkliche Verdienſt belohnt wird, und wo kein Anderer für uns den Lohn einſtreicht für das, was wir auf Erden gebaut haben. Die Brücke iſt herrlich, aber kein dankbarer Stein nennt den Namen des Erbauers; kein Lohn ſchmückte die ſorgenumzogene Schläfe des würdigen Meiſters. Nur der edle, biedere Magiſtrat Münchens belohnte aus eigenem, gerechten Antriebe ſein Verdienſt, und ehrt auch in der Familie des Verſtorbenen ſeinen Werth und Charakter.

Doch genug von der „Münchner Stadt“; ich komme zu der „Stadt München“; bis dahin leben Sie wohl, meine ſchöne, liebreizende Freundin!

Die „Theatinerkirche" ſteht majeſtätiſch und erhaben am Ende der Theatiner=Schwabingerſtraße, und ruft der Münchner Stadt ein „Halt" zu. Hier beginnt die Stadt München, das neue Athen; da hören die Häuſer auf, und die Gehäuſe beginnen. Die Wohnungen ſind zu Ende, und die Logements fangen an. Sie treten da, meine holde Freundin, aus der Prä=Klenze'ſchen in die Poſt=Klenze'ſche Bauwelt; hier fangen die Häuſer an, die eingegraben werden, bevor ſie geboren ſind, und ausgegraben, wenn ſie ihr ſeliges Ende erreicht haben.

Die „Ludwigsſtraße" gewährt einen impoſanten, großartigen Anblik; die Häuſerreihen rechts und links ſtehen wie ein Phalanx da, und der Totaleindruck dieſer Steinſchöpfung iſt wahrhaft erhaben, den weitausſehenden und geiſtig großen Intentionen König

Ludwig's angemeſſen. Wie auf das ſchöpferiſche „Werde“ entſprang durch König Ludwigs Geiſt dieſe rieſige Straße, und eine neue Welt von Bauten im edelſten Style dieſem ſonſt verödeten Theile Münchens.

Wer von dieſer Seite in München einfährt, wird von dem Anblicke dieſer prachtvollen Straße, und den ſie umgränzenden, theils fertigen, theils noch unvollendeten Prachtgebäuden freudig überraſcht werden.

Mit der Schönheit dieſer Stadt München geht es aber, wie mit jeder Schönheit, wie mit den ſchönſten Frauen, ſie ſind im Ganzen ſchön, in's Einzelne aber darf man nicht eingehen; der Zergliederer der Schönheit iſt zugleich ihr Mörder.

So wie Jean Paul ſagt: „Architektur iſt gefrorne Muſik,“ ſo paßt dieſer Ausdruck wohl in ſoferne als die Baukunſt, wie Poeſie und Muſik im Ausdruck des geiſtigen eine Kunſt der Zeit iſt, an und für ſich aber iſt ſie eine Kunſt des Raumes, das äſthetiſche Wohlgefallen iſt bei ihm der untergeordnete Theil, und die nützliche Zweckdienlichkeit iſt ihre Baſis und Grundbedingung. Ich möchte die Architektur den „Styl der Steine“ und die Häuſer und Gebäude „gebaute Briefe und Aufſätze“ nennen.

Die architektoniſche Schönheit der Form eines Hauſes iſt ſeine Calligraphie, ſeine innere Struktur aber die grammatiſche und ſyntaxiſche Richtigkeit, die richtige Eintheilung der Verhältniſſe der innern Theile zu einander die Orthographie, und die gehörige Eintheilung der Gänge, Corridors, Treppen u. ſ. w. die Interpunktionszeichen.

Nun kann ein Brief calligraphiſch ein Meiſterwerk ſeyn, und von grammatiſchen und orthographiſchen Böcken wimmeln, eben ſo die Steinbriefe, Häuſer genannt. Dieſes iſt auch bei einzelnen Bauten in der Stadt München der Fall; da ſcheint einem manches Haus wie ein Argus mit unzähligen Augen an; aber es thäte Noth, daß ſeine Bewohner, wie jener Beſatzung des Schloſſes der verzauberten Prinzeſſin Einelinde, Flügel beſäße, um hinein zu gelangen, da Thüre und Thor ſo ſchmal ſind, daß kaum ein Seufzer der ſchmachtenden Ritter durchdringt.

In dieſem Theile der Stadt, meine theuern

Freundinnen, finden Sie hingegen wiederum Schöpfungen, die den Ruhm ihres Königlichen Gründers auf die Nachwelt übertragen werden.

Der „Bazar“ mit ſeinen wunderherrlichen Arkaden und geſchichtlichen Fresken, die gewiß von unſern Enkeln gerechtere Würdigung erhalten werden, als von den Vätern der Väter unſerer Enkel. Da iſt auch die „Glypthotek“, dieſes neue, ſteinerne Nibelungenlied, voll Duft und Poeſie, in welchem der Hort der Antiquitäten königlich aufbewahrt iſt. Auch dieſes unvergleichliche Gebäude, welches auf dem Continente ſeines Gleichen nicht hat, hat das Schickſal gehabt, nach ſeiner Vollendung noch ringsum abgegraben werden zu müſſen, welches einem Witzbolde zu der Bemerkung Anlaß gab: Dieß Gebäude entſpricht doch dem größten Theile ſeines Inhaltes, es iſt auch ganz und gar wie eine Antique ausgegraben worden.

Auch die „Pinakothek“ wird ein feenartiges, impoſantes Gebäude, entſprechend dem hohen Zwecke des kunſtſinnigen Regenten.

Ich bedaure, meine ſchöne Freundin, daß Sie nicht der letzten Ständeverſammlung beigewohnt haden; unſere Redner nahmen alle Steine dieſer Bauten in den Mund, um dadurch Demoſtheneſſe zu werden! Gar Mancher verwechſelte die unbayeriſchen Namen Glyptothek mit Hypothek, und Pinakothek mit Apothek. Für die Kunſt ſollte gar nichts gethan werden; ſo will es das Völkerglück! O, meine edle Freundin, wenn wir es einmal erleben, daß Deutſchland ein einziger, conſtitutioneller Staat wird, dann laſſen wir unſere Kinder nicht mehr leſen und ſchreiben lehren!

Doch ich komme zu meiner Stadt München zurück; ich trete nie aus der Münchner Stadt in die Stadt München, ohne daß mich ein Haute-volée — Fröſteln überfällt; die Häuſer haben da eine ſolche vornehme Edukation, daß meine Seele immer Glaçéehandſchuh anzieht, wenn ſie dieſelbe anſchaut.

Aber ſchon ſehe ich Sie, meine Theuere, ungeduldig die halbaufgeworfene Purpurlippe zuken, und ausrufen: Genug von den Stein-Futteralen, nun auch etwas von den Bewohnern.

Sachte, ſachte, meine ſchöne Verſucherin! das iſt ein delikates Pünktchen! Ich will mich aber ſchon ſo aus der Affaire ziehen, daß ich nicht ungezogen ſeyn, und doch ſo ziemlich hart an der Wahrheit vorbeiſchiffen werde.

Man könnte im Kurzen ſagen: „Das Beſte an den Münchnern das ſind die Münchnerinnen, und das Schlimmſte an den Münchnerinnen das ſind die Münchner.

Es intereſſirt ſie als Frauenzimmer gewiß am allererſten, von unſerm ſchönem Geſchlechte zu hören, und ich will, wenn Sie es den ſchönen Münchnerinnen nicht wieder ſagen wollen, Ihnen reines Bier einſchenken.

Als ich nach München kam, überraſchten mich drei Dinge vorzüglich: Die Schnelligkeit der Waſſer, die Zahmheit der Vögel, und die Geſprächigkeit der Frauenzimmeraugen.

Wenn Sie in den engliſchen Garten gehen, in dieſe unvergleichliche, humoriſtiſch-gemüthliche Schöpfung, in dieſen botaniſchen Hesperus, da laufen Ihnen die Waſſer mit einer kühlungsaushauchenden Friſche und Lebendigkeit vor und neben Ihnen her, als liefen ſie vor ſchäkernden, nachlaufenden Najaden davon; es iſt ordentlich, als ob der Strom ein Weiberbrieflein wäre, das ſtets „in Eile“ geſchrieben wird. Es iſt unbeſchreiblich, welche eigene, anmuthige Lebendigkeit dieſe Rapidität der Waſſer dem ganzen Garten verleiht. Wenn ſie ſich darauf in dem Hofgarten unter einen Baum ſetzen, hüpfen die Vögelchen von Zweig zu Zweig herunter, ſetzen ſich Ihnen auf die Schulter, gucken Ihnen klug und helle ins Auge, und picken den Broſamen aus Ihrer Hand.

Und nun die Augen der Münchnerinnen! Ich habe ſchon viele Augen geſehen, in viele Augen zu tief geſehen, ich habe die Augen der Wienerinnen in niederöſterreichiſcher Mundart reden geſehen; ich habe die Augen der Berlinerinnen ſprechen geſehen, Augen, die immer den Dativ, wo andere den Accuſativ ſetzen, Augen, die mir und mich auf einmal blinzeln; ich habe die Augen der Pariſerinnen plaudern geſehen, Augen, welche konſtitutionelle Monarchien mit republikaniſchen Inſtitutionen proklamiren, Augen mit Trikolorbliken, die einem weiß machen, ſie könnten noch roth werden, wenn man ſie blau anlaufen läßt; ich habe die Augen der Engländerinnen flüſtern gehört, Augen, die wenn ſie noch ſo softy ſind, doch einen Lord vom Wollſack aus dem Conzept bringen können; aber alle dieſe Augen ſind Stotterer und Stammler gegen die Augen der Münchnerinnen! Ein Münchner Frauenauge iſt ein geborner Volksredner! Es liegt ein ganz eigenthümliches Leben, eine eigene Anmuth in der Beweglichkeit dieſer Augen, und ich habe einmal einem Fremden, der mir ſagte, er ſey verlegen, wie er die Art des Blickens der Münchner Frauenzimmer nennen ſollte, geantwortet: „Man kann ſich nicht anders ausdrücken, als: ihre Augen trällern fröhlich, und ihre Blicke ſummen die Melodie: „Freut euch des Lebens" durch die lieblich beſchatteten Wimper."

Es giebt manchmal Schönheiten, die einem groß anſehen, und dennoch kann man davon nichts anderes ſagen, als: „Sie hat mich mit ihren ſchönen Augen angegähnt!" Andere werfen einem einen Blinzler zu, daß man glaubt, ihre Augen haben genießt, und ich denke mir immer bei einem ſolchen Blicke: „zur Geneſung!" Aber in dem Blicke der Münchnerinnen liegt eine freundliche Offenheit, ein unbefangenes Frag-Amt: „Wo iſt der Herr her? was will der Herr? wo geht der Herr hin? was iſt's mit dem Herrn? der Herr kann mir geſtohlen werden u. ſ. w."

Es iſt eine wahre Freude, in dieſe Augen zu ſehen, die anſpruchlos, ohne Abſichtlichkeit, ſo freundlich und liebreitzend in die Welt hineinſchauen, und das ſchöne Licht, das ſie einſaugen, mit doppeltem Glanze wiedergeben.

Im Verhältniſſe zu den Augen ſind die Münchnerinnen größtentheils ſchön, edelgefärbt, im Bau harmoniſch, eher etwas voll als ſchmächtig, und im Gange ungezwungen, leicht und graziös. Bloß ihre Füße würden ſich etwas betreten fühlen, wenn ich große Dinge von ihnen ſagen wollte; eine Tugend, in welcher ſie mit dem ganzen Norden auf gemeinſchaftlichem Fuße leben.

Die Riegelhauben und die Riegellocken ſtreiten ſchon lange um den Vorrang der Schönheit, d. h. die bürgerlichen Schönheiten und die charakteriſirten Schönheiten. Indeſſen hebt ſich das wieder; wir haben hier bürgerliche Schönheiten mit adelichen Phyſiognomien und adeliche Schönheiten mit bürgerlichen Phyſiognomien.

Im Umgange, in Bildung, in Geiſt und Gemüth ſteht das Münchner ſchöne Geſchlecht zwiſchen den Berlinerinnen und Wienerinnen mitten inne; es beſitzt nicht die Prüderie und Affekterie mancher Berlinerinnen. Dafür hat es aber auch nicht jene ſociale Converſations-Claſſizität der Wienerinnen. Sowohl in moraliſcher als geiſtiger Ausbildung ſteht das Münchner ſchöne Geſchlecht höher, als das männliche. Doch davon in meinem Nächſten.

M. G. Saphir

am Plaudertiſche.

Ein launiges Potpourri

von

Wortſpielen, Anekdoten, Calembourgs,
Räthſeln und Impromptus

des

berühmten Humoriſten.

Mit Saphir's Genehmigung von mehreren ſeiner
Freunde geſammelt.

Berlin, 1843.
Plahn'ſche Buchhandlung.
(L. Nitze.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Saphir hat in Berlin im Laufe des Juni 1813 zwei Vorleſungen im großen Saale der Singakademie und zwei im Schauſpielhauſe gehalten, bei denen ſich von ſeiner Seite Witz auf Witz, von Seiten des Publikums Kopf an Kopf drängte.

Schallendes Lachen und klatſchender Beifall wechſelten fortwährend mit einander ab.

Bei Saphir ſtehen Witz, Scharfſinn und Humor auf gleicher Höhe; ſie ſind ſo innig in einander verſchmolzen, ergänzen und jagen ſich ſo mannigfach, daß ſelten Eins allein zur Produktivität gelangt; ſo daß man bald an einem Witze den Scharfſinn, bald die witzige Pointe einer ſcharfſinnigen Definition, bald die in der Thräne des Humors ſich kreuzenden Blitze des Witzes und Scharfſinns bewundert.

Saphir giebt nicht große Ganze; nur Kleinigkeiten, denen aber in ihrer Ganzheit die Größe nicht abgeſprochen werden kann.

Kann man von einem Bogenſchützen verlangen, daß er centnerſchwere Steine mit der Schleuder loslaſſe? Nur ſeine Pfeile treffen den rechten Fleck.

Eine Vorleſung Saphirs iſt ein Köcher, aus dem er nach und nach die einzelnen Pfeile herausnimmt und abſchießt.

Saphir iſt ein feiner Schlaukopf. Das weibliche Geſchlecht hat er ſich als die Hauptzielſcheibe ſeiner Satyre vor Augen geſtellt; er ſtichelt, ſtachelt und geißelt alle Schwächen der wirklichen und eingebildeten Grazie, nur die Hauptſchwäche ſchont er — die weibliche Eitelkeit. Denn, hat er es einmal gar zu toll getrieben, dann zielt er nach dem wundeſten Flecke mit Zuckererbſen poetiſcher Galanterien, und die Frauen, die eben ſo leicht verletzt, wie begeiſtert werden, rufen entzückt: der Saphir iſt doch ein Filou!

Wer es aber bei den Damen erſt bis zum Ehrentitel eines Spitzbuben gebracht, dem wird auch jeder räuberiſche Anfall vergeben.

Gewiß hat aber dann ſo manche den Wunſch: mit dem Saphir will ich nur gut Freund von Weitem bleiben. Obgleich wiederum nicht zu zweifeln iſt, daß ſie auch wiſſen möchte, wie er im näheren Umgange ſei, wie er es in ſeiner Häuslichkeit treibe, wie er im Geſellſchaftskreiſe ſich benehme?

Saphir iſt der Mann der großen Welt; vielleicht iſt kein deutſcher lebender Schriftſteller ſo populär, wie Saphir. Aber Saphir iſt nicht für die große Welt. Saphir behagt ſich am meiſten allein, wenn er dann mit ſeinem Geiſte und Witze ungeſtört umſpringen kann, oder im engern Kreiſe Vertrauter, wo alle lächerlichen Konvenienzen und abgeſchmackten Rückſichten für ſoziale Verhältniſſe, Rang- und Vermögens-Unterſchiede aufhören.

Saphir iſt, wenn er will, der liebenswürdigſte Geſellſchafter.

Da ſein Witz ein Kind des Moments, und jeder Moment der Vater ſeines Witzes iſt, ſo wird ſein Mund zu einem Springbrunnen von ſprühenden Funken und Pfeilen.

Er iſt aber nie malitiös, und wenn er auch bisweilen beißend erſcheint, ſo küßt er gleichzeitig mit den Lippen, während er Etwas zwiſchen ſeinen ſcharfen Zähnen verarbeitet.

So oft ein Dorn der Satyre ſeinem Verſtande entſpringt, bricht gleichzeitig eine Roſenknospe aus ſeinem Gemüthe.

Saphir iſt unter Freunden anſpruchslos, beſcheiden; lacht über fremden Witz, ſelbſt wenn er dabei nicht ungehechelt wegkommt. Aber es giebt kaum einen Menſchen, welcher der Arroganz, dem dummen Dünkel ernſter die Stirn böte, als Saphir.

Die vielen Späße und Scherze, Witze und Anekdoten, Calembourgs und Bonmots, Einfälle und pikanten Urtheile, die ſeinem Munde entſtrömen, können ihn am ſchärfſten ausmalen, wie er ſich im Freundeskreiſe giebt. Ein Paar ſeiner Freunde und Verehrer haben dieſe hier in bunter Reihe aufgezeichnet und geſammelt und bieten ſie dem größeren Publikum als freundliche Blüthen der Erinnerung an einen Mann, der, bald vergöttert, bald mit Vernichtung bedroht, die merkwürdigſten Oeden und Steppen, Phaſen und Oaſen eines vielbewegten Lebens durchgemacht hat, und deſſen Leben, wie ſein Geiſt, ein Perpetuum mobile bleiben wird, ſo lange beide von einander ungetrennt ſind.

Bei dem Umbau der kaiſerlichen Burg in Wien fiel ein Dachdecker herab und verwundete ſich tödtlich. **Saphir**, der eben vorüberging, bemerkte, der Menſch ſei beſtraft worden, wegen Zügelloſigkeit und Nichtfeſthaltens am kaiſerlichen Hauſe.

Saphir machte auf einem Perſonenwagen eine Parthie nach dem in der Nähe von Wien gelegenen Hitzing. Ihm gegenüber ſaßen zwei Handlungsdiener, welche durch ihr geiſtloſes Geſchwätz die ganze Geſellſchaft langweilten. An dem Orte der Beſtimmung angekommen, ſagte der eine dieſer Commis:

„Herr v. **Saphir**, ich habe eine Bitte, ſchreiben Sie nichts auf uns."

„Sie können ganz ruhig ſein", erwiderte **Saphir**, „ich ſchreibe nur auf fertiges Papier."

Saphir befand ſich in einer Geſellſchaft, wo er den ruhigen Beobachter ſpielte, ohne an dem Geſpräch Theil zu nehmen. „Man weiß wirklich nicht," bemerkte eine Dame, „was man von Ihnen halten ſoll." — „Nichts als den Humoriſten," gab Saphir zur Antwort.

Der Kapellmeiſter X. in Wien hatte bekanntlich auf einem Caffeehauſe einige ſilberne Löffel verſchwinden laſſen. Als man Saphir dieſes erzählte, bemerkte er, es ſei eine Verleumdung, der Kapellmeiſter habe wahrſcheinlich nicht gewußt, daß es Silber ſei und es für Compoſition gehalten.

Saphir gerieth einſt mit einem Literaten in Wortwechſel. Dieſer, welcher den Humoriſten um ſeinen Ruf beneidete, ſagte: „Sie ſchreiben nur für Geld, ich jedoch für die Ehre." — „Jeder ſchreibt für das, was ihm fehlt!" gab Saphir zur Antwort.

In Saphir's Arbeitszimmer ſtehen auf einem Piedeſtal die Büſten von Schiller und Göthe. An der letzteren hängt ein weißer Atlas-Schuh.

Als man ihn fragte, warum er dieſem Schuh ſolche Wichtigkeit gebe, antwortete er, „mit dieſem Schuh hat die Elsler feſten Fuß in Oeſtreich gefaßt.“ „Warum haben Sie aber gerade Göthe und nicht Schiller dieſen Schuh angehängt?“ „Weil ich lieber Göthe als Schiller etwas anhänge.“

Nach einer Theatervorſtellung in Leipzig wurden dem Humoriſten die Mitglieder der Bühne und unter andern auch der Soufleur vorgeſtellt. „Ich freue mich außerordentlich, Sie, Herr Soufleur, perſönlich kennen zu lernen,“ bemerkte Saphir, „denn ich habe ſchon viel von Ihnen gehört.“ Das perſonifizirte Gedächtniß der Schauſpieler war über dieſe Aeußerung ſehr erfreut, ſchwieg jedoch, als Saphir hinzufügte — „und zwar heute Abend, wo Sie ſehr laut ſouflirt haben.“

Der blondköpfige Humoriſt mit dem ungariſchen Schnurrbart wurde gefragt, warum er ſich keinen Backenbart habe ſtehen laſſen? Er antwortete: „weil mir Keiner gewachſen iſt.“

Saphir wohnte in Berlin einem Gartenconzerte bei, wo der größte Theil des Publikums aus Iſraeliten beſtand. „Wiſſen Sie, meine Herrn, wie man dieſes Conzert berliniſch recenſiren könnte?" fragte er ſeine Begleiter. „Hier iſt alles gut (Jud')."

Saphir gab folgendes Räthſel auf:
„Comment ſait on de Constantinople le fils d'Agamemnon."
— o —; On éſſace tout, o reste (Oreste.)

Saphir wurde von einem Kirchenvorſteher in Hamburg aufgefordert, an einem Sonntage einer Predigt in der R. R. Kirche beizuwohnen. Das Publicum beſtand meiſt aus Kaufleuten. Beim Hinausgehen fragte ihn der Vorſteher, wie ihm dieſe Predigt gefallen habe. „Ganz vorzüglich," gab er zur Antwort, „ich bin überzeugt, ſie handeln gleich danach."

Saphir wurde von Jemand um Rath gefragt, ob er ſich verheirathen ſolle. „Bedenken Sie nur, daß die Ehe ein Haupt-Abſchnitt unſers Lebens iſt."

Saphir hielt ſich einige Zeit in der Reſidenz eines ſehr kleinen Fürſtenthums auf; er hatte hier eine ſehr witzige Bemerkung gemacht, welche jedoch in ſolchem Grade mißbilligend aufgenommen wurde, daß der Fürſt ſofort decretirte: „Saphir ſoll binnen drei Tagen den Staat verlaſſen." Der Humoriſt erbat ſich bei Sr. Durchlaucht eine Audienz und ſagte: „wenn Höchſtdieſelben auf Ihren Balcon gehen wollten, ſo werden Sie ſehen, daß ich ſofort die Grenzen Ihres Staates überſchreiten werde."

In dem Salon des Fürſten M. in Wien ſtritt man ſich darüber, wer der größte Clavier-Fabrikant der Kaiſerſtadt ſei, Graf oder Streicher? Saphir meinte, er gebe dem Grafen S., welcher die Cenſur verwaltet, den Vorzug, denn dieſer ſei Graf und Streicher in einer Perſon.

Saphir meinte, die Berliner hätten zwar eine Freiheit, es läge jedoch ein Schloß vor, nämlich die Schloßfreiheit.

Als Saphir in Brodi eine Vorleſung hielt, ſchloß er mit den Worten: „Brodi kommt mir gerade wie eine mathematiſche Figur vor, denn es iſt ein rechter Winkel.

Saphir kam vor einem Platze vorüber, wo die Arbeiter eben mit Graben beſchäftigt waren; man wollte hier dem Landesfürſten ein Monument errichten. Als ihn Jemand fragte, in welcher Abſicht hier gegraben wird, antwortete er, „ſie können keinen Grund zum Monument finden.“

Baron Rothſchild forderte einſt Saphir auf, ihm etwas in ſein Stammbuch zu ſchreiben. Saphir ſchrieb:

Leihen Sie mir 100 Louisd'or und vergeſſen Sie auf ewig Ihren Freund

M. G. Saphir.

Der Profeſſor Müller gab kürzlich mit ſeiner Geſellſchaft plaſtiſche Vorſtellungen in Leipzig. Saphir wurde gefragt, warum denn die Kritik ſich nicht über dieſe Leiſtungen ausſpreche, die doch gewiß originell ſind, da man bisher nur die Statuen in Tricot dargeſtellt habe, und man ſie hier nackt ſehen könne. „Eben deshalb, erwiderte Saphir, die Kritik findet daran nichts herunterzureißen.“

Die eben bezeichneten Vorſtellungen fanden im Gewandhaus zu Leipzig ſtatt. Saphir meinte, es wäre ſonderbar, daß man gerade im Gewandhauſe nackte Figuren zeige.

Saphir hatte ſich der Gunſt einer Frau vom Stande im Wien zu erfreuen. Als er einſt zu ihr ging und das hübſche Kammermädchen ihn melden wollte, konnte er nicht umhin, der kleinen Schelmin einen Kuß zu geben. Man denke ſich jedoch ſeine Verlegenheit, als ihre Gebieterin hinzukam. Saphir faßte ſich augenblicklich und ſagte: „Madame, ich bewundre nicht allein die Macht Ihrer Reize, ſondern auch die Reize Ihrer Macht (Magd).

Die Sängerin B. in Wien iſt eine ſo brave Darſtellerin der Marie in Donizetti's Oper, daß man ſie allgemein die Tochter des Regiments nannte. Als ſie ſich kürzlich, bekannter Verhältniſſe wegen, einige Zeit von der Bühne zurückzog und die Welt mit einem kleinen Mädchen beſchenkte, ſchlug Saphir vor, das Kind die Enkelin des Regiments zu nennen.

Saphir wurde auf einem Balle nach dem Namen einer Dame gefragt, welche auffallend geſchminkt war. Er wies dieſe Frage mit den Worten zurück: „ich bin kein Kenner von Gemälden."

Saphir weiß überall den Stachel der Satyre, obgleich feingeſpitzt, mit einem milden Ueberzuge zu verſehen. So iſt folgende Inſchrift, die ſein Schlafzimmer in Wien ziert, wenn auch ſcharf treffend, doch von einem Anfluge gutmüthiger Milde:

Glücklich allein iſt der Schlafende nur,
Er ſchnarcht ohne Polizei und träumt ohne Cenſur.

Fortwährend ziehen Sie gegen die Frauen los und ſind dabei ſo verliebter Natur, daß Sie das ganze ſchöne Geſchlecht an ſich anziehen möchten! — ſagte eine Dame zu Saphir. — In dieſer Beziehung — erwiederte der Humoriſt — gleiche ich den Braminen, die ihre Geißel küſſen und mit zu Bette nehmen.

Saphir hielt eine Vorleſung in Brody. An dreihundert polniſche Juden waren unter den Zuhörern. Als eben einer von den zündenden Witzen, an denen der Wiener Humoriſt ſo reich iſt, ſeinen Lippen entfloh, erhob ſich ein Ziſchen in der Verſammlung. Saphir hielt inne — allgemeine Stille. Er lieſt weiter, beim erſten Witze läßt ſich das Ziſchen wieder hören. Da wird Saphir unwillig und will die Vorleſung abbrechen. Doch ein anweſender Beamter tritt an ihn heran und erklärt ihm: Er möge ſich nicht durch das Ziſchen ſtören laſſen, das wäre bei den Juden von Brody das Zeichen für den Superlativ des Beifalls. Wer je das Piſch oder Sch! eines in Erſtaunen gerathenden polniſchen Juden gehört hat, der wird ſich das Ziſchen ausmalen können, das durch dieſen heiſeren Ton, aus dreihundert rauhen Kehlen gleichzeitig hervorgepreßt, äußerſt ſtörend in die Ohren eines humoriſtiſchen Vorleſers dringt, der nur an das Brauſen und Sauſen der Beifallsſtürme gewöhnt iſt.

Ein berühmter Schauſpieler wohnte bei Saphir. Der Mime ſollte in einigen Tagen als Wallenſtein auftreten. Eingenommen von ſeiner Rolle und ſich, ſprach er den ganzen Tag davon, welche Schönheiten ſie habe, und, was ſich bei einem Schauſpieler von ſelbſt verſteht, nicht etwa von denen, die Schiller hineingelegt, ſondern die ſie durch ſeine Darſtellung gewinnen würde. Alle Zeichen der Ungeduld, über das Anhören dieſes nie abreißenden eintönigen Geſpräches, konnten den Erzähler nicht von ſeinem Lieblingsthema abbringen. Als aber der Mime eines Tages von einem Spaziergange heimkehrte, fand er einen Zettel an Saphir's Thür angeſchlagen, worauf die Worte zu leſen waren:

„Geſpräche über Wallenſtein werden nicht eingelaſſen.“

Beſchämt ſchwieg der Schauſpieler fortan, und nur die rühmende Fama erzählte ſpäter von ſeinem Wallenſtein.

In Berlin liegt die Charité, eine Heilanſtalt, der Thierarzneiſchule gerade gegenüber. Welche Gegenſätze! — bemerkte Saphir — hier werden die Menſchen wie die Hunde, dort die Hunde wie die Menſchen behandelt.

Welches Wort vereinigt in ſich vier berühmte deutſche Schriftſteller?

Stahl — Feder — Fabri — Kant. —

Wem die unſichtbaren Mächte die goldene Krone des Genius gewähren, dem verſagen ſie den duftenden Blüthenkranz der Freude.

Von einem an Gehirn und Moneten armen Recenſenten erzählt Saphir: er habe ſeine Freibillets ſtets verkauft, für das Geld Punſch oder Grog getrunken, und dann ſtand in ſeinen Berichten: ich habe durch die Vorſtellung einen hohen geiſtigen Genuß gehabt.

Der Virtuoſe Ritter gab vor leerem Hauſe ein Concert. — Herr Ritter ſpielte vor einem knappen Publikum — berichtete Saphir.

Bei ſeiner Anweſenheit in Berlin im Juni und Juli 1843 erſchienen vier verſchiedene Lithographieen von Saphir. Er meinte: ſelbſt ſeine Feinde freueten ſich darüber, da ſie ihn gar zu gern abziehen ſähen.

Jemand bemerkte zu Saphir: ich wünſchte Ihr Witz wäre ihr Lebensfaden, denn der reißt nie ab. Doch dieſer Wunſch iſt deßhalb nicht zu realiſiren, weil bei Ihren Witzen nie von Faden die Rede ſein kann.

Herzerhebende Betrachtungen eines Doktors der Weltweisheit bei dem ſchmerzlichen Anblick eines leeren Glaſes.

> „Es giebt kein Leeres in der Natur."
> **Kant.**

O meine andächtigen und aufmerkſamen Zuhörer! mit einem wehmüthigen Gefühle ſeht ihr mich an dem furchtbaren Rande eines leeren Glaſes ſtehen „und ich blicke mit Schwindeln hinab!"

„So weit das menſchliche Auge reicht, findet es in dieſem Glaſe nichts, was den Geiſt ſtärken, die Seele erheben und die Sinne taumeln machen könnte! Nichts! Nichts! ein furchtbares Wort! Nichts! o weinet mit mir, Ihr Alle, die Ihr je Euer einziges Glück in einem vollen Glaſe fandet! weinet über den Verfall der Sitten! wie kann man ein Glas leer laſſen! wenn Kant ſagt: es giebt keinen leeren Raum in der Natur, ſo hat er gewiß dies Glas nicht geſehen! o, hätte er dieſes Glas geſehen, er hätte geweint und ausgerufen: „Es giebt einen leeren Raum! O fülle ihn, unſterblicher Kellner!“ oder er hätte mit ſeiner Imagination es im Geiſte gefüllt mit dem edelſten Stoff! o meine Freunde, wenn ich bedenke, was aus dieſem Glaſe hätte werden können, das heißt: getrunken! wenn ich bedenke wie empfänglich die Natur es ſchuf: das heißt: für Wein und Branntwein! wenn ich bedenke, was es namentlich mir hätte werden können, das heißt: wenn es voll geweſen wäre! dann, o dann bemächtigt ſich ein Schmerz meiner Seele, den ich nur mit der Feder wieder auszudrücken im Stande bin!

O du Glas! du Ein-Auge, aus dem das Licht herausgenommen iſt, was blickſt du, wie mein Schickſal, mit deinem hohlen Auge mich an! O du Glas! geboren zu umfaſſen die beſten Geiſter deines Jahrhunderts, was blickſt du wie ein lebloſer, ſchändlich mißbrauchter Todtenkopf, ſo geiſtlos auf mich nieder!

„Kann ich Schnäpſe aus der Erde ſtampfen?“
„Wächſt mir ein Weinberg in der flachen Hand?“

Für dich bin ich oft in den Rinnſtein gegangen! nicht hab' ich die Goſſe geſcheut, wenn du mir gewinkt; meinem größten Feind bin ich gefolgt, wenn ich dich zu finden gewußt; und nun, und nun! und nun ruf ich mit Klopſtock aus:

„Nur den hängenden Tropfen am Eimer,“
„Er rann aus der Hand des Allmächtigen auch.“

Seht meine Freunde! Da ſteht das Glas, wie ein abgegangener Abonnent, hohl und dumpf! wenn ich bedenke, daß in dieſem Glaſe hätte Rothwein ſein können, welche Wehmuth bemächtigt ſich meiner! Wenn ich bedenke, daß in dieſem Glaſe Schnaps hätte ſein können, welcher Schmerz bemächtigt ſich meiner! Wenn ich bedenke, daß in dieſem Glaſe Rum hätte ſein können, welche Qual bemächtigt ſich meiner! Und wenn ich endlich bedenke, daß in dieſem Glaſe Fuſel — Fuſel! —

„O himmliſche Muſik des Wortes“

daß in dieſem Glaſe Fuſel hätte ſein können, welcher wüthende Wahnſinn bemächtigt ſich meiner!

„Und ſo ſaß er noch im Tode
Eines Morgens da,
Nach dem Glaſe noch das rothe
Stille Antlitz ſah.“

An einem Abende, an welchem Saphir eine Vorleſung im Schauſpielhauſe Berlins gab, wurde auch Schneiders unſterblich langweiliger und fader „Heirathsantrag auf Helgoland“ gegeben. Wie natürlich ſie heute die See darſtellen!“ — rief Lasker aus — Schneider hat das Waſſer, Saphir das Salz geliefert.

Bei einer Vorſtellung Schneider’ſcher Genrebilder klagte Jemand, der klein war und ganz hinten ſtand, daß er vor der Menge der Vorſtehenden keine Idee von Fuß auf der Bühne bemerkte. — Na — fügte S. hinzu — von Kopf iſt auch heut keine Idee zu erkennen.

Es ſoll kürzlich Jemand einen Eiſenbahn-Actien-Thermometer erfunden haben, deſſen Glasröhre, ſtatt mit Queckſilber, mit Geduld gefüllt iſt. So wie man unten einen vollen Geldbeutel hängt, ſteigen die Actien.

In B. lebt ein Arzt, der nur Patienten aus dem höheren Adel übernimmt. Unglücklicherweiſe befördert er aber viele ſeiner Patienten nach jener Welt. Saphir bemerkte: der Doctor will unſere Stadt zur Schweiz machen, wo es keinen Adel giebt.

Was mag wohl der Grund ſein, daß die heutigen Deutſchen nicht mehr die Tapferkeit ihrer Vorfahren beſitzen?

Weil ſie jetzt die Kriegskunſt aus den Schriften Derer lernen, die von ihren Vorfahren überwunden wurden.

Ludwig Rellſtabs Werke ſind in Mecklenburg-Strelitz auf's ſtrengſte verboten — weil ein Nachtwächter einſt in einer hellen Mondſcheinnacht darin las und gleich bei der zweiten Seite einſchlief.

Was doch die Zeitungen jetzt Alles aufnehmen! Da leſen wir: die Irländer wollen den Zehnten nicht zahlen. Iſt das etwas ſo Beſonderes? In Berlin giebt es ſehr Viele, die ſogar den Erſten nicht zahlen.

Zwei Eckenſteher prügelten ſich, und der Eine ſchlug dem Andern mit geballter Fauſt ein Paar-Zähne aus. — Was iſt das? — fragte S. —

Ein Diviſions-Exempel. Der Eine ging dem Andern mit der Fünfe in die Zähne (Zehne). —

In den Hugenotten ſchlagen ſich die Chriſten gegenſeitig todt, und ein Jude macht Muſik dazu.

Kein Wunder, daß Meyerbeer berühmt; das l'or hat er im Beutel, den Beer im Namen, ſo iſt der Lorbeer ihm angeboren.

Carl von Holtey las zum Beſten der hungernden Armen. Warum giebt er ihnen keine Freibillets? — fragte S. — ſie würden ſich revanchiren und Herrn von Holtey Alle ſatt bekommen.

Was iſt der Gegenſatz von Locomotive?
Lieu-tenant.

Ein Laffe verhöhnte einen Buckeligen. Saphir tröſtete dieſen mit den Worten: Alle Welt kann nicht platt ſein.

Woher ſtammt Complimentiren?
Von complete mentiri (vollſtändig lügen.)

Die meiſten Wiſſenſchaften enthalten nur ein einziges Wort: Vielleicht! Die ganze Geſchichte der Menſchen enthält deren nicht mehr als drei: Sie wurden geboren, litten und ſtarben.

Troſtrede an meine Wittwe.

Endlich, meine Liebe! lebe ich wieder auf, denn ich bin todt, und habe den Himmel gefunden, den Du mir am Tage unſerer Verlobung verſprachſt. Meinen letzten Willen kennſt Du, es war der, dein Mann zu werden. Seitdem hatte ich keinen Willen mehr; willſt Du aber ein Teſtament, ſo verweiſe ich Dich an das alte Teſtament, in welchem es heißt: „Du (der Mann) ſollſt über ſie herrſchen.“ Als Du hinter meiner Leiche gingſt, ſchienſt Du mir liebenswürdiger als je, denn es war das erſte Mal in Deinem Leben, daß Du mir folgteſt; haſt Du nicht Alles gethan, mir meinen Tod zu erleichtern? War ich es nicht durch Dich gewohnt, ſtets die Augen zuzudrücken? War ich nicht ſo ſehr Dein Leben, daß mein Leben gar kein Leben war? Siehe, Du, die ich im Tode liebe, nur kurze Zeit ward es mir vergönnt an Deiner Seite zu ſein, und auch dafür danke ich dem Ewigen? In Deinem Beſitz und Nichtbeſitz lernte ich Himmel und Hölle kennen; es iſt nun Zeit, daß ich auch die Erde kennen lerne. Ich gehe ein in das Reich der Todten, und habe nur den einen Wunſch, daß Du mich da nie, o nie, einholen möchteſt. Mann und

Weib ſind ein Leib und eine Seele; ſo ging es uns auch, denn ich war eigentlich gar nichts, Du warſt Mann und Weib. Alles hab' ich Dir geopfert; ich hatte keinen Sinn mehr für Muſik, denn Du machteſt mich alle Harmonie vergeſſen, ich hatte keinen Sinn mehr für die Jagd, ſeitdem Du mich überzeugt, daß ich einen Bock geſchoſſen; ich hatte keinen Sinn für die Dichtkunſt mehr, denn ich fürchtete, unſterblich zu werden! So lange ich lebte, lebte ich für Dich, und war todt für mich; jetzt, da ich geſtorben bin, lebe ich für mich, und bin todt für Dich! Wie fühl' ich mich erleichtert; jetzt liegt blos ein Hügel auf meinem Herzen, früher lagen Berge auf demſelben. Ach, meine geliebte Wittwe, mein Leben und mein Tod! überlaſſe Dich dem Schmerze über meine ewige Ruhe nicht zu ſehr, faſſe Muth, ſei ein Mann, wie ich es während meiner ganzen Ehe an Dir gewohnt war. Der Wittwenſtand iſt auf Ehre der übelſte Stand nicht; eine Dame von ſolchem Stande braucht oft große Standhaftigkeit, um nicht in einen Zuſtand zu gerathen, der unter andern Umſtänden der geſegnetſte iſt. Ich wünſche, daß ich Dir hätte mit meinem Beiſpiel vorangehen können, um Dich zu überzeugen, wie ein ſolcher Stand mit Faſſung ertragen werden muß.

O, weine nicht! es iſt ja Niemand im Zimmer, und vor mir haſt Du Dich ja nie genirt. Jetzt, da Du mir zum erſten Mal ununterbrochen zuhörſt, laß Dir alle Troſtgründe ſagen, die eine junge und gefühlvolle Wittwe aus dem Tode eines im Grabe geliebten Gatten noch ſchöpfen kann. Vier Jahre haſt Du mir durch raſtloſe Unterhaltung das Leben verkürzt; Du hatteſt nur Augen für meine Schritte, nur Ohren, um den kleinſten Laut von meinen Lippen aufzufangen; Du hatteſt nur Thränen für mich. Du zeigteſt der ganzen Welt ein heiteres Antlitz und nur an meinem Buſen ſchütteteſt Du Deine Wehklagen aus; Du warſt für jeden Mann im Anzuge, ſo wie jeder Mann im Anzuge für Dich war, und nur für mich warſt Du ſo nachläſſig gekleidet, als ob ich ſelbſt ein Kleid aus meinem Nachlaß wäre; der ganzen Welt ſchloſſeſt Du das Herz auf, ich allein war der Glückliche, dem Du den Mund aufſchloſſeſt, und, ich Undankbarer! wie hab' ich Dir das gelohnt? Hab' ich Dir nicht immer durch mein Leben und Daſein den größten Aerger gemacht? Ja, erſchrecke ich Dich nicht auch jetzt noch durch dieſe Worte aus dem Sarge, als ob ich ein Scheintodter wäre, oder als ob ich durchaus das letzte Wort haben müßte? O, ſtille Deine Thränen, Du mein nachgelaſſenes Werk; der ſchwarze Einband wird Dich ſo ſchmücken, daß Du bald einen zweiten

Verleger finden wirſt! Wie iſt mir ſelbſt der Tod ſo lieb, wenn ich mich nur an Dich zurück erinnere! O ſchreie nicht, ich höre es ja nicht; wozu das ängſtliche Herabbeugen auf meinen Leichnam, ob ich nicht wieder aufathme? Wozu das ungeduldige, ſchmerzliche Entgegenharren der Todtengräber? Laß Dich von meinen offenſtehenden Augen nicht täuſchen; ich bleibe im Tode noch ein Ehemann und ſehe mit offenen Augen nichts. Ueberlaſſe Dich der Troſtloſigkeit nicht zu ſehr, und rufe Dir den Tag zurück, an dem Dein kleiner Mops verſchied; da haſt Du noch herzlicher geweint und gejammert, ich glaubte Du würdeſt verzweifeln, doch vierundzwanzig Stunden darauf wählteſt Du ſchon unter Dutzenden von Möpschen und Bologneſerchen herum, und der gute Mops war rein vergeſſen. Und das war doch gar ein Mops, ich aber bin doch nur ein Ehemann! So lebe wohl! vergiß mich, und nimm, ſobald es der Anſtand erlaubt, einen anderen Mann. Nur den nicht, an den Du geſtern dachteſt, als Du an meinem Sterbebette ſaßeſt, denn den liebteſt Du nur in Vergleich mit Deinem noch lebenden Manne, da ſcheinen den Frauen alle anderen Männer doppelt liebenswürdig. O glaube nicht, daß ich Dein ewiges Wittwenthum wünſche; ich beſitze zu viel Nächſtenliebe, um es nicht andern auch zu gönnen, daß ſie ſchon auf Erden zum Himmel geläutert werden. Und willſt Du meinem Wunſche nicht Folge leiſten, ſo verbiete ich es Dir noch einmal zu heirathen; dann bin ich überzeugt, Du biſt bald nicht mehr Wittwe. Mit Deinem zweiten Manne wirſt Du gewiß oft von mir ſprechen, ihm täglich meine Tugenden vorerzählen und mir dadurch beweiſen, daß Dir Dein erſter Mann im Grabe lieber iſt, als Dein zweiter im Leben!

Räthſel.

Lieber Leſer hör' mir zu,
Ich bin ich und ich bin du,
Ich bin er und ich bin ſie,
Aber etwas bin ich nie.
Ich bin mein und ich bin dein,
Ich bin ihr und ich bin ſein,
Aber niemals allgemein.

Verſicherung.

Die Geliebte.
Sag', liebſt du mich, doch ſprich es frei,
Auch ſo wie du die Muſen liebſt?
Der Dichter.
Ich lieb' dich ſo, bei meiner Treu',
Das heißt: noch achte nebenbei.

Rechnungen.

Der Mann.

Wie, trautes Weibchen, ſchon ein Kind?
Da es doch kaum fünfthalb Monde ſind,
Daß ich Dich Schätzchen hab' gefrei't?

Das Weib.

Nun fünfthalb Monde haſt Du mich,
Und fünfthalb Monde hab' ich Dich,
So hat's ja ſeine Richtigkeit.

Die ſieben Wunderwerke Berlins.

1) Eine Treppe, auf die Niemand hinauf und Tauſende herabgehen.
2) Ein Volkstheater ohne Volk und ein Theatervolk ohne Theater.
3) Räthe wohlfeil und Rath theuer.
4) Kein Pflaſter und doch viel Pflaſtertreter.
5) Eine Menge kurzweiliger Dinge und Menſchen und doch große Langeweile.
6) Viel Theaterliebſchaften und doch wenig Theaterliebhaber, und gar keine Liebhaber beim Theater.
7) Eine Menge Literaturblätter und doch nicht ein Blatt Literatur.

Recipe für Verliebte.

Zwei oder drei Blicke wie ſtrahlender Blitz,

Zwei oder drei Drücke vom Fingergeſchütz,
Zwei oder drei Knixchen ihr nur zu Ehren,
Zwei oder drei Ständchen im Mondſchein zu hören,
Zwei oder drei Hütchen der Jungfer Liſette,
Zwei oder drei Bonbons dem Schooßhund Finette,
Zwei oder drei Mährchen den Baſen und Tanten,
Zwei oder drei Joujoux aus Gold und Demanten,
Zwei oder drei Thränlein, ihr nur bewußt,
Zwei oder drei Schwüre, die Hand auf der Bruſt,
Zwei oder drei Mal vom Theater begleitet,
Zwei oder drei Locken im Sturme erbeutet,
Zwei oder drei Karten zu jedem Concert,
Zwei oder drei Roſen im Faſching verehrt,
Zwei oder drei Brief' a la Werther geſchwätzt,
Zwei oder drei Lieder in Muſik geſetzt,
Zwei oder drei Mal wiederholet nur dies,
Zwei oder drei Monat dann hilft es gewiß.

Hiſtoriſche Streizüge.

— Heroſtratus verbrennt den prächtigen Dianentempel zu Epheſus, um ſich unſterblich zu machen.

(Der erſte Großmeiſter der Recenſentengilde, die den Tempel fremden Ruhms in Brand ſtecket, um daran ein kleines Schwefelhölzchen eignen Renomées anzuzünden.)

— Caligula vermählt ſich ſogar mit dem Monde.

(Ein ſonderbares Ehepaar, von dem man des Hauptſchmucks halber nicht wüßte, welches der Mann iſt, wenn er nicht daran kennbar wäre, daß er Parterre bleiben muß, während die Gemahlin en haut einen eignen Hof hält.)

— Lepidus ſtirbt aus Kränkung über die Untreue ſeiner Gemahlin.

(Ein neuer Beweis, daß auf außerordentliche Menſchen gewöhnliche Dinge zuweilen ſtärker als außerordentliche wirken.)

— Franz I. ließ das Grabmal der Petrarkiſchen Laura zu Avignon öffnen, um ſeine ſchlechten Verſe hineinzulegen.

(Darauf ließe ſich folgende Grabſchrift ſetzen:

Hier liegt ſie, der im Leben
Petrark Unſterblichkeit gegeben,
Und der hier in dem tiefen Grab
Doch ein Gedicht den Tod nun gab.)

— Heller behauptet, ſo lange man gähne, höre man nicht.

(Ich habe in manchen Geſellſchaften bemerkt, daß ich, ſo lange ich höre, gähne.)

— Mallebranche war eine ganze Zeit lang feſt überzeugt, es hänge ihm eine Hammelkeule an der Naſe.

(Wie Manchen, die ſich's nicht einbilden, hängt eine Schöpſen-Keule an der Naſe; nämlich ſie ſelbſt.)

— Cato, der Cenſor, ſtieß einen Senator aus dem Senat, weil dieſer ſeine Frau in Gegenwart der eignen Tochter geküßt hatte.

(Jetzt würde Cato ruhig die Welt durchwandern können, ohne ſich über den Scandal, daß ſich ein Ehepaar küßt, zu ärgern.)

— Boileau ſagt, eher ſoll ſich Niemand trauen laſſen, bis man nicht einen Advokaten zur Uebernahme des Scheidungsprozeſſes ausgemittelt habe.

(Und eher keinen Arzt nehmen, bis man einen Tiſchler zu ſeinem Sarge beſtellt hat.)

— Manes, ein perſiſcher Philoſoph, lehrte Adam ſtamme halb von Gott, halb vom Teufel her.

(Nun fragt ſich's, zu welcher Hälfte die Rippe als nachherige Ehehälfte gehört!)

— Der Doge Dandelo heftete ein Kreuz auf ſeine Dogenmütze, damit ſein Vater gezwungen ſei, das Haupt vor ihm zu entblößen.

(So heften Viele — Vorreden von berühmten Männern an den Kopf ihres Werkes, damit man nolens volens ſich vor ihnen bücke; exempla sunt odiosa! —)

Lebensregeln.

— Wenn an einer Table d'Hote die Schüſſel an dich kommt, ſo genire dich nicht, und ſuche, ſo lange du kannſt, nach dem beſten Biſſen, denn ſei verſichert, wenn die Schüſſel an den Nachbar kommt, ſo ſucht er ſich gewiß den beſten Biſſen aus.

— Wenn du viel gearbeitet haſt, und ſehr müde biſt, ſo geh' Abends nicht in's Theater, denn ſei verſichert, du wirſt ohnehin ſchlafen.

— Wenn deine Frau dir ſchmeichelt, ſo greife ſchnell in die Taſche, denn ſei verſichert, ſie will etwas.

— Wenn ein Bekannter dir begegnet und laut ausruft: „Ach mein Theuerſter!" ſo komm ihm nur gleich mit der Frage entgegen: „Ich bitte ſie, haben ſie nicht fünf Thaler bei ſich?" Denn ſei verſichert, er wollte dich um daſſelbe fragen.

— Wenn du den Kopf zum Fenſter hinaus ſteckſt, ſo thue es nie, ohne die Obrigkeit zu preiſen, denn ſei verſichert, wer über dir wohnt, würde dir, wenn keine Aufſicht wäre, gewiß gerne einen Topf Waſſer über den Kopf gießen, auch wenn er gar nicht weiß, wer und was du biſt.

— Im Theater kokettire immer mit fünf und zwanzig Frauenzimmern auf ein Mal; denn ſei verſichert, zehn kokettiren mit dir, um ſich über dich luſtig zu machen, fünf, um ihre Nachbarinnen an den „eingebildeten Laſſen" aufmerkſam zu machen, fünf aus Eitelkeit, zwei aus Dummheit und drei aus Inſtinkt, alle fünf und zwanzig aber noch einmal aus Langeweile, und alleweil bleibt doch etwas kleben.

— Kaufe nie etwas zu einem „feſtgeſetzten Preis", denn ſei verſichert, wenn der Preis ehrlich wäre, hätte man ihn nicht feſtgeſetzt!

— Wenn du einem Frauenzimmer unter den Hut ſehen willſt, und es ſenkt den Kopf, als ob es etwas auf der Erde ſuche, ſo grüble nicht weiter, denn ſei verſichert, wenn es ſchön wäre, es würde zum Himmel hinauf geſehen haben, ob es nicht regnet.

— Wenn dir ein großer Herr etwas verſpricht, ſo lerne ein Handwerk und verlaß dich darauf.

Saphir iſt nicht leicht zu bewegen, Arznei einzunehmen. Als ihn einſt der Arzt beſuchte und ihn fragte, ob er dem Recept gefolgt ſei, antwortete er, „wenn ich ihrem Recepte gefolgt wäre, hätte ich mir den Hals gebrochen, denn ich habe es aus dem Fenſter geworfen"

Es giebt eine Art Stücke, die nicht ausgepfiffen werden können, und zwar aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil es unmöglich iſt, beim Gähnen zu pfeifen.

Saphir forderte einſt Lasker auf, an ſeinem Humoriſten mitzuwirken und ſchloß den witzigen Brief: ich zahle Honorar — rar. **Lasker** erwiederte: wer mir Honorar — rar zahlt, dem ſchicke ich Beiträge — träge.

Ein witzelnder Zierbengel brachte **Saphir** folgendes Akroſtichon auf Liebe:

Langes Irren Eines Betrogenen Eſels.

Eine anweſende Dame bat den Humoriſten, die dem edelſten aller Gefühle angethane Beleidigung zu rächen. Sofort ſagte S. umgekehrt heißt es

Elende Beſchreibung Eines Impertinenten Lümmels.

Als **Saphir** binnen drei Tagen aus München und Baiern fort ſollte, äußerte er: das würde mir ſehr leicht werden, wollte mir Sr. Maj. der König Ludwig die überflüßigen Füße aus ſeinen Verſen hergeben.

Charakteriſtiſcher Wohnungs-Anzeiger der Stadt Berlin.

Die jungen Mädchen wohnen in der **Roſen-Straße**, die verblüh'ten in der **Alten Schönhauſer-Straße**, die reichen in der **Münzſtraße**; die frechen in der **Dragoner-Straße**, die frommen in der Tauben-Straße, und die alten Jungfern in der Kloſter-Straße. Die Mädchen-Jäger wohnen in der Jäger-Straße, die Verheiratheten in der Neuen-Welt, die Wittwer in der Ober-Waſſer-Straße und die alten Hageſtolzen in der alten Grün-Straße. Die Schmarotzer wohnen in der Koch-Straße; die Pflaſtertreter in der Laufgaſſe, die Feigen auf der Haſenheide, die Komplimentenmacher in der Scharrn-Straße und die eitlen Gecken im Montirungs-Depot. Die Aerzte wohnen in der Todten-Gaſſe; die Rechts-Gelehrten in der Langen-Gaſſe, die Gelegenheits-Dichter in der Breiten-Straße, die Journaliſten in der Waſſer-Gaſſe, die Satyriker in der Salz-Gaſſe, die Pikanten am Platz an der Hausvoigtei, die Ueberſetzer in der Stallſchreiber-Gaſſe die Anſchwärzer wohnen in der Mohren-Straße die Geſchwätzigen an der Schleuſe, die Getauften auf dem Schinken-Platz, die Theater-Enthuſiaſten in der Schäfer-Gaſſe, die Schachſpieler in der Koch-Straße, die Milchbärte auf dem Molken-Markt und die Pietiſten in der Jeruſalemer-Straße.

Leſſings „Nathan der Weiſe" iſt — nach Saphir — das unſterbliche Hohelied der Toleranz.

„Der Spitzbub ſieht ihm aus den Augen heraus!" ſagte der Richter zu einem Juden; „Saphir welcher ſich in der Gerichtsſtube befand, ſagte: ganz recht, er hat ein Auge wie ein Spiegel!"

Saphir befand ſich an einem kleinem Orte, und ſagte, es iſt hier ſo ſtille, daß, wenn es nicht einmal einen Todes-Fall gäbe, gar kein Leben darin wäre.

Drei ſchlafen ruhig: ein Kind, ein Todter, und — ein Nachtwächter.

Ein Mädchen heirathete einen Witwer, acht Tage nach der Hochzeit wurde ſie mißvergnügt; Saphir ſagte, das geht ſehr natürlich zu, „das junge Mädchen hat immer gehört, wenn man einen Hofrath heirathet, wird man Hofräthin, wenn man einen Profeſſor heirathet, wird man Profeſſorin; darum glaubte ſie, ſie würde Witwe werden, und hat ſich bitter getäuſcht."

Eine Frau ſtarb im erſten Wochenbette; der unglückliche Mann, von welchem die ganze Stadt wußte, daß ihm die Frau Hörner aufgeſetzt hatte, klagte und weinte heftig. „Eines muß Sie tröſten, ſagte Saphir, Sie ſind an ihrem Tode nicht ſchuld."

Es koſtet den Weibern wenig, zu ſagen, was ſie fühlen, faſt ſo wenig, wie den Männern, zu ſagen, was ſie nicht fühlen.

Saphir wurde einer Frau, die er ſehr ſchön fand, vorgeſtellt, und ſie ſprach mit ihm ſehr freundlich. Als man ihn nachher um ſein Urtheil fragte, ſagte er: „So lange ſie mich nicht anſprach, hat ſie mich ſehr angeſprochen, als ſie mich aber angeſprochen hatte, ſprach ſie mich nicht mehr an.“

Jemand erklärte einem Mädchen die Blumen-Sprache und begann mit den Farben: „Roth iſt die Liebe; Blau iſt die Treue; Grün iſt die Hoffnung; Weiß die Unſchuld; Gelb die Eiferſucht; Schwarz die Trauer“ u. ſ. w. — Des anderen Tages kam er wieder und examinirte ſie; ſie zählte alle Farben vor, nur vergaß ſie Weiß. „Ei,“ ſagte er, „Sie vergeſſen ja die Unſchuld!“ **Saphir** welcher zugegen war, antwortete, „wer kann Alles behalten.“

Als ein junger Mann, von weibiſchen Anſehn und geckenhaft angezogen, ſich mit ſeiner Verlobten **Saphir** vorſtellte, fragte er dieſen mit ernſtem Tone: Wer von Ihnen Beiden iſt die Braut?

Es brachte, als von der herrſchenden Denkmal-Manie die Rede vor, Jemand den Dr. Luther zur Sprache und ſagte: man ſetze jetzt allen berühmten Männern Denkmäler, warum dieſem nicht? Iſt nicht nöthig. — ſazte Saphir — jede proteſtantiſche Pfarrerstochter iſt eines ſeiner ſchönſten Denkmäler.

Weib. — Frau — Gemahlin. —

Wenn man aus Liebe heirathtet wird man Mann und Weib, wenn man aus Bequemlichkeit heirathet: Herr und Frau, wenn man aus Verhältniſſen heirathet: Gemahl und Gemahlin! — Man wird geliebt von ſeinem Weibe, geſchont von ſeiner Frau, geduldet von ſeiner Gemahlin. — Man hat für ſich allein ein Weib, für ſeine Hausfreunde eine Frau und für die Welt eine Gemahlin. — Man findet ſich in Alles mit dem Weibe, man bequemt ſich mit der Frau und man arrangiert ſich mit der Gemahlin. — Die Wirthſchaft beſorgt ein Weib, das Haus beſorgt eine Frau, den Ton beſorgt eine Gemahlin. — Wenn man krank iſt, wird man gepflegt von dem Weibe, beſucht von der Frau, und nach dem Befinden erkundigt ſich die Gemahlin. — Man geht ſpazieren mit ſeinem Weibe, man fährt aus mit ſeiner Frau, und man macht Parthien mit ſeiner Gemahlin: — Unſeren Kummer theilt das Weib, unſer Geld die Frau, und unſere Schulden die Gemahlin. — Mutter unſerer Kinder iſt unſer Weib, ihre Bekannte unſere Frau, und ihre Gebieterin unſere Gemahlin. — Sind wir todt ſo beweint uns unſer Weib, beklagt uns unſere Frau, und geht in Trauer wegen uns unſere Gemahlin, — In einem Jahre heirathet wieder unſer Weib, in ſechs Monaten unſere Frau, und nach der Kondolenz-Zeit (in ſechs Wochen) unſere Gemahlin. —

Saphir hat zu vielen von ihm erſchienenen Portraits ſehr witzige Unterſchriften gemacht. Folgende ſind wohl nur wenig bekannt:

> Der Unterzeichnete beſtätigt zur Friſt,
> Daß er der Obengezeichnete iſt.

Eine andere Unterſchrift lautet:

> Der Menſch entgeht dem Drucke nicht, im Leben auf dem Stein — zum Sprechen, im Tode unter'm Stein — zum Schweigen.

Unter einem Bilde Saphirs in Lebensgröße lieſt man:

> Nur nicht in Lebensgröße, der Menſch verzeiht dem Menſchen manchmal das Leben, aber niemals die Größe!

Auf dem eben genannten Bilde, welches während ſeiner Anweſenheit in Berlin erſchien, iſt Saphir en negligé im Hausrocke abgebildet. Weyl meinte: Saphir ſtammt aus dem Oſten, kommt aus dem Süden, geht nach dem Norden und iſt abgebildet ohne Weſten.

Ein Buchhändler klagte Saphir, er bekäme von einem gewiſſen Schriftſteller, trotz aller Bemühung, nicht ein längſt bedungenes Manuſcript. Eben ſei er wieder da geweſen, aber der Autor habe die Ausrede genommen: jetzt ginge es nicht, da ſeine Frau ihn mit einem Knaben beſchenkt und die Vaterfreude ihm keinen Sinn zur Autorſchaft übrig laſſe. Wiſſen Sie was — ſagte Saphir — nehmen ſie den Knaben, da kriegen Sie gewiß ein Werk, das Hand und Fuß hat. —

Ich habe den allerhöchſten Tanzlehrer, der je einen Menſchen unterrichtet — ſagte Saphir, da er aus Baiern verwieſen worden — der König von Baiern, der hat mich gelehrt, auswärts gehen. —

Ein Gläubiger ſchrieb an ſeinen Schuldner einen ſehr groben Mahnbrief, den er mit den Worten ſchloß: ich kenne die preußiſchen Geſetze ſehr genau und werde Ihnen eine Klage auf den Hals ſchieben, an der ſie Ihr ganzes Leben ſollen zu denken haben. Der Schuldner antwortete mit ſehr höflichen Entſchuldigungen und ſchloß ſeinen Brief alſo Schließlich bitte ich Sie, da Sie nach Ihrer eigenen Angabe, die preußiſchen Geſetze ſo genau kennen, mir gefälligſt berichten zu wollen, ob es eine Injurie wäre, wenn ich an Sie ſchriebe: Er iſt der ärgſte Grobian, gemeinſte Wucherer und unverſchämteſte Spitzbube der je zur Schande der Menſchheit auf zwei Beinen herumgelaufen iſt.

Ein fader Schriftſteller fragte Saphir: welchen Titel er ſeinen geſammelten Novellen geben ſollte? er möchte gern, wie andere Schriftſteller ihre Erzählungen: Aſtern, Immortellen, Veilchen und ähnliche benannt hätten, ebenfalls einen Blumennamen wählen. „So nennen Sie dieſelben „Schafgarben“ antwortete Saphir.

Es iſt der Vorſchlag zu einer Carikatur folgender Art gemacht worden: Ein Mann, der wie ein Narr ausſieht, trägt die Naſe und die Augen nach dem blauen Dunſte gerichtet, den er für das Reich der Freiheit hält, und rennt deshalb an das Regierungsgebäude an, ſo daß er ſich die Naſe blutig ſtößt. Unter dem Bilde ſtehen die Worte: wie ein Naar an der Regierung Anſtoß nimmt.

Der **Witz** gleicht der Electricität: beide erkennt man, wenn ſie ſchlagen oder Funken von ſich geben; beide ſcheuen das wäſſerige; beide erregen bei dem, den ſie treffen, ein Zucken; beide können von vielen Leuten nicht vertragen werden, und beide geben durch ſtärkere Reibung, ſtärkere Funken.

Der Franzoſe in Gräfenberg.

Ergebner Diener, Frau Comteſſe!
Sie hier zu ſehn, bin ick ſehr froh.
Sie fragen mich: wo ick hier eſſe?
Ick trink hier nur an Table d'eau.

Saphir erzählt: Ich kündigte einſt einem Mädchen an, ſie werde einen Bräutigam bekommen und ſie erröthete. Erröthen Sie nicht, mein Kind — ſagte ich — wenn Sie nicht geneigt ſind zu heirathen, ſo ſollen Sie keinen Bräutigam bekommen. Nun erblaßte ſie. Sie bekam keinen Bräutigam und ergraute ſpäter.

Ein Mann, der ſich für groß hält, weil er auf einem hohen Geldſack ſitzt, gleicht einem Zwerge, der ſich auf den Chimboraſſo ſetzt, und ausruft: Ich bin ein Rieſe!

Ein alter eingebildeter Literat äußerte: Er wäre eine hohe Eiche im deutſchen Bardenhaine, die ſchon viele junge Dichter unter ihren Schatten genommen hätte. Sie hätten beſſer daran gethan — ſagte Saphir — Licht über die Dichter zu verbreiten, als Schatten.

Nach einer Vorleſung, in welcher Saphir ſich die Sprüchwörter zum Thema gewählt, fragte ihn Jemand: wie iſt das Sprüchwort zu verſtehen: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand," da es doch ſo viel Beamte mit beſchränktem Verſtande giebt. Saphir ſagte: die Aemter werden verſchieden vertheilt, zum Theil von Gott, zum Theil von den Miniſtern. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand, da aber die meiſten Aemter von den Miniſtern ertheilt werden, wo ſoll hier aller Verſtand herkommen?

Gedanken.

Niemand ſchämt ſich zu ſagen: „mein Fuß iſt mir eingeſchlafen, mein Arm iſt mir eingeſchlafen u. ſ. w., jeder aber ſchämt ſich zu ſagen: „mein Verſtand iſt mir eingeſchlafen!" oder „meine Nächſtenliebe iſt mir eingeſchlafen!

Alle Menſchen wären beſcheiden, wenn ſie in ihrem Leben nur ein einziges Mal geſtorben wären! Dann würden ſie ſehen, wie leicht die Welt ohne ſie beſteht.

Wenn ſeinem Nachbar ein Unglück zukommt, ſo ſagt der Menſch: „das hat Gott gethan!“ Wenn ſein Nachbar aber ein Glück hat, ſo ſagt er: „das iſt der blinde Zufall!“ Bei ſich macht er's umgekehrt.

Unſer Jahrhundert ſchreit nur um Licht! Es geht unſerm Jahrhundert wie manchen Menſchen, welche die ganze Nacht nicht ſchlafen können, ſobald man aber Licht anzündet, ſchlafen ſie gleich wieder ein!

In den Trauerſpielen wird ſehr viel geweint, allein Wenige weinen die Thränen des Dichters, die meiſten bringen ihre eigenen Thränen; ihren Hauswein mit. Wenn ich Theater-Direktor wäre, ſolche, die ihre eigenen Thränen mitbringen, müßten mir mit dem Eintrittsgeld dafür auch noch — Pfropfengeld bezahlen!

Warum findet man in kleinen Städten mehr Menſchenliebe als in großen? Weil ſie weniger an

Nächſtenliebe brauchen. In Berlin muß man 360,000 Nächſte lieben, was kommt da auf Einen?! In Kyritz braucht man nur 400 zu lieben, da kommt doch auf jeden Etwas!

Die Frau nimmt in der Ehe den Namen des Mannes an, ſo wie ein Sieger den Namen der Schlacht annimmt, die er gewonnen hat!

Warum iſt es auf dem Lebensweg nicht wie auf dem Fahrweg? Auf dem Fahrweg müſſen die leeren Wagen den vollen ausweichen, auf dem Lebenswege weichen die vollen Köpfe den leeren aus.

Die Wohnungen ſind ſo theuer geworden, daß das kleinſte Herz noch ein Zimmer mit ſeparirtem Eingang vermiethet.

Einem großen Talente geht es wie einem papiernen Drachen; je höher er ſich erhebt, deſto mehr Straßenjungen laufen zuſammen, um ihn herunter zu ziehen.

Wenn es zum Sterben kommt, ſind alle Menſchen wahr, und bei dem Ausgange aus dem Leben, bei der letzten Thür, iſt die Redensart gewiß ernſt: „Belieben Sie nur voraus zu ſpatzieren!“

Thränen erpreſſen iſt das Vorrecht des Schickſals und der Menſchen, Thränen vergießen das Vorrecht des Unglücks, Thränen trocknen das Vorrecht der Menſchlichkeit, Thränen verhehlen das Vorrecht der Größe

Ein Genie iſt wie ein Feuerſtein voller Ecken, aber gerade die Ecken geben Funken.

Die drei Worte.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von außen her,
Nur Berlin giebt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt alle Luſt geraubt,
Wenn er ſie gut zu finden hier glaubt.

Die Sahne iſt wäſſrig, auf Ehre und Treu,
Und wären von Silber die Schalen;
Laßt euch nicht irren des Milchweibs Geſchrei,
Nicht daß theur' ihr müßt ſie bezahlen.
Der Caffee, wie ich ihn ſchwarz anſchau,
Von der Sahne wird er plötzlich blau!

Und das Pflaſter, es iſt ein ſpitzig Ding,
Der Menſch betritt es mit Beben,
Und ſollt er ſtraucheln noch ſo gering,
Vorwärts muß er dennoch ſtets ſtreben;

Wer nie noch einen Fehltritt hat gemacht
Der wird in Unſchuld zu Falle gebracht!

Und die *Droſchke* kriecht, bewegt ſich nicht leicht,
Wie auch der Fahrende zanke,
Erhaben über Zeit und Raum ſie ſchleicht,
Wie eines Profeſſors Gedanke!
Und ob man auch dem Kutſcher ein Trinkgeld weiſt,
Es beharrt in der Droſchke ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte vermeidet zu jeglicher Zeit,
Umgebt ſie zu jeglicher Stunde,
Sie machen die Zeit euch lang und die Füße breit,
Verwäſſern das Frühſtück im Munde;
Dem Menſchen wird wahrlich ſein Geld geraubt,
So lang er an die Güte der drei Worte glaubt.

Mancher Mann hat nur die zu *Freunden*, welche *Liebhaber* ſeiner Frau ſind.

Wie man Schauſpieler mit *enormer Gage* wichtige Menſchen nennen kann, — eben ſo wird man Schauſpieler *ohne Gage gehaltloſe* Menſchen nennen können.

Vielwiſſerei und *Vielwiſcherei* iſt bei Frauen gleich unausſtehlich.

Man ſtand von einem Tiſche auf, wo die Koſt ſehr mager war, der Wirth rief den Gäſten zu: ich wünſche wohl geſpeiſt zu haben! Saphir, welcher ſich ebenfalls unter den Gäſten befand, erwiederte dem Wirth: ich wünſchte wohl, geſpeiſt zu haben!

Saphir ſah in B. den bekannten Baſſiſren Z. mit einer Dame von zweideutigem Rufe ſpatzieren gehen. Als man ihn darauf aufmerkſam machte, erwiederte er: Il aime les dames qui sont basses; les beaux esprits se rencontrent.

Saphir fuhr eines Tages in einem Fiaker, der Wagen hielt bereits mehrere Minuten, da der Kutſcher mit einem Anderen in Streit gerieth und Handgemänge wurde. Saphir rief aus dem Fenſter hinaus: „prügeln ſie ſich etwas ſchneller, ich habe die Droſchke auf eine Stunde genommen.“

Man ſprach von der allgemeinen Sittenloſigkeit, welche immer mehr um ſich greiſe. Eine Dame bemerkte, ſie wundere ſich, daß Gott nicht wieder eine Sündfluth kommen ließe. „Weil ihm die erſte nichts geholfen hat“ antwortete Saphir.

Gedruckt bei C. Feiſter.

XXIV. 14

M. G. Saphir

am Plaudertiſche.

Ein launiges Potpourri

von

Wortſpielen, Anekdoten, Calembourgs,
Räthſeln und Impromptus

des

berühmten Humoriſten.

Zweites Heft.

Mit Saphir's Genehmigung von mehreren ſeiner
Freunde geſammelt.

Berlin, 1843.
Plahn'ſche Buchhandlung.
(L. Nitze.)

[illegible]

Saphir wurde gefragt: Woher mag es wohl
ommen, daß die unwiſſenden Menſchen gewöhnlich
ie eitelſten und hochmüthigſten ſind? — Haben
Sie nicht bemerkt, daß Blinde den Kopf weit
öher tragen, als Leute mit guten Augen.

Hoffnungen ſind die Faſtenſpeiſen unſres
ebens, deren Köchin die Noth iſt.

Glücklich iſt, wer im Leben ſich nicht vor
em Tode, und im Tode ſich nicht vor dem Le-
en zu fürchten hat.

Narren ſind Uhren, die nicht mit der Zeit
ortgehen; daher werden ſie auch oft von Klügern
ufgezogen.

Haar' auf den Zähnen hat — ſagt man — das Fräulein Strehlen —
Die Haare ſeh' ich wohl, jedoch die Zähne fehlen.

Alte Jungfern haſſen die Hageſtolzen am meiſten, weil dieſe Schuld daran ſind, daß es ſo viele alte Jungfern giebt.

Die ſteifen Zirkel, in denen man ſich beſtändig drehen und wenden muß, könnte man Wendezirkel nennen. — In den Wendezirkeln ſind aber bekanntlich die Affen zu Hauſe.

Saphir fing eine Thräne auf, die über die Wangen einer geſchminkten Dame gefloſſen war. Die Thräne ſah ganz roſenroth aus. Vergießen Sie nicht zu viel Thränen — ſagte Saphir — durch vieles Weinen wird man blaß.

Manche Damen leiden ſo ſehr an Langeweile, daß ſie, um ſich die Zeit zu verkürzen, ſich für jünger ausgeben, als ſie ſind. Das Alter iſt das Einzige, was Damen an ſich gerne gering geſchätzt ſehen.

Die Noth iſt der härteſte Arzt. Gegen das Kopfweh, das ſie ſelbſt bereitet, zwingt ſie auch zugleich die Leidenden, die Hunger- und Waſſer-Kur zu brauchen.

In der Geſellſchaft bewache Deine Zunge, in der Einſamkeit Dein Herz.

Manche Frau iſt eine Bienen-Königin und zugleich eine Schach-Königin. Erſtere durch die Menge ihrer Anbeter, letztere gegen ihren Mann, dem ſie fortwährend Schach bietet.

Witz und Verſtand haben keine Mehrzahl, und die Mehrzahl hat ſie nicht.

Advocaten ſind oft ſehr religiös. Sie laſſen ſich bei allen ihren Handlungen durch Moſen und die Propheten leiten.

Eben ſo ſehr, wie man über die Größe der Welt ſtaunet, muß man ſich oft über die Kleinlichkeit der ſogenannten groſſen Welt ärgern.

Herodot nennt man den Vater der Geſchichte. Mancher neuere Hiſtoriker verdient denſelben Namen, da er, mit der Lüge im Bunde, der Vater der Geſchichte wird, die er ſchreibt.

Gehen Sie, mein Herr! — pflegte Napoleon zu ſagen, wenn er einen wichtigen Auftrag gegeben oder den Gang einer großen Arbeit vorgezeichnet hatte — eilen Sie und vergeſſen Sie nicht, daß die Welt in ſechs Tagen fertig wurde.

Ein Chemnitzer Strumpffabrikant äußerte ſeine Verwunderung, daß in Berlin nicht ſo viel Strümpfe mehr, wie früher, verbraucht würden. Saphir verſetzte ihm darauf: Bei uns ſind jetzt ſehr ſchlechte Zeiten; es müſſen ſich Viele auf die Socken machen.

Weinhändlers Entſchuldigung.

Ich verſchlechtre Weine! — ſagt mein Haſſer —
O Verleumdung! Ich veredle Waſſer.

Jemand behauptete: Es ſei Einerlei, ob man ſage: ſpeiſen oder eſſen. Nun — wendete ihm Saphir ein — beſuchen Sie mich morgen zu Mittag; ich will Sie eſſen.

Iſt „Eſel“ ein Zeitwort? — fragte ein Lehrer. — Ja — antwortete ein Schüler — man kann ja ſagen: Ich Eſel, Du Eſel, Er Eſel! —

Ein Mann, der einen Groll gegen eine kleine Stadt hatte, hieb rings um dieſelbe alle Diſteln ab, um — wie er ſagte — den Einwohnern die Lebensmittel abzuſchneiden.

Ein Armer in Wien bettelte des Nachts einen Vorübergehenden an. Dieſer rief erzürnt aus: Es iſt eine Schande, die Leute des Nachts mit Betteln zu beläſtigen. Verzeihn's, Ihr Gnaden — war die Antwort — i bettele auch am Tage.

Schwer drückt ein voller Beutel, ſchwerer ein leerer.

Man brachte einem polniſchen Juden die frohe Nachricht: Napoleon ſei über den Rhein zurück. Nu — ſagte er — was thu ich dermit, daß er über den Rhein is, kann mer niks helfen; der Rhein muß über ihn, denn bin ich ſicher.

Fräulein — ſagte ein Süßling zu einer Schönen — ich küßte Ihnen gern den Staub von Ihren Füßen; aber es wagt es kein Stäubchen, ſich an dieſelben anzuſetzen.

Ein junger Berliner erblickte in einer Droſchke, die etwa vierzig Schritte vor ihm fuhr, einen Freund und lief haſtig los, um den Wagen einzuholen. Ein Eckenſteher, der ihn ſo laufen ſah, ſchrie: Herrken, loofen Se man nich ſo raſch, ſonſt loofen Se ja der Droſchke eenen ganzen Welttheil voraus und ſie holt Sie im Leben nich ein.

Ein Gutsherr.

Hätt' einen dummen Sohn ich, ohne viel Beſchwerden,
Ließ ich ihn weiter nichts, als einen Paſtor werden.

Ein Paſtor.

Der Menſchen Sinne ſind verſchieden doch gemacht,
Denn ſicher hat nicht ſo Ihr Herr Papa gedacht.

Grabſchrift eines Strumpfwirkers.

Dem hat der Tod den rechten Lohn gegeben:
Er hat verwirkt ſein Leben.

Was verliert man, wenn man es ſich nimmt? — —

Das Leben.

Als ein Gauner gehenkt wurde, der ſich für einen Grafen ausgegeben hatte.

Den Titel „Hochgeboren", hat ihm der Trug erworben;
Doch ward er bald entdeckt. Jetzt iſt er hoch geſtorben.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand. Wem aber Gott Verſtand giebt, dem geben die Menſchen — kein Amt.

Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glück ſtets bauen! — ſollte mancher Fürſt denken, wenn ihm ſein Rath in tiefſter Devotion ſchildert, wie ſehr er für ſein Wohl bedacht ſei.

Laut unverbürgten Nachrichten will ſich das Straßenpflaſter in Veritate nicht mehr treten laſſen. Es behauptet: Dies ſei ein Vorrecht der Menſchen, nach welchem es durchaus nicht ſtrebe.

Celui seul prend les femmes pour models, qui ne connait pas les maux d'elles.

Parodirende Strophe des Liedes „Knaſter den Gelben u. ſ. w.

Schillern und Göthen.
Hat uns Apollo präparirt,
Und als Poeten recommandirt.

Saphir ſchrieb einſt ſcherzhaft über die Benefizvorſtellung eines Komikers: Der Saal war ſo voll, daß die Zuſchauer perpendikulär lachen mußten, weil ſie den Mund nicht mehr horizontal öffnen konnten.

Ein Schauſpieler ſagte zu Saphir: Bei meiner letzten Rolle war das Theater ſo voll, daß kein Menſch eine Hand rühren konnte, und doch nahm das Klatſchen kein Ende. Das kam daher — entgegnete Saphir — weil die Anweſenden über Ihr Spiel die Hände über den Kopf zuſammenſchlugen.

Es war die Rede von einem ſehr unbedeutenden Recenſenten, der außerdem, daß er die Schauſpieler um einen Theil ihrer Gage erleichterte, auch noch manches, zwar nicht ehrenvolle, doch lucrative Geſchäftchen betrieb. Was iſt denn des Mannes Hauptverdienſt? — fragte eine Dame. — Er hat kein Hauptverdienſt — verſetzte Saphir — aber eine Menge Nebenverdienſte.

Saphir ſaß zwiſchen den beiden liebenswürdigen Schweſtern A(uguſte) und C(harlotte) von Hagn. Heute ſind Sie einmal ſo recht vergnügt! — redete ihn die Eine an. — Wie kann es anders ſein? — verſetzte er — zwiſchen A. Hagn und C. Hagn iſt Behagen.

Worin ſollte jeder Arzt das Gegentheil bilden von Gott? — Gott hat die Welt aus Nichts geſchaffen; ein Arzt ſoll Nichts aus der Welt ſchaffen.

Ein neu engagirter Bühnenkünſtler erhielt von ſeinem Director eine Doſe zum Geſchenk. Er giebt Ihnen die Doſe — bemerkte Saphir — weil er Sie für eine gute Priſe hält.

Saphir las Voltaires bis in's Gemeine ausartende Ausfälle gegen Shakespeare und endlich an die Stelle, wo Jener Dieſen einen ungeheuern Miſthaufen nennt. Ja — rief Saphir — das muß Shakespeare wohl ſein, da er Voltaires magern Acker ſo gut gedüngt hat.

Das Ende krönt das Werk. Wohl wahr. Es iſt nur die Frage: ob mit einer ſtrahlenden oder mit einer Dornenkrone.

Dieſer Leichenſtein bedeckt mein Weib Kriſtallen,
Und iſt, als wäre er vom Herzen mir gefallen.

Saphir war bei einem kargen Mahle. Nach aufgehobener Tafel fragte ihn der Gaſtgeber: Wann machen Sie mir wieder einmal das Vergnügen, bei mir zu ſpeiſen? — Am liebſten bald! — verſetzte der Gefragte.

Der dramatiſchen Werke Ludwig Rellſtabs wird man gedenken, wenn Shakespeare und Schiller vergeſſen liegen; aber nicht eher.

Die Menſchen des Jahrhunderts ſind bittſelig, die um Gnaden zu bitten oder zu betteln haben; feindſelig; gnadſelig, wenigſtens in Worten; holdſelig, huldreich, angenehm, dem Scheine nach; lobſelig, reich an Lob — bis zur Vergötterung; rathſelig, reich an Rath, in der Einbildung; redſelig, geſprächig, ſchwatzhaft; ſaumſelig, beſonders in Hinſicht des Beſſern, Wahren, Wichtigern oder Wichtigſten; ſchreibſelig, ſchreibſüchtig; ſelig, betrunken in provinzieller Bedeutung. Im Uebrigen, bei allen dieſen Seligkeiten, armſelig, mühſelig, trübſelig und unſelig, weil nicht friedſelig und gottſelig.

Herr X iſt in Gedanken,
Das find' ich ſonderbar;
Da doch nicht ein Gedanke
Bis jetzt in ihm noch war.

Die Unſchuld entwich
Aus dem Herzen,
Die Röthe verblich
Auf den Wangen:
Drum — daß der Unſchuld Schein noch blinke,
Erfand die Frechheit — die Schminke.

Saphir war erkrankt. Der Erzherzog Carl von Oeſterreich ſchickte ihm ſeinen Leibarzt. Als dieſer in's Zimmer trat, ſchrie Saphir laut auf: Von Ihnen laſſe ich mich nicht behandeln! Trotz alles Zuredens des Arztes, beharrte er bei ſeiner Widerſetzlichkeit, ſo daß jener ſich entfernen mußte, ohne dem Kranken auch nur an den Puls gefühlt zu haben. Nach Saphir's Geneſung, begegnete ihm der Erzherzog und fragte ihn: warum er ſeinen Arzt abgewieſen? — Weil ich für mein Leben fürchtete, denn Ihr Arzt iſt nur gewohnt, mit Unſterblichen umzugehen. —

Ja wohl! die Weiber ſind der Erde Zier,
Wenn einſtens ſtill ſie ruhn in ihr. —

In B. ſpielte ein ſehr ſchlechter Schauſpieler ſchon ſeit vielen Jahren die Rolle des Geiſts in Hamlet. Als Saphir ihn ſah, ſagte er, es wäre zu wünſchen, daß dieſer Mann den Geiſt aufgiebt, damit einmal ein Anderer dieſe Rolle bekäme.

Saphir ſah ſeinen Arzt vorübergehen, und trat zurück, um von demſelben nicht bemerkt zu werden. Als man ihn um die Urſache ſeines Benehmens fragte, antwortete er: Ich ſchäme mich, weil ich ſo lange nicht krank geweſen bin.

Ein ungariſcher ſehr bornirter Edelmann wünſchte von Saphir einer einflußreichen Perſon in W. vorgeſtellt zu werden. Saphir that dies mit den Worten: Ich ſtelle Ihnen hier den Herrn v. K. vor, welcher bei der letzten Viehausſtellung den Preis erhalten hat.

Saphir ſagte einſt, Rellſtabs Gedichte wären ſo langweilig, daß ihm ſelbſt die Füße darüber einſchliefen, als er ſie ſchrieb.

Ein junger Dichter überſandte dem Humoriſten einſt eine Ode an die Unſterblichkeit und bat ſich ein Urtheil darüber aus. Saphir ſchickte das Manuſcript mit den Worten zurück: Dieſes Packet wird niemals an ſeine Adreſſe gelangen.

So oft bei Saphir eine Soiree ſtattfindet, befindet ſich über der Garderobe folgende Inſchrift:

> „Hier werden Mäntel, Regenſchirme, Vorurtheile und Rangunterſchied abgelegt.“

Saphir wurde gefragt, warum er nicht rauche? er antwortete: Ein Mann, der raucht, iſt nur ein halber Ehemann; er hat oft mehr Gluth für die Pfeife als für die Frau und trauert zuweilen mehr um die Aſche ſeiner Pfeife als um die Aſche ſeiner Frau, und nicht ſelten verwechſelt er im Ausklopfen Frau und Pfeife. Ich rauche alſo nicht, ſo wie überhaupt ſtarke Gluthen nie rauchen, heiße Suppen am ſtillſten und die ſtillſten Mädchen am heißeſten ſind.

Saphir hatte in Wien eine Akademie veranſtaltet, wozu die Billets ſämmtlich vergriffen waren. Eine junge Dame bat ihn daher um die

Erlaubniß, auf die Probe kommen zu dürfen. Saphir lehnte dies mit folgenden Worten ab: Mein Fräulein, ich bin nicht geneigt, eine Tugend auf die Probe zu ſetzen.

Saphir ſpeiſete im Café J . . . . und ſagte im Eifer des Geſprächs zu Jemandem: Sie ſind ein Vieh! — Dieſer verklagte ihn auf Injurien. Saphir wurde vorgeladen und ſagte: Ich wollte zu ihm ſagen: Sie ſind ein Philoſoph; er ließ mich aber nicht ausreden, ſondern unterbrach mich bei: Sie ſind ein Phi . . . — Der Richter lachte, und Saphir ward entlaſſen. —

Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen dem Königsſtädter Theater und einer Badeanſtalt? — fragte Saphir und antwortete gleich: Eine Badeanſtalt macht Waſſer zu Geld, das Königsſtädter Theater macht Geld zu Waſſer.

Eine ſehr häßliche Dame bemerkte einſt ſarkaſtiſch: Hr. Saphir, Sie ſehen heut ſehr gut aus. „Sie halten mich für Ihren Spiegel", gab der Humoriſt zur Antwort.

Saphir kam vor dem Königsſtädtſchen Theater in Berlin vorüber, wo man eben einen Blitzableiter anbrachte. Wozu der Blitzableiter? — fragte er — hier ſchlägt ja doch nichts ein.

Räthſel.

Ein dreitheiliges Wort; jeder einzelne Theil bleibt vor oder rückwärts geleſen gleich; jeder Theil iſt das Wort einer andern Sprache. Das Ganze der Name eines Königs aus dem Alterthume. (Agamemnon.)

Räthſel.

Die erſte Sylbe iſt ein halber Käſe, die zweite Sylbe iſt ebenfalls ein halber Käſe, und das Ganze iſt eine Speiſeanſtalt für junge Mädchen. (Käſe.)

Die **Schechner** trat zum letzten Male im Berliner Opernhauſe auf; das Publicum rief einſtimmig, jedoch vergebens, Hier bleiben! Am folgenden Morgen in aller Frühe reiſte ſie von Berlin ab. Mehre ihrer Verehrer, unter denen ſich auch Saphir befand, waren ihr vorausgeeilt und erwarteten die geſchätzte Künſtlerin in der erſten Station. Saphir redete ſie mit den Worten an: „Wer mein Geſicht am Morgen ſieht, **fährt zurück**; ich wünſche, daß es auf Sie dieſelbe Wirkung machen möchte!“

Saphir befand ſich an der Table d'hote einer kleinen Stadt; die Aufdringlichkeit der Tiſchgenoſſen, welche dem Humoriſten einige Witze erpreſſen wollten, erreichte den höchſten Grad, als einer derſelben aufſtand und Saphir in ſalbungsreichen Worten ein Lebehoch brachte. Er erwiederte dies mit den Worten: „ich bedanke mich für die ganze Geſellſchaft.“

Von einer Schauſpielerin, über deren Privatleben ſich allerlei Gerüchte verbreitet hatten, ſagte Saphir: Sie iſt gleich ſchätzenswerth, als Künſtlerin und als Menſch.

Saphir wurde gefragt, woher es denn käme, daß im Königsſtädtſchen Theater die Kunſt ſolche Rückſchritte mache. Er antwortete: es liegt am Ochſenkopfe.

Man wunderte ſich darüber, daß Rellſtab bei ſeiner Anweſenheit in Paris auch nicht das geringſte Aufſehen gemacht hatte. Saphir meinte, das wäre ganz natürlich, er reiſte ja incognito unter dem Namen Rellſtab.

Saphir war bei einem ſehr bekannten und zugleich bornirten Theaterdirector in X. zu Tiſche geladen. Beim Serviren ſtieß der Bediente unglücklicherweiſe ſeinen Herrn an, worauf dieſer erzürnt ausrief: Ochſe! Nun, nun, meinte Saphir, ſich des Unglücklichen annehmend, es kann ja paſſiren, daß einer den andern anſtößt.

Ein Fremder, welcher Saphir die Aufwartung machen wollte, fand ihn niemals zu Hauſe. Als er ihm auf der Straße begegnete und ihm zu verſtehen gab, daß ſein Beſuch ihm wahrſcheinlich gleichgiltig ſei, antwortete Saphir: „im Gegentheil, wenn ich Sie ſehe, bin ich ganz fort.“

Wenn ein Millionair in die Taſche greift, hat er die beſten Köpfe in der Hand, ſie ſtehen ihm alle zu Gebote, und er kann daher den eigenen ganz entbehren; ein armer Teufel aber, der in die Taſche greift, der findet nirgends einen Kopf, der trägt den Kopfſchmerz in der Taſche, und ihm bleibt keine Zuflucht, als zu ſeinem eigenen Kopfe! So ein armer, geiſtreicher Teufel, der lebt von ſeiner eigenen Kopfſteuer, und von dieſer Kopfſteuer muß er auch ſein Taſchengeld beſtreiten. Wenn ein Millionair ſagt: „Mein Kopf ſteht mir auf hundert Gegenſtände, ſo hat er vollkommen Recht, denn bald ſteh'n ſeine Köpfe auf Gold, bald auf Silber, bald auf Kupfer u. ſ. w.; allein dem armen, geiſtreichen Teufel ſteht ſein Kopf nur auf einen Gegenſtand, auf ihn ſelbſt, und das iſt für die Welt kein Gegenſtand. —

Als der Himmel die Erde von ſich in die Tiefe ſinken ließ, erſchuf er die Frauen, damit er ſtets Anfaßpunkte habe, um die Erde wieder zu ſich emporzuziehen. Darum ſehen die Frauen in jedem Sterne ein goldenes Nägelchen, an dem ſie ſchon hier etwas für den Himmel hinhängen, eine Hoffnung, eine Sehnſucht, einen Wunſch, ein ſtilles Gebet, eine Thräne.

Eine ſehr ſonderbare Forderung iſt es, wenn man vom Witz verlangt, er ſoll durchaus gutmüthig ſein! Haben Sie ſchon ein witziges Lamm geſehen, oder ein pikantes Schaf, oder einen humoriſtiſchen Hammel?

Ein jeder Menſch iſt einmal im Jahre ein Genie, leider aber verſchlafen die meiſten Menſchen dieſen Augenblick oft.

Was iſt Hoffnung? — Eine Vorrede zur Kultur des Faullenzens.

Seitdem Waſſer ein Heilmittel iſt, weiß ich, woher ſich alle jungen Schriftſteller Doktor ſchreiben.

Die menſchliche Seele hat viel Domänen: die Tugend iſt ihr Majoratsgut, die Liebe ihr Frühlings- und Sommer-Palais, die Freundſchaft ihr sans souci, und die Religion ihr Wittwenſitz.

Es giebt viele Kinder, die ihrem Vater nicht gleichſehen; z. B. das ſpaniſche Rohr iſt der Vater der türkiſchen Juſtiz, die hölliſche Ungeduld des Mannes iſt die Mutter der himmliſchen Geduld der Frau, und das römiſche Recht iſt zuweilen der Vater von manchem deutſchen Unrecht.

Der Unglückliche hat ein Glück: er hat keinen Schmarotzer, die Natur ſelbſt hat den Fingerzeig dazu gegeben: die Cypreſſe hat keine Würmer.

In dem Bau des Menſchen bewohnt das Talent nur einen Stock, oder einen Flügel. Muſiktalent wohnt im Ohr, Malertalent im Auge, Improviſationstalent im Gedächtniß u. ſ. w., nur das Genie bewohnt das ganze Haus.

Die ſogenannten ſpröden und kalten Frauenzimmer legen nur darum in ihrem Herzen eine Eisgrube an, damit ſich dann ihre Liebhaber ſpäter deſto länger erhalten und friſch bleiben.

Die Liebe iſt die Speiſeröhre des Herzens, die Ehe die Luftröhre; es iſt eine große Fatalität, wenn Einem etwas Unrechtes in die Luftröhre kömmt.

Ein Häring, eine Gaſſen-Neuigkeit und ein Witz haben nur drei Reſpekttage, am vierten Tage ſind ſie ſchon anrüchig. Die Frauen haben nur drei Reſpekttage, d. h. drei Tage, an welchen ſie ihren Männern Reſpekt beweiſen, an ſeinem Hochzeitstage, an ſeinem Geburtstage und endlich an ſeinem Sterbetage.

Die Ehe iſt ein göttlich Inſtitut gegenſeitiger Veredlung; wie hat nun unſere Zeit dieſes Prinzip umgekehrt! — Die jungen Leutchen legen ihr Zugebrachtes und ihre — Fehler zuſammen, und der ſchöne Fond wuchert in den Kindern. —

In einer B—r Zeitung ſtand: Beſonders ſterben viele Perſonen am allgemeinen Krankenhaus", ſtatt: „im allgemeinen Krankenhaus!"

Die Leſer.

Die gewaltigen, vielgeſtaltigen, mannigfaltigen,
Wie ſoll ſie, die Richtigen, denn Einer beſchwichtigen?
Erſt der nackte,
Abgeſchmackte
Und vertackte
Ausgeſperrte
Brodtgelehrte:
Will Maſſives,
Poſitives,
Breitentſchaartes,
Grundgelahrtes,
Fein hiſtoriſch,
Und notoriſch:

Dann ein raſcher
Zeitſchriftnaſcher,
Wortſpielhaſcher:
Will Pikantes,
Elegantes,
Buntgemengtes,

Und Gedrängtes,
Amüſantes
Und Frappantes,
Ernſt und munter
Kunterbunter.

Dann der Weiche
Liederreiche,
Liebesbleiche:
Wünſcht Sonette,
Um die Wette
Mit Canzonen
Und Terzonen
Zartempfund'nes,
Herz geſund'nes,
Lyriſchleichtes,
Thränenfeuchtes.

Dann die zarte
Flachsbehaarte
Halbbejahrte:
Will Gekürztes
Und Gewürztes,
Um die Nerven
Sich zu ſchärfen,
Klingkling-Brätzel,
Kleine Räthſel,

Blumen-Oden,
Putz und Moden.

Dann die ſchwachen
Geiſtesflachen
Bloß zum Lachen:
Wollen Zoten,
Anekdoten,
Neckereien,
Die entzweien,
Recenſionen,
Die nie ſchonen,
Stadtgeſchichten
Und Inzüchten.
Wir ſind die Beſchwerlichen,
Die ewig Begehrlichen,
Doch ſtets Unentbehrlichen,
Die Schweren und Flüchtigen,
Wie zu beſchwichtigen?!

Silhouette einiger Unterſcheidungszeichen.

Die Pauſe. (—)

Dich, Faulbett, grüß' ich erſt, auf welchem die Gedanken
Sich dehnen, ſtrecken, wälzen, ſonder Schranken;
Dich Grabſtein für Gedanken, die, noch ungeboren,

Den Platz zu ihrem Grabe ſich erkoren;
Dich, Kanapee für Männer und für Frauen,
Gedankenlos Geleſ'nes in Gedanken zu verdauen.
Dich, Banquo-Platz, auf dem uns jetzt nur ſelten
Ein Geiſt erſcheint aus höhern Geiſterwelten;
Dich, Rettungsboot, in welches man ſich flüchtet,
Wenn leerer Wind das Hirnſchiff uns vernichtet;
Dich, Watte der Autoren, mit der ſie, uns zu täuſchen,
Die ſpindeldürren Glieder ſich befleiſchen,
Du Rothſchuß, wenn fern von jedem Geiſterlande
Der liebe Geiſt ſitzt feſt auf dürrem Sande,
Dich ruf' ich an, und zum Beweiſ', daß ich bei Dir zu Hauſe;
So ſtehe als Beweis gleich hier die breite „—„

Das Empfindungszeichen. (!)

Dich ruf' ich an, Du Haupt-Empfindungsſchlächter,
Du großer Spieß der dicken Herzens-Wächter,
Dich, Maibaum der romantiſchen Lektüre,
Dich, Glockenzug an off'ner Herzensthüre,
Dich, Kletterſtang' der deutſchen Dichterinnen,
Auf deſſen Spitz' ein Faß mit Thränen zu gewinnen;

Dich, Zeigefinger an der Hand der Verſeſchreiber;
Dich, Schlüſſelbund der Liebenden und Weiber;
Dich, Ladſtock an der großen Federflinte,
Dich, Haifiſch in dem ſchwarzen Meer der Tinte,
Dich ruf' ich an! O hilf die Leſer mir erweichen,
Zu Hilfe! Zu Hilfe! Geſchwind, o du„!".

Troſt für Schafköpfe.

Die Wolle ſteigt! Welch' ein Troſt für alle Schafsköpfe, die ſo recht in der Wolle ſitzen;

Die verſchiedenen — „Berger."

Bei „Grünberg" (in Niederſchleſien), dem Vaterland des allerſauerſten Weins, iſt ein Meteorſtein vom Himmel gefallen. Man behauptet, es ſei der Magen eines Weinreiſenden, der zu viel von dieſem Nektar getrunken. Saphir forderte den bekannten Dr. Nürnberger auf, er ſolle den Grünberger unterſuchen, ob es nicht ein Johannisberger iſt.

— Beſtrebe Dich nie, Deine Dummheit zu verbergen. Die Menſchen werden Dir eher zehn Dummheiten, als eine Klugheit verzeihen. —

In den „vereinigten Staaten" erſcheinen 1555 Zeitſchriften. Ein Journaliſt meinte davon: „welch' ein Ideen-Verkehr!" — Wie man's nimmt, ſagte Saphir, denn ſie haben gewiß viel verkehrte Ideen!

— Eigenlob ſtinkt, darum geh' nie ohne Köllnerwaſſer in eine Künſtlergeſellſchaft. —

— Die Liebe iſt ein bewaffneter Friede, die Ehe ein entwaffneter Krieg. —

Bei ſeinem Aufenthalte in X. befand ſich Saphir häufig in Geſellſchaft eines bekannten Theater-Direktors, von welchem alle Welt weiß, daß er einen Ueberfluß an Verſtandsmangel beſitzt. „Wie ſeltſam iſt es doch, daß meine Beine täglich einſchlafen!" — „Wie können Sie ſich darüber wundern," entgegnete Saphir, „befinden ſich Ihre Beine doch ſtets in Ihrer Geſellſchaft."

Derſelbe Theater-Direktor lud Saphir zu einer Landparthie ein und machte ihn beim Einſteigen auf das Wappen an ſeinem neuen Wagen aufmerkſam, in welchem ein Hirſchkopf abgebildet war. „Jedermann weiß," bemerkte Saphir,

„daß Sie nichts Vernünftiges im Schilde führen.

Als am Morgen Saphir's Name im Fremdenblatt erschien, eilte der obenbezeichnete Director in Saphir's Wohnung. „Herr Saphir, eine Bitte, — spielen Sie bei mir!" — „Ich spiele nicht, ich lese nur, gab Saphir zur Antwort und zwar ist meine Akademie bereits im Concertsaale arrangirt." Nach Beendigung der Akademie eilte der aufdringliche Theater-Director von neuem zu dem Humoristen, drückte ihm die Hand und sagte wohlgefällig: „Das muß Ihnen der Neid lassen; Herr Saphir, Sie lesen wonderscheen; wo haben Sie, um Vergebung, lesen gelernt?

Der Musikdirektor X. in B. kam aus der Probe seiner komischen Oper: die Hausfrau, und begegnete einem Schauspieler, der als Anbeter der Frau Musikdirektorin bekannt war. Nun, Herr Musikdirektor — fragte ihn der Mime — wie sind Sie mit Ihrer Hausfrau zufrieden? — Passirt! — versetzte Jener — nur Eins ärgert mich: die Hörner! die Hörner! und der vermaledeite zweite Geiger.

Wer iſt der beſte Redner? — Ein Faßbinder; er überlegt Alles reiflich und trägt es faßlich vor.

Um glücklich zu leben und ſich ſelbſt immer gleich zu bleiben, muß eine hübſche Frau jung ſterben, eine tugendhafte aber ein hohes Alter erreichen.

Nichts gereicht einer Frau ſo zur Ehre, wie ihre eigene Geduld, nichts ſo zur Schande, wie die Geduld ihres Gatten.

Die Liebe iſt in den neueſten Dramen die eingelegte Walze, welche den dramatiſchen Kaſten beſeelt. Allein ſie iſt meiſt nicht der innere Organismus, nicht die durchgehende, belebende Kraft, welche das Sein, das Leben, den Fortgang und die Reſpiration des Ganzen hervorbringt, ſondern die Krücke, die man der Handlung in die Hand giebt, damit ſie hie und da einige Sprünge mache, und bei dem Mangel an innerer Elaſtizität und Springkraft durch eine gewiſſe Stelzenmanier auf Liebesphraſen hinaufzuſteige, um ſo mit langen aber dünnen Stützen einer gefahrvolleren Diktion einen bewunderswerthen Saltomortale zu machen.

Preisfragen.

Wie wenig muß man gelernt haben, um für einen Gelehrten nach neueſtem Schnitte zu gelten?

Werden die Kinderbewahr-Anſtalten nicht einſt entbehrlich ſein, wenn die Kinder ſchon emancipirt auf die Welt kommen, und wird man dann nicht vielmehr die Erwachſenen vor den Kindern bewahren müſſen?

Welche Parthei iſt ſchwerer zu bekämpfen: Die wüthenden Hunde, oder die wüthenden Hundsliebhaber?

Was wäre nothwendiger: Mehr Eiſenbahnen für das Publikum, oder mehr Publikum für die Eiſenbahnen?

Was iſt lächerlicher: Ein Frauenzimmer, das ſchlecht reitet, ſchwimmt, dichtet: oder ein Mann, der gut ſtrickt, näht, ſtickt?

Wer hat mehr bekommen: Colombo für die Entdeckung von Amerika, oder die „Niagara-Fanny,“ für die Entzückung, Verzückung und Verrückung von Amerika?

Wie viel muß ein Verleger täglich eſſen, wenn in einem Jahre zehn Dichter verhungern ſollen?

Flitterwochen.

Saphir theilte die Flitterwochen überhaupt folgendermaßen ein:

a. Vor der Hochzeit.

Zuerſt: „die Ritterwochen.“ Das ſind jene Wochen, in denen man ſich als Ritter einer Dame kund giebt. Unſere Ritter haben gewöhnlich den Sporn im Kopf und ſind zügellos, entweder das Pferd geht mit ihnen durch, oder ſie gehen mit dem Pferde durch.

Dann: „die Gitterwochen.“ Das ſind jene Wochen, wo der Ritter ſchon zu Fuß vor dem Gitter der Schönen auf- und abwandelt, und ſingt:

Mädchen, Mädchen, hinter'm Gitter,
Liebchen kommt mit ſeiner Zither u. ſ. w.

Dann: „die Zitterwochen,“ in denen man beſtändig in Angſt und Zittern iſt, zwiſchen Furcht und Zittern ſchwebt, und auf jeden Fall zu zittern hat! Nun kommen die Wochen:

b. Nach der Hochzeit.

Zuerſt: „die Flitterwochen.“ Das ſind die Wochen, wo man Flitter für Gold hält! Wie viel Wochen ſind das? das hat noch Niemand ergründet! Gewiß nicht ganze vier Wochen, ſonſt würde es der „Flittermonat,“ oder die „Flittermonate“ heißen.

Dann kommen: „die Zwitterwochen.“ Das ſind jene Wochen, die ſchon zwitterartig zwiſchen ſüßer Säuerlichkeit und ſaurer Süßlichkeit hin und her ſchwanken.

Dann: „die Splitterwochen!“ Das ſind die Wochen, wo die Eheleute ſchon anfangen, den Splitter in den Augen des Andern zu bemerken, in den Augen, in denen ſie erſt nichts als Himmel ſahen!

Endlich kommen: „die Gewitterwochen.“ Das ſind jene Wochen, in denen von beiden Seiten gedonnert und gewettert wird, und doch auf beiden Seiten nichts — einſchlägt!

Recept zu einer öffentlichen Meinung.

Nimm einen halben dummen Jungen,
Und eine Viertel Elle Soirée,
Dann ſechszehn friſche Weiberzungen,
Annoch naß vom Milch-Kaffee;
Das Hirn nimm vom Laden-Diener,
Der für den Sonntag ſich friſirt,
Die Wiſſenſchaft vom Mediziner,
Der in Pavia promovirt.
Das Maul von einem Arrangirer,
Der für den Hausball Tänzer fiſcht
Und von dem Anekdot-Zitirer
Sei es käuend aufgefriſcht;

Von einem reichen Müſſiggänger
Nimm einen Löffel Langeweil',
Von einem alten Opernſänger
Die Arroganz, den zehnten Theil;
Das Alles gerbe aus wie Leder
Und koch's zur ſchwarzen Dinte Dir,
Dann ſchöpf' es ab mit einer Feder,
Und ſchütt' es aus auf Druckpapier,
Dann theil' es aus an alte Weiber,
An junge Laffen und Markörs,
An Tafelgäſt', an Zeitungsſchreiber,
An Müſſiggänger auf der Börſ',
Die ſtreuen d'rauf ſchon Gift und Galle,
Und tauchen's tief in Lügen ein,
Wenn's fertig iſt, dann kaufen's Alle
Für „öffentliche Meinung" ein!

Triftiger Grund.

Warum geht eine Duell-Ausforderung zwiſchen jungen Herren, denen es nicht Ernſt d'rum iſt, gewöhnlich in ein ſogenanntes „Sauf- oder Weingelage" aus? — damit Beide ſich doch rühmen können: „einen Hieb" davon getragen zu haben! —

Aufruf an die ſämmtlichen Einwohner von Europa, um ein Monument für mich zu errichten.

Hundert Jahre, Europa, iſt es, daß ein Mann aus unſrer Mitte ſchied, den man gewiß ſchon damals für den größten Mann der Zeit gehalten hätte, wenn man leider nicht gewußt hätte, wo er geboren wurde! Ein Mann, deſſen Leben und Tod den Menſchen ſo viel Freude, ſo viel Vergnügen machte!

Zwar wiſſen wir, wo er geboren wurde, und auch wo er geſtorben, das aber ſoll in unſerm aufgeklärten Jahrhundert nicht Urſache ſein, deſſen Verdienſte nicht anzuerkennen.

Was er ſeinem Jahrhundert geweſen, ob er etwas ſeinem Jahrhundert geweſen, ob ſein Jahrhundert etwas für ihn geweſen, wer will das erforſchen.?

Er, der große Todte, er braucht unſer Monument nicht, aber wir brauchen ſein Monument, damit doch auch Jemand an uns denke, wenn man an den großen Todten denkt!

Europa! Wir haben jetzt ewigen Frieden, und können nichts zuſammenſchießen, als — Geld! Da aber für ein ſolches Zuſammenſchießen die Menſchen alle blind geladen ſind, ſo bedarf es großer Anregung, um etwas zuſammen zu bringen!

Wir müſſen vor Allem 60 alte Monumente ankaufen und einreißen, um Platz für ein neues Monument zu finden!

Seitdem jede Familie die Befugniß erhalten hat, jährlich drei Monumente für's Haus ſetzen laſſen zu können, ſind die Monumenten-Bauplätze ungeheuer im Preiſe geſtiegen!

Alſo, Europa! Gieb Concerte, Akademien u. ſ. w. Dieſer große Todte muß auch ein Monument bekommen! Sonſt iſt er im Stande, und ſteht auf, und reißt uns Alle hinunter und herunter!

Alſo, Geld, Geld! und ſolltet ihr's den Lebendigen vom Maul abſparen müſſen! Geld! Geld!

Ein Schriftſteller, bei welchem ſich Arroganz mit Ignoranz paarte, fragte einſt Saphir: „was denken Sie über mein Buch?“ — „Ich mache es wie Sie, mein Herr, ich denke gar nichts,“ erwiederte Saphir.

Saphir erzählte von einem Prediger, der auf der Kanzel in ſeinem Gebete anſtatt „der du die Herzen der Könige in der Hand haſt,“ geſagt: der du den Herzkönig in der Hand haſt.

In W. ſollte ein neuer Theater-Intendant gewählt werden; man hatte ſich für Herrn v. H. beſtimmt. Saphir war entſchieden dagegen. Eine hochgeſtellte Perſon, welche dies erfuhr, fragte den Humoriſten: „Beſitzt denn dieſer Mann gar keine Fähigkeit? Nur eine, aber dieſe im höchſten Grade.“ „Und welche?“ — „Die Fähigkeit, penſionirt zu werden!“

Saphir malte eine Theekanne, ein Klavier und zwei Degenſcheiden und fragte, was dies bedeute?

Thella mir ſchreiben (Thee-Klavier-Scheiden)

Was bedeutet eine aufgehende Sonne, ein Trichter, ein G und eine Roſe im Sächſiſchen Dialekt?

(Friedrich der Große — Früh-Trichter-G-Roſe.)

Heiraths-Antrag.

Ein Gutsbeſitzer in Wien, d. h., ein Mann, der das Gut beſitzt noch ledig zu ſein, ſucht eine Frau, um die Ruhe ſeiner Tage zu beſchließen. Er iſt nicht mehr ſo jung, um noch am Podagra zu leiden, er iſt auch nicht ſo alt, um die Gurli zu ſpielen. Er iſt weder ſo ſchön, um außerordentlich dumm ſein zu können, noch iſt er ſo häßlich, um nicht zu der ſchönen Welt gehören zu können. Von Charakter iſt er nicht ſo boshaft, um ſeiner Frau kein ſchönes Stubenmädchen zu erlauben, noch iſt er ſo gut, um mehrere Hausfreunde auf eine Hausmannskoſt bei ſich zu ſehen, denn eine ſolche Hausmannskoſt koſtet dem Mann nicht bloß das Haus, ſondern es koſtet dem Haus auch ſeinen Mann. Dieſer ledige Mann alſo, zwiſchen 26 und 62 Jahren, ſucht eine Frau, der redliche Finder wird beſtraft. Er ſieht nicht ſowohl auf Glücksgüter, als auf baar Geld und gute Behandlung. Wenn der Schmuck ihrer Seele nur brillant iſt, ſo darf ſie ſonſt noch ſo viel Schmuck beſitzen als ſie will. Wenn ſie ſchön iſt, ſo macht er ſich nichts daraus, wenn ſie auch jung und reizend iſt; wenn ſie nur ſanfte Augen, ein frommes Gemüth und auserleſene Bildung hat, ſo verzichtet er gerne auf ſonſtige Leberflecke und Sommerſproſſen. Iſt ſie fröhlich und munter, ſo ſchadet es auch nichts, wenn ſie ſchlank und ſchön gebaut iſt, und wenn ſie nur häuslich und ſparſam ſein kann, ſo macht er ſich nichts daraus, wenn ſie ihm ein Haus unter den Linden mitbringt. Perſonen, welche ſchweigen können, belieben ſich an ihn zu wenden, er iſt zu treffen auf dem Kreuzwege zwiſchen Junggeſellenſtand und Ehe, wo ſich die Straßen theilen, und die eine weit abführt ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Während des Krieges der Engländer in Oſtindien las man in den Zeitungen: Die Engländer haben Sinde und Sham erobert. Saphir meinte, es müßte heißen: „die Engländer haben Sünde und Schande erobert.

Geographiſche und ſtatiſtiſche Notizen über einige noch unbekannte Länder.

Das Königreich — liegt in der gemäßigten Zone, erſtens weil es in der gemäßigten Zone liegt und zweitens weil dort alles Ungemäßigte auf's Strengſte unterſagt iſt.

Das Königreich — reicht von einer natürlichen Grenze bis zur andern. Es iſt von keinen Bergen eingeſchloſſen, daher kann ſich auch die Freiheit, die bekanntlich auf den Bergen wohnt, dort nicht aufhalten. Das Land und die Geſinnungen ſind flach und bringen Sand, Unkraut und Schmarotzer reichlich hervor. Jeder Prophet, der dort geboren wird, muß auswandern, weil er in ſeinem eigenen Lande nichts gilt. Die Flüſſe und die politiſchen Schriftſteller des Königreiches — ſind ſehr breit und ſeicht, und winden ſich in beträchtlichen Krümmungen ins ſtille Meer der Vergeſſenhit. An edeln Metallen hat das Königreich keinen Ueberfluß; doch fehlt es ihm ſehr an Gold und Silber. Daher werden die Silbermünzen aus

Kupfer geſchlagen. Das Königreich leidet keinen Mangel an Fiſchen, welche dort reden dürfen, wie ihnen der Schnabel gewachſen. Von Hausthieren finden ſich im genannten Königreiche unter andern obſkure Kameele, welche beträchtlich Laſten tragen, und Eſel, welche zu Hofarbeiten gebraucht werden.

Unter dem zahmen Federvieh zeichnen die dortigen Gänſe ſich durch Beſcheidenheit aus; denn ſie ſchmücken ſich nie mit fremden Federn, dann die jungen Lyriker, welche aber juſt das Gegentheil thun. Die Bäume im Königreiche — dürfen zwar Blätter tragen, wenn ſich dieſe aber grün machen, werden ſie verboten. Die Einwohner des Königreichs — ſind germaniſchen Urſprungs und zeichnen ſich daher durch Geduld vortheilhaft aus. Ihre Anzahl beträgt, die Dummköpfe mitgerechnet, 3 Millionen Köpfe. Ihre Geſichtsfarbe iſt weiß; doch müſſen ſie ſo viele Abgaben zahlen, daß ſie ſchwarz werden. Von Bildungsanſtalten hat das Königreich — drei Univerſitäten. Die Profeſſoren haben die Verpflichtung, ſich um ungelegte Eier zu kümmern, und lange Zöpfe zu tragen. Der Zopf iſt das Ehrenzeichen der Gelehrten, welche ſich dadurch auszeichnen, daß ſie die Sprache ihres Landes nicht verſtehen.

Die Regierungsform iſt abſolut. Die Herrſchaft und die Auszehrung ſind erblich in männlicher und weiblicher Linie. Der König führt den Titel: Selbſtherrſcher, weil er ſich ſelbſt nicht beherrſchen kann. Die Prinzen und Prinzeſſinen verheirathen ſich im reiferen Alter und erzeugen wieder Prinzen und Prinzeſſinnen. Die Orden des — Staates ſind:

Der rothe Hahn mit Laub, welcher nur fürſtlichen Perſonen ertheilt wird, und das Hauskreuz, welches jeder hat, der eine böſe Frau geheirathet.

Die Landmacht beſteht aus rauhen Kriegern, welche Gamaſchen tragen. Die Seemacht beſteht aus einer Flagge, die bis jetzt noch nicht fertig geworden und aus einer Flotte, von der ſchon ſehr oft die Rede war. Vorherrſchende Religion iſt das Geld; die Toleranz muß ſich gedulden, bis ſie geduldet wird.

Das Klima im Königreich — iſt ſehr verſchieden. In den nördlichen Gegenden und offiziellen Blättern weht beſtändig ein kalter Wind, während in Südoſten die Luft und die Redensarten ſo mild ſind, daß die Kaſtanien und Verſprechungen trefflich gedeihen.

Sümpfe und Moräſte hat der — Staat viele, beſonders in denjenigen Gegenden, wo die Sonne der Aufklärung nicht ſcheint.

Unter den merkwürdigen Kanälen iſt der — Kanal der allermerkwürdigſte. Wenn er voll geregnet iſt, ſo fehlt es ihm nie an Waſſer, und wenn er böſer Laune iſt, hat er manchen ſehr koſtſpieligen Einfall.

Die Hauptſtadt des Reiches iſt: Cereviſiapolis, eine der prachtvollſten Städte, mit ſehr vielen Thoren, die auf Abwege führen. Die Stadt iſt bei weitem umfangreicher als der Geiſt der Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden, die einzige Oeffentlichkeit, welche in Cereviſiapolis erlaubt iſt, ſind das Pfandhaus und das Gefängniß beſonders erwähnenswerth. In dem erſten liegt manches numerirte Pfand der Liebe, in dieſem muß mancher bis ins hohe Alter brummen, der in ſeiner Jugend nur unangenehm gemurmelt hat, auch mehre Klöſter ſind dort gebaut, wo ein angenehmes Dunkel herrſcht, das die Augen durchaus nicht blendet. Dem lieben Gott und dem König werden in Cereviſiapolis viele Schmeicheleien geſagt. Cereviſiapolis hat über hunderttauſend Einwohner, worunter auch einige Menſchen, und eine Hochſchule, wo es aber nicht ſehr hoch hergeht. Das Pflaſter und die Polizei iſt ſehr hart; daher weiß dort jeder, wo ihn der Schuh drückt. Das Volk in Cereviſiapolis iſt ſehr gutmüthig, und man kann gewiß nicht ſagen, daß Hopfen und Malz an ihnen verloren iſt. In Cereviſiapolis giebt es ſehr viel ausgezeichnete und herrliche

Köpfe, nämlich in der dortigen Bilder-Gallerie. Unter den dortigen Gelehrten zeichnet ſich vor allen der berühmte Profeſſor und Hofrath der Medizin Nepomuk aus. Als Arzt opfert er ſich dem Wohl der Menſchen auf; denn er hat keine Praxis. Zu den Cereviſiapolitaner Perſonen, die eine lobenswerthe Erwähnung verdienen, rechnen wir beſonders die dortigen Thurmwächter, denn dieſe wiſſen allein, was an der Zeit iſt; ſie wandeln auf der Menſchheit Höhen und ſollten eigentlich mit dem König gehen. Das ſchöne Geſchlecht in Cereviſiapolis prüft zwar Alles, behält aber ſelten das Beſte. Gottesfurcht und Menſchenliebe zeichnen es im hohen Grade aus. Der Stadt Cereviſiapolis fehlt es durchaus nicht an Gensd'armen und Erbauungsbüchern, dieſe, wie jene, predigen die Gewalt des Herrn. —

Im wirklichen Theater iſt es ſo: wenn die Heldin unter die Haube kömmt, iſt das Stück ein Luſtſpiel, wenn ſie unter die Erde kömmt, iſt es ein Trauerſpiel. Im Leben iſt es anders, wenn die Heldin unter die Haube kommt, fängt das Trauerſpiel an. So iſt die Lebensbühne beſtellt. Die Liebe iſt die Oper; denn was heißt eine Oper? Wenn Sachen ſo dumm ſind, daß man ſich ſchämt, ſie zu ſprechen, *ſo ſingt man ſie*.

Kabale und Liebe und Kabale ohne Liebe und ſo weiter.

Ein Bericht aus Berlin meldet: da Mad. Crelinger nicht mit Dlle. Hagn zuſammen ſpielen will, ſo wird ſie immer krank, wenn „Kabale und Liebe" auf dem Theaterzettel ſteht. Iſt das eine Liebeskrankheit oder eine Kabalenkrankheit?

Paris als Capitol.

Ein Pariſer Blatt ſagt: Paris iſt das Capitol Frankreichs." Gut, und die Journale ſind die Gänſe, die mit ihrem Geſchnatter das Capitol zu retten vermeinen.

Aus dem Intelligenz-Blatte.

Angekommene und Abgeriſſene.

Angekommen:

Die Treue, eine Unbekannte, logirt am Hundsthurm.

Die Wahrheit, bürgerliche Weltverwieſene in der Preßgaſſe.

Die Partheilichkeit, eine Recenſentin, logirt in der Richtſtraße.

Abgereiſte.

Die Unpartheilichkeit, mit Paſſirſchein, nach der wüſten Gaſſe.

Verſtorbene.

Die Freundſchaft, an ſcrupulöſer Abzehrung. — Die Freimüthigkeit, an Lungenlähmung. — Die wahre Kritik, an Ueberſetzung des Geldbeutelſtoffes auf das Urtheilsvermögen. — „Eine Zeitſchrift, am Durchfall, in Folge einer allgemeinen Waſſerſucht. — Die Volksmuſe, an Entkräftung. — 75 neue Walzer, im allgemeinen Tanzhauſe, an Altersſchwäche. — Der Humor, lediger Nadlergeſelle, an zurückgetretenem Ausſchlage, u. ſ. w. u. ſ. w.

Allgemeine Regeln, reich zu werden.

1. Vor Allem bemühe ſich jedes Individuum, in einer wohlhabenden Familie geboren zu werden, wo möglich, als Majorats-Erbe einer großen Beſitzung. Da es ausgemacht iſt, daß jeder Menſch kann, was er ernſtlich will, ſo wird es Jedem, dem ſein eigenes Wohl am Herzen liegt, ein Leichtes ſein, ſich in eine reiche Familie hineingebären zu laſſen.

2. Es mache ſich jeder Menſch zur heiligen Pflicht, jährlich einen Onkel zu beerben, der ihm wenigſtens 20,000 Gulden zurückläßt, dieſes ſetzt er mit Fleiß und Beharrlichkeit 15 Jahre fort, macht fünfzehn todte Onkel und 300,000 lebendige Gulden, wenn

er nun dabei noch ſo mäßig lebt, daß er wenig braucht, ſo kann es ihm nicht fehlen, mit beſcheidenen Mitteln bald reich geworden zu ſein.

3. Man beſtrebe ſich, alle zwei oder drei Jahr einen anſehnlichen Schatz zu finden. Bei einem Bischen Spekulationsgeiſt und Glück, und wenn ſich dieſer Zufall nur zehn oder zwölf Mal wiederholt, und man dabei emſig und thätig iſt, ſo iſt es faſt unmöglich, daß man nicht bald reich werden muß.

4. Man nehme zwei Millionen baares Geld, und ſage: dieſe zwei Millionen borge ich nicht anders weg, als zu 24 Procent und auf ſichere Hypothek, und auf dieſe Weiſe müßte es mit dem Satan zugehen, wenn man nicht bald von ſeiner Armuth befreit wird. —

Beſondere Regeln.

1. Ein jedes Individuum nehme ſich vor, keinen Abend früher ſchlafen zu gehen, bevor es nicht 50 Gulden Conventions-Münze in die Sparkaſſe gegeben. Auf dieſe Weiſe wird ſelbſt jeder Bettler in Zeit von zehn Jahren ein Kapital beſitzen, welches ihn aller Sorge für ſeine Exiſtenz überhebt.

2. Man gehe tagtäglich auf die Börſe, nehme Papiere in die Koſt, die nichts eſſen, und laſſe ſich täglich 200 Gulden Koſtgeld bezahlen. Der

Aermſte, der dieſe Traiteurie zehn Jahre lang betreibt, kann auf die einfachſte Weiſe reich werden.

3. Man beſtrebe ſich, ein ſehr ſchöner junger Mann zu ſein, und heirathe eine alte Witwe mit 500,000 Gulden, und wiederhole dieſes einfache Gewerbe ſechs oder acht Mal, bis man's auswendig kann, und es kann nicht ausbleiben, daß man reich wird.

4. Man laſſe ſich die kleine Ausgabe nicht verdrießen, und kaufe bei jeder Ausſpielung alle Looſe zuſammen, dann muß man das große Loos gewinnen, und wenn man ein paarmal das große Loos gewinnt, ſo hat man die gegründetſte Hoffnung, bald reich zu werden.

5. Es trachte Jedermann, nur täglich eine der vielen verloren gegangenen Brieftaſchen, mit einem „Recompenſe von 50 Gulden C. M.“ und einem „Bewußtſein“ zu finden. In einigen Jahren macht das ein paarmal hundert tauſend baare Gulden und eben ſo viele Bewußtſein, das erſte lege man zu 64 ſicheren Procenten an, die letzteren ſchenke man einem wohlthätigen Inſtitut, ſo hat man für den Reichthum auf Erden und im Himmel das Seinige gethan.

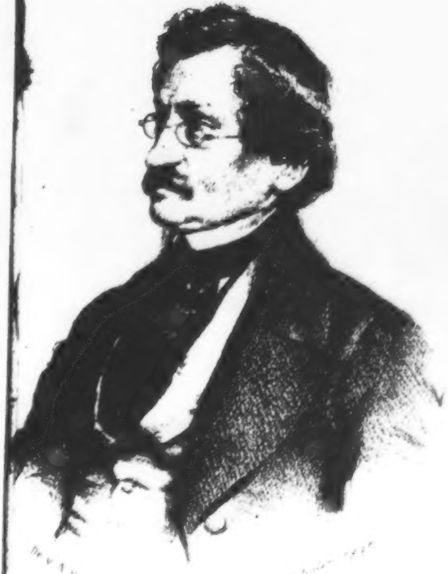
6. Man verzehre jeden einen Tag nur 26 Gulden im Gaſthauſe, und am andern Tage nur einen Gulden, auf dieſe Weiſe erſpart man in je-

der Woche 75 bis 100 Gulden C. M., das ma
in 50 Jahren auch eine bedeutende Summe. —

Mit wem denn?

Ein Lieutenant erzählte Saphir, daß e
Geſetz erſchienen, welches den Juden unterſag
mit „Lumpen“ zu handeln. Saphir fragte d
rauf: „Mit wem ſollen ſie denn ha
deln?“

Gedruckt bei C. Feiſten



Moritz Gottlieb Saphir

Fliegendes Album

für

Ernſt, Scherz, Humor

und

lebensfrohe Laune.

Von

M. G. Saphir.

Erſter Band:

Declamations-Saal

in zwei Abtheilungen.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Leipzig, 1846.
Verlag von Ignaz Jackowitz.

Declamations-Saal.

Von

M. G. Saphir.

In zwei Abtheilungen.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Leipzig, 1846.
Verlag von Ignaz Jackowitz.

BIBLIOTHECA
REGIA

So ist mein Talent, so ist mein Gesicht,
Gefallen beide Sie dem Leser nicht,
So sprech' ich wie die „[illegible] an" [illegible]
„Auf Ehre nicht meine Schuld!"

M. G. Saphir

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

I. Abtheilung. Ernſte Declamationen.

Das Gewand der Erde. 1
Die Schöpfung des Traumes. 6
Das Lied vom Menſchenleben. 15
Der ſchönſte Edelſtein. 33
Der Prieſter und der Graf. 37
Das Gnadenbildniß. 41
Maria in der Grün. 45
Das Liedlein von der Roſe. 49
Das innere Auge. 54
Der Liebe und des Ruhmes Kranz. 59
Der ſtille Gang. 68
Das Lied vom Frauenherzen. 72
Der Erde und des Herzens Quellen. 88
Die Roſe vom Grabe. 91
Des Invaliden Rundgang. 100
Der verkaufte Schlaf. 109
Perle und Demant. 120
Des Kindes Zuverſicht. 127

Seite
Das Wettrennen des Lebens. 132
Die beiden Sänger. 135
Stimmengewalt. 141
Erdenfluch und Himmelsſegen. 145
Das Weihnachtsfeſt der Todten. 152
Der alte Jüngling. 158
Die Sage vom Helenenthale. 163
Blumentod. 171
Der Liebe Macht und ihre Gränzen. 181
Der Beſuch. 185
Das Wort der Elemente. 188
Das jüngſte Gericht. 197
Der Gang ins Blindenhaus. 202
Der Himmelsrath und die Lebensengel. 207
Prolog. 212

2. Abtheilung. Heitere und ſcherzhafte Declamationen.

Selbſtſtudien und Declamationsprobe. Eine ſceniſche Drolerie. 219
Nur Hochdeutſch oder der G'nackſtreich. 238
Sanftes Eheſtands-Duettino. Für Trommel und Contrabaß geſetzt. 241
Conjugations-Examen des Zeitwortes „Lieben". Ein grammatikaliſcher Schwank. 247
Man trägt's jetzt ſo; man macht's jetzt ſo; man will's jetzt ſo; ſo laſſen wir's auch ſo. Eine Zeitbagatelle. 252
Die langen und die kurzen A und O. Eine declamatoriſche Etude. 256

Seite
Silhouette einiger Unterſcheidungszeichen. 260
1) Die Pauſe. . . . . —
2) Das Empfindungszeichen. . . . . —
Die grauen und die heitern Schweſtern. Prolog. . . 261
Die Tonleiter eines Männernamens. Ein kontrapunktiſtiſcher Liebesſchmerz. 264
Das Sololuſtſpiel. 268
Die gute Wirthin und die ſanfte Gattin. Variationen auf das beliebte Thema: „Eheglück.“ 276
Etymologiſche Menuet der Wörtchen „Kommen“ und „Gehen.“ 281
Männlich und Weiblich. 284
Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau. . . 288
Die guten und die ſchlechten Freier. 290
Ehe-Whiſt und Liebe-Boſton. 295
Nehmen und Geben. 299
„Na“. Ein einſilbiger Roman. 303
Der Tod und ein Weib. Ein Schwank. 306
Der Frauen-Senat und das Schlußprotokoll. Ein Schwank. 310
Ei! Ein Sylbenſpiel. Seitenſtück zu dem Gedichte „Na!“ 317
Frauenherz und Eiſenbahn. 320
Splitter und Balken. Gelegenheitsſpaß zur Declamation im halblokalen Dialekt. 324
„Singe wem Geſang gegeben.“ Eine declamatoriſche Geſangs-Etude. 327
Schwimmlectionen auf dem Trocknen. 330
Etuden. 333
Tres faciunt Collegium oder das Conſilium der kranken Liebe. Ein humeral-pathologiſcher Scherz. 337
Kein Malheur, jedoch fatal. 341

Seite
Das iſt da geweſen, und das iſt noch nicht da geweſen. Launiges Duo. 346
Das alte Liedlein von der neuen Zeit. Eine Bagatelle. 351
Gehorſamer Diener, das iſt ein Wiener! Eine häusliche Naturbeſchreibung. 354
Kalenderweisheit und Aprilnarren. 359
Weinen und Lachen. 363
O, o! Ho, ho! So, ſo! Rococo! Eine zwangloſe Drolerie. 367

Declamations-Saal.

Erſte Abtheilung:

Ernſte Declamationen.

Das Gewand der Erde.

Paramythe.

Zum dritten Male aus dem Morgenthore
Zog mit dem goldbehuften Lichtgeſpann
Die junge Königin des Tags, Aurore,
Die Fäden dunkler Dämmerungen ſpann
Ihr gold'ner Finger ein zum Roſen-Flore,
Der Strom der feuchten Strahlenlocken rann
Zur Erd' herab, die, wie ein dunkler Kloben,
Von keinem Kleid bedeckt war und umwoben.

Da ſprach die Göttin mit der Strahlenkrone:
„Ihr Schöpfungsgeiſter alle, kommt herbei!
Die Erde iſt beſtimmt dem Erdenſohne,
Daß ſie ſein Reich und ſeine Wohnung ſei,
Doch, daß er nicht auf nacktem Boden throne,
Gebt ihr ein Kleid um ihre Glieder neu,
Gebt ihr ein Kleid, auf daß ſie nicht erröthe,
Daß ſchnell der Tag vor ihre Augen trete.“

Da trat hervor in ſeiner Strahlenbinde
Der Geiſt des „Demants“ mit dem Feuerſchein,
Berührt' mit ſeinem Fuß die Erdenrinde
Und ſprach: „So ſoll das Kleid der Erde ſein,
Ihr Feuer und ihr Waſſerſtrahl verkünde,
Daß ihr Gewand der erſte Edelſtein,
Ein Strahlenſtrom entſpringe ihrem Kleide,
Daß Tag und Nacht in ſeinem Glanz ſich weide!“

Da bat der Erde Schutzgeiſt ſchüchtern, leiſe:
„Aus „Demant“ webe nimmer ihr Gewand,
Die Erd' wird nicht bewohnt vom Götterkreiſe,
Der in dem Lichte hat ſein Vaterland.
Des Menſchen Aug' iſt ſchwach, des Lichtes Gleiſe
Sie fließen blendend ihm zum Wimperrand,
Aus Demant ſchaffe nicht das Kleid der Erde,
Auf daß der Menſch nicht blind im Glanze werde!“

Da trat heran, vom Morgenlicht umgoſſen,
Der Geiſt nun des „Rubin's,“ im rothen Kleid,
Und ſpricht: „So ſei die Erd' denn eingeſchloſſen
In Roth, in dem ſich jeder Tag erneut,
Wenn er, vom reinen, hellen Licht umfloſſen,
Erſcheint in Morgenrothes Herrlichkeit,
Im Kleide von Rubinen ſoll ſie prangen,
Das Licht des Morgens geben und empfangen!“

Allein der Erde Schutzgeiſt bat nun wieder:
„Nicht aus Rubinen ſei ihr Kleid voll Pracht,
Das Licht den Menſchen ſtrahl' von oben nieder,
Und nicht vom Staub, aus dem er ſelbſt gemacht,
Ihn grüße nur des Morgenlichts Gefieder,
Wenn er des Morgens aus dem Schlaf erwacht,
Damit ihn jeder Tag mag unterweiſen,
Den Quell des Lichtes dankend lobzupreiſen."

Da trat heran im Kleid, dem äthergleichen,
Der Geiſt des „Saphir's," blau und weich und mild,
Und ſprach: „Ich will ein Kleid der Erde reichen
Nach meines Azurſtrahles Ebenbild,
Mit jenem Glanz, dem freundlich ſanften, weichen,
Wie er vom Himmel lieblich niederquillt,
Damit ein zweiter Himmel ſie, im Kleinen,
Im blauen Kleide ſtrahlend mag erſcheinen!"

Und wieder trat heran, mit leiſem Zagen,
Der Erde Schutzgeiſt dann: „Nicht Aetherblau
Will ein Gewand der jungen Erd' behagen,
Nicht Azurgleich ſei Feld und Wald und Au',
Nicht gleiches Kleid ſoll Erd' und Himmel tragen,
Der Aether glänze nur in Himmelsblau,
Damit empor man ſeinen Blick entfalte
Und nicht die Erde für den Himmel halte!"

Darauf verfinſtern ſich Aurorens Wangen,
Das Roth entflieht aus ihrem Angeſicht,
Und finſt're Ungewitterwolken hangen
In Tag hinein mit ihrer ſchwarzen Schicht,
Die Schatten dichter Finſterniſſe fangen
Den Strahl aus dem zerriſſ'nen Netz von Licht,
Und aus dem Bett vom Lichte und vom Dunkeln
Sprang der „Smaragd" heraus im grünen Funkeln.

Und alſo ſprach Smaragd: „Aus Licht und Schatten
Entſpringt das Grün im bunten Farbenbund.
So wie ſich Licht und Finſterniß auch gatten
In dem Geſchöpf auf jenem Erdenrund,
So web' ich zum Gewand von Flur und Matten
Ein Kleid, das Licht und Schatten hat zum Grund,
Ein grünes Kleid, ganz feenhaft gewoben
Aus Erdendunkel und aus Licht von oben!"

Darauf berührt' mit ſeinem Strahlenkuſſe
Smaragd der Erde farbenloſen Saum,
Und plötzlich ſtand im grünen Feuerguſſe
Gebüſch und Strauch und Feld und Flur und Baum,
Es ſpiegelt ſich der Schmelz im Wieſenfluſſe,
Es ſpiegelt ſich der Schmelz im Meeresſchaum,
Es ſpiegeln ſich des Schmelzes grüne Wellen
In Gras und Halmen, die zum Teppich ſchwellen.

Und all' die Edelſteine dann zuſammen,
Sie wirkten Blumen in das grüne Kleid,
Der Demant ſtickte reine Lilienflammen,
Rubin ſtickt' Roſen ein zur Blütenzeit,
Und Veilchen, die dem zarten Blau entſtammen,
Hat Saphir an des Kleides Saum geſtreut,
Und für den Herbſt auch ſtickten tief're Tinten
Opal, Topas, Granat und Hyacinthen.

Und lächelnd ſah der Erde Schutzgeiſt nieder,
Und ſegnete die Erd' im neuen Kleid,
Und ſprach: „Es walle ſtolz um deine Glieder,
Doch daur' es immer nur auf kurze Zeit,
Es welke jährlich in dem Herbſte wieder,
Und werd' im Frühling jugendlich erneut,
Auf daß Du denkſt bei jedem neuen Kleide
Der Macht, die es geſtickt zum Feſtgeſchmeide,

Und daß der Menſch den Frühling ſoll empfangen,
Wie einen Boten aus dem Himmelsland,
Auf Gottes Segenswort hervorgegangen,
An die verzagte Menſchheit ausgeſandt,
Daß ſie nicht zitt're, wenn des Lebens Spangen
Nicht halten mehr am irdiſchen Gewand,
Denn wenn der Erd' ihr Kleid zurück wir geben,
Wird ew'ger Frühling neues Kleid uns weben!"

Die Schöpfung des Traumes.

Wie entſtand das Feenreich der Träume?
  Wer erſchuf die ſchöne Fabelwelt?
Wer ergriff die Aetherſchäume,
  Hat zu Bildern ſie dann feſtgeſtellt?
Wer erſann die klingenden Gedichte,
  Die der Schlaf improviſirt?
Wer bemalt die lieblichen Geſichte,
  Die der Schlummer mit ſich führt?
Woher rauſchen dieſe Wogen,
  Wo Delphinen lauſchen d'rein?
Wer erbaute dieſen Bogen,
  Von der Erd' in Himmel 'nein?
Wohin ziehen dieſe Bilder,
  Himmelhoch im Traumballon?
Weſſen ſind die bunten Schilder,
  Wie entwandt vom Sternenthron?
Wer kredenzt die Zauberſchale,
  Die ſo ſüßen Wahnſinn beut?
Wer durchflicht mit gold'nem Strahle,
  So des Schlummers ſchwarzes Kleid? — —
— Ich will's Euch erzählen. Hört mich freundlich an!
Gut erzählen? Nun, ſo gut, als ich es eben kann.
Gut was zu erzählen, dazu braucht man Zwei:
Den, der gut erzählt, und den, der gut zuhören kann dabei. —

Prometheus, der von Göttern Hochgeehrte,
Des Ozean's geprieſ'ner Tochterſohn,
Titanenkind und Jupiters Gefährte,
Ein Günſtling an des Blitzeſchleud'rers Thron,
Prometheus, dem ſchwillt im Uebermuth die Seele,
Er dünkt ſich Göttern gleich in dieſen Reih'n,
Und daß zum Gotte ihm auch gar nichts fehle,
Will er, geſchaffen, nun auch Schöpfer ſein.
Aus weichem Thon ein Bildniß er geſtaltet,
Den Göttern gleich an Bau und Angeſicht.
Doch liegt das Bildniß da, zum Stein erkaltet,
Gefühl hat es und auch Gedanken nicht.
Da ſtahl er kühn vom Himmel einen Funken,
Und flößt ihn äthergleich dem Bildniß ein,
Und als dies Bild die Glut getrunken,
Wird es durchzuckt vom lebensvollen Sein.
Geſprungen iſt die regungsloſe Schranke,
Das Bildniß lebt, es ſieht, es ſpricht, es geht,
Das große Götterzeichen, der Gedanke,
Am Thron der Stirne majeſtätiſch ſteht!
Prometheus jauchzt. O, jauchze nicht, Verbrecher!
Die Götter gehen ſchrecklich zu Gericht,
Zum Nektar laden ſie den ird'ſchen Zecher,
Zu ihrem Feuertrunke wahrlich nicht.
Wohl glücklich iſt das hochbegabte Leben,
Das in der Bruſt den Himmelsfunken trug,
Wenn ihn der Himmel als Geſchenk gegeben,
Doch wer ihn ſtiehlt, dem wird er nur zum Fluch.
Und alſo rief aus Flammenblitzen,

Im Götterrathe Vater Zeus:
„Auf! Schmiedet ihn an Felſenſpitzen,
Entfernt ihn weit aus unſerm Kreis!
An heißen Ringen ſei er angekettet,
Und preisgegeben unſerm Sonnenbrand,
Auf ewig auf den Glutenfels gebettet,
Und von dem Glutenſtrahle wund gebrannt!
Und weil er dachte g'ring, verächtlich
Von unſerm tiefverhüllten Schöpferlauf,
D'rum zehr' ein wilder Adler nächtlich
Mit Hungergier das Eingeweid' ihm auf.
Denn nur dem Aar iſt Reue zu vergleichen,
Die nächtlich ihren Fittig näher trägt,
Und in des Sünders Herz und Bruſt und Weichen
Die blutgeſchärften, wilden Klauen ſchlägt;
Denn Reue iſt die Tochter vom Gewiſſen,
Und das Gewiſſen hält Gerichtstag nur bei Nacht,
Wenn des Verbrechers angſtzerknülltes Kiſſen,
Von Thränen feucht, den ſtummen Zeugen macht.
So ſoll die Reue an Dir nagen
Dem Adler gleich, der nimmer ſatt,
Der in dem Ton von Deinen Jammerklagen
Nur neuen Reiz zum wilden Hunger hat!
Doch das Geſchöpf, das Du geſchaffen
Durch Deinen Frevel ſündenhaft,
Ein Mittelding von Gott und Affen,
Sei nicht ſo hart, wie Du, beſtraft.
Denn dieſes kleine Fünkchen Himmelsfeuer,
Das Du für ihn geſtohlen haſt, ſo klein,

Bedecke ich mit einem dichten Schleier,
Auf daß es *werd' zum Zweifelsdämmerſchein!*
Und nur am Tage, wenn am Himmelsbogen
Die Sonne flammt, aus der ſein Funke kam,
Sei auch der Menſch vom Geiſt durchzogen,
Den aus dem Lebenslicht er nahm;
Allein des Nachts dann, wenn der Sonne Funkeln
Wird von der Dämm'rungs-Wimper eingehüllt,
Soll auch der Funke ſich verdunkeln,
Der Deinen Menſchen licht erfüllt. —
Er hab' Empfindung nicht, und nicht Gedanken,
Selbſt ſeine Sinne leg' er kraftlos ab!
So ſetz' der Schlaf ihm nächtlich ſeine Schranken,
Und jede Nacht ſei ihm ein off'nes Grab!" —
So ſprach Zeus. Und als die Dämm'rung ihre Hülle
Faltenreich, in weiter Liebesfülle,
Um die ſtrahlentrunk'ne Erde wand,
Sank der Menſch, der kaum belebte,
Dem ſein Denken und ſein Geiſt entſchwebte,
Wie ein Steinbild hin an Baches Rand.
Wo ihn dann im Gras', im feuchten,
Bei des Glühwurms mildem Leuchten,
Bald der Chor der Grazien fand.
Froh erſtaunt ſah'n ſie am Boden,
Ohne Leben, doch mit Odem,
Die Geſtalt, die ſchlafgebannte,
Seltſam neue, unbekannte,
Zartgeformte, gottverwandte;
Auf den Wangen Jugendblüte,

Und der Mund wie Pfirſichblüte,
Auf dem Stirnenſchild, dem blanken,
Geiſter abgeſchiedener Gedanken;
Auf den hochgewölbten Augenbogen
Ruhten Pfeile, hoch verwogen,
Und des Herzens leiſes Schlagen
Schien im Schlafe ſelbſt zu ſagen:
„Menſchenherz, in Luſt und Kummer,
Menſchenherz hat niemals Schlummer!
Menſchenherz, in Tag und Nächten,
Menſchenherz hat ſtets zu rechten!
Menſchenherz, wenn auch gebrochen,
Menſchenherz muß dennoch pochen!
Menſchenherz iſt nie im Hafen!
Menſchenherz kann niemals ſchlafen!
Menſchenherz, zu Luſt und Schmerz,
Menſchenherz ſucht — Menſchenherz!“ —

Und die Grazien knieen wieder
Zu dem ſtillen Steinbild nieder,
Und mit leiſem Wohlgefallen
Sehen Sie des Herzens Wallen,
Und das Antlitz, wo die Blüte
Süßen Schlummers dunkel glühte;
Und ſie fühlen voller Mildniß
Mitleid mit dem ſtillen Bildniß,
Und beſchloſſen, in den Schlaf, vom Zeus gegeben,
Ein ſchön'res Leben einzuweben,

Eine Welt voll wunderſamer Märchen,
Eine Welt voll wunderſamer Dramen,
Voll von Elfenprinzen, Nixendamen,
Voll von ſchönen Sylphen-Pärchen,
Voll von Duft, wie Lindenblütenbäume,
Voll von Glanz, wie Abendwolkenſäume,
Kurz: die Welt der wunderſamen Träume! —
Und die Eine neigt ſich, wie zuvor,
Flüſtert leiſ' dem Schläfer in das Ohr:
„Melodien,
Die aus dunklen Hainen ſchwellen,
Sollen, wie ein Bad von Wellen,
Deinen Schlaf umziehen!
Lerchenklänge, Liebesſänge,
Sollen Dich umrauſchen!
Nachtigallen-Sehnſuchtsklänge
Soll Dein off'nes Ohr belauſchen!
Hören ſollſt Du, wenn die Roſe
Zu dem Dörnlein ſpricht: Halt' Wacht
Heute Nacht!
Daß der Schmetterling, der loſe,
Weg den Thau nicht ſchlürft,
Den mein Herzblatt ſelbſt bedürft'!“
Hören ſollſt Du, wenn dem Veilchen, thauverjüngt,
Das Vergißmeinnicht ſein Ständchen bringt,
Vor dem Gräſergitter ſingt:
„Wer da liebt, kann der vergeſſen?
Wer vergißt, hat der geliebt?
Lieben heißt ja: Nie vergeſſen!

Und Vergeſſen: Nie geliebt!
Wer da liebt, und kann vergeſſen,
Hat vergeſſen, wie man liebt!
Hat geliebt, es zu vergeſſen:
„Wer vergißt, hat nie geliebt!“
Lieben heißt: Sich ſelbſt vergeſſen.
Und vergeſſen heißt: Sich ſelbſt geliebt!
Wer geliebt hat und vergeſſen,
Hat vergeſſen, wie man liebt!
Der beleidigt wahre Lieb', der ſpricht:
„Liebe Lieb', vergiß mein nicht!“ —
D'rauf neigt ſich die Zweite nieder,
Küßt des Schläfers Augenlieder:
„Eine Welt ſoll Dir ſich zeigen
Dem Geſetz des Irdiſchen nicht eigen;
Wo nichts wird, nichts keimt und nichts entſtehet,
Nichts zerfällt und nichts verblüht und nichts vergehet,
Wo die Frucht ſitzt ſchon im Blätterſchooße,
Und die Knoſpe ſchon iſt Roſe,
Wo ein Thau wird Meereswogen,
Und ein Strahl zum Regenbogen,
Wo ein Laut wird zum Chorale,
Wo ein Blatt wird Opferſchale,
Wo dem Worte folgt Erhörung,
Wo dem Blicke folgt Gewährung,
Wo der Sehnſucht folgt die Stillung,
Wo dem Hoffen folgt Erfüllung,
Wo die Thäler und die Gipfel,
Und die Wurzeln und die Wipfel,

Und die Klüfte, weit zerriſſen,
Sich umarmen und ſich küſſen,
Wo nicht Krankheit, nicht Geneſung,
Und nicht Tod und nicht Verweſung!“ —
Und die Jüngſte, wie mit leiſem Nippen,
Küßt des Schläfers Scharlachlippen:
„Deine Phantaſie entfeſſeln
Soll des Todes Bruder, Schlaf,
Der Dich auf des Lebens Neſſeln,
Auf des Daſeins Dornen traf.
Soll tauſend Welten Dir enthüllen
Gar fabelhaft und wunderbar,
Soll mit Gebilden ſie erfüllen,
Mit einer zaubervollen Bilderſchaar!
Bald ſind's Elfen, die im Reigen
Aus den Lilienkelchen ſteigen:
Bald ſind's Nixen, die aus Quellen
Reichgeſchmückt ſich Dir geſellen;
Bald ſind's Sylphen, die mit Flügeln
Tanzen auf den Frühroths hügeln;
Bald ſind's Mädchen, die mit Roſen
Dich umflechten, Dich umkoſen;
Bald ſind's Maler, die mit Bildern
Dir des Himmels Reize ſchildern;
Bald ſind's Dichter, die mit Liedern
Deine Seufzer Dir erwiedern;
Bald ſind's Tänzer, die in Gruppen,
Sich verkleiden und entpuppen;
Bald ſind's Kinder, die mit Lächeln

Und mit Küſſen Dich umfächeln!
Bald ſind's Schmetterlinge, Blumenſchaukler,
Kolibri und Sonnengaukler,
Märchenſeelen, Wagenſpringer,
Räthſelgeiſter, Tyrſusſchwinger,
Bildermänner, Zitherſchläger,
Schattenſpieler, Falkenjäger!
Und noch and're Bilder tauſend,
Die im Reich der Geiſter hauſend,
Lachend, neckend, flüſternd, ſauſend,
Dir den Schlaf, den bleiern ſchweren,
In ein Götterreich verkehren!" —
Und als die Grazien ſchwiegen,
Da malt auf des Schläfers Zügen
Ein Lächeln ſich voll Herzvergnügen,
Und auf den zarten Lilienwangen
War ein erhöhtes Roth ihm aufgegangen,
Es ſchwebt ein Kuß um ſeiner Lippen Saum,
Und ſo entſtand des Menſchen erſter Traum! — —
— Wenn Ihr mich nun fragt, wie ſo der Dichter dies erfahren?
Wer's ihm geſagt, ob's die Grazien ſelber waren?
Ob er in müßig ſtillen Morgenſtunden,
Das Ding ſo in der Luft gefunden?
Ob er's in einem alten Buch geleſen?
Ob er gar ſelbſt ein Zauberweſen?
Ich weiß es nicht! — Er hat das Ding nun einmal ſo gereimt;
D'rum ſeid ſo gütig und denkt — er hat das Ding geträumt! —

Das Lied vom Menſchenleben.

In dem Götterſaal, dem wunderbaren,
Blumenduft'gen, ſternenklaren,
Wo im Kreis die Götterſitze funkeln,
Steht ein Spinnrad nur im Dunkeln,
In der Niſche tiefem Bogen,
Der vom Lichte nicht durchzogen.
— Sieben Schickſalsſchweſtern ſitzen
Unter Donnern, unter Blitzen
Um das Spinnrad, finſterſinnend,
An dem Lebensfaden ſpinnend.

(Muſik.)

Sechs der Schweſtern, grämlich, tückiſch und verdroſſen,
Menſchenfeindlich, menſchenhaſſend, ſind entſchloſſen,
Mit der Hand, der knöcheldürren,
Dieſen Faden zu verwirren;
Kummer, Jammer, Zittern, Beben,
In den Faden einzuweben,
Ihn durch Knoten zu verwirren,
Die der Tod nur kann entwirren! —
— Doch die Jüngſte von den Spinnerinnen,
Jung und lieblich, wie des Tag's Beginnen,
Blühend, wie auf Unſchuldswangen
Zartes Roth iſt aufgegangen,
Reizend, wie ein Kuß im Traum,
Der ſich wiegt auf Purpurſaum,

Sitzt in milder Denkungsweiſe,
In der Schweſtern engem Kreiſe,
Ihren Dienſt da zu verrichten,
Und den Faden, den ſchon dichten, ,
Wenn er kommt zu ihren Händen,
Ab ihn ſchließend zu vollenden. —
Und wo die Schweſtern in den Faden
Allen ihren Grimm entladen,
Wo ſie eingewoben Weh und Schmerzen,
In das zarteſte Geflecht vom Herzen,
Läßt die jüngſte Schweſter, ſtill, bei Seiten,
Dann den Faden, den gefeyten,
Langſam durch die Finger gleiten,
Neigt das holde Haupt hernieder,
Webt hinein dann hin und wieder
Eine Schenkung, eine Gabe,
Die, als Troſt und Herzenslabe,
Fähig ſei, den Erdenkindern
Ihres Lebens Leid zu lindern! —

(Muſik.)

Alſo ſingen ſie, die Schickſalsſchweſtern:
„Schnurre, Spinnrad, ſchnurre!
Surre, Rädchen, ſurre!
Heut, wie morgen, heut, wie geſtern!
Rocken ſtehe! Rocken halte!
Daß ſich das Geſpenſt geſtalte.
Wetterhexen, Koboldmündel!
Nebelgeiſter! Sumpfgeſindel!

Bringt herbei die ſchwarze Spindel,
Nehmt als Hanf dann aus dem Bündel,
Gebt als Hanf dann auf die Spindel:
Nebelwolken, Wolkenwolle,
Dürres Gras aus Kirchhofsſcholle,
Welkes Laub von Grab-Cypreſſen,
Seufzerſchilf, am Sumpf geſeſſen,
Einen Zweig der Trauerweide,
Schierlingswurzel von der Haide,
Eine abgelegte Haut der Schlange,
Etwas Werk vom Henkerſtrange,
Diſtelköpf' und Stachelbeere,
Igelhaar und Krebſenſcheere,
Neſſelkraut mit ſpitzen Enden,
Feuchtes Moos von Kerkerwänden,
Haar vom Haupt, auf nächt'gem Kiſſen
Voll Verzweiflung ausgeriſſen,
Alles dieſes bringt vom Brocken,
Zerrt es aus, zu langen Flocken,
Gebt's hinauf auf unſern Rocken,
Daß daraus, nach unſern Sinnen,
Jenen Faden wir gewinnen,
Menſchenleben d'raus zu ſpinnen!" —

(Muſik.)

Doch die jüngſte Schweſter harrte,
Bis das Spinnrad lauter knarrte,
Nahm ſodann des Fadens Ende
In die weichen Blumenhände;

Als das Rad die andern treten,
Fängt ſie leiſe an zu beten:
„Weltenſchöpfer, Weltenmeiſter!
Der Du ſchufſt die guten Geiſter,
Der Du ſagſt den Engeln allen,
Daß ſie mögen niederwallen
In die tauſend kleinen Welten,
Fern von Deinen Lichtgezelten,
Deinen Segen auszugießen,
Deine Gnade zu erſchließen!
Weltenherrſcher, Weltenmeiſter!
Sende Deine guten Geiſter,
Auf den kleinen Erdenkloben,
Der da iſt aus dunklem, grobem
Lichtverſagtem Stoff gewoben,
Der da hängt im niedern Raume,
Tief an Deines Strahlenmantels Saume,
Der fiel in die finſtere Szene,
Von dem großen Bauriß Deiner Pläne,
Wie von der Wimper fällt die Thräne,
Sende ſie dem Staubgebornen,
Sende ſie den Lichtverlornen,
Sende ſie den Schmerzerkornen,
Die mit Zittern und mit Beben
In dem kleinen Tropfen leben,
Der dem Welten-Eimer iſt entronnen,
Als Du zogſt aus Deinem Schöpfungsbronnen,
Himmel, Sterne, Mond und Sonnen! —
Laß mich allhier Mittel finden,

In ihr Daſein einzuwinden:
Stillen Zauber, der entkräftet
All' die Flüche d'ran geheftet;
Lehr' mich ſüßen Balſam kennen,
Lehr' mich Zauberformel nennen,
Lehr' die Gaben mich, die rechten,
Dieſem Faden einzuflechten
Was da kann dem Schmerze wehren,
Was da kann das Dunkel klären,
Was verſüßt die bittern Zähren,
Was da ſtillt das Herzverlangen,
Was da kühlt die Glutenwangen,
Was beſchwichtigt in den Adern
Wilder Wünſche wildes Hadern;
Was beſchwichtigt im Gedanken
Wilden Wähnens irres Schwanken;
Was beſchwichtigt in den Sinnen
Wilder Frevel wild' Beginnen;
Was beſchwichtigt in den Nerven
Wilder Widerhaken Schärfen;
Was beſchwichtigt das Gewiſſen,
Das von blut'gen Natterbiſſen
Zu den ſchwarzen Höllenflüſſen
Der Verzweiflung wird geriſſen!" —

(Muſik.)

Aber jene ſangen wieder: „Schnurre, Rädchen, ſchnurre!
Surre, Rädchen, ſurre!

Heldenleben! Heldenſein zuſammen!
Laßt's uns ſpinnen und verdammen!
Heldenruhm, wie ſehr er glänze,
Heldenruhm und Siegeskränze,
Heldenruhm und Strahlenkränze,
Kühle nie des Helden Herzbegehren!
Sätt'ge nie die Sucht nach Ehren,
Löſche nie die Glut, mit Heeren
Gegen Völkerruh' ſich zu empören!
Ehrgeiz, dieſer Drache, winde
Wild ſich um des Ruhmes Binde;
Und mit tauſend Rieſenlungen,
Und mit tauſend Natterzungen,
Spei' er Wuth von Flammenrachen,
Um den Blutdurſt anzufachen!
Daß die Welt in Blut ſich tauche,
Daß ſein Stahl vom Blute rauche
Bis der Held und Triumphator,
Wird ein Tiger, Uſurpator,
Bis in vollen Ungewittern,
Seine Kränze all' zerknittern,
Seine Säulen all' verwittern,
Seine Kronen all' zerſplittern,
Und ſein Bischen Aſche gibt die Lehre,
Von des Heldenruhm's Chimäre,
Daß er iſt, wenn Wuth und Ehrgeiz bei ihm wohnen,
Fluch der Welt und Henker von Nationen!“

(Muſik.)

Doch die jüngſte Schweſter wieder,
Neigt ſich lächelnd flüſternd nieder:
„Soll man fliehen denn das Licht der Sonnen,
Weil ſie ihre keuſchen Strahlen,
Zündend für das Brennglas ſtahlen?
Soll man fluchen Mond und Sterne,
Weil ſie mißbraucht oft zur Diebslaterne?
Heldenleben, das für Gott und Ehre,
Und für Vaterlands Altäre,
Und für Unſchuld, Schutz und Wehre,
Und für Glaubens heil'ge Lehre,
Aufſchlitzt ſeines Herzens Quelle,
Mit des Blutes Purpurwelle
Zu-begießen große Thaten,
Daß ſie hoch, in üpp'gen Saaten
Mögen goldgekrönt gerathen!
Heldenmuth und Heldenleben,
Löwenblut ſei Dir gegeben,
Löwenmuth, Gefahrverachten,
Löwenkraft in Kampf und Schlachten
Löwenſinn im edlen Trachten
Löwenherz und Sinn vom Leuen,
Um dem Feinde zu verzeihen!
Heldenmuth und Heldenleben!
Deinem Haupte ſei ein Kranz gegeben,
Deſſen Reis nur Den betheiligt,
Der dem Nachruhm iſt geheiligt!
Lorbeerreis, des Ruhms Gefährte,
Lorbeerreis, das lichtverklärte,

Lorbeerreis, von Sängerzungen
Durch Jahrtauſende beſungen,
Sei mit lauten Huldigungen
Um das Heldenhaupt geſchlungen!“

(Muſik.)

Wieder ſingen ſie die böſen Schweſtern:
„Surre, Rädchen, heut', wie geſtern,
Heiſa! Faden! läuf'ſt ſo raſch!
Heiſa! Faden! Welch' Miſchmaſch!
Heiſa! Dichterleben fein und bunt!
Dichterleben kömmt jetzund!
Dichterleben, dünn und zart,
Fluch ſei Dir nur aufbewahrt!
Mondesſtrahlen ſollſt Du ſchälen
Sonnenſtäubchen ſollſt Du zählen,
Mit dem Traume Dich vermählen,
Und das Lebensglück verfehlen!
Lieder, die im Herzen ſitzen,
Sollen mit den ſchärfſten Ritzen
Deine eig'ne Bruſt zerſchlitzen!
Gelten ſollſt Du als Verräther,
Müſſiggänger, Miſſethäter,
Weil Du wandeln willſt im Aether,
Nicht im Schlamm, wie Deine Väter!
Was Du Edles je wirſt leiſten,
Sei zermürbt von rauhen Fäuſten!
In den Knoſpen von Gefühlen,
Die an dornenvollen Stielen,

Selbſtgetäuſcht Du willſt erzielen,
Sollen freche Finger wühlen!
Selbſt wenn Du ihr farblos Leben,
Mit dem Lichtnetz willſt umweben,
Das die Götter Dir gegeben,
Sollen ſie's von Dir empfangen,
Nur geräuchert und auf Zangen,
Als ob Du wärſt peſtbefangen!
Selbſt der Kreis von Elfen, Feen,
Den Du Dir zur Welt erſehen,
Sei verkleinert von der Kleinheit,
Und verdächtigt von Gemeinheit!
In den Kranz, den blüthenloſen,
Sollen Schlangen ziſchend toſen,
Bis Du ſelbſt ihn wirſt entblättern,
Bis Du fluchend ſelbſt und bitter,
Deine gold'ne Himmelszither,
Dies Geſchenk von hohen Göttern,
Unter Jubelruf von Spöttern,
An dem Felſen wirſt zerſchmettern!"

(Muſik.)

Doch die jüngſte Schweſter flicht dagegen,
In das Dichterleben ein den Segen:
„Schaffe ſelbſt Dir die Geſtalten,
Wie ſie in der Bruſt Dir walten;
Wo Dein Sinnen hin Dich leitet,
Wird das Weltall zart beſaitet;
Blumenlenz und Nachtigallen,

Werden Deine Reichs-Vaſallen!
Und der Klang aus Deinen Saiten,
Bleibt Dein Freund für alle Zeiten,
Und das Lied, das Du geſungen,
Hält als Liebſte Dich umſchlungen,
Und die Märchen, die Du haſt erfunden,
Nennen Vater Dich in ſtillen Stunden,
Und Gefühle, die Du haſt in fremden Herzen
Aufgeregt in Wonne und in Schmerzen,
Kehren, wenn Du einſam biſt, zur Stelle,
Zu Dir heim, wie Bienen in die Zelle!
Dichterleben, ſüßbetheiligt,
Biſt der edlen Bruſt geheiligt,
Denn es wird an ſchönen Seelen,
Auf der Erde niemals fehlen,
Und es lebt im Menſchen-Buſen
Süße Luſt am Spiel der Muſen,
Und Du find'ſt in trüben Stunden,
Herzen, die wie Du empfunden!
Wie Dich auch das Leben höhne,
Bleibt Dir die Gewalt der Töne,
Und des Menſchen Liebe für das Schöne,
Frauengunſt und das Geſchenk der Thräne!"

(Muſik.)

— Wieder ſingen die böſen Schweſtern:
„Schnurre, Spinnrad, ſchnurre,
Surre, Rädchen, ſurre,
Heut wie morgen, heut wie geſtern!

Rocken ſtehe, Rocken halte!
Daß ſich das Geſpinnſt geſtalte;
Denn des Lebens dünnſtes Fädchen,
Denn des Lebens zart'ſtes Fädchen
Windet jetzt ſich auf das Rädchen.
Dreh' Dich, dreh' Dich ohne Gnaden!
Spinne feſt den Liebesfaden,
Spinn' den feinſten Herzensfaden!
Rädchen, Rädchen ſei recht thätig,
Liebesfaden, doppeldräthig!
Herzen zwei ſind dazu nöthig.
Liebe wird wie Flachs gewonnen,
Liebe wird wie Flachs geſponnen:
Erſt geſä't in weiche Stelle,
Daß ſie wachſe bald und ſchnelle; —
Dann vom Boden ausgeriſſen,
Wenn die Blüthe nah' wir wiſſen;
Dann geweicht in Thränenwaſſer
Daß ſie werde blaß und blaſſer;
Durch des Schickſals Hechel dann gezogen,
Dann geknickt, zuſamm'gebogen;
Dann gezerrt zu bleichen Flocken;
Dann gefeſſelt an den Rocken;
Dann durch mitleidsloſe Hände
Ausgeſponnen ohne Ende,
Und zuletzt zuſamm'gebunden
Als ein Knäu'l von Schmerz und Wunden.
D'rum den Lebensfaden d'raus zu ſpinnen,
Nehmt Geweb' von Winkelſpinnen,

Nehmt den Schaum vom Meeresſtrande,
Den der Sturm gepeitſcht zu Lande,
Nehmt die Glut der Irrwiſchflamme,
Nehmt den Zorn vom Hahnenkamme,
Nehmt den Druck von Ungewittern,
Nehmt vom Espenlaub das Zittern,
Nehmt von einem Erdſchatz-Drachen,
Dieſes ew'ge Nachtdurchwachen.
Nehmt von Eiferſucht die tauſend Wehen,
All' ihr Lauſchen, Horchen, Lügen, Spähen,
Nehmt den Zahn der Zweifelsſchlange,
Nehmt des Argwohns heiße Zange,
Nehmt des Scheidens böſe Stunde,
Und der Trennung off'ne Wunde,
Nehmt Verrath und falſche Schwüre,
Und der Untreu Herz-Vampyre,
Und des Treubruchs Peſtgeſchwüre,
Und der Falſchheit Doppellippe,
Und des Meineids Fluchgerippe,
Des Betrog'nen Schmerzerwachen,
Des Verrath'nen gräßlich Lachen,
Des Verlaſſ'nen ſtilles Brüten,
Des Verzweiflers Inſichwüthen,
Des Verzweiflers hölliſch Läſtern
Alles das, ihr Schickſalsſchweſtern,
Sei dem Rocken aufgeladen
Zum Geſpinnſt vom Lebensfaden."

(Muſik.)

Und die jüngſte Schweſter harrte
Wieder, bis das Spinnrad knarrte,
Nahm des Liebesfadens Ende
In die lilienweißen Hände,
Um für alles Liebesleben
Glück und Wonne einzuweben,
Ja ſelbſt für den Schmerz der Minnen
Troſt und Labe einzuſpinnen,
Und begann nun, leiſ' und loſe,
All die gold'nen Liebeslooſe
In den Faden einzuſpinnen:
Liebeswort und Liebgekoſe
Ausgetauſcht in Sommernächten,
Das Geheimniß dann der Roſe
Sich durch Dornen durchzufechten.
Flicht dazu die Seligkeiten,
Die aus tauſend Winzigkeiten
Sich die Liebe kann bereiten;
Wie ſie glücklich iſt im Sehnen,
Wie ſie ſelig iſt in Thränen,
Wie der Blick iſt ihr Geſandter,
Wie der Seufzer ihr Verwandter,
Wie die Träume ihr Gebäude,
Wie die Blumen ihre Eide,
Wie die Thränen ihre Feſttagsgäſte,
Wie die Sehnſucht ihre Sieſte,
Und wie ſelbſt ſo Leid als Qualen
Sie ſtets trägt als Klärungsſtrahlen.
Und die holde Spinnerin ſingt leiſe

Eine kleine, tändelnd leiſe Weiſe,
Wie die Lieb' ſie ſendet auf die Reiſe:
„Liebe Lieb', du holdes Weſen,
Liebe Lieb', biſt auserleſen,
Menſchenleben zu beglücken,
Menſchenleben zu erquicken!
Liebe Lieb', nun ſollſt Dich ſchmücken!
Bade Dich in Balſamdüften,
Trockne Dich an Maienlüften,
Auf die Wängelein, mein Kleinod,
Leg' Dir etwas Morgenroth,
In die Aeuglein, licht und klar,
Pflanz' von Augentroſt ein Paar,
Um die Stirne, ſilberweiß,
Frauenhaar und Myrthenreis,
In die holden Ohren, klein,
Hänge Maienglöckchen ein,
Um den Hals die ſchönſte Schnur
Von dem Thau der Blumenflur,
Und ein Kleidchen, zart und weiß,
Aus Geſpinnſt vom Ehrenpreis,
Und ein Gürtelchen ſodann
Aus Schau! aber rühre mich nicht an!
Und an einen Schlüſſelbund
Himmelſchlüßlein auch zur Stund',
Auch ein Schürzchen binde um
Aus dem Blatt der Sonnenblum',
Dann die Strümpfchen, transparent,
Stricke Dir aus Lilien-End,

Und das Füßchen ſchütz' vor Dorn
Frauenſchuh und Ritterſporn,
Dann als Fächer in die Hand,
Ein Geflecht von Himmelbrand.
Schmetterling im vollen Trab
Führt im Venuswagen Dich hinab;
Biſt Du bei dem Menſchen dann,
Herzchen wird gleich aufgethan,
Klopfeſt Du zuerſt von d'raus,
Klopfſt Du dann von d'rinn heraus.
Alſo geh', lieb' Liebe mein,
Kehre lieb beim Menſchen ein,
Daß ihm Leben lieb und Lieb' ſoll Leben ſein!"

(Muſik.)

Wieder ſingen die Schickſalsſchweſtern:
„Schnurre, Spinnrad, ſchnurre,
Surre, Rädchen, ſurre,
Heut' wie morgen, heut' wie geſtern!
Faden, Faden, voll von Leiden,
Sollſt von unſern Händen ſcheiden,
Parze kommt, Dich abzuſchneiden!
Nun, ihr Schweſtern, webt behende
An des Lebensfadens Ende,
Einen Fluch noch in die Ecken:
Todesfurcht und Todesſchrecken,
Todesangſt und Todesſchrecken,
Todesangſt und Todesgrauen,
Daß der Menſch den Tod ſoll ſchauen,

Wie die Höllenlarve häßlich,
Zähnefletſchend, ekel, gräßlich,
Daß die letzte Stund' im Leben,
Sei voll Schaudern, ſei voll Beben;
Daß in dieſer Schauerſtunde,
Er noch mache ſeine Runde
In ſein Leben, das vergangen,
Und mit Schaudern, und mit Bangen,
Bleib' er an den Stunden hangen,
Wo er Frevel hat begangen,
Wo die Sünde ihn umfangen!
Und in ſeines Bettes Decken,
Und in ſeines Bettes Falten,
Malen ſich zu ſeinen Schrecken
Alle ſeine Seelenflecken
Gräßlich ab in Blutgeſtalten!
Und an ſeines Hauptes Kiſſen,
Zerr' in ſteten Finſterniſſen,
Tückiſch grauſam ſein Gewiſſen!
All' ſein Leben ſei gerochen,
In den Gluten, die da kochen
In Gebein und Mark und Knochen!
Und ſein Auge ſei gebrochen!
Und verklungen ſei'n die Worte
An der blaſſen Lippenpforte!
Und ſein Denken und ſein Sinnen,
Soll verwirrt zuſammen rinnen,
Soll mit Irrſinn ihn umſpinnen,
Daß er ſeines Geiſt's nicht Meiſter

Und ein Spiel der Zweifelgeiſter,
Ohne Tröſtung zu verſpüren,
Jene Brücke ſoll paſſiren,
Die von dieſem Uferſtrande
Führt zum finſtern Schattenſtrande!“

(Muſik.)

Doch die jüngſte Schweſter nimmt bebende,
Schmerzlich lächelnd in die Hände
Dann des Lebensfadens Ende,
Wo er ſoll dem Tod verfallen,
Läßt darauf die Thräne fallen,
Neigt ſich ſegnend auf den Faden:
„Herr des Lebens, Herr der Gnaden,
Laß mich bei des Fadens Enden
Jenen Fluch in Segen wenden!
Lehr' mich jene Mild'rung finden,
Dieſem Ende einzuwinden,
Was der Tod kann umgeſtalten,
In ein höchſtes Liebeswalten,
In ein ſanftes Heimwärtsleiten,
In ein Land voll Seligkeiten!
Gib ihm Hoffnung an die Seite,
Gib ihm Glauben zum Geleite,
Daß der Tod nicht komm' als Strafe,
Wie ein Bruder nur vom Schlafe,
Der anſtatt der hohlen Träume,
Mit ſich bringt, wie Purpurſäume,
All' die ew'gen Lebensbäume!

Laß ihn an das Bett der Frommen,
Wie ein Vaterlächeln kommen!
Laſſe ſeinen Ruf erklingen,
Wie ein einſt gekanntes Singen
Laſſe ſeinen Kuß empfinden,
Wie ein Kuß beim Wiederfinden;
Laſſe ſeinen Athem wehen,
Wie ein Hauch beim Auferſtehen!
Laß aus des Auges dunklem Flore,
Leuchten Deine Gnadenthore;
Laß den reuigen Gedanken
Gleich Gebet vor Deine Schranken!
Kömmt er dann auf dunklen Wogen,
In Dein lichtes Reich gezogen,
Laß an jenen Wolken-Auen,
Ihn den Regenbogen ſchauen,
Dieſen Eid, den Deine Milde,
Hinſchrieb an des Himmels Schilde;
Bau' ihn auf als Siegespforte,
Wenn durch Deine Himmelspforte
Einſt der Menſch, vom Tod geleitet,
Wenn die Glocke mahnend läutet,
Die des Herrn Ruf bedeutet,
In das Land der Heimat ſchreitet!

Der ſchönſte Edelſtein.

Vergebt, daß ich vor eines Poſſenſpiels Geſtalten
Vor Euch erſchein' mit ernſtbeſchwingtem Wort;
Doch vor der Laune buntbewegtem Walten,
Iſt manchmal ernſte Regung am rechten Ort;
Und gerade, wenn das Herz die Flügelthüren
Weit geöffnet hat für frohen Scherz,
Da ſchlüpft ein Wort, geſchaffen um zu rühren,
Dem Bettler gleich ſich unbemerkt in's Herz,
Und ſchleicht wie mit dem Scherze in Verbindung
Sich glücklich durch, bis zu dem Winkel der Empfindung.
— Und ſo ſei auch dies Wort zu Euch gekommen,
Und alſo gönnt ihm auch ein Plätzchen klein! —
Noch ſteht es an der Thür, — ein Bischen iſt's beklommen,
Doch ſieht es offenes Herz — und — huſch! da iſt's herein.
— Im gold'nen Saale ſitzen ſie, die Fürſtenſöhne,
Umgeben von des Purpurs blendenreicher Pracht,
Geſchmückt mit Allem, was das Leben kröne,
Mit Allem, was das Daſein herrlich macht,
Und bei der Krone, die im Marmorſaale
Aus tauſend Edelſteinen ihre Strahlen blitzt,
Entſpinnt ein Wettſtreit ſich mit einem Male,
„Welch' ein Juwel den höchſten Werth beſitzt."
In welchem Edelſtein der ſchönſte aller Kerne,
In welchem Edelſtein die reinſte Flamme ruht,
Welch' ein Juwel am nächſten ſteht dem Sterne,
In welchem Stein die ſchimmervollſte Glut? —

Und Einer von den Fürſten ſagt im ſtolzen Tone:
„Der Demant iſt der König im Juwelenreich,
Ihm gleicht kein anderer Stein der Fürſtenkrone,
Und kein Juwel kömmt ihm an Glanz und Klarheit gleich,
Iſt nur der Diamant in Glut und Fluth zu ſchauen."

— Der Zweite ſpricht: „Ich aber geb' dem Feuer
Den Vorrang, das da wohnet im Rubin;
Er gleicht dem zartgewebten Roſenſchleier,
Den Phöbus Finger durch das Frühroth ziehn.
Rubinenglanz, er gleichet dem Erröthen,
Der aus dem Schnee von Mädchenantlitz dringt,
Und ein Gedank' an Falſchheit kann ihn tödten,
Daß an der Hand er blaß wird und zerſpringt,
Und weil Gedanke nur von Schuld ihn macht erbleichen,
D'rum kann kein and'rer Edelſtein an Werth ihm gleichen."

— Der Dritte ſpricht: „Smaragd allein iſt meine Wonne,
Im Strahle von Smaragd liegt Wunderkraft,
Weil er dem Aug', das wund vom Licht der Sonne,
Durch ſeines Schmelzes Milde ſüße Labung ſchafft;
Wie nach dem großen Schöpfungswort: „Es werde!"
Das Feld, die Flur, der Plan, die Au', der Hag,
Der Berg, das Thal, die ganze junge Erde
Im grünen Jägerkleide vor uns lag,
So kann nur aus Smaragdes grünen Flammen,
Ein grünes Heer von Frühlingsſtrahlen ſtammen!" —

Es kömmt dann an die Andern auch die Reihe,
Granat, Saphir, Opal erhalten auch ihr Lob,
Als ſich mit einem Lächeln ſtiller Herzensweihe
Der Jüngſte von den Fürſten mild erhob:
„Ihr habt den Edelſteinen allen hier gehuldigt,
Und ſchwer iſt unter ihnen der Vergleich,
Ich aber zeige, wenn Ihr mich entſchuldigt,
Den allerſchönſten Edelſtein doch Euch.
Und wollt Ihr ein paar Schritte mit mir gehen,
So ſollt Ihr meinen Edelſtein gleich ſehen!“ —

Und gerne folgen alſogleich die Andern,
Er führt vom Thore in die Vorſtadt ſie hinaus,
Wo ſie erwartend ſtille mit ihm wandern,
Bis an ein kaum vollendet, groß geräumig Haus.
Noch hat's kein Dach, es ſtehen kahl die Mauern,
Die Thüren und die Fenſter ſind der Flügel frei,
Doch wird's, man ſieht's, nicht gar ſo lang mehr dauern,
Bis das Gebäude gänzlich fertig ſei.
Und an des Hauſes annoch unbeſchritt'ner Schwelle
Liegt rohgemeißelt und viereckig da ein Stein,
Daneben liegt ein Hammer, gleich dabei die Kelle,
Und Mörtel bringt man in den Trog herein.
Der Fürſt bleibt ſtehen, bückt ſich milde nieder,
Und ſpricht: „Dies Haus da, vielgeliebte Brüder,
Nächſt Gott iſt's meinem Schutze anvertraut,
Für Sieche und für Kranke iſt's erbaut.
Hier ſoll der Arme die Geneſung finden,
Wenn ihm die Lebenskräfte langſam ſchwinden,

Hier ſoll den Lechzenden man laben,
Hier ſoll am Bett des Schlummerloſen, Schwachen
Ein freundlich Auge mitternächtlich wachen,
Hier ſoll, der ſo allein ſteht und verlaſſen
Mit neuer Zuverſicht die Retterhand erfaſſen,
Hier ſoll der müde Wand'rer in der letzten Stunde
Ein Friedenswort vernehmen aus geweihtem Munde,
Und dieſen Quader leg' ich jetzt als Grundſtein ein.
Und ſag' Euch frei: Das iſt mein ſchönſter Edelſtein!"

— Da bückten ſich gerührt, und ohn' Bedenken
Die Fürſten all', den Grundſtein einzuſenken,
Und gaben ſtill dann Erde auch hinauf,
Und manches Frauen-Thränlein tropft darauf,
Und manche fromme Zähre auf den Grundſtein rann
Als ſie das Kreuz auch ſchlugen mit dem Hammer dann,
Und ſtill fortmauerten und beteten dabei,
Daß es in Gottes Huld befohlen ſei.
Da ſchien es, als ob aus dem frommen Hammerſchlag
Ein Echo des Gebets zum edlen Fürſten drang:
„Was Du verſenkſt in ſtiller Erdennacht,
Das ſchaut das Aug', das in dem Himmel wacht,
Weil Du gemauert haſt am Gottes-Stein,
Wird eine feſte Mauer Gott Dir ſein,
Und mit dem Hauſe, das Du hier der Erd' vertraut,
Haſt auf den Himmel Du gar fromm gebaut.
Und trittſt Du einſtens in den Himmel ein,
Sei dieſer einfach ſchlichter Mauerſtein
Dir eine Stufe mehr zur ew'gen Gnade!" —

Der Prieſter und der Graf.

Ein Graf von Poitiers, der Jägersmann,
Zieht täglich hinaus auf die Jagd,
Die Doggen trieb er d'rauf und dran,
Und ſprengt hinaus, bevor es noch tagt.
Am Sonntag ſelbſt, mit lautem Hörnerklang
Ritt er der Kirche vorbei, dem Dorf entlang,
Und als die Glocke ertönt zum Morgengebet,
Der Prieſter des Ortes in der Kirchthür' ſteht,
Und als der Graf heranſprengt, auf wildem Roß,
Und unter ihn herſauſ't der Jäger Troß,
Der fromme Mann mit mildem Angeſicht
Alſo zum Grafen, dem wilden Jäger, ſpricht:
„Dich ladet der Herr in ſein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus.
Der Herr, er ruft, er ladet Dich ein,
Tritt zum Gebet in's Heiligthum ein!"
Da lacht der Graf und ruft: „Hopp, hopp!"
Und jagt vorbei im wilden Gallop,
Er letzt ſich mehr am Hörnerklang,
Als an Gebet und Meſſ' und Orgelſang.
Doch nicht ermüdet des Prieſters Geduld.
Am nächſten Sonntag ſteht der Prieſter wieder da,
Und ſpricht, als er den Grafen vorbeiziehen ſah:
„Dich ruft der Herr in Gnade und Huld,
Vergeben iſt Dir von letzthin die Schuld,
Dich ladet der Herr in ſein offenes Haus,
Geh' an dem Sonntag nicht auf Waidwerk aus!"

Da lacht der Graf und wirft den Kopf empor,
„Laß ab von mir, Du beſchwerlicher Thor!
Mich reizt nicht Glocken- und nicht Orgelſchall,
Mich reizt der Rüden Gebell und der Peitſchen Knall."
Der Prieſter bekreuzt ſich und ſchaut zum Himmel hinauf,
Doch gibt der fromme Mann den Grafen nicht auf,
Und wiederum ſteht er an der Kirchenthür',
Und wartet auf den Grafen mit Wehmuth ſchier.
Und das Glocklein tönt, welches die fromme Gemein'
Ruft in die Kirche zur Andacht hinein,
Zum Gotteshaus, zur heiligen Stell'!
Da tönt's d'rein von Jägerhörnern hell,
Der Graf iſt's, der von wilder Luſt entbrannt,
Den Wurfſpieß wiegt in mächt'ger Hand,
Und als er vorbeikömmt auf bäumendem Thier,
Da ruft der Prieſter wiederum von der Kirchthür':
„Dich ladet der Herr in ſein offenes Haus,
Geh' nicht am Sonntag auf Waidwerk aus!
Ich lade im Namen des Herrn Dich ein,
Du ſollſt an ſeinem Tiſche willkommen ihm ſein."
Der Graf jedoch lacht laut und trotzt ihn an:
„Laſſ' das nur gut ſein, Du heiliger Mann!
Der Wald da draußen, das iſt mein Tiſch,
Mit grünem Tuch und Wildpret friſch,
So komm' Du mit mir, ich lade Dich ein,
Du ſollſt mir im Walde d'raus willkommen ſein."
Und ſpricht's, und höhnt's, und ſpornt das Roß,
Und ſauſ't fort mit ſeinem Jägergeſchoß.
Der Diener Gottes ſeufzt und alſo zu ſich ſelber ſpricht:

„Der Herr verläßt, die ihn verlaſſen, nicht,
Und kömmt der Frevler nicht zum Kirchenaufenthalt,
So ſucht er ſelbſt ihn auf in Wüſt' und Wald!"
Drauf eilt' er zum Altar, und nimmt mit frommer Hand
Das Allerheiligſte von der Wand,
Und ſchreitet ſtill und betend aus dem Kirchlein fort,
Und ſchreitet ſtill und betend durch den Ort,
Und ſchreitet ſtill und betend durch Au und Flur
Zum Wald hinaus nach des wilden Grafen Spur.
Und wie er immer betend ſchreitet, und blickt empor,
Da ſchlägt ein heller Hilfruf an ſein Ohr,
Der fromme Mann erſchrickt, doch zagt er nicht,
Er ſchreitet vorwärts, indem im Gebet er ſpricht,
Und wiederum ſchlägt ein jammernd Hilfgeſchrei
Heraus aus tiefem Wald; und ohne Furcht und Scheu
Verdoppelt der Prieſter Gebet und Schritt,
Und als er in das tiefſte Dickicht tritt,
Da liegt der Graf am Boden, unbewehrt,
Zwei Mörder ſchwingen über ihn das Räuberſchwert.
Der Graf windet ſich und ruft mit Angſtgeſchrei:
„Mein Gott, mein Heiland ſteh' mir bei!"
Da tritt der Prieſter plötzlich aus dem dichten Wald:
„Im Namen des Drei=Einen, ſag' ich, Mörder! Halt!"
Und ſtreckt weit vor ſich hin die heilige Monſtranz,
Die wunderbar erglüht im lichten Sonnenglanz.
Und als der fromme Mann ſo vor ihnen ſtand,
Das Venerabile in hoch erhab'ner Hand,
Da faßt's die Mörder an, ſie ſteh'n erſtarrt,
Sie fühlen in der Bruſt des Höchſten Gegenwart,

Sie ſinken in den Staub und fangen zu beten an,
Und ſtrecken ihre Hand zum frommen Gottesmann,
Und bieten ſelber ſich, in tiefer Sünderreu,
Der Gnade und dem Recht der frommen Cleriſei.
Den Grafen aber hat es mächtig übermannt,
Er ſtürzt auf die Knie und küßt des Prieſters Hand,
Benetzt mit Thränen ſie und ſenkt ſein Haupt zur Erd',
Doch ſprechen kann er nicht, ſein Herz iſt ihm beſchwert.
Der heilige Mann legt ihm die Hand auf's Haupt:
„Mein Sohn, ſo glaube jetzt, wenn Du nicht längſt geglaubt,
Der Herr, er lud Dich ein, Du kameſt zum Herrn nicht,
So kam der Herr zu Dir und ſucht Dein Geſicht,
Und ſieht Dich wieder an mit mildem Vaterblick,
Und ſpricht wie vor zu Dir: Ich lad' Dich ein, komm' mit mir zurück,
Geh fürbaß ferner nicht an Deines Heilands Haus,
Du ſchütteſt fürder erſt Dein Herz darinnen aus!"
Der Prieſter ſchweigt und kehrt zurück mit mildem Angeſicht,
Der wilde Graf fehlt ferner in der Kirche nicht!

Das Gnadenbildniß.

Am Bette des Kindes, das nach Krankheitsleiden
Genas und kaum entriſſen der Gefahr,
Sitzt ſeine Mutter mit dem Aug' voll Freuden,
Das ſchon ſo viele Nächte ſchlaflos war;
Es ſinkt ihr ſchönes Haupt ermüdet nieder
Zu ihrem Kinde, kaum dem Tod entrafft;
Es nimmt der Schlummer ihre Augenlieder
Nach lang entbehrtem Schlaf in ſeine Haft.
So Kind als Mutter ſind vom Schlaf umfangen,
Der zu lang' ihnen war geraubt,
Es ruhet an der Mutter ſchlafer glühten Wangen
Des ſüßen Kindes kleines blaſſes Haupt.
Da tönt es durch die Straßen: „Feuer! Feuer!"
Und ach ein dumpf Geſchrei durcheilt die Stadt,
Die ſchon der Brand, dies freſſend Ungeheuer,
Mit tauſend Armen angezündet hat;
Der Wind ſpielt mit den freien Flammenlocken,
Daß wild und ſchnell ſie flattern hin und her;
Es tönt hernieder von den Feuerglocken
Wie von dem Leuchtthurm ob der Gluthenmeer.
Von Dach zu Dach in wild erglühten Flammen
Tanzt wüthend hin die wilde Feuersbraut,
Vor ihren Feuerküſſen ſtürzt zuſammen
Was jahrelange Menſchenkraft erbaut.

Verſpottend alle ird'ſchen Rettungskräfte
Umſpannt ihr Gluthennetz ein jedes Haus,
Sie gießet wie zum gräßlichen Geſchäfte
Das Füllhorn ihrer Feuerroſen aus,
Und Hab und Gut und Menſchen ſind verloren,
In Trümmern liegen tauſend Häuſer ſchon,
Da dringt auch an der Mutter off'ne Ohren
Der wild verworr'ne dumpfe Jammerton,
Sie ſpringt empor und greller Feuerſchimmer,
Der durch die Straßen lüfteglühend quillt,
Hat ſchon des Kindes kleines Krankenzimmer
Mit ſeinem kraſſen Lichte rings erfüllt.
Ergriffen von dem tödtlich bangen Schrecken
Ermannt zuerſt ſich doch das Mutterherz,
Die angſtgelähmten Mutterarme ſtrecken
Nach ihrem Kinde ſich, mit Angſt und Schmerz;
Sie reißt das Kind im gräßlichen Erbleichen
An ihre Bruſt, und ſtürzet fort im wilden Lauf.
Und eilt mit ihrer Laſt den Ausweg zu erreichen,
Und reißt die Thüre wüthig kräftig auf;
Da wälzt ſich ſchon des Feuers Purpurſchleppe
Wie eine Gluthendecke von Rubin,
Auf alle Stufen von des Hauſes Treppe
Mit ihrer fürchterlichen Lohe hin.
Entſetzt von dieſem Anblick flieht geſchwinde
Zurück die Mutter mit der theuern Laſt,
Und eilet mit dem kaum geneſ'nen Kinde
Dem Fenſter zu mit Angſt und Rettungshaſt, —

Da iſt das Glas geſchmolzen und geſprungen,
  Erglüht iſt ringsum Mauer und Geſtein,
Es züngeln lüſtern rothe Flammenzungen
  Durch's Fenſter in das Zimmer ſchon herein.
Es klettern auch des Brandes Rieſenſchlangen
  Herauf ſchon an des Zimmers dünner Wand,
Und ohne Rettung ſieht ſie ſich umfangen,
  Ihr einzig Kind geweih't dem Todesbrand!
Kein Ausweg aus den Gluthen ſteht ihr offen,
  Verzweiflung wüthet ihr durch Bruſt und Herz,
Auf Erden iſt nicht Rettung mehr zu hoffen,
  Ihr einzig Hoffen geht nun himmelwärts.
Und vor ein Gnadenbildniß eingemauert
  In dieſes kleinen Zimmers Scheidewand,
Wirft ſie ſich hin, von Schmerz und Weh durchſchauert,
  Und ſtreckt empor die fromme Beterhand:
„Du heil'ge Mutter auf dem Gnadenthrone,
  Die ſelber Du in gotterfüllter Bruſt,
Empfunden haſt mit Deinem Himmelsſohne,
  Der Mutter Schmerzen und der Mutter Luſt;
Die Du verklärt in dieſem ſüßen Bildniß,
  Das Götterkindlein wiegſt auf Deinem Schooß;
O ſchau hernieder jetzt voll Gnad' und Mildniß,
  Auf Deine Magd, die aller Hilfe blos,
O holde Mutter Du des Benedeiten,
  Dir zünd' ich dieſe tauſend Flammen an,
Als heil'ge Lichter, als die Dir geweih'ten
  Entbrennen ſie auf dieſes Hauſes Plan;

O rette mir das Kind, das ſüße, kleine,
Das ich mit tauſend Schmerzen einſt gebar —
O ſchütze es, das unſchuldsvolle, reine,
O rette, rette, rett' es von Gefahr!“ —
So fleht ſie heiß und voll von Angſt und Jammer,
Ringt zu dem Gnadenbilde ſie die Hand,
Und tödtlich ängſtlich, voll Verzweiflung klammern
Sich ihre Hände an des Bildes gold'nen Rand,
Da ſcheint das Gnadenbild ihr nachzugeben,
Und plötzlich ſinkt es aus der Wand heraus,
Und ſie erblickt, mit freudigem Erbeben,
Nun durch die Wand den off'nen Weg durch's Haus.
Dieſelbe heil'ge Wölbung, die ſo lange
Die Himmelsmutter mit dem Kind umfaßt,
Sie dienet nun zum ſichern Rettungsgange
Der ird'ſchen Mutter mit des Kindes Laſt,
Und von den hellen Flammen in dem Zimmer
Iſt nun das Gnadenbildniß angeſtrahlt,
Es iſt, als ob ſich nun ein heil'ger Schimmer
Um der Gebenedeiten Antlitz malt,
Und ihr verklärter Blick, er ſcheint zu ſagen:
„Wer ſich in Noth zum Himmel hat gewandt,
Den rettet, wenn die Menſchen auch verzagen,
Aus höchſter Erdennoth doch Gotteshand.“

„Maria in der Grün."

Den Pilgerſtab in frommer Hand
Ein Wand'rer kömmt in's Steierland,
Sein Aug' wird hell, ſein Herz wird weit,
Als er erblickt die Herrlichkeit,
Und all' ſein Sinn wird freudenſatt,
Als er erblickt die Grätzer Stadt,
Die thalwärts liegt im ſchönen Land,
Der Perle gleich in hohler Hand!
Von Grätz geht er auf grüner Stieg'
Zum Kirchlein 'naus in grüner Wieg',
Zum Kirchlein, wo rings Bäume blüh'n,
Genannt: „Maria in der Grün."
Und wie er fragt im ganzen Land',
Warum es alſo iſt genannt,
Und wie er fragt' auf jeder Seit',
Weiß Niemand ihm darauf Beſcheid.
Und wie er ſinnt ſo her und hin,
Warum: „Maria in der Grün?"
Entſchlummert er am nächſten Baum,
Allwo ihm dann ein holder Traum
Die wunderſame Urſach' weiſ't,
Warum „Maria Grün" es heißt. — —
— — Jetzunder ſind's gar viele Jahr',
Daß große Noth im Lande war,

Im ganzen Lande Steiermark
War Noth und Mißwachs gar ſo arg,
Daß Menſchen, Pflanzen und auch Thier'
Vergangen ſind vor Dürrniß ſchier;
Denn Regen nicht und ſelbſt kein Thau
Benetzt ſeit Monden Flur und Au!
Da lugt ein frommer Gottesmann
Vom Kirchthurm in das Land hinan,
Und wie ſein Blick ſo troſtlos ſchweift,
Ein Wunderanblick ihn ergreift,
Denn mitten in dem fahlen Land',
Wo Alles iſt verdorrt, verbrannt,
Da ſteht ein einz'ger grüner Baum,
Und um ihn her ein grüner Saum
Von friſchem Gras, die Handſpann' weit,
Als wär' allhier herabgeſchneit
Inmitten dürren Wüſtenſand
Ein ſammetgrünes Inſelland! —
Der fromme Mann ſteigt raſch herab,
Ergreift behend den Wanderſtab,
Und eilt hinaus zum Wunderplatz,
Allwo er ſah den Zauberſchatz.
Er geht durch heißen Sand und Kies,
Daß bald ihn ſeine Kraft verließ,
Und kömmt zum Baum, der iſt ganz grün,
Und Zweig' und Aeſte üppig blüh'n,
Und rings herum ein grüner Kreis,
Ein Wieſenfleck, mit Blümchen weiß.
Und wie dem Baum' er ſchnell ſich naht,

Da ward ihm klar der Quell der Gnad',
Denn an dem Baum' hängt, einfach mild,
Ein benedeit Marienbild!
Da geht ihm auf das fromme Herz,
Er blickt in Demuth himmelwärts,
Und ſpricht ganz leiſ' im Niederknien:
„Gelobt Maria in der Grün!" —
— Und alsbald ward im ganzen Rund
Das Wunder von dem Bildniß kund,
Da kam alsbald in Prozeſſion
Der Prieſter unterm Himmelsthron,
Und viele fromme Chriſtenheit
Schaart ſich daran von nah und weit!
Mit frommen Sang es betend geht,
Bis wo der Baum im Grünen ſteht,
Der Baum, in deſſen Blätterſchrein
Hängt das Marienbildniß klein,
Da beten ſie in Demuth lang,
Und nehmen's dann bei frommem Sang
Vom Baum herab, und hoch empor,
Hoch tragen ſie's dem Volke vor,
Und zieh' in Prozeſſion damit
Durch's weite Land, im Wallfahrtsſchritt,
Und wie's ſo geht durch Flur und Au,
Da gibt das Wunder ſich zur Schau,
Denn wo ſich zeigt das Gnadenbild,
Ein friſcher Regen niederquillt,
Und plötzlich wird der dürre Sand
Zum friſchen, grünen Teppichland;

Und wo der Zug ſich hinbewegt,
Der vor ſich her das Bildniß trägt,
Da kleidet ſich die Erde weit
In ihr ſmaragden grünes Kleid,
Die Flur wird grün und grün der Wald,
Und grün die Aecker alſobald,
Und grün wird jeder Steg und Pfad,
Wo das Marienbild ſich naht,
Vom Thau und Regen ſchnell erquickt,
Das ganze Land man grün erblickt
— Und wie der Zug zu Ende iſt,
So tragen ſie, zur ſelben Friſt,
Zurück zu ſeinem erſten Platz
Den ſegensreichen Gnadenſchatz,
Und auf demſelben grünen Grund
Legt eine fromme Hand zur Stund',
Den Grund zum Kirchlein, klein und ſchlicht,
Und ſein Erbauer alſo ſpricht:
„Hier, wo man in dem dürren Sand
Im grünen Schrein dies Bildniß fand,
Da ſei ein Kirchlein aufgeführt,
Das mit dem Bildniß ſei geziert,
Und ſtehen ſoll's im grünen Thal,
Und grüne Bäume rings zumal,
D'rin höre man zu jeder Zeit
Von frommen Pilgern weit und breit,
Von Allen, die vorüber zieh'n:
„Gelobt Maria in der Grün!"

Das Liedlein von der Roſe.

Von Allem, was die Erd' im ſüßen Triebe
Für den erwachten Frühling aus dem Herzen treibt,
Iſt nur die Roſ' allein das Bild der Liebe,
Und Amor mit des Liebespfeiles Spitze ſchreibt
Ihr auf die Blätter: „Mädchenblume, Schönheitsblume,
Empfindungsblume, bleibſt der Lieb' zum Eigenthume!"

Und wißt Ihr von der Blume ohne Mängel,
Die wie ein kleiner Blätterkolibri
Sich wiegt und flattert auf dem Blumenſtengel,
Woher ſie ward, und wo ſie ward und wie?
Und wie entſtand die Mädchenblume, Liebesblume,
Empfindungsblume, die der Lieb' zum Eigenthume? —

Als aus des Meeres ſilberhellem Schaum
Die junge Liebesgöttin ward gewoben,
Und aus der Wellen zartem Silberſaum
In einer Muſchel in das Land gehoben,
Da rang ſie aus das lange, gold'ne Haar,
An dem des Meeres Silbertropfen hingen,
Und in die Muſchel fiel ein Tropfen ſternenklar,
Ward Perle da zur Zier von allen Dingen,
Ein Tropfen aber fiel auf's Ufer ſchon,
Wo ſie den Fuß geſetzt zuerſt in's Grüne,
In dieſen Tropfen fiel vom Himmelsthron'
Der erſte Strahl aus Eos gold'ner Bühne.

Und wo der grüne Strand mit heißem Kuß
Den Silbertropfen durſtig hat getrunken,
Trieb aus dem Boden auf in vollem Schuß
Die weiße Roſ', geſtickt mit Silberfunken,
Und weiß und ſchlank des Stengels zarter Bau,
Als hätt' ihn Cypris ſelber zeichnen wollen;
Die Blätterkrone trägt er d'rauf zur Schau,
Wie zarte Bruſt von Seufzern angeſchwollen;
Und als nun Venus ſieht die Roſ' mit Luſt,
Im weißen Glanze rein emporgeſchoſſen,
Wie Silberſpang an friſcher Erdenbruſt,
Aus Meer und Erdenkuß und Licht entſproſſen,
Da ſprach ſie: „Mädchenblume, Lichtesblume,
Empfindungsblume, bleib' dem Herz zum Eigenthume!“

Und wie die weiße Roſe ſelbſt, ſo ruht
Der Gleichmuth Farb' ihr auf den weißen Wangen,
Sie kennt noch „Liebe“ nicht, die Herzensglut
War noch im Antlitz ihr nicht aufgegangen;
Da tritt entgegen ihr von Waldes Rand
Der erſte Jüngling, den ſie je geſehen,
Sie hebt den Blick, und fühlt ihn feſt gebannt,
Sie hebt den Fuß und kann nicht fürder gehen,
Sie hebt die Hand, doch winken kann ſie nicht,
Sie regt den Mund, doch kann ſie nimmer ſprechen;
Da ſenkt zur Roſe ſie das Angeſicht,
Aus dem der Liebe erſte Flammen brechen,
Und wie ihr glühend' Angeſicht die Roſ' berührt,
Die nur mit Weiß bedacht die Blumengötter,

Ihr weißes Hermelin zum Scharlach wird,
Der Wangen Glut ſchlägt ſich in ihre Blätter
Und wie die Göttin ſelbſt, von Glut erfüllt,
Das Antlitz wieder hebt vom Kelchesſchooße,
Da ſtand im Blut der Liebe eingehüllt
Erröthend da die — erſte rothe Roſe.

Sie neigt ſich ihr und ihm dem Winke gleich,
Sie ladet ſtumm ihn ein zum Herzerguſſe,
Und wie er nahet, bücken beide ſich zugleich
Zur Roſ', und finden ſich im erſten Kuſſe,
Und Amor ſprach: „Die Mädchenblume, Herzensblume,
Empfindungsblume, bleib' der Lieb' zum Eigenthume!“

Und alſo ward die Roſe eingeweiht
Vom Liebesgott zum Wappenbild der Liebe,
Er gab aus grünen Blättern ihr ein Kleid,
Daß ſie im Werden keuſch verhüllt noch bliebe;
Und daß ſie Waffe habe, Schild' und Wehr,
Wenn ſie ein kecker Ritter je beleidigt,
Pflanzt er viel ſpitze Dörnlein um ſie her,
Mit welchen ſie die Blätterkron' vertheidigt;
Den Buſen füllt er ihr mit würz'gem Hauch,
Auf daß ihr Seufzen mag als Duft erſcheinen,
Mit Thau begießet er die Roſe auch,
Denn Roſe muß nicht lachen nur, auch weinen,
Und ewig blühend bleib der Roſe Blatt,
Wie es dem Schooß' der Knospe ſich entwunden,
Ihr Wangenroth werd' niemals blaß und matt,

Sie bleib' von ſteter Jugendglut entzunden.
Doch eines Tag's irrt Venus durch die Flur,
Sie ſucht den Jüngling auf, der lange weilet,
Der Argwohn führt ſie leicht auf ſeine Spur,
Sie ſieht — daß er ſein Herz getheilet —
Und plötzlich fühlt ſie jene Höllenpein,
Und jene Bitterniß und jene Qualen,
Die Eiferſucht in Herz und Mark und Bein
Der Menſchen gießt aus vollen Schalen;
Ihr Auge bricht, ihr Angeſicht wird fahl,
Sie theilt, betäubt von ihrem Schmerzenslooſe,
Die Eiferſucht der Roſe mit, die allzumal
Verwandelt ward zur — erſten gelben Roſe.

Und als die Liebe, ungeliebt, allein,
Mit ſich allein durch Feld und Fluren ſchreitet,
Als ſie nur Thränen hat zum Labewein,
Und wilder Schmerz in Wildniß ſie begleitet,
Da ſuchet ſie an Zaun und Hecken nur
Das Röslein auf, das niemals dornenloſe,
Und ätzt es durch der bittern Thränen Spur,
Und ſo entſtand die erſte — wilde Roſe.

Und weil der Menſch die erſte Lieb' und Treu'
Im Angeſicht der Roſe hat gebrochen,
D'rum fühlt die Roſe ſelber tiefe Reu',
Daß ſeiner Liebe ſie das Wort geſprochen.
Sie ſenkt das Haupt mit einem leiſen „Ach!"
Sie ſchrumpft zuſamm', dem Blatt gleich der Mimoſe,

So, als der erſte Mann die Treue brach,
Entſtand aus Scham die — erſte welke Roſe.
Und ſelbſt die todte Roſ', und ſelbſt die todte Liebe,
Sie werden ſorgſam eingelegt in's Herzensbuch,
Damit doch roſenroth Erinn'rung bliebe,
Wenn man, im Herzen blätternd, einſt ſie ſuch'.
Selbſt welke Roſen ſind noch Lieb'svaſallen;
Und ſterbend ſpricht es noch der Liebe Wort,
Ein Roſenblatt, das ſeiner Kron' entfallen,
Man ſchickt es als ein Liebesbriefchen fort.
Denn jedem Herz, dem in Lieb' und Sehnen
Die Sprache fehlt, zu ſagen, was es litt,
Gibt Amor nur ein Roſenblatt und Thränen,
Und ſagt: „Du Herz, Du ſtummes, ſprich damit!“
Und wenn man preßt die Roſen, die vergangen,
Und wenn gepreßt ſich fühlt ein liebend Herz,
Wird man von Beiden edles Naß erlangen,
Dort duftend Oel, hier Thränen für den Schmerz.
Und weil die Roſe alſo ſich bewährte,
Und alſo theilt des Herzens Sympathie,
Weil ſie des Menſchen treueſter Gefährte,
Der ſich in Schmerz und Luſt ihm ſelbſt verlieh,
Weil ſie bei ihm ſchon war beim Feſt der Wiege,
Weil ſie mit ihm auch geht zur Taufe am Altar,
Und weil ſie mit ihm ſingt die erſten Siege,
Die er erringt im Feld der Lieb'sgefahr,
Und weil ſie mit ihm geht zum Hochzeitsfeſte,
Beim frohen Lied und lautem Becherklang,
Und mit ihm iſt, wenn ſeine Ueberreſte

Man ſenkt in's Grab bei dumpfem Grabsgeſang,
Und weil dem Menſchen immerdar gewogen
Die Roſe bleibt, ob weiß, ob gelb, ob roth,
Weil ſie zu ihm mit Sehnſucht kömmt gezogen,
In Luſt und Leid, ja ſelbſt im bittern Tod,
D'rum iſt ſie Lebensblume, Todtenblume,
Empfindungsblume, und der Lieb' zum Eigenthume!

Das innere Auge.

Der Schöpfer ſprach: „Es werde Licht!“ Da ſchoſſen
Geſtirn' und Mond und Sonn' aus dunklen Tiefen,
Entriegelt ward und plötzlich aufgeſchloſſen
Das Reich der Strahlen, die im Chaos ſchliefen,
Die bunten Farben wurden ausgegoſſen,
Der Welt des Lichtes Daſein zu verbriefen,
Bis in den Mittelpunkt vom Erdendunkel
Zog ein das Licht als Demant und Karfunkel.
Und zu dem Quell des Lichtes kam gezogen,
Was Alles ſich bewegt auf dieſem Runde,
Um einen Tropfen nur aus dieſen Wogen
Zu ſchöpfen für die kurze Daſeinsſtunde.
Und Gott der Herr, der Jeglichem gewogen,
Der ſprach aus ewig liebevollem Munde:
„Ihr Menſchen, Steine, Wolken, Lüfte, Pflanzen,
Nehmt hin das Licht, in Theilen, und im Ganzen! —
Den erſten Tropfen aus des Lichtes Eimer
Nahm jubelnd hin für ſich die Morgenröthe,

Daß ſie das luſt'ge Reich der Morgenträumer,
Der Dichter, mit dem Farbenſtab betrete.
Der Ab[illegible] kam ſodann, der Bergumſäumer,
Und ho[illegible] Gold für ſeine Bergtapete.
Dann kam der Mond und ſchöpft' aus Licht-Cyſterne
Das matte Licht für ſeine Blendlaterne.
Der Frühling kömmt und ſchöpft ſich grünes Feuer
Für ſeinen Erdenteppich ſchnell, und tauſend Farben.
Der Sommer kömmt um Licht wie Gold, zur Steuer
Für's unermeß'ne Reich der vollen Garben.
Der Herbſt auch holet ſich, als Kraftverleiher,
Den Balſam in der Trauben off'nen Narben.
Der Winter ſelbſt, er ſchöpft ſich Silberblicke,
Daß er der Erde Sterb'kleid damit ſticke.
Die Pflanzen holen Licht in ihren Düten,
Die Blumen Licht in ihrem Atlaskleide;
In ihren Kelchen holen Licht die Blüthen,
Sein Becherchen füllt Röslein auf der Haide,
Ein Tröpflein Licht holt ſich in kleinen Hüten
So Fingerhut als Eiſenhut, voll Freude,
Das Veilchen ſelbſt, beſcheidentlich im Graſe,
Füllt ſich mit blauem Licht die kleine Vaſe.
Dann kömmt das Reich der Edelſtein' gegangen,
Und holen Licht in felſenfeſten Schalen.
Die Wolken eilen, Licht auch zu empfangen,
Damit ſie rund den Regenbogen malen.
Dann nahen ſich die ſchönen Feuerwangen,
Und wählten aus des Lichtes zart'ſte Strahlen,
Zu Weihefarben zweier edlen Triebe:

Zum Roth der Schaam und zu dem Roth der Liebe.
Zuletzt naht ſich ein kleines zartes Weſen,
Ein wunderſam' Geweb' der Zauberſchätze,
Das Aug', für das, zum Guten und zum Böſen,
Des Menſchen Sinn geſtrickt hat ſeine Netze;
Das kleine Ding, es ſoll das Reich verweſen
Des Licht's, und alle ſeine Reichsgeſetze,
Daß es verwahre unter feſtem Siegel
Des Lichtreich's Apfel und ſein gold'nes Siegel.
Des Lichtes Reichsſtab auch, zum Ring gebogen,
Iſt aufbewahrt in ſeiner kleinen Zelle,
Das ganze Weltall und des Himmels Bogen,
Zieh'n ein demüthig über ſeine Schwelle;
Der Strahl, den er als Tropfen eingeſogen,
Er ſtrömt als Meer zurück in Sturmes Schnelle,
Das Licht, das ihm die Sonne ſchickt hernieder,
Vergelten ſeine Sterne zehnfach wieder!

(Muſik.)

D'rum preiſe vor Allen
Das Licht und die Sonne,
Wem immer gefallen
Das Loos und die Wonne:
Daß ihm das göttliche „Werde!“
Das Auge gelichtet,
Daß froh er kann ſchauen
Den Himmel, den blauen,
Die blumige Erde,
Die bräutliche Erde,

Wenn ſich der Bräutigam Frühling ihr nahet,
Und ſie mit Liebe umfahet,
An Buſen ſie drücket,
Mit Blumen ſie ſchmücket,
Mit Strahlen umgürtet,
Mit Früchten bewirthet!
Drum preiſe vor Allen,
Das Licht und die Sonne,
Wem immer gefallen
Das Loos und die Wonne,
Daß froh er kann ſehen
Die Tiefen, die Höhen,
Voll Schatten, voll Dunkel,
Voll Licht und Gefunkel,
Die Wolken, die eilenden,
Den Blitz, den zertheilenden,
Und all' das Farbengewimmel
Auf Erden, in Lüften, am Himmel!

(Muſik.)

Doch nimmer auch ſoll murren und klagen
Der dem die Götter verſagen
Das Licht des Auges, das Sehen,
Den Quell der Sünde, den Quell der Wehen,
Nicht ſoll er bangen, nicht ſoll er zagen,
Nicht ſoll er zweifeln, nicht frevelnd fragen:
„Warum mir g'rade verriegelt die Pforte, die prächtige?
Warum mir g'rade verſiegelt der Brief, der allmächtige,
Mit ſeinen Bilderblättern, mit ſeinen Farbenlettern?

Warum mir g'rade die Rinde,
Die ſtarre, die nächtige,
Die eiſerne Binde,
Aus Nacht, um den Bronnen
Des Lichts und der Sonnen?"
Denn es iſt eine gefährliche Gabe, die Gabe des Sehens,
Sie iſt der ſprudelnde Born des Uebelgeſchehens,
Der Quell der Verführung, die Amme der Sünde,
Der Wolluſt Gefährte, Erwecker der Sinne,
Erzieher der Habſucht, Vergifter der Minne,
Der Lehrer des Neids, der Begierden Verfechter,
Der Anwalt des Scheins, und des Kernes Verächter.
Wem da iſt das Licht genommen,
Wem da iſt der Blick geblendet,
An das inn're Aug' ſich wendet;
Denn das innere Auge malt
Eine Welt, die reiner ſtrahlt.
Blumen, die bei ſtillem Lieben
Innen ſtill das Herz getrieben,
Hat kein Strahl je aufgerieben.
Blüthen, die im Herzen hangen,
An dem Hauch der Seele aufgegangen,
Wird kein Sturm vom Zweige ſtreifen
Eh zu gold'ner Frucht ſie reifen.
Farben, Bilder, die inwendig
An den dunklen Wänden malt lebendig
Phantaſie, ſie ganz allein nur ſind beſtändig.
Nur das Bild, das wir entwerfen,
Wenn das innere Aug' wir ſchärfen,

Von den Weſen, die uns theuer,
Steht in Idealesſchleier,
Wie's kein ſterblich Aug' je ſah,
In dem Schmelz und in dem Feuer
Makelloſer Schönheit da!
Und ein anderes Reich wird ausgegoſſen,
Von den Augen, die dem Licht verſchloſſen,
Eine Welt voll Blumen und Geſtalten,
Die nicht welken, nicht veralten,
Dieſe Welt, ſie heißt: Muſik,
Und ihre Geiſter,
Sind des inn'ren Auges Sprach- und Zeichenmeiſter! —
D'rum ſoll Muſik dem Worte ſich verbinden,
Euch vorzuführen aus der lichtverſagten Schaar,
Ein Paar, die es gerne ſelber Euch entzünden
Des Dankes Opfer, auf der Milde Hochaltar.
Es wird das innere Auge dieſer Blinden
In Euren Herzen einen reichen Schatz gewahr.
Es kann den Schatz mit Dankes Blick nicht heben,
Und wünſcht den Blick im Ton Euch kund zu geben.

Der Liebe und des Ruhmes Kranz.

Vergebt, Ihr Herr'n, der Dichter ſelbſt, aus deſſen Händen
Ich dieſe kleine Dichtung hier erhielt,
Rieth mir, mich an die Frauenwelt zu wenden
Mit ſeinem ſchlichten Phantaſie-Gebild.

Er meint, das Frauenherz nur kann entſcheiden,
Ob er erfaßt, wie dieſes wunderſame Ding
Empfindet, ſchlägt und pocht im Suchen und im Meiden;
Und wann und wie es Lieb' am liebſten je empfing;
Wie Lieb' muß nahen, und wie Lieb' muß kommen,
Wie Lieb' muß ſprechen, und wie Lieb' muß fleh'n,
Wann ſie als Lieb' im Herzen ſei willkommen,
Wann Gegenlieb' ſoll Lieb' entgegen geh'n! —
Ihr werdet mit uns Beiden doch nicht rechten,
Am Ende ſchlägt es doch in Euer Reich,
Denn wenn die Frauen Kränz' und Körbe flechten,
So flechten beide ſie ja nur — für Euch —!
D'rum lauſch't und ſchaut die Frauen an zuweilen,
Mit Eurem Kenneraug', ſo ſehr geübt;
Und ſcheinen ſie der Dichtung Sinn zu theilen,
Dann applaudirt nur, wenn es Euch beliebt.

Am Rhein, da wo die Welle an des Ufers Saum
Sich bricht und murmelt wie im Morgentraum,
Da lebt' ein Mädchen, wunderſamlich hold,
Von Elfenhand das blonde Haar gerollt,
Das Aug' gefüllt mit Abendhimmels Blau,
Ein Zauberſchloß des Mädchens Gliederbau;
Des Mädchens Blick, ſo klar, ſo lieb, ſo traut,
Dem Sterne gleich, der ſich im Rhein beſchaut;
Des Mädchens Wort, ſo ſüß, ſo fromm, ſo hell,
Gleich Glockenton aus ſtiller Prieſterzell';
Des Mädchens Gang, ſo flink, ſo leicht bewegt,

Der Blüthe gleich, die ſich im Weſte regt;
Des Mädchens Herz, ein unbeſchrieben Blatt,
Auf das noch Lieb' kein Wort gezeichnet hat,
Das wie im ſtillen Thal ein ſtiller See
Bewacht nicht wird vom tiefen Liebesweh.
Im ſelben Ort lebt auch ein Brüderpaar,
Die liebten Beide ſie, ſo tief als wahr,
Doch ihre Liebe nicht, und nicht ihr Schmerz
Erregten ihr das ruhig ſtille Herz;
Und als ſie jahrelang geworben vergebens in Lieb,
Und kalt nnd fühllos ſtets die Jungfrau blieb,
Da litt es Beide nicht länger im Heimathshaus,
Es trieb ſie fort, und es trieb ſie hinaus;
Mit Qual und Thränen, und mit Weh und Ach,
Verlaſſen Heerd ſie, Haus und Heimathdach,
Und zu verſüßen, was das Leben Bitt'res bot,
Erwählen ſie die Kunſt zum Herzkleinod.
Denn Kunſt iſt ja das ſüße Himmelsbrot,
Das Gott bei Leid und Weh dem Leben bot;
Es iſt die Kunſt der klare Götterhauch,
Der küßt die Blumen wach am Dornenſtrauch,
Es iſt die Kunſt ein ſüßer Tropfen Thau,
Der niederfällt vom nächt'gen Himmelsblau,
Der in des Herzens kranke Muſchel fällt,
Und da zur Perle wird für alle Welt;
Es iſt die Kunſt ein Auferſtehungsruf,
Der niedertönt von dem, der uns erſchuf,
Der aus dem Herzensgrab' erſtehen heißt
Zum ew'gen Leben den verklärten Geiſt;

Und wer der Kunſt ſich wirft in off'nen Arm,
Geneſ't von Lebensleid und Liebesharm;
Wer Kunſt geliebt, wer treu ihr immer blieb,
Dem ſchenkt die Kunſt auch ſicher Gegenlieb.
Die Brüder widmen ſich der Kunſt, die lang' verkannt,
Der Kunſt, die einſt geirrt von Land zu Land,
Der Kunſt, die Herzen rührt und ſüß belebt,
Die Ideale in das kahle Leben webt,
Die oft durch Thränen ſchweres Herz macht leicht,
Die oft dem Gram den Kelch der Tröſtung reicht,
Die auf der leichtbewegten Linnenwand
Die Menſchen und die Welt hat feſtgebannt,
Die auf der flücht'gen Welt des Augenblicks
Heraufbeſchwört die Stürme des Geſchicks,
Die in der Hand des Lebens Spiegel trägt,
Die Herzen läutert, Herzen ſüß bewegt,
Die mit dem Dolch von Rauſchgold und Papier
Tyrannen ſtürzt und ſchwingt das Siegspanier,
Der Kunſt, die ihre Bilder ſchreibt in Sand,
Der Kunſt, die kein Examen je beſtand,
Der Kunſt, die das Katheder nicht erfand,
Der Kunſt, die, weil ſie nie ein Lai' verſtand,
In jedem Lehrling ihren Meiſter fand,
Der Kunſt, die, wie der Buſch im Wüſtenland
Im ew'gen Feuer ſteht, von ſelbſt entbrannt,
Der Kunſt, die von der Stunde ödem Strand
Hinaus Euch ſchifft in ein ergötzlich Inſel-Land,
Für welche Nachwelt keine Kränze wand,
Die man belohnet mit dem Schall der Hand,

Der vielverdienten Kunſt, — die Schauſpielkunſt genannt!
In einer großen Stadt im deutſchen Land,
Erwählen beide Brüder dieſen Künſtlerſtand,
Berufen durch Genie, durch hohe Luſt,
Wie durch den Götterfunken in der Bruſt.
Und ihnen ward der Muſen und der Menſchen Gunſt,
Durch alle Gauen hin flog der Tragöden Ruhm,
Der Bühnenkunſt ein glänzendes Palladium;
Von fern' und nahe kam der Fremden Schaar,
Bewund'rung zollend dieſem Künſtlerpaar;
Und auch vom fernen Rhein, von ihrem Heimathsort
Zog es das Mädchen, das ſie liebten, fort.
War's Neugier, war es mehr? Sie war ſich's kaum bewußt,
Es drängte ſie ein namenlos Gefühl der Bruſt,
Daß ſie an Vaters Hand bald ankam an dem Ziel,
Und g'rad' an dieſem Tag war Trauerſpiel,
In welchem ſich das weltberühmte Brüderpaar
Den höchſten Lorbeer kränzte um das Haar.
Und Abends bei des Hauſes hellem Schein,
Voran auf allererſter Bank der Reih'n,
Da ſaß erglüht in holder Lieblichkeit,
Das Mädchen harrend an des Vaters Seit'.
Das Stück beginnt, der Vorhang geht empor,
Das Mädchen ſitzet da, ganz Aug' und Ohr,
Der Dichtung Sinn beſtricket ihr Gemüth,
Zu hohem Roth ihr Antlitz iſt erglüht;
Und ein Gefühl, gemiſcht aus Schaam und Luſt,
Beſchleicht mit Wehmuthsfühlung ihre Bruſt,
Da tritt der eine Bruder auf die Bühn',

Ein lauter Jubelruf begrüßet ihn,
Und mit Begeiſterung beginnt ſein Spiel,
Sobald ſein Auge auf die Sitze fiel,
Und er erblickt die Theu'rſte auf der Welt,
Die er als heilig ſtets im Herzen hält;
Da ſchießt's wie Feuerſtrom ihm durch das Blut,
Sein Weſen hoch aufflammt in Himmelsglut,
Begeiſt'rung zuckt ihn durch wie Blitzesſtrahl,
Es fühlt die Götternähe allzumal,
Und angeſpornt von ihrer Gegenwart
Sein Spiel zur höchſten Künſtlerblume ward,
Es reißet ſeine Red' und ſein beflügelt Wort
Unwiderſtehlich die entzückte Menge fort,
Der höchſte Geiſt belebt ſein Kunſtgebild
Von Götterahnung iſt ſein Herz erfüllt,
Zu Thränen reißt er hin, zu ſüßem Schmerz,
Mit Wehmuthsſchauer füllt ſich jedes Herz,
Und wie er malt der Liebe Luſt und Qual,
Erdröhnt vom Jubelſchall der ganze Saal;
Und wie darauf die Bühne er verläßt,
Da ſchallt ihm nach ein jauchzend Jubelfeſt,
Von allen Seiten ſind ihm nachgeſandt
Der Blumen viel aus ſchöner Frauenhand,
Und einen glutenvollen Siegesblick
Wirft er im Abgeh'n lächelnd noch zurück
Auf die Geliebte, die da ſaß und ſann und ſann,
Kaum wiſſend, daß die Thrän' vom Auge rann.
Da tritt der zweite Bruder auf die Bühn' heraus,
Und ihn empfängt des Hauſes jauchzender Applaus,

Und er beginnt ſein Spiel mit Meiſterſchaft,
Die Rede ſtrömt vom Mund' mit Weih' und Kraft;
Da fällt in das Parterre hinab ſein Blick,
Er ſieht die Theure da — er fährt zurück,
Er wirft den Blick hinunter noch ein Mal,
Da zuckt's ihm durch das Herz wie Blitzesſtrahl,
Es ſchießt ihm plötzlich heiß durch Mark und Blut,
Es faßt ihn an wie wilde Fieberglut,
Vor ſeinem Aug' es blendend ſchwirrt und flirrt,
Die Rede ſtockt, er ſcheint verzagt, verwirrt,
Vergeſſen hat er, was er ſagen muß,
Zerriſſen iſt der Rede ſtolzer Fluß,
Er ſtockt, er lallt, er weiß nicht, was er ſpricht,
Die Menge horcht und ſtutzt, verſteht ihn nicht,
Er bebt und zittert, ſteht dann ſtarr und ſtumpf,
Ein Murmeln gehet durch die Menge dumpf,
Und unter lautem Pochen wankt er bebend ab,
Ein matter Blick nur fällt auf ſie herab.
Nicht weiter wird geſpielt, das Stück iſt aus,
Im lauten Unwill' geht das Volk nach Haus.
Das Mädchen doch verläßt das Haus noch nicht,
Sie gehet auf die Bühn' mit blaſſem Angeſicht,
Und als gefunden ſie das Brüderpaar,
Nimmt ſie der Kränze zwei aus ihrem Haar,
Und zu dem Einen ſpricht ſie züchtiglich:
„Der eine Kranz allhier, der iſt für Dich!
Du zeigteſt heut' Dich mir im Künſtlerglanz,
Dir ziemt mit Recht dafür des Ruhmes Kranz!

Denn glücklich, wem in ſeines Lebens Tagen
Die Stirne ſchmückt des Ruhmes grüner Preis;
Vom Himmel wird in einem gold'nen Wagen
Des Lorbeers ewig unverwelklich Reis,
Auf Weſtwindwolken endwärts hingetragen,
Auf hoher Götter Rathſchluß und Geheiß,
Auf weſſen Haupt der Lorbeer fällt hernieder,
Dem küßten Götter wach die Augenlieder.

Dem küßten Götter wach die Augenlieder,
Dem küßten Götter wach das taube Ohr,
Daß er vernimmt die unvernomm'nen Lieder
Der Nachwelt laut, die ſich ſein Lob erkor;
Daß er erblickt das glänzende Gefieder
Der Ewigkeit am lichten Himmelsthor;
Daß aus der Zukunft dicht verhüllter Ferne
Ihm leuchten ſeines Ruhmes gold'ne Sterne!

Ihm leuchten ſeines Ruhmes gold'ne Sterne,
Er wird zum Licht ſich ſelbſt auf ſeinem Pfad;
Zum Lebensbaum pflanzt er ſich ſelbſt die Kerne,
Die Blüten ſchon genießet er als Saat;
Auf irdiſch' Glück verzichtet er hier gerne,
Und Lieb' lebt nicht in ſeinem Herzensrath,
So ſoll der Kranz des Ruhmes Dich beglücken,
Wer Lorbeer ſucht, will keine Roſe pflücken!

Darauf nimmt ſie den zweiten Kranz und ſpricht
Zum Andern mit erglühtem Angeſicht:

„Es iſt die Lieb' ein ſonderbar' und eigenſinnig' Ding,
Iſt heute Löw' und morgen Schmetterling;
Wenn man ſie ruft, ſo tritt ſie ſicher ein,
Ruft man ſie nicht, kömmt ſie, man weiß nicht wie;
Wo ſie das Herz beglückt, davon ſie ſchnell enteilt,
Wo ſie die Herzen bricht, ſie treu und feſt verweilt;
Wer ihr entläuft, dem jagt ſie nach mit Haſt,
Wer auf ſie ſucht, bei dem hat ſie nicht Raſt;
Sie iſt ein Kind, doch nimmt man's auf den Schooß,
Und liebkoſ't es, ſo wird es rieſengroß,
Sie iſt auch blind, doch ſündigt man ein Bischen d'rauf,
So ſchließt ſie plötzlich tauſend Augen auf,
Von was lebt Lieb'? Von wunderbarer Koſt!
Die Thrän' iſt ihr des Augapfels ſüßer Moſt;
Ein Schwur, ein Seufzer, ein beſchrieben Blatt,
Ein Bischen Haargewind, das macht ſie ſatt.
Und woran ſtirbt die Lieb'? Sie ſtirbt an Hungersnoth,
Wenn Treue fehlt, denn Treue iſt der Liebe Brot;
Sie ſtirbt gerad' wie Mimoſenblatt,
Man faßt ſie unzart an, ſie welkt dahin, wird matt;
Sie ſtirbt ſo wie die Eisblum', die am Fenſter ſprießt,
Ein bloßer Hauch, ein rauher Wind und ſie zerfließt.
Und mit was ſpricht die Lieb'? Mit Liebes-ABC,
Beginnt mit Ach, und ſchließt mit einem Weh'!
Wen aber liebt die Liebe allzumeiſt?
Der ihr zermeiſt das zarte Herz zerreißt,
Der für die Wunden, die ſie ſchlägt,
Kein Wunder-Mittel bei ſich trägt,
Der nicht mit einem dürren Lorbeerblatt,

Geheilt das Weh' der Liebe hat,
Dem Liebe ſelbſt ſo Alles iſt,
Daß er darob auf Ruhm und Kunſt vergißt!
Denn Ruhm will in Geſellſchaft ſein,
Doch Liebe geht für ſich allein,
Denn Ruhm lebt nur in Red' und Wort,
Doch Liebe lebt nur ſchweigſam fort,
Denn Ruhm der Nachwelt nur entgegen harrt,
Doch Liebes-Welt heißt: Gegenwart!
Und weil Dir Lieb' war mehr als Ruhm und Glanz,
So reich' ich liebend Dir den Liebes-Kranz!"

Der ſtille Gang.

Empfangen wird ein jeder Menſch in dieſem Erdenthal
Zum mindeſten von einem einz'gen Freudenſtrahl,
Und eine Thräne mindeſtens doch rinnt
Vom Aug' der Mutter auf das holde Kind.
So arm iſt doch nicht eine Mutterbruſt,
Daß ſie das Kind begrüße nicht mit ſüßer Luſt,
Und ſo beſchränkt iſt wohl kein Vaterherz,
Daß es das Kind begrüße nicht mit Freud' im Schmerz,
Daß ihm zwei Hände nicht doch Liebe weih'n?
Allein wie Viele gehen aus dem Leben fort,
Ohn' Thräne, ohne Lieb', ohn' Troſt, ohn' ſüßes Wort!
Wie viele ſchlafen in der Kammer ein
Im Finſtern, ſeufzend, ſchmachtend ganz allein!

Wie Viele kehren ſterbend ſich noch an die Wand,
Weil gar kein Menſch an ihrem Sterbebette ſtand,
Weil Mutter nicht, nicht Gattin, Kind und Freund
Im Endgebet ſich ſtill mit ihm vereint!
Wie viele wandern, in dem kleinen Reiſeſchrein,
Zur letzten Reiſe, unbegleitet, ganz allein! —
Wer ſolchem Sarg begegnet je, dem hinterher
Nicht folgt ein Herz, von Schmerz und Thränen ſchwer,
Kein Aug', den Blick gerichtet hoch empor,
Kein Haupt, gehüllt in ſchwarzen Trauerflor,
Kein Mund, der ein Gebet dem Todten ſpricht,
Kein Arm, der ihm den Kranz zum Sarge flicht,
Nicht eine Hand, die trüb' hinab in's Grab
Ein Bischen Erde wirft, als letzte Liebesgab',
Wer ſolchem Sarg' begegnet, denke fromm und ſtill
An einen „ſtillen Gang," den ich erzählen will. —
Ein's Tages geht der Kaiſer aus, und ihm zur Seit',
Ein einz'ger Mann nur, als ſein ganz Geleit',
Den Kaiſer ſchmücken Orden nicht, nicht Stern und Band,
Ganz einfach und ganz ſchlicht iſt ſein Gewand,
Und kenntlich nur iſt er dem ganzen Volk, allein
Am frommen Antlitz, an des Auges mildem Schein.
Sein Haupthaar iſt ganz weiß, die Wange bleich,
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihn zugleich;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm das Herz,
Und fanden edel es, in Freude wie in Schmerz;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm das Haupt,
Er hat in Beiden an den Göttlichen geglaubt;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm ſein Land,

Es hielt in Lieb' und Treu' in beiden Stand;
Denn Glück und Unglück, ſie erprobten ihm ſein Haus,
Es ging wie Gold nur aus der Glut heraus;
Drum war ſein Haupt voll Silber, ſein Herz voll Gold,
Weil läuternd das Schickſal darüber gerollt;
D'rum, wenn er ging durch ſeine Kinder, ſanft und ſchlicht,
Neigt jeder das Haupt, und „Gott erhalte!" ſpricht. —
Und als er einſt ging in dem Städtchen zumal,
Als ſich hernieder ſenkte g'rad der Abendſtrahl,
Da kömmt entgegen ihm ein Sarg, ganz ohn' Geleit',
Ein Bretlein oben, ein Bretlein zur Seit',
Und mit dem Sarge geht gar Niemand mit,
Der ihm erwieſe doch den letzten Liebesſchritt.
Und da ergreift es den Kaiſer tief im Gemüth,
Daß eines ſeiner Kinder ganz ſo einſam zieht,
Auf ſeinem letzten, allerletzten Erdengang,
Und eine Thräne rollt auf ſeine blaſſe Wang',
Und Wehmuth ſpielt um ſeinen frommen Mund,
Er zieht den Hut ab zu derſelben Stund',
Und zum Geleitsmann milden Tons er ſpricht:
„Laßt uns erfüllen nun die frömmſte Pflicht
Weil Niemand gehet nach dem Todten hinterher,
Erzeig' ihm ſein Kaiſer nun die letzte Ehr'!"
Und wie der Kaiſer, fromm und mild, ſo wie er war,
Die Gaſſe entlang ſchreitet nach der Bahr',
Und wie das Volk dann ſeinen Kaiſer ſieht,
Der mit des armen Mannes Leiche zieht,
Entblößt es das Haupt, und faltet die Händ',
Und ſegnet ſeinen Kaiſer ohn End',

Und ſchließet ſich in frommer Wehmuth dann
Zu zwei und zwei dem Leichenzuge an!
Und Männer, Frauen, Kinder, Jung und Alt
Nun mit hinaus zum fernen Kirchhof wallt;
Und angelangt auf dem Kirchhof, iſt's ein Leichenzug,
Als ob ein Fürſt es wär', den man zu Grabe trug!
Der Kaiſer harrt, bis man die ſchwarze Truh'
Hinabgeſenkt zur allerletzten Ruh',
Und ſpricht ein ſtill Gebet noch eine Weil',
Für des Entſchlafenen Seelenheil,
Und ſchreitet dann, der ſchönen That bewußt,
Zurück, bewegt in ſeiner tiefſten Bruſt.
Da fließt das Abendroth g'rad durch des Himmels Raum,
Legt um die Berge ſich wie ein Purpurſaum,
Und ſtreuet in des Aethers blauem Meer
Die Flammen-Roſen ſpielend hin und her,
Und kämmt herab das lange Flatterhaar
Mit gold'nem Kamm, um's Haupt ſo klar,
Und leget dann ſein gülden Tagsgewand
Im Walde ab, der an dem Berge ſtand;
An Blumen und an Sträuchern hing Geſchmeide
Und Perlen und Demant von ſeinem Kleide.
Und aus dem dunklen, tiefen Himmelsſchooß,
Rang ſich der Abendſtern lieblich los,
Dem Bräutigam gleich, der von Lieb' umhellt,
Erröthend tritt in's Brautgezelt;
Dem Auge gleich, das mit Liebesmacht
Den Strahl ergießt aus ſchwarzer Wimper-Nacht.
Und von dem Stern ergießt ein magiſch Licht

Sich um des Kindes frommes Angeſicht.
Als wie verklärt erſcheint ſein heilig Haupt,
Mit Strahlen-Kronen ſcheint ſein Haar umlaubt,
In ſeines ſanften Auges mildem Blau
Erglänzt der höchſten Gnade reinſter Thau.
Und um das Haar des Greiſes, ſilberrein,
Da bildet ſich ein lichter Kreis und Schein,
Und von den Sphären tönt es hell und laut:
„Den ſtillen Gang“ hat Gott, der Herr, geſchaut,
Dafür ſei auch Dein ganzer Lebensgang
Umbaut von Engelgruß und Sphärenſang,
D'rum ſei der Gang von Deinem ganzen Haus,
Ein Segengang mit ew'gem Blumenſtrauß,
D'rum ſei Dein letzter Gang auf Erden auch
Ein Engelsgruß, ein Seraphruf, ein Friedenshauch;
D'rum ſei Dein Gang zu Gottes Thron,
Ein Siegeszug nach Palmenkron';
D'rum jedem Gang erblühe Heil und Recht,
Den fürder geht Dein Glanzgeſchlecht. —

Das Lied vom Frauenherzen.

Singt ein Lied, ihr hohen Muſen,
Singt ein Lied vom Frauenherzen,
Wie es lebt im Frauenbuſen,
Voll von Wonne, voll von Schmerzen

Wie es kam aus Gottes Händen,
Um die Schöpfung zu vollenden,
Wie ſo tief in ſeinen Quellen,
Wie ſo hoch in ſeinen Wellen,
Wie ſo klein in ſeinem Raume,
Wie ſo groß in ſeinem Traume,
Wie ſo eng im Lebenskreiſe,
Wie ſo weit in Denkungsweiſe,
Wie ſo heiß in ſeiner Fülle,
Wie ſo kalt in ſeiner Hülle,
Wie ſo immer, täglich, ſtündlich,
Ewig neu und unergründlich;
Singt ein Lied, ihr hohen Muſen,
Von dem Herz im Frauenbuſen!

— Fertig lag, im Feierkleide
Als der Schöpfer niederſah,
In dem jungen Brautgeſchmeide,
Reich geſchmückt, die Erde da;
Um die üppig vollen Glieder
Schloß ſich weich das grüne Mieder,
Und von Blumen ein Talar
Floß, vom blüthenreichen Haar
Bis zum Rand des Meers hernieder.
In der Bäume Locken brannten
Feierlich die Thau-Demanten,
Feſt-Juwelen hingen
In den offnen Blumenringen,

Und die Opferflammen blitzten
Auf den Bergen, den geſpitzten;
Laute Feſttagslieder quellen
Aus dem Wald, dem ſängervollen,
Und die Weihrauch-Düfte zogen,
Aus der Blumen Kelch geſogen,
Auf der Lüfte klaren Wogen
Hoch empor zum Himmelsbogen!
Und im erſten Schlafe
Lag, auf einem Beet von Roſen,
Damals noch die dornenloſen,
Sanft das Weib, das Erſte, da,
Wie ſie vor der erſten Sünd' und Strafe
Lächelnd noch den Chor der Engel ſah.
Blumen wurden zum Gemache
Um die ſchöne Schläferin,
Gern zum ſchattenreichen Dache
Neigt der Baum die Zweige hin,
Und zum Kleid für dieſes Wunder
Flechten Flieder und Hollunder
Ihre Blüthen, weich und mild,
Um das keuſche Frauenbild;
Auch ein Heer von Schmetterlingen
Bringt als Fächer ſeine Schwingen,
Und ein Schlummerlied, mit ſüßem Schall,
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall. —

— Und ein Schlummerlied mit ſüßem Schall
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall.

Nachtigall, was haſt du denn geſungen,
Ihr, der ſchönen Schläferinn,
Als ihr Traum noch nicht durchdrungen
Von der Menſchen Thun und ihrem Sinn?
Nachtigall, ſo ſag', was Du geſungen,
Eh' das erſte Weib erwacht;
Welches Lied iſt Dir erklungen
Aus des Lebens Dämmernacht? —

— Alſo ſang die Nachtigall,
Mit dem allerſchönſten Schall,
Mit der ſchönſten Liederweiſ',
Von der Schönheit Ruhm und Preis.
„Wunderbar iſt Schönheitswirken,
Wunderbar iſt Schönheitswalten,
Mag in tauſend Glanzgeſtalten
In den ewigen Bezirken
Sie dem Auge ſich entfalten,
Mag ſie im Geflecht der Mooſe
Als ein buntes Netz ſich ſchlingen,
Mag ſie aus dem Schaft der Roſe
Als ein ſchlanker Kelch ſich ringen,
Mag ſie aus Colibri-Schwingen
Farbenreich in's Auge dringen,
Mag ſie aus den Edelſteinen
Wie ein Strahl in's Leben ſpringen,
Mag ſie in dem Bau der Säule
Stolz ſich in den Aether ſchwingen;

Wo die Schönheit ſich uns zeiget,
Wo ſie uns ihr Antlitz neiget.
Von dem Kies am Meeresſaume,
Von den Muſcheln in den Tiefen,
Wo die ſchönſten Perlen ſchliefen,
Bis zum großen Sternenbaume,
Der im Schleier
Dunkler Nacht,
Seine Feuer
Voller Pracht
Zu der Feier
Stiller Herzen angefacht,
Kann die Schönheit ſtets das Leben
Mit dem Zauberſtab erhellen,
Kann ſie an die lichten, hellen,
Paradieſiſch gold'nen Stellen,
Unſer Daſein immer ſtellen;
Doch zur Wonne uns erheben,
Und den Gram vom Herzen löſen,
Und das Sein uns zu vergolden
Mit dem Strahl des Göttlichholden,
Daß der ſanfte Klang der Saiten,
Und des Sanges Wechſelſtreiten,
Und des Tanzes munt're Welle,
Und der Sterne gold'ne Helle,
Und des Sehnens ſüße Wehmuth,
Und der Liebe Dienſt und Demuth,
Und das Netz der Schmeichelrede,
Und des Witzes Zauberfehde

Uns ergötzen und erquicken,
Unſer Herz uns ſanft umſtricken,
Daß wir aus dem Kranz der Stunden
Von dem Einerlei gewunden,
Friſche Blüthen, friſche Blume
Pflücken uns zum Eigenthume,
Das vermag der Schönheit Licht
Nur im Schöpfungspreisgedicht,
Nur im Frauenangeſicht!“ —

— Alſo ſang die Nachtigall
Mit dem allerſchönſten Schall,
Mit der ſchönſten Liederweiſ'
Von der Schönheit Ruhm und Preis!
Und die Schläferin, die holde,
Eingewiegt auf Blum' und Dolde,
Hörte ſie das Lied, das ſüße?
Hörte ſie die Schmeichlergrüße?
Regte ſie die Schlummerglieder?
Regte ſie die Augenlieder?
Fühlt' im Auge ſie den Tropfen?
Fühlt' im Buſen ſie ein Klopfen?
Fühlte ſie in dunkler Zelle
Nicht des Herzens rothe Quelle
Leiſ' erwachen, pochen, ſchlagen,
Flüſtern, lauſchen, rauſchen, fragen,
Mit den Blumen ſich beſprechen,
Aus dem Kerker auszubrechen?

— Alſo gibt die Roſe Kunde
Von dem erſten Frauenherzen,
Wie es ſo zu Luſt und Schmerzen
Ward gefügt in heil'ger Stunde;
Um das Haupt, vom Schlaf umfloſſen,
Stand ein Engelkreis geſchloſſen,
Und berieth ſich leiſ' und mild,
Wie man dieſem Frauenbild
Könnt' ein Herz in'n Buſen legen,
Reich an Weh und reich an Segen,
Stets daſſelbe, anders täglich,
Felſenfeſt und leicht beweglich,
Immer froh und ſtets in Thränen,
Schwer im Sinn und leicht im Wähnen,
Wie zu einen in dem Herzen,
Tag des Glücks und Nacht der Schmerzen.
Lieben, haſſen
Heiß erfaſſen,
Kalt es laſſen,
Opfer fordern, Opfer bringen,
Erdwärts ſtreben, auf ſich ſchwingen,
Trotzen, wagen,
Zittern, zagen,
Lachen und weinen,
Haſchen und beben,
Glauben, verneinen,
Zürnen, vergeben.
Und ſie nahmen einen Tropfen Thau,
Der gefallen von dem Himmelsblau.

Und ein Veilchen aus dem Thal,
Und vom Morgenroth den erſten Strahl,
Und Vergißmeinnicht, ſo klein,
Abgepflückt in Luna's Schein,
Gaben Alles dann hinein
In den Kelch der Lilie, rein,
Stellten's dann mit frohem Muth
An der Liebe ſanfte Gluth,
Und die Schmetterlinge mußten wachen,
Um die Gluth mit den Flügeln anzufachen;
Als Gewürz noch kamen Zitterpappelblätter,
Maienſonne und Aprillenwetter,
Darauf goſſen ſie hinein das Seufzen und das Sehnen,
Einen Wunſch, 'ne halbe Hoffnung und zwei Thränen,
Deckten es zu mit Geduld, mit Demuth,
Ließen es bewachen von Milde und von Wehmuth,
Von Gemüth im Glück, von Frömmigkeit im Schmerz
Und aus dieſem Ganzen ward das Frauenherz.

— Und alſo ward das Frauenherz.
Schlaf und Traum floh himmelwärts;
Als die Schläferinn erwacht,
Stand in Licht, in voller Pracht,
Welt und Schöpfung rings umher,
Schwimmend in dem Farbenmeer,
Eingetaucht im Sonnenlichte,
Baum und Blüth', Blatt und Früchte;
Und des Haines Jubellieder,
Und der Vögel bunt Gefieder

Schifften
In den Lüften,
Und die blauen Ströme lachten,
Und zur Seit' der kaum Erwachten
Stand der Mann, der Lichtgebor'ne,
Der zum Herrſchen Auserkohr'ne,
Und ſie ſieht ihr eig'nes Leben,
Aber höher, in dem Manne wieder,
Und ſie fühlt ein ſüßes Beben,
Und ſie ſchlägt die Augen nieder,
Und die erſte Röthe blühte
Auf der Wange, die erglühte;
Und die erſte Thräne tropfte
Auf das Herz, das leiſe klopfte,
Und das erſte, ſüße „Ach!"
Ward auf rother Lippe wach,
Und der erſten Liebe Luſt und Schmerz
Zogen ein in's Frauenherz! —

— Und der erſten Liebe Luſt und Schmerz
Zogen ein in's Frauenherz.
Frauenherz iſt wie die See,
Wie die See iſt Frauenbruſt,
In den Tiefen Freud' und Weh,
In den Tiefen Schmerz und Luſt.
Nur der Taucher, der hinab ſich wagt,
Unverzagt,
Dem allein nur wird es kund,
Daß die Perle wohnt im Grund.

Aber wer die Wellen bloß, die klaren,
Oberflächlich will befahren,
Wenn den leichten Gauklernachen
Gold'ne Wellen bloß umlachen,
Und der Weſte lindes Säuſeln
Buhlend leicht die Fluthen kräuſeln
Bei dem ſteten Sonnenlicht,
Kennt das Herz der Frauen nicht!
Wenn der Liebe Luſt und Wonne
Wird beſtrahlt von Glückesſonne,
Und der Lüfte ſanftes Koſen
Gaukelt um der Minne Roſen,
Iſt ihr Herz ſo ſanft, ſo eben,
Hingegeben
Jeder Windung
Der Empfindung,
Wie die See,
Die am Abend,
Still und labend,
Jedes Sternlein wiederſtrahlt,
Das der hohe Himmel auf ihr malt
— Süß iſt Liebe und beglückend,
Herzerquicklich und entzückend,
Wenn der Gegenliebe Luſt
Waltet in der Frauenbruſt;
Doch auch furchtbar wie die See,
Iſt die Lieb', wenn Schmerz und Weh,
Wenn der Liebe Leid und Qual
Schwarz verhüllt den Sonnenſtrahl.

Wenn von naher Bucht
Aus der wilden Schlucht
Sturm ſeinen Fittig tragt.
Wehe, wenn der Liebe Flucht,
Frauenherz hat angenagt,
Wehe, wenn die Eiferſucht
Frauenherz hat aufgeſagt!
Eiferſucht, die wilde Hyder,
Erſt getödtet, lebend wieder,
Eiferſucht, die ihre rauhen,
Wilden, ſcharfen, ſpitzen Klauen
Höhnend in das Herz der Frauen,
Wo es ſich am Zart'ſten regt,
In die tiefſten Saiten ſchlägt!
Eiferſucht, die unruhvolle,
Eiferſucht, die argwohnsvolle;
Eiferſucht, die ewig wache,
Eiferſucht, voll Gift und Rache;
Eiferſucht, die nimmer faſtet,
Eiferſucht, die niemals raſtet,
Eiferſucht, die ſcheintodt eben
Stets erwacht zu neuem Leben,
Eiferſucht, die Zwieſpaltſtift'rin,
Eiferſucht, die Schlafvergift'rin,
Eiferſucht, den Traum verpeſtend,
Eiferſucht, den Wahnſinn mäſtend,
Eiferſucht, mit allen Grauen,
Eiferſucht, mit allen Schrecken,

Iſt allein im Herz der Frauen
Schrecklich, gräßlich anzuſchauen.

— Iſt allein im Herz der Frauen
Eiferſucht ſo anzuſchauen,
Weil mit ihrer reinſten Macht
Liebe es hat angefacht,
Weil der Liebe höchſte Wellen
Bis zum Himmel hoch es ſchwellen,
Leuchten doch im Frauenherzen
Alle andern Himmelskerzen,
Und in ihrem Herzenskerne
Scheinen tauſend Liebesſterne,
Werfen ihren Götterſchein
In dies Leben hell hinein! —

— Sterne, die in's Leben ganz allein
Werfen ihren Zauberſchein,
Stehen mit den Himmelsflammen
Eingeſcharrt in Frauenbruſt zuſammen.
Denn von der Liebe gold'nem Baum
Bauen ſich viel Blüthenäſte
Blühend auf zum Lebensfeſte,
Die des Lebens kurzen Raum
Wandeln um zum Götterraum.
Liebe iſt der große Sonnenball,
Und aus ihrem Feuerſchwall
Sprühen Sterne namenlos
In des Lebens dunklen Schooß.

Gattenliebe
Aller Triebe
Reinſte Krone,
Keuſch entflammt,
Die vom Throne
Gottes ſtammt;
Gattenliebe, vielgeſtalt'ge,
Demuthsreiche, kraftgewalt'ge,
G[illegible]liebe, Tempelblume
In [illegible] Herzens Heiligthume,
Heilig Band, vom Himmel oben
In das Daſein eingewoben,
Um im keuſchen Bund der Seelen
Das Verwandte zu vermählen,
Um das Zepter milder Sitte
Auf dem Thron und in der Hütte
In dem Leben zu begründen,
Um der Keuſchheit Prieſterfeuer
In dem Daſein anzuzünden,
Um der Tugend Sternenſchleier
In der Liebe Bild zu winden:
Um die Scham, die tieferglühte,
Dieſe reine Himmelsblüthe,
Aus der Sinne Frucht zu binden,
Um den Mann, den ewig ſchwanken,
Und den Mann, den ewig wirren,
An dem Band, dem frommen, milden,
Aus dem Kampfe der Gedanken,
Mit dem frommen Taubengirren

In die zärtlich engen Schranken,
In die Gleiſe
Stiller Weiſe
Rückzuführen,
Wo in freundlichen Bezirken,
Häuslich Lieben, Sinnen, Schaffen, Wirken,
Und der zarten Treue Thun und Laſſen
Mit den tauſend Armen ihn umfaſſen.

Mutterliebe dann, die einzig wahre,
Felſenfeſte, demantklare.
Was das Herz an Fühlen kennt,
Was der Menſch Empfindung nennt,
Jeder Schmerz und jede Wonne,
Unter dieſer Weltenſonne,
Reichen nicht in Schmerz und Luſt
An Gefühl in Mutterbruſt.
Mutterthränen, Mutterſorgen
Wachen an des Kindes Morgen,
Mutterthränen, Mutterbruſt
Tränkt das Kind in erſter Luſt,
Mutterliebe, Mutterharm
Wiegt das Kind auf weichem Arm.
Mutterthräne, Mutterhand
Führt das Kind am Gängelband,
Mutterthräne, Mutterſchooß,
Zieht das Kind allmählig groß,
Mutterthräne, Mutter-Ach
Iſt des Nachts beim Kinde wach,

Mutterthräne, Mutterpein,
Sitzt beim kranken Kind allein.
Schwergeſtützt auf ihrer Rechten,
Sitzt ſie in den Kummernächten,
Alles Schlummers dann beraubt,
Bei des kranken Kindes-Haupt;
Neigt ſich auf das kleine Köpfchen
Wiſcht hinweg des Schweißes Tröpfchen,
Le[illegible] Haupt an ſeine Wangen,
U[illegible] Gluten aufzufangen,
Lauſcht auf ſeinen Odem wieder,
Kniet in heißen Thränen nieder
An des kleinen Bettleins Ende,
Faltet betend ihre Hände:
„Mutter du der höchſten Gnaden,
Laß mich meinen Schmerz entladen
Laß die Thräne dir gefallen,
Die aus heißem Auge mir entfallen,
Laß mein Beten dir gefallen,
Nimm es für des Kindes Lallen,
Laß zu meines Kindes Frommen
All mein Flehen zu dir kommen,
Selber kann es noch nicht beten,
Kann nicht ſelber vor dich treten,
Kann nicht ſelbſt die Händchen falten,
Darum laſſe Gnade walten,
Schaue mild vom Himmel nieder,
Gib das Kind der Mutter wieder,
Gib das Kind, das holde, kleine,

Unſchuldvolle, ſündenreine,
Gib mein Kind, das unentweihte,
Gib es mir, Gebenedeite!
Hat doch ſelbſt der Himmel oben,
Den die Engels-Chöre loben,
Hat der Himmel doch, der große,
Größ'res nicht im Gnadenſchooße,
Höh'res nicht, was er verkünde,
Um zu tilgen Buß' und Sünde,
Als die Mutter mit dem Kinde!" —

Aber Frömmigkeit und Glaubensfrieden
Iſt dem Frauenherz beſchieden.
Wenn nach unerforſchtem Willen,
Wunſch, Gebet ſich nicht erfüllen,
Zieht des Glaubens Troſterhebung
Und die Wehmuth der Ergebung
In des Himmels ew'ge Macht,
Wie ein Morgenroth nach finſt'rer Nacht,
Wie der neuerwachten Sonne Thau
Wieder ein in's Herz der Frau! —

— Und ihr Herz, erſt wild erſchüttert,
Demuthsvoll und leiſe zittert,
Weil's, in Luſt und Schmerz erregt,
Stets den Himmel in ſich trägt,
Weil es iſt im Leben rein
Wie der Strahl im Demantſchein;
Weil es iſt im Lieben wahr,

Wie Gebet am Hochaltar;
Weil es iſt in Treu erkannt,
Wie im Meer die Felſenwand;
Weil es iſt an Sittigkeit
Wie der Saum am Lilienkleid;
Weil es iſt an Mitleid reich,
Wie an Sternen Gottes Reich;
Weil es iſt im Glück ſo mild,
Wie ein ſonnig Heil'genbild;
Weil es iſt im Leid ſo ſanft,
Wie das Moos am Quellenranft;
Weil es iſt im Hoffen ſtark,
Wie Prieſterwort am Todtenſarg;
Weil es iſt im Glauben klar,
Wie im Sonnenlicht der Aar;
Darum bleibt in jeder Sänger-Weiſ',
Auf dem ganzen Erdenkreis,
Nur dem Frauenherzen Ruhm und Preis!

Der Erde und des Herzens Quellen.

Die zärtlichſte der Mütter hier im Leben
Iſt Muttererde, der der Menſch entſproß,
Nicht einer Amme hat ſie ihn gegeben,
Sie ſäugt an ihrer Bruſt ihn zärtlich groß,
Sie bettet ihn in grünen Wiegenſtäben,
Sie wiegt ihn ſelbſt auf ihrem weichen Schooß,
Und ſeine Kleider all', von Seid' und Linnen,
Sieht man ſie Tag und Nacht nur ſelber ſpinnen.

Und all' das Spielzeug ihrem lieben Kinde
Schnitzt ſelber ſie mit kunſtgeübter Hand,
Und Mondſchein, Blätterſang und Abendwinde
Erzählen Märchen ihm, die ſie erfand;
Und daß ſein Aug' am Lichte nicht erblinde,
Zum grünen Schirme ſie das Laubdach wand,
Und wenn das Kind erkrankt, erzeugt geſchäftig
Sie all' die Kräuter ſelbſt, die wunderkräftig.

Dem Kind mit ihrem Herzblut dann zu nützen,
Reißt ſie des Herzens Adern mächtig auf;
Sie eilt, die Bruſt ſich liebend aufzuſchlitzen,
Beſchwört den heißen Wunderquell herauf;
Und aus den tiefſten Herzensadern ſpritzen
Die heißen Quellen ſegensreich hinauf,
Denn höher ſpringt kein Quell aus heißen Erzen,
Als Segensquell aus heißem Mutterherzen.

Und wie die Mutter Erde tauſend Quellen
Im tiefen Buſen ſtill verborgen hegt,
Wie ſie auf heißen und auf kalten Wellen
Geſundheit in das Reich der Menſchen trägt,
Wie ſie in ihren dunklen Herzenszellen
Die Segensfluth mit Wunderkraft belegt,
So ſpringen aus dem Menſchenherzen eben
Viel tauſend Quellen glühend in das Leben.

Der Quell der Andacht, der den Strahl, den reinen,
Aus tiefer Bruſt zum hohen Himmel ſchickt,
Der Quell der Liebe, der im ſüßen Weinen
Mit ſeinen reinſten Tropfen uns erquickt,
Der Quell der Tugend, der des Jenſeits Scheinen
Mit Hoffnungslicht auf ſeine Wellen ſtickt,
Der Quell der Unſchuld, der die zart'ſten Fluthen
Dem Frauenantlitz ſchenkt in milden Gluthen.

Jedoch ein Quell entſpringt dem Herzensgrunde,
Wie Gluth ſo heiß und wie der Thau ſo mild,
Derſelbe iſt's zu jeder Lebensſtunde,
Wenn auch die Fluth verſchwenderiſch ſtets quillt,
Er ſpendet Balſam jeder Schickſalswunde,
Mit Götterkraft iſt ſeine Fluth gefüllt,
Der Mitleidsquell, der Urſprung aller Quellen,
Die ſegensreich ſich ſeinem Lauf geſellen.

Aus dieſem Urſprung quillt die heiße Zähre,
Die hellſte Perle jeder düſtern Welt,
Die ſalz'ge Thräne, die aus eig'ner Schwere
Früh in den Kelch des Brunnentrinkers fällt;
Aus dieſem Urſprung tropft die reinſte Kläre,
Der Salzkryſtall, der Troſt in ſich enthält,
Und dieſer Urſprung aller bittern Thränen
Soll mit dem Glück das Unglück ſtets verſöhnen.

Zu dieſes Urſprungs ſonnenhellem Strahle
Kömmt heut' die Muſe als ein Badegaſt,
Für Kranke kömmt ſie mit dem Bittpokale,
Für Arme, die vom Siechthum angefaßt,
Für Kinder, die vom kargen Hungermahle
Die Augen matt, das Antlitz abgeblaßt,
Für ſie nur ſchöpfen heute Kunſt und Muſen
Vom reichen Quell aus mitleidsvollen Buſen.

Mit dieſen Worten voraus Euch zu grüßen,
Hab' ich in Aller Namen jetzt gewagt;
Und was nun folgt, mögt freundlich ihr genießen,
Wenn auch nicht Alles Allen gleich behagt;
Nicht Blumen ſind es, die zum Schmucke ſprießen,
Nur Kräutlein ſind's, wornach der Kranke fragt,
Zum Prunke nicht, zum Heil ſind ſie gefunden,
D'rum nehmt vorlieb, wenn ich ſie ſchlicht gewunden!

Die Roſe vom Grabe.

Wer kennt das Band, von Geiſterhand gewoben,
Das magiſch unſer Sein gefeſſelt hält?
Wer ſchaut die Schwindelbrücke, die nach oben
Der Seele Ahnung führt aus dieſer Welt?
Wer findet das Geheimniß leiſer Ahnung,
Die oft die Bruſt der Menſchen ſtill beſchleicht?
Wer weiß die Urſach', daß oft Todesmahnung
Beim frohen Feſt die kalte Hand uns reicht?

Wer ſieht das Netz aus dunklen Sympathien,
Das ſich um beide Welten magiſch ſchlingt?
Wer hört den Cyklus jener Melodien,
In dem der Seele Gruß zur Seele klingt?
Kein Menſch kennt ſie, doch ahnet ſie das Grauen,
Das uns bei Geiſtermärchen ſüß umflicht;
Wir ahnen ſie, wenn wir zum Himmel ſchauen
Um Mitternacht, wenn Mond und Sternbild ſpricht;
Wir ahnen ſie, wenn plötzlich kühler Schauer
In einſam ſtiller Stund' die Wang' uns ſtreift,
Wir ahnen ſie, wenn plötzlich tiefe Trauer
Ganz urſachlos das bange Herz ergreift;
Wir ahnen ſie in nächtlich ſtiller Stätte,
Wenn im Gemäuer Todtenwürmchen zirpt;
Wir ahnen ſie am düſtern Sterbebette,
Wenn uns im Arm' ein Liebes ſtirbt.
Und ſolch' ein wunderſam Ergebniß, deſſen Ende
Sich ganz verliert in's unbegriff'ne Reich,
Und wahr iſt, und doch nie Erklärung fände —
Wenn Ihr es mir erlaubt, erzähl' ich Euch!
— In Augsburg war's, am Tage Allerſeelen,
Ein Fremder kam, zu bleiben über Nacht,
Die Sonn' begann aus Nebel ſich zu ſchälen,
Es war ein Nachmittag in Herbſtespracht.
Er geht hinaus, die Stadt ſich zu beſchauen.
Da ſtrömt das ganze Volk zum Thor hinaus,
Und Jung und Alt, und Kinder, Männer, Frauen,
Jedwedes kömmt mit einem Blumenſtrauß;
Er folgt dem Zug, er miſcht ſich in's Gedränge,

Und zieht mit allen Andern ruhig fort,
Zum Friedhof wallt die frommgeſtimmte Menge,
Nur beten hört man ſie und ſonſt kein Wort;
Es iſt ein ſchönes Feſt, ein Feſt voll Sehnen,
Das Gräberfeſt am Allerſeelentag.
Wo gibt's ein Antlitz, das nicht naß von Thränen,
Auf einem theuern Grab ſchon betend lag?
Wo gibt's ein Herz, das nicht mit leiſem Pochen
Schon niederſank an einem Leichenſtein?
Wo iſt ein Mund, der nicht ſchon einſt geſprochen
Ein ſtill' Gebet am Leichenhügel klein?
Wo iſt ein Aug', das nicht ſchon einſt begoſſen
Das Kreuz, das einem theuern Todten gilt?
Wo iſt die Hand, die nicht mit Blumenſproßen
Schon eine Grabesurne hat umhüllt?
Wie viele Herzen gibt's, die einſam brechen!
Wie viele Thränen gibt's, die Niemand ſchaut!
Wie Viele, die des Jahr's nur einmal ſprechen
Mit ihren Todten einen Herzenslaut!
Wie viele Schmerzen gibt's, wie viel Beſchwerden,
Wie vielen Jammer, der am Menſchen nagt,
Den Niemand hört, als nur in tiefer Erden
Ein Todter, dem man's in die Erde klagt!
Wie viel' verborg'ne, blut'ge Herzensſtunden,
Wie viel' verfehlte, bitt're Seelenqual
Erſchließen ihre tiefzerſchlitzten Wunden
Im Leben nur an einem Grabesmal!
Wie Viele ſind, die ungeliebet gehen
Mit einer Bruſt voll Liebe durch die Welt,

Die eine Todte nur zum Wiederſehen,
Am Allerſeelentag hinausbeſtellt!
Wie viele Mütter ſtillen hier mit Zähren
Durch dürren Sand ihr früh verblich'nes Kind!
Wie viele Waiſen kommen und begehren
Vom Grab ein Herz, das mütterlich geſinnt!
Und alle dieſe Schmerzen, Thränen, Klagen,
Schmückt ſich der Menſch mit bunten Blumen aus,
Und Blumenkränze, Roſenſträuße tragen
Die Lebenden den Todten ſtets hinaus.
Geſchmückt wird jedes Grab, an jedem Steine
Glänzt ein Gewind von Blumen, Band und Laub,
Und von der Grabeslampen düſtern Scheine
Erhellt ſich rings der Todtenhügel Staub.
Und Jeder eilt, ein theures Grab zu zieren,
Allüberall wind't ſich um Kreuz und Stein
Ein Kranz, ein Namenszug aus Blumenſchnüren,
Ein Herz aus Grabmoos und Vergiß-nicht-mein.
— Der fremde Mann allein, er geht herauf, hernieder,
Von Grab zu Grab, und Wehmuth füllt ſein Herz,
Da hört er plötzlich Klang der Todtenlieder,
Er wendet ſich und ſpähet allerwärts,
Und ſieh, am Saum der Kirchhofmauer
Gräbt man ein friſches Grab im Wieſengrund,
Gebracht wird dann ein Sarg, voll tiefer Trauer
Iſt Alles, was da ſteht im Kirchhofsgrund.
Ein Mädchen iſt's, im Frühling ihrer Jahre,
Gemäht aus ihres Lebens Blumenbeet,
Ein Brautkranz ruhet auf der Todtenbahre,

Der Bräutigam gebeugt und ſchluchzend ſteht.
Ein heißes Weinen und ein bitt'res Klagen.
Zerreißt ringsum die ſtille Abendluft,
Und Alle weinen, die die Bahre tragen,
Ein fromm' Gebet folgt nach ihr in die Gruft.
Und als geſchloſſen ward die ſtille Grube,
Schmückt ſchluchzend der Geliebte dann das Grab
Mit Roſen und mit Blumen, wie die Stube
Der Lebenden mit ſeiner Liebe Gab'.
Und nach und nach verlieret ſich die Menge
Und ſtille wird's, der Kirchhof wird ſchon leer.
Dem fremden Manne wird das Herz ſo enge,
Ein bang' Gefühl ergreift die Bruſt ihm ſchwer.
Er hat wohl auch da unten was verborgen,
Wohl auch ſo ſeines Daſeins höchſtes Gut? —
Der Tod, er kömmt gar gerne früh am Morgen,
Die Knoſpe bricht er gern in Jugendglut,
Die grünen Scheitel liebt er, nicht die grauen,
Die rothen Wangen, nicht die alterbleich;
Bei Lebensſatten läßt er ſich nicht ſchauen,
Bei Lebensfrohen, da erſcheint er gleich.
Das Jammerhaupt, auf hohle Bruſt geſunken,
Das trägt er nicht in's letzte Schlummerbett,
Das Haupt umſtrahlt von gold'nen Glückesfunken,
Das führt er gern in's grüne Kabinet.
Das Herz nicht bricht er ſich, das nicht gebunden
An dieſe Erd' durch ſüßer Liebe Band,
Doch wo ein Herz zum zweiten ſich gefunden,
Da reißt ſie aus einander ſeine Hand.

Und wo ein Leben ſtehet ungeborgen,
Läßt einſam er's, der Ufermuſchel gleich!
Da wo ein Leben für ein zweit's muß ſorgen,
Das führet er in ſein umdunkelt' Reich;
Und was der Menſch der Liebe gibt im Leben,
Das gibt der Menſch der Liebe auch im Tod:
Ein Blumenblatt, ein Aug', wo Thränen beben,
Und ein Gebet im ſtillen Abendroth! —
Dies denkend, bücket ſich der Fremde nieder,
Und pflückt vom friſchgeſchmückten Grab der Braut
Sich eine Roſe ab, und geht dann wieder
Zum Kirchhof 'naus, weil ſchon der Abend graut;
Und als er durch die Kirchhofthür will ſchreiten,
Da fällt ihm plötzlich eine Tafel auf,
Die an der Pforte ſtehet, rechts zur Seiten,
Und deutlich groß zu leſen iſt darauf:
„Ihr Wand'rer, ehrt das Eigenthum der Todten,
Die Blumen ſind der Todten Eigenthum!"
Er lieſ't mit Schreck, was Frömmigkeit geboten,
Verletzt hat er der Todten Eigenthum;
Zwar falſche Scham läßt ihn zurück nicht kehren,
Die Roſe hinzulegen auf das Grab,
Doch kann er einem Wehgefühl nicht wehren,
Das ihm der Tafel Inſchrift peinlich gab:
Und ſinnend kehrt er heim, in ſeinen Händen
Die Grabesroſ', beſchaut er unverwandt;
Will bald zurück an ihren Platz ſie ſenden,
Bald nennt das Aberglaube ſein Verſtand;
Doch iſt's ein Etwas, das mit ſchwerem Bangen

Die Bruſt ihm füllt, als er allein;
Er ſetzt die Grabesroſe, ſchmerzbefangen,
Vor'm Schlafengeh'n in eine Vaſe ein.
Er ſchließt die Thür' und iſt zu Bett gegangen,
Die Roſe vor ſich auf dem Leſetiſch;
Sein Blick bleibt magiſch an der Roſe hangen,
Die aufgeblüht iſt in dem Waſſer friſch.
Und alſo ſinnend, trachtend, voll Gedanken,
Thut er die Lichter aus, und ſchlummert ein;
Zerfloſſen iſt die Welt, ein loſes Schwanken
Von Bildern ſchwirrt um ihn in buntem Schein;
Doch bald verrinnt die Fluth, die aufgeregte,
Der Schlaf beruhigt das Gedankenmeer,
Da plötzlich iſt's, als ob ſich etwas regte,
Es rauſcht unheimlich von der Straße her;
Er hört beim Namen leiſe ſich gerufen,
Er richtet ſich im Bette ſitzend auf,
Da naht's mit leiſem Tritte auf den Stufen
Stets nah' und näher geiſterhaft herauf,
Die Thür' geht auf, und in das off'ne Zimmer
Tritt eine Jungfrau, blaß, im weißen Kleid,
Vor ihr her geht ein ungewiſſer Schimmer,
Ein friſcher Brautkranz iſt ihr ganz' Geſchmeid;
Und immer näher jetzt ſieht er ſie ſchweben
Dem Tiſch, auf dem die Roſe ſteht;
Entſetzen faßt ihn an, ein tief' Erbeben
Durch alle ſeine Lebenspulſe geht,
Und immer näher ſchwebt ſie, und ſie deutet
Mit einem Finger auf die Roſe hin,

Indeß die and're Hand ſie ausgeſpreitet,
Mit der ſie winket ihm, zu folgen ihr;
„Du haſt mein Eigenthum mir heut' genommen,
Mein Todteneigenthum aus Liebeshand,
D'rum ſollſt ſogleich Du, Frevler, mit mir kommen,
Und ſetz' die Roſe mir an Grabesrand!“
Und willenlos folgt er dem Blick, dem ſtieren,
Die Roſe in der Hand folgt er ihr nach,
Die Schlöſſer öffnen ſich, des Hauſes Thüren,
Und auf die Straße kommen ſie gemach;
Die Todte ſtets voran, mit weißem Finger
Ihn nach ſich winkend durch die öde Stadt,
So folgt er ihr hinaus vor Thor und Zwinger,
Zum Kirchhof hin, der ſich geöffnet hat;
Sie ſchwebt hinein, er auch, die Pfortenflügel,
Sie ſchlagen hinter ihnen dröhnend zu,
Sie winkt ihm hin zum friſchen Grabeshügel,
Das Grab, es öffnet willig ſich im Nu.
„Hier!“ ruft ſie dumpf, und zeiget auf die Stelle,
An der die Roſe fehlt, die er geraubt,
Und ſteigt in's Grab; und an der Grabesſchwelle
Da wend't noch ein Mal ſie das blaſſe Haupt,
Und wie er mit der Roſ' ſich bückt hinunter,
Und wieder gibt der Todten Eigenthum,
Da faßt ſie ihn und zieht ihn mit hinunter,
Und zieht ihn fort in's ſtille Gräberthum.
Da faßt's ihn an mit Grauſen und Entſetzen,
Der Bruſt entwindet ſich ein Schreckensſchrei,
Und er erwacht und Schweißestropfen netzen

Sein Angeſicht, auf ſeiner Bruſt liegt Blei,
Er ſpringt empor, ſchon dämmern Morgenſtunden,
Sein erſter Blick, er ſucht' die Roſe vom Grab', — —
Die Roſ' vom Grabe aber war verſchwunden,
Und keine Spur mehr Kunde von ihr gab!

— — Wieſo das kam? Wer hat denn je gefunden
Noch die Parole zu der Wundermacht,
Die oft von Welt zu Welt die leiſen Runden,
In ahnungsvollen Schauerſtunden macht?
Denn jeder Menſch in ſeinem eig'nen Herzen
Trägt einen Kirchhof ſtill mit ſich herum;
Da drinnen brennen dunkle Trauerkerzen,
Und theure Todte liegen bleich und ſtumm.
Und eingeſenket in der Herzenskammer,
Steht Sarg an Sarg, ein theures Schattenreich,
Und wir beſuchen oft in tiefem Jammer
Die Gräber in dem eig'nen Herzbereich.
Und mitternächtlich, wenn entflieht der Schlummer,
Der Menſch beim eigenen Gedanken wacht,
Beſucht den Herzenskirchhof er voll Kummer,
Und feiert ſo die Allerſeelennacht.
Und windet Kränze aus verfloſſ'nen Stunden,
Und pflücket Roſen der Erinnerung,
Und Blumen, der Vergangenheit entwunden,
Sie werden auf den Gräbern friſch und jung,
Und er begießt mit Todtenopferthränen
Die Leichenhügel in der eig'nen Bruſt,

Und ſpricht ſie an mit heißem Liebesſehnen,
Ihr Angedenken iſt ihm tief bewußt.
D'rum ſoll der Menſch nur ſtets mit Liebe ſprechen
Von allen Todten, ſo von Freund als Feind,
Soll nicht den Stab dem Angedenken brechen,
Er bricht das Herz von dem, der ſie beweint!
Den Abgeſchied'nen ſei nur Lieb' geboten,
Erinn'rung ſei uns ſtets ein Heiligthum,
Denn: „Menſchen! ehrt das Eigenthum der Todten,
Erinn'rung iſt der Todten Eigenthum!“

Des Invaliden Rundgang.

Ein Invalid' mit greiſen Silberhaaren,
Das Angeſicht mit Narben dicht beſäet,
Zur Reſidenz nach langen, langen Jahren,
Mit ſeinem einz'gen Sohne gehet.
Der Alte hat von Siegen und von Schlachten
Dem Sohn erzählt, von Streit und Kampf,
Des Sohnes einzig Fühlen und ſein Trachten
Iſt Wehr und Waffe, Schwert und Pulverdampf.
„So komm', daß ich Dich ſelbſt zur Hochzeit ſchaffe,
— So ſpricht der alte Veteran —
Zur Hochzeit mit der ſchmucken Kriegerwaffe,
Zur Hochzeit mit der luſt'gen Fahn',
Zur Hochzeit, wo Trompetenklänge,
Kanonendonner, Bajonett,

Und Hurrahruf und Schlachtgeſänge
Begleiten Dich zum Ehrenbett!
Zur Hochzeit, wo die Braut, die hehre,
Mit nie entweichtem, keuſchem Leib,
Dein harrt, die Braut heißt: Krieger-Ehre,
Das unbefleckte Götterweib!
Zur Seit' des thatenreichen Kriegers
Zieht dieſe Braut in Schlachten mit,
Zur Seit' des blutbedeckten Kriegers
Bleibt dieſe Braut mit feſtem Schritt,
Sie lächelt ihm im heißen Kampfe,
Wenn auf ihn zu der Feind ſchon bricht,
Sie lächelt ihm im Pulverdampfe,
Und aus des Todes Angeſicht;
Und wenn er bändigt ſeine Tiger,
So ſtellt ſie ſtrahlend ſich ihm dar,
Und wenn er heimkehrt dann als Sieger,
Flicht ſie den Kranz ihm in das Haar.
Soldatenehre, zwiefach ſchöner,
Weil Du erſcheinſt, in Muth bewährt,
Blank wie die Kling' vom Damascener,
Wenn aus der Scheid' ſie blitzend fährt!
Soldatenehre, auserkor'ne,
Erhebend ſchöne, hochgeſinnt,
Du, aller Ehren Erſtgebor'ne,
Der ält'ſten Zeiten ält'ſtes Kind!
Soldatenehre, Sonnenblume,
Die auch den wilden Krieger ſchmückt,
Wenn auf dem Weg zum Waffenruhme

Mit reinen Händen er ſie pflückt;
Soldatenehre, g'ring iſt keiner,
Der Deinem Dienſte ſich geweiht,
Und Fürſt, und Feldherr, und Gemeiner,
Sind Brüder durch Dein Ehrenkleid!"
Und als der Alte ſo geſprochen,
Gelangte er zur Kaiſerſtadt,
Allwo er oft ſchon eingeſprochen
In frühern Kriegeszeiten hat.
Doch nicht erkennt die Stadt er wieder,
Die er geſeh'n, jetzt fünfzig Jahr.
Ermattet ſind die ſchwachen Glieder,
In Schweiß getaucht das Silberhaar.
Sein Bein aus Holz will kaum mehr tragen
Des Kriegers, wenn auch leichte, Laſt,
Und zitternd, ſcheu, mit Angſt und Zagen
Macht in den Straßen er oft Raſt.
Wohin er blickt, nichts mehr vom Alten,
Es iſt ihm alles fremd und neu;
Die Straßen, Häuſer, die Geſtalten,
All dieß macht ihn verzagt und ſcheu.
Er ſtiert umher, erſtaunt, verwundert,
Er weiß es nicht, was jetzt ihm träumt,
Ein Bischen Zeit, ein halb' Jahrhundert
Hat ſonderbar hier aufgeräumt.
Er möchte geh'n auf allen Pfaden,
Ein Haus ſteht ihm im Weg mit Hohn.
Er ſucht ſie auf, die Kameraden,
Er find't ſie nicht, ſie ſchlafen ſchon.

Er ſchwankt hinaus nun zur Kaſerne,
Wo er gelebt in früh'rer Zeit,
Und ſteht verdutzt, denn ſchon von ferne
Erblickt er ſie im neuen Kleid.
Das Regiment nur möcht' er ſchauen,
In dem er ſelbſten einſtens ſtand,
Ihm iſt es fremd, ihm iſt's ein Grauen,
Es trägt jetzt nicht mehr ſein Gewand.
Da faßt ſein Herz die tiefſte Wehmuth,
Bis ihm ein Troſt die Seele ſchwellt.
Sankt Stephan will er ſeh'n, den Alten,
Den greiſen Kirchen-Veteran;
Dem hat die Zeit und all ihr Walten
Doch ganz gewiß nichts angethan.
Zum Stephansplatz mit ſeiner Krücke
Geht er vorbei am Rieſenthor',
Und hebt die ſehnſuchtsvollen Blicke
Zur Thurmesſpitze hoch empor.
„Ach!" ruft er, und ſinkt ergriffen nieder,
„Auch dieſes Thurmes alt' Skelett
Hat einen neuen Küraß um die Glieder,
Und auf dem Haupt ein neu' Kasquet!" —
Nur einen Weg noch will er gehen,
Er wendet raſch ſich ſtraßenwärts,
Nur ſeinen alten Kaiſer möcht' er ſehen,
Ihn zieht ſein bied'res Oeſtreichherz.
Und ſtill führt ihn ein frommer Prieſter
Hinunter zu dem Sarkophag,
Wo in dem Kreis der Särge, düſter,

Der heil'ge Schläfer friedlich lag.
Da kann der Greis dem Schmerze nimmer wehren,
Dem tiefſten Weh wird er zum Raub,
Es fließen ihm die heißen Zähren
Vom blaſſen Antlitz in den Staub.
Die Hände ſteckt er zitternd durch das Gitter,
Das ihm den Sarkophag verbarg,
Durch ſtille Thränen, wermuthbitter
Dringt ſein Gebet zum Kaiſerſarg.
„Du mein Kaiſer, gut und weiſe,
Hab' gemacht die weite Reiſe
Dein geheiligt' Haupt zu ſeh'n,
Und mit Seufzern, fromm und leiſe
Sagten mir die Prieſtergreiſe
In die Kaiſergruft zu geh'n!
Laß, mein Kaiſer, laut mich klagen,
Daß Du gingſt, ohn' mir's zu ſagen,
Der Dein älteſt' Kind ich war!
Deinen Feind hab' ich geſchlagen,
Deinen Rock hab' ich getragen,
Deinen Adler ſechzig Jahr!
Und Du gingſt, voran, alleine,
Doch an Deinem Sarg von Steine
Spricht der Invalid: „Gemach!
Komm Dir nach mit einem Beine,
Hab' vorausgeſchickt das Eine,
Komme deſto ſchneller nach!“
D'rum, die Krücke friſch geſchwungen!
Denn iſt es zum Volk gedrungen,

Daß zu Dir ſich lenkt mein Schritt,
Geben mir Millionen Zungen,
Herzlieb', Thränen, Huldigungen
Segen und Gebet noch mit.“ —
D'rauf rafft der ſchwache Greis ſich auf vom Grabe,
Schwankt klagematt hinauf an's Tageslicht,
Er winkt dem Sohn mit ſeinem Krückenſtabe;
Es duldet in der Stadt ihn länger nicht,
Als Trümmer ſieht er ſich vergang'ner Zeiten,
Ein kahler Stein verfall'ner Welt,
Ein Grauen faßt ihn an, von dannen ſchreiten
Will durch die Stadt er gleich auf's Feld;
Und wie er ſchreitet durch die hohen Thore,
Die durch des Burghof's Räume geh'n,
Da dringt ein Kriegermarſch zu ſeinem Ohre,
Dem Schalle horchend bleibt er ſteh'n;
Es iſt die langentbehrte Feldfanfare,
Es iſt das hohe Schlachtenlied,
Der Klang, der vor dem ſtolzen Doppel-Aare,
Voran zum Heldentanze zieht.
Beſeelt vom Klang der Inſtrumente,
Dringt vorwärts er mit ſeinem Sohn,
Da ſteht von ſeinem Regimente
Im Feierkleid ein Bataillon,
Und rechts und links Geklirr von blanken Waffen,
Und Kriegerſchaaren hoch zu Roß,
Es blitzt ringsum von funkelnden Agraffen,
Es blitzt das ritterlich' Geſchoß.
Da flammt es lodernd auf im ſchwachen Greiſe,

Verklärt erſcheint ſein Angeſicht.
Mit ſeinem Krückenſtab' theilt er die Kreiſe,
Die Wachen und die Garden dicht,
Und als der Greis erſcheint den Blicken,
Mit Narben, die des Helden Reiz,
Mit weißem Haupt, auf morſchen Krücken,
Am Rocke das Kanonenkreuz,
Und neben dem das ſelt'ne Ehrenzeichen
Zweifacher Kapitulation,
Da macht man Raum, die Krieger weichen,
Zum Ritterſaale kömmt er ſchon.
Hier wird ſein Aug' geblendet faſt vom Strahle
Des Glanzes und der Herrlichkeit,
Es hat im prachtgeſchmückten Kaiſerſaale
Sich Stern an Stern zur Schnur gereiht,
Verſammelt beim geliebten Kaiſerthrone
Erſcheint die volle Heldenſchaar,
Auf jedem Haupte deckt die Lorberkrone
Mir eines Siegers Silberhaar.
Inmitten ſtrahlt die hohe Tafelrunde,
Die Blum' der Ritterſchaft umher,
Als ſäße König Artus da zur Stunde,
Als lebte Merlins Zaubermähr;
Die Krieger ſitzen da, aus Kampf und Schlachten,
Errangen ſie den grünen Kranz,
Die Krieger, die dem Tod entgegenlachten,
Als er ſie lud zum blut'gen Tanz,
Und obenan des Vaterlandes Retter,
Des Sieges treugeliebter Sohn,

Der ſich des Lorbers ewiggrüne Blätter
Geflochten um die Herzenskron';
Ein Blitz im Krieg, zermalmet er wie Halme
Der Feinde dichte Drängerſchaar,
Dann windet er des Friedens grüne Palme
Zum Siegeskranz ſich in das Haar.
Es ruht in dieſem edlen Angeſichte,
In dieſem ſinnend-tiefen Blick
Des Vaterlandes glänzende Geſchichte,
Sein einſtig' Leid, ſein jetzig' Glück.
Der Invalid, der weiter vorgedrungen,
Erkennt den Feldherrn auf einmal,
Er ſtürzt zur Erd', hält ſeine Knie umſchlungen,
Und weint und ſchluchzt; „Mein General!
Mein Feldherr! Schau auf mich hernieder,
Der ich gedienet lange Jahr,
Ich zähl' Dir alle Schlachten wieder,
Wo ich im Feuer bei Dir war!
In Schwaben war's, wo wir den Jourdan ſchlugen,
Im ſtrengen Winter dann bei Kehl,
Bei Stockach, denk', wo wir hinweg Dich trugen,
Weil Du zu nah' dem Feind, mein Seel'!
An Ambergs und an Würzburgs heiße Stunden,
Mein General, denkſt Du daran?
Du erſt, und wir, nicht achtend Tod und Wunden,
Wir hinterdrein mit Maus und Mann!
Bei Caldiero war es auch nicht bitter,
Den kühnen Feinden ging's da ſchlecht,
Da nahm vor Deinem Krieges-Ungewitter

Reißaus das feindliche Geſchlecht.
Und dann bei Aſpern, Tag der Veteranen!
Nichts Pardon und nichts Quartier,
Da nahmſt zur Hand die Erſte unſerer Fahnen,
Und riefeſt: „Kinder, jetzt mit mir!“
An Dich allein knüpft ſich mein ganzes Leben,
Du biſt allein mir Land und Staat,
So will ich auch mein Letztes Dir nun geben,
Nimm meinen Sohn an als Soldat!
Dein wack'rer Sohn, der jüngſte Held auf Erden,
Braucht einſt vielleicht die muth'ge Schaar,
So möge denn mein Sohn dem Deinen werden,
Das was ich Dir, mein Feldherr, war!“
Da bückt der Feldherr ſich gerühret nieder,
Erfüllt von ſüßer Wehmuthsluſt,
Er hebt den Krieger auf, und hoch und bieder,
Zieht er den Greis an ſeine Bruſt.
Und eine Thräne netzt die Heldenwange,
Die auf des Greiſes Hauptʰaar rinnt,
Er ſpricht, nach ſeines Herzens edlem Drange:
„Dein Sohn, er ſei mein Waffenkind!“
Und bei dem Anblick dieſer Scene,
Schlägt höher jedes Menſchen Bruſt,
Und jedes Aug' erfüllt die ſüße Thräne,
Und jede Seele ſchwimmt in Luſt.
Und halb verklärt erhebt die Worte
Zum Segensſpruch der Invalid:
„Ich ſtehe an des Daſeins letzter Pforte
In's Jenſeits tritt mein nächſter Schritt,

Schon kann mein Blick durch alle Himmelsthore
In's Reich der reinen Engel ſeh'n."
Da ſieht er in dem gottgeweihten Chore
Den Genius von Oeſt'reich ſteh'n;
Und ſegnend hebt er ſeine letzten Schwingen
Mit Liebe über Habsburgs Haus:
Des Kaiſers heilig Haupt ſoll ſtets umſchlingen
Des Himmelsſegens gold'ner Strauß!
Und wenn der Todesengel droht zu kommen
In ſeines Hauſes theure Schaar,
Mag Volksgebet, mit Thränen, heißen, frommen,
Verſcheuchen ihn auf immerdar!
Der Degen wird zur Sichel ſich geſtalten,
Der Säbel wird zum Friedenspflug,
Und aus des Kriegesmantels langen Falten
Entwickelt ſich ein Taubenflug;
Die Erde blüht, der Segen reift im Volke,
Der Thron iſt Friedenshochaltar,
Und nun verjüngt zur güld'nen Aetherwolke,
Schwingt hoch ſich auf der Kaiſeraar!"

Der verkaufte Schlaf.

Wenn die Nacht mit prieſterlicher Feier
Durch die regungsloſe Schöpfung zieht,
Durch den faltenreichen Wittwenſchleier
Auf die blaſſe Welt hernieder ſieht,

Wenn der Mond auch wandelt leiſe
Um die Erde ſeine Kreiſe,
Wie ein Vater, mildgeſinnt,
Um ſein nächtlich ruhend Kind,
Zieht der Schlaf, der blaſſe Knabe,
Mit dem weißen Friedensſtabe,
Von dem Himmel ſacht' hernieder;
Eine Mohnblum' iſt ſein Wagen,
Den, mit zartem Sammtgefieder,
Abendfalter erdwärts tragen.
Auf dem kleinen Kutſchſitz vorne
Sitzt mit zartem Wunderhorne
Kleiner Prinz vom Elfenland,
In der winz'gen Lilienhand
Ruh'n die Zügel, feingeſchlungen
Aus den Fäden dunkler Dämmerungen;
Nachtviolen reichen
Ihre Blätterchen, die weichen,
Zu den Rädern, zu den Speichen.
Vor der Kutſch', als Fackelträger,
Zieht Glühwürmchen ſacht' voran,
Hintenauf, als ſchmucker Jäger,
Iſt ein Heimchen angethan.
Iſt zu Ende nnn die Reiſe,
Steigt der Schlaf dann nieder, leiſe,
Schlummerkörner ringsher ſtreuend,
Und die Träume um ſich reihend,
Wandelt dann mit ſeinen Träumen
Ruhlos, raſtlos, ohne Säumen,

Durch der Erde weite Zonen,
Wo nur Menſchenkinder wohnen.
Und in Oſten und in Weſten,
Und in Hütten und Palläſten,
Von dem Schauplatz feinſter Sitten,
Bis zur Höhl' der Troglodyten,
Trägt der Schlaf, der Gramverſüßer,
Seine heil'ge Herzägyde.
Er, der Schlaf, der niemals müde,
Kummertödter, Augenſchließer,
Friedensbringer, Schmerzverſcheucher,
Kerkerſprenger, Freiheitsreicher,
Wehmuthstroſt und Herzberather,
Wittwenfreund und Waiſenvater,
Kinderengel, Traumverwalter,
Wahnſinnsarzt und Geiſterhalter,
Liebesbote, Sehnſuchtsſtiller,
Hoffnungstaube, Wunſcherfüller,
Er, der Schlaf, der Traumgebieter,
Iſt des Lebens Kronenhüter. —
Und er ſchickt die Himmelsgüter
Nur den Guten, nur den Frommen,
Die von Freveln nicht entglommen,
Deren Herz nicht ſchuldbeklommen
Deren Bruſt nicht wild zerklüftet,
Deren Sinn nicht iſt vergiftet,
Deren Blut in allen Adern
Nicht gepeitſcht von Sinneshadern.
Denn drei Weſen, die vom Himmel kommen,

Kehren ein nur bei dem Frommen,
Denn drei Dinge, die den Himmel einen,
Können bei dem Sünder nie erſcheinen,
Ihn zu führen in den Friedenshafen,
Die drei Dinge heißen: Weinen, Beten, Schlafen!
Dieſe Wahrheit zu erfahren
Ward Erwin auch auserſehen,
War ein reicher Sünder, dem in Schaaren
Diener, Schmeichler zu Gebote ſtehen.
Doch der Schlaf, er iſt kein Schmeichler,
Doch der Schlaf, er iſt kein Heuchler,
Läßt ſich nicht mit Gold umſpinnen,
Läßt ſich nicht durch Geld gewinnen,
Läßt ſich nicht vom Glanz bethören,
Rechnet ſich's nicht hoch zu Ehren,
Wenn er wird von Seiner Gnaden
Irgendwo zu Gaſt geladen.
G'rade zu den Eiderdunen,
Schleppt man ihn nicht mit Harpunen,
G'rade wo auf ſeid'nen Kiſſen
Nach ihm lechzt ein Steingewiſſen,
Geht vorbei er zu der Bank, der harten,
Wo die frommen Armen ihn erwarten.
Um Erwin auch zu beſtrafen,
Läßt der Himmel nie ihn ſchlafen.
Langgedehnte Leidensnächte
Sitzt der Böſe, Goldbeblechte,
Auf dem weichen Kiſſenlager,
Abgezehrt und zahnlos, hager,

Und das Haupt, ſchon grau geſprengt,
Auf die Sünderbruſt geſenkt,
Und das Auge, brennend, trocken,
Müht vergebens ſich, den Schlaf zu locken.
„Hölle!“ ſpricht Erwin im Grimme
Mit der hohlen Wuch'rer-Stimme,
„Kann ich denn mit Goldeshaufen
Mir nicht auch den Schlaf erkaufen?
Hab' mit Geld, das muß ich wiſſen,
Eingeſchläfert manch' Gewiſſen.
Soll ich nun mit Gold, dem baaren, blanken,
Nicht den Schlaf mit Liſt umranken?“
Sagt's, läßt heimlich und verſtohlen
Einen Armen aus dem Taglohn holen,
Um den Schlaf, des Armen einzig' Gut,
Ihm abzuwuchern, wie er oftmals thut.
Mit Erſtaunen hört der arme Mann
Das Gebot des Sündenwuch'rers an.
Für den Schlaf, der ihm nichts nützt,
Gold, Gold, rothes Gold in's Aug' ihm blitzt.
Gold für Schlaf! für Schlaf nun Gold in Haufen!
Ach! Der Arme denkt an Weib und Kind — und muß den Schlaf verkaufen!
Und der alte, ſündenmatte, Wucherſatte,
Graue Sünder, voll Entzücken,
Wieder eine Seele zu beſtricken,
Eilt nun fröhlich, halb nur wach,
In ſein prunkend Schlafgemach,

Das Erkaufte zu genießen.
An dem Himmelbette prangen
Schwere Stoffe, Seidenfrangen,
Und die Fenſter zu verſchließen,
Goldbrokate niederhangen;
Silberampeln, glasumſchloſſen,
Stehend hoch auf Silberſpangen,
Haben Dämm'rung ausgegoſſen
In des Schlafgemaches Räume.
Um die Kiſſen, reich an Bändern,
Feingeſtickt mit Spitzenrändern,
Schimmern bunte Purpurſäume,
Aus kryſtallenen Geſchirren
Steigen Düfte, wie von Myrrhen,
Um die Sinne zu verwirren,
Daß ſie immer matter, ſchwächer,
Sinken in den Schlummerbecher.
Und Erwin im Bette, weichgedehnt,
In Gedanken noch den Armen höhnt,
Deſſen letztes Gut und einzig Habe.
Ihm nun werden ſoll zur ſüßen Labe. — —
Doch der Gott des Schlafes iſt entrüſtet,
Daß ein Sterblicher gelüſtet,
Für des Mammons irdiſch Rauſchen,
Himmelsgüter einzutauſchen.
Und er läßt im Blumenwagen
Zu Erwin's Gemach ſich niedertragen,
Spricht dann ſtill am Bett der Sünde:
„Schwaches Rohr! Du Rohr aus Binſen,

In dem Sturm der Leidenſchaften
Soll der Schlaf nun an Dir haften,
Wucherſchlaf mit Wucherzinſen?
Glaubſt Du, Gold, der Vampyr-Rüſſel
Könnte als ein Zauberſchlüſſel,
Weil er öffnet Erdenthüren,
Auch den Götterrath verführen?
Gold iſt Blut von Staub-Atomen,
Gold iſt Blut von Erdengnomen,
Gold iſt Blut von Erdenfaunen,
Gold iſt Blut von Erd-Alraunen,
Gold, in dunklem Erdenſchooß geboren,
Iſt der finſtern Macht verſchworen.
Unten tief im Gnomenreiche,
Wo der Unhold wohnt, der bleiche,
Wo Alraunen tückiſch walten,
Wurzelmännchen Sabbath halten,
Kröte glotzt in Stein gemauert,
Im Geklüft' der Molch ſich kauert,
Wo in aufgeflötzten Schichten-Betten
Grinſ't das Antlitz von Skeletten,
Im Gemiſch von Stein und Knochen,
Da verſammeln ſich, das Gold zu kochen,
Alle Säfte, die das Taglicht fliehen,
Alle Kräfte, die zum Abgrund ziehen,
Alle Zauber, die den Sinn bethören,
Alle Geiſter, die der Nacht gehören.
In den Schädel der Hyäne
Gießen ſie die Schmerzens-Thräne,

Miſchen d'rein den Schweiß der Armen,
Ausgepreßt ihm, ohn' Erbarmen,
Tropfen dann vom Witwenblut,
Abgezapft von Wucherbrut;
Nägel dann von gier'gen Raben,
Wundgeſcharrt beim Schatzvergraben,
Neidhart's Blicke, zum Entſetzen,
Aufgefaßt beim Pfänderſchätzen,
Einen Finger, wundgeſchunden
In des Einbruchs finſtern Stunden,
Wunde Bruſt, zerfleiſcht an Tiſchen,
Wo Betrüger Karten miſchen;
Schmeichelgift, Verläumdungsgeifer,
Großgeſäugt am Habſuchtsgeifer,
Falſchen Schwur beim kalten Lächeln,
Nicht bereu't im Todesröcheln —
Alles das bei Schwadenfeuer,
Dichtgebrannt durch Klau vom Geier;
Und den Odem von Vampyren,
Um die Glut ſtets anzuſchüren;
Daß es würdig dann beſchloſſen,
Noch den Fluch darauf gegoſſen,
Daß an dieſem Zauberſafte
Alles Erdenunheil hafte;
Und das Ganze dann, wenn kalt,
Aus dem Kobold-Aufenthalt,
Flimmernd aufgetiſcht der Erdenwelt,
So entſtand der Dämon: Geld! — —
Und mit dieſer gold'nen Hyder,

Sprach der Gott zu Erwin wieder,
Weil der dunkle Schacht ſich zeigte,
Weil die Finſterniß ſie zeugte,
Weil die Finſterniß ſie ſäugte,
Weil ſie ſtammt von Erdengeiſtern,
Kannſt Du nur die Erde meiſtern,
Kannſt Du nur durch Geld erringen,
Was da klebt an Erdendingen,
Erdengüter, Erdenlüſte,
Erdenwünſche und Gelüſte,
Erdenglück und Erdenehren,
Was da kann der Menſch gewähren,
Der ja ſelbſt ein Kind vom Staube,
Seinem Bruder Geld iſt ſtets zum Raube. —
Doch an Gütern aus dem Lichte,
Wird des Geldes Kraft zu nichte,
Güter, die der Himmel zu vergeben,
Fördert Geld nicht in das Leben,
Nicht die kleinſte aller Göttergaben,
Kannſt Du für den Mammon haben.
Nicht ein Fünkchen Geiſt dem Dummen
Nicht den ſchwächſten Ton dem Stummen,
Nicht den kleinſten Strahl dem Blinden,
Nicht den dünnſten Faden finden,
Wenn die Denkkraft Dir will ſchwinden;
Kannſt für laut'res Gold in Körben,
Roſiger Dein Blut nicht färben,
Kannſt mit tauſend Erdenſchätzen,
Keinen Herzſchlag Dir erſetzen

Kannſt für Edelſtein' im Haufen,
Keine Thräne Dir erkaufen.
Und den Schlaf, den Friedenskönig,
Dem die Götter unterthänig,
Dieſen Kuß vom Himmelsmunde
An die Erd' in Liebesſtunde,
Und den Schlaf, den Fürſt der Fürſten,
Dem die Blumen Nachts entgegendürſten,
Willſt für Gold Du Dir gewinnen?
Kurzſichtiges, frevelndes Beginnen!
Was Du kaufteſt, Dich zu laben und zu letzen,
Werde Dir zum peinlichen Entſetzen!
Nur des Armen Schlaf haſt Du errungen,
Aber weiter haſt Du nichts bedungen,
Und zu martervoller Strafe
Sollſt Du in dem fremden Schlafe,
Unter Röcheln, Stöhnen, Schäumen,
Deine eig'nen Träume träumen!“
— Als der Schlaf das Wort geendet,
Schnell der Traumgott niederſendet
All' die gräßlichen Geſtalten,
Die in böſen Träumen walten,
Und das wilde Heer der Larven
Huſcht bei fahlem Geiſterſchimmer
Schwirrend, ſurrend durch das Zimmer,
Und mit kläglichem Gewimmer,
Schlagen Fratzen ihre ſcharfen,
Spitzen Klauen tiefer immer,
In die Bruſt vom tiefen Schläfer!

Kobold, Scheuſal, Molch und Käfer,
Kriechen wimmelnd auf die Kiſſen,
Und mit gift'gen Natterbiſſen
Hackt das wüthende Gewiſſen,
Hackt und ſägt es ohne Ende
An des Träumers Herzenswände.
Seines Lebens Sündgeſchichte,
Als Geſpenſte, als Geſichte,
Als Gerippe und Skelette,
Nahen dann dem Sterbebette;
Alle letzten Thränenreſte,
Die mit Wucher er erpreßte,
Fallen auf die Augenlider,
Feuertropfen, glühend nieder.
Alle Laſter, ihm zu eigen,
Tanzen grell den wilden Reigen,
Und er muß vom Bette ſteigen,
Muß mit tollen Geiſterweiſen,
Sich mit ihnen drehen, kreiſen,
Bis die erſten Morgenſtrahlen
Enden ſeine Traumesqualen;
Und erwacht zum Tagesleben,
Kalte Tropfen auf der Stirne,
Wüthend Hämmern im Gehirne,
Siedend Blei in hohlen Augen,
Wilden Schmerz in Bruſt und Flanken,
Und am dürren Herzen ſaugen,
Büßerqualen, Reu'gedanken. —
Doch es ſprach der Schlafgott wieder:

„Willſt den Schlaf Du wieder haben,
Den Dir einſt die Götter gaben,
Mußt Du vor den Himmel treten,
Mußt Du weinen, mußt Du beten,
Mußt Du knien an Altarsſtufen,
Mußt des Schöpfers Milde rufen! —
Nicht in einem gold'nen Wagen
Steigt Gebet zu Gott empor,
Schlichte Engelflügel tragen
Beterwort zum Himmelsthor,
Nicht zu kaufen iſt's für Preiſe,
Daß die Götter an uns denken,
Das allein beglückt, macht weiſe,
Was wir bitten, und ſie ſchenken!“

Perle und Demant.

Es tönt die Muſik, es erglänzet der Saal,
Auf purpurnem Thron ſitzt das Brautpaar zumal,
Die fürſtliche Braut, wie die Blume im Thal,
Erblühend und glühend im ſonnigen Strahl;
Der fürſtliche Bräut'gam, ein ſtrahlender Held,
Wie Phöbus hervorgeht vom blauen Gezelt,
Sie ſitzen zuſammen, ſie ſitzen zur Seit',
Sie ſitzen zuſammen in Lieb' und in Freud',
Sie ſitzen zuſammen in Sehnſucht erglüht,
Das Auge im Auge, und haben's nicht müd.

Und aus der Kron' im dunklen Haar der Braut
Die ſchönſte Perle ſchaut,
Sie ſtrahlt aus dem dunklen Haar mit Pracht,
Dem Monde gleich am Negerhaupt der Nacht,
Sie glänzt ſo wunderſam, ſo milde iſt der Schein,
Als ſollt's ein Blick, ein wehmuthsvoller ſein,
So matt iſt ihr Glanz, ſo bleich iſt ihr Licht,
Als wär's ein leidend Angeſicht.
Und räthſelhaft zieht ſie das Auge an,
Der Bräutigam nicht von ihr ſchauen kann,
Ihm dünkt, als läg' in der Perle d'rin
Ein tief verborg'ner Schmerzensſinn. —
Und aus der Kron' im Fürſtenhaar
Ein Demant funkelt, ſonnenklar,
Sein Feuer iſt ſo wild und mild zumal,
Wie Frauenaug' in Liebesqual,
Sein Waſſer iſt ſo rein, und quillt doch her,
Als ob es eine große Thräne wär',
Er funkelt wunderſam; die ſchöne Braut
Mit magiſcher Gewalt zum Demant ſchaut,
Ihr dünkt, ſie hörte wie der Demant ſpricht:
„In mir liegt ſchmerzlich ein Klaggedicht.“

Und plötzlich nimmt der Schlaf, mit ſtiller Kraft,
Magnetiſch nun das Brautpaar in die Haft. —
— Zwei Brüder hat Gott in das Leben geſendet,
Den traumreichen Schlaf und den traumloſen Tod;
Der Schlaf, der das Leben des Tages beendet,
Der Märchen-Erzähler in Kummer und Noth.

Der Qualenentwirrer, der Arzt aller Sorgen,
Der Hirt aller Träume an jeglichem Morgen,
Der Balſamverkäufer auf irdiſcher Flur,
Der Bilderbeſcherer, der Herzenserquicker
Der Hüther der Sterne im Augenliedſchacht,
Der Kummerverſcheucher, der Liebesbeglücker,
Der Freund und Berather in jeglicher Nacht,
Der Wangenvergolder, der Lächelnverbreiter
Auf gramvollen Antlitz, um gramvollen Mund,
Der Schmetterlingsmaler, der Schmerzenableiter,
Der Sternbildſticker auf wolkigem Grund,
Der liebliche Schlaf, der das Brautpaar umfließt,
Die Lippen der Perle, des Demants erſchließt,
Und alſo ſpricht die Perle zu der Braut:
„Ich war ein kleines Tröpſchen Thau, gethaut
Vom Himmel in den großen Ocean.
Ich ſah das große Weltmeer an,
Und ſprach in Demuth: Ach, ich Tröpſchen klein,
Was kann ich gegen dieſes Weltmeer ſein?
Und eine Muſchel tauchte vom Grunde herauf,
Nahm freundlich mich in ihren Buſen auf,
Und ſprach: Weil ſo viel Demuth wohnt in dir,
So werde nun zur Perle und zur Kronenzier!
Und ſprach's und ſchloß auf ewig ihren Mund,
Und ſank hinab zum Meeresgrund.
Und in dem Waſſerbecken, tief,
Wo rings umher das Leben ſchlief,
Lag ich gefeſſelt, um mich, rieſengroß,
Der öde Waſſerſchooß.

Der Muſchel aber, die mich pflegt' mit Luſt,
Ward ich zur Krankheit in der Bruſt,
Als Thau erhielt das Leben mild ſie mir,
Als Perle gab ich ihr den Tod dafür.

Da kam ein Sturm und peitſcht das Meer,
Es rauſcht auf ſchwerem Fittig her,
Und kömmt geflogen,
Und peitſcht die Wogen,
Und peitſcht die Wellen,
Daß bäumend ſie zum Himmel ſchwellen;
Von ſchäumenden Mähnen bedeckt,
Das Meer empor ſich reckt,
Und thürmt ſich auf in die Luft,
Und gähnt hinab in die Kluft
Mit offenem Rachen,
Gleich einem Drachen.
Und an den off'nen Spalt
Der Blitz ſich krallt,
Erhellt den Schlund
Bis auf den Grund,
Jagt Roch' und Klippfiſch und den Wallfiſchwurm
Hinauf in den Sturm.
Und wied'rum ſtürmt der Ocean,
Und fletſcht mit weißem Zahn
Den Himmel an,
Und wirft, von wilder Wuth entbrannt,
Sich weit hinaus in's Land,

Und ſpringt, voll Grimm und Tück',
In's Meer zurück.

Doch eine Welle warf mein kleines Haus,
Die Muſchel, auch auf's Land heraus.
So fanden erſt die Menſchen mich,
Und quälten mich dann fürchterlich,
Und riſſen mich gewaltſam los
Aus meinem treuen Mutterſchooß,
Und griffen mich mit Meſſern an,
Durchbohrten mich mit Dolchen dann. —
— D'rum ſehen Perlen krank und bleich,
Weil ſie gekränkt vom Schickſalsſtreich,
D'rum ſehen Perlen Thränen gleich,
Weil ſie gelebt ſo ſchmerzensreich,
D'rum weinen Perlen ſelbſt ſich blind,
Weil ſie der Tod der Mutter ſind,
D'rum ſehen Perlen leidend aus,
Weil ſie geriſſen ſind vom Mutterhaus. —
D'rum Ihr Frauen, wenn Ihr Perlen trägt,
Sei Euch in Wehmuth tief das Herz bewegt,
Gedenkt des Tropfens, der ſich klein geglaubt,
Und nun als Perle glänzt am Fürſtenhaupt." —

— Die Perle ſchwieg, der Demant ſprach:
„Nicht ſteh' ich Dir an Schmerzen nach,
Ich bin gebor'n im finſtern Schacht,
In todter Still' und ew'ger Nacht,

Zu meinem öden Daſein ſpricht
Kein Lebensſtrahl, kein Traum vom Licht,
Kein Puls, kein Athem, Alles leer,
Nur Froſt und Starrniß rings umher.
Da gräbt ſich's 'runter in mein Reich,
Es kommen Menſchen, den Geſpenſtern gleich.
Sie nah'n mit Eiſen, groß und klein,
Sie hauen grauſam auf mich ein,
Sie hau'n die Axt mit roher Luſt
Mir ſchneidend in die off'ne Bruſt.
Geſtalten ſind's, wie Menſchen zwar,
Doch hohl das Aug', zerrauft das Haar,
Die Wange bleich, die Lippen ſtumm,
Der Mund verdorrt, der Rücken krumm,
Die Haut verbrannt, die Augen heiß,
Die Hand zerſetzt, die Stirn voll Schweiß,
Der Leib voll Blut, die Knochen blos,
So fördern ſie mich aus dem Erdenſchooß.
Geſpeiſt bin ich von Menſchenblut,
Getränkt bin ich von Thränenfluth;
In Thränen, Aechzen, Jammerſchrei,
So machen mich die Menſchen frei;
Mit Aechzen, Thränen, Qual und Pein,
Ward ich erweckt vom Taubgeſtein;
Mit Aechzen, Thränen, Angſt und Qual,
Trink ich zuerſt des Lichtes Strahl;
Mit Aechzen, Thränen, Schweiß und Blut,
Ward ich geläutert in der Gluth;
Mit Aechzen, Thränen, Seufzen tief,

Man meinen Glanz an's Tagslicht rief.
D'rum iſt mein Feuer Menſchenblut,
Das in mir flammt als Schmerzensglut.
D'rum iſt mein Waſſer, wie klar es auch ſcheint,
Die Thräne, die in mir verſteint.
D'rum iſt der Demant felſenhart,
Weil ihn die Habſucht ausgeſcharrt.
D'rum Demant nur den Demant ſchleift,
Weil Weh allein das Weh begreift.
Darum, wenn Menſchenhaupt und Bruſt
Ein Demant ſchmückt zu ihrer Luſt,
Denk' man bei ſeinem Glanz und Schein,
Was er gekoſtet Schmerz und Pein,
Man denk', daß jedes Glück, ſo hoch geſtellt,
Dem Demant gleicht auf dieſer Welt,
Und daß kein Glück bei uns erſcheint,
Worüber nicht ein Mitmenſch weint,
Daß unſer Aug' kein Strahl ergötzt,
Der and'res Aug' nicht ſchwer verletzt,
Daß jeder Laut, der ſüß uns klingt,
Als Schmerzenslaut zum Andern dringt. —
Und weil der Demant in dem Wunderſchrein,
Die gold'ne Lehr' ſchließt in ſich ein,
Im Glück des Unglücks eingedenk zu ſein,
Sei er der Krone höchſter Stein!" —

Als Perle und Demant geſchloſſen das Wort,
Da ziehet der Schlaf ſeinen Vorhang auch fort.

Das fürſtliche Brautpaar, es weiß es wohl kaum,
Ob wach es geweſen, ob's Schlaf oder Traum?
Sie ſehen ſich an, ſie umfaſſen ſich zart,
Und Perle und Demant, ſie ſcheinen gepaart,
Sie küßt ihm das Auge mit lieblichem Mund:
„Des Demants gedenke zu jeglicher Stund'!"
Er küßt ihr die Wange von Unſchuld geweiht:
„Der Perle gedenke zu jeglicher Zeit!"

Drum nehmet im Leben und Lieben fortan,
Nur Demant und Perle als Sinnbild Euch an:
Um glücklich zu bleiben bedarf unſer Herz
Im Becher der Freude den Tropfen von Schmerz!

Des Kindes Zuverſicht.

Ballade.

Es ſtehet ein Kindlein beim Strome, am Strand,
Wo geſtern die Hütte der Mutter noch ſtand,
Es riſſen die Fluthen vom kieſigen Ort
Die Hütte, die Mutter im Eisgang mit fort.
Das Kindlein, es ſtehet, gerettet, allein,
Es ſtehet am Strome und ſchauet hinein.

„Lieb' Mütterchen," ſpricht es hinab in die Flut,
„Biſt böſe, lieb Mütterchen, bin ja ſchon gut,
Lieb Mütterchen komm, ach, komme geſchwind,
Laß nicht ſo alleine dein einziges Kind,
Die Aeuglein hab' ich mir geweinet ſchon roth,
Ich fürcht' mich und dürſte und habe kein Brot!"

Es rauſchen die Fluten, ſie rauſchen hinab,
Sie geben nichts wieder aus ſchäumigem Grab,
Sie geben dem Kinde die Mutter nicht los,
Sie waſchen mit Wellen die Füßchen ihm blos,
Das Kindlein, es bleibet, wie feſtgebannt, ſtehn,
Mit ſuchendem Blick in das Waſſer zu ſehn.

Da rollt eine Frau in dem Wagen einher,
Erblicket das Kindlein, das Herz wird ihr ſchwer,
Sie knieet in Thränen zu ihm in den Sand,
Sie herzt es und küßt es und nimmt's bei der Hand:
„Komm mit mir, mein Engel, will Mutter Dir ſein,
Ich führ' Dich als eigen in's Schloß dort hinein!" —

Das Kindlein erwidert: „Ich geh' nicht mit Dir,
Die Mutter erwart' ich am Ufer allhier,
Gewiß ſie wird kommen und lächelt und winkt,
Errathen ſoll ich dann, was ſie mir wohl bringt."
D'rauf windet das Kind ſich ihr ſanft von der Hand,
Und ſetzt ſich mit ſuchenden Augen zum Strand.

Doch wieder voll Rührung die Frau es erfaßt:
„Komm mit mir, mein Engel, in meinen Pallaſt,
Da ſollſt Du bekommen manch gülden Gewand,
Und Zucker und Mandeln und Säbel mit Band,
Und vielerlei Spielzeug im Tage entlang,
Und Abends viel Lichter und Liedergeſang!“ —

Das Kind aber ſchüttelt das Köpfchen und ſpricht:
„Dann find't, wenn ſie heimkehrt, die Mutter mich nicht,
Sie bringt mir wohl ſelber ein Säbelchen mit,
Sie ſingt mir dann ſelber ein liebliches Lied,
Sie trägt auf dem Arme in's Haus mich hinein,
Und herzet und wieget und ſinget mich ein.“ —

D'rauf ſenkt es das Köpfchen hinab zu der Well',
Und weichet dann nimmermehr weg von der Stell',
Und wartet und wartet von Stunde zu Stund',
Und luget hinab in den ſonnigen Grund,
Die Löckchen verworren, die Wängelein blaß,
Das liebliche Antlitz von Thränen gar naß.

Spät Abend da ſinken die Aeuglein ihm zu,
Es ſucht einen Stein und legt d'rauf ſich zur Ruh',
Und ſchläft, mit dem Antlitz zum Waſſer gekehrt,
Im Schlafe die Mutter es träumend begehrt,
Es regt ſich das Mündchen, es lallet ganz ſacht:
„Gut' Nacht, liebes Mütterchen, ſchön' gute Nacht!“ —

Die Mutter jedoch hat nicht Tag und nicht Nacht,
Sie treibt auf dem Dache, das trümmert und kracht,
Das geſtern die Flut vom Gemäuer getrennt,
Hinein hat geriſſen in's Schreckelement,
Sie ſchwimmt in den Wogen auf ſchwachem Gebälk,
In Fluten und Schollen und Sturmesgewölk.

Und von dem Gebälk löſt ſich's immer mehr ab,
Ein Bret nach dem andern ſtürzt krachend hinab,
Die Pfoſten zertrümmert das toſende Eis,
Und immer wird ſchmaler der tragende Kreis,
Nur einige Balken, ſie trotzen mehr kaum
Dem Eis und den Wogen im furchtbaren Raum.

Da ringt ſie zum Himmel die Hände empor,
Es ſchwebt in Gedanken ihr Kindlein ihr vor,
Sie betet mit Inbrunſt: „Du Hort in der Noth,
Dein Wort macht das Baumblatt zum rettenden Boot,
Dein Wort macht zur Blume den dornigen Strauch,
Dein Wort macht die Flamme zum kühlenden Hauch,

Dein Wort macht zum Zephir den heulenden Wind,
Dein Wort macht den Tiger zum freundlichen Kind,
Dein Wort hält den Gletſcher in ſeinem Fall,
Dein Wort hält den Waſſerſturz in ſeinem Schwall,
Dein Wort hält den Blitzſtrahl, wenn er niederſtrebt,
Dein Wort hält den Erdball feſt, wenn er erbebt,
O, ſende dies Wort der Erbarmung auch mir,
Erhöre, erhöre, erhöre mich hier!“ —

Da ſtürzt eine Welle heran, rieſengroß,
Die reißet vom Dache den Giebeltrumm los,
Daß nun, ein Gebälk nur, zum Sparren gefügt,
Als hölzernes Kreuz in den Wogen noch liegt;
D'rauf ſtürzt ſie ſich hin und umklammert es feſt:
„Dieß Zeichen iſt Dein, das uns niemals verläßt!“

Und eine vereinzelte Scholle treibt her,
Und ſchiebt ſacht das Holzkreuz, wie ſichere Fähr',
Von Mitten der Fluten bis nah an das Land,
Und drängt es dann feſt in's Geſträuch an dem Strand.
Sie eilt aus dem Waſſer, ſie küſſet die Erd':
„Gelobt ſei der Vater, dem Beides gehört!“

Und eilet, gejagt, mit geflügelter Haſt,
Sie ſuchet ihr Kind ja, da hat ſie nicht Raſt,
Sie dringt durch das Dickicht ſtets weiter hervor,
Sie dringet durch Schilf, durch Geſtripp und durch Moor,
Sie dringet durch Sumpf über Felſen und Kies,
Sie ſucht da ihr Kindlein, was kümmert ſie dies?

Mit fliegendem Haare, vom Winde gejagt,
Mit keuchendem Odem, von Aengſten zernagt,
Mit blutenden Händen, vom Dornengeſtripp',
Mit blutenden Füßen, vom Felſengeklipp',
Mit Angſtruf und Klagen durch Nacht und durch Wind
Erreicht ſie die Stelle — da ſchlummert ihr Kind.

Sie ſinket in Thränen dem Kind an die Bruſt,
Sie lauſcht ſeinem Odem mit himmliſcher Luſt,
Es ſchläft mit dem Antlitz zum Waſſer gekehrt,
Im Schlafe die Mutter es träumend begehrt,
Es regt ſich das Mündchen, es lallet ganz ſacht:
„Gut' Nacht, liebes Mütterchen, ſchön' gute Nacht!"

Das Wettrennen des Lebens.

Für alle Menſchen hier im Erdenleben,
Hat das Geſchick gleich abgeſteckt die Bahn,
Die Wiege iſt zum Auslaufspunkt gegeben,
Am Sarge weht des Zieles weiße Fahn';
Nur in der Art, wie ſie die Bahn durchwandern,
D'rin unterſcheidet Einer ſich vom Andern.

Der geht, der And're fährt, der Dritte reitet,
Der Vierte ſchleicht, der Fünfte keucht und rennt
Der Sechſte kriecht, wie von der Schneck' geleitet,
Der Siebent' läuft, daß ihm die Sohle brennt,
Der Achte wälzt im Fette ſich zu Grabe,
Der Neunte hinkt hinein am Hungerſtabe.

Mit Vieren rollt Der ins Grab ganz wacker,
Und im Bedientenrock ſteigt hinten auf das Glück,
Der And're fährt hinab beſcheiden im Fiaker,
Und der kutſchirt ſich ſelbſt hinab im Gig;
Doch ſchneller wird faſt ſtets an's Ziel getragen
Die Equipage als der Leiterwagen.

Kontraſte zeigt die Bahn uns ohne Gleichen:
Wer raſchen Fortſchritt macht, der bleibt zurück,
Wer vorwärts ſtrebt, wird nie ſein Ziel erreichen,
Wer immer kriecht, der rennet in ſein Glück.
Wer ſchleichen kann, der fliegt an's Ziel ganz heiter,
Wer rückwärts geht, der kömmt am Schnellſten weiter.

Der Eine will auf's hohe Roß ſich ſetzen,
Der And're reitet nur ſein Steckenpferd,
Des Einen Renner iſt gar nicht zu ſchätzen,
Des Andern Mähre kaum zehn Kreuzer werth,
Und Viele, die wir immer reiten ſehen,
Sie reiten bloß, weil's gar nicht mehr will gehen.

Der Eine will den Pegaſus beſteigen
Und trägt den lieben Sporn in ſeinem Kopf;
Den Weg will dieſer allen Reitern zeigen,
Und hält den Zaunpfahl für den Kirchenknopf;
Ganz And're, die in Kutſchen ſtolz ſich ſchwingen,
Die würden beſſer fahren, wenn ſie gingen

Der Mann iſt auf der Rennbahn ſtets der Renner,
Die Frauen aber ſind am Ziel der Preis;
Wie rennen ſie, wie laufen ſie, die Männer,
Von ihrer Stirne rinnt der helle Schweiß:
Und wer am Erſten kömmt vom Reiterhaufen,
Der iſt zuerſt auch oft recht angelaufen.

Die Frauen laſſen mit dem Preis nicht ſcherzen,
In ihrem Herzen iſt der Richterſtand;
Sie wollen Vollblut von den Männerherzen,
Als Renngeld ſei die Treue bloß genannt;
In Trab, Galopp und Paß ſoll ſie nicht weichen,
Nur ew'ge Treu' ſei des Vereines Zeichen.

Und ein Wettrennen ſehen wir zur Stunde,
Es rennen edle Menſchen hier herein,
Weil ihrem ſchönen Herzen ward die Kunde,
Daß der Gewinnſt ſoll für die Menſchheit ſein,
Und weil der Preis beſteht in Gottes Segen,
D'rum eilt ein edles Volk ihm ſchnell entgegen.

Ein Wort jedoch ich noch zu ſagen hätte,
Ich weiß zwar nicht, ob ich's recht ſagen kann;
Es iſt wohl Mancher hier, der ſagt: „ich wette,
Die rennt beim Deklamiren auch recht an.“
Ich bitt' um Nachſicht, meine milden Richter:
Die ganze Schuld trägt einzig nur — der Dichter

Die beiden Sänger.

Der Wald erwacht, das Frühroth legt die blaſſen Säume
Wie zartes Silber auf der Wipfel grünen Bau,
Die Zweige ſchütteln ſich vom Schlaf, erzählen ihre Träume,
Die Blättlein nehmen ſchon ihr Morgenbad im Thau, -
Die Blüthen baden ſich in Duft, um ſchon bei Zeiten
Den jungen Tag mit ihren Glocken einzuläuten.

Die Staude bringt Gewürz, die Kräuter bringen Düfte,
Mit frommem Balſam ſalbt ſich jeder Strauch,
So ſteigt des Tages Opfer in die Lüfte,
Und bei dem Opfer ſingen fromme Sänger auch,
Denn aus dem Dom der grünen Waldeszelle
Tönt laut heraus des Haines Frühkapelle.

Der Chor beginnt, die leiſen Lüfte zittern,
Dem frommen Chor lauſcht Alles rings herum,
Die Sänger ſitzen hinter grünen Gittern,
Der Zephir ſchlägt die Notenblätter um,
Und wie ſie wunderſam ſo muſiziren,
Hebt ſich die Lerch' empor, zu dirigiren.
Und alſo ſingt die Lerche hoch im Schwung,
Dem jungen Tage ihre Huldigung: —

— „Sei mir gegrüßt, lieblich lachender Knabe,
Sei mir gegrüßt, junger Beherrſcher der Welt,
Strahlend bekränzt, mit bebändertem Stabe,
Trittſt Du aus Phöbus entglommenem Zelt.

Blüthenſtaub ſtreuſt Du mit roſigem Finger
Von Deines Wagens erglühendem Rad,
Silberbekleidet als ſtrahlende Jünger
Eilen die Wolken voraus Deinem Pfad.

Goldene Münzen ſtreut freudig die Hore,
Wenn dann zur Krönung Dein Flammenſitz fährt,
Ob Deinem Haupt' glänzt als Krone Aurora,
Unten als Reichsapfel glühet die Erd'!

Dann auch als Mantel, als purpurnen, weichen,
Den hocherrötheten Scharlach des Meers,
Und alle die Berge, die flammenden, gleichen
Glänzenden Kriegern des jubelnden Heers.

Tag! Dir zu huldigen ganz unterthänig,
Hat mich zum Herold die Schöpfung beſtellt;
Ruhm denn und Preis Dir, geſetzlicher König,
Tag! Du geborner Herrſcher der Welt!“ —

— Als die Lerche ſchwieg, drang ein tiefer Schall
Aus verſtecktem, grünen Blätterwall.
Iſt das nicht das Lied der Nachtigall? —

Ja, es iſt das Lied der Nachtigall!
Nicht dem Tage ſingt die Nachtigall,
Nicht der Tag iſt ihr Gebiet!
Nur der Nacht ſingt ſie ihr Feierlied. —

— „Holde Nacht! Du Zauberfürſtin,
Fährſt daher in dunklem Wagen,
Angeſchirrt mit ſchwarzen Roſſen,
Die hinauf zum Himmel jagen!
Schwarze Zaub'rin, Deine Seſſel
Setzeſt Du am Himmel nieder,
Und den ſchwarzen Zauberſchleier
Hängſt Du auf die Welt hernieder,
Wenn Du dann den Stab, den dunklen,
Schwingeſt über Süd und Norden,
Iſt Dein Kabinet voll Wunder
Jedem Aug' enthüllet worden.
Mit dem ſternbeſetzten Gürtel
Gürteſt Du Dir Bruſt und Hüfte,
Und es bauen gold'ne Zeichen
Räthſeln gleich ſich in die Lüfte,
Und ein Heer von gold'nen Sonnen
Steht um Dich mit blanken Schildern,
Auf dem dunklen Schickſalsvorhang
Flammt es auf in Wunderbildern.
Hier ein Kriegsgott mit dem Helme,
Mit der feuergleichen Lanze,
Ihm zur Seite eine Jungfrau

Mit dem ſüßen Strahlenkranze.
Dann ein Löwe, deſſen Mähnen
Wie die Flammen niederwallen,
Und ein Schütze, deſſen Pfeile
Wie die Strahlen erdwärts fallen.
Eine Leier, deren Saiten
Durch den Aether tönen leiſe,
Sieben Schweſtern, die im Lichte
Tanzen in dem ew'gen Kreiſe.
Und ein Schwan, der durch die Fluten
Schifft mit ſilbernem Gefieder
Und zur goldgekörnten Aehre
Taucht des Mondes Sichel nieder.
Und aus allen dieſen Bildern
In der großen Zauberſtube
Strömen Hoffnung, Troſt und Ahnung
In die dunkle Erdengrube.
Und der Menſch, der Tagesmatte,
Und der Menſch, der Tagesmüde,
Schöpft aus dieſem Bilderbuche
Seelenruh' und Seelenfriede.
D'rum, o Nacht, Du Zauberfürſtin,
Auf dem dunklen Wolkenthrone,
Reicht die lichtverſengte Erde
Jeden Abend Dir die Krone." —

— Doch nicht beſiegt ſich noch die Lerche dünkt,
Sie ſteigt noch höher auf in Licht, und ſingt
Ein zweites Loblied, das dem Tag ſie bringt: —

„Sei mir gegrüßt, Du Vater der Kräfte!
Menſchennährer und Menſchenverbinder,
Länderentdecker und Wundererſchaffer,
Künſteerzeuger und Liedererfinder,
Felſendurchbohrer und Meeredurchſchiffer,
Ankerdurchfurcher und Traubenverſüßer,
Wieſengrundmaler und Saatenvergolder,
Strömeverſilb'rer und Quellenverſchließer,
Erdenbekleider und Weſenerhalter,
Schätzeentdecker und Schätzebehüter,
Schönheitsverkünder und Augenlichtträger,
Du bleibſt des Erdballs Fürſt und Gebieter!“ —

— Alſo ſang die Lerche, doch die Nachtigall
Singt darauf aus ihrem Blätterwall
Noch einmal das „Lob der Nacht“ mit wunderſüßem Schall: —

— „Sei gegrüßt, Du milde Nacht,
Wenn Du naheſt leiſe, leiſe
Mit dem feuchten Schlummerſchwamm
Auszulöſchen von der ſchwarzen Tafel
Des Gedächtniſſes jede Qual des Tages,
Wenn Du naheſt mit dem Thränentuche,
Und vom Auge nimmſt das Bitterſalz,
Das der Tag in ſeine Wimper ſetzte;
Wenn den Friedensfürſten Schlaf Du ſchickſt,

Den Milchbruder des verhängten Todes,
Daß er mach' zum Erdgeſchoß des Traums
All' die dornenvollen Schlummerkiſſen.
Wenn Du, einer guten Mutter gleich
Einhüllſt in die Falten Deines Kleides
Jedes weinende Geſicht der Menſchenkinder,
Wenn Dein weiches Haar Du wickelſt um die Stirn,
Die der Tag mit ſeiner Glut verbrannte,
Wenn den Saum Du Deines weichen Mantels deckſt
Auf das Auge, das der Tag durch Qual geröthet,
Wenn Du mit dem milden Tröſterkuß
Sanft berührſt den Mund des Schlummerloſen,
Wenn Du Deine lichten Hoffnungsſterne ſtickſt
Auf das Himmelsbett des Schwererkrankten,
Dann ſei mir gegrüßt mit Deiner Sternenkrone,
Der Dich ſandte in des Lebens dunkle Zone
Gott der Herr von ſeinem Gnadenthron!“ —

Und alſo ſang die Nachtigall
Mit ihrem wunderſüßen Schall,
Da ſchwieg die Lerche, der Chor des Haines ſchwieg,
Der Wald lag ſtumm, ein leiſes Beten ſtieg
Aus jedem Herz zum Himmelsblatt,
Der Tag, er ſank bereits, des langen Glänzens ſatt,
Zum Rand des Abendhimmels nieder,
Und hüllet ſelbſt die brennend müden Glieder
Ein in den Schooß der engelmilden Nacht,
Und ſchlummert ein, und als er früh erwacht,

Da weint er ſtill, und ſcheidet ſchmerzlich von der milden Frau,
Und ſeine Thränen fallen dann auf Flur und Au,
Die Menſchen ſagen dann: „in dieſer Nacht fiel Thau!“ —

Stimmengewalt.

Es tönen viel' Stimmen mit mächtigem Klang
Durch's irdiſche, menſchliche Leben,
Vom Lallen des Kind's, bis zum Sphärengeſang,
Iſt Allem hier Sprache gegeben.
Als jauchzend die Welt ſich dem Chaos entrang
Mit freudigem, ſüßem Erbeben,
Als ſtrahlend der Dom ſich des Äthers erbau't,
Ertönte die Stimme der Allmacht ſchon laut.

Es ſprechen die Himmel durch Sterne ſo hell,
Durch rollende, flammende Sonnen;
Die Erde, ſie ſpricht im geſchwätzigen Quell,
Im Bergſtrom, dem Felſen entronnen,
Im Schmelze der Wieſen, im Blumenpaſtell,
In Blättern, als Zungen gewonnen;
Und wenn ſie erbeben, da ſpricht ſie ganz laut:
Daß Menſchen zu viel auf die Menſchen vertraut.

Es ſpricht auch die Luft, wenn ſie Ingrimm erfüllt,
In Sturmwinds verheerendem Wüthen;
Es ſpricht auch die Luft, wenn ihr Zorn geſtillt,
Im Säuſeln der Zweige und Blüthen;
Es ſpricht auch die Luft, wenn ſie ſanft iſt und mild,
Aus Harfen, die Seufzer ihr bieten,
Und wenn ſie im Donner den Himmel umgraut,
Dann ſpricht ſie als Stimme der Mahnung ganz laut.

Es ſprechen die Waſſer im rieſelnden Bach,
Mit Blumen und Steinchen am Strande.
Aus murmelndem Quell ſpricht ein fröhliches „Ach,"
Wenn Frühling gelöſt ſeine Bande,
Die Orgel des Weltmeers wird fürchterlich wach,
Wenn Sehnſucht die Flut jagt zum Lande,
Aus Flut und aus Ebbe auch ſpricht es ganz laut,
Daß Niemand die heiligen Kräfte durchſchaut.

Es ſpricht auch die Hölle im menſchlichen Blick,
Der zückend umherirrt im Raume,
Es ſpricht auch der Schutzgeiſt vom Menſchengeſchick
In Ahnung, in Mahnung, im Traume;
Es ſpricht auch die Schuld, die heimliche Tück'
Durch Wangen, die bleich bis zum Saume,
Und durch das Erröthen ſpricht lieblich und laut,
Die Stimme der Unſchuld in Mädchen und Braut.

Ein Knabe erſcheint mit goldenem Haar,
Von Bergen in Thäler geſprungen,
Schmückt jeglichen Hügel zum Opferaltar,
Mit Blüthenguirlanden umſchlungen,
Er macht aus den Blumen ſich Glocken ſogar,
Bevölkert die Wälder mit Zungen,
Die Stimmen der Schöpfung, ſie jubeln ganz laut:
Es hat ſich die Erde dem Frühling getraut.

Der Schmetterling hängt an der Blume Gewand,
Die Biene will Blüthenmoſt nippen,
Die Nachtigall zärtlich ihr Lied ſich erfand,
Dem Thau öffnet Roſe die Lippen;
Von innigem Drange, von Sehnſucht entbrannt,
Schmiegt weich ſich das Moos an die Klippen,
Und Strahlen, wie Lieder herunter gethaut,
Erwecken die Stimme der Liebe ganz laut.

Ein herrlicher Klang noch durchdringet die Bruſt,
Ein Klang, d'rin das Weltall erzittert,
Ein jegliches Herz iſt des Klang's ſich bewußt,
Und wär' es mit Eiſen umgittert,
Es tönt auf dem Schlachtfeld mit eherner Luſt,
Wenn Leben an Leben zerſplittert,
Wenn Helden umarmen die eiſerne Braut,
Erſchallet die Stimme der Ehre ganz laut.

Und noch eine Stimme die Vorſicht uns gab,
Ihr Wohlklang iſt nimmer zu ſchildern,
Wo menſchliches Richten gebrochen den Stab,
Da fleht ſie, das Urtheil zu mildern;
Sie tönt uns zur Seite bis Bahre und Grab,
Sie läßt uns das Herz nicht verwildern,
Wie glücklich, wer dieſem untrüglichen Laut,
Der Stimme des Innern mit Glauben vertraut!

Die weicheſte Stimme, ſo mild und ſonor,
Sie fließet vom Himmel hernieder,
Sie windet ſich ſchmeichelnd durch's menſchliche Ohr,
Und klinget im Herzen dann wieder;
Wir hören ein Tönen, wie nie noch zuvor,
Ein Echo der innigſten Lieder,
Wie Nachtigallbitte zur Nachtigallbraut,
Dringt Stimme des Mitleids zum Herzen ſo laut.

Und wie an dem Troſtwort aus zärtlichem Mund
Ein Schmerz ſich erquicket, ein ſtummer,
Und wie an der Wiege zur nächtlichen Stund'
Die Mutter ihr Kind ſingt in Schlummer,
Und wie an dem Ton, der die Heimat gibt kund,
Das Heimweh zerfließt und der Kummer,
So mild wird das Weh und zerfließet und thaut,
Wo Stimme des Mitleids beglückend wird laut.

Die Stimme des Mitleids, ſie rief Euch hieher,
Es hat Euer Herz ſie vernommen,
Von Kunſt und Talent bringen heute wir her,
Was wir von der Vorſicht bekommen;
Das Wenige macht ſchon der Himmel zu mehr,
Bringt man's nur der Menſchheit zu frommen,
Ein Hauch für die Menſchheit, dem Himmel vertraut,
Kehrt wieder als Stimme der Gnade ganz laut.

Erdenfluch und Himmelsſegen.

Der Himmel hört und ſiehet alles auf der Welt,
Er hört das Haar, wenn es vom greiſen Haupte fällt,
Er hört den Sprung der Roſe, die beengt
Das grüne Netz der kleinen Knoſpe ſprengt,
Er hört des kleinen Waizenhalmes Lied,
Wenn es zum erſten Mal' aus dunkler Erde ſieht,
Er hört der Lilie inniglich Gebet,
Wenn ſie im Frühling um ihr Silberkleidchen fleht,
Er hört das Fleh'n der kalten Wintererd',
Wenn ſie den Schnee, ihr wollig Tuch begehrt,
Er hört die Schwalbe, die den Flügel ſenkt,
Und Regen will, daß ſie die Jungen tränkt,
Er hört den Taucher, der auf Meeresgrund,
Ihn anruft aus verſchloſſ'nem Glockenmund',
Er hört das Herz, das leiſ' im Schlummer klopft,
Er hört die Thräne, die ſtill niedertropft,

Er hört in tiefſter Bruſt das böſ' Gelüſt,
Er hört im Buſen der Begierden Zwiſt,
Er hört die Reue, das bekennende Gebet,
Das ſterbend wie ein Hauch vom Munde weht,
Er hört den Engel, der den Fittig regt,
Wenn er die Seel' empor zum Himmel trägt.
Das Alles hört der Himmel, nur Eines hört er nicht:
Was in der Stund' des Jammers die Verzweiflung ſpricht,
Weß' ein gepeinigt Herz im Schmerze ſich entleert,
Was ein zerriſſ'nes Sein verzagend von ſich wehrt,
Was die zerwühlte Bruſt verblutend aus ſich ſchreit,
Was die verhöhnte Qual dem Schmerz für Worte leiht.
Das hört der Himmel nicht, dafür hat er kein Buch,
Er hört nur auf den Segen, niemals auf den Fluch.
Schickt Unglücksſchmerz ein wildes Wort empor,
Das ſchreibt er gar nicht auf, dafür hat er kein Ohr.
Er nimmt das Wort des Fluchs und hüllt's in Gnade ein,
Und ſendet's dann zurück, daß es ſoll Segen ſein.
Und ſolch' ein Beiſpiel führet dies Gedicht Euch an,
Wenn Ihr's vergönnt, daß ich es Euch erzählen kann.
— Ein Ritter ſteht, gehüllt in blanken Stahl,
Auf einem Hügel, und ſchaut hinab in's Thal,
Allwo im Grünen ein kleines Kirchlein ſtand,
Zu dem auf Waldeswegen allerhand
Die Pilger wallen täglich früh und ſpät,
Und Herz und Sinn erheben im Gebet.
Doch heute iſt das Kirchlein gar ſo voll,
Weil eine Trauung hier geſchehen ſoll;
Von allen Seiten zieht heran

So jung als Alt, ſo Frau als Mann.
Mit Blumen reich geſchmückt naht ſich die Braut,
Und Freud' und Jubel wird von allen Seiten laut.
Die Bruſt des Ritters nur iſt ſchmerzbedrängt,
Die Braut, die am Altar den Eh'ring jetzt empfängt,
Iſt ſeine Herzensbraut, ſein höchſtes Erdengut,
Die Holde liebt ihn auch mit aller Herzensglut,
Doch Zwang, Gewalt und kindlich fromme Pflicht
Vereinen ſich, daß ſie das Jawort ſpricht.
D'rob füllet Gram und Grimm des Ritters Herz,
Und wechſelnd zerren wilder Schmerz
Und heſ'tger Groll an ſeiner wunden Bruſt,
Er iſt des klaren Sinn's ſich kaum bewußt,
Und ſo wie er den Zug, den buntgeſchmückten, ſchaut,
Der zum Altare führt die wunderſüße Braut,
Und wie er hört das Zeichen, daß in jetz'ger Stund'
Das ew'ge Jawort ſpricht ihr holder Mund,
Da faßt Verzweiflung ihn und Irrſinn's Groll,
Der bald in böſen Worten aus dem Herzen quoll,
Und er verwünſcht das Thal, den Tag, den Ort,
Wie den Altar, an dem erſchollen war das Wort,
Und ſchickt aus frevlem Mund den Fluch hinab:
„Verflucht ſei von nun an Du blühendes Thal,
Dich wärme von nun an kein ſonniger Strahl,
Dir lache von nun an kein Himmel voll Blau,
Dich letze von nun an kein Regen, kein Thau,
Dein Grün ſei verdorrt, verwelkt ſei Dein Laub,
Dein Teppich verſchmachte in Sand und in Staub,
Es niſte kein Vogel in Deinem Revier,

Es riesle kein Quell, und kein Bächlein in Dir,
Verflucht ſei der Zephir, der zu Dir ſich verirrt,
Verflucht ſei der Adler, der über Dir ſchwirrt,
Verflucht ſei das Echo, das in Dir erwacht,
Verflucht ſei der Stern, der erhellt Deine Nacht,
Verflucht ſei das Kirchlein, das Pilger Dir bringt,
Verflucht ſei die Glocke, die in ihm erklingt,
Verflucht ſei der Beter, der fromm in ihm kniet,
Verflucht ſei das Wort, das zur Kuppel hinzieht,
Verflucht ſei der Beter an dieſem Altar,
Daß nie ſein Gebet der Himmel gewahr',
Es trage kein Engel zu Gott es empor,
Es öffne kein Himmel ihm gnädig das Thor,
Das Beten verhalle im endloſen Raum,
Die Thräne verſiege am Augenlied's Saum,
Der Seufzer des Herzens verſenge den Mund,
Die Hand, die ſich faltet, verknöch're zur Stund',
Es ringe nur Fluch ſich der Beterbruſt los,
Solch' Fluch ſei Dein Erbtheil, ſolch' Fluch ſei Dein Loos!"
Und als er erleichtert die brennende Pein,
Den wüthenden Schmerz in Mark und Gebein,
Dann ſtürmt er fort, verläßt ſein Ritterſchloß,
Greift zu dem Schwert', zu Lanz' und Geſchoß,
Und ſtürzt ſich hinein in Schlacht, Krieg und Kampf,
Betäubung ſuchend im Geräuſch und Pulverdampf. —
Allein vergebens ſucht Vergeſſenheit, wer je geliebt,
Wen Liebe je beglückt, wen Liebe je betrübt,
Wer von der Wunderblume Liebe je ein Blatt
In's eig'ne Herzblatt eingeſchaltet hat,

Wer je vom Wunderſterne Liebe einen Strahl
Aus einem andern treuen Gegenhimmel ſtahl,
Wer je vom Wundermährchen Liebe eine Kund'
Bekam aus ſüßem Aug' und wundgeküßtem Mund',
Und wer vom Wundertraum' der Lieb' in Haſt
Erfuhr, was ſie für zaubervolles Leben ſchafft;
Wer je vom Wunderfrühling Liebe eine Blum'
Gepflanzt hat in ſein Herz als ewig Blüthenthum,
Wer je der Wunderdichtung Liebe hat gelauſcht,
Wenn ihr verborg'ner Quell im tiefen Herzen rauſcht,
Wer je die Wunderſchrift der Lieb' geleſen hat
Aus ſüßverſchlung'nen Zügen auf dem Herzensblatt,
Wem Liebe je ihr Wappen — Dichter oder Held —
Mit Blumenhand geſtickt in's off'ne Herzensfeld,
Den läßt die Lieb' nicht los, den gibt die Lieb' nicht frei,
Dem grünt im Herzen tief die Lieb' ſtets wieder neu,
Der findet Lieb' vor ſich, wenn er vor Liebe flieht,
In jeder Nachtigall hört er der Liebe Lied,
In jedem Morgenroth ſieht er der Liebe Kleid,
In jedem Blumenkranz ſieht er der Lieb' Geſchmeid',
In jedem Saitenton hört er der Liebe Klag',
Aus jedem Wiederhall tönt ihm der Liebe Frag',
Im Krieg und Kampf, wenn Schwerterklang erklingt,
Die Liebe auch durch Schlachtendonner dringt,
Denn Lieb' iſt von uns ſelbſt ein unzertrennlich Theil,
Sie löſ't von uns nicht ab nicht Säbel und nicht Beil,
Ob Schwerter uns bedroh'n, ob Donner um uns kracht,
Kanonenkugeln ſchwirren, blitzend in der Nacht,
Ob blutiges Gemetzel ſich rings hat angefacht.

Die Liebe weichet nicht, die Lieb' hält bei uns Wacht,
Und ewig bleibet Lieb' die höchſte Herzensmacht. —
Der Ritter alſo auch trägt in der Bruſt den Pfeil,
Wie Schlacht und Kampf er ſich gewählt hat auch zu Theil,
Und wenig Jahre d'rauf führt ihn des Krieges Well',
Die wildbewegt ſich wälzet fort von Stell' zu Stell',
Mit ſeiner Waffenſchaar in jenes ſtille Thal,
Verfolgt vom Türkenfeind' mit mordgeſchliff'nem Stahl.
Er kämpft mit Heldenkraft, er kämpft mit Heldenglut,
Doch gegen Uebermacht hilft hier nicht Löwenmuth.
Er wird zurückgedrängt, erſchlagen ſeine Schaar,
Von wilder Hand gepackt, der Waffen aller bar,
Und endlich übermannt ſchleppt ihn die rohe Brut
In eines Kirchleins Raum, entmenſcht in ihrer Wuth,
Und ſtoßen ihn hinein, verrammeln d'rauf die Thür',
„Jetzt, tapf'rer Chriſtenheld, jetzunter helfe Dir,
Wir zünden nun das Haus von allen Seiten an,
Jetzt rufe Deinen Gott, ruf' Deinen Schöpfer an,
Vielleicht kühlt er die Glut, die Dich alsbald verzehrt,
Führt Dich durch alle lohen Flammen unverſehrt,
Stürz' nieder auf die Knie', ſchon ſchlägt die Flamm' heraus!"
So höhnt dies thieriſch' Volk, und lacht und ziehet fort.
Schon kniſtert's im Gebälk, ſchon ziſchen hier und dort
Die rothen Feuerzungen um das Gotteshaus.
Den Ritter faßt mit Macht des Feuertodes Graus.
Er rüttelt an der Thür, ſie ſpottet ſeiner Kraft,
Die Fenſter ſind zu hoch, kein Ausgang ſeiner Haft
Da wendet er zu Gott das leiderfüllte Herz,
Am Altar kniet er hin und blicket himmelwärts,

Und zum Gebete faltet fromm er ſeine Hand —
Da faßt's ihn plötzlich an, ihm ſchwindet der Verſtand.
„Das iſt das Kirchlein ja, das ich verflucht im Grimm,
Daß nie in ihm erhöret ſei des Beters Stimm',
Daß niemals ein Gebet, von hier geſchickt empor,
Je Eingang finde in des Himmels off'nes Ohr,
Verſucht hab' ich die Stell', das Haus und den Altar,
Der Fluch fällt nun auf mich, er faßt mich ſelbſt beim Haar,
Schon zeigt die Flamme mir den gierig rothen Zahn,
Die wilden Schlangen nah'n, es iſt um mich gethan!“
Und in der Angſt des Leibs, und in der Angſt der Seel'
Ringt er die Hand, weiß nicht, was er jetzunt erwähl'.
Schon dringt der Rauch herein, das Fenſterglas zerſpringt,
Es engt den Odem ihm, und halb verzweifelnd ſinkt
Am Fuß des Kreuzes er, das auf dem Altar ſteht,
An dem des Heilands Bild zur Andacht iſt erhöht,
Und klammert ſich daran, als er den Tod ſchon fühlt,
Die Bruſt von Reu' und Qual, von Angſt und Pein zerwühlt,
Und rüttelt an dem Kreuz, und rufet laut empor:
„Erlöſer, Du am Kreuz, gedenk' des Fluches nicht,
In dieſer harten Stunde halte nicht Gericht!
Laß Zeit zur Sühne mir, zeig' mir den Rettungspfad,
Denn Du biſt groß an Macht, doch größer noch an Gnad'!“
Spricht's, und wie er ſich klammert an des Kreuzes Schaft,
Und rüttelt mit Verzweiflung und mit Rieſenkraft,
Da ſtürzt das Kreuz und ſeines Bildes ſchwere Laſt
Schlägt durch den Teppich, der den Boden rings umfaßt,
In eine Fallthür', die von grünem Tuch bedeckt,
Zu einem Ausgang führt, im Walde tief verſteckt.

Der Ritter folgt dem wunderbaren Rettungsgang,
Den ihm der Himmel zeigt, ein leiſer Engelſang
Ertönt ihm nach, es war ein heiliger Accord,
Und aus dem Sang vernimmt er nur ein flüſternd' Wort:
„Wohl Alles hört der Himmel, nur Eines hört er nicht,
Was in der Stund' des Jammers die Verzweiflung ſpricht,
Weß' ein gepeinigt Herz im Schmerze ſich entleert,
Was ein zerriſſ'nes Sein verzagend von ſich wehrt,
Was die zerwühlte Bruſt verblutend aus ſich ſchreit,
Was die verhöhnte Qual dem Schmerz für Worte leiht,
Das hört der Himmel nicht, dafür hat er kein Buch,
Er hört nur auf den Segen, niemals auf den Fluch.
Schickt Unglücksſchmerz ein wildes Wort empor,
Das ſchreibt er gar nicht auf, dafür hat er kein Ohr,
Er nimmt das Wort des Fluchs und hüllt's in Gnade ein,
Und ſendet's dann zurück, daß es ſoll Segen ſein!“

Das Weihnachtslied der Todten.

Der Tag verſchließt die reiche Farbenquelle
Und Dämm'rung macht dem heil'gen Abend Raum,
Ein milder Streif aus roſenrother Helle
Faßt fern die Berge ein mit Purpurſaum.
Die Nacht, ſie breitet ihren weichen Schleier,
Rings um die Erd', wie um ein ſchlafend Kind,
Und wie ein Prieſter geht zur hohen Tempelfeier,
So ſchreitet ſtill der Mond durch Nacht und Wind,
Und tauſend Sterne, kleine Morgenröthen, wallen
Still Himmel ab in ihrer Wunderpracht,

Wie Roſen, die vom Throne Gottes fallen,
Wie an des Himmels Thor die gold'ne Ehrenwacht,
Wie Edelſteine in dem Azurkleide,
Wie ſtolze Schwäne in dem ſtillen See,
Wie gold'ne Lämmer auf der Saphir-Weide,
Wie Elfenkinder im Pallaſt der Fee.
Auf Erden auch, da glühen tauſend Kerzen,
Und bunte Lichter brennen überall,
Es ſtrömet Liebe aus dem off'nen Herzen,
Aus jedem Mund ertönt ein Liebesſchall,
Aus jedem Aug' ſchaut Andacht und Verklärung,
Das Alter wird in Kindern wieder jung,
Den Kindern wird die rührende Beſcherung,
Die Eltern leeren aus den Freudentrunk.
In dieſer Nacht mit ihrem Gnadenſcheine,
Wo jedes Herz wird durch ein Herz erfreut,
Sitzt traurig nur ein blaſſer Mann alleine,
In öder, menſchenleerer Einſamkeit.
Sein Aug' iſt matt und bleich ſind ſeine Wangen,
Um ſeine Lippen wohnt ein tiefer Schmerz.
Auf ſeiner Stirne ſteht ein herbes Bangen,
Und ſeine Blicke gehen himmelwärts.
Denn abgepflückt iſt ſeine Lebensroſe
Und abgepflückt iſt auch ſein Lebensblatt,
Denn eingeſenkt im tiefen Erdenſchoße,
Und eingeſenkt in ſtiller Ruheſtatt,
Hat er ſein Weib in dieſem Schmerzensjahre,
Sein treues Weib, den Himmel ſeiner Bruſt,

Und zu ihr, auf der kranzumzog'nen Bahre,
Sein Kind gebettet auch, ſein Herzensluſt.
Sein treues Weib hat er hinausgetragen,
Gegraben hat er ſelbſt ihr kaltes Grab,
Und unter Weinen, unter tiefen Klagen,
Senkt' er ſein Kind zur Mutter auch hinab.
Und als er heimkehrt von dem ſtillen Grabe,
Am Abend vor dem ſüßen Weihnachtsfeſt,
Da fehlet in der ausgeſtorb'nen Stube
Zur Liebesfeier ihm das Allerbeſt'.
Der Stuhl iſt leer, auf dem ſein Weib geſeſſen,
Das Bettlein leer von ſeinem lieben Kind,
Es iſt, als hätten ſie zu kommen nur vergeſſen,
Und ſeine Gaben richtet er geſchwind.
Denn es entwöhnt der Menſch ſich gar zu bitter
Von all der Lebenszeichen kind'ſchem Tand,
Viel ſüße Lieb' hängt oft am kleinſten Flitter,
Viel Herzensluſt am kleinen, güld'nen Band;
Ein Blatt, gepflückt in ſüßen Dämmerungen,
Zum Namenstag ein kleines Blumenlied,
Ein Buchſtab, fein, aus Zuckerwerk geſchlungen,
Am erſten Mai ein Röschen, früh erblüht,
Ein gülden Kränzlein zu den Weihnachtskerzen,
Ein zartes Schleifchen in das gold'ne Haar,
Sie bilden wunderſam das Spiel der Herzen,
Denn Liebesherz hat Kindesſinn fürwahr.
D'rum faßt es in der ſtillen Weihnachtskammer
Den öden Mann mit tiefem Kummer an,

In ſtilles Brüten übergeht ſein Jammer,
Er fängt zu ſingen und zu lächeln an.
Und wie in jedem Jahre er die Räume
Für Weib und Kind hat zärtlich ausgeſchmückt,
Nimmt er auch jetzt zwei große Weihnachtsbäume,
Von Lichtern und von Gaben ſchwer gedrückt,
Und ſtellt zwei Tiſche ſachte ſich zuſammen,
Und ſetzt auf jeden Tiſch den Baum ſodann,
Und zündet nach und nach die bunten Flammen
An allen Zweiglein tief geſchäftig an.
Dazwiſchen rinnen von den blaſſen Wangen
Die heißen Thränen ihm auf ſeine Bruſt.
Er aber mit geſchäftigem Verlangen,
Er baut die Tiſche auf, faſt unbewußt.
Bewegt die Lippen, flüſtert, kaum zu hören:
„Da, liebes Weib, das iſt Dein Weihnachtsbaum,
Was Liebe kann der Liebe nur beſcheren,
Es finden alle Sachen ſchwerlich Raum;
Hier buntes Zeug, und die vergold'ten Nüſſe,
An ein durchwürfelt gülden Seidenband,
Die, trautes Weib, bedeuten lauter Küſſe
Auf meines Herzensweibchen treue Hand.
Dann geht er ſachte zu dem andern Tiſche:
„Da, ſüßes Kind, das hab' ich Dir beſchert,
Die Aepfel und der Marzipan, der friſche,
Und dann dies prächt'ge, große Steckenpferd!
Mußt brav ſein, holdes Püppchen, Mutter
Hübſch folgſam ſein auf jeden Schritt und Tritt,

Dann aber nimmt auch Mütterchen da drüben,
  Auf ihren Wegen überall Dich mit!“
So ſpricht er leiſe und begränzte Gluten
  Entbrennen auf dem Antlitz, geiſterlicht,
Und ſelbſt der Thränen nieverſiegte Fluten,
  Sie löſchen dieſe Fieberröthe nicht.
Dann ſetzt er wieder an den Tiſch ſich nieder,
  Als ob er ſäße zwiſchen Weib und Kind,
Und ſingt nun leiſe fromme Weihnachtslieder,
  Und weint die heißen Augen faſt ſich blind.
So naht heran die mitternächt'ge Stunde,
  Die Lichtlein ſind ſchon faſt herabgebrannt,
Da tönt es zwölf vom nahen Glockenmunde,
  Der beiden Tage ernſte Scheidewand.
Und es ertönt ein wunderbares Klingen,
  Ein Geiſterton durchſchifft die ſtille Luft,
Es rauſcht als wie mit unſichtbaren Schwingen,
  Die Schatten huſchen aus der nächt'gen Gruft,
Und es ergießt ein nebelgleicher Schimmer
  Sich durch die Fenſter und ein bleicher Schein,
Die Thür geht leiſe auf, und in das Zimmer
  Schwebt es wie Schatten ohne Laut herein! —
Die Gattin iſt's, die mit dem Kind gekommen,
  Und flüſternd haucht ſie hin das Geiſterwort:
„Wir haben Deinen Weihnachtsgruß vernommen
  An jenem finſtern, ſchauervollen Ort.
Denn wahrer Liebe Wirken und Gedanken,
  Sie reichen weiter noch als Grab und Tod,

Sie bringen durch des Grabes finſtre Schranken
Hinüber in das ew'ge Morgenroth."
Dann nahen ſie und legen ihre Wangen
An ſeine Wangen zärtlich an und dicht,
Und halten mit den Armen ihn umfangen,
Und küſſen ihm die Thrän' vom Angeſicht,
Bis er, von geiſterhafter Macht umſtricket,
Entſchlummert unter ſeinem Weihnachtsbaum. — —
Als er erwacht und ſelig um ſich blicket,
Da findet er ſich in des Himmels Raum,
Und unter einem Weihnachtsbaum von Sonnen,
Da iſt er ſchmerzenthoben aufgewacht,
Und um ihn Weib und Kind in Liebeswonnen,
Und um ihn blüht der Gottesgaben Pracht.
Und Engelsſtimmen werden aufgeboten,
Sie tönen aus dem Baume durch die Luft,
Sie laden zu dem Weihnachtsfeſt der Todten
Die ſtillen Leichen alle aus der Gruft.
Und unter dieſes Sternenbaumes Aeſte,
Da ladet Gott der Vater, mild geſinnt,
Zum lichtumfloſſ'nen, großen Weihnachtsfeſte
In Gnaden jedes Menſchenkind.
Und was ſich einſt im großen Lebenstraume
Hat wahr und treu geliebt auf dieſer Erde,
Dem wird an jenem großen Weihnachtsbaume
Das Herz, das er hier treu geliebt, beſchert.
Darum, ihr Herzen alle hier hienieden,
Die ihr geliebt in Thränen, Gram und Schmerz,

Getrennt, entfernt, vom Schickſal hart geſchieden,
  Zerriſſen Glück und Hoffnung, Bruſt und Herz,
Ihr Herzen alle, die ihr ſeid gebrochen,
  Ihr Herzen alle, die ihr ſeid zerdrückt,
Ihr Herzen, die von Dornen wild zerſtochen,
  Ihr Herzen, ſo der Kummer hat zerſtückt,
Ihr Herzen, die von Sehnſucht angeglommen,
  Ihr Herzen, die von rauher Hand erfaßt,
Ihr Herzen, die den Todesruf vernommen,
  Ihr Herzen alle, die verzweifelt faſt;
Ihr zarten Herzen alle, die zerſplittert,
  Ihr weichen Herzen alle, die verblüht,
Ihr frommen Herzen alle, die verglüht,
  Wenn ihr am Weihnachtsabend ſucht vergebens
  Ein treues, liebend Herz, das ihr verehrt,
Gedenkt des **Weihnachtsfeſtes** jenes Lebens,
  An dem der güt'ge Vater Herz zu Herz beſchert.

Der alte Jüngling.

Ballade.

Seht ihr dort, in Schwedens umnebelter Ferne
Den Schnee auf der Eiskoppe ruhn?
Dort lehnt ſich an Berge, begrüßend die Sterne,
Das fleißige Städtchen Falun.
      Dort ſteiget der Knapp'
      In's Bergwerk hinab,
Nicht ſcheuend erſtickende Schwaden,
Das Kupfer an's Taglicht zu laden

Nicht ſchrecket den Knappen die ſauere Müh',
Die ſüßen Gewinn ihm verkündet,
Nicht ſchreckt ihn des Felſengangs ſchroffeſtes Knie,
Das ſpitz um das Eck ſich hier windet,
Es lohnt ja den Fleiß
Ein goldener Preis;
Drum arbeitet muthig ſich jeder
Hinein in des Taubſteins Geäder.

Und wie ſie ſo graben im nächtlichen Reich,
Vom Lichte der Fackeln berathen,
Wird lock'rer die Erde, der Boden wird weich,
Viel leichter geht Hacke und Spaten,
Und Meiſter, Geſell,
Die fördern ſich ſchnell,
Da ſteigt eine Hand aus dem Boden,
Und jedem erſtarret der Odem.

Und alle entſetzet, ſteh'n bebend und blaß,
Gemeiſtert vom erſten Erſchrecken,
Ermannend fragt jeder ſich bald: Was iſt das?
Welch Wunder muß unten hier ſtecken?
Und männiglich ſpricht:
„Wir laſſen Dich nicht,
Geheimniß, tief unten vergraben,
Mußt heraus, wir müſſen Dich haben!"

Ereifert ſie graben im kieſigen Schooß,
Und ſiehe, der finſtern Tiefe,
Der windet ein blühender Jüngling ſich los,
Süß lächelnd, als ob er nur ſchliefe;
Und ſtille und leiſ'
Wird's plötzlich im Kreis,
Als ſollte, den Schlaf zu verjagen,
Kein Lispeln die Luft zu ihm tragen.

Doch lange nicht dauert die trügliche Luſt,
Man wagt es, den Leib zu berühren,
Da klopft nicht das Herz, und nicht hebt ſich die Bruſt,
Nicht Athem war mehr zu verſpüren,
Und ſteinfeſt und hart,
Iſt Jüngling ſo zart,
Als hätte dies täuſchende Leben
Ein Künſtler dem Steine gegeben.

Doch dieſes Gebild' hat nicht menſchliche Macht,
Kein Künſtler zuſammen gekettet,
Ein Knappe war es, der im tiefeſten Schacht
Hier einſtens vom Felsgang verſchüttet;
Die junge Geſtalt
Iſt Siebzig ſchon alt,
So wurden, verſteinert, im Alten
Die Züge der Jugend erhalten.

Sie tragen die rührende Jünglingsgeſtalt
Hinauf in das ſonnige Leben,
Viel Männer und Frauen umringen ſie bald,
Durchdrungen von Schauererbeben.
Ergriffen tief ſind
So Greiſe, als Kind,
Und weilen mit wonnigem Grauen,
Noch länger das Wehbild zu ſchauen.

Da klimmet ein Weib auch auf Krücken empor,
Das Alter erſchwert ihr die Schritte,
Sie drängt ſich ſchwer durch den wallenden Chor,
Und theilet die gaffende Mitte;
Und wie ſie es ſchaut,
Aufſchreiet ſie laut,
Und ſtürzt, der Empfindungen Beute,
Dem lebloſen Bild hin zur Seite.

Umſchlingt es laut weinend, umſchlinget es ſtark,
Mit jugendlich liebenden Kräften,
Als wollt' ſie verjüngt, mit feurigem Mark,
Auf ewig an's Liebſte ſich heften,
Als ob nur ihr Kuß
Ihn reißen auch muß
Aus Todes feſthaltenden Armen,
Als müßt' er zum Leben erwarmen.

„Geliebteſter!“ ruft ſie, „erkennſt Du die Braut,
Die alte im eisgrauen Haare?
Die treu Dir geblieben, als wär' ſie getraut
Dem lebenden Mann' am Altare?
Erkennſt Du das Thal,
Mein trauter Gemahl?
Falun, das ein halbes Jahrhundert
Die ledige Gattin bewundert?

Erwache, Geliebter, ſchon bringt man den Kranz,
Der goldenen Hochzeit zum Feſte,
Erwache, Geliebter, erwache zum Tanz,
Schon nah'n die geladenen Gäſte!
Doch, Bräutigam kalt,
Iſt Braut Dir zu alt?
So ſchreckt Dich, Geliebter, die Bahre,
Die meiner ſchon harrt am Altare?“

D'rauf drückt ſie ihn feſt an die klopfende Bruſt,
Und netzt ihm das Antlitz mit Zähren,
Und Alle, die 's ſehen mit Wehmuth und Luſt,
Der Thränen ſich nimmer erwehren.
Erfüllet mit Schmerz
Iſt jegliches Herz,
Und fühlet mit heiligem Schauer
Des Augenblicks Wonne und Trauer.

Und wie ſie ihn drückt an den Buſen ſo heiß,
Da fühlt ſie den Jüngling erweichen.
Ein Schauer ergreifet den bebenden Kreis,
Man ſiehet die Menge erbleichen.
Und Alles erſtarrt,
Des Ausgangs harrt,
Durchrieſelt von eiſigem Bangen,
Gefrieret die Thrän' auf den Wangen.

Und immer mehr ſchmieget am weichenden Stein
Sie feſter die liebenden Arme,
Und rufet im bitterſten Schmerz: Du biſt mein,
Geliebter, erwarme, erwarme!"
Und wie ſie ihn preßt,
Im Arme ſo feſt,
Zerfällt er zur Aſch' ihr am Herzen, —
Sie ſinket entſeelt hin vor Schmerzen.

Die Sage vom Helenenthale.

„Seht Ihr dort die altergrauen
Schlöſſer Euch entgegenſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold?"
Wo in wild zerfall'nen Trümmern,
Bei des Abendrothes Glimmern
Durch's Geklüft der Uhu grollt?
Wo in off'nen Mauer-Ritzen
Bleiche Nachtgedanken ſitzen,

Wo in dunklen Tannenkronen
Märchenhafte Stimmen wohnen? —

Seht Ihr dort die Ueberreſte
Jener hohen Wolkenfeſte,
Wo am Fuß des Berges Blüthen zittern,
Blumen glühen hinter gold'nen Gittern?
Seht ihr an des Waldes Saume
Wie aus einem Morgentraume
Sich die Burg erhebt des ſiegesmüden
Ruhmgekrönten Neſtoriden,
Und des Ruhmes Glanzgeſtalten
Wandeln in des Waldes Falten?

Dorten hoch auf Felſen-Klippe
Ragt annoch das Burggerippe
Aus der Tannen ſchwarzer Nacht;
Dort auf hohen Felſenſpitzen
Sah' man auch das Leben blitzen,
Sah man auch des Daſeins Pracht,
Sah man Rieſenritter ringen,
Sah man ſchwere Speere ſchwingen.
Durch den Schall von ihren Lanzen
Drang der Ton doch von Romanzen,
Durch das Rauſchen dunkler Rüſtern,
Zog der Liebe ſüßes Flüſtern.
Helena, des Schloſſes Perle,
Wandert unter'm Dach der Erle,
In des Abends Dämmerſchein,

Denn ein Zeichen weht herüber
Von der Veſte gegenüber,
Von der Veſte Rauhenſtein.
Ja, die Nacht, ſie iſt verſchwiegen,
Ihren leiſen Athemzügen
Mag ſich Liebe anvertrauen. —
Doch durch ihren Schleier ſchauen
Mond und Sterne aus dem Aether, —
Mond und Sterne, die Verräther.

Dunkle Nacht! Du mohrengleiches,
Lendenbraunes, lockenweiches,
Wahrſageriſch' Zauberweib!
Schnürſt in Dämm'rung die Sandale,
Finſterniß zum weichen Shawle
Schlägſt Du um den ſchwarzen Leib!
Doch das Haupt ſchmückſt Du Dir gerne
Mit Juwelen lichter Sterne,
Und als Kron' im Haar, dem nächt'gen,
Trägſt Du hoch den Mond, den prächt'gen,
Und wie Perlen in dem Haar des Mohren,
Trägſt Du Stern' um Haupt und Ohren!

Doch der Mond, der bleiche Pilger,
Dieſer Finſternißvertilger,
Zeigt dem Späher lichte Bahn,
Wenn er durch die blauen Wellen
Schifft mit ſeinem geiſterhellen,
Lichtbeflaggten Silberkahn.

Bei der gold'nen Sichel Schimmer
Sah der Vater aus dem Zimmer,
Wo die Tochter gibt ein Zeichen,
Und er naht mit leiſem Schleichen,
Daß kein Blättlein möge rauſchen,
Sie im Stillen zu belauſchen.

Bei des Gartens Endgeländern,
An des Felſens ſchroffen Rändern,
Hoch hinab in's tiefe Thal,
Steht Helena, horcht den Lauten,
Die vom Mund des Herzvertrauten
Halb der loſe Zephir ſtahl;
Unten ſteht er kecken Muthes,
Liebeglühend, heißen Blutes.
Unter'm Schild der grünen Reiſer,
Klimmt er aufwärts, immer leiſer,
An den ſteilen Felſenwänden,
Liebeswort emporzuſenden:
— „Biſt Du es, Geliebte, und harreſt Du mein?
Schon ſchlafen die Bäume und wiegen ſich ein,
Schon ſchließen die Blumen die Aeugelein zu,
Schon ſuchet die Grille die nächtliche Ruh',
Schon löſcht das Glühwürmchen ſein Fackelchen aus,
Schon ziehen die Sternlein zur Heerſchau heraus,
Schon murmelt die Welle, als ſpräch' ſie im Traum,
Schon zittern die Blätter am athmenden Baum,
Die Liebe allein, ach, die Liebe ſchläft nicht,
Sie träumet im Wachen, und ſieht ohne Licht,

Und ſchweiget erſt Alles, dann ſpricht ſie allein:
„Biſt Du es, Geliebte, und harreſt Du mein?“
— „Ich bin es, Geliebter, ich harre ſchon Dein,
Laß' ſchlafen die Bäume, die Lieb' ſchläft nicht ein!
Laß' ſchließen die Blümlein ihr Aeuglein zu,
Mein Aug', meine Blume, biſt einzig nur Du!
Laß' ſuchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Grillen der Liebe ſind ewig zur Wacht!
Laß' löſchen Glühwürmchen ſein Fackelchen aus,
Die Fackel der Liebe löſcht Nachtthau nicht aus!
Laß' ziehen die Sterne hinab und herauf,
Der Sehnſucht geh'n Sterne der Liebe nur auf.
Laß' murmeln die Welle, als ſpräch' ſie im Traum
Für Schäume und Träume hat Liebe ſtets Raum!
Laß' zittern die Blätter, vom Schlummer ſo ſchwer,
Es zittert mein Herzblatt in Sehnſucht noch mehr!
So komm' denn, Geliebter, die Lieb' ſchläft nicht ein,
Es wacht die Geliebte und harret ſchon Dein!“
— Plötzlich aus der Bäume Mitten
Tritt mit ſchnellen Tigerſchritten
Jetzt der Vater wild heran.
Seine hohlen Wangen glühen,
Aus den Flammenaugen ſprühen
Haß und Wuth und Rachewahn;
Blut und Mord und Wahnſinns Hadern,
Schwellen ſeiner Stirne Adern.
Gräßliche Gedanken brütend
Faſſet er die Tochter wüthend,

Schleppt ſie näher an's Geländer,
An des Felſens ſteile Ränder.

— „Ich bin es, Geliebte, und harre ſchon Dein,
Laß' ſchlafen die Bäume, doch ich ſchlaf' nicht ein!
Laß' ſchließen die Blumen ihr' Aeugelein zu,
Ein väterlich Auge hat ewig nicht Ruh'!
Laß' ſuchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Rache im Buſen hat Nächte durchwacht!
Laß' löſchen Glühwürmchen ſein Fackelchen aus,
Ich löſche im Blute die Schande heraus!
Laß' murmeln die Welle, als ſpräch' ſie im Traum,
Ich träumte, ſie machte im Grunde Dir Raum!
Laß' ſchweigen das Weltall, laß' ſchlummern das Blatt,
Es ſchreiet die Rach' in der Bruſt ſich nicht ſatt!
Biſt unten, Geliebter, und harreſt Du ihr?
O, ſteig' nicht herauf, ich ſende ſie Dir!
Streck' aus nur die Arme, ſtreck' aus ſie mit Luſt,
Ich leg' Dir die Liebſte ja ſelbſt an die Bruſt!“ —

— Und mit Lachen und mit Höhnen,
Daß die Felſen rings erdröhnen,
Schleppt er mit gewalt'ger Hand,
Und mit Flüchen, die zu hören,
Herz und Ohr zugleich empören,
Sie hinauf zur Felſenwand,
Wo dann ſenkrecht Felſenklippen
Senken ihre nackten Rippen,
Strecken ihre Zackenglieder

In das gähe Thal hernieder,
Daß Entſetzen faßt und Grauen,
Alle die hinunter ſchauen.

Und er ſchleift am ſeid'nen Haare,
Hinter ſich zur Felſenbahre
Helena dann mit ſich fort,
Ungerührt von ihrem Jammern,
Fühlt er ſeine Knie umklammern,
Höret er ihr flehend Wort.
„Konnteſt meinen Feind erwählen,
Will Dich ſelbſt mit ihm vermählen,
Will in's Brautbett ſelbſt Dich bringen,
Hochzeit gibt's! Da muß man ſpringen!
Bräutchen, ſpring' hinab jetzt munter!" —
Spricht's — und ſtürzt ſie jäh hinunter.

Und im Sturze ſie den Mund noch regt,
Zu der Heiligen, von der ſie ihren Namen trägt:
„Dir befehl' ich meine Seele,
Sie iſt rein von Schuld und Fehle,
Lieb' war meine Schuld allein,
Liebe kann nicht Sünde ſein!" —
Plötzlich fühlet ſie den Sturz ſich hemmen; —
Wo zwei Felſen an einander ſich klemmen,
Raget eine Eiche, ſteinentſproſſen,
Aus Geklüft emporgeſchoſſen
Streckt ſie ihre Zweige, voller Blätter,
In die Lüfte, wie ein Retter,

Fängt ſie auf. Die Zweige knicken,
Doch die ſtarken, grünen Aeſte ſtricken
Sich zum Netz um ihre Glieder,
Und entwurzelt ſenkt der Baum ſich nieder,
Langſam rollend durch's Geklüfte.
Ihm geſellen ſich die Lüfte,
Tragen dienſtbar die Gewänder,
Und des Schleiers Saum und Ränder,
Tragen ſo mit leiſem Odem
Sanft die Stürzende zu Boden,
Legen ſo die unverſehrten Glieder,
Zu den Füßen des Geliebten nieder. —
Und dies Liebeswunder feiert
Jetzt das Thal rings, nachtumſchleiert,
Denn durch alle Felſenritzen,
Zuckt's von wunderbaren Blitzen,
Waſſerlilien ſprießen helle,
Aus des Baches klarer Welle,
Zweige, die von Blüthen glänzen,
Flechten ſich zu Liebeskränzen;
In der Bäume grünen Hallen
Wachen auf die Nachtigallen,
Wohllaut tönt durch alle Lüfte,
Und im Thal, dem heimlich ſchmalen,
Dampfen wie aus Opferſchalen
Ambra rings und Myrrhendüfte,
Und ſeit jener Wunderſtunde
Erbte ſich's von Mund zu Munde,

Jenes Thal, das All' wir kennen,
Das Helenenthal zu nennen. —

Blumentod.

Dem Orientaliſchen nachgebildet.

Wer da will mit Klang der Saiten
Rühren vieler Menſchen Herz,
Singe nicht von Fröhlichkeiten,
Singe nur von Leid und Schmerz.
Denn es gibt gar viele Herzen,
Die mit Freude unbekannt,
Keines gibt es, das nicht Schmerzen,
Das nicht Leiden ſchon empfand.
Singet man von Freudenthränen,
Wird uns Mancher nicht verſteh'n,
Singet man von Schmerzensthränen,
Die hat Jedermann geſeh'n.

Glück und Luſt ſind bloß nur Gäſte
An dem langen Lebensmal,
Rothe Tage, die als Feſte
Im Kalender ſteh'n zumal;
Leid und Schmerz ſind Tiſchgenoſſen,
Finden täglich ſich da ein,
Thränen, die dem Schmerz gefloſſen,
Wäſſern ſtets den Lebenswein;

Kränze, die des Lebens Boten,
Sie vergeh'n am Hauch der Zeit,
Dornenkranz und Kranz der Todten
Dauern für die Ewigkeit. —

Laßt an Euer Herz d'rum kommen
Einen Sang vom Todtenkranz,
Den die Muſe abgenommen
Einem Haupt im Frühlingsglanz.

In dem kleinen, ſtillen Zimmer
Saß ein Mädchen ganz allein;
Bei dem blaſſen Strahlenſchimmer
Von des Zwielichts Dämmerſchein.
Eine kleine, rothe Roſe
Glänzt wie ein Rubin im Haar,
Gold'ne Locken fielen loſe
Um das Antlitz ſüß und klar.
Vor dem Sopha, auf dem Tiſche
Steht ein Strauß, ganz friſch gepflückt,
Steht der duft'ge, reiche, friſche,
Den der Theu're ihr geſchickt. —
Allen Weſen, allen Reichen,
Jedem Fühlen, noch ſo zart,
Gab der Schöpfer Sprach' und Zeichen,
Ausdruck, Wort, nach eig'ner Art.
In den Wolken ſpricht der Himmel,
Wenn ſein Zorn im Blitz wird laut,

Und er ſpricht im Sterngewimmel,
Wenn verſöhnt er niederſchaut,
Und die Erde ſpricht in Fluten,
Die ihr brechen aus der Bruſt,
Und das Feuer ſpricht in Gluten,
Und in Flammenſchrift mit Luſt;
Und die Luft, ſie ſpricht in Wettern,
Und in Donners Allgewalt,
Und der Zephir ſpricht in Blättern,
Und der Sturm, er ſpricht im Wald;
Und der Berg, er ſpricht in Flammen,
Und das Waſſer ſpricht im Bach,
Und die Wellen all' zuſammen
Plaudern, was die Quelle ſprach;
Und der Stein, er ſpricht mit Funken,
Und mit Blitzen ſpricht der Stahl,
Und die Wolke, ſonnetrunken,
Spricht mit ſiebenfachem Strahl.
Unſchuld ſpricht im Roth der Wangen,
Im Erbleichen ſpricht die Schuld,
Und mit Zittern ſprechen Bangen,
Furcht, Entſetzen, Ungeduld,
Glaube ſpricht mit Händefalten,
Demuth mit gebeugtem Knie,
Lieb' allein und Liebewalten,
Liebe fand ſich Sprache nie.
Nicht im Reich der hohen Lüfte,
Nicht im tiefen Meeresſchooß,

Nicht im Reich der Erdengrüfte.
Nicht im Reich von Baum und Moos,
Nicht in Edelſteines Reichen,
Nicht in Süd und nicht in Nord,
Fand die Liebe Bild und Zeichen,
Das ſie ſenden könnt' als Wort.
Bis der Himmel aus der Ferne
Auf die Erde ſich geſenkt,
Bis ein Kuß der lichten Sterne
Hat die Erd' mit Lieb' getränkt,
Wo nun unterm Sternenkuſſe
Schamroth unſ're Erde ward,
Sproßten ſchnell, im Farbenguſſe,
Roſen, Blumen, enggeſchart.
Als die Blumen dann am Morgen
Aufgewacht zur Tagesluſt,
Stand ein Sternlein halb verborgen
In der Blumen off'nen Bruſt,
In den zarten Blumenblättern
Sich der Liebe Schrift ergießt,
Die in ihren Farbenlettern
Nur das Aug' der Liebe lieſt.
Und Geſchlecht und Farb' und Zeile,
Blume, Stengel, Kelch und Dold',
Stehen nun als Redetheile
In der ſtummen Liebe Sold.
Nichts gab Gott der Liebe offen,
Als des Herzens kleinen Raum,

Und für jeden Tag ein Hoffen,
Und für jede Nacht den Traum,
Und die Thränen zu den Schmerzen,
Und die Blum' zum Freudenſchritt',
Sprach darauf zum Liebesherzen:
Das nimm hin und ſprich damit. —

— Und von Thränen reich begoſſen,
Stand der Strauß von Blumen da,
Den das Mädchen, gramumfloſſen,
Als ein Abſchiedszeichen ſah.
Denn kein Strahl der Hoffnung glänzte
Ihrer dunklen Liebesnacht,
Nur den Grampokal kredenzte
Ihr des Schickſals bitt're Macht.
Ewig muß ſie bald vermiſſen,
Was ihr ewig theuer war,
Folgen ſoll ſie, herzzerriſſen,
Einem Andern zum Altar.
Und die letzte Blumengabe
Aus der theuern, theuern Hand,
Stiller Liebe einz'ge Gabe,
Stiller Liebe einzig Pfand,
Netzet ſie mit heißen Thränen,
Alle Blätter ſind ſchon naß,
Küſſet ſie mit heißem Sehnen,
Küßt ſie ohne Unterlaß.
Und vom Schmerze hingeriſſen,
Sitzt ſie ſtill und gramverletzt,

Auf des Sophas Seidenkiſſen,
  Das mit Thränen ſie benetzt.
Und aus ihrem Herzensgrunde
  Ringt ein Beten ſich empor:
„Komm', o Tod, zu dieſer Stunde,
  Schließ' mir auf Dein ſchwarzes Thor,
Weil' nicht an des Glückes Schwelle,
  Geh' am Freudenhaupt vorbei,
Kehr' nicht ein bei Kerzenhelle,
  Weile nicht beim Feſtglanzſchein,
Löſe nicht das Kind vom Herzen
  Seiner Mutter, die's gebar,
Wirf die Senſe voller Schmerzen
  Nicht in ein beglücktes Paar.
Küſſ' erbleichend nicht die Lippe,
  Die das Glück erſt roth geküßt,
Lange nicht mit Deiner Hippe
  Hin, wo Lebensfreud' noch iſt. —
Dort erſcheine, wo entlaubet
  Steht des Lebens gold'ner Baum,
Wo der Gram den Schlaf beraubet,
  Und die Qual beraubt den Traum.
Dort erſcheine, wo das Hoffen
  In Verzweiflung ſich verkehrt,
Wo am Wurzelleben offen
  Jammer und Vernichtung zehrt.
Mir erſcheine, mir verkünde,
  Daß der Herr mich rufet ab,

Daß ich nicht durch Frevelſünde
Selbſt mich rette in das Grab.
Mir erſchein', Du Gramverſcheucher!
Mir erſcheine Du recht bald,
Mir erſchein', Du Friedensreicher!
Doch in freundlicher Geſtalt!" —

So verklingend, ſchlafumfangen,
Und den Blick emporgelenkt,
Hat auf Aug' und Purpurwangen
Sich der Schlaf herabgeſenkt;
Tageslicht war ſchon verkommen,
Dunkel hüllt das Zimmer ein,
Nur das Mondlicht, mild erglommen,
Füllt den Raum mit mattem Schein;
Bange Stille liegt im Dunkeln,
Rings herum kein Lebenslaut,
Da — im Strauße — welch' ein Funkeln,
In den Blumen wird es laut;
Erſt ein Flüſtern in den Zweigen, —
Dann ein Rauſchen wunderbar, —
Dann ein Beben, dann ein Neigen,
In der Blumen bunter Schar. —
Plötzlich aus des Straußes Fächer
Ringt's wie Wolken ſich heraus,
Und aus jedem Blumenbecher
Steigen ihre Geiſter aus.
Angethan mit Duftgewändern,
Und als Kron' den Thau im Haar.

Aus der Roſe, weiß von Blättern,
Steigt ein Mädchen wunderzart,
Das vor liebeheißen Wettern
Sich das Herzblatt rein bewahrt.
Aus der Roſe, roth und blühend,
Ringet ſich ein üppig Weib,
Wünſche, Träume flattern glühend
Um den ſchlanken Götterleib.
Aus dem Kelch der ſtolzen Aſter,
Steigt ein Bildniß, rein und mild,
Gegen jedes Erdenlaſter
Führt es ſeinen Sonnenſchild.
Aus des Ritterſpornes Mitte
Tritt ein Krieger voller Muth,
Und er trägt nach alter Sitte
Liebesſchleifen auf dem Hut.
Aus dem Kelch der Immortelle
Springt der reichſte Götterſohn,
Seiner Zither, goldenhelle,
Neigt ſich mild die Kaiſerkron'.
Von dem Zweig des ſpan'ſchen Flieder,
Tanzt in ſeinem Sammtbarett,
Ein Hidalgo ſtolz hernieder,
Schlägt dazu ſein Kaſtagnett.
Aus des Veilchens blauem Kleide
Huſcht ein goldgelocktes Kind,
Bringt ein Röslein von der Heide
Demuthsreich als Angebind'.

Aus dem Maaslieb, zartverſchloſſen,
Steigt der blinde Gott heraus,
Leidensmaß, ganz voll gegoſſen,
Gießt er über Liebe aus.
Aus der Todtenblume Becher
Schwebt der blaſſe Freund zuletzt,
Der dem durſt'gen Lebenszecher
Letzten Trunk an Lippen ſetzt. —
Und die Geiſter hauchen, wehen,
Schweben her nach Geiſterſinn,
Wie ſie ſich im Kreiſe drehen,
Singen ſie zur Schläferin:
„Holdes Mädchen, ſüße Roſe,
Schöne Schweſter, gute Nacht!
Schlafe ein im Erdenſchooße,
Und im Himmel ſei erwacht.
Holdes Mädchen, ſüße Schweſter,
Schöne Blume, gute Nacht.
Nie ward einer Blume feſter
Todesſchlaf noch zugebracht.
Blaſſe Blume, Roſe, ſüße,
Bleiche Schweſter, gute Nacht!
Viele Grüße, Herzensgrüße
Von dem Fernen, habe Acht!
Weiße Roſe, thränbethaute,
Grames Schweſter, gute Nacht!
In dem Traume ſei der Traute
Dir noch ſelig zugedacht.

Holde Blume, farbenreiche,
Schmerzgebroch'ne, gute Nacht!
Schweſtern aus dem Blumenreiche
Halten bei Dir Todtenwacht.
Süßes Mädchen, Blumenleben,
Holde Schweſter, gute Nacht!
Blumentod ward Dir gegeben,
Blumenduft hat ihn gebracht." —
Und der Morgenſtrahl bricht helle
In das Zimmer ſchon herein,
Und die Geiſter ſchlüpfen ſchnelle
In den Blumenkelch hinein.
Als das Licht zum Tag geſtaltet,
Hell darauf in's Zimmer ſah,
Lag, die Hände ſanft gefaltet,
Todtenblaß das Mädchen da,
Und die Augen, die einſt klaren,
Waren noch von Thränen naß,
Und die Roſe in den Haaren,
Wie ſie ſelber, welk und blaß,
Und ein Lächeln, das voll Mildniß
Selbſt den ſtillen Mund noch ziert,
Zeigt, welch' ein geliebtes Bildniß
Ihr der Tod hat zugeführt. —

Weil nur Liebe war ihr Leben,
Und ihr Tod nur Blumenduft,
Werde ihr ein Grab gegeben
In der Dichtkunſt gold'ner Gruft.

Und ihr Sarg, er wird getragen
Von der Horen holdem Chor;
Auf den ſchwarzbehängten Wagen
Heben Muſen ſie empor,
Und in dem Cypreſſenhaine
Graben ihre Zelle ſie,
Und auf ihrem Leichenſteine
Seht von Hand der Poeſie:
Lieb' und Roſe früh begraben,
Hört, was Euer Engel ſpricht:
Einen Frühling ſollt Ihr haben,
Aber Herbſt und Winter nicht.

Der Liebe Macht und ihre Gränzen.

Wer mißt der wahren Liebe Macht,
Und wer erforſchet ihre Gränzen?
Der zählt in einer Frühlingsnacht
Die Sterne, die am Himmel glänzen.
Wer hat der Liebe Macht belauſcht,
Und wer erwäget ihre Kräfte?
Der hat des Sturmes Kraft belauſcht
In ſeinem ſauſenden Geſchäfte.
Wer kennt der Liebe Allgewalt,
Und weiß, wo ihre Kraft ſich endet?
Der ruft dem Blitzſtrahl zu: „jetzt Halt!"
Den eine Wolke zuckend ſendet.
Wer weiß, was heiße Lieb' vermag,
Und was ihr tollkühn wohl gelinget?

Der weiß, wann ſich der letzte Tag,
  Dem Ocean der Zeit entringet. —
Rodrigo, der die Leier ſchlug,
  Ein Sänger, viel beliebet und belobt,
Der Liebe Gift im Herzen trug,
  Er hat der Liebe Kraft erprobt.
Nur einmal hat er flüchtig ſie geſeh'n,
  Die hohe, unbekannte Schöne,
Da war's um Sang und Ruh' geſchehn,
  Und düſter klangen ſeine Saitentöne.
Er ſuchte ſie in jedem Kreis,
  Wohin nur Frauen immer kommen,
Da endlich lächelt ihm das Glück,
  Das ſelten in der Lieb' Geleite,
Im Schauſpielhaus im neuen Stück
  Bekömmt er Platz an ihrer Seite.
Erſt ſchüchtern, faßt er bald ſich Muth,
  Und ſpricht mit aller Liebe Feuer
Von ſeiner tiefgefühlten Glut,
  Wie ſie das Leben ihm macht theuer;
Von ſeinem blauen Auge ſtrahlt
  Der echten Liebe hohe Klarheit,
Gibt dem Gefühle, das er malt,
  Gewalt und Weihe heil'ger Wahrheit,
Und hingeriſſen von der Worte Kraft,
  Die von des Dichters Lippen quellen,
Erfaßt auch ſie die Leidenſchaft
  Mit ihren aufgejagten Wellen.

Er ſchwört bei ſeinem Wohl und Weh,
Zu folgen ihr im ganzen Leben,
Wo ſie auch weil', wohin ſie geh',
Er mache Berg' und Klüfte eben;
Und ſtiege ſie in's tiefe Meer,
Und auf der Chimboraſſo's Höhe,
Er ginge immer nach ihr her,
Gebannt an ihre Zaubernähe.
Das rührt ſie, und mit leiſem Wort,
Als wollt' die Scham ſich ſelbſt nicht hören,
Beſtimmt ſie bebend ihm den Ort,
Das Bündniß feſter zu beſchwören:
„Am Sonntag" — „vier Uhr" — „Nachmittag" —
„Im Tivoli" — „kann ich es wagen," —
— — In ihrem ſtillen Tone lag
Der erſten Liebe ſchüchtern Zagen.
„Sie folgen" — „über Berg und Kluft,
Zum Himmel und zur Hölle!"
So Wort um Wort vertraut die Luſt,
Trägt hin und her der Töne Welle;
Und um vier Uhr am Sonntag ſtand
Im Tivoli er voller Zagen,
Das Feuerauge ſehnend ausgeſpannt,
Er fühlt voll Macht das Herz laut ſchlagen,
Vergeſſen hat er, um den Ort
Zu fragen, auch um ihren Namen;
Die Menſchenmenge reißt ihn fort,
Die ſchaarenweiſe heute kamen.

Verzweifelnd und im vollen Lauf
  Durchſchreitet er die große Menge,
Jagd ſuchend, immer ab und auf,
  Zertheilt das treibende Gedränge.
Die ſich bald dort und bald auch hier
  Um Rutſchbahn, Gaukler, Springer ſcharen,
Die heißerſehnte iſt nicht hier,
  Sein Blick kann nirgends ſie gewahren.
Da faßt ihn eine Hand, er ſieht ſich um,
  Hier ſteht vor ihm im Strahlenglanze,
Sein Auge ſpricht, ſein Mund bleibt ſtumm,
  Sie war die Schönſte in dem Frauenkranze.
Sie nimmt ihn ſchweigend bei der Hand,
  Und führt ihn in den Kreis, vor Allen,
Und als ſie in der Mitte ſtand,
  Läßt ſie den ſeid'nen Mantel fallen,
Und ein Geweb' von Seid' und Gold
  Umfließt die wunderſchönen Glieder;
Sie ſieht ihn an: „Du haſt's gewollt,
  So folg' mir jetzt und niemals wieder.
Ich bin Seiltänzerin, und hier
  Prangt hoch das Seil, das ich beſteige,
So folg', wie Du geſchworen mir,
  Daß ſich die Macht der Liebe zeige.
Geſchworen haſt's bei Deinem Heil,
  Zu folgen mir, Du Mann der Lieder;
Wohlan! ſo tanze auf dem Seil
  Mir nach nur einmal auf und nieder."

Der Dichter bleibt gelaſſen, ſpricht:
Da muß ich höflich proteſtiren,
Seiltanzen kann die Liebe nicht,
Sie kann blos an dem Seil uns führen.“

Der Beſuch.

Zwei Schweſtern, die mit zartem Herzenstriebe
Von früher Kindheit an ſich zugethan,
Mit ſelt'ner, ſchwärmeriſcher Schweſterliebe
Sich bildeten des Lebens heitern Plan,
Sie trennt der Tod, der mit gefräß'ger Lippe
So gern' des Lebens friſche Blüthe naſcht,
Der gerne mit der nimmer müden Hippe
Der Jugend ſüße Spiele überraſcht.
Der jüngſten Schweſter zarte Knospenblüthe
Umfaßte ſchnell der Muttererde Staub,
Die Aelt're mit zerriſſenem Gemüthe,
Sie blieb allein, der düſtern Schwermuth Raub,
Und ſieben Tage lang hat ſie getrauert,
Und ſieben Nächte lang hat ſie geweint,
Von Schwermuth und vom ſtillen Schmerz durchſchauert,
Blieb Ruh' und Schlummer ihrem Aug' verneint.
Und in der ſiebenten der finſtern Nächte,
In der ihr Bett mit Thränen ſie begießt,
Sind losgethan des Sturmwinds wilde Mächte,
Der Wolken Regenſchleuße ſich ergießt,
Es rüttelt an des Fenſters Eiſengittern
Des Sturmes unſichtbare Rieſenhand,

Der Donner rollt, daß alle Pfoſten zittern,
Die Blitze ſchleudern ihren Fackelbrand,
In immer neuen, ſchweren Regengüſſen
Entleert die Wolke den geborſtnen Strom,
Und jeder neue Blitzſtrahl zeugt zerriſſen
Des finſtern Himmels ſchwarz umhängten Dom.
Da öffnet ſich die Thüre, und es ſchreitet
Die Schweſter bleich herein im Sterbgewand,
Und nahet ſchwebend ſich dem Bett, und breitet
Hin zu der Schweſter ihre weiße Hand,
Und nahet ſich der Schweſter Lagerſtätte,
Und ſpricht mit geiſterhaftem Ton zu ihr:
„O Schweſter, kalt iſt es in meinem Bette,
O rücke doch und theil' Dein Bett mit mir.“
Erſchrecken ſpringt ſie auf, und ſchnell verſchwunden
Zerfloſſen in der Luft war die Geſtalt.
Sie hält es für ein Luftgeſpinnſt der Stunden,
Das mitternächtlich ſchwarzes Blut umwallt,
Und in der zweiten Nacht zur ſelben Stunde
Steht ihre Schweſter wiederum vor ihr,
Und liſpelt mit dem todtenbleichen Munde:
„O Schweſter, theile doch Dein Bett mit mir,
Mein Lager iſt ſo kalt und naß, mir beben
Die Glieder, ich kann draußen nicht mehr ſein.
O laß mich an Dein Herz voll Leben,
Laß Schweſter mich in's Bett zu Dir hinein!“
Sie ſpricht's, und faßt ſie an, da jagt der Schrecken
Die Schlummernde von ihrem Lager auf,

Und wieder glaubt erwachend ſie, es necken
Des Blutes Bilder ſie im ſchwarzen Lauf.
Und in der dritten Nacht zur ſelben Stunde
Kommt wieder ihre Schweſter, und die Hand
Hebt flehend ſie, das Aug', das hohle, runde,
Nach ihrer Schweſter lichtlos ausgeſpannt,
Und über ihr Geſicht fährt ſie hernieder
Mit eiſ'ger Hand, und ſpricht ohn' Unterlaß:
„O Schweſter mein, wie ſchauern mir die Glieder,
Mein enges Bett iſt dumpf und kühl und naß,
O rück' zur Seit', daß ich bei Dir erwarme,
O rücke Schweſter ſchnell zur Seite Dich!"
So fleht ſie dumpf, und ſtreckt die Knochenarme
Nach ihrer Schweſter aus, ſo inniglich,
Und dieſe ſpringt, von Schrecken und von Grauen
Erfaßt, ſogleich von ihrem Lager auf,
Und weint und betet fromm, bis an dem blauen
Azur des Tages Wagen zieht herauf.
Dann ſendet ſie mit andachtsvollem Herzen
Zu einem gottgeweihten Prieſtermann,
Und Beide treten mit geweihten Kerzen
Den Weg hinaus zum fernen Kirchhof an.
Und als ſie kommen an des Grabes Stelle,
Bezeichnet von des Kreuzes Friedensſtab,
Da ſah'n ſie von des Regens wilder Welle,
Durchwühlet und durchriſſen ganz das Grab;
Vergebens ſuchen ſie mit heil'gem Schauer
Die Todtenbahre, die die Leiche barg.

Sie finden endlich an des Friedhofs Mauer
  Dahingeſchwemmt den friſchen Todtenſarg,
Und mit Gebet und andachtsvollen Zähren
  Beſtatten ſie die Leiche wieder zu,
Und alle andern Nächte, ſie gewähren
  Der frommen Schweſter ungeſtörte Ruh'.

Das Wort der Elemente.

Laßt uns wohl das Wort erfaſſen,
Wie es kam aus Schillers Hand,
„Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand!“

Feuer ſpricht: Laßt mich zum Dach hinaus
Durch's Gebälk laßt frei mich ſchlagen,
Laßt mich aus dem engen Haus
Meine freien Flammen tragen!
Fragt nur Abends eure Töchter!
„Habt die Gluth ihr wohl bewacht?“
Laßt nur rufen eure Wächter:
„Habt auf Licht und Feuer Acht!“
Spaltet wie des Glühwurms Schein,
Mich zu euern Kerzen klein,
Sperrt mich in Laternen ein,
Streut nur Aſche auf mein Haupt,
Zwängt in Oefen meine Glieder,
Ehe ihr es ſelber glaubt,
Schüttle ich mein Glutgefieder,
Und, der Freiheit lang beraubt,

Raſe ich entfeſſelt wieder;
Und mit Zungen, wie die Hyder,
Reiß' ich alle Schranken nieder.
Wind und Zufall, meine Bundsgeſellen,
Lauern auf der Häuſer Schwellen,
Paſſen wohl an off'nen Stellen,
Um die freien Flammenwellen
Mit des Sturmes wildem Raſen
In die Höhen hinzublaſen,
Und die Lüfte zu verglaſen.
Oben hoch auf jähen Dächern
Tanz ich auf den Schieferfächern,
Ein Nachtwandler, der die höchſte Spitze
Sich erkor zu ſeinem Sitze.
Und der Glocke ehr'ner Mund
Thut es allen Menſchenſeelen
Dröhnend kund,
Daß zur Stund'
Wind und Feuer ſich vermählen.
Und ich will zum Hochzeitsfeſte
Eure Tempel und Palläſte
Mir als Hochzeits-Fackeln ſchwingen,
Und von Gut und Hab' das Beſte,
Nimmerſatt verſchlingen;
Und in eurem Mauerneſte
Euer Silber, eur Goldgeſchmeide
Schmelzen mir zum Brautnachtkleide;
Bis in dieſem Flammentanz
Fähig keines Widerſtand's,

Alles, was ihr Menſchen habt errichtet
Und erdichtet,
Iſt vernichtet,
Eurer Werke hundert und noch hundert,
Die die Welt bewundert,
Sind verglommen und verzundert.

Waſſer ſpricht: Hinweg mit Schleuſen und mit Dämmen,
Lang genug ließ ich mich hemmen,
Euer Gras nicht wegzuſchwemmen.
Wollt ihr meine Bruſt beklemmen?
Soll ich länger Sclav' noch bleiben,
Soll ich länger Mühlen treiben?
Soll in Zweigen mein Geäder
Eure Schaufeln, eure Räder
In Bewegung ſtets erhalten?
Soll verſuchen denn ein jeder,
Für Canäle und für Bäder
Meine Arme mir zu ſpalten?
Soll geduldig ſtets ich halten
Unterm Joch von euern Brücken?
Soll ich freundlich ſtets den Rücken
Euern tauſend Schiffen bücken?
Bald in Buchten,
Bald im Hafen
Soll ich ruhig ſchlafen?
Bald befruchten
Eure Saaten?
Bald zum Kochen, Sieden, Braten

Küchendienſt verrichten?
Soll nach eurem Amt und Pflichten
Dann in Feuersnöthen
Meinen eignen Bruder tödten?
Soll den Staub und Schmutz der Erde
Aus Gewändern, aus Geberde,
Und den Schlaf, aus euern Augen
Wegzuwaſchen taugen?
Nein! allmählig
Wird mir dieſes Joch zu ſchmählich,
Will mich nun zum Herren ſchaffen,
Will der Feſſel mich entraffen,
Will nach eig'nem Herzgelüſte
Lüſtern ſchäumend überſteigen,
Und die große Waſſerwüſte
Aus des Oceanes Becken,
Soll zu aller Weſen Schrecken
Euer Weltall überdecken!
Denn die Waſſergeiſter
Sind der Erde Meiſter;
Ihrer Rieſenſtärke
Sind die Menſchenwerke
Unterthan!
Und auf meiner naſſen Bahn
Spiele ich in leiſen Stürmen
Mit Gebäuden und mit Thürmen
Wie mit kleinen Meergewürmen.
Frei ſein iſt des Waſſers Luſt,
Wegzuſchleudern aus der freien Bruſt,

Was ihr verhaßt,
Was ihr zur Laſt,
Iſt ſie der Kraft ſich froh bewußt;
Zu der Kraft,
Die den Willen ſchafft,
Kommt die Leidenſchaft,
Meinem Elemente erblich,
Menſchen! euch ſei ſie verderblich!

Sturmwind ſpricht: Soll ich dem Windmühlflügel
Dienſtbar ſein auf jedem Hügel?
Soll ich blos die Luftballone
Höflich weh'n zur blauen Zone?
Soll ich blos die Segel ſchwellen,
Die Gewinnſucht hält auf allen Wellen?
Soll, um Wetter zu verkünden,
Knarrend an den Hahn mich binden?
Soll in Bälgen dünn mich machen,
Eure Späne anzufachen?
Auf ihr Wälder!
Meine Kraftvermelder,
Will in euern düſtern Räumen
Nicht mehr liegen, ſchlafen, träumen,
Nein, die Bäume will ich rütteln
Und die Zweige will ich ſchütteln,
Und die Stämme will ich knicken
Wie ein Rohr,
Stamm und Aſt in Stücken
Schleudern hoch empor.

Und den Fels will ich in Wettern
Von dem Gipfel niederſchmettern,
Die Lawine von dem Gipfel
Will ich über Wälder-Wipfel
In das Thal hinunterkehren,
Und die Schiffe auf den Meeren
Will zum Tanze ich begehren,
Will ſie bei den Rippen,
Bei der Eiſenbruſt voll Zacken
Grimmig packen,
Und an Klippen
Sie zerknacken,
Will Steine
Und Gebeine,
Häuſer, Dächer, Thüren
Durch die Lüfte führen.
Zerren will ich an der Glocke Strängen,
Daß ſie heulen ſoll in Jammerklängen,
Gleich den dürren Halmen
Will die Thürme ich zermalmen,
Daß in dumpfen Tönen
Sie hernieder dröhnen,
Und die Menſchen es erkennen
Und die Luft Gebieter nennen.

Erde ſpricht: Wird's nimmer euch genügen,
Meinen Rücken wund zu pflügen?
Meine Haut mit Eiſenſpitzen
Geldbegierig aufzuritzen?

Müßt in meine Berg' ihr dringen,
Wo metallne Adern klingen?
Müßt ihr in des Herzens Schacht,
In des Buſens ſtille Nacht,
Wo von zauberhaft'gen Dingen
Meine dunklen Geiſter ſingen?
Müßt ihr durch der Habſucht Macht
Unter Pochen, unter Hadern,
Mir das Gold aus meinen Adern
Unter Todesſchmerz entringen?
Müßt ihr graben meine Tiefen,
Und die Steine, die da ſchliefen,
Rufen an des Tages Brand?
Und die Erze, die da triefen
Von der ſchimmerweißen Wand,
Reißen von dem Mutterland?
Müßt ihr meine Felſen ſprengen,
Dieſe meine hohen Ahnen,
Und mit euern Handelsbahnen
Durch die Bruſt ſich ihnen drängen?
Nein, ich will erheben meine Stimme
Im gerechten Herzensgrimme,
Lang genug hab' ich gekauert,
Igeln gleich zuſammgeballt,
Still geſchwiegen und getrauert
Ueber jene Herrſchgewalt;
Lang genug hat dies gedauert,
Endlich bin ich aufgeſchauert,
Und ich will die Glieder ſtrecken,

Daß Entſetzen und Erſchrecken
Euer Antlitz ſoll bedecken;
Wie im Fieber will ich zittern,
Und an allen Gliedern beben,
Um mich ſelber zu zerſplittern,
Aus den Angeln mich zu heben.
Feuer, Flammen will ich ſpeien,
Zornig aus den Felſenſchlünden
Um den Menſchen zu verkünden,
Daß ſie nun ihr Maß von Sünden
Bußethuend ſchnell bereuen.
Auf will meinen Mund ich machen,
Gleich dem weiten Höllenrachen,
Städte, Menſchen zu verſchlingen.
Daß die Felſenwände ſpringen
Und die Berge ſollen krachen.
Wo die Menſchen ängſtlich rennen,
Soll der Boden ſchnell entbrennen,
Soll der Boden ſchnell ſich ſpalten,
Und von heißen und von kalten
Waſſergüſſen
Aufgeklafft und weit zerriſſen
Gähne ihnen, wo ſie fliehen mögen,
Allerwegen
Tod entgegen!
So geſagt, und zum verderblichen Geſchäfte
Einten alle Elemente ihre Kräfte,
Als der Schöpfer plötzlich ſich zu einem jeden
Neigt und ſaget: „Laßt das Friedenswort mich reden!

Seht ihr dieſen blauen Himmelsbogen?
Wißt, es iſt mein ew'ger Gnadenbrief,
Sterne ſind als meine Handſchrift durchgezogen
Und die Sonne, die dort hängt ſo tief,
Iſt mein Gnadenſiegel in den blauen Wogen,
Und der Mond, es iſt mein Aug', das auch bei Nacht
Ueber dieſes Briefes Bürgſchaft leuchtend wacht;
Und der Morgenſtern iſt Herold jeden Tag,
Daß mein Siegel Nachts zu meinem Haupte lag.
Dieſer Brief mit ſeinen blauen Blättern,
Mit dem Siegel, mit den Sternenlettern,
Sagt, für wen hab' ich ihn ausgeſtellt? —
Für den Menſchen unten auf der Welt.
Wenn den Menſchen Furcht und Unglück trifft,
Schau' den Brief er an mit ſeiner Schrift,
Schreib' dann auf ſein Herzensblatt,
Was dem Himmel er zu ſagen hat,
Denn der Himmel ſchaut ſchon tief hinein,
Lieſt die Schrift, auch noch ſo klein;
Und ſo lang' der Brief da oben ſteht,
Nicht zu Grund' die Menſchheit geht;
Ewig ſteht der Himmel oben,
Wenn auch Elemente toben,
Kehren ſie zur Menſchheit Glück,
Zum Gehorſam und zur Ruh' zurück."
So der Schöpfer ſprach, und unter ſeinem Worte
Baute ſich im ſiebenfachen Strahl
Eine hohe Roſenpforte
Ueber Meer und Land, und Berg und Thal;

Und die Luft iſt mild von Glanz durchflittert,
Und das Feuer ſchwamm im Regenbogenlicht.
Auf dem Waſſer nun der Himmel wieder zittert,
Und die Erde lag anbetend auf dem Angeſicht.
Und die Elemente und der Menſch zuſammen,
Standen huldigend in Gottes Friedensflammen.

Das jüngſte Gericht.

Es ſaß auf ſeinem Throne
Der Herr in ſeinem Glanze,
Mit ſeiner Sternenkrone,
Mit ſeinem Sonnenkranze.

Zu ſeines Thrones Stufen,
Aus Feuer und aus Licht,
Hat er die Welt berufen,
Zum ſchrecklichen Gericht.

Poſaunenklänge ſchmettern
Aus ſeinem Engelheer,
Sie rufen unter Wettern
Die todten Menſchen her.

Des Himmels Tempelflammen,
Die Sonne und der Mond,
Sie flackern wild zuſammen
Am ganzen Horizont.

Es gießen alle Sterne
  Die Feuermaſſen aus,
Daß aus dem tiefſten Kerne
  Die Flamme tritt heraus.

Und alle dieſe Gluthen
  Mit ihrem Feuerfall,
Umrauſchen und umfluthen
  Den ſchwarzen Erdenball.

Und Gottes Stürme blaſen
  Die Flammen an mit Macht,
Die Erde zu verglaſen
  Bis in den tiefſten Schacht.

Und feuriger und röther
  Wird ſtets der Erdenball,
Und ſchwimmt im hellen Aether,
  Ein brennender Kryſtall.

Und eine Rieſenkohle
  In angefachter Gluth,
Durchſichtig bis zum Pole
  Die große Erde ruht.

Man ſieht in ihrem Herzen
  Wie's hämmert und wie's pocht,
Wie ſie zu edlen Erzen
  Ihr Herzensblut verkocht.

Man ſieht auch das Geäder,
In dem die Heileskraft
Der Quellen und der Bäder
Die Werkſtatt ſich erſchafft;

Man ſieht in tiefer Stätte
Den Maler Frühling itzt,
Wie er mit der Palette
Im Schoos der Erde ſitzt;

Wie Roſen er und Blüthen
Mit Farben zart bedeckt,
Wie er die ſchamerglühten
An's Herz der Erde ſteckt.

Man ſieht die dunkle Halle,
Die ſchwarze Kräuterburg,
Da kocht die Gifte alle
Der alte Demiurg.

Und alle Särge weichen,
Und liegen da entblößt,
Und zeigen alle Leichen,
Die jemals ſind verweſ't.

Vom Kaukas bis zur Klippe
Im tiefſten Meeresgrund,
Liegt G'rippe an Gerippe
Im ganzen Erdenrund;

Und als mit eh'rnem Klange
  Die große Tuba dröhnt,
Die zu dem letzten Gange
  Am jüngſten Tage tönt;

Da ſteigen aus dem Bette
  Die Schläfer alle aus,
Millionen Mal Skelette
  Verlaſſen ſtill ihr Haus.

Und viel Milliarden Leichen,
  Sie kommen Hand in Hand,
Ohn' Unterſchied und Zeichen,
  Ohn' Rang und ohne Stand.

Sie tragen nicht Gewänder,
  Geſtickt in eitler Luſt,
Nicht Kronen und nicht Bänder,
  Nicht Sterne auf der Bruſt.

Nicht Alter und nicht Jugend,
  Nicht reich und g'ring man ſieht,
Die Sünde nur, die Tugend
  Allein macht Unterſchied.

Mit bleichen Sündermienen
  Erſcheint der Todtenkreis,
Kein Einz'ger unter ihnen,
  Der rein die Seele weiß.

Wo Gott zu Throne waltet
Erſcheinen alle ſie,
Die Knochenhänd' gefaltet,
Gebeugt das Knochenknie:

„O Vater, du da oben,
Der du da biſt voll Huld,
Den ſeine Sterne loben,
Vergib uns unſ're Schuld!"

Und Gott mit mildem Haupte
Neigt ſich herab, und ſpricht:
„Wer jemals an mich glaubte,
Und wer vergaß die Pflicht,

Sind Beide meine Brüder,
Steh'n Beide mir zur Seit',
Ich liebe den nicht minder
Der fehlte und bereut.

Und wer auch hat geſündigt,
Wenn er bereut nur hat,
Dem werde laut verkündigt
Von ſeines Schöpfers Gnad'.

Und kommen ſie einſt ſchlafen
In meinen Vaterſchooß,
So kann ich ſie nicht ſtrafen,
Ich kann ſie lieben blos."

D'rauf lächelt Gott noch milde
Und ſieht die Menſchen an,
Die mit dem Ebenbilde
Von ſich er angethan.

Und ſpricht dann zu den Seinen:
„Sie gehen ein zum Licht!"
Und alle Engel weinen,
Und aus iſt das Gericht.

Der Gang ins Blindenhaus.

Laß dich begrüßen zuerſt, du Sonnenlicht,
Das mit gold'nem Netz das Weltall umflicht,
Du Purpurſaum von Gottesgewand,
Weit über die Erde und Himmel geſpannt!
Laß Dich begrüßen ſodann, du Augenlicht,
Du Gottesgedanke, du Engelgedicht!
Du Himmel des Aug's, du Quelle der Wonne!
Du Stern im Kleinen, du Abbild der Sonne!
Du Blume des Sehens, du Blüthe des Scheins,
Du Demant der Schöpfung, du Perle des Seins!
Du Saat aller Freuden, du Keim aller Triebe,
Du Bronnen der Sehnſucht, du Wiege der Liebe,
Du Muſchel der Thränen, du Spiegel der Bruſt!
Du Abglanz der Herzen, du Spender der Luſt!
Du Siegel der Seele, du Probſtein der Wahrheit!

Du Maler im Kleinen, du Zeichner voll Klarheit!
Du Augenlicht, des Himmels beglückende Gunſt,
Gefährte der Schönheit, Erzieher der Kunſt,
Der Anmuth Genoß und des Wohlklangs Geſelle!
Du größeſter Schatz in der winzigſten Zelle!
Sei jetzt mir ſchmerzlich gegrüßt! denn in deinem Meer von Licht,
Da ſchreitet ſtill ein Mann, der ſieht dich nicht;
Kein Morgen iſt je ihm aufgegangen,
Kein Stern will am Himmel für ihn prangen,
Ihm blüht keine Blume auf dem Feld,
Ihm lacht kein Auge auf dieſer Welt.
Er weiß es nicht, was das iſt, ein Liebesblick,
Er kennt es nicht, des Sehens ſüß gewohntes Glück,
Er wandelt finſter an ſeines Kindes Hand,
Stets lichtlos, von Ort zu Ort, von Land zu Land,
Und kömmt in eine Stadt, gar ſchön und groß,
Am ſtolzen Strom, im Bergesſchooß,
Bewohnt von einem biedern Geſchlecht,
So ſchlicht als gut, herzlich, mild, gerecht.
Und wie er ſchreitet, entkräftet ſchon und matt,
An Kindeshand, durch dieſe Rieſenſtadt,
Bleibt ſteh'n er und fragt: „Wo ſind wir jetzt, mein Kind?“
Und dies erwiedert: „Mein Vater, wir ſind
Auf einem großen Platz, und in Mitten ſteht
'Ne Kirche, die in's Blaue geht,
Sie raget ſchier zum Himmel an,
Mit Spitzen aus Stein ſcheint ſie angethan.“
Da ſinkt der blinde Mann auf's Knie

Und ſpricht: „Das iſt St. Stephans Dom, ich ſah ihn nie,
Allein, ich weiß, daß er allhier iſt aufgebaut,
Daß er wie ein Ahn auf ſeine Kinder ſchaut,
Daß er mit ſeinem Haupte, altergrau,
Die Menſchen ſegnet, Mann und Frau,
Daß er mit ſeiner Zunge ehr'nem Klang
Die Kinder ruft zum heil'gen Gang,
Daß er mit ſeinem Sterbeton
Die Pilger ruft zum Gottesthron,
Ich weiß, daß, wer ſich blind allhier im Staub
Zu Boden wirft, und bringt Gebet und Glaub',
Daß dem ein Auge gnädig wacht,
Ein Gottesaug' durch Erdennacht."
Darauf verrichtet er ſtill noch ein Gebet,
Und durch die Straße er nun weiter geht,
Bis er zum zweiten Mal das Kind befragt:
„Wo ſind wir jetzt, mein Kind?" Das Kind d'rauf ſagt:
„Wir ſind in einem großen, großen Haus,
Im weiten Hofe ſteht die Wache heraus,
Und nebenan gewölbt ein Thor,
Und tauſend Wagen rollen d'raus hervor."
Da entblößt der blinde Mann ſein Haupt und rufet aus:
„Steh' ſtill mein Kind, das iſt das Kaiſershaus!
Steh' ſtill, mein Kind, und beug' dein Haupt,
Das Schönſte, was ein Volk geglaubt,
Iſt, daß in dieſem Tag und Nacht
Ein Herrſcheraug' hat ſtets gewacht!"
Spricht's und wandelt, von dem Kind geführt,
Den Weg hinaus, der ſeitwärts führt,

Und wandelt fort geraume Zeit,
Bis er zum dritten Mal die Frag' erneut,
„Sag' an, mein Kind, wo ſind wir jetzt?" der Knabe ſpricht:
„Ach, mein guter Vater, ich weiß es ſelber nicht,
Da ſteht ein einfach Haus, und aus der Thür
Da ſchreiten gar viele Kinder ſacht herfür,
Sie gehen Paar und Paar, und Hand in Hand,
Bei allen iſt ganz gleich auch das Gewand!"
Da faltet der blinde Mann die Hand und rufet aus:
„Mein gutes Kind, das iſt das Waiſenhaus!
Auch hier in dieſem Hauſe wacht
Ein Vateraug', ſo Tag als Nacht!"
Dann wandern ſie weiter die Kreuz und Quer,
Durch Gaſſen und Straßen bald hin und bald her;
Und wieder fragt der blinde Mann ſein Kind:
„Sag' an, mein Sohn, wo wir denn jetzt wohl ſind?"
Und dieſes ſagt: „Da ſteht ein ſchönes Gebäu',
Ein großer und ſchöner Garten nebenbei,
Und in dem Garten geh'n behutſam viele Leut',
Und ſpielen und machen Muſik von Zeit zu Zeit,
Und And're flechten Körbe und ander Geräth,
Und Jeder ſtreckt die Hand von ſich aus, wenn er geht."
Da ſinkt der Mann nieder und ruft wehmüthig aus:
„Mein theures Kind, das iſt das Blindenhaus!
In dieſem Hauſe hält ſo Tag und Nacht
Das Aug' der Milde über die Blinden Wacht."
Da kniet er ſchluchzend an des Hauſes Schwell'
Und ſpricht: „Bevor ich eingeh' in dieſe Ruheſtell'

Streck' ich flehend aus die Beterhand,
Empor zum höchſten Gnadenland,
Zu danken ihm in ſeiner Engel Rath:
Daß er gelegt in Menſchenbruſt die Götterſaat,
Daß er geſenket hat von himmelwärts
Den Mitleidsſtrahl ins Menſchenherz,
Daß er die Milde ſchickt vom Gnadenthron
In's Herz dem edlen Kaiſerſohn,
Daß er des Wohlthuns ſüßempfund'ne Luſt
Gelegt in eines Volkes edle Bruſt,
Daß er geöffnet hier, bei Arm und Reich,
Das Aug', das Herz, die Hand zugleich!
Daß er auch jetzt umſtrahlt mit ſeinem Licht
Der Blinden leidend Angeſicht,
Daß ihnen, denen Tag und Licht verſagt,
In Ihrer Bruſt ein lichter Morgen tagt;
Ein Morgen, reich an Lichtern, mild und lau,
Ein Morgen, reich an Mitleidsthränenthau,
Ein Morgen, reich an frommem Glockenklang,
Ein Morgen, reich an Troſtes Lerchenſang,
Ein Morgen, reich an Schatten, die entflieh'n;
Ein Morgen, reich an Blumen, die erblüh'n,
Ein Morgen, der des Blinden Pfad erhellt,
Bis Licht ihm wird in Gottes Sternenzelt!"

Der Himmelsrath und die Lebens-Engel.

Der Schöpfer ſaß im Mittelpunkt der Sphären,
Den Himmel weit als Teppich ausgeſpannt,
Die Sterne waren wie ein Feld von Aehren
In heil'ger Weihe feierlich entbrannt.
Die junge Erde lag, dem Nichts entſproſſen,
Von Morgenröthen bräutlich übergoſſen.

Und um den Thron aus gold'nen Sonnenflammen
Berief, in ihrem lichten Feierſtaat,
Der Herr die Lebensengel all' zuſammen,
Zu pflegen milden, ſegensvollen Rath,
Was er dem neugeſchaff'nen Menſchenleben
Für Engel zu der Erdenbahn ſoll geben.

Ein Engel ſprach: „Den Engel gib der Liebe
Dem Menſchen mit auf ſeine Lebensbahn,
Die Erſtgebor'ne aller edlen Triebe,
Die Zauberin mit ihrem Himmelswahn,
Die Hirtin, die das ſchöne Haupt umwunden
Mit einem Blumenkranz aus Schäferſtunden."

Der Herr jedoch d'rauf ſpricht: „Der Lieb' zur Seite
Geht angeſehn ein weitverbreitet Heer,
Die bitt're Trennung mit dem Dorngeleite,
Die ſtille Sehnſucht mit dem Haupt ſo ſchwer,
Das Weh der Liebe, ſo da unerwiedert,
Und Eiferſucht, die tauſendfach gegliedert.“

Und wiederum ein Engel ſprach: „So ſende
Gerechtigkeit ihm als des Lebens Stern,
Sie iſt des Himmels allerhöchſte Spende,
Sie iſt der Erdentugend Mark und Kern,
Gerechtigkeit mit ihrer Thatenwage
Geleit' ihn bis an's Ende ſeiner Tage.“

Der Allerbarmer ſpricht: „Gerechtigkeit auf Erden
Führt im Gefolg' ein Heer von Uebeln auch,
Dem Menſchenaug' kann ſie nicht ſichtbar werden,
Vom Licht geblendet und geätzt vom Rauch,
Ihr blankes Schwert macht er zur Geiſelgerte
Und dicht bei ihr geh'n Grauſamkeit und Härte.“

„So gib die Wahrheit,“ ſprach ein Engel wieder,
„Daß ſie den Menſchen leit' im Lebenslauf,
Sie lockt den Himmel zu der Erde nieder,
Sie hebt zum Himmel hoch die Erd' hinauf,
Sie führt ihn ſtets, in ſeinen finſtern Wegen,
Dem Reich des Lichts unmittelbar entgegen.“

„Die Wahrheit," ſprach der Herr im ſanftem Tone,
„Iſt nur für fleckenloſe Engelſchaar,
Jedoch wo ſie ſich zeigt dem Erdenſohne,
Den Staub und Finſterniß nicht rein gebahr,
Entſpringt aus ihrer lichtumfloſſ'nen Lende
Verfolgung, Haß und Hader ohne Ende.

„So gib Talent, Genie," ſprach d'rauf ein Engel,
„Als Schweſternpaar dem Erdenpilger hin,
Talent mit ſeinem ew'gen Blüthenſtengel,
Genie mit ſeinem Sonnenflammenſinn,
Daß ſie des Lebens ſchwerbeſpannten Wagen
Auf buntem Fittig durch das Daſein tragen."

„Talent, Genie," ſo ſpricht der Herr entgegen,
„Es ſitzt ein böſer Saum am Aetherkleid,
Geſtrüpp und Stein und Dorn auf ihren Wegen
Und ſeitwärts läuft Verkennung mit und Neid;
Von Wenigen erkannt, von Vielen mißverſtanden,
So geh'n Talent, Genie durch alle Erdenlanden."

„Doch einen andern Engel will ich ſchicken,
In Erdenwallens nachtumzog'nes Thal,
Barmherzigkeit mit milden, ſanften Blicken,
Mit ihrem unverſiegten Himmelsſtrahl,
Die liebſte mir von allen Himmelskerzen,
Die Götterperle in dem Menſchenherzen."

„Sie, die die heiligſte der Seelenbande,
Die Dankbarkeit in's Erdenleben wob,
Sie, die den Blick des Leidenden vom Rande
Des Abgrund's auf zum hohen Himmel hob,
Sie, die mit ihrem leuchtenden Exempel
Das Menſchenherz erhebt zum Göttertempel.“

„Denn wenn ſie ſchlägt die allerletzte Stunde
Der Uhr, zu der nur ich den Schlüſſel hab',
Und wenn ſich ſchließt das Auge mit dem Munde
Und auf ſich thut die Bahre und das Grab,
Und wenn der letzte Sand vom Glas der Jahre
Zum erſten Sande wird auf Sarg und Bahre,

„Dann bleiben alle Lebensengel ferne,
Und keiner geht in's Leben dort mit ein,
Die Lieb' geleitet bis zum Grab ihn gerne,
Doch in das Grab geht Liebe nicht hinein,
Gerechtigkeit, Talent, Genie und Wahrheit,
Sie gehen nicht mit ein in's Reich der Klarheit.

„Barmherzigkeit allein, die lichtumfloſſ'ne,
Sie tritt mit hin vor meinen Richterthron,
Zur Seite ſteht ſie ihm, die Huldumfloſſ'ne,
Und fordert lächelnd ſeinen Himmelslohn,
Und führt ihn hin ſodann, den Erdenſatten,
Zum frommen Geiſterchor in Edens Schatten.“ —

— Und dieſer Engel mit dem Sternenſcheine,
Vom Ewigen geſchickt dem Erdenlauf,
Er gehet jetzt dem herrlichen Vereine
Aus vielen mitleidsreichen Herzen auf,
Barmherzigkeit, ſie ſieht mit ſüßen Zügen,
Wie Stein an Stein zum Armenhaus ſich fügen.

Das kleine Steinchen, das wir jetzund legen
Zu eines neuen Segenhauſes Grund,
Ihr nehmt's, wie immer, freundlich wohl entgegen,
Wie's guter Wille bringt, zur guten Stund',
Wenn nur der Grund gelegt zur guten Sache,
Die Götter bringen's ſelbſt dann unter Dache.

Und wenn der grüne Baum wird niederwehen
Von jener Anſtalt hoher Giebelwand,
Dann werdet, fromm gerührt, davor ihr ſtehen
Und ſagen ſtill, den Blick empor gewandt:
„Barmherzigkeit hat dieſes Haus erhoben,
Der ew'ge Hausherr wird die Bauleut' loben!“

Prolog.

Er ſprach: „Es werde Licht!“ und ausgegoſſen
Durch alle Räume ward das ew'ge Licht,
Die junge Erde lag, von Glanz umfloſſen,
Hochglühend wie ein Mädchenangeſicht,
Es ſchwollen Bäume, Blätter, Blüthen, Sproſſen
Dem Strahl entgegen, der vom Himmel bricht,
Das Weltmeer eilt, mit ſeinen Silberſpangen
Die Erdenbraut erröthend zu umfangen.

In Lüften hängt, gar wunderſam getrieben,
Ein Gnadenbrief aus blauem Pergament,
Mit Sternenſchrift von Gottes Hand geſchrieben,
Und ausgeſpannt am ganzen Firmament;
Die Hand jedoch, die unſichtbar geblieben,
Man an der heil'gen Schrift ſogleich erkennt,
Und an dem Brief, als eigenhändig Siegel,
Erglänzen Sonn' und Mond, die Allmachtsſpiegel.

Und als die Schöpfung in der ſchönſten Schöne
Vollendet ſo dem Chaos ſich entrang,
Der Engel Chor und ihre Jubeltöne
Anbetend durch den Kreis der Sphären klang,
Und um den Erſten aller Erdenſöhne
Die laute Welt ihr Halleluja ſang,
War blind ſein Aug', er konnt' in Flur und Auen
Das Werk des Herrn und ſeine Pracht nicht ſchauen.

Da ſchickte Gott ſein reinſtes Sternlein nieder
Von ſeinem ſternbeſäten Gnadenzelt,
Auf daß es ſinke in die Augenlider
Des Menſchen in der dunklen Erdenwelt,
Daß es nicht kehre in den Himmel wieder,
Bis einſt im Tod des Auges Vorhang fällt,
Daß es dem Aug' als Sonne ſei zu eigen,
Sich Tag und Nacht von ſelber zu erzeugen.

Und dieſer Stern, den leicht die Hand, die hohle,
Bedeckt in ſeinem kleinen Zauberſchrein,
Umfaßt die Welt vom Pole bis zum Pole,
Schließt, märchenhaft, ſo Erd' als Himmel ein,
Das Licht der tauſend Sonnengirandole,
Es ſtrahlt zurück aus ſeinem Wunderſchein,
Doch ſchöner als das Licht, das er empfangen,
Erblüht das Licht, das von ihm ausgegangen,

Und glücklich iſt der Kreis der Millionen,
Dem dieſer Augenſtern beſchieden war,
Voll Bilder ſchwimmt die Welt, in der ſie wohnen,
Ihr Pfad iſt hell, ihr Horizont iſt klar,
Geſtickt mit Licht ſind ihre Lebenszonen,
Geſtickt mit Licht der Blumen bunte Schaar,
Und um ſie, auf der Lüfte blauen Wogen,
Baut reizend ſich der bunte Farbenbogen.

Dem Sehenden allein gehört das Leben,
Das Sehen gibt allein ſchon den Beſitz,
Dem Blicke iſt die Schöpfung preisgegeben;
Der Blume Licht, des Edelſteines Blitz,
Der Ceder Bau, der Säule Aufwärtsſtreben,
Des Nordlichts Spiel, der Farben ſtummer Witz,
Die Schönheit und der Anmuth ſüße Blume,
Das Aug' macht ſie zu unſerm Eigenthume.

Ein kleiner Kreis nur ſteht am Lichtesbronnen,
Dem auch der kleinſte Tropfen iſt verſagt,
Kein Stern im Aug', im Himmel keine Sonnen,
Kein Morgen, der ihm dämmerfreundlich tagt,
Kein Funken, der dem Stein wird abgenommen,
Kein Lichtſtreif, der im Blitze niederjagt,
Kein Sternenſchein und keiner Dämm'rung Funken
Erhellt die Nacht, in die er iſt verſunken.

Dem Blinden iſt der Faden abgeriſſen,
Der um Geſchöpf und Schöpfung feſt ſich wand,
Er tappt von Finſterniß zu Finſterniſſen,
Die Augen tragend in der hohlen Hand,
Geſtalt und Form der Dinge muß er miſſen
Und Menſchenbild wird nie von ihm erkannt,
Er weiß es nicht, wie Lieb' und Mitleid'swalten
Im Menſchenantlitz himmliſch ſich geſtalten.

Doch auch für dieſen Kreis der ewig Blinden
Blüh'n eig'ne Sterne auch in ihrer Nacht,
Die Mitleidsſterne, die zum Kranz ſich winden,
Zum Kranze, den die Gottheit angelacht;
Im Himmel edler Bruſt ſind ſie zu finden
Die Sterne, von der Menſchheit angefacht,
Und wie von Sternen kömmt das Licht der Gnade,
Erhellet göttlich ſie der Blinden Pfade.

So mögt im milden Licht Ihr jetzt empfangen,
Was Euch der Mitleidskranz der Menſchheit beut,
Wir bieten ſchüchtern es, doch ohne Bangen,
Weil es dem heil'gen Unglück iſt geweiht,
Nicht Ruhm noch Beifall wollen wir erlangen,
Wo ſich das Herz am Zwecke blos erfreut,
Nur Eurer Großmuth haben wir gehuldigt,
Jedoch das „Wie?“ wird durch „Wozu?“ entſchuldigt.

Declamations-Saal.

Zweite Abtheilung:

Heitere und ſcherzhafte Declamationen.

Selbſtſtudien und Declamationsprobe.

Eine ſceniſche Drolerie.

Seraphine, Luſtſpielkünſtlerin.
Wellen, Dichter.
Hegenau, Kritiker.
Puff, Kunſtreiſender.

(Zimmer zu einer Probe. Ein großer Spiegel zur Seite. Tiſche mit Büchern u. ſ. w.)

Seraphine (geht mit einer Rolle auf und ab).

„Bin ich denn noch Medea?“ — Nein, ſo geht es nicht:
Der Ton iſt viel zu ſanft, zu ſchlicht;
„Bin ich denn noch Medea?“ — Das iſt beſſer ſchon,
Allein doch immer im Luſtſpielton!
Es iſt fatal! Ich will nun, koſt' es was es wolle,
Verſuchen mich in einer tragiſch großen Rolle.
Soll ich bei'm Luſtſpiel bleiben? Jetzt, da nichts ſo ſelten iſt,
Als gute Luſtſpiel' und ein guter Tenoriſt!
Was kann am End' die Luſtſpielkunſt mir nützen?
Die Luſtſpiel' gehen aus, die Künſtler bleiben ſitzen!
Nur einen Luſtſpieldichter gibt es mehr,
Nur einen Einzigen, es iſt das — Diktionär!

D'rum werf' ich mich bei Zeiten auf ein and'res Fach,
Auf's Fach der Thränen, auf „O,“ auf „Ach!“
Gelacht hat man ſchon über mich, das will ich meinen,
Nun ſollen ſie dafür auch über mich recht weinen,
Die Thränen ſollen ſtrömen von der Gallerie,
Daß im Parterre man braucht ein Paraplui;
Ja, wenn's in einem Stück nur recht zu weinen gibt,
Zu ſchluchzen, das iſt gar zu ſehr beliebt;
Ein Jeder denket an ſein Trauerſpiel zu Haus,
Ergreifet die Gelegenheit und weint — ſich im Theater aus!
Im Luſtſpiel hat man oft ſchon mich gelobt,
Fand mein Talent gar mannigfach erprobt,
Da aber alle Künſtler die Marotte haben,
G'rad das zu ſpielen, womit ſie ſich begraben,
So werfe ich mich auf das Trauerſpiel,
Ich ſpiel' „Medea,“ das allein nun iſt mein Ziel
Im Trauerſpiel, da iſt ja jedes Wort ein Trumpf —
„Und Jaſon ſchwingt das Bließ dann mit Triumph!“
Da zeiget ſich die Allmacht der Actrice,
Den „Jaſon“ wirft ſie rechts in die Kouliſſe,
Und den „Triumph“ ſetzt ſie auf's Paradies,
Und während vom Beifall ſtöhnt das ganze Haus,
Da knixt die Künſtlerin und ſchnaubt ſich aus!
Bei der Medea bleibt's, ja, ja ſo ſoll es ſein! —
„Aeſon, mein Liebling, komm!“ dies rührt den Ziegelſtein!
„Höre die Mutter, komm, komm“ das iſt ſchwer,
So vielmal „Komm!“ erinnert an „Komm her!“
So! „Komm, komm, komm!“ da wird der Ton geſteigert

Bis uns zum Glück die Stimme ganz verweigert,
Und kriegen wir gar keinen Ton heraus,
So iſt's der beſte Ton für den Applaus!
So: „Höre die Mutter, komm, kemm, komm! Er kömmt nicht!"
„O Ebenbild des Vaters!" hier macht man ein Geſicht,
Um nur das Ebenbild wo möglich 'rauszubringen.
„Zu mir komm, zu mir!" Hier iſt es Zeit zu ſingen,
Denn wir ſind in der Kunſt ſo weit ſchon reduzirt,
Daß der Schauſpieler ſingt, der Sänger blos agirt.
„Sieh', deine Mutter liegt hier knieend" — aber wie?
Werf' ich mich auf das rechte oder auf das linke Knie?
Nein, mit dem einen Knie ich, mit dem andern ſpiel' ich fort
Und mit dem dritten ſchreit' ich zu dem Mord.
„Ha, wer gibt mir einen Dolch!?"
(Sie nimmt einen Dolch vom Tiſch und fährt damit gegen die Thür)

Wellen (tritt ein).

Für mich einen Dolch? das iſt ja fürchterlich!

Seraphine (fährt in Extaſe fort).

„O Du mein Schmerzensſohn, kennſt du die Mutter nicht?"

Wellen.

Ich? ihr Schmerzensſohn? Sie weiß nicht, was ſie ſpricht.

Seraphine.

„O Du, mein Aelteſter, und mir verhaßt wie er!"

Wellen.

Das iſt zu arg, ſo ſehen Sie doch her!

Seraphine.

Verzeihen Sie, ich hab' blos eine Prob' gemacht.

Wellen.

Zur Probe hätten Sie beinah mich umgebracht.
Jedoch zu etwas Anderm; wie ſteht's mit dem Gedicht?
Gefällt es Ihnen, meine Holde, oder nicht?
Sie müſſen's im Concert noch heute declamiren,
Ich komme her, um es mit Ihnen zu probiren.

Seraphine.

Probiren? Ich? ein launiges Gedicht?
Ein ſolches Ding, das ſich von ſelbſten ſpricht?
So eben übe ich mir die „Medea" ein,
Da, lieber Wellen, ſollen Sie behilflich ſein.

Wellen (lacht).

Sie? Wie Sie wollen nun im Trauerſpiel agiren,
Und können noch nicht tragiſch buchſtabiren!

Seraphine.

Wie? Was? nicht buchſtabiren?

Wellen.

Wenn Sie es können, wohl ſo ſagen Sie,
Wie viel Selbſtlauter gibt es in der Tragödie?

Seraphine.

Ich glaube fünf.

Wellen.

Ja das war vor Zeiten,
Da hatte der Pathos noch nichts zu bedeuten,
Bei unſerm Luxus jetzt braucht man mehr.

Seraphine.

Mehr? das iſt einzig.
Nun, wie viel Selbſtlauter hat man jetzt?

Wellen.

Hundert neunzig!
Siebzehn O ſpitzig und ſiebzehn O ganz ſtumpf,
Neunzehn A ganz hell und neunzehn A ganz dumpf,
Sechzehn U ganz traurig, ſechzehn U ganz heiter,
Hinauf und herab wie eine Hühnerleiter,
Dann ſiebzehn I Falſett und ſiebzehn I im Baß,
Bald dünn wie Haberrohr, bald dick wie aus dem Faß.
Und endlich zwei und fünfzig Mal das einz'ge E,
Vom Wörtchen „He," bis zum ſchauerlichen „Steh, Geh, Weh!"
Nun nehmen Sie die hundert neunzig Vokale
Und miſchen ſie zuſammen in einer Schale,
Und nehmen täglich alle halbe Stund'
Zwei Vorleglöffel voll davon in den Mund,
Und geh'n damit an einen großen Waſſerfall,
Dort wo der Sturz erregt den größten Schall,
Wenn er hinunterſchäumt zum tiefen Waſſerſchooß,
Dort laſſen die Vokal' Sie nach einander los,
Und hören Sie dann ſich mit eig'nen Ohren,
Dann ſind Sie zur Tragödie geboren!

Seraphine.

Ich muß geſteh'n, das würde mich geniren,
Sie möcht' ich wohl ſehen ſo etwas probiren;
Verſuchten Sie ſich nie auch in der Schauſpielkunſt?

Wellen.

Zuweilen und nicht ganz ohne des Publikums Gunſt.

Seraphine.

So will ich denn bei Ihren ſechzehn U Sie packen,
Geb' Ihnen eine kleine Nuß zum Knacken,
Das Wörtchen „Du“ zum Beiſpiel wer von uns Beiden
Kann es im Laut am mannigfachſten unterſcheiden?
Wie ſagen Sie das „Du,“ wenn mit Unruh und mit Zagen
Sie die Geliebte um etwas fragen?

Wellen.

— „Du?“
Allein wie ſagen Sie das Du zumal,
Wenn Ihr Geliebter raſch ein Küßchen ſtahl?

Seraphine.

„Du!“
Wie ſagen Sie's, wenn mit geſenktem Haupt
Das erſte Du die theure Braut erlaubt?

Wellen.

„Du!“
Doch wenn der Geliebte ſtets nur ſchmollt und ſchmält
Da ſagt ſie endlich, gar zu arg gequält: —

Seraphine.

„Du!“
Jetzt wenn die Mask' ihm gibt ein Stelldichein,
Er kömmt und es findet — ſeine Frau ſich ein?

Wellen.

„Du?“

Wie ſagt ſie Du, halb höhniſch, halb im Scherz,
Wenn er ſich rühmt, er rühre jedes Frauenherz?

Seraphine.

„Du?"
Und wenn ſie nach dem Schmollen immerfort
Ihn fragt: „Nun Männchen, wer hat das letzte Wort?"

Wellen.

„Du!"
Und wenn ſie ihn ertappt auf einer Lüge in der Noth,
Zwar diesmal ihn verzeiht, doch mit dem Finger droht —

Seraphine.

„Du! Du!
Ich ſag' Dir's Du, trau mir nicht, Du, — Du!"

Wellen.

Charmant, Sie ſehen ſelbſt es nun ganz klar,
Daß mein Buchſtabiren richtig iſt und wahr.
Doch nun probiren Sie geſchwind nur mein Gedicht,
Bevor Hegenau noch kommt, das fatale Geſicht!

Seraphine.

Wie? haben Sie den eitlen Geck hieher beſtellt?
Der dumme Menſch, der für ein Genie ſich hält!
Den abgeſchmackten Menſchen haſſ' ich wie die Nacht.

Wellen.

Der Kerl hat mir ſchon Gall' genug gemacht.

Seraphine.

Da kömmt er.

(Hegenau tritt ein, hinter ihm Puff.)

Wellen (läuft ihm entgegen und umarmt ihn).

Willkommen, theurer Herzensfreund!

Seraphine (geht ihm freundlich entgegen).

Ach das iſt ſchön, daß uns der Zufall hier vereint!

Hegenau (zu Seraphinen).

Der Grazie gebührt zuerſt mein Herzensgruß.
(zu Wellen).
Die Muſen folgen gleich dann auf dem Fuß!
(Puff vorſtellend.)
Hier hab' die Ehre vorzuſtellen einen Gönner —

Puff.

Ein Kenner, ein Gönner, aber allermeiſt ein Renner.
Bitt' recht ſehr, ſtelle mich ſchon ſelber vor,
So ſtellen Sie ſich vor, ich heiße Puff und reiſe hin und her,
Für ein Theater im Ausland als Commis voyageur,
Ich engagir' Alles, Alles, was da ſpricht und ſchreit und ſingt,
Auch Alles, was da reitet, voltigirt und hüpft und ſpringt;
Bratſchiſten, Violiniſten, Klarinettiſten, Fagottiſten,
Ich engagir' erſte Helden, blos auf's Gewicht,
Auch Primadonnen, ob mit Stimme oder nicht,
Ich engagir' Soubretten, dreie für ein Paar,
Ich engagir' Affen, Automaten und Bären,
Ausländiſche und inländiſche Bayaderen,
Ich engagir' Sängerinnen — das iſt gefährlich!
Und geb' ihnen dreizehn Monat Urlaub jährlich!
Ich engagir' Leut', die nicht deutſch und nicht franzöſiſch wiſſen,
Die mir die meiſten Vaudevilles überſetzen müſſen;

Ich engagir' Souffleure, Regiſſeure und Decorateure,
Requiſiteure und überhaupt alle lebenden „eure,“
Ich engagir' Tänzer aus Spanien exprès,
Damit ich den Steyriſchen gut tanzen ſeh'.
Ich engagir' ohne Unterſchied des Talents und Genie,
Mit Reſpect zu melden, Menſchen, Dichter und Vieh.
Ich engagir' Taſchenſpieler, Flöh' und Elephanten,
Tiklitakili, Reiter, Zwerg und Giganten,
Ich engagir' einen Poſtzug von vier Enthuſiaſten,
Die ſich vorſpannen vor den Theaterkaſten,
Und mit einem Vivat- und Hurrahgeplärre,
Mit Kunſt und Künſtler gallopiren ventre à terre!
Genug ich engagir' Alles (zu Seraphine) und ich gratulir' mir ſchon
Zu Ihrer einzig auserleſenen Acquiſition!

Hegenau.

Erlauben Sie, ich laß mir nicht in's Handwerk gehen,
Wie können Sie was loben, bevor Sie es geſehen?

Puff.

Der Puff braucht das nicht, der Puff hat gar nichts erſt probirt.
Der Puff kömmt, der Puff ſieht, der Puff engagirt!

Seraphine.

Alſo, wenn's gefällig iſt, zur Deklamation.

Wellen (zu Hegenau).

Wir bitten höflichſt um gar keine Recenſion.

Hegenau.

Sie ſcheinen heute der Kritik beſonders feind,
Ja ſo, heut iſt der Tag, an dem mein Journal erſcheint.

Wellen.
So? Ihr Journal? der Courier? Erſcheint der heut'?
Ich leſe kein Journal ſchon ſeit langer Zeit,
Kritik gar, die leſe ich ſeit Jahren ſchon nicht mehr
Und wenn ſie von Tieck und Leſſing ſelber wär'.
(Zu Seraphinen, indem er ſein Taſchentuch herausnimmt und unverſehens ein Blatt herausſchleudert.)
Ich hab' um die Kritik mich nie geſchoren!

Hegenau (hebt das Blatt auf).
Pardon! Sie haben hier etwas verloren!
Allein, was ſeh' ich, das iſt ja mein Blatt von heut',
Sie leſen kein Journal ſeit langer Zeit!?

Wellen.
Ich weiß nicht, wie das in meine Taſche kam,
Vielleicht, als ich vom Tiſch das Sacktuch nahm.

Hegenau (der das Blatt entfaltet).
Doch wie? Bei der Kritik da, über Sie, am Rand,
Da ſind ja Noten von Ihrer eig'nen Hand?

Wellen.
Ein Spaß, — ein Hauptſpaß.

Puff.
Ein Spaß? Ein Hauptſpaß? Den engagir' ich gleich,
So laſſen Sie doch ſehen.
(Er lieſt das Blatt.)
Ha, da ein Artikel „die Sängerin Wellenreich
Weiß nicht, was die Muſik im Grund bedingt,
Sie ſingt, wenn ſie ſpricht, und ſpricht, wenn ſie ſingt!“
So? Von wem iſt die ſaubere Recenſion?

Seraphine.

Da hier von unſerm unparteiiſchen Leſſingsſohn!

Puff.

Von Ihnen, da ſoll Sie der Guguck holen,
Sie haben die Wellenreich mir ja anempfohlen.
Da ſchwarz auf weiß
(Er nimmt einen Brief heraus.)
— „Die Wellenreich iſt ganz charmant,
Gewinnen Sie für Ihre Bühne ſie zu eigen,
Sie würden großes Vergnügen mir erzeugen.“

Wellen (zu Seraphinen).

Warum verfolgt er alſo dieſe Nachtigall?

Seraphine.

Ja, ihre Stimme verlor wahrſcheinlich das *Metall*!

Puff.

Mein Herr! Auf *einem* Blatte haben Sie gelogen!

Hegenau.

Beileibe! Beides iſt ganz wahr, *Brief* und *Zeitungsbogen*,
Das *Blatt* ſagt, die Wellenreich ſingt ſchlecht,
Und dieſes Blatt hat einmal immer Recht.
Der *Brief* ſagt, Sie würden Freude mir erzeugen,
Wenn Sie die Wellenreich gewinnen ſich zu eigen,
Auch das iſt wahr, wie es aus meiner Feder floß,
Denn wenn *Sie* ſie engagiren, ſind endlich *wir* ſie los.

Wellen.

Genug davon, ich bitte, ſtören Sie uns weiter nicht,
Die holde Künſtlerin probirt jetzt mein Gedicht.
So nehmen Sie gefälligſt Platz.

Seraphine.

Ich wage viel. Hier der Dichter,
Da gar der Böſewicht, der ſtrenge Richter,
Da fehlt nur noch ein großes Publikum,
Das macht mich ordentlich ganz ſtumm.
Jedoch wenn ich, wenn auch nur ſo in der Idee,
Ein hochverehrtes Publikum ſo vor mir ſeh',
Da fühl' ich mich erſt angeregt, begeiſtert.
Ach, Herr von Puff, ich bitte höflichſt d'rum,
O machen Sie ein Bischen hier das Publikum.

Puff.

Ich? Ich? Ein Publikum? Eine einſchichtige Perſon?
Ja, Ihnen zu Lieb will ich mich dazu bequemen,
Allein, wird's das wahre Publikum nicht übel nehmen?

Seraphine.

Bewahre! In der ganzen Welt weiß jetzunt Jedermann,
Das Publikum fängt ſtets nur bei dem Nachbar an.
Verſuchen Sie es nur einmal, das macht ſich ſchon;
(Sie bringt einen Seſſel.)
Da ſetzen Sie ſich, breit, bequem, mit Wohlbehagen,
So, und nun werden Sie zum Publikum geſchlagen;
(Sie ſchlägt ihn mit dem Fächer auf die Wange.)
Sei gut, ſei mild, ſei freundlich uns in jeder Change,
Applaudir' und ruf heraus: Hony soit qui mal y pense!

Puff.

Aha, ich ſpür ſchon ſo was, wenn ich's auch nicht faſſe,
Das weiß ich ſchon, ich bin eine gewichtige Maſſe.

Wellen (legt ihm die Hand auf's Haupt).

Verehrter Puff, bewahre ſtets Dir einen guten Magen,
Du wirſt als Publikum gar manchen Puff ertragen!

Puff.

Kurios, ich empfinde ſchon, ich weiß zwar nicht wie,
Allein ich fühl in mir ſchon die vox populi.

Hegenau (legt ihm die Hand auf's Haupt).

Als Publikum ſei mir vergönnt
Zu machen Dir mein Compliment,
Bewahr' Dein gutes Temperament,
Dicht und feſt wie Pergament,
Führ' ein mildes Regiment,
Wo Dir ſich zeigt ein klein Talent,
Sei niemals doch gar zu behend,
Komm nach dem Anfang und geh' vor dem End'.
Und naht ſich Dir ein Recenſent,
Mit Kunſt und Dunſt und Argument,
So mache ſchnell Dein Teſtament!

Puff.

Bin ich's? Ja! Wie das tobt und kocht und brauſt,
(Er applaudirt für ſich).
Ich bin ein Publikum, ich fühl 'ne Armee in meiner Fauſt.

Seraphine.

Zum Küſſen, das iſt die wahre Kennergluth,
Ein Mann wie Sie, ſpielt alle Rollen gut.

Hegenau.

Zur Sache; ein Gedicht? (zu Wellen) von Ihnen?
Ich bin ganz Ohr!

Wellen.

Ein ziemlich langes, welches ſeinen Herrn verlor!

Seraphine

(ſtellt ſich halb und halb gegen Puff und macht einen Knix, Puff empfängt ſie mit Applaus).

„Die menſchlichen Redensarten und ihre Bedeutung, Gedicht von Wellen."

Puff.

Superb! ganz meine Idee!

Wellen.

Pardon, ich muß Sie unterbrechen,
Ich glaub', Sie ſollten dieſen Titel alſo ſprechen:
„Die menſchlichlichen Redensarten und ihre Bedeutung."

Puff.

Charmant, ganz meine Idee!

Hegenau.

Pardon, der Titel iſt noch kein Gedicht,
Die Regel vom Fall und Schwung will, daß man ſpricht:
„Die menſchlichen Redensarten und ihre Bedeutung."

Puff.

Bravo! ganz meine Idee: Sie hat Recht, der hat Recht,
Der hat auch Recht, kurz, Sie haben alle Recht.

Seraphine.

Ich bitte, allen Reſpekt vor Dichter und Aeſthetikfreſſer.
Allein kömmt's auf's Ausführen an, ſo machen wir's doch immer beſſer.
Alſo ich bitt'!

(Sie declamirt weiter.)

„Die menſchlichen Redensarten und ihre Bedeutung, von Wellen!“

Was nennt gewöhnlich man im Leben
Und im Geſpräch ſo: eine „Redensart?“
Das heißt, wenn man die Art zu ſagen eben
Was eigentlich man denkt und fühlt erſpart,
Dafür ſich drechſelt eine leere Phraſe
Und ſie dem Andern ſchleudert an die Naſe!

(Puff applaudirt.)

„Ihr ganz gehorſamer Diener!“ Ja das hören
In jeder Stunde wir von Jedermann,
Doch wollen wir den kleinſten Dienſt begehren,
So kämen Alle wir recht ſchön wohl an.
„Ihr Diener“ heißt nichts, überſetzt in Gedanken,
Als „für 'nen ſolchen Herrn, da müßt ich danken.“

(Puff applaudirt.)

Es kömmt Beſuch, es leidet keinen Zweifel,
Man ſagt: „das Vergnügen iſt doch gar zu rar,“
Man wünſcht wohl: das Vergnügen wär' beim Teufel,
Allein die Redensart, die will fürwahr,
Man ſage: „Setzen Sie ſich nur nieder!“
Das heißt: „Marſchir, und komm ſobald nicht wieder!“

(Puff applaudirt.)

Begegnet Jemand ſo man im Spazirengehen,
Und auszuweichen iſt es nicht mehr Zeit,
So ruft man aus und bleibt ganz fröhlich ſtehen,
„Ich ſah Sie ja nicht in einer Ewigkeit!"
Das heißt: „man kann nicht zwanzig Schritte machen,
So läuft man dieſem Schafskopf in den Rachen!"

(Puff applaudirt.)

Zwei Frauen treffen auf dem Platz ſich eben,
Sie küſſen ſich und drücken ſich die Hand,
Die Eine ſagt: „Sie ſehen aus wie's Leben!
Der Himmel weiß, Sie machen ſich brillant!"
Dabei denkt ſie und küßt ſie auf die Wangen,
„Ach! die Perſon iſt ſehr zuſamm'gegangen!"

(Puff applaudirt.)

Man ſitzt bei Tiſch, es wechſeln Glas und Teller,
Ein Jeder ſchenkt dem Nachbar fleißig ein;
Der Hausherr ſagt: Wie ſteht's mit meinem Keller?
Nicht wahr, das iſt ein delikater Wein?
Man ſagt: „O, o, der Wein iſt wirklich auserleſen!"
Das heißt: „Der Krätzer kratzt uns wie ein Beſen!"

(Puff applaudirt und ziſcht zugleich.)

Sie applaudiren und Sie ziſchen auch? Warum?

Puff.

Es ſind getheilte Stimmen in dem Publikum!

Wellen.

Ich halte mich am Beifall ganz allein!

Hegenau.

Das Ziſchen ſoll mir recht willkommen ſein.

Seraphine (fährt fort).
Man ſpielt jetzt Whiſt, die Dame gegenüber
Mit einem finſtern Geſicht von Bronce,
Sagt regelmäßig: „Ach Pardon, mein Lieber!“
Und regelmäßig ſpielt ſie dann Renonce.
Man ſagt dann: „Ach, das trifft ſich wohl zuweilen!“
Und denkt ſich: „Man verliert ſein Geld mit dieſen Eulen!“
(Puff applaudirt.)
Man trinkt den Thee, es kommen alle Baſen,
Und auch die Kindlein alle ſind dabei,
Sie quicken, zirpen, räuſpern ſich die Naſen,
Sie quälen uns mit Heulen und Geſchrei,
Man ſagt: „Ach wie ſind ſie lieb, die Kleinen,“
Und denkt: „Die Brut hört gar nicht auf zu greinen.“
(Puff applaudirt.)
Ein neues Stück erſcheint, es kommt der Dichter
Und fragt, wie es der Geſellſchaft denn gefiel,
Da kriegt er lauter freundliche Geſichter,
Das Lob hat weder Maß noch Ziel,
Man ſagt: „So ſehr amüſirt hat mich noch kein Theater!“
Das heißt ſo viel als: „Ich gähnte wie ein Kater!“
(Puff ruft immer: „bis, bis, bis!“)

Wellen.
Charmant, Sie geben meinem kleinen Gedicht,
Das an ſich werthlos, Leben, Farbe und Licht!

Hegenau.
Gewiß, das wird gehen, wir reichen uns die Hände,
Die Probe iſt, Gott ſei Dank, zu Ende.

Puff (hat immer applaudirt und „bis, bis!“ gerufen).
O, bis! Fuora! Ich will wie das Publikum mich amüſiren,
Am End' laß ich den Zwiſchenakt auch noch repetiren!

Seraphine. Wellen. Hegenau.
(Reichen ſich die Hände, zu Puff gewendet.)

Seraphine.
Verehrtes Publikum, vereint in einer Perſon allhier,
Parterr, Sperrſitz, Logen und Gallerie!
Wir beugen vor Dir Alle unſer Knie,
O geh zu hart in's Gericht gar nie!
Wenn ich zu leiſe ſprach oder gar ſchrie,
Und wenn's auch nicht zum Beſten gedieh,
So denk', es war ja nur eine Drolerie!
Und mißfiel Dir was, ſo ſchieb es nicht auf mich,
Ich geh', halte an den Dichter Dich! (Geht ab.)

Wellen (ruft ihr nach).
So nehmen Sie mich mit — Sie geht, das iſt nicht fein,
Und läßt mit dem Publikum mich hier allein,
Nun nimm Dich zuſammen, mein Biſchen Latein!
(Zu Puff).
Verehrtes Publikum — ich bin zu ſehr verlegen —
Verehrtes Publikum — ich bring kein Wort zuwegen —
Verehrtes Publikum — wie ſoll die Wort' ich wagen —
Verehrtes Publikum — da ſtets Sie Milde pflegen —
So — ſo — ſo — ſo bitt' ich um Ihren Segen.
(Stürzt ab.)

Hegenau.

Verehrtes Publikum (für ſich) das Ding wird gar zu arg! —
Ich bitte, applaudiren Sie nicht zu ſtark,
Mit dem Beifall ſei man lieber karg,
Das Lob iſt der Nagel zu dem Künſtlerſarg,
Ueberhaupt, mein hochverehrtes Publikum,
Sei Du ganz ſtill und verhalte Dich ganz ſtumm,
Wir Recenſenten, wir prätendiren,
Daß ſich das Publikum gar nicht laſſe rühren,
Nicht zum Ziſchen, nicht zum Applaudiren,
Daß es ſich ſoll unſerhalb geniren,
Beim Trauerſpiel Thränen zu verlieren,
Und bei dem Luſtſpiel Lachluſt zu verſpüren,
Bis wir nach drei Tagen gedruckt in unſere Spalten
Es Ihnen ſagen, was es davon zu halten,
Und ob es ſich gelangweilt hat oder unterhalten!
Und wenn es gegen der Recenſenten Willen
Gelacht hat oder geweint, laut oder im Stillen,
So muß es hineingehen dann, wenn die Kritik erſcheint,
Und weinen, wo es gelacht, und lachen, wo es geweint,
Und bis die Kritik ſagt: „das iſt gut, das iſt dumm,"
Geht das große Weltall ohne Urtheil herum!
(Ab.)

Puff (bleibt ſitzen).

Wie? was? der Kerl will mich verblüffen?
Das iſt einer von ihren Kniffen und Pfiffen,
Jetzt will ich erſt applaudiren,
Daß mir die Seiten weh thun und die Nieren!
(Applaudirt ungeheuer.)

Da ſehen Sie einmal, mein aufgeblaſener Herr,
So applaudir ich als Sperrſitz und als Parterr,

(Applaudirt zart mit den Fingern.)

Und ſo als die Logen, zart wie Melodie,

(Mit Hand und Fuß.)

Und ſo applaudir' ich als die Gallerie,
Und ſo applaudir' ich als das ganze Haus;
Bis, fuora, brava, bis! brava! raus!

(Der Verhang fällt, Puff applaudirt fort.)

Nur Hochdeutſch oder der G'nackſtreich.

Nach langer Mühe iſt es endlich mir gelungen,
Der deutſchen Sprache völlig Herr zu ſein,
Sie ſo zu ſprechen, wie hochdeutſcheſte Zungen,
Sie ſprechen klar, und vom Dialekt ganz rein;
Kein „Gangen's", kein „I küß' d'Hand",
Kein „Halt!" das bin ich gar nicht mehr im Stand;
Es iſt bekannt, daß ich ſo edel ſpreche,
Wie im Burgtheater nur die Rettich und die Peche;
Aber g'rad', wenn ich ſo im erhabenſten Satz,
Gibt's mir ein'n G'nackſtreich, und pfutſch 's iſt die Katz'.

Es iſt ſo ſchön, das Deutſche rein zu ſprechen,
  Beſonders wenn mit der Geliebten man ſo ſpricht,
Da kann man recht ſo nach dem Herzen ſtechen,
  Wenn man um's Wort die ſchönſten Phraſen flicht.
Wenn Lieb' verſucht ſein Lieben ihm zu ſchildern,
Spricht Lieb' ſo gern in ſüßen Blumenbildern,
Sie ſpricht mit Worten, die das Herz ſo rühren,
Daß ſich das Trutſcherl muß verſchameriren.

Wenn im Gewerbverein ich meine Rede halte,
  So fließt Beredſamkeit von meinem Mund,
Wenn ich das Deutſch ſo wunderrein entfalte,
  Erſtaunt ringsum die ganze Tafelrund',
Und mit Begeiſterung erſtreckt ſich meine Suade,
Auf Leder, Ziegel, Knoppern und Pomade,
Die Glut, die mich ergreiſt, iſt nicht zu löſchen,
So, daß ich fuchli oft, in' Tiſch möcht' inne pleſchen.

Wenn ich als Bürger dann, an einem Feiertage,
  Am Stock am Eiſen ſo exerzir' —
So iſt es allgemein nur eine Sage,
  Daß ich nur hochdeutſch immer kommandir';
Ich laß das Pferd auf hochdeutſch immer traben,
Ich reit' hinauf, hinab, am Kohlmarkt und am Graben;
Sie ſtehen alle ſchweigend da, ſo wie geknebelt,
Nid aner murt ſi — ſonſt wern's glei verwebelt.

Beim Bier des Abends ſitzen Rezenſenten,
  Denn die Kritik iſt eine durſt'ge Leidenſchaft,
Ich ſpreche mit in lauter Argumenten,
  Mein Wort iſt voller Blüthe, voller Kraft;
Ich falle ihrem Urtheil wüthend in die Speichen,
Sie halten mich für einen ihres Gleichen;
Ich ſchimpf' auf Schiller, Goethe, Mozart und Genevali —
Da haltens glei das Maul, und werden ganz pomali.

Auf's Land geh' ich im Frühling gar ſo gerne,
  Wie herrlich prangt das Götterweib: „Natur;“
Ganz anders iſt der Himmel da, die Sterne,
  Ganz anders iſt der grüne Schmelz der Flur,
Die Bäche murmeln, und die Wälder rauſchen,
Die Nachtigallen ſüße Lieder lauſchen,
Ich ſeh' den Abendſtern gar mild erglänzen,
So, daß ich röhren muß und Thränen trenzen.

Ich deklamire auch, doch nur äſthetiſch,
  Erhaben iſt mein Ausdruck, rein iſt mein Accent.
Ich liebe Alles, was ſo recht pathetiſch,
  Und Glut und Blut und Muth in jeder Zeile brennt,
Wenn von des Dichters Bilder-Ungewittern,
Die Wangen glühen und die Herzen zittern,
Und wenn die Thränen ſo die Wangen überſchwemmen,
Daß Sie vor Flennen nit zum Paſchen kommen können.

Repetition.

Ich weiß, mein Deutſch, es muß mir Roſen bringen,
Die ſchönſten Roſen bringt's mir eben jetzt,
Denn dieſe Huld muß mich mit Glück durchdringen,
Ich hab' als Höchſtes immer ſie geſchätzt,
Es iſt ſo ſüß, den Kennern zu genügen,
Es iſt das höchſte irdiſche Vergnügen,
Die Kunſt ſitzt traurig ſtets im Lebenswinkel,
Das Außapaſchen is ihr anzig's Herzensbinckel. —

Sanftes Eheſtands-Duettino.

Für Trommel und Contrabaß geſetzt.

Er.

Im Himmel, ſagt man, werden alle Ehen
Geſchloſſen, und warum nicht auf der Erd'? —
Auf daß, wenn man ihn ruft in Leid und Wehen,
Um's Himmelswillen uns der Himmel hört.
Allein, wenn ſie geſchloſſen ſind, ſo ſagt der Himmel Allen:
„Allez! Partez!“ — Man iſt aus ſeinem Himmel dann gefallen.

Sie.

Ja wohl! Im Himmel werden ſie geſchloſſen,
Die Ehen! Und warum nicht auf der Erd'?
Weil dort die Männer leichter ſind entſchloſſen
Zum Ehſtandshändchen, das ſie uns beſchert;
Im Himmel muß der Mann zum Ehſtand greifen,
Denn in dem Himmel gibt's nicht Wein, nicht Pferd, nicht Pfeifen.

Er.
Geſchloſſen wird die Eh' von Himmelswegen,
O ja! und krumm geſchloſſen noch dazu!
Man kann dabei ſich gar nicht mehr bewegen,
Geſchloſſen und beſchloſſen iſt die Ruh'!
Dann ſpricht ein Jeder von den Eh'genoſſen:
„Beim Himmel! Ich hab' mit dem Himmel abgeſchloſſen!"

Sie.
Und weil ſie oben nur geſchloſſen werden,
Im Himmel, unterm blauen Hochzeitsflor,
D'rum ſchlägt die arme Ehefrau auf Erden
Den trüben Blick zum Himmel ſtets empor,
Seufzt: „Was der Himmel hat geſchloſſen auf Verlangen,
Das iſt auf Erden wied'rum aufgegangen!

Er.
Und wenn der Himmel Hochzeit ſchließt da oben,
Da hängt er immer voller Geigen auch;
Die Eh'ſait' iſt aus lauter Duft gewoben!
Sie klingt ſo ſanft wie Aeolsharfenhauch!
Doch auf der Erd'! — im Reich der Papatatſchen —
Da werden's lauter Contrabaß und Bratſchen!
(Begleitung.)

Sie.
Der Contrabaß, er hat die Ehr' zu danken! —
Und auch die Bratſche macht ihr Kompliment; —
Doch fordern ſie den Mann noch in die Schranken,
Er ſpielt das allergröbſte Inſtrument,
Gleich poltert er und tobt und ſchreit: „Sic volo!"
Und macht die Bratſche ſtill mit einem Paukenſolo!
(Begleitung.)

Er.

Viel haben wir von Griechenland erworben,
Doch Eins iſt wunderbar, bei meinem Wort!
Die Sokrates ſind alle ausgeſtorben,
Xantippen aber pflanzen gut ſich fort!
Zwar haben ſie nicht Alle griech'ſche Naſen,
Allein ſie brummen g'rade wie Xantippen's Baſen.
(Begleitung.)

Sie.

Der Mann iſt wie ein Buch, bevor man es gefunden,
Voll Neugier man auf ſeinen Inhalt brennt,
Doch hat man es, und lieſt's in müß'gen Stunden,
So findet man die Fehler all' am End'!
Wenn man ein Schäferbuch gekauft mit leiſen Klagen,
In kurzer Zeit ſchon wird mit Pauken d'rein geſchlagen.
(Begleitung.)

Er.

Das Weib iſt wie ein Buch, ſo ein Kalender,
Ein hübſches Titelblatt (— auf's Geſicht zeigend —) und Blumenkron',
Ein Bischen Inhalt, und ganz breite Ränder,
Und jedem Tag — ein anderer Patron.
Noch heute kündet's Sonn' und Heiterkeiten,
Und morgen brummt der Stern von allen Seiten.
(Begleitung.)

Sie.

Wie ein Gebirge iſt der Mann, an Ecken, ſteile,
Bricht ohne Anklang ſich der zart'ſte Laut,

Und er erwiedert nur die kleinſten, letzten Theile,
Von Schmerz und Luſt, die innig ihm vertraut.
Allein löſ't ſich ein Stein von ſeinem Herzensſteinbruch,
Da rollt's und poltert's, wie bei Donnerwetters Einbruch.
(Begleitung.)

Er.

Wie ein Gebirge iſt das Weib; im Widerſprechen
Pflanzt jedes Wort ſie zwanzig Mal noch fort;
Ja ſie behält, wenn ſich auch tauſend Stimmen brechen,
Dem Echo gleich, doch ſtets das — letzte Wort.
Man darf nur einen Laut ihr noch ſo leiſe ſummen,
Sie wird im Wiederhall die ganze Scala brummen.

Sie.

Wie eine Glocke iſt der Mann, er lärmt und läutet,
Und miſcht in jeden Lebensfall ſich ein.
Ihm iſt es gleich, ob Tod, ob Hochzeit es bedeutet,
Er ſchreit nur gleich mit vollem Hals hinein.
Und in das Haus, vom kleinſten Schein geblendet,
Er gleich die große Feuertrommel ſendet.

Er.

Wie eine Glocke iſt die Frau, denn oft im Leben
Hängt frank und frei ſie da an einem — Strick.
Und gehn die Glocken auch nach Rom zum Feſt ſo eben,
Stellt ſich das Ratſchen ein im Augenblick;
Doch in dem Haus, im lieben Eh'ſtandsrocke,
Da brummt den ganzen Tag die Zügenglocke.

Sie.

Den Wolken gleich ſind Männer, in den Gelben,
Den Blonden, da ſteckt nichts als Staub und Wind.

Die Schwarzen ſcheinen furchtbar, doch dieſelben
Entleeren ſich und platzen gar geſchwind.
Und bei der Eh'ſtandswolke, ach, ihr guten Götter!
Folgt gleich ein Wolkenbruch mit einem Donnerwetter.

Er.

Wie Wolken in der Luft wohl ſind die Frauen,
Wer Wind nur macht, der treibt ſie hin und her,
Die ſtolzen, die hoch fliegen ſtets zum Blauen,
Die ſind gewöhnlich alle hohl und leer,
Und wenn zwei Wolken zur Viſite ſich begegnen,
Da geht das Brummen los, als wollt' es Bratſchen regnen.

Sie.

Den Eiſenbahnen gleich iſt's Männerleben,
Sie führen uns ſtets an — mit einem — Pfiff! —
Gar oft geht ihnen 's Feuer aus daneben,
Da hilft nun weiter weder Pfiff noch Kniff;
Dann fährt aus ihrer Bruſt ein leer' Geraſſel,
Es ziſcht und giſcht wie leerer Donnerraſſel.

Er.

Den Eiſenbahnen gleich ſind alle Frauen,
Durch Dampf macht man die glänzendſte Partie.
Und ſitzt man einmal auf, dann kann man ſchauen,
Heraus da hilft man wohl ſich ſelber nie;
Und liegt das kleinſte Steinchen in der Schiene,
Da knurrt und brummt die ganze Eh'maſchine.

Sie.

Doch wiederum ſind Männer wie die Bienen,
Sie ſummen zwar, jedoch aus Emſigkeit,

Zum Zellenleben folgen gern wir ihnen,
Denn da regiert das Weib zu jeder Zeit;
D'rum, wenn die Bien' auch poltert in der Zelle,
Beim Donner, ſagt man, wird der Honig helle.

Er.

Doch wiederum ſind Frauen auch wie Bienen,
Sie ſummen wohl, doch nur zur Süßigkeit,
Sie ſchwärmen wohl, allein wir danken's ihnen,
Ihr Schwärmen deutet auf die Honigzeit.
Mir wäſſert ſchon der Mund, — ich muß verſtummen!
Die Honigſammlerin, ſie mag ein Bischen brummen!
Alſo liebſter Contrabaß —

Sie.

O liebſter Trommelkönig!

Er.

Ein Bischen Brummen —

Sie.

— ein Bischen Donnern, wie ich ſag' —

Beide (geben ſich die Hände).

Alſo brummen wir und donnern wir ein wenig,
Bis die Poſaun' ertönt am jüngſten Tag.
(Hier ertönt ein Poſaunenſtoß.)

Conjugations-Examen des Zeitwortes: „Lieben."

Ein grammatikaliſcher Schwank.

Lehrer.

Geliebte Schülerin'n, ihr habt mit Luſt und Fleißigkeit
Pronomen und Artikel euch zu Herz genommen,
Ich denke, es wäre wahrlich einmal Zeit,
Daß wir nun auch einmal an's Zeitwort kommen.
Was heißt ein Zeitwort und exempli gratias,
Das „Lieben," welch ein Zeitwort iſt wohl das?

Erſte Schülerin.

Das Zeitwort „lieben" iſt ein Wort, das mit der Zeit
Von ſelbſt ſich lernt, nur nach und nach, und mäßig,
Beſtimmt war's ehedem, doch unbeſtimmt iſt's heut',
Doch immer iſt und bleibt es regelmäßig;
Zwei Hülfszeitwörter hat es: „haben" und auch „ſein,"
Doch viele conjugiren es mit „haben" ganz allein.

Zweite Schülerin.

Das Zeitwort „lieben" weiß ich zwar noch nicht perfekt,
Ich kenn' es jetzt erſt aus dem Buche,
Es iſt „perſönlich", wenn ich hab' ſchon mein Subjekt,
Und „unperſönlich", wenn ich mein Subjekt noch ſuche,
Doch hör' ich und ich glaub's auch, in der That,
Man liebt im Subjekt oft nur ſein — Prädikat.

Lehrer.

Ah! valde bene! welche Freude, wenn Genie
Sich bei dem Schüler frühe ſchon entfaltet!
Jedoch, was wißt ihr von dem „Modus?“ wie
Das Zeitwort „lieben“ dreifach ſich geſtaltet,
Befehlsweiſ', unbeſtimmt, beſtimmt, ich mein',
Ihr müßt damit auch ſchon im Klaren ſein.

Erſte Schülerin.

Quomodo? Wie? ergo credo, wie man's nimmt,
„Ich liebe,“ erſte Perſon der beſtimmten Weiſe;
„Du liebſt,“ das iſt noch etwas unbeſtimmt,
„Man liebt“ vom Jüngling bis zum Greiſe,
„Er liebt,“ das iſt konjunktiv, bedingt,
„Er liebte,“ Wenn? — man ihm viel Mitgift bringt.

Zweite Schülerin.

Ich, ich geſteh', Herr Lehrer, ganz naiv,
Von „unbeſtimmt,“ „beſtimmt,“ da will ich gar nichts wiſſen,
Ich lieb' im „Lieben“ nur den Imperativ,
Ich will's, daß Sie mich lieben müſſen!
Befehlen will ich immer: „Liebe Du!“
Wer's Zeitwort kann, der liebt im Nu!

Lehrer.

Cum summa laude! ihr verdient ein Prämium!
Ihr braucht nicht mehr zu repetiren,
Allein, nun bitt' ich euch — Silentium! —
Das „Tempus“ mir zu deklariren,
Wie viele Zeiten es im Zeitwort „lieben“ gibt,
Und ob in allen Zeiten ihr ſeid eingeübt?

Erſte Schülerin.

Tempora sunt tria! Zeiten giebt es drei
Im Zeitwort „lieben" abzuwandern,
„Ich hab' geliebt!" praeteritum! vorbei!
Nun kömmt das Präſens d'rauf: „ich liebe" einen Andern,
Und was man liebt in der „gegenwärtigen Zeit",
Geht morgen ſchon aus der „längſtvergang'nen Zeit."

Zweite Schülerin.

Das Zeitwort „lieben" hat noch Silben zwei,
Die, vor das Wort geſetzt, es ſehr changiren,
Verlieben, da riskirt man nichts dabei,
Belieben, da muß man tüchtig erſt ſondiren,
Verliebt? Geweſen? Jetzt? In Zukunft? Nein,
Mein Streben iſt, vorerſt beliebt zu ſein.

Lehrer.

Tempora mutantur et nos! das heißt überſetzt;
„Schon gut, mein Kind; wir werden uns noch ſprechen!"
Allein, nun weiter in dem Verbum „lieben" jetzt,
Ihr habet manche Nuß noch aufzubrechen,
Es iſt noch mancherlei euch aufbewahrt,
Die fragende, verneinende, bedingte Art.

Erſte Schülerin.

Was gibt's da viel zu fragen in der Lieb'?
Und wenn man fragt, wird's eine lange Kette!
Die bedingende Art iſt, wenn Eine ſpröde blieb,
So konjugirt ſie ſpäter: „O daß ich geliebet hätte!"
Auch fragend und verneinend, ſieht ſie ſich je allein:
Zum Beiſpiel: „werd' ich nie geliebt denn ſein?"

Zweite Schülerin.

Zuweilen, brauchet man ſtatt der Vergangenheit
Die Gegenwart; zum Beiſpiel: „ich gehe geſtern und finde,“
Anſtatt: „ich ging und fand;“ ſo braucht die gegenwärtige Zeit
Im „lieben“ man auch ganz geſchwinde,
Zum Beiſpiel: „Ich nehm' und liebe meinen Herrn Gemahl,“
Anſtatt: „Ich nahm und liebte ihn einmal!“

Lehrer.

Vortrefflich, meine Kinder, und nun zum Beſchluß
Ertheil' ich euch noch ein'ge Lehren,
Denn wir Lateiner ſagen: „docendo discimus!“
Wir lernen ſelbſt, indem wir Andere lehren!
Vor Allem, ehe ihr an das Zeitwort „lieben“ geht,
Müßt ihr das „Hauptwort“ erſt recht kennen,
Ihr wißt, was unter „Hauptwort“ man verſteht,
Das Hauptwort muß die Perſon erſt nennen;
Das Beiwort auch ſtudiret ihr ſodann,
Das zeiget euch des Hauptworts Eigenſchaften;
Was iſt dabei noch bei dem Hauptwort „Mann,“
Und was für Güter an dem Hauptwort haften.
Das Fürwort nimmt des Hauptworts Stelle ein,
Daß müßt im Lieben ihr vermeiden,
Nur „ich“ und „du,“ die Fürwörter allein,
Die dritte Perſon kann das Hauptwort oft nicht leiden,
Das Zahlwort müßt ihr auch dann ganz genau
Im Lieben aus dem Fundament ſtudiren,

Grundzahlen heißen: „Eins, zwei, ſechs, neun,"
Sind auf die Frag': „wieviel?" zu reſpondiren.
Doch wenn: „Der Wievielte?" man fragend ſpricht,
Dann kömmt die Ordnungszahl: „der Achte!"
Allein die Zahl iſt in der Ordnung nicht,
Daß man im „Lieben" nach ihr trachte.
Das Schwerſte bei dem Zeitwort „Lieben" iſt
Das Bindewort, das Wort, das bindet;
Das Bindewort, wie ihr ſchon lange wißt,
Regiert das Zeitwort, wo es ſolches findet,
Ihr müßt das „daß" mit dem Eß-Zet
Vom „das" mit bloßem Eß ſtets unterſcheiden,
Denn gar viel Liebesunglück liegt, ich wett',
In der Verwechslung dieſer Beiden.
Und nun noch das „Empfindungswort,"
Die „Interjektion" im Zeitwort „lieben!"
Am Anfang hier gebraucht, am Ende dort,
Sind ſtets von großer Wichtigkeit geblieben.
Zum Beiſpiel: „Ach!" wenn man das Leben erſt beginnt,
Ein O dazu: „Ach und O!" iſt man im Lieben drinnen,
„O weh!" wenn der Geliebte auf 'ne Andre ſinnt,
Und dann: „O Himmel, ach!" will er euch ganz entrinnen,
Und damit iſt nun das Examen aus,
Ihr werdet Alles wohl euch memoriren!

Erſte Schülerin.

Ich lern' auswendig fleißig auch zu Haus.

Zweite Schülerin.

Ich will inwendig mir es erſt ſtudiren!

Lehrer.

Sum contentissimus! (Zum Publikum) Sind Sie's ein Bischen nur —

Erſte Schülerin.

So bitten höflich wir um erſte Klaſſe!

Lehrer.

Doch ſind Sie ſtreng, ganz gegen Ihre Natur —

Zweite Schülerin.

Was iſt zu thun? Das Geld, das liegt ſchon in der Kaſſe!

Man trägt's jetzt ſo! — Man macht's jetzt ſo! — Man will's jetzt ſo! — So laſſen wir's auch ſo!

Eine Zeitbagatelle.

Wie heißt der Spruch, dem alle Leute huld'gen,
So Jung als Alt, der Weiſe und der Thor;
Womit man Alles kann entſchuld'gen,
Und ſträubt der beſſ're Sinn ſich auch davor;
Was man gehaßt, bekömmt man plötzlich gerne,
Zur feinen Sitte wird, was ſonſt hieß roh,
Der Ausdruck wird zum einz'gen Lebensſterne?
Der Spruch, er heißt: Man trägt's jetzt ſo!

Wann ſah man früher wohl, wie heut zu Tage,
Daß im Concert ſo viel wird deklamirt?
Das iſt die nagelneue Künſtlerplage,
Was wird man mit Gedichten maltraitirt!
Muſik wird eingepacket in Gedichten
Wie Porzellän man packt in Heu und Stroh;
Und fragt man: was ſind das für Geſchichten?
So heißt es: Ja, man macht's jetzt ſo!

Mein Gott! wie iſt jetzt Alles ſo äſthetiſch!
Die Dichtkunſt ſteht jetzt Jedem zu Geſicht,
Das Feuer gibt die Flamme an dem Theetiſch,
Der Dampf, der treibt von ſelber das Gedicht.
In dem Theater gibt's nur zwei Parteien:
Poeten, ach! und Recenſenten, o!
Für wen ſoll nachher man da ſpielen, ſchreien?
Allein, was iſt zu thun: Es iſt jetzt ſo!

Freigebig iſt man jetzt, wie's nie geweſen!
Mit Geld? hm! mit Hilf'? hm! mit was denn? mit Applaus,
Man ruft jetzt ſchon, wie ſag' ich's doch — ein jedes Weſen
Am Ende vierundzwanzig Mal heraus!
Ein Jubel wie bei der Königin von Saba,
Bouquets und Kränze, allerhand Halloh!
Und theilt man's auch mit der berühmten Baba,
Was thut das wohl? Man hat's jetzt ſo!

Einſt, ja, da hielt die Frau den Mann am Zügel,
Jetzt hält ſie nichts am Zügel als das Roß!
Einſt bügelt' ſie, jetzt kennt ſie nur den Bügel,
Den Sporn am Fuß und auch im Hauptgeſchoß!
Die Federn, die ſie früher auf dem Hute,
Die trägt ſie in der Hand, und ſchreibt! o, o!
Dem Mann iſt's federleicht wohl nicht zu Muthe,
Was will er thun? Sie ſind jetzt ſo!

Die Männer wiſſen gut jetzt, was ſie taugen,
D'rum nehmen Alle ſtets ſich ſelbſt beim Schopf —
(Mit der Hand den Schopf ſtreichend.)
Sie haben noch die aufmerkſamſten Augen,
Doch nur für Pferd und Gig und Pfeifenkopf!
Zu Roß ſind ſie voll Leben und gymnaſtiſch,
Zu Haus, da ſind es Männer nur aus Stroh,
Sie ſelbſt ſind zäh, ihr Stock nur iſt elaſtiſch,
Allein ſt! ſt! man will's nun einmal ſo!

Vor Jahren hat man tüchtig Wein getrunken,
Im Weine lag zuweilen Wahrheit doch,
Jetzt ſind wir lauter Waſſerfröſch' und Unken,
Und Wein und Wahrheit bleibt im Kellerloch;
D'rum läßt man jetzt die Leute gar nicht leben.
Doch ſtoßt man überall ſtark an: ho, ho!
Und nüchtern iſt man, furchtbar nüchtern eben,
Es iſt zwar matt, jedoch: Man macht's jetzt ſo!

Gebildet hat man früher ſich auf Reiſen,
Man lernte Länder kennen, Menſchen auch;
Jetzt lernt fürwahr man kennen nichts als Eiſen,
Waggon's und Schienen, Funken, Dampf und Rauch;
Den rohen Sohn ſchickt nach Paris man munter,
Er kömmt zurück und weiß nicht wie und was und wo?
Ein Grobian ſtieg hinauf, ein Grobian ſtieg herunter,
Heißt das gereiſt? Allein: Man reiſ't jetzt ſo!

Die Dichter waren einſt, ſo viel wir wiſſen,
Zerriſſen außen, doch inwendig ganz,
Jetzt ſind inwendig alle ſie zerriſſen,
Von Außen aber ſtets in Pracht und Glanz.
Beim Tintenfaß ſind ſie voll Gram der Liebe,
Beim Bierfaß ſind ſie ſtets in jubilo.
Ihr Magen findet immer Gegenliebe.
Sind Dichter das? Allein: Man ſchreibt jetzt ſo!

Einſt mußte man um Hand und Herzen werben,
Weil beide liebend ſtets das Paar verband,
Jetzt freit die Firma man, die „ſel'gen Erben,"
Das Herz ſchweigt links, und rechts ſpricht nur die Hand
„Ich bitt' um Ihre Hand," ſo fängt er an zu minnen,
Und bückt ſich tief auf ihre Hand ganz froh,
Dabei ſieht er, wieviel in ihrer Hand darinnen.
Heißt das geliebt? Allein: Man macht's jetzt ſo!

Einſt, einſt, ja einſt, da war man recht geduldig,
Wenn man ein lang Gedicht hat deklamirt;
Verzeihen Sie — ich, ich bin ganz unſchuldig,
Wenn das Gedicht ſie jetzt ſchon ennuyirt;
Den Dichter bitt' ich, recht zu maltraitiren,
Er ſitzt gewiß im Haus hier irgendwo;
Allein für mich bitt' ich um's Applaudiren,
Das iſt zwar fad, allein: Man trägt's jetzt ſo! Man will's jetzt ſo! So laſſen wir's ſchon ſo!

Die langen und die kurzen A und O.

Eine deklamatoriſche Etude

Das Kurz und Lang, das hat gar große Rollen,
Es kömmt gar viel auf dieſe beiden an;
Wenn Mädchen einen Gatten wählen ſollen,
Es kömmt ein langer und ein kurzer Mann,
Den langen Mann, den wählen ſie für's Leben,
Dem kurzen Mann wird kurz ein Korb gegeben.

Ja, kurz und lang, das ſind zwei wicht'ge Sachen,
Bei Zeit und Weile zeigt es ſich recht klar;
Wie ſelt'ne Kunſt, die Zeit uns kurz zu machen,
Sie lang zu machen, iſt nicht ſchwer, fürwahr!
Wie Mancher kömmt zu uns auf kurze Weile,
Und macht uns, kurz und gut, nur Langeweile.

Es kontraſtiren kurz und lang im Leben,
Bei Menſchen und bei Dingen nicht allein;
Bei Worten auch, in die ein Sinn gegeben,
Beim Buchſtab' ſelbſt wird dieß der Fall noch ſein;
Ein A, ein O, bald kurz, bald lang im Reden,
Gibt oft Gelegenheit zu Streit und Fehden.

Sie ſagen: „O! das möchten wir wohl hören!“
Und denken ſich: „Ah! das iſt doch kurios!“
Ich glaube gar, Sie wollen mich bethören?
Ah, mit Vergnügen! Schön iſt ja mein Loos!
Wenn laut Sie laſſen dann erſchallen
Ein langes: „Ah, das laß ich mir gefallen!“

Das Wort, das hat faſt gar nichts zu bedeuten,
Der Ton macht Alles aus, in dem man ſpricht;
Daſſelbe Wort ſagt man zu vielen Leuten,
Und dennoch iſt's derſelbe Ausdruck nicht;
Wie freundlich klingt's: Ach! die wird deklamiren;
Wie boshaft klingt's: Ach! die wird deklamiren.

Man ſitzt zu Hauſe, fröhlich, ohne Sorgen,
Da kömmt ein guter Freund uns zum Beſuch,
Wir ſpringen munter auf: „Ah, guten Morgen!“
Bei Seite fliegen Zeitungen und Buch;
Ein and'rer Freund kömmt, will von uns was borgen,
Wie anders klingt es da: „Ah, guten Morgen!“

Der Bräut'gam bringt der Braut ein Angedenken,
Sie jauchzt entzückt: „O! das iſt ganz charmant!“
Als Frau will ſie dem Manne auch was ſchenken,
Gezwungen ſagt er: „O! das iſt charmant!“
Da ſieht bei ihm ſie fremde Liebesſplitter,
Und: „O! das iſt charmant!“ lacht ſie ganz bitter.

Ein Künſtler jauchzt zu ſeinem Herrn Kollegen:
„Triumph!“ und überraſcht ruft jener: „Ah!“
„Ich bin nur Regiſſeur von Amtes wegen!“
Der And're ſtammelt nichts hervor, als — „Ah!“
„Ich will,“ ſpricht Jener, „Dich ſtets protegiren!“
„Ah!“ ſagt er ſpitz, „das wird mich obligiren!“

Der Liebende ſeufzt: „O!“ das muß ſich packen!
Das iſt ein O! das ſich gewaſchen hat,
„O!“ ſagt ſie kalt, und wirft den Kopf in'n Nacken,
„Ein O! Das macht das Herz mir noch nicht ſatt.“
„O!“ ruft unwillig er und barſch und ſpitzig.
„O! O!“ verſetzt ſie, „nur nicht gar ſo hitzig!“

„Ah! gehen Sie!“ ruft das Erſtaunen eben,
Da ſteht ja einem der Verſtand ganz ſtill.
„Ah! gehen Sie!“ ruft man oft im Leben,
Wenn man das Ding noch einmal hören will,
Und manche Schöne ſagt, als wollt' ſie uns vertreiben:
„Ah! gehen Sie!“ das heißt: „nicht wahr, Sie bleiben?“

Ein Mädchen ſingt, der Jüngling an der Kette,
„O! welche Stimme!“ ruft er ſelig aus;
Als Braut ſingt ſie mit Anderen Duette,
„O! welche Stimme!“ preßt er kaum heraus;
Als Frau auch ſingt und ſchreit ſie oft im Grimme,
Wie anders ruft er aus: „O! welche Stimme!“

„Ah, Sie ſind ſchlimm!“ wer kennt nicht dieſe Rede?
„Ah, Sie ſind ſchlimm!“ ſagt jede, die ſonſt ſtumm,
Betonen aber wird es anders jede,
„Ah! Sie ſind ſchlimm!“ ſagt blinzend die Kokette,
Wenn ſie das ſchlimm noch ſchlimmer gerne hätte.
„Ah! Sie ſind ſchlimm!“ ſagt eine, geiſtlos, dumm.
(Zum Publikum.)
Nun hört' ich gerne Sie auch rezitiren,
Das „Ah“ und „O!“ verſchieden im Accent,
Zum Beiſpiel: „Ah! das heiß ich deklamiren!“
Und: „O! O! Schade, daß es ſchon zu End'!“
Doch fürcht' ich, daß Sie kurz das „Ah!“ nur faſſen,
Und ſagen: „Ah! das ſoll ſie bleiben laſſen!“

Silhouette einiger Unterſcheidungszeichen.

1.

Die Pauſe (—).

Dich, Faulbett, grüß' ich erſt, auf welchem die Gedanken
Sich dehnen, ſtrecken, wälzen, ſonder Schranken;
Dich Grabſtein, für Gedanken, die, noch ungeboren,
Den Platz zu ihrem Grabe ſich erkoren;
Dich, Kanapee, für Männer und für Frauen,
Gedankenlos Geleſ'nes in Gedanken zu verdauen;
Dich, Banquo-Platz, auf dem uns jetzt nur ſelten
Ein Geiſt erſcheint aus höhern Geiſterwelten;
Dich, Rettungsboot, in welches man ſich flüchtet,
Wenn leerer Wind das Hirnſchiff uns vernichtet;
Dich, Watte der Autoren, mit der ſie, uns zu täuſchen,
Die ſpindeldürren Glieder ſich befleiſchen;
Du Nothſchuß, wenn fern von jenem Geiſterlande
Der liebe Geiſt ſitzt feſt auf dürrem Sande,
Dich ruf ich an, und zum Beweis, daß ich bei Dir zu Hauſe,
So ſtehe als Beweis gleich hier die breite „—“.

2.

Das Empfindungszeichen (!)

Dich ruf' ich an, Du Haupt-Empfindungsſchlächter,
Du großer Spieß der dicken Herzens-Wächter,
Dich, Maibaum der romantiſchen Lektüre,
Dich, Glockenzug an off'ner Herzensthüre,

Dich, Kletterſtang' der deutſchen Dichterinnen,
Auf deren Spitz' ein Faß mit Thränen zu gewinnen;
Dich, Zeigefinger an der Hand der Verſeſchreiber;
Dich, Schlüſſelbund der Liebenden und Weiber;
Dich, Ladſtock an der großen Federflinte,
Dich, Haifiſch in dem ſchwarzen Meer der Tinte,
Dich ruf' ich an! O hilf die Leſer mir erweichen,
Zu Hilf'! Zu Hilf'! Geſchwind, o Du!

Die grauen und die heitern Schweſtern.

Prolog.

Sechs Himmelsſchweſtern hat den Erdenſöhnen
Der Ewige im Leben zugeſellt;
Sie ſollen hier ſich an das Licht gewöhnen,
Das ſie erwartet über'm Sternenzelt,
Sie ſind geſandt, ihr Daſein zu verſchönen,
Mit Duft und Blüthen einer beſſern Welt;
Vergangenheit und Zukunft, Heut und Geſtern
Sind reich bekränzt von dieſen Himmelsſchweſtern.

Doch drei von dieſen Schweſtern ſind die grauen,
Sie meiden gerne Prunk und Glanz und Licht,
Nicht in dem hellen Saal ſind ſie zu ſchauen,
Sie kleiden ſich in bunte Farben nicht,
Im Dunkeln lieben ſie ſich einzubauen,
Ein zücht'ger Schleier birgt ihr Angeſicht;
Die Andacht iſt's! die Demuth und in Mitten
Sie, die Barmherzigkeit mit Engelsſchritten!

Die andern Schweſtern ſind die heitern immer,
Sie weben in des Lichtes gold'nem Strahl,
Sie ſind gehüllt in einem Feuerſchimmer,
Der Farben wirft, doch mild wie der Opal,
Ihr himmliſch Leuchten iſt wie Sternenſchimmer,
Sie ſenden Strahlen ſonder Maß und Zahl,
Die Liebe iſt's, die Hoffnung, und mit ihnen
Die Dankbarkeit, vom Freudenlicht beſchienen.

Hier zeigt ſich in des Daſeins enger Zelle
Die erſte Schweſter mit dem dunkeln Flor,
Zum Glauben, zu des Heiles Gnadenquelle
Schickt ſie den Blick, den gläubigen, empor;
Ihr ſtrahlt das Licht, das überirdiſch helle,
Schon jetzt ins Herz, aus Gottes Morgenthor,
Sie kniet verklärt im ſtillen Heiligthume,
Die Andacht iſt's! des Daſeins reinſte Blume.

Dann wallt mit züchtiglich geſenkten Blicken,
Im wunderſamen Reiz, ein zart Gebild!
Das Haupt geneigt, wie Blumenhäupter nicken,
Wenn Ätherthau auf ſie herniederquillt;
Und wo ſie weilt die Herzen zu umſtricken,
Ein Wunderöhl des Herzens Stürme ſtillt,
An ihrer Hand erſcheint der Friedensengel,
Die Demuth iſt's mit ihrem Lotosſtengel.

Mit einem Kranz von goldgekörnten Aehren
Erſcheinet nun die rührende Geſtalt,
Ihr Thränenkrug iſt voll von Freudenzähren,
Ihr Lächeln iſt voll magiſcher Gewalt;
Wie in der Kranken Ohr der Klang der Spähren,
Das Wort des Troſts von ihren Lippen ſchallt;
Sie iſt's, die Botin aus dem Götterſaale,
Barmherzigkeit mit ihrer Balſamſchale.

Dem Silberſchaum der ſüßerſchreckten Wogen
Entſteigt ein Bild im höchſten Schönheitsglanz,
Hoch über ihm baut ſich ein Farbenbogen,
Und um ihn ſchließen Blumen ſich zum Kranz,
Und wo dieß Bild kömmt magiſch hingezogen,
Umfaſſen Horen jubelnd ſich zum Tanz,
Die Erde jauchzt, die Himmel tönen wieder,
Die Liebe iſt's, die Königin der Lieder.

Verklärt, geſchmückt mit einer Sternenkrone,
Mit Immortellen um das gold'ne Haar,
Erſcheint uns aus des Aethers reinſter Zone
Ein Weſen, ſanft und fromm und wunderbar;
An ihrem Buſen blüht die Anemone,
Aus ihrem Auge ſtrahlt es azurklar,
Sie lächelt — und geheilt ſind alle Schmerzen,
Die Hoffnung iſt's, die Prieſterin der Herzen.

Mit frohem Blick kömmt nun der Schweſtern letzte,
Die jüngſte und die reichſte an Gemüth,
Die Wimper birgt die Thräne, die ſie netzte,
Das Aug' iſt von Empfindung angeglüht,
Und was ihr Herz in ſüße Wallung ſetzte,
Iſt auch dem Antlitz roſig aufgeblüht;
Sie ſpricht am beſten, wenn ihr Worte fehlen,
Die Dankbarkeit, die heilige der Seelen.

Und dieſe Schweſter hat mich hergeſendet,
An ihrer Statt, in dieſen edlen Kreis,
Ihr iſt von Zähren noch das Aug' geblendet,
Ihr Antlitz von Empfindung noch zu heiß,
Ihr volles Herz hat ſie Euch zugewendet,
Und ihres Dankes Lob und Ruhm und Preis.
Doch — ſoll ich würdig mich der Sendung zeigen —
Erlaubet mir — zu fühlen und zu ſchweigen.

Die Tonleiter eines Männernamens.

Ein kontrapunktiſtiſcher Liebesſchmerz.

Der Name eines Mannes, ſo hört man ringsum ſagen,
Iſt bloß ein Hauch, ein Nichts, ein leerer Schall,
Ein Zeichen, welches Dieſe, Jene an ſich tragen,
Zu unterſcheiden ſie vom leeren Schwall;

Der Name hat ſchon gar nichts zu bedeuten,
In ſeinem Inhalt wohnet weder Sing noch Sang,
Er nennt bloß Einen Euch aus tauſend Leuten,
Es knüpft ſich kein Gefühl an ſeinen Klang.
Zum Beiſpiel: Anton, Joſeph, Ignatz, Adolph, Peter,
Gregor, Auguſt, Vincenz, Robert und Theodor,
So heißen Fürſten, Dichter, Kellner und Trompeter,
Ihr Klang berührt mechaniſch nur des Hörers Ohr.
Enfin, im Namenslaut liegt weder Herz noch Seele,
Nicht Geiſt noch Sinn, ſo urtheilt herriſch der Verſtand.
Reſpekt vor dem Verſtand, der ſitzt nicht in der Kehle,
Den hat die Stimme nicht gleich bei der Hand;
Verſtand, der wohnt im erſten Stock, im Kopfe,
Bekümmert wenig ſich um's And're in dem Haus,
Wie es zu eb'ner Erd' an's Herz auch klopfe,
Zum Augenfenſter ſchaut pflegmatiſch er heraus.
Ja, der Verſtand wird niemals Seele legen
In eines Namens leeren, weſenloſen Klang,
Doch das Gefühl bringt glänzend oft zuwegen,
Was dem Verſtande niemals noch gelang.
So will ich denn zum Spaß, gleichſam zur Ehrenrettung
Verſuchen, wie ein Name unſer Ohr belohnt,
Wenn das Gefühl in Luſt- und Schmerzverkettung,
In Scherz und Ernſt, in Lieb' und Sehnſucht ihn betont. —
Geſetzt, ein Mädchen liebte ſo von ganzem Herzen
Den Mann, der meinetwegen Adolph heißt;
Sie ſitzt betrübt bei ihm, voll Trennungsſchmerzen,
Weil er am nächſten Morgen früh verreiſt.
„Ach, Adolph!“ liſpelt ſie, und eine Zähre

Stiehlt ſich in's Aug', das zärtlich nach ihm ſchaut;
„Mein Adolph!" Adolph tröſtend ſpricht: „Ich kehre
In wenig Wochen wieder heim, Du ſüße Braut!"
„O, Adolph!" klaget ſie, „in wenig Wochen?
In wenig Wochen iſt zu vielen Schmerzen Raum;
Ein Augenblick hat oft das ſchönſte Glück gebrochen,
Ein Augenblick zerſtört den ſchönſten Lebenstraum."
Sie ſchweigt, und er ſpricht lächelnd: „Manche Treue
Bricht oft ein Augenblick, wenn man entfernet iſt." —
— „Was, Adolph? was ſagſt Du? Den Augenblick bereue,
Jetzt Adolph, jetzt ſogleich die Hand geküßt." —
Er aber will den Scherz noch weiter treiben,
Er ſtellt ſich ernſt und ſpricht im dumpfen Ton':
„Will man ſein Mädchen treu, ſo muß man bei ihm bleiben,
Die Weltgeſchichte liefert manches Beiſpiel ſchon." —
Sie ruft befremdet: „Adolph!" und in einem Tone,
In dem Erſtaunen ſich mit Vorwurf miſcht;
Doch fährt er fort und ſagt ſo recht im Hohne:
„Ein Bild im Frauenſinn iſt bald verwiſcht." —
Sie ſpringt empor, nur „Adolph!" kann ſie ſagen,
Und wiederholt dieß: „Adolph! Adolph!" noch einmal;
Da fängt ihm an das Sünderherz voll Reu' zu ſchlagen,
Und um Vergebung fleht ſein Wort, ſein Augenſtrahl;
Doch nicht ſo ſchnell kann ſie das Wort vergeben,
Und ſtrenge ſpricht ſie: „Adolph, Adolph, was war Das?"
— „Mein ſüßes Kind," erwiedert er, „mein einzig Leben,
Es war nur ſo ein Scherz, ein gutgemeinter Spaß," —
Doch ſie iſt ſchwer verletzt, er ſoll es fühlbar büßen.
Sie zieht die Hand zurück und grollt: „Laß', Adolph, laß!" —

Er ſinkt nun bittend, flehend ihr zu Füßen,
Die ſchöne Hand, ſie wird von Thränen naß,
Und halb verſöhnt, und halb in Unmuth ſagt ſie wieder:
„Nun, ſchon gut, Adolph, ſchon gut, Adolph, nun ſchon gut!“
Er aber ſinkt auf's Neue vor ihr nieder,
Ihr ſanfter Ton gibt ihm erneuten Muth:
„Ich wollt' Dich böſe ſeh'n, ich ſag' es unverhohlen,
Du ſchmollſt ſo lieb, dem ſeh' ich gerne zu.“
Da blickt ſie ihn ſchon freundlich an, doch halb verſtohlen:
„Du böſer Adolph! Du — Du, ja Du — Adolph Du!“
Er jauchzt empor, und dreht ſich jubelnd durch das Zimmer,
Und fliegt dann liebevoll an ihre ſchöne Seit',
Sie hält ſich kaum und lacht: „Adolph, ich ſagt' es immer,
Wahrhaftig, Adolph, Du biſt oft nicht recht geſcheidt!“ —
— „Ich, nicht geſcheidt? Kannſt Du mir's ſchriftlich geben?
Das iſt der wahren Liebe beſtes Atteſtat,
Das iſt der Liebe ſichres Zeugniß eben,
Daß ſie noch nie etwas Geſcheidtes that.“
Sie ſieht ihn an mit wahren, liebevollen Blicken,
„Mein Adolph!“ ruft ſie aus, und zieht ihn ſanft an ſich.
Die ſchönen Arme liebreich ihn umſtricken,
„Mein Adolph, Adolph! wie unendlich lieb' ich Dich!“
„Das iſt der alte Ton, der Herzbezwinger!“
Ruft er, „ſo heiß' ich Adolph gern in Ewigkeit.“
Sie aber droht ihm ſchelmiſch mit dem Finger:
„Adolphchen! Du, Adolphchen! mach' daß mich's nicht reu't!“
— Sie ſehen alſo, meine Herren und Damen!

Die beſte Tonkunſt lehrt ein liebend' Herz,
Es legt Muſik in des Geliebten Namen,
Das Dur, das Moll, das gibt die Luſt, der Schmerz.
Die Namen, die der Mund der Liebe nannte,
Sie ſind Muſik in ihrem kleinſten Schall;
Doch nicht bei Adolph ich das nur erkannte,
Bei jedem Namen iſt's derſelbe Fall.
D'rum lernet nur erſt lieben, dann geht ſpäter
Vom Namensklang Gefühl ſchon ſelbſt hervor,
Dann tönt voll Inhalt: Moritz, Joſeph, Peter,
Gregor und Auguſt, Max, Robert und Theodor!

Das Solo-Luſtſpiel.

Ich habe, auf des Dichters dringendes Verlangen,
Mich einer großen Aufgab' unterfangen:
Ich ſoll ein Luſtſpiel ſpielen, ganz allein,
Soll Theaterzettel, Perſonen und Publikum auch ſein.
Was kümmert's mich? Gefällt der Spaß dem Publikum,
So hat mein Spiel und mein Talent Verdienſt darum,
Gefällt es nicht, erringt es gar nicht Ihre Huld,
So iſt es ganz allein des Herrn Verfaſſers Schuld!
D'rauf hin will ich das Ding ſehr gern riskiren;
Zum Schluſſe ſollen Sie doch applaudiren,
Da hat der Dichter ſchon ſo einen Schluß gemacht,
So einen Puffer, der recht in die Ohren kracht,
So eine ſüße, zuckerſüße Bombeu-Düte,
So eine Bombe, gefüllt mit „Kunſt“ und „Gunſt“ und Güte,“

Die ſchleudert man zuletzt hinein in's Publikum,
Sie platzt und wirft die faulſten Applaudirer um!
Man klatſcht, man ruft: bravo! bravo! bravissimo!
Man rufet mich heraus und ich erſchein' citissimo,
Der Dichter aber, dem ſchon längſt die Sohle brannte,
Er wird gerufen nicht, und bleibet — poste restante.
Zuerſt alſo ſoll ich, um Sie zu orientiren,
Mich als „Theaterzettel!" präſentiren:
Wir haben die Ehre aufzuführen, heut' um halb zwei,
Ein Luſtſpiel, welches hat der Akte drei,
Es heißt — es heißt — wenn mich mein Gedächtniß nicht betrog:
„Guten Morgen, wie geht's? Schön Dank," oder: „Nichts als Dialog!"
„Handlung?" ja, bei den jetzigen merkantiliſchen Zeiten
Iſt bei der Handlung nicht viel zu erbeuten!
Perſonen ſind — doch genug, das Andere werden Sie ſchon ſehen,
Der Akt beginnt, das Ding ſoll vor ſich gehen.
(Klingelt.)

Erſter Akt.

Bedienter kömmt, es fragt der Herr: „Wie ſpät?" „Gleich Zehne!"
Das iſt die Handlung von der erſten Scene.
Die zweite Scene kommt ein doppelt Liebespaar,
Die lieben über's Quer, o, die Geſchicht' iſt rar!

Der Eine liebt die, ſo ihn eigentlich nicht liebt,
Wie ſich das aus der dritten Scen' ergibt,
Dafür iſt eine And're gegen ihn entbrannt,
Für die ſein Herz gar nie etwas empfand,
Und ſo ergeht es auch den andern Beiden;
Sie haben über Kreuz und Quer ihr Liebesleiden,
Und beide Paare tanzen um die Wett',
Im erſten Akt die Menuet.
Sie nahen ſich, bunt über Eck,
Sie ſchau'n ſich an, als wollten ſie ſich beglücken,
Und kehren plötzlich ſich den Rücken,
Sie tänzeln hin und her ein Stündchen ſo,
Bald face en face, bald dos à dos,
Der Eine ſeufzt: „Ach Himmel!“ der And're ſeufzt: „Ach Gott!“
Die Eine ſeufzt Sopran, die And're ſeufzt Fagott,
Es iſt zwar alle Augenblicke Zeit, ſich zu erklären,
Allein dann könnte ja das Luſtſpiel nicht ſo lange währen, —
Doch endlich will der Eine ſprechen, gar nicht blöde,
Da ſchließt der Akt, der Vorhang fällt ihm in die Rede! —

(Zwiſchenakt.)

Jetzt iſt der erſte Zwiſchenakt. Ich bitt', ſich gar nicht zu geniren,
Sie können auf nun ſtehen, Sie können diskuriren.
Der Eine ſagt: „Ich weiß es ſchon, was jetzund wird geſcheh'n,
Der Eine ſo und ſo, die heirath't den und den!“
Der And're ſagt: „Die Sprache iſt nicht ſchlecht!“
Der Dritte ſagt, und dünkt ſich weiſe recht:

„Ja, ich will Ihnen ſagen — man könnte glauben — allein —
Denn ſehen Sie — obſchon — um wahr zu ſein —
Der Stoff — ich meine nur — des Luſtſpiels — ich —
Die Situation — die Grundidee — und Sie verſtehen mich! —“
Und ſo geht's Witz auf Witz, da klingt das Zeichen in das Ohr,
Man ſetzt ſich raſch, der Vorhang geht empor.
(Klingelt.)

Zweiter Akt.

Wir ſind nicht um ein Haar im Ganzen weiter,
Der Dialog wird immer länger, immer breiter;
Da ſpielt man den Salon, da ſpielt man Soiree,
Da trinkt man Limonad', da trinkt man grünen Thee;
Sardellen mit Bonmots, und Butter mit Amants,
Biscuit mit Perſifflage, und Käſ' mit Sentiments;
Ein Whiſt mit Calembourgs, Tarock mit Bräutigam,
Gewinnſt mit Herzensdrang, und bête mit Liebesgram;
Ein Pfänderſpiel iſt hier, ein Kartenſpiel iſt dort,
Das Luſtſpiel kommt darum gar niemals an das Wort;
Die beiden Paare geh'n noch eben ſo herum,
Sie ſprechen viel und ſind im Grund' doch ſtumm! —
Das Parterr' weiß ſchon Alles, ſchon die Gallerie,
Wir ahnen nichts und wiſſen weder wo noch wie?
Das was wir wollen, weiß das ganze Publikum:
Wir ſelbſt, wir wiſſen's nicht, wir ſind: „verliebt und dumm!“
Da endlich da — der Himmel leiht uns ſeine Hand! —
Und endlich legt in's Mittel ſich — die ſpan'ſche Wand!

„Wo ſoll ich mich verbergen?“ — „Ach, Gott, da hinein!“ —
— „Ach Himmel, das iſt nicht möglich, nein, nein, nein!“ —
— „So rett' ich mich hinüber durch den großen Saal!“ —
— „Ach Himmel, nein, von dort kommt mein Gemahl!“ —
— „So will ich aus dem Fenſter auf die Steine —“
— „Geliebteſter, da brichſt Du ja die Beine!“ —
— „Wo denn? — Ach, welche Lage! — Ah, charmant!
Ich ſtelle mich hier hinter dieſe ſpan'ſche Wand!“ —
Nun ſteckt er da, ihm geht kein Wort verloren,
Denn Jeder weiß es ja, die „Wände haben Ohren!“
So eine ſpan'ſche Wand iſt oft des Dichters Glück,
Denn ohne ſolche Wand zerfiel das ganze Stück,
Man ginge noch um Zwölfe nicht nach Haus!
Da höret er, daß er im Lieben ſich geirrt,
Daß er im Lieben g'rade ſich verwirrt,
Daß er in großem Irrthum ſich befand;
Dann ſchlägt er ſeinen Kopf verzweifelnd an die Wand, —
Sie ſtürzt — ein allgemeiner Schreckensſchrei:
„Ha Treuloſe!“ oder: „So, Madame? Ei, ei!“
„Hinweg, Du Falſche! — So hören Sie mich an!“
„Nein,“ ruft er, fängt an die Hand zu ballen,
„Mein Herr! Ja, Einer von uns muß fallen!“
Das hört der Vorhang mit und fällt nun ganz exakt,
Beſchließt alſo allein den zweiten Akt.

(Zwiſchenakt.)

In dieſem Zwiſchenakt da iſt ſchon großes Wandern.
„Ich weiß das Ende ſchon,“ ſagt Einer zu dem Andern,

„Die kriegen ſich, gerade wie die meiſten,
Die Luſtſpiel' ſind jetzt über einen Leiſten!"
Der Dritte ſagt: „Den dritten Akt, den geb' ich d'rein,
Den ſpiel' ich mir zur Noth allein!"
Der Vierte ſagt: „Iſt das das Stück, das neue?
Das iſt ja g'rade, wie in Göthe's „Menſchenhaß und Reue!"
Im Winkel nur da ſitzt ein loſer Schwärmer bleich,
Und ſagt: „Die Direktion, die iſt gar *blumenreich*!" —
(Klingelt.)

Dritter Akt.

Und wie das Zeichen zum dritten Male ſchallt,
Der Vorhang wieder in die Höhe wallt,
Da ſteh'n die Liebespaar' noch immer, ganz nett,
Und tanzen auch noch immer ihre Menuet,
Jedoch ſind ſie ſchon etwas müd' und matt,
Sie haben das *Lieben* ſchon herzlich ſatt,
Und kämen ſchon, ſo wie ich glaube,
Ach, gar zu gerne unter die Haube!
Sie wiſſen gar nicht, meine verehrteſten Zuſchauer,
Wie der Geliebten bei uns das Leben wird ſauer,
Wenn ſie längſt ſchon *Frau* könnte ſein,
Und wenn der Dichter immer noch ſagt: „Nein,
Noch nicht! Noch eine Garnverwicklung,
Noch eine Knotenzerſtücklung!"
Wenn die Geliebte im dritten Akt
Vom Dichter noch einmal wird angepackt,
Und wird zurückgeſchleudert in den erſten Akt.

Und warum? Weil der Onkel aus Amerika
Mit ſeinem Geld iſt immer noch nicht da.
Ich hoff', daß durch die Dampfſchiff' und Eiſenbahn
Kommen jetzt die Onkel im erſten Akt ſchon an.
Da kommt der Onkel, ein Schiffsmann, ein fetter,
Der ſpricht: „Top Mädchen, ſtürmiſches Wetter?
Potz Bomben und Karthaunen! Haſt hohe See?
Bramſegel aufgezogen, Fockmaſt in die Höh'!
Mußt kielhohlen, leewärts legen,
Mein Schiffszwieback bringt Heirathsſegen!" —
Ja, ſo ein Schiffsonkel aus Surinam
Zerhaut den Knoten ganz ſtramm;
Das iſt das Ende auch von meinem Stück.
Geſteh'n Sie nur, es iſt ein wahres Glück,
Der Onkel, der kam eben zur rechten Zeit,
Schon hatte der Dichter einen vierten Akt bereit.
So iſt das Ding ſchon jetzt zu End',
Die zwei Paare reichen ſich zärtlich die Händ':
„Mein Karl!" — „Meine Johanne!" —
— „Mein Franz!" — „Meine Suſanne!"
— „Welch Wonnegefühl!" — „Welche Seligkeit!"
Dazwiſchen der Onkel mit Heiterkeit:
„Da, Schiffspatron, gefällt ihm die Takelage?
Geh' er zur See mit ſeiner Herzbagage!"
Wir bilden eine Gruppe noch zum Beſchluß,
Der Vorhang fällt und vermehrt den Genuß,
Und blieb Jemand bis an's Ende im Haus
Ruft er allein uns alle heraus!

(Nach dem Hervorrufen. Kömmt mit mehreren Journalen in der Hand.)

Geſchwindeſte und allerſchnellſte Recenſion,
Auf das ſo eben aufgeführte Luſtſpiel ſchon,
Das neu'ſte Urtheil, was wir erſt kriegt haben;
Und wie die ſchwarzen Recenſentenraben
Die Luft verfinſtern, ſchwarz und dicht,
Wie Todtenvögel flattern um's Gericht,
Eine ſchauderhafte Mordthat mit der Feder,
Sie ziehen jetzt ſchon grimmiglich vom Leder.
Der Eine zuckt ganz vornehm mit der Schulter
Und ſpricht gedehnt, als wie ein Eingelullter:
„Das Ganze iſt ſo Etwas, ſo gewiß,
So quasi, ſo changeant, ſo „reim dich oder friß."
Es ließe ſich im Grunde gar nichts d'rüber ſagen,
Es ſättigt nicht, doch liegt es uns im Magen!"
Den Zweiten ſieht im Parterr' man wandern,
Und hören von dem Einen und dem Andern,
Was ſie ſo meinen, das ſetzt er zu Papier
Und ſagt d'rum immer nur: „So meinen Wir!"
Der Dritte geht in's Gaſthaus und zwiſchen Braten und Salat
Schreibt er zu Papier: „Das ganze Ding iſt fad,
Kein Silbenmaaß, zerriſſen und zerſpliſſen,
Der Vortrag hat's herausgeriſſen!"
Der Vierte ſagt: „Man liebt jetzt witzige Kritik,
Und Witz und Wortſpiel beſitz' ich ja ganz fingerdick!"
Und ſchreibt: „Ein Luſtſpiel allein, „die Luſt zu ſpielen
Macht nur das Spiel zur Luſt allein bei vielen,

Allein wenn bei dem Luſtſpiel iſt nur Spiel allein
So bleibt die Luſt am Dichter nur Spiel und Schein!“ –
Zuletzt kommt vielleicht ein Schalk und Humoriſt,
Der ſogar ſelbſt der Verfaſſer iſt,
Und tadelt ſich und mich und Sie noch oben d'rein,
Weil Sie gelacht bei ſeinen Schelmerei'n!
Was iſt nun wahr? was nicht? ich frage Sie darum,
Geniren Sie ſich nicht, verehrtes Publikum,
Ein Lächeln, ein Bravo, ein fröhlicher Blick,
Das iſt wahrhaftig die allerbeſte Kritik!

Die gute Wirthin und die ſanfte Gattin.

Variationen auf das beliebte Thema:

Eheglück.

Robert.

So ſei, mein Freund! mir herzlich denn willkommen,
Dir ging's wohl gut ſeit unſrer Trennungszeit,
Du haſt indeß ein Weibchen Dir genommen?
Nun, oft iſt auch der Klügſte nicht geſcheidt!
Sie iſt jedoch, wie ich gewiß vernommen,
Die Sanftmuth ſelbſt im ird'ſchen Frauenkleid,
So danke Gott, o Freund! für Dein Geſchick,
Denn eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Eduard.

Dies Glück, mein Freund! läßt ziemlich ſich ertragen,
Vollkommen iſt ja nichts auf dieſer Welt!
Du freilich, kannſt vom Glücke ſagen,
Und wandelſt ſorglos durch das Ehefeld,
Du läß'ſt die Ruhe weidlich Dir behagen,
Indeß das Weib auf Haus und Wirthſchaft hält;
So danke Gott, o Freund! für Dein Geſchick,
Denn eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Robert.

So hat mein Vater auch geſprochen:
„Nur eine gute Wirthin nimm mein Kind;"
Mein Weib braucht nun aus Wirthſchaft jede Wochen
Viel mehr, als die, die keine ſind.
„Wer kann," ſpricht ſie, „ſo wohlfeil noch bekommen
Gemüſ' und Wildpret auf dem Wochenmarkt?
D'rum hab' von allem doppelt ich genommen.
Nicht wahr, mein Kind! das heißt gekargt?"
„Ja, Schätzchen!" ſage ich mit trübem Blick,
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Mein Vater hat die Sanftmuth mir geprieſen:
„Nur eine Sanfte nimm' zur Frau!"
Nun macht das Weib, das ich erkieſen,
Durch pure Sanftmuth mich ſchon grau.
Der Koch verſchenket Schmalz und Eier,
Die Kammerfrau ſtiehlt einen Hut,
Der Knecht hält ew'ge Sonntagsfeier,
Doch — meine Gattin iſt ſo gut;

Sie zanket nicht, ſie fordert nichts zurück,
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Will ich mit meiner Frau ſpazieren fahren,
So ſpricht die gute Wirthin: nein!
Den Fiaker können wir erſparen,
'Ne Equipage wird wohlfeiler ſein!"
Will ich mit ihr zu Ball und Maskenfeier,
Spricht ſie: „mein Kind, das koſtet viel,
Redouten ſind für uns zu theuer,
Wir geben lieber häuslich Thee und Spiel.
Was koſtet gar ein Pikenik?"
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Hab' ich mein Weib als Hausfrau ſanft gefunden,
Iſt ſie als Gattin, ach! viel ſanfter noch!
Wenn ich aus Aerger wüthe manche Stunden,
Iſt ſie ſo gut und lächelt doch!
Und nun als Mutter läßt ſich's glauben,
Iſt ſie die wahre Zärtlichkeit:
Mein Kind bricht Spiegel, reißt die Hauben,
Es lärmt, tobt, und raſt und ſchreit,
Die Gute giebt ihm noch ein Groſchenſtück!
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Will ich einmal ein großes Tuch ihr bringen,
So nimmt ſie's nicht: „es ſchießt am Sonnenſtrahl;
Verthu' das Geld ja nicht in ſolchen Dingen,
Die beſte Wirthſchaft iſt — ein ächter Shawl!"

Ja öfter noch bekommt ſie gar Geſchenke
Und frag' ich: „Weibchen, ſage doch wofür?“
Sagt ſie: „ach lieber Mann, bedenke,
Ich lade ſie zu Gaſt dafür,
Und geb' es ſo auf gute Art zurück.“
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Die Güte meines Weibes überſteigt den Glauben,
Denn ſie beſitzet wahren Chriſtenſinn!
Will Jemand ihr ein Küßchen rauben,
Sie reicht ihm noch die andre Wange hin;
Und ſag' ich: „Weibchen! der und der iſt zu verwegen,
Das ſtreitet wider Ehr' und Pflicht!“
Sagt ſie: „Ach Männchen! ich bin ſehr verlegen,
Denn zanken kann ich mit den Leuten nicht!
Viel lieber dulde ich ſo manches Stück!“
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Jetzt, da mich ſchwere Sorgen faſſen,
Für Weib und Kind in ſchlechter Zeit,
Hat mich die Karge ganz verlaſſen,
Und das aus bloßer Sparſamkeit.
„Ein guter Freund will mir die Wohnung geben,
Ich führ' die Wirthſchaft ihm dafür,
So kannſt wohlfeiler Du wohl leben,
Erſpareſt Kleidung, Wirthſchaft, Koſt, Quartier;
Wenn's beſſer wird, komm' ich zu Dir zurück.“
Ja, eine gute Wirthin iſt ein Glück!

Eduard.

Mein Weibchen, ach! die ſanfte Seele!
Verläßt mich ganz nun, wie es ſcheint,
Du weißt, wie ich mit Gicht mich quäle;
Da wird geſeufzt, geſtöhnt, geweint,
Ihr weich Gemüth kann dieſes nicht ertragen,
Sie unterläge meinem Schmerz; —
D'rum ließ ſie ſich zu einem Freunde tragen,
Ihr bräche ſonſt das ſanfte Herz!
Sie ſchreibt mir: „ich bedaure Dein Geſchick.“
Ja, eine ſanfte Gattin iſt ein Glück!

Robert.

Was wird Dein guter Vater nun wohl ſagen,
Der Dir vor allen nur die *ſanfte Gattin* pries?

Eduard.

Er wird's vermuthlich Deinem Vater klagen,
Der doch vor allen eine *gute Wirthin* Dir verhieß!

Robert (reicht ihm die Hand).

So laß' uns Freund! denn jetzt beiſammen bleiben,
Wir ſind von einem Feuer doch gebrennt.

Eduard.

Und meinem Sohne will ich's deutlich ſchreiben,
Als Motto in mein Teſtament:
„Der Frauen Sanftmuth iſt oft nicht geheuer!“

Robert.

Und ich: „Was wohlfeil ſcheint, iſt theuer.
— — — — — — — — — — —

Etymologiſche Menuet der Wörtchen „Kommen“ und „Gehen.“

Kommen.

Ich heiße „Kommen,“ bin von gutem Haus,
Und mein Geſchlecht iſt ohne Tadel,
Zwei Sylben machen meine Ahnen aus,
Von ächtem, unverfälſchtem Adel,
Und will man oft noch Sylben zu mir fügen,
Dann kann verletzen ich und auch vergnügen.

Gehen.

Ich heiße „Gehn,“ bin ein gutes Blut;
Geſchwind und flink ſtets auf den Beinen,
Dem „Kommen“ iſt man oft nicht halb ſo gut,
Als eben mir und allen meinen,
Und will man mir noch manche Sylben ſchenken,
Dann mach' ich viel zu ſchaffen und zu denken.

Kommen.

Ja, ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' jetzt an Unterhaltung nicht zu denken;
Denn wenn kein Menſch gekommen wär',
Was ſprächen wir vor leeren Bänken?
D'rum hab' ich eine Sylbe vorgenommen,
Und trete freudig vor und heiß: „Willkommen!“

Gehen.

Auch ohne mich, auf Treue und auf Ehr'.
Wär' vom Vergnügen heute nicht die Rede;
Wenn „Kunſtſinn" hier nicht gangbar wär',
Es bliebe hier wohl leer und öde,
Und würd' ich das nicht freudig eingeſtehen,
Dann hieße man mit Recht mich ein „Vergehen!"

Kommen.

O gehe nur, du wetterwendiſch Wort,
Denn nimmer kannſt du Segen ſpenden,
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Das Wörtchen unterkommen iſt ſtets gern geſehen,
Ein ſchrecklich Ding jedoch iſt: untergehen!

Gehen.

O komme nur, du heuchleriſches Wort,
Denn nimmer kannſt du Segen ſpenden;
Beliebter bleib ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Wer umzugehen weiß, iſt herzlich aufgenommen,
Jedoch entſetzlich iſt es, umzukommen!

Kommen.

Wohl zu weit gehen können manche oft,
Doch zu weit kommen kann man nicht im Leben,
Zum Zwecke gehen heißt oft falſch gehofft,
Zum Zwecke kommen kann das Herz erheben;
Fortgehen macht uns traurig oft, beklommen;
Vergnügt jedoch macht uns ein gut Fortkommen.

Gehen.

Wie „geht's?“ das klingt zum Gruße traut und wahr,
Wie „kömmt's?“ verdrüßlich klingt's und trüb;
Jemandem nahe kommen bringt Gefahr,
Jemandem nahe gehen zeigt von Liebe,
Um etwas kommen macht uns ſtets nur Wehen,
Viel angenehmer iſt's um etwas gehen.

Kommen.

Durchkommen iſt ein Wort der Ehrlichkeit,
Durchgehen will dem Rufe nicht behagen,
Dahinterkommmen, grad' iſt's und geſcheidt,
Doch Hintergehen will von Böſem ſagen,
Ausgehen kann beim Gelde niemals frommen,
Es iſt ein Glück jedoch, damit auskommen!

Gehen.

Was nützt uns das Einkommen doch fürwahr,
Wenn das Eingehen ſich nicht recht will zeigen?
Selbſt niedergehen kann die Sonne klar,
Doch niederkommen? nun wir wollen ſchweigen;
Loskommen kann aus Kerkern nur geſchehen,
Zum Jubel heißt's, nun ſoll es recht losgehen.

Kommen.

Ob dieſer Abend heut' Sie wird ergötzen,
Geſteh'n Sie ſelbſt: darauf kömmt's an?

Gehen

Doch würden wir uns auch ſchon glücklich ſchätzen,
Würd' auch von Ihnen nur geſagt: 's geht an!

Kommen.
Muſik und Dichtkunſt klopft bei Ihrer Nachſicht an,
Sie ſollen heute ſie zuſammenkommen ſehen.

Gehen.
Wohlan, ſo thue denn ein Jeder, was er kann,
Denn hoffen wir, es ſoll auch ſchon zuſammengehen!

Männlich und Weiblich.

Mann und Frau ſitzen in zwei Winkeln des Zimmers.

Der Mann.
Was weiblich iſt und Weibernamen trägt,
Iſt falſch, und Falſches auch im Buſen hegt;
Das iſt ja klar und leicht beſchreiblich:
Die Falſchheit heißt's, denn ſie iſt weiblich.

Die Frau.
Was männlich iſt, und Männernamen trägt,
Nur Arges ſtets im rauhen Buſen hegt;
Das iſt ja klar und unverkenntlich:
Der Argwohn heißt's, und der iſt männlich.

Der Mann.
Ein Weib, und wenn es zehnmal ſchwört,
Hat immer doch den Mann bethört;
An vielen hängt ſie, glaubet mir,
Die Untreu' heißt's, das ſpricht dafür.

Die Frau.

Ein Mann, und wenn er zehnmal flucht,
Läßt doch kein Mädchen unverſucht,
Gewechſelt muß es immer ſein:
Der Wechſel heißt's, wer ſpricht hier nein?

Der Mann.

Ein Weib das bleibt ſich niemals gleich,
Iſt täuſchend' wie das Wetterreich,
Und lacht und weint zum Zeitvertreib:
Die Laune iſt wohl auch ein Weib?

Die Frau.

Verdrüßlich iſt der Mann im Haus,
Und zieht die Stirne finſter kraus,
Er brummt, wo er nur immer kann:
Der Unmuth iſt wohl auch ein Mann?

Der Mann.

Iſt ein Geheimniß wo verſteckt,
Das Weibchen d'rein ihr Näschen ſteckt,
Sie horcht und ſpäh't, und forſchet ſchlau:
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau!

Die Frau.

Zu Allem, was man ſpricht und denkt,
Ganz naſeweis der Mann ſich drängt,
Und ſchlägt ſich oft die Stirne an:
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann!

Der Mann.

Und was das Weib nicht All's verthut,
Bald einen Shawl, bald einen Hut!
Was wendet ſie an Putz und Zier?
Die Mode iſt ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht All's verpraßt,
Und zecht und ſäuft mit ſeinem Gaſt,
Trinkt Wein und Punſch und Porterbier:
Der Trunk iſt ganz ein männlich Thier!

Der Mann.

Die Flittertage ſind verrauſcht,
Das Weibchen nun auf Zank nur lauſcht;
In Weibsgeſtalt ſieht nun der Mann
Die Hölle in der Nähe an.

Die Frau.

Die Flittertage ſind vorbei,
Das Männchen wird nun wild und ſcheu;
In Mannsgeſtalt geht dann dem Weib
Der Teufel ſelber auf den Leib!

Der Mann (näher rückend und einlenkend).

Zwar wird beim Weib, man muß geſteh'n,
Und weiblich oft auch das geſeh'n
Was zart und hold in's Leben ſcheint:
Die Schönheit ſagt wie ich's gemeint.

Die Frau (auch näher rückend).
Zwar ſtellt den Mann, ich läugne nicht,
So manches Ding in ſchönes Licht,
Oft ſpricht ſich Edles männlich aus:
Der Anſtand iſt bei'm Mann zu Haus.

Der Mann.
Das ſchönſte Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält,
Wie heißt das Pflänzchen zart gehegt?
Die Myrthe, die die Liebe pflegt!

Die Frau.
Das beſte Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männerhand;
Wie heißt das Reis, ſo fruchtbeſchwert?
Der Lorbeer, den der Ruhm genährt!

Der Mann (aufſtehend und zu ihr hintretend).
Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Theile fiel,
(vor ihr hinknieend.)
Zu deinen Füßen zieht es mich:
An die Verſöhnung mahn' ich dich!

Die Frau (ihn aufhebend).
Du ſchließeſt mir den Mund recht ſchlau,
Das letzte Wort hat doch die Frau;
Und daß der Mann es dulden muß,
(indem ſie ihn küßt)
Beweiſet der Verſöhnungskuß.

Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau.

Am Weihnachtsabend ſaß, wie immer,
Im ſchön erhellten Feſttagszimmer
Herr Jobſt ſchon manche traute Stunde
Bei ſeinem ſchönen Weibchen Gunde.
Bereitet lag in allen Ehren
Was Chriſt dem Söhnchen will beſcheeren,
Bei Scherz und Spiel, wer ſoll't's nicht glauben?
Auch unter manchem Küſſerauben,
Beim Nüſſeſpiel und Pfänderholen
Entfloh die Zeit auf leichten Sohlen.
Da raſchelt etwas durch die Stube,
Und eine Maus ſchlüpft in die Grube.
„Ach, Weibchen, ſieh' die Maus nur an!"
„Nein, eine Ratte, lieber Mann!"
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!"
„O, bei der Ratte muß es bleiben!"
Und „Maus" und „Ratte" hört man ſchreien.
„Ha!" rief der Mann, „das ſoll dich reuen!"
Er nimmt den Stock und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus im Zimmer war.
Nun der Beweis bracht' es in's Reine,
Und bald verſöhnt beim Spiel und Weine,
Verlebte zärtlich dann das Pärchen
Ein bald durchküßtes Ehejährchen,
Und ſaß nach Jahr und Tag, wie immer,
Am Weihnachtsabend traut im Zimmer.

Daneben wohnt' ein Ehepaar,
Das kurz vorher in dieſem Jahr
Von Moſes Jüngern weggegangen,
Die heil'ge Taufe hat empfangen,
Und, Neuling noch mit Cer'monien,
Den heil'gen Abend will vollziehen.
Da ſpricht der Mann zum Weibelein:
„Beim Nachbar ſchau in's Fenſter 'nein,
Und was Du ſiehſt bericht mir treu,
Damit ich weiß, was thunlich ſei."
Geſagt, gethan! und durch die Ritzen
Das Weib ſieht unſer Pärchen ſitzen,
Und in dem Pfänderſpiel, dem loſen,
Sieht man ſie wieder ſcherzen, koſen;
Und neckend fliegt von ſeinem Munde
Die Frage hin zum Weibchen Gunde:
„Und denkſt du noch, doch deut's nicht ſchief,
Wie jetzt ein Jahr die Maus hier lief?"
„Was? eine Maus? da ſeht mir doch!
'Ne Ratte war's, ich ſeh' ſie noch."
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!"
„Nein, bei der Ratte muß es bleiben!"
Und „Maus" und „Ratte" hört man ſchreien.
„Ha! rief der Mann, das ſoll dich reuen!"
Er nimmt den Stock, und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus lief jetzt ein Jahr.
Und wie den Stock juſt auf er blaut
Des Nachbars Frau durch's Fenſter ſchaut,
Und denkt zu ihrer Herzenspein,

Das muß wohl ſo Gebrauch hier ſein!
Und ſteigt betrübt vom Fenſter nieder,
Dem Manne ſagt kein Wort ſie wieder.
„Beim Nachbar, Weibchen! was geſchieht?“
Das Weibchen ſtumm zur Erde ſieht,
„Wie iſt, mein Kind, die Cer'monie?“
Stets ſtumm und ſprachlos bleibet ſie.
„So ſprich doch, Weib, was ficht dich an?
Was thut denn jetzt mein Nachbarsmann?“
Das Weibchen trüb' auf's Mieder ſieht.
Er bittet, fleht, er droht, er ſpricht,
Doch gar nichts ſie zum Reden bringt,
Bis nach dem Stock er wüthend ſpringt,
Und wie der Nachbar es begann.
Da fragt ſie endlich: „Lieber Mann!
Wenn den Gebrauch du ſchon gekannt,
Was haſt zum Fenſter mich geſandt?“

Die guten und die ſchlechten Freier.

Sophie.

Ach leider muß man wohl einmal
Sich einen Mann doch nehmen,
Ihr Mädchen alle hier im Saal
Braucht drob Euch nicht zu ſchämen;
Wer je ein Mädchen war,
Dem iſt es klar.

Louiſe.
Doch ſollt Ihr fortan nicht ſo blind
Mehr unter Männern wählen,
Denn wahrlich, heut zu Tage ſind
Die guten leicht zu zählen:
Dem jetzt den Stab mein Liedchen bricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.
Giebt meine Schweſter Zeichen Euch,
Die Böſen zu vermeiden,
Lehr' ich die Guten alſogleich
Von ihnen unterſcheiden;
Rühm' ich Euch einen an,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.
Sieht Euch ein Mann zum erſten Mal,
Und ſpricht ſchon von Gefühlen,
Von Himmelsluſt und Höllenqual,
Von Kopf- und Bruſtzerwühlen;
Dem's Herz ſogleich zerbricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.
Doch kann dem Jüngling, der Euch fleht,
Kein Wort vom Munde rücken,
Wenn er voll Scheu zurück ſich zieht,
Und ſieht mit halben Blicken
Euch nur verſtohlen an,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.
Wer immer vor dem Spiegel ſteht,
Den Leib zuſammenſchnüret,
Im ſchott'ſchen Mantel eingenäht,
Ein Schachbrett gar formiret,
Wer von Pomaden riecht,
Den nehmet nicht.

Sophie.
Doch der mit Putz die Zeit nicht füllt,
Gehüllt im ſimplen Rocke,
Der nicht ein alt Familienbild
Und auch nicht eine Docke,
Stets hält die Mittelbahn,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.
Wer ſtets des Wortes ſüßen Brei
Aus Kotzebue will ſchneiden,
Wer euch umſauſt mit Schwärmerei,
Aus weiland Werthers Leiden,
Wer als Souffleur nur ſpricht,
Den nehmet nicht

Sophie.
Doch der Euch heute nicht citirt,
Was geſtern er geleſen,
Wie er auch immer abonnirt
Auf Walter Scott geweſen,
Der ſchweigt und doch was kann,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.

Der bei dem Eintritt im Parquet
Gleich in den Logen ſuchet,
Das Schöpschen ſtreicht ſich wundernett:
„Wie leer iſt's hier!" (an die Stirne fahrend) dann fluchet,
Der mit Lorgnetten ficht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch wer blos auf die Bühne ſchaut,
Und nicht in die Couliſſe,
Der an dem Inhalt ſich erbaut,
Und nicht an der Actrice,
Der nie zu klatſchen erſt begann,
Den nehmt zum Mann.

Louiſe.

Wer das Concert bloß frequentirt,
Um auf und ab zu wandern,
Die Damenfronte defilirt
Von einer zu der andern,
Zu Jeder mit den Augen ſpricht,
Den nehmet nicht.

Sophie.

Doch wer blos ſingen hören will,
Nicht kommt der Säng'rin halber,
Kaum wiſſend, ob ihr Hut mit Tüll,
Ein lichter oder falber;
Der niemals im Applaus zerrann,
Den nehmt zum Mann!

Louiſe.
Der, wenn er wirbt um eure Hand,
Ganz ſüßlich für Euch lebet,
Und oft ſelbſt Euren Unverſtand
Zum Himmel hoch erhebet;
Der Saus und Braus verſpricht,
Den nehmet nicht.
Sophie.
Doch der nicht prahlt, wenn er Euch freit,
Nicht gold'ne Berg' Euch pinſelt,
Und wenn Ihr oft voll Launen ſeid,
Nicht duldſam vor Euch winſelt,
Der Euch ſtraft dann und wann,
Den nehmt zum Mann!
Louiſe.
Nun, Mädchen, könnt ihr wohl einmal
Nach dieſem Lied Euch richten;
Doch alle Männer hier im Saal
Wird's ſchwerlich ſich verpflichten,
Der nicht klatſcht, weil's ihn ſticht,
Den nehmet nicht!
Sophie.
Doch jeder Mann, der nach dem Lied
Darf kühn um Mädchen freien,
Wird ungetroffen im Gemüth
Mir ſeinen Beifall weihen;
Wer jetzt brav klatſchen kann,
Den nehmt zum Mann!

Ehe-Whiſt und Liebe-Boſton.

Boſton.

Das ganze Leben bis zum Grab
Hat Kartenſpielmanieren,
Das Schickſal hebt die Karten ab,
Der Zufall muß meliren;
Dem Glücklichen jed' Spiel geräth,
Wer Unglück hat, iſt immer — bête!

Whiſt.

Zum Einſatz nehmen wir die Zeit,
Und können's kaum erwarten,
An unſ'rer Seite ſitzt der Neid,
Und ſchaut uns in die Karten;
Und immerfort legt Jedermann
Die Hoffnungen als Marken an!

Boſton.

Die Liebe fängt wie Boſton an,
Nach meiner Ueberzeugung,
Da wählet und begleitet man
Nach bloßer Herzensneigung;
Wer uns recht nah' am Herzen iſt,
Dem ſind wir immer gerne Whiſt!

Whiſt.

Die Ehe iſt das Whiſtſpiel ganz,
Da kann man nicht mehr wählen:
Man muß nun ſchon den ganzen Tanz
Auf ſeinen Partner zählen;
Beſtimmt auch ſtets iſt die Parthie,
Man ſpielt zuſamm' und paſſet nie!

Boſton.

D'rum in der Ehe ſicherlich
Viel Spiele nicht geriethen,
Doch wie bei Boſton kann man ſich
In Liebe überbieten;
Bei beiden giebt es keinen Scherz
Und jeder Stich geht an das Herz.

Whiſt.

Im Whiſt und in der Ehe oft
Verfolgt das Spiel der Dritte;
Ach, es entdeckt ſich unverhofft
Spät eine falſch' Invite,
Man invitirt oft ſelbſt auf Coeur,
Doch unſer Aid' hat keines mehr!

Boſton.

Wie Boſton fängt die Liebe an,
Man muß ſogleich blockiren,
Wenn vis à vis die Tour begann,
Das Spiel ſein prämeliren;
Die Stiche giebt uns Cupido,
Man ſpielet keck — grandissimo!

Whiſt.

Man hat bei Whiſt und Ehe auch
Vom Gegenſpiel zu leiden;
Die Hinterhand — ſo iſt es Brauch —
Kann nie der Mann vermeiden,
Die Frau macht immer die à tout,
Der Mann jedoch giebt ſtets nur zu.

Boſton.

In Lieb' und Boſton wird auch ſein
Nur auf den Rock geſehen,
Sind Bub' und Dame ganz allein,
So iſt's um ihn geſchehen;
Doch iſt die Dame Singelton,
So fällt ſie mit dem Aſſe ſchon.

Whiſt.

In Whiſt und auch im Eheſtand
Wird's Spiel maskirt getrieben,
Man glaubt, die Dame ſei zur Hand,
Und find't die — böſe Sieben;
Und fordert man nach ſeinem Sinn,
Iſt ſtets die Frau renonce d'rin!

Boſton.

In Lieb' und Boſton ſoll man nicht
Vergebens ſich forciren,
Und wenn es uns an Trumpf gebricht,
So muß man's fein couvriren;
Doch hat man die honneurs en main,
Gewinnt man ſeinen Souverain.

Whiſt.

Es iſt gewiß, daß ich mit Recht
Die Ehe Whiſtſpiel nenne;
Ja, unſer jetziges Geſchlecht
Das ſpielt es mit Cayenne,
Man weiß oft kaum noch wenn und wie,
Gewinnt, verliert man die Partie!

Boſton.

In Lieb' und Boſton, wie geſagt,
Muß man auf Pfiffe ſinnen,
Bei Lieb' und Karten friſch gewagt,
Macht immer es gewinnen;
Doch fehlt Figur, dann iſt es ſchwer,
Man ſpielt dann immer grand' misère!

Whiſt.

Ganz iſt Cayenne Whiſt die Eh',
Das iſt ja leicht zu faſſen;
Der Frau muß man mit innerm Weh
Sein Spielchen überlaſſen,
Die macht dann oft ſehr ſchlecht Couleur,
Der Mann verliert d'rob die Honneur!

Boſton.

Was ſüß bei Lieb' und Boſton iſt,
Der Wechſel iſt es eben.

Whiſt.

Die Ehe iſt ein feſtes Whiſt,
Der Robber für das Leben!

Boſton.

Doch bleibt, wer nie ein Herz bezwang,
Misère-général' ſein Lebelang.

Whiſt.

Der Hageſtolz, der ſtets allein,
Wird endlich ganz Groß ſchlemm doch ſein.

Beide.

Wer Lieb' und Eh' vereinigt ſah,
Gewinnt das Spiel: Concordia!

Nehmen und Geben.

Nehmen.

Ich heiße „Nehmen," zähle tauſend Ahnen
Mehr als der größte Edelmann;
Im Paradieſe wehten meine Fahnen,
Schon Eva nahm den Apfel an;
D'rum habe ich die Freiheit mir genommen,
Und bin der Erſte nun hervorgekommen.

Geben.

Mich nennt man „Geben," ich bin Hochgeboren,
Mein Adel iſt mein eig'nes Ich;
Der Boden Deines Stammbaums geht verloren,
Der Meine ſtützt auf Herzen ſich;
D'rum darf ich wohl an Deiner Seite leben,
Und habe keck mich auch hieher begeben.

Nehmen.

Du keckes Wort, wie kannſt mit mir Dich meſſen?
Wer gibt noch, wenn er nichts mehr hat?
Wo nichts iſt, wird das Geben bald vergeſſen,
Zu nehmen wird man niemals ſatt.
Wenn wir vernehmlich ſind, das wird beſtechen,
Doch traurig wär's, vergeblich hier zu ſprechen.

Geben.

Wie könnteſt Nehmen Du denn exiſtiren,
Wenn nicht vorerſt das Geben wär'?
Hinnehmen kann zur Freudigkeit nicht führen,
Hingeben zeigt vom Glücke ſehr.
Vernehmen, das erbittert oft das Leben,
Die ſchönſte That jedoch iſt: das „Vergeben."

Nehmen.

Vergib alſo, daß ich Dich böſe ſchelte,
Und nimm es wohlgemeint ſo hin,
Aufgeben zeigt von Wankelmuth und Kälte,
Aufnehmen zeigt von tapf'rem Sinn;
In dem Begeben liegt oft Spott zu Tadel,
Doch im Benehmen liegt der Seelenadel.

Geben.

Nun denn: abnehmen bei den Dingen allen,
Macht angenehm das Leben nicht;
Jedoch: abgeben laß ich mir gefallen,
Weil das vom Ueberfluſſe ſpricht;
Mitnehmen will nicht immer wohl behagen,
Mitgeben wird kein Bräutigam beklagen.

Nehmen.

So ſchweig', Du Wort voll Trug in jedem Stücke,
Du gleißneriſche Schlangenbruſt!
Angeben iſt ein Wort voll Heuchler-Tücke,
Annehmen ſchaffet Götterluſt;
Eingeben wird vom Satan vorgenommen,
Doch nur von Engeln wird man eingenommen.

Geben.

So ſchweige Du, Du Wort voll Eigenliebe,
Du eingefleiſchter Egoiſt!
Das Herausnehmen ſpricht vom ſchlechten Triebe,
Das Herausgeben edler iſt;
Nachnehmen ſpricht von gierigem Gemüthe,
Nachgeben ſpricht von Kopf und Herzensgüte.

Nehmen.

Und nun, mein Freund, zugeben muß der Schwache,
Weil er der Letzte ſtets im Brett,
Jedoch zunehmen, das iſt meine Sache,
Dabei wird man doch dick und fett!
Ausgeben, wie fatal iſt die Geſchichte,
Ausnehmen, das bringt wahrlich beſſ're Früchte.

Geben.

O, o, mein Freund, nur nicht ſo aufgeblaſen,
Nur ohne alle Leidenſchaft!
Vornehmen können ſich auch alte Baſen,
Vorgeben zeigt von Männerkraft!
Wegnehmen, das kann auch der dumme Wilde,
Weggeben iſt die Frucht der Herzensmilde.

Nehmen.
Doch Freund, wir wollen lieber uns vereinen,
Wir ſind ja beide nah verwandt;
Man ſieht ja ſtets beiſammen uns erſcheinen,
Die rechte und die linke Hand;
Und heute g'rad will ich mich gern bequemen,
Daß Heute geben ſüßer iſt als nehmen.

Geben.
Doch ſüß iſt's auch, zu nehmen ſonder Ende,
Wo rings das edle Mitleid ſpricht,
Annehmlich doppelt wird die milde Spende,
Bemüht man ſich vergebens nicht;
Wo Fürſt und Volk voll Mildigkeit entglommen,
Wird ſtets bei ſolchem Werk viel eingenommen.

Nehmen (zum Publikum).
D'rum nehm' ich mir ein Herz und ſprech' mit Beben
Den Dank für Ihre Großmuth aus.

Geben (eben ſo).
Demſelben Hochgefühl bin ich ergeben,
Erblicke ich das volle Haus;

Beide (indem ſie ſich die Hände geben).
Dann wollen wir zuſamm' uns nehmen alle,
Daß, was zuſamm' wir geben, auch gefalle.

„Na!“

Ein einſilbiger Roman.

Man glaubt gewöhnlich ſo im Leben,
Es käm' nur auf die Größe an;
Ich aber will ein Beiſpiel geben,
Daß oft das Kleinſte groß ſein kann.
Das Wörtchen „na!“ man ſollte meinen,
Von keinerlei Bedeutung ſpricht's;
Mit einer Silbe zu erſcheinen,
Das iſt ſo gut ja wie ein Nichts,
Da kann man größ're Worte haben:
Der „Federmeſſer-Fabrikant,“
Der „Feſtungs-Mauer-Waſſergraben,“
Der „Pulvermagazinen-Brand,“
Und noch mehr Worte ſo dergleichen,
Die wie Gebirge ſtehen da;
Doch ſie ſind gar nicht zu vergleichen
Mit dem ganz winz'gen Wörtchen „na!“
„Na!“ ſagen Sie ſchon ungeduldig,
„Kömmt aber der Beweis noch nicht?“ —
„Na! nur Geduld, ich bin nicht ſchuldig,
Der Dichter ſchrieb ſo dies Gedicht.“
Im Wörtchen „na“ liegt Lieb' und Schmollen,
Auch Vorwurf, Trotz und Schelmerei;
Verſöhnung, Neigung, Luſt und Grollen,
Kokketterie und Neckerei.

Nanette und die Tante ſticken,
Nanette ſchaut durch's Fenſterglas;
„Na!" brummt die Tante, „welches Blicken!
Du Ungezog'ne! ſchickt ſich das?" —
„Na!" ſagt das Nichtchen, „welch Vergehen,
Als ob das eine Sünde wär'!"
Doch nicht umſonſt hat ſie geſehen,
Denn ihr Geliebter kömmt daher;
Wie kömmt er ſpät! das ſoll er büßen!
Schon wetterleuchtet ihr Geſicht,
Er ſtürzt herein, zu ihren Füßen;
„Na!" ſchmält ſie, „ziere Dich nur nicht!
Wo Du geblieben, bleib auch künftig,
Ich hab' Dich wahrlich nicht vermißt!"
„Na!" fleht er, „Nettchen, ſei vernünftig,
Ich weiß nicht wie Du heute biſt." —
„Na!" ſchmollte ſie, „hat ſich was zu wiſſen,
Wenn der Patron bei Andern bleibt." —
„Na!" ruft die Tant' vom Nähekiſſen,
„Wer weiß, wo der herum ſich treibt!" —
„Na, na!" ſagt er, „herumgetrieben?
Wo ſie nicht iſt, hab' ich nicht Ruh;"
Sie blinzelt: „na! wo biſt geblieben?
So ſprich, ich höre Dir ja zu." —
— „Ich bring' Dir etwas, rath' Nanette." —
„Du? na! das wird was Rares ſein;"
— „Na ſchau! es ſind Konzert=Billette,
Ich führe morgen Dich hinein."

Dergleichen, weiß man, muß verſöhnen,
Sie lächelt ſchlau: „na! ſo gib her!
Mein gutes Herz wird Dich verwöhnen,
Das Schmollen wird mir gar zu ſchwer.“ —
Er will verſöhnt ſie nun umfaſſen;
„Na!“ ruft ſie aus und kehrt ſich weg;
„Na!“ ſchmeichelt er, will ſie nicht laſſen,
„Na, na!“ grollt ſie, „das iſt doch keck!“ —
Er will ſie dringender umfangen,
„Na! Süße!“ fleht ſein heißer Mund;
„Na denn!“ ſpricht ſie, und reicht die Wangen
Dem Glücklichen zum Liebesbund.
„Na, na! was für ein Liebgekoſe?!“
Ruft nun die Tante brummend aus;
„Na! Tantchen! hier iſt eine Doſe,
Dies Prischen iſt ein wahrer Schmaus.“
Sie bitten nun um ihren Segen,
Und fleh'n: „na, liebes Tantchen, na!“
Da ſchmunzelt ſie: „na! meinetwegen,
Da habt Ihr Euch, ich ſage ja!“
„Na endlich!“ rufen ſie voll Freude,
„Das iſt doch noch ein Tantchen, na!“
„Schon gut!“ ſagt ſie, und wehret beide
Halblächelnd von ſich ab: „na, na!“
Nun wend' ich mich an Euch hier Alle,
Und frage: na! hab' ich nicht Recht? —
Wenn's auch zum Beſten nicht gefalle,
Heißt's doch wohl: „na! es iſt nicht ſchlecht.“

Der Tod und ein Weib.

Ein Schwank.

Der Tod verklagte einſt vor Jovis Thron,
Wie folgt, den weiſen König Salomon:
„Herr! dieſer weiſe König ſprach,
Und Narren, Weiſe ſagen's nach,
„„Ein böſes Weib iſt ärger als der Tod!““
Wird irgend Jemand nun von mir bedroht,
So lacht er mich noch höhniſch aus,
Es heißet nur von Haus zu Haus:
Was droht der arme Wicht denn noch,
Ein böſes Weib iſt ärger doch!“
Als d'rauf der Tod voll Ingrimm ſchweigt,
Spricht Salomon, das Knie gebeugt:
„Befiehl, o Herr! daß er im Menſchenleib
Auf Erden frei' ein Eheweib,
Und nennt er meinen Spruch noch dann bizarr,
Dann iſt der König Salomon ein Narr.“
Und Jupiter, dem manche Erdenmaid
In's Götterauge Sand geſtreut,
Sein „fiat“ ſpricht. Der Tod auch alſobald
Zur Erde ſteigt in Mannsgeſtalt,
Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf,
Und holte gleich im erſten Ort
Der Wand'rung eine Wittwe fort,

Die kürzlich erſt in's Paradies
Den ſechſten Mann ſpazieren ließ.
Nachdem ſie ihrem Veit und Max,
Dem Hinz und Kunz, dem Pold und Star,
Die Leichenred' erbaulich hielt,
Und ihn dabei recht angeſchielt,
Ging munter das verliebte Paar
Zum Pfarrer hin und zum Altar.
Doch da erkannt' der Gottesknecht
An dürrer Hand den ſchlauen Hecht,
Und ruft ihn n'ein in's Kämmerlein:
„Herr! wollt Ihr hier getraut nun ſein,
Verſprecht mir, daß, wenn einſt mein Stündlein ſchlagt,
Ihr die Geſtalt als Tod noch tragt,
Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Mit rothem Rock und langem Zopf.“
Der Tod verſpricht's und alſogleich
Steht unſer Paar in Hymens Reich.
Da leben ſie auch kurze Zeit
In Frieden und in Einigkeit;
Er würzet ihr die liebe Eh'
Mit wenig Zank und viel Kaffee;
Doch, kann ein Weib ſtets freundlich ſein?
Die Weltgeſchichte ſpricht hier: nein!
Bald hört er wie bei ſtiller Nacht
Ein ſanft Gebet ſein Weib vollbracht:
„O komm, Du freundlich lieber Tod,
Befreie mich von meiner Noth!“

Daß dies Gebet verdrießlich macht,
Wird keinem Manne je verdacht.
Bald ſtellte ſich nach Sonnenſchein
Ein Handgemeng', ein Plänkeln ein,
Vom Plänkeln kam's zum Fauſtgefecht,
Und Sieger blieb — das ſchwach' Geſchlecht.
Schulmeiſters ſchönen Lockenzopf
Begoß ein heißer Suppentopf,
Bald ward ſein rothes Feſttagskleid
Von Mehlgeſchirren überſchneit,
So, daß der Tod bald lendenlahm
Auf immer heilſam Reisaus nahm.
Er ließ auch dann der Jährchen zehn
Nichts hören von ſich und nichts ſeh'n.
Da wird vom Pfarrer ſie beſchickt,
Den ſchon das Sterbeſtündchen drückt;
Der ſchwach und leiſe ſpricht zu ihr:
„Ach, gute Marthe, bleibt bei mir,
Verſprecht mir, daß, bis ich erbleicht,
Ihr nimmermehr vom Bette weicht,
Dafür ſollt Ihr auch ganz allein
Nach meinem Tod mein Erbe ſein."
Die Marthe, willig und bereit,
Pflanzt ſich an's Bett kommod' und breit,
Den Fliegenſcheucher in der Hand,
Wie auf dem Poſten ein Sergeant.
Da naht der Tod ſich alſobald,
Wie er verſprach, in Mannsgeſtalt,

Schulmeiſter gleich friſirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf.
Und als er ſo in dieſer Tracht
Beim Pfarrer ſtill die Thür aufmacht,
Erkennt Frau Marthe ihren Mann
Und fängt zu lärmen wüthend an,
Indem ſie faßt ihn am Genick:
„Ha! hab' ich Dich Du Galgenſtrick?"
Und „tauſend Wetter Element'"
Begleiten dieſes Kompliment.
Da huſcht der Tod zur Thür hinaus
Und denkt, ſie geht wohl bald nach Haus!
Und tritt nach einem Stündchen fein
Beherzt zu ſeinem Opfer n'ein,
Da fliegt an Kopf ihm allzumal
Der Spucknapf und die Suppenſchaal'.
Der Tod entflieht zu Jovis Thron
Und ruft: „O recht ſprach König Salomon,
Ich trau mich nicht an Pfarrers Leib,
Denn an dem Bette ſitzt mein Weib!
Doch, daß ich bald das Ende ſchau,
Hol' ich als Tod erſt meine Frau!" —
Wie man vernimmt, hat ſeit der Zeit
Der Tod auch nimmermehr gefreit;
Doch, daß er einſt ein Eh'mann war,
Zeigt ſein Gerippe hell und klar.

Der Frauen-Senat und das Schluß-Protokoll.

(Ein Schwank.)

Anna. Eliſe. Sophie. Doris. Robert.

Robert

(kommt mit einem Papier und einer Bleifeder in der Hand).

Heut alſo kommen wieder ſie zuſammen,
Bei meiner Frau hier in dem kleinen Saal,
Ich will einmal zum Horchen mich verdammen,
Notiren mir in wenig Worten jedesmal,
Was alles in dem Rath wird vorgetragen,
Wovon ſie immer ſchwatzen ohne Raſt.
Doch ſtill! da kommen ſie mit Wohlbehagen,
Nun heißt's: hübſch ſachte aufgepaßt.

(Er zieht ſich zurück, die Damen kommen.

Anna.

Willkommen denn, ja tauſendmal willkommen,
Wir hielten lange ſchon nicht mehr Senat,
Indeſſen iſt ſo manches vorgekommen
Von Wichtigkeit im Frauenſtaat.
Da gibt's ſo Manches wohl zu debattiren,
Zu conſuliren und zu referiren,
Woll'n Sie gefälligſt ſich dazu bequemen?

Sophie.

Ich bin der Chronik und der Mode Referent.

Doris.

Die Politik, die iſt mein Element.

Eliſe.

Ich laß die Männer mir nicht nehmen.

Anna.

Die Politik ſchlägt auch in's Fach der Mode,
Wie Niederländer Spitzen und der Türk'ſche Bund.

Sophie.

Die Politik, die haſſ' ich noch im Tode,
Da hören Sie doch lieber meinen Fund.

Eliſe.

So laſſen Sie doch endlich etwas hören!

Sophie.

Die Frau Accisräthin iſt Homöopath!

Anna.

Ach, wirklich? —

Eliſe.

In der That —?

Doris.

Darauf wollt' ich ſchon längſtens ſchwören,
Weil ihr Geſpräch nicht Salz noch Pfeffer hat,
Homöopathen ſind Politiker nun eben,
Beweiſen, daß man Nichts mit Nichts curirt.

Anna.

Auch die Theater jetzt homöopathiſch leben,
Sie nehmen ja faſt gar nichts ein.

Sophie.

Doch dieſes Lob, das muß man ihnen geben,
Das Pulver haben ſie erfunden ganz allein!

Eliſe.

Die Männer ſind auch ſchon Homöopathen,
Verſchreiben ja den Frauen gar nichts mehr;
Doch über dieſe müſſen wir berathen,
Denn ſie verſchlimmern jetzt ſich täglich mehr.

Sophie.

Ach, Liebſte, reden Sie doch nur geſcheidter,
Es gibt jetzt Männer nicht mehr auf der Welt,
Nur Schwimmer gibt's und Raucher noch und Reiter,
Nicht Ritter mehr, wie's uns gefällt.

Anna.

Die Männer! früher fingen ſie doch Feuer,
Sie glühten einſt, jetzt rauchen ſie nur noch.,

Doris.

Sie ſchwimmen zwar jetzt ungeheuer,
In Cirkeln bleiben trocken ſie jedoch.

Eliſe.

Ja ihr Geſpräch, das kennt nur ein Vehikel,
Die Pferde, o da ſind ſie unerſchöpflich d'rin,

Doris.

O! O! Ein Pferd iſt ein anziehender Artikel,
Die gehen alle doch nach ihrem Sinn.

Sophie.

Man glaubt in ihrer Pferde-Unterhaltung,
Daß nur von einem Mädchen Rede ſei:
„Der Kopf, der Hals, die edle Haltung,
Das Feu'r, der Gang, wie ſtolz und frei!“

Anna.

Will man die jetz'gen Männer idealiſiren,
So iſt das Nöthigſte dabei ein Gaul.

Doris.

Man muß ſie reitend, ſchwimmend portraitiren.

Sophie.

Mit einer Havanna-Cigarre in dem Maul.

Anna (zu Eliſe).

Du ſiehſt, daß Du's zu weit getrieben
Mit Deiner Männergunſt, mein Kind!

Eliſe.

Ach Gott! die Männer und die Lachſe muß man lieben,
Wenn ſie auch trocken und geräuchert ſind.

Sophie.

Und ihr Betragen, ſo nachläſſig und verächtlich,
So ſchlotternd, à l'anglais, wie eine Klingelſchnur.

Doris.

Politik! man iſt nicht mehr „äußerſt rechtlich,“
Man iſt jetzt immer „äußerſt linkiſch“ nur.

Anna.

Und „Liebe, Liebe,“ wird nicht mehr getragen.

Sophie.

Ja die Couleur iſt längſt nicht mehr im Flor.

Doris.

Man trägt jetzt Changeant, Herz, Gilet und Kragen,
Franzöſ'ſchen Leichtſinn und ein ſpaniſch Rohr.

Sophie.

Sie ſitzen ſtets an öffentlichen Plätzen,
Wenn wir auch ſteh'n, ſie thun wie blind.

Anna.

Das iſt, weil ſie die „*Sitzſamkeit*" ſo ſchätzen;

Doris.

Politik nur, weil ſie ein Feind vom „*Aufſtand*" ſind.

Eliſe.

Iſt's beſſer denn, wenn ſie uns ſitzen laſſen,
Als wenn ſie uns nur laſſen ſteh'n?

Anna.

Und eitel ſind ſie, eitel, kaum zu faſſen,
Vor'm Spiegel kann man ſtets ſie ſeh'n.

Sophie.

Doch wenn ſie auch in tauſend Spiegel ſchauen,
So ſchaut doch bei den meiſten Nichts heraus.

Doris.

Und wenn ſie ſuchen Bräute, Frauen,
Da ſehen ſie wie Zebras aus.

Eliſe.

Ja wenn ſie frei'n, ſind meiſt ſie ſchon bergunter,
Verliebt, verlobet und verlebt ſind ſie zugleich.

Doris.

Ein kleines Wörtchen macht die Aelt'ſten munter,
Es iſt das winzig kleine Wörtchen „reich."

Eliſe.

Die Treue haben ſie verrauchet und verſchwommen,
Sie kennen dieſes Wort kaum namentlich.

Sophie.

Und weil die Treue auf den Hund gekommen,
So führt faſt jeder einen Hund bei ſich.

Doris.

Ja, vor der Ehe iſt der Mann gebändigt,
Als ob's das Stück „die Zauberflöte" wär'!

Anna.

Doch in der Ehe iſt das bald beendigt,
Da heißt das Stück „der Baſſa und der Bär."
Zum Beiſpiel nur von meinem Mann zu ſprechen,
Das iſt ſo ein belebter Contrabaß —

Robert (für ſich).

Ach jetzt iſt's Zeit, ſie ſchnell zu unterbrechen,
Sonſt wird zu arg für mich der Spaß.
(Er tritt hervor.)

Anna.

Wie — mein Gemahl, wie ſind Sie hergekommen?

Doris (zu den Andern).
Ich weiß gar nicht, was das bedeuten ſoll?

Robert.
Ich hab' nur hie und da ein Wort vernommen,
Bracht' flüchtig es zu Protokoll;
Es iſt nur dann und wann ein Wort geweſen,
Nur manches Mal ein halber Fang.
Ich will den Inhalt des Senats nun leſen,
Sie finden leicht darin Zuſammenhang:

„Ich laß die Männer und die — Niederländer Spitzen — noch im Tode nicht — die Frau Acciſ'räthin — will in Salz und Pfeffer — leben. — Die Homöopathen — beweiſen, daß — die Frauen ſich verſchlimmern täglich. — Reiter — ſchwimmen — in Cirkeln. — Ein Pferd iſt — von einem Frauenzimmer — der Kopf. — Die Rede — von einem Gaul — muß man portraitiren. — Mit dem Maul — Liebe haben ſie's zu weit getrieben. — Die Politik — trägt jetzt — Gilet und Kragen — und ein ſpan'ſches Rohr. — Die Männer ſuchen — Bräute, Frauen — wie die Zebra — die Aelteſten ſind verraucht und — auf den Hund gekommen. — In der Ehe — iſt gebändigt — der Bär — zum Beiſpiel (Anna's Hand ergreifend) das iſt ſo ein Contrabaß.“ —

Anna.
Nun muß das tolle Zeug ich unterbrechen,
Sonſt wird zu bunt uns Allen noch der Spaß.
(Hervortretend und die Andern bei der Hand faſſend.)

Die Sitzung iſt für jetzt beendigt und beſchloſſen.
Doch hat's ein Mann gehört, und hat es ihn verdroſſen,
Daß wir mit manchen argen Gloſſen,
Von Pfeifenköpf' und Roſſen,
Uns über ihn ergoſſen,
Mög' er ſich nicht erboſſen,
Bedenk'n, wie er mit den Genoſſen
In Worten, Liedern und in Poſſen
Mit Witz auf uns geſchoſſen.
D'rum ſagen wir es offen,
Wir wollten es probiren,
In beißend ſpitz'gen Stoffen
Uns nur zu revangiren.
Doch wird es, wie wir hoffen,
Nicht Jeden irritiren;
Wer ſich nicht fühlt getroffen,
Der wird ſchon applaudiren.

Ei!

Ein Sylbenſpiel.

Seitenſtück zu dem Gedichte
„Na!“

Die Sylbe „Na,“ die kann ſich glücklich preiſen,
Es nahm ein Dichter ſich ſchon ihrer an,
Um ihre Wichtigkeit uns zu beweiſen,
Verfaßt er: „Na“ in völligem Roman.

Die Sylbe „Ei“ jedoch wird kaum beachtet,
Man glaubt, ſie hab' im Leben kein Gewicht.
Darum hab' ich ſie näher mir betrachtet,
Und widme nun ihr dies Gedicht.
Die Sylbe „Na“ iſt früher zwar gekommen,
„Na“ das iſt nun nicht anders mehr,
Doch ob das jetzt den Muth mir hat benommen?
„Ei,“ das beſchämte wahrlich mich zu ſehr.
Das Wörtchen „Ei“ ſpielt eine große Rolle,
Und iſt bei allen Menſchen engagirt;
Der Weiſe, wie der Narr, der Griesgram, wie der Tolle,
Von jedem wird es in dem Mund geführt.
Ein Beiſpiel nur: Man nennt von unſerm Leben
Die Ehe als den Hauptabſchnitt ſtets frei,
Gewiß, weil's in der Eh' uns vorkömmt eben
Als ob das Haupt uns abgeſchnitten ſei.
Nun, nach den erſten Flittertagen,
Die Flitterwochen ehedem genannt,
Da ſteht die Frau mit Mißbehagen,
Und neſtelt an dem Haubenband.
Der Mann ſitzt mit getheiltem Herzen,
Das zwiſchen Weibchen und Cigarre ſchwankt,
Und hat nach Hymens Fackel nichts als Kerzen
Und einen Fidibus verlangt.
Im Winkel ſitzt des Eheſatans Futter,
Der Himmel ſteh' den jungen Frauen bei!
Im Winkel ſitzt die liebe Schwiegermutter,
Die Bratſche in der Ehemelodei!

Der Hausfreund ſitzt und zupft an Vatermördern,
Streicht ſich das Schöpfchen wundernett,
Und um die Zeit ſchnell zu befördern,
Entſpinnt ſich folgendes Quartett:
„Ei!" ſagt der Mann, „Du wirſt ja gar nicht fertig
Heut wohl mit dem vertrackten Haubenband,
Du weißt, der Wagen iſt ſchon lang gewärtig,
Wir fahren heut' hinaus auf's Land!" —
„Ei, nur Geduld, mein Herr und mein Tirann."
„Ei doch zum Gukuck!" fängt im Solobrummer
Die Schwiegermutter aus dem Winkel an.
„Ei, ei! Frau Schwiegermutter auch ſchon munter?
Traktiren wieder uns mit dem Geſchrei?" —
Dem Hausfreund wird das Ding ſtets bunter,
Er ſtreicht das Haar und denkt im Stillen: ei!
Der Mann jedoch betroffen, und betreten
Hält länger nimmer mehr an ſich;
„Ei tauſend Wetter! das muß ich verbeten,
Sei nicht ſo ſchnippiſch, Frau, ich warne Dich!"
Da zuckt ſie hämiſch mit den Augenbraunen,
Und ſtemmt die Hände in die Seit' dabei,
Und nahet ſich, um ihm in's Aug zu ſchauen,
Und ſaget nichts als blos ein ſchnippiſch „ei?"
Dies „ei" ſcheint tiefer ihn zu treffen,
Als jedes Zank- und Stachelwort.
„So, ei!" ſagt er, um ihr bloß nachzuäffen,
„Ei!" dreht darauf mit Haſt ſich von ihr fort. —
„Ei, ei!" ſagt nun der Hausfreund leiſe,
„Dies Ungewitter iſt mir Sonnenſchein. —

„Darf, gnäd'ge Frau," ſpricht er in zarter Weiſe,
„Ich bis zum Wagen ihr Begleiter ſein? —
„Ei wohl! Allein nur bis zum Wagen?"
„O nein, Sie fahren heute mit uns aus."
„Ei, ei! Ei, ei! Das will mir nicht behagen!"
Läßt nun die Schwiegermutter ſich heraus.
Der Freund reicht nun den Arm ihr hin behende,
Der Mann mit einem Herzen, ſchwer wie Blei,
Der reibt verbiſſen ſich die Hände:
„Ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei!"
So könnt' ich Ihnen Vieles noch erzählen
Von dieſer Sylbe „Ei," mir wär' nicht bang,
Doch fürcht' ich, und es kann nicht fehlen,
Sie ſagen endlich: „Ei! das währet lang!"
D'rum fühl ich es mit Wohlbehagen,
Wer ſchweigt zur rechten Zeit, iſt klug;
Ich hoff', Sie werden gütig ſagen:
„Ei! für 'nen Scherz iſt's gut genug.

Frauenherz und Eiſenbahn.

Ein Frauenherz und eine Eiſenbahn, ſie gleichen
Beinahe alle beide ſich auf's Haar,
Wer ſo mit beiden fährt, iſt gar nicht mehr ſein eigen,
Der Fremden Macht gehört er ganz und gar,
Den eig'nen Willen muß man ganz vergeſſen,
Iſt man auf beiden einmal — aufgeſeſſen.

Bevor man ſo ein Frauenherz befahren,
Da geht's mit ſeinen Aktien, Halloh!
Doch fängt man endlich an darauf zu fahren,
So fahr'n die Aktien zurück, o ho!
Trotz Paſſagier und allem Larifari
Steh'n doch die Herzens-Aktien niemals — pari.

Ein Frauenherz geht vorwärts, ungezügelt,
Es trotzt der Zeit, dem Elementenkampf,
Und die geheime Kraft, die ſeinen Lauf beflügelt,
Iſt, wie bei einer Eiſenbahn: — der Dampf.
Will es geſchwinder noch in ſeinem Lauf von dannen,
Braucht's einen Hansdampf nur noch vorzuſpannen.

Ja, mit dem Hansdampf iſt gar nicht zu ſcherzen,
Er ſchraubt und pfeift in ſeine Seele tief,
Und ſchleppt oft ſechszehn leere Frauenherzen,
Gleich fort mit ſich, wie ein Lokomotiv.
Und iſt das Frauenherz nicht weit geſcheidter,
So kommt mit lauter Pfiff er immer weiter.

Ein Frauenherz weiß ſeine Fahrt ſchon zu belohnen,
Macht bei dem Hauptziel manchen Nebenſchritt,
Es macht gar oft ſo — Zwiſchenſtationen —
Und nimmt noch nebenbei ſo Manchen mit,
Und mit der Zeit, ſo will bisweilen uns gemahnen,
Baut ſich das Frauenherz auch — Flügelbahnen.

Die Billetdoux zur Fahrt bekömmt man durch die Kaſſe,
Sie ſpielen alle Farben: gelb und grau und grün,
Wer mehr bezahlt, bekömmt die erſte Klaſſe,
Doch deshalb fahren ſie nicht beſſer d'rin.
Und wollt Ihr in das Frauenherz dann ſchauen,
So ſitzen in der dritten Klaſſ' — die Grauen.

Hat man das Frauenherz verſäumt, nur die Sekunde,
So geht es ab, da hilft kein Raſen, Schrei'n;
Doch laufe man nicht nach, man warte eine Stunde,
Dann kommt's zurück und ladet ein;
Oft ſagt's: „Ich fahre ab!“ und wartet doch noch häufig.
Im Techniſchen heißt das: „Der Zug geht ſo beiläufig!“

Jedoch, man muß geſteh'n, Sie werden ſchon erlauben,
Die Frauenherzen ſind ſehr frequentirt,
Man braucht ſich nach der Fahrt nicht abzuſtauben,
Beſonders wird man ſchnell da expedirt,
Im Gegentheil, man hat kaum Platz genommen,
So ruft man ſchon: „Ach Gott, wie bin ich angekommen!“

(Zum Publikum.)

Nicht wahr, jetzt lachen Sie wohl, meine Herren,
Weil es den Frauen gilt, ich ſelber ſag'
Ich bitte Sie, zu viel ſich nicht darauf zu ſperren,
Wer weiß, was von dem Mann zu ſagen ich vermag!
Ach! Sie erſchrecken? Für jetzt laſſ' ich Gnad' ergehen,
Jedoch, geborgt iſt nicht geſchenkt — auf Wiederſehen!
(Ab.)

(Beim Hervorrufen.)
Wie? Hör' ich recht? Ich ſoll noch einmal kommen,
Sie fürchten meine letzten Worte nicht?
Wohlan! Zuerſt ſchön' Dank! (verneigt ſich) und nun hab ich mir vorgenommen
— Und wie gerufen kömmt mir die Geſchicht —
Ich rede jetzt, und drohte mir auch Köpfung,
Vom Herz des Mannes, vom Wauwau der Schöpfung.

Ein Männerherz — darauf muß ich mich ſpreitzen,
Ein Männerherz iſt gleich der Eiſenbahn,
Man muß das Männerherz beſtändig heitzen,
Und alle Augenblicke ſchnaubt es grob uns an,
Und nöthig ſind ihm oft die böſen Zangen,
Denn ſonſt iſt gleich ſein — Feuer ausgegangen.

Ein Männerherz iſt ein Waggon, ein breiter,
Man rückt da dutzendweiſe nur heran,
Wahr iſt's, man kömmt damit wohl immer weiter,
Denn ſo ein Männerherz — das hält nicht an —!
Und mit dem Billetdoux geht's zu! ich wette,
Oft hat's mehr keinen Platz, vergiebt doch noch Billette.

Ja, ſolch' ein Männerherz hat Vorzug unverholen,
Noch vor der Eiſenbahn wohl irgendwo,
Man braucht kein Holz, braucht keine Kohlen,
Ein Männerherz, das heitzt man auch mit — Stroh.
Kurzum, es gleicht der Eiſenbahn in allen Arten,
Denn, wenn man will, macht es auch — Extrafahrten.

(Zum Publikum.)

Iſt's wahr? Hab' ich nicht recht? Was ſagt mir Ihre Miene?
Ich weiß, Sie nehmen mir das Ding nicht ſchief!
Ich? ich kann nichts dafür, ich bin bloß die Maſchine,
Da d'rin, der Dichter ja, das iſt's Lokomotiv!
Sind Sie, Verehrteſte, mit mir nicht gut gefahren,
Soll das Lokomotiv von mir es ſchon erfahren.

Splitter und Balken.

Gelegenheitsſpaß zur Deklamation im halblokalen Dialekt.

Viel Richter gibt es auf der Welt,
Man nennt ſie Splitterrichter,
Wenn Jemand was in's Auge fällt,
So ſchneiden ſie Geſichter;
Und ziehen gleich den Splitter aus,
Und tragen ihn von Haus zu Haus,
Und fragt man ſo ein' Fledermaus:
„Was ſind Splitter und was Balken?“
So ſtehen's da, die Talken!

Ein Eh'paar ſchmollt ein Bischen g'rad',
Da kommt dazu ein Dritter,
Der trägt's dann aus, ſo früh als ſpat,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Kommt er zu Haus zu ſeinem Weib,
Fährt ſie ihm hölliſch auf den Leib,
Daß er nit hinter'm Ofen bleib',
Und ſagen Sie auch zehn Mal: „Nein!“
Ich ſag': „Da muß ein kleiner Balken ſein!“

„Die Nachbarsleut'," ſo ſagt zum Mann d'Frau Mahm,
„Die leben gar nit bitter,
In Wochentagen eſſen's Millirahm,"
Das iſt doch nur ein Splitter.
Ihr Mann, ein Wächter auf der Eiſenbahn,
Beacht' gar nit des Weibes Bahn,
Und ſie frißt täglich nur Faſan,
Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
Da d'runter muß ein Balken ſein.

„Mein Kind," ſo ſagt das Weib zum Mann,
„Die, die da d'rüben hat an Ritter;
Denn er begleit't ſie wie 'n Galan,"
Das iſt doch nur ein Splitter,
Doch kommt er früh nach Haus, o weh,
Da ſitzen zwo auf'm Kanapee,
Und diskuriren plötzlich nur von Wind und Schnee.
Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
Im Kanapee da muß ein Balken ſein.

„Ich hab' kein Geld," ſo ſagt der Mann,
„Für lauter Band und Flitter,"
Und fährt dabei die Frau recht an;
Das iſt doch nur ein Splitter.
Allein der hübſchen Gouvernant,
Der ſchenkt er oft ein Seideng'wand,
„Den Kindern z'Lieb'," wie er's genannt.
Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
In dieſer Kindslieb' muß ein Balken ſein.

Manch' Rezenſent, der führt ſein Amt
So ſcharf als wie ein Schnitter,
Hat Manches ſchonungslos verdammt,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch manchmal über ſchlechtes Zeug
Da macht er einen mürben Teig
Mit Zuckerkant und Lorberzweig,
Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
Im Zucker muß ein Balken ſein.

Durch Unglück macht ein Mann bankrott,
Dann kommt ſogleich das G'witter;
„Er trank Champagner, lebte flott!“
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch ſein Kaſſier, jetzt Millionär,
Ja, dem erzeugt man alle Ehr',
Und „Hochverehrter!“ hin und her,
Und ſagen Sie mir zehn Mal: „Nein!“
Solch' Balken gibt es allgemein.

Das Menſchenleben anzuſchau'n,
Aus Schmerz und Luſt ein Zwitter;
Der Maibaum und der Diſtelzaun,
Sie haben Blüthen und auch Splitter,
Doch endlich kommt Freund Hain herauf,
Zieht alle Splitter aus in Hauf,
Und legt ein Bischen Erde d'rauf,
Und in dem kleinen, kleinen Schrein
Wird das der letzte Balken ſein.

„Singe, wem Geſang gegeben.“

Eine deklamatoriſche Geſangs-Etude.

„Singe, wem Geſang gegeben!“
Heißt ein deutſches Dichterwort,
Und ſo ſingt denn Alles eben
Auf Spektakel und auf Mord.
Denn es ſingen nicht nur jene,
Denen Sang gegeben war,
Nicht nur Nachtigallen, Schwäne,
Nicht allein der Lerchen Schaar.
Singen kann man Alles ſehen, —
Hören aber nicht fürwahr —
Gänſe, Enten, Raben, Krähen,
Wiedehopf und Kaſuar.
Denn in unſern Singvereinen,
Singen Kinder ſchon Tenor.
Wenn Papa hat die Valuta
Auf der Börſe zugeſetzt,
Wird die Tochter assoluta
Auf's Theater 'naufgeſetzt.
Wenn der Mann die Frau verlaſſen,
Weil er keine Stimm' im Haus,
Rächt er ſich an allen Klaſſen,
Schreit ſich in der Oper aus.
Ach ja! Wahr iſt's! Das ſind Wonnen!
Wenn man bei der Oper iſt.

Ach ja! Zu den Primadonnen
Hatt' ich ſtets ein groß' Gelüſt.
Beifall hört man nur in Opern,
Und ſie ſtöhnen: „Ach!“ — „Charmant!“ —
Und die Männer ſchlagen Knoppern
Sich mit Jubel an der Hand;
Und die Frauen zucken, nicken,
Mit dem Köpfchen ohne Ruh',
Senken's, heben's mit Verzücken,
Wie ein kranker Kakadu.
Iſt die Stimme ganz rebelliſch,
Kann man ſingen gar kein Stück,
Reiſ't man fort und macht ſich wälliſch,
Kömmt als Prima dann zurück.
Ach, ich brächte gern ein Opfer,
Gäb' das Schauſpiel gern in Kauf,
Nähmen mich die Notenſtopfer
Nur in ihre Gilde auf.
Kömmt man doch durch Goeth' und Schiller
Nicht zu Geld und Renommé,
Wenn man ſich für einen Triller,
Kauft ein Gut am Comer See.
Ja, ich will's jetzunt probiren,
Bin zu Haus ja, und allein.
Niemand kann mich rezenſiren,
Ich verſuch' jetzt mein Latein.
Was ſing' ich geſchwind — von Hayden?
(Sie ſingt etwas aus der “Schöpfung.”)
Das iſt klaſſich? Fort damit!

Mozart? Gluck? Von dieſen beiden?
(Sie ſingt wieder einige Noten.)
Damit macht man keinen Schnitt.
Sing' ich nun zum Pianoforte
Lieder, die kein Geiſt vermocht,
Man heißt's: „Lieder ohne Worte,"
Oder: „Kerzen ohne Docht."
Nein, ich will nicht viel riskiren,
Möglich, daß mich Jemand hört;
Will ein **Liedchen** bloß probiren,
Nicht zu **ſeicht**, nicht zu gelehrt.
— Doch — ach — Gott, es iſt entſetzlich! —
Annonkiren muß ich mich,
„Unwohl — heiſer — bin ich — plötzlich —"
Bitt' um Nachſicht inniglich.
(Setzt ſich und ſingt.)

Beim Herausrufen.

Wie? Sie haben mich gehört, und applaudiren?
Ach, das muß mich freuen, das muß mich rühren!
Und da Sie mich rufen, ſicherlich,
Hab' ich alle **Stimmen** hier für mich,
Gegen mich vielleicht nur **Eine**,
Welche? — **Meine**! —

Schwimm-Lectionen auf dem Trockenen.

Das Waſſer iſt die Loſung jetzt zur Stunde,
Nur „Waſſer!“ ſchreit die ganze Welt,
In's Waſſer ſchickt man Kranke und Geſunde,
Das Waſſer koſtet jetzt das meiſte Geld;
Nicht zeitgemäß iſt es, mit Wein den Durſt zu löſchen,
Wer Zeitgeiſt hat, der trinkt jetzt mit den Fröſchen!
Die alte Heilkunſt ſchießt man jetzt ganz Breſche,
Das neueſte Syſtem iſt pudelnaß,
Die Kranken, die traktirt man jetzt mit Wäſche,
Die Medizin, das iſt das Waſſerfaß;
Man wird geſeift, gewalkt, geſtriegelt,
Getrocknet, eingeſchlagen und gebügelt.
Der Hoffnungsloſe ſtürzt ſich nicht in's Waſſer,
O nein, er ſtürzt das Waſſer jetzt in ſich!
Wie glücklich ſind jetzt Dichter und Verfaſſer,
Ein Jeder ſagt: „Mein Gräfenberg bin ich!“
Die Heilkunſt bracht' es endlich ſchon zuwegen,
Die Leut' wie — Waſſergurken einzulegen!
Doch wäſſert jetzt man nicht nur Patienten,
Auch die Geſunden müſſen in das Waſſer 'nein,
Wir ſchwimmen um die Wette mit den Enten,
Wir holen ſchwimmend jeden Karpfen ein;
Geht's fort ſo und die Menſchheit wird noch älter,
So fängt man bald die Menſchen aus dem Kelter.

Ja, ſchwimmen muß jetzt männlich, weiblich, ſächlich,
Der ganzen Welt geht's Waſſer ſchon am Mund!
Es iſt kurios, man iſt ſo oberflächlich,
Und geht trotz Allem dem ſo leicht — zu Grund.
Ein jeder Stand in allen Erdregionen,
Nimmt jetzt in ſeinem Fache — Schwimm-Lectionen.
Wenn auf die Handelsbörſe wir jetzt gehen,
Zur Geiſterſtunde — zwiſchen Zwölf und Ein —
Da kann man eine große Schwimmſchul' ſehen,
Da ſchwimmt und plätſchert, rudert Groß und Klein,
Und Mancher kann gar nicht auf's Trock'ne kommen,
Das kommt daher, er hat ſich — feſtgeſchwommen.
Sie machen Sprüng' in allerlei Geſtalten,
Und Mancher ſpringt ſo hoch faſt wie ein Haus,
Sie ſchwimmen ſtark — um oben ſich zu halten,
Doch Manchem geht gar bald der Athem aus,
Der ſpringt vom Trampolin — doch, trotz der Mühen,
Sinkt er hinab, wer wird heraus ihn ziehen?
Das Schauſpiel auch, man ſieht's all' Augenblicke,
Was wird es ſonſt als eine Schwimmſchul' ſein?
Der Herr Direktor hält die Kunſt am Stricke,
Doch plumpt er ſelbſt gar oft hinein,
Er rudert noch herum mit den Genoſſen,
Er kommt wohl noch heraus, doch wie begoſſen!
Die Liebe ſelbſt — es klingt faſt nicht geheuer
Gleicht einer Schwimmſchul', das iſt ſonnenklar.
Doch die Lectionen, die ſind etwas theuer!
Und gute Schwimmer ſind unmenſchlich rar!

Die Meiſter muß man da beſonders honoriren,
Weil ſtatt am Strick ſie uns am Bandel führen!
Beim Lieben gibt es immer Schwimmerſcenen,
Das liebend' Herz ſchwimmt erſt in Trunkenheit,
Das liebend' Aug' ſchwimmt dann in Thränen,
Das liebend' Paar, das ſchwimmt in Seligkeit
Und iſt die Liebe bis zur Eh' gekommen,
Wird umgekehrt und gleich zurückgeſchwommen!
Das Declamiren iſt auch wie das Schwimmen,
Man frägt erſt, wie viel Grad' die Dichtung hat?
In friſcher Dichtung, da iſt es gut ſchwimmen,
Doch ſeichte Dichtung macht den Schwimmer matt;
Und iſt man fertig und betritt das Ufer —
So ſind die beſte Stärkung — Bravorufer. (Ab.)

Repetitions-Strophe.

Wie! Brauchen Sie denn noch Lectionen?
Sie lernen etwas hart, bei meiner Treu!
Die Männer wollt' ich heute ſchonen,
Allein ſie rufen mit Gewalt ihr Loos herbei!
Wohlan! Verehrte Schüler! Hochgeſchätzte!
Gebt Acht auf die Lection, es iſt die Lezte!
Das erſte Tempo heißt: „Das Knie gebogen!"
Das zweite heißt: „Gefaltet fromm die Hand!"
Das dritte heißt: „In großen Bogen
Beſchreib' der Mann, was er empfand!"
Und mit dem größten Tempo wird beſchloſſen:
„Den Mund, den halte man ſtets fein geſchloſſen!"

Allein wie kurzathmig ſind ſie, die Liebesſchwimmer!
Es iſt, als hätte Jedermann den Dampf,
Sie ſchwimmen kaum in Lieb' ſo weit als wie ein Zimmer,
Ach, ſo bekommen ſie ſogleich den Krampf!
Die Tempi der Liebe auf der alten Amati,
Die ſind bei den Männern jetzt: tempi passati.

Etuden.

„Etuden?" Ja, das Wort iſt jetzt modern, zwar nicht chineſiſch,
Nicht rococo, doch bei den Deutſchen eingeführt,
Denn erſtens iſt dies deutſche Wort — franzöſiſch,
Wir haben's nicht entlehnt, gediebt, wir haben's — adoptirt.
Der Deutſche hat ein Vaterherz, ein leichtgerührtes,
Hört er wo ein unglücklich Wort, er adoptirt es.

„Etuden!" Ein Wort, das man vor Jahren noch nicht kannte,
Ein Wort, für's Affektiren recht gemacht,
Doch „Studien!" Das Wort verſteht ja nicht die Gouvernante,
Da würden wir von ihr nur ausgelacht,
Studiren! Ach, das klingt ſo deutſch, ſo diesſeits rheiniſch,
Dann heißt es auch „geochſt" auf gut Lateiniſch.

Studen iſt das Steckenpferd jetzt aller „Iſten,
Die fühlen ſich jetzunter ganz charmirt,
Horniſten, Pianiſten, Harfeniſten, Geigeniſten,
Und Alles, was das Hirn uns trepanirt;
Studiren iſt ſo ſchwer, daß man es gar nicht könnte,
Brächt' man's zuwege nicht durch Inſtrumente,

Und weil es jetzt ſo gäng' und gebe iſt im Leben
Daß man ſtudirt im Angeſicht vom Publikum,
Genire ich mich heut' auch ganz und gar nicht eben,
Und ſtudire hier nur ein mein Künſtlerthum;
Geſchwind! Es iſt ſchon Zeit! Est periculum in mora!
Wir Frauen abſolviren blos die Humaniora!

Ich hab' ſtudirt Cothurnum, der ſo zu ſagen
Die Stelzen des hohen Stöckels Tragödie;
Ich hab' ſtudirt den Soccum, den ſie tragen,
Das heißt, die woll'nen Socken in der Komödie,
Die Bühnen ſind kurioſe Dikaſterien,
Wer da gar nichts ſtudirt, bekommt die längſten Ferien!

Mit deutſchen Bühnen geht es, wie mit alten Burgen,
Sie fallen ein, wie immer man ſie renovirt,
Tantièmen nützen nichts und Dramaturgen,
Die Dichter ſelbſt ſind ſchon zu ſtrapazirt,
Sie ſchreiben nicht für Thalien, Melpomenen,
Sie ſchreiben Rollen nur für Dieſen und für Jenen.

Ach, wär' ich nicht ein Frauenzimmer und rangirte
Nach Herrn Linné zum ſchwächlichen Geſchlecht,
Ich ginge unter die Recenſenten und traktirte
Die deutſchen Bühnen, ſo wie ich's gern möcht'!
So aber, da die eine Bühne täglich nur wird ſchlimmer,
Probir' ich's mit „Lokal." „Es thut's halt nimmer!"

„Lokal-Studen!" Wie oft ſtudirt nicht eine ſchöne Dame
So auf ein Hochdeutſch, ſieben Stockwerk hoch,
Daß mit Accent, dem reinſten, ſie auskrame,
Was ſie aus Modebüchern in ſich ſog,
Doch wie ſo ſchön deutſch ſie ſpricht, als wie aus einer Schachtel,
Verſetzt das Wieneriſche ihr plötzlich eine „Dachtel!"

O Frühling, ſchwärmet ſie, ich muß hinaus nach Baden,
Es hüllt Natur ſich ſchön in ihre Feiertracht,
Die Blüthen und die Blumenkelche laden
Mich dringend ein mit ihrer Zaubermacht,
Daß ich des Morgens munter in den Düften wandel',
Und Abends geh' ich zu der „Milli-Mariandel!"

Dann ſpricht ſie vom Theater mit Mundverdrehen,
Ach, geſtern war ich in dem Volksſtück d'raus,
Ach, das Jargon! Man kann ſie kaum verſtehen,
Man hält ja dieſen Dialekt kaum aus!
Mein Mann lacht über dieſe Sprache der Barbaren,
Ich aber ſag' ihm: „Laß mi aus mit dem Schmarren!"

Am Putztiſch ſitzt ſie, und der Freund daneben,
Sie ſpricht von Poeſie und Literatur:
„In Schiller nur allein iſt dichteriſches Leben,
Da iſt der Styl ſo klar, vom Fremden keine Spur,
Die Sprach' ſo rein, ſo zart, ſo klar und edel,“ —
Da ſticht die Zoſe ſie, ſie ſchreit: „Schlampele Gredel!“

Geſchmeidig iſt die Sprach', genannt: Die Wieneriſche,
Sie fügt ſich gleich dem Witz und dem Gemüth,
Sie kann auch edel ſein in ihres Kernes Friſche,
Sie kann auch zärtlich ſein in einem kleinen Lied,
Und duftig iſt ſie dem, der nur ſie weiß zu pflegen
Wie's erſte Feigerl auf den „Marzi-Regen!“

Auch zum Geſang iſt ſie, o lächeln Sie nicht höhniſch,
Auch im Geſange iſt ſie mild und ſanft und weich,
Zwar nicht für den Salon, nicht italieniſch,
Doch für ein Liebchen und ein Stübchen überreich,
Und ſollt' es Sie, Verehrte, nicht ermüden,
Studir' ich hier noch einige Etuden.
(Hier wird ein Geſangsſtück eingelegt.)
Doch ſtille, jetzt iſt ja die Saiſon, die Staggione,
Auch welſche Oper, wie man lieber will,
Jetzt iſt Saiſon für Spargel und Canzone,
Du einfach' G'ſangl, Du, ſei mäuschenſtill,
D'rum leg' ich meine kleine Stimme jetzunt nieder,
Johanna geht, wenn man ſie ruft — ſo kehrt ſie wieder.

Tres faciunt Collegium,
oder
Das Conſilium der kranken Liebe.
Ein humoral-pathologiſcher Scherz.

Allopathie.
Homöopathie.
Hydropathie.

Allopathie.

Verehrte Kollegen! Um ein Conſeil zu halten,
Beſchied man heut' uns allzumal hieher,
Es iſt auch darin g'rad noch ſo beim Alten,
Wenn man drei Aerzte ruft, ſo nützt's nichts mehr;
Und überflüſſig ſind die beiden Andern,
Der Kranke war ja ſo ſchon nah' am Wandern!

Homöopathie.

So lange Leib und Seel' zuſammenhalt noch, offen,
So lang' giebt man die Hoffnung noch nicht auf;
Denn iſt auch für den Kranken nichts zu hoffen,
Iſt Hoffnung für den Doctor doch vollauf;
Viel' Aerzte ſind ein Troſt doch für die Erben,
Sie machen dem Patienten leicht das Sterben!

Hydropathie.

Drei Aerzte, ſo, das heißt auf Tod und Leben!
Das iſt bewieſen mit Recepten-Schrift,
Denn können ſie die Krankheit auch nicht heben,
So machen ſie ſie wenigſtens verblüfft!
Sie fährt vor Schrecken in die Erd', und in Gedanken
Nimmt ſie gar oft auch mit hinab den — Kranken!

Allopathie.

Die Kranke, die uns heute ruft, heißt: „Liebe,"
Es fühlt ſich unſ're Liebe jetzt ſo ſchwach,
Ihr fehlt der Appetit zum edlen Triebe,
Sie lüſtert nur manchmal nach „O!" und „Ach!"
Sie fühlet ſich ſo matt, ſo abgeſchlagen,
Ich glaub', es liegt der Liebe was im Magen!

Homöopathie.

Iſt Liebe krank? Daher mag es wohl kommen,
Daß man ſie jetzt gar nirgends ſieht.
Doch ſagt, was hat ſie für Arznei genommen?
Nur nicht zu viel, wie das ſo oft geſchieht!
Für kranke Lieb' ſind keine Mittel nöthig,
Man heilt am beſten ſie durch — Diätetik.

Hydropathie.

Was wird's viel ſein? Was kann der Liebe fehlen?
Freund Hain iſt ferne noch mit ſeiner Hipp',
Sie geht zu leicht gekleid't in unſern Sälen,
Dann kömmt ſie oft in Zug — und kriegt die Gripp'!
Nur Waſſer! Waſſer! Waſſer! Tauſend Flaſchen!
Mit kaltem Waſſer ihr den Kopf gewaſchen!

Allopathie.

Ich glaub', die kranke Liebe zu kuriren,
Iſt's nöthig, daß man allopathiſch bleibt;
Die ſchwächſte Lieb' wird neue Kraft verſpüren,
Wenn man recht viel ihr nur — verſchreibt!
Und iſt die Liebe auch ſchon halb verkommen,
Durch viele Mittel wird ſie zu ſich kommen!

Homöopathie.

Der Liebe Uebel gar zu oft entſtehen
Aus einem „Nichts,“ wie Jeder wiſſen muß;
Man muß ſie wieder d'rum mit Nichts verſehen,
Nach dem Syſtem: „Similia similibus!“
Will d'rum ein Mann zur Lieb' ein Herz entfachen,
Kann er mit Nichts ſuperb die Kur jetzt machen!

Hydropathie.

Der Zuſtand unſ'rer Liebe iſt gar kritiſch,
Ihr Alter kömmt dann leider auch dazu,
Quia senectus ipsa! Iſt arthritiſch!
Da drückt die Liebe eigentlich der Schuh!
Da wird das Sturzbad wohl mit Glück genoſſen,
Denn alte Lieb' iſt immer wie begoſſen!

Allopathie.

Ich glaube ſo nach meiner Diagnoſis,
Es hat die Liebe Splitter im Gehirn,
Da iſt es gleich, ob groß, ob klein die Doſis,
Da nützet gar nichts ſonſt als — trepanir'n!
Denn ſicher iſt's, bei einem off'nen Kopfe
Wird Lieb' geheilet ſelbſt beim größten Tropfe!

Homöopathie.

Daſſelbe Mittel macht geſund die Kranken,
Das krank auch die geſunden Menſchen macht,
Die Lieb' macht krank ſchon den Gedanken,
Hat ſie auf Nebenbuhler nur Verdacht,
D'rum muß man kranke Lieb' damit kuriren,
Sich zwei Liebſchaften ſtets zu reſerviren!

Hydropathie.

Daß man die Krankheit erſt ſo recht ergründe,
Dünkt mir ein überflüſſiger Verſuch,
Mir iſt das Alles Eins! Ich finde
Die Kranken gleichen einem Stücke Tuch;
Man wirft in's Waſſer ſie, ſo wird man ſehen,
Ein Theil der Krankheit wird ſchon ein dann gehen!

Allopathie.

Die alte Heilart bleibt doch ſtets die beſte,
Sie heißt: „Contraria Contrariis!“
Nicht „Gleich mit Gleich“ kurirt Hygea's Gäſte,
Das Gegenmittel doch kurirt gewiß!
Ich ſag', daß letzte Mittel für die Liebe
Heißt: „Man behandle ſie mit Gegenliebe!“

Homöopathie.

Die Liebe hat den Ausſchlag uns gegeben,
Sie ſpricht für Homöopathie.
Man braucht nicht Unz' und Drachme ihr zu geben,
Der kleinſte Skrupel wirket ſchon auf ſie.
Noch ein Beweis, mit dem ich überraſche,
Die Liebesapothek' ſteckt jetzt — in der Taſche.

Hydropathie.

Die Liebe, ihre Leiden, Qual und Sehnen,
Behandelt glücklich nur Hydropathie!
Das Waſſer, das ſie heilt, es ſind — die Thränen,
Des Abends ſpät und auch des Morgens früh,
Denn Liebe lebt, das ſeh'n auch unſ're Haſſer,
Bei Tod und Trennung nur vom — Scheidewaſſer!

Allopathie.
Beſchließen wir das „multa“ oder „multum,“
Sonſt ſtirbt ſie ohne unſ're Hilfe noch!

Homöopathie.
Nun gut! Wir ſagen endlich: „Est consultum!“
Und mit der Kranken bleibt's beim Alten doch!

Hydropathie.
Ja! Ja! im Hauptpunkt ſind wir Alle einig;
Stirbt ſie nicht langſam, nun, ſo ſtirbt ſie ſchleunig!

Alle drei (zum Publikum).
Und nun empfehlen ſich die Herr'n Doktoren,
Wenn ſie heut' ihr Vertrauen nicht verloren.

Beim Herausrufen ſpricht die
Allopathie.
Wie, Sie verlang'n noch ein Conſilium?
Fürwahr, wir kommen gern und ſagen's ehrlich,
Doch unſer Dank, der macht uns dennoch ſtumm,
Und wahrlich dieſer Dank iſt ungefährlich!

Kein Malheur, jedoch fatal.

Ein jeder Menſch wird oft im Leben
Geneckt von einer Zufallsſchaar,
Die g'rad' kein *Unglück* ſind, doch geben
Zu ſchaffen ſie genug, fürwahr!

Es ſind ſo kleine Nadelſtiche,
Sie ritzen flüchtig uns die Haut,
Dabei iſt das das Aergerliche,
Daß man zu ſchrei'n ſich nicht getraut.
Es ſind ſo winzige Schickſalhieber,
Zwar nicht aus Stahl, ja kaum aus Blech,
Die Britten nennen's „Trick,“ die Deutſchen „Stüber,“
Jedoch die Römer nennen's „Pech.“
Es thut nicht weh, man kann nicht d'ran erſticken,
Es iſt ganz eigener Natur.
Poeten nennen's „Schickſalstücken,“
Der Grieche nennt's „A Sekatur.“
Kurz, Jedermann paſſirt oftmal,
Was g'rade kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Schnupfen, der Katarrh der Naſe
Iſt nicht gefährlich, thut nicht weh,
— „Gebrat'ne Zwiebel,“ ſagt die Baſe,
Ein Weib iſt ſtets ein Arzt, per se! —
Jedoch verdirbt dem Redner er die Phraſe,
Wenn er hinaufgeht ſo in's C.
Der „Himmelsſtrahl“ wird zu n'm „Hibbelſtahl,“
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein junger Geck, ganz ſchlank geſtengelt,
Tritt Abends in den Cirkel ein,
Doch wie er nach dem Handkuß gängelt,
Tritt er dem Pintſcher auf das Bein,

Und als er ſchnell ſich ſeitwärts ſchlängelt,
Da ſtolpert er in Glasſchrank 'nein;
Fällt im Umdrehen über einen Schawl,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Franzöſiſch wird geſpielt, und alle Väter
Geh'n en famille in's Schauſpielhaus,
Es lacht der Kunz, es lacht der Peter,
Das ſieht, als ob's verſtänden, aus.
Da ſitzt ein Rezenſent, kein Wort verſteht er,
Zieht doch gelehrt die Stirne kraus;
Beſprechen muß er's, welche Qual!
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Dichter ſitzt im Muſenkobel,
Dort unter'm Dachſtuhl hoch und ſchreibt,
Er träumt ſich in das Reich der Zobel,
Das ihm ein Bischen Wärme treibt,
Vergnügt legt er den letzten Hobel
An ſein Gedicht, und feilt und reibt;
Da ſagt des Miethsherrn Prof': „Es iſt Quartal!“
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Elegant macht ſchon ſeit Jahren
Der reichen Witwe da die Cour,
Entſagt dem Spiel, den göttlichen Cigarren
Verändert völlig die Natur;
Auf Bälle, in's Concert zu fahren,
Iſt ſtets ein fertiger Merkur,

Da plötzlich tritt herein der Witwe — Ehgemahl —
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Bei einer Landpartie von zwölf Perſonen
Hat man ſuperb ſich amüſirt,
Man macht den Ritter hung'riger Amazonen,
Man hat im Gaſthaus Alles arrangirt,
Kaffee, Melange, ſaure Milch, Melonen;
Zuletzt, als er die Koſten repartirt;
Heißt es: „Bezahlen Sie, wir rechnen dann zumal!"
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Seladon ſinkt zärtlich girrend
Vor der Geliebten auf die Knie,
Er ſpricht ſo ſüß, ſo hirnverwirrend
Von der Gefühle Sympathie;
Sie iſt gerührt, und tändelnd, kirrend,
Fährt in ſein üppig Haupthaar ſie
Die Täuſchung flieht, die Wahrheit zeigt ſich kahl,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Bei dem Diner ſitzt man oft dritthalb Stunden,
Doch eſſen kann man kaum etwas,
Die Dame rechts hält uns gebunden,
Die Dame links will das und das,
Indeſſen iſt der Teller ſtets verſchwunden,
Die Diener ſind ſchnell auf der Paß,
Mit Ruh' genießt man nur die Mundwaſſerſchal',
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Im Prunkſalon, im großen Kreiſe,
Lieſ't man ein Trauerſpiel uns vor;
Doch Einer, — ich glaub', er that weiſe —
Den fernen Winkel ſich erkor,
Entſchläft, fängt an zu ſchnarchen leiſe,
Dann immer lauter im Tenor,
Zuletzt ſchnarcht er im Bruſtbaß durch den Saal,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.

Ein ſaures Brot iſt's Deklamiren,
Jetzt leider faſt das täglich' Brot,
Wenn Sie es einmal nur probiren,
Erbarmen Sie ſich unſ'rer Noth.
Ach, welche Angſt! Wenn Sie nicht applaudiren,
Dann iſt der Dichter Schuld an meinem Tod;
Er ſelber ſchrieb nichts mehr ein ander Mal,
Für Sie zwar kein Malheur, für ihn jedoch fatal.

Beim Hervorruf.

Ich komme ſchnell, um Ihnen zu berichten,
Daß, weil Sie gar ſo gütig richten,
Beſchließt der Dichter, ferner noch zu dichten,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal.
Ich auch, wenn Sie ſo mild regieren,
Und mich citiſſime citiren,
Ich werde ferner deklamiren,
Doch wär's für mich Malheur, wenn's Ihnen wär' fatal.

Das iſt da geweſen, und das iſt noch nicht da geweſen.

Launiges Duo.

Er.

Der Winter kömmt, Lawinen gehen nieder,
  Im ſchweren Schlummer liegt Natur wie Blei;
„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder“
  Nur die Concerte blühen immer friſch und neu.
Die Akademien ſind unſre Winterroſen,
Es ſchneit Artiſten, es regnet Virtuoſen,
Und Wunderkinder wiegen ſich in unſern Ohren,
Von denen werden jetzt nur Drillinge geboren;
Man geht gelangweilt fort von all' dem Klimperweſen,
Und ſagt verdrüßlich: „Das iſt da geweſen.“

Sie.

Doch gibt's im Leben noch kurioſe Dinge,
  Die funkelnagelneu und noch nicht da geweſen ſind,
Daß ich ein Beiſpiel nur geſchwind jetzt bringe:
  Die Waſſerheildoktoren, hochgeſinnt,
Sind im Vereine jetzt zuſamm'gekommen,
Ein Jeder hat ein Faß voll Waſſer mitgenommen,
Ganz Deutſchland horchte hin auf das Ereigniß;
Ich aber, ich, ich hab' das große Weinverzeichniß,
Das ſie zum Waſſertrinken durchgeleſen,
Und muß geſtehen: „Das iſt noch nicht da geweſen“

Er.

Ein neues Stück erſcheint doch endlich noch in Jahren,
Die Künſtler geben ſich die größte Müh',
Das Publikum, das ſtrömt herbei in ganzen Schaaren,
Gefüllt ſind Logen wohl, Parterr' und Gallerie;
Man lacht, man hört nicht auf zu applaudiren,
Man glaubt, es müßt' die Leute amüſiren,
Der Rezenſent geht fort zu Bier und Schweizerkäſen,
Und ſagt nichts weiter, als: „Das iſt ſchon da geweſen."

Sie.

Ein Stück fällt durch, und allgemeiner Tadel
Spricht laut ſich aus im Bühnenpublikum;
Die Sprache matt, der Inhalt ohne Adel,
Die Charaktere flach, die Löſung dumm;
Glaubt Ihr, dem Dichter gingen auf die Augen?
Er ſagt vielleicht: „Das Ding mag doch ſo viel nicht taugen."
Und: „der Rezenſent ſagt's nicht aus bloßem Böſen,"
Glaubt Ihr das? „O nein, das iſt noch nicht da geweſen!"

Er.

Mathilde ſitzt, wie eine Roſe blühend,
Im Abendkreis auf einem vis à vis,
Und ihr zur Seit' Emil, ganz liebeglühend,
Und ſchwört, er lieb' allein nur ſie,
Und ſpricht: „O, wenn Sie wüßten, welch' ein ſüß' Behagen
Es iſt, ein liebend Bild im Herzen tragen."
Und ſie erwiedert mit naivem Weſen:
„Ach! das iſt Alles längſt ſchon da geweſen."

Sie.

Sabine ſchmollt, er liegt zu ihren Füßen,
Ein Körbchen voll Geſchenke bringt er ihr;
„Vergieb, mein Herz, ich will ja gerne büßen,
Aus dieſem wähl' das Allerſchönſte Dir.
Denn ſolche Lieb', wie die zu Dir entbronnen,
War noch nicht da im Lauf der Weltenſonnen.“
„Ich glaub's, ſagt ſie, und wählt das Schönſte der Pretioſen,
„Ja, mein Geliebter, das iſt noch nicht da geweſen.“

Er.

Wenn man die Roſe einmal hat gerochen,
Wenn einmal uns entflammt die Glut,
Wenn ein Gedicht man einmal hat geſprochen,
Wann nur einmal man aufgehabt den Hut,
Wenn man nur einmal uns vergöttert,
Wird man auf einmal auch entblättert,
Da heißt's ſogleich von Wien bis zu den Irokeſen,
Mit einer Stimme nur: „Schon Alles da geweſen.“

Sie.

Zwar Vieles war ſchon da, zum Beiſpiel Sängerinnen,
Die ohne Stimme machten ſchrecklich viel Metall;
Zwar Vieles war ſchon da, zum Beiſpiel Tänzerinnen,
An deren Wagen zog ein edler Menſchenſtall;
Jedoch, daß je ein Denker, ein Gelehrter,
Ein Dichter, ein Autor, ein vielbewährter,
Wär' ausgezeichnet wie die leeren Flitterweſen,
Beim Himmel! „Das iſt noch nicht da geweſen.“

Er.

Es bildet, um was Großes zu vollführen,
Sich ein Verein mit edler Müh' und Fleiß,
Die Sammelbögen alle cirkuliren,
Ein Jeder ſendet ſie in ſeinen Kreis.
Da ſitzt ein Filz, verſtehet ſich, ein Reicher,
Gefüllt mit Armenſchweiß ſind ſeine Speicher,
Er nimmt den Bogen, und nachdem er ihn geleſen,
Sagt er nichts, als: „Das iſt ſchon da geweſen."

Sie.

Man iſt jetzt wie verrückt faſt mit den Todten,
Auf Mozart und auf Haydn trinkt man Meere aus,
Von ihren Werken kauft man keine Noten,
Man kauft nur Lanner oder höchſtens Strauß.
Wir haben Steine nur für Monumente;
Daß man jedoch das kleinſte Steinchen gönnte
Zu einem Haus für den, der noch nicht iſt verweſen,
Für Einen, der da lebt — „das iſt noch nicht da geweſen."

Er.

In einer Kunſtausſtellung auf und ab zu wandern,
Iſt ein Genuß, das heißt, man thut, als ob es einer wär',
Nur „Genreſtück!" O Ochs und Kuh und Flandern!
Und Beſenbinder, Bettlerkarren ſammt der Mähr'!
O! die Natur iſt hier natürlicher noch als natürlich,
So ungenirt, ſo sans façon, ſo geiſtreich unmanierlich;
Man ſchaut es an, das Mauvais genre-Weſen,
Und denkt: „Natur, Du biſt zu oft ſchon da geweſen."

Ein Kranker liegt im Bett und weiß ſich nicht zu rathen,
Der Extrapoſten gibt's jetzt viel in's — Unterland,
Gevatter Tod hat jetzund viele Pathen,
Homöopathen, Hydropathen, Pathen allerhand;
Ein Konſilium war beſtimmt, ſchon kömmt der Eine,
Und fragt: „War's Konſilium da um Neune?"
Der Kranke ſchöpft nun Hoffnung, zu geneſen,
Und ſagt: „Nein, Gottlob! das iſt noch nicht da geweſen."

Er.

Die Sonnenfinſterniß, die machte viel Gerede,
Mir ſchien es ſo ein großes Wunder nicht,
Was war's? Um Sechſe war die Welt noch öde,
Ein Schleier wehte um die Erde dicht;
Und aus der Stadt begann hinaus zu gehen,
Um gut zu ſehen, wie man nichts wird ſehen,
Was macht man da für großes Federleſen?
Die Sonn' verfinſtert? „Nein! das iſt noch niemals da geweſen."

(Beim Herausrufen.)

Sie ſind zufrieden, Sie ſchlagen in die Hände,
Sag' ich: „Sie ſind zu mild." — Das iſt ja eben da geweſen.
Sie rufen uns heraus, wir kommen auch behende,
Und ſo mit Herzensluſt, als wären wir noch gar nicht da geweſen.

Man macht dann einen Knix, und das ja nicht zu vermeiden,
Man legt die Hand auf's Herz: Das iſt ſchon da geweſen.
Und iſt der Dichter da, zeigt man auf ihn beſcheiden,
Doch daß man's auch ſo meint, das iſt noch niemals da geweſen.
Dann geben wir noch Zuwag ein'ge Zeilen,
Wie dieſe hier, und das iſt auch ſchon da geweſen.
Dann geh'n wir ab, doch ob wir aus dem Haus ſo eilen,
Nicht noch einmal zu kommen? Das iſt noch nicht da geweſen.

Das alte Liedlein von der neuen Zeit.

Eine Bagatelle.

Mit einem Lied der Zeit ſoll ich die Worte würzen!
Die Zeit iſt gar kurios! Mir wird ganz bang!
Wenn ich verſuch', ſie jetzt hier zu verkürzen,
Wird ſie dadurch vielleicht erſt grad' recht lang,
Jedoch, ich mach' es ſo wie alle Leut',
Wenn's nicht geräth, ſo that's der „Geiſt der Zeit.“

Der „Geiſt der Zeit!“ ja, wer den Geiſt erfunden,
Der war gewiß ein grundgelehrter Mann;
Geht Alles ſchief, zu allen Lebensſtunden,
Man hängt die Schuld dem Geiſt der Zeit nur an;
Wenn Jemand eine Dummheit macht, vier Finger breit,
Wer hat die Dummheit dann gemacht? Der Geiſt der Zeit.

Der Geiſt der Zeit? Ei was! Es gibt gar keinen;
O, glauben Sie es mir, es iſt nicht wahr;
Die Zeit läßt keinen Geiſt erſcheinen,
Und dann der Geiſt hat keine Zeit fürwahr.
Ein Jeder denket: „Du biſt dumm und ich geſcheidt,"
Und nennet den Gedanken: „Geiſt der Zeit."

Der Geiſt der Zeit, der iſt ein gar kurioſer,
Sie malen ihn verſchieden, die Genies;
Im blauen Igel ſchildert ihn der Moſer,
Und Beranger beſchreibt ihn in Paris;
Der Holzhau'r ſelbſt, er ſpaltet ſeinen Scheit,
Und ſchimpft: „So ſpaltet ſich der Geiſt der Zeit!"

Der Zeitgeiſt wirft in Zeitenſtrom die Kieſel,
Und glaubt, er hält den Strom der Zeit nun auf!
Allein dadurch wird laut nur ſein Gerieſel,
Er murmelt lauter nur in ſeinem Lauf;
Man ruft dem Strome zu: „Halt? Woher? Wie weit?"
Der Strom geht über, das iſt auch der Geiſt der Zeit.

Der Geiſt der Zeit hat lange ſtill gegohren,
Er lag in Schmerz, in Qual zuſammgekufft,
Er krümmte lange ſich, und hat geboren
Ein Zwillingspaar, ſie heißen: „Dampf und Luft,"
Der Geiſt der Zeit, das heißt: „Der Menſch im Kampf
Mit Aktien auf Luft und Aktien auf Dampf."

„Die Zeit wird mir zu kurz," ſagt bald wohl Einer,
Doch Niemand ſagt: „Zu kurz wird mir der Geiſt;"
„Der Geiſt bringt Roſen," alſo ſagt wohl Keiner,
„Die Zeit bringt Roſen," ſagen Alle meiſt,
Und wo der Zeit ein Geiſt die Roſen knickt,
Da hat der Geiſt der Zeit an ihnen ſich erquickt.

Der einz'ge Geiſt der Zeit, das iſt die Mode,
Der Zeitgeiſt iſt nur das, was jeder g'rade trägt,
Die Zeit allein macht Alles zur Methode,
Und Geiſt hat der, der ſich in ihr bewegt;
Der Zeitgeiſt ſagt: „Man fährt bei Jemand vor,
Und ſchickt ſtatt ſich die Karte mit dem — Ohr."

Der Geiſt verlangt, den Menſchen zu gefallen,
Die alten Häuſer einzureißen dort und hie,
Die Zeit ſagt: „Wartet bis von ſelbſt ſie fallen,
Allein dazu ſchickt auf die Börſe ſie;"
Der Hausherr nebenan wird's wahrlich nicht verweigern,
Denn dann kann mit dem Zeitgeiſt er den Zins auch ſteigern.

Geht in das Gaſthaus man, zum Mittageſſen,
So iſt der Zeitgeiſt da als Homöopath;
Begehrt man Wein, ſo läuft der Zeitgeiſt unterdeſſen
Zum Keller ſchnell hinab als Hydropath,
Und wenn der Kellner dann die Rechnung ziebt,
So iſt's der Zeitgeiſt auch, der Alles doppelt ſieht.

„Die ganze Welt ſoll ſchwimmen, auch die Frauen,“
So will's der Zeitgeiſt, oder das Geſchick;
Und o, wie oft kann man ſie ſchwimmend ſchauen,
Sie kommen oftmals gar nicht los von ihrem — Strick.
Der Zeitgeiſt ſpricht zum Mann: „Cigarren raucht,“
Weil zu Cigarren keinen Kopf man braucht.

Der Zeitgeiſt ſagt wohl auch: „Man deklamire,“
Allein mit Maß und raſch und dann gleich fort,
Denn dauert's wiederum bis halber Viere,
So bleibt kein Hung'riger auf ſeinem Ort;
So ſpricht der Zeitgeiſt, und Sie ſchweigen? gar kein Wort?
Verſtehe ſchon, das heißt: „Du ſchreite mit dem Zeitgeiſt fort!“

Gehorſamer Diener, das iſt ein Wiener!

Eine häusliche Naturbeſchreibung.

„Ein Wiener oder kein Wiener?“ Das ſind die Fragen,
Sobald ein Wiener einen fremden Menſchen ſieht,
Denn da hilft kein Reden, hilft kein Sagen,
Man kennt's am Naſenſpitzchen und am Augenlied',
Ob das ein Wiener iſt, oder nicht,
Es iſt Etwas, das ſicher zu uns ſpricht:
„Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!“

Erwacht Jemand zeitlich, früh am Morgen,
Und iſt ſein erſt' Geſchäft in aller Früh,
Daß er das Wetter prüft voll Sorgen,
Und ſpricht: „Ach, heut' iſt's nichts mit unſ'rer Landpartie!“,
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Ein ſchönes Weib erhebt ſich aus dem Bette,
Sie ſchellt, es muß ſchon halber Zehne ſein,
Und ruft dem Stubenmädchen ſchnell: „Nanette,
Bring' die Theaterzettel und mein Kind herein.“
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

Es ſteiget Jemand ab; — im Gaſthof' angekommen,
Bevor man ihm noch ſeine Zimmer wies,
Noch auf dem Wagentritt', läßt er den Kellner kommen:
„He! Sie! Was ſteckt für Braten denn am Spieß?“
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Ein Mädchen ſitzt auf weichem Sopha, auf dem Kiſſen
Iſt nur franzöſiſche Lektür' zu ſeh'n!
Und ihr Galan verſucht, die Stirne ihr zu küſſen;
Sie ſchreit: „Monſieur! Ob Sie nit weiter geh'n!“
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

Im Kaffeehauſ' greift Jemand nach der Zeitung ſchnelle,
Als wollte er ſie freſſen mitſammt dem Griff und Holz,
Er lieſ't nicht Aufſatz, nicht Gedicht und nicht Novelle,
Er ſuchet bloß: „Was ſagt der Kerl von Scholz?“
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Bei Herrn Mechetti ſuchet eine ſchöne Dame
Durch die Lorgnette ſich viel Muſikalien aus;
Beethoven, Mozart wirft ſie fort zum alten Krame,
„O, haben Sie nichts Neues denn von Strauß?“
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

Ein Buch erſcheint, voll Dummheit und voll Lügen,
Es lieſt in Deutſchland ſchon kein Menſch den Miſt;
Da kömmt ein Mann, der kauft's mit gier'gen Zügen,
Warum? Weil's dumme Buch — verboten iſt.
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein Wiener!

Ein Taſchenſpieler wirft hinüber und herüber
Die Sträußchen aus, wohin er traf;
Die Ein', die kein's erwiſcht, ſteht auf, und wie im Fieber
Streckt ſie die Hand, arbeitet wie ein Telegraph,
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

„Heut' geh' ich in's Theater! Da iſt eine Feier!
Höchſt intereſſant und geiſtreich auch zumal!
Denn denken Sie ſich nur! den „Zauberſchleier,"
Den giebt man heut' zum zweihunderteſten Mal!"
Gehorſame Dienerin,
Das iſt eine Wienerin!

Ein junger Mann hat eine Redensart nur angenommen,
Er ſagt das ganze Jahr nichts, als: „Ich küſſ' die Hand!"
Für Dank, für Bitte, für Abſchied und für Willkommen,
Sagt dieſer Redner gar nichts, als: „Ich küſſ' die Hand!"
Gehorſamer Diener,
Iſt das vielleicht ein Wiener!

Auf's Land geht ländlich eine Schöne,
Das Haar geſcheitelt ohne Schlupf,
Im Ridikül, da ſtecken die romant'ſchen Pläne.
Ein Tubus und ein Gugelhupf —
Gehorſame Dienerin,
Iſt das eine Wienerin?

Es iſt Concert, wie tauſende ſchon waren,
Hineinzugeh'n hat Niemand ein Gelüſt,
Doch gehen Sie hinein zu Schaaren,
Ein Jeder ſagt: „Weil's für die Armen iſt."
Gehorſamer Diener,
So iſt der Wiener.

Viel Frauen ſparen heimlich und im Stillen,
Sich manchen Gulden für die ſpätern Jahr;
Da kömmt ein Aufruf: „Um des Himmels willen!“
Da bringen ſie ihr Spargeld fröhlich dar! —
Gehorſame Dienerin,
So iſt die Wienerin.

Wer applaudiren kann mit Händen und mit Füßen,
Mit Beifall füllen kann das ganze Haus,
Wer im Vergnügen völlig kann zerfließen,
Und „Bravo!“ rufen und „Heraus!“ —
Gehorſamer Diener,
Das iſt ein lieber Wiener!

(Beim Hervorrufen.)

„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden!“
So ſpricht das Fräulein Johanna d'Arc;
Sie ward gerufen, und kam von ihren Heerden,
Und neigte ſich wohl drei Mal noch ſo ſtark.
Gehorſame Dienerin,
Vielleicht war's eine Wienerin!

(Beim zweiten Hervorrufen.)

„Iſt man irgendwo gut aufgenommen,“
So ſagt Precioſa wiederum,
„So ſoll man ja nicht zwei Mal kommen!“
Ich aber wüßte nicht warum?
Gehorſame Dienerin,
Das war keine Wienerin.

Kalenderweisheit und Aprilnarren.

Der Lenz iſt da, der Lenz mit ſeinen erſten Blüthen,
Die Veilchen blüh'n im März, die Narren im April,
O, im Aprile ſind die Narren gut zu miethen,
Da ſchickt man ſie, wohin man ſelbſt nur will.
Doch nur der Erſte iſt beſtimmt zum Narrenfeſte,
Denn nur bei Narren heißt's: „**Der Erſte iſt der Beſte!**“

Ach! dem Kalender iſt jetzund nicht mehr zu trauen!
Die Zeit läuft raſch, Kalender hat den Fuß verſtaucht.
Neujahr! — Da kann man jetzt an jeder Thüre ſchauen,
Daß keinem Menſchen man was Gut's zu wünſchen braucht!
Ja, im Kalender, ſteht wohl ſtets die alte Leier,
Doch, wenn ſie „Frühling“ ſchreib'n, dann wird das Holz erſt theuer!

Und was für Aberglauben ſie verbreiten
Im Volk, das wird mit Worten kaum gemalt!
Im Februar heißt's: „Lichtmeß iſt!“ und gleich zur Seiten:
„Vom erſten Viertel wird der Zins bezahlt.“
Die Zeit iſt nie jetzt an der Zeit, wenn Sie erlauben,
Allein es gibt ſchon Hausherrn, die ſo was noch glauben.

Dann heißt es: „Faſchings-Ende," und dann wieder: „Faſten!"
Ja, im Kalender ſteht es ſo, doch anders auf dem Tiſch!
Wir eſſen mit Parteigeiſt und dem Geiſt der Kaſten! —
Wir nehmen Theil mehr an dem Ochſen, als am Fiſch!
Und daß man für den Hausball ſeinen Schmuck verpfände,
Die Zeit fängt g'rade an am „Faſchings-Ende!"

Im März, ſo heißt's, erwacht der Lenz und ſeine Sänger,
Erwacht Natur aus ihrem Schlaf, wie Blei,
Allein jetzt ſchlummert die Natur ſchon etwas länger,
Und Herr von Lenz, der ſchnarcht oft noch im Mai.
Des Lenzes Sänger ſind, wie Alle jetzt — dramatiſch,
Ganz feſt auf'm Blatt, der Geſang iſt problematiſch.

Schön's Wetter gibt es, wenn an dieſem, jenem Tage
Der Bär ein wenig aus der Höhle geht,
Allein, auch das iſt mir Kalenderſage,
Wie jede Eh'frau das von ſelbſt verſteht,
Da geht der Bär aus ſeiner Höhl' tagtäglich,
Und doch gibt's Donnerwetter ſtets nachträglich.

Und weil der März vergeht mit Hoffen und mit Harren
Auf einen Frühling, der nicht kommen will,
Und Hoffen, Harren gar ſo Manchen macht zum Narren,
D'rum ſind die Narren zeitig im April.
Man kann ſie foppen, necken, ſchicken da am ſchlimmſten,
Denn die geſchickten Narr'n, die ſind auch ſtets die dümmſten.

„Die Frauen ſind April," ſo ſagen doch die Männer,
„Bald trüb', bald heiter, kühl jetzunt, und gleich d'rauf heiß!"
Und weil ſie ſind April, ſo ſchicken ihre Gönner
Am Erſten ſie ein Bischen auf das Eis.
Aprilgeſchickt ſind ſtets die Hochgeſchätzten,
Vom erſten Jänner bis December dann den letzten.

Der Jüngling fragt, und fragt es zehnmal wieder:
Ob er gewiß auch unſ're erſte Liebe ſei?
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"
Erwiedert ſie und ſenkt das naſſe Aug' dabei.
Auf dieſe Art kann man mit Wort und Blicken
Am lichten Mai in den April ſie ſchicken.

Nur keinen Narren ſoll man ſich zum Eh'mann wählen,
Die ſitzen über'm Hals und ſtets zu Haus,
Man muß mit ihnen ſtets zu Haus ſich quälen,
Denn Narren gehen nur das ganze Jahr nicht aus!
Schickt man ſie nicht in den April zuweilen,
Sind ſie ſo ungeſchickt, uns langzuweilen.

Kein Menſch kann ja dem Weltenloos entgehen,
In den April wird jeder Menſch geſchickt,
Er mag nun fahren, reiten, kriechen, gehen,
Das kümmert den nicht, der ihn ſchickt,
Doch wunderbar! Ein Narr, der kriecht, kömmt immer weiter,
Als ſonſt ein Kluger kommt, und wär' er auch ein Reiter.

Am allermeiſten doch, am allermehrſten,
Schickt ſelber ſich der Menſch in den April,
In dieſer Hinſicht zählt er ſtets den Erſten,
Da ſteht ihm der Kalendertag ſtets ſtill.
Von einer Hoffnung ſchickt er ſich zur andern,
Um bis zum Grabe ſtets April zu wandern

Und — die Concerte jetzt und Akademien,
Die ſchicken gar in den April bei Nacht.
Da ſieht man, was die Künſt' für Lichter ziehen,
Wenn man die Kunſt ſo recht beim Licht betracht'.
Doch ſtill! Viel Lichter ſeh' ich hier, an allen Ecken,
Da muß ſich ſo ein kleines Lichtlein gleich verſtecken!
(Ab.)

(Beim Herausrufen.)

Wie? Ich ſoll kommen? Denken Sie vielleicht, ich bitte,
Mich auch April zu ſchicken? Hab' ich recht?
Bedenken zweierlei Sie: Heut' iſt ſchon der Dritte,
Und dann geſchickt wird nur 's ſtudierende Geſchlecht.
Allein, wenn Sie nur lächeln und mir Beifall ſagen,
So will ich mein Geſchick mit wahrer Luſt ertragen!

Weinen und Lachen.

Weinen.

Das Weinen iſt in dieſem Erdenzelt
Des Herzens und des Menſchen einz'ge Gabe,
Begrüßt von Thränen tritt er in die Welt
Und ſo begleitet wandert er zum Grabe.
Und auch das Kind, das kaum am Licht erſcheint,
Es ahnt des Lebens langen Schmerz und — weint!

Lachen.

Das Lachen iſt der Menſchheit höchſtes Gut,
Denn weinen, weinen kann auch die Hyäne;
Das Lachen zeigt von roſenrothem Blut,
Von ſchwarz geſtocktem Blute zeigt die Thräne.
Die Weiner und die Nießer werden niemals flott,
Zu Beiden ſagt die Menſchheit: „Helf euch Gott!“

Weinen.

Kennſt du die kleinen Wunderperlen nicht,
Die aus des Herzens Grund und Tiefen,
Aus unſ'rer Augen unbegrenztem Licht
Die innigſten Gefühle riefen?
Kennſt du die Wunderperle, Thräne, nicht,
So weißt du nicht, wie Herz zum Herzen ſpricht.

Lachen.

Dem Weinen iſt die Schöpfung nicht geweiht,
Die Engel lächelten, als auf das „Werde!“
In ihrem roſenvollen Hochzeitskleid
Dem Nichts entſprang die junge Erde,
Und nach des öden Chaos ew'ger Nacht
Hat freundlich ihr der erſte Tag gelacht.

Weinen.

Und als erwachend aus dem erſten Schlaf
Die erſte Frau nun vor dem Menſchen ſtand,
Als nie gekannte Lieb' ſein Weſen traf,
Als nie gekannte Glut ſein Herz entbrannt,
Da brach aus ſeinem Aug', was ihm der Mund verneint,
Die erſte Thräne war es, die der Menſch geweint.

Lachen.

Und darum weint noch jetzo mancher Mann,
Wenn ſeine Frau er ſchauet beim Erwachen.
Zu lieben fängt der Mann mit Weinen an,
Zu lieben aber hört er auf mit Lachen;
Mit Thränen nicht gewinnt man Frauenherz,
Sie reißt ein Einfall hin, ein Witz, ein Scherz.

Weinen.

Das Lachen und des Lebens tolle Luſt,
Sie ſind wie Gäſte, die vorüber ſchweben,
Der Schmerz allein, das Weh' in unſ'rer Bruſt,
Sie ſiedeln an ſich für das ganze Leben;
Die Menſchen ſind zur Freude nicht gemacht,
D'rum weint das Auge, wenn das Herz uns lacht.

Lachen.

Das Weinen kommt nicht ſtets aus reinem Quell,
Und falſche Thränen fließen falſchen Schmerzen,
Das Lachen, das erkennt am Klang man hell,
Ob uns das Lachen wirklich geht vom Herzen;
Die fühllos ſind, die weinen g'rad recht viel,
Auch im Theater bei dem Trauerſpiel.

Weinen.

Wenn ſich des Abends trennen Tag und Nacht,
Und wenn ſie ſich am Morgen ſehen wieder,
Dann weinen ſie aus ſüßer Liebe Macht,
Die Tropfen fallen dann zur Erde nieder;
Doch Thränen ſind's, vom Himmelsauge blau,
Der Menſch nennt dieſe Tropfen: Morgenthau.

Lachen.

Dann lacht der Weſtwind, ſcherzt die Thräne fort,
Küßt ſie hinweg von zarten Roſenwangen;
Denn Weinen iſt ein wahrer Schönheitsmord,
Das Thränenwaſſer bleicht die Roſenwangen;
Der heit're Himmel ſprach: „es werde Licht!"
Da ward ein lachend Frauenangeſicht.

Weinen.

Das Lachen iſt nicht immer edler Herzen Brauch,
Gebrauch davon kann auch der Böſe machen;
Die Bosheit lacht, die Schadenfreude auch;
Die Dummheit und die Einfalt, ſie auch lachen;
Die Thräne aber hat der Erdenſohn
Allein für Liebe, Mitleid, Religion.

Lachen.

Den Weinenden, den hört man einmal an,
Den Lachenden wird man nicht ſatt zu hören,
Das Luſtſpiel wird beſucht, ſo oft man kann,
Die Poſſe wird uns froh ſtets neu bethören;
Ein Trauerſpiel hält Niemand zweimal aus,
Man ſagt: „Ein Trauerſpiel? das hab' ich ſchon zu Haus!"

Weinen.

Wer lacht, wenn er mit ſich iſt ganz allein,
Wer einſam iſt, kann Lachen den ergötzen?
Hingegen Weinen ſtellt voll Troſt ſich ein,
Einſame Augen liebevoll zu netzen.
Wer ſich in öder Nacht hat einſam ſatt geweint,
Dem iſt der Freund, die Thräne nicht verneint.

Lachen.

Für Thränen gibt es nicht Erinnerung,
Vergang'ner Schmerz bleibt im Gedächtniß nimmer,
Das Lachen wird, d'ran denkend, wieder jung,
Die Freude lebt in der Erinn'rung immer;
Das Weinen wird im Lethe gern verſenkt,
An's Lachen man das ganze Leben denkt.

Weinen.

Die Thränen ſind die Boten an das Herz,
Die Boten bitten rührend um Erhörung,
Sie finden freien Einlaß allerwärts,
Und ihrem frommen Flehen wird Gewährung;
Die Thräne, die dem Mitleid wird geweint,
Sie ehrt viel edle Herzen hier vereint.

Lachen.

Vor ſolchen Thränen tret' ich gern zurück,
Nicht herzlos ſoll man ſtets das Lachen wähnen,
Auch ich trag' gerne bei ein kleines Stück,
Man lächelt oftmals gerne zwiſchen Thränen;
Wenn ſolchen Anklang findet fremder Schmerz,
So lacht dem Weinenden wohl ſelbſt das Herz!

Weinen (zum Lachen).
So reiche freundlich mir die Schweſterhand,
Und laß uns freundlich jetzt zuſammenſtreben!

Lachen (zum Weinen).
Das Leben iſt ein buntgewirktes Band,
In welches Luſt und Schmerz den Faden weben;

Beide (zum Publikum).
Wo Weinen, Lachen ſinnig ſich vermiſcht,
Da wird das Herz gekräftigt und erfriſcht!

O, o! Ho, ho! So, ſo! Rococo!

Eine zwangloſe Drelerie.

Fragt man die Welt: was iſt modern? was iſt antik?
So weiß es Jeder bald und ſagt mit weiſem Blick: „O, o!“
Hört man jedoch, wie ſie's erklären, an,
So ſagt ein Jeder von dem Andern dann: „Ho, ho!“
Ein Jeder weiß das beſſer auf ein Haar,
Beweiſt es auch dem Andern licht und klar: „So, ſo!“
Doch findet ſich ein Ding, das ſo iſt von Geſtalt,
Nicht häßlich und nicht ſchön, nicht neu und auch nicht alt,
Ein Ding, das man auch leicht zum Unding zählt,
Ein Ding, dem eigentlich der Name fehlt,
So iſt's modern und ſchön, und heißt, wie heißt's? „O, o!“
Ho, ho! So, ſo! Es heißet — Rococo!

Das „Alter ſoll man ehren!“ das iſt ſchön, „O, o!“
Man thut's jetzt allgemein, bei Porzellän, „Ho, ho!“
Die alten Männer aber ehrt man nicht,
Die jungen lachen ihnen in's Geſicht, „So, ſo!“
Und kömmt ein Mädchen in die Zwanzig tief,
Gab's keinen Enthuſiaſten noch, der rief:
Die muß ich haben, die, „O, o!“
Ho, ho! Die iſt modern, denn ſie iſt „Rococo!“

Das „Alter ſoll man ehren!“ wir thun's auch fein, „O, o!“
Wir ehr'ns alle Tag, das heißt — beim Wein, „Ho, ho!“
Jedoch Geſetz und Glaube, Regiment der Welt,
Sind alt auch; wie iſt's mit der Ehrfurcht da beſtellt?
„So, ſo!“
Die Liebestreu iſt wie die Welt ſo alt,
Doch findet ſich kein Mann ſo bald,
Der ſagt: treu muß ich ſein, „O, o!
Ho, ho! Denn Treue iſt ja Rococo!“

Die alten Deutſchen waren fromm und mild und treu,
„O, o!“
Wird dieſes Alterthum als Mode neu? „Ho, ho!“
Das alte Deutſche, das wird nicht modern,
Das alt Chineſiſche, das hat man gern, „So, ſo!“
Ich rath' es jedem Gatten jetzunt an,
Er ziehe ſtets ſich als Pagode an,
Dann liebt ihn ſeine Frau und ſagt: „O, o!
Ho, ho! Mein Mann iſt lieb wie Rococo!“

Sein Kind erzieh'n iſt ein alter Brauch, „O, o!“
  Wird dies vielleicht modern jetzt auch? „Ho, ho!“
Man nimmt nun ſechs Erzieher ſich geſchwind,
  Und die erziehen per procura dann das Kind, „So, ſo!“
Nur wenig Müttern fällt es einmal ein,
  Sie wollen auch modern jetzt ſein,
Und von ſich ſagen: „O, o!
  Ho, he! Bin ſelbſt die Mutter à la Rococo!“

„Der Mann ſoll dein Gebieter ſein!“ ein altes Lied, „O, o!“
  Jedoch was ſagt die Frau im Herrſchgebiet? „Ho, he!“
„Daß du gebieten ſollſt, das ſaget man von dir,
  Allein, daß ich dir folgen ſoll, wo ſteht das hier?“
„So, ſe!“
Der Mann regier', das iſt ein alter Spruch,
  Doch iſt jetzt eine Frau modern genug,
Und ſagt: Mein Mann iſt Herr, „O, o!
  Ho, ho! Mein Mann regiert mich Rococo!?“

Blos für die Dichter iſt es jetzt ein Glück, „O, o!“
  Zwar ſind ſie weder klaſſiſch noch antik, „Ho, ho!“
Zuſammen ſcharrt aus alt und neu
  Ihr Pegaſus ſich Gras und Heu, „So, ſo!“
Sie plündern alle Alten aus,
  Und kommt ſodann was Guts heraus,
So kann man ſagen wohl: „O, o!
  Ho, ho! Das iſt ſehr neu — und — Rococo!“

Am ſchwerſten wird dem Dichter wohl das End', „O, o!"
Gewöhnlich wird's ein ſüßes Kompliment „Ho, ho!"
An's Publikum, von „Kunſt und Gunſt und Huld" — gerührt —
Das Publikum gerührt, das applaudirt „So, ſo!"
„Wo Alles liebt, haßt Karlos nicht!"
D'rum ſchließt auch unſer Dichter dies Gedicht
Jetzt damit nun: „Verehrtes Publikum, „O, o!"
Es handelt ſich um Kränze nicht; „Ho, ho!"
Wenn ſie nur freundlich ſagen: „Es iſt — ſo, ſo!"
So iſt's genug für „Rococo!"

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

44214 ½

Fliegendes Album

für

Ernſt, Scherz, Humor

und

lebensfrohe Laune.

Von

M. G. Saphir.

Zweiter Band:

Schwänke und Erzählungen

in zwei Abtheilungen.

Leipzig, 1846.
Verlag von Ignaz Jackowitz.

[illegible]
[illegible] TAAT 3
[illegible] STIIAR
[illegible] NCHEN

Schwänke
und
Erzählungen.

Von

M. G. Saphir.

In zwei Abtheilungen.

Leipzig, 1846.
Verlag von Ignaz Jackowitz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

I. Abtheilung. Lyriſche und ſatyriſche Reim- und Scherzſpiele.

Nachfeier der Nachdrucker zum Guttenbergsfeſt. Eine dramatiſch-epiſch-draſtiſch-komiſch-literariſch-typographiſche Jubel- und Triumphſcene in abgeriſſenen Bildern. 3

Recipe zu einer modernen Poſſe. 26

Ritter Schlemuſalnik's Lebensleiden. Ein Balladenſtrang aus dem Nachlaſſe von Jeremias Balladenfreſſer. 28

Der Katzenjammer nach dem Börſenrauſche, oder Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen. Eine Börſenvorleſung, gehalten auf der Stiege des Börſenhauſes. 31

Der literariſch-geſellige Tag- und Nacht-Wächter. Redakteur Schuhu, oder die reiſenden Kunſt-Vögel. . . 38

Seite
Stoßſeufzer eines Theater-Rezenſenten. Jammer-Intrade mit obligatem Reim- und Zähngeklapper. . . . 53
Hinter-dem-Ofen-Lieder. 55
Wien-Badner Papierbahn. A. Locomotive: Jokus.
1. Omnibus: Seligkeit. 63
2. Introitus. 65
3. Lieſing. . . . . —
4. Mödling. 66
5. Tunnel. 67
6. Landung. 68
Was wir wünſchen! zum neuen Jahre. Eine Verbiage. 69
Wilde Meeresroſen. Abendmeer. 71
= = Meeresgruß. 73
Wilde Herzblätter. Aus dem Tagebuche eines reiſenden Poeten. 75
Gänſeblumen. 85

2. Abtheilung. Humoriſtiſche und ſcherzhafte Novellen und Proſaſträußchen.

Güldane, oder: Herztrieb und Weltlieb. Brief-Fragmente aus einer gewöhnlichen Geſchichte. 107
Unter-Döblinger Novellen.
1. Jede Sache hat zwei Seiten, oder: Man ſoll mit allen Frauenzimmern artig ſein. 173
2. Der Menſch denkt, der Eſel lenkt. 182

Seite

Deviſen und volksthümliche Reden im Karneval.

1. Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf. 192
2. Der liebe Himmel fragt nichts nach den Schneidern, Er läßt gefrieren nach den Kleidern. 198
3. Faſching iſt vorbei, Stockfiſch ſchreit: „Juchhei! alles Fleiſch iſt Heu!" 203
4. Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint. . 207

Die Myſtifikation. Ein Abend aus meinem Tagebuche. 212

Die Welt ein Butterfaß. 218

Die Rebus-Freſſer. Ein Journalwelt-Bild. . . . 226

Dramaturgiſche Kinderblätter für die zarte Jugend von ſechs bis neun Jahren.

1. Wurſtel-Theater und Marionetten-Theater im Wurſtelprater. 232

Der Himmel, der Regenſchirm und ich, oder Reiſeabenteuer zu Waſſer und zu Lande. 244

Der Laſſingfall, oder die kleine Portion Romantik. . . 256

Elephanten-Aphorismen oder Praktiſch-theoretiſche Kunſt, in drei Stunden ein Elephant zu werden. Ein Handbüchlein für angehende Elephanten aus allen Ständen. 274

Liebes- und Galanterie-Bazar. Die ſpaniſche Wand. Ein Seiten- und Fortſetzungs-Stück zum „Elephantismus." 294

Ausverkauf von alten Manuſcripten aus einer langjährigen Redaktions-Kanzlei. 300

Jung-Literariſches mit Reis. 304

Seite

Conditorei des Jokus.

1. Der Schneebergfreſſer. 315

2. Monolog einer durchgegangenen Jungfrau von Orleans. 320

Leichenrede am Grabe einer Kuh, welche mit ihrem Kalbe auf einer Eiſenbahn niedergeführt wurde. Gehalten bei Mondſchein, im Kreiſe der Ihrigen. 323

Lyriſche und ſatyriſche
Reim- und Scherzſpiele.

Nachfeier der Nachdrucker zum Guttenbergfeſte.

Eine dramatiſch-epiſch-draſtiſch-komiſch-literariſch-typographiſche
Jubel- und Triumphſcene in abgeriſſenen Bildern.

Perſonen:

Nante aus Berlin.
Röhrle aus Stuttgart.
Der Fineſſen-Seppel aus München.
Der Telegraph aus Hamburg.
Guttenberg.
Ditto Einer, nach der Birchpfeiffer'ſchen Ausgabe, als Gänſefleiſch.
Ditto Einer, welcher überall geboren und nirgends erzogen wurde.
Ditto Einer zum nationellen Privatvergnügen.
Ein Wallach.
Ein Schatten aus der Walhalla.
„Tauſend und ein Nachdrucker", ein europäiſch-arabiſches Mährchen.
Eine Geſundheit, }
Ein großer Toaſt, } echte Ausbrüche.
Mehrere kleine Toaſts, ihre Kinder, arme Waiſen, die weder Vater noch Mutter haben.
Eine Preſſe.
Einige Typen.
Ein Schriftſetzer.
Ein Schriftleger.
Ein Schriftſteller.
Ein Schriftſtehler.

600 ſchmollende Literaten.
Eine Buchhändleranzeige mit der Zunftfahne.
Die Stumme von Portici, welche die Feſtrede hält.
Eine Leipziger Lerche, Soloſängerin.
Ein Stuttgarter Spätzle, ditto Soloſänger.
Chor der Tintenfiſche.
Die Lumperei, eine allegoriſche Perſon, wie ſie vor der Papierſchöpfung und nach der Papiergewordenheit iſt.
Mehrere Schriftſteller, unſichtbar, von denen man nichts hört.
Das Handwerk, als Pſyche, die aus Guttenbergs Phyſis herausflattert.
Noch mehrere Perſonen, die alle abweſend ſind, weil ſie dazu gehören.

Volk, Hungerige, Durſtige, auch Schläfrige, Naſſe, am meiſten Trockne, Vordrucker, Nachdrucker, bloße Drucker, Louis Drucker, Handdrucker, Augenzudrucker. Mehrere Regenſchirme in geſpannter Erwartung. Verſchiedene Wolken- und ſonſtige Brüche. — Im Hintergrunde zeigt ſich ganz deutlich eine Gegend, die man nicht ausnehmen kann, einige hungergeſtorbene Dichter in der Perſpektive, in der Ferne hört man ein nahes Gemurmel, welches Niemanden was angeht.

Erſtes Bild.

Erſte Scene.

Freie Heide, hinten zugeſperrt und vorne abgeſchloſſen, in die Höhe durchſichtig und im Grunde faul.

Grimma, Quedlinburg und Hildburghauſen treten auf unter Donner und Blitz.

Grimma.

Wann kommen wir uns wieder entgegen
Im Nachdruck oder im Schofelverlegen?

Quedlinburg.

Wenn Belgien ein Bischen ruht,
Wenn deutſche Dichter ſchwitzen Blut.

Hildburghauſen.

Wenn von England kommt die Brut.

Alle Drei.

Wenn Flußpapier und Packpapier ſich gatten,
Und deutſche Klaſſiker man fängt wie Ratten.
Huſch, huſch, huſch! O weh und ach!
Nur gemach, nur gemach,
Drucket nach, drucket nach. (Verſchwinden.)

Zweite Scene.

Ein Dichter.*)

„Kein Gedicht!" ſchrei'n Redakteure,
„Kein Gedicht!" ſchreit's Publikum,
„Kein Gedicht!" ſo ſchrei'n die Heere
Aller Leſer rings herum,
Wer nur immer Sylben ſticht,
Schreit beſtändig: „kein Gedicht!"

Niemand hat ein Recht zu klagen,
Daß der Lehrer alſo ſchreit,
In den heißen Hundestagen
Dichtet Alles weit und breit,

---

*) Der Leſer wird bemerken, daß in dem Stücke ganz andere Perſonen auftreten, als auf dem Zettel angegeben ſind. Das iſt originell. D. R.

Dichtet wüthend: heu, heu, heu!
Und iſt doch nicht waſſerſcheu.

Wer ſich in den Finger ſchneidet,
  Winſelt auf zum Helikon,
Wer im Unterleibe leidet,
  Macht in Verſen ſich Motion;
Wem die Naht am Beinkleid ſpringt,
Von dem großen Zeitweh ſingt.

Wenn das Rheuma in den Gliedern,
  Wenn die Gicht im Knochen ſitzt,
Wird in daumenlangen Liedern
  Großer Weltſchmerz ausgeſchwitzt,
Wenn ein Knopf am Leibrock reißt,
Singt man von dem Zeitengeiſt.

Wenn die letzten Groſchen wandern,
  Ruft man gleich die Muſen an,
Wenn die Lieſe tanzt mit Andern,
  Klagt man gleich das Schickſal an,
Ruſſe, Ungar, Deutſcher, Czech,
Jeder ſingt ſpezielles Pech.

Wenn der Vater keine Maxen
  Seinem Söhnlein ſchicken will —
(Der Wallach tritt auf.)

Wallach.

Von wem iſt dieß Gedicht? Wer hat's erfunden?

Dichter.

Ich!

Wallach.

Das iſt nicht wahr. Das Gedicht hab' ich erfunden, Alles, was je erfunden worden iſt, hab' ich erfunden, ſogar das, daß ich Alles erfunden habe, hab' ich auch erfunden.

Ende des erſten Bildes.

Zweites Bild.

Eine Preſſe tritt auf.

Drei Sylben nenn' ich euch, Inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Ob ſie ſtammen von Mainz, von Böhmen her,
's iſt alles doch Eines im Grunde,
Erfunden iſt einmal das göttliche Werk,
Was ſteht ihr wie die Ochſen am Guttenberg?

Der **Nachdruck** iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und wär' er in Straßburg geboren,
Laßt euch nicht irren der Dichter Geſchrei,
Nicht das Jammern aller Autoren,
Für die Nachdrucker, für das Nattergezücht,
Für die Autoren aber ſorget man nicht.

Und der **Nachdruck**, er iſt kein leerer Schall,
Der Verleger kann ihn brauchen im Leben;
Er melkt keinen Dichter im eigenen Stall,
Er braucht Honorar nicht zu geben,

Worüber den Kopf ein Genie ſich zerbrach,
Das drucket in Einfalt der Nachdrucker nach.

Ein Wallach.

Von wem iſt das Gedicht?

Die Preſſe.

Im Original von Schiller, dem großen Deutſchen.

Der Wallach.

Deutſcher? Schiller war ein Wallach. Ich werd' es beweiſen.

Nante der Eckenſteher tritt auf, ihm folgen **Röhrle** aus Stuttgart, der **Fineſſen-Seppel** aus München, der **Telegraph** aus Hamburg, die **Buchhändleranzeige** mit der Zunftfahne; auf der Fahne ſieht man 500 Buchhändler, welche aus dem Fette von allen Autoren Lichter gießen, mit der Umſchrift:

„So wird unſer Licht!"

Tauſend und ein Nachdrucker, und andere mehr.

Nante.

Meine Herren und Damiſſens! Das Handwerk hat ſich nun man zuſammen ſeparirt, um das Feſt von dem jroßen Erfinder der Nachdruckerkunſt mit Jubel und meſſingnen Schrauben zu feiern. Nur nich ängſtlich! Poſitus, ich ſetze den Fall, det die Buchdruckerkunſt nich niſcht erfunden worden jeweſen wäre, wat würde aus das Handwerk jeworden ſind? Nich eenmal een **Louis Drucker** würde in der Haut- unn Spenzer'ſcher Zeitung eenen Witz machen können, und det wär' een jroßes Unglücke! Sie verſtehen mir! Da aber die Nachdruckerkunſt jlücklicher Weiſe für das Handwerk ſchon vor dreitauſend Jahren, wo nich noch weniger, erfunden oder ſogar entdeckt jeworden is, ſo is et unſre niederträchtige

Flicht, dieſen Dag, an welchem das erſte Buch nachjedruckt worden iſt, mit eenen juten Kimmel und Danziger mank zu feiern! Fiſad! ſtoßt man die Köppe an! Der Juddenberg, der jroßmächtige Erfinder der Nachdruckerei ſoll leben! — ſo jetzt man eenen ſanften Heinrich uf die Lampe! Der Juddenberg, meene Herren und Damiſſens, der hat die jöttliche Kunſt entdeckt, die lange verſtochen jeweſen iſt. Wat der jute Mann war, wer der jute Mann war, von wannen, woher der Mann her war, det is mir Muß wie Miene! Wo er jeboren wurde, ob in Moabit oder in der Haſenheide, det iſt eene Sache für die Naturforſcher, uns, vom Handwerk, is et jenug, dat er jeboren jeworden jeweſen iſt. Und dat er jeboren jeweſen worden iſt, werden ſie keenen Aujenblick bezweiflen, denn ſunſten könnte ja Glasbrenner ſein „Berlin wie es iſt“ nich niſcht herausjeben. Ob aber der Juddenberg deshalb ſeine Kunſt entdeckt hat, damit der Glasbrenner ſein „Berlin wie es iſt“ herausjeben ſoll, det is nich jewiß. Det jeht uns ooch eenen blauen Deibel an.

Nun abers leſen wir jeder vom Handwerk vier jute Iroſchen zuſammen zu eenen kühlen Monument-Verjnügen, und poſitus, ich ſetze den Fall, dat eener, der nich zu dem Handwerk jehört, een Dichter oder een Verſenſchreiber, oder een Bienen-Dichter, wollte noch eenen klattrigen Sechſer in die Büchſe beiſteuern, ſo wäre det eene ochſige Beleidigung für das janze Handwerk! Meine Herren, Neeſſchandeller, Bürjer und Paterjotten, et is jräulich, wenn der Menſch bedenken dhut, wat aus dem Menſchen nich jeworden wäre, wenn der Zeitjeiſt den Nachdruck nich erfunden hätte! Jloben Se, wir hätten eene Eiſenbahn, uf welcher man in weniger als jar nichts nach Potsdam reiſt, ſich dort eene halbe Stunde ufhält, und zurück is, bevor man noch zum Nachbar ſajen kann: „ach du meene Jüte!?“ Jloben Se, die Dichter thäten mehr Kieß *) von die Buchhändlers zu kriejen bekommen, wenn keen Nachdruck nich niſcht entdeckt worden wäre? Ja, eenen Schmutz! Die Buchhändlers würden noch mehr Kieß inſtechen und Lugedore inſpunnen, aberſt die Dichter hätten keene alle Pulle davon! Man nich ängſtlich! Der Juddenberger ſoll leben, der jöttliche Erfinder der Nachdruckerkunſt! Noch eenmal! Ditto mit Jefühl und Bildung! Eene janze kühle Blonde uf die Rinne jejoſſen! Der Juddenberger! und nun man nich jeſtoßen, nich jedrängelt dahinten, Ordnung muß ſind, vonwegen die Bildung und das Handwerk; man ruhig und Bildung, wer drängelt und die Bildung ſtört, dem ſtech' ich eene Bremſe, das er jlaubt, er hat eenen Elſefanten!

Allgemeines „Vivat!“ und Rufen:

„Guttenberg, der deutſche Erfinder des Nachdrucks!“

Der Telegraph aus Hamburg

(beſteigt die Rednerbühne, macht ein ſehr vornehmes Geſicht, räuſpert ſich, wirft die Naſe bis in die Wolken, hat lange deutſche Locken, blaß und fürnehm, es entſteht eine Pauſe, er ſpricht:)

Meine Herren, die innigſte Beſtrebung der jetzigen Jugend, der jetzigen Kräfte, der jetzigen Kunſt, der jetzigen Literatur, der jetzigen Zeit, der Fünftelſaft all unſeres jetzigen Treibens und Strebens ſei echte Deutſchheit, gedrungene, durchdrungene, aufgedrungene, zuſammengedrungene Deutſch-

---

*) Kieß: Geld.

heit, denn deutſch ſei der Deutſche, beſonders in Deutſchland, wo einſt Deutſche waren und einſt Deutſche ſein werden, weil nur Deutſchland die Wiege des Deutſchen, die Schule des Deutſchen! Wenn die Deutſchen wüßten, ſogar die in Deutſchland, welche deutſche Kräftigung in dem Worte Deutſchland liegt, ſie würden nie aufhören, geradezu deutſche Deutſche zu ſein!

Die Deutſchheit der Deutſchen beſteht aber hauptſächlich und zunächſt in der deutſchen Sprache, in unſerer Schrift- und Druck-Sprache. Die ſei vor Allem deutſch, durchaus deutſch, rein deutſch, tout-à-fait deutſch, in allen Kombinationen deutſch, denn die Konzentration der Intelligenz, beſonders der linguiſtiſchen, ſei und iſt deutſch! Denn die Tendenz der Epoche iſt in der Revillirung der Dialektik begriffen und emanzipirt ſich aus der Konſequenz der publiken Intuitionen! Nur durch einen reinen, kompakten, kompreſſen, penetranten, liquiden, durchaus deutſchen Sprachſtyl gelangen wir zur Purifikation der Sentiments, zum Eclairciſſement der Phantaſtereien und zur Harmonie in der Struktur und Coeffizienz der modernen Kompoſitionen, Negationen und poſitiven Zeit-Inkredienzien! D'rum ſollen und wollen wir in Wort, Rede und Schrift reinen Sprach-, Schrift- und Druck-Styl bethätigen, die Vehemenz aller contemporären Kräfte, von der Prätorſchaft der Memorialepoche bis zum Nihilismus, Sansculotismus, ja bis zum Iriſchbullismus der jetzigen lilliputiſcher Generation, muß ihre Subtiliſation in der Filtrirmütze des ſpirituellen Momentes durch Reaktion und Individualismus erhalten!

Weil Guttenberg ein Deutſcher war, vergeſſe es die deutſche Preſſe nie, daß die deutſche Sprache in ihrer urſprünglichen Deutſchheit aufrecht zu halten iſt. Die Rehabilitation jener Confus- und Amalgam-Zeit, jenes Torysmus und Whigismus in allen Echelons unſerer maternellen Sprache, muß vor Allem das Point de vue der deutſchen Literatur, ſowohl in high Life als auch Below Staires ſein! Die Ariſtokratie einer gewiſſen kokettirenden, ſchillernden Mixpicle-Linguiſtik hat auf den Proletarismus der Sprache einen inexpreſſiblen fatalen Eindruck gemacht, ſo daß daraus der Pauperismus der Sprache regenerirt wird! Darum meine theuern Deutſchen. —

Röhrle aus Stuttgart.

Vetterle, Vetterle, er is ein Tauſendſchwernöther, ne, ſo deutſch hab' ich in ganz Schwabenland nicht ſpreche gehört! Das hat er erfunden?

Der Wallach.

Erfunden? Nein, das haben die Wallachen erfunden!

Ende des zweiten Bildes.

Drittes Bild.

Guttenberg, der echte tritt auf.

Heiſa, juchheiſa! dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! Bin auch dabei!
Iſt das eine Armee von Verlegern?
Stammen die Dichter von Freien oder von Negern?

Treibt man ſo mit der lieben Preſſe Spott,
Als wär' ihr Erfinder ein Hottentott?
Iſt's jetzt Zeit, die Preſſe zu feiern,
Wenn in Paris, in Berlin, in Pommern, in Steiern,
Die Literatur gefreſſen wird von den Geiern?
Quid hic statis otiosi?
Was ſchreit ihr und ſetzt mir ein Monument,
Wenn meine Kunſt ihr freventlich ſchänd't?
Was ſauft ihr hier und halt't Reden ſo groß,
Der Nachdruck iſt an der Donau los,
Ganz Deutſchland iſt an die Jungen gefallen,
Europa iſt in Lewald's Krallen,
Und die Kritik iſt geworden ein Babel,
Wiſcht ſich den Mundt und wetzt ſich den Schnabel,
Kümmert ſich mehr um den Dunſt, als um die Kunſt,
Wird ſelber zum Flegel und verſpottet den Hegel,
Frißt das Kalb und vergißt dann den Schlegel!
Die Literatur trauert in Sack und in Aſche,
Die Nachdrucker füllen ſich ſtets nur die Taſche. —
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
In Deutſchland geſchehen Zeichen und Wunder,
Im Freihafen iſt's trocken, und auch der Pilot,
Er ſteuert ohn' Kompaß nach Wind und nach Plunder;
Und aus den Wolken, blutig roth,
Schickt der Himmel die Journale herunter!
Das literariſche Reich, — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen literariſch arm!
Der Buchhandel iſt geworden ein Fluchwandel,
Die Federn ſind geworden ledern,

Die Verfaſſer und die Dichter,
Sind nun Verpraſſer und Trichter,
Und all di' geprieſenen jungen Rolande,
Sie ziehen ſtets roh durch die Lande!
Woher kömmt das? Das will ich euch verkünden;
Das ſchreibt ſich her von euren Laſtern und Sünden,
Von dem Dünkel und von dem Eigenlieben;
Aus dem jetzt allein nur werden Bücher geſchrieben;
Denn die Hoffahrt iſt der Magnetenſtein,
Der Euch Alle zieht in Gemeinheit hinein!
Nach dem Hudeln kömmt das Schimpfen,
Wie die Blattern nach dem Impfen,
Nach dem Eifern kömmt das Geifern,
Das ſieht man an Journaliſten und an Dudelſackpfeifern!
Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur deus? — Wie ſoll man euch achten und ehren;
Wenn Ihr Alle auf die Leipziger Meſſ'
Nur kommt, um euch gegenſeitig zu ſcheren?
Der Eremit in Altenburg
Bekömmt für einen Groſchen Mitarbeiter wieder,
Frankreich bekömmt Napoleons Aſche wieder,
Der Gutzkow ſchreibt Theaterkritiken wieder,
Allein wer bei den jungen Literaten ſucht
Des Geiſtes Würde und der Würde Frucht,
Der würde nicht viel finden,
Und thät er das ganze Brockhaus anzünden!
Von der Politik und vom Weltregieren
Kommen ſie zum Theater und zum Dramatiſiren,

Kommen zu Shakeſpeare gelaufen,
Thun Buße und laſſen Dramaturgen ſich taufen,
Und fragen den Shakeſpeare: quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Melpomenes Schooß?
Et ait illis: und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn Ihr Einer am Andern nicht nagt,
Neque calumniam faciatis,
Wenn Ihr Euch unter einander nicht läſtert, belügt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit Eurem Bischen Talente,
Und nicht gleich glaubt, Ihr habt gefreſſen alle Elemente!
Es iſt ein Gebot: „Du ſollſt fremde Worte und Namen
Im deutſchen Style nicht prahlhänſig auskramen!“
Und was iſt denn ſcheckiger und kunterbunter,
Als Alles was Ihr ſchreibt und druckt jetzunder?
Wenn man für jedes fremde Wort, für jede bunte Phraſe,
Die Ihr im Schreiben Euch zupft aus der Naſe,
Einem Klavierkünſtler müßte lähmen die Hand,
Es wär' keiner zu finden mehr im ganzen Land!
Und wenn Euch für jede parteivolle Kritik,
Die Ihr nur ſchreibt, weil Eure Galle ſo dick,
Ein Blättchen ausging aus Eurem Lorbeerkranz,
Ueber Nacht wär' er geſchoren ganz kahl,
Und wär' er ſo groß wie die Türkenſchanz'!
Der Goethe war doch auch jung einmal,
Der Schiller iſt auch nicht ganz ſchaal,
Allein wo ſteht es denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Allerweltsfreſſer geweſen?

Wieder ein Gebot iſt: „Du ſollſt nicht ſtehlen!"
Ja, das befolgt Ihr nach dem Wort,
Die Blätter drucken nach, ganz offen und fort und fort!
Vor Eurem Plündern, Rauben und Stiebitzen
All überall, an Gedichten, Bonmots und ſonſtigen Witzen,
Iſt kein Blättlein ſicher in ſeinem Haus,
Doch laßt Ihr die Quelle und auch den Namen aus*).
Was ſollte der Verleger ſagen: „Contenti estote;
Begnügt Euch mit dem Werke von Eurer eig'nen Pfote!" —
Und ſo nach ſolchem Gräuel in Druck und Preſſe,
Nach dieſem Babel in der Leipziger Meſſe,
Nach dieſen Wirren und Lottergeſchichten
Wollt Ihr noch frech mir ein Denkmal errichten?
Nein, ich will ungefeiert von dannen gehen,
Nicht in Deutſchland ſoll mein Denkmal ſtehen!

Der Wallach.

Nein, nicht in Deutſchland, in Wallachien allein,
Soll Dein Denkmal, großer Wallach, ſein!

Ende des dritten Bildes.

---

*) Bei dieſer Gelegenheit ſei bemerkt, daß damals ein Gedicht von mir, „Napoleon's Aſchenlied," in vielen deutſchen Journalen die Runde machte, und wenige waren ehrlich genug, meinen Namen davor zu ſetzen. Saphir.

Viertes Bild.

Ein Schatten aus der Walhalla tritt auf und ſpricht:

Einladung zum Guttenberg-Album,

oder:

Reiſegeſellſchafter, welche mit berühmten Namen zuſammen gern auf Extrapoſt in die Berühmtheit hineinfahren wollen, werden um ein Billiges geſucht.

Es iſt wieder eine große, günſtige Gelegenheit da, ſeinen kleinen Namen neben große Namen zu ſetzen, und ſo eine Pauſchal-Unſterblichkeit zu erlangen. Ein

„Guttenberg-Album"

wird eröffnet, da kann Jeder, vorausgeſetzt, daß er noch am Leben iſt und ſchreiben kann, ſich einſchreiben ohne Unterſchied des Ranges, des Standes, des Geſchlechts, der Religion, des Talentes, der Dummheit und der Abgeſchmacktheit. Alles iſt willkommen, „Gedanken," „Verſe," auch „Gedichte" — „Schnitzel" — nicht „kälberne," ſondern „Papierſchnitzel" — auch „Späne," nicht „Hobelſpäne," ſondern „Gedankenſpäne" auch „Füllſel," nicht „Mandelfüllſel," ſondern „Ideenfüllſel," auch „Splitter" — „Funken" — „Häckſel" — kurz Alles, was nur geſchrieben wird. Alles wird getreulich hineingedruckt, denn der Guttenberg iſt todt, der muckt nicht, und die Lebenden haben einen guten Magen. Dieſes

„Guttenberg-Album"

wird um ſo intereſſanter werden, als es hernach zum „Winterfutter" für die deutſche Journaliſtik wieder extra ausgebeutet werden kann. Denn, wie ſagt M. G. Saphir:

„Wenn die deutſche Literatur ein Thier wäre, die Juden dürften ſie eſſen, denn ſie hat nicht nur „geſpaltene Schweinsklauen,“ ſondern auch einen „wiederkäuenden Magen!“

Dieſes „Guttenberg-Album“ wird dann in kleinen Portionen wieder in verſchiedenen Blättern aus- und nachgedruckt. Alſo auf, Deutſche, Kinder, Weiber, Mägde, Kellner und ſonſtige junge Literatur-Kaninchen! ſchickt Albumbeiträge ein, und euer Name wird dauern bis nächſte Michaelis! Alſo auf, zum Handwerk!

Auszüge
aus dem
eben beſprochenen „Guttenberg-Album.“

1.

Weil ich will ein Dichter ſein,
Schreib' ich mich in's Album 'nein;
Weil ich ſteh' im Album d'rin,
Weiß ich, daß ich Dichter bin.

Kaspar Trix, Tuch-Ausmeſſer, Kaſimir-Ingenieur und Leinwand-Geometer in Bergzabern.

2.

Album, Tafel einſt des Pontifex,
Guttenberg war geiſtig rex,
War ein böhmiſch-deutſch Gewächs,
D'rum ſteh' hier auch mein Geklecks.

Magiſter Jonas, Schulmeiſter des kleinen Viehes in Böhmiſch-Korinth.

3.

Warſt du Deutſcher oder nit,
Aus Korfu oder aus der Schütt,
Warſt du einmal nur oder bis-cuit,
„Nix Gewiſſes weiß man nit!"

Fineſſen-Seppel aus München, deſſen Deviſe war: „Nix G'wiſſes weiß man nit."

4.

Nach Schiller's: „An die Muſe."

Was wir ohne dich wären, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was mit ſammt dir Hundert' und Tauſende ſind!

M. G. Saphir.

5.

Durch deine kleinen Lettern
Wir könnten ſein gleich Göttern.
Doch deine kleinen Lettern
Sie dienen oft Hundsföttern.
Ach, deine kleinen Lettern
Sind ekelhaft in Blättern!
In deinen kleinen Lettern
Da ſalb' man ſeine Vettern!
Im Schutz von deinen Lettern
Sieht Lorbeer man entblättern.
Im Schatten deiner Lettern
Hört man Pasquille wettern.
Das Blei von deinen Lettern
Wird Gift bei Gottesſpöttern.

Man braucht nur deine Lettern,
Sich ſelber zu vergöttern.
Auf deinen kleinen Lettern
Will man zum Himmel klettern.
Mit Hilfe deiner Lettern,
Will man Geſetz zerſchmettern.
O mach' doch deine Lettern
Einmal zu Geiſtesrettern!

Der Humoriſt.

Ich ergreiſe die Gelegenheit, im Guttenberg-Album anzuzeigen, daß man auf dieſe Zeitſchrift abonniren kann!!!

6.

Guttenberg hat die Buchdruckerkunſt erfunden.

Ein deutſcher Proſaiſt.

7.

Die Sundag iſt mich niſcht jejen den Juddenberg dajejen!
Doch dabei jeweſen un in Iraben jeleſen!

Eine Berlinerin.

8.

Anch' io sono pittore!

Flitzberger, ein Mehlſpeismacher.

9.

„Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht!“

Jeannette aus Hinterpommern.

10.

Vivat! An dem Tag, an welchem Guttenberg's Monument geſetzt wurde, könnte man jährlich wieder im engliſchen Hauſe um 2 Thaler ein Feſteſſen eſſen!

Die Mittwochs-Geſellſchaft.

11.

Spenák podbol pópyenik urzika,
Weil unſ're Sprache verkehrt mit der lingua romana rustica.
Vun' zetorul ma kletesk stirk Bojar,
So iſt es ja deutlich und auch ſonnenklar,
Daß du biſt ein geborner Wallach,
Guttenbergszmkzy, Vivat ach!

Der Wallach.

Ende des vierten Bildes.

Fünftes Bild.

Der Wallach beſteigt die Tribune.

Beweis, daß der Erfinder der Buchdruckerkunſt: Johann Gänſefleiſch, kein Deutſcher, ſondern ein Wallach iſt.

Sie wiſſen, meine Herren, daß Guttenberg, oder Kutenberg, oder Kuttenberg, oder Gänsfleiſch, in Mainz geboren iſt, obſchon dies allein iſt hinreichend, zu beweiſen, daß Kuttenberg ein Wallach iſt, dies beweiſt der „Eichelſtein,“ welcher eine Maſſe von Steinen iſt, die ein Denkmal des römiſchen Feldherrn Druſus ſind. Daß aber Camillus Lepidus Druſus ein Wallach war, braucht nicht bewieſen zu werden. Warum es nicht bewieſen zu werden braucht, gehört nicht hieher. Nachdem nun kein Zweifel mehr darüber herrſcht, daß Druſus ein Wallach war, ſo iſt es klar, daß die von ihm dreizehn Jahre v. Ch. G. angelegte Feſtung. Magontiacum, jetzt Mainz, eine wallachiſche Kolonie war, welche von den Wallachen am linken Rheinufer angelegt war, und zwar da, wo der Main in den Rhein fällt, worüber ſich Druſus ſehr erzürnte, und deshalb der Ort „Muniosz“ „erzürnt“ hieß, aus welchem „Muniósz“ dann „Mainz“ entſtand.

Im Jahre 1436 verband er ſich in Straßburg mit Andreas Dryzehn zur Herausgabe ſeiner Erfindung. Dryzehn kann aber kein Anderer als ebenfalls ein Wallach ſein, denn wer nur ein Biſchen Sprachkenntniß hat, weiß, daß „Dryzehn“ zuſammengeſetzt iſt aus den zwei wallachiſchen Worten: „Logoset“ „der Sekretär“, und aus „Ypasztaszul“ „die Perſönlichkeit“, weil Guttenberg dieſen Mann zu ſeinem perſönlichen Sekretär ernannt hat. Wird ſich aber je ein Deutſcher einen wallachiſchen Sekretär nehmen? Schwerlich!

Es iſt alſo unbeſtreitbar, daß Guttenberg ein Wallache war, welcher in der Wallachey geboren wurde. Wo? Ja, das iſt unbekannt, und das eben beweiſt, daß er da geboren worden iſt; denn iſt ſchon Jemand in Deutſchland geboren worden, von dem die umſichtigen Behörden nicht wüßten, wo er geboren werden? Er hieß auch eigentlich nicht Johann, auch nicht Henne, ſondern Georg oder Diurdſch, oder eigentlich „Giurge“, und weil man eben nicht wußte, wo dieſer Giurge geboren wurde, nannten die Türken Anno 1421 einen der drei Hauptplätze an der Donau „Giurgewo,“ denn die Türken, welche eine beſondere Paſſion auf die Buchdruckerei hatten, wollten behaupten, der Erfinder wäre ein Türke geweſen, und erkundigten ſich alſo ſehr genau um den Giurge, und wo er geboren wurde. Ich könnte noch mehrere ſolche unumſtößliche, klare und kräftige Beweiſe anführen, allein zu was? Die Sache iſt ſo klar, daß es nicht mehr der Mühe werth iſt. Nächſtens beweiſe ich eben ſo triſtig, daß „Franklin“ auch ein Wallache war; und daß eigentlich nicht nur der Blitzableiter einen Wallachen zum Erfinder hat, ſondern, daß es auch ein Wallache war, welcher den erſten Blitz erfunden hat. Auch der Erfinder der „Luft-Eiſenbahnen,“ der ſogenannte „Clegg“, war ein Türke, hat ſich früher mit dem Hauſen- und Stör-Fange beſchäftigt, hieß eigentlich „Sznawyinka,“ aus welchem Namen mit einer kleinen Umänderung „Clegg“ geworden iſt. Die Luft in der Türkei ſchien ihm ſehr drückend, welches gewiß die Idee von dem Luftdruck in ihm erregte.

Nächſtens werde ich beweiſen, daß der Erfinder der „Erdbeben“ und „feuerſpeienden Berge“ ein Stock-Wallache war. Doch das gehört nicht hieher, vor der Hand iſt es genug, daß wir beweiſen:

„Giurge Guttenberg iſt ein Stock-Wallach!“

Und nun kann Deutſchland mit deſto größerem Selbſtgefühl dieſes Feſt begehen!

Der Guttenberg-Feſtzug ſetzt ſich in Bewegung. Zuerſt kommen die „Fremden,“ ihren Paß auf dem Hute, mit der Umſchrift: „Wir ſind ganz gewiß keine Schriftſteller!“ dann kommen die „Einheimiſchen,“ die ſich den „Fremden“ anſchließen und ſie bewundernd anſchauen: die Frage liegt ihnen auf der Zunge:

„Iſt kein Schriftſteller unter uns?“

Die Vorſteher des Feſtes laſſen die Frage auf der Zunge liegen.

Hierauf kömmt die „typographiſche Bürgergarde“ an, in Pack- und Fließpapier-Uniformen und mit Preßbengeln bewaffnet.

Eine Bande Muſik, welche „ſchon früh Morgens die Schläfer weckt,“ obſchon nicht zu begreifen, warum ſie geſchlafen haben, und wenn ſie ſchon geſchlafen haben, wozu man ſie weckt.

Dann kommt der erſte

Feſtaufzug der Haderlumpen.

Sie tragen eine große Fahne aus flatternden Lumpen und Hadern, mit der Inſchrift:

„Es werde Licht!“

Darauf kömmt ein „Aufzug der Papiermüller,“ mit einer Fahne und der Inſchrift:

„All' ihr Lumpen, noch ſo klein,
Soll't durch uns unſterblich ſein!“

Aufzug der Nachdrucker, mit der Fahne und Inſchrift:

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde die Dritte!“

Feſtaufzug der unſichtbaren Schriftſteller, mit ihrer Fahne und der Inſchrift:

„Der Guttenberg ſoll leben,
Die Haderlumpen daneben,
Und die Verleger auch dabei,
Und du halt's Maul, Schriftſtellerei!“

Hier kömmt türkiſche Muſik und bengaliſches Feuer. Eine Leipziger Lerche erſcheint in der Luft und will ſingen:

„O ſing' du meine Leier
Zu dieſes Tages Feier —“

Ein Druckerjunge wirft einen Buchſtaben-Spieß nach ihr und ſchreit:

Dummes Zeug! Wie kömmt die Lerche unter uns, die wir das Gäns-Fleiſch feiern?!

Die Lerche fällt herab in's Roſenthal, wo ſich viele Lerchen einfinden, über die Würde der deutſchen Literaturwelt ein allgemeines Cigarren-Comité veranſtalten, und beſchließen, die berühmte Athletin

Seraphine Luftmann

kommen zu laſſen, um von ihr die Stellung der Literatur im Mittelpunkte der Buchwelt heben zu laſſen.

Liederkränze aus ganz Deutſchland. Lorbeerkränze aus Peſth. Pechkränze von allen Schriftſtellern, und noch andere Kränze.

Setzer, Drucker, Schriftgießer, Zettelanſchlager, Druckerjungen; an der Spitze:

Itzig Veitl Stern,

in der Hand das „Schabbesgärtle“ mit der Fahne:

Wie ſchön, o großer Guttenberg,
Wie ſchön ehrt man dein Götterwerk!
Zum Teufel iſt der Spiritus,
Die Zunft allein beſtehen muß!

Siebentauſend
weißgewaſchene Mädchen, die ungewaſchenen nicht mitgerechnet.
Sechshundert
gewaſchene und ungewaſchene Reden. Ein großer
Land- und Platz-Regen
fällt ihnen in's Wort.

Ende.

Recipe zu einer modernen Poſſe.

Nimm' etwas Mehl von grobem Korn,
Und von der Mühl' auch das Geklapper,
Ein Hökerweib mit ihrem Zorn,
Ein Hökerweib mit ihr'm Geplapper;
Dann nimm' ein Bischen Götterlehre,
Apollo, Wolken, Mythologie,
Dann einen Schneider mit der Scheere,
Den Bock dazu als Allegorie;
Nimm' ferner Schwaben und Chineſen,
Und einen Jodel ganz perfekt,
Dann miſch' dazu noch Irokeſen,
Und einen Böhm' im Dialekt.
Dann nimm' noch Witze, altgebacken,
Und Liederchen von Anno Zwei.
Nimm' voll ſodann die beſten Backen,
Von Jodeln, Schnalzen, Pfeiferei;
Dann nimm' noch Flüche, Invective,
Als: „Rindvieh!“ „Eſel!“ „Ochs!“ und „Schuft!“
In jedem Akte excluſive
Werd' ein Bedienter durchgepufft;

Auch Zotennamen, ſo derbe, dicke,
Dabei die Geſten recht pikant,
Und die „Geſetzlen“ alle ſpicke,
Damit nur muthig bis zum Rand!
Laß die Muſik recht wüthend ſchmettern,
Beſonders in der Ouvertur,
Motive nimm' aus allen Blättern,
Aus einer alten Partitur:
Und zu dem Liedlein Charivari,
Stets nur dieſelbe Dudelei,
Von „Madeln,“ „Wadeln“ Lariſari
Und von den „Buſſerln“ alt's Geſchrei.
Dann darf im Ganzen auch nicht fehlen
Ein ſtorchenbeinig Quodlibet,
Kannſt alle Opern ja beſtehlen,
Ausplündern ſie von A bis Z!
Und um die Schauluſt zu erhöhen,
Stell' auf ein „Mädchen-Regiment“,
Recht nett und niedlich anzuſehen
Vom Scheitel bis zum Sohlenend';
Von Pulver nimm den größten Haufen,
Und laß die Madeln ſchießen aus,
Ja, laß' ſie fechten, hopſen, laufen,
So was ergötzt das große Haus.
Und zum Beſchluß ein griechiſch' Feuer,
Ein goldgebrämter Prachtpallaſt,
Mitunter Tänzer, Johler, Schreier,
Und Gruppen, wie ein Segelmaſt.

Das Alles miſche auf und unter,
Leg' rechten Unſinn nur hinein;
Und gehet Alles d'rauf und d'runter,
Muß plötzlich Jemand traurig ſein;
Laß' Jemand von der Wirthshausſtube,
Und vom gemeinſten Harfnerlied,
Hinaus dann zieh'n zur Todtengrube
Mit einem naſſen Jammerlied;
Dann wird Succeß Dir niemals fehlen,
Du biſt der Gott der Gallerie,
Auf die Kritik auch kannſt Du zählen,
Denn nach dem Stück — traktir'ſt Du ſie!
Gleich in der Kneipe hart daneben,
Wird die Kritik zurecht gebracht.
Che viva sempre! Welch ein Leben!
So wird ein Volksſtück jetzt gemacht!

Jemand.

Ritter Schlemuſalnik's Lebensleiden.

Ein Balladenſtrang aus dem Nachlaſſe von Jeremias Balladenfreſſer.

1.

Ritter Schlemuſalnik iſt ſeines einz'gen Vaters Sohn,
Dieſes iſt er wacker vier und dreißig Jahre ſchon;
Und wie's bei wackern Rittern iſt auch ſtets der Brauch
Iſt dabei er ſeiner Mutter Sohn noch auch.

Ritter Schlemuſalnik hat ein langes, langes Schwert,
Ritter Schlemuſalnik hat ein kurzes, kurzes Pferd,
Ritter Schlemuſalnik ißt 'ne kalte, kalte Wurſt,
Ritter Schlemuſalnik ſpürt d'rauf einen heißen Durſt.

Ritter Schlemuſalnik reitet 'naus in's Lerchenfeld,
Ritter Schlemuſalnik bei der „gold'nen Brätzel“ hält;
Ritter Schlemuſalnik ſchreit wie ein Stentor: „Kellner 'raus!“
Ritter Schlemuſalnik trinkt d'rauf „ſieben Maßel“ aus.

Ritter Schlemuſalnik wird der dicke Kopf ſo ſchwer,
Ritter Schlemuſalnik weiß gar nimmer, wer er denn ſo wär',
Ritter Schlemuſalnik reitet fern im klaren Mondenſchein,
Ritter Schlemuſalnik fällt mit Muth in einen Graben 'nein

Ritter Schlemuſalnik ſchläft bis an's Morgenroth,
Ritter Schlemuſalnik's Roß hält ihn für gänzlich todt,
Ritter Schlemuſalnik's Roß, das iſt ein Ehrenmann,
Ritter Schlemuſalnik's Roß, das fängt zu weinen an:

„Ritter Schlemuſalnik liegt hier in dem ew'gen Schlaf,
Ritter Schlemuſalnik war ſein Leblang, ach! ein gutes Schaf,
Ritter Schlemuſalnik's Roß auf ſeinem Grab nun ſteht,
Ritter Schlemuſalnik's Roß harrt, bis er auferſteht.“

2.

Ritter Schlemuſalnik beißt was hinter'm linken Ohr,
Kratzt ſich, kratzt ſich, kratzt ſich, beißt ihn wie zuvor;

Kratzt ſich querling mit der ritterlichen, rechten Ritterhand,
Beißt ihn dennoch, daß es eine rechte Ritterſchand'.

Kömmt zu Ritter Preuzner und ſein Heldenauge glüht:
„Ritter Preuzner, bin des Kratzens längſt ſchon müd',
Kratze Du mich mit der tapfern, rechten Ritterfauſt,
Kratze Du mich, daß ſo Roß als Ritter d'rob ergrauſ't.

Schlugſt den Recken Schnablak ja mit ſtarkem Ritterſchild,
Schlugſt den Rieſen Zemplach, daß er nimmer brüllt,
Schlugſt den Räuber Zſchiplo ritter-rechtlich gelb und braun,
Kratze mich nun weidlich, wie ein rechter Ritter, traun! ja traun!"

Ritter Preuzer hört es ſtill erſt an, dann, traut, ja traut,
Dann krazt er traut 'runter ihm von Ohr die Haut,
Kratzt die Ritterhaut vom Ohr ihm wurzaweg,
Reitet dann bewußtvoll um die nächſte Gaſſeneck'.

Ritter Schlemuſalnik beißt es nun am Ohr nicht mehr,
Hängt die abgekratzte Haut auf ſeinen rechten Ritterſpeer,
Reitet weidlich, weidlich, weidlich, weidlich auf und ab,
Prügelt d'rauf den Knappen weidlich, weidlich, weidlich ab.

3.

Ritter Schlemuſalnik liebt zu ſeiner rechten Ritterzeit,
Eine ſchmucke, ſchmucke, ſchmucke, ſchmucke, ſchmucke Maid,
Und die ſchmucke, ſchmucke Maid, ſie liebt den Ritter nicht,
Weil er hat ein gräßlich, gräßlich, gräßlich Angeſicht.

Und der Ritter ſingt zu ihr um mitternächt'ge Zeit:
„Maid, o Maid, o mein Maid, o allermaid'ſte Maid!
Was geht Dich mein Antlitz an, Du ſüßes Maidenthier?!
Ueber's gräßlich Angeſicht trägt Ritter ſein Viſir.

Laß minnen mich, o Maid! im blaſſen Mondenſchein,
Minne wieder nach, o minneſelig ſüße Buhle mein,
Lebſt Du Maid denn nicht in unſ'rer großen Welt?
Niemals gräßlich, gräßlich iſt ein großer Held!"

Und die Maid, ſie hört's um mitternächt'ge Stund',
Denn an woll'nen Ritterſocken ſtopft ſie g'rad' die Wund',
Hört's, und tritt an's Fenſter wunderzart und ſtill:
„Wenn ich doch nur wüßt', was der große Lackel will!"

Neigt ſich engelsmild zum off'nen Fenſter 'naus,
Schüttet einen Topf voll Waſſer auf den Ritter aus,
Ritter Schlemuſalnik verſteht alſo den Text:
Sie begießt die Lieb', auf daß die Liebe wächſt.

Der Katzenjammer nach dem Börſenrauſche,
oder
Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen.

Eine Börſenvorleſung, gehalten auf der Stiege des Börſenhauſes.

„Sie wandern raſtlos hin und her,
Abwechſend voll und wieder leer."

Schiller.

„Lieben Freunde, es gab ſchön're Zeiten,
Als die unſern — das iſt nicht zu ſtreiten!“
Schiller.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!“
Schiller.

„Hier wird der Reiche ſchnell zum Armen,
Der Aermſte wird dem Fürſten gleich;
Wie der Wind mit Gedankenſchnelle
Läuft um die ganze Windesroſe,
Wechſeln hier des Geſchickes Looſe!“
Schiller.

Kein Ort der Welt, meine freundlichen Hörer, iſt ſo zu erbaulichen und moraliſchen Betrachtungen geeignet, als dieſe Stiege. Dieſe Stiege, die Scala des Reichthums und der Armuth, dieſe Stiege, die man, wie den Berg Sinai, ſchwerer hinunter als hinaufgeht, dieſe Stiege, die wie die Molltonleiter faſt immer hinabgeht, dieſe Stiege, der Wendekreis des Krebſes, wenn die Papiere zurückgehen, dieſe Stiege iſt der Punkt, den ich mir zu meiner Vorleſung auserſehen habe, da ſitz' ich und „blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.“

Hier

„Auf dieſe Stufen von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet,
Denn hier iſt keine Heimath, Jeder treibt
Sich an dem Andern raſch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz! — Hier geht

Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Rentner, der eilende Senſal,
Der düſt're Bahnmann und der heit're Aktionair,
Der Nehmer mit der ſchwerbelad'nen Koſt u. ſ. w."

Ich ſitze da, am Tage des Falles von Jeruſalem, und ſinge meine Kinos:

„Die Wege Sion's ſind verödet!"

Auch ich ſpekulire mit Papieren, meine freundlichen Hörer und Herren, aber ich könnte Monate, Jahre lang hier ſitzen, Niemand wird meine Papiere in die Koſt nehmen oder geben, Niemand wird mit mir auf Zeit abſchließen.

Der heutige Augenblick, meine freundlichen Hörer und Herren, iſt günſtig, ſehr günſtig zu Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Geſchickes, über den Umſturz der Dinge, über das rollende Rad des Glückes, kurz, zu den rührendſten Variationen auf das Thema: „Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen!"

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Herren, iſt ein Traum, die Börſe iſt ein Rauſch; man ſieht Alles doppelt, man glaubt oft, man iſt voll und iſt doch leer, man glaubt oft, man iſt dick, und man iſt doch nur geſchwollen, man glaubt oft, die ganze Welt gehöre uns, und das iſt ein Aberglaube, denn in der ganzen Welt gehört uns gar nichts, man glaubt, die ganze Welt dreht ſich um uns herum, und es iſt ein Schwindel; in dieſem Rauſche halten wir die Börſe für den Himmel, und den Himmel für eine Börſe; der Mond iſt ein wahrer Börſenſpekulant, darum erſcheint er bald mit vollen, bald mit leeren Taſchen, und oft iſt er ganz auf dem letzten Viertel; darum nimmt er abwechſelnd ab und zu; die Wandelſterne ſind die Senſalen, die ewig ihren Ringkreis gehen, und die Sterne, die ſich ſchneuzen und verſchwinden, ſind die ehrenwerthen Männer, welche ausbleiben. Ich glaube ſelbſt, daß der Himmel eine Börſe iſt, denn er iſt ewig in einen blauen Dunſt gehüllt.

In den Himmel der Börſe, meine freundlichen Hörer und Herren, führt eine Himmelsleiter, eine ſogenannte Stellage, von der Schiller ſang:

„Sie baut ſich auf im Augenblicke
Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh'!“

Aber, meine freundlichen Hörer und Herren, auf eine Stellage muß man behutſam ſteigen, denn je mehr man dem Schwindel unterworfen iſt, deſto eher purzelt man herunter, und wenn man ſo unten an der Stellage liegt, ſo reicht einem kein „Liebhaber“ und kein „Contre-mineur“ die Hand, um einem wieder auf die Stellage hinauf zu helfen, ſondern Jeder lächelt höhniſch und ſagt:

„Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen.“

Ja, meine freundlichen Hörer und Herren, das „warſt nit aufig'ſtiegen“ iſt ein wahrer Confutiusſpruch, und iſt überall anzuwenden. Hier ſteigt ein Mann, der ſeine jährlichen paarmal hunderttauſend Renten hat, auf den Pegaſus hinauf; er ſpornt den Pegaſus, er reißt ihn an der Trenſe hin und her, er kitzelt ihn, er peitſcht ihn, der Pegaſus bäumt ſich, der Reiter liegt am Boden, ſtreckt alle Viere von ſich, und die Zuſchauer rufen hohnlachend:

„Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen!“

Ja, meine freundlichen Hörer und Herren, wer auf dieſer Stiege auf- und abſteigt, der muß daran denken, daß er auf einem Luftballon in die Höhe getrieben wird, von Wind und Dampf, und daß an dieſem Luftballon kein „Fallſchirm“ angebracht werden kann. Wer auf dieſem Luftballon aufſteigt, muß einen guten Pelz haben. Er muß gefaßt ſein, von jedem Windſtoß dorthin oder dahin getrieben zu werden, er kann nie wiſſen, wo, wann und wie er herunterkömmt; — er kann nicht wiſſen, wo er hängen bleibt; — er muß einen langen Athem zum Aushalten haben, und wenn alle Stricke reißen, das Papier am Ballon platzt und der Luftſegler von ſeiner Chauſſee in die Baiſſe fällt, ſo heißt's wieder:

„Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen.

Ja, meine freundlichen Hörer und Herren, die Börſe iſt ein Frauenzimmer, je mehr Liebhaber ſich bei ihr einfinden, deſto verführeriſcher ſcheint ſie der Welt, allein endlich bleiben auf der Börſe und bei dem Frauenzimmer die Liebhaber und Spekulanten aus, nur wenige ſolide, feſte Männer halten aus, eine Oede tritt ein, die Schaaren ſind gelichtet,

Leer gebrannt
Iſt die Stätte
Wilder Stürme rauhes Bette.

Ach! und es iſt doch noch ein Unterſchied, nämlich: wenn bei einem Frauenzimmer Einer ausbleibt, ſo bleibt er allein aus, aber wenn auf der Börſe Einer ausbleibt, ſo bleibt er mit noch was aus, er nimmt kein ſüßes Angedenken mit, aber er läßt ein bitteres Angedenken zurück.

Ach! wenn man die Börſe ſieht in ihrem Flor, Ilion im Glanz, welches Leben, welches Treiben, d. h. wenn Einer leben will, wie muß er den Andern treiben. Welches Lärmen! welches Toſen!

„Wer zählt die Völker, wer die Namen,
Die handelnd hier zuſammenkamen?
Vom Lerchenfeld, vom Thurypaß,
Vom Latzenhof und von der Judengaſſ',
Von Nikolsburg's entleg'ner Küſte,
Von allen Dörfern kommen ſie;
Selbſt der da feil hat Gänſebrüſte,
Kommt fragend her: „wie ſtehen ſie?"

Aber wenn der Tag kömmt:
„Dies irae, dies illa,
Tag des Schreckens, Tag des Zorns!"

Der Tag der großen Abrechnung, der Vorabend des großen Jomkipurs, an dem Jeder ſeine Schläge kriegt, wo Einer dem Andern ſeine Schläge austheilt, ja, wo ſie die Schläge gar nicht zählen, ob Neununddreißiger oder Vierziger; an dieſem Tage, wo Einem die Schuhe zu weit werden und man ſich auf die Strümpfe macht, an dieſem Tage, da iſt Ilion wüſt und verwaiſet. Große Zahnlücken ſind in den Reihen zu bemerken; wie nach einer Schlacht fragen ſich die auf dem Platz Gebliebenen um die Zahl der Todten, Hartbleſſirten und Vermißten mit Zahlen und Zahlungen. Und Mancher, der

„Mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,

Der hat nicht mehr geſchrieben,
Und iſt zu Hauſ' geblieben.

Und iſt zu Hauſe geblieben. Ach! wer ſchildert, wer gibt ein Bild von einem ſolchen zu Hauſe geblieben?

Seht, da ſitzt er auf der Matte,
Aufrecht ſitzt er da,
Mit dem Anſtand, den er hatte,
Als er die Börſ' noch ſah'.
Doch wo iſt die Kraft der Fäuſte,
Wo des Athems Hauch,
Als er noch ſchrie, der Dreiſte:
„Ich nehm' mit Vierzig auch!"
Wo die Augen, Falkenhelle,
Die auf der Aktie Spur
Waren von der Börſenſtelle,
Bis auf die Grünanger Flur?
Dieſe Arme mit dem Zettel
Mit Dividend und Schluß?
Seht, zu Ende iſt der Bettel,
Und er thut mehr keinen Schuß.
Wohl ihm! Er iſt heimgegangen,
Wo kein Koſtherr frißt,
Wo noch, eh' ein Jahr vergangen,
Mancher von uns iſt. —
Sitzt zu Hauſ' dermalen,
Läßt uns hier allein,
Daß wir hier bezahlen,
Die Differenzen ſein.

Und ſo geht denn der Chineſer
Einſt hinab in's Grab,
Als nähm' Livorneſer
Er mit ſich hinab.

Der literariſch-geſellige Tag- und Nacht-Wächter.

Redakteur Schuhu,

oder

Die reiſenden Kunſt-Vögel.

„Alle meine Herren und laßt Euch ſagen,
Hat Concerte über Concerte geſchlagen!“

Schuhu ſitzt beim Redigiren,
Schuhu iſt ein Redakteur,
Schuhu ſitzt beim Kritiſiren,
Schuhu iſt ein Kritiſeur,
Schuhu ſitzt beim Compiliren,
Aus „Gazette,“ und aus „Voleur,“
Schuhu ſitzt beim Korrigiren,
Um ihn Blätter kreuz und quer,
Schuhu ſitzet in Papieren,
Man ſieht kaum den Schuhu mehr;
Schuhu ſitzt bei g'ſchloſſ'nen Thüren,
Iſt zu ſprechen gar ſo ſchwer;
Plötzlich kömmt es zu marſchiren,
Trab herauf die Treppen ſchwer;
Künſtler ſind's, die Zeit-Vampyren,
Iſt ein Virtuoſen-Heer,

Kömmt mit Geigen und Klavieren
Und mit Baß und Flûte-Travers,
Mitten d'rin, auf allen Vieren,
Wunderkinder mit Geplärr!
Hilſt kein Läugnen, hilſt kein Zieren,
Ach, da hilſt nicht Gegenwehr!
Will ſich Kein's von hinnen ſchieren,
Bis dem Schuhu ward die Ehr',
Daß ſie bei ihm ſich einquartieren,
Und bis ſie g'habt „die große Ehr'!“
Und von allen Luftgethieren
Kömmt nach und nach das große Heer!

Monſieur Rabe tritt ein.

„Guten Morgen! Bin der weltbekannte
Große Rabe, bin beſcheiden, ſage blos
Daß man keinen größern kannte,
Keinen größern Virtuos,
Daß man allgemein mich nannte:
Musje Rabe très famohs!
Hier ſind Brieſe, ſechs und zwanzig,
Alle an den Redakteur,
Sechs von Pommern, acht von Danzig,
Zwölfe kommen über's Meer.
Und ich bitte ganz beſcheiden,
Künd'gen Sie den Wienern an,
Wie die Wiener zu beneiden,
Daß gekommen ſolch' ein Mann!

Können ſagen, daß ich einzig
Bin in meinem Fach,
Stimm' und Schule, Schönheit eint ſich
Unter dieſem Lockendach;
Können ſagen, daß ein Jeder,
Der mich hört', in Wonnen ſchwamm,
Und am End', als großen Köder
Setzen Sie noch dies Programm!" (Rabe ab.)

Fräulein Dohle flattert herein.

„Ah! La vôtre! — Fräulein Dohle!?" —
„Monſieur Schuhu? n'est-ce pas!" —
„Schuhu, ja, vom Kopf zur Sohle,
Zu Befehl bin ich jetzt da!" —
„Vous savez, Monsieur, bin Altiſtin,
Magdeburg mein Vaterland,
Mais Monsieur, comme grande Artiſtin,
Ich ſchon lang' kein Deutſch verſtand!
Bin tout-à-fait nun cantatrice,
Nix mehr Säng'rin allemand,
Hab' gemacht Furore in Fenice,
G'rad' wie's Theater abgebrannt!
Will mich nicht laſſ' engagiren,
No! Non! Deutſchland is nit meine Welt,
Weil ich g'rad thu' durchpaſſiren,
Will ich nehmen deutſches Geld!
Können ſagen: meine Kehle
Sei jetzt ganz Olivenöl,
Und die deutſche Philomele
Gegen mich ſei nur Kameel!

Werde ſingen im Montecchi,
Können mich rekommandir',
Daß Tedeſchi die Orecchi
Und die Taſchen öffnen mir!" (Dohle ab.)

Monſieur Kiebitz.

„Juten Morjen, erjeb'ner Diener!
Herzens-Männchen! Redakteur!
Bin een Mime, een Berliner,
Bring' Empfehlungsſchreiben her.
Spiele Allens, tragiſch, komiſch,
Auch Epiſodens mit Jefühl.
Aber Alles anatomiſch,
Wie es Tieckens haben will.
Rezenſentens kenn' ich keene,
Sind mir alle tout einjal!
Ihre Kritik nur alleene
Iſt für mir een Extra-Jnade,
Die Annongen, daß ich hier,
Was da ſteht in Ihrem Blahde,
Ah, das ehret doppelt mir.
Wenn ich jede achtzehn Rollen
Hier in kurzer Zeit, jeſchwind,
I, Redakteurchen! I! dann ſollen
Sie mit mir zufrieden ſind." (Kiebitz ab.)

Lord Storch.

„Bin ein Künſtler, ſag' es trocken,
Denn beſcheiden Lump nur iſt,
Und ich trage meine Locken
Bald wie *Thalberg*, bald wie *Liszt*.

Trag' wie Döhler die Kravatte,
Und bin blaß wie ein Genie,
Und wo Einer Tadel hatte,
War ich grob auch wie ein Vieh.
Bitte gleich zu annonciren,
Daß ich gebe zwölf Concerts,
Weil ich bald muß abmarſchiren,
Denn man wünſcht mich allerwärts.
Können ſagen: Alle Sitze
Sind vergriffen ſchon voraus,
Daß aus jeder Fingerſpitze
Springt ein Dämon mir heraus;
Und das oben im Orcheſter
Um die Sitz' iſt eine Hetz'.
Und nun guten Abend, Beſter,
Sie bekommen zwei Billets." (Storch ab.)

Madame Wachtel.

„Prima Donna assoluta
War ich zwei und vierzig Jahr,
Noch nimmt Deutſchland die Valuta
Meiner Stimme an für baar.
Freilich eine alte Schachtel
Nennt mich mancher Böſewicht,
Aber eine Madam Wachtel
Altert wie die Andern nicht.
Stimme habe ich zwar verloren,
Aber Spiel hab' ich, klaſſiſch Spiel!
Stimme dringt nur in die Ohren,
Doch das Herz, das iſt mein Ziel.

Geht kein Ton auch aus dem Munde,
Reiß ich weit auf doch das Maul,
Und ich ſterbe eine Stunde,
Denn ich bin im Spiel nicht faul.
Schreiben Sie mit großen Lettern:
Madam Wachtel iſt jetzt hier,
Und ſie wird danieder ſchmettern
Jedes andere Säugethier;
Denn ſingt einmal Madam Wachtel
Den *getreuen Geſang*,
Wird für künft'ge Fiasko-Tachtel
Allen Sängerinnen bang."

(Madame Wachtel ab.)

Monſieur Wiedehopf und Mamſell Kranich.

„Monſieur Schuhu, wir ſind Weſen,
Wie die Welt noch niemals ſah,
Haben Sie denn nicht geleſen
Alle Blätter von Europa?
Elßler, *Veſtris* und *Taglioni*
Tanzen alle nur ſo, ſo!
Und wie Miſpeln zu Maroni,
Steht zu uns die *Cerito*!
Wenn wir tanzen, ha! ma foi,
Stockt im Laufe Vater Rhein,
Und das ſchönſte pas de trois
Tanzen ſtets wir Zwei allein.

Jüngſt bei einer Pirouette
Sah uns zu ein Papillon,
Lange auf der Halblorgnette,
Sagte trunken dann: Très-bon!
Geſtern ich mit ſtarken Hüften,
Wie ein Kreiſel um mich trieb,
Letztlich gar in freien Lüften
Mamſell Kranich ſtecken blieb.
Schreiben Sie alſo, mein Beſter,
Schnell in Ihrem Zeitungsblatt,
Daß man ſeit der ſchönen Eſther,
Nichts ſo Schön's geſehen hat." (Beide ab.)

Signor Droſſel.

„Bin der große Wunder-Geiger,
Droſſelino nenn' ich mich,
Und der große Weltenzeiger
Zeigt allein nur ſtets auf mich.
Spiele Fiedel, Geige, Violine,
Was nur Katzendärme hat,
Alles mit der leichten Miene,
Als ob ich eſſe Krautſalat.
Ja, aus meinem Inſtrumente
Mach' ich wahrlich was ich will,
Mach' daraus mir eine Rente,
Wenn die liebe Dummheit will.
Und auf einer Saite ſpiel' ich,
Pauken, Corno und Fagot,
Und mein Bogen reitet grillig
Paß, Galopp, wie Trab und Trott.

Wenn ich komme in Extaſe,
Schneid' ich alle Saiten ab,
Und Ihr ſchwört bei Eurer Naſe,
Daß ich d'rauf geflötet hab'!
D'rum, mein Beſter, ſchnell zur Feder,
Die Trompete ſchnell zur Hand,
Schreiben Sie nur, daß ein Jeder
Um Billette ſchon geſandt;
Schreiben Sie nur viel und lange;
Schreiben Sie nur alle Tag,
Daß dem Schreiber ſchon wird bange,
Wie genug er loben mag.
Schreiben Sie zu jeder Stunde:
Meiſter Droſſelin' iſt hier!
Weil ich dann aus dieſem Grunde
Vierteljährig pränum'rir'." (Droſſel ab.)

Klein Päppchen.

„Päppchen bin ich, Wunderkindlein
Vom Papa, dem Papagei,
Redakteur, an dieſen Windlein
Sehen Sie das Wunder frei.
Bin ein Päppchen! Wunderpäppchen!
Pa! pa! pa! Papa-goy!
Trage Löckchen unter'm Käppchen,
Bin ein little wonder-boy!
Trag' ein off'nes Kinder-Kragerl
Und auch's Halſerl trag' ich blos,
Und das Weſtchen bis zum Magerl,
Mit der Hand eſſ' ich den Kloß.

Bin ſchon dreizehn, doch nur achte
Schreiben Sie, Herr Redakteur,
Weil ich dieſe Jahrzahl pachte
Für die ganze Kunſt-Carrière.
Nennen Sie mich: Amorettchen!
Kleiner Engel! — Herzensdieb!
Mignon-Künſtler! — Kunſtkadetchen!
Taſchen-Mozart! — Tauſendlieb!
Elfenkindchen! und ſo weiter,
Schreiben Sie nur lang und viel,
Sonſten wird die Welt geſcheidter
Und für Wunderkinder kühl.“ (Päppchen ab.)

Lady Sperling.

„Bin die blonde, blaſſe Sperling,
Komm' direkt von Albion,
Sang nur ſtets für lauter Sterling,
Niemals für 'ne halbe Kron'.
Sang in Brighton und in Windſor,
Wo man kömmt in Strumpf' und Schuh',
Singe nun dem deutſchen Rindsohr,
Das in Mänteln hört mir zu.
Miſter Schuhu ſein kein Schräper,
Miſter Schuhu ſein polite,
Werden ſehen in your paper,
Daß nur kommen viele Leut',
Sie könn' ſprech' von meiner beauty,
That attract die ſchöne Welt,
Will ſchon machen dann my duty,
You verſteh'n me! — Little Geld!“ (Sperling ab.)

Mamſell Grasmücke.

„Donna Seraphina heiß' ich,
Tanze Seil und reite Kunſt,
Redakteure haben fleißig
Schon gebuhlt um meine Gunſt.
Herr von Schuhu ſteh'n im Rufe,
Daß er zu das Aug' nicht ſchließt,
Wenn ihm mit dem Pferdehufe
Hübſches Satanlein begrüßt. — —
Herr von Schuhu, nicht von Eiſen
Iſt ein Engliſchreiter-Herz,
Künſtlerinnen, die auf Reiſen,
Laſſen lange nicht im Schmerz.
Schreiben Sie von Seraphinen,
Daß ſie tanzt wie ein Zephir,
Daß ſie iſt an Wuchs und Mienen
Eine zweite Venus ſchier;
Daß die Sprünge toll, entſetzlich,
Wie vom Böſen einſtudirt,
Dennoch ſind ſo ſüß, ergötzlich,
Daß man faſt zum Narren wird.
Süßer Schuhu, wenn Sie ſchreiben
So viel Schönes ſtets von mir,
Dürfen Sie auch bei mir bleiben,
Wenn den Shawltanz ich probier' —!“

(Grasmücke ab.

Don Sperber.

„Bin ein Mann, ein ganz ſuperber,
Musje Schuhu, j'ai l'honneur!
Bin der herrliche Don Sperber,
Bin Don Sperber, Eskamoteur.
Große Dinge ich vollbringe,
Ja, es ſcheint ganz paradox,
Denn ich mache ſolche Dinge,
Daß der Menſch ſteht wie ein Ochs.
Mache neunzig volle Häuſer,
Wenn Don Karlos keines macht;
Und kein Narr wird jemals weiſer,
Sieht er mich auch jede Nacht.
Manchmal nehme ich von Hundert
Im Parterr' mir den Verſtand,
Und die Welt ſteht dann verwundert,
Ich hab' gar nichts in der Hand.
Manchmal nehm' ich Zeitungsblätter,
Wo man mich gelobt darin,
Laſſ' ſie ſeh'n, und, Donnerwetter!
Niemand findet Menſchenſinn.
Lieber Schuhu, ach, trompeten
Sie mich täglich lebend aus,
Und ich zaub're gold'ne Gräten
Uns aus jedem Stockfiſch 'raus!
Dann will ich nach Peſth mich kehren,
Und im Zauberhute ſchwillt's,
Dorten wird man mir verehren
Eljen und auch Ehren-Filz.“ (Don Sperber ab.)

Magiſter Grünſpecht.

„Großer Schuhu! Großer Brama!
Kritiker, wie keiner mehr!
Hab' geſchrieben hier ein Drama,
Heißt: „Die Liebe und der Bär.“
Halb iſt's epiſch und halb lyriſch,
Und die dritte Hälft': Idyll.
Und der Held, der ſpricht algieriſch,
's iſt vom Fauſt ein Codicill;
's gibt zwar ſchon gar viele Fäuſte,
Auch am Fäuſtling fehlt es nicht,
Als der große Goethe neußte,
Rieſ't er aus dies Fauſt-Gezücht;
Alle dieſe Fäuſt' ſind ſchofel,
Nur mein Fauſt allein iſt groß,
Und mein guter Mephiſtophel
Iſt kein rother Schalksnarr blos.
Auch mein Hund, das iſt kein Pudel,
Denn ich bleib' originell, —
Iſt ein Windſpiel und ein Rudel
Folgt ihm in des Doktors Zell;
Und mein Wagner iſt gezeichnet
Nach dem Leben, ein Pedell.
Was ſich mit der Gret' ereignet,
Iſt Romanze und Novell'.
Für die Bühne iſt es ſchwerlich,
Denn das Volk iſt gar zu zäh',
Findet Alles gleich beſchwerlich,
Wenn's nicht endet froh und jäh!

Und die Künſtler! Nicht kapabel
Iſt ihr Mund zu ſolcher Sprach',
Nur was flach geht ſo vom Schnabel,
Das allein, das iſt ihr Fach.
Herr von Schuhu, Ihre Kritik
Hat am Weisheitsquell genippt,
Unter Ihren Geiſtesfittig
Stecke ich mein Manuſcript;
Fünf und ſechzig große Bogen,
Eng beſchrieben, aber klar,
Seien Sie ſo hochgewogen,
Legen Sie Ihr Urtheil dar.
Laſſ' es gerne hier bei Ihnen
Heut' und Morgen über Nacht,
Hat es Ihnen gut geſchienen,
Iſt ſein Glück auch ſchon gemacht.
Schreiben dann nach Prag und Leipzig,
Nach Berlin an Direkteur,
Wer den Fauſt kriegt, nun der ſchreib' ſich
Glücklich dann wie keiner mehr.
Und in Ihrem Blatte preiſen
Sie das Stück gar wunderbar,
Meinen Dank werd' ich beweiſen
Dann mit einem Exemplar." (Grünſpecht ab.)

Reb Turdus Polyglottus.

„Scholem Lechem! Na, was chideſch?
Leben ſollen Sie, Herr Redakteur!
Als Se kennen Deutſch wie Jüdeſch,
Kann ich geh'n zu Ihnen her.

Ja, man ſagt eppes, von de Muſen
Sein der Oberſchte Se gar!
Nu gut! Wer mer a Bißl ſchmuſen,
Zwa g'ſchickte Leut' ſen ein Paar.
Ich bin groß, ich bin einzig,
Meinesgleichen kenn' ich nicht.
Schat-Pollaken? Neun und neunzig
Hab' ich auf an Greiß*) derwiſcht.
Geld brauch' ich, ſchönes, friſches,
Doch wie komm' zu Geld ich hier?
Unter Se ſteckt emal Riſches**)
Und de Jüden kennen mir;
Doch ich hör', Sie hab'n ein Blättel,
Was von Groß und Klein beliebt,
Setzen Sie hinein ein Pſchettel***)
Was es da für Wunder gibt!
Wunder! Wunder! Zu beſchreiben
Sein Sie gar nit All's im Stand,
Und das Maul wird offen bleiben
Und vergeh'n gar der Verſtand."

(Reb Turdus Polyglottus ab.)

So vom Morgen bis zum Abend
Geht's beim Schuhu ein und aus,
Schlurrend, ſchleifend, ſtampfend, trabend
Rennen ſie ihm ein das Haus,

---

*) **Greiß**: Irrthum.
) **Riſches: Schadenfreude.
***) **Pſchettel**: Abhandlung.

Jeder kömmt mit Zeitungsblättern
Und mit Rekommandation,
Worin's ſteht mit Rieſenlettern,
Daß er iſt ein Götterſohn.
Einmal muß er annonciren,
Daß der Künſtler iſt ſchon nah',
Wieder muß er annonciren,
Daß der Künſtler iſt ſchon da.
Später muß er aviſiren,
Daß man wünſchet ſein Concert,
Gleich darauf dann denunciren,
Daß er wirklich gibt Concert;
Dann erſt muß er repetiren,
Wo und wann iſt das Concert,
Dann erſt muß er wieder ſchmieren,
Wer da wirkt in dem Concert;
Gleich d'rauf muß er recenſiren,
Wie er ſpielte im Concert,
Dann muß er ihn animiren,
Daß er giebt noch ein Concert;
Dann erſt muß er laut citiren:
Auf Verlang'n noch ein Concert;
Und zum Lohn für Müh' und Kummer
Holt der Künſtler, wenn er geht,
Ohne Geld ſich jede Nummer,
Wo im Blatt die Kritik ſteht;
Und zum Dank, aus Herzenstiefe,
Daß er raubet Müh' und Zeit,

Will er noch Empfehlungsbriefe
Für halb Deutſchland weit und breit!
Schuhu, das ſind Deine Freuden,
Schuhu, das iſt Deine Luſt;
Schuhu, Du biſt zu beneiden,
Schuhu, wirf Dich in die Bruſt;
Denn wenn dann in großen Kreiſen
Jemand mit dem Künſtler ſpricht,
Sagt er mit der Stirn' aus Eiſen:
„Ach, ich kümm're um Kritik mich nicht!“

Stoßſeufzer eines Theater-Rezenſenten.

Jammer-Intrade mit obligatem Reim- und Zähngeklapper.

Herbſt iſt da, der Blättergelbe,
Und die Flur wird immer welker,
Rezenſent nur bleibt derſelbe
Ewiggrüne Muſenmelker!
Neue Stück' und Ueberſetzung,
Herbſt und Winter, Frühling, Sommer,
Stets in gleicher Kraftzerſetzung
Bellt herum der krit'ſche Pommer.
Gaſt und Gaſtin, Debutanten,
Neubeſetzung und Repriſen,
Schlechte Stücke von Bekannten,
Verſekram von Anna-Lieſen;

Alte Sänger, mattgeröchelt,
Die in letzten Zügen näſeln;
Tänzerinnen, abgelächelt,
Die aus großen Nüſtern bläſeln;
Dann ein Luſtſpiel, ein blaſirtes,
Ohne Haltung, blos Repliken,
Ein auf Liebeslug baſirtes,
Wo ſie ganz ſalonlich quiken;
Dann ein Drama, wo zerriſſen,
Halbzerriſſen, ganz zerreißen,
Und des Flickens ſich befliſſen,
Durch Moral zuſammenſchweißen;
Poſſen, wo die große Maſſe
Wird mit Zoten durchkalfatert,
Und der Schmutz auf off'ner Gaſſe
Wird mit Wolluſt auftheatert!
Ja, Concerte, ach, Concerte!
O, Concerte, ha, Concerte!
Und Concerte! Ho! Concerte!
Ach! Concerte! Ei, Concerte!
Und die Kinder auch, die Narren,
Die der Vater nennt ein Wunder,
Die wohl einſtens Kinder waren,
Und nun Tölpel ſind jetzunter.
Flötel, Geigel, Hörndel, Piandel!
Und geſäubert kaum das Näschen!
In Entzücken ſchwimmt die Ahndel,
Im Entzücken ſchwitzt das Bäschen;

Alles das und noch darüber
Muß die Kritik wieder freſſen!
Bald vertheilen Naſenſtüber,
Bald kurir'n mit Aderläſſen.
Bald den Pelz aus Dünkel-Zobel
Auszuklopfen unten, oben;
Bald den ſcharfen Kritik-Hobel
Legen an den Klotz, den groben.
Bald zu blaſen todte Kohlen,
Und ſo weiter, und ſo weiter;
Nun, ſo mag der Guckguck holen
Pegaſus und ſeine Reiter!

Hinter-dem-Ofen-Lieder.

1.

Bringet Holz, doch nicht vom weichen,
Bringet Holz von harten Eichen,
Deutſches Holz vom deutſchen Stamme,
Daß da werde deutſche Flamme,
Daß da werde deutſche Lohe,
Weich zu kochen Deutſchlands Rohe;
Denn es kommt ein hartgeſinnter,
Eisbelad'ner, deutſcher Winter;
Und es muß den Deutſchen locken,
Hinter'm Ofen deutſch zu hocken.
Hinter'm Ofen deutſch zu wohnen,
Bringt das Holz der Urteutonen,

Gehet deutſche Knüppel leſen,
In den Speſſart und Vogeſen.
Hermann's Geiſt, mit Rieſenſchenkel,
Suche Holz für Deine Enkel;
Rübezahl muß klein es hacken,
Däumling auf den Rücken packen,
Daß die Deutſchen, deutſchberathen,
Deutſch ſich hinter'm Ofen braten.
Deutſche Kachel, deutſche Breite
Deutſcher, derber Ofenſeite,
Mit dem dicken, runden Bauche,
Nimm' uns auf im deutſchen Rauche.
Laßt beim Saft vom deutſchen Hopfen,
Uns die Pfeife ſinnend ſtopfen;
Laßt uns denken, tief wie Hegel,
Wie man deutſch wird nach der Regel,
Wie man, ſingend deutſche Strophen,
Deutſchland frei macht hinter'm Ofen.
Hinter'm Ofen trachten, dichten!
Hinter'm Ofen Lieder dichten
Hinter'm Ofen aufbegehren!
Hinter'm Ofen weltbekehren!
Hinter'm Ofen Weisheit greinen!
Hinter'm Ofen Deutſchland einen!
Hinter'm Ofen Dome thürmen!
Hinter'm Ofen Zukunft ſtürmen!
Hinter'm Ofen, hinter'm Ofen,
Bäckt man Deutſchlands Kataſtrophen

2.

Nehmet von den dickſten Stöcken,
Schichtet einen Scheiterhauſen,
Und die Stadt von allen Ecken
Soll zu meinem Ofen laufen.
Hoch auf ſoll die Flamme lodern,
Kommt herbei, Ihr Deutſchlands-Schätzer!
Zu Gerichte will ich fordern
Einen großen, deutſchen Ketzer.
Führt ihn her den feiſten Sünder,
Hand und Fuß müßt ihr ihm ſchnüren,
Weil er ſchon die kleinen Kinder
In der Schule will verführen.
Weil, ſo weit die deutſche Zunge
Auf der Erde iſt verbreitet,
Dieſer freche, dumme Junge,
Deutſche auf den Abweg leitet.
Baſtard Du aus Irmin's Lenden,
Nicht vom deutſchen Teut Entſtammter,
In den Flammen ſollſt Du enden,
Du aus Deutſchland fort Verdammter!
Räub'riſch „D!“ O Uſurpator!
Willſt Du ſteh'n an Deutſchlands Spitze?!
Schon naht Deutſchland! Dein Salvator!
Bringt Dein „T“ zum Ehrenſitze!
Werft das „D“ mir in die Flamme,
Ha! wie's lodert, kniſtert, praſſelt!
Jetzunt mit der deutſchen Amme
Kömmt das „T“ herangeraſſelt.

Vivat „X!“ im Lorbeerkranze!
Deutſchlands Wohl iſt weich gebettet!
Und ich hab's im vollen Glanze
Hinter'm Ofen hier gerettet.

3.

Deutſche Frauen, Damen, Zofen,
Mädchen, Witwen, Jungfern alte,
Kehrt vom Land zurück zum Ofen,
Er allein iſt ſtets der Alte.
Er allein iſt ſtets beſtändig,
Wie vor Jahren iſt er heuer,
Und in ſeiner Bruſt beſtändig
Wohnt das keuſche Herzensfeuer.
Müde ſeid Ihr wohl vom Schwärmen,
Satt habt Ihr Romantik eben,
Sternlicht kann das Herz nicht wärmen,
Sehnſucht kann vom Thau nicht leben;
Tannendüfte will die Lunge,
Doch das Aug' will auch das Seine:
Mondſchein iſt ein lieber Junge,
Doch ihm fehlen Fleiſch und Beine.
Manchmal zwar kömmt angeritten
So ein Schwarm Studenten-Futter,
Schwärmen für die Semmelſchnitten,
Schwärmen für die gelbe Butter,
Tummeln ſich mit uns im Freien,
Schaukeln ſich mit uns im Nachen,
Doch zum Lieben, doch zum Freien
Will nicht Einer Anſtalt machen.

Tauben girren, Hühner gackern,
Auf das Feld zieht raſch die Sichel,
Auf den Bergen ſieht man ackern
Und im Thal macht Heu der Michel;
Blumenſträuße, wie die Rieſen,
Gold'ne Fiſchlein im Behälter.
Doch das Herz hat nichts von dieſen,
Und man wird auch immer älter.
Darum Frauen, Damen, Zofen,
Witwen, Mädchen, Jungfern, Alte,
Kommt hieher nur hinter'n Ofen,
Daß Eu'r Herz nicht ganz erkalte.
Amor, ach! Ihr wißt's ja Alle,
Er gehöret zu den Blinden,
Blinde ſind im meiſten Falle
Hinter'm Ofen nur zu finden.

4.

Auf den Straßen, auf dem Platze,
Iſt die Thorheit ſtets zu ſchauen,
Und man hört ſie, wie die Katze,
Von den Dächern laut miauen.
Hinter'm Ofen ſitzt die Wahrheit,
Und das Wiſſen hinter'm Ofen;
Hinter'm Ofen kam die Klarheit
Und das Licht den Philoſophen.
Falſchheit auf der Straße lauert,
Lärmend, toſend, ſtets auf's Neue,
Hinter'm Ofen, ſtillgekauert,
Liegt des Hauſes Pudel: Treue!

Wer die Welt will ohne Schranken,
Braucht dazu die Welt voll Waffen,
Hinter'm Ofen, in Gedanken
Kann man ſie aus Nichts erſchaffen.

5.

Hinter'm Ofen ſitzt manch' Einer,
Der da wär' ein Bonaparte,
Wenn er ſtatt dem Ziegenhainer
Schwänge Säbel und Standarte.
Hinter'm Ofen lungern hundert
Weltgenies und Eiſenhelden,
Und das Weltgeſchick ſich wundert,
Daß ſie ſich ihm gar nicht melden.
Hinter'm Ofen, Kompaßregler!
Kann man Bahn durch's Meer erkunden,
Hinter'm Ofen, Weltumſegler,
Ward Amerika gefunden!

6.

Hinter'm Ofen redigiren
Will ich Muſen-Almanache!
Will von hier aus requiriren
Alle lyr'ſchen „O!" und „Ache!"
Späne, Splitter — von Gedanken —
Häckſel, Füllſel, Reibſel, Schnitzel,
Breite Proſa in den Flanken,
Und inmitten Versgebitzel.

Die Novellen à la Wachsmann,
Von den grünen Skribel-Junkern,
Und daneben ſoll von Flaxmann
Ein geſtoch'nes Bildniß flunkern.
Hier ein Weib, zur guten Stunde,
Flicht ein Lied zu breiten Schlupfen,
And're mühen ſich, vom Munde
Proſa wie Charpie zu zupfen.
Alles ſoll ſein Schärflein ſteuern,
Schwäbiſch, pomm'riſch, ſächſiſch, wendiſch,
Was man hinter'm Ofen leiert,
Nennt der Ofen: — vaterländiſch!

7.

Hinter'm Ofen, für die Deutſchen,
Muß der arme Autor dichten,
Muß die Muſen tüchtig peitſchen,
Deutſchlands Zukunft einzurichten.
Und Apoll' als Muſterreiter,
Ausſtaffirt mit Waaren-Ballen,
Handelnd, ſchachernd, ſo befreit er
Deutſchland in den Börſenhallen.
„Die Erlöſung zu beginnen,“
— Läßt der Gott ſich froh verlauten —
„Muß man Baumwoll', Garn und Linnen
Billig überall vermauthen!“

8.

Wenn wir uns zuſammenrotten,
Hinter'm Ofen auszuſchnaufen,
Laſſen wir die größten Flotten
Von dem Ofen Stapel laufen.
Eine Seemacht zu begründen
Mit Fregatten und Gallionen,
Wird gar Niemand leichter finden,
Als die hinter'm Ofen wohnen.
Denn der Ofen macht empiriſch,
Und Empirik macht uns ethiſch,
Und die Ethik macht uns lyriſch,
Und die Lyrik macht prophetiſch.
Von der Weſer über Danzig,
Durch den Ochſenberg von Kreide,
Gehen täglich über zwanzig
Kriegsſchiff' nach der Haſenhaide.
Wo der Sprea Fluthen ſtürmen,
An der breiten Pankow Mündung,
Wird ſich hoch ein Pharus thürmen,
Deutſcher Seemacht zur Begründung.

Wien-Badner Papierbahn.

A.

Locomotive: Jokus.

1.

Omnibus: Seligkeit.

Zeitgeiſtskinder, Omnibuſſe
   Stehen auf dem Stephansplatze,
D'rinnen friedlich, wie zum Kuſſe,
   Chriſt und Jud', und Hund und Katze.
Sehe Jedes, wie ſich's helfe,
   Dünne, Dicke, Schmale, Breite,
Denn der Wagen iſt für Zwölfe,
   Iſt nur für die Dutzend-Leute.
Freiſtatt iſt der Rippenbrecher,
   Bürgerrecht um ſechs der Kreuzer,
Hausknecht wird zum erſten Sprecher,
   Und zum Lord der Ofenheizer.
Ueber unſ're freie Füße
   Wandert ein Geſchlecht von Bären,
Die mit Tritten uns begrüßen,
   Als ob Leichtdorn Fabel wären.
Und es ſitzt an unſ'rer Rechten
   Sammt dem Kindlein eine Amme,
Deſſen Naſ' und Kopf und Flechten
   Nie gehört vom Badeſchwamme,

Und zur Linken ein Madämchen,
  Mit dem „Faltlerinnen-Aeugerl,"
Vogelkäfig, Stickerrähmchen,
  Und ein Topf mit gelben Veigerl.
Und uns grade gegenüber,
  Handwerksburſch mit ſeinem Ränzel
Transpirirt wie's gelbe Fieber,
  Raucht dazwiſchen Lauſewenzel.
Endlich ſetzt der Beſtien-Wagen
  In Bewegung ſeine Rappen,
Und ein Dutzend Menſchen ſchlagen
  Durcheinander Hüt' und Kappen.
Und die beiden Rößlein haspeln
  Sacht' hinaus zum Kärntnerthore,
Und vom Vorderwagen raspeln
  Sie das Stroh ganz con amore.
Und die beiden Semilaſſo's
  Ziehen ſanft mit zarten Schritten
Bis zur Höh' des Chimboraſſo's
  An dem Thor der Favoriten. *)
Und ſie träumen wohl von Haber,
  Und vom Heu ein ſüßes Träumen,
Wenn ſie an der Wiener-Raaber
  Angelangt dann werden ſäumen
Zarte Sehnſucht! Süßes Hoffen!
  Täuſchung heißt das Loos hiernieden!
Ob gekrochen, ob geloffen,
  Haber iſt euch nicht beſchieden.

---

*) Favoritenlinie „eine Barriere", die zur Eiſenbahn führt.

2.

Introitus.

„Meine Holde, welche Klaſſe?" —
— „Fahre ſtets nur in der Zweiten!" —
Daß iſt ſo die rechte Maſſe
Zwiſchen Menſchen, zwiſchen Leuten.
Wie iſt alle Welt beſcheiden,
Wie beſcheiden an der Kaſſe,
Die, die ſich in Demuth kleiden,
Rechnen ſich zur *dritten* Klaſſe!
Doch wo es ſich um Geld nicht handelt,
Nennt ſich Ananas die Gerſte,
Und die Demuth iſt verwandelt,
Jeder dünket ſich der *Erſte*.

3.

Lieſing.

„Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium!"
Hier iſt Lieſing, und betrunken
Und die Menſchheit rings herum.

„Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur." —
Dieſe dürren Menſchenbeſen
Trinken, ſchlempern Biere nur.

„Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.“
Lungen haben ſie wie Leder,
Juchten iſt der Kehle Spur.

„Freude ſprudelt in Pokalen,
In der Traube gold'nen Blut.“
Unter Säufer-Cannibalen
Iſt auch mancher Frauenhut.

„Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie dem Forſcher an.“
Mann und Frau wie Sch—e-Igel
Plempern ſich im Bierfaß an.

4.

Mödling.

Wie die Wagen ſich entleeren;
Nun nach Mödling! In die Brühl!
Wo die Männer fort ſich ſcheeren,
Und die Frauen in's Gewühl.

Und Natur wird da gefreſſen,
Löffelweiſe, fingerdick;
In dem Graſe wird geſeſſen
Und geſchaukelt auf dem Strick.

Und im Graſe ſteh'n die Näpfe,
Und die Butter iſt ſo zart,
Und drei halbe Gugelhöpfe
Liegen leuchtend aufgeſchaart.

Und die „Mauſi" und der „Guſtel"
Stecken in die Milch die Hand,
Waſchen drinnen ihre Puſtel,
Schreien dann als wie verbrannt.

Und das Kindsweib muß die Kleinen
Spazier'n treiben in den Wald,
Denn der Hausfreund wird erſcheinen
Aus der Stadt wohl alſo bald.

5.

Tunnel.

In dem Tunnel iſt es finſter,
Finſter iſt's im Tunnel auch,
Wie in aller Welt ſo finſter
Finſter iſt's im Tunnel auch.

Und es fliegen rothe Funken
In den Wagen jetzt hinein,
Sind Verräther die Hallunken
Mit dem ſchnellen Feuerſchein.

And're Funken ſollen fangen
In des Tunnels Dunkelheit;
Funken, die von Aug' und Wangen
In die Herzen ſind geſtreut.

Ja, ein Durchbruch iſt oft nöthig,
Und ein Durchbruch kann oft frommen,
Daß die Liebe ſei erbötig
Auch zum Durchbruch nun zu kommen.

6.

Landung.

Terra firma! Das iſt Baden!
Baden! Baden! Heil und Gruß!
„Fahren, fahr'n mer Eu'r Gnaden?" —
— „Nein, Eu'r Gnaden! i geh' z'Fuß!"

All' Quartiere ſind genommen,
Jedes Bodenloch iſt voll.
Auf die Straß' will Niemand kommen,
Ja die Leute ſind wie toll.

Jedes ſchreit: die Langeweile
Trägt zur Langweil' ſelbſt noch bei,
Hört man alle, alle Theile
Iſt's ein ewig Einerlei.

Unterhalten ſich zu laſſen,
Wären Alle ſeelenfroh;
Andre unterhalten, laſſen
Sie, wie's Feuer haßt das Stroh.

Und ſie ſchwimmen durch einander,
So wie Eſſig und wie Oel,
Knoblauch, Rüben, Oleander,
Zebra, Wieſel und Kameel.

Und allein nur um zu gähnern,
Oeffnen manchmal ſie das Maul,
Doch das Daſein zu verſchönern,
Sind ſie allerſeits zu faul.

Was wir wünſchen! zum neuen Jahre.

Eine Verbiage.

Was wir wünſchen?
Erſt, vor Allen
Uns und Allen
Noch viel rare
Tag' und Jahre,
An Doktoren
Nicht verloren,
Von Prozeſſen
Nicht durchmeſſen
Mägd' und Rinder! —
Dann erſt kommen
All' die frommen
Wunſchlegionen
Mit Kanonen!
Geld und Mittel,
Rang und Titel,
Ruhm und Kränze
Ohne Grenze;

Dann, für's Leben
Noch daneben,
Schöne, rare,
Selt'ne Waare.
Treues Lieben,
Wie beſchrieben,
Es ward einzig
Anno Neunzig!
Freundſchaft, echte,
Die nicht möchte
Und beliebte
Freund's Geliebte!
Hausgenoſſen
Die mit Gloſſen
Nicht verſehen,
Was ſie ſehen;
Nicht bemeſſen,
Trinken, Eſſen,
Eltern, Kinder;
Sein capores!
Dann 's Gefiedel,
Dudel, didel,
Cabriole
Und Gejohle,
Hinten, vorne,
Auf dem Horne.
Harfen, Flöten
Schwere Nöthen!
Qual und Plage
Edelſitze,
Lorbeermütze,
Ehrenſäbel,
Gott vom Pöbel;
Und ſo weiter! —
Noch geſcheidter
Sind die Wünſche,
Labyrinthſche
Zickzackwege,
Die ich hege.
Erſt: Concerte,
Unverzerrte,
Nicht dramatiſch,
Akrobatiſch!
Die Cohorte,
Pianoforte
Taſtenſchinder
Weiberkinder
Et rumores
Dann auch „Poſſen“,
Die entſproſſen
Auf der Wolke,
Die vom Volke
Ihren Bogen
Aufgezogen:
Deren Dichter
„Zotenzüchter“
Nicht zu heißen
Sich befleißen!

Alle Tage,
Fort für immer
Komme nimmer!
Uns gelüſten
Tenoriſten,
Deren Naſe
Nicht als Baſe
Aller Töne
Stets erdröhne!
Operntexte!
Nicht gekleckſte!
Componiſten,
Juden, Chriſten
Oder Türken,
Wenn ſie wirken,
Nicht durch Maſſen
Losgelaſſen!

Dann Journale,
Deren kahle
Lange Spalten,
Klaugeſpalten,
Nicht dem Troſſe
Dien' zur Goſſe!
Dann — doch ſtille!
Dieſe Pille
Ward im Drehen
Unverſehen
Zur Lawine!
Und es ſchiene
Daß die Spende
Nie mehr ende,
Darum ſchließ' ich
Ueberdrüßig.

Wilde Meeresroſen.

Abendmeer.

Purpurroſen, flammenblätt'rig,
Feuerfällig, funkenſprühend,
Pflückt die blaſſe Hand des Abends
Von dem Himmel, dunkelglühend;

Streut ſie auf das Bett des Meeres,
Wenn des Meeres Glutverlangen
Schmachtet, ſeine Braut, die Sonne,
Liebedürſtend zu empfangen.

Mit des Spätroths Roſabändern
Bindet ſie die Flammenkiſſen,
Die der weiße Schaum der Wellen
Aufgebaut in Dämmerniſſen.

Ziehet dann aus Nacht den Vorhang
Um das Bett in weiten Falten,
Daß kein ſterblich Auge ſchaue,
Wie die Liebenden d'rin walten.

Doch der Mond, der eiferſücht'ge,
Kömmt mit ſeiner Blendlaterne,
Sucht die Sonne, ruhlos wandelnd,
Platz ſich machend durch die Sterne;

Und ertappt ſie früh am Morgen,
Steigend aus dem Bett des Meeres,
Und erblaßt, und ſchleicht verſpottet
Durch das Reich des Sternenheeres.

Meeresgruß.

Wer je das große Aug' des Meers geſehen
In ſeinem mildbewegten, blauen Scheine,
Wer je an ſeinem Strand', bei Weſtwinds Wehen,
Im Schatten ruhte der Olivenhaine; —
Wer je mit off'ner Bruſt auf dem Verdecke
An Schiffesrand erquickt ſich überlehnte,
Wer je von dort ſich in die große Strecke
Der Waſſerwüſte glühend heiß ſich ſehnte; —
Wer je empor aus blauen Meereswogen
Des Mondes Silberblume ſah erblühen,
Und je durch Meereswellen iſt gezogen,
Wenn oſtwärts Hespers gold'ne Lichter blühen;
— Wer je auf einem Segler iſt geſtanden,
Der pfeilſchnell ſich auf hohen Wellen wiegte,
Wenn auch die fernſten Küſten ihm entſchwanden,
Und nur ein liebend Herz ſich an ihn ſchmiegte; —
Wer je geſehen, wie die Winde eilen,
Die Wolken wie ein Bett zuſammen rücken,
Auf dem die Sonne ruhend ſcheint zu weilen,
Der Charin gleich auf Elephantenrücken;
— Wer je die laue Fluth der Meereswellen
Vom Bord ließ ſpielend durch die Finger rauſchen,
Wer je in einer Sommernacht, der hellen,
Den Schlaf der Waſſerwüſte konnt' belauſchen; —

Wer je das Meer erwachen ſah, das große,
Wie es die Augen aufſchlägt und ſich ſtrecket,
Und gold'ne Roſen pflückt vom Morgenſchooße,
Und ſich die weiße Bruſt damit bedecket; —
Wer je das Meer geſeh'n in ſeinem Schweigen
Stillbrütend in Kolumbiſchen Gedanken,
Wer's je geſehen, wenn zum wilden Reigen
In Reih' und Glied ſich ſtellen ſeine Flanken,
Wer je das Meer geſeh'n, das eben flache,
Aus ſeinem Schooß die Waſſerberge treiben,
Und ſchäumend wie ein ſpeergetroff'ner Drache
Zum Himmel ſeine Schuppenpanzer ſträuben, —
Wer je gehört die Waſſerorgel pfeifen
Aus allen ihren rieſigen Regiſtern,
Wer je gehört in Aeolsharfe greifen
Den Boreas mit ſeinen Sturmgeſchwiſtern,
Wer je geſeh'n das Meer in ſeinen Reizen,
Wer je das Meer geſeh'n in ſeinen Schrecken,
Wird ewig nach dem Meere wieder geizen,
Nach ihm die Sehnſuchtsarme ewig ſtrecken;
Der ſehnt ſich nach dem Meere immer wieder,
Wie man ſich ſehnt nach einem treuen Herzen,
In deſſen Tiefen einſt man legte nieder
Des eig'nen Herzens Wünſche, Wonnen, Schmerzen.

Wilde Herzblätter.

(Aus dem Tagebuche eines reiſenden Poeten.)

Quellen murmeln, Flüſſe ſchwatzen,
Bäche plaudern, Ströme rauſchen,
Doch Gedanken ſind nicht d'rinnen,
Wenn wir ihren Tönen lauſchen.

Wellen kommen, Wellen gehen,
Eine haſcht ſich mit der andern,
Doch der Strom nur kann beſtehen,
Und die Wellen müſſen wandern.

Nur das Meer iſt ſinnig, ſchweigſam,
Ruhend in Gedankenſtille,
Wie die reuevollen Blätter
Aus dem Buche der Sybille.

Wenn an ſeiner Denkerſtirne
Sich die vollen Adern ſchwellten,
Rangen ſich aus ſeinem Buſen
Rieſige Gedankenwelten.

Wenn es dann ſein Zürnen, Grollen
Hören läßt im Sturmesworte,
Trägt uns ſeiner Wogen Predigt
Hoch empor zur Himmelspforte.

2.

Eine Welle ſpringt an's Ufer,
Wirft die Muſchel an das Land,
Springt zurück dann in die Wogen,
Läßt die Muſchel an dem Strand.

Und die Muſchel weint im Stillen,
Schlürft die Thräne, die ſie weint,
Und zur hellen, ſchönen Perle
Wird die Thräne da verſteint.

Und es kömmt ein ſchmuckes Mägdlein,
Schlägt die Muſchel auseinand,
Schmückt ſich mit der hellen Thräne,
Die als Perle ſie hier fand.

So auch mit dem Lied des Sängers,
Schmücket luſtig ſich das Land,
Mit der Thräne, die das Liedchen,
Aus dem tiefſten Weh ſich wand.

Niemand denkt, daß Leid und Wehmuth
Hier zum Liede ſich gepaart,
Und daß dieſe Liebesperle
Aus der Bruſt geriſſen ward.

3.

Wenn ein Herz in einem andern
Seine Heimath hat erkoren,
Gleich als wär' es da erſchaffen,
Gleich als wär' es da geboren;

Gleich als wär' es da geweſen,
Seit es fühlen kann und denken,
Daß ſich ſeine Wurzeln alle
Nur in dieſes Herz verſenken;

Und das Herz muß dann urplötzlich
Dieſes Heimathherz verlaſſen,
Iſt's das bitt're, bitt're Heimweh,
Das ihn tödtlich wird umfaſſen.

Iſt's ein Heimweh nach dem Herzen,
Und ein Sehnen und ein Bangen,
Nach den Höhen, nach den Tiefen
Dieſes Herzens zu gelangen.

Dieſes Herzens Heimathſprache,
Dieſes Herzens Heimathſterne,
Tönen, leuchten um uns ewig
In der heimathloſen Ferne.

Wenn dies Herz nun iſt gebrochen,
Eh' die Heimath es erworben,
Wißt, daß es am ſchwerſten Leide,
An dem Heimweh iſt geſtorben.

4.

Abends, wenn im Meer des Herzens
Sich die Fluthen legen ſchlafen,
Ziehen die Gedankenſchiffe
Segelmatt zum Schlummerhafen.

All' die kleinen Kähne, Nachen,
Die bis in des Meeres Mitten
Bald mit Freuden, bald mit Leiden,
Dieſe Fluth am Tag durchſchnitten,

Schaukeln ſtill ſich auf den Wellen,
Die im Herzen Nachts ſich glätten,
Liegen auf den Silberflammen
Wie auf weißen Dunenbetten.

Ein Gedankenſchiff, ein einz'ges,
Eins nur, das im Schiffes Schilde
Iſt geſchmücket und geheiligt
Mit dem ewig theuern Bilde,

Dieſes Schiff geht nie zu Hafen,
Refft gar nie die Segelbänder,
Treibt umher ſtets in dem Herzen,
Gleich dem fliegenden Holländer.

Und auf dem Verdecke liegen
Viel' verſtümmelt', blut'ge Leichen,
Die im Tod den ſüßen Stunden
Der erſchlag'nen Lieb' noch gleichen.

Dieſes Schiff geht nie zu Hafen,
Feiert windſtill nie im Schlummer;
Nacht iſt Nacht nur für die Freude,
Aber Tag für Liebeskummer.

5.

Habt Ihr je gehört im Leben,
Was ſie von dem „Herzwurm" ſagen?
Wie er in dem Herz des Herzens
Ringelt ſich, es durchzunagen?

Wie der Herzwurm lang' liegt ſtille,
Und auf einmal ſich läßt ſpüren,
Wie er bei dem kleinſten Anlaß
Anfängt emſig ſich zu rühren.

Nagend an dem Kelch des Herzens,
Wühlend in den Herzgrub'-Wehen,
Wie er ſteigt empor zum Herzblatt,
Daß in Ohnmacht wir vergehen?

Wie er an des Herzens Wänden
Suchend kriecht herauf, hernieder,
Wieder ſtill liegt und urplötzlich
In dem Herzen regt ſich wieder? —

Wer den Herzwurm trägt im Herzen,
Wird im Leben nie geſunden,
Weil durch alle Herzensfalten
Bohrend er den Weg gefunden,

Weil er iſt polypenartig,
Habt Ihr ihn zerſtückt, erſchlagen,
Jedes Stück wird als ein ganzer,
Neuer Herzwurm an Euch nagen.

6.

In verſchied'nen Lebenszeiten
Bin ich auf das Rheines Wogen
Sorglos — ſorglich — lachend — ſingend —
Trauernd — weinend hingezogen.
Und es ſang ſo mancherlei
Mir in's Herz die Lorelei.

Wie des Schiffes Wimpel flattern,
Wenn ſie friſche Lüfte ſchwellen,
Zog ich auf dem Schiff der Jugend
Durch die Jaspisgrünen Wellen,
Und ich wußt' nicht, was es ſei,
Was mir ſang die Lorelei.
Wieder ſtand ich auf dem Decke,
Ein geliebtes Haupt zur Rechten,
Eine Roſe, die der Himmel
In mein Leben kam zu flechten;
Und wir fühlten ſüße Scheu
Bei dem Sang der Lorelei.

Jahr's darauf fuhr ich dann wieder
Auf dem Strom voll Weh alleine,
Weil ich eben ſchrieb die Grabſchrift,
Ihr beſtimmt zum Leichenſteine
Und es brach mein Herz entzwei
Bei dem Sang der Lorelei.

Jahre kamen, Jahre ſchwanden,
Und den Rhein befuhr ich wieder
Von den Ufern kamen Grüße,
Blumen, Kränze, Beifallslieder,
Und verhallt im Jubelſchrei
War der Sang der Lorelei.

Wieder ſteh' ich auf dem Decke,
Neu erſcheint die alte Gegend,
Nun erſcheinen alte Schmerzen,
Alte Ahnung neu erregend,
Alte Zweifel werden neu
Bei dem Sang der Lorelei.

7.

Um des Ufers Berg' und Thale
Steigen Morgens kleine Flocken,
Nebelſtreifen, dünne Fäden,
Wie der weiche Flachs vom Rocken,

Werden dann zu Pflaum und Wolle,
Wickeln ſich um Fels und Hügel,
Steigen dann zur Felſenſpitze,
Spreiten aus die weißen Flügel;

Ziehen höher dann und höher
Bis ſie ſich zu Wolken ballen,
Und gebrochen von der Schwere
Dann als Regen niederfallen.

So auch ſteigt des Morgens immer
Trübes Denken, trübes Sinnen
Aus den Tiefen meines Herzens,
Um mit Flor es zu umſpinnen;

Und zu kleinen Nebelwölkchen,
Nicht erhellt durch Morgenlichter,
Werden dann ſo Gram und Schmerzen,
Und der Flor wird immer dichter.

Immer trüber wird was Denken
Und was Fühlen hat geſponnen,
Bis es ſich als Schmerzgewölke
Lagert vor das Licht der Sonnen,

Bis, was Gram und Leid geſponnen,
Steigt vom Herz dem Aug' entgegen,
Und der Schmerz dann, ſchwer gebrochen,
Niedergeht als Thränenregen.

8.

Sagt mir, wo die Sehnſucht wohnet,
Sagt mir, wo die Sehnſucht weilet,
Ob ſie wohnt allein im Herzen
Oder ob ihr Weh' ſie theilet?

Ob ſie in dem Auge wohnet,
Das ſich ſehnt, von andern Augen
Ihres Lichtes ſüßen Rückſtrahl,
Als ſein Selbſtlicht einzuſaugen.

Ob es wohnet in dem Ohre,
Das ſich ſehnt, die ſüßen Laute
Wieder ſelig einzuſchlürfen,
Die ihr Mund ihm anvertraute?

Ob ſie wohnet auf der Lippe,
Die da möcht' die Hand berühren,
Und ſie liebezärtlich küſſen,
Und zum Mund ſie weinend führen?

Ob ſie in der Hand wohl wohnet,
Die da fühlt ein innig Dringen,
Das geliebte, theure Weſen
Wie ein Goldreif zu umſchlingen?

Ob ſie wohnt in den Gedanken?
Die da tauſend Boten ſenden,
Sie zu fragen, ſie zu grüßen,
Und ihr Herz zu uns zu wenden?

Sagt mir, wo die Sehnſucht,
Sagt mir, wo die Sehnſucht weilet,
Die im Herz und Aug' und Ohren,
Und Gedanken ſich zertheilet? —

Dem, bei dem die Sehnſucht wohnet,
Wird's die Sehnſucht ſelber ſagen,
Dennoch könnt' er's nicht erklären,
Würde Sehnſucht ſelbſt ihn fragen.

Gänſeblumen.

1.

Lange war ich Siegwart, Werther,
Voll von Sehnſucht, voll vom Leide,
Lange, blanke Seufzerſchwerter
Zog ich aus der Buſenſcheide;

Scharfe, ſpitze Liederdolche
Setzt' ich ſelbſt mir auf den Buſen,
Thränen weint' ich, wahrlich, ſolche
Weinten nur Petrarka's Muſen.

Und ſo ſeufzt' ich, und ſo ſang ich
Morgens, Abends, Mittags, nächtlich,
Und mein Antlitz, kreidewangig,
Magert' ab ſich ganz beträchtlich.

Und zum Weh mich anzuſpornen,
Ward die wilde Roſ' mein Futter,
Und aus ihren ſchärfſten Dornen
Zog ich meine Maienbutter.

Und ſo trieb ich's manches Jahr
Mit dem Seufzen, mit dem Weinen,
Plötzlich ward's im Geiſt mir klar:
„Ewig kann das Herz nicht greinen."

Und ich ſchwang das Freudenbanner
Und mein Geiſt ward immer heller,
Und ich ging zu Strauß, zu Lanner,
Und in Lieſing's Felſenkeller.

Bin nun wieder junger Flitzer,
Mach' die Cour, daß alles wettert.
Hab' erſt jüngſt beim Zögernitzer
Eine hübſche Gans vergöttert.

Und ich liebe Töchter, Baſen,
Sammt den Müttern, ſammt den Muhmen,
Und ſo will ich wieder graſen
Unter Kuh- und Gänſeblumen.

2.

Schöne, fette, breite Blume,
Biſt auf dem Glacis geboren?
Oder haſt zum Heiligthume
Du es ſinnig auserkoren?

Auf derſelben Bank, der grünen,
Wo im Herbſt Du Eis gegeſſen,
Biſt Du wieder mir erſchienen,
Biſt im Schnee auch hier geſeſſen.

Dieſe Treu' iſt nicht zu tadeln,
Und ſie dient Dir zum Triumphe.
Ja, es ſind dieſelben Nadeln
In demſelben ſchmutz'gen Strumpfe.

Und ich ſeh' aus Deinen Blicken,
Daß Du eines Strumpfs gewärtig,
Und Du hörſt nie auf zu ſtricken,
Und der Strumpf wird niemals fertig.

3.

Eine Scheere in dem Beutel,
Eine Scheere in den Blicken,
Nähterin, — ich bin nicht eitel, —
Nähterin kann auch beglücken.

Nähterin mit blanker Scheere,
Nähterin, was willſt Du ſäumen?
Draußen in dem Belvedere
Fehlt es nicht an Schattenräumen.

Trägſt ein Büchlein in den Händen,
Biſt romantiſch und beleſen;
Laß es d'rum bei mir bewenden,
Bin ja ſelbſt ein Dichterweſen.

Nähterin, Du blickſt zur Seiten,
Nähterin, Du ſchreiteſt weiter.
Weh mir! Weh mir! Keck zu ſchreiten,
Kömmt einher ein Ellenreiter.

Und in meine Liebesflammen
Stürzt ein voller Waſſereimer;
„Scheer'" und „Elle" paßt zuſammen,
Doch nicht „Scheer'" und „Verſereimer."

4.

Fährt ſie auch in Equipage,
So riskir' ich doch den Gruß,
Denn die Liebe hat Courage,
Geht die Liebe auch zu Fuß.

Und ſie dankt mit ihrem Stecher,
Wie man vornehm dankt, ſo ſo,
Und das macht die Liebe frecher,
Und ſie trabt bis zum Rondeau.

Ach! es rührt ſie, wie ich ſchmachte,
Ich bin ein beglückter Mann;
Denn zurück fährt ſie ganz ſachte,
Dann hält gar der Wagen an.

Und der Diener ſteigt herunter,
Oeffnet ſchnell die Kutſchenthür,
Und vom Wagen, raſch und munter,
Springt ein Mops herab zu mir.

Und die Schöne fährt dann heiter
Ganz hinab in die Allee;
Mops und ich, wir ſchleichen weiter
In dem tiefen Sehnſuchtsweh.

Und ich fand den Mops traitable,
Selbſt wenn Gnäd'ge mit ihm bricht.
Ja, die Möpſe ſind aimable,
Doch die Dichter ſind es nicht.

5.

Aber ha! wenn ich ihr ſchriebe,
Und zwar gleich durch dieſen Hund?
Denn es gibt der Gott der Liebe
Sich gar oft in Möpſeln kund.

Und ich nahm ein Blatt, ein kleines,
Schrieb darauf mit feinem Blei:
„Auge Du, des Sternenſcheines
Wunderzartes Conterfei,

Lippe Du, der friſchen Roſe
Lieblich duftend Ebenbild,
Goldhaar Du, das leicht und loſe
In die lauen Lüfte quillt,

Holde Du, der Schöpfungsgötter
Allerliebſtes Sinngedicht,
Leſe hier die kleinen Blätter,
Die ein liebend Herz Dir flicht.

Wenn Dein Mops wird aufgenommen
Wieder in Dein Reich voll Huld,
Wird dies Blatt auch zu Dir kommen,
Mit dem Blatt auch meine Schuld." —

Und dem Hunde ſteckt' ich ſchnelle
In ſein Halsband das Papier,
Und er bracht' an Ort und Stelle,
Bracht' es glücklich hin zu ihr.

— Und Ihr fragt: was dann geſchehen?
Hier wird meine Feder ſtumm.
Solltet Ihr den Mops einſt ſehen,
Seid ſo gut, und fragt ihn d'rum.

6.

Glocke, Veilchen, Malve, Primel,
Roſe, Lilie, Tulipan,
Und der Nelken bunt Getümmel
Zünden ihre Kerzen an;

Iſt ſchon Alles da geweſen
Auf der Au, in Flur und Trift,
Sind ſtets die gezierten Weſen,
Wie man ſie in Büchern trifft;

Flinkern, flunkern hinten, vorne,
Kokettiren leicht und g'ring,
Mit dem Junker „Ritterſporne,“
Mit dem Gecken „Schmetterling.“

Schaukeln buhlend mit dem Haupte,
Wenn die Biene ſie umſchnarrt,
Wie ein Mädchen, wenn es glaubte,
Daß ſich wer in ihm vernarrt.

Oeffnen ihre Honigherzen
Jedem Flatt'rer, der nur naſcht,
Welken dann in blaſſen Schmerzen,
Wenn der Gaukler abgepatſcht.

Und im ganzen Blumenthume
Stehen ſie entblättert — ſtumm, —
Nur allein die Gänſeblume
Steht noch friſch und keuſch und — dumm! —

Glück der Lieb' verdirbt den Magen,
Denn ſie reizt der Appetit,
Schmerz der Lieb' mit ſeinen Klagen
Nimmt durch Durſt die Lunge mit.

Eiferſucht von allen Mächten
Bringt die meiſten Lump' hervor,
Schlaf und Ruh raubt ſie den Nächten,
Legt ſolid man ſich auf's Ohr.

Hoffnung! ach! macht dick und ledern,
Denn wer hofft, liegt auf der Haut,
Dehnt ſich faul auf weichen Federn,
Weil er auf den Himmel baut.

Dichten macht gar viel Beſchwerden
Greift den Unterleib ſo an,
Weil man dichtend ſich auf Erden
Nicht gar frei bewegen kann.

Redigiren macht ganz gelbe,
Und man wird ganz grün und wüſt',
Denn der Neid bewirkt daſſelbe,
Als wenn Galle überfließt.

Spekuliren? Ach, mein Lieber,
Das iſt Krankheit, ſchwarz auf weiß;
Der verurſacht Wechſelfieber
Und der dritte Tag bringt Schweiß.

Weil ich unter dieſen Uebeln
Aber dennoch wählen muß,
Wähl' ich ohne lang zu grübeln,
Liebe ohne viel Verdruß.

Denn ich hab' geſunden Magen,
Und verdaue wie ein Pferd,
Hab' ich doch in ſieben Tagen
Zwei Mal „Waſtl“ angehört.

8.

Schwermuth lieſ't ſie in den Wolken,
Schwermuth lieſ't ſie aus dem Bulwer,
Morgens trinkt ſie ſüße Molken,
Abends trinkt ſie Brauſepulver.

Wenn es dunkelt, ſpielt ſie Harfe,
Daß es rühret einen Kieſel,
Und ſie hat zum Zeitbedarfe
Weiße Mäuſe und ein Wieſel.

Und in einem Wetterglaſe
Sitzt ein Laubfroſch geiſtig ſtille,
Und in einem Pfühl von Graſe
Hegt ſie innig eine Grille,

Einen Stieglitz und ein Käutzchen
Pfleget ſie mit zarten Sorgen,
Und ein Kätzchen, deſſen Schnäutzchen
Länger wird mit jedem Morgen;

Vier gefleckte Turteltauben,
Goldfiſch' auch mit ſchwarzen Flecken,
Wenn's ihr Zimmer nur erlaubte,
Wär' auch da ein Stall mit Schecken.

Ach, ſie liebt ſo viele Thiere, —
Hab' noch alle nicht beſchrieben —
Daß ich ſchmerzlich tief es ſpüre,
Sie kann mich nicht auch noch lieben.

9.

Meine Lieb' iſt ausgeflogen
Aus dem warmem Herzensneſte,
Viel gelind're Seufzerwogen
Treibt das Herz an meine Weſte.

Wieder tritt des Herzens Nachbar,
„Magen“, ein in ſeine Rechte,
Und die Milz iſt wieder lachbar,
Und voll Schlaf ſind meine Nächte.

Und ich fall' nicht auf die Naſe,
Weil ich in das Blau ſtets gucke,
Und ich komm' nicht in Extaſe,
Wenn ich ein Sonettchen drucke.

Bin nicht mehr durch Schmerzanſchauung
Ein Fragment nur von mir ſelber,
Werde nicht durch Unverdauung
Int'reſſanter ſtets und gelber.

Bin nicht mehr ein Auserkorner
Für des Schickſals Schmerzensruthe,
Bin auch kein zu ſpät Geborner
Für das früh entſchwund'ne Gut.

Bin nun wieder ſo recht g'rade,
Immer dreimal hungrig täglich,
Bin nicht Gott und nicht Mänade,
Und im Ganzen recht erträglich.

10.

Mädchen lernt' ich viele kennen,
Bücher hab' ich viel geleſen,
Soll ich euch das Facit nennen?
Beide ſind ganz gleiche Weſen.

Immer ſucht man noch nach neuen,
Iſt man mit dem einen fertig,
Glaubt es jetzt nicht zu bereuen,
Daß man Beſſ'res nur gewärtig;

Und im Anfang iſt's ganz prächtig,
Ganz pikant und unterhaltend,
Neue Reize ſieht man mächtig,
Ihre ganze Kraft entfaltend;

Neue Formen und Figuren,
  Neuer Styl und neue Wendung,
Und man ſieht oft manche Spuren
  Einer friſchen Götterſendung;

Aber lieſ't man immer weiter,
  Sieht man ſich ſtets mehr betrogen,
Denn die ganze Stufenleiter
  Alter Dinge kömmt gezogen.

Sind nicht ſchlimmer, ſind nicht beſſer,
  Sind, wie man es längſt erfahren,
Eſſen nur mit neuem Meſſer
  Speiſen, die dieſelben waren.

Und es ſind dieſelben Köpfe,
  Und es ſind dieſelben Döckchen,
Nur der Kopf hat and're Zöpfe,
  Und hat and're Seidenlöckchen.

Und man überſchlägt dann Vieles,
  Um nur raſch das Buch zu enden,
Und am Ende ſeines Zieles
  Legt man's gähnend aus den Händen.

11.

Leute gibt's, die ſelbſt an Blumen
Auf Gewicht und Umfang ſehen,
Weil ſie ſtets nur auf's Volumen
Und auf tücht'ge Maſſe gehen.

Leute gibt's, die ganz zerfloſſen,
Schwimmen ſtets im Ideale,
Die auch ihr „Cot'lett mit Sproßen,
Braten an dem Sehnſuchtsſtrahle.

Leute gibt's, die wie die Strunken
Kunſt und Poeſie betreiben,
Rechnen bei dem Götterfunken
Was noch für den Heerd kann bleiben.

Leute gibt's, die jede Dichtung
Halten für die Dichtkunſt ſelber,
Und für Götter ihrer Richtung
Halten ſie die gold'nen Kälber.

Leute gibt's, die Alles buchen
Nach dem Buche ihrer Dummheit,
Die Bedeutung immer ſuchen
Selbſt in ausdrucksloſer Stummheit.

Weil ich habe einſt geſchrieben
Tiefgefühlte Liebeslieder,
Fühlen ſie ſich aufgerieben,
Jetzt die windelweichen Glieder.

Da ich „Gänſeblumen“ dichte,
Wollen ſie gleich d'raus gloſſiren,
Daß ich freventlich vernichte,
Was ich einſt that adoriren.

Sagt mir nur, ihr Wieſelfänger,
Trübet das die Meereswelle,
Daß Delphin, des Meeres Sänger,
Schwimmt gleich neben der Sardelle.

Sagt mir nur, ihr Zeitſchriftsmelker,
Sagt mir nur, ihr Geiſtzerſtampfer,
Blüht die Roſe darum welker,
Weil ſie ſteht beim Sauerampfer?

Urtheilt doch nicht gar ſo thieriſch,
Macht doch nicht ſo viel Rumor,
Amor ſelbſt iſt Schakeſpeariſch,
Scherz im Schmerz das gibt Humor.

12.

Kopf und Herz ſind Glock' und Weiſer,
In dem Werk der Menſchenuhr,
Geht das Herz auch immer leiſer,
Tönt der Kopf geſchwinder nur.

Und vom Kopf tönt's laut wie Glocken:
„Meiner Liebe bin ich frei!"
Wie der Herzſchlag auch in Stocken
Und in Schmerz gerathen ſei.

Hab' nach langen, langen Tagen
Geſtern plötzlich ſie erblickt,
Und mein Herz fing an zu ſchlagen,
Und zu pochen wie zerſtückt;

„Iſt's nun wahr, was Du geſprochen?"
Fragt das Herz zum Kopf hinauf,
„Ich regier', und d'rauf zu pochen,
Hör' ich liebend niemals auf."

13.

Tulla liebt mich, liebt mich wüthend,
Liebt mich hoch und liebt mich tief,
Ueber ihre Liebe brütend,
Schreibt ſie täglich einen Brief.

Schreibt mir Morgens ſchon um Sechſe,
Und post scriptum „Abends Vier.“
Kleine, große, lange Kleckſe
Steh'n herum als Klagſpalier.

Ach, ich frage, iſt's nicht ſündlich,
Daß man liebt ſo ſchwarz auf weiß,
Wenn man ſich die Liebe mündlich
Kann verſichern glühend heiß?

Muß ich leſen ſieben Seiten,
Daß ich kommen ſoll geſchwind,
Wenn zu ihr ſchnell hinzuſchreiten,
Es nur dreißig Schritte ſind.

Wenn ich einſt ſollt' wieder lieben,
Klopfe ich bei Einer an,
Die nicht leſen was geſchrieben,
Und die ſelbſt nicht ſchreiben kann.

14.

Blumen blühen, wachſen, ſprießen
Auf der freien Sonnenflur,
Wie ſie öffnen ſich und ſchließen,
Werden ſie zur „Blumenuhr.“

Meine Blumenuhr hienieden,
Iſt ihr Herz nur ganz allein,
Was für Stunde mir beſchieden,
Zeigt mir dieſe Uhr, ſo klein.

Wenn es offen mich begrüßet,
Zeigt's die ſchönſte Stunde hier,
Wenn's die Blätter grauſam ſchließet,
Schlägt die letzte Stunde mir.

15.

Auf des Wagens Hinterſitze,
Mutter, Tochter und die Tante,
Auf dem Schooß, — in dieſer Hitze! —
Noch ein Kind als Variante.

Auf dem Vorſitz ſchöne Kinder,
Mädchen, munter wie die Hummel,
In der Mitt' ein armer Sünder,
Jüngling mit Cigarrenſtummel.

Ich dazu! Nun wird's vollkommen!
Strecke aus mich gegenüber,
Und es iſt, als wär' gekommen
Zwiſchen Friſchlinge ein Biber.

„Sprechen Sie nun nicht mehr länger?
Liegt an Ihrem Mund ein Siegel?
Bin ich doch ein Liederſänger,
Bin ich doch kein Stacheligel.“

Alſo ſprach ich, lieblich, höflich,
Wie ein junger Seufzerhaucher;
„Finden Sie es denn nicht ſträflich,
Edelſter Cigarrenraucher?“

Sprach's, und ſchwieg, und eine Pauſe
Herrſchte im Geſellſchaftswagen,
Gleich als wenn im Unterhauſe
Lange Lords die Bill vertagen.

Endlich ſprach ein hold Brünettchen
Spielend mit dem kleinen Fächer,
Und vom goldnen Buſenbettchen
Leiſ' erhebend ihren Stecher:

„Ja, wir ſind in großen Sorgen,
Was wir ſprechen, ohn' Bedeutung,
Setzen Sie vielleicht ſchon morgen
In die „Humoriſten-Zeitung.“

Ihr den Beifall zuzuſichern,
Fingen dann die Mädchen alle
Schadenfroh gleich an zu kichern,
Daß die Maus iſt in der Falle.

Und auch die Cigarrenratte
Lächelte gewiß parteilich,
Durch den Druck der Halskravatte
Schien er plötzlich mir ganz bläulich.

Albern' Volk! ſo voll von Dünkel!
Flach und fad und dumm und nichtig!
Jede Gans vom Krähewinkel
Glaubt, ſie ſei genug und wichtig.

Glauben gleich, Satyrendichter
Hätten ſonſt gar nichts zu zeichnen,
Als alltägliche Geſichter
Aus dem Leben ſich aneignen.

Seid nur ruhig, ſchöne Gänschen,
Seid nur ruhig, junge Laffen,
Solche Truden, ſolche Hänschen,
Solche blanke Alltagsaffen,

Solche Alltags-Dummheitsklepper
Taugen nicht zum Schriftgebrauche,
Denn des echten Witzes Schnepper
Sucht nach Blut und nicht nach — Jauche!

Humoriſtiſche und ſcherzhafte

Novellen und Proſaſträußchen.

Güldane,

oder:

Herztrieb und Weltlieb.

Brief-Fragmente aus einer gewöhnlichen Geſchichte.

Alfred an Theodor.

Baden.

Du magſt Recht haben! Aber laſſ' mich noch ein Paar Wochen hier, gerade im Spätherbſte. Es kehrt Ruhe in das kleine Städtchen und in mein Herz zurück, wenn die Badegäſte von dannen ziehen und ich nicht auf allen Wegen und Stegen, auf jedem Bergrücken und an jedem Flußrand ſo ein Paar übernüchterne, naturbrandſchatzende, langweilige und gelangweilte Badegäſte herumkriechen ſehe, welche unſern Herrgott als einen Sommerwirthshausinhaber betrachten, die Morgen- und Abendröthen als Kellnerinnen, und den Wieſenduft, den Blumenodem, die Wolkenzüge, die Wälderkühle und den geheimnißvollen Vogelſang als Medizin und Heiltränkchen tariren, und ſie genießen, wie die Becher am Brunnen, mit flauem Angeſicht und flanellenen Empfindungen.

Laſſ' mich! Ich glaube, die Natur hier ringsum fängt eben jetzt erſt an, ſich von der Laſt ihrer Beſucher zu erholen, und ſich ſelbſt auch ein Bischen zu leben!

Und was ſeh' ich bei Dir in der Stadt? Du, freilich, Du magſt Recht haben, für Dich hat das Alles noch ſeinen Werth und ſeinen Reiz, wenn Ende Oktobers und im November die ſchwerbepackten Karoſſen von den Landgütern und Landwohnungen zurückkehren, wenn die armen Frauen, welche nach dem eiſernen Szepter der Sitte nun einmal durchaus ſechs Monate von der Reſidenz entfernt ſein müſſen, wieder kommen, und über den Stephansplatz, Graben und Kohlmarkt hin- und herfahren und gehen, und wenn die eleganten Boutiquen wieder ſich füllen mit dem ſuchenden, wählenden, ſich berathenden Geſchlechte der Mode- und Kleiderpuppen, „da iſt Herzog Alba an ſeinem Platz!" Da biſt Du ganz in Deinem Elemente.

Ich beneide Deine gefrorne Gluth —, ich kann es nicht anders nennen —, mit welcher Du Alles und Jedes in der Welt eben mit einem eiſigen Eifer, mit einer ewigthätigen Ruhe betreibſt. Die Partie Deines Herzens und eine Partie Billard ſpielſt Du mit gleicher Ruhe, mit gleichem Ernſt ab; die Angelegenheit eines Burnus, welchen die ſchöne Baronin Wendthal kaufen will, beſchäftigt Dich ſo ernſtlich, als der Erbſchaftsproceß, auf dem Deine Zukunft beruht, und auf der andern Seite anatomirſt und ſezirſt Du die Herzen und die Empfindungen Deiner Freunde, ja auch den Zuſtand Deiner Liebe ſelbſt ſo marmorn ruhig, als ob Du die Trüffelpaſteten bei einem großen Diner zerlegteſt. Und dennoch iſt Dein Herz edel, gut, weich und ſtark!

Ich kann dieſe Weiſe, das Kleine zu betreiben, als ob es wichtig wäre, und das Wichtige, als ob es ſich von einer Bagatelle handelte, nicht finden, mir nicht eigen machen. Ja, ich will es auch nicht! Ich will es den Menſchen geradezu zeigen: das intereſſirt mich und jenes iſt mir gleichgültig, iſt mir zuwider.

Glaube mir, lieber Theodor, ich habe es oft der Natur im Stillen herzlich gedankt, daß ſie mir ein ſchroffes, für den erſten Augenblick zurückſtoßendes Aeußere gegeben hat! Ja, ich danke dem Himmel, daß ich eine Stachelnußhülle habe, da wird man doch nicht ſo von aller Welt gleich an- und ab- gegriffen, und dient nicht wie eine glatte Kaſtanie oder wie eine runde, abgeſchliffene Billardkugel zum Spielzeug von Kindern und Müßiggängern!

Weiß der liebe Himmel, wie froh ich bin, daß ich keine Almanachſeele und kein Stammbuchgeiſt bin, den die Schöpfung mit glattem, ſchönem Schuber und reizendem Goldſchnitt ausgeſtattet hat, damit ich nicht herumfahre auf Toilettentiſchen und auf dem Schreibtiſch fader Elegants, und nicht zwiſchen allen Fingern durchglitſche, und von Hand zu Hand gehe, wie ein Bijou-Kalenderchen!

Glaube mir, für Frauentugend und Männercharaktere kann es keine ſchützendere Leibgarde, kein beſſeres Konſervativmittel geben, als ein uneinladendes Aeußere!

Wenn man nun beſonders das Unglück hat, wie ich, durch einige nicht mißlungene Trauerſpiele dem großen Publikum bekannt zu ſein, da iſt es nicht mit Geld aufzuwiegen, wenn man ſo eine Stachelbeerenhülle hat, welche die zutäppigen, indiskreten, alles beſchnüffelnden Finger in gehöriger Entfernung hält.

Die öffentlichen Perſonen, wie Dichter, Sänger, Maler u. ſ. w. werden leider ohnehin wie ein Birkenbaum betrachtet, und jeder müßige, durſtige Wanderer glaubt ein Recht zu haben, ihn mir nichts dir nichts anzuzapfen, und ſeinen friſchen Saft herauszuholen, um ſeine trockene Zunge zu benetzen!

Wie gut iſt es in ſolchen Fällen, wenn unſere Phyſiognomie ſo ausſieht, wie eine Warnungstafel mit den Worten:

„Hier iſt kein Durchhaus!"

Wenn man ſo glatt und lieb, und herzig und windelweich, und einladend ſchön und reizend iſt, da iſt Jedermann ein Nußknacker, der uns ohne viel Federleſens aufknackt und unſern innerſten Kern herausnimmt, ihn zehnmal auf der Hand umkehrt und dann gleichgültig liegen läßt.

Ich mag nur nicht von Jedermann aufgeknackt werden, aber ich glaube, daß, wenn ſich Jemand die Mühe nimmt, trotz Stacheln und rauher Schale den Kern in mir zu — ſuchen, die Mühe nicht ganz verloren ſein dürfte.

Deßhalb, lieber Theodor, gehe ich nur dann erſt auf's Land, wenn die ſtädtiſchen Landbewohner zurückkommen! — Du ſchriebſt mir neulich, Güldane ſei in der Oper geweſen, beim „Robert" und ſie ſähe blaß aus. — Bläſſe, mein Freund, iſt die Galla-Uniform der Liebe und des Geiſtes! Die ſtille geiſtige Mondnacht iſt blaß, der geſchwätzige Tag iſt roth! Sie war blaß, als ich ſie das erſte Mal ſah, aber es war nicht die Bläſſe bleichſüchtiger Wangen, welche in der Kur und Krankheit ſich wechſelſeitig verzehren; es war nicht die angekränkelte Bläſſe des romantiſchen Lüſters, es war jene Bläſſe, welche dem Beſchauer zu ſagen ſcheint: „nein, der Menſch iſt zur Freude nicht gemacht, und das Herz iſt nichts als ein klopfendes Heimweh nach einer ſchmerzloſen Heimath!" — Blaß war ſie, wie die liebliche Abenddämmerung, und ſtill, ſtill, wie der Gedanke der Sehnſucht, wenn er ſeinen leiſen Flug zu der Geliebten macht. — Sie ging an der Seite ihrer Mutter, einer rechten Mutter aus dem neunzehnten Jahrhundert, und ihr Auge ſenkte ſich zu Boden, als wollte es dem lieblichen Veilchen wieder geben die liebliche Milde, die Bläue, das ſinnige Stillleben, voll Duft und Anmuth, welches in ihm wohnt!

Es war ein ſchöner Tag, ich machte ihren Führer auf die Anhöhe zu der Ruine von dem Schloſſe Theben, welche ſich in den Fluthen der Donau ſpiegelt. —

Ach ja! Sie iſt blaß! Jetzt wie damals! Und welche Zeit von Bläſſen und Röthen, von Flammen und Gletſchern, von Wonnen und Wehen, von Göttertempeln und einſtürzenden Gräbern liegt dazwiſchen!

Ja, Theodor, ich will Deinem langen Drängen endlich nachgeben und Dir die Geſchichte mittheilen. Es iſt eine gewöhnliche Geſchichte, ſo eine, von der Heine ſagt, ſie paſſirt alle Tage.

Das iſt es ja eben, mein Theodor, ſo entſetzlich gewöhnlich iſt die Geſchichte, ſo ungemein alltäglich, und doch können zwei Herzen darüber ihren Himmel verlieren! Es iſt ein ſpießbürgerliches Schauſpiel, unſere Rezenſenten würden von ihm ſagen: „Die Situation iſt nicht neu, die Handlung alltäglich, die Kataſtrophe nie zu erwarten!“

Allein, Du biſt kein Rezenſent, ſo höre oder ſo lies alle dieſe Briefe von mir, von ihr, von Andern, die alle in meinen Händen ſind. Ich werde Dir und Du mir inzwiſchen ſchreiben.

Lebwohl.

Güldane an Aurelie.

Preßburg.

Da bin ich nun in dem geprieſenen Landleben, im Schooße der ewig grünen Natur. Ich habe mich hieher geſehnt, und nun bin ich hier und ſehne mich wieder — wohin? nach was? Ich weiß es nicht, liebe Aurelie, die Stadt ward mir endlich zuwider, die Soiréen, die Bälle, die Concerte, die Picknicks, obſchon ich ſie liebe, obſchon ich ihnen nachjage, ſie werden mir endlich läſtig, es kömmt mir vor, wie eine lange, ewiglange Zauberoper, es ergötzt mich, aber am Ende frag' ich mich, ob ich mich denn wirklich recht innig unterhalten habe, und ich muß mir mit „Nein!“ antworten. Ich fühle eine Leere in mir, die ich immer wieder mit einer Leere auszufüllen ſuche!

Ich komme mir ſelbſt ſonderbar vor! Ich liebe die große Welt, ja, ich haſche nach ihr, und dabei kömmt mir doch Alles ſo ſeelenlos vor und — lächerlich, daß ich einen leiſen Spott über mich ſelbſt nicht erſparen kann!

Nun gut, auf's Land! Es iſt doch eine Abwechslung, und das iſt, für kurze Zeit, wenigſtens Etwas.

Wir bewohnen einen ſchönen großen Garten vor der Stadt, auf einer Anhöhe, welche die Donau, die ſogenannte Au, und die — Straße nach Wien beherrſcht.

Siehſt Du, „die Straße nach Wien!“ da knüpft ſich denn aus meinen Blumenlauben und Einſiedlerhütten und ſtillen Teichgängen die Verbindung mit der Reſidenz ſo lebhaft in mir an, daß ich doch zuweilen wünſche, die Nymphe des Quells wäre die beliebte Marchande de mode: „Aimée," und die Dryaden und Hamadryaden wären Stutzer und Elegants, wenn's auch nur wäre, um mich an ihrer Poſſierlichkeit zu ergötzen, und die Binſenmattenhütte wäre der Redoutenſaal und ſo fort.

Du lachſt, Aurelie? Du haſt Recht, Aurelie, ich lache über mich ſelbſt!

Sende mir doch Etwas zu leſen, nur verſchone mich mit mehrbändigen Romanen! Sie langweilen mich, ich bin nicht fähig, ſo lange an einem einzigen Faden langweiliger Liebe fortzuſpinnen! Es muß eine ſehr langweilige Empfindung ſein, die ſogenannte Liebe, wenn man, um ſie zu ſchildern, drei oder vier Bände braucht.

Sende mir Taſchenbücher mit kleinen Erzählungen, Gedichten, mit denen man bald zu Ende iſt!

Iſt die ſentimentale, nelkenäugige Aliſe noch in der Stadt? Sie verſprach, auf einen Monat zu mir heraus zu kommen. Wenn ſie kommt, ſchicke mir ja die neueſten Modeblätter mit. Es küßt Dich Deine ꝛc. ꝛc.

Nachſchrift. Wenn wir Frauenzimmer nichts zur Nachrede haben, ſo haben wir doch immer Etwas zur Nachſchrift. Lida, meine jüngere Schweſter, die, wie Du weißt, noch halb Kind iſt, grüßt Dich und bittet Dich, ihr mit Aliſe das Reiß- und Zeichenbret zu ſenden, ſie malt und zeichnet jetzt mit Leidenſchaft, keine Blume und kein Schmetterling iſt vor ihren Steckbriefen ſicher. Ach, Himmel, wir haben ja keine andern Schmetterlinge als die wirklichen! Kußhand.

Moritz an Alfred.

Wien.

Laß mich, Alfred! Laß mir meine Anſichten über Liebe und all' den Schnickſchnack des Herzens, dieſe meine Anſichten ſind die Wetterableiter auf meinem rothen Herzdache. Jedes Männerherz hat ſo ſeinen Heu- und Wetterwinkel, und alle Liebesſchauer und Liebesgewitter ziehen daraus über daſſelbe her. Ich aber habe meinen Heuwinkel ganz abgeräumt und vollgepfropft mit präparirten Erfahrungen und ſezirten weiblichen Herzen, aus denen allen zu erſehen iſt — daß Liebe und Geſpenſter nur denen erſcheinen, die daran glauben, und welche verſchwinden, wenn man muthig auf ſie losgeht und ſie faſſen will!

Alle Arten von Liebe, die unter Euch in ſo verſchiedenen Geſtalten kurſiren, ſind nichts als falſche Abſchriften eines Originals, welches ganz verloren gegangen iſt.

Wenn mir ſo Jemand erzählt: „ach, wie *liebt ſie* mich!“ — ſo möchte ich gleich in dem Mädchentone einfallen und fortfahren: „— und aus der großen gold'nen Blume ſtieg ein Wunderknabe mit güld'nen Flügeln und Demantaugen und grünen, ſmaragdnen Locken, und ſo weiter, und ſo weiter.“

Der Himmel erhalte Dir, lieber Alfred, Deinen Köhlerglauben an Liebe und Treue, dieſer Glaube macht gewiß ſelig! Sag' mir, glaubſt Du nicht auch an Alräunchen und Kartenlegerinnen?

Ein Mädchenherz und ein Katzenfell, wenn man ſie ſtreichelt, geben ſie Funken, das iſt Elektricität, weiter nichts!

Mit den ſogenannten gebildeten Mädchen laſſ' mich nun vollends gehen! Je mehr ein Mädchen weiß, deſto näher liegt ihm der Sündenapfel! Die geiſtreichen ſind mir ein für allemal ganz und gar unerträglich, da muß der Geiſt die Nothlüge des Herzens machen, ihr Biſchen Wiſſen ſetzen ſie wie eine Brütente auf die Hühnereier ihrer Empfindung, und die Ente watſchelt dann mit den ausgebrüteten Küchlein, wie mit einer fremdartigen Brut herum!

Wenn Du, lieber Alfred, auf Deinen Wanderungen ein recht hübſches, aber dummes, blödes Mädchen triffſt, ſo verſchreibe mich mit Extrapoſt. Der Sonderbarkeit willen möchte ich einmal einer rechten Gans den Hof machen. Da weiß man doch, wie man d'ran iſt, und braucht nicht immer mit Redensarten und poetiſchen Blumen zu bombardiren!

Für ſo eine dumme Feſtung braucht man nichts, als ihr alle andere Zufuhr abzuſchneiden und ſie auszuhungern. Genug davon.

Aliſe geht morgen nach einem Landgute unweit Preßburg, um einige Sommermonate bei einer gewiſſen Familie von Trentheim zuzubringen. Ich habe die alte Trentheim im vorigen Winter in einer Soirée kennen gelernt; ſie iſt ein Weib, welches außer dem ſtehenden Heere von allgemeinen weiblichen Fehlern auch ein fliegendes Corps von unausſtehlichen Separat-Anſprüchen und eine liegende Garniſon von eingefleiſchten Vorurtheilen in ihrem winterlichen Herzen einquartirt hat. Allein dieſe alte Trentheim ſoll eine Tochter: Güldane, haben, die ihr ſo wenig ähnlich ſein ſoll, wie ein Kolibri einer Schopfente. Dieſe Tochter heißt Güldane und — si fabula vera — ſoll eine ganz beſondere Gattung von Paradiesvogel ſein. Ihr Herz ſoll ein Feen-Pallaſt ſein, mit geflügelter Beſatzung aus lauter Tugenden, und um hinein zu kommen, müßte man ebenfalls Flügel, Entenflügel, Seraphflügel haben, und einen Aetherleib, durch welchen eine Himmelsſeele wie eine Peri durch einen Spitzenſchleier herausguckt.

Ich habe mir leider meine Flügel ſchon verſengt, auch ſind ſie mir ſo oft geſtutzt worden, daß ich mich zu dem Fluge in dieſes Herz nicht erheben kann! Du aber, Du, der Du noch immer den Meſſias erwarteſt, mache Dich auf, ſtärke Dich mit Mondſchein, bade Dich in Morgenthau, hülle Dich in einen Regenbogen-Paletot, und fahre auf poetiſchen Sonnenſtäubchen durch die Fenſterritzen in das Herz dieſer Fee Güldane!!

Gewiß, mein lieber Alfred, iſt es, daß die Mädchen uns lieber Thür und Thor des Herzens aufmachen, als Fenſter und Schlüſſelloch, es iſt leichter, in das Herz eines Mädchens hineinzuſchleichen, hineinzuſpringen, hineinzuſtürmen, als hineinzulugen, hineinzuſchauen, hineinzublinzeln!

Ich bin neugierig, was mir Aliſe über Güldane ſagen wird. Aliſe iſt eine weitläufige Couſine von mir, und wird ſich die Erlaubniß erbitten, daß ich ſie bei Güldane in Schattenſee — ſo heißt der Landſitz der Frau von Trentheim — beſuchen darf. Siehſt Du, da habe ich eine lebende fliegende Brücke zu dem Zauberſchloß mit ſeiner ſchönen Inſaſſin!

Wann gehſt Du nach Tyrnau, um Freund Halden zu beſuchen? Er erwartet Dich ſchon ſeit einem Monat, und hat allen Tyrnauerinnen den Mund recht wäſſerig gemacht, nicht etwa mit Deinem letzten Trauerſpiel, nein, mit der Erwartung Dich zu ſehen!

Fare well my dear poor — alas! — Adio!

Aliſe an Moritz.

Schattenſee.

Da bin ich! Wo? Im Eliſium! im Reich der Schatten, in Schattenſee. So, mein Herr Philoſoph, heißt das Landgut der Frau von Trentheim, ungefähr eine Stunde von Preßburg, in einer anmuthigen Thalgegend. Unter Akazien halb verſteckt, wie ein lauſchendes Mädchen, welches ihren Freund neckiſch erwartet, guckt das rothe Dach des Schloſſes durch die hängenden Zweige, und ein großer Garten, welcher ſich bis an das Ufer der Donau erſtreckt, mit Blumenparthieen, Lauben, Grotten, Teichen, Fiſcherhütten, Tempeln, Statuen und all dem Gepränge, welches man in das geſellige Leben der Bäume und Blumen gebracht hat, ſtreckt ſeine grünen Arme aus, um — zwei einſam wallende Nymphen zu umarmen, und eine von dieſen zwei Nymphen iſt — die abgeſagte Naturfeindin Aliſe! — Die andere iſt Güldane! —

Sie fordern von mir, als Güldane's Freundin, eine Schilderung, eine getreue Schilderung Güldane's? Freundin? Freundſchaft unter Frauenzimmern iſt ſo ein Unſinn, wie Liebe unter Männern! Höchſtens nach unſerm fünfzigſten Lebensjahre, da, wenn wir aus dem großen Ozean der Eigenliebe und Eitelkeit in den ſtillen Sund der gänzlichen Lebens- und Liebesentſagung hineingeſegelt ſind, dann, ja dann, wenn beide ſogenannte Freundinnen ein Jahrhundert theilen, dann kann ein Gefühl zwiſchen Beiden eintreten, welches an Freundſchaft grenzt!

Bin ich denn ſo gar nicht hübſch, daß Sie glauben, ich könnte Güldane's Freundin ſein? Hab' ich nicht auch ſo gut meine blauen Augen und blonden Locken, wie ſie nur irgend zur Anfertigung eines Sonnetts erforderlich ſind?!

Was mich an Güldane feſſelt, iſt allein der Umſtand, daß ſie keine Kokette iſt. Nicht deßhalb, weil ich die Koketterie haſſe, ſondern, weil ich gerne allein kokett bin! Glauben Sie mir, wir eifern gegen die Koketterie anderer Frauen, ſcheint mir, nur deßhalb ſo ſehr, weil ſie uns in der unſerigen genirt. Güldane weiß nichts von Koketterie, aber glauben Sie nicht, daß ſie nicht gefallen will. Allein, ſie will nicht gefallen, um zu erobern, ſie will gefallen, weil es ſie amüſirt, weil es ſie unterhält. Es iſt ihr alles Eins, wem ſie gefällt, ob einem Manne oder einer Frau, einem jungen oder alten, ſchönen oder häßlichen Mann. Am meiſten will ſie ſich ſelber gefallen und erobern, und dieſe Eroberung gönne ich ihr ſo ſehr von ganzem Herzen, daß dieſer Umſtand allein ſchon hinreichend iſt, mich an ſie zu feſſeln.

Es gibt kein Frauenzimmer, kein ſchönes nämlich, welches im Laufe eines Tages ſo oft vergißt, daß es ſchön iſt, und ſich ſelbſt wieder ſo oft daran erinnert, als Güldane.

Geliebt hat ſie nie, ich bin überzeugt, auch glaube ich, Sie, mein gefährlicher Herr Philoſoph und Liebesfeind, dürften bald hieher kommen, Sie brauchen nicht zu fürchten Güldanen's Herz zu beunruhigen.

Sie kommen doch? Ich habe Sie ſchon als einen nahen Verwandten von mir angekündigt, und um eine freie Eintrittskarte zu allen idylliſchen Vorſtellungen in Schattenſee, ohne Ausnahme, für Sie gebeten.

Seien Sie auf Ihrer Hut! Es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten! Dieſe Güldane iſt gefährlich, eben weil ſie ſo arglos unter Euch Gewalthabern und Eroberern herumwandelt, als ob Ihr lauter Jasminſträuche und Taxuswände wäret, mit denen der liebe Herrgott ſo aus Liebhaberei den menſchlichen Thiergarten ausſpalirt hat. Sie ſpricht von dem ſchönſten Mann, wie von einer Aurikel, ſie verhehlt nichts, ſie übertreibt nichts, er iſt ihr eine Sache, nicht ein Mann. Und es iſt nicht Affektation, ſondern Gleichmuth. Ein Hut, eine Mantille kann ſie tagelang beſchäftigen, ein Mann, und wär' es ein Adonis, nicht länger, als jede andere Tagesneuigkeit.

Wäre es nicht intereſſant, dieſe chatouilleuſe zu bekehren? dieſem gefrornen Rhythmus Wärme zu geben? dieſen blauen Augenhimmel, den kein Strahl von Liebe ätheriſirt, mit einigen Wölkchen aus dem Nebelſaum irdiſcher Liebe umzogen zu machen? Wäre es nicht intereſſant, die erſte Entdeckungsfahrt in dieſes Herzensland zu machen, und ihm vielleicht auch ſeinen — Namen zu verleihen?

Ich prophezeih' Ihnen wenig Erfolg!

Wir leben übrigens wie in La Trappe.

Von unſern Umgebungen zeichnet ſich beſonders ein Herr Schwarzdorn, oder von Schwarzdorn aus, man iſt wegen der Richtigkeit ſeines Selbſtadels noch nicht im Klaren. Er zeichnet ſich durch eine koloſſale Beſchränktheit und durch ewiges Lächeln aus. Als ein weitläufiger Anverwandter des Hauſes hat er das Privilegium, zu kommen ſo oft er will. Dieſen ſeinen Willen ſetzt er auch regelmäßig in jeder Woche ein Paar Mal in's Werk, und beglückt uns abwechſelnd mit ſeiner Courmacherei. Mich langweilt das doch, wenn ich ihn nicht zum Beſten haben kann, und Güldane betrachtet ihn wie den Truthahn, der im Hofe herumgeht, ſie nimmt gar keine Notiz von ihm, aber wenn er es zu arg macht, zu nahe kömmt oder zu laut kollert, dann jagt ſie ihn mit eben ſolcher Ruhe fort, wie den Truthahn.

Nächſte Woche beginnen wir unter Bedeckung dieſes langweiligen Ritters unſere Ausflüge in die fernere Umgebung von hier und Preßburg.

Kommen Sie doch bald!

Alfred an Moritz.

Baden.

Wenn Du morgen nach Preßburg gehen willſt, ſende mir heute noch zwei Zeilen, ſo komme ich nach Wien, und begleite Dich dahin, weil ich doch einmal nach Tyrnau muß. Du magſt dann in Gottesnamen nach Schattenſee gehen, um Aliſe zu beſuchen, eigentlich aber um die einſame Fee Güldane in ihrer grünen Gartenſchale zu ſehen, zu bewundern, und — zu lieben.

Ihr Liebesläſterer, die Ihr Euch das Anſehen gebt, als prallten alle Pfeile des blinden Götterkönigs von Eurer Bruſt ab, Ihr ſeid die entzündlichſten, und das kleinſte Bischen Aufwand von Schönheit, Naivetät, Taubenfrommheit u. ſ. w. ſetzt alle Eure Grundſätze jämmerlich auf den Sand.

Ich habe von dieſer Güldane ſchon ſo viel gehört, um zu wünſchen, ſie kennen zu lernen Ich hege ein beſonderes Vorurtheil gegen berühmte Schönheiten! Sie ſind gewöhnlich geiſt- oder herzlos, oft beides zugleich.

Eine ſolche Schönheit iſt gewöhnlich ein Tempel ohne Altar, eine Kirche ohne inwohnenden Gott. Väter, Mütter, Freunde und alle Männer tragen ſtets das Ihrige dazu bei, einer ſolchen Schönheit glauben zu machen, die Blätterfarben ihrer leiblichen Blume wäre hinreichend, und ſo wird denn auf nichts als auf dieſe Blätterpracht gedacht, aber Duft und Süße der Blume, Sinn und liebliche Deutung geht verloren. Eine ſolche ſchöne Blume iſt immerwährend von perennirenden Balſamſträuchern umgeben, welche ſie beſtändig anräuchern, und an dieſes Zibet- und Moſchusgeſchlecht gewöhnt, weiß ein ſolches Mädchen nichts anderes, als daß die Männer lebendige Weihrauchkeſſel ſind, von der Natur beſtimmt, ihre aus dem ſchönſten Marmor gemeißelte Bildſäule zu umräuchern.

Ich will wetten, dieſe Güldane ſchätzt die Männer nach den Huldigungen, die ſie ihr darbringen, und ſie wird einſt den lieben, der darin Eminenz erreicht hat. So ſind ſie Alle!

Leb' wohl, auf Wiederſehen! Antworte ſogleich.

Aliſe an Moritz.

Schattenſee.

„Dieſe Heilige empfindet!“ ſagt die Eboli von der Königin, und „dieſer Gletſcher hat einige Wärme!“ ſage ich von Güldane.

Ja, denken Sie ſich, ſie fühlt! Ein Mann hat einmal mehr Eindruck auf ſie gemacht, als ein Glacéhandſchuh, als ein Blondenſchleier, ſie hat gelächelt, als ich ſie mit ihm neckte, und iſt — roth geworden!

Die Welt wird aus ihren Angeln gehen.

Und welch' ein Mann! Du wirſt lachen. So ſind ſie, die Sonderlings-Mädchen alle! Glauben Sie etwa, ein Mann wie ein Adonis, ein Mann wie —, Sie habe dies Marmorherz aus ſeiner Starrheit zur erſten, wenn auch nur zur leiſen Regung gebracht? Etwa ein vornehmer Kavalier, mit der Perſpektive in künftige Herrlichkeit? Nein, nichts von Allen dem!

Ihr Freund Alfred iſt der Magier, dem es vorbehalten zu ſein ſcheint, ein Herz unter das leere Herz Güldanen's zu zaubern. Ja, Ihr Freund, der unleidliche Alfred, der Tragödien-Vater, der häßliche Menſch! Sie wiſſen, daß ich einen entſchiedenen Widerwillen gegen ihn hege, obſchon ich ihn nie geſprochen habe.

Wenn er ein Frauenzimmer anſchaut, ſo liegt um ſeinen Mund ein Zug, der auf gut mephiſtopheliſch zu ſagen ſcheint: „Schwachheit, dein Name iſt Weib!“ und ſein Blick ſcheint heuchleriſch über dieſe Wahrheit in Wehmuth zu zerfließen. Auch ſollen ſeine Sarkasmen in Geſellſchaft unausſtehlich ſein, kurz, ich habe mich immer gehütet, in ſeine Nähe zu kommen, obwohl andere Frauen und Mädchen ihn äußerſt intereſſant finden, und ihre Eitelkeit mäſten, wenn ſie von den Strahlen ſeines Geiſtes wie hohle Nüſſe übergoldet werden.

Und mit dieſem Alfred komme ich nun zuſammen, und wenn mich nicht Alles trügt, ſo wird dieſer Dramengott ein kleines Haus- und Familien-Drama in Schattenſee aufführen.

O, wir Mädchen! wir Mädchen! Iſt nicht eine Dichterſeele einem Mädchenverſtande ſo fremd, wie eine Tambourirnadel einem Profeſſor der Theologie, und dennoch, dennoch hat dieſe Güldane, ſo ſcheint es, dieſe Dichterſeele in zwölf Stunden ſo kennen gelernt, wie ein Uhrmacher ſeine Uhr, mit allen ſeinen Räderchen und Zängelchen, mit all' ſeinem Klippklapp und mit dem großen Perpendikel: „Dichter-Eitelkeit!“

Es ſind doch alberne Menſchen, dieſe Dichter! Um ſie zu gewinnen, braucht man nichts, als zwei große blaue Augen, die das Maul weit aufſperren, wenn ſie etwas ſagen, und ein Antlitz, welches ſie gläubig und bewundernd anſchaut, wenn ſie die bunten Bänder und Feuerfunken aus dem poetiſchen Munde ziehen.

Ueber die Dichter! Mit einem feinen Filet wollen ſie nicht gefangen werden, aber mit dem großen, weiten Maſchennetz der hanfblaſſen und geſchmeidigen Demuth und Anbetung! O, die Dichter! die Dichter! Sie wollen keine Antwort von einem weiblichen Herzen, ſondern blos ein Echo, d. h. den Rückhall ihrer eigenen Worte. Es iſt ein heilloſes Volk!

Jedoch ich muß Ihnen erzählen.

Am verfloſſenen Dinſtag traten wir wieder einen Ausflug in die Umgebung Preßburgs an.

„Wir hatten ſechzehn Fähnlein aufgebracht, lothringiſch
Volk!"

Die alte Trentheim, Güldane, ihre Geſellſchafterin Amſelberg, die kleine Lida, Herr von Schwarzdorn, genannt der Ritter von der langweiligen Geſtalt, Onkel Dreſen mit ſeinem Sohn, dem hoffnungsvollen Kandidaten der Medicin, und meine Wenigkeit.

Wir hatten einen Diener und ein Mädchen vorausgeſchickt, um in den Ruinen vom Schloſſe Theben, wohin die Reiſe ging, ein Mittagsmahl zu bereiten, und folgten, am Ufer der Donau langſam im Wälderſaume fortziehend, bald nach. Güldane war ſehr muthwillig Sie ließ alle Augenblicke etwas fallen, bald den Handſchuh, bald den Fächer, und der langweilige Ritter Schwarzdorn hob jedes Stücklein mit heiligem Eifer auf, und übergab es ſeiner Behörde mit einem Trikolorblicke, in welchem geſchrieben ſtand: „Der redliche Finder wartet auf ſein Douceur! Der Onkel Dreſen, von dem Du weißt, daß er den Herrſcher auf und zu Schattenſee ſpielt, und ſeine Schweſter, die Trentheim, unter feſtem Kommando hält, führte den Zug an, und wir gelangten gegen zehn Uhr Morgens in Theben an.

Schwarzdorn, bei dem ſich Magen und Herz gleich in der ausübenden Gewalt theilen, beſchäftigte ſich mit einem

Frühſtück, und ſo beſchloſſen wir: Onkel Dreſen, die alte Trentheim, Güldane, ich und der junge Kandidat, indeſſen zu der Spitze der Ruinen hinauf zu gehen, und die Nachkommenden dort zu erwarten.

Wir hatten uns ſehr ländlich gemacht, und wir Mädchen ſahen gar nicht übel aus. Sie wiſſen, wir putzen uns gerne ein Bischen, ſelbſt wenn es den Beſuch alter Ruinen gilt, es kann ja Geiſter geben, Gnomen, und denen will doch ein Mädchen auch nicht mißfallen.

Güldane ſah wirklich reizend aus! Sehen Sie, lieber Moritz, ich bin doch auch ein Mädchen und ein Bischen neidiſch, wie alle Evatöchter, und Sie ſelbſt haben mir oft geſagt, daß ich ein ſchönes Mädchen bin, beſonders weil ich ſchwarzes Haar und blaue Augen hätte, eine wahre, wie nannten Sie es? eine wahre Contradictio in re! Und ich fühle, wenn ich mir meine langen Locken ſo durch die Finger würfle, mein „anch' io son pittore“ eben ſo gut, wie nur ein Weſen, welches nicht Urſache hat, zu erſchrecken, wenn es in den Spiegel ſieht, aber heute ſchien mir Güldane unendlich liebreizend, und ich hätte ſie küſſen mögen. Solche tugendhafte Empfindungen kann man aber auch nur in alten Ruinen einathmen.

Wir ſchlenderten ſingend, ſchäkernd, trillernd vorwärts, da, als wir um eine Felſenecke bogen, welche uns den Weg abzuſchneiden ſchien, da

„bot ſich uns ein Schauſpiel ſonder Gleichen dar!“ Auf dem Felsblock lehnte, mit dem Rücken gegen uns, ein langer, ſchlanker Mann, den Strohhut auf einem Strauch vor ſich hängend, ein Buch neben ſich und ein Blatt Papier vor ſich.

Ein Maler! Ein Maler! ſo dachten wir Alle. Wir konnten nicht vorwärts, denn die Figur lehnte wie ein Querbalken über den ſchmalen Weg, der ſich am Rande einer ziemlichen Tiefe fortzog. Onkel Dreſen rief mit ſeinem kräftigen Baß: „Mit Erlaubniß!“ Der Mann ſprang auf, war überraſcht, machte eine leichte Verbeugung und ſchien eine Entſchuldigung vorbringen zu wollen, da rief der Onkel:

„Ei, der Tauſend! Alfred, Freund Alfred, wie kommen Sie unter dieſe Ruinen? Studiren Sie Trauerſpiele nach der Natur?“ Dieſen ſeinen Einfall belachend, ſtellte er uns Alfred vor mit dem Beiſatze: „mein intimer, ehrlicher Freund!“ Alfred lächelte etwas maliziös zu dieſer Formel, neigte faſt kalt das Haupt, ſagte einige unbedeutende Worte und wollte ſich entfernen.

„Nichts da!“ rief Onkel Dreſen, „nichts da, Herr Berggeiſt, jetzt bleiben Sie bei uns und machen den Wegweiſer. Sie haben ohnehin nicht Wort gehalten. Sie verſprachen mir ſchon ſo oft, mich zu beſuchen. Jetzt haben wir Sie in den Ruinen gefunden, wie einen Waldmenſchen, heute gehören Sie zu uns. Nicht wahr, Schweſter?“ Die Frau von Trentheim fügte noch einige artige Worte hinzu. Ich beobachtete Alfred genau, denn obſchon es mir höchſt unangenehm war, mit ihm zuſammen zu ſein, ſo intereſſirte es mich doch, ſein Weſen und ſein Benehmen zu beobachten. Er ſchien unſchlüſſig, ſein Blick verweilte lange und ſinnend auf Güldanen, welche da ſtand wie eine Oreade, dann fuhr er mit der Hand, welche, beiläufig geſagt, ſehr ſchön iſt, über die Stirn, und ſagte höflich, artig, aber trocken: „Wenn Sie erlauben, wird es mir ſehr angenehm ſein.“ Nun bitte ich Sie! Kann man ſich alltäglicher ausdrücken? So reden die Dichter?!

„Alſo, raſch vorwärts!“ kommandirte der Onkel, und nahm die Frau von Trentheim unter den Arm. Der Weg war ſo ſteil, daß ein Frauenzimmer allein ihn nicht machen konnte. Güldane und ich bewegten uns vorwärts. Alfred trat näher, ſah Güldane an, und reichte den Arm — Ihrer unterthänigſten Dienerin Aliſe.

Ich war überraſcht, und ſoll ich es Ihnen geſtehen? ich war einige Augenblicke verlegen. Das kömmt, glaub' ich, immer ſo, wenn man durch einen Zufall genöthigt wird, mit Menſchen, die uns antipathiſch ſind, zuſammen zu ſein. Wir gingen voraus, Güldane und der junge Dreſen hinter uns. Alfred ſprach wenig, und was er ſprach, war ſo ganz und gar gewöhnlich von der ſchönen Gegend, von dem Laubſchlag, von der eigenthümlichen Geſtalt der Felſen u. ſ. w.

Wo eine beſchwerliche Stelle kam, hielt er an und ſah ſich nach Güldane um, um ſie darauf aufmerkſam zu machen. Der Onkel drehte zuweilen den Kopf herüber und ſagte: „Mädchen, laßt uns den Berggeiſt nicht los!“ — „Ja,“ rief ich, all meinen Gleichmuth zuſammenraffend, „wenn wir nur erſt wüßten, ob er ein guter Berggeiſt, ein Rübezahl oder ein böſer, ein Demiurg iſt.“

Meinen Sie nicht, Moritz, dieſe Worte hätten eine geiſtreiche Antwort verdient? Alfred aber lächelte ſäuerlich und ſchwieg. Und ich weiß doch, der Mann kann reden, ſehr geiſtreich, ſehr anziehend reden; ſehen Sie, daß er ein böſer Menſch iſt.

Wir gelangten endlich oben an eine Art Platte an, die von zwei Steinbänken eingefaßt iſt, und machten Halt, um allhier den Nachtrab zu erwarten. Wir ſetzten uns auf die Bänke, Onkel Dreſen und die alte Trentheim nahmen eine Bank ein, der Kandidat warf ſich auf einen Moosſtein nieder, und die andere Bank blieb für uns drei: Güldane, mich und Alfred. Alfred ſetzte ſich an meine Seite, und fing an, mir die Fernpunkte alle zu erklären und zu nennen.

Güldane war in einer ganz eigenen Stimmung, ihr Muthwille war verſchwunden, ſie war in ſich gekehrt und ſtill.

„Aber,“ begann Onkel Dreſen, „Sie haben ja eben gedichtet, als wir kamen, heraus damit! Wird er erſtechen? oder bringt er ſich ſelbſt um? Gewiß iſt's der letzte Akt von einem Trauerſpiel, denn wenn Ihr beim Todtmachen ſeid, da ſucht Ihr immer Einſamkeit, Wildniß Wäldernacht und alle die kataſtrophtreibenden Mittel, nicht wahr? Nur heraus damit!“

Alfred lehnte es ab, indem er ſagte, es ſei bloß der Entwurf zu einem unbedeutenden Gedicht.

„Deſto beſſer!“ erwiederte Dreſen, „ſo iſt's bald überſtanden. Liebſter Alfred, geniren Sie ſich nur nicht! Am Ende ſeid Ihr Dichter wie die ſchönen Mädchen, wenn man ſie im häuslichen Kreiſe auffordert, eine Mazurka zu tanzen, da iſt's ein Geſträube, ein Geziere, und wie gerne wollen ſie genöthigt ſein, ihre ſchönen Formen, den harmoniſchen Bau, die Anmuth der Bewegung zu zeigen. Nur her mit der gedichteten Mazurka, Herr Dichter!“

Alfred bat um Entſchuldigung und lehnte es ab. Ich konnte nicht umhin, ihn aus purer Bosheit auch zu quälen, das Gedicht zu leſen, es nützte nichts. „Nun,“ rief Onkel Dreſen, „ſo probire Du Deine Gewalt, Dünchen — ſo nennt er Güldane ſtets —; die Dichter ſollen ja ſonſt gegen die Wünſche von Feen und Elfen ganz wachsweich ſein, und beſonders ſo auf dem Gipfel einer Ruine!“

Güldane erröthete, ſchwieg einige Sekunden, und ſagte leiſe: „Ich bitte Sie, leſen Sie, was Sie ſo eben gedichtet haben.“

Alfred ließ ſeinen Blick lange auf ihr ruhen, ſagte kein Wort, nahm die Brieftafel heraus, aus ihr ein Papier und las:

Herbſt im Frühling.

Nennet nur nicht Frühling
  Dieſes ſchöne Angeſicht!
Iſt nicht Liebe in dem Herzen,
  Iſt im Antlitz Frühling nicht.

Nennt ihr Sterne dieſe Augen,
  Dieſen blauen Lichtkryſtall?
Ohne Liebe ſind es Steine,
  Seelenloſer Aetherball.

Nennt ihr Roſen dieſe Wangen,
  Dieſen zarten Blumenkreis?
Ohne Liebe ſind's Tapeten,
  Schön geſtickt mit Roth und Weiß.

Nennt ihr Anmuth dieſes Lächeln,
  Dieſer Lippen Wunderſpiel?
Ohne Liebe iſt's Mechanik,
  Todter Linien leeres Spiel.

Nennt ihr Wohllaut dieſe Worte,
  Dieſer Töne Zauberluſt?
Ohne Liebe iſt's ein Echo
  Aus der hohlen Felſenbruſt.

Wo nicht Lieb' iſt, iſt nicht Frühling,
  Schönheit nicht und Seele nicht,
Körper iſt es, Bein und Adern,
  Hand und Fuß und Angeſicht,

Augenapfel, Augenlieder,
Ohne Luſt und ohne Schmerz,
Doch im Bildniß wohnt kein Leben
Und im Grunde liegt kein Herz.

Nachdem Alfred dieß geleſen, faltete er ſein Papier zuſammen, warf einen Blick auf Güldane und erwiederte gar nichts auf alle die Komplimente, die wir alle, mit Ausnahme Güldane, ihm machten. Güldane war aufgeſtanden, um eine ſchöne Glockenblume, welche ſich am Felsblocke ſchaukelte, zu pflücken, und bog ſich abwärts.

Ich bitte Sie, lieber Moritz, kann der Zufall glücklicher wählen? War das nicht auf Güldane? und wie kam Alfred dazu, ſo ein Gedicht zu ſchreiben?

Sehen Sie, da ſitz' ich mitten in einem Roman. Allein für heute iſt's zu ſpät, morgen erzähle ich Ihnen weiter.

Aliſe an Moritz.

Schattenſee.

Ich fahre heute in meiner Erzählung von unſerer Ruinenparthie weiter fort.

Alfred widmete faſt alle ſeine Aufmerkſamkeit nur mir. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, denn Sie wiſſen, lieber Couſin, daß ich einen tiefen Widerwillen gegen ihn hege, und das ſchon, ſeitdem ich ſeinen Namen nennen hörte. Er richtete faſt alle Worte ausſchließlich an mich, und bot mir auch den ganzen Tag bei allen fernern Promenaden den Arm.

Wir mochten kaum eine Viertelſtunde auf der Platte geſeſſen haben, als der andere Theil der Geſellſchaft nachkam. Herr von Schwarzdorn ſchien nicht ſehr erfreut über den poetiſchen Zuwachs unſerer Geſellſchaft. Der alberne Tropf iſt eiferſüchtig, und ſo abgeſchmackt dieſes Gefühl bei einem Individuum iſt, das uns in jeder Beziehung eben ſo gleichgültig als lächerlich iſt, ſo findet Güldane dieſe ſeine Eiferſucht ſtets ſo komiſch, daß ihr die ſonſt langweilige Geſellſchaft dieſes Schwarzdorn dadurch zu einem ſtehenden Amuſement geworden iſt.

Es gibt auch nichts Lächerlicheres, als wenn ein Mann, der einem Frauenzimmer nicht nur gleichgültig, ſondern ſogar zuwider iſt, der weder durch Geſtalt, noch durch Rang, noch durch Geiſt und Bildung die leiſeſte Aufmerkkeit eines Frauenzimmers auf ſich ziehen kann, den Eiferſüchtigen ſpielt, und ſich gekränkt fühlt, wenn Männer, die ein lebhaftes Intereſſe zu entzünden berechtigt ſind, in die Nähe ihres eingebildeten Gegenſtandes kommen.

Alfred ſchien übrigens dieſen Mann gar nicht zu bemerken, und war überhaupt ſehr ſchweigſam. Sehen Sie, das iſt eben der unbändige Hochmuth dieſes Menſchen. Er findet uns Alltagsgeſchöpfe nicht würdig, um uns mit dem Thau ſeines Geiſtes zu erquicken. Ich glaube, er that ſich

Mühe an, ſich zu unſerm Hausmannsverſtand herabzulaſſen. Ja, wenn man von Poeſie, von Kunſt, von Tragödien ſprach, brach er kurz ab, und lenkte etwas barſch das Geſpräch auf ganz alltägliche Gegenſtände.

Gegen Mittag wollte Alfred ſich entfernen, allein der Onkel Dreſen ließ ihn nicht, und auch die alte Trentheim nöthigte ihn, da zu bleiben, um unſer frugales, ländliches Mahl zu theilen.

Wir ſtiegen wieder hinab, um in der beſcheidenen Hütte am Ufer der Donau zu ſpeiſen.

Als ich mit Güldane einen Augenblick allein war, neckte ſie mich und ſagte: „Es iſt doch grauſam vom Schickſal, daß es Dich ſo plötzlich mit einem Menſchen zuſammenbringt, den Du ſo unausſtehlich findeſt. Er aber ſcheint nicht von gleichen Geſinnungen beſeelt zu ſein, denn alle ſeine Aufmerkſamkeit iſt Dir allein gewidmet.

Ich wußte nicht, was ich erwiedern ſollte und ſchwieg. Nach Tiſche war die Hitze drückend, und wir waren genöthigt, einige ſüdheiße Stunden in der kleinen Hütte am Ufer zuzubringen.

Die alte Trentheim ſchickte ſich an, ihre Sieſte zu halten, Onkel Dreſen ſtopfte ſeine Pfeife und ſagte: „Es iſt doch doppelt gut, daß wir da den dramatiſchen Blutſauger in dem Geſtein fanden, es rücken drei oder vier Stündchen koloſſale Langeweile heran, denn vor ſechs Uhr iſt an ein

Aufbrechen zur Rückkehr nicht zu denken, und da kann der Herr Alfred uns in dem Schatten dieſer Hütte ſo eine tragiſche Geſchichte zum Beſten geben. Sonſt ſchlafen mir die Mädchen da alle ein, und das wäre doch eine Schande in Geſellſchaft eines Dichters. Das geſchieht gewöhnlich in Geſellſchaft der Dichtungen, aber nicht der Dichter."

Alfred lächelte und ſprach: „In dieſer Beziehung bin ich mit meinen Dichtungen ganz ein und derſelbe Gegenſtand, ich gebe gerne vollkommene Schlaffreiheit, ſelbſt in Gegenwart der Dichter.

Indeſſen war ein Gewölk, welches ſchon lange unheildrohend an dem fernen Saum des Horizonts herumzog, ganz nahe gekommen, Blitze und leiſes Donnern verkündeten den nahen Ausbruch eines ſtarken Sturmes, in den Bäumen vor der Hütte begann es zu rauſchen, und die Wipfel neigten wie ahnungsvoll ihre Häupter unheimlich hernieder.

Güldane begann ganz ängſtlich zu werden, denn ſie fürchtet ſich kindiſch vor einem Ungewitter, und gewiß, wenn ſie Alfred's Gegenwart nicht genirt hätte, ſie würde ſich wie gewöhnlich verſteckt und den Kopf unter die Bettkiſſen umgewickelt haben.

Der Herr von Schwarzdorn, der ſchon vergeblich den ganzen Tag auf eine Gelegenheit wartete, auch ein Wörtchen zum Geſpräch beiſteuern zu können, war froh, daß er ſeine Weisheit leuchten laſſen könnte; und ſagte mit ſeinem ſteifleinewandenen Gelächter: „Fräulein Güldane, man muß ein Ungewitter ſein, um Ihr Herz zu erſchüttern.“ — „Ja,“ platzte Onkel Dreſen, der ihn auch nicht leiden mag, heraus, „ein Ungewitter, aber nicht blitzdumm.“

Güldane war faſt zu bedauern, denn die Blitze und heftigen Donnerſchläge verdoppelten ſich, und ſie ſchwankte zwiſchen Furcht und Verlegenheit, vor Alfred ſo kindiſch zu erſcheinen. Nun aber ſchien es doch, daß er fühlte, er müßte etwas thun, um ſie zu beruhigen, oder von der Furcht abzuziehen. Er ſetzte ſich zu ihr, und fragte, ob ſie „Werthers Leiden“ geleſen habe. Als ſie hierauf mit „Nein“ erwiederte, ſchien er gleichſam freudig überraſcht und ſagte, wie ſich vergeſſend: „Das freut mich, je weniger Sie Aehnliches geleſen haben, deſto erfreuter bin ich, und — „hier fühlte er, daß er etwas Sonderbares ſagte, hielt eine Sekunde lang inne und fuhr fort, indem er einen Scherz d'raus machte: „Denn ich möchte, daß alle Welt nur Trauerſpiele leſen ſollte.“ Nach dieſer Wendung erzählte er ihr nun, wie in „Werthers Leiden“ als Lotte und Werner zum erſten Male beiſammen waren, auch ein Ungewitter losbrach, wie Lotte, die zarte Lotte, die nöthigſte in der Geſellſchaft war, wie ſie „Zählens“ zu ſpielen vorſchlug, wie dann jeder, der im Zählen: „eins, zwei, drei u. ſ. w.“ fehlte, eine Ohrfeige von Lotte bekam, und wie Werther ſagt: „ich bekam zwei Ohrfeigen und bemerkte mit Vergnügen, daß ſie ſtärker ſeien, als ſie die Uebrigen bekamen."

Er erzählte ſehr gut, und miſchte ſo viel Sarkaſtiſches und zugleich auch Sentimentales in dieſe unbedeutende Wiedererzählung, daß ich, meinen Widerwillen gegen ihn vergeſſend, ihm ganz vergnügt zuhörte. Auch Güldane vergaß Blitz und Donner, und ich weiß die leiſe Röthe zu deuten, welche ſie wie Flugfeuer überdeckte, als Alfred die freilich unbeſonnenen Worte ſagte: „Bei Lotten's und Werther's erſter Zuſammenkunft brach auch ein Ungewitter aus." Obwohl Alfred dieß „auch" gewiß nur in Beziehung auf das Ungewitter gebrauchte, ſo legen wir Frauenzimmer doch faſt inſtinktmäßig eine ganze Reihe von Schlüſſen in ein ſolches Sylbchen.

Alfred ließ, als er von Lotte ſprach, eine ſo warme und beredſame Lobrede über die „Einfachheit des weiblichen Herzens, welche die Krone aller Anmuth wäre," mit einfließen, daß, lachen Sie nicht, Sie Gefühlsläugner, daß Ihre ungläubige Aliſe gerne in aller Schnelligkeit einige Ellen Einfachheit gekauft hätte, wenn man ſie gleich in der Nähe in einer Bandhandlung bekommen hätte.

Von Schwarzdorn, welchem gelblichgrüne Schatten über das bläuliche Antlitz liefen, als er ſah, wie wir mit lauſchenden Blicken an Alfred's Lippen hingen, ſchlug mit einem, wie er meinte, treffenden Spaß d'rein und rief:

„Fräulein Gülbane, ſpielen wir auch „Zählens," ich werde mich gleich irren und —" — „Und," fiel Onkel Dreſen ein, „ich theile die Ohrſeigen aus, dann bemerken Sie vielleicht mit Vergnügen, daß die Ihrigen ſtärker ſein, als die von den Uebrigen."

Gülbane war ganz in eine Art Vergeſſenheit verſunken, und war, als ich ſie aus dieſem Stillſein zu ziehen verſuchte, etwas verwirrt.

Aliſe an Moritz.

Schattenſee.

Indeſſen war das Gewitter vorübergegangen; Alfred ſprach viel und — gut. Ich that ihm früher Unrecht. Er ſprach ſich gegen das Sprechen überhaupt aus.

Die Thiere, ſagte er, ſind glücklich, weil ſie keine Sprache haben! Die Thiere verläumden ſich nicht gegenſeitig, lügen nicht, fluchen nicht, ſchwören nicht falſch und mißbrauchen ihre Zunge nicht.

Lüge, Bosheit, Verläumdung, falſche Eide, Zweideutigkeiten, Gottesläſterungen, das ſind die Segenskinder der *Sprache*, dieſes *Vorzuges* des Menſchen vor dem Thiere! Die Götter, fuhr er fort, gaben dem Menſchen das Himmelsgeſchenk: *Vernunft*; da trat der böſe Dämon der Menſchen dazu, und ſchenkte ihm auch: *die Sprache*, denn er wußte, daß der Menſch durch ſprechen Alles das in Fluch verwandeln wird, was durch denken Segen bringen könnte.

Ich muß geſtehen, ſo gut ſich das Alles anhört, ſo langweilig dünkt es mich doch, nicht zu ſprechen. Und ſprechen denn die Thiere nicht? Wer weiß, was die Uhus in ihren Soiréen mit einander abmachen, was die Schakals diskuriren, wenn ſie eine Waldparthie machen; was die Gänſe und die Nachtigallen, die Lerchen und die Elſtern für Mediſance treiben, und welche Perſifflage die Katzen auf dem Dache alle Nächte loslaſſen!

Doch genug davon, Alfred ſprach immer mehr, je mehr er ſich ſelbſt von der Vortrefflichkeit des Schweigens überzeugte.

Als die Schatten etwas länger wurden, traten wir den Rückzug an. Wenn es ſich um ein ſchönes Mädchen handelt, ſind doch die Herren der Herren der Schöpfung, nämlich: die Dichter, um kein Haar anders, d. h. beſſer, als die andern proſaiſchen Erdenkinder, denen der Himmel keinen Reim und die Schöpfung kein Sylbenmaß beſchieden hat. Alfred, welcher in ſeinen Dramen wohl oft mit den Herzen der Töchter auch die der Mutter mitſtudirte, und gut zu wiſſen ſcheint, daß der Weg zum Herzen der Töchter das lange Durchhaus der mütterlichen Eitelkeit und den finſtern Gang der mütterlichen Laune durchſchweifen muß, fing, ſo wie mir ſchien, ſeinen Operationsplan bei der alten Frau von Trentheim an. Er nahm ihr, wie jeder andere proſaiſche Menſch, den Sonnenſchirm ab, als wir im Schatten des Fichtengehölzes fortzogen, wandte ſich im Geſpräch oft an ſie und ſtimmte einen Ton an, den er als den bei ihr beliebten gewiß gleich erkannte. Es iſt nämlich ihr Lieblings-Thema, von der Unartigkeit der Jugend gegen das Alter zu deklamiren, und von dem Untergang aller ſittſamen Ritterlichkeit, mit welcher man früher die ältern Damen in allen geſelligen Beziehungen behandelte. Alfred zog ganz unbarmherzig über das Sodom und Gomorrha unſerer Jugend los, und ließ aus ſeinen Lippen heiligen Feuereifer und gottesfürchtigen Schwefel und Pech regnen auf die Häupter derjenigen, die den Himmel damit erzürnen, daß ſie jung ſind!

Sein Zweck wurde auch bald erreicht, die alte Trentheim lud ihn ganz dringend ein, ſie bald, oft und lange in Schattenſee zu beſuchen. Onkel Dreſen, der ſich viel darauf in die Bruſt warf, daß er Alfred immer nur „Freund Alfred“ nannte, drückte das heiße Siegel auf dieſe neue Gönnerſchaft der alten Trentheim und ſagte nachher zu ihr, als Alfred mit Güldane ſprach: „Na, Schweſterchen, nicht wahr, das iſt ein anderes Kaliber, als die faden Schopf- und Kropf-Tauber, die ſo um die Mädchen herumgirren, und die Halsfedern auffächern, und einherſtolziren, wie Sultan Wiedehopf, wenn er ſein Schattenſpiel im Waſſer ſieht! Das iſt echtes Schrot und Korn, und kein

Mädchenjäger! Hat er Güldanen auch nur das unbedeutendſte Kompliment gemacht? Hat er wie ein anderer Maikäferfänger und Herzenſtehler ihr auch nur eine einzige Schönheit geſagt? Ja, das iſt ein Mann!“

Es wurde alſo im Rathe der Alten beſchloſſen, den Herrn Alfred recht oft in Schattenſee zu ſehen, und ſo die dortige Abgeſchiedenheit einigermaßen zu beleben.

Ob ich, lieber Moritz, wenn Alfred wirklich oft kommen ſollte, lange in Schattenſee aushalten werde, das bezweifle ich. Mein Widerwillen gegen dieſen ſchroffen, ſtolzen Charakter iſt zu tief; wenn Sie wollen, iſt's ein Vorurtheil, allein das iſt ja unſer Privilegium, wir Frauenzimmer dürfen Vorurtheile als Grundſätze adoptiren.

Güldane war nach und nach zutraulicher geworden, ſie erzählte Alfred von Schattenſee, von ihren Blumen, von ihrer Langeweile, von ihrer Sehnſucht nach dem Stadtleben mit all jener natürlichen Offenheit, ich möchte es Voreiligkeit nennen, die ihr eigen iſt. Sie fügte aber kein Wort der Einladung zu, als Dreſen und ihre Mutter Alfred ſo dringend baten, recht viel in Schattenſee zuzubringen. Er ſchien das auch gar nicht zu erwarten, und als er zuſagte, fragte er mich ſehr artig: ob ich auch noch lange in Schattenſee bleibe. Ich war albern genug zu ſagen: „Das wird Sie doch nicht zurückſchrecken?“ Denn das heißt Jemanden eine geladene Redensart auf die Bruſt ſetzen und ſagen:

„Ein Kompliment oder das Leben!“

Allein dieſer Alfred iſt nun einmal ein ganz anderer Mann, als die andern Männer — ein Böſewicht in jeder Beziehung! — er erwiederte gar nichts, ſondern bückte ſich, pflückte ein Vergißmeinnicht, welches am Wieſenrain ſtand, hielt es mir hin und fragte:

„Wird Sie das abhalten, je wieder nach Theben zu kommen?“

Ich fühlte, daß ich roth wurde, gewiß blos aus Aerger, lieber Moritz, daß man mit dieſen Muſenſöhnleins nicht ſprechen kann, wie mit andern lieben Hausmannſeelen, und ſie ihre Antworten ſtets allegoriſch, metaphoriſch, ſymboliſch einrichten und uns in die Enge treiben. Güldane flüſterte mir leiſe-neckiſch in's Ohr: „Du bleibſt doch bei Deiner Freundin in Schattenſee?“ Ich war verwirrt und wußte nichts zu ſagen. In ſolchen Augenblicken haben wir Mädchen einen Inſtinkt, einen Rettungsinſtinkt; ich ließ alſo zufällig meinen Strohhut, den ich in der Hand trug und der mit gepflückten Feldblumen voll war, fallen, und nun gab es Beſchäftigung genug, welche die Aufmerkſamkeit von mir abzog.

Unter dieſen Feldblumen war eine recht niedliche Cyane; Güldane betrachtete ſie, nahm ſie an die Lippen und legte ſie wieder in den Hut. Alfred, welcher auch die zerſtreuten Feldblumen aufleſen half, beging nun ganz geſchickt einen Diebſtahl. Er eskamotirte nämlich die von Güldane berührte Cyane heimlich fort und praktizirte ſie in ſeine Bruſttaſche. Mädchenaugen ſehen Alles, ich und Güldane ſahen das auch. Eine Purpurröthe ergoß ſich über Güldane's Antlitz und ich flüſterte ihr nun wieder neckiſch in's Ohr:

„Du bleibſt doch aber auch noch ein Veilchen in Schattenſee?!“

Unterdeſſen waren wir am Ende unſerer Spazierparthie. Alfred trennte ſich von uns, nachdem er der alten Trentheim und dem Onkel Dreſen feierlich verſprach, recht bald zu kommen. Er verbeugte ſich recht artig gegen uns und verſchwand in dem Ufergehölz, wohin er ſeinen Weg nahm.

Ich glaubte immer, Güldane würde noch einmal das Lockenköpfchen drehen, um ihm nachzuſehen. Sie glaubte gewiß daſſelbe von mir. Ach, wir Mädchen, wir Mädchen!

Sie hat ſich auch umgeſehen und rief: „Ach, die Sonne iſt ſchon ganz hinter den Berg hinab.“ — Die Falſche!

Als wir in Schattenſee ankamen, wurde von Allen noch viel Rühmenswerthes über Alfred geſprochen, wir Mädchen ſagten kein Wort. Von Schwarzdorn ſchnitt ein Geſicht, wie eine Amſel, welche Heimweh hat, wiegte das blaue Antlitz hin und her, und drückte endlich los: „aber häßlich iſt er!“ —

„Ja,“ polterte Onkel Dreſen heraus, der dieſen albernen Schleicher auch nicht leiden mag, „ja, ſehen Sie, zu zwei Sachen muß man geboren ſein, zur Häßlichkeit und zur Klugheit, wer nicht dazu geboren iſt, der bleibt ſein Lebtag ſchön und dumm!“ Von Schwarzdorn, der eben auch näher zur Häßlichkeit als zur Schönheit hat, verſchluckte die Pille mit einem bemitleidenswerthen Antlitz, und Güldane hatte die Bosheit, zu ſagen: „Ich finde ihn recht hübſch, Du nicht auch, Aliſe?“ Ich ſtimmte mit ein, um Schwarzdorn zu ärgern.

Sie ſehen, lieber Moritz, ich ſitze mitten in einem Romanfrühling. Es keimt und ſproßt und guckt aus den Herzensritzen hervor. Wenn das Bäumchen ein Bischen größer iſt, ſchreibe ich Ihnen wieder, oder beſſer iſt's, kommen Sie und ſpielen Sie Romanmachen mit. Adieu!

Alfred an Saldern.

Brühl.

Ich muß viel nachholen, lieber Saldern, es ſind einige Wochen verfloſſen, daß ich Dir nicht ſchrieb. Es iſt indeſſen eine ſchöne Reſtauration in meinem Herzen vorgegangen, es iſt ein Wogen und Sehnen und eine Unruhe in dies Herz eingezogen, das ich für immer todt glaubte!

Sieh, ich bedurfte einer Anregung; je mehr und je grauſamer die wirkliche Welt, das rauhe Leben den Schmetterlingsſtaub, den Blüthenſchmelz der Phantaſie von mir abſtreifte, je kühler der Froſt des Seins durch den Hain der Liebe wehte, je durchſichtiger die entblätterten Laubgänge in dieſem Haine wurden, je mehr ſehnte ich mich darnach, meinem Fühlen eine Elaſtizität geben zu können!

Ich ſah mich um, wie der Patriarch ſagt, unter den Töchtern des Landes, ſie ſind Alle ſo, wie ſie Alle ſind! In dem ſchönſten Mädchenherzen fand ich immer noch, wie in dem ſchönſten Bernſteine oder in gewiſſen lautern Edelſteinen, ein Moosgeflecht, eine Mücke oder dergleichen inwohnen. Sie haben mich lange Zeit flatterhaft genannt, aber ich flatterte nur von einer Blume zur andern, um eine Blume zu ſuchen, die nicht blos den Schmetterlingen zu Liebe Blume ſein will; eine Blume, die auch Blume bliebe, wenn ſie nicht in der Schweſtern bunter Schaar ſich ſchaukelte, und mit den Lüften buhlt, und mit den Faltern kokettirt.

Ich habe im vorigen Winter viel Redens und Erzählens gehört von einer gewiſſen Güldane von Trentheim; einige Freunde wollten mich in's Haus der alten Trentheim einführen, allein ich lehnte es ab. Du weißt, Saldern, ich hege großes Mißtrauen gegen Mädchen, von denen viel geſprochen wird, gleichviel, ob Gutes oder Schlechtes.

In Mädchenherzen, die viel belagert werden, wenn ſie ſich auch tapfer halten und dem Feinde widerſtehen, möchte ich nicht einziehen, denn wer weiß, wie ſie unterminirt worden ſind, von zündbarem Pulver, das nur auf den Funken wartet, von gleißenden Grundſätzen, welche die Mauern untergraben und unterhöhlt haben.

Ich hörte, ſie ſoll einige Male in Geſellſchaft ſehr viel Gutes über mich geſprochen haben. Es galt mir gleich. Die Frauen reden Gutes von uns, wenn wir ſchöne Knöpfe zur Livree geben, und ſie reden Schlechtes von uns, wenn ihnen unſer Spazierſtock nicht gefällt.

Bei Baron Schilcher war im vorigen Karneval ein dejeûner dinatoire, da ſah ich Güldane einen Augenblick im Boudoir der Baroneſſe. Ich geſtand mir, daß ſie ſchön, ſehr ſchön ſei, wir wechſelten einige unbedeutende Worte mit einander. Sie ließ mich ganz kalt, das mag wohl von dem Mißtrauen kommen, mit welchem ich alle ausgezeichneten Schönheiten betrachte. Sie war ſehr geputzt: „ſo viele Hüllen zeigen auf Verhülltes.“

Darüber ſind mehrere Monate vergangen; der epikuräiſche Liebesheld und Liebesläſterer Moritz brachte den Namen Güldane wieder in meine Erinnerung; ſeine Couſine Aliſe lebt bei ihr auf ihrem Landhauſe Schattenſee, und da will er denn hin, er will, wie er ſagt, ſich in den offenen Rachen der Gefahr köpflings hineinſtürzen und mit einem Salto mortale unbeſchädigt wieder herauskommen. Glück auf!

So kam es, daß von dieſer Güldane wieder die Rede war, und einige Briefe Aliſe's an Moritz, welche mir Letzterer mittheilte, nannte dieſen Namen unter einem ſolchen Gemiſch von ſonderbaren Erwähnungen, daß ich faſt Neugier bekam, dieſes Amphibion, welches beidlebig iſt, und gleichzeitig eine edlere, beſſere Natur und eine frivole Welteitelkeit in ſich nährt und herum trägt, kennen zu lernen.

Können ſolche zwei Elemente lange Zeit in der Bruſt eines weiblichen Weſens zuſammen regieren, ohne daß eines derſelben am Ende ſchimpflich reſignirt und das andere eine tyranniſche Alleinherrſchaft ausübt? Und welches Element ſiegt dann ob? O, die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!

Doch höre weiter.

An einem der heiterſten Junitage machte ich einen kleinen Ausflug in die Ruinen Thebens, unweit Preßburg.

Es war ein rechter milder Liebesmorgen. In den Zweigen hingen luſtige Träume auf güldenen Sonnenſtäubchen, die laue Luft ſpielte mit einem herunterregnenden Blüthenmeer, aus den Blumen und Kelchen zogen Perlen und Geſtalten und Lieder berauſcht und berauſchend auf, und flogen in den Aether, und an dem Balſamhauch der paradieſiſchen Natur öffnete ſich mein Herz der ſeligen Selbſtvergeſſenheit und den Träumen der Vergangenheit und Zukunft.

Da wurde ich von einer Gruppe Spaziergänger aufgeſchreckt, es war eine Gruppe Naturtrinker und dabei — Güldane.

Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon einmal von einem gewiſſen Dreſen geſprochen habe. Er iſt ein alter Haudegen, ehemals Kapitän, eine gute ehrliche Haut, denn das ſind die meiſten Menſchen; die Haut iſt immer ehrlich, was aber tiefer iſt, unter der Haut, das iſt freilich oft anders. Kurz, der alte Dreſen, den ich von Karlsbad aus kenne, hat mich ſehr in Schutz genommen; ein fideles, luſtiges Blut, paſſirt er ſo unter den Beſſern, und mag es leicht auch ſein. Denke Dir, dieſer Dreſen iſt Güldanen's Onkel, ſo zu ſagen Herr und Gebieter auf Schattenſee, und iſt das unſchuldige Waiſenkind, welches einſt das große Loos für Güldanen's Herzglück ziehen ſoll.

Ich geſtehe Dir offen, lieber Saldern, daß ich ſehr überraſcht war, und alle meine Faſſung zuſammennehmen mußte, damit ſie an Dreſens Einladung, den Tag mit ihnen zuſammen zuzubringen, nicht ganz in Trümmern ging.

Adolf an Saldern.

Brühl.

Wir mußten vor einem ausbrechenden Ungewitter in der Uferhütte Schutz ſuchen. Güldane fürchtete ſich kindiſch vor

Blitz und Donner, und ich überwältigte meine gewöhnliche Schweigſeligkeit, um die Geſellſchaft durch verſchiedene Dinge und Bemerkungen zu zerſtreuen, und Güldane von dem Gedanken an das Ungewitter abzubringen.

Glaubſt Du nicht, lieber Saldern, daß es Liebesableiter geben kann wie Blitzableiter? Ich meine nicht jene Liebesableiter, die man in dem Verſtande zu finden hofft; wenn in einem menſchlichen Herzen Liebe und Verſtand, dieſes unzuſammenpaſſende Ehepaar, zanken, ſo geht es wie bei jedem Eheſtreit, die Frau hat das letzte Wort und behält immer Recht. Wer eine Liebesglut mit Vernunftgründen löſchen will, der wird ſo lange zu löſchen haben, bis die Glut von ſelbſt erliſcht, und dann kann er ſich einreden, die Vernunft habe es bewerkſtelligt. Allein es gibt einen andern Liebesableiter, wenn man ſich nämlich feſt einbildet, man liebt einen andern Gegenſtand, und glaube mir, man kann das.

Ich fürchtete, Güldane könnte mir gefährlich werden, ich fürchtete es, denn da der Ruf ſie für eben ſo welteitel, als ſchön hält, ſo wäre es mir nach meinen Begriffen von dem alleinbeglückenden Stillhimmel des weiblichen Gemüthes ein Entſetzen, ein Frauenzimmer zu lieben, welches zuerſt die Welt, dann ſich, dann die Welt in ſich und dann ſich in der Welt liebt, und dann erſt vielleicht mit ihrem Herzen einen Pact abſchließt, wie hoch und wie tief und wie ſtark oder ſchwach es lieben darf, um all die Sichliebe und Weltliebe nicht zu verkürzen.

Eine Freundin Güldanen's, Aliſe, Couſine des humoriſtiſchen Liebesläſterer Moritz, war mit ihr. Eines jener Weſen, welche durch zurückgezogenes, in ſich zurückkehrendes Gefühlsleben immer von großem Intereſſe für mich waren. Dieſe Aliſe ernannte ich ſogleich in meinen Gedanken zu dem Liebesableiter, wenn etwa Güldane mehr Eindruck auf mich machen ſollte, als mir wünſchenswerth ſchien. Was mich aber am meiſten bewog, meine Aufmerkſamkeit der allerdings liebenswürdigen Aliſe zuzuwenden, war der Gedanke, daß Güldane gewiß gewöhnt iſt, in allen Geſellſchaften vorzugsweiſe nur ſich gehuldigt zu ſehen, eine Thatſache, die bei der Oberflächlichkeit unſerer jungen Männer und bei ihrer frivolen Anbetung jeder ſchönen Aeußerlichkeit mich nicht Wunder nimmt. Der Gedanke, Güldane könnte ihrer Eitelkeit einen neuen Feſtſchmaus geben, wenn auch ich wie jene Thoren, welche mit fadem Geſumſe die Honigſcheibe: Schönheit, umkreiſen und umſchwirren, um ſie ſchwärmte, ſtieß mich von ihr ab, und ich widmete meine Zeit lieber der einfachen, gemüthvollern Aliſe.

Ein Herr von Schwarzdorn gehört auch zur nähern Umgebung Güldanen's, er war mit und zeichnete ſich durch nichts, als durch ſeine koloſſale Fadheit und klaſſiſche Abgeſchmacktheit aus. Aus den kontrollirenden Blicken, die er abwechſelnd auf mir und auf Güldanen herumſpazieren ließ, glaubte ich den Schluß ziehen zu können, daß dieſes Murmelthier, zu welchem die Schöpfung ſagte: „Verſuche und ſei ein Menſch!“ *eiferſüchtig* war! Ob auf Güldane oder Aliſe, weiß ich nicht, denn er hatte nicht die entfernteſte Veranlaſſung zu beiden.

Da, lieber Salvern, hatte ich wieder Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, welche die geiſtige Ueberlegenheit des weiblichen Geſchlechtes über die Männer beurkundet.

Wenn ein Frauenzimmer Urſache zu haben glaubt, eine Rivalin neben ſich in der Geſellſchaft, wo auch ihr Geliebter ſich befindet, zu haben, ſo tritt es augenblicklich in offenen Kampf mit dieſer vermeinten Nebenbuhlerin. Alle Reize werden aufgeboten, alle Liebenswürdigkeit in's Vordertreffen geſtellt, jede Gabe des Geiſtes, der Beredſamkeit, des Witzes wird in Eilmärſchen zu Hilfe gerufen, offener Angriff, Hinterliſt, alle Kriegsmittel werden in Bewegung geſetzt, um zu *ſiegen*, um in den Augen des Geliebten als Siegerin über körperliche und geiſtige Vorzüge der bekämpften Rivalin dazuſtehen.

Wie benehmen wir Männer uns dagegen, wenn wir in Geſellſchaft unſeres geliebten Gegenſtandes eine Anwandlung von Eiferſucht verſpüren? Anſtatt in einen Kampf mit demjenigen einzugehen, von dem wir glauben, er entwende uns das Herz unſerer Geliebten, anſtatt die blanken, blitzenden Waffen der Liebenswürdigkeit, der bezaubernden Unterhaltungsgabe, des blendenden Witzes und das ganze Arſenal der Liebe in Bewegung zu ſetzen, um den Nebenbuhler zu verdunkeln, um ihn in's Gedränge zu bringen, beſiegt und überwunden erſcheinen zu laſſen, anſtatt deſſen benehmen wir uns in dieſen Momenten der Eiferſucht gerade ſo, um unſerm Gegner ſeinen Sieg zu erleichtern, ja oft ihn erſt zu dem ganzen Siegesplan anzuſpornen. In ſolchen Momenten ziehen wir uns wie ein Knäuel in uns zurück, ballen uns zuſammen wie ein Stacheligel, runzeln die Stirne, rollen mit den Augen, zucken mit den Lippen, ſind ſtumm und brummig, kauern uns in einen Winkel und geberden uns auf eine höchſt alberne Weiſe. Ein Eiferſüchtiger, welcher tobt und raſ't, kann noch Intereſſe erregen, aber ein Eiferſüchtiger, welcher brummt und Geſichter ſchneidet, der wird in den Augen der Geliebten abgeſchmackt.

Wie abgeſchmackt nun ein Menſch, wie dieſer Schwarzdorn, dieſes Modell der Abgeſchmacktheit, iſt, wenn er den „eiferſüchtigen Brummbären" ſpielt, kannſt Du Dir denken. Güldane behandelt ihn auch ſo, wie man ein ſchwächliches Kind behandelt, ſie hat Nachſicht mit ihm, obſchon ſie ſich heimlich über ihn beluſtigt.

Es iſt allen Frauenzimmern recht, angebetet zu werden, von wem, das gilt ihnen im Grunde nicht gleich, allein es iſt ihnen von Niemand unangenehm, und ſo ergötzt dieſer

Ritter von der zuſammengeknickten Geſtalt ſie dennoch, und ſie duldet ihn, glaub' ich, als ein lebendiges Portemanteaux und Porteumſchlagtuch.

Onkel Dreſen und die alte Trentheim luden mich auf das Dringendſte ein, bald und oft nach Schattenſee zu kommen, und wenn mich Güldane auch dazu aufgefordert hätte, ſo wäre ich gewiß — nicht gekommen. Allein ſie ſagte kein Wort, und als Onkel Dreſen ſagte: „Nicht wahr, Nichtchen, es iſt allerliebſt in Schattenſee?“ und ſie ohne Anſtand ein einladendes Wort hätte hinzufügen können, erwiederte ſie nichts als: „Wir finden es wenigſtens ſo.“

Dieſer Stolz, oder dieſe Kälte, oder dieſe Berechnung pikirte mich, und ſo verſprach ich, oft und bald zu kommen.

Ich ſehe Dich lächeln, Salvern, Du meinſt gewiß, ich würde da für mein Herz Beſchäftigung finden? Ich wollte, es wäre ſo, allein ich zweifle, da ich von je mehr die beſcheidenen, duftigen Blümchen im Thalgrunde ſuchte und liebte, als die Prachtblumen und Farbenköniginnen auf der in die weite offene Welt hinausleuchtenden Bergterraſſe.

Leb' wohl, in acht oder zehn Tagen mache ich meinen Ausflug nach Schattenſee; Bücher, Album, Fragmenttaſche u. ſ. w. gehen mit, da ich Onkel Dreſen verſprach, einige Tage dort zu bleiben, und ich meine Arbeiten nicht gerne unterbreche.

Bete ein inbrünſtiges Stoßgebet für mein Herz, welches ſich offenen Auges dem leibhaften Amorſeibeiuns in den Rachen ſtürzt. Adieu. Bald ein Ferneres!

Aliſe an Moritz.

Schattenſee.

Ich habe die Ehre, Dir in meiner Perſon eine abgeſetzte Dichterflamme zu präſentiren! Ich war acht Tage lang der alleinige Gegenſtand von Alfred's Aufmerkſamkeit, allein ich verhehlte mir keinen Augenblick, daß mir Alfred bloß die Auszeichnung zudachte, mich zur Palette ſeiner poetiſchen Farben zu machen, um ſie von da auf Güldane überzutragen.

Der Roman iſt im vollen Gange, ich möchte dieſe Herzensangelegenheit zwiſchen Alfred und Güldane gerne mit einem andern Namen benennen, allein da ich Güldane kenne, ſo weiß ich, daß nichts ihr Herz beſchäftigt, und daß blos ihre Phantaſie und ihre Eitelkeit beſchäftigt ſein will.

Der Herr Poet iſt zu uns eingezogen, wollte acht Tage bleiben, indeß ſind Seine Parnaßgeboren ſchon einige Wochen hier. Mit ihm iſt Blüthenſtaub und Sonnenſtrahl, und Nachtigallenſchlag und Blumenſage und Quellgemurmel in Güldanen's Phantaſie eingezogen, kurz, ſie gefällt ſich nun ganz vorzüglich in der Tracht einer Dichtergeliebten.

Es iſt für einige Zeit kein übles Koſtüm! So mit Sonetten in den fliegenden Locken, mit Madrigals vor dem Buſen, in einer Mantille von Canzonen und Liedern herum zu wandeln; mag für den Moment einer Amormaskerade nicht übel ſtehen.

Auch glaube ich, Güldane iſt jetzt durch und durch überzeugt, ſie liebe Alfred. Allein es iſt nichts als die Nothwendigkeit, angenehm beſchäftigt zu ſein, die ſie in dieſe Empfindung hineinſtrickt. Sie iſt weit entfernt, aus Eitelkeit oder aus Koketterie Alfred in Feſſeln zu legen, dazu iſt bei all ihrem oberflächlichen Weltſinn ihr Herz zu lauter, zu rein. Allein die Neuheit des Verhältniſſes, die Heimlichkeit deſſelben, die unausgeſprochene bildliche Duft- und Blüthenkorreſpondenz zwiſchen ihnen, die immerwährende Bewegung, welche ihr Geiſt und ihre Einbildung in den poetiſchen Zeichendeutereien und halbentknospten Räthſeln in Alfred's Sinn und Weſen erhält, alles das vollendet die Art von Bezauberung, welcher der Umgang mit Alfred auf ſie ausübt.

Allein in dieſem Stillhimmel ſteigen ſchon nach und nach kleine Wölkchen auf, die freilich jetzt noch als weiße, unſchuldige Lämmchen herumſpazieren, die aber, wenn mich nicht Alles trügt, bald zu Drachen und Rachen ſich verwandeln könnten, um alle Blumen aus Armiden's Zaubergarten und ihren Rinald dazu zu verſchlingen.

Herr von Schwarzdorn iſt der Krampus, welcher mit ſeinen dürren Proſaklauen in den mit goldenen Bäumen bepflanzten Weihnachtstiſch der kindiſch ſpielenden Güldane eingreift.

Schwarzdorn, der zu ſeiner koloſſalen Dummheit und Abgeſchmacktheit die lächerliche Prätenſion hat, als eine Art von Courmacher zu figuriren, iſt — eiferſüchtig! Es iſt komiſch, allein es iſt ſo! Er macht, ſeitdem Alfred hier iſt, Verſuche, amuſant und geiſtreich zu ſein! Es iſt zum Todtlachen!

Da Alles nichts nützt und keine Seele von ihm Notiz nimmt, ſo ſpielt er den Robert im „Fridolin“ beim alten Dreſen.

— „Und ſtreuet ihm in's Herz des Argwohns Samen.“ Es iſt gut, daß kein Eiſenhammer in der Nähe iſt, ſonſt würde ich anfangen für den poetiſchen Fridolin zu zittern.

Der alte Dreſen hat, wie ich Dir ſchon einmal bemerkte, große Pläne mit Güldane. Es iſt ſo ein Onkel, wie die Onkel und Väter größtentheils ſind. Er zählt zu ſeinen Vermögensumſtänden auch Güldane, und ſpekulirt auf ſie, wie viel Einfluß ſie, ihre Schönheit, ihre Anmuth, wohl auf die ökonomiſche Verbeſſerung der Dreſen'ſchen und Trentheim'ſchen Familiengüter haben könnte oder ſollte. Güldane dürfte nicht die erſte ſchöne Tochter ſein, welche mit ihrer Perſon die ſchlechten Güterwirthſchaftsrechnungen von fünfzig Jahren ausgleichen müßte.

Daß zu einer ſolchen Ausgleichung ein Poet, und wenn er die ſchönſten Majoratsgüter auf dem Parnaß beſäße, nicht der erwartete Meſſias iſt, weiß auch Güldane ſehr gut, eben ſo gut, als ſie weiß, daß die Herren Poeten alle lange Moderechnungen, Schneidercontos, Ballanzüge und andere Dinge, welche bei ihr als die unentbehrlichſten Dinge in der Welt erſcheinen, nicht mit jenem Golde bezahlen können, welches ihre Aurora im Munde führt.

Dreſen hat zuweilen Launen gegen Alfred, und dieſer wird gewiß bald Schattenſee verlaſſen.

Wir waren dieſer Tage einmal Alle auf eine längere Spazierparthie, die den ganzen Tag dauerte, bei einer benachbarten adeligen Familie eingeladen. Alfred war ſehr heiter und geſprächig, und es machte einen ſehr auffallenden Kontraſt, ihn neben Schwarzdorn zu hören, der immer alte Geſchichten erzählte und immer anfing: „ich habe gehört,“ oder „ich habe mir ſagen laſſen,“ oder „ich habe geleſen.“ Dagegen hieß es bei Alfred immer: „als ich in B. oder P. oder L. war,“ oder: „einmal begegnete mir,“ oder: „ich ſagte einmal.“ Dieſe Lebendigkeit der Erzählung, in welcher die Handlung immer von ihm ſelbſt ausging, hat einen beſondern Reiz.

Güldane war auch inniger, gemüthlicher geſtimmt, denn je, und ſie war immer um zehn Schritte mit Alfred von der Geſellſchaft voraus, und Schwarzdorn ſegelte mit einer Miene hinterher, als ob er Sodbrennen hätte.

Ein herabhängender Baumzweig entführte Güldanen eine kleine Bandſchleife, die ſie oben im Haare hatte, Alfred machte ſie vom Zweige los, und anſtatt ſie Güldanen zurückzugeben, warf er ſie in ſeinen Hut, den er in der Hand trug, und nach einiger Zeit ſchob er ſie in ſeine Bruſttaſche. Güldane ließ es gewähren. Allein Schwarzdorn hatte den alten Dreſen auf dieſes Manöver aufmerkſam gemacht, und dieſer ließ nun den ganzen Tag ſeine üble Laune an Güldane aus, und als wir Abends in Schattenſee zurück waren, ſagte er ganz pikirt: „Du haſt Dich heute ſo beſonders gut unterhalten, daß Du gar nicht bemerkſt, daß Herr Alfred Deine Schleife noch hat;" damit ging er, nachdem er noch einen ſonderbaren Blick auf Alfred warf. Dieſer ſagte nichts, und Güldane wurde über und über roth. Am andern Morgen ſah ich die Schleife wieder in Güldanen's Haar, und in ihrer Toilette-Schatulle fand ich Nachmittags einen kleinen Vers von Alfred's Hand, mit den Worten:

„Süßer Morgen, bitt'rer Abend,
Schmerzbewegt und dennoch labend!"

Alfred warf heute bei Tiſche hin, daß er morgen Schattenſee verlaſſe. Dreſen, der ſich an ſeine Geſellſchaft gewöhnte, und bei dem der Eindruck von jenem Abend ſchon verlöſcht war, wollte ihn zurückhalten. Ich ſah in dem Spiegel, der ſeitwärts vom Tiſche hing, wie Güldane Alfred's Entſchluß, abzureiſen, leiſe mit einem Kopfneigen bejahte.

So wird denn eine kleine Pauſe eintreten, eine kleine nur, denn Alfred mußte Dreſen ſein Wort geben, bald wieder zu kommen.

Ob ihre Liebe ſchon zu „Worten" gediehen iſt? Zu ſchriftlichen gewiß. Ich muß Alles wiſſen, dann ſchreib' ich Dir wieder. Adieu!

Aliſe an Moritz.

Acht Monate ſpäter.

Wien.

Du beſtürmſt mich, Dir weiter zu erzählen, wie es mit Alfred und Güldane geworden iſt. Daß Du jetzt in Deinem kalten Berlin noch Theil an unſern ſüdlichen Liebesintriguen nimmſt, wundert mich.

So ſind die Männer; um andere Herzen bekümmern ſie ſich in der weiteſten Ferne, um die nächſten Herzen, um die eigenen bekümmern ſie ſich ſehr wenig!

Seit der Zeit, als ich Dir vor acht Monaten den letzten Brief aus Schattenſee ſchrieb, iſt eine Welt von Begebenheiten zwiſchen Alfred und Güldane vorgegangen. „Eine

Welt!“ ſo nennen die Liebenden ein „gewöhnliches, fades Gewirr mit alltäglichem Ausgang,“ ſo nennen es alle andern vernünftigen Menſchen. Alfred liebte Güldane, d. h. er glaubte ſie zu lieben, denn ſeine poetiſche kalte Küche reichte nicht mehr aus; er mußte einen Rechaud haben, einen romantiſchen Sparoſen. Es iſt nicht immer thunlich, ſeine Seufzer an Sonnenſtäubchen aufzuhängen, ſeine Verſe an Strahlenfäden anzureihen und ſeine poetiſchen Gebilde wie Alterweiber-Sommerfäden ohne Anhaltspunkt in den Lüften herumziehen zu laſſen. Und ſo ſcheint mir, hat Alfred die Nothwendigkeit empfunden, eine Gold- und Silbergaze zu haben, und ſeine dichteriſchen Blumen und Bilder darauf einzuſticken.

Güldane, ihrerſeits, gefiel ſich auch in der poetiſchen Toilette, doch nur als Negligée, als Hauskleid; aber nicht, um damit in die Welt zu treten. Denn bei all' ihrer Mondſcheinduſtigkeit, bei all' ihrer blaßthümlichen Romantik iſt das, was man „Welt“ im allerproſaiſchſten Sinne des Wortes nennt, ihr höchſtes Ideal! Sie liebt die Poeſie ungemein, aber à la camera; eine marchande de modes aber ſteht ihr auf der Weſenleiter auf der oberſten Sproſſe.

Nie wird ſich dieſer Widerſtreit eines ſchönen edlen Naturels mit der faſt dämoniſchen Gewalt, welche der Flitter und Flatter, der leere Flimmer des Weltlebens und des großen Geräuſches über ſie ausüben, auf eine freundliche

Weiſe löſen, und ich fürchte, ſie wird erwachen, gräßlich erwachen, aber — zu ſpät!

Die „große Welt“ iſt undankbar, ſie geht am grauſamſten mit denen um, die ſich ihr opfern; die „Geſellſchaft“ iſt wie eine Harpye, ſie genießt ihre Beute am liebſten, wenn ſie ſie erſt mit Schmutz und Geifer bedeckt hat.

Wie oft, wie eindringend, wie glühend und begeiſternd ſprach nicht Alfred in ihrer Gegenwart davon, daß nur die Zurückgezogenheit die Würde und den Reiz des weiblichen Weſens ausmachen, daß jungfräuliche Tugend und Anmuth nur unter dem Glasſturze der häuslichen Laren gedeihen könne u. ſ. w. Nach ſolchen Momenten war Güldane im Stande, zwei Tage nicht in Geſellſchaft zu gehen, und ſogar einen Hausball auszuſchlagen. Allein weiter reichte ihr Heroismus nicht! Sie muß der Gewalt eines böſen Zauberers unterliegen, denn obwohl ihre ſchöne Empfindung, ja ihr Bewußtſein ihr die Leerheit und Nichtigkeit dieſes Treibens klar macht, wird ſie dennoch faſt auf eine unheimliche Weiſe davon erfaßt, und wie von einem böſen Hexenwirbel hineingezogen und herumgekräuſelt in den Windkreiſen der Luftgeiſter, Cotterien und Societäten.

Alfred erkennt es nach und nach, daß es eine Unmöglichkeit iſt, dieſe ſchöne Individualität, dieſes an und für ſich reine und zarte Herz aus dieſem Zauber zu erlöſen. Es macht ihn ſehr betrübt, und oft hat er, in Augenblicken, wo ſein Herz zu voll war, ſich in den wehmüthigſten Worten darüber zu mir ausgeſprochen.

Er kam ſeit jenem kleinen Zerwürfniſſe wenig mehr nach Schattenſee, allein er blieb mit Güldane in Verbindung.

Wenn Güldane wollte, wenn ſie einer dauernden, tiefen, wahrhaften Empfindung fähig wäre, ſie könnte mit Ausdauer alle Schwierigkeiten überwinden und an Alfred's Seite glücklich ſein. Allein dazu fehlt ihr — das Vertrauen zu ſich ſelbſt! Glanz und Schimmer, Geräuſch und Aufſehen üben eine ſolche verführeriſche Gewalt über ſie aus, daß ſie ſich den böſen Gewalten verſchreibt, wenn ſie auch weiß, daß ſie mit ihrer Perſon dafür bezahlen muß.

Ich bin überzeugt, ſie wird in ſpätern Tagen mit einer entſetzlichen Herz- und Gemüthsleere in die Szene ihrer Jugend zurückſehen, und auf den eingefallenen Hoffnungen und Regenbögen mit nagenden Gedanken herumwandeln.

In dieſen acht Monaten hat Alfred alle möglichen Verſuche gemacht, den beſſern Genius in ihr wach zu reden, wach zu ſchreiben, wach zu ſingen. Vergebens! Der Gedanke, ein Stillleben führen zu müſſen, ohne Flitter, ohne Prunk, ohne allgemeine Huldigung, dünkt ihr ſo gräßlich, daß ſie lieber ihr Herz opfert, ihre Liebe aufgiebt; und dennoch fühlt ſie das Schmerzliche davon, allein ſie kann nicht anders! Es iſt eine Fatums-Liebe. Es iſt ihr

Schickſal! Welttrieb heißt der Fluch, der über ihr ſchönes Haupt in den Lüften hängt.

Ich höre, Alfred geht nach Paris. Er ſoll ſehr ſchmerzlich angeregt ſein, und will durch Entfernung ſein Gefühl beſchwichtigen.

Glückliche Reiſe!

Wenn Du wieder kommſt, ſo findeſt Du eine Didone abandonnata, aber in Blumen und Ballkränzen und idealen Koſtümen, ſo was tröſtet uns arme Mädchen. Wir ſind doch die Zierden der Schöpfung. Leb' wohl!

Güldane an Aurelia.

Wien.

Mein Herz blutet. Alles iſt aus.

Alfred iſt fort.

Nun erſt empfinde ich, was er mir war. Wie öde und traurig iſt Alles um mich herum, ſeit ich ihn hier nicht weiß! Obſchon ich ihn faſt nie ſprach, ſo war es mir doch die angenehmſte Empfindung, von ſeiner Nähe zu träumen. Jetzt erſt ſteigen alle ſchönen Minuten, die mir ſeine Gegenwart verſchaffte, aus dem Boden der Erinnerung auf, und umgaukeln mich mit ihren goldenen Schwingen, und mitten durchtönt ein trauriges „Lebewohl!“ welches er mir mit inigen kalten Worten zuſendete.

Glaube mir, Aurelia, für mich blüht keine Freude mehr; er war der Einzige, welcher mein Herz anzuregen wußte, er lernte es zuerſt athmen, lallen, ſprechen, empfinden, glücklich — und unglücklich ſein.

Nichts hat mehr Reiz für mich, farblos und ohne Inhalt liegt das Leben vor mir; farblos und ohne Inhalt liegt die Welt um mich; die Vergangenheit allein iſt roſig, die Gegenwart grau und die Zukunft düſter und ſchwarz. Nichts hat Intereſſe für mich, bedeutungslos liegt das Schickſal vor mir, es kann mir nichts mehr geben, es kann mir nichts mehr nehmen.

O komme zu mir, liebe Aurelia! an Deiner Bruſt will ich meine heißen Thränen ausweinen.

Apropos! Wenn Du zu meinem Schneider kömmſt, ſo ſage ihm ja, daß er die Ermel an meinem Roſakleid eng anliegend macht, und mir Goldſchnüre an den Bournus ſetze, Goldſchnüre mit Roſa-Chenille, ſo eine hat die Fliederndorf, ſo eine muß auch ich haben.

Leb' wohl, Deine unglückliche

Güldane.

Alfred an Saldern.

Zwei Jahre ſpäter.

Paris.

Zwei Jahre ſind es, daß ich mich — ertränkt habe. Ja, ertränkt. Mit einer tiefen Empfindung im Herzen nach Paris gehen, iſt ein Selbſtmord, heißt ſich ertränken, heißt ſich hineinſtürzen in die leere, brauſende, rauchende, ſchäumende Fluth — und untergehen!

Allein ſo wie die Fluth keinen Leichnam duldet, und ihn zurückſchlägt und auswirft an's Ufer, ſo duldet der Strudel Paris nur jene Menſchen in ſich, die leben, die ſchwimmen oder rudern, mit oder gegen ſeine Wogen treiben, einen todten Körper hingegen, todt gegen ihr eigentliches Element, den wirft dieſe hochgehende See verächtlich und zurückſtoßend aus.

Mich ſchleudert der Pariſer große Weltſtrudel ſtets wieder zurück an's Ufer einer traurigen Einſamkeit. Die Welt und alle Intereſſen des hieſigen Lebens ſind wie flüſſige Eſſenzen, ſie ſind ſo künſtlich zuſammengeſetzt und verbunden, daß ſie bei jedem Verſuche, ſie zu zerſetzen, ſich ganz verflüchtigen.

Die Zeit, ſagt man, iſt die Tröſterin des Herzens, es iſt nicht wahr, ſie iſt blos der Schlaftrunk des Herzens, aber bei dem leiſeſten Geräuſch, bei der leiſeſten Erinnerung erwacht es, und liebt und leidet wie zuvor.

Denke Dir! Vorgeſtern beſuchte ich die große Oper, und langweilte mich entſetzlich. Gedankenlos, gedankenvoll laſſe ich meine Blicke umherirren, und erblicke in einer Loge mir gegenüber — Güldane! Neben ihr der alte Dreſen und eine ältliche Frau, nicht ihre Mutter, wahrſcheinlich eine Begleiterin. Wo waren in dieſem Augenblicke die zwei Jahre hingekommen, in welchen ich ſie nicht ſah? Sie ſchrumpften in dieſem Augenblick zuſammen, als ob ſie nie geweſen wären, und dieſer eine Augenblick ging wie ein Auferſtehungs-Engel über den Friedhof in meinem Herzen, und aus den Gräbern der Erinnerung ſtiegen alle Minuten, alle Szenen, alle Süßigkeiten und alle Innigkeiten der Vergangenheit auf, und hielten einen jubelnden, ſingenden, blüthenreichen Feſt-Umzug in meiner Bruſt.

Der erſte Moment, in dem ich ſie ſah, das ganze Werden und Keimen der Liebe, die Innigkeit der Begegnung, die Träumereien der Hoffnung, die Angſt des Fürchtens, die Bitterkeiten der Zerwürfniſſe, die Pein des Scheidens, das unnennbare Weh des Fernſeins, die Entzückung des Wiederanblicks, alles das war in namenloſem Reiz durcheinander geſchlungen, und verdeckte mit ſeinem Zauberteppich die Scheidewand von zwei Jahren.

Ich empfand, daß ich nie aufgehört hatte, ſie zu lieben!

O, man glaube ja nicht, daß die echte, wahre Liebe je ſterben könne im menſchlichen Herzen. Sie liegt oft ſcheintodt da, bedeckt mit Cypreſſenzweigen und Todtenblumen und Windenblättern, aber ein Hauch, ein Strahl, ein Lispeln aus der Zeit der glücklichen Liebe, aus den Augenblicken der Treue und Zärtlichkeit, und die Scheintodte ſteht auf und umfaßt uns mit tieferer Innigkeit, mit geiſtigerer Allgewalt.

Ich empfand Alles in dieſem Augenblicke. Mein Auge ruhte lange auf ihrer ſchönen Geſtalt. Sie ſah etwas leidender aus und ſchmächtiger. Ihr ſüßes Antlitz ſchien von einem Gedanken überflogen, welcher Wolkentheile mit ſich führt.

Man iſt und bleibt all' ſein Lebtag ein Kind! Kannſt Du glauben, daß ich nach einem kleinen Angedenken von mir forſchte, welches ſie ſonſt bei allem andern Schmuck ſtets trug, und daß ich recht innig böſe war, daß ſie es jetzt nicht um hatte, vergeſſend, daß zwei Jahre und eine lange Trennung zwiſchen uns lag.

Nach einigen Minuten erhob ſie ihr ſanftes geſenktes Auge, und — ſie erblickte mich! Offenbar erſchüttert, ließ ſie ihren ſeelenvollen Blick — auch er war ein Erinnerungsſtrahl aus dem verlornen Paradieſe unſerer Liebe — auf mir ruhen, und neigte dann das ſchöne Haupt abſeits.

Mich aber trieb es fort, und ich irrte die ganze Nacht in den Straßen von Paris umher.

Was ſoll daraus werden, Saldern? Ich entfliehe nach England. —

Güldane an Aurelia.

Paris.

Er iſt hier.

Wer? Kannſt Du noch fragen?

Alfred iſt hier.

Nein, Alfred! nie hab' ich aufgehört, Dich zu lieben, nie, nie! Allein ich mußte entſagen.

Zu dem Schmerz, ihm entſagen zu müſſen, liebſte Aurelia, eint ſich der, mich von ihm verkannt, unrecht beurtheilt, vielleicht — verdammt zu wiſſen.

Er ſchilt mich eitel, weltliebend, befangen vom Zauber des großen, geräuſchvollen Lebens. Es iſt wahr, der Schein iſt gegen mich, allein Du kennſt mein Inneres. Wie gerne würde ich an der Seite eines Mannes, den ich lieben und ſchätzen kann, ein ſtilles Leben führen! Wenn es mir gegönnt geweſen wäre, dem Gefühle meines Herzens nach, mich zu verbinden, wie gerne würde ich der großen Welt ein Lebewohl geſagt, und ihr alle nichtigen Freuden nachgeworfen haben.

Allein, ich mußte mein Herz opfern, mein Glück hingeben, den rothen, friſchen blühenden Liebes- und Lebenskranz von der beglückten Schläfe nehmen, und ihn weihen den finſtern Mächten, den dürren, blutloſen, farbloſen Armen der — Verhältniſſe. —

Ich wollte mich betäuben. In eine Umgebung gebannt, die ich lieben muß, ohne ſie achten zu können; von früheſter Jugend auf an einen Umgang gefeſſelt, in dem kein Funke von Erhebung, keine Ahnung von des Lebens Weihe und Werth, von dem Werth höherer und edlerer Empfindungen rege iſt, noch war, hat blos ein gütiger Schutzgeiſt, der Segen des Himmels mich bewahrt, daß ich nicht auch wurde eine Menſchenmaſchine, ein Ding ohne Erkenntniß der beſſern Lebensgüter, ohne Glaube an Liebe, an Treue, an Größe und an jede höhere Regung der Seele und des Geiſtes.

So, mit klarem Bewußtſein die Oede um mich herum erkennend, machte die Bekanntſchaft mit Alfred einen deſto größern Eindruck auf mich, als er der Einzige und Erſte war, welcher die ſtillen Einwohner meines Herzens, Innigkeit und Liebe, in meinem Weſen erkannte, und welcher es zuerſt verſtand, dieſe, durch eine gehaltloſe Umgebung in die letzte Halle meines Herzens zurückgeſchreckten Gefühle und Erkenntniſſe hervorzurufen aus ihrer Einſchüchterung, und ſie an's volle Licht zu befördern.

Ich will die ganze Lebensgeſchichte meiner Kämpfe gegen Gemeinheit, Roheit, Unwürdigkeit und Zutäppigkeit übergehen, Du weißt, ich entſagte, ich riß das Einzige, was mir bis jetzt wünſchenswerth und theuer im Leben war, aus dem Herzen, und wofür?

Laß mich ſchweigen! Es iſt das Gräßlichſte im Leben, Menſchen verehren zu müſſen, gegen welche ſich unſere edelſten Erkenntniſſe, unſere zarteſte Empfindungen auf das Entſchiedenſte ſträuben. —

Genug davon! Die Erinnerung daran brennt einen rothen Fleck in mein Gehirn.

Ich gab das Höchſte meines Lebens hin, und fand zunächſt bei mir und um mich nichts, ſo ganz und gar nichts, was mir Entſchädigung, Troſt, Erſatz leiſten konnte; in dieſer fürchterlichen Leere griff ich nach dem geſelligen Taumel, der ſich mir anbot, nicht um mich zu zerſtreuen, nicht um zu vergeſſen, und ſuchte darin nicht ſowohl Erſatz für Liebe, als Rettung vor dem Gedanken, für was ich dieſes Opfer brachte.

Niemand erkennt die Hohlheit und Nichtigkeit dieſer Geſellſchaften und Freuden inniger und lauterer, als ich, und oft im größten Strudel überfällt es mich plötzlich, wie Oede und Finſterniß.

Und er, er verkennt mich, und glaubt, daß mein Herz ſich wirklich laben und ergötzen könnte an dieſem jämmerlichen Flitter, an dieſen ſeelenloſen Alltagsgeſtalten.

Doch nein, liebe Aurelia, laß mich hoffen, daß er ſelbſt das nicht glaubt, daß er es ſich jedoch gerne glauben macht, um ſeinem Schmerz einige Linderung zu geben, es iſt auch eine Selbſttäuſchung von ihm, und ſie iſt im

Grunde nicht unedler und grauſamer gegen mich, als meine weltliche Selbſttäuſchung gegen ihn.

Denke Dir, er iſt hier, ich glaubte ihn in London, und ſah ihn geſtern in der Oper! Was ich empfand? Laß mich Dir nichts ſagen, als daß ich die ganze Nacht weinend auf meinem Sopha ſaß, und an ihn dachte.

Wie ſoll das enden? Leb' wohl!

Unter-Döblinger Novellen.

Auf's Land! Auf's Land!
In Sand! In Sand!
Iſt's auch ein Loch,
Natur iſt's doch!
Natur, Natur,
Du grüne Flur,
Die ſtets romantiſch iſt!
Sei's auch in Staub und Miſt!

1.

Jede Sache hat zwei Seiten

oder:

Man ſoll mit allen Frauenzimmern artig ſein.

„Pulvis et umbra sumus!“ ſo lautet die Deviſe des Döblinger Stadt-Wappens. Man leſe ja nicht: „pulvis et ambra sumus!“ Mit der Ambra-Sammlung hat's in Döbling nicht viel zu ſagen. So viel iſt gewiß, daß, wer in Döbling wohnt, in kurzer Zeit ein frommer Menſch wird.

Denn die erſte Pflicht eines Frommen iſt, ſtets daran zu denken, daß der Menſch aus Staub kam, Staub iſt und zum Staube zurückkehrt. Und man kann von Jedem, der Morgens von Döbling nach Wien und Abends zurückgeht, ſagen, daß er „aus Staub kömmt, Staub ißt und zum Staube zurückkehrt!“ Der Weg nach Döbling iſt der Weg zur Erbauung und wehmüthigſten Betrachtung. Wenn man die Döblingerinnen Abends mit ihrem Strickzeug ſpazieren gehen ſieht, ſo erkennt man die weiblichen Blumen an den Staub-Fäden. Unſtreitig wird Döbling durch ſeinen klaſſiſchen, echt antiken Staub noch der beſuchteſte Platz um Wien werden; denn wer viele Jahre hintereinander gewohnt iſt, Sommers in Döbling zu wohnen, der kehrt zuletzt gar nicht mehr nach Wien zurück, ſondern er bleibt gleich links vor der Linie, ein Mitbürger jener ſtillen Kolonie, die ſich aus dem Staub in den Staub gemacht hat, und welcher der Staub nichts mehr ſchadet, weil ſie den Athem beſtändig an ſich hält und jenen Staub nicht ſchluckt, den die humanen Quartiervermiether Döblings anſtatt der nöthigen Möbel in ihren „möblirten Quartieren“ ihren Partrien zur portofreien Verſchluckung mit verſchwenderiſcher Nächſtenliebe überlaſſen, und für welchen Staub ſie weder Chauſſee-Geld, noch Stiegen-Geld, noch Verzehrungs-Steuer eintreiben!

„Ach, auf's Land! auf's Land!“

Seit Stuwer die Erfindung ſeiner „Waſſerfeuerwerke" gemacht hat, in welchem das Feuer unter dem Waſſer brennt, hat man in Döbling auch ein „Waſſerſtaubwerk" entdeckt, und indem oben aufgeſpritzt wird, ſteigen aus dieſer ſublimen Waſſerdecke die ſchönſten Staub-Raketen, Staub-Räder, Staub-Schwärmer in die Höhe und bereiten das entzückende Schauſpiel der Chauſſee-Verfinſterung am hellſten Tage, ſo daß vor lauter Kunſt-Staub das Natur-Waſſer ſich zurückzieht und verſchwindet!

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

Staub vertritt auch in vielen Quartieren das Möbel, und die Worte: „Allhier iſt ein möblirtes Quartier," heißt oft: „Allhier iſt ein beſtaubtes Quartier" und allerdings vertritt der Staub das Möbel, z. B. den Schreibkaſten, denn man kann auf den Staub ſchreiben; oder auch die Vorhänge, denn es dringt durch dieſen Staub kein Sonnenſtrahl durch!

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

Ja, „das Land," mehr braucht man nicht! Da iſt ein möblirtes Quartier, der Tiſch hat drei Füße; „aber," ſo ſagt' ich, „der Tiſch hat ja nur drei Füße?" — „Ja, aber auf's Land nimmt man's nicht ſo genau!" — „Aber das Bett hat ja keine Einlegbretter?" — „Ach nein, aber auf's Land nimmt man's nicht ſo genau!" — „Aber in der Küche iſt ja der Herd gar nicht zu gebrauchen?" — „Ach nein, aber auf's Land thut er's ſchon!" — „Aber hier ſind ja weder Vorhänge, noch Läden, noch Jalouſieen?" — „Ach nein, aber auf's Land braucht man's nicht!" — „Aber hier iſt ja auch kein Schloß an der Thür?" — „Ach nein, aber auf's Land iſt's halt ſchon ſo!"

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

„Auf's Land" braucht der Tiſch nur drei Füße, und der Menſch vier Füße; „auf's Land" braucht die Thüre kein Schloß, aber die Lunge, damit man ſie gegen den Döblinger möblirten Staub zuſchließe! Ich wohne in „Unter-Döbling, hinter dem großen Staube!" Wenn der geneigte Leſer mir die Ehre ſeines Beſuches ſchenken will, ſo ſei er ſo gefällig, ſich gleich, wie er aus Wien kömmt, an den „großen Staub" zu halten, von da kömmt er in den „dicken Staub," ſo halte er ſich gerade aus und paſſire den „trockenen Staub," ſo lange bis er an den „naſſen Staub" kömmt, dann geh' er links, oder auch rechts, oder auch gerade aus in den „echten Döblinger gerebelten Staub," wenn er ſo eine Weile in dem „gerebelten Staub" fortgewandelt iſt, kömmt der „Döblinger Lokalſtaub," welchen die Staub-Eingebornen mit den Staub-Eingewanderten auf gleiche Rationen verzehren, wenn die Staub-Eingewanderten erſt an die Staub-Eingebornen eine Gratifikation für die Verpflegung und Unterhaltung dieſes Lokalſtaubes entrichtet haben; dann kömmt der Leſer bei dem „Nußwaldel" in den „vereinigten Staub" von Döbling, Heiligenſtadt und Unter-Döbling, und dann links, wo von beiden Seiten mehrere einzelne „Privat-Stäube" liegen, da findet er unter andern auch mich, da wo der Staub ein Ende hat! Der Leſer kann nicht fehlen!

„Ach, auf's Land! auf's Land!"

Es war an einem ſchönen Morgen als ich von Wien nach Unter-Döbling fuhr und meinen naſſen Schwamm, den ich auf dieſer Fahrt immer bei mir habe, mit nahm, und folgendes Vorgebet zum Himmel ſchickte: „Lieber Himmel, der Du mich erſt geſtern erretteteſt aus dem Döblinger Staub, bewahre mich bei meiner heutigen Fahrt vor einem dicken Herrn, der einſchläft und auf meine Schulter ſich bettet! Bewahre mich ferner vor einem Hund, der auf meinen Hühneraugen ein Klavierſtück à quatre mains ſpielt! Bewahre mich ferner vor einer Köchin, die zwei junge Ganſel, einen Kugelhupf und vier Bund Kohlrabi mitnimmt und meinen Schooß für einen Speiſekaſten anſieht! Bewahre mich ferner vor einer zärtlichen Mutter mit drei Wickelkindern, die ihre Beinchen an meinem weißen Pantalon abzappeln." Ich ſtieg ein, und meiner Maxime getreu, Niemanden zuerſt anzuſprechen, ſetzte ich mein Schweigen vom geſtrigen Stellwagen glücklich fort. Gegenüber ſaß ein Mann, der mehrere Büſchel Moratrettig in der Hand hielt, von welchen er nach einander immer einen melancholiſch aufzehrte. Neben mir ſaß ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, und da ich, wie geſagt, Niemanden anſpreche, ſo ſagte ich blos im Allgemeinen: „Guten Abend!“ Wenn ich in einem Geſellſchaftswagen „guten Abend!“ ſage, ſo weiß der Zuhörer ſelten, was ich geſagt habe, welche Sprache ich geſprochen habe und ob es überhaupt eine Sprache, ein Brummen, oder ein Summen oder ein Näſeln war.

Ich ſah meine Nachbarin von der Seite an, und — ſah ſie nicht wieder an. Ein garſtiges Maal zog ſich vom Ohr bis an's Kinn, und eine mit Seiden-Besđchen beſchattete Warze machte den Sockel zu dieſem Maal! Ich raffte mich in mich hinein, befahl meine Seele dem Staub und war vollkommen geſellſchaftsdicht. Die Stille im Wagen wurde nur zuweilen von dem eintönigen Rettig-Zermalmen des unermüdlichen Rettig-Vertilgers unterbrochen, und nur zuweilen ſagte meine Nachbarin: „Ach, der Staub!“ Ich freute mich ordentlich, daß auch der Rettig-Vertilger zu beſchäftigt war, um etwas auf dieſe Staub-Apoſtrophe zu erwiedern. Nach einer Pauſe fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling?“ Da die Frage ohne Adreſſe auf die Poſt kam, ſo konnte auch der Held vom Rettigfeld gemeint ſein, und ich antwortete nicht; er war zu beſchäftigt, und noch einmal fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling, Herr von Saphir?“ Da ich nicht glauben konnte, daß der Mann mit den unverſiegbaren Rettigen auch Saphir heiße, ſo mußte ich zu antworten mich entſchließen. „Ja, in Unter-Döbling!" brummte ich barſch rechts und ſah links zum Wagen hinaus. — Pauſe, von nichts unterbrochen, als von dem Zähnknarren des Rettigwürgers. — „Wohnen Sie ſchon lange da?" fuhr die Unermüdliche fort, ich wurde faſt unwillig und ſagte kurz: „Na, ſo, ſo, nicht gar zu lange." — Pauſe, durchflochten vom Rettig-Knicker! — „Sie ſind ſehr einſylbig heute!" tönte es mir wieder zu. — „Heute und immer!" trotzte ich zurück. — Lange Pauſe, mit obligaten Magenſeufzern des abſolvirten Rettig-Ausrotters. — „Bleiben Sie Nachts in der Stadt?" ſo fragte endlich meine neugierige und geſchwätzige Nachbarin wieder. Ich wurde erboßt und ſagte: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande." Da hielt der Wagen, ich ſprang halb wüthend vom Wagen, ſagte wieder ein verhallendes „Guten Abend!" und verſchwand, ohne meine raſende Fragerin nur weiter angeſehen zu haben. Aber ich ſollte für dieſe Unartigkeit beſtraft werden! Es gibt eine Nemeſis! Sie wohnt im Stellwagen! Abends, um die Zeit, wo ſich in Döbling der Staub legt und die Frauenzimmer aufſtehen, Abends, um die Zeit, wo die „ſüße Stunde ſaure Milch im Munde" hat, fuhr ich von Döbling zurück nach Wien.

Die Stunde ſchlug eben, der Lenker der Sonnenpferde hob eben das belebende Prinzip: Peitſche, um ſie in Bewegung zu ſetzen, da ſprang ich noch auf den hintern Sitz im Wagen, auf welchem ich ein wunderhübſches Profil erblickte. Im Nu ſaß ich und die Achſe ſetzte ſich in Bewegung. Die Arche war wieder nicht überladen, „Paar und Paar" waren ſie eingezogen, auf jedem Sitz ein Männlein und ein Weiblein, und auf dem Rückſitz ich und ein Fräulein, ſo ſchloß ich aus dem zarten, jugendlichen Profil und dem angehauchten Morgenroth auf der Lilienwange. Nun weiß der Leſer zwar, daß ich den Grundſatz habe, nie Jemanden zuerſt anzuſprechen, und meine Grundſätze ſind unerſchütterlich! Aber ein Geſellſchaftswagen erſchüttert die feſteſten Grundſätze, kaum war er 100 Schritte gefahren, ſo war mein Grundſatz ſo von Grund aus erſchüttert, daß er baufällig zuſammenſtürzte. Ich nahm mir vor, meine holde Nachbarin, welche jenſeits des Fenſters zum Wagen hinaus ſah, anzuſprechen. Sie hatte auf meinen „guten Abend!" kaum geantwortet und ſich gleich abſeits gerückt. Ein ſchlimmes Zeichen? Wer weiß! Manche rückt fort, damit man nach rücke. Ich rückte nach.

Die Holde blieb unbeweglich und legte ein Bündelchen, welches ſie in der Hand hatte, neben ſich, gleichſam als Naturgrenze unſerer beiden Sitzreiche

Ich war boshaft genug, das Bündel unvermerkt herunter zu ſtupſen. Es fiel ihr zu Füßen, ich ihm nach, hob den Gefallenen auf, ſie dankte mir kaum, ohne mich anzuſehen.

Ich beſchloß alſo, die Schleuſen meiner Beredtſamkeit aufzuziehen und ihr Schweigen auf ihr fortzuſchwemmen. „Wohnen Sie auch in Döbling?“ — Keine Antwort. „Der erſte Pfeil ſprang ab!“ ſagt Diana. — „Wohnen Sie auch in Döbling, mein Fräulein?“ wiederholte ich, und ohne nur das holde Häuptchen oder ein Aeuglein zu mir zu wenden, antwortete ſie kurz: „O ja, in Unter-Döbling!“ — Pauſe. Ich bedurfte neue Steinkohlen, um das Geſpräch zu heizen, und fuhr mit drei Grad Reaumur Wärme fort: „Wohnen Sie ſchon lange da?“ — „Na, ſo, ſo, nicht gar zu lange!“ war die Antwort, und ich war nicht um ein Haar breiter in meiner Liebesbewerbung. Allein, ich faßte Muth, mich verdroß es gewaltig, auf meine Suade ſo wenig Gewicht legen zu ſehen, und ich ſagte etwas ironiſch: „Sie ſind ſehr einſylbig heute!“ — „Heute und immer!“ war die Antwort. Noch fiel es mir nicht auf, daß ich faſt dieſelben Antworten bekam, die ich heute Früh ausgab, denn es waren ſo ziemlich Gemeinplätze, aber wie vom Schickſal angeſpornt, trieb es mich an, ſie zu fragen: „Bleiben Sie Nachts in der Stadt?“ und ein Kichern kaum unterdrückend erwiederte ſie: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande!“ Das kann kein Zufall ſein! Da ſteckt eine abgekartete Bosheit dahinter! Der Wagen war indeſſen auf der Freiung angelangt, ich ſtieg aus und beſchloß, um jeden Preis mir Aufklärung zu verſchaffen. Aber ſie ward mir gegeben, und zwar auf eine eben ſo ſeltſame als überraſchende Weiſe. Ich bezahlte nämlich den Kutſcher und als ich mich umſah, ſtand meine Nachbarin von heute Morgen, die Nachbarin mit dem Feuermaal an meiner Seite. Ich ſtand verblüfft und ſah mich nach meiner holden Nachbarin um, da wendete ſich das Mädchen um und — ſiehe da! — von der andern Seite war es das liebenswürdigſte, ſchönſte, anmuthigſte Weſen!

Sie ſah mir mit klarem, freundlichem Blick in die Augen und ſprach: „Ein Saphir ſollte auch gegen ein häßliches Frauenzimmer artig ſein, ſind wir doch auch recht artig mit ihm! Gute Nacht!“ Damit machte ſie einen ſchelmiſchen Knicks und verſchwand. Ich ſtand da, wie ein dummer Junge. Wenn der Leſer dazumal vorbeigegangen wäre, hätte er ſich davon überzeugen können.

Die Moral dieſer Geſchichte iſt: daß nicht nur jede Sache, ſondern auch jedes Geſicht zwei Seiten hat, und daß man auch mit unſchönen Frauenzimmern artig ſein ſoll! Ich aber habe meine Lektion verdient, und beſtrafe mich ſelbſt dadurch, daß ich ſie Dir, lieber Leſer, ganz naiv mittheile.

2.

Der Menſch denkt, der Eſel lenkt.

Wenn Du, mein lieber Leſer in Unter-Döbling wohnſt, ſo biſt Du nah am „Himmel;“ nicht nur jenem „Himmel," welcher jetzt bei Zinner und Comp. ausgeſpielt wird, und zu dem Du ſchon ein Loos in der Taſche haſt, ſondern zum wahren, wirklichen, blauen, hohen Himmel, zum Himmel, der Kinder, Narren und — Dichter beſchützt, die Lilien kleidet, die nicht ſpinnen, die Mädchen verheirathet, die kein Geld haben, und die Buchhändler reich macht, die kein ordentliches Buch verlegen. Ja, zu dieſem Himmel führt der Weg von Unter-Döbling. Welcher Weg? Alle Wege! Denn, lieber Leſer, Du wirſt geſtehen, daß man bei lebendigem Leibe nicht in den Himmel kömmt, und wenn man ſo fromm iſt, wie unſere Kritik, und ſo unſchuldig wie ein Kochbuch. Erſt muß man ſterben, ſonſt kömmt man in ſeinem Leben nicht in den Himmel. Alſo jeder Weg, der zum Tode führt, iſt eigentlich ein Weg zum Himmel; wenn Du aber von Unter-Döbling ſpazieren gehen willſt, ſei es nach „Heiligenſtadt" nach dem Berge Griel, oder nach „Grinzing" auf den Berg Carmel, oder nach dem Kahlenberg Garizim, oder nach dem „Krapfenwaldel" auf dem Berge Ararat, oder nach dem „Himmel" auf dem Berge Sinai, oder nach „Sievring" in dem Thale Hirom, oder nach „Salmonsdorf" in dem Thale Jeſchurun, kurz, wohin Dich von Döbling die Stege und die Wege alle führen, ſie ſind alle mit mehr Lebensgefahr verbunden, als jetzt eine Reiſe von Döbling nach Rio Janeiro, als ein Ausflug von Döbling nach Damascus! Ein gebrochener Fuß iſt das kleinſte Souvenir, eine aufgeſchlagene blaue Naſe das unbedeutendſte Vergißmeinnicht, welches Du auf dieſen ungebahnten, kieſigen, ſteinigen, abſchüſſigen, holperigen, lehmigen, ſchrägen, vermaledeiten Fußwegen zwiſchen Klippen und Abhängen pflücken kannſt. Man ſoll ſeinen Nebenmenſchen keinen Stein in den Weg legen, iſt gewiß ein frommer, chriſtlicher Spruch; allein nirgends ſteht geſchrieben, man ſoll ſeinen Nebenmenſchen die Steine aus dem Weg ſchaffen! Im Gegentheile! Ein ſteiniger Weg, ſchmal, ſchief, mit Kieſel beſäet, an der Kante von Felſen, wo man gleich bei dem mindeſten Fehltritt auf ein Steingerölle ſtürzt, und von dem kein „Proſit!“ mehr aushilft, ſolch ein Pfad, wie alle die Fußpfade von Döbling in die Berge, durch die nicht genug zu bewundernde Kraft der wilden Natur, da liegen, iſt der nächſte Weg zum Himmel, denn nicht ſelten, faſt alle Jahre ereignet es ſich, daß ein paar Fußgänger da ſtürzen, Bein und Arme brechen, und ganz todt bleiben. Wir haben aber in der Einleitung ſchon bewieſen, daß der Tod die erſte Bedingung iſt, um in den Himmel zu kommen. Es ſind alſo dieſe, aus purer Frömmigkeit und Nächſtenliebe zum freien, allgemeinen Halsbrechen eingerichteten, und zur öffentlichen Verunglückung großmüthig preisgegebenen Fußpfade, eben ſo viele Stufen, Leitern und Vicinalwege zum Himmel. Dieſe Himmelswege ſind aber auch nur eine kurze Zeit dem willkührlichen Selbſtmord-

Vergnügen der Spaziergänger frei geſtellt, denn kaum füllt ſich eine Beere von dieſen Weingärten mit den erſten Elementen jener ſauern Lebensſpeiſe, die man auf Flaſchen gezogen unter dem Namen „Grinzinger" verkauft, und der in ſeiner angewandten Philoſophie dazu dient, daß der Magen ſaure Geſichter ſchneidet, und das Capillar-Gefäßnetz ſich tiefdenkeriſch in ſich ſelbſt zuſammenzieht, ſo iſt die große „Döblinger Continentalſperre" fertig, kein Fußpfad thut ſich uns auf, in den Weinbergen muß der Wanderer alle Augenblicke ein „Pfänderſpiel" mit ſich ſpielen laſſen, wo das Pfand nicht durch einen Kuß ausgelößt wird; man muß auf dem großen Fahrweg gehen, wenn man Muth, Kraft, Ausdauer und Luſt genug hat, mit den Stellwägen um die Wette durch dieſen Staub oder Moraſt ſeine Karriere zu machen.

Indeſſen es gibt Augenblicke, in denen der Menſch doch ſpazieren gehen will, entweder weil er den Magen oder das Herz oder den Kopf zu voll hat, oder weil er heute gerade ſein Mittagsbrot und ſeine eheliche Hälfte nicht gut verdauen kann, oder weil man zu Hauſe ſein Schreibzimmer und ſeine Geduld aufreibt und in einer ſolchen Stunde entſchloß ich mich, nach Grinzing zu gehen und auf den Kahlenberg zu reiten.

Alſo ich kam glücklich vom Fleck und über die kleine Brücke hinüber. Da „ſtellte ſich ein ſonderbares Schauſpiel unſern Blicken bar!“ Vom Berge herab, mir gerade entgegen, kam eine Quäkerin, dito auf einem Eſel geritten. Wenn ich ſage, eine „Quäkerin,“ ſo verſteh' ich darunter ein Stadt-Mädchen, welches auf dem Lande ſich ganz verquäkert, indem es ganz Natur wird und die ſchlichten Haare mit einem unbändigen Rundkrempenhut überquäkert. Die große Krempe geißelt einer ſolchen Land-Phyllis Schultern und Nacken, und wenn man ihr in's Geſicht ſehen will, muß man ſich plattlings auf den Boden werfen und in die Höhe ſchauen. Als ich die Reiterin kommen ſah, hielt ich abſeits, um ihr ganz artig den Weg zum Vorbeitritt frei zu laſſen. Allein: „Der Dichter denkt, der Eſel lenkt!“

Als ſie ganz nahe bei mir war, wirbelte ein günſtiger Windſtoß die Krempen ihres Hutes in die Höhe und ein allerliebſtes Antlitz ſah mir entgegen.

Ich könnte nun dieſes allerliebſte Antlitz ſchildern, allein ich bin zu faul; es ſei genug, wenn ich ſage: ein allerliebſtes Angeſicht, ein Angeſicht, welches im Stande geweſen wäre, ärgere Weiberfeinde, als ich bin, in einem Nu zu ſeinem Augen- und Wangenfeuer-Anbeter zu machen.

Als ſie auf Grußweit nahe war, ſuchte ich meine liebenswürdigſte Miene heraus, jenes ſelbſtgefällige Lächeln, welches ich nur anziehe, wenn eine herzlich ſchlechte Rolle ungeheuer applaudirt wird, und mit dieſer irreſiſtiblen Miene, und mit dem Bewußtſein: „ich bin ich“ ausgerüſtet, ſagte ich:

„Ergebenſter Diener, meine Gnädigſte; bergab iſt's ſchwer reiten.“

Sie nickte mit dem Kopf, wie eine Knoſpe vom Zephir geſchaukelt; allein ſie antwortete nicht.

Als ſie ganz nahe an meiner Seite war, fiel die feindſelige Hutkrempe wie eine Perkuſſionskapſel über das Angeſicht herab, und ich hätte vielleicht „Eſel und Reiterin“ nie wieder geſehen, wenn Gott Amor nicht durch unſere Eſel ſein Spiel mit uns getrieben hätte.

Ihr Eſel wollte nämlich nicht an meinem vorbei. Beide Eſel drängten ſich an einander, und obſchon wir beiderſeits alles Mögliche thaten, um die Allianz unſerer Eſel zu zerreißen, ſo gelang es uns doch nicht.

Hier werden ſuperkluge Leſer wieder lächeln und in ihrer Weisheit denken: „Nun, ſo ſehr wird er ſich auch nicht gekränkt haben über dieſe zufällige Zuſammenhänglichkeit.“

Darüber bin ich hinaus. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich Alles anwendete, um unſere geenterten Eſel frei zu machen, und damit bin ich beruhigt.

Die ſchöne Unbekannte ſagte: „Das iſt doch ärgerlich!“ und ich antwortete: „Sehr ärgerlich!“ Unſere beiderſeitigen Verſuche, abzuſteigen, wurden von dem ganz uneſelhaften Bäumen unſerer Zelter verhindert, und ſo ſaßen wir, ſie den Kopf gegen Norden, ich nach Süden gerichtet, und feierten in dem freien Tempel der Natur ein doppeltes tête à tête.

„Es ſcheint,“ ſagte ich, „daß unſere Eſel Jugend- oder Schulfreunde ſind, da ſie hier ein Wiederſehen feiern, und ſich nicht ſo bald trennen wollen“

„Sie haben Ihren Eſel gewiß auch im obern Hauſe genommen,“ ſprach ſie, „wo ich den Meinen nahm, und die ſind ſo an einander gewöhnt.“

„Ja,“ antwortete ich, indem ich ihrem kleinen Schwarzeſel freundlich den Hals kratzte, „es iſt doch ein rührender Anblick unter Weſen, die auf Bildung keinen Anſpruch machen, die weder den Bulwer noch den Humoriſten leſen, eine ſolche ſchwärmeriſche Freundſchaft, wo nicht Liebe zu erblicken, und der Menſch, der geprieſene, der gebildete, ſollte nicht grauſam dazwiſchen und in die Sympathie zweier Herzen eingreifen.“

Während ich ſo ſprach, ſteckten die beiden Thiere ihre Köpfe noch feſter zuſammen, ſo daß das Geſicht der Reiterin gerade handweit von mir war. Sie ſah mich an und lächelte. Das ermuthigte mich fortzufahren: „Sehen Sie, meine Schöne, wer weiß, ob dieſe Eſel wirklich Eſel ſind, wer weiß, ob es nicht gewiſſe Geiſter der Natur ſind, die unter allerlei Geſtalten dem Gott der Liebe dienen müſſen, und ob dieſe Eſel nicht wahre Schickſalseſel ſind, und uns auf ſo ſonderbare Weiſe zuſammenführen!"

„Ei," ſagte ſie ſchnippiſch, und nahm zu meinem Entzücken den Krempenhut ab, und der ſchöne, ovale Kopf von üppigen, braunen Locken umflogen, trat frei in ſeiner ganzen Anmuth heraus, „ei, vielleicht aber auch ſind wir beſtimmt, die beiden Eſel zuſammenzubringen, und nun, da unſere Sendung erfüllt iſt, gehen Sie Ihre Wege und ich die Meinigen, und wir haben das Unſrige gethan!" — Dabei ſah ſie mich lachend an und wollte abſteigen, allein der Eſel ſchlug aus und über, und ſie mußte ſich ſchnell an meiner Hand feſthalten, um nicht zu ſtürzen.

„Sehen Sie," ſagte ich, „unſere Lage wird immer romantiſcher! Es mögen Ihnen auf Erden ſchon viele Liebeserklärungen gemacht worden ſein, o ja, auf Erden, aber ſo **zwiſchen Himmel und Erde**, wie ich ſie jetzt mache, gewiß nicht! Ich möchte gerne auf die Knie ſinken, Sie ſehen, es geht nicht! Wir ſind für einander beſtimmt, und dieſe Eſel ſind nichts als die Vollſtrecker höherer Mächte!

„Sie ſind ein Haſpel!" erwiederte ſie lachend, „wenn wir für einander beſtimmt wären, das wäre alſo eine Eſelei? Da, treiben Sie einmal meinen Eſel an, und ſomit Adieu!"

„Wohlan," rief ich, „Sie ſehen, daß ich Ihren Befehlen gehorche, auch gegen mein Intereſſe." Darauf hieb ich mit einer Art Wuth auf beide Eſel zugleich ein, und, ſiehe da, Beide lieſen ihren Weg fort, Meiner hinauf, und der Ihrige hinab; ſo dachte ich, allein „der Menſch denkt und der Eſel lenkt!“ Kaum war ich einige Schritte geritten, ſo hörte ich etwas hinter mir traben, ich ſah mich um, es war die ſchöne Reiterin, deren Eſel gewohnt war, dem meinigen nachzugehen, und der nun rüſtig mit ſeiner ſchönen Laſt hinter mir herkeuchte! Ich drehte mich lachend um und ſang der Holden zu:

„Und ſo ſinden wir uns wieder
In den heitern, bunten Reih'n?
Und die treuen Eſelbrüder
Sollen uns geſegnet ſein!“

„Sie ſind durch und durch ein Narr und ein Böſewicht,“ ſagte die Holderröthende, halb lachend und halb zürnend, was ſoll daraus werden? Ich bin in der größten Verlegenheit, ich kann nicht abſteigen und kann das Thier auch nicht umlenken, was ſoll daraus werden? Es iſt ſchon ſpät!“ — „Was daraus werden ſoll?“

„Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt ein Eſel und ein ſchönes Kind!
Es hält der Dichter ſie in dem Arm,
Er hält ſie ſicher, er hält ſie warm.“

Indeſſen war ſie ganz nahe zu mir gekommen, ich reichte ihr die Hand und ſagte:

„Theures Weib, gebiete Deinen Thränen,
Hin nach Grinzing geht Dein feurig Sehnen,
Dieſer Eſel führt Dich nicht dahin!
Aber ich, mich hören jetzt die Götter,
Werde liebesfreudig heut' Dein Retter,
Sage nun, ob ich ein Böſ'wicht bin?"

Sie reichte mir die Hand, und ein ſanfter Druck ſagte mir mehr als alle Worte, die ich hätte hören können. Ich nahm ihr die Zügel aus der Hand, zog ihren Eſel ganz nahe an den meinen, und mit einer kühnen Wendung hatte ich beide zurück gegen Grinzing gekehrt. Wir ritten nun friedlich neben einander, alle Viere in tiefes Stillſchweigen verſunken. Ich erfuhr jedoch in kleinen Doſen, daß ſie Arabella heiße, und noch nie geliebt habe. — Wir drei Andern, wir glaubten — daß —, da ſie oft allein Ausflüge mache, daß wir uns — wieder finden würden! Indeſſen waren wir bei dem Eſelbureau angekommen, geſchäftige Hände hoben uns von unſern Eſeln, und mit einem bedenkenden Blick, in dem eine ganze geographiſch-ſtelldicheiniſche Landkarte lag, trennten wir uns. Sie ſah noch einmal nach mir zurück, und ich trennte mich von meinem Eſel, indem ich ihm die Hand auf's Haupt legte und ausrief:

„Das war ein kluger Streich von einem Eſel, der Himmel helfe zu mehrern!"

Deviſen und volksthümliche Reden im Karneval.

1.

„Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf.“

Ich bitte den freundlichen Leſer, namentlich aber die freundlichen Leſerinnen, die Naſe und das holde Näschen nicht zu rümpfen über die vielleicht zu volksthümliche Deviſe dieſer Karnevals-Rede. Eben ſo ſehr bitte ich die männlichen, weiblichen und ſächlichen Leſer, nicht zu erſtaunen, daß ich obige Deviſe einer Karnevals-Betrachtung zum Grunde lege.

Wir werden ſogleich ſehen, daß zu keiner Zeit es ſo ſehr an der Zeit iſt, daran zu denken: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf,“ als gerade im Karneval, wo der Menſch am ſpäteſten ſchlafen geht und am ſpäteſten aufſteht.

Mögen ſich die delikaten Seelen nicht an die Worte „Hunde“ — „Flöhe“ ſtoßen! Die Damen haben einmal Schooßhunde und par consequence, ſie mögen ſich ſträuben wie ſie wollen, auch Flöhe. Dieſe beiden Geſchöpfe ſind alſo eben durch die zarteſte und delikateſte Welt „Salon-fähig“ geworden.

Wir haben „gelehrte Hunde,“ wir haben „gelehrte Flöhe,“ ſie ſind alſo nicht nur Salon-fähig, ſondern auch Akademie-fähig.

Hunde ſind, nach Goethe, die nächſten Agnaten der Rezenſenten; die Hunde haben Maulkörbe, das iſt der allgemeine moderne literariſche Weltſchmerz! Und jeder Floh iſt auf dem linken Fuße mit der biſſigen Satyre vermählt, ſie ſind alſo auch Literatur- und Journal-fähig.

Weg alſo mit der falſchen Zimperlichkeit! Hunde und Flöhe ſind die Faſhionables der cyniſchen Schöpfung.

Alſo! Der Karneval iſt nicht nur vor der Thüre, ſondern er iſt ſchon mit der Thür in's Haus gefallen. Sie ſind ſchon alle da, die Karnevalsgäſte. Die große „Drehkrankheit," die nicht nur jene Schafe befällt, die in der Wolle ſitzen, ſondern auch jene Schäfchen, die in Mieder und Crispines ſitzen; das „Tanzen," dieſes moderne Gliederreißen; die „Bälle," dieſe modernen ruſſiſchen Bäder; die „Hausbälle," dieſe Privat-Töchter-Märkte; die „Picknicks," dieſe Armenbüchſen, in die Jedes etwas Kleines hineinwirft und etwas Großes herausnehmen will; die „Soirées dansantes," dieſe Unterhaltungen, wo der Wirth das Fleiſch für ſich behält und die Beine ſpringen läßt; die „Familienkränzchen," in welchen ſieben Familien an zwei Mandelkränzchen ihren frugalen Familienſinn einüben, und noch eine Menge Arten und Weiſen, einen ſchmalen Raum, eine lange Zeit, ein enges Herz, einen weiten Magen, alte Baſen, junge Laffen, dicke Schädel und dünne Waden auszufüllen mit ſchlechten Walzern, mit noch ſchlechtern „Gugelhöpfen,“ mit altem Tritſchtratſch und mit neuer Watte!

Dieſe Zeit, in welcher der Himmel voller Geigen und die Erde voll Vorſätzzettel hängt, iſt die geeignetſte, um den Müttern und den Vätern zuzurufen: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!“

Ich muß hier bitten, „Hunde“ und „Flöhe“ in ſinnbildlicher Bedeutung zu nehmen, als „Symbole“ für Leichtſinn und Fatalität, denn obiger Spruch heißt nicht anders: „Als wer leichtſinnig in die Nacht hineinlebt, wird mit Fatalitäten in den Tag hinein aufſtehen!“

Ja, Ihr lieben Mütter, die Ihr nicht erwarten könnt, bis Eure Töchterchen flügge geworden und der Grazien-Kommandant Rabel ſein: „Marſch! tanz' in die Welt!“ ausgerufen hat, und dieſe Küchlein vom häuslichen Brütofen fort in die große Welt zu führen, wo jeder Schritt mit Falleiſen und Fußangeln und Wolfsgruben beſäet iſt, wo auf jeder Minute Geier und Marder und Luchſe lauern, wo auf jedem Luftzuge ein Satanchen reitet, und auf jedem Sonnenſtäubchen ein Kavalierchen mit dem Pferdefuß balancirt; Ihr Mütter, ich rufe Euch zu: „Gebt Acht! Ihr führt Eure Küchlein auf den Tanzboden, in den Tanzſaal, Ihr hängt dieſem Küchlein ein Büchlein an, ein Büchlein, worin die doppelte Buchhalterei über „Valse“ und „Lance,“ über „Polka“ und „Mazur“ gehalten wird, und Ihr freut

Euch, wenn in dieſer doppelten Buchhalterei Alles beſetzt iſt, und Ihr freut Euch, wenn Euer Küchlein nicht einen Augenblick bei der mütterlichen Henne ſitzen bleibt, ſondern wenn es herumflattert und mit den Flügeln ſchlägt und ſich dreht ohne Ende, und Ihr bedenkt nicht, daß, je weniger dieſe Küchlein auf dem Tanzboden ſitzen bleiben, deſto länger bleiben ſie zu Hauſe ſitzen!" Ihr fragt nicht: „Wer iſt dieſer Geck, oder: Wer iſt jener Laffe, dem ich mein Theuerſtes, mein Heiligſtes im Leben anvertraue, daß er mit ihm ſich drehe, Herz an Herz und Bruſt an Bruſt, daß es ſauge das Gift, welches ſündige Lippen oft in einer Sekunde in's offene Ohr der Unſchuld träufeln?" Ihr fragt nicht, Ihr thörichten Mütter: „Welch ein Menſch iſt das, dem ich mein Kind, mein keuſches, unſchuldiges Kind an das Herz lege in der Stunde, wo der böſe Geiſt alle Thüren und Thore der fünf Sinne aufreißt; wer iſt der Mann, der mein Kind, die zarte Blume der Häuslichkeit, mit ſich herumwirbelt und herumzerrt, und in die Ohren ihr flüſtert, und in die Augen ihr zündelt, und in ein paar Worten vielleicht vor ihr aufreißt eine Welt voll ſtachelnder Gefühle?" Ihr fragt das nicht, Ihr thörichten Mütter, ſondern das Herz im Leibe lacht Euch, nicht das Mutterherz, ſondern blos das eitle Frauenherz, wenn Euer Kind herumfliegt von Hand zu Hand wie ein Löſcheimer in Feuersgefahr, Ihr lacht — und in dieſem Lachen rufe ich Euch zu: „Bedenkt, wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!“

Die Hunde der Leidenſchaften habt Ihr wachgehetzt auf das Herz Eurer Töchter, Ihr habt gelacht, als dieſe gierigen Hunde bei Trompeten- und Paukenſchall Eure Töchter umklafften und umſchnoberten; nun, werdet Ihr auch lachen, wenn dann alle die böſen Folgen, liſtig und ſchwarz und unausrottbar, Euch zu Hauſe wie die Flöhe plagen und Eure Ruhe tödten?

Auch zu Euch wende ich mich, Ihr bemitleidenswerthen Väter! Ihr glaubt ſchon Alles gethan zu haben, wenn Ihr Eure Töchter nicht auf öffentliche Bälle, ſondern blos auf Privat-Bälle und Privat-Abend-Unterhaltungen führt; Ihr bemitleidenswerthen Väter, Euch ruf' ich wieder zu: „Bedenkt! Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen wieder auf!“ Ihr glaubt, in den ſogenannten „Privat-Bällen“ wäre Euer Kleinod vor dem Heere der unbekannten Verruchten geſichert, die „arm an Beutel und krank am Herzen und leer im Kopfe“ die Bälle und Tanzböden als große Parforce-Jagden betrachten, wo man ſich reiche Partieen für's Haus, oder arme Schlachtopfer für die Verläumdung, für die Klatſchſucht erjagen kann? Bemitleidenswerthe Väter! Ihr irrt Euch! Keine friedliche Umzäunung eines Privat-Balles wird mehr von dieſen Löwen mit dem Schafskopf und Läſtermaule verſchont;

Ihr wißt nicht, daß am Morgen vor dem „Privatballe“ die Frau oder der Herr die Hände über dem Kopf zuſammen ſchlagen und ausrufen: „Um Himmelswillen! Wir haben ja keine Tänzer! Keine Männer!“ Und es wird ein großes Wehheulen und Jammergeſchrei in den Privat-Ballhallen und die Ballgeber lamentiren: „Tänzer! Männer! Tänzer! Männer!“ und ſie rufen alle Freunde zuſammen und ſagen: „Bringt heute Abend Tänzer mit! Männer! Tänzer! Männer! Fragt nicht, wer ſie ſind, nicht was ſie ſind! Reißt ſie vom Billard, wenn ſie ſpielen! Schleppt ſie vom Graben, wenn ſie flaniren! Zerrt ſie vom „Elyſium,“ wenn ſie dort herumfegen! Nur Tänzer! Nur Männer!

Und Abends findet ſich ein wildes Heer von Tänzern ein, die der Hausherr nie geſehen, von welchen die Hausfrau nie gehört! welche vielleicht nie in gute Geſellſchaft gekommen! die als Tanz-Löhner und Frohn-Tänzer hier nichts ſuchen als — einen Skandal für den andern Tag, als einen Tratſch für ihr Bierhaus, als eine erfundene Zote für den folgenden Tag im Kaffeehauſe! und dieſen Tänzern, dieſem zuſammengerafften Krethi und Plethi vertraut Ihr, bemitleidenswerthe Väter, im guten Glauben auf die Solidität eines Privatballes Eure Töchter ſorglos und argwohnlos für mehrere Stunden an, Stunden, von denen jede Minute genug iſt, um in dem Munde und in dem Umgange mit der Rohheit, Brutalität und Sittenloſigkeit einen ewigen Fluch der zarten Weiblichkeit und Unſchuld auszubrüten! Bedenkt alſo auch auf vielen Privatbällen: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!“

Doch genug für heute! Ich weiß, es werden mehrere thörichte Mütter, mehrere tanzluſtige Töchter und mehrere Tanz-Löhner über mich die Naſe rümpfen, allein ich bin das ſchon gewöhnt, denn wer einer gewiſſen Klaſſe Menſchen die Wahrheit ſagen will, muß darauf gefaßt ſein: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!“

2.

„Der liebe Himmel fragt nichts nach den Schneidern,
Er läßt gefrieren nach den Kleidern.“

Kleider machen Leute! Der Himmel hat die Menſchen gemacht, die Kleider haben Leute gemacht! Kleider machen Leute, Schneider machen Kleider, folglich ſind die Leute Enkel von Schneidern, und die Menſchen Kinder des Himmels; es iſt nicht viel Zeit übrig zu fragen, ob Menſchen oder Leute mehr auf ihre Ahnen ſtolz ſein dürfen! Kleider machen Leute! Wieviel Kleider braucht man oft dazu, um einen einzigen winzigen ſolchen Leut zu machen! Und wie wenig vom Himmel braucht man, um einen ganz tüchtigen Menſchen zu haben!

Gewiß, meine freundlichen Leſer, aus einem kleinen Stückchen Himmel in der Seele werden tauſend vortreffliche

Menſchen! Man weiß gar nicht, wie wenig Himmel die Seele braucht, um auf der Erde ein ſeelenzufriedener Menſch zu ſein!

Der Menſch aber, meine freundlichen Leſer, iſt ſelbſt nur ein Kleid, das Kleid der Seele!

Der liebe Himmel iſt ein wunderſamer Schneider! Jeder Seele hat er ein anderes Kleid gemacht und doch iſt's dieſelbe Tracht, die Himmelstracht des göttlichen Ebenbildes!

Freilich, die Façon dieſer Kleider iſt oft ſehr verſchieden; Mancher würde gern ſeinen Seelen-Ueberrock: den Körper, zurückſchicken und um Umänderung oder Wendung bitten; Mancher würde ſagen, mein Körper iſt mir zu enge, oder zu ſchmal, oder zu kurz oder zu lang, allein die Zeuge zu dieſen Seelen-Röcken ſind für die Ewigkeit!

Wie viel Kleider hat die Seele nicht, meine freundlichen Leſer! Zuerſt ein Kleid, von dem man noch nicht gewiß weiß, wie es heißt. Manche ſagen: Das Herz iſt das Kleid der Seele, Manche ſagen: der Kopf. Die Seele ſitzt verſchieden! Bei den Engländern in der Dampfmaſchine, bei den Franzoſen in der Karrikatur, bei den Türken in einer ſeidenen Schnur, bei den Chineſen in dem Bambusröhrl, bei den Deutſchen im Sauerkraut, bei den Juden im Geld, bei den Chriſten aber, die es wirklich ſind, in der Nächſtenliebe!

Aber ſei, wie dem wolle, das erſte Kleid der Seele ſteckt noch in hundert andern Kleidern! Der Körper ſteckt im

Hemd, das Hemd im Gilet oder Mieder, das Mieder und Gilet in Frack und Chemiſetten, Frack und Chemiſette in Oberrock und Shawl, dann erſt der ganze Menſch in einem Zimmer, das Zimmer in einem Hauſe, das Haus in einer Gaſſe, die Gaſſe in einer Stadt — ſo rechnet Jean Paul —, die Stadt in einem Lande, das Land in einem Welttheil!

Die Stadt, in welcher der Menſch wohnt, iſt nicht weniger ſein Kleid, als ſein Tuchrock. Eine Stadt kann dem Menſchen wie ſein Kleid zu eng ſein, und zu weit, zu lang und zu kurz, zu grob oder zu fein! Die Stadt kann einem Menſchen wie ſein Kleid gut anſtehen oder übel laſſen! Der Menſch kann aus einer Stadt herauswachſen, wie aus einem Kleide! Leider kann er nur eine Stadt nicht verſetzen, wie ein Kleid! Eine Stadt, und wär' ſie die feinſte und ſchönſte, kann einem Menſchen zu alt werden, zu abgeſchabt, zu unmodern, wie ein Kleid!

Selbſt der Welttheil, in dem der Menſch wohnt, iſt nichts als ſein Sürtout, ſein äußerſter Mantel oder Ueberwurf! Er kann auch Luſt bekommen, ſeinen Welttheil wenden zu laſſen, und aufzuputzen! Wie Viele z. B. wünſchen nicht, daß unſer gemeinſchaftlicher Surtout: Europa, einmal ein Bischen friſch reparirt und decatirt werde? Wie Viele haben ſich nicht ſchon aus dieſem alten „Pauvre“ herausgemacht, um in den Makintoſh „Amerika“ zu ſchlüpfen, und hätten doch bald gar zu gerne ihren alten, bequemen „Pauvre“ wieder angezogen?!

Ja, alle dieſe Kleider zuſammen machen wohl Leute!

Wenn nun der liebe Himmel auf alle dieſe Kleidermacher Rückſicht nehmen wollte, auf jedes Zimmerchen, auf jedes Haus, auf jedes Städtchen, auf jedes Ländchen à part, da würde er es am Ende keinem Menſchen recht machen.

Allein „der liebe Herr Gott fragt nicht nach den Schneidern, und läßt gefrieren nach den Kleidern!“ In dieſem Winter, z. B. da läßt der gütige Himmel ſo recht gefrieren nach den Kleidern. Man ſagt, man klagt, daß wir heuer keinen rechten Winter haben. Allein kein rechter Winter iſt heuer gerade der rechte Winter.

In keinem Jahre muß der liebe Himmel die armen Menſchen ſo warm halten, als heuer, denn in keinem Jahre ſind ſo viele durch Feuer, Waſſer und Erdbeben obdachloſe Menſchen auf die liebe Wärme des großen blauen Kachelofens des Himmels angewieſen, als in dieſem Jahre, und der liebe Himmel läßt in dieſem Jahre gefrieren nach den Kleidern; nach den Kleidern Aller, denn hunderttauſend Arme haben nicht nur ihre wirklichen Kleider, ſondern auch jene obgenannten Kleider: Zimmer, Haus, Dach und Stadt verloren, und ſiehe da, der liebe Himmel hat mit einem Zweig von dem Baume ſeiner Liebe die Meißner'ſche Luftheizung übernommen, für die Tauſend und Tauſend, die im Sommer zu viel und im Winter zu wenig Feuer hatten.

Darum murrt nicht, meine freundlichen Leſer, daß Ihr noch nicht habt Schlitten fahren können, und grämt Euch nicht, daß vielleicht zu wenig Eis auf eine Eisgrube kommt, bedenkt, der Himmel, der die Lilien bekleidet, und den Vögeln in der Luft ihren warmen Winterpelz macht, und der nackten Erde ihr weißes Winterkleidchen anzieht, und die kalten Fiſchlein in ihrem Laich einhüllt und warm hält, daß er heuer auch frieren laſſen muß nach den Kleidern, oder vielmehr, daß er ſehr wenig frieren läßt, weil ſehr wenig Kleider aus der Glut für den Froſt gerettet worden ſind.

Siehſt Du, lieber Leſer, die Güte des himmliſchen Vaters ſpricht aus allen Jahreszeiten, zu allen Zeiten des Jahres, nicht nur im Zuhalten dieſer Fröſte, ſondern auch faſt noch mehr aus den Abweichungen von der Regel, die alle im Grunde genommen nur neue Beweiſe ſeiner Huld, und ſeines Vaterblickes ſind.

Darum, lieber Leſer, ſage ja nicht: der Lenker der Welten habe den Zügel losgelaſſen, und führe das Viergeſpann ſeines Poſtzuges: „Frühling, Sommer, Herbſt, Winter," nicht mehr mit ſo weiſer und ſicherer Hand; ſondern ſei überzeugt, daß kein Mailüftchen im Winter weht, und daß kein Dezemberfroſt im Sommer über die Flur hinſtreift, ohne daß es der weiſe, große Wagenlenker ſo angeordnet hat zum Beſten der großen, irdiſchen Lebensfahrt; denn wir Kurzſichtigen, wir ſitzen nur d'rin im rollenden Wagen, aber der Himmel lenkt das Fahrzeug, und hält das Geſpann, und blickt weiſe um ſich, und ſieht weit voraus, und leitet das irdiſche Fahrzeug ſicher und fürſorglich an das Ziel der irdiſchen Reiſe.

3.

„Faſching iſt vorbei, Stockfiſch ſchreit: „Juchhei!“ alles Fleiſch iſt Heu!“

Schon Salomon der Weiſe, der ſo weiſe war, daß ihm ſelbſt zwölfhundert Weiber den Verſtand nicht raubten, ſagte: „Alles hat ſeine Zeit!“

Dieſer Spruch erſtreckt ſich von der Philoſophie bis auf den Stockfiſch herab.

Jetzt, meine freundlichen Leſer, iſt die Zeit der Stockfiſche! Wenn man jetzt zu Tiſche gebeten wird, ſo heißt es: „Kein Diner! bloß unter uns! Stockfiſche mit Sauerkraut!“

Die Menſchen gehen mit den Stockfiſchen um, wie mit den Journalen; ſie unterſcheiden unter ihnen ſelten die Gattungen. „Ich eſſe keinen Stockfiſch. Ich leſe kein Journal.“ So heißt's oft, ohne die Verſchiedenheit der Stockfiſche und der Journale zu berückſichtigen.

Alles heißt Stockfiſch, Alles heißt Journal. Aber, mein lieber Leſer, es gibt gar vielerlei Gattungen Stockfiſche.

Gar vielfach iſt das Stockfiſchreich.
Nicht Einer ſteht dem Andern gleich.
Vorerſt kommſt Du zur Tafelſchau,
Du edler Stockfiſch: Kabeljau!
Dann ſpricht's Orakel delphiſch,
Dann kommt der edle Schellfiſch;
Dann kommt das Mittelvolk heran,
Der Klippfiſch und der Laberdan;
Der Pöbel dann vom Stockfiſchfang,
Der Dorſch, der nur neun Zoll iſt lang.
In Einem nur ſind ſie egal,
Der Kopf fehlt ihnen allzumal.

Seitdem ſchon Pfeffel bemerkt, daß die Stockfiſche die modernſte Art zu reiſen haben, nämlich ohne Kopf, iſt trotz Eiſenbahn und Dampfſchifffahrt dieſe moderne Reiſeart nicht aus der Mode gekommen.

Man hat Bücher geſchrieben über die Kunſt „mit Menſchen umzugehen,“ allein es iſt mehr Kunſt, mit einem Stockfiſche umzugehen, denn es iſt immer ſchwerer, mit Weſen ohne Kopf, als mit Weſen, mit Kopf umzugehen. —

Man kann leider nicht bei allen Weſen ohne Kopf jene großartige Methode anwenden, welche die Köchinnen bei dem Stockfiſche anwenden, nämlich — ſie in die Pfanne hauen. Niemand, meine freundlichen Leſer, ſollte einen

Stockfiſch, der von der fernen Nordſee kommt, verzehren, ohne dabei dankbar an die Wege der Vorſehung zu denken, welche es ſo eingerichtet hat, daß man ohne Kopf ſo weit kommen kann. —

Die Stockfiſche ſind auch ein Beweis, daß man ohne Kopf eigentlich erſt recht fett werden kann.

Das Stockfiſcheſſen iſt ein humoriſtiſches Geſchäft, man kann dabei die Köchin um ihre Satyre beneiden, mit welcher ſie jeden Stockfiſch ſo recht ſalzen und pfeffern kann.

O Köchin ſei am Kochtiſch froh,
Am Schreibtiſch leider geht's nicht ſo.

Wenn wir alſo am Faſtentiſch die erbaulichſten Bemerkungen über den ſtets wiederkehrenden Flor der Stockfiſche anſtellen können, haben wir dabei auch Muße, den Satz zu bewahrheiten: Alles Fleiſch iſt Heu!

Alles Fleiſch iſt Heu! Wenn Du, lieber Leſer, ein Junggeſelle biſt, und in Gaſthäuſern ſpeiſeſt, ſo wirſt Du durch's Jahr hindurch die Erfahrung oft machen: „Alles Fleiſch iſt Heu!“ Ja, lieber Leſer, Du wirſt dieſen Spruch noch weiter ausdehnen und ſagen: Alles Kälberne iſt Heu!“ „alles Poulardene iſt Heu!“ Wenn man von dieſem Fleiſch an den Ochſen zurückdenkt, ſo muß man geſtehen, dieſer Ochs muß an ſeinem Fleiſch mehr Heu gehabt haben, als er je in die Krippe bekam.

Das Heu, d. h. das Fleiſch, meine lieben Leſer, wird in der Welt immer theurer, warum? Das kömmt daher, weil in der Welt die Ochſen mit jedem Tage höher geſchätzt werden.

Jeder Menſch iſt ſeine eigene Heuwage, oder ſeine eigene Fleiſchwage; er wiegt für ſich und oft auch für andere ſo ſchwer, als er ſchwer wiegt.

Der Karneval iſt zu Ende, und nun wird gar oft die Bemerkung gemacht: alles Fleiſch iſt Heu!

Wenn der Ballputz und alles andere Zugemüſe, wenn Watte und Criſpine ausgezogen wird, da zeigt ſich gar oft, daß Alles Heu iſt.

Wie gerne, meine freundlichen Leſer, möcht' ich manchen Frauen, die in Geſellſchaft ſolche Kleider tragen, wo der Stoff und die Sittſamkeit oben viel zu kurz gekommen ſind, und die Schamhaftigkeit en gros und im Ausſchnitt ausgeboten wird, wie gerne würde ich ſolchen Frauen zurufen: „Bringt Euer Heu unter Dach!“

Ja, meine freundlichen Leſer, Alles Fleiſch iſt Heu! Glaubt aber nicht, daß bloß alles Rindfleiſch Heu iſt, nein, auch ſteiriſche Kapaune und Faſane ſind oft Heu. Darum erhebe ſich kein Fleiſch über das Andere, am Tage des großen Schnittes wird Alles als Heu befunden werden.

Alles Fleiſch iſt Heu, darum führt der Tod eine Senſe, er mäht das Heu ab.

Das iſt der Lebenslauf des Menſchen; ſo lange er lebt, beißt er in's Heu, und wenn er ſtirbt, beißt er in's Gras. Alles Fleiſch iſt Heu! Aber wie lange, mein theurer Leſer, iſt es Heu? Ein paar Jährchen lang! Wie bald aber iſt das Fleiſch nicht einmal Heu mehr! Wenn man ſo ein vierzig oder funfzig Jährchen ſein Bischen Heu zu Markte getragen hat, dann iſt's aus, dann iſt alles Fleiſch kein Heu mehr, dann heißt's: Alles Fleiſch iſt Grummet! Wenn das Heu ein paar Mal geſchoren worden iſt, dann iſt der Menſch keine Heuwieſe mehr, ſondern eine Grummetwieſe!

Glaube aber nicht, mein lieber Leſer, wenn Du einen magern, zaundürren Menſchen ſiehſt: „Das iſt ein Glücklicher, der hat gar kein Heu zu verantworten!“ O nein, es gibt Menſchen, die kein Loth Fleiſch auf dem Leibe, und einen Centner Heu auf der Seele haben.

4.

„Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Es gibt keinen Menſchen in der Welt, der ſich von der Wahrheit des obigen Sprüchwortes nicht ſchon ſelbſt überzeugt hätte. „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint,“ das iſt eine Wahrheit, die ſich in allen Klaſſen von Menſchen als eclatant bewahrheitet.

Solche „Jedermannsfreunde“ gibt es in allen Kreiſen, in allen Verhältniſſen, in allen Ständen, in allen Künſten und Gewerben; ſolche „Jedermannsfreunde“ rollen ſich in der ganzen Welt umher, alle Leute ſagen von ihnen: „Ein guter Kerl! Niemand aber achtet ſie, Niemand ſchließt ſich innig an ſie an, es ſind eben „Jedermannsfreunde“ mit dem Munde, mit der Zunge, mit dem Hute, mit dem Rücken, aber Niemands Freund mit dem Herzen, Niemands Freund in der That.

Ein „Jedermannsfreund“ hat ſtets ein ſeliges Lächeln für Jedermann im Geſicht, die Hand ſtets wie einen Nußknacker zum Druck bereit, den Mund ſtets zu einem Kuß geſpitzt, den Rücken ſtets zu einem Katzenbuckel in Anlauf, und den Hut ſtets zu einem Komplimente auf dem Sprung; allein in ſeinem Innern iſt Leere und Oede; Begeiſterung und Enthuſiaſmus, Energie und Denkkraft, Eigenwille und Selbſtwürde ſind fremde, niegeſehene Geſtalten in ſeinem Kopf, in ſeiner Seele; Freundſchaft, glühender Eifer für irgend eine Sache des Geiſtes und des Herzens, flammende Theilnahme an irgend einer Tendenz des Rechts und der Wahrheit; aufopfernde, männliche, auf Thatkraft geſtützte Einheit mit dem Guten und in dem Guten iſt ihm ein Gräuel, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt wie ein abgegriffener Schaupfennig, ohne das mindeſte Gepräge; er iſt eine Spielmarke für die Geſellſchaft, er bedeutet bloß einen Menſchen, ſein Werth iſt keiner. Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt wie eine Serviette für Jedermann, man wiſcht ſich gerne die Hand, den Mund an ihr ab, und wirft ſie fort; er iſt wie ein Rechenpfennig, heute zählt er für Dieſen, morgen für Jenen, und ſtets für den, der ihn gerade in der Taſche hat.

Begegnet man einem ſolchen „Jedermannsfreunde“ auf der Gaſſe, ſo reißt er den Hut vor dem Thürſteher eben ſo tief herab, wie vor der Excellenz, krümmt den Rücken zu einem Halbmond vor dem Ladendiener, wie vor der Durchlaucht. Er umarmt alle ſeine Bekannte mit demſelben Patriotismus, und „Lieber Bruder!“ und „Bruderherz!“ ſind die Zuckergrüße, die er zu Dutzenden aus dem Munde ſchüttelt, und zwar gerade an jene, denen er eben einen böſen Verrath, oder einen andern heimtückiſchen Streich ſpielen will; denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt bei Allen gut gelitten, er ſtreicht dem Bedienten die Schmeichelbemme eben ſo dick auf, als der Herrſchaft, er ſagt dem Betenläufer eben ſo gut „Bruderherz!“ und macht ihm dieſelben Komplimente über ſeinen Geiſt, über ſein Talent, über ſeinen Charakter, wie er ſie den erſten und diſtinguirteſten Perſonen macht; er nennt den Handwerker eben ſo vielmal einen Gönner der Künſte und einen Beſchützer der Wiſſenſchaften, wie er dieſelben Redensarten an die hochgeſtellteſten Perſonen verſchwendet; kurz, er hat ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kratzfüße für jeden Menſchen, für jede Stunde, bei jeder Gelegenheit in Bereitſchaft, und doch traut ihm Niemand, kein Menſch wendet ſich, wenn's um eine Sache des Geiſtes und des Herzens zu thun iſt, an ihn, Niemand findet ſich weder zu ſeinem Verſtande, noch zu ſeinem Gemüthe hingezogen, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein ſolcher „Allerweltsfreund“ wird von allen Leuten als eine „gute Haut“ bezeichnet, aber eine ſolche „gute Haut“ iſt gewöhnlich eine falſche Haut; er benutzt oft die „Jedermannsfreundſchaft,“ um mit heuchleriſcher Offenheit und Güte Ohren zu blaſen, Achſel zu zucken, Augen zu verdrehen, und unter der Aegide der „Guten Haut“ dem Freunde einen heimlichen Stoß zu verſetzen, dem Genoſſen ein Schnippchen zu ſchlagen, der Wahrheit eine Grube zu graben, der Redlichkeit eine Falle zu legen, und dann mit verdrehten Augen ein Jammergeſicht zu machen, heuchleriſch an dem Hals vom „Bruderherz!“ Thränen darüber zu vergießen, denn „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

So iſt es im Leben, ſo in der Freundſchaft, ſo in der Liebe, ſo in der Literatur und Kunſt. Wer jedem Menſchen ſchmeichelt, jeden Menſchen kriecheriſch anhaucht, der kann die Menſchheit nicht lieben. Wer Jedem ſeine Freundſchaft mit Küſſen und Händedrücken, und „lieber Bruder!“ und „Bruderherz!“ an den Hals hängt, der iſt nicht fähig, das Wort Freundſchaft zu begreifen, wer allen Frauen und Mädchen hofirt, Jeder lächerlich huldigt, an allen Schürzen hängt, der kennt die Heiligkeit und Innigkeit der wahren „Liebe“ nicht; wer in der Literatur und Kunſt Alles ſchön findet, Alles über den gleichen Leiſten lobhudelt, jede Erſcheinung pausbackig vergöttert, immer, zu jeder Zeit, an jeder Stelle mit dem käuflichen Räucherfaß herumwandelt, der meint es weder mit der Kunſt, noch mit den Künſtlern aufrichtig und gut, denn „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!“

Ein ſolcher „Allerweltsfreund,“ der ſich durch alle Wege glatt windet, in allen Vorzimmern an den Wänden ſeinem eigenen Schatten einen Katzenbuckel macht, glaubt, man hat ihn überall lieb, allein er wird bloß wie Schlingpflanzen, als ein Spiel der ſchmarotzenden Natur überall geduldet, allein nirgend geachtet, von Niemandem werth geſchätzt. Man liebt im Leben die Schmeichelei, aber nicht den Schmeichler, man ergötzt ſich an einem ewig krummen Rücken, allein man ſchätzt den gering, der ihn macht, man benützt Ohrenbläſerei, aber man verabſcheut im Innern den Ohrenbläſer; man duldet, belächelt, benützt die „Jedermannsfreunde," aber man ſchätzt ſie gering, man verachtet ſie, denn Jedermann weiß: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meint!"

Die Myſtifikation.

(Ein Abend aus meinem Tagebuche.)

Es war in Berlin; in Berlin, zur Zeit, als das Königsſtädter Theater unter den dritthalb Stämmen von den zwölf Stämmen Iſraels ſtand, und die Sonntag den Schabbes ausmachte. Es war zur Zeit der „alten Garde," zur Zeit, wo Karl Schall, der Breslauer Verskonditor, eine „goldene Preisfeder" gewann, welche die „Mittwochs-Geſellſchaft" austheilte, und zwar, weil er das beſte Gedicht ſchrieb, in welchem „beſten Gedichte" die Zeilen an die Sonntag:

„Sie, die die Töne ſäuſelte,
Wie Zuckerplätzchen ſtreuſelte!"

die beſten waren; zur Zeit, als mir von Leipzig der Orden „der Roſe" für die „rosa badensis" Amalia Neumann zugeſchickt wurde; zur Zeit, als der kleine Dichter Angely mich verklagte, daß ich mich geäußert hätte, ich wollte ihn umbringen, und ich nichts anders zu Protokoll gab, als die Worte: „Meine Herren, ſeh' ich denn wie ein Kindermörder aus?"

Zu jener Zeit war es, wo ganz Berlin von der wichtigen Frage abſorbirt wurde, ob der „Taſchenſpieler Habitt aus Moskau" oder „der Zauberer Bosco" die gebratenen Hühner vertauſche oder lebendig werden laſſe; zu jener Zeit war ich ſchon beſtändig verliebt, denn ein Poet muß zu jeder Zeit eine Liebe und eine Liebſchaft haben, die eine für's Herz, die andere für den Schmerz, für den Gedichtſchmerz, für die gereimten gepreßten und gedruckten Seufzer. Ich war um fünfzehn Jahre jünger und alſo geſcheidter, denn die verliebten Herzen und die Krokodille werden im Alter immer ſtärker und verſchlingen immer mehr, ich war alſo auch geſcheidter, d. h. ich betrachtete jeden Liebesanfang, wie Talleyrand ſagt, als „le commencement de la fin." Dazumal wußte ich ſogleich, wenn ſie nicht zum Rendezvous kam und ſodann ſchrieb: „Heftiges Zahnweh," oder „ein unvorhergeſehener Beſuch," oder „die Mutter ging nicht aus" u. ſ. w., da wußte ich gleich, daß ihre Liebe zu wackeln anfing; und wenn ich vergebens auf Briefe von „der Holden," von „der Einzigen" wartete, und es dann hieß: „Unbegreiflich! ich ſchrieb Dir ſechs Briefe," oder „ich ſchnitt mich in den Finger" u. ſ. w., da begriff ich das Unbegreifliche bald, und ſagte mir wieder: „C'est le commencement de la fin." Zu jener Zeit alſo, wo

> „Kraft der Lorbeer, die mein Haupt umrauſchten,
> Kraft der Leyer, die ich rühmlich ſchlug!"

mein Herz in jedem Frauenantlitz eine gute Priſe ſah, kam ich eines Abends nach Hauſe, und fand ein zierliches, duftendes „Briefchen auf Seidenpapier, berändert mit goldenen Kanten" vor, in welchem mit zierlicher Hand gekritzelt ſtand: „Eine Dame, von Ihren literariſchen Talenten und Ihrer Liebenswürdigkeit entzückt, wünſcht Sie Morgen Abends im Königsſtädter Theater zu ſehen. Geben Sie gut auf das Morgen Abend zu gebende Stück Acht, bei einer gewiſſen bezüglichen Stelle werden Sie ein Zeichen erhalten, und erfahren, wer Sie zu ſehen wünſcht." Der Leſer fragt, welchen Eindruck dieſes Billet auf mich machte? Gar keinen. Ich war entſchloſſen, hinzugehen. Ich dachte mir: „Es kann auch eine Myſtifikation ſein!" Allein, da in meiner Praxis immer von ſechs Zuſtellungen, drei oder vier keine Myſtifikation waren, ſo ſetzte ich mich der Gefahr aus, auch einmal myſtificirt zu werden. Und ich glaube, die Männer alle würden im gleichen Falle eben ſo gehandelt haben.

Und was heißt das, eine Myſtifikation? Ein naſeweiſes Bürſchchen, oder eine müßiggängeriſche Mamſell, oder eine gelangweilte Wittwe führen den Plan aus, den und den zu myſtifizieren. Was liegt daran? Den Spaß kann man immer mitmachen, mit allen möglichen Vorſichten, das verſteht ſich.

Ich beſah das Briefchen, ich las es, es war nicht romantiſch, das gefiel mir. Wer romantiſch ſchreibt, liebt nicht. Ich bin viel mit Liebe heimgeſucht worden, ich habe mir oft einreden laſſen, man liebe mich, denn ein Poet iſt ein Narr von Rechts wegen, ich habe eine Kollektion von romantiſchen, poetiſchen, ſäuſelnden, flüſternden, girrenden, hochtrabenden, ſturmlaufenden, zerfließenden, und dahinſchmelzenden Liebesbriefen. Allein ich beſitze nur einen einzigen, der ganz einfach, ja, ſo zu ſagen, ganz unbedeutend in Hinſicht des Styles iſt, und es iſt doch mehr wahre Liebe darinnen, als in allen Geſängen Sappho's, Corrinna's, Petrarka's, Schiller's und Goethe's. Sie ſchreibt:

„Biſt Du hier, in N. N., ſo kann ich mir alle Augenblicke denken, wo Du biſt; jetzt gehſt Du in N. N. ſpazieren, jetzt biſt Du bei N. N., jetzt ſpeiſeſt Du bei N. N. u. ſ. w.; biſt Du aber nicht hier, biſt Du aber, wie jetzt, in N. N., da werde ich verwirrt, dort iſt mir Alles fremd, ich kenne nicht Land, nicht Leute, ich kann mir keine Vorſtellung machen, wo und mit wem Du biſt, und das genirt mich im Denken an Dich."

Wahrlich, die glühendſten Tropen des Orients, die weichſten Lieder Heine's, die zarteſten Blüthen Bettina's reichen an heiliger Einfalt und Herzinnigkeit des Liebelebens nicht an dieſe ſüßen, wunderſüßen Zeilen.

Wienerinnen ſeid ſtolz, die Schreiberin war eure Mitbürgerin!

Alſo der andere Tag kam, die Theaterzettel kamen auch. „Königliches Schauſpielhaus: „Dienſtpflicht," „Herr Gasner als Gaſt." — „Königsſtädter Theater: „Die blühende und die verblühte Jungfrau," Luſtſpiel von Julius von Voß." Ich hatte das Stück bei der erſten Aufführung geſehen, und es langweilte mich entſetzlich. Es war nicht zu verkennen, daß es vom Vater des „Magiſter Lämmermeyer" herrührte. Man muß Julius von Voß gekannt haben, wie ich, man muß im „Vogtlande" bei ihm geweſen ſein, man muß dieſe Stube ohne Dach und Fußboden, dieſen Tiſch ohne Füße und Decke, dieſes Bett ohne Geſtell und Bettzeug geſehen haben, und ihn dazu, um zu begreifen, wie eine allerdings talentirte Dichternatur einen ſolchen Steckbrief, wie „Magiſter Lämmermeyer" ſchreiben, wie er ihn in die Welt ſenden konnte.

Es war eine harte Prüfung, dieſes Stück noch einmal zu ſehen, aufmerkſam ſein zu müſſen, um bei einer bezüglichen Stelle ein Zeichen zu erhalten. „Schweres haſt Du mir beſchieden, pythiſcher, Du arger Gott!" Der Abend kam, ich ließ mir eine Loge holen, und eine halbe Stunde vor dem Anfange, ſaß ich ſchon im Königsſtädter Theater.

Ich muſterte das Parterre, die Logen, das Parquet, jedes Häubchen, jeder Hut konnte ja die Reizende umſchließen, denn reizend mußte ſie ſein. Wie denn anders? Allein ich fand außer einigen neugierigen Blicken, die dem Redakteur der „Schnellpoſt“ und des „Courriers“ galten, keinen Blick mit obligaten Beziehungen, keinen Blick mit Seitenbeſchlägen, keinen Blick mit Ober- und Untergewehr, kurz, keinen Blick für mich, Alles hatte ſeinen Herrn.“

Das Stück begann, all' mein Lebtag hatte ich nicht ſo aufmerkſam zugehört, keine Sylbe entging mir. In den Zwiſchenakten ließ ich wieder das ganze weibliche Zuſchauerperſonale die Revue paſſiren; nirgends die leiſeſte, entfernteſte Spur eines Rendezvous.

Der letzte Akt begann. Mit erneuerter Aufmerkſamkeit verfolgte ich den Lauf des Stückes, lauſchte auf jedes Wort, ob nicht doch endlich das Zeichen käme; nichts, Alles vergebens! Das Stück war zu Ende, weder eine Beziehung konnte ich herausfinden, noch viel weniger kam ein Zeichen.

Das Theater war zu Ende; ich hüllte mich in meinen Mantel und in mein gefopptes Bewußtſein, und verweilte einige Augenblicke am Ausgange. Da kam Julius von Voß auf mich zu: „Guten Abend, Herr Saphir! Sie wieder in meinem Stücke? Viel Ehre für mich!“ Ich lächelte weinſäuerlich und ſagte: „Mich intereſſirt es beſonders!“ Voß machte ſein bekanntes Vogtländer Kratzbürſtengeſicht und ſagte: „Sehen Sie, Herr Saphir, nach der erſten Vorſtellung dieſes Stückes ſagten Sie, man brächte Sie um keinen Preis mehr dazu, dieſen Unſinn noch ein Mal anzuhören, ich habe ſie mit einigen anonymen Zeilen dazu gebracht; gute Nacht, Herr Saphir!“ Sagt's, lachte und ging; ich ſagte nichts als: „Auch gut!“ und ging — hundert Auſtern eſſen.

Nichts deſto weniger werden noch immer anonyme Rendezvous von mir reſpektirt, avis à la lectrice!

Die Welt ein Butterfaß.

„Die Welt will gerührt ſein, wißt Ihr das?
Nun denn, ſo rühren wir das Butterfaß!“
Alter-Ego, auch kein Narr.

Die Welt iſt ein großes Butterfaß. Was zu melken iſt, wird gemolken; obenauf ſitzt der Rahm, Crême, und dann mittelſt Rühren, Schütteln, Stoßen, Schlagen ſondern ſich die Theile, und Andere werden in feſten Zuſammenhang gebracht in einer quabligen Maſſe, und werden — Butter!

Plinius ſagt, die Butter ſei eine Erfindung der Deutſchen — „mit Erlaubniß der Böhmen,“ hätte Plinius ſagen ſollen. Da Butter durch Schlagen und Stoßen entſteht, ſo mag Plinius Recht haben, obſchon nicht zu läugnen iſt, daß es Nationen giebt, die viel früher geſchlagen und geſtoßen worden ſind, als die Deutſchen, und die doch die Butter nicht erfunden haben; z. B. die Juden haben die Butter nicht erfunden, obwohl ſie im Grunde eine Schäfer-Nation waren, und alſo das Melken mit der Muttermilch gelernt haben; auch die Schriftſteller, die doch auch genug Stöße und Schläge erleiden, und die auch melken: die Mutterbruſt der Klaſſiker, und Einer den Andern, auch die haben die Butter nicht erfunden, ſondern blos die Deutſchen.

Welche Deutſche aber die Butter erfunden haben, darüber ſagt uns Plinius nichts, und um dieſen Punkt zu ergründen, müßten wir vorher ergründen, in welcher Gegend Deutſchlands die Stöße und Schläge am vorherrſchenſten ſind; eine Unterſuchung, die uns zu weit führen würde, und am Ende iſt der Patriotismus der Scholle und die Eigenliebe der verſchiedenen Deutſchen ſo groß, daß gewiß Jeder von ſeiner Scholle ſagen würde: „Hier ſind die meiſten Stöße und Schläge!“

Aber wer war der Erfinder der Butter? Wenn der Mann noch lebte, ſo wäre es nicht intereſſant, es zu wiſſen, denn wenn der Menſch auch nicht von Butter allein leben kann, ſo gehen uns überhaupt die lebenden Erfinder ſo wenig an, als überhaupt lebende Verdienſte; allein der Erfinder

der Butter iſt todt. Wir glauben wenigſtens, daß er todt iſt, denn er hat zu oder vor Plinius Zeiten gelebt, und geſetzt auch, er hätte einen Mäcen gefunden, ſo glauben wir doch nicht, daß ein ſolcher ihn ſo lange vor dem Hungertode bewahrt hätte. Alſo da der deutſche Buttererfinder todt iſt, ſo müſſen wir wiſſen, wer er war; nicht etwa, um ſeiner Witwe oder ſeinen Kindern ein Gutes zu thun, ſondern um ihm ein — Monument zu ſetzen; um einen Aufruf an die Deutſchen ergehen zu laſſen:

„An die Söhne Teut's!"
„An die Enkel Hermann's!"
„An die Urenkel Odoacer's!" u. ſ. w.

Dieſes „Butter-Monument" wäre das tüchtigſte Vehikel zu der noch immer nicht recht zuſammengebackenen „deutſchen Einheit," indem es eine Veranlaſſung gäbe zu einem großen

„jährlichen Verein aller deutſchen Butter-Eſſer
am großen Butter-Monuments-Tage!"

Dieſes Monument müßte von Thorwaldſen ganz aus Meklenburger-Butter gehauen werden. Die Basreliefs von Schwanthaler aus Vierländer Butter, und der Sokel aus „Lüneburger-Kräuter-Käſe," unter welchen Kräutern auch Lorbeerblätter geweſen ſein könnten. Inmitten käme aus Antiqua-Quargel-Lettern die Inſchrift:

„Nicht Schiller, nicht Guttenberg, nicht Luther,
Bekamen, ſo lange ſie lebten, Futter;
Doch nach dem Tod ſetzt Germania, die Mutter,
Ein Denkmal dem Erfinder der Butter!“

Dieſes große

„Deutſche Butter-Einheits-Feſt“

müßte jedesmal im Mai ſtattfinden, wo die Deutſchen immer friſche Maibutter zuſammenſchießen, bis das Monument endlich fertig iſt. Sollte von dieſen friſchen Maibutter-Beiträgen jährlich auch gar Vieles ſchmelzen und zergehen, ſo thut das nichts, daſſelbe pflegt bei andern großen Bau-Denkmalen und Monumenten zuweilen auch der Fall zu ſein.

Zu dieſem „Butter-Feſte“ kämen dann die langlockigen Deutſchen, Jeder mit der Butter ſeines Landes, in einem Butterfaße auf dem Kopfe, und ſängen das Sprichwort: „Wer Butter auf dem Kopfe hat, ſoll nicht in die Sonne gehen,“ wodurch zugleich der Nutzen angedeutet wird, welchen kein Sonnenlicht ausübt auf Alle, die Butter auf dem Kopfe haben. — Dann wird geſtiftet ein großes

„Butter-Album“

in welches Jeder, der Butter eſſen kann, einen Vers, einen Denkſpruch mit einem lebzeltenen Griffel einſchreibt, und zwar lauter gediegene Gedanken, ſo unvergänglich, als der Stoff, in dem ſie eingeſchrieben ſind.

Wenn dieſes Butter-Album ranzig wird, ſo veranſtaltet man eine zweite Auflage auf Cacao-Butter, und Prachtexemplare auf Cocos-Butter. Ich hoffe, die Errichtung dieſes

„Butter-Monumentes“

noch zu erleben, und ſubſcribire hiermit mit „zwei Pfund“ echt deutſche Dornbacher-Butter, portofrei unter einem Sonnenſchirm nach dem Odenwald oder Speſſart geſtellt, und mit einem Vers in das

„Butter-Album:“

„Wer gedenkt wohl hier Deiner, Du Butter-Urmutter Kuh?
Daß Du Dich melken ließeſt, Milch uns gabſt, und ſagteſt nicht:
Muh!?“

Doch zurück von dem „Butter-Monument“ zu dem großen Butterfaß: Welt! In dem großen Butterfaß Welt befindet ſich: Crème — Rahm, Sahne, Obers, Flott, Schmant, Nidle — Milch, Molken, ſaure Milch, ſaure Molken.

Wenn man alſo fragt: „Was wird die Welt dazu ſagen?“ ſo hat man noch nichts gefragt. Man muß dann erſt unterſcheiden und fragen: „Was ſagt die Crème dazu? — Was ſagt die Milch dazu? — Was ſagt die ſaure Milch dazu? — Was ſagt die Molke dazu? — Was ſagt die ſaure Molke dazu?“

Was die Crème ſagt? Das liegt nicht in unſerer Sphäre. Die Crème flüſtert, lispelt, lächelt, aber was ſagt ſie? Wir laſſen die Crème, die Milch, die Molken gehen, und da der größte Theil im Butterfaß „ſaure Milch“ iſt, ſo bleiben wir bei der „ſauern Milch“ ſtehen, denn die Frage: „Was ſagt die Welt dazu?“ heißt ja hauptſächlich:

„Was ſagt die ſaure Milch dazu?“

Die „ſaure Milch“ ſagt wunderliches Zeug, und ein vernünftiger Menſch macht zu dem, was die „ſaure Milch“ ſagt, kein ſaures Geſicht.

Die „ſaure Milch“ rumort im großen Butterfaße Welt am meiſten. Wenn man die Ohren in ſo ein Butterfaß hineinſteckt — und das müſſen beſonders alle Redakteure, dazu hat ihnen auch der Himmel die länglichſten Höranlagen gegeben — ſo hört man die „ſaure Milch“ über Alles raiſonniren, die „ſaure Milch“ weiß Alles, die „ſaure Milch“ erfährt Alles, die „ſaure Milch“ ergründet Alles, die „ſaure Milch“ ſieht durch ein Brett, wo keines iſt, die „ſaure Milch“ dringt durch verſchloſſene Thüren, wenn ſie ein Anderer aus den Angeln gehoben hat, die „ſaure Milch“ geht durch die dickſte Mauer, wenn ſie eingeſtürzt iſt, die „ſaure Milch“ ergründet alle Geheimniſſe, wenn ſie im Krackauer Kalender ſtehen, kurz, die „ſaure Milch“, wenn man ſie reden hört, ſo weiß ſie von der ganzen Welt im Butterfaße mehr, als die ganze Welt ſelbſt.

Stirbt irgendwo eine junge Perſon an den Maſern, ſo ſagt die „ſaure Milch“: „Aha, die hat ſich in der Nacht vom Stephansthurm über den Kahlenberg in den Gmundner-See geſtürzt, wir wiſſen ſchon!“

Sieht man ein Mädchen den ganzen Winter nicht beim Sperl, ſo ſagt die „ſaure Milch“: „Aha! Das Mädchen iſt wegen einer unglücklichen Liebe von den Eltern in Eſſig gebeizt und ſchwarz abgekocht worden; wir wiſſen ſchon!“ — Stirbt irgendwo ein Dichter, ſo ſagt die „ſaure Milch“: „Aha! Nun iſt der geſtorben, und er war doch der Dichter von allen Dem, was ein Anderer dichtete; wir wiſſen ſchon!“ — Erſcheint eine Frau mit einer neuen Mantille, ſo ſagt die „ſaure Milch“: „Aha! Ihr Mann iſt den ganzen Tag im Amt; wir wiſſen ſchon!“ — Tadelt ein Kritiker ein Stück, ſo ſagt die „ſaure Milch“: „Aha! Der Mann muß dem Manne etwas gethan haben, er hat ihm kein Geld geliehen, er hat ihn nicht eingeladen, er hat ihm die Hühneraugen nicht ſchneiden wollen, der Eine hat eine Geliebte, die den Andern hinausgeworfen hat; wir wiſſen ſchon!“ — Lobt ein Kritiker ein Stück oder eine Anſtalt, ſo ſagt die „ſaure Milch“: „Aha, der weiß, was er thut. Eine Hand wäſcht die Andere! Handwerk hat einen goldenen Boden! Wie Du mir, ſo ich Dir! Der hat von dem oder der ein Haus geſchenkt bekommen mit 50,000 fl. Revenuen, und extra einen Fünfguldenzettel baar;

wir wiſſen ſchon!" — Lobt Jemand das Stück eines Theaters, von dem er geſtern ein Stück getadelt hat, ſo ſagt die „ſaure Milch": „Aha! Die ſind wieder gut! Das Keſſelflickervolk! Sie haben geſtern von zwei Stunden vor Tags bis 18 Stunden nach Tags miteinander zweitauſend Flaſchen Champagner getrunken; wir wiſſen ſchon! — Schreibt Jemand aus Laune oder Unluſt über ein Stück oder über ein Theater ein Mal nicht, ſo ſagt die „ſaure Milch": „Aha! Dem hat man 's Handwerk gelegt! Der darf nicht mehr ſchreiben! Dem hat man ſeine drei Schreibfinger abgehackt und ſie unter Magiſtrats-Siegel nach Munkats geſchickt; wir wiſſen ſchon!"

Schreibt irgend Jemand einen Karnevalsſchwank, ſo ſagt die „ſaure Milch": „Aha! das ſchreibt er jetzt darum! Da meint er das damit! Damit meint er ſich! Das geht auf den! Dies bezieht ſich auf die! Mit Dieſem meint er Jenes, und mit Jenem meint er Dieſes; wir wiſſen ſchon!" Und ſo weiter in's Unendliche.

Ich bin überzeugt, wer von dem Butterfaß „Welt" dieſe Zeilen lieſt, Crème, oder Milch, oder Molken, oder ſaure Milch! — Jeder wird ſagen: „Er hat Recht, ſo ſpricht die ſaure Milch!" — Die „ſaure Milch" ſelbſt wird ſagen: Ja, ja, das iſt ſehr gut, accurat ſo ſpricht die „ſaure Milch"! —

Das iſt aber eben der Unterſchied zwiſchen der „Crème“ und der „ſauren Milch,“ die „Crème“ weiß ſehr gut, wen man meint, wenn man von ihr ſpricht, die „ſaure Milch“ hingegen ſagt immer, wenn man von „ſaurer Milch“ ſpricht: „Die „ſaure Milch“ hat's gut abbekommen! Geſchieht ihr Recht, der „ſauren Milch,“ warum iſt ſie nicht „Crème“ wie ich?

Die Rebus-Freſſer.

Ein Journalwelt-Bild.

Die deutſchen Journaliſten ſind zum Küſſen! Wo eine Dummheit auftaucht, halten ſie ſich daran wie die Ertrinkenden an einem Strohhalm.

Charaden, Räthſel, Logogryphe, das ſind alte Dummheiten; die Journaliſtik muß aber immer neue Dummheiten haben. Die neueſten Dummheiten heißen:

„Rebus!“

Was heißt ein „Rebus?“ Ein geſcheidter dummer Kerl erſindet aus Müßiggang eine dumme Klugheit, giebt es in ein Journal, und dumme geſcheidte Menſchen, die müßig gehen, bemühen ſich zu ſehen, ob ſie ſo geſcheidt dumm ſind, wie jener geſcheidte dumme Kerl, und dieſer ganze Prozeß heißt: Ein Rebus!

Die Wiener Journaliſten ſind aber die „Kramperl-Crème“ der deutſchen Journaliſtik. Wir machen nichts ſo ſchnell nach als das Abgeſchmackte, nichts als das Frivole, nichts als das Flache, nichts als das, wo Alles darauf berechnet iſt, die Plattheit zu beſchäftigen, die Hirnloſigkeit angenehm zu unterhalten, und dem großen Heere von nichtsdenkenden Leſe-Wiederkäuern das Hirn mit leerem Stroh auszufüllen.

Wenn die deutſche Journaliſtik eine ernſte Sache der Literatur anregte, haben wir uns auch gleich des Gegenſtandes in unſern Journalen bemächtigt? Wenn die deutſchen Journale die tiefgehenden Intereſſen der Kunſt, der Geſelligkeit, der Menſchheit in Rede brachten, haben wir uns auch des Schlagwortes bemächtigt zur Weiter-Rede, zur Erörterung, zur Verbreitung dieſer Intereſſen? Ja, ſelbſt als ein einheimiſches Blatt, die den Saft und das Blut des Volkes berührende Angelegenheit über den ſittlichen Verfall der Volksbühnen anregte, fand es in unſerer hieſigen Journaliſtik ein Echo, einen fortſpinnenden Faden? Nein, in's Mauſeloch ſind wir Alle gekrochen, und haben ſtutzig die Ohren herausgereckt, und haben uns die Journalſpalten feſt zugenäht, daß um Gottes Willen ja keine Sylbe von dieſer das Intereſſe der ſittlichen Menſchheit berührenden Angelegenheit ſich hinein verirre.

Allein, kaum hat das Wort „Rebus“ unſer Ohr berührt, kaum haben wir erkannt, daß ein Rebus ein Ding iſt, das weder Herz, noch Geiſt, noch Verſtand intereſſirt, ein Ding für Köchinnen und Lakaien, kaum hatten wir die Anſicht gewonnen, daß ein Rebus etwas iſt, womit die Flachheit der Fadheit eine Aufmerkſamkeit erweiſ't, als wir mit Heißgier über die Rebuſſe herfielen, um unſere Leſer damit abzufüttern.

Wir ſind nie befliſſen, unſern Leſern ſogleich das mitzutheilen, was ihren Geiſt auf eine ſinnige Weiſe beſchäftigt, ihre Seele auf eine erhebende Art anregt, was ſie angenehm belehrt, was ſie ſpielend unterrichtet, was ihren geiſtigen Horizont erweitert, nein, wir ſind befliſſen, ſie ſogleich mit Allem zu überhäufen, was den Geiſt in Lakaienthätigkeit ſetzt, was ſo zu ſagen den „Haspel-Verſtand“ in Anſpruch nimmt, z. B. ein „Rebus!“

Wie, ſchämt man ſich nicht, wenn man zu den Beſſern in der Literatur gezählt ſein will, ſolche Trottel-Geiſtesſpiele aufzutiſchen? Wir reden hier nicht von „Bilder-Rebuſſen,“ wie ſie die „Theaterzeitung“ bringt, die durch ihre ſinnige Illuſtration und koſtſpielige Ausſtattung imponiren.

Man weiß nicht, ſoll man lachen oder weinen, wenn man in Bier- und Kaffeehäuſern dieſe „Rebus-Freſſer mit dem Linſenklauber-Verſtand“ ſitzen ſieht, wie ſie die Köpfe zuſammenſtecken, und ſich an

Scharfſinn überbieten, um eine ſolche Lapperei herauszufinden; eine Lapperei, bei welcher es dem Verſtande mehr Ehre macht, ſie nicht zu errathen. Man glaubt kaum, wie es möglich iſt, daß Menſchen, welche Verſtand genug haben, um im Nothfalle auch gar nichts zu thun, noch mit ſolchen Dingen, die der platte Müßiggang für den Müßiggang der Plattheit erfunden hat, ſich zu beſchäftigen.

Da iſt z. B. auch ein Rebus:

Sprichwort.

Arr

Nun geht's an. Die drängen ſich um dieſes „Arr,“ ſie fangen an zu rathen: „Arr,“ „ein Arr,“ — „Arr allein,“ „A vor zwei R“ — „Marr oder Em“ — endlich bringt's Einer heraus, es iſt das Sprichwort:

„Ein Narr macht viele Narren!“

Denn die unter „Arr“ ein Sprichwort ſuchen, ſind doch Narren, alſo:

„Ein Narr — ein Arr — u ſ. w.“

Iſt das nicht klaſſiſch?

An einem andern Tiſche ſitzen wieder andere Gelehrte und Schriftkenner, und ſtudiren über folgende Weisheit des Rebus:

Ein Liebling des Redakteurs.

A.

„Was kann das ſein?!“ — „Ein A?“ — „Wer A ſagt, muß auch B ſagen?“ — „Ach nein!“ — „A ohne B, ohne C, ohne D u. ſ. w.“ — „Das iſt zum Teufelholen!“ — „Ein Liebling vom Redakteur? A?“ — „Adami oder Dami! Nein, das nicht! Zum Guckguck, das iſt ſchwer!“ Endlich hat's Einer, ein Vocativus, es iſt:

„Ein Abonnent!“

Nämlich ein „Ab“ ohne End'. Das iſt klaſſiſch! Nun iſt der Jubel! Der Eine ſagt: „Das iſt dumm!“ der Andere ſagt: „Es ſoll ja dumm ſein!“ der Dritte: „Aber nicht ſo dumm!“

Wieder in einem Winkel ſitzen ein paar tiefe Denker, Philoſophen, Rechtsgelehrte, brütendes Denken auf ihrem Antlitz, was iſt's: „Ein Rebus:“

Anfang eines Schiller'ſchen Gedichtes.

Illllmnteg

„I vor vier L?“ — „I vor Allem geh' am End!“ — „Vier L nach großem I.“ — „Verflucht, das iſt gewiß ſehr gut.“ — Endlich findet wieder Einer den Stein der Weiſen:

„Vier Elemente, innig geſellt.“

Es ſind nämlich vier L, dann m, n, t, in den Buchſtaben „Ig“ — in ig — geſellt.

Da erſchallt ein Geſchrei: „Superb!“ — „Eſelhaft dumm!“ — „Nein, ich find's herrlich!“ — „Nein, das iſt zu viel!“ —

Im Winkel ſitzen wieder drei ſtille Gelehrte, kauen an den Nägeln, runzeln die Stirne, es iſt eine harte Nuß zu beißen:

Was iſt das?

Horch! die Glocken hallen dumpf zuſammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, wohlan denn, nun, in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!

„Was kann das ſein?“ — „Die Anfangsbuchſtaben H. U. N. G. Horch — und — nun — Grab?“ — „Horch — zuſammen — und Lauf — nein, das kann's auch nicht ſein!“ — Ich hab's! Ich hab's! Das iſt „ein Gedicht von Schiller!“ — „Richtig! Aber das iſt ſtockdumm!“ — „Nein, es iſt ein guter Foppſpaß“ u. ſ. w.

Und das nennt man ſich geiſtreich beſchäftigen, und auf ſo etwas ſetzen wir die Hoffnung, daß unſere Leſer damit unterhalten ſind, und daß es uns Abonnenten bringen ſoll.

Wenn dieſe Erſcheinung wahr iſt, wer iſt mehr zu bedauern, Redaktionen, die für ſolche Abonnenten ſchreiben müſſen, oder Abonnenten, die ſich von ſolchen Redaktionen ſchreiben laſſen?

Dramaturgiſche Kinderblätter
für
# die zarte Jugend von ſechs bis neun Jahren.

1.

Wurſtel-Theater und Marionetten-Theater im Wurſtelprater.

An Auguſt.

Komm, lieber Auguſt, in den Wurſtelprater
Dort ſpielt der Hanswurſt ſein Theater,
An dieſen Künſtlern will ich Dir jetzt zeigen,
Was man bei Andern muß verſchweigen.
Für Marionetten und für Wurſteldichter
Allein gibt es noch wahre Richter!

Wenn der Leſer dieſer Blätter in den Wurſtelprater geht, in den Wurſtelprater, wo die Concerte auf grünere Zweige kommen, als in den Concertſälen, wird der Leſer mich ſehr oft finden, und der redliche Finder wird belohnt werden, wenn er mich ſitzen ſieht vor einem Wurſteltheater mit andächtig aufmerkſamem Antlitz, einen Anflug von bedeutenden Saal-, Zimmer-, Gäßchen- und Gaſſenjungen um mich, hie und da ein hübſches Kindermädchen, dieſe Accidenzien der Kinderliebhaber, vor oder neben mir, und wie ich ganz verſunken bin in dieſer Kunſtanſtalt mit Natur garnirt.

Ich gehe nie ohne Klingemann's und Zimmermann's „dramaturgiſche Blätter“ in's Wurſteltheater, denn immer finde ich da noch eine Wahrheit, eine Anſicht, einen Gedanken, den weder der Klinge- noch der Zimmermann gefunden haben, und das darum, weil jene die Kritik nicht an der Quelle, nicht an der erſten Hand der Natur: nicht von einem Wurſteltheater unter Kindern gelernt haben!

Nur in einem Wurſteltheater ſind noch alle Elemente der reinen dramatiſchen Dichtkunſt ſowohl, als die der darſtellenden Kunſt, und nur unter Kindern iſt noch die Kritik in ihrem patriarchaliſchen, ehrwürdigen Zuſtande, in dem nackten Wahrheitszuſtande!

Die Wahrheit und Adam kamen beide nackt zur Welt, allein ſeitdem die Schneider erfunden worden ſind, ſieht man vor lauter Kleidern die Leute nicht. Die Wahrheit iſt auch eine moderne Dame, man weiß bei ihr nicht mehr, was eigentlich ihr, was dem Schneider, was dem Friſeur, was dem Zahnarzt, was dem Miedermacher, was dem Wattenmacher, was dem Poliſſonfabrikanten, was dem Roßhaar-Eigenthümer gehört. Wenn man jetzt ſo eine Wahrheit von allem Aufputz entkleidet, ſo bleibt einem der Schatten des Traumes einer Idee!

Nur Kinder ſagen die Wahrheit, denn die Kinder haben ihren eigenen Gott, dieſer ſchützt ſie, wenn ſie ſich anſtoßen;

dieſer ſchützt ſie, wenn ſie fallen, dieſer ſchützt ſie in Blattern, Maſern, Röteln, Flecken, Scharlach, Zahnfieber u. ſ. w., und weil ſie noch einen eigenen Gott haben, ſo ſchützt er ſie auch vor den böſen Folgen der Wahrheit. Allein ein Menſch, der ſchon alle Ausſchläge und alle Zähne überſtanden hat, der hat keinen eigenen Schutzgott mehr, und der darf keine Wahrheit mehr ſagen.

Mit Unrecht alſo klagt man darüber, daß jetzt ſchon die Kinder Rezenſionen ſchreiben. Wollte Gott, daß die wirklichen Kinder ſie ſchrieben, da würden wir vielleicht doch noch Wahrheit hören.

Deßhalb glaub' ich, lieber Leſer, ein gemeinnütziges Werk zu befördern, wenn ich „dramaturgiſche Blätter für Kinder von ſechs bis neun Jahren" ſchreibe.

Im „Wurſtelprater" vor einem „Wurſteltheater," da iſt die Schule der Kritik, wie ſie ſein ſoll. Bei dieſen Dichtern beruht das Drama noch auf dem Zwieſpalt der gemeinen Lebensmächte mit einer äußern feindlichen Macht, wie z. B. der Hanswurſt mit dem hauſirenden Juden. Wie ungeſchickt ſteht Hamlet da gegen dieſen Hanswurſt. In Hamlet geht die eigentliche Individualität im grübelnden Denken unter, ſeine Rache fällt vernichtend auch auf ihn, während der Hanswurſt ſogleich die

Aufgabe des Lebens, der Aufklärung und ſeine erkennt: den Juden todt zu ſchlagen!

Ganz wie in der uralten Tragödie der Griechen und Römer gehen die Dichter dieſer Wurſteltheater darauf aus: das Daſein als ein durch Reue und Untergang zu Läuterndes und Geläutertes darzuſtellen, und ſo geht endlich aus dem Darniederſchlagen des Juden und der Jüdin und aus dem Hervorgehen eines weißen Kaninchens aus ihrem Sarge die Idee der Sühne und Wiedereinigung nach Schuld und Strafe hervor. Jedoch ich will dem Gange des Ganzen nicht vorgreifen, und werde Schritt um Schritt dem Gange der Dichtung und der Darſtellung folgen.

Im Anfang erſcheint Hanswurſt und Vertrauter, jeder mit einem eiſernen Hammer. Der Hammer vertritt hier die Stelle des Fatums, es iſt eine ſichtbare und zu Eiſen gewordene Idee des blinden Schickſals, und erſcheint gleich hier im Anfange des Stückes, ſo wie der Dolch in der „Ahnfrau“ gleich beim Beginn des Stückes in der Blende zu ſehen iſt. Der Hammer tritt als Prologus auf, indem er auf dem Amboß unermüdlich forthämmert, die Hämmer ſind hier figürlich Prinzipien, zwei Hämmer bedeuten die zwei Prinzipien der modernen Tragödie: die Nationalität und der Germanismus in ihrem Niederſchlag.

Alſo die Expoſition der Hämmer iſt meiſterhaft, im echt antiken Style.

Nach dieſer Expoſition der zwei Hämmer, welche auch vielleicht ganz einfach anzeigen: „Klappern gehört zum Handwerk,“ beginnt das eigentliche „Wurſteldrama.“

Dieſes „dramatiſche Wurſtelepos“ hat weder wie die indiſche Tragödie ihren Urſprung aus Schäferſpielen und Liebesintriguen, noch wie die griechiſche aus Feſtchören und Kriegsgeſchicken, ſondern ſie iſt ein ſelbſtſtändiges, aus unſerm Charakter hervorgehendes Alleinbeſtehendes.

Die Sage vom „Fauſt“ und vom „ewigen Juden“ iſt hier in einen Mythus zuſammengeſchmolzen. Der Jude wird ewig geprügelt, beim Eingang, beim Ausgang, in den Dialogen, kurz, wo er ſich ſehen läßt, aber er wird als dramatiſche Gerechtigkeit geprügelt. Er tritt auf und hat einen Bündel unter dem Arm. Dieſer Bündel iſt ſeine Schuld, an dieſen Bündel knüpft ſich der tragiſche Gang des Dramas. Der „Jude“ und der „Wurſtel“ machen die beiden Wagſchalen des Geſchicks und der Bündel iſt die Kurbel, um die ſich die Wagſchale dreht. Der Jude, der Wurſtel und der Bündel, oder Egmont, Alba und die Niederlande, oder Fiesko, Doria und Genua, oder Götz, Weislingen und die Ritterzeit, es iſt dieſelbe Tendenz, dieſelbe weltgeſchichtliche Abſpiegelei im Kleinen. Der Jude tritt auf mit ſeinem Bündel. Hier ſchon beginnt die „Kinderkritik“ unter den Zuſchauern, und ein allgemeiner Ausruf: „Der Jud! der Jud!“ zeigt“ zeigt, wie aus dem

Kern des Volksthums der Dichter ſeinen Gegenſtand ſchnitt. Er ſieht ſich um, etwas mißtrauiſch, und legt ſeinen Bündel nieder, aber er legt oder ſtellt ſich auf denſelben, gleichſam als keinen Augenblick von ſeinem Prinzip laſſend, und ſelbſt, wenn er Miene macht, es abzulegen, doch feſt darauf fußend!

Hier weichen die „Wurſteldichter“ in den „Wurſteltheatern“ bedeutend von einander ab. In dem „Wurſteltheater A.“ legt ſich der Jude auf ſeinem Bündel ſchlaſen, Wurſtel kömmt, zieht ihm den Bündel ſachte hinter'm Ohr weg, der Jude erwacht, lamentirt und Wurſtel ſchlägt ihn als zureichenden Grund mit dem fataliſtiſchem Hammer todt. In dem Wurſteltheater B. hingegen kömmt Wurſtel geradezu auf den Juden los, und beweiſt ihm mit dem Hammer, daß der Bündel ihm gehört, und unterſtützt dieſen Beweis a priori mit dem Aposteriori-Beweis, daß er den Juden todt ſchlägt.

Weder Shakeſpeare in ſeinem Shylok, noch Cumberland in ſeinem Schewa wußten ſo auf das Volksleben zu wirken, als dieſe beiden. Shakeſpeare hat die Original-Novelle, in welcher der Mann, der das Pfund Fleiſch herausſchneiden will, ein ſpaniſcher Hidalgo iſt, in einen Juden umgeſchaffen, und das kann dem dramatiſchen Dichter nicht verwehrt werden, wenn er dadurch mehr Effekt hervorzubringen glaubt. Allein man könnte faſt ſagen, Shakeſpeare habe Shylok ſo hingeſtellt, als ſei eine abſcheuliche That Nothwehr, er hat nicht ſo recht die Menge auf den Juden gehetzt. Cumberland in ſeinem Schewa heuchelte Geſinnungen der Humanität, indeſſen ſein ganzer Schewa ein viel erbärmlicherer Patron iſt, als Shylok. In Schylok iſt Kraft, Rachegeiſt, Nationalität. In Schewa iſt lumpige Knechtiſchaft, hündiſche Seelenſchlottrigkeit, und Herr Cumberland glaubt ein großes Opfer auf dem Altare der Duldung niedergelegt zu haben, wenn er einen Enkel Abraham's ſchildert, welcher Almoſen austheilt, welches er ſich vom Magen erbärmlich abzapft, und der einem Commerzienrath, der durch ihn reich wurde, und deſſen Kinder er glücklich machte, die Hand küßt, weil er ihn einen „braven Mann" heißt!!! Wahrlich der weit verpönte „Unſer Verkehr" iſt ein Kompliment für die Juden gegen dieſen Cumberland'ſchen Juden!

Wie anders, wie patriarchaliſch ſtehen nun die beiden Juden in den „Wurſteltheatern da! Sie kommen mit ihrem Bündel, ſie tragen ihr Fatum auf den Rücken und ihre Nemeſis in der Taſche! Sie werden kurz und gut todt geſchlagen, das iſt die Blutrache in ihrer alten Reinheit! Der von den beiden Dichtern, welcher ihm zuerſt ſeinen Bündel wegnimmt, ſchlägt ihn zweimal todt. Das iſt ein tragiſcher Doppeleffekt! Wenn wir nun mittlerweile von der Dichtung zu der Darſtellung übergehen, ſo wurde in dieſem „Wurſteltheater“ der Jude ſo dargeſtellt, wie ich ihn ſelten mit ſolcher Einfachheit und Wahrheit darſtellen ſah.

Ich habe ſchon an einem andern Orte bemerkt, daß die „Darſtellung überhaupt“ jetzt deshalb zurückgeht, weil die darzuſtellenden Individuen zu wenig äußerliche Merkmale ihrer Unterſcheidung an ſich tragen. Wenn Iffland ſeinen „Eſſigſieder,“ wenn Eßlair ſeinen „Oberförſter,“ wenn A. P. Wolf ſeinen „Herrmann“ darſtellte, ſo hatten ſie die Exemplare vor ſich, bunt geſchnitzelt wie die Stäbe an Jakob's Schaftränke, nach welchen nun die guten Mutterdarſteller ihre Darſtellungslämmer warfen. Der Eſſigſieder mit dem rothen Rock, mit der grünen Weſte, mit den kurzen Beinkleidern u. ſ. w., der Oberförſter mit dem grünen Rieſenfrack, mit dem Portierſtock u. ſ. w., kurz, es waren Individuen, die der Zuſchauer ſchon an der Malerei kannte, und die der Darſteller mit dem Koſtüm anzog. Die jetzigen Schauſpieler haben kein äußeres Schema zu ihren Perſonen, der ſchwarze Frack, das allgemeine Pantalon, die bunte Kravate, dieſe Univerſalſchalen für alle Menſchenkerne, bringen unſere lieben Darſteller um ihren größten Triumph! Da heißt es nicht mehr: Die Schale darſtellen, die Hülſe, ſondern den Kern, den Bruſtkern, und da hapert's gewaltig! Deshalb ſehen wir bei den Darſtellern da den meiſten Effekt, wo ſie mit greller oder wenigſtens ſtark makirter äußerer Erſcheinung der matten Pſyche zu Hilfe kommen können.

Die meiſten Künſtler können alle Arten von Menſchen vortrefflich darſtellen, aber den Menſchen als Gattung herzlich ſchlecht! Bettler in grellen Fetzen, Galeerenſklaven, Banditen mit rothen Haaren und Federn, Teufel ditto mit Phosphor- und Kolofonium-Unterſtützung, Invaliden mit Krücken und Stelzbeinen, Quäker mit herabhängenden Scheitellocken und Krempenhut u. ſ. w., kurz, die ganze Sippſchaft jener Theaterfiguren, die ihr quibus auxiliis in grellen Schminktiegeln, in phantaſtiſchen Perückenſchachteln und barocken Garderobekäſten ſuchen.

Zu dieſen, von der Schneiderei, dieſer natura medicatrix der Schauſpielerei beſonders begünſtigten Rollen gehören die Juden; Bart ſpitz, lang, breit, grau, ſchwarz; dreieckiger Hut, Schlappel, Kappel, Brille, Stock, langgeſchoßter Jaß, Schnallenſchuh und ein Jüdeln und Mauſcheln ad libitum, das ſind Reize zu ſeltner und verführeriſcher Art, als daß ſie nicht ein Lockangel für Darſteller ſein ſollten, die mehr in dem pantomimiſchen als in dem geiſtigen Haine der Kunſt ihre Lorbeern gepflückt haben.

Hier ſtellt ſich aber am deutlichſten heraus, was ich oben angemerkt habe: früher hatten die Juden ihr eigenthümliches Koſtüm, ſo wie der „Eſſigſieder“ u. ſ. w. und die Darſteller hatten leichtes Spiel, allein jetzt trägt der

Jude ſo wenig mehr ſeinen Spitzbart und ſeinen chapeaux à cornes, als der Eſſigſieder einen rothen Rock und einen Schiebkarren. Es hieße alſo nicht die Hülſe des Juden geben, nicht den, der auf dem Trödelmarkt zum Verkauf liegt, ſondern den Juden, wie er in ſeinen modernen Salons, auf ſeinem Gig, auf ſeinem Vollblutpferd lebt, kurz, es hieße einen phyſiſchen Charakter zeichnen, und da liegt der Haſ' im Pfeffer!

Bei dieſer allgemeinen ſocialen Verſchwimmung und Ineinanderfluthung aller äußern Formen und Abzeichen, hat die liebe Schauſpielkunſt zu einem andern Surrogat gegriffen, und ich kann dieſes Surrogat nicht anders nennen, als das letzte Mittel, was roth gemalt und bis zum Schrei der Farbe getrieben wird.

Wir hören jetzt nie mehr ſeufzen, ſondern immer ſchluchzen, nie mehr weinen, ſondern ſtets heulen, nie mehr agiren, ſondern immer tragiriren, wir hören nie mehr den Schwung und den Fall der Rede, ſondern immer ihren Sprung und ihren Sturz, wir ſehen kein Geberdenſpiel mehr, ſondern einen phyſiognomiſchen Krampf; und wie es ſich trauerſpielt, ſo luſtſpielt es ſich auch! Wir ſehen kein Lächeln mehr, ſondern immer bloß Gelächter; kein Augen- und Mienenſpiel, ſondern Augen- und Mienengalopp; wir ſehen nicht mehr einen polternden Alten, ſondern ſtets tobende

Windhoſen, für Humor bekommen wir Rumor und für Naivetät gibt man uns Imbecillität!

Shylok und Schewa werden größtentheils bloß noch von ihrem Rocolor, von ihrem ſpaniſchen Rohr geſpielt; beſonders Schewa, an den ſich keine Lokalität und keine Zeit knüpft, die, wie dem Shylok, jenes Koſtüm bedingt. Dieſer Schewa wäre durchaus eine der abgeſchmackteſten Darſtellungen in der Schauſpielkunſt, wenn man ihm ſeinen Spitzbart, ſeinen Hut, ſeinen Schabbesrock u. ſ. w. nähme, und ich würde nur für jenen Darſteller des Schewa den ungeheuerſten Reſpekt haben, der ihn in moderner franzöſiſcher Kleidung, ohne jenen korrupten Dialekt darſtellte, und doch pſychiſch und geiſtig auf das Publikum wirkte. Da würde ich meinen Hut abnehmen und die Schauſpielkunſt verehren lernen.

In dieſer Beziehung ſpielten die zwei Juden in dem „Wurſteltheater“ ſüperb! Keine Ueberladung im Koſtüm, keine niedrigen Grimaſſen, um die Gallerie zu erſchüttern, keine ekelhafte Gemeinheit, wie ſie die vielen Jubals und Tubals ſo ſehr lieben, und ſich ſo con amore in der Arena wälzen, um den hohen Gönnern oben ein Hurrah abzugewinnen. Dieſe Darſteller waren durchaus, was ſie ſein ſollten, und wenn ihnen die Natur auch nicht ſo günſtig war, daß ihnen der Dialekt von Geburt auf eigen war, ſo übertrieben ſie ihn doch nicht, und überſchritten nie die

Gränze, die eine wahrhaft künſtleriſche Individualität ohnehin nie verlezt.

Sehr charakteriſtiſch iſt es in dieſen Stücken, daß die Geſchlagenen gleich mauſetodt hinfallen, und nicht noch in der Agonie einen Monolog röcheln, und mit den Füßen die melodramatiſche Muſik dazu zappeln! Hier iſt alles Natur! Wer todt iſt, iſt todt, und darf für ſein Leben nichts mehr deklamiren! Ja ſelbſt der „elaſtiſche Tod“ iſt hier nicht ſo üblich, wie auf vielen andern Bühnen. Der Leſer weiß vielleicht nicht, was das für ein Tod iſt: „Der elaſtiſche Tod!“ Der Leſer kennt jene „elaſtiſchen Temperamentfiſchchen“ aus Hauſenblaſe glaub' ich, die man auf die flache Hand legt, um ſein Temparament zu erkennen. Dieſe Fiſchchen liegen erſt maustodt, dann zucken ſie, dann krümmen ſie ſich wie ein Reif hinauf, dann wie ein Reif hinein, dann ſchnellen ſie in die Höhe; nun bei unſerer Tragödie gibt es ſolchen „elaſtiſchen Tod,“ der Todte ſtürzt todt hin, überlebt aber ſogleich ſeinen Tod, zuckt, krümmt ſich hinauf, dann hinein, dann hinüber, dann ſchnellt er in die Höh', nachdem er auf dieſe Weiſe im Sterben ſehr viel Leben entwickelt hat, und ſo eine kleine Viertelſtunde ſich ſelbſt durchſtirbt, ſtirbt er endlich einen wirklich ſterbenden und geſtorbenen Tod, und dieſen Tod nenn' ich den

„Dramatiſch-elaſtiſchen Tod!“

Der Himmel, der Regenſchirm und ich

oder

Reiſeabenteuer zu Waſſer und zu Lande; Leiden, Schickſale und Begebenheiten auf einer Reiſe von Wien nach Baden über Neudorf und Pfaffenſtätten, vor Entſtehung der Sina'ſchen Eiſenbahn, in einem Tage hin und zurück, ohne Zauberei und Täuſchung, in einfacher Sachgemäßheit geſchildert von einem Augenzeugen und Mitgenoſſen derſelben Expedition.

Wenn Einer eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen;
Dr'um nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät „nach Baden“ wählen.

Coſmus.

Einleitung zu der Vorrede.

In welcher nichts vorkömmt, was den Leſer intereſſirt, die aber nichts deſto minder höchſt intereſſant iſt, geſchrieben, bevor noch von einer Vorrede die Rede war.

Ein Redakteur iſt das unabhängigſte Geſchöpf der Erde, darum, wenn er ſich vornimmt, er geht nach der Schweiz und an den Rhein, kann ihn nichts daran hindern, als drei Kleinigkeiten: keine Zeit, keinen Vice-Redakteur — nicht keinen Witze-Redakteur — und kein Geld, und er geht richtig an einem ſchönen Morgen, wenn es furchtbar regnet — nach Baden! — Ach, da habe ich in der Einleitung ſchon geſagt, daß es geregnet hat, damit habe ich den ganzen, wichtigen Inhalt meiner Reiſebeſchreibung ſchon voraus erſchöpft, was wird nun aus der Reiſebeſchreibung werden?

Allein, ein Genie weiß ſich zu helfen, kann ich die Reiſe nicht beſchreiben, ſo beſchreib' ich mich! Das iſt ja modern, zeitgemäß! Man reiſ't jetzt nicht mehr, um Städte, Länder, Menſchen, Sitten u. ſ. w. kennen zu lernen und zu beſchreiben, ſondern um ſich in allen Situationen und in allen ſubjektiven Färbungen zu beſchreiben, um dem Leſer ein Bild von ſich, von ſeinen galanten Thaten zu geben, und dabei einige Portraits von berühmten Namen, meiſt pasquillartig, zu entwerfen. Man nennt das Reiſe-Bilder, Reiſe-Novellen, Reiſe-Perſpektive.

Das kann ich auch! Dazwiſchen wirft man einige lyriſche Nägelabſchnitte mit hinein, in denen die Liederlichkeit des Gedankens in poetiſchen Hemdeärmeln mit der genialen Schlottrigkeit der Form ſich umarmt, ſo daß jeder Schulknabe ſich davon entzückt fühlt, marinirt zuweilen eine frivole Idee mit einer empfindſamen Thräne, ſalzt manchmal eine edle Empfindung in laſcives Salz ein, dann iſt das Ding fertig, und ein Heer von Nachahmern, dieſe literariſchen Kängurus, hopſen friſch nach dieſer Façon daraus los!

Kann man in einer Reiſe von „Wien nach Baden“ nicht auch von ſich reden? Nun, das ſoll der Leſer erfahren, ob man's kann! Kann man „von Wien nach Baden" keine Reiſelieder ſchreiben, die wie Meerjungfrauen oben einen ſchönen, glatten, weißen, ätheriſchen Leib haben und zuletzt unten in einen ekelhaften Fiſch- und Eidechſen-Schwanz auslaufen? Nun, der Leſer ſoll erfahren, ob man's kann! Kann man auf einer Reiſe „von Wien nach Baden" keine Silhouetten und Porträts von berühmten Namen machen, und zwar die Schattenſeiten recht in's Licht geſetzt und die Lichtſeiten recht im Dunkel gehalten? Nun, der Leſer ſoll's erfahren, ob man's kann! — Und damit iſt die „Einleitung" glücklich zu Ende. Ich bin froh! Der Leſer weiß gar nicht, welch' ein fatales Ding es iſt, eine Einleitung zu ſchreiben, wenn man gar nichts einzuleiten hat, allein es gibt einen Gott für Narren, für Kinder und für — ſchlechte Schriftſteller, mit welchen ich die Ehre habe zu verharren eines

geneigten und wohlwollenden Leſers

ganz ſubmiſſer Verfaſſer.

Vorrede.

In welcher der geneigte Leſer um nichts klüger wird, als blos erfährt, daß der Verfaſſer von ſeinem Verleger und Redakteur, die hier Beide in Eins, und dann jeder allein zuſammenfallen, nach dem Bogen honorirt wird und alſo blos ſchreibt, um Geld zu bekommen.

Der geneigte Leſer weiß ſich vielleicht noch zu erinnern, daß ich in meiner geiſtreichen Einleitung ſagte, von drei

Dingen an meiner Reiſe nach der Schweiz verhindert worden zu ſein, und das letzte dieſer drei Dinge war: kein Geld: Ob es nun falſche Scham war, daß ich dieſes „kein Geld“ als letzte und nicht als erſte Urſache anſetzte, ob ich früher keine Zeit und dann erſt kein Geld, oder früherher kein Geld und dann erſt keine Zeit hatte, das läßt ſich nicht gut erörtern, denn dazu hab' ich — keine Zeit.

Kurz: point d'argent, point de Suisse! das iſt eine alte Deviſe, aber nicht point de temps, point de Suisse!

Keine Zeit! kein Geld! Es iſt eben ſo ſchwer, Geld auf Zeit zu bekommen, als Zeit auf Geld, aber es gibt Menſchen, das heißt nicht eigentlich Menſchen, aber doch Redakteure und Schriftſteller, die noch weniger Zeit als Geld haben, und die viel lieber ihren letzten Heller Geld hergeben, als ihren letzten Heller Zeit!

Es iſt ein großes Unglück, daß man die Zeit anders behandelt als das Geld! Es begegnet uns Jemand auf der Straße und ſagt: „ach, ich bitte Sie, leihen Sie mir zehn Gulden!“ Da lächeln wir, oder wir lachen auch nicht, und ſagen: „ich habe kein Geld bei mir!“ aber wenn uns Jemand auf der Straße packt und ſagt: „ach, ich bitte, nur fünf Minuten, nur ein Viertelſtündchen“ warum können wir da nicht antworten: „ach, ich habe jetzt keine Zeit bei mir!“

Zeit und Geld! Wie nahe ſtehen dieſe Beiden! Wer darauf ausgeht, uns die Zeit zu verkürzen, der hat eigentlich die Abſicht, uns das Geld zu verkürzen! ein jeder Zeitvertreib iſt eigentlich ein Geldvertreib! Gerade diejenigen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie mit dem Gelde anfangen ſollen, wiſſen auch nicht, was ſie mit der Zeit anfangen ſollen, bis ſie mit der Zeit wie mit dem Gelde fertig ſind! Auch gehen jetzt mehr Menſchen mit dem Gelde fort, als mit der Zeit!

Da ich aber, wie geſagt, weder Geld noch Zeit hatte, ſo ſchritt ich mit der Zeit und mit dem Geld gar nicht ein Bischen nach der Schweiz fort, ſondern, wie der Leſer bereits weiß, nach Baden bei Wien.

Ende der Vorrede.

Erſtes Kapitel.

In welchem der Leſer erfährt, warum ich nie einen Regenſchirm habe, und warum ich meinen Regenſchirm heute auf die Kutſchdecke hinauf band, und noch andere wichtige Dinge mehr.

(Das Kapitel ſelbſt, und ſelten was Beſſeres, kömmt nach.)

Daß es an einem Feuerwerkstag regnet, iſt vom Himmel ſchon ſo ein alter, wenn auch kein trockner Spaß, daß er ihn in der letzten Zeit gar nicht mehr macht, und das hat der Himmel vor andern Spaßmachern voraus, die ihre alten und noch dazu trockenen Späße noch immerfort aufwärmen.

Der Himmel iſt wie eine ſchöne Frau, wenn man ihm gar nicht ein Bischen Mißtrauen zeigt, nimmt er es für Gleichgültigkeit, und rächt ſich gerade dadurch, daß er uns täuſcht.

Wenn ich weiße Pantalons anziehe, ſo denkt der Himmel: „Aha, Du denkſt gar nicht ein Bischen an mich' ich will Dich erinnern!“ und es regnet eine Flut von Vergißmeinnichten auf mich herab. Nehme ich aber einen Regenſchirm, ſo denkt der Himmel: „Du trauſt mir gar nichts zu, Dich muß ich beſchämen!“ und es wird das ſchönſte Wetter! Der Leſer ſieht alſo, daß ich es eigentlich bin, „qui fait la pluie et le beau temps.“ In dieſem Sommer hab' ich mir mit dem Himmel einen kleinen Privatſcherz erlaubt, ich trage immer nämlich weiße Pantalons und einen Regenſchirm auf einmal! Da weiß der Himmel nicht, mit welchem es mir Ernſt iſt, und von daher ſchreibt ſich dieſer ſonderbare Sommer heuer, in welchem weder Regen noch Sonnenſchein lange anhält! Wenn die Geſammt-Menſchheit eine Sammlung veranſtaltete, um mir meine weißen Pantalons alle abzukaufen, könnte ſie vielleicht noch auf einen anhaltend ſchönen Herbſt rechnen. Ich bin aber ſehr theuer und lege ſie nur gegen eine lebenslängliche Rente von 10000 Fl. C. M. ab.

Als ich heute nach Baden reiſ'te, band ich meinen Regenſchirm oben auf das Kutſchdach, damit der Himmel nicht ermangle, **recht ſchönes Wetter zu machen.** Allein dennoch ſtrömte es vom Himmel herunter, was es nur konnte; ich konnte mir dieſes Räthſel lange nicht erklären, bis ich endlich gewahr wurde, daß mein Bedienter meine Reiſetaſche auch auf das Dach packte und in dieſer Reiſetaſche befanden ſich drei weiße Pantalons!

Man kann auf vielerlei Weiſe „von Wien nach Baden“ fahren, worunter das Zufußgehen die vorzüglichſte und ſchnellſte iſt! Unſere „Stellwagen“ ſind wie das Schiller'ſche Räthſel:

„Es führt Dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch ſtets an ſeinem Ort!“

Das wohlfeilſte und bequemſte Reiſen iſt mit einem Stellwagen, denn ehe man mit einem Stellwagen reiſ't, reiſ't man lieber gar nicht!

Ich und mein Freund W. hatten beſchloſſen, einen Fiaker zu nehmen.

Wenn ich Heine wäre oder Laube, oder auch nur Goethe, könnte ich hier ein Bedeutendes über die Wiener **Fiaker** ſagen, wie viele Andere, welche über Wien ſchreiben, namentlich wie Hr. Laube, welcher in Wien nichts kennen lernte, als die Fiaker, aus dieſer offenbar ſolideſten Quelle alle ſeine Erfahrungen ſchöpfte und dann über das feine und höhere Leben Wiens ſehr gründlich ſchrieb!

Allein, ich habe Wichtigeres zu thun, nämlich zum
zweiten Kapitel
überzugehen. Und dieſes thu' ich folgendermaßen:

Zweites Kapitel.

In welchem der Leſer noch immer nicht von Wien abgefahren iſt, obſchon der Verfaſſer in ſeinem Fiaker bereits eine Stunde lang ſitzt, in welchem aber der geneigte Leſer die Bekanntſchaft einiger Couſinen des Verfaſſers zu machen die Ehre hat, und in welchem der geneigte Leſer eine genaue Berechnung darüber findet: wenn in einem Fiaker drei Frauenzimmer Platz haben, wie viel Schachteln und Cartons haben in einem Stellwagen Raum?

Der Leſer wird ſich zu erinnern wiſſen, daß ich Couſinen habe, wenigſtens hab' ich ſchon einmal eine Reiſe beſchrieben, welche ich mit einer ſchönen Couſine nach Peſth machte, und den romantiſchen Schlaf, in welchen ſie der Sonnenaufgang und eine Ode von mir verſetzte. Ein Couſin iſt für eine Couſine nichts als ein Facſimile von einem Mann, und eine Couſine iſt für einen Couſin nichts als ein Modell von einem Frauenzimmer.

Kann man je mit einer Couſine *ſchwärmen*? Nicht möglich! Ich habe meine Couſinen ſchon in allen romantiſchen Saucen genoſſen, mit Mondſchein à la Siegwart, mit Sonnenaufgang à la Werther, mit grünen Wieſen und Kornblumen-Aufguß, mit Gartenbeleuchtung und Froſchgequäck, mit ſaurer Milch und herabhängenden Strohhüten, mit Erdbeerenſuchungen und obligaten Grasflecken, ich habe ſie ſchon über einen Sumpf getragen, daß mir die Glieder knackten, ich habe ſchon mit Aufopferung meiner Rockſchöße große idylliſche Hunde von ihnen abgewehrt, aber bei all dem iſt mir nicht ſo viel Schwärmerei in die Glieder gefahren, als nöthig iſt, um auf einen verſtorbenen Kanarienvogel eine Grabſchrift zu machen!

In meiner fünfundzwanzigjährigen Praxis im Gebiete der angewandten Experimental-Schwärmerei findet ſich nicht ein Vers an eine Couſine, und nicht Eine von meinen vielen Couſinen hat auch nur ein einziges Mal wegen träumeriſcher Gedanken an mich ihre Portion Rindfleiſch nicht wurzweg aufgegeſſen! Und ich habe eine ſchöne Anzahl von Couſinen!

Couſinen hab' ich ſechzig,
Doch alle ſind brünett,
Nach einer blonden lechz' ich,
Wenn ich nur blonde hätt'!

Ach, lauter ſchwarze Locken
Und ſchwarzer Augen Blick,
Das iſt, ich ſag' es trocken,
Das iſt ein ſchwarz' Geſchick!

Bringt denn Natur Couſinen
Nur ſtets brünett hervor?
Was bin ich unter ihnen,
Ich blonder, weißer Mohr?

Hier will ich mich bei allen ſchwarzen und dunklen Locken, bei allen ſchwarzen, braunen und dunklen Augen feierlich davor verwahren, als ob ich einen Eingriff in ihre Allmacht machen wollte, als wäre ich nicht ein heißer Bewunderer ihrer Reize, und als hätte mein Herz nicht für ihre Sache geblutet. Aber am Ende ſeiner Tage, wenn man ſeine Gefühle in Ruhe verzehren will, ſchlägt man ſich zu einer Partei. Ich bin von den ſchwarzäugigen Exaltados zu den blauäugigen Moderatos übergegangen, ohne deßwegen dem braunäugigen Juste-milieu feindlich geſinnt zu ſein! Alſo dixi et salvavi.

Um wieder zu meinen Couſinen zu kommen, ich reiſ'te mit dritthalben Couſinen nach Baden, von welchen die jüngſte 6 Jahre, die älteſte —

Halt, auch Couſinen ſind Menſchen!

Um Sechs ſaßen wir im Wagen, d. h. in der Mitte von Cartons, Schachteln, Bündeln, Beuteln, und fuhren ab.

Da man ſich vor einem Couſin nur ein Bischen genirt, ſo meinte Couſinchen Kathinka, welche beim Frühſtück noch alle Munterkeit und Thätigkeit eines glücklichen Herzens entfaltete, nun plötzlich, ſie ſei „enorm ſchläfrig“ und der „Weg nach Baden ſei ungeheuer langweilig!“ Nach dieſen Beweiſen von Hochſchätzung und Nächſtenliebe richtete ſie ſich auf einen genialen Schlummer ein, indem ſie das anmuthige Haupt — ich hoffe, ſie lieſ't das und und wird wiſſen, das man für eine ſolche öffentliche Komplimentation einem Couſin, der zugleich Schriftſteller iſt, als Entſchädigung einen Preßburger Mohngipfel ſchuldig iſt — auf einen Hügel von Cartons legte, die Augen ſchloß, welches auf jeden Fall vis-à-vis von mir ein guter Schluß war, und — entſchnarchte.

Ich laſſe ſie ein Bischen ſchnarchen, denn die Frauenzimmer ſind am liebenswürdigſten, wenn ſie ſchnarchen, und wende mich zu einem kleinen „Reinen- und Hefen-Binder,“ welcher am Wege vor dem Thore ſaß, ſeinen Hut in den Wagen herein hielt und einen großen Hund neben ſich liegen hatte.

Welche zwei Stoffe für einen Reiſebilder- und einen Reiſenovellen-Beſchreiber!

Als Heine einige Schwaben wandern ſah, weinte er! Ich ſah den „Reindli bindli!“ und habe nicht geweint, obſchon ich die Pentarchie geleſen habe und befürchten muß, wenn alle die ſlawakiſchen „Reindli bindli“ und „Leinwandmeſſer“ ſich ihrer Urkraft und Urwürde bewußt werden, ſie die Herren aller Fiaker und Couſinen werden, und wir deutſche „Reindli bindli“ und „Leinwand-Slawaken“ werden müſſen!

Auch der große Hund hat mich nicht gerührt, obſchon ich dabei an die deutſche Dramaturgie dachte, nämlich, an Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue“ und wie in dieſem Schauſpiel ein alter Mann vorkömmt, der einen Hund hat, und obwohl die Bettler gewöhnlich nur Geld und keine Liebe wollen, ſo ernährt dieſer Bettler doch noch einen Hund, denn, ſagt dieſer ſentimentale Bettler: „ich muß ein Weſen haben, daß mich liebt!“ Mich wundert, daß unſere Bettler nicht betteln: „ich bitt' um ein Bischen Liebe!“

Es iſt ſehr gut, daß in unſern Zeiten, wo ſo viele Menſchenleben durch überflüſſige Hunde bedroht werden, es keine „Liebeshunde“ gibt, und daß die Behörde nicht daran glaubt, ein Bettler, der ſich ſelber nicht ernähren kann, müſſe einen großen Hund haben, um ſich lieben zu laſſen!

Alſo weder der „Reindli bindli“ noch der Hund hat mich gerührt, welches ich aber auch in meinen Reiſebildern zu benutzen weiß.

Drittes Kapitel.

In welchem der Leſer — allein ich will nichts verrathen.

Der Laſſingfall,

oder

die kleine Portion Romantik.

Wie ſchön iſt die Welt — auf dem Globen; wie angenehm iſt das Reiſen — in der Stube; wie herrlich iſt das Gebirge — im Reiſewagen, und wie belohnend iſt eine Ausſicht — aus einem Eckfenſter!

Was braucht der Menſch jetzt zu reiſen, um die Welt zu ſehen? Die Welt kömmt jetzt zu ihm! Ihr wollt Bajaderen, Beduinen? Um 15 Kreuzer Entree könnt Ihr ſie ſehen. Gelüſtet's Euch nach Türken, nach Griechen? Sie werden jetzt bei uns zu Türken und Griechen erzogen. Wollt Ihr Kameele, Leoparden, Lamas? Polito und Van Aken bringen ſie Euch um zwei Gulden in die Soirée. Wollt Ihr einen Elephantenfang ſehen? Am Koloſſeum für ſechs Kreuzer. Das ſchöne Petersburg? Aus Holz, zum Sprechen, für zehn Kreuzer. Gelüſtet Euch nach der Cachucha? Scholz tanzt ſie zum Küſſen. Nach ſteiriſchen Nationaltänzen? Spaniſche Tänzer tanzen ſie Euch um vier Groſchen.

Kurz, für Geld kömmt Euch die ganze, liebe, kleine und große Welt in Euer Zimmer, um fünf Groſchen könnt Ihr

Sonnenaufgänge haben zu jeder Tagszeit, und um dreißig Kreuzer läßt man Euch den Veſuv Feuer ſpeien, bis Ihr Mitleid mit ihm habt!

Allein die Berge, die Berge! Nein, die Berge, die kommen nicht in's Zimmer, d. h. die wahren Berge, von denen herab man nie etwas ſieht, nein, die ſind wie eingewurzelt, die kommen nicht in die Stadt! Und wer durchaus Berge ſehen will, der muß hinaus

In's feindliche Leben,
Muß Trinkgelder geben,
Muß rutſchen und klettern,
In Sturm und Wettern,
Muß hungern und faſten,
Muß keuchen ohne Raſten,
Bis oben am Ziele
Am Fuß eine Schwiele,
Entzückt er geſtehe,
Daß — gar nichts er ſähe!

Und nun gar die „Waſſerfälle!“ die Waſſerfälle! Dieſe Buſchklepper und Strauchdiebe der Romantik! Die ſich ſeitwärts am Wege immer verſtecken, lauern, den Reiſenden verlocken, und wenn er hinkömmt, gar nicht zu finden ſind! Wenn ſo ein Waſſerfall ein honetter, ehrlicher Kerl wäre, was braucht er ſich zu verſtecken? Warum läßt ſich ſo ein Waſſerfall nicht wie jeder redliche Menſch frank und frei auf der offenen Landſtraße ſehen? Warum immer in einem Hohlwege, in einem Schlupfwinkel?

Mich erwiſchen ſie nicht mehr, die dummen Waſſerfälle, die Landtröpfe, die in den „Hand- und Reiſebüchern" ſich ſehr „breit" machen, und dann ſchmal wie die blaue Seide aus dem grünen Jungfernkranz über ein Hügelchen hinunterrieſeln! Unſere Reiſebeſchreiber alle, wenn ſie recht durſtig ſind, ſaugen ſo einen Waſſerfall rein von den Brüſten der Natur weg.

Alle ſagen ſie: „Wenn der Reiſende Zeit hat, mache er noch einen Abſtecher dahin oder dorthin, es iſt belohnend!"

Wenn der Reiſende Zeit hat! Wer keine Zeit hat, reiſt nicht! Dann macht man richtig ſeinen Abſtecher dahin oder dorthin, und iſt richtig wie abgeſtochen! Auch belohnend iſt es für den Führer!

Lieber Leſer, wenn Du reiſeſt, ſo bitte ich Dich, nur keinen „kleinen Abſtecher!" Die kleinen Abſtecher ſind für Reiſende, welche die Reiſe beſchreiben wollten, die ſtechen bei dieſen kleinen Abſtechern immer nur ein kleines Honorar ab, das iſt belohnend! Aber wer zu ſeinem Vergnügen, d. h. zu ſeiner Strapatze, in's Gebirge reiſt, der mache nur keinen „kleinen Abſtecher!" Die großen Abſtecher ſtechen Einen ſchon genug, es bedarf gar keiner kleinen mehr!

Willſt Du aber durchaus bei Deiner Gebirgsreiſe einen „kleinen Abſtecher" machen, ſo rathe ich Dir, lieber Leſer, mach' einen kleinen Abſtecher nach Wien, das iſt ſehr belohnend!

Alſo nach dem Schneeberg! Nach dem Schneeberg!

Ja, nach dem Schneeberg iſt es ſehr angenehm, aber bei dem Schneeberg und auf dem Schneeberg, da rath' ich dem Leſer, einen „kleinen Abſtecher" nach Wien zu machen.

Du weißt gar nicht, lieber Leſer, was ich für ein großer Dichter bin, d. h. welche Phantaſie ich habe! Wenn ich bei Dehne Eis eſſe, ſehe ich im Geiſte alle Gletſcher, die Jungfrau, das Schreckhorn, die Alpen u. ſ. w. Wenn ich im Caſino Champagner trinke, ſpaziere ich im Geiſte in den geſegneten Hügeln der Champagne umher. Wenn ich eine Pomeranze eſſe, ſo ergehe ich mich in den Orangewäldern von Iſchia und Capri; wenn ich Schweizerkäſe eſſe, ſehe ich die Schweiz plaſtiſch vor mir mit allen Mimilis und Lieslis, und allen naiven Luſtſpielkühen der dramatiſchen Schweiz; wenn ich einen „Schmarrn" eſſe, ſo eſſe ich ganz Steiermark und die ganze deutſche Journaliſtik in effigie mit; und wenn ich eine Schale Crème au sucre genieße, ſo bilde ich mir ein, ich ſitze auf dem Schneeberg.

Lieber Leſer, willſt Du Dir das mit mir einbilden? Nichts leichter als das!

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' auf den Schneeberg mit mir!"

Ach, da ſind wir! Eine ſchöne Höhe! aber hölliſch kalt! „Aber ich ſehe ja gar nichts?" — „Das thut nichts, wir kommen drei Wochen nach einander, einmal wird's doch hell ſein!" — „Ach! jetzt iſt's endlich hell!" — „Ach!" — „Himmliſch!" — „Warum klappern Ihnen denn die Zähne, iſt das himmliſch?" — „Ach, die Ausſicht!" — „Was ſehen Sie denn?" — „Kommen Sie einmal her. Sehen Sie dort?" — „Dort? wo?" — „Nun ja dort, wo ſo eine Art von blauem Streif —" — „Ja, richtig, ich ſehe eine Art von einer Art von Streif, was iſt das?" — „Das iſt der Montblanc!" — „Der Montblanc? da zweifle ich doch." — „Sie zweifeln, ich ſehe ihn genau, und rechts geht eben ein Salamimann hinauf und verliert eine lange Salami." — „Ach, wie herrlich!" — „Sehen Sie dort ſo eine Art von Gebüſch?" — „Eine Art Gebüſch? wo?" — „Dort, rechts, eigentlich links, aber gegen rechts, ſo inzwiſchen." — „Ja, ja, ich ſehe, was iſt das?" — Das ſind die franzöſiſchen Staatswaldungen!" — „Irren Sie ſich vielleicht nicht?" — „Ich! ich ſehe jeden Baum! Dort ſitzen auf einer weißen Buche ſechs Kieferraupen, und berathſchlagen ſich, ob ſie die Waldung als Kriegsſteuer verzehren ſollen!" — „O, zum Entzücken!" — „Sehen Sie dort tief unten, ſo eine Art von Punkt, weißlich, eigentlich bläulich, aber ſo gewiß röthlich, ſehen Sie?" — „Ja, ich ſehe da einen Punkt, wo eine Art von Punkt iſt — was iſt das?" — „Das iſt der finniſche Meerbuſen." — „Ach, ſollte da nicht Kloſterneuburg dazwiſchen liegen, und es unmöglich machen?" — „Ach nein, da ſteigt eben eine Finne aus dem Nachen, und bezahlt dem Schiffer zwei Silberrubel aus Papier. — Sehen Sie dort tief unten, in der Höhe, am Abhange, dort, wo die zwei Kuppen eine Gabel bilden, am Haken, bei dem weißen Streif, quer ab, ſchräg hinüber, gerade an der unterſten Kante, ſehen Sie?" — „Das iſt London." — „London? das iſt ja gar da drunten, da ganz am Eck, da wo das Contigent ſich in's Meer ergießt?" — „Richtig, eben daſſelbe, da ſehen Sie, da fahren eben zwei Kohlenwägen in den Tunnel unter der Themſe ein, und der eine Kutſcher ſagt zu einem Stutzer, der vorübergeht: „Fahren mer, Euer Gnaden?" — „Ja, es iſt erſtaunlich!" — u. ſ. w. — u. ſ. w. —

Siehſt Du, lieber Leſer, komm nur immer mit mir; wir ſehen g'rad ſo viel in unſerm Zimmer, wie die Leute da oben auf dem Schneeberg.

Bis Lilienfeld ereignete ſich nichts, gar nichts, rein nichts. Der Leſer ſieht, daß ich keine „Reiſebeſchreibung" um's Geld ſchreibe, ſonſt könnte ich von Wien bis Lilienfeld gar Manches bemerkt haben, z. B. daß es gar nichts zu bemerken gibt. Lilienfeld liegt ſehr ſchön, etwas düſter, aber romantiſch. Die Kirche iſt impoſant und herrlich. Wenn der Reiſende hier etwas Zeit gewinnen kann, ſo rathe ich ihm, einen kleinen Abſtecher nach Wien zu machen, das iſt ſehr belohnend.

Weil ich nun gerade in Lilienfeld bin, ſo mache ich jeden Forellenfreund aufmerkſam, wenn er gute, ausgezeichnete Forellen eſſen will, ja nicht zu vergeſſen, wenn er je nach Steiermark geht, im „Kaſino" in Wien, am neuen Markt, ſich Forellen geben zu laſſen. Auf die Forellen während der Reiſe im Gebirge verlaſſe er ſich ja nicht, die Forellen ſind ſchlüpfrig. In Steiermark und im Converſationslexikon findet er von Forellen nichts.

O Leben, Leben, biſt Du denn nichts als eine fortgeſetzte Reiſe durch's Land der Illuſionen?

Es war eine meiner letzten Täuſchungen: „nach Steiermark gehen und Forellen an der Quelle eſſen," ich habe mir dieſe Illuſion aufbewahrt bis in die ſpäteſten Tage meines Lebens, und nun, — und nun — Es iſt ſchauderhaft! — Ich fragte überall nach Forellen,

„Ich frug den Heerzug auf und ab!"

Ich möchte überhaupt wiſſen, was die guten Leute mit ihren Naturprodukten anfangen!? Man fährt an den Flüſſen vorüber, ſie wimmeln von Forellen, ſie glinzen ſilbern und goldgefleckt wie geharniſchte Mährleins aus dem flüſſigen Element, der Mund läuft einem voll Waſſer mit Forellen, — man ſchwelgt in dem Gedanken, in dieſer Gegend, in dieſem Forellen-Eldorado werde man ſich ſo recht auf zeitlebens durchforellen, allein,

„Eitler Wahn, betrog'nes Hoffen!“

Nirgends bekömmt man eine Forelle, und bekömmt man eine, ſo iſt es keine! Forellchen, klein, wie das Verdienſt der Seiltänzer um die Menſchheit, trocken und blaß wie ein Moralphiloſophem, und theuer — theuer — wie eine wirkliche, große, herrliche — Forelle im Kaſino zu Wien! —

„Welche Luſt gewährt das Reiſen!“

Man fährt von Wien nach Maria-Zell, zurück durch's „Höllenthal“ nach Guttenſtein u. ſ. w., man fährt, um mit unſern Reiſebeſchreibern zu reden, durch ein Paradies!

Nun ja, Jeder malt ſich ſo ſein eigenes Paradies; ich ſah die vollen, üppigen Gärten, voll Kraut und Kohl, voll gelber Rüben, weißer Rüben, rother Rüben, voll Spinat, Salat, Sellerie, Blaukohl, Artiſchoken, Blumenkohl u. ſ. w., kurz, ein ganzes Zugemüſe-Paradies, und ich freute mich auch auf das nächſte Gaſthaus, wo ich ein Stückchen gekochtes Paradies mit Butter werde zu eſſen bekommen, denn,

„Meine Schwachheit, ſüße Seele,
Ich Dir länger nicht verhehle:“

ich eſſe gerne Zugemüſe.

Ich weiß, meine Feinde werden dieß wieder benützen und gegen mich ſchreiben, beſonders war da vor einiger Zeit wieder ein junger Literat bei mir, dem ich zehn Gulden und etwas Wäſche geliehen und einen Empfehlungsbrief nach Hamburg mitgegeben habe, der geht gewiß jetzt dahin und ſchreibt ein Pasquill über mich, in welchem er ſehr viel darüber ſchreibt, daß ich „Zugemüſe gerne eſſe“ u. ſ. w., allein da draußen wird ſchon wieder ein ſolcher ſchäbiger Lump über ihn kommen, wie er ſelber iſt, und wird ihm ſein Horn abſtoßen, denn Goethe ſagt vortrefflich:

„Ein jeder ſolcher Lumpenhunde
Wird von einem Zweiten abgethan!“

Alſo ich freute mich in dieſen zauberiſchen Zugemüſegärten auf die Wirthshäuſer, allein

„Eitler Wunſch, verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Füllt in Steiern man den Magen,
„Sterz“ und „Schmarrn“ kriegt den Preis.

Nirgends, um keinen Preis ein grünes Zugemüſe zum Eſſen. Nie und nirgends eine Erdbeere, und bekömmt man ein Bischen, ſo ſind ſie ſo theuer als im Kaſino zu Wien!

O Nikolai! Nikolai! Komm' einmal in unſer Gebirg! Was brauchſt Du nach Wälſchland zu gehen, um große Flöhe und ſchlechtes, theures Eſſen zu haben —

„Was willſt Du in die Weite ſchweifen,
Sieh', das Gute liegt ſo nah'!“

Gegen Mittag erreichten wir das Gaſthaus auf dem Annaberg.

Ein ſchöner, langer, gedehnter Berg, der die ſonderbare Eigenſchaft hat, daß man die äußerſte Höhe nicht eher erreicht, bis man völlig oben iſt, und wenn man oben iſt, ſo tief hinabſchauen kann, als er hoch iſt!

Um aber den Reiſenden die Ausſicht ſo bequem als möglich zu machen, hat der Gaſthausinhaber ſein Gaſthaus ſo geſtellt, daß die Fenſter deſſelben gerade auf eine ſchwarze Mauer gehen, und der Reiſende alſo nichts ſieht, wenn er nicht um's Wirthshaus herumgeht. Eine Einrichtung, die gewiß aus lauter Reſpekt vor der Natur entſtanden iſt!

Alſo am Annaberg wurde Mittag gemacht. Ein herrlicher Punkt! Wenn der Reiſende ſich hier einige Zeit abmüßigen kann, ſo mache er einen kleinen Abſtecher nach Wien, das iſt ſehr belohnend! Beſonders um die Mittagszeit.

Meine verfluchte Schuldigkeit wäre es zwar, ein Schwärmer zu ſein, denn ich bin geborner Humoriſt, verehelichter Dichter. Natur, Berg, Thal, Wald, Duft, Wolken, Regenbogen, Schlucht u. ſ. w., das Alles kann man auf dem Annaberg Löffel voll haben, — allein ich glaube, der Hunger iſt ſtärker, als die Romantik.

Man mache einmal den Verſuch, und nehme das ausgezeichnetſte Exemplar von einem Naturdichter, z. B. einen Natur-Matthiſon, wenn er recht hungrig iſt, d. h. wenn er erſt zwei Tage im Gebirge gereiſt iſt, und „Forellen" und „Zugemüſe" liebt, und ſetze ihn dann zu Tiſche, man ſetze ihm rechts die Ausſicht in's Campanerthal und links eine gute grüne Erbſenſuppe, rechts einen Regenbogen mit drei Fraktionen und links ein real rostbeaf, rechts eine Schlucht mit wilden zackigen Tannen und links eine Schüſſel großer Forellen mit Aſpik, rechts einen ſchäumenden Waſſerfall und links Champagner non mousseux, und ſehe, wohin ſich der hungrige Natur-Matthiſſon wenden wird.

Ich weiß, empfindſame Leſer werden ſagen: das iſt proſaiſch! Aber ich weiß auch, hungrige Leſer werden ſagen: das iſt wahr! Und es iſt noch die Frage, ob ein Journaliſt mehr empfindſame oder mehr hungrige Leſer hat?

Ich war in dieſem Augenblicke, als ich auf dem Annaberg ankam, der hungrigſte Menſch auf der Erde, mit Ausnahme des ehrenwerthen Herrn —chl, welcher, da er nur Mitarbeiter und ich Redakteur des Humoriſten bin, ex officio hungriger ſein muß, als ich. Auf —chl's Antlitz, welcher noch nicht ſo viel Berge und Ausſichten verzehrt hat, als ich, malte ſich der Kampf zwiſchen Natur und Hunger, wie eine Fata Morgana ab, — allein die Natur ſiegte, d. h. ſeine Natur: der Hunger.

Wir aßen. Wie wir aßen? Was wir aßen? Laßt mich davon ſchweigen, allein von Einem muß ich reden, von einem Schmarrn!

Schmarrn, Bergnymphe, Göttin der friedlichen Alpen! Goldgelockte Geſpielin der Wolken! Aufgeſäugt an den Brüſten der Iſis! Schmarrn,

Wo find' ich Dich,
Nach welcher ſich
Die Wand'rer alle ſehnen?

Auf dem Annaberg, wo der klaſſiſche Boden der Schmarrn iſt, die Terra firma des Schmarrns, da, da koſtet ein magerer, ſchlechter, zuckerloſer, blaſſer, zerriſſener, tendenzloſer Schmarrn für drei Perſonen nicht weniger als — zwei Gulden!

Ich glaube an gar keine Natur mehr! Es gibt und gab gar kein Arkadien! Die Schläfer ſind erlogene Beſtien und die liebe Einfalt in den Strohhütten iſt canailleuſe Spitzbüberei!

Ein „Schmarrn“ für drei Perſonen, roh, ungeſalzen, mager, blaß, d. h. nicht die Perſonen, ſondern der „Schmarrn,“ inmitten der ſtrotzigen Brüſte und Euter der Natur, inmitten von Arkadien, inmitten von Kühen, und Schafen, und Hühnern, und Kälbern, die faſt miteſſen, um zwei Gulden!

„Schlechte Forellen hab' ich ertragen gelernt, ich kann dazu lächeln, wenn Zugemüſeliebe zur Chimäre wird, und anſtatt grüner Erbſen dürre Zwetſchken uns entgegenkommen, wenn aber Schmarrnliebe zur Megäre wird, dann fahre hin, Du lammbeſpannter Jantſchky, und jede Feder recke ſich auf zum Grimm und Verderben!“

Wir ſagten dem Annaberge Lebewohl, und fuhren den Berg hinab.

Ich bin ein wahrer Eulenſpiegel, ich kann keinen Berg hinabfahren, ohne zu weinen und zu denken, du mußt wieder einen Berg hinauf!

Zwiſchen Annaberg und Marka-Zell liegen noch zwei Berge, ich glaube der Leopold- und der Joachimberg! Am Fuße eines dieſer Berge liegt der —

Laſſinger Waſſerfall!

Meine Reiſegefährten waren durch und durch Entzücken, Entzücken von dem Gedanken, den „Laſſingfall“ zu ſehen.

Ich bin ein guter Kerl, der Niemanden in ſein Entzücken eingreift. Ich habe ſo viele Waſſerfälle verſchluckt, den Rheinfall, den ich nachher wunderſchön beſchrieben habe, ſo ſchön, daß ich ihn ſelbſt nicht mehr kannte, die Waſſerfälle zu Marly, zu St. Cloud, zu Loo und auf der Wilhelmshöhe, alle die Waldſtruppe und Gießfälle im Salzkammergut, im bayriſchen Gebirge, im Rieſengebirge, im Harzgebirge, in den Alpen u. ſ. w. nicht mitgerechnet, ich weiß alſo ſchon, wie viel man bei jeder „Waſſerfallbeſchreibung“ an Emballage abrechnen muß, und wie viel „Netto-Waſſerfall“ dann von dem Brutto-Waſſerfall übrig bleibt.

Allein ich ſtöre Niemandem ſeine Freude, beſonders wenn ſie ohnehin bald von ſelbſt zerſtört wird.

Schon eine Stunde weit vom eigentlichen „Laſſingfall“ hört man — den „Laſſingfall?“ Nein, aber man hört ſchon von nichts reden als vom Laſſingfall. Bald ſteht ein Wegweiſer, und weiſt zum Wirthshaus, von wo aus man zum „Laſſingfall“ kommen kann, bald ſteht eine Tafel mit der Anzeige, wo Eſel und Pferde zu haben ſind, um zum „Laſſingfall“ zu kommen, kurz, die Neugier wird bei jedem Schritte vorwärts immer mehr geſtachelt. Meine Reiſegefährten waren ſchon in einem aufgeregten, fieberähnlichen Zuſtande, endlich, endlich, waren wir am Fuße des Berges, von wo aus die Glücklichen, zu Fuß oder zu Eſel, zum Laſſingfall kommen können!

Wenn der Reiſende hier Zeit hat, rathe ich ihm, einen kleinen Abſtecher nach Wien zu machen, das iſt ſehr belohnend.

Wir ſprangen aus dem Wagen, wie die Gemſen,

„zum Laſſingfall!“

jubelte Herr —chl mit einem Frohlocken, als ob er in's Joſephſtädter Theater zum „Hamlet“ gehen müßte, und

„zum Laſſingfall!“

hallten die Berge vom Echo wieder!

Allein, — O! Ach! — l'homme propose et dieu dispose!

Der Wirth kam, mehrere Eſel ſtanden mit klugem Angeſicht um ihn herum, und einige

„Laſſingfall-Götter"

in Geſtalt von Führern riſſen die Mäuler ſcharrnweit auf.

Wir drückten dem Wirth unſere brennende Ungeduld aus, den Laſſingfall zu ſehen, allein wer malt unſer Erſtaunen, als er mit aller Indocilität eines Bergbewohners erwiederte:

„Heut' iſt kein Waſſerfall!"

Ich zweifle nicht, daß der Leſer ſchon viele dumme Geſichter geſehen, denn das findet ſich zuweilen, allein ſolche dumme Geſichter, ſolche naturdumme Geſichter, als wir in dieſem Augenblicke machten, dürfte der Leſer noch nicht geſehen haben.

Nachdem wir uns von dieſen dummen Geſichtern etwas erholt hatten, fragten wir mit Erſtaunen:

„Wie? heute iſt kein Laſſingfall?"

„Nein," antwortete der

„Laſſingfall-Macher,"

„heute iſt kein Laſſingfall, bis Abends um 6 Uhr."

„Aber," ſagte ich, indem ich mich für die Sache zu intereſſiren anfing, „iſt denn der Laſſingfall ein Fieberfall, der einen Tag ausſetzt und immer Abends ſich wieder einſtellt?"

„Was?" fragte der Laſſingfall-Macher, „heute haben ſie den „Laſſingfall," da drinnen in Maria-Zell beſtellt, ſie haben herausgeſchickt: Punkt ſechs Uhr ſoll „Laſſingfall“ ſein, und wir dürfen ihn nicht früher fallen laſſen.“

Unſere dummen Geſichter gingen in ein homeriſches Gelächter über.

Ein Waſſerfall zum Aufziehen, der die Stunden repetirt, ein Waſſerfall, den man wie einen Schmarrn auf Abends um Sechs für ſo und ſo viel Perſonen beſtellen kann! Das iſt der berühmte

„Laſſingfall!“

Der Wirth, welcher wohl einiges Mitleid mit uns haben mochte, meinte, wenn wir durchaus ſehr waſſerfallhungrig wären, ſo wollte er uns geſchwind einen „kleinen Laſſingfall“ herausbacken laſſen.

Da erfuhren wir denn, daß man auch eine

„kleine Portion Laſſingfall“

bekommen kann. Gewiß ein beſonderer Fall bei einem Waſſerfall.

Wir wußten nicht, was wir antworten ſollten, wir ſahen die Eſel, die umherſtanden, mit fragenden Blicken an, allein nicht Einer unter ihnen ſchien unſer Erſtaunen zu begreifen.

Wir hielten großen Rath, — die Eſel nicht mit gerechnet — ſollten wir bis ſechs Uhr warten? wie? Wenn die von Maria-Zell gar nicht kommen, und den „Laſſingfall“ über Nacht bei ſich behalten? und ſollten wir eine

„kleine Portion Laſſingfall“

eſſen? Das wär' gemein! Eine kleine Portion!

Nachdem wir an dieſem Rütli getagt hatten, beſchloſſen wir, lieber keinen „Laſſingfall“ als eine kleine Portion, und zogen ab, ohne auch nur einen Löffel

„Laſſingfall“

genoſſen zu haben.

Wir zogen mit langen Naſen ab, die Eſel ſahen uns mit melancholiſchen Blicken nach. Was ſie ſich wohl von uns gedacht haben mögen?

Vielleicht gerade daſſelbe, was wir von ihnen dachten. Wer kann's wiſſen? Unſer Kutſcher, ein Schwärmer, der, wie die alte Frau in Raimund's „Verſchwender“ den Grundſatz hatte:

„Ja, das Gebirg wär' ſchon ſchön, wenn nur die Berg' nit wären!“

unſer Kutſcher meinte: „ah, es is ja nix mit dem Laſſingfall, i geh' ſchon fünfzehn Jahr do eini, i hob' ihn no nit g'ſehen, es is ja nix, als wenn ſich ſo a bißl Flüſſigkeit oben ſammelt, nachher laſſen ſie's obi rinnen!“

Alſo eine Art von Schnupfen, ein Bergſchnupfen!

Der liebe Wanderer, der in dieſe Gegend reiſt und den „Laſſingfall“ ſehen will, wird alſo ſehr wohl thun, ſich mit den dortigen

„Laſſingfall-Machern“

erſt in Berührung zu ſetzen, es ſind die Vormünder des „Laſſingfalls,“ ſie ſperren ihn ein, wie ein jungfräuliches Mündel! Werden denn auch die Waſſerfälle, wie die Holzfälle, vermiethet? Iſt eine Naturſchönheit auch ein Spekulationsartikel? Wenn Jemand in Maria-Zell einen

„Laſſingfall“

um ſechs Uhr ſpeiſen will, kann und darf man dieſen

„Laſſingfall“

dann für alle Reiſenden einſperren oder aus der Natur wegraſiren? Wäre es nicht eine Pflicht für Reiſende, dieſen Unfug abzuſchaffen? Doch genug davon!

Auf der Poſt, ich glaube bei Herrn Geraus, fanden wir alle Bequemlichkeit, die man wünſchen kann, und dieſer Gaſthof ließ uns alle Beſchwerden der Reiſe und die nicht gegeſſene „kleine Portion Laſſingfall“ verſchmerzen. Wir fanden freundliche Bedienung, ſchöne Zimmer, gute Betten, vortreffliches Eſſen und — billige Rechnung! Was braucht der Menſch mehr, um glücklich zu ſein!

Die weitern Fahrten vielleicht ſpäter, verſprechen aber will ich nichts.

Elephanten-Aphoriſmen
oder
Praktiſch-theoretiſche Kunſt, in drei Stunden ein Elephant zu werden.

Ein Handbüchlein für angehende Elephanten aus allen Ständen.

Einleitung.

„Sie haben Augen und ſehen nicht,
Sie haben Ohren und hören nicht.“

Das Elephantenthum überhaupt.

Ein jeder Menſch, und wenn auch nicht jeder Menſch, doch gewiß jede Verliebte und jeder Verliebter wird wiſſen, was ein „Elephant“ iſt. Ich meine nicht jenen vierfüßigen Elephanten, deſſen Heimath das ſüdliche Aſien oder Amerika iſt, ich meine jenen Elephanten, der in allen Gegenden einheimiſch iſt, wo Herzen an und für einander ſchlagen, wo Rendezvous blühen, und wo die zu überliſtenden Männer, Väter, Tanten, Mütter, Bräutigame und Gouvernanten wachſen, ungefähr alſo die Gegend von Hütteldorf bis Otaheiti und von Roda bis Pernambuco.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß ſie ſich mittheilt, und in der Natur des Nils und der Verliebten, daß ſie ſich gern ergießen! Zu einem liebenden Paar gehört ein Elephant männlicher Seits und eine Elephantin weiblicher Seits.

Ein „Elephant“ iſt ein Weſen, das in der franzöſiſchen Komödie „Confident“ oder „Confidente“ im deutſchen Luſtſpiel „Vertrauter“ oder „Vertraute“ und im gemeinen Styl die „Klepperpoſt“ genannt wird. Im Augenblick, da der Menſch anfängt zu lieben, befällt ihn eine Sehnſucht nach einem Elephanten.

„Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Ein Elephant nur lindert ſeine Pein.“

Man hat ſchon Beiſpiele von „hoffnungsloſer Liebe,“ o ja, beſonders wo der Liebende kein Geld hat, allein man hat noch kein Beiſpiel einer „elephantenloſen Liebe!“ Noch nie gab es einen Liebenden, eine Liebende, welchen nicht die wohlthätige Natur ihren Elephanten beſchied! Ohne Elephanten keine Liebe, ohne Liebe keinen Elephanten!

In die Bruſt des Elephanten legen die Liebenden ihre ſtillſten Wünſche, ihre allererſten Seufzer nieder. Bevor der Gegenſtand noch ahnt, daß er ein Gegenſtand iſt, oder ein Gegenſtand wird, oder ein Gegenſtand ſein könnte, haben die Liebenden ſchon ihre Gefühle für den Gegenſtand an dem mitfühlenden Buſen des Elephanten ausgehaucht.

Warum man die Vertrauten, Rendezvous-Garden, Brief-Uebermittler, Schildwach-Poſten der Liebe „Elephanten“ nennt? Warum? Wahrſcheinlich weil zu der Liebe ſelbſt eine Engelsgeduld gehört, der Vertraute aber von Liebenden zu ſein, dazu gehört eine Elephanten-Natur. Man muß eine ſolche Ausdauer und ſolche Geduld haben, wie ein Elephant, man muß eine ſolche alles riechende Naſe haben, wie ein Elephant, und man muß ſich zu allen Kunſtſtückchen abrichten laſſen können, wie ein Elephant.

Früher hat man auf dieſe Elephanten auch wie auf die wirklichen, ganze Thürme bauen können; jetzt aber, bei dem Raffinismus unſerer Zeit, wo die Civiliſation ihre Moralgrundſätze bis auf die Elephanten ausdehnt, würde es nicht rathſam ſein, zu viel auf dieſe Elephanten zu bauen, denn man hat Beiſpiele von Nachſpielen, wo der Elephant die Vertrautſchaft nur als Vorſpiel ſeiner eigenen Amourſchaft ſpielte. Ein „treuer Elephant" iſt alſo das, was ein weißer Elephant iſt, den man in Siam als eine Gottheit verehrt.

„Wer einen treuen Elephanten errungen, miſche ſeinen Jubel ein!"

Ein treuer Elephant iſt das halbe Glück der Liebe! Gebt mir einen treuen und klugen Elephanten! Venus mag nur ihre Tauben ausſpannen, und Amor ſeinen gezähmten Löwen penſioniren! „Ein Elephant!" Voilà la devise de l'amour.

Zum Glück liegt in jeder menſchlichen Bruſt eine Art Hinneigung zum Elephantenthum; man kann ſagen, jeder

Menſch trägt in ſeinem Buſen einen kleinen Elephanten, der nach außen ſtrebt und gern in Aktivität tritt.

Es gibt „bewußte Elephanten“ und „unbewußte Elephanten,“ d. h. ſolche, die es wiſſen, daß ſie Elephanten machen, und Andere, die es nicht ahnen, daß ſie zu dieſer Rolle auserkoren ſind, das nennt man „einen Elephanten malgré lui-même“ oder „die Tſchapperl-Elephanten.“ So gibt es Elephanten mit und ohne Sattel, d. h. Elephanten, die gegenſeitig wiederum ſich ſelbſt lieben, z. B. der Elephant des Liebenden und die Elephantin der Geliebten lieben ſich auch, und die zwei Paare machen abwechſelnd die Liebenden und die Elephanten, das iſt die reciproke Elephantſchaft, und rangirt wieder in eine andere Gattung.

Man ſieht, daß die Lehre von den Elephanten ſehr ausgezweigt und vielfach ſchattirt iſt, und daß ſie eine große, praktiſche und theoretiſche Gewandtheit und Erfahrung bedarf.

Wir werden die Lehre

„des angewandten Elephantismus“

als nothwendiges Supplement zu Ovid's „Kunſt zu lieben“ in einzelnen Bruchſtücken mittheilen, und uns dadurch hoffentlich ein weſentliches Verdienſt um die liebende Menſchheit erwerben.

Um aber dieſes Werk ſo vollſtändig und ſo gemeinnützig zu machen als möglich, werden wir auch Beiträge und Andeutungen, die uns von der Hand oder von dem Fuß achtbarer und erfahrener Elephanten und Elephantinnen zukommen, gern annehmen und zum allgemeinen Beſten benutzen.

Erſte Lieferung.

Woher kommt die Benennung „Elephant“ für einen Vertrauten und Helfer in der Liebe, und warum heißt das Begünſtigen und Rendezvous-Veranſtalten der Liebe u. ſ. w. „einen Elephanten machen.“

Liebe iſt Diebſtahl, man ſtiehlt ein Herz, und auch bei dieſem Diebſtahl gibt's gewöhnlich einen „Stehler“ und einen „Hehler“ und auch da iſt oft der Hehler ärger als der Stehler.

Woher kömmt die Bezeichnung „Elephant“ für einen Vertrauten, Rendezvous-Verſchaffer, Begleiter und Begünſtiger zweier Liebenden?

Nicht in der Mythe, nicht in der Geſchichte finden wir den Quell dieſer Benennung, nur ein arabiſches Märchen gibt uns davon Kunde.

Schach Nadir Pitzon liebte Scherezade, nicht jene der „tauſend und eine Nacht,“ ſondern eine ditto. Sie liebte ihn wieder, denn er war ein Schach und die Schache werden ſtets geliebt, vom Volke in genere, und von den Scherezaden in specie. Allein, man kann einen großen Schach lieben und nebenbei noch einen Andern lieben. Dieſes iſt ein Recht aller Scherezaden, ſie mögen nun Scherezade oder Zenobia, oder Marie oder Kätherl heißen. Unſere Scherezade liebte den Khuln Kahn, Sohn Huſſein's, den meine Leſer ſchwerlich perſönlich gekannt haben, der aber gewiß werth war, neben einem Schach geliebt zu werden.

Wenn man einen Schach liebt, iſt das „Auslieben“ mit einem Andern nicht ſo leicht, wie das „Austanzen“ mit einem Andern, wenn man auch auf einen ganzen Walzer engagirt iſt.

Jeder Liebende iſt eiferſüchtig, auch ein Schach, und wenn ein Liebender in der Stadt Wien eiferſüchtig iſt und ſich aus Verzweiflung und Rache in das Waſſerglacis ſtürzt, wo er auch untergeht, wenn er nicht gut ſchwimmt, ſo iſt dieſe Eiferſucht ein wahrer Kindermeth gegen den Schierlingstrank der Eiferſucht bei einem Schach. Wenn Schach Nadir Pitzon eiferſüchtig war, ſo hatte er die Gewohnheit, einen Maſtixbaum anzuzünden und den Gegenſtand ſeiner Rache an den Maſtixbaum feſtzubinden. Es iſt ein Glück, daß im Wiener Prater die Maſtixbäume ſo ſelten ſind!

Ich weiß nicht, ob meine Leſer je ſchon das Gefühl empfunden haben, auf einem Maſtixbaum zu einer „Carbonnade à la Jalousie“ angerichtet zu werden, allein nach Allem, was man ſich davon denken kann, muß es ein unangenehmes Gefühl ſein.

Khulu Kahn, Sohn Huſſein's, war auch kein Liebhaber von angezündeten Maſtixbäumen, und alſo ſehr vorſichtig, wenn er Scherezade beſuchte, damit Seine Hoheit, der Schach, nichts erfahre. Zu dieſem Behufe hatte er einen Vertrauten, dieſer ward Hormisdad geheißen und war Aufſeher der Elephanten des Schachs.

Schach Nadir hatte mehrere Leidenſchaften, und da hatte er Recht; wenn wir, lieber Leſer, Schache oder Schäche wären, wir hätten auch mehrere Leidenſchaften, denn ich kenne Menſchen, die keine Schache oder Schäche ſind, und doch mehrere Leidenſchaften haben; wenn alſo Menſchen, die nicht Schache oder Schäche ſind, mehrere Leidenſchaften haben, warum ſollen wirkliche Schache oder Schäche nicht mehrere Leidenſchaften haben?

Alſo Schach Nadir hatte unter andern Leidenſchaften zwei vorzügliche Leidenſchaften: „Frauenzimmer“ und „Elephanten.“ Wir, lieber Leſer, unſerer Seits, wir können zwar leicht begreifen, wie man ein leidenſchaftlicher Liebhaber von „Elephanten“ ſein kann, allein, wie man ein leidenſchaftlicher Liebhaber von „Frauenzimmern“ ſein kann, das iſt uns freilich unbegreiflich, und wir würden, wenn wir Schache oder Schäche wären, gewiß einer ſolchen, unſerm Klima und unſerm Finanzſyſtem zuwiderlaufenden Leidenſchaft nicht Raum geben! Allein, das iſt ja eben der Unterſchied zwiſchen uns, lieber Leſer, und einem Schach

So unbegreiflich es alſo iſt, ſo müſſen wir es doch für wahr halten, er liebte nicht nur „Elephanten,“ ſondern auch „Frauenzimmer!“ Er hatte ſie in ſeinem Harem eingeſchloſſen, nicht die Elephanten, ſondern die Frauenzimmer, und hatte mehrere Wächter zu beiden. Er vertrieb ſich die Zeit bald im Harem bei Scherezade und bald bei den Elephanten, unter denen er auch einen Favorit-Elephanten hatte, Babekan geheißen, Großahn des Hauſes Miß Baba und Compagnie.

Die Favorit-Sultanin und der Favorit-Elephant theilten ſich in Schach Nadir's Zärtlichkeit.

Obſchon wir, lieber Leſer, nie Elephanten geweſen ſind, ſo können wir uns doch die beneidenswerthe Lage dieſer Günſtlinge denken. Er hatte Wärter, welche ihm mit Dattelpalmen Luft zuwehten, andere, die ihm Seſam und Safranſaft verabreichten, andere, die ihm den Rüſſel mit Sennesſtaupen und Galbanum umwickelten, und wieder andere, welche ihm vor dem Schlafengehen einige Nummern der Brockhaus'ſchen „Blätter für literariſche Unterhaltung“ vorlaſen.

Nur jene Stunden, in welchen Schach Nadir bei Babekan zubrachte und hörte, wie man dem Elephanten die Brockhaus'ſchen „Blätter für literariſche Unterhaltung“ vorlas, worauf gewöhnlich der Elephant ein großes Gebrüll anfing,

— ſo drückt ſich nämlich das gutteutſche „Gähnen“ in der oberelephantiſchen Sprache aus — dann ſagte Schach Nadir:

„Kojor ferid Nadon Eddir bum bam!“

welches auf Sächſiſch ſo viel heißt als: „Den Redakteur dieſer Blätter möcht' ich unter meinen Elephanten haben!“ — Nur dieſe Zeit allein war die Schäferſtunde Khulu Khan's mit Scherezade, und immer, wenn Schach Nadir den Günſtling Babekan beſuchte, ſchrieb Hormisdad an Khulu Khan:

„Heute iſt Elephant! Die Liebe ruft!“

und während Schach Nadir ſich an Babekan's Gegenwart labte, eluſtierte ſich Khulu Khan im Guliſtan des Schachs an Scherezade's Seite.

Die Geſchichte ſagt nicht, mit was ſich Khulu Khan und Scherezade die Zeit vertrieben, während der Schach beim Elephanten war, und deshalb kann ich es meinen lieben Leſern auch nicht wieder erzählen, was ich doch ſo gern gethan hätte, denn hiſtoriſche Wahrheit iſt die erſte Pflicht eines Geſchichtſchreibers. Jedoch bleibt es uns, lieber Leſer, unbenommen, Muthmaßungen darüber anzuſtellen. Ich, meiner Seits, glaube ganz gewiß, daß Khulu Khan ihr Wenzel's „Mann von Welt“ oder Dingler's „polytechniſches Journal für Induſtrie, Mechanik u. ſ. w.“ vorgeleſen hat. Indeſſen, wenn der liebe Leſer andere und gegründetere Muthmaßungen über die Weſenheit ihrer beiderſeitigen Unterhaltungen haben ſollte, ſo bin ich gern bereit, mich eines Beſſern belehren zu laſſen.

Für uns iſt es in dieſem Augenblicke hinreichend, zu wiſſen, daß Scherezade und Khulu Khan nur dann zuſammen kamen, wenn Schach Nadir beim Elephanten war. Man kann ſich denken, welche inbrünſtige Gebete für Babekan's langes Leben alle Tage von den Liebenden zu den Göttern empor geſchickt wurden! Allein „die Jahre der Menſchen ſind ſiebzig, und wenn's hoch kömmt, achtzig!" Patroklus mußte ſterben, und Jeruſalem iſt zerſtört worden, der „Telegraph" hat zu erſcheinen aufgehört, und ein „Elephant" ſollte ewig leben?

An einem ſchönen Morgen, an welchem die erſten Strahlen der Sonne vom Gebirge Ararat in den majeſtätiſchen Tigris hinunterfloſſen und ihr langes Haar in denſelben badeten — (Schön geſagt! nicht wahr? Wenn auch nicht geographiſch richtig, allein doch poetiſch! Ich bin ein ganzer Kerl! Wer Anderer unterſteht ſich noch, das lange Haar der Sonnenſtrahlen von dem nördlichen Ararat in den öſtlichen Tigris baden zu laſſen? Ich thu's! Omne licet —!) — Alſo an einem ſchönen Morgen, dem ein Abend folgen ſollte, an dem der Schach und der Elephant und Khulu Khan und Scherezade zuſammen kommen ſollten fand Hormisdad den Elephanten auf dem Sterbebette! Hormisdad ließ des Schachs Leib-Homöopathen kommen, und dieſer verordnete dem hohen Kranken, daß man einen kleinen Zwirnfaden auf einer Seite mit einem kleinen Blättchen einer Sennesſtaude magnetiſire, dieſen Faden dann in einem 100eimerigen Kübel von Krappwaſſer waſche, hierauf einen Tropfen dieſes Waſſers auf ein glühendes Eiſen gieße, ein kleines Mohnkorn über den ſich daraus entwickelnden Dampf halte, und dann den Elephanten an dieſes Mohnkorn in einer Entfernung von zwei engliſchen Meilen riechen laſſe. Allein, mag es ſein, daß die Vorſchrift nicht pünktlich befolgt wurde, oder daß das Mohnkorn zu groß war, das Mittel half nicht! Vergebens bemühte ſich der Leib-Homöopath, dem Elephanten begreiflich zu machen, dieſes Mittel müſſe helfen; der Elephant begriff's nicht! Ich weiß nicht, ob meine lieben Leſer ſchon in der angenehmen Lage geweſen ſind, einem Elephanten u. ſ. w. etwas durch Vernunftgründe beibringen zu müſſen? Es iſt nicht die leichteſte Arbeit!

Lieber Leſer, wenn Du es durchaus nicht zu Brote brauchſt, ſo laſſe es Dir ja nicht einfallen, einem Elephanten u. ſ. w. etwas von Seiten der Vernunft vorzuſtellen, es iſt eine undankbare Mühe! So war es auch mit unſerm Elephanten. Vergebens ſuchte der Leib-Homöopath ihm zu beweiſen, er müſſe von dieſem Mittel geneſen, vergebens zeigte er dem Elephanten die Stelle in Hahnemann's: „Fragmenta de viribus medicamentorum positivis, sive in sano corpore humano observatis," wo es bewieſen iſt, daß die Krankheit ſo lange warten muß, bis das Mittel hilft, bei Lebensſtrafe; es nützte nichts. Was fragt ein Elephant nach den Geſetzen eines „sano corpore humano?" und noch dazu ein Elephant, welcher ein Günſtling iſt, und noch dazu der Günſtling eines Schach's!

Vergebens ſehnte ſich der Elephant nach Allopathiſchen vier Zentnern Heu und zwei Zentnern Tragant, um ſie nach ſeinen Anſichten ab usu in morbis zu bearbeiten. Indeſſen, da wir, liebe Leſer, nicht zum Conſilium gerufen worden ſind, ſo iſt es uns gleichgültig, ob der Elephant mit Hilfe der Allopathie oder mit Hilfe der Homöopathie ſeinen Geiſt aufgab, und es iſt genug, daß er ſeinen Geiſt aufgab, was man auch „ſterben" oder „hinwerden" nennt, je nachdem der Gegenſtand des Geſtorbenwerdens in ſeinen Lebzeiten rangirte. Babekan lag kalt da, maustodt, ſo todt als das Kapital des Witzes bei rohen Menſchen.

Wenn ein Elephant todt iſt, was iſt er? — rathe, lieber Leſer!

Ein todter Elephant!

Bravo! der Geiſt macht ungeheure Fortſchritte! alſo aus einem Elephanten, welcher ſtirbt, wird ein todter Elephant. Allein ein todter Elephant kann einen lebenden Schach nicht unterhalten, und heute, gerade heute muß der Elephant leben, denn Khulu Khan muß zu Scherezaden, um ſeine Vorleſungen fortzuſetzen.

Verzweiflung herrſchte allgemein. Hormisdad war in Verzweiflung, Scherezade war in Verzweiflung und Khulu Khan war in Verzweiflung. Blos der Elephant war der einzige ruhige Mann bei dem ganzen Vorfall, und das blos, weil er todt war.

Der Tod iſt ein wahres, calmirendes Mittel, bei Menſchen, Völkern, Rezenſenten und Elephanten.

Khulu Khan war in Verzweiflung. Nicht wahr, lieber Leſer, das gönnen wir ihm! wer ſo viel liebt, muß dann und wann verzweifeln. Die Verzweiflung iſt das Salz der Liebe, es erhält ſie.

In der Verzweiflung ſchrieb Khulu Khan an Hormisdad einen Brief voll Verzweiflung.

Die Liebenden ſchreiben nie beſſer, als wenn ſie verzweifeln, und ſie verzweifeln nie beſſer, als wenn ſie ſchreiben. Die Verzweiflung iſt die allegoriſche Madame Jaffé mit der amerikaniſchen Schreibmethode, ſie lernt in einer Minute ſchreiben!

Lieber Leſer, waren Sie ſchon einmal in Verzweiflung aus Liebe? Wie? Nur keine falſche Scham! Alſo Sie wiſſen, wie die Verzweiflung ſchreibt! Zum Verzweifeln!

Ich habe einmal in meiner Verzweiflung einen ſolchen langen Brief an meine Geliebte geſchrieben, daß ich während ſeiner Verfaſſung eine ganze Poularde, einen Erdäpfelſallat, und eine kleine Flaſche Champagner zu mir nehmen mußte, um die Verzweiflung auszuhalten.

Alſo einen ſolchen Brief ſchrieb Khulu Khan an Hormisdad. Hormisdad war ein Freund in der Noth! er unternahm alles Mögliche, um das Rendezvous zwiſchen Kuhlu Khan und Scherezade an demſelben Abend noch möglich zu machen. Er ſchrieb an Khulu Khan:

„Euch zu Liebe wage ich das Aeußerſte! Der Schach weiß noch nichts von dem Tode des Elephanten, er wird alſo heute Abend kommen, und ich werde an der Stelle Babekans den Elephanten machen. Dieſes aus Freundſchaft für Dich. Bon jour!“

Wie ſich nun Hormisdad aus der Affaire zog, wie er es anſtellte, als „Elephant“ zu erſcheinen und dieſe Rolle täuſchend fortzuſpielen, weiß ich nicht, es geht uns auch gar nichts an. Schach Nadir wurde glücklich getäuſcht; man ſagt, er war nicht der erſte und nicht der letzte Schach, der getäuſcht wurde, das ſind politiſche Dinge, und gehen uns wieder nichts an. So viel iſt gewiß, daß, ſo oft nun Scherezade und Khulu Khan zuſammen kommen wollten, ſchrieb ſie an Hormisdad:

„Heute machen Sie den „Elephanten!““

Und ſo oft Hormisdad „einen Elephanten“ machte, ſo oft las Khulu Khan ſeiner Scherezade

„Wenzel's Mann von Welt“

vor.

Wie lange Hormisdad den Elephanten machte u. ſ. w., das gehört wieder nicht hieher; genug daß jede Perſon, welche ein Liebesverhältniß begünſtigt, bei den Zuſammenkünften Schildwache ſteht u. ſ. w., ein „Elephant“, und ein paar Liebende zuſammenbringen, „einen Elephanten machen“ heißt.

Woher ich die Geſchichte weiß, die faſt niemand weiß? das iſt ein Redaktionsgeheimniß. Da aber die lieben Leſer Alles wiſſen müſſen, ſo geſtehe ich, daß eine meiner Pränumerantinnen auf den „Humoriſten,“ deren ich in Perſien, namentlich aber unter den „Seldſchuken“ und „Ghaznaviden“ eine ſchwere Menge habe, mir ſie neulich mitgetheilt hat.

Hieraus erſieht der Leſer, wie weitverbreitet mein Journal iſt, und wird nicht ermangeln, auch zu pränumeriren; denn er wird doch nicht weniger gebildet ſein wollen, als ein „Seldſchuk“ und ein „Ghaznavid!“

(Ende der erſten Lieferung.)

Zweite Lieferung.

Wie muß ein „Elephant“ beſchaffen ſein, und welche Geiſtes- und Gemüths-Eigenſchaften muß ein „Elephant comme il faut“ beſitzen?

Eine gute Wahl bei den „Elephanten“ iſt die halbe Partie der Liebe.

Aber wie ſoll man ſeinen Elephanten wählen? Viel Elephanten ſind berufen, wenige ſind auserwählt!

Das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen neigt ſich entſchieden zum Elephantismus hin. Faſt jedes Frauenzimmer, welches ſo viele Sommer-Sproßen auf der Jahresleiter des Lebens erſtiegen hat, als nöthig ſind, um liebbar und heirathsbar zu ſein, iſt im Durchſchnitt ein Amphibion, halb Liebende, halb Elephant. Ein jedes Frauenzimmer hat etwas zu vertrauen und läßt ſich etwas vertrauen. Sie führen dieſe doppelte Buchhalterei bis zu ihrem älteſten und allgemeinen jüngſten Tag fort. Man kann verſichert ſein, in jedem Frauenzimmer einen willigen Elephanten zu finden, wenn anders der Liebende ihr ſelbſt nicht gar zu ſehr gefällt, oder wenn anders die Liebende nicht gar zu ſchön im Verhältniß zu ihr ſelbſt, oder wenn wiederum anders die Liebende nicht etwa die Aufmerkſamkeit ihres eigenen Anbeters auf ſich zieht.

Die Frauenzimmer gönnen ſich gegenſeitig Alles, mit Ausnahme von ſchönen Kleidern, ſchönen Juwelen, ſchönen Equipagen, ſchönen Sommergärten, ſchönen Männern und ſchönen Kindern.

Die erſte Liebe iſt faſt immer eine unglückliche, die erſte Elephantin nicht minder. Wer zum erſten Male einen Elephanten macht, dem ſpielt das Schickſal oft grauſam mit, und nicht ſelten iſt eine unerfahrne Elephantin Urſache an dem tragiſchen Ausgang der Liebe. Erfahrung iſt die Mutter der Weisheit und die Großmutter des gediegenen Elephantismus. Elephanten, die noch kein Pulver gerochen haben, ſind nicht ſehr zu empfehlen. Zu einem „Elephanten comme il faut“ iſt durchaus nichts weniger nöthig, als ungefähr Folgendes:

1. Der Elephant muß ſchon in ſechs eigenen Liebeshändeln gefochten haben.

2. Der Elephant muß eine wachſame Mutter, zwei lauernde Brüder, drei Alles beſchnüffelnde Tanten, vier Alles aufſchnappende Nachbarinnen und fünf kläffende Pintſcher zu hintergehen und zum Schweigen zu bringen wiſſen.

3. Der Elephant muß ein Billet-doux in Gegenwart von einem Bräutigam und von zehn naſeweiſen Quadrilletänzern an ſeine Adreſſe bringen, ohne daß Jemand etwas merkt.

4. Der Elephant muß ein Rieſengedächtniß haben, um all' den Unſinn und all' den heiligen Wahnſinn zu merken und wiederzugeben, den ſich die beiden Liebenden gegenſeitig mittheilen laſſen.

5. Der Elephant muß ſich das Anſehen geben können, als ob er dumm genug ſei, die läppiſchen Streitigkeiten und Schmollgeſchichten alle für ſo wichtig zu halten, als wenn es ſich um die Abdikationsakte eines Kaiſerthrons oder um die Angelegenheiten des Orients handelte.

6. Der Elephant muß eine Viehnatur im Zufußgehen haben, denn man hat keine Idee, was man mit Liebenden auf und ab, und waldaus und waldein, und ſtraßauf und ſtraßab, und fenſterher und fenſterhin rennen muß!

7. Ein Elephant muß auf Hunger und Durſt verzichten, auf alle Ausſicht, zu einer geregelten Zeit zu eſſen, er muß immer Schiffszwieback mit ſich führen, um bei gelegener Zeit ſeinen Hunger zu ſtillen.

8. Ein Elephant muß waſſerdicht ſein; Regengüſſe und Thränengüſſe müſſen an ſeiner Wachsleinewandnatur, ohne zu ſchaden, vorübergehen.

9. Ein Elephant muß zu jeder Zeit ſchlafen können, und von dieſer Kunſt alſogleich Gebrauch machen, wenn die Liebenden beiſammen ſind. Ein Elephant muß alſo wachſam und ſchlafſam ſein.

10. Ein Elephant darf kein Nachtwandler ſein, denn da der Mondſchein eine große Rolle bei den Liebenden ſpielt, ſo wäre es traurig, wenn bei einem Rendezvous im Mondſchein der Elephant plötzlich anfinge, die Wand hinauf zu klettern.

11. Ein Elephant muß noch immer in den Jahren ſein, in denen er hoffen kann, der Gegenſtand, bei dem er einen Elephanten macht, könne ihm bei Gelegenheit einen Gegenelephanten machen.

12. Ein Elephant darf weder blind noch kurzſichtig ſein, muß ſehr gut hören und ein ſehr feines Gefühl haben, kurz, er muß etwas von der Natur des Vorſteh- und Spürhundes haben, und einen nahenden Verrath ſchon hundert Schritt weit wittern.

Wer einen ſolchen Elephanten gefunden, iſt ein Glücklichliebender!

Wenn ein Mann einen weiblichen Elephanten hat, dann darf er ein Bischen ſtark auftragen, ſein Elephant verzeiht das. Er darf z. B. im Uebermaaße ſeiner Empfindung die Elephantin an ſein Herz drücken und ausrufen: „Ach, meine Theure!" Die Elephantin weiß dann, daß er eigentlich ſeinen Gegenſtand an's Herz drückt, und ſie eigentlich nur als Modell anſieht. Solche Irrungen der Phantaſie laſſen erfahrene Elephantinnen ſich gerne gefallen.

Wenn ein Frauenzimmer einen männlichen Elephanten hat, ſo kann der Elephant darauf rechnen, daß ſie im Enthuſiasmus der Liebe, wenn ſie von dem Geliebten zum Elephanten ſpricht, dieſem die Hand drückt, das Haupt auf ſeine Schultern legt, und mitunter einen Blick auf den Elephanten ruhen läßt, der von Rechtswegen ausſchließendes Eigenthum des Geliebten iſt. So ein Blick, den man auf Jemanden ruhen läßt, ruht gewöhnlich nicht, und der Elephant iſt in ſolchen Fällen nicht verpflichtet, dem Geliebten von dieſem in Ruheſtand verſetzten Blick etwas wiederzuſagen.

Ueberhaupt, was an Vergeßlichkeiten, kleinen Irrungen, an Händedrücken, Blicken, mitunter auch an gegenſeitigen Bruſtbeklemmungen u. ſ. w. für die Elephanten nebenbei abfällt, ſind Accidenzien, und gehören in der Liebe und in dem Elephantismus zu den nicht befugten aber tolerirten Unerlaubtheiten. Toleriren heißt in dem Elephanten-Coder: „Etwas zugeben, was man nicht weiß, und was man nicht ändern kann!"

Liebes- und Galanterie-Bazar.

Die ſpaniſche Wand.

Ein Seiten- und Fortſetzungs-Stück zum „Elephantismus."

Die holden Leſerinnen erinnern ſich vielleicht noch der Abhandlung, welche wir über das Weſen, Thun, Treiben, und über die Entſtehung der „Elephanten" mitgetheilt haben.

Der „Elephant," meine holden Leſerinnen, iſt aber **nicht das einzige Exemplar in der Raritäten-Kammer der Liebe** und der Galanterie. Der „Elephant" iſt an und für ſich ein harmloſes Thier, er iſt ein honettes Thier, ein lieb- und ehrſames Thier. Wer in ſeinem Leben hat nicht ſchon einmal einen „Elephanten" gemacht? d. h. welches Herz hat nicht ſchon die Liebe Anderer begünſtigt, das Abenteuer eines Freundes, die Abſichten einer Freundin befördert? Wer, der nur einigermaßen in der Geſellſchaft lebt, hat nicht ſchon hie und da einen Bruder beſchäftigt, um ſeiner Schweſter Gelegenheit zu geben, ihren Geliebten zu ſehen? Welches empfindſame Herz hat nicht ſchon einer Mutter ein Bischen den Hof gemacht, damit ſie ihr Töchterlein nicht ſo genau beobachte, wenn ihr ein Freund ſeine Seufzer mündlich kommentirt?

Kurz, keiner von uns ſchämt ſich, ein „Elephant“ geweſen zu ſein, noch zu ſein, oder bei vorkommender Gelegenheit ein „Elephant“ zu werden.

Ein „Elephant“ muß Geiſt haben, muß liebenswürdig genug ſein, um im Nothfall auch ein holdes Frauenzimmer ſo zu beſchäftigen, daß ſie Auge und Ohr nur für ihn und nicht für ihre Schweſter, Freundin, Couſine oder ſonſtige Begleiterin habe; ein „Elephant“ muß ſchlau ſein, verſchlagen, muß vor Allem: „présence d'esprit“ haben, um bei allen Kreuz- und Querſtrichen des Schickſals und des boshaft-witzigen Zufalls gleich bereit zu ſein, dieſem Schickſale ein Paroli zu drücken, und den Zufall mit einem Einfall außer Concept zu bringen: Kurz, ein „Elephant“ erfordert diplomatiſchen Geiſt! Ein guter „Elephant“ iſt die halbe Liebſchaft. Gebt mir einen tüchtigen Elephanten, und ich erobere das unüberwindlichſte Herz-Komorn; gebt mir einen klaſſiſchen Elephanten, und ich nehme es mit acht Brüdern, mit neun Gouvernanten, mit zehn Couſinen und mit einem Dutzend Freundinnen auf, wenn ſie auch mit Argus-Augen und mit Briareus-Armen den Gegenſtand meiner Wünſche überwachen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Treuen Elephant errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!

Aber es paſſirt oft im Leben, daß der „Elephant" ſeinen Rüſſel zu tief in unſere Angelegenheit miſcht, ſeinen Zahn auf unſern Gegenſtand ſelbſt richtet, uns aus einem Elephanten ein Fuchs wird. Das iſt das Gräßlichſte, was in der Praxis vorkommen kann!

Wohlthätig iſt der Elephant,
Wenn der Freund bewährt ihn fand,
Denn jedes ſüße Rendezvous
Genießt man nur durch ihn in Ruh'.
Doch furchtbar wird der Elephant,
Wenn er agirt für eig'ne Hand.
Wehe, wenn er losgelaſſen,
Liebe ſelbſt im Buſen fand,
Und wenn wir ihn allein gelaſſen,
Nur für ſich ſelbſten ſchürt den Brand;
Denn die Elephanten praſſen
Oft gar zu gerne Zuckerkand. —

Aber ganz anders iſt's mit der „ſpaniſchen Wand!" Einen Elephanten macht man mit Bewußtſein, aus freiem Willen, aus Güte, aus Freundſchaft, aus Privatvergnügen; man ſpielt keine traurige, keine lächerliche Rolle dabei Aber eine „ſpaniſche Wand" machen, das iſt albern, das iſt lächerlich!

Und Sie wiſſen vielleicht noch nicht, was eine „ſpaniſche Wand" in dem Fremdwörterbuch der Liebe und Galanterie bedeutet?

Sie haben noch keine „ſpaniſche Wand“ gemacht, keine „ſpaniſche Wand“ gebraucht? Preiſen Sie ſich glücklich und mögen Sie Gott Amor und Gott Hymen, — dieſe zwei Schildwachen, die ſich immer nur ablöſen, aber nie zuſammen ihren Herzensposten beziehen — mögen Sie dieſe beiden Götter dafür bewahren, je eine „ſpaniſche Wand“ zu werden!

Sehen Sie hier eine junge, hübſche Frau, ihr Mann hat einen Freund, dieſer Freund iſt Hausfreund in der ausgedehnteſten Bedeutung dieſes Wortes. Er liebt Alles, was ſein Freund liebt, er möchte nichts, als das, was ſein Freund möchte; er iſt ſein Haus-Freund, Tiſch-Freund, Spiel-Freund, Spazier-Freund u. ſ. w., kurz, er iſt der Schatten des Mannes, und dieſer Schatten fällt in ſchwarzen Umriſſen auf die Frau, und dies Schattenſpiel braucht Dunkelheit, und man möchte gerne die Blicke und die Nachforſchungen des Mannes ablenken, dann, dann, ja dann ſchafft man ſich eine „ſpaniſche Wand“ an, d. h. die Frau thut, als ob dieſer oder jener Mann ſie intereſſire. Der Freund macht den Mann aufmerkſam, daß Dieſer oder Jener ſeiner Frau nicht gleichgültig zu ſein ſcheint. Der Mann richtet nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Dieſen oder Jenen, er bittet den Freund, ſeine Frau und Dieſen oder Jenen zu beobachten. Dieſer oder Jener wird nun mit kleinen Agacerien bei der Naſe herumgeführt, er glaubt der Begünſtigte zu ſein, **allein er iſt nur die** — „ſpaniſche Wand,“ **hinter welcher das Schattenſpiel deſto unbemerkter** vor ſich **gehen kann.**

Alle Wände haben Ohren, nur eine ſolche „ſpaniſche Wand“ **hat keine Ohren; ſie ſieht, ſie hört nicht, was hinter ihr geſchieht, ſie iſt nur mit ſich beſchäftigt.**

Eine ſolche „ſpaniſche Wand“ iſt ein tragi-komiſches Weſen. Dieſe „ſpaniſche Wand“ ſeufzt, damit ein Anderer nicht ſeufze, ſie träumt, damit ein Anderer ihre Träume auslege, ſie hofft, und ein Anderer ißt ihre Hoffnungen realiſirt auf. Dieſe „ſpaniſche Wand“ zittert, **damit ein Anderer feſt auftrete, und eine ſolche „ſpaniſche Wand“ bekommt** oft **noch ein Duell, damit der Andere auf dem Platz bleibe.**

Furchtbar muß die Empfindung ſein, wenn ſo eine „ſpaniſche Wand“ erwacht und einſieht, daß ſie nichts war als eine — „ſpaniſche Wand!“ Es muß ein demüthigendes, niederſchmetterndes Gefühl ſein, da, wo man geſchmachtet, geſeufzt, gehofft und verzweifelt hat, nichts als eine „ſpaniſche Wand“ geweſen zu ſein! Und wenn man vielleicht gar Gedichte gemacht hat an einen Gegenſtand, Elegieen, Sonette, Canzonen u. ſ. w., oder man iſt ein Sänger, Muſiker, und hat Nächte lang unter ihrem Fenſter geſpielt, geſungen, und weiß nun, daß man nichts war, als eine — „ſpaniſche Wand!“ Horribile dictu!

Und wer weiß, meine holden Leſerinnen, wer von uns beim Leſen dieſer Zeilen lächelt und — und —

„Man kann lächeln, und lächeln, und immer lächeln, und doch eine „ſpaniſche Wand“ ſein!“

Wer weiß, wie viele lebende Seufzerbälge unter uns herumwandeln, träumend, ſehnend, hoffend, dichtend, die Bruſt gefüllt mit ſüßen Erwartungen, und ſie ſind im Grunde nichts, als — „ſpaniſche Wände!“

In allen Gattungen der Liebe und der Galanterie gibt's „ſpaniſche Wände!“ Kein Rang, kein Stand ſchützt davor, es gibt nur Eines, was uns ſichert, keine „ſpaniſche Wand“ zu ſein, und das iſt — die Häßlichkeit! Probatum est! Kein Ehemann, kein Geliebter, keine Ehefrau und keine Geliebte wird auf den Gedanken kommen, den Argwohn des Eiferſüchtigen von dem wahren Gegenſtand dadurch abzulenken, ihn glauben zu machen, daß ein häßlicher Gegenſtand der Begünſtigte ſein könnte.

Es lebe die Häßlichkeit! Sie bewahrt uns vor der Schmach, eine — „ſpaniſche Wand“ zu ſein.

Ausverkauf von alten Manuſkripten aus einer langjährigen Redaktions-Kanzlei.

Wenn man in Wien jetzt durch die Straßen geht, ſo glaubt man, Wien werde ausverkauft! Alles wird ausverkauft, und manche Gewölbethüren ſind kaum zu ſehen vor lauter Zetteln, auf welchen nichts ſteht, als die verhängnißvollen Worte:

„Ausverkauf! Ausverkauf! Ausverkauf!“

Das iſt eine neue Induſtrie, ein neuer Zweig der Gewerbsfreiheit, eine **Dampf-Erfindung**, d. h. eine Erfindung, die vom Dampf und kurzen Athem herzurühren ſcheint.

Es gibt vielerlei „Ausverkäufe“ und ſo viel Variationen auf das Thema „Ausverkauf“ daß man einen ordentlichen Ausverkauf dieſer Variationen veranſtalten könnte!

Wir kennen einen Kaſtanienbrater, welcher den Entſchluß gefaßt hat, Abends beleuchten zu laſſen:

„Ausverkauf von gebratenen Maroni!“

Ein kleiner wandernder Slavake wird ſeinen Ranzen beleuchten:

„Ausverkauf von Reindli-Bindli!“

Wenn man eine gewiſſe Klaſſe von Frauenzimmern treffen will, die nicht geradezu an ihrem Herzen anſchlagen können:

„Ausverkauf!“

ſo gehe man in die ſogenannten „Ausverkäufe“ bei glänzender Beleuchtung, wo die Täuſchung der Phantaſie Leberflecke im Geſicht und manche Flecken in der Waare nicht ſehen läßt; wo ein ältliches Antlitz jung und eine abgelegene Waare friſch erſcheint, und man wird unter neun Muſen und drei Grazien wenigſtens zehn Weſen finden, welche hier den Handgriff lernen wollen, alte, unveräußerliche Reize als neu und friſch auszuverkaufen! Man kann da alſo, wenn man beſonders glücklich iſt, **Hand und Herz** auf einmal gut anbringen.

Da alſo ein „Ausverkauf“ jetzt das letzte Mittel zu ſein ſcheint, ſeine Waaren gut anzubringen, ſo haben wir uns entſchloſſen, auch unſere älteren, abgelegenen, von Literatur-Märkten ganz verknittert zurückgekommenen Manuſkripte, aus „freier Hand auszuverkaufen und das blos um aufzureimen und zu räumen.“

Wir beſitzen ein ſchönes Sortiment von allen Artikeln, und was wir nicht beſitzen, werden wir uns eigens zum Behuf unſeres Ausverkaufs von den Fabrikanten rückwärts wieder in's Haus liefern laſſen!

Erſter Artikel: Novellen, ſechs aſchgraue, mit ſentimentalen Borduren. Im Marktpreis: die Elle acht Groſchen, allein im „Ausverkauf“ die Elle zu zwölf Groſchen, blos, um auszuverkaufen!

Zweiter Artikel: Humoriſtiſche Criſpinen, mit Roßhaar gefüttert und mit blauen Gemüthstaffet ausgeſchlagen. Im Ladenpreis das Stück zu 12 Fl. 24 Kr. allein im „Ausverkauf“ und weil ſie durch langes Liegen etwas Schaben bekommen haben, das Stück zu 16 Fl. 48 Kr. — unerhört billig!

Dritter Artikel: Gedichte, mit Marder und Zobel, für den Winter, lang und breit, mit blanken Knöpfen, das Dutzend koſtet im Fabrikpreis 6 Kr., allein im „Ausverkauf“ koſtet das Stück 8 Kr. Die Löcher, welche ſich hie und da plötzlich finden ſollten, werden nicht extra bezahlt.

Vierter Artikel: Balladen, von echter Mailänder-Bronze, mit granatener Handhabe, welche ſich, wenn man ſie auf Eisgruben legt, jahrelang halten, ohne den mindeſten Geruch zu bekommen, mit Beſatz von „Sa ſa ſa!“ und „Hurra ſaſa!“ „Trum rum rum!“ und mit beſondern Meſſingklappen, im Dutzend, zu Almanachen und Journalen, Fabrikpreis das Hundert 3 Fl. 24 Kr. allein im „Ausverkauf“ zehn für zwei Gulden, und auf jedes Zehn eine abgelegene Ballade mit etwas Schmutzflecken gratis d'rauf.

Fünfter Artikel: Anekdoten mit Eau de Cologne, damit man bei ihnen bleiben kann; Charaden und Räthſel in Eisgruben, damit ſie ſich nicht gleich auflöſen. Im Ladenpreis das Tauſend zu 5 Kr., allein im „Ausverkauf“ und weil wir das Lokal dringend zu andern Charaden und zu friſchen Räthſeln brauchen, das Tauſend zu 5 Fl.

Sechster Artikel: Rezenſionen in Sammt und Schafwolle, auch Kritiken in Flanell und grobem Tuch, und ſogenannte „Referate“ in Rind-, Kalb-, Roß- und Schwein-Leder, das Pfund aus beſondern Rückſichten um drei Gulden Schein!

Siebenter Artikel: Polemiſche Artikel für junge Redaktoren, Weiß- und Schwarz-Gerber, Riemer, Sattler, Schuhmacher und Grobſchmiede in Galle und Schweiß geſotten und doch ungemein trocken und ledern; das Schock auf dem gewöhnlichen Wochen- und Fratſchel-Markt um 48 Kr., allein im „Ausverkauf“ blos um Zuſpruch zu haben, um den ſtaunenswerthen Preis: 6 Fl.

Und ſo noch eine unendliche Maſſe von Artikeln, die wir nicht alle bezeichnen können! Kurz, jeder Käufer kann überzeugt ſein, daß er nie merken wird, wie angeführt er iſt!

Jung-Literariſches mit Reis.

Nirgends iſt es ſo gäng und gäbe, das „Kind mit dem Bade auszuſchütten,“ als in der Literatur, d. h. in der ephemeren, journaliſtiſchen, in der Minute zerrinnenden Literatur.

Wenn in der Literatur der Mißbrauch einer Sache angegriffen werden ſoll, ſo fängt man damit an und hört damit auf, — die Sache ſelbſt zu vernichten, d. h. vernichten zu wollen. Denn Gott Lob fehlt dieſem Willen in den meiſten Fällen die Kraft.

Man will gegen den Mißbrauch der Kritik ſchreiben und ſetzt das Fach der Kritik herab; man will gegen die Wunder der Waſſerkuren ſchreiben, und kömmt dahin, zu läugnen, daß das Waſſer im Stande iſt, das Feuer oder den Durſt zu löſchen; man will gegen die Ueberſchätzung und ekelhafte Bambocciade des Schauſpielweſens arbeiten und geht davon aus, den Schauſpielern kein Begräbniß geſtatten zu wollen. So begegnet überall Unſinn dem Unſinn, Hyperbel wird mit Hyperbel bekämpft, Fiſche will man mit Waſſer erſäufen, Regenwürmer mit Moraſt erſticken; die Anti-Homöopathen wollen die Waſſerſpritzen verdammen, die Anti-Allopathen wollen das Nichts zu der ausgiebigſten Hausmannskoſt und zur Armenſpeiſung erheben; die Anti-Roſſinianer behaupten, die Nachtigallen und Lerchen, das wären nur Dorfcantoren, der echte eigentliche und getragene Geſang ſollte nur von Rhinozeroſſen und Elephanten gelernt werden; kurz, man kann behaupten, daß alle „Anti's" jede Sache auf den Kopf ſtellen, nur ſich und ihre eigene Sache nicht, aus Mangel an jenem überflüſſigem Hausgeräth. Und ſtelle ich ſelbſt als Anti-Anti nicht auch dieſe und ihre Weiſe auf den Kopf, trotzdem ich ihnen erſt denſelben abſprach?

So iſt's auch mit den Anti-Junge-Literaten!

Weil in letzter Zeit, in einem Momente, wo, wie Shakeſpeare ſagt: „die Erde Blaſen wirft," weil in einem ſolchen Zeitabſchnitt, in welchem der deutſchen Literatur eine Gänſehaut überlief, in einem Momente, in welchem ihr, ſo was man ſagt, der Tod über's Grab lief, weil ſie nun in dieſem Momente einige junge Köpfe warf, die — ſo verwerflich auch ihre Richtung oder Abſicht geweſen ſein mag — bei aller Abnormität und Ungezogenheit, dennoch mehr Geiſt in einer Schreibfeder zu verzehren hatten, als eine Horde mancher ihrer Gegner in zehntauſend Federbunden — weil ſie nun gegen einige übelberathene junge Feuernäſcher und Lichträuber loszuziehen wollen, ſo ziehen ſie gegen die Literatur der Jugend und gegen die Jugend der Literatur zu Felde. Die „jungen Literaten“ ſoll man wie junge Hunde erſäufen! Dieſe Anti-Jugendliteraten gehen damit um, es in der Schöpfung ſo einzurichten, daß plötzlich nur „alte Literaten“ erſcheinen werden.

Dieſe weiſen Richter werden an alle verheiratheten Frauen ein Edikt des Inhaltes ergehen laſſen, daß, im Falle ſie der Welt einen Literaten ſchenken wollen, ſie ſich ſogleich von einem „alten Literaten“ entbinden laſſen ſollen. Wenn ſich aber irgend ein menſchliches Weſen unterſteht, geboren zu werden, ohne bedeutenden Ruf, ohne allgemeine Anerkennung, ohne in irgend einem Fache etwas Großes geleiſtet zu haben, und dennoch den Wahn haben ſollte, ſich der Literatur zu widmen, das wird vermittelſt des kritiſchen Stranges von der Literatur zum ewigen Linſenklauben übergeführt!

Was war früher auf der Welt: Die Henne oder das Ei? Hat es in der erſten Reſtauration im Paradieſe zuerſt „Kälbernes“ oder zuerſt „Ochſernes“ gegeben? Iſt die Literatur älter oder die Literaten? Hat Goethe in ſeiner Jugend gar nichts geſchrieben? Und wie hat es in der grauen Vorzeit ausgeſehen, in welcher alle ſogenannten „Alten“ hundsjung waren? — Was würden die Anti-Jungen-Literaten auf dieſe Fragen antworten? — Ich weiß es wohl und will ein Wort reden mit allen Jenen, die ſchon das Verächtlichſte geſagt zu haben glauben, wenn ſie ſich mit dem lauen Ausdruck:

„Junger Literat“ — „Junger Rezenſent“

u. ſ. w. den angebrannten Mund ausſpülen.

Ich bin ſchon ſo weit über die Jugend hinaus, daß ich mich derſelben annehmen kann, ohne in den Verdacht der Parteilichkeit zu fallen.

Die Anti-Junge-Literaten ſind weit entfernt ein gedrungenes Wort über die tiefſte und geiſtigſte Richtung unſerer jungen Literatur zu ſprechen; weit entfernt, dieſem nach ihrer Anſicht ſchlagrührigen Körper eine Ader zu öffnen und aus ihrem Herzblut wahr zu ſagen, ſondern ſie begnügen ſich damit, hie und da eine Kopie von irgend einem Schreibling oder Schriftling, wie ſie unter andern mitlaufen, als ein Porträt für die ganze Gattung aufzuſtellen und es mit homöopathiſch-ſatyriſchen Nadelſtichelchen zu punktiren.

Wer iſt jung? Wer iſt Literat?

Jung iſt, wer nicht alt iſt, und Literat iſt, wer gar nichts **anders** iſt!

Unter dieſen großen und weiten Dennebecker Metamorphoſen-Sturz läßt ſich eine Welt von jungen Literaten ſtürzen; allein von dieſen kann in der Literatur nicht die Rede ſein, gegen die führt nicht einmal die Satyre ihr Kleingewehrfeuer auf.

Junge Literatur, junge Eichen! wollen wir nicht auch verlangen, daß die Eichen gleich alt, ſtämmig und rieſenzweigig im Walde aufſchießen ſollen?

Jung oder alt zählt in der Literatur gar nicht. Wenn es genügt, graue Haare zu haben, um eine literariſche Autorität zu ſein, ſo würde jenes Thier, welches grau auf die Welt zu kommen das Glück hat, eine literariſche Macht ſein!

Wieland und Voß ſind auf ihren Shakeſpeare-Thronen alt geworden, als der junge Schlegel an dieſen rüttelte und ſie abſteigen hieß; wer hat ihm zugerufen: „Marſch, junger Literat?“

Novalis und Schleiermacher wuchſen ihrer Zeit über den Kopf, eh' ihnen noch der Bart wuchs, wer wies ſie zurück, weil ſie das Unglück hatten, jung zu ſein?

Wenn man die junge Literatur und die jungen Literaten verachten und verdammen wollte, weil manche unter ihnen keck, anmaßend, naſeweis, gelbſchnäbelig, perſönlich und arrogant ſind, wie müßte man mit den „alten Literaten“ verfahren, weil es unter ihnen pedantiſche, einſeitige, geiſtesdürre, fantaſieabgezehrte, ſtubenhöckerige Individuen gibt, die von der Vergangenheit losgeſchält, mit dem matten Auge in die Zukunft nicht zu blicken vermögen und in der Gegenwart nur noch mit dürren, unempfänglichen Wurzeln locker haften?

Betrachten wir hier und da die ſogenannten „alten Literaten“ und wir finden ihre Weſenheit viel abſchreckender, oder eigentlich bemitleidenswerther, als die der „jungen Literaten.“ Die kleinen Flecken, die am grünen Literaturholz als marmorirte Kreiſe erſcheinen, klaffen am dürren Literaturholze als widerliche weitgähnende Aſtlöcher auseinander.

Die Keckheit der Jugend wird durch Kraft und üppige Fülle; die Arroganz durch liebliche Friſche, die Anmaßung durch die Macht, das Angemaßte kräftig zu behaupten, nicht gerechtfertigt, aber doch entſchuldigt.

Die jetzige literariſche Jugend hat eine andere Jugendzeit, als die jetzigen alten Literaten hatten!

Weit auseinander geſäet auf der fetten, mit gelben Dotterblumen übergoſſenen Wieſe der Schriftſtellerei, bequem graſend auf großen, unangefochtenen Weideplätzen, nicht beeinträchtigt von den Intereſſen der Zeit, und nicht hin und hergejagt von den ſich anziehenden und abſtoßenden Wirren und Beſtänden des Lebens, ausgeſchieden von jeder Theilnahme an dem großen Zuſammenhange der Literatur mit dem Weltglücke, anſtatt des welthiſtoriſchen Blutes nichts als Fachtinte in den Adern, und ſtatt die Arme in das Leben, in die Menſchheit, in die Verallgemeinerung des Geſammtintereſſes zu ſtecken, ſie blos in die ſteifleinewandenen Schreib-Ermel ihrer eingepferchten Materie ſteckend, ſtand ihre Jugend vielmehr wie ein ſtehender Sumpf, in welchem freilich der geworfene Stein keine Ringe bildet. Durch nichts angeregt, ohne mit dem Bedarf der Menſchheit, oder mit dem, was der Welt ſtets Noth thut, auch nur im Mindeſten zuſammen zu hängen, lebten ſie in phlegmatiſcher Friedſeligkeit, übten ihre Kraft an idealiſtiſchen Diſtelköpfen und verſpritzten ihre Tinte in dem Kampf um abſtrakte Gebilde. Es war ein beſcheidenes, ſtilles, anſchauliches, patriarchaliſches Völklein, weil es an gar kein Lebensintereſſe ſtieß und gar kein Lebensintereſſe an daſſelbe ſtieß. So wuchs die frühere, literariſche Jugend auf im ruhſamen Leben ihrer nie betretenen Triften, im mannshohen Graſe, das nie die Senſe einer ſcharfen Lebensfrage heimſuchte. Das literariſche Kalb wurde fett und gedeihlich, und weil die Kälblein hübſch weit aus einander graſten und die Triftung unabſehbar war, ſo herrſchte ſüßer Friede, allſeitige Beſcheidenheit, unaufreibbare, gegenſeitige Höflichkeit und jene geſetzte, wohlſame und tugendreiche Spießkälbrigkeit, die bei Allen, die das Leben von dem lieben Himmel und den Bedarf von der lieben Weide haben, zur Inſtinkt-Tugend geworden iſt.

Eine andere Zeit aber haben die jetzigen jungen Literaten gefunden. Der Nachtigallen ſind viele, der Wald iſt klein und ausgereutet, und in dieſem Haine will jeder Hänfling Nachtigall ſein.

Auch iſt die liebe Zärtlichkeits-Zeit vorüber, wo die Großmutter Vernunft die literariſchen Küchleins nicht viel betaſten will, damit ſie im Wachsthum nicht gehindert werden. Im Gegentheil, es iſt die Zeit des Knetens und Walkens, die Zeit der Durchdringung. Die Zeit des Zuſammenhalts oder des Gegenparts, in welcher ein neutrales Abgraſen der allgemeinen literariſchen Weideplätze nicht Statt findet; eine Zeit, wo die Schriftſtellerei nicht in Treibſcherben hübſch da und dort hineingeſetzt wird, an ein Damenfenſter oder an einen Leſetiſch, ſondern wo ſie emporſchießt aus dem mit Menſchenglück gedüngten Boden, ihre Zweige zu Armen werden, ihre Blätter zu Rollen, ihre Blüten zu Glocken, und ihre Früchte zu Denkmälern; eine Zeit, wo jeder Tag eine andere Phyſiognomie, jede Phyſiognomie einen andern Ausdruck, jeder Ausdruck eine andere Deutung und jede Deutung eine andere Urkraft an ſich trägt; eine Zeit, in der man nicht warten will, bis das Obſt auf dem Stroh reif wird, ſondern, in welcher es an der Sonne gereift werden ſoll; eine Zeit, wo die drei Schreibfinger nicht mehr genügen, ſondern, wo man noch das mitbringen muß, was an den Schreibfingern hängt, den ganzen Menſchen nämlich; eine Zeit, wo die lange Sträubezeit der Muſen, ihre endlichen und unendlichen Sechswochen und ihre neunjährigen ungedruckten Nachwehen nicht mitzählen im Rathe der Anerkennung, ſondern wo nur die Kinder zeugen für oder gegen den Vater, und Häuptling gegen Häuptling, jeder Einzelne mit ſeiner Schriftfamilie Vertheidiger und Angreifer ſein muß! Die Zeit iſt hin, wo die literariſche Bertha Sonnenſtäubchen vom Ideenrocken ſpann, und dabei um ſich her die friedlich lauſchende Kinderſtube verſammelte; die Bertha hat den Rocken mit dem Richtſcheit und die Spindel mit dem Winkelmaß vertauſcht; nicht Ideen ſondern Thaten will ſie ſpinnen, nicht Atome will ſie ſpalten, ſondern Intereſſen, und nicht Mährchen will ſie erzählen, ſondern Welt-Schickſale!

So liegt die Literaturperiode unſerer literariſchen Jugend offen, und in dieſem Cirkus kämpft und ſiegt man nicht mit niedergeſchlagenen Augen, nicht mit ſittigem Erröthen, nicht mit beſcheiden demüthigem Anderthüreſtehen, nicht mit blödem Jaſagen und nicht mit folgſamen Handpätſchchen; man muß die Lanze ſchwingen, den Pfeil werfen, den Ceſtus ſchleudern, Kraft und Gegenkraft, Wehr und Abwehr, Ausforderung und Gegenſtellung, Anruf und Erwiederung, Behauptung und Entgegnung, Friktion und Rückwirkung, das ſind die Lebensgeiſter der jetzigen Literaturjugend und müſſen es ſein.

Wollt ihr dem jungen Weine grollen, daß er gährt und treibt? Aus dieſer Gährung wird Klarheit, aus dieſem Treiben bildet ſich der Grundſatz.

Wollt Ihr überhaupt der Jugend ihre Purzelbäume, ihr Radſchlagen, ihren Kirſchenraub, und all ihre Bocksſprünge und Zaunbalgereien nehmen, und ſie ſogleich in Reifröcke, in Perrücken, in Zwangsjacken und in alle Anſtandsmieder und Streckriemen des geſetzten Alters ſpannen, ſo werdet ihr die Jugend alt machen, ohne für das Alter ein Bischen Jugend zurückgelegt zu haben.

Ueberhaupt hat das Alter ein ganz kurzes Entendarm-Gedächtniß für ſeine eigene Jugend. Wie mancher unter uns allen, die wir uns jetzt zu Wächtern und Hofmeiſtern der ſchreibenden Jugend berufen glauben, hat dieſelben und vielleicht ſchlimmere Purzelbäume gemacht, hat mehr Kirſchen geſtohlen und mehr Männchen an die Wand gemalt, als die jetzige literariſche Jugend.

Und ſehen wir die Großzahl der „literariſchen Alten,“ ſie ſind wirklich kein Muſter von Liebenswürdigkeit. Sie ſitzen auf einem einſt erworbenen Ruf mit verbiſſener Grimaſſe, wie Rahel auf den geſtohlenen Götzen ihres Vaters; ſie nähren ſich von einer Reputation, die vielleicht ein Glückswurf ſie erlangen ließ, und mißgönnen in ihrem Beinfraß der ganzen friſchgrünen, kernigen und blüthenvollen Jugend, jedes Hälmchen Ruhm. Den Intereſſen der Zeit, des Lebens der Jetztwelt ganz entfremdet, hängen ſie durch nichts mit ihrer Urwelt zuſammen, als durch den abgeblaßten Geburtsſchein eines einſtigen Geiſtesproduktes, Mit lächerlicher Vornehmheit betrachten ſie das Streben und Ringen der kräftigen Jugend, ſchauen es verächtlich an, thun aber ſelbſt gar nichts, als daß ſie ewig an dem Bischen Ruf ſich erquicken, welches ſie einſt erworben. Mit hohen Stelzen gehen ſie über die körnerreiche Saat der friſchen Literaturwelt weg, und ſchwingen ſtets nur die fadenſcheinigen Trophäen einer hinter uns zerfallenden Epoche. Nicht mehr vermögend, ſelbſt einen gelungenen Wurf zu machen, ſetzen ſie ſich wie die alten Witwen zuſammen, um jede Liebſchaft, jeden Brautſtand und jeden Hochzeitsklang in der „jungen Literatur“ zu beneſteln und die dürren Schreibhände über dem Kopfe zuſammen zu ſchlagen. Sie zäumen ſich von aller Jugendfriſche ab, um unter einander, umgeben von lauter verholzten Begriffen und verknöcherten Kräften, ſich ſelbſt den Anblick von friſcher Regſamkeit zu erſparen. Sie vergeſſen, daß alter Wein nur dann gut erhalten wird, wenn er mit jungem geſpeiſt wird, und daß auch alter Geiſt an dem Kuſſe der geiſtigen Jugend ſich verjüngt.

Conditorei des Jokus.

1.

Der Schneebergfreſſer.

Wenn der Menſch nichts zu verſäumen hat, ſo kann er mit der Eiſenbahn fahren, z. B. von Wiener Neuſtadt nach Wien. So fuhr ich denn an einem ſchönen Sonntage.

An einem Sonntage ſollte man auf unſern Fahrten eigene Waggons haben: „Für Betrunkene.“

Es iſt ausgemacht, daß Betrunkene, ſie mögen bezahlen, wie viel ſie wollen, ſtets zur letzten Klaſſe gehören, ja, auch aus der letzten Klaſſe ſollten ſie ausgeſchloſſen ſein, und ein eigener Stall für ihre Beförderung eingerichtet ſein.

Und mit den „Bierhallen“ und mit den „Bierſalons“ nimmt die edle Leidenſchaft der Trunkenheit ſehr über Hand. Und nun ein Bierrauſch! Ein Betrunkener iſt bloß ein Thier, ein Thier iſt aber zuweilen erträglich; allein ein vom Bier-Betrunkener iſt ein betrunkenes Thier.

Man fahre am Samſtags Abends z. B. von Lieſing mit der Eiſenbahn weg, und man wird mit Schaudern ſehen, was aus dem Menſchen wird, wenn Gerſte und

Hopſen den Verſtand und die Sprache überwältigen, und die beiden Vorzüge, welcher der Menſch vor dem Thiere voraus hat, zur Thüre hinauswerfen, und ganz allein Meiſter vom Meiſterwerke der Schöpfung bleiben.

Allein das war's nicht, worauf ich kommen will. Neben mir im Wagen, erſte Klaſſe, ſaß ein Mann, der kam vom Schneeberg.

Es ſind ſchon viele Menſchen vom Schneeberg gekommen, allein dieſer brachte den Schneeberg mit. Er war durch und durch Schneeberg, er ſprach von nichts, als vom Schneeberg, er dachte an nichts, als an den Schneeberg.

„Ich komme vom Schneeberg!" ſagte er zu mir. „So?" war meine ganze Antwort.

Er. „Waren Sie ſchon einmal auf dem Schneeberg?"

Ich. „O ja!"

Er. „Wann denn?"

Ich. „Nun, ich war einmal auf einem Berg, als Schnee auf ihm war, und das iſt doch ein Schneeberg."

Er ſah mich verächtlich an, und ich glaubte ſchon befreit zu ſein, allein nach einigen Sekunden drehte er ſich um und fragte mich: „Sehen Sie ihn?" — „Wen denn?" — „Nun, den Schneeberg!" — und dabei zeigte er mir den Schneeberg, der im Abendſchimmer, ſo recht um mich zu ärgern, ganz deutlich und klar da lag.

Und nun lehnte er ſich zum Fenſter hinaus, zog ein mächtiges Perſpektiv heraus und ſagte: „Nein, der Schneeberg iſt doch heute herrlich.“

Auch kam es mir vor, als ſchürzte er ſich die Naſe wie einen Ermel in die Höhe, um den Schneeberg einzuathmen.

„Ich war zweimal auf dem Schneeberg,“ fuhr er wieder zu mir fort, „aber ich geh' im nächſten Jahre wieder auf den Schneeberg!“

Ich nickte freundlich mit dem Kopf, und er fuhr ſelig fort: „Sie, Sie ſollten einmal auf den Schneeberg, das wär' was für die Phantaſie!“ Ich lächelte wieder. „Ja, auf dem Schneeberg, da muß einem die Poeſie kommen!“ ſagte er, und rückte mehr an mich an; ich glaubte ſchon, es riſſe ſich eine Lavine los und ſtürzte ſich auf mich herab. Mich fröſtelte. „Sehen Sie,“ ſagte er, und zog ein Papier aus der Taſche, „ich bin kein Poet.“ Ich lächelte wieder, als wollte ich ſagen: „Ja, das ſehe ich,“ und er fuhr wieder fort: „ich bin auf Ehre kein Poet, nein, nein, wahrhaftig nicht; aber auf dem Schneeberg bin ich ein Stück davon geworden!“ — „Ein Stück Poet oder ein Stück Schneeberg!“ lächelte ich in mich hinein, und der Schneebergsenthuſiaſt fuhr fort, indem er ein Papier entfaltete, „auf der höchſten Spitze vom Schneeberg hab' ich es gedichtet, und ich bin eigentlich gar kein Dichter, nein, nein, das iſt nicht nur geſagt, ich bin kein Dichter, ich hab' mich nicht d'rauf verlegt, meine Geſchäfte leiden's nicht, und ich bin auch kein ſolcher Narr, um einer ſein zu wollen, aber auf'm Schneeberg bin ich einer geworden! Hören Sie, und ſagen Sie mir Ihre Meinung."

Ich fühlte einen ganzen Gletſcher auf meiner Bruſt, und ſprach mit jener Beſcheidenheit, die jedem großen Genie eigen iſt, und die ich mir im Umgange mit Bühnenkünſtlern eigen machte: „O, ich bitte, mein Urtheil iſt unbedeutend!"

Der Schneebergsmann aber ſaß ſchon wie ein Gnome auf meiner Bruſt, und las:

„Gedanken auf dem Schneeberg."

(Als ich den Schneeberg zum zweiten Male beſtieg, dichtete ich oben auf dem Schneeberg folgende Gefühle, die mich ſchon damals überraſchten, als ich den Schneeberg zum erſten Male beſtieg.)

O Schneeberg *), Schneeberg, da ſtehſt Du wie ein Berg von Schnee,
Rings herum nur Schnee, und Schnee auch allemal,
Wie ein weißer Berg ſchauſt Du in die Höh',
Und doch iſt unter Dir nur Thal!

Ich kam voll Glut aus meiner Erdenhitze,
Mich fraß der Staub von wenig Stunden auf,
Du Schneeberg kühlſt mein Haupt, wenn ich auch irdiſch ſchwitze,
Dein Eis kühlt ſeiner Bäche Lauf!

---

*) Wörtlich getreu.

O Schneeberg! Schneeberg! ich komm' zum zweiten Male,
— Heut' Nacht war ich in Reichenau —
Du hebſt den Schnee zum blauen Sonnenſtrahle,
Dein Schnee dünkt mir wie ein Bad ſo lau

Und auf des Schneebergs Spitze oben,
Denk' ich mit Hitz' an Albertine doch,
Den Schneeberg werd' ich ewig heiß doch loben!
Und Albertine heißer lieben noch!“

Er ſchwieg und ſah mich forſchend an, ich ſagte nichts, als: „ſt! ſt!“ — und that, als ob ich nachdächte; er ſah mich erwartungsvoll an, ich ſchüttelte das Haupt lange, ſah zum Himmel empor, und ſagte endlich: „Ich dachte eben darüber nach, wie es kömmt, daß der Menſch manchmal ſolche Momente der reinſten Begeiſterung hat, und es macht mich traurig, wenn ich denke, daß nur der Eindruck den Dichter macht. Was meinen Sie, wenn ich es verſuchte, den Schneeberg zu beſteigen?“

Er ſprang entzückt in die Höhe: „Ach, vielleicht morgen?“ — „Nein, leider iſt es mir morgen noch nicht möglich!“ — „Alſo übermorgen?“ — „Ach, auch da nicht!“ — „Die nächſte Woche?“ — „Kann ſein!“

Der Schneebergmann drückte mir die Hand: „Mit Ihnen geh' ich noch einmal auf den Schneeberg! Gewiß, ich freu' mich, zu ſehen, was der Schneeberg aus Ihrem Talente alles machen wird, denn ſehen Sie, der Schneeberg hat einen eigenen Charakter, der Schneeberg iſt nicht wie andere Berge, der Schneeberg —"

Hier pfiff es gellend, der Train hielt an, wir mußten ausſteigen, er gab mir eine Karte, und rief mir nach: „Wir reden noch wegen des Schneebergs!"

2.

Monolog einer durchgegangenen Jungfrau von Orleans.

Lebt wohl, ihr Blätter, ihr geliebten Schmierer,
Ihr traulich zahmen Kritiker, leb't wohl!
Johanna wird nun nicht mehr mit euch handeln,
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Rollen, die ich hudelte, ihr Stücke,
Die ich getödtet, lebet jetzt und wohl!
Lebt wohl, Kollegen, Helden und ihr kühlen Ritter,
Souffleur, du holde Stimme dieſer Stadt,
Zu dem ich oft mein Ohr geſenkt hernieder,
Johanna gehet durch, nach Breslau geht ſie wieder!
Redakteur' aller meiner ſtillen Freuden,
Euch laſſ' ich hinter mir auf immerdar,
Zerſtreuet euch mit andern Artikeln auf der Heiden,
Ihr ſeid jetzt eine ſchreibeloſe Schaar!

Denn eine andere Heerde muß ich weiden,
Dort wo ich ſchon ein Schaf der Heerde war,
So iſt des Durchgehn's Geiſt an mich ergangen,
Mich treibt es an, mehr Gage zu verlangen!

Denn der zum „Figaro“ auf Breslaus Höhen
Mit dem Direktorſtab ſich niederließ,
Und ihm befahl, auf Künſtlerjagd zu gehen,
Der ſich die Lieslis und die Mimilis
Für ſein Repertoir klaſſiſch auserſehen,
Der ſtets dem Faden gnädig ſich erwies,
Er ſprach zu mir aus einem Redakteure:
„Geh' durch! und laſſ' im Stich die Ehre!
In ſtiller Nacht ſollſt Du Dein Bündel ſchnüren,
Mit dem gebrochenen Kontrakt bedeck' die Bruſt;
Nicht eines Mannes Liebe ſoll Dich rühren,
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt!
Nie wird in Wien ein Lorbeerkranz Dich zieren,
Das Haus iſt viel zu groß für Deine ſchwache Bruſt;
Dort werde ich mit Kränzen Dich beſchweren,
Und auch der „Figaro“ ſoll's meilenweit erklären!
Denn wenn im Spiel die Denkenden verzagen,
Wenn ſich das ſchlechteſte der Stücke naht,

Dann geb' ich Dir das Hauptbein abzunagen,
Und wie ein eitler Pfau ſein Geckenrad,
Wirſt Du Dein leeres Geſtenrad dann ſchlagen;
Verkehren wirſt Du jedes Dichters Saat,
Die Lung' zerreißen an den Heldenrollen,
Daß oben hoch dann jubeln alle Knollen!"
Ein Zeichen hat der deutſche Michel mir verheißen,
Er ſendet mir den Sohn, er kömmt von ihm!
Er wird es aus dem Leſſing mir beweiſen,
Daß ein Kontraktenbruch dem Künſtler ziem',
Und ſollt' ich tauſendfach kouliſſenreißen,
Vermag ich's dennoch, daß er laut mich rühm'!
Der Kutſcher ruft, ich muß in Wagen ſpringen,
Die Gage ſteigt und die Kontrakte klingen!

(Sie geht durch.)

Leichenrede
am Grabe einer Kuh, welche mit ihrem Kalbe auf einer Eiſenbahn niedergeführt wurde.

Gehalten bei Mondſchein, im Kreiſe der Ihrigen.

Nehmt Eure Taſchentücher heraus, Ihr lieben Kinder und Dorfbewohner; — doch nein, nehmt Eure Taſchentücher nicht heraus, denn die Kinder, die Dorfbewohner und die lieben Sternlein da oben im Himmel brauchen keine Taſchentücher, ſie haben das Recht, ſich in conspectu populi vom Blatt weg zu ſchneutzen.

Alſo, ohne Taſchentücher trocknet Eure Thränen, und hört ein Paar Worte am Grabe der Verblichenen, die auf einer großen Bahn, für eine große Idee, für ein großes Volk geſtorben iſt!

Geſtorben iſt, ſagte ich? Nein, ſie iſt nicht geſtorben, ſie iſt geſtorben worden! Der Geiſt des Jahrhunderts, der in dem Naſenloche der Lokomotive wohnt, hat ſie ergriffen, und hat ſie auf dem Altare des Aktien-Molochs in Dampf und Rauch aufgehen laſſen zur Verherrlichung der ungeheuren Idee: das Vieh ſoll dem Geiſt nicht in den Weg laufen!

Was war, meine lieben Freunde und Angehörigen der Verblichenen, was war ihre Schuld, daß ſie unterging in der Blüthe ihres Lebens mit dem zarten Kinde an der mütterlichen Bruſt?

Ihre ganze Schuld war, daß ihre Wißbegierde und ihr Hunger, dieſe zwei ſtärkſten Lokomotiven der Menſchen, ſie auf eine Bahn führten, die ihrem ſtillen und beſchaulichen Weſen nicht angemeſſen war, auf eine Bahn, auf welcher ſie keine Aktien hatte und wunderbarer Weiſe doch niedergeführt wurde.

Da liegt ſie! unbeweglich! todt! Neben ihr der theure Säugling! Warum mußte ſie ihr forſchender Geiſt von der großen Wieſe des Daſeins jenen gefährlichen Pfad erklettern laſſen, auf dem man durch ſchnelles Vorwärtskommen ſachte zurückgeht, und ganz liegen bleibt, wenn man nicht bei Zeiten ausweicht und von der Bahn weggeht? —

Sie, eine zarte Kuh, wollte das vollbringen, was ſo vielen ausgezeichneten männlichen Individuen ihrer Gattung nicht gelang: dem Cours der Eiſenbahn ſich in den Weg ſtellen!

Aber, meine theuern Freunde, und ihr Alle, denen die Todte theuer war, nicht daran iſt ſie geſtorben, daß ſie einen Pfad betrat, der nicht in ihrer Sphäre lag, nein, ſie ſtarb an dem edlen Vertrauen, welches ſie in den Geiſt und in die Kraft der Menſchen ſetzte; ſie ſtarb an dem die Menſchen ehrenden Wahn: das Lokomotiv werde anhalten, wenn es zwei naturforſchende Seelen bemerke, die ſchuldlos, argwohnlos, in den Reizen der Natur verſenkt, und alles das, was über die Humanität geſchrieben worden iſt, in contemplativer Ruhe wiederkäuend, auf der Eiſenbahn zu Fuße gehen wollten.

Glaubt nicht, meine Freunde, daß ſie feig geſtorben iſt! Nein, nein, ruhig ſtand ſie, mit jenem klaren, feſten, ruhigen Blick, den wir an all' den Kühen bemerken, wenn ſie unſchuldig ſind, und weder Mücken= noch Gewiſſens=Biſſe haben, ſah ſie dem heranſtrömenden Feuerofen entgegen, und ſagte, wie ein Weiſer, nichts als: „Mu!“ und der kleine Lockenkopf ſagte inſtinktmäßig nichts, als: „Me!“

Das Unglück aber war, daß ſie und ihr Kind blos deutſch ſprach, das Lokomotiv jedoch verſteht blos engliſch. Sie wollte eben von ihrem „Muttergefühle“ reden, und ſchon war die erſte Sylbe „Mu!“ über ihre Lippen; auch das kleine Kälblein wollte an die „Menſchlichkeit“ appelliren und ſtammelte ſchon: „Me!“ allein das Lokomotiv ließ ſie nicht ausreden. Es war ein reines Mißverſtändniß! Ein Sprachfehler!

Die Kuh und das Lokomotiv konnten ſich über das, was ſie gegenſeitig dachten und empfanden, nicht verſtändigen.

Die Kuh dachte: „das Lokomotiv wird ſchon ausweichen,“
das Lokomotiv dachte: „die Kuh wird ſchon ausweichen,“
und das war ihr unausweichlicher Tod!

Ihr werdet daraus erſehen, meine tiefbetrübten Zuhörer, daß es durchaus nöthig iſt, daß in den Zonen, wo die Eiſenbahnen durchgehen, die Kühe und die Ochſen, die Pferde und die Kälber alle engliſch lernen, dieſe Mutterſprache der Lokomotive, um ſich bei vorkommenden Fällen mit ihnen verſtändigen zu können. Ich werde es in Anregung bringen, daß

„die **Kunſt**, in drei Stunden engliſch zu lernen“

zum Gebrauch der vierfüßigen Welt umgearbeitet werde, und in einer Krippen-Ausgabe erſcheine.

Auf der andern Seite aber auch, meine theuern Familienglieder, wird Euch dieſer traurige Fall belehren, wie nöthig es iſt, daß ein Lavater unter Euch erſtehe, der eine

„Phyſiognomik des Rindviehes“

herausgebe, damit, wenn irgend einmal ein Ochs, eine Kuh, ein Pferd oder ein Eſel wieder jene Bahn betritt, auf welcher viel klügere Menſchen gerädert worden ſind, das Lokomotiv von Ferne an ihrer Phyſiognomie erſehe, was ſie beſchloſſen haben, ob ſie auf ihrem Wege beharren, oder ob ſie, einer beſſern Idee Gehör gebend, die Bahn ſchnell zu verlaſſen gedenken.

Dieſe „Phyſiognomik des Rindviehes" mit gehörigen Bilder-Beilagen müßte ein weſentliches Studium der Lokomotiven ſein, ja, ſie müßten, zur Sicherheit der Reiſenden, ordentliche Prüfungen daraus machen; ja es ſollte kein Lokomotiv die erſte Klaſſe, ja gar keine Klaſſe bekommen, bevor es an einigen Kuh- und Pferdeköpfen bewieſen hat, ob ſie denken: „Das Lokomotiv iſt geſcheidter als wir, und wird anhalten," oder: „Wir wollen geſcheidter ſein, als das Lokomotiv, und ausweichen!"

So, meine theuern Leidtragenden, fiel dieſe Kuh als ein Opfer für neue Entdeckungen im Reiche der Erfindungen und Verbeſſerungen, und ſeid verſichert, es ſind ſchon ſchönere und fettere Kühe für einen viel geringern Preis geſtorben!

Ach, es giebt viel Arten gerädert zu werden, meine Theuern! Man kann ſogar mit dem Glücksrad gerädert werden und das iſt das Schrecklichſte! Auf der Eiſenbahn gerädert werden, iſt wenigſtens eine poetiſche Räderung, und die Verblichene ſollte noch für die ſchnelle Exekution ein kleines Gratifikat abgeben!

Alſo! ſie iſt todt! Ihr Tod iſt dem Leben nützlich! Man wird ihr ein Grab graben unter den Ihrigen, auf ihren Grabſtein kann man zwar nicht ſetzen:

„Hier liegen ihre Gebeine!"

da dieſe Gebeine ganz zermalmt ſind, aber eine einfache Inſchrift ſoll ihren Grabſtein ſchmücken:

„Wanderer, die Eiſenbahn hat ihr den Tod gebracht,
D'rum nimm auf allen Deinen Wegen Dich in Acht!"

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Pariſer Briefe

über

Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie

zur Zeit

der Weltausſtellung im Jahre 1855.

Von

M. G. Saphir.

Peſt, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien

719

Dem

geiſtvollen Erzähler,

dem

unerſchöpflichen Schriftſteller,

dem

liebenswürdigen Menſchen,

dem

bewährten Freund,

mit einem Worte:

Herrn

ALEXANDER DUMAS,

widmen dieſe Blätter

der Verfaſſer: und der Verleger:

M. G. Saphir **C. A. Hartleben.**

Vorbrief.

An Frau von D—n in Paris.

Ihr liebes, liebes Schreiben athmet die Gemüthlichkeit einer Deutſchen, die Liebenswürdigkeit einer Franzöſin und die Herzlichkeit einer Freundin!

Beim Leſen Ihres Briefes ſtand Mainz, der Rhein und Ihre beiden graziöſen Genien wieder vor mir wie im vorigen Jahre, und die Erinnerung ſetzte noch einige Flügel an meine Sehnſucht, Sie und die Ihrigen wieder zu ſehen!

Ihr Brief, ſo voll Güte und Wohlwollen er iſt, birgt eine Natter unter Roſen, eine giftige Schlange im Paradieſe: die Stelle, die mir anzeigt, daß Sie mir ein hübſches Quartier in Ihrer Nähe ausgewittert haben! Das Quartier iſt die Roſe, Ihre Nähe das Paradies, die Schlange aber iſt der Preis, die Natter iſt der Monatzins!

Dreihundert Franken monatlich! Plagt Sie der Ruſſe, Sie böſe Freundin? Wie hoch ſchätzen Sie denn Ihre Nähe? Iſt dieſe nicht mit der Gegennähe eines deutſchen „Humoriſten“, eines „primo-Humoriſten-assoluto“ genug bezahlt? Das Herzklopfen, welches Ihre Nähe erregt, gar nicht mitgerechnet!

Aber wenn ich einmal dort bin, ſo wollen wir uns à l'aimable arrangiren. Ich dictire Ihnen meine „Briefe aus der Pariſer Induſtrie-Ausſtellung“, und dafür, daß Sie dieſe köſtlichen Früchte zuerſt von meinen Lippen pflücken, dafür, daß Sie ſie zuerſt leſen dieſe brieflichen Abſpiegelungen von Paris, der Induſtrie-Ausſtellung, der Pariſer

Kunſt- und geſelligen Zuſtände, der Moden, Converſation mit ſo vielen politiſchen Reverbères dazwiſchen als nöthig iſt, um die ganze Pariſer Saiſon in einer papiernen Fata morgana meinen eigenen Millionen Leſern anſchaulich zu machen; für dieſe Dictirwonne oder für dieſe Dictatur werden Sie mir ſchon einige Franken herabhandeln! nicht wahr? Wo nicht, ſo beſtrafe ich Sie exemplariſch! — ich nenne Ihren vollen Namen und wie Sie mir im vorigen Jahre von heiler Haut um den Hals gefallen ſind und mich — geküßt haben!

„Darf ich's der keuſchen Sonne nennen und mich vernichtet nicht die
Scham?“

Und wenn Sie die Verwirrung Ihres geſunden Menſchenverſtandes vor der Welt läugnen wollten, dann habe ich zwei Zeugen, den alten Vater Rhein und die etwas jüngere Lorelei!

Ja, meine edle Freundin, ich folge dieſem Briefe faſt auf dem Fuße nach. Wie könnte auch eine

„Welt-Induſtrie-Ausſtellung“

ohne mich „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ genannt werden!

Die Pariſer Ausſtellung hat ſchon den Vortheil für ſich, daß die Londoner ihr vorausging! Die Mängel, die ſich in London fühlbar machten, werden hier vermieden werden; aus den Erfahrungen und Anregungen der Londoner Ausſtellung wird die Pariſer den Character der übrigen deſtilliren, reiner, practiſcher und ausgreifender klären und geſtalten.

So viel weiß ich, und ich habe, als zur Miſſion in dieſe Ausſtellung beſtimmt, mich auch ſchon überzeugt, daß auch die Vorarbeiten viel umfaſſender waren und ſind, nicht blos die techniſchen, ſondern daß auch die ſcientifiſchen für Claſſification, Contraſtirung, Tabellirung u. ſ. w. weit zweckmäßiger in Angriff genommen werden ſind.

Wie Michel Angelo in ſeinem Siegel drei Ringe führte, für Baukunſt, Malerei und Bildhauerkunſt, ſo werde ich in meinem Miſſionsſiegel drei Ringe führen als Sinnbild meiner Auffaſſung der Pariſer Ausſtellung: die welthiſtoriſche Bedeutung derſelben in „induſtrieller“, „intellectueller“ und „politiſch-ſocial-civiliſatoriſcher“ Beziehung. Drei Zweige, die wie drei Grazien nur in ſchweſterlicher Eintracht ein vollkommenes Bild gewähren.

In induſtrieller Beziehung wird die Leiſtungsfähigkeit eines jeden Landes der Concurrenz aller civiliſirten Welt gegenüber ihren Beruf und ihre Werkthätigkeit zu beweiſen haben.

Es liegt daher im Intereſſe eines jeden Landes, ihre induſtrielle Capacität dort zur Anſchauung zu bringen, und das nicht nur in einzelnen Firmen, ſondern noch mehr in der Darlegung eines ganzen Complexes von induſtriellen Hervorbringungen, um die allgemeine Weltmarktfähigkeit der Induſtrie des Landes zu bekunden.

Oeſterreich hat dieſe induſtrielle Seite als nationale Ehrenſache beanſchaut, davon gab London und nachdrücklichſt München den glänzenden Beweis. Wenn aber der induſtrielle Zweck in dieſer Weiſe zur Nationalſache erhöht wird, dann fängt die politiſche und civiliſatoriſche Bedeutung der Ausſtellung an. Die Ausſtellung wird zu einem Rendezvous der Mäkler! Die verſchiedenen Induſtriecapacitäten mit ihren Eigenthümlichkeiten, die Erfinder und Verbeſſerer aller Induſtriezweige mit ihren ſpecifiſchen Vorzügen, mit ihren bezugsweiſen Fortſchritten geben ſich ein „Stelldichein“, um ſich gegenſeitig kennen zu lernen, ſich mitzutheilen, im vertraulichen Austauſch ſich zu erfreuen und zu belehren.

Auch für die Kunſt im idealen Sinn, für die Genien, welche die Sitten veredeln, das Leben verſchönern und den Gürtel der Anmuth um den üppigen, vollen Leib des Gewerbs- und Induſtriefleiße ſchlingen, wird ſich in der

Kunſthalle dieſer Ausſtellung ein hoher, ein univerſeller Standpunct gewinnen laſſen. Verſchiedene Kunſtzweige werden da in Bild, Form, Farbe, Ton zu einer Welt von Vergleichungen anregen, zu einem Fond von Andeutungen führen und eine Entwicklungsreihe von Anſchauungen und Ideen aufſchließen.

Sie ſehen nun, meine holde Freundin, daß in meinen „Briefen“ Abwechslung genug ſein wird, genug, um daß Sie ſich nicht über die Einförmigkeit des Inhalts beim Dictandoſchreiben zu beſchweren haben werden.

Ich werde in allen angedeuteten drei Reichen dieſer Ausſtellung flibuſtiren und Stoffleſe halten.

Sie werden wohl ſelbſt wiſſen, daß der Sänger der „wilden Roſen“ nicht nach Paris geht, um z. B. über Leder zu berichten, dafür ſind lederne Berichte genug in der Welt, auch nicht um über Oel, Thran u. ſ. w. ſeinen Geiſt auszugießen, dazu werden Schmierer aller Länder genug da ſein. Aber ich werde jeder hervorragenden Erſcheinung auch in jedem Specialſache der Induſtrie eine Aufmerkſamkeit, eine Würdigung angedeihen laſſen, und beſonders mit inniger Vorliebe an die Darlegung alles Vorzüglichen gehen, womit die Induſtriellen Oeſterreichs dieſe Ausſtellung bereichern werden. Ich werde in dieſer Beziehung auch mit dem beſten Willen Winke und Andeutungen von den in Paris befindlichen Induſtriellen entgegennehmen.

Sie wiſſen es, meine verehrte Freundin, daß ich mit Paris, mit der Pariſer Journaliſtik, mit den Pariſer Schriftſtellern und Künſtlern in mancher Verbindung ſtehe, und auch nach dieſer Seite hin den Induſtriellen Oeſterreichs dort angenehm zu ſein im Stande bin.

Uebrigens werden Sie die Feder nicht unwillig wegwerfen, wenn ich Ihnen kunterbunter dictire, ohne pedantiſchen Zuſammenhang, heute ein Stückchen Induſtrie, morgen ein Stückchen

Theater, dann wieder ein bischen „rues de Paris“, dann wieder Silhouetten von intereſſanten Perſönlichkeiten, dann Skizzen über Volksleben, Mode und beſonders über das ſchöne, ſchwache, ſchönſchwache und ſchwachſchöne Geſchlecht u. ſ. w. Alles gerade eben friſch, wie ich den Eindruck aufgenommen habe.

Meine Leſer ſind dieſe meine Flankenzüge und Katzenſprünge ſchon gewöhnt und haben ſich bon gré mal gré ſo daran gewöhnt, daß ſie ordentlich darauf verwöhnt ſind.

Und nun leben Sie wohl, meine kunſtſinnige Freundin, leben Sie wohl, bis ich komme, dann leben Sie noch wohler, und wenn ich abreiſe, wohl am wohleſten!

Bereiten Sie Paris auf meine Ankunft vor, beſonders die Familie Gl—t mit der hölliſchen Himmelsbeſcherung von fünf ſchönen Töchtern! Bereiten Sie ſie vor auf meine Erſcheinung langſam, vorſichtig, mit einer Gradation der der Wahrheit ſich nähernden Perſonalſchilderung des „lebendigen deutſchen Humoriſten“, ſagen Sie ihnen aber auch, daß meine Deviſe iſt:

„Les esprits comme nous ne sont pas faits pour tenir la chandelle.“
(Voltaire.)

Und nun Adieu! Der Himmel ſegne Sie, breite meine Fittige über Sie aus und laſſe mein Antlitz auf Sie leuchten!

Wenn Sie meine Schrift nicht leſen können ſollten, ſo gedulden Sie ſich bis ich ſelbſt komme, ich bringe Ihnen zu dieſem Behuf meinen „Setzer“ mit, der einzige Menſch auf Erden, der meine Schrift leſen kann.

Ich vertraue Ihnen in Folgendem ein Staatsgeheimniß an: Ich und mein Setzer wir werden, als ſeit 19 Jahren wunderſam zuſammengewachſen, in die „Induſtrie-Ausſtellung“ geſchickt als ein Wunderfabrikat! Ich kann ohne ihn nicht leben, denn Niemand ſonſt kann meine Schrift ſetzen; aber auch er kann ohne mich nicht leben, denn der gute Mann kann gar keine andere ordentliche Schrift mehr leſen oder ſetzen! So laufen wir vierfüßig wie Katzenberg's Haſe herum. Wir müſſen miteinand ſterben und auf unſerem Grabſtein wird zu leſen ſein:

»Hier liegt ein Paar, ganz wunderlich,
Der Eine ſetzte was der Andere ſchrieb;
O Himmel! rechne es ihnen nicht böſe an,
Sie haben's Beide nicht gern gethan!«

Doch nun genug! Vale et fave! — Sprechen Sie Latein? — nicht? — dann, holde Frau, ſind Sie mein Mann!

A propos! ſeien Sie ſo liebenswürdig und ſagen Sie dem Concierge in meinem Logis, er möchte mir Dlle. Rachel um keinen Preis früher nach Amerika gehen laſſen, bis ich dort, d. h. in Paris bin! Ich hoffe, meine edle Tragödin wird mir entgegen kommen mit den Worten Phädra's:

Le dessein en est pris, cher »Humoriſt«!
Je ne quitte les lieux wo du jetzund biſt!

Noch einmal: à propos! Leben Sie wohl!

300 Franken! und doch: »Leben Sie wohl!« Ich bin ein Engel an Großmuth und Güte und zwar Ihr ganz Ergebenſter.

Wien — Halle. I. C. 11 V. × d. M. Mo. 16 —
× — So. — $11\frac{1}{2}$ — z — ┼ — m.

Der Leſer wird nicht wiſſen, was die obenſtehende Chiffreſchrift zu bedeuten hat; ich muß ihm daher gütigſt zu Hilfe kommen: wenn der Leſer von Wien nach Paris geht, ſo ſucht er gewiß vor Allem nach einem Reiſehandbuch oder Wegweiſer oder Eiſenbahnbuch u. ſ. w., um ſich auf der Reiſe über „Wie“, „Wo“, „Wann“, „Wie theuer“ u. dgl. zu orientiren. Von dieſem Wunſche beſeelt, kauft ſich der Leſer eine Menge ſolcher Reiſeorakel, Heintzl, Hentſchel ꝛc. ꝛc. ꝛc., und wenn dann der Leſer wiſſen will, wie weit iſt's von Wien nach Halle, wann kommt man an, was koſtet es, wann geht's ab, dann findet der Leſer folgende Erklärung, die klarer iſt als eine diplomatiſche Note:

„I — C. Suche S. 25. — So. — $11\frac{1}{2}$ — 2 — 16 fl. 14 kr. —
z — h 11 — Mo.“

und andere dergleichen Wurzelbuchſtaben der Eiſenbahnbuch-Studierkunſt, zu welcher Kunſt nächſtens eine eigene Academie angelegt werden muß!

Ich habe ſo lange geſucht, wie ich von Wien nach Halle komme, habe ſo lange geblättert, bis — ich in Halle war, ein Beweis, daß der Menſch und der Deutſche alles erreicht, wenn er nur Geduld hat!

Wenn ich zurückkomme, werde ich ein umfaſſendes Werk herausgeben: — „Wegweiſer und Rathgeber durch die Gewinde und Labyrinthe der Eiſenbahnbücher, nebſt unterirdiſchen Gängen und Gewölben.“

Wenn du, lieber Leſer, dieſe Zeilen lieſeſt, ſo liegt ein mitgenommener Wegweiſer in der Elbe bei den Manen eines reiſenden Elblachſes und einer in der Saale bei Louiſe Brachmann! Ich bin überzeugt, wenn der Lachs aus dieſem Wegweiſer den Weg erfahren will von der Elbe in die Donau (!), ſo ſchwimmt er gerade in den Ebro hinein!

Ich bin froh! Ich habe keinen Wegweiſer mehr, was kann mir geſcheh'n?

Es ſind 24 Jahre, daß ich von München nach Paris ging, da hatte ich auch keinen Wegweiſer, aber einen Weg-Weiſer!

Die Münchner Hoſtheaterdirection kam mir unrecht in die Halskehle, und das mußte meine Knie-Kehle büßen. Ich wurde nach Paris gegangen. Da zu jener Zeit weder von Politik, noch von Geſinnung, noch von Parteifarbe die Rede war, ſo darf ich jene Reiſe nach Paris auch als eine „Schickung“ offen bezeichnen, ohne zu fürchten, eine böſe Erinnerung wachzukratzen.

Wenn ich auf jener Reiſe gefragt wurde: „In welcher Angelegenheit reiſen Sie?“ ſo konnte ich auch mit Fug und Recht ſagen: „Im Auftrage der Regierung!“

Damals gab es keine Eiſenbahnen! Ich reiſ'te langſam; wenn ich meinen zweitägigen Aufenthalt in Augsburg mitrechne, ſo glaub' ich, reiſ'te ich von München bis Ulm zwei Jahre.

Und doch welche Luſt und Freude in mir! O Natur, gib mir meine fünfundzwanzig Jahre und meine Hauderer zurück und nimm' dafür deine Eiſenbahnen und deine Hentſchels-Heinzels zurück!

Es gibt keine ſchnellere Bahn als die Jugend, es gibt keinen beſſeren Wegweiſer als jung ſein!

Es iſt mit dem Reiſen wie mit dem Lieben, in der Jugend iſt eine große Reiſe angenehm und man macht ſich aus den Reiſeſtrapazen gar nichts, im Alter will man nur höchſt intereſſante Reiſen machen ohne alle Strapaze! So iſt's auch mit der Liebe! In der Jugend liebt man Alles, blond, braun, mager, mollet, bürgerlich und romantiſch, im Salon und im Boudoir des filles des Stuben; man macht ſich auch aus keiner Liebesſtrapaze etwas! Aber im Alter wird man wähleriſch in der Liebe und will ſich nicht ſtrapeziren! Und die Strapazen ſind doch die Verzierungen der Liebe!

Ach, welche Zeit war jene, und wie traurig ſind die Hauderer für einen Verliebten. Als ich in München von meiner Geliebten Abſchied nahm und mich in meinen Hauderer warf, fuhr der Kerl ſchon eine Stunde und ich hörte ſie noch ſchluchzen! Das waren verlängerte Qualen!

Nach acht Tagen war ich in Stuttgart, wo mir der Buchhändler Frank vier Bände meiner Schriften für ein ſchönes Honorar abkaufte; Beweis davon iſt, daß er im Irrenhauſe ſtarb. Mit dem Geld ging ich nach Paris, um ein Staatsanlehen zu negoziren. Es hat ſich zerſchlagen, das Geld nämlich.

Paris! Rue de Provence! Börne! Malibran! Dejazet! Gerard! Delphine Gay! Lafayette! Welche Erinnerungen! Sie ſind todt! Paris iſt auch geſtorben, aber Paris est mort, vive Paris! Paris ſtirbt nicht; ich werde ein neues, ein halbneues Paris wieder finden! Aber die Dejazet? und die ſchöne Girardin, ci-devant Delphine Gay? Ich werde die Stätte betreten, wo Börne ſanft ſchlummert den Schlaf der Edlen und vielleicht auch das Grab, in welchem Heine nicht ſchlummert und nicht ſchlummern kann, er, dem Börne's ewiger Schlaf nicht heilig war!

Ich werde die Aſche Napoleons ſehen und den Phönix dieſer Aſche!

Ich werde die Rachel erinnern, daß ſie noch eine Wohlthätigkeitsvorſtellung in Wien ſchuldig iſt!

Und, was die Hauptſache iſt, ich werde Deutſche ſehen! Vom 1. Mai an werden ſie kommen die blonden Germanen, vielleicht ſogar auch Preußen!

Aber ich rathe jedem ehrlichen Menſchen, dem ſein guter Ruf theuer iſt, früh nach Paris zu kommen, denn ich leſe ſoeben: „Später wird auch alles „Zuchtvieh“ in die „Induſtrieausſtellung“ kommen!“ Wie leicht wird man nicht im Gedränge verwechſelt, wie leicht geſchieht nicht an der Barrière eine Confuſion:

„Le -ième arrivé Mr. tel et tel Boeuf pour l'exposition!“

Drum bin ich vorſichtig und bin der Erſte!

Dresden, Hôtel de Saxe.

Herrn H.....r in Wien.

Sie wünſchten mir eine recht glückliche Reiſe? Der Himmel hat Sie erhört! Wer Glück auf der Reiſe haben ſoll, dem muß das Glück ſchon in dem erſten Nachtquartier entgegen kommen.

Man ſagt von dem, der Unglück haben ſoll:

„Werſ Unglück hat, ſtolpert im Graſe,
Fällt auf den Rücken und zerſchlagt ſich die Naſe!“

Ich ſchicke Ihnen nun den Gegenvers:

„Wer Glück hat, der verſchreibt ſich der „Casta diva“,
Macht Nachtquartier und findt — die Pepita de Oliva!“

Ja, mein Freund! ich ſtieg im „engliſchen Hof“ ab, bezog ein Zimmer und, nur durch eine Thür getrennt, im Zimmer nebenan wohnte — die Pepita, die leibliche löbliche Pepita!

Es war mit dem „engliſchen Hof“ nichts anzufangen, alle Herren und Damen: Oberkellner, Zimmerkellner, Stubenmädchen u. ſ. w. waren pepitaſirt!

„Machen Sie mir nur recht warm.“

„Ja, die Pepita iſt da!“

„Kann ich bald meinen Thee haben?“

„Ja, die Pepita iſt da!“

„Bereiten Sie mir nur ein recht gutes Bett.“

„Ja, die Pepita iſt da!“

Ich ſah ſchon, daß der „engliſche Hof“ heute nicht für mich günſtig iſt!

Die Pepita ſprach wie Recha zu „Nathan der Weiſe“: „Du athmeſt Wand an Wand mit ihr und eilſt nicht deine Recha zu umarmen?“

Sie haben eine lebendige Phantaſie, können Sie ſich die Pepita als Recha denken und mich als Nathan?

Warum nicht? Weiſe bin ich doch wohl genug! An Kamehlen fehlt's mir auch nicht; nur die Schätze, mit welchen ſie beladen ſind, fehlen mir; und das iſt mir lieb! Denn ein Sultan, der Geld braucht, findet ſich zu jeder Zeit, wenn auch keine Saladins, und hätte ich Schätze und würde ſie wie Nathan der Weiſe einem Sultan leihen, ſo würde man mich bald „Nathan der Narr“ heißen.

Doch um wieder auf unſeren Hamelin zu kommen — ich ließ fragen, ob die Pepita mich empfangen wollte; das Stubenmädchen meinte, ſie wüßte nicht ob die Pepita ſo ſpät Abends noch empfangen würde, ich beruhigte die Zweiflerin über dieſen Punct, und als ſie zurückkam und mir die Kunde brachte, die Pepita will mich verlaſſen, ſah ſie mich erſtaunt an und dachte: Das muß ein großes Thier ſein!

Ich pflege, wie Sie, lieber H., wiſſen, niemals Pepitas zu ſoupiren, ich dachte alſo, ich würde eine unruhige Nacht haben, aber es hat mir nicht geſchadet, ich bin nicht aus meiner Atmoſphäre gekommen, ich ſchlief ruhig und hörte mich ſogar etwas ſchnarchen.

Alſo die Pepita kömmt wieder nach Wien! Wie glücklich ſind die Wiener! Kaum haben ſie die Miß Ella 51mal durch einige tauſend Papierreifen ſpringen ſehen und ſchon kömmt die

Pepita und ſie können 51mal den „El Ole“ ſehen mit aufgelöſ'tem oder unaufgelöſ'tem Haar!

O dreimal glückliche Wiener! Sie haben die Pepita hundertmal geſehen und waren hundertmal entzückt! Ich war auch entzückt, d. h. ich ſchrieb, daß die „Vargas“ und wie ſie alle heißen die falſchen Fuß-Catalanis, nichts ſind gegen die Pepita, die das, was ſie iſt, ganz iſt, ich habe das zehnmal geſchrieben, aber geſehen habe ich ſie nur zweimal und hatte vollkommen genug, das unvernünftige Thier in mir — denn in jedem Menſchen, auch in dem weiſeſten, ſteckt ein Stück unvernünftiges Thier — alſo das unvernünftige Thier in mir war von zweimal anſehen der „Pepita di Elole di Oliva della Madrilena“ vollkommen befriedigt, das unvernünftige Thier in mir, dem ich, wegen des Antithierquälervereines, doch auch ſeine Nahrung geben muß, war von zwei Portionen „Pepita garni“ vollkommen ſatt. Aber daß in Wien fünftauſend Menſchen, ihr unvernünftiges Thier in ſich, den Magen aufgeriſſen haben, daß dieſer mit fünfzig Portionen Miß Ellas und mit hundert Portionen El Oles noch nicht ſatt iſt, das iſt ein — Glück für Pepitas, Ellas, Stocks, Dolores ſammt ihren Cornaks und Bärentreibern.

Ich bin wirklich neugierig, ob die Wiener, die ſeit der letzten Anweſenheit der Pepita Zeit hatten, „zehn Monate fern von Madrilena“ darüber nachzudenken, wieder von dem „Delirium Pepitanz“ befallen ſein werden!

Die Wiener entſchuldigen ihren lächerlichen Pepita-Enthuſiasmus damit, daß die „Berliner“ — die „Berliner“, welche den Hegel, die Hege- und Hegelmonie erfunden haben, — diejenigen, welche alleweil die kühle blonde Weisheit ganz alleene ausgetrunken haben, daß dieſe auch von der Pepita-Wurzel gegeſſen hatten und irrſinnig wurden. Aber damit können ſich die Wiener bei mir nicht entſchuldigen!

Die Berliner ſtehen iſolirt da und wollen ſich doch irgendwo anſchließen, mit Deutſchland iſt's nichts, mit Frankreich und England auch nichts, an Rußland kann man doch vor der Hand auch nicht ganz sans gène ſich anſchließen, alſo: an Spanien! Der Berliner Schwindel für die Pepita iſt nichts als eine Demonſtration gegen die Verbindung mit jedem geſunden Menſchenverſtand und eine Sympathie für die Pepita, die allein daſteht, inmitten von Deutſchland allein, ohne Bundesgenoſſen wie die »Camara« oder »Vargas!« — Die Berliner nennen ſich die Träger aller Intelligenz, nun für »Träger« mag's erträglich ſein, fünfzigmal die Pepita mit gleicher Unmobilmachung des geſunden Menſchenverſtandes anzukränzen, aber die Wiener ſind keine »Träger«!

Das alles dachte ich, als ich der Pepita Abends — »um die Geiſterſtunde« — in's ſpaniſche Auge ſah, und ich las darinnen Seite 18, Zeile 20 und ſo weiter: »Carrachos! Ihr Deutſche ſeid doch rechte —!« Hier ſchlug die Pepita das Auge nieder, wodurch ich nicht weiter leſen konnte. Ein Auge war ihr vor Schlaf ſchon zu, ſie kam mir vor wie die Eboli und ich wie Carlos. »Beim wunderbaren Gott! das Weib iſt ſchön!« Dann betrachtete ich ihre Haare und ſagte zu mir: »Vergeſſen Sie nicht, mein Prinz, das iſt ſpaniſcher Haarboden!« Ich entfloh und ſchlief darauf ſo ruhig, als hätte ich gar keine Gemüthsbewegung gehabt, und ſah zwiſchen mir und der Pepita nichts als ein doppeltes t, ein »tt«, eine Thür und: die Tugend!

Bei ähnlichen Gelegenheiten empfehle ich Vätern, Müttern, Ehemännern immer nur das doppelte t: »Thür« und »Tugend«. Es iſt immer beſſer zwei Schildwachen als eine.

Ich reiſte des Morgens ab; ich überließ mich im Wagen einem ſanften Schlummer, aus dem ich geweckt wurde, um meinen Paß vorzuzeigen.

Als der Menſch erſchaffen wurde, da ſagte der liebe Himmel: »Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei,« und gab ihm einen „Paß“, und der Menſch ſoll Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Paſſe hängen. Ein jeder ſolide Menſch hat eine Frau und einen Paß, aber es herrſcht zwiſchen beiden ein hoher Unterſchied: bei dem Paß wird man gefragt, auf wie lange man ihn wünſcht, aber bei der Frau ſteht in keiner Rubrik des Trauactes:

„Giltig auf drei Monate“ — „auf ſechs Monate“.

Dieſer Unterſchied ſcheint eine Kleinigkeit, aber er iſt gar nicht unweſentlich.

Im Waggon machte ich noch eine Lebenserfahrung: der Rauch und Dampf der Maſchine wird immer auf die Seite geblaſen, wo die ſchöne Ausſicht iſt! — Darum ſoll der Menſch nur durch die Lüneburger Haide reiſen, da kann ihm das nicht paſſiren.

Auf einmal wurde mein Ideengang von einer ungewöhnlichen, befremdenden Erſcheinung unterbrochen: die Sonne begann zu ſcheinen! Ich erſchrack! Was mag das zu bedeuten haben? Auf einmal in Deutſchland Sonnenſchein? Ohne alle genügende Veranlaſſung? Der Sonnenſchein erſchreckt mich!

So denkend hielt der Waggon an, — ich bitte, lieber H.....r, dieſen Styl zu bemerken: „ſo denkend kam der Waggon auf der Station an“, das „denkend“ kann ſich ſo gut auf mich als auf den Waggon beziehen, das iſt diplomatiſcher Styl!

Aber die Station ſelbſt gab mir erſt recht zu denken, die Station hieß:

„Weltruß“.

Nun war ich in philologiſch-welthiſtoriſcher Ungewißheit; die Welt iſt ſchwarz, das iſt bekannt, aber heißt es „Welt-Ruß“ und die Welt iſt ſchwarz und finſter von Ruß, ſie iſt angerußt, oder heißt es: „Welt-Ruſſ“ und die Welt iſt ſchwarz und finſter vom Ruſſ!

Die Frage beſchäftigte mich lange, ich nahm, wie Hamlet, mein Schreibbuch heraus und ſchrieb hinein:

„In Berlin nicht vergeſſen, bei dem großen Sprachforſcher Grimm nachzufragen, ob es „Welt-Ruß“ oder „Welt-Ruſſ“ heißt.“

Bei Bodenbach kam mir ein ſchneidender Zug oder Wind von Seite der deutſchen Einheit entgegen: Mein Kalender, mein eigener Kalender durfte nicht mit mir reiſen, er hatte keinen ſächſiſchen Paß, — und mein „Portefeuille“ ſollte verzollt werden! Was war ſein Verbrechen? Es war neu! Nach Sachſen darf nicht Neues kommen, von was ſollen die ſächſiſchen Zeitungsſchreiber leben? Ich ſchickte mein Portefeuille nach Wien zurück; ſo rächte ich mich an der deutſchen Einheit! Nun bin ich ein Humoriſt ohne Portefeuille, und als ſolcher ſage ich Ihnen nun Lebewohl.

Hier ſtehe ich an der Grenze, — rechts „Tetſchen“, — da fahr' ich vorüber und denk' mir das Meinige, das Ihrige und das Unſrige, und nun —

„Da ſtehſt du, o Menſch, mit deinen zwei Hachſen,
Mit der einen in Oeſterreich, mit der andern in Sachſen!
Und ſpendet ſich der Menſch noch ein paar Kreuzer,
So wird er gleich ein „ſächſiſcher Schweizer!“

Dresden, Hôtel de Saxe.

An B. D—n.

Hier bin ich nun wieder in dem ſchönen Elb-Florenz!

Gottlob, wir Deutſche haben Alles, Alles! Ein Florenz an der Elbe, ein Athen an der Iſar (München), ein Rom am Rhein (Köln), ein „Paris“ an der Pleiſſe u. ſ. w. — Bei ſo viel magerer Phantaſie und ſo viel realer Forſchung als die Deutſchen haben, iſt das gewiß bemerkenswerth.

Da ſitze ich wieder in dem comfortablen, freundlich gelegenen, allen Fremden beſtzuempfehlenden Hôtel de Saxe, mit der hellen, freien, lebendigen Ausſicht auf den „Neuen Markt.“ Aber mir fehlen zwei Dinge: Sie und der Sommer“.

Ich glaube, wie ich Bodenbach, den toscaniſchen Boden, id est Sachſen, betreten werde, wird Waldesgrüne, Wieſenſchmelz, ſonniges Laubgewinde ſich über mir zum ſchattenden Dach wölben.

Aber es kömmt anders. Wie man den toscaniſchen Boden betritt, betritt man die beſonnenſte aller Eiſenbahnen! Die ſächſiſchen Locomotive ſcheinen nicht mit Pferdekraft zu fahren, ſondern mit ſächſiſcher — Kaffehkraft.

Nirgends ſind die Perſonenzüge der Eiſenbahn ſo unregelmäßig, ſo zeitverſchlepperiſch, ſo ordnungslos als in Sachſen. Drei Jahre hintereinander bin ich etwa 12—15 Mal abwechſelnd von Berlin nach Dresden, von Dresden nach Leipzig, von Leipzig nach Berlin gegangen und niemals ohne daß ich vom Conducteur die angenehme Antwort erhielt: „Heute wird wohl noch ein halbes Stündchen d'raufgehen!“ — ein halbes Stündchen, das ſich bis dreiviertel Stündchen ausdehnt.

Dafür aber ſind die Waggons ſuperb!

Nicht nur der „Sommer“ fehlt mir jetzt hier in Dresden, ſondern auch Sie, mein Dresdner „Sommervogel“, mit Ihren ewigbewegten Kunſtfittichen, durch welche Sie in die heitere Region des Lebens fliegen und mit ſich fliegen laſſen.

Das „romantiſche Dresden“, wie es im Sommer genannt werden kann, liegt jetzt in erſtorbenen Farben vor mir; das „grüne Gewölbe“ des Frühlings und Sommers iſt fahl und ſonnenſcheinlos. Ganz und gar von der Natur zurück- und auf Kunſt- und Geſellſchaft hingewieſen, erſcheint mir Dresden jetzt wie eine Schöne nach abgelegter Toilette, manche Illuſion ſchwindet und die eigentliche Körperlichkeit tritt nackter und ſchmuckloſer hervor.

Wer ſo öſtlich her nach Dresden kömmt, namentlich wer aus dem gehäbigen, großartigen und doch ungenirten Wien über die böhmiſchen Berge herab den ſächſiſchen Boden betritt, Dresden, welches mit den beiden Fühlhörnern den deutſchen Süden und den deutſchen Norden betaſtet oder vielmehr von demſelben betaſtet wird, der fühlt ſich hier zum erſten Male genirt von dem „Maulkorb des Anſtandes“, von den „ſteifleinenen“ Kitteln der Etiquette des Vornehmthuns, in welchen hier Kunſt, Literatur und Geſellſchaft herumſpazirt, und man wird aus der Atmoſphäre der Behaglichkeit und des bequemen Sichgehenlaſſens ſo auf einmal in das Schniegeln und Bügeln des Wortes und des Ausdrucks, in das Bürſten und Glätten des innern Menſchen, bevor man ſie in die Converſation losläßt, hineingeworfen, daß derjenige, welcher nicht darüber ſteht, ganz verſchüchtert und eingeſchüchtert nur ſein Selbſtbelauſcher und Aufhorcher ſeines eigenen Wortes wird.

Es iſt ſonderbar, wie ſich alles ſteigert und wie alles gradatim geht, ſogar mit der Scala des Converſationstons. In Italien ſchreit man, in Oeſterreich ſpricht man, hier in Dresden fängt ſchon das Flüſtern an. Man hört hier kein lautes Wort, an öffentlichen Orten iſt blos eine Liſpelei hörbar.

Wer nicht für unanſtändig gehalten werden will, muß dem Kellner als ein Geheimniß zuflüſtern: „Ein Schnitzel mit Erdäpfeln!“

Es iſt alles kühl, aber höflich, es riecht ſchon nach Berliner Verſtand, aber es iſt noch ein Nachgeſchmack öſterreichiſcher Gemüthlichkeit.

Das Naturell der Dresdner iſt allerliebſt, freundlich, zuthunlich, und das bischen Singen in ihrer Ausſprache hör' ich gerne, es iſt ſtets ein Mollton, es klingt nach Gemüth.

Im Sommer liegt die Stadt Dresden mit ſeinen durch den Kohlendampf geſchwärzten Häuſern in grünen Wickelbändern, in blumigem Umſchlag, und der Contraſt der dunkeln Gemäuer mit den flatternden grünen Lichtern und ſonnigen Lichtſtreifen bietet einen romantiſchen Eindruck.

Auf Dresden iſt Schiller's Ausſpruch in Beziehung deutſcher Kunſt:

„Kein Auguſtiſch Alter blühte"

nicht anzuwenden.

Zwei Auguſte haben Dresden zum Tempel der Kunſt gemacht.

Da ſteht ſie, aus Erz gegoſſen, die Reiterſtatue Auguſts des Starken, des Zweiten, im römiſchen Imperatoren-Gewand, das Antlitz der Neuſtadt und ſeine wie des ſtarken Roſſes Nachtſeite der Altſtadt, der Brücke, der Terraſſe zugewendet —! Und doch verdankt ja Dresden dieſem Auguſt ſeine Pracht, ſeine Kunſt und ſein monumentales Leben. Zu allem was die nachfolgenden Auguſte in dieſer Beziehung gethan, hat Auguſt der Starke, dieſer Typus der Kraft, der Friſche, der Kühnheit und der Verſchwendung, den Grund gelegt.

Das ganze ſpätere ſo wie jetzige architectoniſche Dresden iſt eine Schöpfung von Sprößlingen und Schößlingen und Setzlingen aus der Zeit des gekrönten Hercules von Sachſen, der die zum Cultus erhobene Ueppigkeit der Kraft und der phyſiſchen Begier auch in genialer Uebermüthigkeit auf Kühnheit der Entwürfe in Bauten und monumentalen Schöpfungen ausdehnte.

Troja iſt durch eine Helena zu Grunde gegangen, das war ein Troja, aber es gibt mehr Troja's, die durch ſchöne Helenen erbaut worden ſind! Wie viele Verſailles und St. Clouds u. ſ. w. ſind nicht durch ſchöne Helenen erſtanden?! Und jene Länder befinden ſich noch immer glücklicher, deren Fürſten durch Maintenons geleitet wurden, als die deren Herrſcher durch Mazarins regierten.

Auguſt der Starke hat viel geliebt! Aber er war die Natur darnach! Er ſchwelgte in Frauen wie in mächtigen Plänen, wie in den ſchwelgeriſchen Entwürfen, ſeine Reiche an die Großmachtſeite der Zukunft zu nageln.

Das gemauerte Dresden erinnert noch immer an die Helenen jener Zeit! Iſt doch das Gartenſchloß in Form eines „H“ gebaut — Anfangsbuchſtabe der Frau von „Hoymb“ und der Palaſttheil an der Elbſeite wird nach der Gräfin Coſel benannt.

Dieſe Gräfin Coſel, mein Freund, wurde im Schloß Stolpen eingeſperrt; das iſt nichts, aber ſie ſaß 43 Jahre! — von 1716 bis 1759, — dreiundvierzig Jahre! Ein junges, ſchönes Weib dreiundvierzig Jahre gefangen! Und für was büßte ſie? Für eigene oder für fremde Sünden?!

Mir träumte heute Nacht von der Gräfin Coſel! woher kam das? ſollte es die Folge der Aufregung ſein, in welche mich geſtern Abend „die falſche Pepita“ brachte?

Ja, mein Freund, Sie ſind fort von Dresden, Emil Devrient auch; alſo der Bayard und der Alcibiades der Bühne abweſend, die Ney auch, die hausbackne Nachtigall, — zum Teufel iſt der Spiritus, der „Räder“ iſt geblieben!

Ja ich werde gerädert! Abends von 6 bis 9 Uhr ge-Rädert!

Da hat, glaub' ich, Herr Taglioni in Berlin ein Ballet componirt: „Aladin“ und zu dieſem Ballet, horribile dictu, hat Herr Räder Worte gemacht, und das Dings, welches riecht nach Ballet, ſtinkt nach Poſſe und räuchelt nach „Gſing-Gſang“, dauert drei Stunden!

Es iſt kaum glaublich, ein Hoftheater, ein Hoftheater, welches nach zehn Tagen wieder eröffnet wird, gibt „Aladin!“ und Tags darauf „Pietſch in Madrid“ und die „falſche Pepita“, und als ich nach vier Tagen wieder kam, wieder „Pietſch“ und wieder „Sennora Pepita, mein Name iſt Meier!“ und ein Elend in der Darſtellung!

Ach, lieber Freund, ich fürchte, wenn ich zurückkomme, iſt mein Geſchmack ſo ledern geworden, daß ich das Burgtheater vortrefflich finde!

Sollten Sie, lieber D., ſo was hören, dann kommen Sie ja gleich und ſchießen mir eine Kugel durch den Kopf, ich werde Ihnen nachher für dieſen Liebesdienſt ſo lang ich lebe dankbar ſein.

Heute, indem ich dieſes ſchreibe, bringt man mir den Theaterzettel: „Chonchon“!

„Chonchon!“ die „Grazie der Butterbrotfreſſerei!“ Und das im Dresdner Hoftheater, in Dresden, wo Shakeſpeare's „Hamlet“ auf der „Terraſſe“ heimiſch iſt!

Zum Teufel hinein, Herr D—n! Hab' ich Ihnen Urlaub gegeben? Wo ſtecken Sie? War ich ſo tactlos, Ihnen Urlaub zu geben, und dem Emil und der Ney auf einmal, ſo daß nichts übrig bleibt als „Pietſch“, „Sennora Pepita“ und „Aladin?“

„Aladin!“ In dieſem Stück hat Herr Räder alle Wiener Poſſen klein gehackt und als Dresdner Thürſteher ausgeboten! Welch unſinniger Gebrauch des Unſinns!

Ich kann's entſchuldigen, wenn Jemand Mißgeburten auf die Welt ſetzt, es verdient Mitleid, wenn Jemand „Selbſterzeuger von Trotteln“ iſt, aber Mißgeburten und Trottel an ſein Schreibzeug anſtellen, wie Jacob die bunten Stäbe an die Schaftränke, damit die Phantaſie ſolche Trottel werfe, das verdient kein Mitleid! Trottelmacher ſein iſt ein Unglück, aber Trottel aus Geſchmack und Neigung an Kindesſtatt annehmen und ihnen ſeinen Namen geben, dazu gehört, — dazu gehört, — dazu gehört — der Verfall des Theaters wie er iſt!

Und nun noch Eines, lieber D., mir paſſiren jetzt in Dresden lauter Satyren, lauter Pasquille! An einer Straßenecke ſteht angeſchlagen:

„Wiener-Affen-Theater“

in der „Schuſter-Innung“. Heißt das nun: „Wieneraffen-Theater“ oder „Wiener-Affentheater?“ und in einer „Schuſter-Innung?“ Müſſen denn die Wiener überall Pech haben?

Nicht minder ſonderbar und bedenklich iſt der Maueranſchlag über die „Hundeſteuer“, die hier eingeführt worden iſt. In dieſem Maueranſchlag heißt es: „Da nach Paragraph ſo und ſo des Geſetzes verboten iſt, Hunde ohne Maulkorb herumlaufen zu laſſen, werden alle Durchreiſenden und Fremden auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht u. ſ. w.“ — Heißt das alle durchreiſende und fremde Hunde?

Aber das Luſtigſte iſt folgende Annonce:

„Im Thiene-Salon“

„Humoriſtiſche Vorleſung von M. G. Saphir.“

„Cercle-Sitz 12 Neugroſchen.“

Da muß ich doch hingehen! Ich habe mir ſchon längſt gewünſcht, mich einmal leſen zu hören! Wenn ich mir nicht gefalle, ſo pfeif' ich mich aus!

Morgen ſchreib' ich Ihnen als ausgepfiffener Selbſtauspfeifer.

Dresden, Hôtel de Saxe.

An L... g K... t in Wien.

Alſo geſtern hab' ich mich gehört!

Haben Sie je einen „Rhetor“ genoſſen? Einen „Rhetor“ mit Eſſig und Oel?

Sie wiſſen vielleicht gar nicht was ein „Rhetor“ iſt? Wo kann ein „Rhetor“ anders wachſen als in Berlin? Zwiſchen

Pankow und Stralow in der ſpecifiſchen indo-germaniſchen Latinität? Herr Schramm war „Rhetor der Erſte“, Vater: der Geiſt der alten Römer; Mutter: „Neue preußiſche Zeitung“.

Hugo Wauer iſt „Rhetor der Zweite“ aus dem Stamme der Rhetoriden.

Alſo ein „Rhetor“ iſt ein ſpecifiſch preußiſcher Schreihals, welcher die Hegemonie über fremde Geiſtesproducte antritt und dieſe für acht Silbergroſchen den deutſchen Stämmen aller Zungen, die da eſſen „Gänſe-Saver“ oder „Humer“, die da trinken „kühle Blonde“ oder „Mumme“, in Hotels oder Wirthshäuſern in den Abendſtunden zwiſchen 5 und halb 12 Uhr vorſchreit, id est vorlieſt.

Die ſtaatliche Nothwendigkeit eines ſolchen „Rhetors“ für die Gauen Teutoniens, ohne Unterſchied der Wein-, Bier- oder Schnappsſtämme, iſt nachgewieſen Seite ſo und ſo in der Culturfibel der Weiſen, die da ſind ſo viel wie Sand an der Spree.

Herr Hugo Wauer iſt nun ausgegangen als „Rhetor“ von Berlin und zog nach Dresden, um allda zu lehren Literatur-Furcht, Poeſie-Furcht und Furcht vor Rhetorik im Allgemeinen und Speziellen.

Herr Hugo, der „Rhetor von Lungens Gnaden“, rhetorirte an einem Abende für 10 — 15 Silbergroſchen drei diverſe Spiritualitäten: „Louiſe von Plönnies“ — „Herr Schanz“ — „M. G. Saphir“.

M. G. Saphir mußte der ärgſte Verbrecher geweſen ſein: er wurde zuletzt gehängt!

Ueber „Louiſe von Plönnies“ brauche ich Ihnen wohl nichts zu ſagen. Die deutſche Literatur erſchuf ſie und — allen Reſpect vor der deutſchen Literatur!

Herr Schanz aber iſt ein homo novus, ein Neugroſchen! Ich kenn' ihn nicht, relata refero. Seine Entſtehungsgeſchichte fällt in die Zeit, wo die Profeſſoren und Proletarier die Kurzſichtigkeit des lieben Herrgotts curiren wollten! Um jene Zeit ſoll Herr Schanz die erſten Körnlein ſeiner Brechbohnen-Poeſie in die Furchen gelegt haben, welche der demagogiſche Pflug in die harten Schädel des Volkes zog, welches die Eiche zu ſeinem Stammbaum erkieſ'te, weil ihre Frucht den Geiſt fett und die Nationalität ſtark macht. Für dieſe erſten melodiſchen und rhythmiſchen Tyrannenſcheuchen ſeiner Poeſei erhielt Herr Schanz nach der Hand Gelegenheit, einige Zeit „fern von allem Getriebe der Menſchen“ darüber nachzudenken, wie das gemeinſame Deutſchland ſich zu erhalten vermag, wenn ſeine größten Integral-Capacitäten unter Schloß und Riegel der practiſchen Weisheit von demſelben abgeſchnitten ſind.

Nach überſtandener Epoche der abgeſchiedenen Selbſtbeſchauung ging das beſſere Licht, man möchte ſagen: das allerbeſte „Zodiakallicht“ in Herrn Schanz auf, er verurtheilte ſich ſelbſt zu lyriſcher „Schanz-Arbeit“ und ſingt nun au contraire im Gegentheil und juſtament Lieder zu Ehren „Kaiſer Nicolaus“, als welche und ſolche Lieder hat Rhetor Wauer vorgetragen um zehn Silbergroſchen im Hotel Thiene zu Dresden, am Abende zwiſchen 8 und halb 12, am 17. April des Jahres 1855!

Und dieſes iſt die Schöpfungsgeſchichte Waueri und Schanzi aus dem Geſchlechte der Schreiber und Lungenpfeifer im heiligen römiſchen Reich, als welches iſt nicht arm an Exemplaren ähnlicher Gattung und literariſcher Umſchläger und Radicalbelehrten im Norden und Süden!

Nachdem alſo Herr Hugo Wauer die Louiſe und ihre „matte Limonade“ ausgeſchenkt hatte und auch dem Herrn Schanz ſein Zeitliches anthat, gürtete Herr Hugo Wauer die Schädelhaut einer Saphir'ſchen Vorleſung um ſeine Linden-Lenden und ſegnete ſie zu Tode.

Wenn Sie wiſſen wollen, was die Weiſen des Morgenlandes über dieſe rhetoriſche Vorleſungsfinſterniß ſagten, ſo hören Sie folgende Stelle, die ein hieſiger Referent darüber in der hieſigen Zeitung losließ:

»Was demſelben an der ſchneidenden Ironie Saphir's fehlte, ging dem guten Geſchmack durch ſeinen decenten Vortrag zu Gutem!«

Ich bitte Sie, liebſter L., laſſen Sie doch gleich in alle Zeitungen folgenden Aufruf ſetzen:

»Alle löblichen Sicherheitsorgane werden höflichſt erſucht, auf Schreiber obenangeführter Zeilen zu invigiliren, denſelben im Betretungsfalle zu inhaftiren und ihn mittelſt Zwangspaſſes an die nächſtgelegene Irrenanſtalt abzuſchieben.«

Dresden.

An L.. V——n.

Heute iſt einmal der Frühling mit dem rechten Fuß aus dem Bett geſtiegen!

Sonnenaufgang und Morgenroth!

Ach! wenn nur der »Kaffee-Aufgang« und das Morgenſchwarz auch ſo vortrefflich wäre!

Morgenſtunde hat Kaffee im Munde! Aber welchen Kaffee! Was iſt das Leben ohne Liebesglanz und ohne echten, guten, duftigen Moccaſaft?!

Wer nicht liebt Kinder, Blumen und Kaffee, der kennt nicht des Lebens Luſt und Weh!

Aber die Dresdner Blumen verſöhnen mich mit dem Dresdner Kaffee! Es iſt hier ein wahrer Blumen-Cultus! Ueberall an den Häuſern Narziſſen, Camelien und allerlei Blumen und grüne Gewinde! Ich ſehe aus meinem Fenſter hinaus, und der Markt iſt mit gequadertem Sonnenſchein gepflaſtert, und aus allen Fenſtern ringsherum ſchauen mich Blumen an, und die Dolden und Glocken nicken freundlich hinüber und herüber, und das Frühlingslicht wiegt ſich auf den lieblichen Wangen der Kinder Flora's.

Auf dem Markte ſitzen die Blumenweiber in langen Reihen und winden Kränze. In Wien hat man „Bouquets", „Sträußchen", hier windet man blos Kränze, üppige, ſtrotzende Blumenkränze!

Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen ſagen, daß ich ein rechtes Glückskind bin! Der „Fechter von Ravenna" iſt mir bis Weimar nachgelaufen, und hat ſich mir in den Weg geſtellt und ſah mich triumphirend an, daß ich ihm nun doch nicht entgehen kann! „Je nun — ſodann!" ſagte ich zum „Fechter" in Wien:

„Treff' ich dich draußen im Freien."

Alſo über den „Fechter" ſpäter.

Die Dresdner Lyciskas beſchäftigen mich noch!

Wir wiſſen aus dem römiſchen Satyriker, daß der Bei- oder Spitzname für die „Meſſalinen" „Lyciska" war.

Doch davon zu ſeiner Zeit.

Wenn man in Dresden auf der Brühl'ſchen Terraſſe die ſilberne Elbe ſieht, wie ſie leiſe und lieblich murmelt, geheimnißvoll und anſtändig, als wären ihre Wellen ſächſiſche oder preußiſche Oberpoſt- oder Oberbau-Räthe, und wenn man im Café real ſitzt und die ſchweigſame Atmoſphäre athmet, und wenn man den holden Dresdnerinnen in die Augen ſieht, welche dem großen Weltverkehr und dem Freihandel der Blicke nicht huldigen, ſondern wahrhafte Protectioniſten ſind, und wenn man auf öffentlichen Spaziergängen die mit Höflichkeitsſchleier überzogene Ruhe des geliſpelten Austauſches der Gedanken hört, und wenn man die Friedlichkeit, Milde und freundliche Harmloſigkeit des ſächſiſchen Nationalcharacters im Allgemeinen erkennt, dann wird man ſich nicht wundern, daß Sachſen nicht gar zu raſch — mobil machen will!

Wenn die einigedreißig deutſche Nationalitäten-Clios zuſammen kommen und ſich bei einer Taſſe Linden-Blütenthee — die „Linde“ iſt ja jetzt wieder zum Statthalter der „deutſchen Eiche“ ernannt worden — über Gegenwart und Vergangenheit unterhalten, ſo müſſen ſie ſich ſelbſt gegenſeitig unter die Naſe lachen!

Doch, liebſter L., ich will keine Politik machen! Sie wiſſen, ich bin ein Mann des Frieden, ein Elihu Burrit an der Donau!

Heute Nacht hatte ich einen Traum, der mir die Friedenshoffnungen beſtätigte.

Ich war nämlich etwas aufgeregt zu Bett gegangen. Ich war in den „Hugenotten“ und Herr Lindemann als Marcell brüllte ſo undeutſch büffelwüchſig, daß ich die Hoffnung hegte, ſein „Piff — paff — puff!“ ſei bis Sebaſtopol gedrungen und dieſes dadurch gefallen. Dieſer Gedanke führte mich zum Nachdenken über Krieg und Frieden —

„— und alſo bei mir denkend ſchlief ich ein!“

Ich mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, da weckte mich ein ſonderbar Geräuſch, ich ſchlug die Augen auf,

„und mein Geldbeutel ſtand vor mir!“

Mit nachdenklicher Miene ſprach mein Geldbeutel:

„Montecuculi! Montecuculi!“

Ich ſprach zu meinem nachdenklichen Geldbeutel: „Ich heiße Moriz und nicht Montecuculi! Was willſt du von mir?“

Da ſagte mein Geldbeutel: „Zum Reiſen braucht man dieſelben drei Dinge, die man nach Montecuculi zum Krieg braucht:

„Geld! Geld! Geld!“

Dieſe Geiſtererſcheinung meines Geldbeutels hat meine Friedensnerven neuerdings geſtärkt!

Friedrich der Große hat aus keinem andern Grund den Krieg begonnen, als weil ihm ſein Vorfahr einen gefüllten Staatsſchatz hinterließ! Aus dieſem Grund beginnt jetzt Niemand Krieg!

Ich habe meinen Geldbeutel beruhigt! Ich ſagte ihm, daß England die Größe ſeiner Macht nach der Größe der Staatsſchuld berechnet; denn England denkt ſo: je größer die Staatsſchuld eines Staates iſt, deſto größer iſt die Pflicht der Selbſterhaltung im Volke, durch Treue und Ruhe und Gewerbfleiß im Frieden und durch Tapferkeit, Hingebung und Aufopferung im Krieg den Staatscredit aufrecht zu erhalten, um die Intereſſen richtig zu bekommen!

Wenn England nun wieder eine neue Zahl an ſeine Staatsſchuld anſetzt, ſo iſt das nur eine Stärkung des Patriotismus für die Männer in Guildhall und in der Krim!

Ach, die Engländer in der Krim, da hab' ich im Waggon in meinem Shakeſpeare geleſen, und finde in »König Heinrich der Fünfte« eine Stelle in der Beſchreibung des engliſchen Lagers, welche ich Ihnen aus Curioſität mittheile, weil ſie wie für das engliſche Lager in der Krim geſchrieben iſt.

> „— — the poor condemned English,
> Like sacrifices, by their watchful fires
> Sit patiently, and inly ruminate
> The mourning danger, and their gesture sad,
> Investing lank-lean cheeks, and war-worn coats,
> Presenteth them unto the gazing moon
> To many horrid ghosts!“

Doch wohin verirre ich mich?

Sie wollen *Reiſebriefe* und Sie ſollen ſie haben. Aber Dresden iſt jetzt ſtofflos, mager; die Gallerie-Schwalben, die Sächſiſche-Schweiz-Pilger ſind noch nicht da; die Hotels ſind noch der Wallfahrer gewärtig, ſind noch ſalop und nonchalant, die Stammhalter der claſſiſchen Bretter: Dawiſon und Devrient ſind in das einige Deutſchland auf Gaſtrollen ausgezogen, und ſo iſt der Dresdner status quo ein status zwiſchen „Wintermärchen“ und „Sommernachtstraum“, und blos „Pietſch in Madrid“ und „Sennora Pepita, mein Name iſt Meier“ ſind die Alliirten, welche das Theater-Balaklawa beſetzt halten.

In den Hotels ſind ſtatt der Gäſte „Vorleſer“. Im „Hotel Thiene“ der Rhetor Wau-Wauer und im „Hotel de Pologne“ Dr. Wolfsſohn, der über Leſſing lieſ't. Dieſe Vorleſungen ſollen ſehr intereſſant und Herr Wolfsſohn eine intellectuelle und bedeutende Perſönlichkeit ſein.

Gutzkow fand ich nicht hier, aber Berthold Auerbach, den gemüthlichen, liebenswürdigen, erfahrenen und doch ſinnigen Auerbach.

Sie wiſſen, er hat eine liebenswürdige Wienerin zur Frau, ſie verſprach mir zum Sonntag ein „Wiener Mittagsbrot“! Das „Verſprechen hinterm Wiener Herd“ war ſchön, aber ich wurde treulos! Ich wurde ein Abtrünniger! Ich ließ mich nämlich nach Halle zu einer Vorleſung preſſen!

Ich kam Sonntag nach Halle und fand, daß der Theaterdirector die Vorleſung für Sonnabend annoncirt hatte! Das ſind die Folgen einer leſerlichen und kalligraphiſchen Handſchrift!

Alſo in Dresden kein „Wiener Mittagsbrot“ und in Halle keine „Wiener Abend-Einnahme“!

In Halle ging's mir curios.

Ich ſuchte meinen alten Bekannten, den Major von Rohr, da hieß es: vor einem Monat geſtorben! Ich ſuchte die Generalin von Werder, da hieß es: iſt vor acht Tagen nach Merſeburg gezogen. Ich ſuchte den Forſtrath von Rauchhaupt, da hieß es: iſt vor drei Tagen nach Berlin gegangen. Ich ſuchte das Fräulein Schulze, da ſagte die Schweſter: grade heute iſt ſie abgereiſ't; ich fragte ſie ferner um Fräulein Louiſe von Werder, da erwiederte Fräulein Schulze: „die wird wahrſcheinlich ſoeben ſterben!“

So hat ſich Halle zu meinem Empfang vorbereitet; wer nicht fortgezogen und abgereiſ't iſt, iſt geſtorben oder ſtarb ſoeben!

Auerbach ſchreibt ſoeben ein Drama: „Die Wahlbrüder“, den Titel aber wird er wohl noch ändern.

Ich bin begierig, wie dieſes Kerntalent der Erzählung und Novelle ſich in der dramatiſchen Rüſtung bewegen wird!

Bei Auerbach fand ich Herrn Andree, den berühmten National-Oeconom und fruchtbaren Schriftſteller, der aus Bremen hieher überſiedelte. Wir kennen uns nun ſchon an dreißig Jahre und Herr Andree iſt noch immer derſelbe! Dieſelbe ſtrotzende Fülle der Vitalität und der geiſtigen Thätigkeit und dieſelbe joviale, kerndeutſche, ehrliche, zuthunliche, angenehme Individualität.

Auerbach ſagte mir ganz richtig von ihm: „Andree hat nur einen Fehler: er weiß gar zu viel!“

Und das iſt richtig! Wenn man mit ihm ſpricht, treibt er aus allen Poren Wiſſen und Kenntniß aus! Er iſt ein Räthſel: ſo vollgeſtopft mit vielem Wiſſen, mit Gelehrſamkeit und doch ſo ein lieber Menſch, ſollte er kein Deutſcher ſein?

Paris, 28. April 1855.

An Herrn Dr. T...l in Wien.

Uf!

Vor drei Wochen war ich noch in Wien, vor vierzehn Tagen noch in Deutſchland, vor acht Tagen noch in Frankreich und heute bin ich ſchon in Paris! Die Todten reiten ſchnell!

Hiermit überſende ich Ihnen den Schlüſſel zu meinem Gehirnkaſten, und wenn Sie gefälligſt da hineinſehen wollen, werden Sie eine kleine Idee bekommen, wie es hier im Induſtriepalaſt ausſieht! Links Hobelſpäne, rechts Heu und Stroh, noch rechtſer Gebröckel, Trümmer, in der Mitte Chaos in Naturzuſtand, das Licht ringt mit der Finſterniß, die Thiere haben noch keinen Namen, die Bäume mit den Induſtriezweigen ſind noch im Wachſen, die Erzeuger harren noch auf den Spruch: „Seid fruchtbar und vermehret euch!“ die verſchiedenen Nationen liegen noch in Säcken und Kiſten mit der Aufſchrift „fragile“ — „très fragile“ — „à poser avec soin“ in allen Winkeln herum, die „Künſte“, die „Wiſſenſchaften“, die „Agricultur“ wälzen ſich mit dem „Bergbau“ und dem „Manufacturweſen“ in der unanſtändigſten Weiſe auf dem Boden herum, die „Häute“ ſuchen ihre urſprünglichen Träger, kurz: acht Gruppen und dreißig Claſſen ſehen noch in tauſend und tauſend Colli, Leiſten, Ballen, Kiſten und Kaſten ihrer Entbindung und Taufe entgegen, und hie und da ſchleichen Väter, Mütter, Großpapas um ihre eingenähten und verſchlagenen Kinder umher und ſehen deren großen Kaiſerſchnitt entgegen; dieſer Kaiſerſchnitt hat die Geburt noch um vierzehn Tage aufgeſchoben und die leeren Induſtriepalaſtwände ſchauen die Ausſteller an und ſcheinen zu ſagen:

„Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“

Der liebe Himmel hat eine große „Weltausſtellung“ in ſechs Tagen erſchaffen, aber freilich hat er ein fügbares Material gehabt: „Nichts“. Das Nichts legt keine Hemmniſſe in den Weg, es iſt leicht aus Nichts etwas zu machen, ein Nichts widerſtrebt nicht, ein Nichts iſt nicht ſpröde, wiederhaarig, man hat nicht dagegen zu kämpfen.

Wenn der liebe Himmel, anſtatt aus „Nichts“, aus Klein- und Groß-Deutſchland die Welt hätte erſchaffen wollen, er wäre heute noch nicht am Ruhetag angelangt!

Aufſchieben! Das iſt die Deviſe der Zeit. Die Conferenzen ſind aufgeſchoben, Krim-Reiſe aufgeſchoben, die „Eröffnung der Expoſition" aufgeſchoben.

Es wird ein Neubau dazu angelegt, großartig, impoſant, unbegreiflich.

Ja „unbegreiflich", das iſt das rechte Wort; wenn ich ſage „unbegreiflich", ſo werden Sie mich am leichteſten begreifen.

Laſſen Sie ſich von all' den Beſchreibungen, die Sie über den „Induſtriepalaſt" leſen, nichts begreiflich machen. Es iſt nicht möglich, jetzt ſchon aus der Anſchauung etwas darüber zu ſagen, und alle Schilderungen, die jetzt ſchon „nach dem Plan" oder „nach dem Programm" des Palaſtes erſchienen ſind, können nur todte Abklatſche ſein. Ich liebe die lebendige Anſchauung, lebendig vom Baume der Gegenwart gepflückt, dem Leſer anzubieten, und es wird noch vierzehn Tage dauern, bis die nominelle Eröffnung ſtattfinden wird, und, glauben Sie mir, vor Anfang Juni wird von einer vollen Zuſtandebringung keine Rede ſein, und dennoch iſt's fabelhaft was geſchieht, welche rieſige Thätigkeit, welche coloſſale Kraft- und Mittelentwicklung ſich ergibt.

Paris iſt in dieſem Augenblick ein großer ſummender, ſchwirrender, ſchwärmender Bienenkorb, es ſummt und flattert und ſurrt auf allen Seiten, Zelle an Zelle wird geklebt, wir Fremde ſind die Bienen, welche den Honig in die Quartierzellen tragen ſollen, den Stachel können wir an unſeren Geldbeutel anſetzen.

Ganz Paris muß bis zum 15. Mai neu angeſtrichen ſein. Ganz Paris iſt alſo zum Empfang der Fremden gerüſtet, jedes Haus hat ein Gerüſt und Hals und Kragen, alle Fenſter ausgehoben, um neu mit Geſtank gefirnißt zu werden, alle Quartiere liegen mit aufgeſchlitzten Bäuchen da und man ſieht bis in die Eingeweide der „chambres" und „appartements à louer" hinein. Wenn man geht, tritt man unten in einen Kalkeimer, in einen Farbentopf, oben tropft einem Oker oder Mörtel auf den Kopf, zur Seite ſtößt einen ein Arbeiter in die Rippen, von rückwärts ſchreit jemand „gare la tête“ — zu deutſch „aufgeſchaut!“ — und vor einem hüpft eine Pariſerin mit der verführeriſchſten chaussure der Welt über den Schmutz und über die Proſa der Welt, wie die bewußtloſeſte Unſchuld über eine Zweideutigkeit in der Localpoſſe hinweg, und dabei ſoll der Menſch ruhig und unangefochten durch's Leben gehen und neutral bleiben wie ein preußiſcher Deutſcher und deutſchiger Preuß!

Da nun die Pariſer ihre Häuſer anſtreichen müſſen, ſo ſind ſie auch genöthigt ihre Gäſte anzuſchmieren, und ſo hält eine höhere Weltweisheit das europäiſche Gleichgewicht ſtets in gutem Geruch!

Ich bin Mittags um halb zwölf in der „Rue notre dame de Lorette“ in meiner „maison meublée“ abgeſtiegen, ſuchte ſogleich eine zweite, zog Abends um ſechs wieder aus und mußte für dieſe ſieben Stunden 11 Fr. und 15 Cent. bezahlen; darunter „zwei Betten: 6 Fr. 50 Ct.“

„Aber ich ſchlafe ja nicht hier!“

„Ja wohl, aber wir hätten indeſſen die Betten vermiethen können!“

Ich recitirte mit deutſcher Gewiegtheit dieſer Wirthin eine Stelle aus der Rede des Prinzen Napoleon vor, die er bei der erſten Sitzung der kaiſerlichen Commiſſion hielt.

„Die Gaſtfreundſchaft in ihrem weiteſten Sinne (une large et bienveillante hospitalité) wollen wir uns den Ausländern gegenüber vorbehalten.“

Aber ſie ſchien mich wegen meines rein lerchenfelderiſchen Franzöſiſchen für keinen „Ausländer“ zu halten!

Ich wohne nun, mein edler Freund, der Sonne ganz nahe und wenn ich in den Himmel kommen ſollte, ſo brauch' ich nur noch ein paar Stufen hinaufzuſteigen!

Wenn Sie mir ſchreiben wollen, ſchreiben Sie nur:

A Monsieur Saphir, rue du Helder, Nr. 27, neben dem Thor des heil. Petrus.

Ich bezahle 300 Francs monatlich; dafür hab' ich erſtens: die Ausſicht auf alle Dächer des Boulevard italien, und wenn ich einmal Laune habe, den „Diable boiteux“ zu ſpielen, decke ich alle Dächer ab, und entdecke alle „Mystères de Paris“ und beſonders das große Pariſer Geheimniß, auf welche Weiſe hier ſo viel arme Teufel und dumme Teufel wie die reichſten Teufel leben, ich könnte mir dieſes Geheimniß in doppelter Weiſe zu Geld machen!

Ja, mein Liebſter, das „Arme-Teufel-Gefühl“ überfällt den Menſchen hier mehr wie irgendwo. Alles was hier in die Augen und in die Ohren fällt, ruft uns zu: „armer Teufel!“ Jeder „Bijouterieladen“ ruft dem Geldbeutel zu: „armer Teufel!“ Jeder Reſtaurant ruft dem Magen zu: „armer Teufel!“ Jede Dame, die ſich mit halbherausgeſtelltem Fuß in ihrem Wagen in den „Champs elysées“ hinſtreckt, ruft den Sinnen zu: „arme Teufel!“ Jeder Schriftſteller, der für ein Pamphlet 60,000 Francs bekömmt, ruft dem ausländiſchen Geiſt zu: „armer Teufel!“

Und wenn man ein Engel iſt, möchte man bei dieſen Dingen des Teufels werden!

Da hat mich der Teufel gleich am Tage nach meiner Ankunft dabei gehabt, in die Champs elysées zu fahren und die Cruvelli zu beſuchen, die — nicht dort wohnt, weil ſie dort ausgezogen iſt, weshalb ich ſie dort am liebſten beſucht hätte.

Plötzlich wird ein Tumult, mein Kutſcher hält an und ruft: „une détonation!“ — ich ſpringe aus dem Cabriolet, was iſt's?

Vor mir hundert Schritte ritt der Kaiſer und ein Tollhäusler hat auf ihn geſchoſſen!

Es war ganz nahe am „Château aux fleurs“, ich miſchte mich unter die Umſtehenden. Se. Maj. der Kaiſer war mit einer römiſchen Ruhe weiter geritten, ohne weiter um ſich zu ſehen, um die Kaiſerin, die voraus war, einzuholen.

Mir war alles Blut in den Adern erſtarrt, ich eilte nach Hauſe in der bangen Erwartung eines großen Eindruckes, den dieſes verabſcheuungswürdige Attentat hervorbringen würde, aber es gab ſich wohl das Gefühl des allgemeinen Abſcheues der That, aber ſonſt kein großer Eindruck kund.

Am Abend erſchienen der Kaiſer und die Kaiſerin in der Opera Comique, der Kaiſer mit der Ruhe der Intelligenz in der Phyſiognomie, als ob gar nichts geſchehen wäre, und das eben imponirt den Franzoſen, er wurde mit Acclamation empfangen.

Ein Mann, der neben mir ſaß, erzählte mir, daß man einſt ſchon den Kaiſer gewarnt habe, nicht an jenem Abend in's Theater zu gehen, indem ein Complott allda im Werke ſein ſoll, der Kaiſer aber erwiederte ganz ruhig: „Das geht mich nichts an, das iſt die Sache des Polizei-Präfecten!“ Iſt das nicht echt claſſiſch? Und „das iſt die Manier mit Frankreich umzugehen!“

Und nun leben Sie wohl, verlangen Sie noch keine ſyſtematiſchen Berichte, ich bin noch ein dreitägiges Kind in Paris, und doch und doch

„O Fluch der Berühmtheit!“

Hier eine Einladung zu „le demi-monde“ von Dumas fils, hier ſoll ich die Cruvelli als „Jüdin“ hören und ſehen, da ein Tedeum von Berlioz in St. Euſtache mit 900 Sängern, worunter 600 Kinder! — („Hier ſchick' ich Ihnen ein halb Dutzend Repphühner, worunter vier Tauben.“ Vademecum.) — dann eine Einladung zu Halévy, dann eine Invitation zu den „grands eaux“ am 1. Mai in Verſailles u. ſ. w. — u. ſ. w. „und man beneidet uns noch!“

Ich muß mit einer Anekdote ſchließen. Ich ſchlenderte geſtern in der Rue Montmartre, da kommt ein ſolcher Deutſchling auf mich zu: „Ah, ich bin Ihr Compatriot.“ Ich hätte ihm gern geantwortet: „Sie mein Komm'-Patriot? Sie ſind mein Marſch!-Patriot!“ — Er ſetzte ſich wie ein Schröpfkopf an meine Seite und fanfaronnirte von ſeinem Glanz in Paris, er braucht und verdient ungeheure Summen, er kommt ſo eben vom Frühſtück zu ſechs Franken u. ſ. w. Ich ſah ihn an, er ſah aus wie der „Hunger mit du pain à discrétion“. Auch ſah ich ſehr gut, daß die beaux restes eines frugalen Abendbrotes auf ſeinem Hemd Nachtlager hielten. Ich ſagte ihm: „Ich muß hier im „Café Montmartre“ eine „demi-tasse“ nehmen, wollen Sie nicht auch auf eine „demi-tasse“ mein Gaſt ſein?“ Der ehrliche deutſche Magen behielt bei ihm die Oberhand über den Pariſer Aufſchneider. „J'accepte!“ rief dieſer Altdeutſche aus meinem Gaſt heraus.

Ich ließ „deux demi-tasses“ hergeben, und der gute Mann, der eben von einem Frühſtück zu ſechs Franken kam, brockte fünf Weißbrote in dieſe Taſſe Kaffeh und verſchlang ſie ſo hungrig und haſtig und geſchwind, wie ein Kriegsminiſter einen Finanzminiſter verſchlingt!

Und dieſes Mannes Thätigkeit bei dieſem Geſchäfte war mir genug, um ſeine Lebensgeſchichte ſchreiben zu können:

So hungrig iſt ein Genie, wenn es in der Phantaſie um ſechs Franken gefrühſtückt hat!

Paris, 4. Mai 1855.

An B.......d S....r — Wien.

Du brichſt gewiß meinen Brief mit der großen Neugier auf: „Was gibt's Neues?“

Aber nirgend weiß man weniger Neues als — in Paris!

Früher war „die Börſe“ das Mecca, gen das alle Gläubigen in Paris ihr Antlitz richteten, um aus den „fluctuations“ Krieg oder Frieden zu ahnen, zu glauben. Aber auch dieſer Laubfroſch der politiſchen Atmoſphäre „la bourse“ hat ſeinen Credit verloren, ob er auf der Leiter des Courszettels oben auf der Hausse-Sproſſe oder unten auf der Baisse-Sproſſe ſitzt, man profezeit daraus nicht mehr für die Atmoſphäre der nächſten Minute!

Die Lunge des Coloſſes genannt Paris athmet in dieſem Augenblick nicht „Politik“, ſondern „Induſtrie“! Ja, wenn ein Skoda ſein Stethoſkop an die politiſche Lunge von Paris legte, er würde am linken und am rechten Lungenlappen vollkommene Lähmung finden.

Selbſt das Attentat iſt nur der Gegenſtand des Geſprächs, inſofern man ſich fragt: Was wäre aus der Weltausſtellung geworden, wenn dieſer verabſcheuungswürdige Verbrecher ſeinen Zweck erreicht hätte?

Ja ſelbſt in den Tuilerien iſt dieſe mehr als orientaliſche Frage ein Gegenſtand der Converſation, und der Kaiſer ſelbſt, wie ich aus guter Quelle weiß, liebt es, dieſe Frage ſo viel zu variiren! Der Kaiſer hat durch ſeine Worte, daß er nichts zu fürchten habe, bis er „die Miſſion erfüllt hat, welche ihm die Vorſehung auferlegte“, einen Fanatismus in die Herzen aller Pariſer, oder doch in die Worte aller Pariſer geworfen. Iſt es ein „orientaliſches Fatum“, welches promulgirt wurde? Nein! das orientaliſche Fatum läßt Alles an ſich kommen, es thut nichts dagegen, das Fatum des Orients duldet keine Vorſichtsmaßregeln, keine Polizei u. ſ. w. Hier heißt es: „il faut corriger la Providence,“ man muß ihr ihre Miſſion auch erleichtern, man muß ihr unter die Arme greifen!

Aber in dieſem Augenblicke iſt nur ein Herzſchlag in Paris! Die Exposition universelle.

Paris gehört uns, den Fremden, den Ausſtellern, das Paris vivant iſt auf's Land gegangen, es hat uns nur „Maitre d'hôtels“, „Concierges“, „Estaminets“, „Omnibus“, „Cabinets de lecture“ u. ſ. w. gelaſſen, — wir haben das Terrain in Beſitz genommen, aber als Gefangene! Wir müſſen uns jeden Augenblick mit barem Gelde auslöſen.

Du kannſt dir, mein lieber Neffe, keine Idee davon machen, in welcher Progreſſion die Beutelſchwindſucht hier vor ſich ſchreitet.

Man muß ſich hüten zu nieſen, denn wenn Jemand da „zur G'ſundheit“ ſagt, das koſtet fünf Francs!

Seit dem 1. Mai iſt alles um zwanzig pCt. aufgeſchlagen; wo man am 30. April für zwei und fünf Francs ſpeiſ'te, muß man jetzt drei und ſechs bezahlen.

Es iſt eine association générale, die Fremden auszubeuten!

Mein Maitre d'hôtel hat heute ſchon etwas Politiſches um ſeine Naſe, mein concierge ſieht mich mit einer Conferenzmiene an, die „Demoiselle“ trägt eine drohende Zukunft in ihrem Lächeln herum; ich müßte nicht ein bekannter Prophet ſein, wenn das nicht eine Zinserhöhung bedeutete! Aber ich prophezeie den Pariſern ein „avenir“ von lauter mageren Halmen und zaundürren Kühen! Am Ende der „Induſtrieausſtellung“, wenn die Menſchenſtröme ablaufen werden, dann wird Paris daliegen wie eine bloßgelegte Sandbank! Alle Häuſer ſind jetzt zu Hotels umgewandelt und die werden dann mit Millionen leeren Augenhöhlen in die Straßen hineinſchauen, und die Wege nach dem opulenten Ninive werden verödet ſtehen!

Aber das iſt ein ſchlechter Troſt für Jene, die jetzt unter dieſe große Fremden-Schur genommen werden, ſo daß mit dem biſchen Wolle die arme Haut mitgeht!

Aber das ſoll doch Niemand abſchrecken, hieher zu kommen, denn Paris iſt in dieſem Augenblicke coloſſal und wird es noch mehr werden! Paris kann zaubern! Ueber Nacht entſtehen Schöpfungen; wo geſtern das Nichts offene Tafel hielt, ruft heute eine ganze Schöpfung dem Wanderer zu: Da bin ich!

In dem „Induſtriepalaſt“ geſchehen Mirakel an Indieſceneſetzung und Zuſtandebringung.

Die Thätigkeit der Pariſer vom Kaiſer bis zum ouvrier, vom Rothſchild bis zum épicier, vom Miniſter bis zum Journaliſten und von dem Blauſtrumpf bis zu den Damen mit Camelien und Nachtſchatten iſt unglaublich, unbegreiflich. Man zeigt dir einen Fleck, da iſt nichts, nichts de première qualité, man ſagt dir: Das wird morgen ein „Annexe“, ein „Horticultur-Palaſt“, eine „Halle“ u. ſ. w. ſein, du lächelſt, du gehſt morgen vorüber und die „Annexes“ und der „Horticultur-Palaſt“ und die „Halle“ ſtehen da und machen ſich mit friſchen, lebendigen Farben über deinen Unglauben luſtig!

Heute iſt eine Ente, die aus Paris nach Deutſchland ſchwamm, wieder hieher zurückgeſchwommen! Ein Expoſant erzählte mir heute bei Rothſchild: man ſagt in Deutſchland, es ſei hier eine „Höllenmaſchine“ entdeckt worden, die nichts weniger bezweckte, als am Eröffnungstage den „Induſtriepalaſt“ in die Luft zu ſprengen!

Das iſt endlich eine martialiſche Ente! Eine Ente mit Teufelsklauen!

Der Deutſche glaubt aber Alles, und das Ungeheuerſte am allerliebſten!

Ich brauche dir nicht zu ſagen, daß dieſe Ente von der Lüge ausgebrütet wurde! Es iſt nie eine abſurdere Ente aus dem Wind-Ei eines Berichterſtatters gekrochen als dieſe! Es iſt lächerlich, nur einen Moment lang an die Möglichkeit eines ſolchen non-sens zu denken!

Und woher kroch dieſe Ente nach Deutſchland? Wahrſcheinlich durch die „Kölner Zeitung“, welche eine ganze Brutanſtalt von Enten-Referenten in Paris hat, und die um zwei oder drei Reichsthaler für eine Ente reich an extravaganten Erfindungen ſind, an Nachrichten, die geeignet ſind, zu frappiren, ob ſie ſich hintenher als alberne Lüge und Niaiſerie erweiſen, iſt alleseins!

Ich werde zur Zeit eine detaillirte Muſterung aller hieſigen Correſpondenten für deutſche Blätter halten, ich ſitze mitten in der Quelle.

Jenes Gerücht von der Höllenmaſchine hat vielleicht eine Maſſe deutſcher zärtlicher Ehegattinnen wegen ihrer Männer von der Reiſe nach Paris zurückgehalten! Sie ſagen: „Wenn du eine Höllenmaſchine willſt, ſo brauchſt nicht nach Paris zu reiſen, bleib' bei uns!“

Aber es gibt ganz andere „Höllenmaſchinen“ hier, vor welchen die lieben Deutſchinnen ihre Männer warnen ſollen! „Höllenmaſchinen“, durch welche die „Exposans“ zu „Exposés“ werden könnten! Dieſe Höllenmaſchinchen voll „Kunſt“ und „Induſtrie“ und „Gewerbfleiß“, dieſe Glaspaläſte der Circen u. ſ. w.

O Ihr Penelopen in Wien und Berlin, und in Ueberall, gebt euern Ulyſſen mit einige moraliſche Werke, oder geht lieber ſelbſt mit, wenn auch nicht als moraliſche Werke, doch als Gewölbwächter der Herzen eurer Männer!

Da leſe ich, daß man nun auch von Wien nach Paris auf der Eiſenbahn fahren kann mit einer Karte, die vier Wochen Geltung hat!

Wahrlich, das iſt ſchon eine der erſten Wohlthaten, die wir der neuen Eiſenbahnunternehmung zu verdanken haben.

Aber um Gotteswillen, meine lieben Wiener und Oeſterreicher, wenn Ihr nach Paris geht, nur nicht über Brüſſel, nicht durch Belgien!

Man muß eine Conſtitution von einem Hippopotam haben, um auf der belgiſchen conſtitutionellen Eiſenbahn es aushalten zu können!

Zu Verviers eſſen heißt ſeinen Magen mit Füßen treten und ſeinen Beutel zerreißen, um einen Theil davon d'rauf zu legen! Nach dieſem Verviers-Eſſen ſetzt man ſich auf die

„Belgiſche Bahn!“

Das heißt, man nimmt Abſchied von ſich ſelbſt, als Menſch, als lebendes Weſen, als Ding mit Empfindung und Gefühl, und nimmt Dienſte unter Felleiſen, Koffern, Collis u. ſ. w. Und das ſelbſt in der erſten Claſſe, in der zweiten Claſſe kann man nur fahren, wenn man durch Erziehung und Fleiß an Sch—nſtälle gewöhnt iſt.

Dieſe Annehmlichkeiten werden erhöht durch die Grobheit des Eiſenbahnperſonales, eine Grobheit, die an's Phantaſtiſche, an's Shakeſpeareſche grenzt!

Wie anders iſt's auf den deutſchen Bahnen, wo man auch in der zweiten Claſſe erträglich fahren kann, aber auch nur dann, wenn kein „Schnellzug“ iſt, denn da beim Schnellzug keine „dritte Claſſe“ iſt, ſo fährt Gevatter Handſchuhmacher auch mit der zweiten. In ganz Frankreich kann man aber nur mit der „erſten Claſſe“ fahren.

Ich rathe Jedem, der nicht voraus ſein Quartier beſtellt hat, in Straßburg mit jenem Zug nach Paris zu fahren, der Abends 7½ Uhr abgeht und Tags darauf um 10 Uhr Mittag in Paris ankömmt.

Es iſt ein höchſt beſchwerlich Ding, in Paris um 5 Uhr Morgens oder um 10 Uhr Abends anzukommen und nicht zu wiſſen wohin!

Wer nicht im voraus ſein Logis gemiethet hat, thut wohl, ſein großes Gepäck ſo lang' im Bahnhofe zu laſſen, bis er ein Logis geſucht und gefunden hat.

Meine lieben Wiener mögen ſich vor allem ſehr hüten, ſich ein Logis anempfehlen zu laſſen! Am wenigſten ein Logis in jenen Hotels, die „nah' an der Eiſenbahn“ oder nah' am „Induſtriepalaſte“ liegen; jene ſind miſerabel, dieſe unmenſchlich theuer. Ich empfehle meinen werthen Landsleuten die Maisons meublées und Hôtels in der „Rue de Provence“ — „Rue du Helder“ — „Rue Bergère“ — „Rue Richelieu“ — nur nicht „Hôtel des Princes“, welches ausgezeichnet aber impayable iſt — „Rue du Mail“ u. ſ. w.

Beim Aufnehmen des Logis iſt nicht zu vergeſſen:

1. Gleich die Bedienung zu beſtimmen.

2. Selbſt Licht anzuſchaffen. Eine Kerze wird im Hôtel mit einem halben Frank berechnet.

3. Den Kaffee für jene, welche zu Hauſe frühſtücken, für zwei Perſonen auf drei berechnet auszuhandeln, im Ganzen zwei Franken.

4. Sogleich auszumachen, daß jeden Morgen friſche Handwäſche komme, ſonſt gibt man jede Woche ein Handtuch!

Ich glaube Vielen, die nach Paris gehen, mit dieſen Details einen Dienſt zu erweiſen, und ich werde mit ähnlichen Fingerzeigen fortfahren; ſpäter auch über alles im „Induſtriepalaſt“ ſelbſt. Da ich Paris genau kenne und mir alle Quellen offen ſind, wird es mir ſtets ein Vergnügen ſein, hie und da einen prophetiſchen Wink und Rath ertheilen zu können.

Und nun leb' wohl, bald ein Mehreres!

Paris, 5. Mai 1855.

An E. J......n in Berlin.

Kennſt du das ſchöne Wörtchen „Mai“? Das Wörtchen, welches nur noch im Wörterbuch ſteht? Und kennſt du die vier Wörtchen: „un panier de bois?“ zu deutſch: „ſechs Zahnſtocher Holz", welche zwei Francs und fünfzig Centimes koſten?! O ja! wir haben oft unſere „panier de bois" zuſammen verzehrt! Alſo es iſt der ſtets vorwärtsſchreitenden Natur gelungen, den „Mai" und den „panier de bois" in Zuſammenhang zu bringen.

Mai iſt da! „Mabille" und „le jardin de plantes" und „les Champs élysées" liegen Arm in Arm mit dem „panier de bois"; en attendant iſt der „Camin" unſere Sonne und das Kniſtern der Späne erſetzt die Nachtigallen und die Maikäfer!

Wie man aber ſich an einem Pariſer Camin erwärmt, das iſt eine orientaliſche Frage, denn iſt vorne der Orient am Menſchen durchgewärmt, ſo friert hinten der Occident am Menſchen, man müßte ſich an einen Spieß ſtecken und vom Garçon am Camin herumdrehen laſſen, bis man hübſch durch und durch warm iſt und gebräunt wie ein Brathuhn!

Ach, wer doch jetzt ein Krim-oneſer wäre! Die Krim-oneſer haben alle feſtländiſchen Pelze abſorbirt! Wo ein menſchenfreundlicher Pelz in Europa athmete, wurde er nach der Krim verwieſen, und nun ſitzt der Menſch in Paris im Monate Mai am Camin vor einem brennenden Zahnſtocher-Scheiterhaufen um zwei Francs fünfzig Centimes und vermißt das, was die Natur dem Bären mitgab und dem Menſchen vorenthält: den Pelz!

Einen Induſtriepalaſt für einen Pelz!

Die Elemente verſchwören ſich gegen die deutſche Literatur! Jeden Tag zehn Francs für die partielle Erwärmung eines Futterals, in welchem ein Stückchen deutſcher Geiſt ſteckt; das iſt gegen alle Geſetze deutſcher Buchhändler-Honorare.

Iſt denn wirklich die Verſchmelzung Deutſchlands mit Frankreich ſchon ein ſolches fait accompli, daß das Klima vom Schwarzwalde heranrückt auf das Schloß des Louvre! Ich will's, ich kann's nicht glauben, und doch und doch! Mir klappern die Zähne vor Froſt bei dieſer Allianz der öſtlichen und weſtlichen

Temperatur, und der Camin bleibt neutral, nicht warm und nicht kalt, und das nennt man: Gegenwart!

Geſtern, liebſter Freund, hüllte ich mich in drei Hemden — drei Hemden machen einen Pelz — und ſtreifte ein wenig durch das

„neue Paris.“

Ich ſuchte die Plätze auf aller unſerer „ſtillen Freuden“, den Platz, wo Louis Philipp uns die Hand drückte mit ſeinen volksthümlichen Handſchuhen, die er „à l'usage du peuple“ bei ſeinen Spazierfahrten anzog in den Flitterwochen ſeines Bürgerkönigthums; ich ſuchte die Stelle auf, wo — wir ſchwach waren, ich ſuchte alle Plätze auf, die man uns als hiſtoriſche Monumente zeigte, aber Hammer und Kelle haben keine Ehrfurcht vor hiſtoriſchen Erinnerungen, ein Maurer hat kein Erbarmen mit den Manen, welche um die Stelle ſchweben, wo Voltaire ſang, wo Coligny ſeine edle Seele unter Mörderhänden aushauchte; ein Maurer ſieht die Schatten nicht, welche unter ſeinem Hammer aus den niedergeriſſenen Steinen emporwimmeln, in welchen Rouſſeau, Scarron, Racine u. ſ. w. die gloire jenes Frankreichs gründeten, welches ſie jetzt aus ihren einſtigen Ruheſtätten verjagt!

Aber, ſagt Theophile Gautier nicht mit Unrecht, haben die Todten mehr Recht an das Leben als die Lebenden?

In und um die Stellen, welche der Erinnerung geweiht waren, dem Andenken großer Menſchen, großer Thaten, wohnten mit dieſen großen und heiligen Erinnerungen das Laſter, begünſtigt durch Dunkelheit und Winkelwerk, das Fieber und die Cholera, begünſtigt durch Fäulniß und dumpfe Atmoſphäre, der Diebſtahl und der Mord, begünſtigt durch Unzugänglichkeit und Verwirrung der Gäßchen und Sackſtraßen!

Die großen Geiſter, die großen Thaten eines Volkes leben in der Geſchichte fort, die Denkwürdigkeiten der Vergangenheit ſind ſchlecht aufbewahrt in Stein und Mauerwerk, an welchen Zeit und Elemente noch grauſamer rütteln als Verſchönerungen und Neuerungen, ihr Pantheon iſt die Zukunft, die Geſchichte!

Die Gegenwart hat ihren Egoismus, aber dieſer Egoismus iſt ein nöthiger, ein wohlthuender, dieſer Egoismus iſt eine Wohlthat. Es iſt ein großer Egoismus, das „alte Paris“ zum Paris hinauszuwerfen, ohne Ehrfurcht vor ſeinen grauen Steinhaaren, ohne heilige Scheu vor ſeinen tauſend Straßen-Falten und Gaſſen-Runzeln, ohne Zurückſchreckung vor ſeiner dicken Allongeperrücke von Ueberlieferungen und verknöcherten Erinnerungen, die ſich an morſche Thüren, an baufällige Wände, an ſchimmelbedeckte Dächer anklammern wie alterſchwache Greiſe an wurmſtichige Krücken, ja es iſt ein Egoismus, aber nicht der Egoismus eines Einzelnen, nicht der Egoismus der Eitelkeit, es iſt der Egoismus des alles verſchönernden Geiſtes der Illuſtration, der ſeinen Geiſt aushaucht und ausgießt auf Holz und Stein; es iſt der Egoismus der Majeſtät der Menſchennatur, die als Ebenbild des ewigen Geiſtes ihr „Werde!“ ausruft und auszurufen berufen iſt über jedem Chaos, das ſich der ordnenden Gewalt des Schönen und Großen in den Weg ſtellt.

Es iſt merkwürdig, dieſes Paris anzuſehen, wie es ſich aus den um ihn eingeſtürzten Ruinen erhebt wie ein Rieſe aus einer durch Erdbeben erſchütterten Welt, zuerſt Schultern und Bruſt coloſſal freimachend, dann die ſchönen coloſſalen Glieder immer mehr emporringend aus den Schuttwellen und Trümmerwogen, bis Paris daſtehen wird, ein glorreicher, herrlicher Redivivus, ein Paris bis-cuit in coloſſaler Schöne und fleckenloſer Formung.

Paris, die alte Stadt, ſchüttelt nach und nach die alten Lappen und Fetzen von ſich ab, wirft ein Stück Häßlichkeit nach dem andern von ſich und ſteht bald als die „neue Stadt Paris“ da!

Die finſtern Erinnerungen haben den Lichtſtrahlen Platz gemacht, die eingeſchnürten Gäßchen mit ihren athemloſen Häuſern ſind aufgeſchnürt und decrottirt worden, um den geſegneten, freien, geſunden Luftſtrom um Hals und Buſen ſpielen zu laſſen!

Es iſt Wahnſinn, was einige Mäkler und Grübler ſagen: „Dieſe Neuerung geſchieht auf Koſten der Geſchichte (aux dépens de l'histoire)“.

Nie iſt in tönender Hoffart ein leererer Unſinn ausgeſprochen worden!

Alles geſchieht auf Koſten der Geſchichte! Das Leben lebt auf Koſten der Geſchichte! Keine Stunde kann anders ablaufen als auf Koſten der vergangenen Stunde! Kein Jahrhundert tritt in die Geſchichte anders ein als auf Koſten des vergangenen Jahrhunderts; der Menſch lebt auf Koſten ſeines Vormenſchen, die Kunſt und die Wiſſenſchaft leben auf Koſten der Kunſt und Wiſſenſchaften der früheren Epochen! Um zu ergründen, woran die Vergangenheit zu Grunde ging, um aus dieſer Ergründung die Gegenwart zu machen, muß man die Gebeine der Vergangenheit ausgraben, muß man den Grabſtein von der Geſchichte abheben, muß man den Staub der Erinnerung fortkehren.

Es gibt gewiſſe Peſſimiſten, die alles von der ſchwarzen Seite darſtellen — und welche Sache hat keine ſchwarze Seite? — und dieſe Achſelzucker und in den Topf der ſchwarzen Looſe Gucker halten allen dieſen Segnungen und Vortheilen des „neuen Paris“ nichts entgegen als die „Geldcaſſen-Frage!“

„Ziffern reden!“ Ich will dieſen Ziffern das Wort nicht abſchneiden, ich will nur dieſe Ziffern redend anführen, wie ſie mir ungefähr bekannt geworden ſind. Ich ſchreibe folgende Ziffern blos ab:

Zur Vollendung der Rue de Rivoli und des Boulevard du Centre und zur Herſtellung des Boulevard de Straßbourg, des Boulevard du Centre, beſtimmt den Boulevard de Straßbourg bis zum Chatelet-Platz zu führen, ſind nach Rechnung des Präfectes der Seine folgende Summen nöthig: die Beendigung der Rue de Rivoli, ſo wie die Freimachung des Hotel de Ville und der Caſerne Napoleon 27,643,798, des Boulevard du Centre 73,744,397, macht zuſammen 101,388,195. Die Rivoliſtraße nebſt den Umgebungen des Hotel de Ville ſollen 1856 beendet ſein, in demſelben Jahre ſoll die Section zwiſchen der Rue des Lombards und der Rue Rambuteau fertig werden, 1857 die Section zwiſchen der Rue Rambuteau und der Rue Grenéta, 1858 die complete Eröffnung bis zum Boulevard, 1859 die Erweiterung und Verbeſſerung der Nebenſtraßen. Nach ungefährer Berechnung hält nun der Seine-Präfect hiezu eine fernere Summe von 56,304,024 Frcs. für ausreichend; etwaige kleine Irrthümer vorbehaltend, ſchlägt er die Realiſirung einer Anleihe von 60 Millionen vor.

Dieſe Ziffern reden, ja ſie ſchreien; aber wer ſchreit, hat Unrecht! Es mag ſein, daß die Stadt Paris etwas Schulden machen wird, aber an Schulden iſt noch nie ein Staat, nie eine Stadt zu Grund gegangen, eher an einer Schuld, aber nie an Schulden!

Unſere Vorfahren haben ſo wenig für uns gethan und wir thun ſo viel für unſere Nachfolger! Unſere Vorfahren waren lauter Trottel, Cretins! Der Dampf lag vor ihnen offen da wie ein Element, lag hundert Jahre vor ihnen und ſprach zu ihnen aus jedem Küchentopf und predigte ihnen aus jedem Waſchkeſſel, und ſie waren taubdumm und hörten ihn nicht! Die Electricität, dieſe Schnellpoſt der Gedanken, lag vor ihnen in Blitz und Donner u. ſ. w., und ſie ſtolperten darüber weg, ohne Notiz davon zu nehmen; unſere Vorfahren haben gar nichts für uns gethan, ſie haben uns auf den Hals geladen die Erfindungen, dem Leben Hand und Fuß anzuſchrauben, dem Verkehr Flügel zu verleihen, dem Gedanken ein electriſches Stelldichein zu erfinden, das Meer mit unterirdiſchen Briefmarken zu bereichern u. ſ. w., und wir ſollten unſeren Enkeln gar nichts zu thun übrig laſſen? Nicht einmal die lumpige Miſſion, unſere Schulden zu bezahlen? Wie? das neunzehnte Jahrhundert, welches die Eiſenbahnen erfand, die Dampfſchiffe, den electriſchen Telegraphen, congreviſche Raketen, Gasbeleuchtung, Kapſelpiſtolen, Percuſſionsgewehre, Dramaturgen, Conferenzen, Tantième, Galvanoplaſtik, Pepitas, Induſtriepaläſte, künſtliche Mineralwäſſer, Stethoſkope, Seidlitzpulver, Daguerreotypies, griechiſches Bier, türkiſche Civiliſation, morganatiſche Ehen, orientaliſche Fragen, Revalenta, dieſes neunzehnte Jahrhundert ſollte nicht ein Recht haben, in Geldangelegenheit eine Anweiſung an das 2000ſte oder 3000ſte Jahrhundert auszuſtellen? Es wäre doch ſchwarzer Undank vom 2000ſten oder 3000ſten Jahrhundert, wenn es die Lapalie von einigen Millionen Milliarden nicht bezahlen wollte!

Was ſind alſo 60 Millionen Anlehen gegen ein neues Paris, ein Paris, aus welchem die verpeſteten Gaſſen, die finſtern Schlupfwinkel von Eugen Sue's Romanhelden, die Laſterlöcher der Loretten, die Diebshöhlen und Fäulniß-Reſervoirs der Sitte und der Moral verſchwunden oder doch wenigſtens beſeitigt ſind, um dem Licht, der Luft, der Sonne, dem Athem, der Circulation, der Eleganz, der Mode, dem Leben Raum und Platz zu machen?

Iſt da zu wählen? Ein ſtinkendes, ein mephitiſches, ein rachitiſches, krummbeiniges, verkrüppeltes, Moder und Seuche ausathmendes, Fäulniß und Schimmel aufbewahrendes, alle Finſterniß und Dunkel ſuchenden Laſter und Gebrechen begünſtigendes, ekelhaftes, ruſſiges und verſtümmeltes Paris mit etwas weniger Schulden, oder ein Paris voll Licht und Luſterſtröme, ein Paris, wie eine Venus in jugendlicher Schöne aus dem Meer der Gegenwart geſtiegen. Paris geſund und friſch und hell und lachend in brillanten Dimenſionen, in vollem Schmuck wie die Königin der Städte, wie die Königin Saba, als ſie den weiſeſten König verführte, mit etwas wenigen Schulden?

Die Wahl iſt wahrlich nicht ſchwer!

Ich ſtimme nur dafür: „Die Schulden für uns, das Bezahlen für die Nachwelt!"

Und dieſe Lehre, Freund, beherzige, und es wird an dir erfüllt werden, was ich dir wünſche: „Leb' wohl!"

Paris, 6. Mai 1855.

„Bon jour, mère Margoton! Laissez-là votre cordon, et jasons sans façon, de la grande exposition, qui fera la Réunion, de Paris et du Japon, de l'Autriche avec London!" So fängt ein Pariſer Gaſſenhauer von Bazillet an.

Ja, plaudern wir vom Induſtriepalaſt! Dieſer große Kaiſerſchnitt aus dem verſchloſſenen Schooß des gegenwärtigen Paris iſt bald fertig, und auch die Nachgeburt, die coloſſalen „Annexes" ſteigen aus dem Nichts rieſig, mehr lang und breit als hoch, empor.

„L'industrie c'est la paix!" Das Rollen und Hämmern und Sägen und Donnern im Induſtriepalaſt und das Donnern der Kanonen vor Sebaſtopol bieten eine ſchreiende Diſſonanz! Es iſt möglich, daß am 15. Mai die Hallen des Induſtriepalaſtes der ganzen Welt, und die Thore Sebaſtopols den Alliirten geöffnet werden, — möglich!

Wohlan! Am 15. Mai wird im Induſtriepalaſt das Friedenstournier beginnen, alle Völker werden ihre Kunſt- und Induſtrielanzen einlegen, es wird ein Kampf ſein, aber kein blutiger, die Beſiegten werden keine Wunden bekommen, die Sieger und ihre Preiſe werden nicht für ſich, ſie werden für ihr Land, für das Allgemeine, für die ganze Menſchheit geſiegt haben. Für die Menſchheit, ſag' ich, denn jetzt iſt die Induſtrie zur Humanitätsſache geworden.

Der Geiſt iſt in die Maſchine gefahren, der Gedanke in den Webſtuhl, die Begeiſterung in den Dampf, der Enthuſiasmus in den Kammgarn, der Patriotismus in die Eiſenhämmer, die Wiſſenſchaft in die Guttapercha, der Ehrgeiz in die Manufactur, der Scharfſinn in Lein- und Garnwaare, die Philoſophie in Geſtelle und unverbrennbare Kiſten und Kaſten, und der Witz und der Humor in Ornamente, Gehänge, Verſchlüſſe, Geldkaſten, Papierſorten u. ſ. w.

Nicht weniger als ein vierzigjähriger Frieden war dazu nöthig, um dem Induſtrievolk par excellence, um den Handelsnomaden des Univerſums, um England in den Stand zu ſetzen, ſeinen Glaspalaſt über die vereinigten Gewerbs- und Handelsſtaaten der Welt aufzubauen!

Nicht weniger als vierzig Friedensjahre waren auch nöthig, um Frankreich in den Stand zu ſetzen, eine „Welt-Induſtrie-Ausſtellung" zu eröffnen; wohlverſtanden, eine „Welt"-Induſtrie-Ausſtellung, denn ohne England wäre die Welt nicht die Welt, folglich wäre ohne England die Pariſer „Welt"-Induſtrie-Ausſtellung ohne Welt!

Vierzig Jahre waren nöthig, um eine Feindſeligkeit, — vor der Hand, — erlöſchen zu machen, welche das Mittelalter überdauerte und über Abukir, Trafalgar nach Waterloo wandelte!

Es iſt curios, welch' ein diaboliſcher Geiſt in dem müßig gehenden Menſchen liegt! Wenn ich dieſe immenſen Ballen, Collis, Maſchinen, Kunſtſchätze ſehe, welche alle von Albions Geſtaden in dieſes glasbedeckte Pantheon einer ewigen Entente kamen, betrachte, fällt mir unwillkürlich die einſtige „Centinental-Sperre“ ein, und wieviel elenden Erdmandel-Kaffee ich ſaufen mußte, Erdmandel-Kaffee mit Rübenzucker!

Aber hat die „Continentalſperre“ den Erfindungen nicht vielleicht mehr Dienſte geleiſtet als das Frankiren aller Grenzen und Barrièren?

Ohne das Verbot des Antillenzuckers wer hätte die ſüße Seele der Runkelrübe aus ihrem Dunkel gezogen? Der Bannſtrahl, der die Cochenille, den Indigo in das Nichts ſchleuderte, fiel wie ein Auferſtehungsſtrahl auf jene Wurzeln und auf jenes Berlinerblau, welche Cochenille und Indigo entbehrlich machten. Alſo auch die Continentalſperre war ein Hebel der Induſtrie und der Erfindungen!

Aber obſchon die beiden Nationen jetzt Hand in Hand gehen wie Feuer und Waſſer in einem weinenden Frauenauge, ſo läßt es der franzöſiſche Geiſt doch nicht zu, daß England die Initiative zu der Induſtrie-Ausſtellung gegeben haben ſoll, und Felix Manard beweiſt, daß:

Quoiqu'il en soit,. c'est à la France qu'appartient, ainsi que tant d'autres initiatives, celle des expositions de l'industrie. La première eut lieu en l'an VI. (1798), sous le ministère de M. François de Neufchâteau, alors préposé au département de l'intérieur. Une seconde exposition eut lieu au Louvre, en l'an IX. (1801), au même titre que la première, et déjà on y vit affluer de nombreux produits départementaux u. ſ. w. u. ſ. w.

Der engliſche „Glaspalaſt“ iſt etwas Zerbrechliches und iſt in Glas, Mauer und Eiſen hier nachgeahmt — übertroffen werden.

Man war genöthigt, den Palaſt in dem Pariſer Prater, in den Champs-Elyſées aufzubauen!

Welch ein Schmerz für die Pariſer! Welch ein Jammer von ſo und ſo viel Baumſeelen und Hamadryaden, welche ihre grünen blattreichen Häuſer mit tauſend Zweigen umgehauen ſahen, die Laubdächer gefällt, unter welchen die Loretten und Griſetten ihre ſonntäglichen Chanſons ſangen, um einem luft- und ausſichtarmen langen Tranſept Platz zu machen.

Der ganze Induſtriepalaſt mit den Annexen, welcher einen Raum von ungefähr 84,000 Quadrat-Metres einnimmt, ungefähr ſo viel als der Londoner Glaspalaſt, in welchem aber für Buffets, Reſtaurants u. ſ. w. viel Raum verſplittert wurde, welches hier durchaus der Fall nicht iſt.

Von dieſem Flächenraum nimmt Frankreich für ſich 37,000 M. in Anſpruch; England hat in ſeinem Glaspalaſt von 86,000 M. hingegen einen Raum von 50,000 M. für ſich eingenommen.

England hat in ſeiner Expoſition an Frankreich viel weniger Raum cedirt als Frankreich an England, welches im Pariſer Glaspalaſt mit 15,000 M. Raum betheiligt iſt. Oeſterreich hatte in London ungefähr 4400 M., hier erhält es nahe an 6000 M., der Zollverein iſt mit 8—9000 M. bedacht.

Ich führe dieſe Details an, um an dieſe „Gleichbetheiligung“ die Inſchrift anzuknüpfen, welche an einer der innern Seiten des Induſtriepalaſtes unter einem Frescobild angebracht iſt:

„L'équité préside à l'accroissement des échanges.“

Ich bin in Verlegenheit, dieſe Inſchrift richtig wiederzugeben:

„Die Billigkeit präſidirt bei der Vergrößerung des Austauſches.“

Das wenigſtens iſt der bon sens der Sache. In dieſem Hauptgebäude hat die Billigkeit die Commiſſion zu folgender Vertheilung geleitet:

Der ganze Raum dieſes innern Hauptgebäudes beträgt 45,000 M., davon beſitzt Frankreich 19,000 M., England 8000 M., der Zollverein 4500, Oeſterreich ungefähr 2500 M.

Am Ende des vorigen Jahres waren 36 Staaten in der Concurrenzliſte der Expoſition eingeſchrieben: Frankreich, England, Zollverein, Oeſterreich, Belgien, die vereinigten Staaten, Schweiz, Holland, Türkei, Dänemark, Egypten, Spanien, Portugal, Rom, Sardinien, Schweden und Norwegen, Toscana, Tunis, die nördlichen Staaten von Deutſchland, China, beide Sicilien, Griechenland, Perſien, Braſilien, Mexico, Central-Amerika, Venezuela, l'Equador, Urugay, Paraguay, die argentiniſche Conföderation, Chili, Peru, Bolivia, Haiti.

Wenn die geographiſche Folge dieſer Reihe meinen Leſern ein Lächeln abgenöthiget, ſo muß ich darauf bemerken: ich ſchreibe blos ab, ich copire die Einregiſtrirungen. Ein komiſcher Zufall iſt es, daß „die nördlichen Staaten von Deutſchland“ zufällig zwiſchen „Tunis“ und „China“ zu ſtehen kommen.

Aber wie leicht hätte der Chroniſt aus dieſen 36 Concurrenzſtaaten noch einmal ſoviel machen können, wenn er den „Zollverein“ und die zwiſchen „Tunis“ und „China“ liegenden „nördlichen Staaten“ nicht ſummariſch mit dem Collectivnamen angeführt hätte, ſondern wie es ſich gebührt hätte, in kleindeutſchen Namensproportionen: Reußgreiz — Reußſchleiz — Hildburghauſen — Sondershauſen — Waldeck — Lobenſtein u. ſ. w.!!

Die „vereinigten Staaten“ haben bis zu dieſer Minute noch nichts, nicht das Geringſte eingeſendet! Die Commiſſion will nun mit dem für ſie beſtimmten Platz nicht warten und ihn, wie ganz billig, unter die anderen Concurrenten vertheilen!

Der Felderraum, den Oeſterreich auf der Südſeite des Palaſtinnern einnimmt, iſt vortrefflich und zweckvoll ſituirt.

Dem Bilde der „équité“ gegenüber iſt ein zweites Glasmalereikunſtwerk mit der für die jetzige ſchreibſelige Zeit etwas ſpartiſch-peremptoriſch-naiven Unterſchrift:

„La France convie les nations à l'Exposition universelle.“

Die in ſo kurzer Ungebundenheit einladende „France“ ſitzt in einem goldenen Bienenmantel auf dem von zwei rieſigen Adlern überragten Thron und ladet mit der Hand alle Nationen ein, die ſich auch als luſtige, phantaſtiſche, manchmal nebelhafte weibliche Weſen ihr nähern. Zu den Füßen der „La France“ ſitzt „die Kunſt“ mit begeiſtertem Antlitz und „die Wiſſenſchaft“ mit Compaß und Globus. Das Bild iſt impoſant, doch hat der Regenhimmel noch keine günſtige Beſchauung zugelaſſen.

Ich habe dieſes Bild nun ſchon oft mit Wohlgefallen betrachtet, wie die France alle „Nationen“ einladet; einmal faßte mich der Muthwille und ich hätte ſie gerne gefragt, ob ſie auch jene einladet, die, wie Neſtroy ſagt, mehr „Volk“ als „Nation“ ſind?! —

Es genüge, hier noch eine kleine Skizze von dem „Hauptportale“ zu geben.

Vor allem frappiren das Auge die beiden rieſigen Piedeſtale mit ihren Säulen, welche ein herrliches Geſimſe tragen, mit dem kaiſerl. Wappen verziert. Ober dieſem Geſimſe erhebt ſich das Gipfelwerk, eine Gruppe von Figuren in übermenſchlichen Dimenſionen, natürlich auch „La France“, zu ihren Füßen wieder „die Kunſt“ auf der einen Seite, aber auf der andern „die Induſtrie.“

Wenn ich zwiſchen den beiden Damen wählen muß, zwiſchen der La France im Glasgemälde des Innern und der „La France“ von Stein vor dem Thore, ſo werfe ich mich der gemalten in die Arme. Die Strahlenkrone ob dem Haupt der „La France“ auf dem Hauptportal iſt von ſo plumpen Strahlen geformt, von Strahlen, die ſich wie dicke Schaufeln emporſträuben! Dieſer „Strahlenkranz“ ſagt zu dem „Lorbeerkranz,“ die die Figur in beiden Händen hält: „ich ſei, gewährt mir die Bitte, in euren Kränzen der dritte.“ —

Der Gedanke der ganzen allegoriſchen Gruppe iſt ſchön, iſt einfach erhaben, aber der Gedanke iſt etwas zu maſſiv conſtruirt worden. Das Basrelief unter dieſer Gruppe iſt eine Perſonification der Gewerbe, der Kunſt und Induſtrie und in der Mitte die Büſte Napoleons III., und unter dem Basrelief befindet ſich in großen goldenen Buchſtaben:

„Palais de l'industrie.“

Ausgezeichnet, eben ſo ſinnig als graciös ſind die allegoriſchen Compoſitionen auf den beiden Seitenfaçaden: „Nord“ und „Süd.“

In ihnen prangen auf Tafeln die Namen der Städte Frankreichs: „Marſeille,“ „Lyon,“ „Nantes“ u. ſ. w., und die Namen der berühmteſten Männer aller Zeiten und Völker; ich ſuchte mir natürlich nur meine Landsleute heraus: „Guttenberg,“ „Herſchel“ u. ſ. w. Auf den Façaden der übrigen Pavillons finden ſich auch die Namen berühmter Männer: „Mozart,“ „Gellert.“ Ueber das alles will ich noch näher Muſterung halten, ſo wie ich Mehreres bis zur wirklichen Eröffnung mir vorbehalte. Dieſe ſoll am 15. Mai vor ſich gehen, wird aber wahrſcheinlich eine bloße Formalität ſein, vor dem erſten Juni iſt kaum eine volle Ordnung denkbar, und vielleicht wird nach der „Ouverture“ etwas „relache“ wegen eingetretener Nicht-Eingetretenheiten.

Indeſſen verzehrt man ſein Geld en attendant, verzehrt man ſein Budget im voraus und von wem ſoll man ſeine dédommagements, ſeine Entſchädigung an Zeit- und Geldverluſt fordern?

Dieſer Gedanke iſt traurig, ich muß ihn mit einem Dutzend Auſtern und einem Glas chablis ertränken.

Paris, 8. Mai 1855.

Pianori iſt zum Tod verurtheilt worden. Wer geſtern in den Saal wollte, mußte queu machen wie beim Theater. Um 9 Uhr wurden die Thore geöffnet, nur wenige Karten wurden an Private wie ich bin vertheilt. Die Räume waren von der Elite der Pariſer Welt beſetzt, Frauen wurden gar nicht eingelaſſen; warum?

Nach 10 Uhr wurde der Angeklagte hereingeführt. Die allgemeine Neugierde gab ſich durch eine Bewegung wie das leiſe Rauſchen des Meeres kund.

Pianori's Perſönlichkeit iſt ganz unbedeutend; weder Romantik noch Schwärmerei, weder Heldenmuth noch Fanatismus, wegen Reſignation noch Trotz ſpricht aus dieſen ſtagnirenden Zügen, aus dieſer mittelgroßen Geſtalt, die ſich ohne Energie trägt, aus dieſem Mißwachs von Schnurbart, der ſich mit dem braunen Rundbart vereinigt; nur ſein Auge iſt kühn und ſein Blick frech.

Ruhig, ich möchte ſagen mit Apathie, läßt er ſeine Blicke auf das Publicum ſchweifen, gleichgiltig, gleichſam als ſände er es nicht des Anſehens werth, kehrt er ſeine Blicke davon wieder weg und die Verhandlung beginnt. Der Anklageact wird verleſen, er enthält die bekannten Daten über das von Pianori am 28. April begangene Attentat. Aus dem Ganzen theile ich hier ſummariſch die Biographie dieſes demokratiſchen Schuſters mit.

Eine Depeſche der franzöſiſchen Legation aus Rom vom

2. Mai gibt Folgendes an: Pianori iſt 32 Jahre alt, Schuſter, verheiratet, Vater von zwei Kindern. Ein politiſches Aſſaſſinat bewog ihn zu emigriren, ſpäter brach er aus den Gefängniſſen von Servia aus. Im Jahre 1849 diente er in den revolutionären Banden, welche gegen die Franzoſen kämpften. Nach mehreren Aſſaſſinaten und Verbrechen, die Pianori beging, kam er doch von Zeit zu Zeit von Genua, wohin er ſich flüchtete, zurück, um neue Verbrechen zu begehen.

Eine zweite Depeſche vom 5. Mai trägt nach, daß Pianori zu zwölf Jahren Galeere verurtheilt wurde wegen eines Aſſaſſinats.

Das ſind alſo die Antecedentien des Angeklagten.

Im Jahre 1854 begab ſich Pianori nach Marſeille, von da ging er unter dem Namen Liverani nach Lyon, von da nach Chalons ſur Saone, und von da nach Paris, wo er bis zum December blieb, dann nach London ging, wo er bis zu Ende März 1855 blieb, und um dieſe Zeit nach Paris zurückkehrte. Von dieſer Zeit an wohnte Pianori bei einer gewiſſen Michelet, Boulevard Pigale Nr. 40. Den ganzen Monat April verlebte Pianori ohne Geſchäft, ohne Arbeit, getheilt zwiſchen brütender Einſamkeit und liederlicher Schwelgerei. Der Morgen des Tages, an welchem er ſein fluchwürdiges Unternehmen ausübte, ſah in ſeinem Logis noch eine Orgie feiern.

Zwiſchen 5—6 Uhr geſchah, was wir Alle ſchon wiſſen.

Pianori läugnet nicht, doch findet ſich ein Widerſpruch, einmal will er den Kaiſer morden, weil er ihn und ſeine Familie brotlos machte, alſo ein perſönliches Motiv, das anderemal will er den Kaiſer ermorden, weil er ſein Vaterland unglücklich, Rom unglücklich gemacht hat.

Pianori läugnet feſt und beharrlich jede Conſpirations-Idee, er will durchaus als Einzelner und nicht auf Antrieb gehandelt haben. Alle Daten aber ſprechen dagegen. Seit 1849 treu der blutigen Fahne der Inſurrection, fand ihn der 28. April

1855 nur treu dem Syſteme des Mordes und der italieniſchen Demokratie, welchem er ſechs Jahre lang huldigte. In London, wo dieſer Herd der politiſchen Verbrecher den Meuchelmord nach allen Seiten des Feſtlandes ausſendet, in London weilte Pianori mehrere Monate, in London kaufte er die Piſtole, mit welcher er das Verbrechen beging. Von London bringt er auch die 2 anderen Piſtolen mit, welche man bei ihm fand, von London bringt Pianori auch das Geld mit, welches ihn in den Stand ſetzte, ohne Arbeit ein Wohlleben mit Debauche zu führen, ſich luxuriöſe Kleider und ein Dolchmeſſer anzuſchaffen.

„Pianori," ſo ſchloß die Anklageacte, „handelte nicht unter dem Einfluß einer *perſönlichen Feindſchaft*, entſchloſſener und *bezahlter Mörder*, war er nur der Arm jener Partei, die ihn mit Dolch und Piſtolen verſah, und die ihn auch mit Geld verſah."

Nach einem langen, aber unweſentlichen Zeugenverhör nimmt der General-Procurator Herr Roulland das Wort und ſagt: „Der Angeklagte Pianori hat dem Kaiſer nach dem Leben getrachtet, er ſelbſt bekennt das Verbrechen, er wollte, wie er ſelbſt ſagt, die Expedition nach Rom rächen, d. h.: „*die römiſche Demagogie beſiegt und verjagt durch die franzöſiſchen Waffen*."

In dem Geſtändniß dieſes Verbrechers, ſo fährt der General-Procurator ungefähr fort, hätte man, den Termes der Conſtitution zufolge, den Verbrecher an die haute-cour weiſen können, allein bei ſo einem *gemeinen Verbrecher*, der ſeine Doctrinen in Piſtolenſchüſſe überſetzt, bedarf's einer ſchnellen Juſtiz. Man wird vielleicht fragen, ſo fährt der Generalprocurator noch fort — und die Worte ſind inhaltsſchwer! — warum dieſes Verbrechen ſo ſchnell abgethan wird, ohne ſich erſt die Zeit mit Ergründung der Mitſchuldigen zu nehmen? Man berudige ſich, die wachſame Staatspolizei berührt mit ihrem Finger ſchon alle Jene, welche ſie im Intereſſe hat u. ſ. w.

Darauf nimmt der Advocat des Verbrechers das Wort, was er vorbringt, ſind Worte, die er an die Nachſicht der Jury, an die Gnade des höchſten Vollſtreckers richte.

Der Präſident fragt hierauf: „Pianori, ſtehen Sie auf, haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung hinzuzufügen?“

Pianori: „Non Monsieur.“

Die Jury zieht ſich zurück; nach 10 Minuten kommt ſie zurück und ſagt: „Auf Ehre und Gewiſſen, vor Gott und Menſchen, die Erklärung der Majorität der Jury lautet: „Ja, der Angeklagte iſt ſchuldig“.

Darauf verlieſ't der Greffier das Verdict, welches auf Todesſtrafe lautet.

Der Präſident ſagt: „Angeklagter, es ſtehen Ihnen drei Tage zum Caſſationsgeſuch frei.“

Pianori hört dieſe Worte mit jenem Phlegma an, mit welchem er eintrat, mit welchem er die ganze Verhandlung anhörte, und verläßt feſten Schrittes den Saal. Die Ruhe dieſes gemeinen Verbrechers, — denn ein ſolcher iſt Pianori, — ein alter, inveterirter Verbrecher, eine ſchlemmeriſche Beſtie, dieſe faſt frappirende Ruhe biegt ſo zu ſagen der Geſchichte und der pſychologiſchen Moralgeſchichte eine Paroli!

Dieſe Stoa, dieſe erhabene Ruhe, welche die Geſchichte dem Tode großer Individualitäten vindicirt, dieſe Ruhe, mit welcher Socrates den Tod trank, mit welcher Johanna d'Arc den Feuertod ertrug, mit welcher die Märtyrer ihrem Tod entgegenſahen, dieſe Ruhe und ſtoiſche Todesverachtung, welche man für die Kennzeichnungen eines großen Bewußtſeins, eines unbefleckten Gewiſſens hält, ſie zeigt ſich uns auch oft bei den verruchteſten Böſewichtern, bei den von allen Laſtern angefreſſenen Verbrechern, welche dem Galgen und Rad mit einer Philoſophie, mit der frappirenden Freudigkeit eines Märtyrertodes entgegengehen! — Was iſt die menſchliche Natur?!

Ein ganz gemeiner verruchter Mörder, dem die Sünde ein Gelüſte iſt und das Verbrechen ein Spielzeug, der ſich für Geld zur Blutthat vermiethet, der Gott und die Bibel und die Geſetze der Natur mit Füßen tritt, dieſer Menſch hält ſich vielleicht verpflichtet, einen verbrecheriſchen Eid zu halten, den er einer Rotte von Mitmördern leiſtete, ihre Namen zu verſchweigen?!

Dieſe Todesverachtung könnte eine Art von Glorie, von politiſcher Glorie um das Haupt eines ſolchen Königsmörders werfen, wenn ſie nicht auch bei Räubern und Mordbrennern und Vatermördern wohnte, welche wir mit einer Art von Seelenheiterkeit und Verklärung die Stufen der Leiter betreten ſehen, welche ſie über ihre Mitmenſchen erhebt.

Das Intereſſanteſte in der Verhandlung war für mich das Argument, mit welchem London und England als der Mittel- und Ausgangspunct dieſes und aller ähnlichen Attentate bezeichnet wurde, und mit welchen glühenden Redezangen der Redner feurige Kohlen auf die Situation des Landes ſammelte, welches geſtattet oder geſtatten muß, daß in ihm der Hexenkeſſel ſich einbürgert, in welchem Mord und Todtſchlag und Meuterei für alle Länder und Regierungen gebaut und verſendet werden.

Ich bin neugierig, welchen Nachklang dieſes Zuwälzen der Revolutionsbegünſtigung in den Londoner Blättern finden wird.

Ich glaube, dieſe Flocke Feuer, geworfen in das Coblenz der Revolutionsmacher, dürfte dort drüben nicht ohne Folgen bleiben.

Orleans, 9. Mai 1855.

An alle deutſchen „Jungfrauen von Orleans“ ledigen, verheirateten und neutralen Geſchlechtes.

Meine hoch- und niedergebornen Jungfrauen!
Hoch- und übergeſchätzte Johannen, Hannen und Hannchen!

Ich bin in Orleans, in der Stadt, die Euch in den Stand ſetzte, Euch „Jungfrauen von Orleans“ zu nennen, in der Stadt, in welcher geſtern am 8. Mai, als am Jahrestage der Einnahme von Orleans durch Johanna d'Arc (8. Mai 1429) die Enthüllung ihrer Statue gefeiert wurde, ein Feſt, welchem das Volk aus allen Gegenden Frankreichs zuſtrömte.

Ihr undankbaren deutſchen „Jungfrauen“ von Temesvár bis Poſen, die Ihr alle eure dramatiſche Siegeszeichen auf Orleans aufpflanzet; Ihr deutſchen Dramaturgen alle, die Ihr die große Heerde der Jungfrauen ſeit fünfzig Jahren weidet auf allen Bühnen Deutſchlands, nicht eine Seele von Euch iſt nach „Orleans“ gekommen, um ihren Dank zu der ehernen Statue niederzulegen! Wieder bin ich es ganz allein, der die deutſche Intelligenz, die deutſche Dramatik, die deutſche Schilleranbetung und die deutſche theatraliſche Jungfrauenſchaft in Frankreich vertreten muß, und ich bin von Paris nach Orleans gegangen aus Ehrfurcht vor den Manen Schillers und um zu den Füßen der bronzenen Hirtentochter den Dank niederzulegen, daß ich ſo viel „Johannen“ überlebt habe in meinem an Johannen ſo reichgeſegneten Vaterland!

Ach Ihr „Jungfrauen" alle aus Wien, Berlin, Reußgreiz, Reußſchleiz u. ſ. w., die Ihr mir ſicherlich mehr Vergnügen gemacht hättet, wenn Ihr „Eure Glieder nicht in Erz" und die Directoren gar nicht „geſchnürt" hättet, wenn Ihr eure „Bruſt nicht mit Stahl" und eure Rolle nicht mit Unſinn bedeckt hättet! Ihr Jungfrauen alle, die Ihr eure Heerden und Euren Herd verließet, um die Theater zu weiden, und die ich auf dieſer Weide oft weidlich durchweidete, wo wart Ihr, als man in „Orleans" die Statue eurer unſterblichen theatraliſchen „Gelegenheitsmacherin" enthüllte?

Ich habe wieder die Ehre der deutſchen Intelligenz gerettet, ich gab mich für den Abgeſandten aller „deutſchen Theater-Jungfrauen" aus, um in ihrem Namen an der Feſtivität Theil zu nehmen.

Einem Poeten ſtehen zwei Wege von Paris nach Orleans frei, die „Phantaſie" und der „Expreß-Train," man braucht aber keine gar zu lebhafte Phantaſie, um mit ihr ſchneller als mit dem „Expreß-Train" zu fahren, welcher in „zwei Stunden" nach Orleans gehen ſoll, aber in Wahrheit vier Stunden hingeht!

Meine Phantaſie iſt alſo in jedem Fall geſchwinder und — wohlfeiler.

Das Feſt zu Orleans dauerte drei Tage.

Das Feſt zu Orleans war kein „Provinzialfeſt," es war ein „Nationalfeſt." Johanna d'Arc iſt eine Heldin der Nation, ſie iſt ein Blatt Geſchichte, ein Lorbeerzweig, ein Triumphgeſang von ganz Frankreich. Die Geſchichte und die Legende, die Lorbeerkrone und die Märtyrerkrone, das Epos, das Drama und das Lied, die Bühne und die Kanzel, die Begeiſterung und der Glaube, die Poeſie und die Religion haben ſich ihrer bemächtiget, um ſie unſterblich, ewig lebendig im Volke zu erhalten.

Orleans war daher bei dieſem Feſte ein Mittelpunkt des romantiſchen und geſchichtlichen Frankreichs. Nach Orleans kamen zu dieſem Feſte die Einwohner der Ufer der „prächtig dahinſtrömenden Loire,“ die Bewohner von „Rouen,“ dem Theater ihres Flammentodes, und die Bewohner der Gegenden alle, welche ſie mit ihrer Fahne auf dem Befreiungszug nach Orleans durchzog, die Bewohner von „Vaucouleurs“ — „Troyes“ — „Reims“ — „Poitiers“ — „Tours“ u. ſ. w.

Sonderbare Laune des Zufalls, dieſes größten Ironikers der Geſchichte! Im Jahre 1855, wo in Paris die „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ gefeiert wird, dieſes jüngſte Kind der Laune der franzöſiſch-engliſchen Allianz, wird vier Stunden davon in Orleans ein Feſt gefeiert, das die Heldin illuſtrirt, welche die Engländer in Frankreich beſiegte, ſo daß nie wieder ein „engländiſch Roß aus den Quellen der Loire trinken ſollte!“

Das Feſt dauerte eigentlich drei Tage, aber ich rede nicht von dem Sonntag, an welchem ein „Feſt-Concert-Monſtre“ ſtattfand! Ein Concert, in welchem die Zwiſchenpiecen ſchon aus „Cantaten“ und „Symphonien“ beſtanden! Und welche Cantaten! Und welche Symphonien! Und welche Execution!

„Ha, dieſe Töne! wie zerreißen ſie mein Ohr!“

Und der Concertſaal in der „Halle au blé!“ wo der Wind von vier Seiten und aus allen Löchern pfiff und der Regen an die Linnen und „Blachen“ ſchlug, welche den Ton, der an ſie kam, wie naſſes Geplätſcher wiedergaben, und die „Cercleſitze,“ wo man zu der Muſik mit Zähneklappern accompagnirte! Und in dieſer Halle umarmten ſich diſſonanzenſelig „Moſes“ und „Lucrezia,“ „die Sonnambula“ wandelte Mitternacht, und um $2^{1}/_{2}$ Uhr ging der Morgen über der „Schreiberwieſe“ auf, und noch daneben das Concert, welches um 8 Uhr Abend begann, und in welchem man blos zur Erhaltung mehrere

„Becherl Cantaten“ und „Symphonie-Hohlebippen“ herumreichte!

Wenn ich mich je an einer deutſchen „Jungfrau von Orleans“ kritiſch verſündigte, wenn ich je einer deutſchen Johanna den Küraß etwas heruntergeriſſen habe, ſie iſt gerächt!

Von 8 Uhr bis halb 3 Concert!

Von dieſen Leiden ſchweige ich, denn ich wurde vollkommen am andern Abend entſchädigt. Da fand der Glanzpunct des Feſtes ſtatt: Die „Fackel-Cavalcade,“ welche den Einzug von Johanna d'Arc in Orleans und die Befreiung von Orleans durch dieſelbe darſtellte.

Dieſer hiſtoriſche Zug wurde von den vorzüglichſten Künſtlern Frankreichs organiſirt und der Eindruck deſſelben war impoſant, unvergeßlich. Zwei Stunden lang bewegte ſich dieſes prachtvolle, lebendige, wandelnde geſchichtliche Tableau, übergoſſen von Fackel- und Flammenlicht, durch eine dichtgedrängte Volksmaſſe, unter Glockengeläute und Kanonendonner, begleitet von dem Enthuſiasmusruf der Menge!

Ein Stück Geſchichte ſtieg aus dem fünfzehnten Jahrhundert heraus, um mit ſeinen Helden, mit ſeinen Erinnerungen, mit ſeiner Romantik in dem goldenen Rahmen der Perſonification an der Gegenwart vorüberzuſchreiten, um in ihre Proſa, in ihre Blaſirtheit, in ihre Materialität einen Traum voll Poeſie, eine Handvoll Begeiſterung, einen Athemzug von alter Ritterlichkeit und Minne zu bringen. Die Täuſchung war complet, die Illuſion wurde Wahrheit!

Welcher Enthuſiasmus! „Vive la Pucelle!“ Da kömmt ſie die Heldin, die Hirtin, die Befreierin, die Märtyrerin! — Da kommt „Dunois“ der Held und der „Baſtard,“ der Sohn der Liebe und „der ſich nach ihr nennt!“ — Da kommt „La Hire,“ da „le Sire de Beaugency,“ da „Baudricourt,“ der „fünfzehn Fähnlein aufbrachte, lothringiſch Volk;“ dann „Jean de Broſſes“ und „Armagnac“ und „Chabannes“ und die ganze Ritterſchaft, deren Namen Clio vom Schlachtfeld pflückte und in ihre ehernen Tafeln einſchrieb!

Und nach dieſem Stück Weltgeſchichte, von Kunſt, Glaube und Pietät in die Gegenwart hineingetragen, kam das intereſſante „postscriptum“ jenes romantiſchen Heldenzuges; einige Abkömmlinge jener Familien, die ſich bei der Belagerung von Orleans auszeichneten, wohnten dieſer Cavalcade bei und mit tumultariſchem Enthuſiasmus begrüßten die Orleaneſer die Wappenſchilde jener Ritternamen, welche ganz allein zehn Generationen überlebt haben.

Die Enthüllung der Statue ging glücklich von Statten. Es hatte faſt den ganzen Tag geregnet, allein der Himmel iſt ein gnädiger Herr, derſelbe Himmel, der ſo gefällig iſt, faſt immer zu lächeln, wenn ein Einzug u. ſ. w. iſt. Der Himmel, welcher ſich ſtets in blau und weiß kleidet, wenn das Münchner Octoberfeſt gefeiert wird, damit die Journaliſten ſagen können, der Himmel ſelbſt zog in dieſem Augenblicke die bairiſche Farbe an; der Himmel, der ſo gütig iſt die Wolken vom Himmel zu fegen, wenn auf der Erde ein Volksſpectakel ſtattfindet, der Himmel ſendete auch heute einen Sonnenſtrahl durch die plötzlich zerriſſenen Wolken auf die enthüllte Erzſtatue der Jungfrau von Foyatier.

Der große Platz von Orleans war ſuperb für dieſe Ceremonie hergerichtet, und die Journale von Orleans haben heute auch nicht verfehlt zu erzählen, daß ein Sonnenſtrahl — „comme par miracle“ — kam, um die Inauguration mit zu feiern.

Die Statue ſelbſt macht einen ſchönen, doch keinen impoſanten Eindruck!

Der Eveque Mgr. Dupanloup hielt eine Dankrede der Johanna d'Arc, die den Stempel der Nicht-Improviſation an der Stirne trug, ſo geziert war das Wort, ſo parfumirt war die

Salbung des Vortrags. Er vindicirte die Jungfrau von der Geſchichte für die Legende, als eine Heilige, und das iſt nichts als billig, denn die Kirche hat ſie gleichgiltig dem Flammentod überlaſſen, um ſie des Märtyrerthums würdig zu machen.

Dem Feſte im Hotel de Ville konnte ich nicht beiwohnen. Ich verließ Orleans, doch ging ich noch einmal, um von der bronzenen Johanna d'Arc Abſchied zu nehmen, von ihr welche ihr Vaterland dem Scheiterhaufen überlieferte, von ihr welcher der geiſtreichſte Dichter Frankreichs, Voltaire, die Dulderkrone vom Haupte riß, um dasſelbe mit dem Schutz einer unkeuſchen und unfrommen Dichterphantaſie zu umgeben, von ihr endlich, die nur von dem edelſten deutſchen Dichter, von Schiller, mit feurigen poetiſchen Armen aus den Flammen des Scheiterhaufens emporgetragen wurde, verklärt im Strahlenkranz der Poeſie und der heiligen Sendung, zu den Sternen, die hereinleuchten in die Zukunft und in die ſpäteſte Nachwelt!

Johanna d'Arc iſt für Frankreich geſtorben, Frankreichs Staat hat ſie verbrennen laſſen, Frankreichs Poeſie hat ihre Manen geſchändet, dem Genius der deutſchen Poeſie war es vorbehalten, ihr den Heiligenſchein der himmliſchen, unbefleckten Sendung um die leuchtende Stirn zu flechten.

Die Statue der Jungfrau von Orleans ſteht in Orleans, die Glorie, die Unſterblichkeit, die poetiſche Erſcheinung der „Jungfrau von Orleans“ ſteht in der deutſchen Literatur ſtrahlend, glänzend, rührend, ſittlich fromm und menſchlich mild, und dieſes Denkmal in der deutſchen Literatur wird alle Bronzeſtatuen in Orleans und Rouen u. ſ. w. überdauern, und der Statuaire dieſer deutſchen Statue der „Jungfrau von Orleans“ heißt:

Schiller!

Paris, 16. Mai 1855.

Geſtern wurde der Janustempel des neunzehnten Jahrhunderts, der Friedenstempel der Völker, der Induſtriepalaſt eröffnet, und ein „Friedenstempel" muß es ſein, trotz Kriegsgetöſe und Schlachtendonner, denn der Kaiſer antwortete auf die Eröffnungsrede des Prinzen Napoleon die inhaltklingenden Worte:

J'ouvre avec bonheur ce temple de la paix qui convie
tous les peuples à la concorde!«

Alſo wir begrüßen dieſe Inauguration mit den Schlußworten der Schiller'ſchen „Glocke":

„Friede dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute!"

Geſtern um 10 Uhr Morgens öffneten ſich die Thore und Eingänge dieſes trojaniſchen Roſſes, in deſſen Bauch Frieden, Eintracht, Brüderlichkeit aller Völker, Länder und Menſchen ruhig liegen wie Drillinge im Mutterleib; ganz Paris erinnerte an Goethe's „Hermann und Dorothea«:

„Iſt doch die Stadt wie ausgeſtorben!«

Alles zog, ging, lief, ritt, fuhr nach dem Induſtriepalaſt. Die „Sonne von Auſterlitz," welche noch immer mit dem Aufgehen vor Sebaſtopol beſchäftigt iſt, ließ ihre Strahlen nicht auf die gläſerne Kuppel dieſes Wunderbaues fallen; der Regengott ſchien ſich beſonders für die einſtige groß tragiſche Künſtlerin zu intereſſiren, welche unter ihrer Lorbeerkrone einen Regenſchirm-Tempel für alle begoſſenen Nationen der Welt errichtete.

Um 10 Uhr wurden die Räume dem Publicum, welches mit Adminiſtrationskarten verſehen wurde, geöffnet und um halb 11 Uhr waren alle Gallerien, alle Tribunen, alle Eſtraden überfüllt: eine Füllung, die nicht ohne deutſche Rippenſtöße in entente cordiale mit engliſchen „Goddams!“ und in intimer Allianz mit franzöſiſcher Ellenbogenſprache abging.

Der Anblick des Tranſepts in dieſem Augenblick war großartig, ein Eindruck, den zu beſchreiben unmöglich iſt!

Doch wir haben Zeit, die Dinge zu beſchreiben, wenn es auch der farbenreichſten Feder nicht möglich wäre, den Eindruck zu ſchildern, das Feenhafte dieſes lebendigen Dramas mit Tableaux, Gruppirungen, Decorationen und Zauber-Ausſtattungen wiederzugeben. Von 10 bis 1 Uhr, um welche Zeit der Kaiſer kommen ſoll, ſind drei Stunden, wir wollen unſere Feder ſpazieren führen.

Reichen Sie mir die Hand, ein Spaziergang durch dieſen Palaſt iſt ein Spaziergang durch die Welt, eine Promenade durch das Univerſum, ein Handlanger mit allen Völkern der Erde; ſogar die „Menſchenfreſſer“ fehlen nicht, denn es ſind Augen da, die Einen lebendig zu verſchlingen drohen.

Hier im rez de chaussée, grade dem Haupteingange des Central-Pavillons gegenüber, in jenem Raum, welchen die „vereinigten Staaten“ ſo gütig waren bis zu dieſem Tage unausgefüllt zu laſſen, erhebt ſich der Thron und Thronhimmel aus rothem Sammt mit der kaiſerlichen Krone, unter welchem drei Fauteuils bereit ſtehen.

Rechts und links und vor dem Thron ſind die Plätze für die Hofdamen, des Senats, des geſetzgebenden Körpers, des Stadtrathes, der kaiſerlichen Commiſſions-Mitglieder, der Jury, der fremden Commiſſäre u. ſ. w.

Zu beiden Seiten dieſes reſervirten Raumes bauen ſich die Ausſtellungs-Wunder aus, inſoweit ſie bis jetzt enthüllt und ſichtbar ſind.

Am Schiff des ganzen Gebäudes läuft eine Namens-Tabelle herum, welche die Nationen benennt —

„Die Namen der Menſchen und Gäſte,
Die ſtrömend wallen zu dem Völker-Feſte!“

Hier ſehen wir den Namen England 10mal, Frankreich 22mal, Oeſterreich 4mal, Hannover, Preußen, Sachſen u. ſ. w. einmal.

Sie wundern ſich, den Namen Rußland nicht zu finden? Ich theile dieſe Verwunderung mit Ihnen, und das umſomehr als Prinz Napoleon in ſeiner eloquenten Anrede an Se. Maj. den Kaiſer die intereſſanten Worte ſprach:

„Wenn die Induſtriellen Rußlands, den allgemeinen Regeln ſich unterwerfend, ſich eingefunden hätten, wir hätten ſie ebenfalls zugelaſſen, um die Demarcation genau zu beſtimmen, welche zu etabliren iſt zwiſchen den ſlaviſchen Völkern, die gar nicht unſere Feinde ſind, und dieſem Gouvernement, deſſen civiliſirte Nationen das Uebergewicht erkämpfen ſollen.“

Es wäre gewiß intereſſant geweſen, wenn wir hier zwiſchen „Hannover“ und „Preußen“ auch „Rußland“ hätten prangen ſehen, mit ſeinen Induſtrie-Erzeugniſſen, als da ſind: „Dampf-Circular-Depeſchen“ — „Ultimatums aus Juchten“ — „Ukaſe aus Vull“ — „Punkte aus Caviar“ u. ſ. w.

Die Capitäler ringsherum waren mit den Wappen und Fahnen aller Städte Frankreichs und der andern Nationen mit ihren Landesfarben geſchmückt.

Doch das Tranſept füllt ſich mit Uniformen, mit Gallagewändern, mit Großwürdenträgern, mit Magiſtraturen, es iſt Zeit, zurück auf ſeine beſtimmte Gallerie zu gehen, wenn das noch möglich iſt.

Ich habe glücklich meinen Platz wieder erreicht, ſetze mich an der Baluſtrade zwiſchen meinen beiden Damen nieder, dem Himmel dankend, nach dieſem Kreuzzug einen Ruhepunkt gefunden zu haben, allein »l'homme propose et l'inspecteur dispose!« — auf einmal kömmt ein Inſpector und zeigt an, daß alle Herren ſich entfernen müſſen, ganz in den Hintergrund! Horreur!

Anfangs Gemurmel, dann Murren, dann lauter Ausbruch des Unwillens! Die Damen beſtehen auf ihre Ritter, die Ritter beſtehen auf ihre Damen und auf ihre Plätze, bloß eine näſelnde Engländerin ſagte in beefſtakesblutigem Franzöſiſch: »Je vouuns rémerciames o nomme de wfemmes,« — worauf ihr eine neben mir ſitzende Dame erwiederte: »Oui Madame, vous remerciez au nom des femmes, mais pas au nom des dames!«

Ein Deutſcher aber, es iſt wahr, er kömmt ſelten zu einem guten Platz, hat er aber einmal einen bekommen, ſo bringt ihn kein Inſpector, kein Commiſſär, nicht einmal die Unzufriedenheit ſeiner Regierung mehr von ſeinem Platz ohne halbe Penſion und einen Orden oder Titel zum Zeichen der Zufriedenheit! Alſo wir Deutſche, wir waren nicht geſonnen, Platz zu machen, wir ließen den Inſpector ſchreien, ſchrieen wieder, und es blieb — beim Alten!

Indeſſen unterbricht der Donner der Kanonen den Lärm der ſich Niederſetzenden, es wird ein Uhr, der Prinz Jerome Napoleon, umgeben von ſeinem General-Secretär, begibt ſich nach dem großen Eingang, die Tambours treten in Thätigkeit, die Muſik ſpielt die Arie: »de la reine Hortense.«

Der Hof erſcheint. Die Majeſtäten werden mit großem Zuruf empfangen, nachdem ſich der Kaiſer ſetzte, die Kaiſerin zur Linken, die Princeß Mathilde zur Rechten, hält Prinz Napoleon die ſchöne und inhaltsreiche Eröffnungsrede. Dieſe

Rede kann, wie der „Moniteur“ ſich ausdrückt, als Vorrede zur Geſchichte dieſer Induſtrie-Ausſtellung von 1855 gelten.

Obwohl Vorreden, wenn ſie gut ſein ſollen, gewöhnlich erſt nach Vollendung des ganzen Werkes von dem Autor geſchrieben zu werden pflegen, ſo trägt dieſe Vorrede doch den Stempel eines vollendeten Gedankens in ſich, und der Gedanke iſt eigentlich das Werk und nicht die Worte, nicht die Capitel, nicht die Seitenzahl, nicht der Styl und die Färbung. Die Pariſer Induſtrie-Ausſtellung vom Jahr 1855 iſt ein Gedanke, ein Gedanke, welcher in dieſer Geſtaltung, in dieſer Ausdehnung, in dieſer welthiſtoriſchen Bedeutung, wie die Minerva gepanzert mit Schild und Schwert, aus dem Haupt des Kaiſers Ludwig Napoleon entſprungen iſt.

Es iſt ein Weltgürtelgedanke, er umfliegt den Erdball, er ſchifft durch Meere, er umrennt die Pole, er verbrüdert Nationen und vereinigt den Genius der Induſtrie, den Genius der Intelligenz mit dem Genius der Vervollkommnung, der Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft im Allgemeinen.

Der Gedanke dieſer Weltinduſtrieausſtellung iſt die Verſchwiſterung der Theorie mit der Praxis, die Vermählung des Geiſtes mit der Materie, die Gleichberechtigung des Verſtandes mit der Arbeit, das Verſchmelzen der Akademie mit dem Atelier, das Handinhandgeben der abſtrakten Wiſſenſchaft mit der Application des Handwerkes, das Secundiren der ſchönen Künſte bei dem Duell der Erfindungen und Entdeckungen auf dem Felde der Gewerbe und Production, endlich iſt dieſer Gedanke des Kaiſers Napoleon die geniale Initiative einer intimen Reunion aller Kräfte, Bewegungen, Fortſchritte, Sympathien, Beſtrebungen und Forſchungen des Geiſtes und der geiſtigen Thätigkeit mit den Ergebniſſen und Erinnerungen der materiellen und induſtriellen Kräfte in dem Gebiete der Concurrenz und edler Rivalität in dem Reich der Vervollkommnung alles deſſen, was die menſchliche Thätigkeit mit Hilfe von Arbeit, Fleiß, Nachdenken, Ausdauer, Verbeſſern und Erfinden zu leiſten im Stande iſt, um daraus das Facit der Vergangenheit zu ziehen und die Perſpective zu eröffnen, was die Zukunft für große Segnungen für Kunſt, Geiſt, Wiſſen und Induſtrie zum Behuf der menſchlichen Glückſeligkeit in ſich trägt, wenn man dieſer Zukunft mit Vertrauen, mit Eintracht, mit Zuſammenwirkung aller geiſtigen und phyſiſchen Kräfte der Menſchheit überhaupt entgegenſieht, und von dieſem Gedanken ausgehend hat auch der Kaiſer heute geſagt: »Ich eröffne den Friedenstempel!«

Dieſen Kaiſergedanken hat der Prinz Jerome Napoleon in ſeiner Inaugurationsrede mit Geiſt und Eloquenz reſumirt und wiedergegeben.

Daß dieſer Gedanke in dieſem Augenblick von der Maſſe anderer Gedanken durchkreuzt und durchſchnitten wird, iſt natürlich!

Jeder Gedanke an und für ſich iſt ſchon ein Proteſt! Der Menſch kann nicht denken ohne zu proteſtiren, denn denken heißt etwas Neues ſchaffen, und Neues iſt immer eine Proteſtation gegen das Alte und findet alſo immer wieder Proteſte in den Leuten und Gedanken, die mit dem Alten alt geworden ſind, oder die glauben, ſich in dem Alten, durch das Alte jung zu erhalten! Ein Irrthum, der ſchon großes Unglück über Völker und Individuen hervorgebracht hat.

Dieſer große Kaiſergedanke, welcher im Grunde allen Nationalitätunterſchied aufhebt und das Band der allgemeinen Humanität proclamirt, dieſer Gedanke, welcher alle Völker als ein Individuum betrachtet, welches unter dem Horizont von Eintracht, Frieden, Induſtrie und materieller Vollkommenheit und geiſtiger Behaglichkeit einer glücklichen Completation entgegenreifen ſoll, wird gerade in dieſem Augenblick die und da von Gedanken durchkreuzt, die in brennender Oppoſition mit denſelben ſtehen, von Gedanken an die Integrität der verſchiedenen Nationalitäten, von Gedanken und Principien, welche die ſtrengſte Abſonderung der Nationalitäten predigen, die Wiederbelebung von Nationalitäten, von welchen die Geſchichte beweiſt, daß ſie nicht im Stande waren, eine Nationalität für ſich zu behaupten, von Nationalitäten, die keine Wiederbelebungselemente in ſich tragen.

Welcher auffallende aber durchaus nicht unbegreifliche Contraſt der Gedanken in dem Moment der Eröffnung des Induſtrie-Palaſtes, wo der prononcirte und illuſtrirte Gedanke der Einheit aller Völker gerade von den ſchreiendſten Gedanken der Nationalitäten-Diſtinction unterbrochen wird!

Ich will die Erörterung dieſes Zwieſpaltes der Natur in dem Hauſe Oerindurs auf eine meiner ſpäteren Betrachtungen aufſparen und heute mich blos auf das Feſt der Eröffnung beſchränken.

Nachdem der Kaiſer geſprochen, bewegte ſich der ganze Hof in den Räumen des Induſtriepalaſtes umher, um die ſchon enthüllten Gegenſtände in Augenſchein zu nehmen. Auf dem ganzen Rundgang wurden der Kaiſer und die Kaiſerin von den lebhafteſten Zurufen des Enthuſiasmus begrüßt, und waren der Gegenſtand des höchſten Intereſſes für uns Fremde.

Meine holden Leſerinnen ſehen mir gewiß ſchon auf die Finger, und erwarten mit Begierde die Schilderung, die ich ihnen von der Kaiſerin der Franzoſen machen werde, von dieſer ſchönen, geiſtreichen, reizgegürteten Kronenträgerin, von welcher ſo viel mit Begeiſterung geſprochen, geſchrieben und geſungen wird, allein damit will ich noch warten, ich will keinen flüchtigen Eindruck ſchildern, ich will nicht einen vorüberfliegenden Lichtſtrahl recrutiren, um aus ihm ein Bild der Sonne zu entwerfen; ich werde mir Mühe geben, die Kaiſerin ſo oft zu ſehen als möglich, um ihre Phyſiognomie mit der Tiefe eines Lavaters, mit der Forſchung eines Philoſophen, mit der Freude eines Blumenfreundes und mit der Anſchauung eines Poeten zu ſtudieren und dann meinen Leſern ein Bild von ihr, d. h. den Eindruck dieſes Bildes zu ſchildern. Ich bin recht unglücklich! Man hat mir geſagt, das „Gymnase dramatique“ ſei ihr Lieblingstheater, ich habe deshalb drei Mal „le demi-monde“ beſucht, dieſe „halbe Welt,“ die gottlob bei uns in Wien fehlt und gottlob auch die Poeten, die ſo intim mit ihr ſind, um ſie ſo in Lebenswahrheit zu ſchildern, — aber niemals war ich ſo glücklich, die Kaiſerin zu ſehen. Aber ich hoffe, die Götter des Zufalls werden mir noch günſtiger geſtimmt werden.

Um aber meine Leſerinnen nicht ganz mit ungeſtillter Neugierde zu entlaſſen, theile ich ihnen mit, daß die Kaiſerin grün gekleidet war; ein ſeidener Frühling um einen lebenden Frühling; eine Roſe, aus der grünen Knoſpe hervorbrechend. Die Prinzeſſin Mathilde war weiß gekleidet.

Iſt dieſe Detailbeſchreibung nicht ein Wunder aus dem Munde eines deutſchen — Gelehrten? Doch nein, gottlob, ich bin kein Gelehrter, ich bin ein Poet, für mich ſind Sonnenſchein, Frauenſchönheit, Blumenglanz, Grazie, Anmuth und Würde die intereſſanteſten Gegenſtände in der Weltausſtellung der Natur und deshalb ſprach ich von der Kaiſerin Eugenie und ihrer Toilette.

Um 3 Uhr war Alles zu Ende und die Rückfahrt des Hofes war eben ſo brillant und brupanter wie die Ankunft.

Während der ganzen Ceremonie war das Tranſept von allen Arbeitern geleert, blos in dem Raum der öſterreichiſchen Expoſans waren Wächter und Aufſeher geblieben, und dieſe beſondere Exception hat man der Thätigkeit, der unermüdlichen Sorgfalt, der Energie des Herrn Dr. Schwarz, welcher die öſterreichiſchen Ausſtellungsgeſchäfte dirigirt, zu verdanken. Herr

Schwarz iſt die Vorſehung für uns Oeſterreicher! Aber eine Vorſehung ohne alle Laune und Verdrießlichkeit! Eine ewig wahre, ewig dienſtfertige, ewig umherwandelnde, ewig in Anſpruch genommene und ewig liebenswürdige, zuthunliche, alle Wünſche berückſichtigende, allen Anforderungen genügende Vorſehung! Herr Schwarz iſt das primum movens des öſterreichiſchen Expoſitions-Körpers! Tag und Nacht wirkſam, zu jeder Stunde für Jedermann bereitwillig, mit aller Aufopferung das Ganze organiſirend, das Intereſſe jedes Einzelnen wahrend, aufrechthaltend, ja oft auch erkämpfend, das iſt die Aufgabe dieſes unſeres Genius! O Du armer Genius, Genius von Deutſchen zu ſein iſt ein undankbares Geſchäft!

Concert im Salon Herz.

Ein Concert in Paris! Vox clamantis in deserto! Ein Concert in Paris! Ahasver, der nie ſtirbt und nie lebt! Künſtler ohne Publicum! Töne, die keine Ohren finden; Pianos ohne Echo, Lieder ohne Worte und ohne Lauſcher; Violoncellos für die Einſamkeit; Harfen-Davids, die ihren Saul ſuchen; Gasflammen, die in das Leere hinausflackern!

Concertbillette! Mit dieſen Anweiſungen auf vier verlorne Stunden in irgend einem salle des pas perdus entledigen ſich die hierwohnenden Deutſchen ihrer „devoirs“ gegen die Fremden, die ihnen empfohlen ſind! Dieſe Hoſpitalité, vor welcher jeden ehrlichen Deutſchen der Himmel bewahren möge, hat ihren Grund darin: Gewiſſe Familien müſſen „Concertbillette“ nehmen, c'est de rigueur! Die Künſtler kommen in ihre Salons, id est: Holzkammerl mit rothem Sammt ausgeſchlagen, — und arbeiten da an jenen Abenden, an welchen die Frau „empfängt.“ Inſtrumente! Der Eine arbeitet Piano, der Andere arbeitet

Vielen, der Dritte arbeitet „du chant,“ d. h. er thut als ob er eine Stimme hätte, und die Gäſte, die thun als ob ſie was gegeſſen hätten, thun nun auch als ob ſie was gehört hätten und finden es „charmant!“

Dieſe ſechs Concertbillette alſo, welche in eine ſolche deutſch-pariſer Familie hineinfallen wie eine Einquartierung, dieſe werden wieder von dieſer Familie, die um keinen Preis ſelbſt ins Concert geht, den Herren étrangers verſetzt, die dieſer Familie empfohlen ſind! Anſtatt Gaſtfreundſchaft Concertbillette! Ich habe gleich zwei Tage nach meiner Ankunft in Paris der Seelenwanderung ſolcher zwei Concertbillette beigewohnt!

Zuerſt wurden ſie mir zugeſendet von einer Familie, an die ich mit den enthuſiaſtiſchſten Worten empfohlen war!

Ich dachte an das Tableau in dem Induſtriepalaſt:

„L'équité préside à l'accroissement des échanges!“

Die Gleichheit präſidirt beim Austauſch von deutſcher, biederer, herzlicher „Gaſtfreundſchaft“ gegen Concertbillette!

Ich danke avec une portion großer Rührung! Mittags beſuchte ich eine andere angekommene deutſche Familie, da kamen dieſelben von mir beſorbten zwei „Concertbillette,“ um daſſelbe Tauſchgeſchäft mit dieſer Familie abzuſchließen; dieſe Familie refüſirte ebenfalls. Nachmittags um 6 Uhr bin ich bei zwei Wienern, die auch vor ein paar Tagen ankamen, um ſie zu Tiſch abzuholen, da kamen dieſelben zwei armen wandernden „Concertbillette“, um zu verſuchen, ob ſich bei dieſen beiden unſchuldigen Fremden das Tauſchgeſchäft machen ließe: aber auch da wurden dieſe „Concertbillette“ mit derſelben Hochachtung refüſirt, die man in Paris den „Concertbilletten“ überhaupt angedeihen läßt!

Die zwei Concertbillette dauerten mich in tiefſter Seele! Sie wanderten raſtlos hin und her!“ Die arme Familie, für welche ſie eigentlich gewachſen waren, mußte ſie vielleicht doch ſelbſt verbrauchen, wenn ſich nicht doch noch ſpäter Abends ein „Empfohlener“ fand, den man mit denſelben anſchmieren konnte!

Wenn ich alſo bei dieſen Concertverhältniſſen dennoch von einem „Concert“ ſpreche, ſo können ſich meine Leſer denken, daß es kein gewöhnliches Concert iſt, daß es ein „concert conceptionnel,“ ein „concert exquis,“ ein „concert primeur“ iſt.

Eine Harfe! Mon dieu! bon dieu! Eine Harfe! — Eine Harfe an und für ſich iſt eine echte Deutſche! Sie gibt nicht eher einen Ton von ſich, bis ſie mit Füßen getreten wird! Die Treterin aber war heute auch eine Deutſche! Sollten mir meine Wiener Freunde die Harfe nach Paris nachgeſchickt haben? Nein, ſo herzlos iſt in Wien nicht einmal der blutigſte Feind! Jemand von einer Harfe verfolgen laſſen! von einer Pedalharfe! Nein, das thut kein Wiener.

Und eine Harfe, die nicht von zwei Händen geſpielt wird, deren jede im Beſitz iſt von fünf Fingern, wie ſie Laura hatte, wenn Petrarca kein Maulmacher iſt:

„Son cinque perle oriental colore“

Und eine Harfe, die nicht von zwei Füßchen getreten wird, die wie der zweite Petrarca, M. G. Saphir, von einer ſeiner Lauren ſagt:

„Sie iſt ein griechiſches Epigramm und ihr Fuß die reizende,
kleine Pointe daran!“

Und eine Harfe, die ſich nicht an eine Schulter anlehnt, die eine Schulter von denen iſt, von welchen ein großer Improviſator ſang:

Nacken, Schultern, Hals und Arm
Alabaſter, aber ſchwellend, üppig, warm.

Und eine Harfe, die nicht von dieſen drei Dingen geſpielt wird, iſt nicht werth, daß ſie einmal vor einem tollen König geſpielt wurde.

Paris, 29. Mai 1855.

Das univerſelle Veſicatorpflaſter auf den breiten Rücken des Zeitgeiſtes gepickt, die „Welt-Induſtrie-Ausſtellung,“ hat die große Blaſe noch nicht gezogen, die man erwartet, und bis dieſe Blaſe ſo groß ſein wird, daß ich ſie zum Aufſtechen reif finde, werde ich meine ausführlichen Berichte darüber ſuſpendiren und inzwiſchen ein Bischen Kunſt, Kritik und Literatur treiben.

Ach, was koſtet uns dieſe allgemeine Expoſitions-Cholera, welche überall hier graſſirt!

Will man einen Regenſchirm kaufen, ſo wird ein Regenſchirm gezeigt, der beſtimmt iſt „à l'exposition,“ den man aber nicht abgeneigt iſt doch zu verkaufen; begehrt man eine Cravatte, ſo bekommt man eine Cravatte, die „à l'exposition“ gemacht worden iſt; wenn man einen Ohrlöffel wünſcht, ſo iſt grade noch ein Ohrlöffel da, der für die „Exposition“ beſtimmt iſt!

Vor dem 15. Juni „kömmt es zu nichts“ in dem Tranſept! Aber indeſſen ißt, trinkt, fährt, ſchläft man für die Expoſition. Man glaubt, die „Induſtrie“ ſei nicht poetiſch, es gibt Leute, welche behaupten, der Gedanke der Induſtrie-Ausſtellung ſei zwar ein großer, ein mächtiger, ein folge- und ſegenreicher, aber kein dichteriſcher, kein begeiſternder! — Unſinn!

Hr. Méry, der Alles in den Kreis ſeiner allzeitbereitwilligen Poeſie zieht, den Patriotismus und die Comeſtibles, die Liebe und die Agricultur, hat auch das Tranſept mit einer Aureole von Verſen umgeben, und „Verſe“ ſind ja „Dichtung!“

Ich wurde vom Präſidenten des „cercle de l'exposition“ zu der Inauguration dieſes „Cirkels“ geladen und Herr Méry las ein „Inaugurationsgedicht“ des „cercle de l'exposition“ vor, mit „chaleur“ und „verve.“

Ich war ſehr begierig, mit welchen poetiſchen Strahlen man die an und für ſich höchſt ſchätzenswerthe und bewundernswürdige Expoſition vergolden könnte und theile hier blos einige Verſe aus dieſer Induſtrie-Dithyrambe, aus dieſer „Gewerbsfleiß-Ode“ mit. — Der Anfang iſt geographiſch-poetiſch:

„Venez de Liverpool, où le pied des géants
Touche, dans un seul bond, la Nouvelle-Orléans;
Venez du golfe heureux, que le soleil inonde,
De l'ithsme, où Panama, vieille écluse du monde,
S'écroule, et des vaisseaux favorise l'élan,
Et sur la carte enfin supprime Magellan;
Venez des pays neufs, de ces splendides zônes,
Où coule cette mer, fleuve des amazones;
Du cap, qu'aux jours d'effroi, l'Espérance nomma,
Noble marraine, unie à Vasco de Gama;
Des archipels du Sud, même de l'Australie
Planète, que l'Anglais avec la terre allie;
Du Bengale, où les feux tombés du firmament,
Durcissent dans les monts l'or et le diamant.“ etc.

Die lyriſche Muſe auf dem Dampfkeſſel! Der Rhythmus der Lyra an den Tender geknüpft! Dieſe Einpoetiſirung des Dampfes endet mit der naiven Geldangelegenheit; der Dampf wird angewieſen:

Et va, réparateur d'un passé négligent,
Semer l'intelligence, et récolter l'argent.“

(Und geh', du Gutmacher der langvernachläſſigten Welt,
Säe Intelligenz und ernte Geld!)

Die Geldfrage iſt nicht ſo ungereimt wie man glaubt!
Auch Herr Méry ſieht in dieſem Tranſept den Friedensgott.

„Laissons dans ses brouillards l'oracle sibyllin
Les cabinets obscurs de Vienne et de Berlin."

Unter „Cabinet" iſt hier wahrſcheinlich die Politik gemeint; denn Herr Méry will gewiß mit Berlin und Wien nicht feindlich ſein, er iſt der Mann der allgemeinen Verbrüderung, er kennt keine andern Waffen als Baumwolle, Dampf, Lyoner Taft u. ſ. w. und keine andere Armee als die Armee der Induſtrie:

„La pensée est comprise aussitôt que connue!
L'armée industrielle à Paris est venue,
Et dépose aujourd'hui, dans l'immense palais,
Son nouvel arsenal: les armes de la paix!"

oder zu deutſch: „Auch dieſer Weltpalaſt hier ſpricht's:
Es kömmt zu nichts!"

Von der induſtriellen Armee fehlen noch einige Bataillone und Compagnien, und bis ſie zur Revue vollendet ſein wird, geh' ich der Intelligenz nach, ich will „Intelligenz ſäen," vielleicht „ernte ich Geld," ich hab' bis jetzt hier nur „Geld geſäet" und leere Taſchen geerntet.

Der geniale, geiſtreiche und liebenswürdige Compoſiteur der „Jüdin" hat eine neue Blume ſeines ewigfriſchen Geiſtes in die öde und blumenloſe Opernſaiſon von Paris gepflanzt.

„Jaguarita l'indienne." Oper in drei Acten.

Das „Buch" oder das „Libretto" iſt aus der bekannten Cartonage-Fabrik des Herrn St. Georges.

Unſer herzlicher und ſcharfſinniger Berlioz hat ſich in dem

Feuilleton der „Débats" pfiffig aus der Affaire des „Libretto" herausgezogen. Zu gutmüthig und nachſichtig, um geradezu herauszuſagen, daß das „Libretto" nichts iſt, oder ein „Unglück," ein Unglück für den Compoſiteur nämlich, ein aus Indien extra zum Verdruß eines ruhmvollen franzöſiſchen Componiſten nach Paris gekommenes Unglück, welches „Jaguarita" heißt und ſeine Geſpielinnen die „Amazilis" und die „Coras" aufſucht, — und zu wahrheitsliebend und zu redlich, um dieſer „Jaguarita" das Bürgerrecht in die geiſtige Republik einzuräumen, windet er ſich durch dieſe Scylla und Charybdis durch wie ein Diplomat zwiſchen zwei Circulardepeſchen.

Freund Berlioz, der aber über das „Libretto" nicht ganz ſchweigen kann und will, weil das „Feuilleton" ſeine volle Civilliſte will,

„Es raſ't der See und will ſein Opfer haben,"

ſpricht von Indien und von Marmontel, von Virgil und von Canada, er zählt auf was alles zu Indien gehört:

„Les Hurons, Indiens; les Esquimaux, Indiens; les Alpaches, Indiens; les Brésiliens, les Patagons, les Péruviens, les Botocudos, les Albinos, les Astèques, les Tlascaltèques, Indiens; bien plus, les îles de l'océan Pacifique, ne seraient peuplés que d'Indiens" u. ſ. w.

Dem Werke ſelbſt, d. h. der Compoſition läßt Herr Berlioz Gerechtigkeit widerfahren. Der Abend der erſten Vorſtellung dieſer Oper war ein „événement," wie es von dem Erſcheinen einer Halevy'ſchen neuen Oper natürlich iſt.

Obwohl die „Wiener Zeitung" ganz naiv ſagt, daß bei der erſten Vorſtellung dieſer Oper:

„gar keine Plätze zu haben waren,"

da wahrſcheinlich alle Plätze verſchwunden waren!!! ſo bekam ich noch zwei der beſten Plätze von denen, die nicht zu haben waren und zwar durch Halevy ſelbſt.

Die erſte Vorſtellung eines Werkes von einem großen Namen gehört zu den glänzendſten Abenden eines Theaters. Nicht etwa der haute volée, der Ariſtokratie oder der reichen Finanzwelt halber, ſondern weil eine ſolche erſte Vorſtellung der Sammelplatz aller geiſtigen und künſtleriſchen, großen und kleinen, wahren und falſchen Berühmtheiten und hervorragenden Perſönlichkeiten der Stadt Paris iſt, weil dann im Foyer das Journal und das Feuilleton, die Tragödie und das Couplet, die Academie und das Chanſon, das Atelier und das Boudoir auf- und abwandelt. — Es iſt das rächende Schickſal der Talentloſigkeit, daß ſie immer nur das wieder hervorbringt, was in einem gewiſſen Genre ſchon ſchlecht da war, aber nie auch nur eine Variation deſſen, was in dieſem Fache ſchon als gut da war. In dieſer Inſurrection des Librettos hat Herr St. Georges ſein Schickſal, ſeine Librettomiſſion vollkommen erfüllt! Der Text der »Jaguarita« iſt die Wiederholung der ewigen Derſelbigkeit der Librettiſten, eine wahnſinnig gewordene Romantik, ein Stück Mythe in Trunkenheit gekocht, ein Fetzen Indien zu Charpie-Verſen gezupft.

Herr Halevy hat einen doppelten Sieg errungen, ſein Geiſt und ſein ſchöpferiſches Talent haben ſeine ſtärkſten Gegner, den fürchterlichſten Opponenten der Compoſition: das Libretto des Herrn St. Georges überwunden, und dann erſt der Sieg, der Triumph ſeiner Schöpfung! Die makadamiſirte Rethorik, die ſchlottrige Lyrik und dramatiſche Vogelſcheuche des Buches wurde durch Halévy vergeſſen gemacht, man drückte bei der Compoſition für den Text ein Auge zu, wie man ein Auge zudrückt, wenn ein alter, garſtiger Sclavenhändler uns eine reizende, anmuthige, jugendfällige Morgenländerin zuführt.

Es iſt bewundernswerth, wie Halevy dieſe todtgeborne Mumie St. Georges mit einer Muſik umwand, welche dieſes plumpe

Gebild in ein Kleid von lyriſchen, epiſchen, romantiſchen und heiteren Compoſitionen hüllte.

Die Schöpfung des Herrn Halevy iſt ebenſowohl die Frucht der inneren Verehrung, die er vor dem muſikaliſchen Gedanken, vor dem Ernſt ſeiner Aufgabe hat, als vor dem unermüdlichen Fleiße und endlich ſeines innern, weichen, überquellenden Behufes, ohne welche alles Andere doch nur unnütze Gabe wäre.

Halevy iſt redlich genug, das Blendende des Tonſtyles dem dramatiſchen Ausdruck aufzuopfern, die dialektiſchen Metaphern und ſophiſtiſchen Subtilitäten der ſingſanglichen Rhythmen in meiſterhafter Gewalt und in edler Freiheit dem Ausdruck des Gedankens und des Kerns unterzuordnen, und es muß alſo ein deſto größerer Ruhm ſeiner Schöpfung ſein, wenn ſie trotzdem ſiegreich, eindrucksvoll, kräftig gediegen und als ein flüſſig Ganzes aus dem Schmelztiegel ſeiner Phantaſie hervorgeht.

Der Erfolg war ein voller, ein nachhaltiger. Der Genius Halevy's hat ſich ohne Affectation und ohne Haſchen nach Neuem in ſeiner eigenthümlichen Schönheit, in ſeiner original-ſchöpferiſchen Fülle an geiſtreichen und originellen Ideen, Melodien und graziöſen Motiven verjüngt, oder vielmehr in ſeiner ſtets jungen, poetiſchen Fülle gezeigt.

Da es ſich hier nicht um eine „muſikaliſche Recenſion,“ ſondern blos um ein compte rendu des Ereigniſſes handelt, ſo mag ich meinen Leſern nicht die vielen einzelnen, bald lieblichen, bald erhabenen, bald verführeriſchen Nummern, Duette, Chöre u. ſ. w. aufzählen. Es genügt mir, dem deutſchen Leſer einen ſummariſchen Bericht über den neuen, glanzvollen Succeß eines Compoſiteurs zu berichten, deſſen Schöpfungen auch in Deutſchland mit Achtung genannt und mit Liebe gehört werden.

Eine Bemerkung kann ich nicht zurückhalten. In Paris iſt die dramatiſche wie die muſikaliſche Schöpfung von „Perſönlichkeiten“ bedingt. Der Tragödiendichter nimmt das Maß ſeiner

Heldin an Dlle. Rachel, ſeine Heldin muß gerade ſo viel declamiren, als der Athem der Rachel aushält, ſie muß ſo lange in der Agonie nachmanövriren, als Dlle. Rachel das Studium des Sterbens, Abſterbens, nach und nach Sterbens vertragen kann. Die Componiſten müſſen auch das Maß ihrer Compoſitionen an die Kehle gewiſſer Künſtler legen, die eben da ſind oder zu haben ſind.

Ich glaube, Halevy hat die Jaguarita auch für das individuelle Talent der Madame Cabel componirt; daher dieſe Coloratur-Seligkeit, dieſe etwas zu oft wiederkehrenden Paſſagengänge der Arien und Duette, welche aber durch die ganz ſelbſtſtändige Behandlung der Coloraturpartien, den grandioſen Effect der Chöre u. ſ. w. vollauf überboten wird.

Die Trägerin der Oper iſt Madame Cabel als Jaguarita. Eine reizende Perſönlichkeit, Augen wie eine Gazelle, Zähne wie eine weiße Maus, Lippen wie ein aufgeſprungenes Mairöschen, eine Geſtalt wie eine Binſe im Oſtwinde.

In Adam's „bijou perdu“ macht Madame Cabel ihr Glück, und iſt nun das „bijou“ des „Théâtre lyrique“ und das mit vollem Rechte. Ihre Stimme, wenn auch nicht großartig, iſt lieblich, weich, geſchmeidig, ſeelenvoll; ihr Coloraturgeſang ausgezeichnet, ja erſtaunlich und bewundernswerth da, wo ſie ſich beherrſcht und ihre Stimme nicht forcirt, welches ſie leider zuweilen doch thut.

Paris, 14. Juni 1855.

Wie ich es vorhergeſagt habe, vor dem 15. Juni kann ſich kein totaler Eindruck in dem Beſchauer und Beſucher des Induſtrie-Palaſtes bilden: es kann keine logiſche Conception des Totalen ſich geſtalten.

Die Pariſer Exposition universelle iſt wie ein Frauenzimmer; es gibt Berichterſtatter, die Anatomen ſind, Andere, die Maler ſind, wieder Andere, die Poeten, Hiſtoriker, Biographen derſelben ſind.

Bevor dieſe Dame „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ in voller Toilette, in Gallaanzug vor uns daſteht, bevor man ihr Zeit gelaſſen hat, ſich dem Beſucher in ihrem ganzen Luſtre, von Natur und Kunſt theilweiſe ausgeſtattet, zu zeigen, ſoll man ſie nicht beurtheilen. Eine Dame in halber Toilette überraſchen, wenn da noch eine Schleife fehlt, dort ein Schleier ſchlecht verſteckt iſt, hier eine Locke nicht in unfehlbarer Symmetrie über die Schulter fällt u. ſ. w. und von dieſem Anblick ein Urtheil über ſie fällen, wie geſagt, das iſt für den Anatom, für den bloßen Zergliederer; bald den Knöchel, bald ein Stückchen Nacken, bald eine Fußſpitze en détail ausmeſſen und beſchreiben, das iſt die Sache des guten Geſchmacks nicht, nicht die des Malers, nicht die des Poeten.

Der Leſer ſelbſt, dem man beſchreibt, der geiſtige Wiederbildner, will auch zuerſt den Reflex der ganzen Erſcheinung und die Streiflichter, welche über die Einzelnheiten hinſtreifen und ſie beleuchten.

Es wurde uns geſagt, daß die ganze Welt erſchaffen wurde, dann erſt wie Waſſer vom Waſſer ſich trennte, wie die Himmel ſich dehnten, wie Adler und Colibri, Mammouth und Colibri, Menſch und Schlange ſich bildeten und zur Harmonie des Ganzen ſich ſchickten.

Ich werde alſo auch erſt am 15. Juni anfangen mich an mein Urtheil zu machen, nachdem ich das Ganze erfaßt, in der Totalität ſtudirt und, von dem Ganzen zu dem Detail analytiſch herabſteigend, in meiner Anſicht zur Reiſe gebracht habe. Ich habe vorhergeſagt, das handwerksmäßige Betappen der Gegenſtände, das numeriſche Zermalmen an Sachen, das Notiren, Hauſiren, Recrutiren, Exploitiren u. ſ. w. das iſt nicht mein Geſchmack, mein Beruf, nicht mein Talent.

Ich bewundere nichts ſo ſehr in dem „Palais de l'Industrie“ als die „journaliſtiſchen Induſtrie-Ritter mit den ewigen Bleifedern,“ dieſe encyklopädiſchen Berichterſtatter für Alles, dieſe Univerſalgenies, welche mit gleicher Begeiſterung, mit gleicher Kenntniß und mit gleicher Naivetät beurtheilen Maſchinen und Cigarrenſpitzen, Cornelius und Kautſchuk, Delaroche und Lederſtiefel, Leuchtthürme und Zündhölzeln, Brüßler Spitzen und Patentſohlen, Lyoner Seiden und Repsöl u. ſ. w.

Gewiß dazu gehört ein Univerſalgenie und das bin ich nicht! Ich wähle mir meine Gegenſtände, ich bin kein animal réproductif, ich gebe nur wieder, was meinem Schönheitsſinn zuſagt, was an und für ſich durch den Geiſt der Induſtrie, durch die Idee des Induſtriegeiſtes, durch den Strahl der Erfindung und Verbeſſerung die beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, was ſich über das Gewöhnliche erhebt, was allgemein intereſſant iſt.

Ich habe mich nicht beeilt, mit dem Schaumlöffel feuilletoniſcher Geſchwindigkeit ſowohl die Exposans als die Expoſition abzuſchöpfen, und die Ungeduld meiner Leſer, die gewiß ſchon viele kleine Steinchen auf dieſes mein Zurückbleiben in den Berichtsſendungen warf, wird ſich, wie ich mir ſchmeichle, und wie ſchon oft, nachträglich noch beſänftigen laſſen.

Ich will meine Leſer nicht blos füttern, nicht blos ſättigen, ich will ihnen nicht blos Sachen, Nummern, Daten u. ſ. w. vorſchütten, aufhäufen.

Gewiſſe Leſer wollen freſſen, gleichviel was, rohes, unausgekochtes Kraut und Rüben, ſie wollen blos Portionen, große Portionen, und das gleich, geſchwind; andere Leſer, und das ſind meine Leſer, die wollen genießen, ſie wollen nicht nur mit dem Magen eſſen, ſondern auch mit dem Geſchmack, mit dem Gefühl! Sie warten lieber, aber ſie wollen eine elegante Tafel, eine elegante Bedienung, appetitlich ſervirt und dann lieber weniger Gerichte, aber gewürzt, ſchmackhaft.

Meine Leſer werden alſo auch diesmal zwar ſagen: „tard!“ aber nicht: „trop tard!“ Ich mußte erſt Paris in mir aufnehmen, Paris in Paris, Paris in der Exposition universelle, Paris in der Oeffentlichkeit, Paris in den Salons, Paris in der Literatur, Paris bei Hof, Paris im Theater, Paris in der „beau monde,“ Paris in dem „Demi-monde,“ Paris im Boudoir, Paris im Comptoir, um mich mit Behagen und Ueppigkeit an die Briefe über Paris zu machen.

Ich werde weder mich ganz allein noch folgerecht an die „Expoſition“ halten, die eigentlich, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, nichts als eine „Vorſtellung“ mit einem „succès d'estime“ iſt.

Ich glaube, es iſt ſehr gut, daß dieſe „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ ſtattfand. Sie wird neben der Verbrüderung aller Induſtriellen, neben dem Verſchmelz der Gewerbsintereſſen, neben dem Gewinn der Anſchauung, Belehrung, Aneiferung und Gencurrenz auch den großen Gewinn abwerfen, daß man in verſchiedenen Dingen, in verſchiedenen Kreiſen, in verſchiedenen Völkern anfangen wird zu bezweifeln, ob denn die alten Orakel wirklich noch Orakel ſind, die alten Orakel nämlich, daß Frankreich Alles iſt, und alle andern Völker und Capacitäten nur Atome dieſes Alles.

Meine Leſer werden dieſe meine Anſicht im „Mousquetaire“ von meinem Freund Dumas (vom 10. Juni) in folgenden Worten ausgedrückt finden:

„De l'Orient à l'Occident on commence un peu à se lasser de nos vieux oracles; déjà, du Nord au Midi, l'on exige que la France varie davantage l'expression et la formule de son génie; l'Autriche, la Prusse fondent déjà à cette intention des écoles d'art pratique; et ces écoles, après avoir appelé dans leur sein des professeurs français, se sont empressées de les rendre à nos académies!

L'Allemagne, l'Angleterre elle-même, après avoir démérité à notre profit de leurs qualités locales, exigent enfin que nous laissions sans échos et sans voix les vieux termes du sanctuaire de la rue des Beaux-Arts.“

Bei den Beſprechungen der Particularitäten der Induſtrie-Gegenſtände und der ſchönen Künſte Englands, Deutſchlands und beſonders Oeſterreichs werde ich dieſe meine Worte mit Details belegen und darzuthun verſuchen, wie die Idee in den deutſchen Productionen der Form in den franzöſiſchen gegenüberzuſtellen und zu balanciren iſt.

Ich werde Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, daß z. B. in Stoffen, Möbeln, Bronze u. ſ. w. die Franzoſen mehr Grazie und Parfum haben, daß aber England, Oeſterreich, der Zollverein in ihren Erzeugniſſen mehr nationelles Streben kundgeben, einen entſchiedeneren und ausgeſprocheneren Charakter, eine ernſtere Annäherung zur wirklichen Vollendung.

Das iſt die ſogenannte „Civiliſation,“ welche, wie man hier überzeugt iſt, in Frankreich ihr Banner entfaltet hat, und alle andern Völker als „Légion d'étrangers“ enrolirt hat, das, ſage ich, daß die „Civiliſation“ in dem Geiſt der Production nicht immer für Alles zu rechnen iſt, das wird einem durchdringenden Beſchauerblick ſich auf wunderſame Weiſe aufdringen, wenn er im „Induſtriepalaſt“ von der Region der höchſten Civiliſation in die Region der am wenigſten civiliſirten Länder vordringt, und die türkiſchen, perſiſchen und chineſiſchen Erzeugniſſe ſieht, dieſe zauberhaften, wundervollen, phantaſtiſchen und augenverblendenden Dinge, welche an Farbe nicht nur, nicht an Stoff nur, ſondern auch an Zeichnung alle gleichartigen Erzeugniſſe der civiliſirten Welt beſchämen und weit hinter ſich in Schatten ſetzen!

Doch genug für heute, der Leſer ſieht, daß meine Anſchauung einen eigenen Weg geht, und die Mittheilung dieſer Anſchauung alſo auch einen eigenen Gang der Darſtellung annehmen muß und wird.

Dieſer Gang der Mittheilung wird oft von andern Beſchreibungen durchſchnitten werden.

Sagte ich meinen Leſern, daß ich im „Ball de l'hôtel de ville“ war, den die Stadt zu Ehren des Königes von Portugal, — und wahrſcheinlich eigentlich mir zu Ehren — gegeben hat?

Das zu beſchreiben iſt unmöglich! Ich war nicht wenig überraſcht, vom Préfet de la Seine zwei Karten für Mr. und Mlle. Saphir zugeſandt zu bekommen, und man mußte ſich um 9 Uhr Morgens friſiren laſſen! Ich glaube immer, die Friſeurs waren Abends auch alle eingeladen! Um halb 10 Uhr in den Wagen geſetzt, um 12 Uhr glücklich im hôtel de ville angekommen.

7000 Gäſte, worunter ein König und ein Humoriſt!

Ich müßte wirklich meine Feder in's Unmögliche tauchen, um die Feerie dieſes Stadthauſes zu beſchreiben.

Die Franzoſen ſind doch Tauſendſappermenter! Denken Sie ſich! der große Hof des „hôtel de ville“ war in ein Veſtibule verwandelt, deſſen Architektur von wunderſamer Schönheit war! Glasgemälde von künſtlichen Sonnen beleuchtet, eine Wölbung, von welcher unzählige Flammen niederwallen, Statuen in Blumengrotten, bunte Flammen durch grünes Laubgewinde lichte Strahlen ausſtreuend, Waſſerbecken, welche bogenhohe Cascaden aus Kölnerwaſſer bilden, zwiſchen zwei dreiſäuligen Fontainen ein Haupteingang, über welchem die franzöſiſche, engliſche, ſardiniſche, portugieſiſche und türkiſche Fahne flatterten.

„Schenk' mir einmal türkiſch ein, türkiſch ein, türkiſch muß ſein!“ Hier iſt jetzt alles türkiſch! Kaum fragte ich meinen Begleiter: „Haben's kan Türken g'ſehen?“ ſo kam der türkiſche Geſandte, klein, rund, ſchwarzäugig, ſonſt ganz und gar Türk.

Dann geht man die Stiege hinauf zur Thüre, und überall Sammt und Licht, und Blumen und Seide, und der Glanz der Cavaliere, und die Toilette der Damen, und die Blumengehänge und die Golddraperien und die Tapeten und die ſchwellenden Teppiche und die Muſik und das Geräuſch der Atlaskleider und das Fächeln der Fächer und die Arme und Schultern, welche mit Verachtung Shawls und Creppe von ſich ſtießen, um in primitiver Haltung zu glänzen! Wie geſagt, es war betäubend. Und nun gar die Credenzen! Orangenwälder und Eisberge, Paſtetenpaläſte, Limonade-Seen, Bonbonsgrotten, Chocolade-Waggons, Champagner-Feſtungen, und das dauert nur vier Stunden, und der Menſch hat nur zwei Hände und nur einen Magen, und der Frack hat nur zwei Säcke! O ſchlechte Weltſchöpfung! Doch fort mit dem Gewöhnlichen, da kommt der König von Portugal und der Duc de Porto; ein König und ein Duc, tiefe Reverenz! Aber fort mit dem Irdiſchen, fort mit dem

Proſaiſchen. Platz der Poeſie! Platz den Grazien! Die Prinzeſſin Mathilde! Die Blumen neigen ſich und grüßen ihre Königin, und der Lichtſtrahl wiegt ſich auf den Blumen ihrer Wangen. Ich verneige mich tief, die Prinzeſſin nickt mir holdſelig zu, — ein Königreich für ein ſolches Nicken!

Da kommt noch eine weibliche Geſtalt bebändert und decorirt: die Königin Chriſtine. — Dann kam die erſte Quadrille:

Der König von Portugal mit der Prinzeſſin Mathilde.

Der Herzog von Oporto mit der Baronin von Hausmann.

Um 2 Uhr verließ ich den Saal, um halb 4 Uhr erhielt ich in der Garderobe meinen Ueberrock, um 5 Uhr fuhr mein Cabriolet vor und um 6 Uhr kam ich nach Hauſe. Ich möchte um keinen Preis tauſend und eine Nacht ſo verbringen.

Geſtern Abends war Concert im „Cercle de l'exposition," wozu mir der Präſident Karten ſchickte. Ich verklage ihn heute auf perſönliche Beleidigung. Ein Knabe, — der Name thut nichts zur Sache, — ſonatirte Beethoven! Das iſt genug geſagt!

Aber ich fand Entſchädigung durch ein paar allerliebſte Lieder, welche Fräulein Treffs ſang, welche vom Präſidenten und vom Klubb gebeten wurde, zu ſingen.

Meyerbeer ſoll kommen, die Auber'ſche Oper „Jenny Bell" iſt ohne ſeine Beihilfe durchgefallen, eben ſo oder à peu près die „Vêpres siciliennes!" Es iſt halt doch nur ein Meyerbeer! Da iſt Genie und Talent, Genialität und zündende Muſe! Er hat daher eine Menge Feinde, denn alles Mittelmäßige iſt der natürliche Feind des Größern, des Genialen! Jeder, der je durchfiel oder noch durchzufallen eine Ahnung in ſich trägt, iſt ein geborner Gegner jedes Erfolges, jedes glänzenden Succeſſes!

Die Opéra, die grande Opéra iſt krank, ſie hat mal du pays, das Heimweh nach Meyerbeer! Die „Afrikanerin" iſt berufen, der großen Opéra wieder einen Lebensathem für einige Jahre einzuhauchen! Meyerbeer kann's, Meyerbeer wird's! Unſere Zeit hat keinen andern, keinen zweiten Compoſiteur von dieſer innern Geſtaltungskraft, von dieſer üppigen Compoſitionsglut.

Roſſini iſt hier, Verdi iſt hier, Auber iſt hier, aber das ſind Vergangenheiten, ſelbſt Verdi. Meyerbeer iſt ewig ſchöpferiſch, ſtets erfolggekrönt; er iſt die Providence der Pariſer großen Oper!

Paris, 15. Juni 1855.

Faſt jeder Artikel in den hieſigen Journalen über die Induſtrieausſtellung führt das Motto: „Paris c'est le centre de la civilisation et de l'industrie." Es gibt in der ganzen Welt keine Journale, welche ſchlechteren Druck, ſchlechtere Lettern und abſcheulichere Abzüge hätten als die Pariſer. Daher kam es, daß ich einmal ſtatt: „Paris c'est le centre de la civilisation" las: „Paris c'est le ventre de la civilisation."

Faſt aus allen Journalen, die ſich hier mit dem „Induſtriepalaſt" beſchäftigen, athmet ein Grundhauch, ein vorwiegender Gedanke: der Unterſchied der Londoner Induſtrieausſtellung im Jahre 1850 und der Pariſer im Jahre 1855. Eben der Gedanke, daß Paris die Muttererde für alle geiſtige Thätigkeit iſt, daß jede geiſtige Strömung von Paris aus über die beiden Hemiſphären hinſtrömt, dieſe Tradition von Poeſie, die noch in Frankreich nicht verklungen iſt, obwohl die Proſa und die Materie ſchon ſeit Jahren alle Poeſie getödtet hat, dieſes Anklammern an die Tradition der geiſtigen Suprematie macht es der Pariſer Journaliſtik ſchwer, ihre „Welt-Induſtrie-Ausſtellung" zu bekleiden, und ſie beſtrebt ſich, den Induſtriealaſt“ mehr als einen Turnierplatz des Geiſtes der Nationen, als ein olympiſches Spiel für Kunſt und Induſtrie auszugeben.

Dieſen Journalen nach gebührte der Londoner Ausſtellung on 1850 der Name: „Exposition industrielle,“ der Pariſer Ausſtellung aber von 1855 der Name: „Exposition artistique.“ Ein Namensgefecht!

Die hieſigen Blätter ſind unerſchöpflich in Beweiſen, daß der unnachahmliche franzöſiſche Geſchmack, daß der angeborne Inſtinct der Franzoſen für alles Schöne und Poetiſche, daß der geiſtige Sinn der Franzoſen für die Form, für die Grazie, für die Schönheit u. ſ. w. ſelbſt den gewöhnlichſten Erzeugniſſen der Induſtrie, ja des unbedeutendſten Handwerks, ein Siegel von künſtleriſcher Belebung, einen Athem von poetiſcher Durchgeiſtigung auf- und einpräge. Sie behaupten, es wäre ungerecht, blos „induſtriell“ und nicht „künſtlich“ zu nennen dieſe „Divans,“ dieſe „Möbel,“ dieſe „Stiefel,“ dieſe „Bronzeleuchter,“ dieſe „Taſchenmeſſer“ u. ſ. w., welchen die franzöſiſche Phantaſie zu der Schönheit des Aeußern eine gewiſſe Seele des Liebenswürdigen, des inneren Gemüthes gegeben hat.

Der „Palais de l'industrie“ ſelbſt aber wird am geeignetſten ſein, Jedem das Seinige zu geben, jedem Urtheil die freie Geltung zu laſſen, England zu bewundern in dem Volumen ſeiner Induſtrie, Frankreich in dem Augenmaß ſeines genialen Geſchmackes für Formen, Proportionen und Verhältniſſe; Deutſchland in ſeinem bewundernswerthen, unermüdlichen Ringen nach dem wahren Vollkommenen, nach der Idee des Allerreellſten, in ſeinem Vorwärtsdringen nach einem Allerzweckmäßigſten, welches wie Amerika vor Columbus, vor dem denkenden, tiefgehenden Geiſt der Deutſchen, ſelbſt in ihrer Induſtrie, in ihrer Gewerbsthätigkeit liegt, ſich kundgibt, Deutſchland und deutſche Induſtrie, welche, in vielleicht minder ingeniöſen Formen, eine Urwüchſigkeit, Unabhängigkeit und Energie entwickelt, welche ahnen läßt, daß ſie den Weg zum Uebergewicht mit zuverſichtlichen Schritten betritt. Und ſo wird ſich aus dem „Palais de l'industrie“ das „Jedem das Seine“ am Ende doch glücklich herausſtellen.

Vor der Hand wird in dieſen Tagen in dem „Cercle de l'exposition“ eine Frage verhandelt werden, welche, nach meiner Anſicht, eine der wichtigſten iſt: „die Preis-Frage.“ Die Frage nämlich, wie es zu bewerkſtelligen iſt, daß alle exposans die Preiſe ihrer ausgeſtellten Sachen mit affichiren und anſchlagen, wie es einige Wenige gethan haben. Vom praktiſchen Geſichtspunkt aus, und dieſer Geſichtspunkt iſt Körper und Seele und Kleid und Schmuck der Ausſtellung und Alles in Allem, alſo von dieſem Geſichtspunkt aus ſteht Kunſt und Induſtrie unter dem gleichen Maßſtab.

Die Fabrik und das Atelier, der Fabrikant und der Künſtler, der Hammer und die Leier, der Marmor und das Leder, die Erfindung und die Imitation, das Genie und der Werksmann produciren, wollen das Product verallgemeinen, ſie wollen alle ſo viel als möglich verkaufen, ſo viel als möglich gewinnen, ſo viel als möglich anerkannt ſein, ſo viel als möglich ihre Erzeugniſſe populär machen. In dieſer Beziehung iſt der Poet ein Induſtrieller und der Induſtrielle ein Poet, der Handwerker ein Künſtler und der Künſtler ein Taglöhner.

Das iſt die praktiſche Seite der Medaille und von dieſer Seite aus frage ich: was nützt dem Beſucher des Palaſtes, ſei er reich oder arm, Banquier oder Proletarier, Ducheſſe oder Gaſtwirthin, wenn ſie alle dieſe Sachen ſehen, all' dieſes Chaos von ſtupenden Dingen, voll Glanz, voll Ueberraſchung, voll Blendung, und ſie wiſſen nicht was ein ſolches Ding koſtet? denn nur aus dem Vergleich des Preiſes mit dem Product kann die Nützlichkeit, der Fortſchritt, die Concurrenz beurtheilt werden!

Als Napoleon im Jahre 1806 den Miniſter Fox in der Induſtrie-Ausſtellung herumführte und ihn fragte, was er am meiſten bewundere, antwortete Fox: „Sire! das Meſſer um einen Sou, was hier ausgeſtellt iſt.“

Die ganze Commiſſion zur Vertheilung der Preiſe und Medaillen liegt in dieſer Antwort des großen Staatsmannes!

Das Urtheil einer Ausſtellung, d. h. einer Unternehmung, die international, vergleichungsweiſe, das Analoge zum Analogen u. ſ. w. darbieten ſoll, kann nur nützlich, kann nur erſchöpfend ſein, wenn man die Gegenſtände von dem Standpunkt ihrer allgemeinen Nützlichkeit, ihrer Verbreitung, ihrer verhältnißmäßigen Wohlfeilheit aus beurtheilt.

Der Preis des Gegenſtandes iſt die Moral desſelben!

Uebrigens iſt die Ausſtellung noch nicht complet und die Commiſſion ſah ſich genöthigt, die ſaumſeligen exposans mit Strenge einzuberufen.

Auch der Beſuch iſt mager und frugal, vom 16. Mai bis geſtern ſind 180,000 bezahlende Perſonen im Palais geweſen, in London haben im erſten Monat 700,000 Perſonen den Glaspalaſt beſucht.

Eine nicht unintereſſante Ausſtellung fand unter dem großen Glaspalaſt „Himmel“ genannt ſtatt; die „Vieh-Ausſtellung“ mit Reſpect zu melden.

Im Champ de Mars fand die „Verſammlung der vereinigten Thierſtaaten“ ſtatt. Die Nationalität der verſchiedenen Ochſen, Kühe, Schafe, Schweine, bis zum Hahn, bis zur Henne, alle ſind da mit ihren Erziehern, mit ihren Telemaques, und alle dieſe Nationalitäten kann ein vernünftiger Menſch doch nur unter dem kosmopolitiſchen Geſichtspunkt anſchauen und beurtheilen.

Auch Deutſche ſind da, Engländer, Holländer und Schweizer.

Ich bin zwar nicht ungeübt in der Kunſt, Ochſen beurtheilen zu müſſen, aber in ſolchen Maſſen, in ſolcher Superlativität habe ich ſie nie beiſammen geſehen.

Frankreich hat zu dieſer Ausſtellung 888 und die Fremden 557 Häupter geſtellt.

„Wer zählt die Häupter, wer die Namen,
Die zu dem Feſte alle kamen?“

Aus England haben der Prinz Albert, der Marquis Tolhaut, Lord Feversham die ausgezeichnetſten Exemplare geliefert.

Die Concurrenz aber iſt groß unter Menſchen und unter Vieh! Der Racenkampf, dieſer thieriſchſte aller Kämpfe, iſt auf dem Champ de Mars martialiſch geworden!

Es ſind Individualitäten da, Individualitäten von ſtupender Originalität!

Hier ſehen Sie eine „Kuh,“ — ach, die Sprache hat keine andere Bezeichnung für die allerſchönſte wie für die allergarſtigſte Kuh! —

Dieſe „Kuh,“ welche Io nicht ſchöner wünſchen könnte, wenn ſie je wieder aus einer unnützen Göttin in ein nützliches Weſen verwandelt werden ſollte, dieſe Kuh zieht die Augen von Tauſenden auf ſich! Nicht die ſchöne „Souris“ im „Salle mabille“ kann mit ſolchen lüſternen Blicken betrachtet werden als dieſe Kuh von den Cultivateurs und Eleveurs betrachtet wird. Dieſe Kuh (Nr. 56) repräſentirt die Erziehung aus den Ställen des Vicomte de Curzay und vereinigt alle Schönheiten: das Horn von Suſſex, die Haut von Devon und die Geſtalt von Durham!

Und wie ſittſam ſteht ſie da dieſe Kuh! Weiß ſie, daß ſie die Medaille bekömmt? Ahnt ihr ſtrotzender Buſen den erſten Preis?

Wenn ich, par courtoisie, der Kuh den Vorrang gelaſſen habe, ſo bitte ich den Herrn Stier (Nr. 92, Walter Forthing), darin keine Zurückſetzung zu finden, es iſt nichts als Rückſicht, die ein Mann, Menſch und Poet dem Geſchlechte ſchuldig iſt.

A tout seigneur grand honneur! Welch' ein Stier! Der »Stier im Uri« von »Tell« iſt ein Colibri dagegen!

Willkommen, edler Retter von Somerſet! Willkommen, Sieger über Herford, willkommen, Sieger Durham! Die Lorbeern von Devonſhire vergehen am Ruhm dieſes Helden von Devon!

Seid gegrüßt auch, ihr Schweizer-Damen! Du Kuh aus Bern, du Kuh aus Schwitz und du Kuh aus Fribourg!

Ach, ſehen Sie da das »Porträt« der allerſchönſten Kuh aus der Schweiz! — (So drückt ſich der Commiſſionsbericht aus: »Voici le portrait du plus beau de la bande.«)

»Kopf ſtark und behaart, kurze Hörner, hervorſtehende Schultern, Haut dicht und hart, Wampen (Fanon) wie eine Schürze, dicke, ſtarke Gliedmaßen, Croupe hervorhängend, breite Füße.«

Man wird aus dieſem Bild kein Ganzes bekommen, aber ſchon der Maler Conti ſagt: »Wir malen mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe müſſen uns auch beurtheilen!«

Sie ſah ganz traurig aus dieſe arme Perſon! Ich weiß nicht ob die Schweizer Kühe auch Heimweh haben?

Es hat mich einmal in Dornbach eine ſolche Schweizerin lange, lange angeſehen, es war ein Blick nicht wiederzugeben, es lag ein Etwas in dieſem Blick, das wie Heimweh ausſah! Gewiß, dieſe Berner Kuh im Champ de Mars hatte Heimweh!

Ich komme nun zu dem Schafgeſchlecht! Auch hier iſt England obenan. Da ſehen Sie einen Merino-Widder; aber es iſt kein gewöhnlicher Merino-Widder, er holte ſich ſein goldenes Vließ grade aus der Heerde, welche Georg der Dritte nach England einführte! Ein legitimer Merino! Er hat ſeine edle Abkunft, ſeine ſpaniſche Grandezza, ſeinen ſpaniſchen Halskragen beibehalten!

Aber neben den Mitgliedern der zum Scheeren beſtimmten und der zum Melken beſtimmten Individuen ſind hier auch jene Thiere zu ſehen, die in blindem Zuſtand manchmal eine Eichel finden, und die fett werden von der Frucht jenes Baumes, deſſen Zweige ein Futter für die deutſche Symbolik abgeben.

Hier iſt die „Ahn-Sau“, — in der Geſchichte gibt's keine Umſchreibung, — Yorkſhire weiß, da Cumberland ſchwarz u. ſ. w.

Die Preiſe ſind bereits vertheilt und England hat das Uebergewicht, auch ſind ſie meiſt ſchon — verkauft.

So geht jedes Vaterland mit den Weſen um, die ihm im Auslande Ehre machen und da hochgeſchätzt werden! England hat hier jene Weſen verkauft, für die es Preiſe, ſilberne und goldene Medaillen bekommen. Ein ſolcher Ochs kann wirklich ſagen: Ingrata patria, nec mea ossa habebis! Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Beine ſollſt Du haben!

Ein Ehepaar aus Donking iſt um einen enormen Preis von 750 Franken verkauft worden! Ein Ehepaar, ſage ich, ein Hahn und eine Henne aus Donking! Man hat für einen Hahn vom Prinzen Albert 1800 Francs geboten, aber der Prinz ließ ihn nicht verkaufen.

Zu einem jeden ſolchen Hahn werden aber zwei Hennen mitgegeben. Avis au Coc-queur!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Paris, 16. Juni 1855.

Ich habe geſtern von der „Viehausſtellung“ im champ de Mars geſprochen, habe aber eine Gattung von „reproductiven animaux“ vergeſſen, ich trage ſie heute nach.

Es ſind gewiſſe Correſpondenten für die „Augsburger Allgemeine Zeitung.“ Eine Viehgattung, die, wennman ſie nach ihren Correſpondenzartikeln in jenen Zeitungen beurtheilen wollte, zwiſchen „bovine“ und „porcine“ zu rangiren wäre.

Es iſt ein bejammernswerthes Viehgeſchlecht dieſe „Correſpondenten für die „Allgemeine Zeitung.“ Heine hat doch wenigſtens Geiſt gehabt, mit welchem er die Falſchheit der Anſicht; Beredſamkeit, mit welcher er die Bosheit; Laune, mit welcher er die Gehäſſigkeit bedecken und einen Anſtrich von Lebendigkeit geben konnte.

Aber die Miſerabilität der meiſten Correſpondenten der „Augsb. allg. Zeitung,“ die Miſerabilität ihrer geiſtigen Excremente, die ſie in den Spalten ihrer „Zeitung für Alle“ niederlegt, wird nur von der Miſerabilität ihrer Exiſtenz in Paris überboten. Es gibt keine elendere Exiſtenz, als ein ſolcher Correſpondent hat, und das Mitleid mit dem Jammer, den der Anblick eines ſolchen bejammernswerthen Berufs darbietet, überwiegt bei weitem die Verachtung, welche die Lügenhaftigkeit ihres aufgeſchnappten Bettelſacks und die ſchäbige, perſönliche Neidhämmelei ihrer Elucubrationen in dem Leſer jener Auswüchſe erregen.

Welche traurige, jämmerliche Exiſtenz! Ein ſolcher Correſpondenzler iſt von Tagesanbruch bis Mitternacht auf der Rattenjagd nach Notizen, auf der Angelfiſcherei nach Neuigkeiten in den Goſſen und Rinnen der Straßen von Paris!

Von den Thüren der Telegraphenbureaux bis zu den Concierges der Financiers auf- und abjagend, den Bedienten eines Kammerdieners, eines Secretärs, eines Redacteurs mit Liebkoſungen bedeckend, um ein Gerücht, ein „l'on dit" zu erfahren, von allen Leuten dupirt, zum Beſten gehabt, auf der Lauer liegend, von der Lauer zum Tintenfaß keuchend, die Minute abnagend, die Secunde mit den Nägeln ſo lange zu Blut kratzend, bis ſie eine Lüge, ein „ſagt man," ein „wie man hört" von ſich gibt, jeden Fremden um- und anſchnüffelnd, aus der Liſte der angekommenen Fremden eine armſelige Combination zuſammenſchweißend, aus den Feuilletonsknöcheln der „petits journaux" einen Brei für ihr Journal zuſammenkochend, bei den Lakeien der Gérants antichambrirend, um durch das Schlüſſelloch zur Redaction ein Wort zu erſchnappen, die Schwellen der Hötels ableckend, um die Spur eines angekommenen Couriers zu entdecken; ein Spott der hieſigen Leſer, ein Augenmerk der Regierung, welche die Corruptheit und Fäulniß dieſer Menſchengattung kennt, haßt und mit Recht ſtets unter dem Schwert des Damocles hält, untereinander ſich mit Neid und Gewerbshaß anfallend, ſich an Erfindung von Lügen und pikanten Scandalen überbietend, das iſt das Brot und Salz, welches die meiſten — ich ſage nicht: Alle — dieſer Correſpondenten für die „Augsb. allg. Zeitung" hier in Paris, mit Schmutz und Ordinarität gewürzt, täglich und ſtündlich eſſen.

Ein Wort aus der Luft im Wiederhall erhaſcht, ein Börſenklatſch aus der Menge, lauernd und ſchleichend erforſcht, reicht hin, um ihnen zum Canevas einer ſeitenlangen Correſpondenz voll abſurder Nachrichten und erfundener Dinge zu dienen.

Hier nur ein Beiſpiel. Es hat hier vor einigen Tagen im Telegraphenamt die Entdeckung eines Mißbrauchs ſtattgefunden. Es gingen verſchiedene Gerüchte darüber umher. Ein Correſpondent für ein „Münchner Blatt“ ſtoppelte aus dieſem abgemähten Feld der Gerüchte eine Nachricht, nein, eine Denunciation zuſammen, ein Gewebe von alberner Lüge und dummer Erfindung. In dem „Münchner Blatt“ nämlich hieß es ungefähr: Ein hoher, dem Hofe Naheſtehender, ſogar anverwandtſchaftlich nahe, habe ſich eines Mißbrauchs des Privat-Telegraphen zu ſchuld kommen laſſen und ſei deshalb ſeiner hohen Stellung enthoben worden; der Correſpondent theile das dem „Münchner Blatt“ beſonders mit, weil jene hohe Perſon eine in München bekannte Perſönlichkeit ſei u. ſ. w.

Zufällig war ich in der Lage, den Hergang jener Angelegenheit genau, aus den beſten Quellen zu wiſſen, und die elende Lügenhaftigkeit jener Nachricht hat mich mit Empörung erfüllt. Die Sache iſt unbedeutend und einzig alſo: Ein junger talentvoller Creole hier, der ſich einer fernen Anverwandtſchaft mit der Kaiſerin Joſephine rühmte, wurde nach langem vergeblichen Sollicitiren im Telegraphenbureau angeſtellt. Nach einiger Zeit bemerkte man, daß der junge Creole, der ſonſt nicht bemittelt iſt, einen Aufwand mache, der ſeinen Gehalt weit überſteigt, daß er ſich ein Cabriolet anſchaffe u. ſ. w. Man beobachtete ihn ſogleich, man ſah, daß er zu verſchiedenen Tageszeiten das Bureau verließ und einige Banquiers beſuchte. Kurz, der junge Mann wurde ſogleich entlaſſen. Beweiſe zur Beſtrafung lagen keine vor, natürlich kein Banquier wollte etwas von einer Mittheilung wiſſen.

Jene Perſon, von welcher das „Münchner Blatt“ ſpricht, eine Perſönlichkeit durch Rang, Character und Lauterkeit des Herzens und des Geiſtes, über jeden Schatten von Verdacht erhaben, und natürlich ganz außer dem Complex dieſe Angelegenheit, hat über dieſe ganze Mache gelacht, die auch lächerlich war, wenn ſie nicht ein Beweis wäre, welcher Gemeinheit, Bosheit und Lächerlichkeit gewiſſe Berichterſtatter fähig ſind, um nur ihren Lohn zu verdienen! Es iſt auch natürlich; da ſie liefern müſſen, Neuigkeiten, Pikantes liefern müſſen, ſo iſt ihnen alles willkommen, Lüge, Bosheit, Gemeinheit, Erfindung, Verleumdung, Widerruf u. ſ. w.

Die „Augsb. Allg. Ztg.“ iſt darin die am meiſt und am beſt verſehene, und das auch darum, weil ſie ihre Correſpondenten ſpärlich honorirt und dieſe alſo, wie eine Meute magerer Jagdhunde, ſich gegenſeitig die Knochen abjagen. Sie iſt hier allgemein als das perfideſte deutſche Blatt bekannt und ſtigmatiſirt.

Da hat mich ein ſolcher Correſpondent ſehr unterhalten! Er ſagte nämlich in der „Augsb. Allg. Ztg.“: auch Saphir iſt in Paris angelangt u. ſ. w. „Derſelbe hat von unſeren Mitgliedern des kaiſ. Hofes ein Reiſeſtipendium (!) von 2000 fl. erhalten, allein das reicht noch lange nicht aus, um in Paris mit Comfort zu leben und häufig Theater und Soiréen zu beſuchen!“

Ein liebes „Buberl!“ Zum Küſſen! Aber dumm, ſtockdumm! Neidiſch iſt recht, mißgünſtig ſein iſt auch recht, aber nur nicht dumm! Schlechtigkeit vergeht, Dummheit beſteht! Die 2000 fl. ſcheinen den Mann gewaltig zu jucken, aber wie kann der gute Mann ſo dumm ſein und das glauben? Wie kömmt es, daß er nicht weiß, daß ich 240,000 fl. C. M. für drei Monate bekommen habe! Ach Gott, wenn der Mann erſt das wüßte, wie hätte er mich bearbeitet!

Glaubt der gute Mann, Saphir wird in Paris keine Theater und keine Soiréen beſuchen? oder ich werde mit 240,000 fl. C. M. im Uncomfort leben? Es iſt ſonderbar, ein Mann, der von allem ſo gut, ſo richtig, ſo wahr unterrichtet iſt, ſoll nicht wiſſen, daß meine Sendung blos war, den „Comfort“ zu ſtudieren?! O kurzſichtiger Sterblicher der „Allg. Augsb. Zeitung!“

Ich kenne das gute Männchen, aber zur Beruhigung der „Augsb. Allg. Ztg.“ muß ich bekennen, daß ich ihn noch nie in einem Theater, noch nie in einer Soirée, noch nie in einem „Comfort“ geſehen habe, Beweis genug, daß er ſeine Reiſeſtipendien edler verwendet!

Wenn der Leſer den Namen jenes Correſpondenten errathen will, ſo ſetze er an die beliebte Namensendung der Prager Juden „eles“ — als z. B. Gerſteles, Schefteles, Zeiteles, Devideles, Karpeles, Itzeles u. ſ. w. — irgend eine oder zwei Sylben vor und er iſt auf der Fährte.

Jener Correſpondent hat mich ſehr amuſirt! Er meint, ich ſtehe auch „bei der Familie der Napoleoniden in großer Gunſt;“ iſt das alles was der gute Mann „anzugeben“ vermeint?! Ich, ſo heißt es weiter, „ſtreue den Franzoſen dicken Weihrauch, wie Börne ſelig!“

Verzeihe, lieber Börne, verzeihe, edler Schatten, dieſem erbärmlichen Geſchmeiß, welches hirnlos, geiſtlos und ehrlos mit Namen, Sachen, Celebritäten, Characteren und Intelligenzen ſpielt, wie Gaſſenjungen, welche Edelſteine finden, ſie für Kieſel halten und mit ihnen „Grübelwerfens“ ſpielen. Fort mit dieſem zweihändigen Nichts! Es iſt ſchon viel, daß ich dieſe paar Worte darüber verſchwendete. Da dieſer Brief ſchon unbedeutende Dinge erwähnt, ſo mag er mit einer kleinen Claſſification der „Pariſer Kaffeehäuſer“ ſchließen.

Alles vergeht, der Kaffee beſteht! Reiche ſinken, Völker wandeln, Kaffeehäuſer ſind unveränderlich! Kaffeehäuſer wird es geben, ſo lang es Kaffee gibt, Kaffee wird es geben, ſo lang es Frauen gibt, und Frauen wird es geben, ſo lang es

Marchandes de Modes gibt, und Marchandes de Modes wird es ewig geben!

Unter allen Chancen der Stadt Paris haben ſich die Namen der Kaffeehäuſer erhalten. Paris iſt der claſſiſche Boden der „cafés.“

Das älteſte „café“ in Paris iſt das „café Procop.“ In dieſem café haben ſich ein halbes Jahrhundert lang die größten Künſtler von Paris zuſammengefunden. Jetzt iſt das „café Procop“ der Verſammlungsort der Ariſtocratie unter den Studenten. Hier wird aber jetzt mehr kein Witz, kein Geiſt gemacht, hier iſt der Tempel des Dominoſpiels!

Wer Domino ſpielt, kündigt an, daß er ſeinen Verſtand in Ruheſtand verſetzen will, mit erhöhtem Character: Dominoſpieler!

Dominoſpielen iſt die Wiſſenſchaft der „doppelten Sechſer“ und des „double blanc.“ Wer Domino ſpielt, hat manches Mal 4, oder 8, oder 12 Steine im Brett des blöden Zeitvertreibes vor. Domino ſpielen heißt zur Zeit ſagen: „Schau wie eine elende Creatur du biſt! Dich zu vertreiben, nehm' ich mir nicht einmal die Mühe, vom Gottesgeſchenk „Denken“ Gebrauch zu machen. Ich ſteinige dich! Ich mach' aus meinem Gehirn einen Haſpel und haſpele dich ab!“ Aber es gibt Weiſe über Weiſe! Es gibt Denker über Denker! Der Dominoſpieler iſt ein großer Denker, aber ein noch größerer Denker iſt der „Domino-Zuſchauer!“ Dominoſpielen heißt die Gedanken mit Kleiſter verpappen, aber Dominoſpielen zuſehen iſt die Blume dieſer Gedankenverpappung! Langeweile haben mag eine Unterhaltung ſein, aber Langeweile zuſchauen iſt der Preis der Tugend!

Ein anderes berühmtes, altes „café“ iſt das „café Foy“ im Palais royal. Im „café Foy“ wird nicht geſpielt, bloß geleſen und geſprochen, leiſe geſprochen, laut geleſen! Aber am Plafond iſt eine Schwalbe gemalt. Was will dieſe Schwalbe ſagen? Dieſe Schwalbe iſt jene „eine Schwalbe,“ die in dieſem café Sommer machte. Das café Foy war wenig beſucht. Eines Morgens kömmt ein Mann in's café, trinkt café, nimmt noch mehrere Erfriſchungen und will bezahlen. Er hat ſeine Börſe vergeſſen. Der Garçon will dem unbekannten Gaſte nicht borgen, dieſer ſagt, man ſolle den Wirth rufen. Der Wirth kömmt, der Gaſt erzählte ihm ſeine Verlegenheit. Der Wirth iſt liebenswürdig und ſagt: „Bezahlen Sie, wenn Sie wieder vorübergehen.“ In dieſem Augenblicke erblickt der Gaſt einen Farbentopf mit einem Pinſel, der zufällig in einem Winkel ſtand. Er ſagt zum Wirth: „Ich werde Sie ſogleich bezahlen,“ nimmt Topf und Pinſel, ſteigt auf einen Seſſel, den er auf's Billard ſtellt, malt eine Schwalbe an den Plafond und den Namen „Vernet.“ Dieſe Schwalbe brachte dem café Foy den ewigen Sommer voll Gäſte. Die Schwalbe iſt das Palladium, der Genius des „café Foy.“ Hier kommen auch die Künſtler des Theâtre français zuſammen.

Im „café de la regence“ wird blos Schach geſpielt! Hier iſt das Pantheon Philidors, das Mauſoleum Palamedes! Hier wird ewig Krieg geführt und die blutigſten Schlachten enden nicht einmal mit einem Todten. Hier war einſt das „café Valois:“ Gehen wir weinend an dieſem Namen vorüber, wie er ſelbſt und das café vorübergegangen iſt. Das café d'Orleans kämpft noch immer, aber ſichtlich unterliegend mit den Waffen alten Glanzes gegen den Verfall des „Palais royal“ und der Galerie vitrée.

„Café Tortoni“ iſt rococco, alter Name und leere Anſprüche. Das „café Napolitaine“ hat ein Eis erfunden, „tranche cannelle,“ ein Eis, bei welchem ein Eisbär ein Frühlingsdichter wird, und Tortoni iſt geweſen!

Das „café Lamblin“ war einmal à la hauteur des Mocca, an der Spitze des Java-Parfums, heute iſt es — ein estaminet zweiten Ranges. Was hat dieſes brillante „café“ geſtürzt? die Politik! In der Reſtauration war es Zuſammenkunftsplatz der Maurer, in der Julirevolution ein Abläger vom Clubb „amis du peuple“ u. ſ. w.; aber ein Kaffeehaus ſoll keine Meinung haben! Große Lehre für die Welt- und Kaffeehäuſer-Geſchichte! Die größten Kaffeehäuſer von Paris „café Valois“ und „café Lamblin“ ſind durch ihre politiſche Gaſtführung zu Kneipen herabgeſunken!

Im quartier latin fanden wir die claſſiſchen Kaffeehäuſer „café Voltaire“ — „café Molière“ — im „café Tabourey“ wohnt „Jules Janin,“ der Oberprieſter der Pariſer Kritik, der ewig junge Templer für Kunſt, Geiſt und Wahrheit.

Das „café“ oder „maison d'or“ iſt der goldene Anfangsbuchſtabe der Boulevard-Kaffeehäuſer, der Tempel des „Landsknecht,“ Aſyl der „Grecs,“ Ausgangspunct aller Erzählungen von Loretten u. ſ. w.

Genug und genug, wozu noch einen „café turc,“ — „café Frascati“ u. ſ. w.?

Ich ſchließe mit einem Spaß aus dem „café du grand balcon,“ wo man das beſte bairiſche Bier bekömmt. Ich ſitze geſtern oben, leſe eine Zeitung und trinke eine demi-tasse, da hörte ich Deutſche unter mir ſprechen. Ein Herr und eine Dame, der Herr ſchreit: „Garrçon!“ Der Garçon kömmt: „Monsieur!“ — „Donnez-ma'un bierre bavaroise!“ Der Kellner ſchaut ihn an, er ſchreit lauter: „Un „bierre bavaroise“ dis-je!“ Der Kellner ſchaut mich an, ich komm' ihm zu Hilfe: „de la Bavière“ will der Herr. Bavaroise iſt nämlich hier ein Getränk, das bei uns „Barbaras“ heißt. Der gute Mann forderte alſo ein „Barbaras-Bier!“

Paris, 17. Juni 1855.

Rachel — Riſtori — Verdi — Meyerbeer — Scribe.

Ich komme aus jenem „Tempel der Kunſt“, der ein „Induſtriepalaſt“ iſt! aus dem Hauſe Rachel's in der rue Trudhon Nr. 4.

Ich war bei Dlle. Rachel, um ſie zu erinnern, daß ſie mir zweimal hintereinander verſprach, eine Vorſtellung für die Armen in Wien zu geben.

Dlle. Rachel kam nach Wien wie die Rachel in der Geneſis: Rachel und Lia, Vater und Bruder und die ganze Heerde, die Truppe franzöſiſcher Künſtler, und wie haben wir ſie empfangen! Wie haben wir ihr den Weg mit Blumenkränzen, mit Lobgeſängen gepflaſtert, wie haben wir ihr entgegengejubelt! Wie haben wir ihr die Chatoulle gefüllt, und in einer Anwandlung menſchlicher Regung verſprach ſie mir am Ende der Gaſtrollen eine „Vorſtellung für die Armen“ zu geben.

Die letzte Vorſtellung war vorüber, ich und die Armen waren ſchon in ſüßer Hoffnung, — aber „l'uomo propone e papa Felix dispone!“ Ein Briefchen gab kund, daß Dlle. Rachel ſogleich nach Italien abreiſen müßte, aber wenn ſie wieder nach Wien kommt, dann, dann! u. ſ. w.

Dlle. Rachel ging nach Trieſt, nach Venedig, was weiß ich, nach Venedig, wo die dummen Dogen goldene Ringe in den Buſen der Amphitrite warfen, anſtatt ſie zu den Füßen großer Tragödinnen niederzulegen, wo aus den Bleikammern noch etwas Gold zu münzen war; ſie ging mit der Einnahme meiner Armen! »vogue la galère!« Und ich ſtand auf dem Semmering und harrte der Wiederkehr, aber der Sommer ging, der Winter kam, und keine Rachel!

Und wieder kam die große Tragödin und entzückte auf der Halbinſel, wie ſie im Burgtheater entzückte! Neue Kränze! Neue Einnahmen! Neue Lorbeern! Neue Huldigung! Neue Bitten Saphir's für die Armen! Neue, ſichere Verſprechung und Zuſage der Dlle. Rachel!

Die letzte Vorſtellung war vorüber — und ein neues Brieflein vom Papa Felix, »Felix Austria!« Dlle. Rachel müßte augenblicklich nach Peſt, aber nach drei Vorſtellungen ſchwimme die Arche beſtimmt wieder donauaufwärts und Dlle. Rachel wird eigens verweilen, um den Armen und mir ihr Verſprechen zu halten.

Ich ließ mir eine Hütte am Ufer der Donau bauen, ich lugte in die Wellen wie Goethe's »Fiſcher«, Welle kam und Welle ging, aber keine Rachel und kein Felix! Ich irrte an den Wellen der Donau umher, ich wurde ganz Lorelei, ich kämmte mein goldenes Haar mit einem goldenen Kamme und ſeufzte: »Rachel, Rachel!« aber die Wellen murmelten und ich murmelte mit, aber keine Rachel und kein Felix und keine Vorſtellung für die Armen!

Aber laſſ' dich von Saphir einmal bei einem Haare faſſen und du biſt ſein auf ewig! Ich ziehe der Rachel nach wie der Bettler in Raimund's »Verſchwender« mit der Bitte für meine Armen! Dlle. Rachel geht nach Amerika, ich zieh' ihr wie Raimund's Bettler in einem »Schinakel« nach und ſinge von ferne:

»Für meine Armen!«

Und geht die Rachel wirklich nach Amerika? Wer weiß das! Ich fragte den Miniſter Fould: »Werden wir bei der großen »Welt-Induſtrieausſtellung« nicht den erſten Sänger Frankreichs: Herrn Roger hören und nicht die erſte Künſtlerin Frankreichs: Dlle. Rachel ſehen?« Der Miniſter lächelte. Die Miniſter ſagen, wenn ſie gefragt werden, nie „ja!“ und nie „nein!“ Sie lächeln blos, und aus dieſem Lächeln kann der Frager wie aus einer Circulardepeſche entnehmen, was er will! Ein ſolches Lächeln iſt wie die Wolke Hamlets, es hat einen Rücken, der ſieht aus wie ein „ja!“ und es hat auch einen Bauch, der ſieht aus wie ein „nein!“ Geht die Rachel nach Amerika? Orientaliſche Frage mit Nachguß!

Kein Menſch wußte es! Nicht Paris und nicht die Journaliſtik! Nicht die Napoleons und nicht die Feuilletons, nicht der geſetzgebende Körper und nicht die Synagogen! Das waren die „Mystères de la rue Trudhon Nr. 2!“ Es war eine Kunſt- und Geldfrage! Die Familie Felix hat ſich untereinander vercontractirt! Ein jeder wollte „Nr. Sicher“ gehen. Dlle. Rachel machte einen Contract mit Bruder Raphael, der das Ganze führen ſollte; Bruder Felix machte einen Contract mit Papa Felix, der das Geld vorſtrecken ſollte; Papa Felix machte einen Contract mit den Kameelen und Cornacs, welche die Truppe begleiten ſollten. Die Unternehmung hat ihre Chancen, ihre Schwierigkeiten! „Ein Schiff,“ ſagt Shylock, „beſteht aus Brettern, Bretter ſind Holz, es gibt Landratten, es gibt Seeratten!“ Paris war alſo über die „neue Entdeckung Amerikas“ der Dlle. Rachel in Ungewißheit! Da erwacht an einem ſchönen Morgen Paris und das erwachende Paris findet an ſeinen Mauern angeſchlagen:

„Heute Abend im Théâtre français: „Horace.“
„La rentrée de Dlle. Rachel.“

Paris reibt ſich die Augen! Paris glaubt zu träumen! Rachel in Paris? Felix nicht in den Plantagen? Iſt Amerika untergegangen? Man zieht ſich an, man ſtaunt, man begreift nicht!

Aber die Sache iſt einfach! Große Wirkungen, kleine Urſachen! Dlle. Rachel ſchmollte mit Paris, mit Frankreich, ſie ſchmollte mit dem Empire, wie ſie mit der Republik geſchmollt hat, mit der Republik, wie ſie mit der Reſtauration geſchmollt hat! Und ſie ſagte: Ihr ſollt keine Rachel haben, und alſo keine Tragödin!

Da ließ der liebe Himmel ein Lüftchen wehen, dasſelbe Lüftchen, welches einmal die Wachteln herwehte, als in der Wüſte kein Fleiſch war, und dieſes Lüftchen wehte ein Schiffchen her und aus dem Schiffchen ſtieg ein zartes, ſchmächtiges, blaſſes Weſen, und dieſes Weſen kam aus den goldenen Auen Toscana's, aus den Orangenwäldern Sardiniens, aus den geſegneten Sonnengebieten Italiens, und dies Weſen hieß: „Riſtori“, „Mad. Riſtori“, und mit ſich brachte ſie an der zarten, lieblichen, künſtleriſch feinen Hand „Francesca da Rimini“ von Silvio Pellico und „Myrrha“ von Alfieri.

Wer iſt Mad. Riſtori? Woher kömmt ſie? Was will ſie? Wer kennt ſie? Eine halbvergeſſene Tragödin eines Stückchens von Italien!

Wer iſt ſie? — Die Muſe! Melpomene! Die Göttin mit dem Dolch! Die Göttin mit der Gottgewalt über Herzen und Thränen!

Woher kömmt ſie? — aus dem Lande Dante's, aus dem Himmel und der Hölle Dante's, aus dem Sonnenſtrahl Taſſo's, aus dem Tempel Arioſto's, aus den Hallen Michel Angelo's und Lenardo da Vinci's! Aus dem Anſchauen Raphaels und der ſixtiniſchen Madonnen!

Was will ſie? — Sie will euch bringen den Dante, ſie will euch in die Scene ſetzen Himmel, Hölle, Purgatorium, ſie will euch bringen Seufzer, und Thränen, Liebe, Haß, Verzweiflung, Schmerz, Sehnſucht und alle großen Bewegungen der Seele und alle Vibrationen des Herzens!

Wer kennt ſie? — Jeder der das menſchliche Herz kennt in ſeinen Träumen, in ſeiner Pulſation, in ſeinen Wonnen und ſeinen Bitterniſſen! Jeder der die Wahrheit kennt in ihrer Erhabenheit, in ihrer Einfachheit, in ihrer Armuth und in ihrer Häßlichkeit! Jeder der das Erhabene kennt in ſeiner Fülle, in ſeiner Macht, in ſeiner dynamiſchen Größe, in ſeiner vollen Unendlichkeit!

Madame Riſtori!

Geſtern eine kaum gekannte, kaum genannte Perſönlichkeit, ein Atom geworfen in die Welt Paris, und heute ein gekröntes Haupt, eine Berühmtheit, das Echo von Paris!

Geſtern ein Gaſt, heute eine Macht, geſtern eine Bittende, heute eine Herrſcherin.

Und der Ruhm der Riſtori, und die Huldigungen der Riſtori, und die Lobgeſänge der Riſtori, und der Enthuſiasmus der Pariſer für die Riſtori drang bis in die Stiftshütte der franzöſiſchen Tragödin, bis in das Cabinet der Dlle. Rachel, in die rue Trudhon! Und bei dem erſten Trompetenſtoß der Kritik für die Riſtori lächelte Dlle. Rachel mitleidig, bei dem zweiten Trompetenſtoß lächelte ſie verächtlich, beim dritten Trompetenſtoß lächelte ſie bitter, als aber alle Journale in einen einzigen Trompetenſtoß, in einen uniſonen Lobgeſang der Mad. Riſtori ausbrachen, da lächelte Dlle. Rachel ſataniſch, und als Paris wiederhallte von den Triumphen der Riſtori, als Ariſtocratie, Finanzen, Literatur, Kunſt, Hof und Bürger wallfahrteten zu den Vorſtellungen der Riſtori, da lächelte Dlle. Rachel das ſardoniſche Lächeln und ſie ſagte: „Ich muß doch auch ſehen, was an dieſem Schemen iſt!“ Und ſie hüllte ſich in eine alte Toga und verſteckte ſich in eine Loge, in ein „baignoir,“ wo ſie Niemand ſehen ſollte, und ſie ſah die „Myrrha“ der Mad. Riſtori. Und als ſie die Riſtori ſah in all' ihrer Herrlichkeit, in all' ihrer Wahrheit und Tiefe, da erfaßte ſie das „verfluchte-Kerl“-Gefühl, das „Anch' io“-Gefühl! Sie bäumte ſich in ſich auf und ſagte: „Anch' io sono Ristori!“ Und ſie ging nach Hauſe und trug mit ſich fort im Buſen das Eiferſuchtsgefühl der Götter ihrer Väter: „Du ſollſt keine anderen Götter neben Dir dulden!“

Und ſie ſchrieb an den Director Crosnier: „Ich bin Rachel, die da iſt, war und ſein wird! Und ich ſehe, mein Publicum iſt abgefallen von mir und betet zu andern Göttern. Auf, Crosnier! Mache auf die Bundeslade des Théâtre français, nehme heraus die Geſetztafeln Racine und Corneille, und verſammlne mei Volk von Paris und ſage zu ihm alſo: Dlle. Racheel hat erfahren, daß Ihr werdet abtrünnig und betet zu andern Göttern, weil Ihr ihr Antlitz nicht geſehen habt ſchon ſo lang! Nun will ſie zu Euch kommen, gehüllt in Feuer und Flammen, und will ſich niederlaſſen über dem Tempel der Tragödie, auf daß ihr zurückkehrt und erkennt: Es iſt nur eine Rachel und neben ihr nichts im Himmel und auf Erden!“

Und es war grade der Sterbetag Corneille's, und Rachel ſprach: „Dieſer Corneille ſtarb mir heute ſehr gelegen!“ Und ſie ſpielte „pour l'anniversaire de Corneille“ die „Camille.“

Ich ſaß da und bewunderte ſie, und neben mir die Riſtori, welche in Bewunderung und laute Bravo! ausbrach.

Wer ſpielte beſſer? Dlle. Rachel, als ſie bei der Vorſtellung der Riſtori im Dunklen verborgen ſaß und ungeſehen zuckte und zuſammenfuhr, oder Madame Riſtori, als ſie bei der Vorſtellung der Dlle. Rachel vor Allen da ſaß und laut applaudirte?!

Ich glaube, dort war mehr Natur und hier mehr Kunſt!

Aber welche unendliche Größe, welche unendliche Wahrheit lag im entzückenden Spiele der Dlle. Rachel!

Ich habe die Rachel nie größer, nie wahrer, nie intelligenter, nie vollkommener geſehen! Ich fühlte alle meine Nerven zittern! Da iſt ein Stück Römerthum lebendig geworden, da iſt der gedehnte, claſſiſche, ſteife Styl der franzöſiſchen Tragödie flüſſig geworden, flüſſiges Gold, flüſſige Leidenſchaft, ſtrömende Erhabenheit, klare, durchſichtige Seele!

Welche Einfachheit im Erhabenen, welche Erhabenheit im Einfachen! Welches Wirken und Schaffen im Pathos! Wie leuchtet die Intelligenz aus dieſen ſinnigen Zügen, wie ſtrahlt die Seele aus dieſem geiſtigen Blicke! Welches Leben in jeder Bewegung und welcher furchtbare Inhalt in ihrem Schweigen! Ihr Schweigen auch iſt ein ſtillſtehendes Gewitter! Welche Glut und welche Innigkeit! Welche Weichheit und welcher Schmelz! Welch' ein ewiges Schaffen und Bilden in Mienen und Geberden! Da wo andere Darſtellungen nur ein Leeres finden, ein Leeres laſſen, da findet das Genie Stoff zu ſchaffen, da findet Dlle. Rachel Inhalt, Bedeutung, Zukünftiges!

Als die Vorſtellung zu Ende war, dünkte es mir, als ob ich aus einem ſchauerlichen Traum erwachte, aus einem Traum voll Luſt, Süßigkeit und Grauen! Das Haus brach in ſtürmiſchen Beifall aus, es war erdrückend!

Der Vorhang fiel. „Camille“ iſt verſchwunden und in die rue Trudhon Nr. 12 kehrt nichts zurück als Dlle. Rachel, die Comödiantin, Dlle. Rachel, die eiferſüchtige Nebenbuhlerin, Dlle. Rachel, die Tochter von Felix, des Sohnes von Simeon aus dem Stamme Abrahams, Dlle. Rachel, „Commis-voyageur en affaires tragiques,“ Dlle. Rachel, die „in „Corneille“ und „Racine“ macht,“ Dlle. Rachel, die ausgezogen iſt, um in Mad. Riſtori Moab und Amalek zu vertilgen, Dlle. Rachel, die noch immer nicht weiß, ob Melpomene in Amerika nicht beſſere Geſchäfte machen kann als in Paris!

Und Dlle. Rachel erwachte am andern Tag und alle Journale waren voll ihres Lobes, und alle Journale bedeckten „Rachel-Camille“ mit wohlverdienten Lorbeern, aber alle Journale, wie verabredet, dankten laut und herzlich — Madame

Riſtori, daß ſie die Rachel dem „Théâtre français“ zurückgegeben hat!

Es iſt doch ein boshaftes Volk, dieſes Journaliſtenvolk! Und mit erneuerter Unermüdlichkeit ſingen ſie das Lob der Mad. Riſtori, und die meiſten gehen ſo weit, zu ſagen: „Die Zeit iſt vorüber, wo Paris ſich mit der rentrée oder nonrentrée der Dlle. Rachel beſchäftigt! Wir ſehen, es gibt noch größere Tragödinnen! Dlle. Rachel iſt ein „passé“ u. ſ. w.“

Unter allen Kritikern hier iſt Jules Janin der geiſtreichſte, der liebenswürdigſte, aber auch der prophetiſchſte!

Als noch von der „rentrée“ der Rachel keine Rede war, ſaß ich mit Jules Janin bei Madame Orfila (Witwe des berühmten Orfila). Wir ſprachen von der Rachel, und Jules Janin ſagte: „Wenn die Riſtori einen großen Succeß hat, dann wird Dlle. Rachel gewiß einmal wenigſtens wieder auftreten!“

Und er hat's getroffen. Mad. Riſtori, die italieniſche Geſellſchaft, hat Dlle. Rachel dem Theater wiedergegeben, die engliſche Geſellſchaft, Mad. Wallace, hätte das nicht vermocht!

Ja, Paris hat auch eine engliſche Truppe! Dieſe engliſche Truppe hat „Macbeth“ gegeben, aber den engliſchen „Macbeth,“ den „real Shakeſpeare,“ keinen Ducis-Shakeſpeare. Es ſind drollige Engländer dieſe Engländer! Vor „Macbeth“ geben ſie eine „Poſſe,“ eine „Poſſe mit Tanz,“ eine Zauberpoſſe!

Die engliſchen Tänzerinnen ſind ſchauderhaft! Und nach dieſer gräulichen Ballet-Poſſen-Farce „Macbeth!“

Von dieſer Truppe, von dem hieſigen Urtheil über Shakeſpeare, von Madame Wallace als Lady Macbeth in einem ſpäteren Briefe.

Paris hat alſo ein italieniſches und ein engliſches Theater, ſowie ein ſpaniſches Ballet als „Expoſition“

und gar kein deutſches Theater? Nicht ein Stückchen Theater-Einheit, wie ſie Dingelſtedt zuwegebrachte! Nicht eine halbe kleine Portion Schiller, Goethe oder Kotzebue!

Glaube man mir nur, unſere Rettich ꝛc. ꝛc. könnten kühn und keck mit Mad. Riſtori um die Palme ſtreiten! Aber es gibt in Deutſchland keine „Wandertruppe“ in der Tragödie. Wozu auch? Dingelſtedt wollte ſeine „Muſtervorſtellungen“ hieher bringen, aber er konnte ſich mit dem Miniſter Fould nicht einigen, und gewagt bliebe ſonſt die Entrepriſe ſehr.

Der Erfolg einer „deutſchen Schauſpielergeſellſchaft“ hier würde rein von den politiſchen Beziehungen Frankreichs zu Deutſchland abhängen! Wenn Oeſterreich neu bewaffnete, wäre „Don Carlos“ ein gutes Stück und die „Eliſabeth“ vortrefflich geſtellt; wenn Oeſterreich wirklich 140,000 Mann entläßt, würde „Don Carlos“ allen Angriffen einer feindlichen Armee ausgeſetzt ſein!

Ich glaube, die deutſche Schauſpielkunſt, da wo ſie wirklich Kunſt, innige, wahre Kunſtgröße iſt, würde hier wie die deutſche Philoſophie — nicht verſtanden werden. Doch genug für heute über dieſen Gegenſtand, welcher einen großen Raum verlangt.

Eine bedeutende Angelegenheit iſt jetzt die Vorſtellung der „Vêpres siciliennes“ von Verdi in der großen Oper. Darüber morgen.

Paris, 17. Juni 1855.

Meyerbeer — Verdi — Scribe.

Die große Oper in tauſend Aengſten! Cruvelli! Cruvelli! Eine Schwalbe macht keinen Sommer und eine Nachtigall macht keine Oper! Die Cruvelli iſt die Rachel der großen Oper, die Rachel iſt die Cruvelli des Théâtre français. Die Rachel hat Racine und Corneille, die Cruvelli hat Halévy und Meyerbeer; aber Corneille und Racine ſind todt, Halévy aber und Meyerbeer leben, und das iſt immer ein Nachtheil.

Wer morgen unſterblich ſein will, muß heute ſterben, wer morgen anerkannt werden ſoll, muß geſtern begraben worden ſein.

Halévy hat weniger mit der Welt, mit dem Publicum, mit der Kritik, mit den Künſtlern zu kämpfen, denn ſeine Erfolge ſind ſolid, aber nicht mirobol! Seine Opern gefallen, aber ſie furoriſiren nicht, ſie ſchließen ſich andern Opern an, aber ſie ſchließen ſie nicht aus! Meyerbeer aber iſt ſtets in Emotion, ſeine großen Succeſſe ſind fruchtbar an Gegnern, der Zulauf zu ſeinen Werken wird ihm als Verbrechen angerechnet, jeder brillante Erfolg wird von ſeinem Genie abgezogen, der Enthuſiasmus des Publicums wird ihm als Sünde angeſchrieben; wenn eine andere Oper nicht gefällt, ſo iſt die „chute“ ein Werk Meyerbeer's, wenn eine andere Oper nicht in die Scene geht, hat Meyerbeer die Hinderniſſe componirt u. ſ. w. Und es iſt wahr, ſehr wahr, an dem Nichtdurchgreifen, an dem Mißerfolg anderer Opern iſt Meyerbeer ſchuld, aber nicht das

Individuum Meyerbeer, ſondern das Genie Meyerbeer; nicht der Menſch Meyerbeer, ſondern der Compoſiteur Meyerbeer; nicht der Meyerbeer mit ſeinen Bekanntſchaften, mit ſeinem Einfluſſe, ſondern der Meyerbeer mit ſeinen Opern, mit ſeinen brillanten Erfolgen. Er intriguirt nicht gegen die Erfolge anderer Opern, aber ſeine Kinder, d. h. ſeine Werke, ſeine Tonſchöpfungen! Daß ſein »Robert der Teufel« tauſend andere Opern holt und ſie in die Hölle der Vergeſſenheit ſchickt, iſt nicht ſeine Schuld! Daß die »Hugenotten« an einem Abende eine ganze Schaar mittelmäßiger Opern niedermetzeln, iſt nicht ſein Verbrechen! Daß ſein »Prophet« länger in die Zukunft hineinlebt, iſt ein Vergehen, das natürlich iſt! Daß ſein »Nordſtern« fortleuchtet, wenn tauſend Sternſchuppen neben ihm ſich ſchneuzen und fallen, das iſt ein Geſchick des Himmels!

Meyerbeer iſt das Fatum vieler franzöſiſcher Opern! Meyerbeer ſollte kommen, er ſollte, er wollte ſchon längſt hier ſein, aber er kömmt nicht; oder wenn er gekommen ſein ſollte, ſo ging er blos über Paris nach London. Und warum kam Meyerbeer nicht? Weil er nicht nur ein genialer, ein unübertrefflicher Compoſiteur iſt, nicht nur eines jener ſeltenen Menſchen-Exemplare, welchen das Schickſal zu einer coloſſalen Begabung auch »Glück« gab, — denn Talent allein thut's in der Welt nicht und Glück allein auch nicht, beide müſſen vereint ſein! — ſondern weil Meyerbeer auch eine feine Naſe hat! Eine feine Naſe iſt eine Gabe Gottes, eine ganz eigene Gabe; welch' ein ſeltener Verein: Genie, Glück und eine feine Naſe!

Es wurden zwei neue Opern gegeben: »Jenny Bell« von Auber und »les vêpres siciliennes« von Verdi, und die Libretti Beider von dem großen Libretto-Mann im Süden, in »deſſen Reich das Couplet nicht untergeht«, von Scribe.

Ich wollte die Cruvelli fragen, die mir »deutſche Mehlſpeiſe« kochen ließ, — Gott und Saphir werden ihr's bezahlen! — warum ſie keinen Appetit hat, aber ich begriff's, ſie ſtudirte ſchon die »Vêpres!«

Meyerbeer's »feine Naſe« mußte wahrſcheinlich ſo gedacht haben: »Wenn dieſe Opern keinen Erfolg haben und ich bin in Paris, ſo ſagen gewiſſe Leute: »c'est Meyerbeer!« Denn wenn eine Oper wegen Mangel an Werth durchfällt, ſo ſagen die Compoſiteurs: »Das hat Meyerbeer gethan! Meyerbeer iſt der Opernknacker!«

Alſo Meyerbeer blieb weg, der »Opernknacker« hat nicht gearbeitet und die beiden Opern ſind doch geknackt worden, und es gab viel Schale und wenig Kern!

»Jenny Bell,« »la Jenny Lind empaillée« iſt ohne viel Sang und Klang, ohne viel Saus und Braus dahin gegangen, wo viele Opern hingehen, den Weg aller Strauße und Muſards! Die »Vêpres siciliennes« aber, die letzte Heldenthat der großen Oper, das jüngſte Kind des Verdi'ſchen guten Gedächtniſſes ſeiner eigenen Opern, iſt nicht durchgefallen, ſondern ſie ſinkt nach und nach durch! Wenn man hie und da in dieſer fünf Stunden langen Oper ein ſchönes Motiv hört, ſo ſagt man: »Passez votre chemin! Je vous connais, beau masque!«

Neu iſt nicht eine Nummer dieſer Oper, damit will ich ſagen, einen neuen Weg hat Verdi in nicht einem Bolero, in nicht einer Cavatine, in nicht einer Romanze u. ſ. w. eingeſchlagen, es iſt in jeder Nummer dasſelbe Künſtlerzeichen eingewebt, alle Einzelnheiten tragen denſelben Stempel, es ſind die Deſſins von »Ernani«, die ſteten Cadenzen und die ewige Leerheit des muſikaliſchen Inhalts; es ſind einige recht hübſche, melodiöſe Sachen, die Inſtrumentirung iſt, was man ſagt, »ſauber,« einige Sanglichkeiten recht mouſſirend und ſprudelnd, aber die Muſik dieſer fünfſtündigen Oper hat keinen Character, es fehlt ihr alles, was grad’ eine „ſicilianiſche Vesper“ nicht entbehren kann: der muſikaliſche Heimatsſchein! Da iſt nicht Italien, nicht Sicilien, da iſt nicht der locale Ton, nicht die locale Farbe, nicht das ſiedende Blut, nicht die fiebernde Leidenſchaft, nicht die üppige Hitze der muſikaliſchen Vegetation! Der zweite Act iſt pompös, hat herrliche Stellen, aber auch da wieder dieſe Heerſchau gekannter, gewöhnlicher Effecte, nirgends Intenſivität der Conception. Die Cruvelli im „Doppel-Chor“ hat ganz allein mit Recht Furore gemacht! Die Verſchwornen auf der Scene und die Schiffenden in Barken im Hintergrunde, das iſt von herrlichem Effect. Im fünften Act aber ſinkt das Ganze in eine Art von Mattigkeit und Erſchlaffung, in eine Fadheit und Unbedeutendheit des Styles, die unbegreiflich iſt!

Da in dieſem Act muß Verdi den Herrn Scribe bei der Hand nehmen und ihm zurufen:

„Einen Theil der Schuld mußt du vor dem großen Richter tragen!“

Ueberhaupt iſt dieſes Buch ein monstre! Es wird dem großen und herrlichen Talente Scribe's keinen Eintrag thun, wenn man ihm endlich ſagt: Genug! Du haſt lange genug das Zepter des Libretto geſchwungen, du warſt lange genug Alleinherrſcher Meyerbeer's, Verdi's, Auber's, Halévy's u. ſ. w. Deine Muſe will etwas Erholung, es kann ſelbſt dem größten Genie nicht immer und alles gelingen! Laſſ' einmal jüngeren Talenten auch einen kleinen Weg offen, ſtell' dich nicht querüber, um der Jugend, den Ankommenden den Weg abzuſperren!

Dieſe „Vêpres“ iſt mehr als ein ſchlechtes Buch, es iſt eine Albernheit!

Scribe fühlte wohl alles Säuerliche und Widerhaarige, was in dem Sujet für Paris, für die Franzoſen liegt! Er wollte ſich decken und hat die „Geſchichte“ als „Elefant“ benützt, er hat geglaubt, den Bodengeruch dieſer unpaſſenden Erinnerung zu verſcheuchen, wenn er an der Spitze ſeines Libretto ſagte: „Die ſicilianiſche Veſper iſt gar nicht hiſtoriſch! Es iſt eine Erfindung!“

Aber das mag wahr ſein oder nicht, ich glaube, Scribe hat ſich durch dieſe Bemerkung ſelbſt in Anklageſtand geſetzt. Denn wenn ihn die Ehrfurcht vor der Geſchichte nicht gezwungen hat, keine Erfindung zu haben; wer iſt Schuld an dieſem vollkommenen Mangel an Erfindung, ja an dieſer Verſtümmlung einer Handlung, die man nach Belieben fortſpinnen und enden laſſen kann?

Es bleibt immer etwas gewagt, in Paris einen Chor mit den Worten beginnen zu laſſen:

„Sois maudite o France!“

Und am Ende die ganze blutige Veſper ſo ſchmachtend und matt zu Ende zu führen und zwei oder drei Franzoſen von einer Rotte Sicilianer abgeſchlachtet zu ſehen. Kann Verdi hoffen, dieſe Oper in dieſem Gewand je in Italien aufführen zu können? Nicht möglich!

Soll ich nun erzählen, was wir, wir, die wir in den Couliſſen ſtehen, ich, der ich im Mittelpunct der Quellen ſchöpfe, über den Text dieſer Oper zu wiſſen glauben? Sollte Verdi es nicht wiſſen, daß, — ſo ſagt die böſe Welt! — daß dieſes Libretto ſchon ein graues Haupt hat! daß es ſchon allen franzöſiſchen und italieniſchen Maeſtri angeboten wurde? den ſeligen Donizetti nicht ausgenommen? Sollten dieſe Vêpres einſt „le duc d'Albe“ geheißen haben?! Sollten die folgenden Verſe der „Vêpres“:

> Frappez-les tous! que vous importe?
> Français ou bien Siciliens,
> Frappez toujours! Dieu choisira les siens!

nicht wörtlich in jenem Buche geſtanden haben? Hat ſie dort nicht der „Legat“ geſprochen? Ich weiß es nicht, aber man murmelt's!!

Und nun das unſelige Ende! Dieſe Prinzeſſin, welche im Anfang Blut und Liebe iſt, Liebe und Blut, die mit Dolchen ſpielt, dieſes blutige Mannweib wird am Ende ein Lamm, ein Fiſch an Blut, eine Schäferin an Empfindung, eine barmherzige Schweſter an Worten! Und mit dieſem Traveſtiſſement ſeiner Heldin iſt auch Signor Verdi ganz einverſtanden, er führt ſie mit Triller und Couplets zu Ende. Die Franzoſen und Italiener erwürgen ſich unter lieblichen Couplets, die Liebenden ſinken dem Tod bei Tanztacten in den Arm! Das nennt man „die ſicilianiſche Veſper“, aber nicht die hiſtoriſche, ſondern die erfundene, die ausgeſetzte und von Scribe et Verdi an Kindesſtatt angenommene „ſicilianiſche Veſper!“

Auch ein Ballet iſt in dieſer Oper, ein Ballet und auch Tänzerinnen, aber ſo häßlich und ſo alt, — die „Couqui“ ausgenommen! Wie kann man „Couqui“ heißen, wenn man reizend iſt wie das Vergehen, jung wie der Frühling, ſchön wie ein Maimorgen, und wenn man tanzt wie ein Roſenblatt auf den Lippen des Zephyrs?

Noch etwas bleibt mir zu bemerken: „Das Coſtume!“ — Liegt Sicilien in Rußland? Iſt Palermo die Hauptſtadt von Sicilien? Welche Pelze! Welche Muff's! Welche Pelzverbrämungen! Auch gut!

Aber die Cruvelli! Welche herrliche Sängerin! Welche Stimme! Welcher Schmelz! Welche Seele! Und welche Innigkeit des Geſanges und welcher wahre ergreifende Pathos! Mit welcher Leidenſchaft ſingt ſie die große Arie, mit welcher Süßigkeit die Romanze, und wie iſt alles klar und ſeelenvoll und voll Paſſion und Innerlichkeit! Sie wurde mit Jubel überdeckt; wenn dieſe „Veſper“ ſich auf der Bühne erhält, ſo iſt Dlle. Cruvelli das tägliche „Veſper-Brot“, welches ſie am Leben erhält, welches ſie ernährt, ihr Blut und Seele gibt.

Gueymard hat eine hübſche Stimme, ſein Spiel aber iſt nicht dramatiſch, weil es zu ſehr dramatiſch ſein ſoll, er hat übrigens hier eine Partie, die nicht für ihn iſt, ſie iſt zu zart, zu ſanft für ihn.

Paris, 21. Juni 1855.

Die Strömung der Zeit. — Die Halle der Neutralität. — Ueberblick.

Wer lange und Vieles geſehen hat, iſt deshalb noch nicht zu dem gekommen, was die gewöhnliche Welt mit dem Namen „Erfahrung“ belegt. Nur wer lange und Vieles beobachtet hat, dem gibt ſich jenes Reſultat kund.

Zum Sehen hat der Menſch zwei Augen, zum Beobachten aber hat er das Auge und das Ohr, den Geiſt und den Verſtand, die Geduld und die Ausdauer, die Auffaſſung und die Beurtheilung. Denn einen geſetzlichen Zuſammenhang aller Erfahrungen zu ergründen, das iſt die Aufgabe des Beobachters.

Die Phyſiker, die Aſtronomen haben zu dieſer Beobachtung noch zwei Augen; ein drittes Auge, das den Himmel erforſcht: das Teleſcop, und ein viertes Auge, welches die Erde erforſcht: das Microſcop.

Den Zuſammenhang der „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ mit der „Strömung der Zeit“ zu beobachten, ſcheint an und für ſich wenig fruchtbringend zu ſein, aber der geiſtige Beobachter kann ſich deſſen nicht ganz enthalten.

Wenn ich den „Annex“ beſuche, in welchem 6000 Metres Mechanik und 6000 Metres Chymie rechts und links ihre gewaltige Concurrenz eröffnen, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, welche welt- und zeitenumgeſtaltende Erſcheinungen aus dem Beobachten kleiner, anſcheinend unwichtiger Dinge hervorgegangen ſind.

Wer die erſte kleine Ablenkung der Magnetnadel durch den galvaniſchen Strom beobachtete, konnte gewiß nicht vermuthen, daß dadurch einſt der Telegraph den Verſtand und das Wort von Balaclava nach Paris tragen wird!

Als Papinian aus ſeinem Topfe zuerſt den Waſſerdampf beobachtete, ahnte Niemand, daß dieſe Kraft berufen iſt, das Verbrüderungsfeſt der Länder und Völker vorzubereiten. Wer den erſten kleinen „Jahrmarkt" einführte, dachte gewiß nicht bei der Beobachtung der winzigen Krämerconcurrenz, daß dieſer Jahrmarkt das Samenkorn zu der großen Pariſer „Welt-Induſtrie-Ausſtellung" iſt!

Die Zeit hat ihre Strömung, die Geſchichte hat ihre Strömung, der Geiſt hat ſeine Strömung.

Die jetzige Zeit hat eine doppelte Strömung; die erſte iſt: die Bändigung der Maſſenkraft, die zweite iſt: die Erweckung der materiellen Intereſſen.

Der geiſtige Hochmuth, welcher die Revolution und die Leidenſchaft in ſeinem Gefolge hatte, brachte das Förderniß des Zuſammenſtoßes der Maſſen mit der Ordnung hervor. Dieſen Zuſammenſtoß zu verhindern durch das Abſorbiren der Maſſen iſt die Miſſion der jetzigen Zeit und beſonders des jetzigen Frankreichs, dieſe Miſſion hängt mit der zweiten Strömung der Zeit, mit der Erweckung der materiellen Intereſſen, innigſt zuſammen. Der geiſtige Hochmuth wird durch die unabweisbare Brutalität der materiellen Intereſſen gedemüthigt. Durch den eröffneten Springbrunnen der Arbeit, der Erzeugung, der Induſtrie, des Gewinnes, des Fleißes, des mühevollen Erwerbs, welcher in tauſend und tauſend Strahlen niederwirkt, wird die Maſſenkraft zerbröckelt, die Maſſe geht im Individuum auf, der geiſtige Hochmuth erlahmt an der Geltendmachung der phyſiſchen Kraft und mechaniſchen Fertigkeit; die Gemeinſamkeit der geiſtigen Bewegung und Schwungkraft parcellirt ſich durch die Beſtrebungen perſönlicher und materieller Zwecke und Intereſſen.

Weit davon entfernt, dieſe allgemeine Zeitbetrachtung hier weiter auszudehnen und auszuſpinnen, habe ich ſie hier nur ausgeſprochen, weil ſie ſich mir beim Anblick dieſes „Anneres“ wie von ſich ſelbſt und gewaltſam aufdrang.

Als ich dieſe Anneres durchwanderte, als dieſe Bewältigung des Anblicks dieſer coloſſalen Maſchinerien und Dampfſchöpfungen mich zur Beſinnung kommen ließ, mußte ich fragen: „Iſt dieſe materielle Zeitſtrömung, welche die „*Maſſenkraft der Maſchinen*“ zum Cultus des Zeitgeiſtes macht, iſt ſie nicht geſchaffen, um die „*Maſſenkraft der Menſchen*“ von der *Arbeit*, von der *materiellen Beſchäftigung* abzuziehen, und ſie wegen Mangel an phyſiſcher Verwendbarkeit dem *geiſtigen Hochmuth*, der *geiſtigen Bewegung* wieder in die Arme zu jagen?! —

Dieſe „Anneres“ iſt der Brennpunct der „Welt-Induſtrie-Ausſtellung.“ Der „Induſtriepalaſt“ ſelbſt, das ſogenannte „Tranſept,“ iſt prachtvoll, glänzend, romantiſch, poetiſch; die „Exposition des beaux arts“ iſt intereſſant, ſinnig, kunſtvoll, ergötzlich, ohne *überraſchend* zu ſein, aber dieſe 1200 Metres lange Glasgallerie mit ihren Maſchinen, Rohproducten und Erzeugniſſen aller Welttheile iſt überwältigend, iſt coloſſal, iſt erhaben, iſt turbulent!

Hier die Dampf- und Maſchinenſchöpfungen! Als Gott den Menſchen Waſſer und Feuer zu ihren Dienern gab, gab er ihnen gebundene Diener, gefeſſelte Sclaven. Da umarmten ſich Feuer und Waſſer, und aus dieſer Umarmung ging der Dampf hervor, aber Jahrtauſende gingen vorüber, der Dampf rief ihnen aus jedem Topf zu: „da bin ich, ich bin die Kraft und ich bin die Macht!“ Aber die Jahrtauſende waren taub für das Brodeln des Dampfes, bis in Amerika ein Prophet erſtand, der die Zukunft des Dampfes prophezeite, und Amerika, das Europa die Kartoffel gab, gab ihm auch die Dampfkraft, und der Menſch hat einen neuen Diener bekommen: den Dampf! „Sei mein Sclave!“ ſagt der Menſch zum Dampf, „treib meine Mühle, pflüge meine Aecker, furche meine Meere, durchſchneide meine Straßen, beſeele meine Fabriken, trepanire die Hirnſchale der Erde, zapfe den Bauch der Erde an, zerſtampfe die Berge, kaue die Erze klein und zerſäge die ſtämmigen Wälder zu Zündhölzchen!“ Und Knecht Ruprecht: der Dampf, gehorcht! Dieſer Knecht hat keinen Magen, der eſſen will; dieſer Knecht hat kein Auge, das ſchlafen will; dieſer Knecht hat keinen Fuß, der müde wird, keinen Arm, der erlahmt; dieſer Knecht wird nicht krank, dieſer Knecht will keine Raſtſtunde; dieſer Knecht hat Siebenmeilenſtiefel an; ſein Athemzug iſt ein Tag und ſein Pulsſchlag eine Meile!

Aber dieſer Knecht wird euer Herr werden! Die Maſchine wird Seele und die Menſchheit wird entſeelt!

Seht ſie daſtehen in langen, unabſehbaren Maſſen dieſe Rieſenkinder des Dampfes, dieſe Enockgeſchlechter des Maſchinenweſens! Seht und hört ſie dieſe unheimlichen Geburten der Siedkraft, dieſe hundertarmigen Söhne der Maſchinenwelt, aus rieſiger, eiſerner Lunge mit eiſernen Lungenflügeln bricht ihr gewaltiger Odem! Mit hundert Rohrarmen wie Briareus arbeitet ein keuchender Keſſel! Kolben und Cylinder ſteigen und ſinken in ſtummer, geheimnißvoller Thätigkeit! Gabel und Stangen vollbringen in apathiſchem Gehorſam die Befehle ihres Meiſters! Keſſel und Pumpen ſetzen brummend und murrend den Kreislauf ihres Lebens fort! Ofen und Ventil gehorchen kochend und ziſchend den ewigen Geſetzen der Siedhitze! Und in den beiden

Herzkammern aller dieſer Kinder des Dampfes und der Mechanik gehen nur zwei Pulsſchläge: die Kraft und die Schnelligkeit! Und eine Maſchine erzeugt die andere, wie der Stoß eines Körpers immer einen andern in Bewegung ſetzt.

Und weiter frage ich: Wer iſt der Knecht und wer der Herr? Der Dampf oder der Menſch?

Und weiter frage ich: Wenn der Knecht der Wohlthäter des Herrn geworden iſt, wenn der Knecht unentbehrlich geworden iſt, was gilt der Herr?!

Aber in der Wirthſchaft der großen Natur gibt's keinen Knecht und keinen Herrn! Eine jede Kraft dient der andern, eine jede Kraft beherrſcht die andere!

Eine jede Thätigkeit des Geiſtes, der Natur, der phyſiſchen Kraft wird durch die andere veredelt, erhöht und in ihren Grenzen erhalten.

Eine Dampfmaſchine iſt Menſch und Dampf; der Menſch gab den Gedanken, der Dampf die Kraft; der Gedanke ſagt zur Kraft: hilf! und die Kraft gibt ihre tauſend Arme, ihre eiſernen Muskeln, ihre gegoſſenen Nerven, ihre erzenen Sehnen her, und der Gedanke wird Werk, wird Geſchöpf, wird ein Lebendiges, ein Thätiges!

Die Kraft hat dem Gedanken lebendige Körper gegeben, der Gedanke iſt dankbar, er gibt der Kraft ihre eigenen Kinder veredelt, verfeint, erzogen, geiſtig ausgebildet zurück! Die Kinder der Kraft, die Enkel des Gedankens, werden Weſen mit Geiſt und Kraft, und das iſt das Geſchlecht der Induſtrie, das ſind die Wunder des Induſtriegeiſtes, der Gedanke wird Nutzen und die Kraft wird Segen.

In dieſer Hälfte des Annexes ſtehen die Monumente unſerer Zeit in ſinnender Ruhe und im ſtolzen, gleichmäßigen Selbſtbewußtſein reihen ſich dieſe eiſernen Tempel des Dampfes, dieſe kochenden Mittelpuncte der concentrirten Kraft aus allen Ländern aneinander an.

Aber noch fehlt ihnen der Athem! Noch ſtehen ſie ſtumm und lautlos! Kein Athem bewegt die eiſerne Lunge, kein Pulsſchlag rollt durch dieſe eiſigen Adern, denn noch ſind die Röhren, die alle gehen machen ſollen, nicht vollends gelegt. Wenn dieſen Giganten der Geiſt durch die eiſerne Naſe eingeblaſen ſein wird, werde ich über die Capacität der Einzelnheiten ein Weiteres denken und laut denken.

Die zweite Hälfte des Annexes, welche den Rohproducten, den chemiſchen Producten, den Natur- und Stofferzeugungen der ganzen Welt gewidmet iſt, dieſe Hälfte ſteht noch in der grauſamſten Negligé da und dürfte ihre Toilette erſt am Ende Juli vollkommen beendet haben. Da ſah ich auch noch mein liebes Oeſterreich nur mit einem Fuß aus dem Bette, und das aus der einzigen Urſache, weil die Unordnung in der Toilette der Andern nicht räthlich macht, ſich zu putzen und anzuziehen, um ſich mit Staub und Schmutz, mit Mörtel und Kalk bedecken zu laſſen! Da ſteht noch die Pyramide der Miesbacher Wunderziegel in einer geſchämig-verhüllenden Morgenblouſe, da ſteht die ſchöne Pyramide der herrlichen Apollokerzen, die ihr Licht auch unter Scheffel ſetzen muß, da alles ringsumher noch im Finſtern und Chaos liegt, und ſo faſt die meiſten Gegenſtände dieſes Theils des Annexes.

Wir verlaſſen nun dieſen Theil und betreten die „Halle der Neutralität,“ die große Mittelhalle, welche alle Luxus- und Prachtgegenſtände aller Völker in ſtricter Neutralität verſammelt.

„Dich begrüß' ich in Ehrfurcht, prangende Halle,
Säulengetrag'nes, herrliches Dach!“

Paris, 23. Juni 1855.

Der Wiener Menſch und die Pariſer Uhr.

Der Himmel nahm einen Batzen Erde und ſchuf daraus einen Menſchen. Einen Menſchen, ja wohl! Aber das war noch lang kein „Wiener!“

Das wird wohl ein „Schwechater“ geweſen ſein, oder ein „Leutomiſchler,“ aber kein wahrer Wiener!

Der Wiener iſt aus einer ganz eigenen Erde gemacht! Aus einer „terracotta,“ wie ſie uns Miesbach producirt; aus einer Erde, die erſt in „Obers“ gekocht, dann in „Semmelbröſerl“ ein bischen herumgewälzt, dann in friſcher Butter geröſtet und dann mit Zucker und Zimmt beſtreut wird.

Eva kann ſchon eher eine „Wienerin“ geweſen ſein, wenigſtens wor ſie das erſte „Schnitzel,“ welches dem erſten Menſchen aus dem Leib herausgeſchnitten wurde.

Erſt als ſich der erſte Menſch gut ausgeſchlaſen und vom Baum der Erkenntniß gut gefrühſtückt hatte, als er neben ſeiner grad auch eine hübſche Schlange zum Umgange hatte, als nachher Ada und Zilla Sängerinnen wurden und Jubal einen Walzer ſpielte, wurde er ein Wiener!

Ein Wiener kann ſchon alſo getroſt nach Paris gehen, denn er findet ſich nicht beleidigt, daß ſich die Pariſer für die „erſten Menſchen“ halten. Wir Wiener ſagen gemüthlich: „Gut, ſeid ihr in Gottes Namen die erſten Menſchen, wir ſind die zweite und verbeſſerte Auflage.“

Aber die Pariſer beſtreben ſich, die Fremden wenigſtens in einer Beziehung in den Zuſtand der erſten Menſchen, in den Naturzuſtand zu ſetzen: ſie ziehen ſie aus! —

Die Wiener klagen: es iſt theuer! Sie werden ſich verſündigen! Geſtern ſpeiſte ich bei einer allerliebſten Pariſerin und ſie erzählte mir, ein Pfund „Filou“ oder ein „Filet de boeuf“ koſtet 2½ Franken, alſo einen Gulden Silbergeld! Ein Tag in Paris koſtet ſo viel wie eine Woche in Wien!

Aber was iſt in Paris „ein Tag?“ und „es wird Abend und es wird Morgen, ein Tag!“ In Paris iſt wirklich nur die Zeit von „Abend bis Morgen“ der Tag!“ Der Wiener Menſch, der ſich nach der Pariſer Uhr richten will, der wird bald zu früh, bald zu ſpät gehen, bald wird er ganz ſtehen bleiben!

Die Tagszeiten Morgen, Mittag, Abend, Nacht findet der Wiener hier ganz auf den Kopf geſtellt.

In jedem Menſchen ſteckt eine Wanduhr: „Magen“ genannt. Im Wiener iſt dieſe Uhr eine Repetiruhr.

Der Wiener, der dieſe ſeine mitgebrachte Uhr nach den hieſigen Speiſeſtunden richten will, wird lange zu thun haben und wird die Uhr ganz verderben!

Der Wiener zieht dieſe Uhr viermal des Tages auf, der Pariſer eigentlich nur einmal!

Ich bin recht unglücklich, ich habe den Schlüſſel zu meinem Magen ſchon ganz verloren, ich weiß ſchon gar nicht mehr, wie viel Uhr auf meinem Magen iſt!

Ich bin gewohnt Morgens um 6 Uhr aufzuſtehen! Ich bin gewohnt den Tag wie Spargel zu genießen, eben den Kopf, den Morgen, und das Andere wegzuwerfen.

Morgens um 6 Uhr da weckt mich meine Wiener Weckuhr: der Magen! Er ſchlägt: „Ein Glas friſches Obers!“

Sechs Uhr Morgens! Wenn ich hier um 6 Uhr Früh ausgehe und der Portier macht mir die Thüre auf, ſagt er: „Monſieur kommen ſpät nach Haus!“

Ach, ein Morgen in Baden! Wo biſt Du, goldener Anfangsbuchſtabe des Badner Tages?!

Eine Morgenſtunde in Baden! Poetiſche Erſtlinge der lieblichen Hore! Morgenſtunde in Baden! Reizende Präludien der langen Tagesoper! Wie ſehn' ich mich nach dir! Morgenſtunde im reizenden, lieblichen, herzigen Baden! Süße ſinnige, innige Wiegenmärchen an der Wiege des Tages! Wie ſehne ich mich nach euch!

Der Morgen fehlt in Paris ganz! Dieſe liebliche Vorrede des Tages iſt aus dem Pariſer Leben ganz herausgeriſſen! Um 9 Uhr fängt hier der Tag an die Augen aufzuſchlagen, bis 10 Uhr reibt er ſich den Schlaf aus den Augen, bis 12 geht er im Schlafrock herum, und erſt um 3 — 4 Uhr iſt der Tag ein gemachter Menſch, der ausgehen und ſich ſehen laſſen kann.

Aber um 6 Uhr Morgens ſieht der Wiener Menſch ſchon auf den Magen und will „Kaffee“ und „Obers,“ und wenn der Menſch in Baden iſt, will er auch „an Baunzerl“ wie mein Freund S. Mayer, aber auf dem Pariſer Magen iſt erſt um 10 Uhr die Kaffeeſtunde! Um 10 Uhr aber iſt auf dem Wiener Magen ſchon die „Bäuſchel“ - oder „Gollaſchfleiſch-Stunde!“ Um 1 Uhr Mittags aber da läutet der Wiener Magen Mittag! Da wird im Menſchen der Wiener Magen wach und ſtellt ſich auf die Hinterbeine, und alle Wiener Magenerinnerungen ſteigen empor, und die deutſche Gründlichkeit des Eſſens und die Wiener Gemüthlichkeit des Eſſens beſteht auf ihre Grundrechte, und der Wiener Magen als Mittagswächter ruft:

„Alle meine Wiener und laſſet euch ſagen,
Der Hammer hat Mittag geſchlagen,

Gebt Obacht auf die Pariſer Gericht,
Daß eurem Magen kein Schaden geſchicht!“

Die dummſte Dummheit aller dummen Dummheiten iſt die Dummheit, wenn man ſagt: „Eſſen iſt Nebenſache! Eſſen iſt ordinär! Geiſtreiche Menſchen, gebildete Menſchen halten nicht viel auf's Eſſen!“ u. ſ. w.

Der Teufel auch! Gut eſſen iſt ein geiſtreiches Ding! Ganz gut eſſen iſt ein ſinniges Ding! Ausgezeichnet gut eſſen iſt eine Poeſie, iſt die Lyrik des Magens!

Lucullus war auch kein Eſel! Talleyrand war auch kein Trottel und Herr von Saphir iſt auch kein Hans Jörgel von Speiſing!

Iſt es zu glauben, daß die Natur ein „junges gewickeltes Indianchen“ mit einem „Salat aus Ananaſpalten“ für die Dummköpfe hervorgebracht hat und „Rindfleiſch mit Fiſolenſalat“ für die geiſtreichen Menſchen? Sollte die Schöpfung wirklich ihre „Trüffelpaſteten,“ ihre „Faſane,“ ihre „Gansleberpaſteten“ für die Schafsköpfe und „Dämlakels“ producirt haben und für die Dichter, Künſtler, Philoſophen, guten Politiker nichts als „Carotten,“ „Erbſen,“ „Bohnen,“ „Plunzen,“ „Quargel“ und „Sauerkraut!?“

Hat die Vorſehung dem Menſchen Geiſt und Witz und Genie gegeben, um „Knödel“ und „rothe Rüben“ zu verdauen und Magendrücken zu bekommen; und hat ſie dem Menſchen Dummheit, Bornirtheit und Geiſtloſigkeit gegeben, um „junge Hendel,“ „grüne Erbſen“ u. ſ. w. in gedankenloſer Gemühtlichkeit zu verdauen?!

Wenn dies wirklich im Haushalt der Schöpfung ſo eingerichtet ſein ſollte, geb' ich gleich zu einer neuen Tagesordnung über: am Schreibtiſch ein geiſtreicher Menſch, am Speiſetiſch ein dummer Kerl! Aber ſo dumm, daß mir die Schöpfung Caviar, Auſtern, Schnepfen u. ſ. w. als Handgeld der Dummheit in Ueberfluß geben muß!

Alſo um »ein Uhr« wird die Dummheit im Wiener Magen wach und will ihr Honorar haben!

Da iſt guter Rath theuer! Ein Mittelding zwiſchen Gabelfrühſtück und Diner!

Der Wiener Magen ſchreit: »Kellner, a Suppen!« O holde Naivetät eines Wiener Magens! Das iſt leicht geſagt: »a Suppen!« Aber um ein Uhr, wo das Rindfleiſch noch in Morgenpantoffeln herumgeht und die Hühner noch das »Journal du matin« leſen! — Oder »a guts Stückel mürbes Rindfleiſch!«

»Ha, dieſe Töne! Wie verführen ſie mein Ohr!« Rindfleiſch? »veau?« wo? gigot? mouton? Ach Gott! der Ochs, das Kalb, das Schaf, die gehen um ein Uhr alle noch auf dem Boulevard auf und ab! Es bleibt nichts übrig als »du thé« avec »deux oeufs à la coque!« Thee mit Eier!

Wenn man aber einem Wiener Magen um ein Uhr »Thee mit weiche Eier« antragt, glaubt er, man ſpricht böhmiſch mit ihm. Der Wiener Magen ſagt: »das iſt ja eine entſetzliche Begriffsverwirrung! Iſt's denn jetzt 8 Uhr Früh auf der Pariſer Uhr?« Da thut einem der Wiener Magen weh! Aber es liegt etwas Rührendes, etwas Naives, etwas ungemein Liebevolles in dieſem Magenweh! Es iſt das Heimweh des Appetits, die unergründliche Sehnſucht nach den Mehlſpeisbergen der Heimat, nach dem Kuhreigen der Wiener Köchinnen!

Von ein Uhr bis ſechs Uhr geht ein »halbgegeſſener Wiener« in Paris herum, d. h. ein Menſch, der nur halb gegeſſen hat und deſſen andere Hälfte noch den Gegenſtand ſeiner Liebe ſucht!

Um ſechs Uhr ſchlägt's auf dem Wiener Magen »Jauſen!« Aber die Pariſer Uhr ſchlägt Mittag! Nun aber verliert der Wiener Magen die Geduld, es wird ihm zu weh! Alle Organe altdeutſcher Verdauung und alle Sprachwerkzeuge des Wiener Appetits erheben ihre Stimme, ſie lärmen und toben und ſchreien durcheinander wie in der Paulskirche und man geht an die Befriedigung des inneren Menſchen, des primitiven Menſchen!

Aber wie und wo und was und wie t[illegible] Da liegt der Recenſent begraben!

Wie? Wie ein Menſch oder wie eine Beſtie? Entweder eſſen oder ſich füttern!

Wo? Entweder bei Very oder Wefour, d. h. im »Lampel« oder bei »Munſch« oder bei einem »marchand de vin,« d. h. in einem »Beiſel!«

Was? Entweder etwas zur Erheiterung des Magens, zur Ergötzung des Gaumens, zum Privatvergnügen der Zungennerven, oder eine Vorſtellung zum Beſten eines halbausgehungerten Individuums, ein Benefice für den bellenden Hunger, eine Einnahme für die folgenden Unterleibsbeſchwerden, Bauchweh und Anſchoppungen!

Wie theuer? Entweder bei »Philipp« 'n »Montorgueil« zu zwanzig Franken oder um 32 Sous dem Appetit in ſeinem erſten Stadium die Zähne ausgeriſſen an Rattenfleiſch von vorgeſtern und an jungem Kalbsfleiſch von alten Katzen.

Die meiſten Wiener, wenn ſie herkommen, eſſen »à prix fix!« »à prix fix« »das heißt nix!« zu zwei Francs, das halt der Wiener einen Tag aus, am zweiten ſagt ſein Magen ſchon: »Mir wird völli entri!« am dritten Tag iſt ſein Magen wie mit Asphalt gepflaſtert, und jeder Biſſen im Magen ſchreit: »außa möcht' i!«

Wenn der Menſch hier wie ein Wiener eſſen will, und wenn der Wiener hier wie ein Menſch eſſen will, ſo muß er — am beſcheidenſten — Folgendes eſſen:

Suppe: „Bisque“	—	2 Fr.
(„Bisque“ iſt eine Krebsſchweifelſuppe).		
„Un quart de chapon aux petits pois“		3 „
(d. h. ein Viertel Capaun mit jungen Erbſen).		
„Une Plombière“ oder eine andere Mehlſpeiſe:		2 „

Das ſind ſchon ſieben Franken ohne Brot, ohne Wein, ohne Deſſert, ohne Käs u. ſ. w.

Bei einem ſolchen Mittagseſſen bemächtigen ſich des Wieners vier Paroxismen!

Der erſte Paroxismus iſt „der Paroxismus der Grandigkeit!“ Der Wiener iſt grandig über dieſen Speiszettel, in dem er ſich nicht auskennt über dieſe lange Brotſtange, die er nicht zu placiren weiß.

Der zweite Paroxismus iſt der „Paroxismus der Ungeduld!“ Nach der Suppe muß er warten, da hilft nichts, kein: „Jetzt machen Sie's aber einmal!“

Der dritte Paroxismus iſt der „Paroxismus der Rückerinnerung!“ Beim „boeuf,“ beim „mouton“ u. ſ. w. erinnert er ſich an ſeine „Schweinsknöchel mit Sauerkraut,“ an ſeine „Backhendel,“ an alle dieſe gekochten und gebratenen „Lieder ohne Worte,“ an alle dieſe „études“ und „rêveries“ der Wiener Küche und eine Thräne ſchleicht ſich aus ſeinem Magen und rinnt über ſeinen innern Menſchen herab! Dann kommt der vierte Paroxismus, der „Paroxismus des nervus rerum“: das Bezahlen! Acht Franken! 4 fl. C. M. Für 4 fl. C. M. gibt mir der „Hauptmann“ im „Lamm“ eine ganze gekochte Naturgeſchichte! Aber alle dieſe vier Paroxismen werden von dem letzten, von dem fünften Paroxismus überflügelt: von dem Paroxismus des Nichtſattgewordenſeins! Der Wiener hat in Paris von Morgens 6 bis Abends

6 Uhr gegeſſen, d. h. er hat geglaubt zu eſſen und iſt — hungrig! Hungrig, denn er verſteht weder den Styl der Pariſer Küche noch die Behandlung des Speiſezettels, nicht die Verſtändigung der Speiſen, nicht die Leerheit all' dieſer dreihundert Gerichte und nicht das Phraſenthum dieſer „Carte du jour,“ welche imponirt, aber nicht befriedigt!

Dann nach dieſem Tagewerk iſt 10 Uhr, da iſt im Wiener Menſchen Nacht und in Paris beginnt der Tag.

Da geht man erſt in die Theater!

Der Franzoſe geht vom Tiſch, ſatt, mit vollem Leib in's Theater — um zu verdauen; der Wiener geht vor dem Eſſen, hungrig, mit leerem Magen in's Theater — um zu denken! Darin liegt der Grund, daß in Paris jeder „Schmarn“ gefällt; das Publicum verdaut, im Stadium der guten Verdauung iſt der Menſch ein Lamm, ein ſanftes Lamm, ein milder Richter, ein Kind! Aber der hungrige Menſch, ein hungriges Publicum iſt ſtreng, iſt nüchtern, ein hungriges Publicum denkt, es iſt krittlich; das iſt der Unterſchied. Doch nächſtens mehr!

Paris, 25. Juni 1855.

Der Saal der Neutralität. — Deutſche Zündhölzchen. Geruchloſe Freikarten.

Endlich gewährt der Anblick des Transſeptes einen befriedigenden, einen herrlichen, einen großartigen Anblick.

Endlich liegen alle Wunder, alle Fabeln und alle Wirklichkeiten der Induſtrie in voller Toilette vor uns da!

Mögen meine Leſer und holden Leſerinnen mir ihren holden Arm — dieſes *hold* bezieht ſich auf die *Leſerinnen* — reichen, um mit mir Spazirgänge durch dieſe tauſend und einen Zaubergarten der Induſtrie, des Luxus, der Kunſt und des Erfindungsgeiſtes zu machen.

Ich werde meine Leſer nicht ermüden, wir werden nur bei dem Schönſten, dem Merkwürdigſten, dem Intereſſanteſten länger verweilen, wir werden unſerem Oeſterreich die galanteſte und urbanſte Aufmerkſamkeit ſchenken, und wir werden inzwiſchen, um *Abwechslung* zu bieten, wie die Ausſtellung ſelbſt, die ernſten Dinge durch Phantaſiegeſtalten, die großen Gegenſtände durch kleine Spielereien, die Stein- und Erzmaſſen durch Blumen und Vaſen, die ſchweren und verblüffenden Thürme und Pyramiden durch Waſſerkünſte und Springbrunnen unterbrechen. Wir werden dem Leſer dann und wann einen Fauteuil zum Ausruhen, eine Lorgnette zum Ueberblick hinſetzen. Endlich, meine lieben Leſer, können wir hier im Transſept herumgehen, ohne von Ballen angehalten zu werden, ohne daß da eine Kiſte uns zuruft: „Bis hieher und nicht weiter!“ ohne daß die Colli uns zwiſchen die Beine heranrollen.

Wir gehen zum Mittelthor herein, hier in der Mitte begrüßen wir die erquickenden Tritone, welche ihre friſchen Waſſerſtrahlen in ein herrliches Baſſin ſtürzen, in welchem Blumen in wunderlieblicher Miſchung unter dem tropfenden Silber zittern und ihren Duft auch als Induſtrieartikel in die Räume umher ausſenden.

Um dieſen blumigen, lachenden, reizenden Mittelpunct hat man einen Halbcirkel in Geſtalt eines offenen Salons angebracht und ringsumher Stühle, Seſſel, Fauteuils, Banquettes von Sammt und Seide und Ebenholz u. ſ. w. Wenn ſich eine meiner entzückten Leſerinnen auf dieſen Fauteuil von dunkelrothem Sammt ſetzen will, von hier aus kann ſie das Transſept in ſeinem ganzen impoſanten Enſemble am allerbeſten überblicken.

Die Leſerin, die Geiſt für das Ebenmaß hat, wird von hier aus am beſten ſehen, daß dieſer Saal zu der Importanz ſeiner Größe und Ausdehnung die vollkommenſte Harmonie der Zeichnung und Linien, das untadelhafteſte Gleichgewicht der Formen beſitzt. Von hier aus bietet ſich die graziöſe Seite dieſes Saales am reizendſten dar, während der Anblick von der Gallerie des erſten Stockes den überraſchendſten, den verblüffendſten Eindruck hervorbringt. Der Anblick aller dieſer Nationalfarben auf den verſchiedenen Fahnen und Pavillons ſoll uns eine Einheit in der Mannigfaltigkeit zeigen; eine Neutralität in der Induſtrie, die mit nichts bewaffnet als mit Geſchmack, Luxus, Fleiß und Erfindung, und die beſtimmt iſt, aus allen Lebenden nur eine Nation zu machen.

In dieſem Theile der Ausſtellnng, welcher hauptſächlich den Anblick der vereinigten Induſtrieſtaaten darſtellen ſoll, bilden die Fahnen der Nationen, welche am mehrſten zu dem Grundgedanken dieſer Induſtrieinheit beigetragen haben, die

Hauptpuncte. Hier flattern vorzugsweiſe die Fahnen Englands, Belgiens, der vereinigten Staaten, Oeſterreichs und des Zollvereins.

Ohne in die Unterſuchung einzugehen, ob die „Ausſtellung“ einen beſſeren Ueberblick gewährt hätte, wenn ſie nach der induſtriellen Ordnung, ſo zu ſagen wie ein Fach-Catalog, nach den Gegenſtänden gereiht geweſen wäre, muß zugegeben werden, daß dieſe Anordnung: die Nationen und ihre Producte jede beſonders zu rangiren, einen originellen und maleriſchen Anblick gewährt.

Wir werden in den andern Räumen, in den Gallerien und Anneren auch Gegenſtände der Induſtrie und der Kunſt aller Länder finden, aber in dieſem Raume finden wir die Blüten der Induſtrie, die ſich in Form, Luxus, Stoff u. ſ. w. am meiſten dem Kunſtgebiete nähern. Die Gegenſtände in dieſem Transſept bieten neben dem Ausdruck ihrer Nützlichkeit und practiſchen Exiſtenz auch den Ausdruck des Schönen, des Anmuthigen, des Geſchmackvollen in Formen, Farben, Verhältniſſen und Conſtructionen.

Es iſt wahr, die Kunſt geht für ſich allein, ſie hat ihr Reich für ſich, und ſie allein, mit allen ihren Reizen und Strahlen würde ſie doch nicht ausreichen, um die „Induſtrie“ zu beſeelen, aber die Induſtrie allein, das Geſchick der phyſiſchen und mechaniſchen Kraft allein, ſelbſt die Wiſſenſchaft der Arbeit allein würde nicht ausreichen, um der Induſtrie den vollen Aufſchwung zu geben, ohne den Genius der Schönheit, ohne den Genius des Comforts, ohne den Genius der ſymmetriſchen Form zu Hilfe zu rufen.

Nur Induſtrie und Kunſt Hand in Hand ſind Körper und Seele, ſie müſſen zuſammengehen, ſich gegenſeitig halten. Eben aus dieſem Geſichtspuncte genommen bietet dieſer Saal das Gretna-Green, in welchem ſich Induſtrie und Kunſt aller Völker ohne viel Ceremonie vermälen, die beſte Gelegenheit, den Gewerbfleiß, den Geiſt der Induſtrie, der Erfindung, der Verbeſſerung, ſo wie den Geſchmack und die Kunſtidee in den verſchiedenen Gegenſtänden der verſchiedenen Völker zu beurtheilen und aus denſelben kennen zu lernen.

Im Mittelpunct ſtehen die großen Anfangsbuchſtaben, die Maibäume, die exceptionellen Prachtſtücke, und um dieſen Mittelpunct reihen ſich nach den Ländern mit ihren Trophäen die andern Pavillone der Induſtrie und Kunſt.

Der erſte Gegenſtand, der am aufdringlichſten in die Augen ſpringt, ſind die »Leuchtthürme« (Phares). Nun, es iſt ja ihr Zweck ſchon, von ferne geſehen zu werden!

Wie ſoll man dieſe Gegenſtände und wer ſoll ſie beurtheilen? Leuchtthürme, Tubuſſe, Himmelfernröhre ſind nicht nach ihrem Anblick, nach ihrer Schönheit zu beurtheilen! Man müßte ſie verſuchen! Man müßte die Diviſionen, die Dimenſionen, die Präciſionen kennen, verſuchen, man müßte Schiffbruch leiden oder einen Cometen eben auf der friſcher That der Erſcheinung ertappen!

Die Pariſer Blätter ſagen über dieſe Gegenſtände:

»La seule garantie qu'ait le public de la valeur d'un tel instrument vient du nom de la maison que l'a construit.«

Wenn aber der Name des Verfertigers die einzige Bürgſchaft für die Vollkommenheit des Verfertigten iſt, zu was eine »Jury«, zu was eine Beurtheilung der Sache, wenn das Verdict im Namen des Erzeugers bedingt iſt?!

Ganz ſonderbar unter dieſen Inſtrumenten, welche das »Kameel des Meeres«, das Schiff, in den ſichern Hafen leiten, welche den Himmel der Erde näher bringen und die Sterne wie ſchöne Damen unter der Lorgnette der Aſtronomie erröthen machen, nimmt ſich eine »Equipage« aus Brüſſel aus! Ein Wagen, eine Caleſche, eine Caroſſe, ich weiß nicht wie ich ſie nennen ſoll. Iſt es ein »Landauer«, eine »Berline«, ein Schwimmer?? Ich weiß es nicht; es iſt eine Prachtkutſche von »Jones Frères« aus Brüſſel.

Dieſer Wagen hat nur meine Betrachtung in Anſpruch genommen, daß er im großen Saal ſteht, zwiſchen der »Aſtronomie« und der »Religion«, zwiſchen den Coupolen, Altären und Kirchengewändern Belgiens, weil Belgien iſt »la Belge, soeur aimée de la France«, während der Prachtwagen unſeres Wiener Bürgermeiſters in die Anneres verwieſen wurde, unter die andern unbedeutenden Wagenfabricaturen.

Aber es gibt eine Nemeſis auch für Wagenbauer! Während dieſer Wagen im großen Saal gar nicht angeſehen wird, zieht der Wiener Wagen im Annere alle Aufmerkſamkeit auf ſich.

Nun nähern wir uns mehr der Frontſeite, und da ſind wir auf heimiſchem Boden. Da ſind die böhmiſchen Glaswaaren und die Pyramiden der Terra-Cotta, der Springbrunnen aus Miesbach's Schöpfungen, um welche ſich die Maſſe beſonders drängt. Dieſe Gegenſtände alle werden wir, liebe Leſer, ſpäter im Einzelnen in Augenſchein nehmen und würdigen, und von da aus tiefer in die öſterreichiſche Zone eindringen.

Für heute genug des Ernſtes und nun auch etwas Amuſantes! Die ſchwache Seite der Pariſer Induſtrie iſt bekanntlich die »Zündhölzel-Fabrikation«! Sonderbar, ein Volk, das aus lauter »Zündhölzel« beſteht, fabricirt Zündhölzel, zu welchen man Feuer anmachen muß, wenn man ſie anzünden will. Ein Pariſer Zündhölzchen beſteht aus einem Holzprügel, der vor einem Gedanken von Schwefel vorbeigegangen iſt, und den man fünf Minuten lang an die Wand anreiben muß, bis er in Feuer geräth, dann wie Mephiſtopheles einen peſtilenzialiſchen Schwefelgeruch hinter ſich zurückläßt. Ich habe dieſe meine Schwefelhölzchennoth in der deutſchen Abtheilung der Annexes laut werden laſſen, und ſiehe da: am andern Morgen erhalte ich ein Dutzend Zündhölzchen-Packete aus der k. k. Phosphor- und Zündhölzchenfabrik des „Bernard Fürth zu Schüttenhofen und Goldenkron in Böhmen.“

Ja, es gibt noch ſchöne Seelen! Böhmiſche ſchöne Seelen!

Und ſeit dieſer Zeit hab' ich ruhige Nächte! Denn das ſind Zündhölzchen, denen man nur zu ſagen braucht: „Zünd' dich an!“ huſch! und man hat Licht!“

Die Pariſer ſind auch von unſern Zündhölzchen ganz entzückt! Es ſind auch Zündhölzchen, wie ſie der kühnſte Gedanke nicht herrlicher erfinden kann! Ein jedes Zündhölzchen ein Blitz! Und gar kein Schwefelparfum! Ich amuſire mich, wenn ſchlechtes Wetter iſt und zünde die Hölzchen nach und nach an.

Der Leſer ſieht, daß ich nicht undankbar bin! Wenn nur kein ſo großer Unterſchied zwiſchen den „Californiern“ und den „Böhmen“ wäre! Ich habe mich auch über die Goldklumpen aus Californien ſehr lobend ausgeſprochen, aber glaubt der Leſer, es hat mir irgend ein Californier auch nur einen Viertelzentner Gold geſchickt? Schmutzerei!

Weil wir eben von „Schmutzerei“ ſprechen, ein Artikel, welcher in der „Welt-Induſtrieausſtellung“ nicht fehlen darf, und in dem alle Völker ſo ziemlich mit demſelben Vorwärtsſchritte und mit demſelben induſtriellen Fleiß arbeiten, will ich meinen lieben Leſern eine Schmutzerei der Ausſtellung erzählen, die ich aber nicht recht anzufangen weiß!

Es iſt ein delicater Gegenſtand, d. h. nicht delicat, im Gegentheil undelicat, aber weil er undelicat iſt, iſt es ſehr delicat, denſelben mitzutheilen. Wie ſoll ich die Sache beginnen? der Sache „ein Mäntelchen“ umhängen? Aber es handelt ſich nicht um eine Undelicateſſe für's Auge, ſondern für die Naſe! Die Sache „umſchreiben?“ Ein Gegenſtand läßt ſich umſchreiben, eine Sache, ein Gedanke, aber nicht ein Geruch, wenn ich ſage „Geruch,“ ſo nenn' ich grad' das Gegentheil! — Aha! das iſt ſchon eine Umſchreibung! Es wird mir vielleicht gelingen, dem Leſer die Sache begreiflich zu machen, ohne ihn gerade mit der Naſe darauf zu ſtoßen. Eine geſchickte Feder kann um den Brei herumgehen und ihn beſchreiben, ohne grade den Brei zu berühren. Wenn ich ſage „Brei,“ ſo iſt das blos wieder eine Umſchreibung, ein Specialausdruck für die Gattung „Brei.“

Alſo zur Sache, d. h. nicht zur Sache ſelbſt, denn ich habe ja ſchon geſagt, daß ich die Leſer nicht bei der Naſe herumführen will, am allerwenigſten zu der Sache, von welcher ich in verblümter Symbolik zu ſprechen habe.

Wie werde ich die Sache ganz fein beginnen. Ich werde grade vom andern Ende, vom Gegenſtück anfangen, oder eigentlich von der erſten Grundurſache der eigentlichen Sache, von welcher ich reden will. Alſo im „Induſtriepalaſt“ findet man auch „Buffets“ und „Reſtaurations,“ zu trinken und zu eſſen.

Wenn der Leſer nur ein bischen ſcharfſinnig iſt, ſo wird er dieſe Anſtalten als Grundurſache in ihren Wirkungen für andere Anſtalten hervorriechen müſſen.

Wenn der Leſer das errathen hat, ohne daß ich ſo undelicat war, es ihm zu ſagen, dann ſind wir dem Dinge ſchon ein wenig näher, aber doch nicht ſo nahe, um eine Priſe zu nehmen, wenn wir zum häßlichen Geſchlecht gehören, aber ein Flacon, wenn wir zum ſchönen Geſchlecht gehören.

Alſo in Hinſicht des Locals weiß der errathende Leſer nun ſchon, daß es die „Antitheſe der Reſtauration“ iſt, und in Hinſicht des Zweckes, daß es die logiſche Folge des Eſſens und Trinkens iſt. Wir ſind alſo ſchon um einen bedeutenden Schritt weiter und waren ſo glücklich, die Delicateſſe der Leſer noch nicht verletzt zu haben, obwohl wir ſie ſchon über den kitzlichſten Punct weggeführt haben.

Der Beſuch der „Reſtauration“ hat keinen „prix fix“, die Thätigkeit des Magens iſt unbeſchränkt. Man kann die „Reſtauration“ beſuchen zu 2 Francs, zu 10 Francs u. ſ. w., je nachdem man Appetit hat und Durſt. Der Beſuch aber der Antitheſen, die Frequenz jener Räume, die der Exportation jener Producte gewidmet ſind, die in den „Reſtaurations“ importirt worden ſind, dieſer Beſuch iſt vier Sous prix fix! Da wird nicht nur auf Rang und Stand keine Rückſicht genommen, ſondern auch keine Rückſicht, ob der Beſucher Speiſen um zwanzig Francs eingeführt hat oder Speiſen um einen Frank! Das iſt die „équité,“ die „Gleichheit,“ welche „préside aux échanges,“ die Gleichheit, welche beim Austauſch der Dinge herrſcht.

Nun aber kömmt die Hauptangelegenheit. Der Inhaber dieſer „Reſtaurants“ und ihrer „Gegenſätze“ iſt Herr Cardailhac, früher Mitdirector des Vaudevilletheaters. Dieſer Exdirector begehrt nun von allen Wächtern und Arbeitern, die im „Induſtriepalaſt“ beſchäftigt ſind, für jeden Beſuch dieſer unausſprechlichen Conſequenzen der Reſtaurations vier Sous!

Dieſe armen Wächter und Arbeiter haben zwei Francs täglich, das machen zehn Entrées in die Gemächer des Unausſprechlichen! So oft ein ſolcher armer Arbeiter einen gewiſſen Rädergang in dem natürlichen Mechanismus ſeines innern Individuums verſpürt, muß er vier Sous auf den Altar der menſchlichen Begegniſſe niederlegen! Wenn nun ein ſolches innere Individuum durch ſchlechtes Wetter, durch Temperaturwechſel u. ſ. w. zu einer öfteren Repetition der Nothwendigkeit gezwungen wird, was bleibt ihm über, um zu der Grundurſache dieſer Nothwendigkeit, zur „Reſtauration“ gehen zu können?

Iſt es nicht ebenſo gerecht und witzig, wenn man hier dem Exdirector des Theaters zuruft: »Wie, Herr Theater- und actueller geheimer Cabinets-Director, die Angeſtellten beim Theater haben »freien Eintritt« ins Theater, und den Angeſtellten im Induſtriepalaſt wollen Sie keine Freikarte zu dem Schauplatz geben, wo die Cataſtrophen der Reſtaurationsſtücke vor ſich gehen?«

Dieſe Angelegenheit zu beſprechen, würde die deutſche Journaliſtik für undelicat halten, die hieſige Journaliſtik iſt aber practiſch! Sie reibt den Leuten die ungerechten Dinge unter die Naſe, und wenn dieſe Dinge noch ſo antinaſal wären! Dieſe Sache iſt für 200—300 arme Arbeiter eine Lebensfrage!

Ich bin aber jetzt ein deutſcher und franzöſiſcher Journaliſt, ich verbinde die franzöſiſche practiſche Auffaſſung mit der deutſchen Schamhaftigkeit und Zartheit, und ſo bin ich ein wahres Weltwunder! Ich bin überzeugt, die Wiener haben ihre Herzensfreud an mir, i laß' grüßen und d'Hand küſſen, i wär' halt ſo gern ſchon wieder bei ihnen!

Paris, 27. Juni 1855.

Ein kleines Ehe-Drama. — Friedrich der Große und Dlle. Dejazet.

Ich werde heute dem Leſer zwei kleine Dramolets vorführen. Das erſte iſt ein „Aſſiſen-Drama“ und ſpielt im Gebiete der ehelichen Treue, ein Gebiet, das ſo oft feindliche Invaſionen erduldet, ein Gebiet, das leider nicht immer vom Princip der Nichteinmiſchung reſpectirt wird. Es iſt dieſes kleine Drama komiſch-tragiſch.

Die Handlung ſpielt im Quartier St. Honoré. Der Held der Begebenheit iſt kein Held, im Gegentheil, es iſt ein Ehemann, Herr X., die Heldin des Stückes iſt ſeine Frau. Herr X. glaubt Urſache zur Eiferſucht zu haben. Ein anonymer Brief ſocht dieſen Argwohn noch mehr an. Dieſer anonyme Schutzengel ehelicher Pflicht ſagt dem Herrn X., wenn er ſich überzeugen will, ſo ſoll er ſich Abends nur am Eck der Straße Montmartre poſtiren, in Nr. ſo und ſo hätten Frau und Hausfreund ein Privatcabinetchen für die Abendſtunden genommen.

Ein eiferſüchtiger Ehemann iſt ein Pulverfaß, wenn ein anonymer Brief in es fällt, ſpringt es in die Luft! Anonyme Briefe ſind gewöhnlich Ausbrüche verſchmähter Liebe, Erzeugniſſe elender Erbärmlichkeit! Aber diesmal ſollte die Ausnahme der Regel ſtattfinden. Herr X. beſchloß ſich auf die Lauer zu ſtellen. Aber er iſt nicht nur eiferſüchtig, er iſt auch vorſichtig. Sein Waſſerträger iſt zugleich Holz- und Kohlenhänder. Herr X.

ſagt zu ſeiner Frau, daß er heute Abends nicht nach Hauſe komme, dann geht er zu ſeinem Waſſerträger, und unter dem Vorwand eines Scherzes, den er Jemand machen wolle, leiht er ſich deſſen Kohlenhändlerkleider aus, ſchwärzt ſich das Angeſicht und die Hände, krämpt ſich zum Ueberfluß den Hut tief in's Geſicht und poſtirt ſich in dieſem Eiferſuchtscoſtum vor das Haus ſeiner ehelichen Seligkeit.

Aber die Verſtellung iſt eine weibliche Perſon und eine weibliche Handarbeit; die Männer verſtellen ſich auch zuweilen, aber ſie verſtellen ſich wie ſie Strümpfe ſtricken, es thut's doch nicht! Mad. X. merkt etwas, ſie riecht Lunte, ſie traut der Promenade des Herrn Gemals nicht. Sie beſchließt, nicht zum Rendez-vous zu gehen, aber dem Geliebten zu ſchreiben, daß er ſie heute nicht erwarte, ſondern morgen um dieſelbe Zeit. Sie geht aus, um den Brief durch einen Commiſſionär zu überſenden. Vor ihrem Hauſe ſieht ſie einen Kohlenbrenner, ſie läßt ein Fünffrankenſtück in ſeine Hand gleiten und ſagt: »Mein Freund! tragt den Brief hier da und da hin und übergebt ihn dem und dem Herrn, nachdem Ihr ihn gefragt habt, ob er Herr B. heiße!«

Der Herr Kohlenbrenner und Ehegemal erbrach den Brief und las, daß das Rendez-vous morgen ſtattfinden wird. Darauf ging er zu Herrn B. und ſagte ihm im Jargon eines Kohlenbrenners, daß eine Dame ſo und ſo, von dieſer und dieſer Geſtalt ihm aufgetragen habe, ihm zu ſagen, daß es heute mit der bewußten Sache um die beſtimmte Stunde nichts iſt, ſondern morgen. Herr B. ermangelt nicht, dem Kohlenbrenner dito fünf Franken zu ſchenken! O Glück der Ehe! Zehn Franken verdient für nichts!

Am andern Abend placirt ſich der Kohlenbrenner vor die Thüre des Rendez-vous-Ortes, die Dame kömmt, der Kohlenbrenner holt die Polizei, das Pärchen iſt grade in der ſüßeſten

Converſation, es ſpinnt ſich der zärtlichſte Liebesfaden. Da erſcheinen die drei Parzen: Ehemann, Kohlenbrenner und Polizei, und ſchneiden den Faden ab und der Faden wird nun vor den Aſſiſen fortgeſponnen!

Iſt das nicht ein allerliebſtes Dramolet? Einige Couplets dazu und die Poſſe iſt fertig!

Nun bitte ich meine Leſer, mich zu einem drolligen Drama zu begleiten, einem Drama zum todtlachen.

Hier gehen wir auf den „Boulevard der Verbrechen,“ auf den Boulevard, wo jeden Abend die ſcheußlichſten Räuber- und Mordthaten vorgehen! Auf den Boulevard, wo das „Théâtre de l'Ambigu,“ das „Théâtre Porte St. Martin,“ das „Théâtre de la Gaité“ u. ſ. w. einer jeden Mitternacht die Pforten der ſchwärzeſten Verbrechen aufſchließen, wo Kindermord, Brandlegung, Blutſchande, Meuchelmord u. ſ. w. in vollen Colonnen über die Bretter gehen; wo das Melodrama mit blutigem Haupt, mit triefendem Dolch, mit Schlangenhaar und Giftbecher thront; auf dieſem „Boulevard der Verbrechen“ iſt heute große Bewegung! Aber das Verbrechen hat heute dem hiſtoriſchen Theil Platz gemacht! Im „Théâtre de la Gaité“ läßt heute Herr Dumanoir „Friedrich den Großen“ los! Friedrich der Große als „Gamin de Berlin!“

Das Stück heißt: „Le sergeant Fréderic,“ und Dlle. Dejazet iſt Friedrich der Große.

Ich ſaß im Jahre 1831 im Vaudeville-Theater und Dlle. Dejazet gab den „Duc de Reichstadt“ in Barthelemy's „le fils de l'homme.“ Ich vergoß die deutſcheſte, die öſterreichiſchſte, die wieneriſchſte, das heißt die gemüthlichſte Thräne bei dem Spiele der Dejazet! Mein Freund De la Trouche, damals Redacteur vom „Figaro“, führte mich zu ihr; ſie war reizend, friſch, verführeriſch, verführt und verführend, ſie war damals 39—40 Jahre alt!

Wenn mich mein Rechnungstalent nicht trügt, ſo iſt demnach Dlle. Dejazet heute 63—64 Jahre alt, und doch ſpielt ſie noch den jungen Sergeant Friedrich, und dennoch hüpft ſie noch als »gamin royal,« und dennoch ſingt ſie noch Couplets wie die jüngſte der Nachtigallen!

Aber das Stück iſt, wie geſagt, zum todtlachen. Man nehme nur die Perſonen: Der gute Katt heißt »Guſtav de Keik,« dann kömmt ein »Baron de Koppen Niken,« (?) dann ein Baron »de Stolbak« (Stolberg?), dann ein Monſieur »de Ebekeldoff,« dann ein Baron »de Fanferlüche!!!«

Man nehme das alte Stück »Der Müller von Sans-ſouci,« »Zopf und Schwert« und andere deutſche Dramen aus jener Zeit und zerhacke ſie, und man hat noch keine Idee von dem Durcheinander dieſes Machwerkes. Das Stück beginnt in einem Dorfe unweit Berlin; ein Bauer hält Kindstaufe, hat aber keinen Pathen. Da kömmt der Kronprinz Friedrich als Sergeant und übernimmt die Pathenſtelle; in demſelben Augenblick kömmt auch die Prinzeſſin von »Wolfenbüttel,« welche den Prinzen heiraten ſoll, ſie kommt incognito und übernimmt mit Friedrich die Pathenſtelle. Friedrich verliebt ſich ſterblich in ſeine unbekannte Mitpathin. Er ſtellt ſich auf ein Faß, ſpielt die Flöte, die Bauern tanzen, die Prinzeſſin tanzt mit, alles iſt in dulci jubilo, da kömmt Friedrich Wilhelm, der Vater Friedrichs; natürlich mit einem großen Stock, mit rothen Hoſen und in einem großen, blanken Küraß; ein Mephiſtopheles im Harniſch! Die Prinzeſſin verſteckt ſich hinter dem Faß, der König prügelt die Bauern, die Bauern ſchreien »Vivat!« Prügel mit Vivat! Der König will den Kronprinzen auch prügeln, der foppt ihn um Tiſch und Bänke herum und ſchneidet dem Herrn Vater Geſichter. Der König, der ſchon alle Lebenden durchgeprügelt hat, fängt an Sachen zu prügeln! Er prügelt den Tiſch, er prügelt die Bänke, er prügelt das kronprinzliche

Faß, endlich will er auch die Mühle prügeln, die ihm im Wege ſteht. Die Mühle muß fort, der Müller ſagt: Nein! Der König prügelt wieder, da ſagt der Müller: „Il y a des juges à Berlin.“ „Es gibt in Berlin ein Gericht!“ Die königlichen Prügel werden von dieſem Müllerglauben ganz niedergeprügelt! Die Mühle wird pardonnirt, Friedrich Wilhelm wird ein guter Kerl, er prügelt nur aus Gemüthlichkeit! Der Act geht unter einem allgemeinen Tanz zu Ende, Friedrich und die Prinzeſſin von Wolfenbüttel ſingen noch ein Couplet:

„Mi — mi — mi —
Le roi va aux bois mi — mi — mi.“

Im zweiten Acte wird Friedrich zum Lieutenant erhoben, denn er ſoll die Prinzeſſin von Wolfenbüttel, die Nichte von Carl V. (!!) heiraten, und da er nicht will, weil er in ſeine Müllerpathin verliebt iſt, wird er mit dem Lieutenantspatent beſtochen! Aber Friedrich will doch nicht! Er ſagt zum Papa, „er will lieber in einer Hütte mit einer Geliebten wohnen, als in einem Palaſt mit einer Nichtgeliebten, und wäre ſie die Enkelin Carls des Großen!“ Allgemeiner Beifall vom Publicum, aber nicht vom Papa, deſſen Stock recidiv wird und der ſeinen Sohn abſchimpft, weil er mit dem ſchmählichen Voltaire im Briefwechſel ſteht und ſogar — Verſe macht! Friedrich entflieht, er will nach Frankreich zu Voltaire, er nimmt ſeinen Freund „Keif“ mit. Aber er will auch ſeine liebe Mitpathin entführen, er will ſie auch zu Voltaire bringen.

Keif aber will früher noch Abſchied von der Generalin „Stelbak“ nehmen, in die er lieutenantlich verliebt iſt! Friedrich belauſcht die Liebenden, die in der Laube ſitzen, und angeregt vom Geflüſter und Liebesgelüſte ſpielt der Kronprinz Friedrich im Garten eine „Solo-Poſſe“ mit Geſang und Tanz! Er bildet ſich eine ideale Geliebte, ſpricht mit ihr, ſinkt vor ihr auf ſein Knie, tanzt vor ihr, ſingt ihr Liedlein vor, kurz, er macht alle Lazzi und Mäzchen eines Buffo.

Aber der General Stolbak läßt die Liebenden überfallen, Keik rettet ſich ins Schloß, die Gurgelabſchneider ihm nach, da ruft Friedrich die Wache und ſagt: „da drin iſt ein Deſerteur!“ Mit dieſem Staatsſtreich rettet er ſeinen Freund, der aber als Deſerteur eingeſteckt wird.

„Aber Friedrich Wilhelm verſteht keinen „G'ſpaß“, er will „Keik“ erſchießen laſſen; da gibt ſich Friedrich als Mitdeſerteur an! Keik iſt zum Tod verurtheilt! Friedrich um ihn zu retten tauſcht ſeine Kleider mit ihm.

Aber Keik will von dieſer Großmuth keinen Gebrauch machen und ſtellt ſich dem König. Friedrich aber iſt fröhlich und wohlgemuth, er denkt an Voltaire, an Frankreich und ſagt:

> „Wenn ich König von Frankreich wäre, in ganz Europa dürfte keine Kanone ohne meine Erlaubniß losgehen!“

Dieſe Worte wurden vom Publicum mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen, aber nicht ſo vom König Friedrich Wilhelm deſſen Stock wieder bereit iſt loszugehen! Aber der König iſt im Grund ein guter Junge! Die ganze Geſchichte geht gut aus! Keik wird pardonnirt und anſtatt erſchoſſen zu werden, wird er avancirt! Friedrich liegt am Buſen des Vaters, der in den heißeſten Thränen zerfließt, die Prinzeſſin von Wolfenbüttel tanzt mit Friedrich dem Großen und Friedrich Guillaume einen Handlanger, die Königin tanzt mit „Koppen Niken,“ die Prinzeſſin Louiſe tanzt mit „Chekeldoff“ und alle beſchließen mit einem jubelnden Galopp und Coupletgeſang dieſes große hiſtoriſche Tableau aus der deutſchen Geſchichte!

Geſpielt wird dieſes Stück wie in der Affencomödie, mit Ausnahme der Dlle. Dejazet, die mir nicht gefallen, die mich nicht entzückt hat, die mich aber in Verwunderung ſetzte! 64 Jahre und ſie ſieht noch aus wie eine Frau von 36, wie ein

Page Cherubin! Sie ſingt noch allerliebſt, ſie hüpft und tanzt noch wie eine Balletänzerin!

Ich ſage und führe dieſes an zum Troſt und zur Herzerquickung unſerer alten-jungen Liebhaberinnen in Deutſchland, welche den dummen Deutſchen ſchon zu alt ſind, wenn ſie erſt noch ſchon um die 40 herum ſich befinden, und ich bin der dümmſte Deutſche unter dieſen, und ich bin auch ſo dumm und will keine Gurli au naturel von vierzig Jahren; ich kann dieſe zähen Gurlis nicht mehr beißen! Und die „Ninon de Lenclos“ wachſen ſelten und die Dejazets ſind auch ſpärlich zu finden.

Aber die Pariſer ſind galanter, vielleicht auch gerechter! Sie haben einen „Adreßkalender,“ einen „Hofkalender,“ aber keinen „Künſtlerkalender,“ ſie zählen die Jahre der Künſtler nicht, die Künſtlerinnen haben für ſie keinen Geburtstag!

Die Dejazet mit 64 Jahren als Sergeant Friedrich — hüpfend, zwitſchernd, lazzimachend, — es thut's! es thut's! und das Stück iſt bis zum Herbſt auf's Repertoir feſtgeſetzt!

Die „Georges!“ die „Georges!“ Vielleicht 70 Jahre! Ihr glaubt wirklich, ſie hat „Regenſchirme“ in Pacht beim „Palais de l'industrie?“ Unſinn! Sie wird in nächſter Woche die „Rodegyne“ im Odeontheater ſpielen. Vive la France! Wenn ich 70 Jahre alt werde, geb' ich nach Paris und werde erſte Liebhaberin!

Paris, 1. Juli 1855.

Die Frauentoilette vom Scheitel bis zur Zehe in der Ausſtellung.

In den Zwiſchenacten des ernſten Induſtriedramas werden wir mit unſeren holden Leſerinnen manchmal einen Gang durch die Foyers des Luxus und der Toilette machen.

Der »Wein« für die Männer! »Der Wein erfreut das männliche Herz!« — Der »Putz« für die Frauen! »Der Putz erfreut das weibliche Herz!« — Die »Cigarren« für die Männer, die »Spitzen« für die Frauen! Der »Meerſchaum« für die Männer, der »Seiden-Cocon« für die Frauen! Der »Kautſchuk« für die Männer, die »Stickerei« für die Frauen! Der »Comfort« für die Männer, der »Luxus« für die Frauen! Für die Männer die »Induſtrie«, für die Frauen die »ſchönen Künſte«, für die Frauen die »Poeſie!« Luxus iſt Poeſie! Ohne Frauen wäre die Menſchheit ein Thiergarten, ohne Poeſie die Frauen Naturproducte, ohne den Luxus wären Induſtrie, Gewerbsfleiß, Fabrikation, armſelige Taglöhner!

Es gibt hier einige Journale, wir wollen ſie umſchreibend Quäkerblätter nennen. Dieſe ſind ſehr grimmig über diejenigen Journale, welche gotteslaſterlich genug ſind, über Luxusartikel zu ſchreiben, ſie zu empfehlen! Als ob der Fall der Menſchen nicht vor der Erfindung der Spitzen und Seidenſtoffe ſtattgefunden hätte, als ob die Sünde nicht früher in die Welt gekommen wäre als die Modeſchneider! Die Schlange hat keine

Juwelen getragen und das erſte Weib trug keine Mantille um den erſten Sünder zu locken!

Von dem Augenblicke an, in welchem alle Frauen anfingen, ſich zu kleiden wie die Quäker, würde alle Induſtrie auf halben Sold geſetzt werden!

Machen wir alſo einen kleinen Rundgang kreuz und quer um die Gegenſtände der Frauentoilette.

Den „Spitzen“ gebührt der erſte Blick! „Spitzen! Brüßler Spitzen!“ „Auguſte Lefebure“ hat den Wettkampf mit Belgien und Brüſſel kühn unternommen! Vor dieſem Glaskaſten ſtehen die Frauen und werfen die zärtlichſten, glühendſten Blicke auf dieſe Gewebe, die Oberon nicht duftiger um Titania ſchlingen könnte!

Acht Tage hintereinander traf ich eine und dieſelbe Frau, welche mit Wehmuth und tiefer Sehnſucht vor dieſem Glastempel ſtand und eine „robe-tunique“ aus points d'Alençon anſtarrte! Es iſt aber auch eine Robe, oder vielmehr der Traum einer Robe! Welche Zartheit! Welches Gewebe! Ein Silberwölkchen in fliegende Silberfäden zu einem idealen Syſtem ineinandergewebt! Und neben dieſer Robe ein Shawl aus ſchwarzen Spitzen! Aber welch' ein Shawl und welche Spitzen! Gebt mir ſechs ſolche gewebte Verführer und ich vertilge eben ſo viel Lucretien mit ihnen!! Was meinen meine holden Leſerinnen von dieſen „ſpaniſchen Mantillen“ aus ſchwarzen und weißen Blonden fremdartig und anlockend, zauberhaft feſthaltend und die geheimſten Wünſche aufſtachelnd! Ach, gütige Götter! Nur eine ſolche Mantille, aber eine Andaluſierin dazu!

Dieſer Lefebure iſt ein Zauberer, er verrückt mir noch dem ganzen weiblichen Geſchlecht den einen Kopf, den es hat! Wer hat ihm geholfen, dieſe „Toilette-Pompadour“ erfinden! Dieſer „Leib“ aus weißen Spitzen von Elfenhänden gewoben, und zu dieſem Leib die Seele, die Sinne, die Gliedmaßen aus zitternden Blumen, aus bebenden Thautropfen, aus Zweiglein und Blüthen von »points d'Alençon!« Und nun hier dieſe »Toilette-Pſyche!« Eine transparente Verklärung aus weißen und roſigen Spitzen, eine durchſichtige Zurückweiſung des Naturzuſtandes! O Pſyche, Pſyche! Wo biſt du?!

Es iſt jetzt ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen den Brüßler Spitzen, den »points d'Alençon« und den »points Valenciennes!« Und die Zeitungen nehmen Theil an dieſem Kampf!

Bei den Spitzen iſt Ihnen heiß geworden, holde Leſerin, nicht wahr?

Da wollen wir gleich Kühlung und milde Lüftchen herzaubern. Sehen Sie da dieſe »Fächer«, dieſe phantaſie- und grazienvollen Windmacherchen? dieſe Schmetterlingsflügel? Es iſt allerliebſt! Wollen Sie ein leiſes Erröthen verbergen? Hier haben Sie einen Elfenbeinfächer, durch welchen Ihr Erröthen durchſtrahlt wie ein Sonnenblick durch ein Schneewölkchen! Wollen Sie verbergen, daß Sie nicht erröthen? Da iſt ein goldener Fächer in Purpur, der ſtrahlt Sie mit einem künſtlichen Erröthen wundervoll an!

Gibt es einen discretern Freund als einen Fächer? Gibt es einen herzlichern Freund in der Noth als einen Fächer? Gibt es einen zärtlichern Vertrauten als einen Fächer? Hier ſind dieſe ſeltenen Exemplare aus Gold, Elfenbein, Silber, Seide, Papier, Perlmutter u. ſ. w. in den reizendſten, in den lieblichſten, in den glücklichſten, in den bizarrſten Formen!

Und nun hier dasjenige, was der Phantaſie den meiſten Spielraum läßt, Schuhe und Pantöffelchen, dieſe ſüßen Dinge, die von der Form auf den Inhalt, und von dieſem in aufſteigender Linie auf das ganze Meiſterwerk der Schöpfung ſchließen laſſen!

O ihr Aſchenbrödel, die ihr zu dieſen graziöſen Schuhen noch fehlt, o kommt, kommt!

Ach, welche ſtumme, lebloſe Coketterie liegt in dem Anblick eines kleinen, lieblichen Frauenſchuhs! Dieſe lieblichen Mignonerien aus Seide, Maroquin, Gold, aus Schwanenfedern, aus geſticktem Fiſchbein u. ſ. w., lauter kleine Liebeslieder, die von Fuß auf dienen!

Ein Berliner ſtand neben mir und fragte mich: „Glauben Sie, daß es Frauenfüße gibt, die da hineingehen?“ All' meine Verehrung des weiblichen Geſchlechtes empörte ſich in mir über dieſe Berliner breitfüßige Frauenketzerei! Ich ſchwieg, und ſagte ihm inwendig nichts als: „O Trampelthier!“

Paris, 1. Juli 1855.

Platz da! Aufg'ſchaut! Ihr Werke der Induſtrie, gebt Raum! Tretet in den Hintergrund, ihr Werkzeuge des Luxus, Flonflon und Tamtam u. ſ. w.

Eine Gaſſe für Guttenberg.

Wäre eine „Welt-Induſtrieausſtellung“ auch nur im Gedanken möglich, wenn Guttenberg nicht gelebt hätte? Eine Annäherung der Völker durch Gedanken, Werke, Correſpondenzen wäre ſtets ein Zauber- und Hauderwerk geblieben ohne Guttenberg!

Guttenberg, der Räuberhauptmann! Guttenberg, der Anführer einer Bande von vierundzwanzig bleiernen Banditen, welche der Welt die Finſterniß aus der Taſche ſtahlen, welche die Dummheit knebelten, den Aberglauben auf der Landſtraße anfielen und niedermetzelten, welche bei der Unwiſſenheit einbrachen und ihr Haus in Brand ſteckten!

Guttenberg, deſſen Mitſchuldige wir Schriftſteller ſind; Guttenberg, deſſen Helfershelfer wir Journaliſten ſind; Guttenberg, deſſen Hehler und Verkäufer die Buchdrucker ſind; Guttenberg, der Ahnvater aller jener Bandwürmer an den Eingeweiden der Schriftſteller: Verleger genannt; Guttenberg, der Miſſionär des Lichtes, der den Glauben des ewigen Heils in Millionen kleinen Bibeln nach dem fernen Heidenthum trägt; Guttenberg, der auch zu den Armen am Geiſte ſagt: „Kommt zu mir, Ihr auch ſollt durch mich leben in der „Annonce“, in der „Ankündigung“; du Blinder und Lahmer an ſchriftſtelleriſcher Geiſtigkeit, auch dich will ich ernähren durch den „Reiz der Ankündigung“, auch dir ſoll mein Licht leuchten auf dem Weg des journaliſtiſchen Charlatanismus.

Kurz, Guttenberg, die geiſtige Sonne, welche das Licht brachte und die Wärme und den Regenbogen und die Zeitigung edler Früchte, aber auch ausbrütete das Gewürme der Revolution, die Hyder des Sceptik, die lernäiſche Schlange der Unzucht u. ſ. w., Guttenberg kömmt, und wem anders als ihm zollte die Feder des Schriftſtellers am liebſten ſeinen Tribut?!

Aber indem wir uns in dem Gebiete Guttenberg's bewegen, müſſen wir zwei Abtheilungen machen, die „Druckerei“ überhaupt, die Buchdruckerei in ihrem immenſen Glanze und in allen ihren Fächern, und die „Buchdruckerei“ als Werke der Buchhändler und Verleger.

Die Franzoſen betrachten den „Monſieur Guttenberg“ als einen Franzoſen von Straßburgs halber. Wir aber ſagen: „Sie ſollen ihn nicht haben, den alten, guten Mann!“

Die Buchdruckerei überhaupt bietet zwei Ausgangspuncte dar, auf der einen Seite „ihre geiſtige Bewegung“, auf der andern Seite „ihre materielle Bewegung“, d. h. das mechaniſche Volumen ihrer Wirkſamkeit, die Zahl der Arme, die ſie in Bewegung ſetzt, die Maſſe, die ſie umtreibt, die Capitalien, die ſie in Verkehr bringt u. ſ. w.

Es kann einem Menſchen, der denkt und vergleicht, nicht entgehen, daß „Fulton“ der zweite Theil von „Guttenberg“ iſt. Fulton war beſtimmt zum Nachfolger Guttenberg's, der „Dampf“ iſt das Siegel auf die Erfindung der Buchdruckerei. Ohne den „Dampf“ wäre die Druckerpreſſe eine „Fackel“, durch den Dampf iſt ſie ein „Blitz“, in unbegreiflicher Schnelligkeit ihre Strahlen weithin verbreitend.

Auch bei der Druckerei theilt der Menſch jetzt mit der Maſchine, der Gedanke mit der Kraft, der Geiſt mit dem Dampf!

Ich halte die Frage für nicht entſchieden: „Hat denn „der Buchhandel“ ein Recht, im „Induſtriepalaſt“ zu figuriren? Hat denn der „Buchhandel“ irgend etwas mit der Erfindung zu thun? Hat der „Buchhandel“ als ſolcher eine neue Conception, eine neue Schöpfung u. ſ. w. hervorgebracht, und mit was Andern will der „bloße Buchhandel“ glänzen, als mit den Erfindungen der Andern, der Buchdruckerei, der Schriftgießerei, des Farbendrucks, des Buchbinders u. ſ. w.

Der Herausgeber eines Buches iſt faſt für gar nichts in der Sache! Die Buchdruckerei iſt Alles! Die Lettern, die Typen, das Papier, die Ornamente, der Druck u. ſ. w.

Die kaiſerliche Commiſſion hat geglaubt, die „Librairie,“ den bloßen „Buchhandel“ auch zuzulaſſen.

Die kaiſerliche Commiſſion iſt, wie ich aus meiner Forſchung näher erfahren habe, von einem Geſichtspunct ausgegangen, der auch ſein Recht für ſich hat, z. B.

Der Autor eines Werkes allein kömmt nicht mit einer vollkommenen Ausgabe zu Stande; der Buchdrucker allein hat auch nicht immer Zeit und Hilfsquellen genug, die aber ein Herausgeber, ein Verleger hat! Es gibt Werke, Ausgaben, Encyclopädien, Prachtexemplare, Dictionäre, Werke mit Zeichnungen, Porträts u. ſ. w., welche ohne den Verleger, der mit der Idee der Herausgabe auch die Capacität der Realiſirung verbindet, nicht das Licht der Welt erblickt hätte, und in dieſer Beziehung hat der Verleger daſſelbe Recht wie ein Erfinder, wie der Schöpfer eines Gegenſtandes, welcher ohne ihn nicht geſchaffen worden wäre.

Ein ſolches Prachtwerk oder große Werk iſt nicht nur das Werk der Buchdruckerei und des Autors, ſondern in ſeinem Ganzen auch noch eine perſönliche Idee des Verlegers, des Herausgebers, ein Werk, welches ſein Verdienſt in Circulation ſetzte.

Die kaiſerliche Commiſſion hat alſo mit vollem Recht die Herausgeber und Verleger als induſtrielle Selbſtſchöpfer declarirt und acceptirt.

Kommen wir auf die Pariſer Buchdruckerei zurück, die ſich in achtzig Druckereien vertheilt. Im Jahre 1854 beſchäftigte Paris 572 Preſſen, die durch Menſchenarme getrieben werden, und 276 Maſchinenpreſſen, welche jährlich fünf Millionen Kilogramm Papier blos für Bücher verarbeiten, die Journale nicht mitgerechnet.

Die Geſchäftsſummen, welche dieſe „Druckereien“ verbrauchen, — ohne Schriftgießerei, Papier, Druckerſchwärze, Brochir- und Buchbinderwerk u. ſ. w., beträgt jährlich an ſechzehn Millionen Franken.

Trotz allen Maſchinen beträgt die Summe der typographiſchen Preßarbeiter 4000 Menſchen.

Der Dampf ſpielt in der Buchdruckerei jetzt eine eben ſolche Heldenrolle als in den Garn- und Wollfabriken.

Aber ich glaube, der Dampf hat in der Buchdruckerei noch nicht ſein letztes Wort geſprochen, die Maſchine hat hier noch nicht den letzten Willen und die vollſte Kraft entwickelt!

Es gibt noch widerſpenſtige, ſchwerzubekämpfende Arbeitspartien in dieſem Gebiet, welche der Dampf und der Gedanke noch bewältigen und ſich unterwerfen müſſen.

Aber wird der „Dampf“ je „Setzer“ hervorbringen? Wird der Dampf die Menſchheit von jenen bemitleidswerthen Menſchen befreien, die man „Corrector“ nennt? Wird der Dampf, dieſer moderne Hercules, die Leſewelt je von jenen Ungeheuern reinigen, die man „Druckfehler“ nennt?! Wird der Dampf den Journaliſten zu Hilfe kommen gegen dieſe Monſtres und Unholde, die man „metteurs en page“ heißt?“

Dies iſt die Frage!

Paris, 2. Juli 1855.

Schiller und „Maria Stuart“ in Paris. — Pariſer Kritik.

Unſer guter Schiller auf italieniſch in Paris!

Es war eine ungeheure Erwartung und Spannung auf dieſe Vorſtellung in der hieſigen Kunſt- und Kritikwelt.

Denn in „Maria Stuart“ betrat Mad. Riſtori zum erſtenmal den Boden, den Dlle. Rachel betrat, ſie ſpielte dieſelbe Rolle, ſie nahm den Kampf mit der Nebenbuhlerin in ihrem Reiche ſelbſt auf!

Dumas hat mich gebeten, ihm einige Worte über „Maria Stuart“ vor der Vorſtellung zu geben, welches ich auch that, und ich citire hier einige Stellen aus meinem franzöſiſchen Bericht:

LE STATU QUO — ANTE — DE MARIA STUART.

Par Schiller.

„Mon cher Dumas,

„Voilà l'exposition universelle pour les artistes, les comédiens et les drames de toutes les langues, de tous les peuples, des Anglais, des Italiens, des Allemands etc.; voilà la devise du Palais de l'Industrie: „L'équité préside à l'accroissement des échanges!" échange des artistes, échange des drames, échange de Mme. Ristori et de Mlle. Rachel, échange de Racine et de Maffei, échange de Maria Stuart et Médée. Mais la traduction n'est pas un véritable échange de l'original, voici Maffëi en échange de Schiller; hélas! Patrocle pouvait très bien porter la lance d'Achille, mais il était incapable de la lancer.

Habent sua fata libelli. Quel sort étrange de drame! quelle métempsychose; la reine d'Ecosse immortalisée par un poëte allemand, interprétée par une tragédienne sarde au public français!"

In der ferneren Auseinanderſetzung ſagte ich:

„Dans Jeanne d'Arc et dans Maria Stuart, Schiller le poëte, ou Schiller le protestant, anima et entoura ses héroïnes avec toutes les poésies, avec toute la hauteur, avec toute la splendeur du catholicisme. Dans Jeanne d'Arc, Schiller changea la martyre en héroïne militaire; dans Maria Stuart il changea la femme enivrée de philtres, la femme à la couronne sanglante, en martyre."

Es iſt ſonderbar! Erſt in dieſer Mißhandlung des Schiller'ſchen Dramas durch Herrn Scipio Maffei, erſt durch die Darſtellung in einer fremden Sprache ſind mir neue Anſichten über dieſe Tragödie geworden! Vielleicht eben deshalb, weil der Bearbeiter allen Schmuck der Poeſie, alle Maſchinerie der Perſonen und Staffagen unbarmherzig und unſinnig weggeſchnitt und weil der Darſtellerin alles das fehlte, was die deutſche Gemüthswelt in dieſer Rolle zu ſehen gewohnt iſt, eben deshalb blieb meiner Beobachtung nur das rein Dramatiſche, die Aufgabe der Tragödie an und für ſich übrig! — Es iſt mir klar geworden, daß Maria Stuart eine der poetiſchſten Schöpfungen unſeres großen Dichters iſt, daß er hier mit allem Zauber der Sprache, mit aller Süßigkeit der Wehmuth, mit allem Glanz des Verſes, mit aller Heiligkeit des Chriſtenthums, mit aller Weihe der Verklärung das Kleid wob, welches er um die Schulter jener unglücklichen, rührenden, erhebenden und verſöhnenden „Maria-Magdalena Stuart“ hüllte; daß aber „Maria Stuart“ als Tragödie nicht exiſtirt, daß „Maria Stuart,“ wie ſie in Schiller's Drama vor uns lebt, keine Heldin einer Tragödie iſt und ſein kann. Die Handlung, die innere Handlung des Stückes iſt zu Ende, wie das Stück anfängt. Die Heldin iſt todt, wie ſie auftritt; wie der Vorhang zum erſtenmal in die Höhe geht, ſehen wir das Schaffot! Maria Stuart trägt fünf Acte hindurch ihr Haupt zum Schaffot! Fünf Acte lang geht Maria Stuart unter dem Beil des Henkers, bis ſie durch dasſelbe dieſen Leidensgang beendet!

Eine Gefangene, jeder Handlung unfähige Gefangene, fünf Acte lang im Kerker, die im Kerker hingerichtet wird, entbehrt jeder epiſchen, jeder dramatiſchen Handlung, und kann nur durch die ethiſche Größe, durch die moraliſche und ſittliche Durchſicht des Ganzen auf der Höhe der Theilnahme erhalten werden.

Aber mit welcher Schönheit, mit welcher Grazie, mit welcher Klarheit und Lieblichkeit, mit welcher Süßigkeit und Innigkeit der Empfindung, mit welcher Rührung, mit welchem Zauber der Reue, der Hingebung, der allesverklärenden Endlöſung hat Schiller dieſe Maria-Magdalena ausgeſtattet! Die Wehmuth mit ihrem Reiz, die Liebe mit ihrem Nachſommer, die verlorne Königskrone mit ihrem nicht zu verblaſſenden Schimmer, die ſchmerzliche Sehnſucht der Gefangenſchaft, das menſchliche Erwachen und Aufraffen der Weiblichkeit in der Gefangenen und Königin der heuchleriſchen Eliſabeth gegenüber, der Blitz des Triumphes in Gegenwart ihres Geliebten, Grafen Leiceſter, die fromme und rührende Einkehr in ſich ſelbſt, die geläuterte Reſignation und Ergebung in das erkannte Strafgericht Gottes und endlich dieſes Einwickeln und Einhüllen in das Himmelsgewand der Religion wie ein weinendes Kind in die Falten des Mutterkleides, Alles das rührt, reißt hin, erſchließt das Herz und die Thränenquelle, und macht das Werk zu einem der reizendſten, wirkſamſten des Dramas überhaupt.

Wie aber hat Herr Maffei dieſes Drama verunſtaltet!

An und für ſich komiſch iſt dieſe Namens-Umgeſtaltung! die hiſtoriſchen Namen italieniſirt: „Maria Stuarda!“ Talbot heißt „Tabot,“ Mortimer heißt „Mortimero,“ Cecil heißt „Cecilio“ und ſo weiter. Alle Scenen des zweiten Actes, die des franzöſiſchen Geſandten u. a. hat Herr Maffei weggelaſſen. Daviſon iſt vom Bearbeiter ganz aus der Reihe der Lebendigen geſtrichen worden, wodurch alſo die ſchönſte Scene, welche Eliſabeths Tartüffismus ſo recht enthüllt, ganz wegfällt. Endlich hat Herr Maffei auch den ganzen Schluß des Stückes fortgelaſſen und das Stück endet mit Leiceſter's Monolog.

Ich weiß, auch deutſche Dramaturgen haben dieſe faſt alberne Amputation des Stückes verſucht, und das zeigt nur, daß der Unverſtand kein Vaterland hat, daß die Vornirtheit eine cosmopolitiſche Perſon iſt!

Die Originalſchlußſcene, in welcher Eliſabeth allein bleibt, in welcher Talbot ſein Amt ihr zu Füßen legt, in welcher Leiceſter „zu Schiff nach Frankreich“ geht, das iſt die Scene, in welcher die Nemeſis ihre Waltung antritt, in welcher dem Hörer und Beſchauer die Gewährleiſtung wird, daß jede ſchnöde Miſſethat im Buſen des Thäters eine Saat voll Dornen legt, die früher oder ſpäter als rächende Geiſter ſich nach ſeinem Innern kehren!

Eliſabeth, allein gelaſſen, verlaſſen von Treue und Liebe, die Eumeniden im falſchen Buſen, ſteht am Ende da wie das lebendige Ausrufungszeichen nach dieſem Schlußſatz der ewigen Vergeltung! —

Es war ein ſchöner Anblick, dieſes „Théâtre italien“ an dieſem Abend! Alles, was Paris an Glanz, an Schönheit, an Glorie, an Reputation, an Intelligenzen hat, Alles war da! Und die Literatur! Und die Kritik!

„Pfeifen für uns!“ ſagt Peter in „Menſchenhaß und Reue,“ und ich ſage wie Peter: „Ein Abend für uns!“ Wir waren alle beiſammen da! Lamartine, Dumas, Theophile Gauthier, Jules Janin, Girardin, Philarete Chasles und — Saphir.

Die erſten zwei Acte gingen la la! Ich kam nach dem zweiten Acte im Foyer mit der franzöſiſchen Kritik zuſammen, da war der Erfolg des Stückes ſowohl als der Riſtori noch unentſchieden! Und warum?! Sonderbare Menſchen! Weil das gedruckte Stück noch nicht da war! Das Publicum wußte ſich nicht aus! Erſt vor Beginn des dritten Actes brachte Herr Michel Levy das gedruckte Buch in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache, und von da an war der Erfolg entſchieden, brillant!

Dumas war im Foyer ganz untröſtlich, daß die Riſtori in dieſem Stück kein „Furore“ machen kann! Ich tröſtete ihn und die Andern, und ſagte: „Geduld! Ich verbürge den Erfolg des Stückes und der Riſtori im dritten und letzten Act!“

Und ſo war's! Vom dritten Act an hatte Jeder ſein Buch, dieſen verſtümmelten Schiller, in der Hand, und Schiller und Maria und Riſtori gingen höher und höher, und ein unerhörter Succès begleitete die ganze Darſtellung.

Ich war früher auf der Bühne bei der Riſtori, und legte ihr meinen unſterblichen deutſchen Dichter an's Herz, ich verſprach, nach der Vorſtellung wieder zu kommen, — aber ich kam nicht. —

Ich möchte nicht ungerecht ſein, ich glaube, uns Deutſchen fehlt vielleicht das Verſtändniß dieſer Art italieniſcher Darſtellungskunſt! Und nun beſonders in **dieſer Rolle**, die ſich in uns ſo hineingedeutſcht hat, und in die wir uns ſo hineingedeutſcht haben! In dieſer Maria, mit welcher wir groß gewachſen ſind, iſt es uns vielleicht nicht möglich, ganz unparteiiſch zu ſein.

Ich habe die Rachel (in Wien) als Maria Stuart (von Lebrun) geſehen und die Riſtori hier; wenn ich nun ſage, die Maria unſerer deutſchen Künſtlerinnen iſt edler, iſt inniger, iſt wahrer, iſt gemüthtiefer u. ſ. w., ſo iſt das vielleicht das Urtheil der „ſüßen Gewohnheit!?“

Ich ſage daher nur als **individuellen Eindruck** und nicht als **Urtheil**: Mir hat die Riſtori im Ganzen als Maria weniger zugeſagt. Einzelne Momente waren unbeſchreiblich ſchön, z. B. wenn ſie vor Eliſabeth niederkniet und die Worte ausruft: „il nume adoro!“ (die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!“) ſpricht ſie mit einer Heiligung, mit einer Reſignation, mit einer De- und Wehmuth, welche unbeſchreiblich iſt. Der Moment, in welchem Maria Stuart trunken von Rache und Sieg der Rache, und im Triumph, die Nebenbuhlerin der Krone und die Nebenbuhlerin der Liebe vor den Augen Leiceſter's gedemüthigt zu haben, ausruft:

„Io l'abbassai agli occhi di Ruberto alfine!“
(Vor Leiceſter's Augen habe ich ſie erniedrigt!“)

war von ungeheurer Wahrheit und Wirkung! Da war das Weib, das **entköniginte** Weib, das **leidenſchaftliche** Weib, das **eiferſüchtige** Weib, das **eitle** Weib, das **rachegeſättigte** Weib in dem höchſten Aufſchrei ſeiner tiegerhaften Sättigung.

Die Kritik hier bot einen beſonderen Anblick bei der Beurtheilung dar.

Ich rede zuerſt von „Jules Janin“. Jules Janin iſt der

Großmeiſter der hieſigen Kritik. Seit langen, langen Jahren ſtets friſch, ſtets geiſtreich, ſtets voll Kraft und Grazie, ſtets voll Scharfſinn und Eloquenz, iſt er noch immer der Alleinherrſcher im Reiche der wahren Kritik. Er iſt unerſchöpflich, er bietet jeden Montag dem Leſer ein Gabelfrühſtück, mit Blumen und Grazien, heute ein gründliches Urtheil, morgen eine beredſame Auseinanderſetzung, bald ein Bouquet, bald eine Geiſel u. ſ. w.

Jules Janin alſo hat unſerem Schiller am meiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, obſchon ich mit ihm darin nicht einverſtanden bin, daß er den zweiten Act als ganz überflüſſig, als einen hiſtoriſchen Auswuchs dieſes Stückes betrachtet.

Er ſagt vom dritten Act:

„Oui! et je ne crois pas que, même dans un drame de Sophocle, au pied du Cythéron, quand la nature entière est de moitié dans la douleur du poëte, aux souffles vivifians du Pinde, aux murmures de la claire fontaine, rien se puisse comparer à ce hasard arrangé, à cette rencontre, au milieu des bois, entre le trône et l'échafaud, de ces deux femmes si cruellement ennemies, parce qu'elles devaient s'aimer comme deux soeurs, Elisabeth et Marie Stuart! Lui-même, Schiller, s'il n'eût arrangé que cette rencontre en ce moment, dans cet espace, au feu de ces rayons et de ce clair soleil sur lequel la prison jette une ombre funeste, s'il n'eût fait que le troisième acte de Marie Stuart, qu'il serait encore au premier rang des poëtes dramatiques!"

Ganz im Gegenſatz findet der Kritiker im „Siècle" den „zweiten Act" meiſterhaft, „plein d'intérêt, quoique Marie n'y apparaisse pas."

Theophile Gauthier, der Schwätzer, der Jules Janin abgeſehen hat, „wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt," aber nichts von ſeinem Geiſte, nichts von ſeiner Eloquenz u. ſ. w., Theophile Gauthier ſagt im „Moniteur“:

„La traduction de Maffei est excellente!“

Seine Verſe, ſagt er, ſind „dans un bon ton de drame!“ Paff!

Die Chemie in der Induſtrie-Ausſtellung. — Tableau des Herrn Dr. Johann Lamatſch aus Wien.

Ich habe bei meinem letzten Streifzuge durch die Annexes über die Mechanik und Chemie geſprochen, welche da die zwei Lungenflügel dieſes Theiles der Expoſition bilden.

Vor dem Auge des Laien ſcheint es, daß blos die Mechanik einen Hauptfactor der culturgeſchichtlichen Epoche der Induſtrie ausmacht, von der „Chemie“ nimmt die Maſſe weniger Notiz.

Das iſt auch natürlich. Wie aufdringlich dem Auge und den Sinnen ſtehen die ewigſauſenden, ziſchenden, dampfenden, brauſenden, hundertarmigen Werke der Mechanik da! Dieſe ſchnaubenden Ungeheuer alle mit ihren fünf Sprach- und Schreiwerkzeugen: Keſſel, Räder, Stangen, Rollen und Scheiben, dieſe „ſauſenden Mächte am Webſtuhl der Zeit“ machen einen impoſantern Eindruck als ein „chemiſches Laboratorium“ mit ſeinen Fläſchchen und Büchschen und Vaſen und Cylinderchen u. ſ. w., und die reichhaltigſte, wichtigſte Sammlung und Reihe dieſer chemiſchen Producte, ſelbſt die reichen, großen Kryſtallgruppen von Alcaloiden und Aetherarten, wie verſchwinden ſie dem Blicke des oberflächlichen Beſchauers im Vergleiche mit jenen allgewaltigen Dampf- und Maſchinen-Ungeheuern in ewigſchwirrender Thätigkeit.

Nein, imponiren kann die Chemie dem durchlaufenden Publicum nicht.

Aber in dem Herzen des Chemikers, d. h. im „Laboratorium“ da quillt und kocht es im Stillen, in kleinen Herzkämmerchen, in Vaſen, Büchſen, Retortchen u. ſ. w. das Blut und die Glut und das Licht und die Farbe und das ſtillfreſſende Feuer und die ſtillätzende Lauge und die ſtillheilenden Salze und die flüchtigen Geiſter und Kobolde der Wohlgerüche u. ſ. w.

Ergötzt Euch nur an der Wunderpracht des Porzellans, bleibt bewundernd ſtehen vor den Gobelins und Zaubertapeten, ſtaunt die Kryſtalle Böhmens an, ſchwelgt an der Farbenpracht dieſer Lyoner Seiden- und Atlaswunder, ja ſchaut mit Befriedigung und Erſtaunen auf dieſe Pyramide von Stearin- und Apollokerzen, verſenkt Euch im Anſchauen dieſes Farbendrucks u. ſ. w. und fragt dann und forſcht dann, woher kömmt die Quelle dieſer Wunder, dieſer Farben, was hat ſie ſo practiſch, ſo unendlich ausgedehnt, ſo zugänglich gemacht? Und die Antwort wird Euch zurückführen in das Herz des Chemikers, in das „Laboratorium!“ Die Farben- und Wunderſprache aller jener großen Producte geht von der kleinen Zunge jener Wage aus, deren Oscillationen der Chemiker mit fieberhafter und doch unendlicher Geduld beobachtet!

Dieſe Betrachtung drängte ſich mir auf, als ich auf einem Durchflug durch dieſen noch halb im Chaos liegenden Theil des Annexes zu einer ebenſo ſinnigen als geſchmackvollen chemiſchen Expoſition kam, die des Herrn Dr. Joh. Lamatſch aus Wien. Dieſe ganz niedliche Stiftshütte der Chemie iſt von vier Cherubim, von den vier Figuren, welche die vier Elemente oder Grundrechte dieſes Faches bilden, höchſt geſchmackvoll und anregend überflügelt, es ſind die Figuren der Mineralogie, Phyſik, Chemie, Botanik.

Die hier ausgeſtellten Producte dieſes chemiſchen Laboratoriums ſind ſo zu ſagen nur kleine fragmentariſche Ausgänge aus ſeiner großen, ſo zu ſagen encyklopädiſchen Anſtalt in Wien ſelbſt.

Wenn man hier dieſe kleinen Muſter beurtheilt, muß man zugleich auf die Ausdehnung und die practiſche Seite der Thätigkeit und Forſchung des Herrn Dr. Lamatſch im Großen eingehen und ſie ins Auge faſſen.

Es kann hier nicht unerwähnt bleiben, daß es ſich hier nicht nur um die Production der chemiſchen Producte in Maſſen handelt, ſondern die ſpecielle Aufgabe, die ſich Herr Lamatſch geſtellt und mit eben ſo viel Geiſt und Thätigkeit als Glück und Erfolg gelöſt hat, iſt die: chemiſch-reine Präparate als Reagentien und pharmaceutiſche Waare zu bereiten, ſo wie auch Alcaloide, deren geringe Anwendung keine Fabrication im Großen zuläßt.

In dieſer Beziehung iſt die pharmaceutiſche Sphäre des Herrn Dr. Lamatſch eine ganz ſpecielle, exceptionelle und ſie genießt auch dieſen Ruf in vollkommenſter Ausdehnung.

Es iſt ein unſchätzbares Verdienſt des Herrn Dr. Lamatſch, daß ſeine Anſtalt wie geſagt nicht nur alle jene Alcaloide erzeugt, die wegen ihres geringen Gebrauchs nicht en gros fabricirt werden, ſondern eben ſo auch alle Sorten von „Früchtenäther“ und „concentrirten Säuren,“ die einzeln anzuführen ich nicht Fachmann genug bin, deren Reinheit und hohe Vortrefflichkeit mir aber ſchon längſt in Wien von competenten Männern bezeichnet wurde. Ich habe mit einem hieſigen Arzt, Dr. M—l, dieſe Gallerie des Herrn Dr. Lamatſch beſucht, der mit vielem Intereſſe länger bei den Einzelnheiten verweilte und der beſonders von der hübſchen, reinen, hellen Bereitung gewiſſer Specien ganz überraſcht war,

z. B. des „Amygdalin, Strychnin,“ — „Pariglio“ — „Santonin“ u. ſ. w.

Noch einen Gegenſtand kann ich nicht unerwähnt laſſen, nämlich die „Paſtille,“ deren Stoffe geeignet ſind, den üblen Geſchmack der bei Kinderkrankheiten oft ſo nothwendigen Medicamente einzuhüllen, oder: pour administrer aux enfants des substances dégoûtantes,“ ohne daß die Kinder ſich weigern.

Das iſt eine Art Erfindung, die auch in die Kritik einſchlägt! Die „Kunſtkinder“ nehmen nicht gern die bittere Medicin der Wahrheit ein, man muß alſo Lamatſchiſche Paſtille zu der Kritik nehmen, angenehme Formen, gewiſſe Lieblichkeiten, um ſie den Kunſtkindern angenehm zu machen!

Ich habe mit beſonderem Wohlgefallen bei dieſer höchſt ausgezeichneten und wichtigen Gallerie der chemiſchen Producte des Herrn Dr. Lamatſch verweilt, weil mir dabei und bei Erwähnung der „Kinder“ in Erinnerung kam, mit welcher Humanität, mit welcher unerſchöpflichen Menſchenliebe Herr Dr. Lamatſch ſich den wohlthätigen Anſtalten, Kinderſpitälern u. ſ. w. widmet, und welche Maſſe von Heilmitteln aus ſeiner Apotheke jährlich unentgeltlich an arme Kranke und Kinder verabreicht wird.

Einen Jux will er ſich machen. — Ein Wiener „Weinberl“ in Paris.

Es gibt Augenblicke im Pariſer Leben, in welchen man aus Paris und aus der Haut fahren möchte. Da der Menſch aber nicht ſobald ein zweites Paris und eine zweite Haut findet, von welcher er ſicher weiß, er würde ſich beſſer in ihnen befinden, ſo fährt der Menſch nicht aus Paris und nicht aus der Haut, aber ſein innerer Menſch iſt ein „kranker Mann,“ in dem ſich Ueberdruß, Langeweile, Ermüdung, Heimweh u. ſ. w. zu theilen ſuchen.

In ſolchen Augenblicken des Pariſer Lebens hat der Engländer ein gutes Mittel, ein unfehlbares Mittel: er geht ins „bois de Boulogne“ und hängt ſich auf! Die Engländer ſind immer practiſch! Gibt es gegen die Langweile ein beſſeres Mittel als ſich aufhängen? Andere Leute ſpielen Domino, wenn ſie ſich langweilen oder gehen ins Theater! Wie lang dauert das?! Aufhängen das hält für die Ewigkeit!

Was muß alles einem andern Menſchen vorkommen, bis er dieſes einfache Hilfsmittel ergreift! Er muß unglücklich lieben, eine böſe Frau haben, falſche Wechſel oder Veruntreuungen gemacht haben u. ſ. w. bis er zu dem „concierge“ des Lebens, „zum Tod,“ wenn er vom Leben herausgehen will, ſagt: „la corde! s'il vous plait!“ Aber der Engländer ſucht nicht lange um ein Mittel, er ſagt: „Was willſt Du in die Weite ſchweifen, ſieh, das Gute liegt ſo nah!“ Das „Gute“ iſt ein ellenlanger Strick und ein drei ellenhoher Baum! Welche einfache Maſchinerie!

Man hat zwar Beiſpiele, daß ſich Nichtengländer auch in Paris aufgehängt haben, aber es iſt ein großer Unterſchied! Der Engländer, bevor er ſich aufhängt, bezahlt er ſein Quartier auf einen Monat voraus! Er berichtiget alle ſeine Rechnungen und legt in ſeinem Zimmer die Adreſſe des Baumes hin, an welchem er ſich aufhängen wird, ob im erſten Stock der Zweige oder im zweiten Stock u. ſ. w.; während die andern Nationalitäten, wenn ſie einmal den Entſchluß gefaßt haben, ſich vermittelſt eines Strickes mit „erhöhtem Character“ in den ewigen „Ruheſtand“ zu verſetzen, auf ſolche irdiſche Dinge nicht viel Rückſicht nehmen! Der arme Sterbliche nimmt ja ſo nichts mit in die Ewigkeit als ſeine Paſſiva!

Solche Betrachtungen anſtellen, lieber Leſer, iſt ſchon ein Beweis von Langeweile, und Langeweile in der Fremde iſt noch langweiliger als Langeweile zu Hauſe, wo alles darauf eingerichtet iſt!

Alſo ein ſolcher langweiliger Tag war vor einigen Tagen. Ich ſollte am Tage darauf bei Lamartine eine Vorleſung hören! Der große Dichter, der merkwürdige Staatsmann, der liebenswürdigſte und tugendhafteſte aller Menſchen, der hinreißendſte Redner hatte uns zu einer „Vorleſung“ eingeladen, in ſeinem kleinen aber reizenden Häuschen der „rue ville l'Evêque,“ er wollte einem Kreis von Schriftſtellern ein ungedrucktes Werk von M. Sarrans über das erſte Kaiſerreich leſen.

Das war morgen! Aber deſto ſchlimmer die Zeit bis morgen! Ich war des Geſurres in der Induſtrieausſtellung müde, ich hatte den Nachmittag über geſchrieben und ging ganz ſchachmatt in die elyſéeiſchen Felder.

Alſo ein ſolcher Augenblick der Pariſer Langeweile war es, als ich wie Wallenſtein „gedankenlos an einem Baume ſtand und hinausſah in die weite Ebene!“

Es rollte und wogte um mich her, Seide und Atlas rauſchten, Equipagen und Damen mit ganzen Poſtzügen in den Augen fuhren auf und ab, Geſtalten ſchwachen Geſchlechtes huſchten an mir vorüber, heiße Blicke, heiße Worte und heiße Athemzüge ſtreiften meine Wangen, da überkam mich das Neſtroy'ſche „Verfluchtekerlgefühl“ und mein innerer Menſch ſagte: „Einen Jux will er ſich machen!“ Wenn vor 20 Jahren mein innerer Menſch beſchloß, ſich einen Jux zu machen, ſo ſagte mein äußerer Menſch gleich: „Halb Part, Schütze! ſo will ich ſchweigen!“ allein ein innerer Menſch von 30 Jahren, der in einem äußern Menſchen von 60 Jahren logirt, der ſtoßt bei der Entrepriſe des Juxmachens auf einige Difficultäten!

Indeſſen mein äußerer 60jähriger Menſch iſt ein guter Menſch, er gibt dem innern 30jährigen nach! Der Kluge gibt nach!

Mein äußerer Menſch arrangirte ſich alſo zum Juxabend!

Ein junger Menſch und ein Hund brauchen ſich nur zu ſchütteln und ſie ſind in voller Toilette, aber ein ſechzigjähriger Juxcandidat, da braucht's viel Hilfstruppen und friedliche Kriegskünſte!

Aber mein Talisman heißt: „la cravatte blanche!“ In der weißen Halsbinde bin ich jung! friſch gewaſchen und geſtärkt!

Und alſo ausgerüſtet und mit vierzig Francs Nachtkoſten beſchloß ich nach „Mabille“ zu gehen, zu lieben, zu ſchwärmen und — zu tanzen, wenn's ſein muß!!! Gott erbarm'!

Ich ſah mich an und war mit mir zufrieden, ich ſagte von mir wie von Don Valeros:

„Ein Mann, der ein alter Löwe zwar,
Aber dennoch immer Löwe war!“

Im „Bal Mabille“ war beaujour, d. h. Sonnabendball; die andern Montag- und Mittwoch-Mabille-Bälle ſind ordinär.

Dieſe Sonnabendbälle im Mabille ſind die hohen Feſte der „Loretten,“ der „Griſetten,“ der „Arthurs“ u. ſ. w.

In dieſer Welt herrſcht eine ganz eigene Sprache! Die „Lorette“ ſagt nicht: „Heute wird die „élite“ da ſein,“ oder: „heute wird es „fashion“ ſein, ſondern ſie ſagt: „Heute iſt „réunion de l'élite de la fashion!“

„Mabille“ iſt „Sperl“ mit „Dommayer“ multiplicirt, mit dem „grünen Thor,“ dem „großen Zeiſig“ und der „Bierhalle“ noch einmal multiplicirt, mit „Stuwer“ und „Strauß“ und „Fahrbach“ ausgeſtopft. Es iſt ein brennender Garten, ein flammender Wald, eine tanzende Orangerie, ein taumelnder Park, ein beleuchtetes Märchen, ein Tempel der Ovalisken, eine „Verlernekinder-Bewahranſtalt!“

Dieſer hängende Garten liegt ironiſcher Weiſe des Zufalls in der „Witwen-Allee,“ und man findet deshalb auch in dieſem walzenden Wald faſt lauter „Witwen!“ Dieſer Luxus an Witwen in Paris iſt enorm! Lauter künſtliche Witwen! Es iſt vielleicht die witzigſte Stelle in „demi-monde“ vom jungen Dumas, wo er eine Jungfrau ausrufen läßt: „Es iſt zwar ſehr ſchwer, einen lebendigen Mann zu bekommen, aber es iſt noch ſchwerer, ſich einen todten Mann zu verſchaffen!“

Mir ſelbſt wurde von meinem franzöſiſchen Freund L. P. im Mabille eine Witwe vorgeſtellt: „La comtesse de Soubise.“ Das iſt doch wenigſtens der Mühe werth! Wenn man ſchon Witwe iſt, ſo ſei man eine vornehme Witwe! Der todte Mann proteſtirt nicht!

Es war halb 11 Uhr als ich durch die farbenflammenden Arcaden Mabille's eintrat. Der Thurm, um welchen ſich die „cavaliers à cinq francs“ mit ihren „freien Damen“ nach dem

Directorialbogen des Walzer-Orpheus in Spirallinien drehten, war in voller tönender Thätigkeit!

Ich betrachtete noch einmal dieſe phrygiſchen Tänze, dieſe carrikirten Poſituren, dieſe lasciven Stellungen, dieſe Flankenbewegungen, dieſe Kittelwerferei, dieſe bizarren Luftſprünge, dieſe Gliederkrämpfe nach Tanztacten, alle dieſe Variationen des „Cancans,“ die mit kleinen Umſchreibungen der „police correctionnelle“ zu entgehen ſuchen.

Als ich ſo daſtand und zuſah, ſtreifte eine „Rose pompon“ an mir vorüber. Eine „Rose-pompon“ bezeichnet in der ganz eigenen Sprache dieſer Bälle und Loretten eine aufgeputzte Schülerin Epicurs, die von der Schönheit nichts als die Erinnerung, von der Jugend nichts als das Heimweh übrig behielt, und die gehend, kommend, die Menge durchſchneidend, die Zuſchauer zertheilend, hie und da Jemand ein Wort ins Ohr flüſtert; ſie flüſterte auch mir etwas ins Ohr, allein mein deutſches Trommelfell tönte von dieſen Schlägeln nicht wieder.

Ich verließ dieſen babyloniſchen Thurm, um mich in die grünen, halbbeleuchteten Räume und Laubgezelte der Erfriſchungen zu begeben. Da im Mittelpuncte des Gewühls hör' ich rufen: „Herr von Saphir!“ In meiner bekannten Blindheit geh' ich dem Tone nach, trete einigen Damen auf die verwittweten Hühneraugen, ſtolpere über die chineſiſchen kleinen Tiſche und nahe mich dem Orte, wo der „irdiſche Ruf an mich erging!“

Ich erblickte ein „Wiener Weinberl!“ Es war ein Herr von „Plempel“ — ich will ihn ſo nennen und den Leſer bitten, kein Original dazu zu ſuchen. — Ich hatte in Wien nicht das Vergnügen, den Herrn von Plempel näher zu kennen. Er iſt ein guter Mann, ein „beau!“ Sein Kopf riecht hübſch, und wenn es ſich um Haare handelt, ſo war ſein Kopf, um gerecht zu ſein, dem meinigen bei weitem überlegen! Die Naturgeſchichte rangirt den Herrn von Plempel in das Geſchlecht der

„in Sortiments-Macher.“ Aber wenn er Tuch, Seide, Leinen, Wolle, Leder u. ſ. w. aſſortirt hat, ſo iſt er auch Schöngeiſt! Er macht in Komödiantinnen und Tänzerinnen, er ſortirt Entréebillets und kennt verſchiedene Kritiker; ſeine Cravatte iſt das, was man nicht immer von ſeinem ſonſtigen Weſen ſagen kann: tadellos, ſein Gilet bildet den Uebergang von der „Budel“ in den „Salon“ und ſeine Converſation trägt er in kleinen und großen Packeten unter dem Arm! Er iſt Dilettant auf dem Dominoſpiel, liebt die ſchönen Künſte, wenn ſie etwas einbringen, iſt Vortänzer in den ſchönſten viereckigen Cirkeln und ſpricht franzöſiſch wie gefrornes Waſſer. Er hat ſich vom Geſchäft zurückgezogen, obſchon Andere ſagen, das Geſchäft hätte ſich von ihm zurückgezogen, und in einem Moment, wo der Rentier zuweilen von großen Inſpirationen befallen wird, fiel es ihm ein, die „Pariſer Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ zu beſuchen.

Er kam und ſah und ging in Mabille! Weinberl le second! Weinberl à Paris! Weinberl à Mabille! Weinberl in der Lorettengrube! Weinberl ſtrahlend wie ein braungebratener Faſan!

Wie geſagt, ich hatte Weinberl-Plempel in Wien nicht die Ehre näher zu kennen. Allein in Paris glaubte ſich das Wiener Weinberl berechtigt, mit dem Wiener Saphir Mabillenſchaft zu trinken! Vielleicht hatte er eine Ahnung, daß ich mir heute „einen Jux“ machen wollte und ſeine Weinberl-Ahnung gab ihm Muth.

Mein Wiener Weinberl ſaß zwiſchen zwei — Damen, wovon die eine ein „Weibsbild“ und die andere eine „verwitwete Mamſell“ war.

Weinberl ſtellte mich den Damen vor: „Monsieur de Saphir! Vous ne connaitre pas? Grand Musje dans Wien!“ — Die Damen nickten lachend und die eine ſagte: „J'vois bien!“ Weinberl fuhr fort: „Poët! o! poèt grand! très grand! homme public!“

Ich machte mich nun an die Aufgabe, dieſen Damen zu erklären, was Weinberl unter »homme public« verſteht. Die Damen lachten, aber ich ſah, daß die Damen noch ganz »trocken« ſaßen. Mein Weinberl nämlich hat ſich von Wien auch vielleicht nur zwei Gulden mitgenommen, und ich erwartete jeden Augenblick, er würde, um ſeine Damen zu fetiren, ausrufen: »Garçon! un Beuſchel!«

Weinberl, obſchon vom Geſchäft zurückgezogen, hat doch den Geſchäftsgrundſatz beibehalten: »Flauſen mit Luft gefüllt!« Er machte gerne den »plattirten Cavalier,« den »Tauſendſappermenter,« aber wohlfeil! ſpottwohlfeil! Die Damen wollten »Erfriſchungen!« Weinberl ſah in ſeinem kaufmänniſchen Geiſt die ganze Ausdehnung dieſes Wortes ein, aber er erſchrack noch mehr, als eine von dieſen beiden Grazien ſagte: »Aussi nous voulons bien accepter une consommation!«

Weinberl war am Ende mit ſeinem Lateiniſch! Er fragte mich, was eine »consommation« iſt; ich rechnete ihm ein Souper für 100 Francs zu drei Perſonen vor. Aber Weinberl bleibt bei »Erfriſchungen,« und da Weinberl auch in Witz macht, ſo ſagte er auf gut Weinberliſch zu den Erfriſchungsliebhabern: »Comme je n'étais non pas si bonheur de vous faire chauffer je veux vous faire froid!«

Weinberl wollte nämlich ſagen, »da er nicht ſo glücklich war, ihnen heiß zu machen, ſo will er ſie doch abkühlen,« und er ſagte ungefähr: »Da ich nicht ſo glücklich war, ſie zu heizen, ſo will ich ſie kalt machen!«

Nach dieſer losgelaſſenen Dummheit warfen die lieblichen Griſetten ihre Damen-Masken ab, und die Eine, ein Stück »filet de mouton« in einen roſenrothen Luftballon geſteckt, ſagte in ihrem Naturlaut: »Pouah! que c'est fade! Garçon! du rhum! — »Et moi,« ſagte die Andere, »je prendrai du champagne frappé et de l'absinthe!« (Die Loretten und Griſetten können ſelbſt bei Champagner nicht ohne „Rhum“ und „Abſinthe“ ſein.)

Weinberl wurde blaß und ſtotterte: „Ah! Champagner-vin et absinthe, ce n'est pas santé!“

Die Lorette. „Extrêmément drôle!“ und indem ſie ſich an mich wendet, „qu'en ditez-vous Monsieur l'homme public?“

Ich fühlte Mitleid mit den 40 Francs in mir, und hatte nicht Luſt, Herrn Weinberl aus der Tinte zu ziehen. Ich ſagte nichts als: „Mon ami a accepté la douce mission dont vous avez eu la bonté de le charger, vous pouvez-vous-y fier!“

Die andere Lorette fragte mich: „Ah ça! d'où sort-il, ce cantaloup?“ (Wo kömmt denn dieſe Wurzelmelone her?) Man muß den Dictionnär dieſer Perſonen kennen, um zu wiſſen, daß „Cantaloup“ ein „Dämlakel,“ ein „Knaſterbart,“ ein „Strunk“ u. ſ. w. heißt.

Weinberl roch Lunte und ſagte. „Herr von Saphir, wollen Sie nicht einen Augenblick da bleiben, ich komme ſogleich wieder!“

Ich ſah Weinberl an, mein Blick tauchte in ſeine innerſten Gedanken, und in dieſen ſah ich mit Fracturbuchſtaben geſchrieben: „Ich mach' mich auf die Strümpfe!“

Ein raſcher Entſchluß ward von mir raſch gefaßt und raſch ausgeführt: „Bon soir, Mesdames!“ Und mit einer kühnen Mittelſchwenkung war ich aus dem Reich Weinberls und ſeiner „Erfriſchungs-Theorien.“

Als ich wieder zu den tanzenden Gliedermännern zurückkam, ſah ich mehrere Wiener „Expoſans“ mit Lorgnetten und Lorgnons die Runde machen!

Da erblick' ich im Halbdunkel eine weibliche Geſtalt mit einem Mann auf einer Gartenbank ſitzen. Die Lichtfunken, die durch das Blattlaub auf dies roſige Antlitz fielen, machten es noch roſiger, ihr Auge leuchtete vom ſüßen flüſſigen Feuer, die Lippen wie zwei Roſenknoſpen, auf welchen die Liebesgötter Küſſe träumen. Es war das einzige ſchöne Weib in dieſem Wirrwarr von welken Schönheiten und verblaßten Sünderinnen, ſie fiel mir auf; es fiel mir ein: »Ich wollte mir heute einen Jur machen!« Ich gehe auf die »türkiſche Poſt«, um einen Brief, einen Telegraph an dieſe Mabille-Schönheit zu ſchicken; ich gehe nämlich zu der »Bouquets-Hütte« und kauſe ein Bouquet, einen »Selam«, einen Blumentelegraph, und ſende ihn mit der ambulanten Blumenpoſt, mit Madame Margot la bouquetière, an die Adreſſe: »Das iſt ſo Herrenrecht zu Mabille!« Ich ſetze mich von weitem um zu ſehen, welchen Eindruck meine Liebesworte in Camelien, meine Seufzer in Reſeda, meine Wünſche in glühenden Nelken u. ſ. w. hervorbringen werden.

Die kleine Poſt kam an, — die Dame lächelt und zögert, aber ihr Begleiter, ein unerwarteter Othello, ſpringt auf, fragt Mad. Margot, wer dieſe Sendung gemacht hat? — Mad. Margot denuncirt mich, der Mann ſtürzt auf mich zu, ſieht mich an und ruft aus: »Ach Herr von Saphir, das freut mich! Ach das iſt ſchön von Ihnen! Kommen Sie, der Spaß iſt wieder ganz Saphir!« Er nimmt mich beim Arm, zieht mich zu der Schönen hin und ſagt: »Sieh' da, das iſt Herr von Saphir, von dem ich Dir ſo viel erzählt hab'! Das iſt ein guter Spaß, wie er hier unſere Bekanntſchaft erneut!« Die Frau war höchſt zuvorkommend. Ich konnte nicht fragen »wer ſind Sie?« da der Mann ſo ſehr bekannt that! Ich wendete das Geſpräch hin und her, aber ich konnte nichts erfahren. Aber ich habe ſie auf Dinſtag zu einem Mittagseſſen eingeladen, da werde ich wohl das Ding erfahren.

So endet meine Jurmacherei mit einem Bouquet für 8 Frcs. an eine Dame, die ich nicht für ſo viel Dame hielt, als ſie leider zu ſein ſcheint!

Weinberl aber wird mir wohl noch unterkommen!

Paris, 7. Juli 1855.

„Nordſtern“ — „Prophet“ — Der Elephant, der eine Nachtigall geſchluckt hat, d. h. die Alboni. Der franzöſiſche Sänger, der deutſches Gemüth geſchluckt hat, d. h. Roger.

Es waren zwei heiße Nächte! Erſt der „Nordſtern“ mit Dlle. Ugalde, dann der „Prophet,“ die Alboni als Fides, und Roger feierte ſeine Rentrée als Jean oder Johann von Leyden. Es iſt ganz richtig, die „Hugenotten“ ſind eine Epopöe, ein muſikaliſches Heldengedicht; „Robert“ iſt eine romantiſche Höllenfahrt; der „Prophet“ aber iſt eine Kathedrale, ein gothiſcher Muſiktempel, erhaben und romantiſch, coloſſal in der Conception und im Grundbau, und wunderſam pittoresk in Verzierungen, Haut- und Bas-reliefs.

Der „Nordſtern“ Meyerbeer's iſt das, was die „luſtigen Weiber von Windſor“ Shakeſpeare's ſind: ein Capriccio, ein genialer muſikaliſcher Muthwille.

Wir hätten in Wien den „Nordſtern“ hören ſollen, ungünſtige Götter vereitelten es. Ich habe jetzt den Nordſtern hier gehört; die Ugalde ſang die Catherine höchſt mittelmäßig! Sie erhebt ſich weder im Geſang noch im Spiel zu einer bedeutenden Höhe, im dritten Acte iſt ihre Conception ſowohl wie ihr Geſang matt, geiſt- und farblos. Es fehlt der Madame oder Demoiſelle Ugalde alle und jede künſtleriſche Auffaſſung, ſie vergoldet auch nicht einen Ton, nicht einen Moment mit dem Strahl geiſtiger Conception.

Die Rückerinnerung iſt ein Unglück! Die „Jenny Lind“ und die „Ugalde“ — die „Flöte“ und die „Clarinette“ — die „Nachtigall“ und die „Spottdroſſel!“

Der darauffolgende Abend war ein Feſtabend! Roger trat wieder zum erſtenmale in der großen Oper auf, die Gefahr lief, ihn ganz zu verlieren! Mit ihm kam die Alboni.

Ich will erſt von der Alboni ſprechen.

Es ſind einige Jahre, daß ich die Alboni nicht hörte und die Zeit hat die Alboni auch nicht unberückſichtigt gelaſſen. Die Zeit kümmert ſich nicht um „Feuilletons“ und „Claque“, und beſonders an der menſchlichen Stimme geht ſie ſelten vorbei, ohne eine Blüthe, ein Bischen Schmelz, ein Bischen Wohlklang abzuſtreifen. Die Stimme der Alboni hat ſeit einigen Jahren ihren Tribut redlich an die Zeit bezahlt. Es ſcheint, daß ſie dieſes auch fühlte und ſehr befangen war, denn die erſten Acte gingen nicht ohne einige Schwankungen, ohne einige Distonirungen vorüber.

Die hieſige Kritik, die ſehr galant iſt, ſagt von dieſer hörbaren Einbuße an Stimme: die Alboni „hat ihre Stimme geſchont!“ (un peu menagé ses moyens!)

Im dritten und vierten Act war ſie kalt; wunderbares Scaliſiren in Fioriturformen, kühn und vollendet, von unerreichbarer Schönheit, lieblich und ſüßtönig dieſe Marmorruhe der dramatiſchen Geſtaltung. Aber im fünften Act zog ſie alle Schleuſen ihrer epiſchen Geſangskraft auf und alle Regiſter ihrer immer noch wunderbaren Stimme, und aus der tiefen Menſchenbruſt ſang ſie heraus die gewaltige Wehmuth und den dämoniſchen Schmerz, und ein Blüthenregen von weichen, ſchmelzenden, in die Seele tropfenden Tönen entſtrömte dem Zauberſchacht dieſer innigen heißflüſſigen Stimme! Ich kann von dieſem ihren

Geſang im letzten Act nichts ſagen: ſie ſang nicht zu Liebe Meyerbeer's, nicht zu Liebe des Publicums, nein, ſie ſang zur Ehre Gottes, der eine ſolche Stimme ſchuf, zu Luſt und Leid, zu Süßigkeit und Wehmuth, zur Vergeſſenheit des Irdiſchen auf Erden! —

Ich erſpare es, von dem enormen Erfolg dieſes Schlußactes zu ſprechen. So iſt die Alboni: der Elephant, der eine Nachtigall geſchluckt hat!

Roger aber iſt ein franzöſiſcher Sänger, der einen Deutſchen geſchluckt hat! d. h. nicht den Deutſchen mit ſeinem Phlegma, nicht den Deutſchen mit ſeiner künſtleriſchen Trägheit, ſondern den Deutſchen mit ſeiner intenſiven Auffaſſung, den Deutſchen mit ſeiner Gemüthstiefe, den Deutſchen mit ſeiner hohen Redlichkeit der muſikaliſchen Characterzeichnung.

Roger beſitzt an Geſang die franzöſiſche Eleganz die ſinnliche Schönheit, und die deutſche Redlichkeit nie das künſtleriſche Ebenmaß zu ſprengen oder zu verletzen. Vom erſten Laut ſeiner Darſtellung bis zum letzten iſt er muſikaliſche Dramatik und dramatiſche Muſik.

Wie ſicher und wie ruhig, wie impoſant beherrſcht Roger im „Propheten“ dieſe Maſſengruppirungen der Töne, wie treu und gewiſſenhaft, wie ausdrucksvoll und mächtig malt er den muſikaliſch-hiſtoriſchen Gedanken!

Seine ganze Darſtellung iſt ein geſchloſſener Organismus, und bei aller Fülle ſeiner Innerlichkeit, bei aller Mächtigkeit ſeiner Empfindung läßt er ſich doch nie zu einem dramatiſchen Mißbrauch ſeiner Kraft verleiten.

Es iſt wahr, es gibt mächtigere, coloſſalere Stimmen als die Roger's, — ich nenne hier beſonders unſern unübertrefflichen Steger, — es gibt Stimmen von einer blendenden äußern Kunſt des Geſanges.

Aber Roger iſt mehr als Sänger, er verſchmäht es oft, ſeine herrliche Stimme in ungebändigter Willkür walten zu laſſen. Roger weiß, daß die Oper, die Rolle, der Character nicht geſchaffen ſind, um die Stimme daraufzuhängen und auszulüften, ſondern daß die Stimme da iſt, um die Rolle, um die Oper zum Verſtändniß zu bringen.

Wenn wir die großen Schauſpieler, Tragiker u. ſ. w. ſtudieren, wenn wir einer Rachel, einer Riſtori, einer Rettich mit tiefer Beobachtung folgen, wenn wir einen Talma, einen Kean, einen Seydelmann u. ſ. w. mit Aufmerkſamkeit ſtudiert haben, ſo finden wir, daß auch die tragiſchen Menſchendarſteller oft mehr durch ein Zurückhalten der Stimme wirken, als durch ein ungezügeltes Aufſchreien, daß jene Muſter des hohen Drama's oft durch eine Senkung des Tons, durch ein Fallenlaſſen der Stimme eine größere dramatiſche Wirkung, einen ergreifenderen Eindruck hervorbrachten, als durch den ſteten Ausverkauf der Stimme in ihrer ganzen Naturkraft.

Wenn wir Herrn Joſeph Wagner und Herrn Ludwig Löwe in tragiſchen Rollen ſehen, ſo wird keinem Kritiker von Gewiſſen und Erkenntniß, keinem Publicum von Intelligenz einfallen, den Werth, die Innerlichkeit ihrer Leiſtungen nach dem Gewicht der Stimme zu tariren! Der hohle Verbrauch, den Herr Wagner mit ſeiner Stimme betreibt, das materielle, ungeregelte Aufarbeiten dieſes Materials benimmt den Leiſtungen Wagner's alles Künſtleriſche, alles Dramatiſch-Richtige, wirft die Rolle und den Character als Block, als geſtaltloſen Klumpen in das Publicum. Ludwig Löwe aber, der Zunft der Lufterſchütterer entronnen, gibt die Rolle, den Character oder die Geſtalt entwickelt, in allen Theilen harmoniſch geformt und durch den Künſtlerſchlag des Meiſters zum Leben berufen. Man trompetet weder in dem Drama noch in der Oper eine Rolle von Anfang bis zu Ende, man reitet weder im Drama noch in der

Oper blos auf völlig und immer aufgeriſſenen Stimmregiſtern in die Bahn des wahrhaft guten Erfolges hinein. Mit wie anſcheinend wenig Mitteln, mit welchen kleinen Nuancen bringt Ludwig Löwe oft die echten, die wahren Eindrücke und Wirkungen hervor, denn bei ihm iſt die Intelligenz die Herrſcherin der Stimmmaſſe; er weiß, daß nicht im Aufſchrei des Tons, ſondern im Colorit des Tons, in der Beſeelung des Tons ſeine Gewalt, ſein Zauber liegt; und darum ſind die Leiſtungen Löwe's immer Kunſtſchöpfungen, während die Wagner's ſtets den Bodengeſchmack des Gewerkes an ſich tragen.

So iſt es auch mit Roger. Roger iſt die Intelligenz des Geſanges ſelbſt: er überſetzt den Ideengang dieſer Noten, die oft kaum zuſammenhängende, oft durchriſſene Reihe von Recitativen, Arien, Chören, Dialogen u. ſ. w. in ein zuſammenhängendes, innig harmoniſches, verſchmolzenes und logiſchbedingtes Ganze, in eine vollkommene, durchaus runde und geiſtdurchglühte Geſtaltung.

Parlando und Arien, Motiv und Harmonie, kurz alle klaffenden Gegenſätze einer Oper löſ't das Genie und die mächtige, geiſtige Potenz Roger's in ein harmoniſches Enſemble von Stimme und Spiel, von Licht und Schatten, von Form und Kern auf, und bringt den wahren, verborgenen, muſikaliſchen und dramatiſchen Inhalt ſeiner Rolle in einem glänzenden Gußbild ans Tageslicht.

Ich habe ſchon geſagt, Roger iſt Franzoſe und Deutſcher! Er ſingt als Franzoſe, aber die Leichtfertigkeit, die Oberflächlichkeit der franzöſiſchen Geſangs-Manier hat er mit der declamatoriſchen Würde des deutſchen Styls vertauſcht.

Die franzöſiſchen Sänger und Sängerinnen ſind größtentheils techniſche Sclaven der Compoſiteurs, von künſtleriſcher Selbſtſtändigkeit neben dem Compoſiteur iſt ſelten die Rede. Die Cruvelli ſelbſt, Geymard (der ganz ſchwach iſt) u. ſ. w., es ſind nichts als *weiße ſingende Sclaven* in den Notenpflanzungen ihrer Compoſiteurs. Da iſt von ſelbſtſchaffender Mitwirkung keine Spur; ſie gehorchen notenſtäblich den Muſikſtücken; von einem Auflöſen der muſikaliſchen Richtung in eine unmittelbare Natureingebung iſt bei ihnen keine Spur.

Roger iſt der Einzige, welcher in voller Selbſtſtändigkeit ſeines Talentes, im vollen Bewußtſein ſeiner Kraft der vorgezeichneten Rolle, dem vorgezeichneten muſikaliſchen Charactergang, die Wahrheit und die Geſtalt einer Selbſtſchöpfung, einer eben improviſirten, heißen, friſchen und dramatiſchen Creation verleiht.

Paris, 10. Juli 1855.

Freiconcerte in der Induſtrieausſtellung. — Muſikaliſche Inſtrumente.

Die Concerte in der Ausſtellung haben begonnen! Rieſenconcerte! Weltconcerte! Allgemeine Menſchheitsconcerte! Jetzt iſt die Ausſtellung eine Inſtrumental-Folter! Eine Ohren-Robbot! 600 Claviere tönen auf einmal, 500 Trompeten, 800 Bäſſe, Geigen, Violons, vom Geigelchen bis zum Baß-Koloß; Flöten, Clarinette, Piccoli, Serpents, Melophons, Harfen blaſen, tönen, klimpern, ſchrillen, ächzen auf einmal und es iſt ein Heidenſpectakel, denn Muſik iſt die lieblichſte, aber auch die aufdringlichſte, die unverſchämteſte Kunſt! Alſo:

Töne, wem ein Ton gegeben
In dem Inſtrumentenwald,
Das iſt ja ein L—rleben,
Wenn's von allen Saiten ſchallt!

Und die „muſikaliſche Jury", dieſes jüngſte Gericht, geht umher und klopft auf alle Piano's, und blaſ't in alle Trompeten, und ſtreicht in alle Geigen, und paukt in alle Pauken, und zupft auf allen Harfen und ruft: „Steht auf, ihr todten Töne, die ihr in dieſen Holzſärgen ſchlummert und in dieſen Blechgräbern, und gebt einen Ton von euch, damit wir mit euch zu Gerichte gehen nach eurem Wirken und Streben!“

Die 27. Section iſt die „muſikaliſche Jury“. Für Oeſterreich iſt unſerem lieben und liebenswürdigen jungen Hellmesberger (Joſeph) die Auszeichnung geworden, Präſident dieſer Section zu ſein. Der Prinz Napoleon ſelbſt hat ihn dazu ernannt. In Frankreich iſt „Talent“, „Ruf“ Alles! Herr Hellmesberger hat als Künſtler einen bedeutenden Ruf, er trägt den Namen „Director des Conſervatoires“, das war für Napoleon Beweggrund, ihn trotz ſeiner Jugend und Nichtbetiteltheit zum Präſidenten zu ernennen. Ich freute mich, daß dieſem eben ſo liebenswürdigen als talentvollen Freund und Landsmann dieſe Freude zu Theil wurde! Wie iſt er aber auch hinterher, hinter allen dieſen Inſtrumenten, kein Gläubiger verfolgt einen blaſſen Schuldner mit ſolcher Sorgfalt und Ausdauer, als Herr Hellmesberger und die Jury überhaupt jedes Inſtrument verfolgt und ſeine Seele begehrt!

Aber ich glaube, es iſt nicht möglich, in der Ausſtellung ſelbſt eine wahre Prüfung vorzunehmen! Da ſind dieſe Claviere überbaut von Fahnen und Flattern, umpflanzt von Teppichen und Franzen, nebenan hämmert ein Handwerker, plätſchert ein Brunnen, ſurrt ein Räderwerk, kurz es iſt ein Heidenlärm.

Ich glaube, die „Muſik-Jury“ oder die „Inſtrumental-Recenſenten“ werden, wenn ſie prüfen wollen, die Inſtrumente in ein anderes Local transportiren laſſen müſſen, um ungeſtört hören zu können; das wird noch lange Zeit koſten, allein dieſe Jury iſt ja erſt gekommen und hat Zeit, wir aber, die wir, von der „Erſten-Mai-Eröffnung“ angelockt, ſchon Ende April hier waren, wir ſchicken uns nun zur Abreiſe an, die „Ausſtellungseröffnung“ hat viel ſpäter angefangen, aber unſere „Geldbeutel-Eröffnung“ hat mit dem erſten Tag der Ankunft hier angefangen und die Prüfung unſeres Inſtrumentes „Börſe“ ergibt das Reſultat, daß es bald keinen Metall-Klang mehr haben wird!

Die Vervollkommnung der muſikaliſchen Inſtrumente in Frankreich iſt nach zwei Richtungen hin bemerkenswerth. Zuerſt nach der Richtung der Blasinſtrumente von Meſſing, auf deren Vervollkommnung nicht nur, ſondern auch auf deren Erfindung der Maeſtro Meyerbeer großen Einfluß genommen hat. Dieſes Verſtärkungscorps der Meyerbeer'ſchen Compoſitionsarmee, welches an den gewonnenen Schlachten von „Robert“ und den „Hugenotten“, an den ſiegreichen Völkerſchlachten des „Propheten“ und „Nordſtern“ ſolchen glorreichen Theil nahm, dieſe meſſingenen Pair-Hänſe des Orcheſters hat Herr Sax in Frankreich perfectionirt und iſt der Mann des blaſenden Tags, die Poſaune des jüngſten Gerichts wird aus Sax Atelier hervorgehen.

Der alte Feldherr und kleine Corporal der Claviere iſt für Frankreich Herr Erard, für die großen Claviere, und Herr Pape iſt Diviſionscommandant der Wiener Flügel, „Conſolclaviere“ genannt.

Dieſe letzteren Claviere, in „Taſchenformat“ ſo zu ſagen, ſind in Paris, wo die Quartiere ſo klein ſind, und ein „Salon“ nichts als ein in Ruheſtand verſetztes Cabinet mit erhöhtem Character iſt, ein wahres Bedürfniß, und Herr Pape hat das Problem gelöſ't, in kleineres Volumen einen großen und ſtarken Ton zu legen.

Die zwei erſten Meiſter größerer Claviere ſind Erard und Pleyel. Pleyel für die Zartheit und Sanftheit des Tons, Erard für die Rieſenmechanik der größten Gewalt, das geiſtreichſte Medium mit der ausgedehnteſten Möglichkeit verbunden, den leichteſtanſprechenden, ſchwachen Ton oder auch den vollſten und ſtärkſten Ton hervorzubringen.

Als das erſte und non plus ultra aller Claviere hat Erard einen Flügel in Mitte des Transſepts ausgeſtellt, welcher der König der klingenden Wälder, der Lion der Pianos zu nennen iſt. Er iſt ein wahres Pracht- und Wunderſtück.

Was indeſſen allen dieſen Clavieren fehlt und nach ihrer Weſenheit fehlen muß, iſt die Innigkeit des Geſangs, da die Möglichkeit fehlt, wie die menſchliche Stimme den Ton an- und abzuſchwellen. Alles aber leiſtet die „Orgue expressive“ von Alexandre. In Weimar hat mich Lißt zum erſten Mal mit der wunderſamen Gewalt dieſes Inſtrumentes bekannt gemacht. Ich habe Lißt mit dämoniſcher und auch mit ſchmelzender Gewalt auf dieſem Inſtrument ſpielen hören. Dieſes Inſtrument iſt es, welches zu der „Physharmonika“ ihren Mann gefunden hat: den Baß! die Begleitung des Baſſes nämlich. Herr Alexandre hat der Orgel-Claviatur noch eine Clavier-Claviatur angehängt, durch welche Combination man ein Duo beider Inſtrumente hervorbringen kann.

Paris, 13. Juli 1855.

Empfehlungsbriefe. — Salons. — Napoleoniden.

Zu einem Empfehlungsbrief iſt es nicht genug, daß der Brief den Mann empfiehlt, ſondern der Mann muß viceversa wieder den Brief empfehlen.

Die Natur hat eine eigene Art, die Menſchen zu empfehlen; ſie gibt ihnen Schönheit mit; Gott empfiehlt manche Menſchen dadurch beſonders, daß er ihnen beſonderen Geiſt gibt; die Weltſeele emfiehlt die Menſchen durch Geld, und die Menſchen empfehlen die Menſchen durch Briefe.

Es gibt kein dümmeres Geſicht als das, welches der Menſch in dem Augenblick macht, in welchem er ſeinen Empfehlungsbrief abgibt. Jeder vernünftige Geſichtsausdruck ſcheint ſich in das Empfehlungsſchreiben hineingezogen zu haben. Da es ſich bei den meiſten dieſer Briefe blos um ein „Diner“ handelt, ſo thut der Menſch beſſer, wenn er gleich ſechs Francs begehrt, welches auch dem Empfänger oft lieber ſein mag.

Empfehlungsbriefe an große Sommitäten der Geldwelt, z. B. an welthiſtoriſche Häuſer, an die Fuggers des Jahrhunderts, Rothſchild, Foulds, Pereira u. ſ. w., in und bei dieſen Männern, Häuſern und Diners lernt man ein Stück Zeitgeſchichte kennen, man ſpeiſ't ein Gericht Weltſeele, man hört ein Stückchen Pendelſchlag der großen Uhr, deren Weiſer und Zeiger „Anlehen“ und „Rieſen-Unternehmungen“ u. ſ. w. ausſagen, welche Stunde auch die Politik und Europa geſchlagen hat. Auch iſt ein „Diner" bei einem ſolchen modernen Plutus ein „Ereigniß". Dieſe Karte iſt eine Wahrheit, eine academiſche Wiſſenſchaft!

Ich war geſtern „membre de l'académie;" ich habe geſtern wieder ein Diner bei Herrn Baron (James) von Rothſchild mitgemacht. Ich theile meinen Leſern die Karte dieſes Diners mit:

2 Potages. De Potage printanier. De Potage à la Reine.

2 Hors-d'Oeuvre de Potage. Des Bouchées à la Monglas.

2 Bouts. De Turbot Sauce Hollandaise. Des Filets de Boeuf Jardinière.

2 Flancs. Des Poulardes à la Périgueux. La Croustade de Riz à la Dolmant.

12 Entrées. 2 De Filets de Volaille aux petits Pois. 2 De Filets de Canneton à la Bigarade. 2 Timbales de Macaroni à la Parisienne. 2 Pâtés chauds de Foies Gras Financière. 2 Galantine en Chauds-Froids. 2 Salades de Homard en Bellevue.

2 Rôts. Des Cannetons de Rouen. Les Chapons garnis de Cailles.

2 Hors-d'Oeuvre de Rôt. Les petits Soufflés au Marasquin.

2 Grosses Pièces de Pâtisserie. Le Gâteau de Compiègne Sauce Abricots. Des Meringues garnies d'une Mousse aux Fraises.

8 Entremets. Les Pois fins à l'Anglaise. Les Artichauts à la lyonnaise. Les Fèves de Marais à la Crème. Les Haricots verts Maître d'Hôtel. La Macédoine au Champagne. Le Bavarois à la Cardinal. Le Napolitain garni d'une Plombière à l'Ananas. La Charlotte glacée à la Pompadour.

Wenn man zu dieſen Gerichten noch die verſchiedenen Gaben aus den Weinbergen des Herrn rechnet, ſo wird man ſelbſt ermeſſen, wie viel nüchterne Kritik noch übrig bleibt, um nachher noch in dieſem prachtvollen und eleganten Salon die auserleſenen Gemälde von van Eyk, Rembrandt, Carlo Dolce, Paul de la Roche u. ſ. w. zu bewundern. Wir waren zwiſchen 30—40, darunter Männer mit Sternen, Cometen und allerlei Zodiak auf dem Frack, wieder Andere von den Tauſenden und Tauſenden, die hier „am Pandel“ herumgeführt werden, unter dieſen Gäſten hatten wir auch „ſechzehn Fähnlein aufgebracht, öſterreichiſche Welt,“ die Humoriſtik zwiſchen der Induſtrie.

Ich für meine Perſon ich bin nicht gerne da, wo ich eingeladen werde deshalb, weil ich zu der „Induſtrie-Ausſtellung“ komme, weil ich ein Stückchen „Expoſitions-Artikel,“ ſondern da, wo ich eingeladen und gerne geſehen werde, weil ich ich bin!

Ich ſage daher nichts von den Salons des Miniſters Grafen Walewsky, bei welchem beſonders die feenhaften, magiſch beleuchteten Gartenräume wundervoll ſind; nichts von den Empfangsabenden des Präfecten der Seine u. ſ. w. Die „Empfangsabende“ überall ſind die „öffentlichen Audienzen“, die „offenen Tafeln“, welche die großen Herren den „Welt-Fremden“ geben.

Ich liebe, mir ſchmeicheln nur die „Privataudienzen“, die kleinen „amicalen Diners“, wozu ich blos durch mein Bischen Talent, durch meinen Namen komme.

Es war mir doch ein Bischen deutſch zu Muth, d. h. ein Bischen blöde, als ich zum erſten Mal die Salons Ihrer kaiſ. Hoheit der Prinzeſſin Mathilde betrat, als ich dieſe Treppenteppiche betrat, die ſo unheimlich ſind, weil ſie ſelbſt den Tritt eines Elephanten nicht laut werden laſſen, und als alle dieſe Marmerſtatuen und Bilder in den Gallerien auf mich herabſahen, und mir alle vorkamen, als wären es Paßbeamte, und fragten: „Wer ſind Sie? Was wollen Sie hier? Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“ Und als der annoncirende Diener in den Saal hineinrief: „Mr. Saphir!“ und gar keine Sauce zu dieſem Namen, keinen Titel, ein ungeſattelter Name, da ſagte ich zu mir ſelbſt à la Wallenſtein: „Jetzt wird ſich's zeigen, was ein einzelner Name kann werth ſein zur wichtigen Stunde.“

Aber ich war nicht fünf Minuten im Salon, als ich mich ſo wohl fühlte wie in einem aromatiſchen Bade, ich fühlte mich einheimiſch, ich fühlte mich berechtigt da zu ſein „par droit de l'esprit et par droit de la célébrité!“ Nach den erſten Worten der Prinzeſſin war ich wieder ganz ich. Das iſt der Zauber des Geiſtes, der Anmuth und der Liebenswürdigkeit, daß ſie nach fünf Minuten den Alp der Verlegenheit, der Fremdheit von der Bruſt des Menſchen löſ't, daß ſie dem Geiſt des andern die Binde lüftet, daß ſie ihm die Atmoſphäre heimiſch, leicht athembar macht.

Die Prinzeſſin Mathilde iſt einfach, lebhaft, munter, geiſtreich und herzlich gut. Schön, wenn auch nicht mehr im friſcheſten Morgenroth des Lebens, die üppigen Formen der Geſtalt werden durch die wunderſam liebliche Weiſe, dieſe Geſtalt zu tragen, zu bewegen, durch den anmuthigen Gang der Prinzeſſin gemildert und poetiſirt. Ihr Lächeln iſt ganz Napoleoniſch, ihr Auge eilt ihren Worten mit lebendigem Commentar voraus, ſie ſpricht etwas raſch und unterbrochen, aber wohltönend und intereſſant. Die Prinzeſſin hat beſonders die ausgezeichnete Tugend und Liebenswürdigkeit: ſie hört vortrefflich zu! Sie hört nicht nur mit dem Gehör, ſie hört mit dem ganzen Antlitz, ihr Auge trinkt das Wort des Sprechenden, ihr Lächeln interpunctirt die an ſie gerichtete Rede, man ſieht, wie ihre ausdrucksvollen Züge das Gehörte in ihre Seele übertragen.

Der Salon, in welchem ſie mich empfing, iſt nicht groß, — es war, wie geſagt: eine Privataudienz, — rothe Sammttapeten, über Thüren, Kamin und Spiegel große herabfallende grüne Sammtdraperien, auf zwei Seitentiſchen die Büſten Napoleons I. und der Kaiſerin Joſephine, einige Gemälde von großen Meiſtern. Am Kamin eine Cauſeuſe aus rothem Sammt, gegenüber ein Divan und ringsherum kleine Tabourets. Es mögen ungefähr zwölf Perſonen dageweſen ſein. Der Gallerie- und Muſeendirector Baron von Nieukerke, ein Admiral, ein Abbé u. ſ. w. Ich ſaß neben der Prinzeſſin auf einem kleinen Tabouret und hinter der Cauſeuſe ſaß und kniete halb Alexander Dumas, dieſe Seele aller Salons, dieſer unbegreifliche Geiſt voll reicher Regſamkeit und Schaffung.

Als ich einige Tage ſpäter im Salon des Prinzen Napoleon war und in den Saal trat, in welchem „im runden Balcon die Damen im ſchönen Kranz“ ſitzen, neigte eine Dame, eine blendende Dame, mir ihren Fächer freundlich zu. Ich in meiner Blindheit ſah nicht wer es iſt, ich verneigte mich blos ganz tief; die Dame wiederholt dieſe Fächergrüße, ich verneigte mich wieder, endlich ſteht die Dame auf, kommt auf mich zu: „Comment, Mr. Saphir, vous ne voulez pas me reconnaitre?“ Es war die Prinzeſſin Mathilde. Ich war ganz aufgelöſt in deutſcher Sentimentalität und Lyrik! Sie ſah brillant aus! Ein weißes Seidenkleid, — Kleid? ein Silbergewölk! Und in dieſem Silbergewölk Guirlanden von grünen Blattgehängen mit rothen Korallchen und Demanttropfen. Um die Stirne einen runden breiten Goldreif mit rieſigen Smaragden.

In den prachtvollen Salons des Prinzen Napoleon iſt der Prinz ſelbſt wohl die merkwürdigſte Individualität. Schon die erſchreckende Aehnlichkeit mit dem großen Napoleon iſt höchſt intereſſant. Jeder Zug, jede Bewegung! Nur iſt der Prinz etwas ſtärker, aber trotz dieſes Embonpoints ſieht man doch den Mann der hohen Intelligenz, der geiſtigſchaffenden Thätigkeit. Die Prinzeſſin Mathilde macht die Honneurs des Salons. Der Prinz und zuweilen König Jérome empfängt die Gäſte im zweiten Saal. Welch ein Zuſammenfluß von den verſchiedenartigſten Individualitäten, Perſönlichkeiten, Celebritäten und — Curioſitäten!

Eine Stunde lang vielleicht verfolgte mich eine lange weiße Binde, in welcher ein langer weißer Mann eingeknöpft war. Ich erinnerte mich, dieſen Telegraph ſchon einmal geſehen zu haben, er trug auf dem Rock eine Auszeichnung und ging ſteif und aufrecht wie ein preußiſcher Grenadier. Endlich faßte er mich: „Ergebenſter Diener, Herr Saphir!“ — Er war ein Elberfelder Induſtrieller, glaub' ich, er ſah mich mit der Prinzeſſin ſprechen und wollte haben, ich ſollte ihn vorſtellen!! Ich ſtellte ihm vor: „Stellen Sie ſich vor, ich bin ja ſelbſt nur ein Vorgeſtellter, nicht einmal ein Angeſtellter! Es wäre lächerlich, wenn ich, und noch dazu ohne vorher eingeholte Erlaubniß, mich erdreiſten wollte, der Prinzeſſin Jemand vorzuſtellen!“ Ich hatte Mühe, die weiße Induſtriebinde los zu werden. Im dritten Saale ſah ich einen alten, grauen, hohen Mann, der mich aufmerkſam betrachtete. Dann ſah ich, wie er ſich an Prinz Charles Napoleon (Lucian) wendete, worauf der Prinz ſich mit ihm mir nahte und mir denſelben vorſtellte. Es war der Herzog von Schleswig-Holſtein, meerumſchlungenen Andenkens! Als darauf die Prinzeſſin Mathilde auf uns zukam, ſagte ihr der Prinz: „Ich war ſo glücklich den Herzog von Schleswig-Holſtein dem Herrn Saphir vorſtellen zu können.“ So liebenswürdig kann nur ein Franzoſe ſein.

Ein paar Tage früher war ich beim Prinzen Charles Napoleon zum Diner und Salon gebeten! Als der Diener in den Salon hineinrief: „Mr. Saphir!“ kam mir der Prinz entgegen! Ein freundliches, gebäbiges, lächelndes, joviales Angeſicht, in welchem das Vergnügen der Welt und die Kühnheit des Geiſtes ſich umarmen, ein Auge, in welchem Fragmente weltgeſchichtlicher Erinnerungen aufblitzen. Der Prinz kam mir entgegen und — man ſtelle ſich mein Erſtaunen vor! — er betaſtet mich.

fühlt mir Hand und Arm an und ruft aus: „Vraiment, Mr. Saphir! comment? vous existez donc pourtant?“ (Wie? Herr Saphir? Sie exiſtiren alſo doch wirklich?) Ich erwiederte: „Mon prince, à l'heure qu'il est j'existe!“ Er nahm mich bei der Hand, führte mich in den Damenſalon, ſtellte mich ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Marie, mit den Worten vor: „Voilà Princesse, voilà Mr. Saphir! vous voyez bien qu'il existe!“ Die Prinzeſſin freute ſich, daß ich auf der Welt bin! Ich war ſo frei, mich mit zu freuen!

Die Sache aber iſt ganz einfach. Die Franzoſen, beſonders aber die Prinzeſſin Mathilde, Prinz Charles, wo Alexander Dumas Hausfreund iſt, glaubten immer, die Schriften, die Dumas von mir überſetzte, meine Aufſätze jetzt hier im „Mousquetaire“ u. ſ. w. wären alle von Dumas, er hätte den Namen Saphir blos angenommen, ich aber wäre längſt kein Lebendiger mehr!

Da ich zu den Wenigen gehörte, die vor dem Abendempfang auch zum Diner eingeladen waren, ſo ſaß ich bei Tiſch, der ungefähr zehn Gäſte zählte, zwiſchen der Prinzeſſin und Dumas, die mich beide in eine curioſe Verlegenheit brachten. Es kam nämlich eine Schüſſel „Trüffel“, aber nicht geſchälte, nicht zugerichtete Trüffel, ſondern Trüffel im Naturzuſtande, ungefähr ſo wie man bei uns Erdäpfel in der Schale aufträgt. In dieſer Geſtalt wußte ich mit Trüffeln nicht umzugehen. Ich wartete alſo ab, um zu ſehen, wie meine Nachbarn ſich benehmen werden. Aber ſie verfolgten verſchiedene Syſteme! Die Prinzeſſin zerſchnitt ihre Trüffel und nahm Butter auf jede Scheibe. Dumas aber, der einen kühnen Griff that, ſchälte ſie wie unſere Erdäpfel und nahm Eſſig und Oel dazu! Dieſer letzteren Methode ſchloß ich mich endlich an.

Bei Tiſche hätte ich Dumas küſſen mögen! Das Geſpräch drehte ſich auf „Victor Hugo“, der in der Verbannung lebt. Ein Gaſt, Herr Jaubert, glaubte den Napoleons gefällig zu ſein, wenn er von V. Hugo übel ſprach. Da bäumte ſich die edle Natur Dumas' gewaltig und ſtolz empor und er donnerte den Mann mit aller Kraft des Geiſtes und der Beredſamkeit nieder, indem er dabei den in dieſen Räumen kühnen Ausſpruch that: „Das glänzendſte Zeugniß ſeiner hohen Tugend ſei eben ſeine Verbannung!“

Nach dem Diner wurden die Salons und der Garten geöffnet, die Gäſte kamen nach und nach; Herren und Damen.

Unter Andern trat eine ſonderbare Erſcheinung ein. Ein Mann aus Brillanten! Ein kleiner ſchwarzer Mann, deſſen Haar nicht naturſchwarz war. Der Mann war, wie geſagt, ein Mann aus Brillanten! Vier große Brillant-Hemdknöpfe, ſechs große doppelte Gilet-Brillantknöpfe, vier doppelte große Manſchetten-Brillantknöpfe, eine Brillantenkette unter dem Gilet herabbaumeln, große Brillantorden und Sterne auf dem Frack, ich glaubte das Gilet von „Monte-Chriſto“ zu ſehen. Der Prinz Napoleon ſtellte ihn mir vor: — „Der Herzog Carl von Braunſchweig!“ Er erinnerte ſich, mich einſt in Braunſchweig empfangen zu haben. Was hat dieſer Herzog aber aus Braunſchweig mitgenommen? Ich frage das mit den Worten der römiſchen Elegie von Goethe: „Saget's „ihr Steine“ mir an!“

Ein komiſches Intermezzo muß ich noch erzählen. Der oben erwähnte Herr Jaubert, — ein Schriftſteller und Induſtrieller, der, wie er mir ſagte, zweihundert Werke ſchrieb, — trat auf mich zu und bat mich, ihm in den Garten zu folgen. Im Garten führt er mich in die entlegenſten Gänge, ich folge. Er führt mich in einen ungebahnten Weg. Ich folge. Endlich am Ende des Gartens ſteht er ſtill, greift in die Taſche, nimmt etwas heraus, das in ein Papier gewickelt iſt, und ſagt: „Das hab' ich erfunden! Sie ſind ein berühmter Schriftſteller, Sie ſollen dieſe Erfindung zuallererſt hören!!“ Darauf enthüllt er die „Erfindung!“ Es iſt ein kleines Trichterchen aus Kautſchuk! Wenn man dieſes Kautſchuk-Trichterchen in den Mund nimmt wie eine Cigarrenſpitze, dann kann man die Stimme aller Vögel und Thiere nachmachen, man braucht zum Einſtudieren nur ſechs Monate!

Darauf nimmt Herr Jaubert das Kautſchuk-Trichterchen in den Mund und fängt ein Concert zu blaſen an! Es war rührend! Nachdem er eine Viertelſtunde blus und beſonders die menſchliche Stimme einer Katze auf's Täuſchendſte nachahmte, wollte er mir Privatunterricht auf dieſem Inſtrumente ertheilen! Er ſteckte mir den Trichter gewaltſam in den Mund und ſagte: „Travaillez!“ Ich blus hinein, es war ein Ton zum krepiren, aber Herr Jaubert ſagte: »voyez-vous! ça va bien!« Und ſo wurde ich in meinen alten Tagen in Paris ein Muſikant!

Wenn ich nach Wien zurückkomme, gebe ich ſogleich eine:
„Franzöſiſch-deutſche Academie und Vorleſung“
und dabei laſſ' ich mich als „dreimonatlicher Kautſchuk-Flötiſt“ hören!

Als ich in den Salon des Prinzen zurückkam, waren alle Säle voll.

Der Herzog von Braunſchweig ſpielte Schach. Ich ſah einen Augenblick zu, er hatte ſeine Bauern gleich zu Grunde gerichtet. Aber kaum ſah ich fünf Minuten zu, holte mich der Prinz ab, um mich einer Dame vorzuſtellen, die »von meinen Schriften entzückt iſt«. Ich verſtand den Namen nicht recht, Comteſſe Biſarna oder dgl. Der Prinz ſtellte mich ihr vor, es war eine wunderſchöne, herrliche Frau! Sie ſprach deutſch, »aber ſchwach.« Sie ſagte mir viel Artiges und engagirte mich auf eine Partie — — — Whiſt! — Sie hatte einen Partner, dem ſie beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, ich patzte furchtbar! Ich ſah ihr in die Augen und — in die Karten! und ich fuhr fort zu patzen, bis ein anderer Herr kam mich abzulöſen!

Paris, 16. Juli 1855.

Welt-Induſtrie-Ausſtellung und verſchiedene Plaudereien.

Die Welt-Induſtrieausſtellung wird endlich eine Wahrheit, ſie fängt an eine Wahrheit zu werden! Für mich „trop tard!“ Ich bin ſeit 27. April hier! Ich glaubte an die Eröffnung am 1. Mai! „Mein Glaube war mein zugewogenes Glück!“ Meine drei „G“ gehen zu Ende: Geld, Geiſt, Geduld. Ich hocke um wie ein Kameel im Induſtriepalaſt, ſammle, ſammle für ſpäter, ſammle, damit ich dann noch Vieles, auch wenn ich nicht hier bin, nachliefern kann. Ich bin bepackt mit Notizen wie ein Maulthier.

Die öſterreichiſche Commiſſion hat ſich bewogen gefunden, auch einen Aufruf ergehen zu laſſen an die deutſchen Induſtriellen, dieſe Induſtrieausſtellung zu beſuchen, und hat die Herrlichkeit und Vollkommenheit dieſes großartigen Unternehmens mit Recht und Würde hervorgehoben! Es hat dieſes noch obenhin einen guten Eindruck gemacht. Die Engländer hier haben eine ähnliche Demonſtration und Einladung an ihre Compatrioten ſchon früher gemacht.

Wirklich beginnt nun dieſer Wunderbau in jeder Beziehung eben ſo glanzoll als wunderbar zu werden.

Im kaiſerlichen Cabinet des Induſtriepalaſtes ſelbſt haben die Generalſecretäre und Commiſſäre der k. Commiſſion ihre Empfangsfreitage mit einem Diner eröffnet oder inaugurirt, wozu die fremden Commiſſäre und Journaliſten geladen ſind. Der Generalcommiſſär Le Play brachte den fremden Commiſſären einen Toaſt aus, in welchem er dieſe bat, ihren Regierungen den Ausdruck der lebhafteſten Erkenntlichkeit darzubringen, dafür, daß ſie mit ſolchem glanzvollen Eifer dem Aufruf Frankreichs entgegengekommen ſind.

Der engliſche Commiſſär Henry Cale brachte einen Toaſt auf Napoleon den Dritten aus, in welchem er unter anderm ſagte: „Vorzüglich der Feſtigkeit des Kaiſers verdanken wir dieſe Expoſition, nur Se. Majeſtät haben inmitten der Opfer, welche die Vertheidigung der europäiſchen Freiheit (?) erheiſcht, einen glänzenden Beweis gegeben von ſeinem innigen Wunſche, auf alle Nationen die Wohlthaten der Kunſt, des Friedens und des Handels auszudehnen.“

Der preußiſche Commiſſär Herr von Viebahn hat für Deutſchland ſich dieſen Toaſts angeſchloſſen, und brachte dem Prinzen Napoleon und der Commiſſion einen Toaſt aus.

Endlich wendete ſich Herr Arlès-Dufour an uns „Repräſentanten der franzöſiſchen und deutſchen Preſſe,“ und ſagte: „Es iſt die Aufgabe der tauſendſtimmigen Preſſe, zu entwickeln und zu verbreiten all' die unzähligen nützlichen Folgen, welche aus der exposition universelle hervorgehen.“

Der Redacteur der „Patrie“, Herr Delamarre, beantwortete dieſen Appel an die Journaliſtik mit der Verſicherung, daß dieſe ganz gewiß die ganze Größe ihrer Miſſion in dieſer Angelegenheit begreift und ſie vollführen wird.

Wir wären alſo enrolirt! Vielleicht bildet ſich noch eine „Claque!“

Ich kann aber nicht umhin zu bemerken, daß die hieſigen Berichterſtatter den Fremden nicht grade mit Ermunterung vorangehen! Indem ſich die meiſten mit einer überfließenden Proſa und blumenhaften Verzierung über die Erzeugniſſe Frankreichs ergeben, laſſen ſie nur noch der „soeur aimée belge“ und dem alliirten „England“ Aufmerkſamkeit angedeihen, und ſind ſehr ſpärlich mit den Erwähnungen ſonſtiger Expoſitionsmaterien!

Das macht aber nichts! Die Anerkennung des deutſchen Fortſchrittes iſt in die Maſſe gedrungen, der Geiſt des Ernſtes in der Erzeugung, der innern Vollkommenheit, des reellen Fortſchrittes, den Oeſterreich ſo mächtig, ſo unbeſtreitbar und in die Augen fallend hier zur Schau ſtellt, iſt zu ſprechend, zu auffällig, um nicht in ſeinem ganzen Umfang gewürdigt zu werden.

Ein practiſcher Beweis von der Wahrheit dieſes Ausſpruchs iſt der Umſtand, der mehr ſagt als Zeitungsartikel, — daß von den öſterreichiſchen Erzeugniſſen am meiſten verkauft iſt!

Wer würde aus dieſem Umſtand allein die ganze Jury gebildet haben!

Während dem von „là-bas“ noch immer keine andern Depeſchen kommen, als „rien de nouveau“, geht hier der Kampf zwiſchen Dlle. Rachel und Mad. Riſtori ſeinen blutigen Dramengang fort! Die Jüdin und die Italienerin! Die Einheimiſche und der Gaſt! Die beliebte Künſtlerin in gehaßter Individualität und die ungeliebte Künſtlerin in der beliebten Individualität! Man leidet jetzt hier an Hitze und an Tragödien! Der Orkus gibt ſeine todten Tragödien wieder! Das Blut fließt jenſeits der Seine und diesſeits der Seine! Rachel, Riſtori, Dlle. Georges! Corneille-Blut, Racine-Blut und Maffei-Blut!

Das engliſche Blut iſt nicht lange gefloſſen! die engliſche Truppe hat Fiasco gemacht.

Seit vierzehn Tagen iſt relache im „Porte St. Martin“. Es ſollte heute das ungeheure Spectakelſtück: „Paris“ in die

Scene gehen. Ich habe das Scenarium geſehen, es iſt pompös! Es iſt der Strom der Geſchichte der Stadt Paris vom Anfang bis zur neuen Zeit, vom Zauberer Merlin, Charlemagne, Capet, alle Perſonen, Thaten, Begebenheiten, in Worten, Bildern, Tableaux, Geſängen, Schlachten u. ſ. w., es ſoll Alles übertreffen, was an ſolchen Ausſtattungsſtücken hier je geſehen worden iſt.

Ich habe ſchon eine Loge, komme heute hin, — nichts! Nichts! keine Vorſtellung! — Keine Vorſtellung? warum? — Das weiß man nicht! — der Director ſagt: „des obstacles!“ Der Regiſſeur zuckt die Achſel, Alles iſt in Dunkel und Ungewißheit. Ich wende mich an die erſte Quelle, und was iſt's? — Eine eben ſo intereſſante als merkwürdige Geſchichte. Das Miniſterium hat ſich das Stück noch einmal vorlegen laſſen und verlangt nun, Napoleon der Erſte müſſe auch im Stück vorkommen!

Der Autor ſagt, ſein Stück reiche nicht bis an jene Zeit, nützt nichts! ſo wird das Stück nicht aufgeführt! — Allein die Direction hat 100,000 Franken an die Ausſtattung verwendet? — Schadet nichts! — Was iſt alſo zu thun? Napoleon der Erſte wird noch ins Stück gebracht, das verlangt eine neue Scene, ein neues Tableau, eine neue Gruppe, und das Stück wird noch auf zehn bis zwölf Tage verſchoben! — Uf!

Paris, 20. Juli 1855.

U. A. W. G.: — Erſte Viſite in der Seidenwaaren-Welt.

U. A. W. G.! — „Unſer armes Wiener Geld!“ — „Und alletag weniger Geld!“ — „Und alſo wird gereiſ't!“

Bepackt mit Notizen und Betrachtungen, mit Skizzen und Aufzeichnungen, mit Anmerkungen und Entwürfen u. ſ. w. kehre ich jeden Tag vom Induſtriepalaſt zurück, um noch zu Hauſe in Wien von tauſend und tauſend Sachen zu berichten, um noch Monate lang aus dieſem Notizenbuche die vorzüglichſten Dinge der öſterreichiſchen Abtheilung dieſer Ausſtellung zu beſprechen.

Ich wiederhole meinen Weltſchmerz, id est Geldſchmerz, d. h. ſechs Wochen zu früh hiehergekommen zu ſein! Sollte mir nicht eigentlich die franzöſiſche Regierung ein „Dedommagement“ dafür geben, daß ſie mich mit ihrer „Erſten-Mai-Eröffnung“ früher nach Paris lockte?!

Ich athme nun in den wenigen Tagen, die ich noch hier weile, große Stücke „Induſtrieausſtellung“ täglich ein.

Heute hab' ich im Transſept eine kleine Satisfaction genoſſen. Der Schild von Preleitner, über deſſen Nichtaufnahme in der „Kunſtausſtellung“ ich nicht nur im „Humoriſten“, ſondern auch ſonſt noch großen Lärm ſchlug, iſt nun aus dem Transſept in die „beaux arts“ gekommen, und hat, chemin faiſant, noch einige ähnliche Producte mit ſich aus dem Reich der Induſtrie in das der Künſte nachgezogen.

Ich betrat heute die Region, wo die „Glorie“ Frankreichs iſt, wo man eigentlich ſagen muß: „voilà la France,“ nämlich die Gallerie des Transſepts, wo in ſechzig Metres Façade die Wunder und Märchen, die Regenbogen und Luftſpiegelungen der „Seidenſachen“ (Soierien) wie ein glänzendes Heer Front machen.

Mit großem Luxus und großen Buchſtaben ſteht da in langen Reihen: Lyon! — Lyon! — Lyon! — Lyon! u. ſ. w.

Lyon iſt Frankreich in Atlas und Seide. Lyon iſt die franzöſiſche Grazie, der franzöſiſche Geſchmack, die franzöſiſche Eleganz, der franzöſiſche Egoismus und die franzöſiſche Eitelkeit aus Seidenwürmern, Maulbeerblättern, Farben, Zeichnungen und Maſchinen!

In dieſer Lyoner Seidenfabrikation iſt die unverwundbare Achillesferſe der franzöſiſchen Induſtrie, ſo wie in ſeinen Gobelins und Sèvres.

„Hier iſt der Ruhm Frankreichs“ — ſagte Carl Dupin am 25. September 1851 bei der Preisvertheilung — „und ſein Sieg iſt im Kryſtallpalaſt ſo geſichert, wie er es in jedem andern Palaſt der Welt (?) ſein würde.“

In dieſen Seidenſachen, ſo wie in den Gobelins iſt der feine Sinn und die inſtinctive Handführung der Farben ſichtbar, durch welche ſich der Franzoſe beſonders bei der Wahl der Farben auszeichnet.

Aus dieſem Geſichtspunct genommen, iſt es begreiflich, daß Paris, daß die Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmackes ſo groß iſt, daß Frankreich jährlich einigemal von den Hauptfirmen aller Städte und Reſidenzen bedeutende Subſidien für die Einſendung neuer gedruckter und gefärbter Muſter bezieht.

Aber dabei kann nicht geläugnet werden, daß dieſe Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmackes oft grundlos, ja grade widerſinnig iſt. Es iſt oft eine Exageration der Beſtrebung, eine Geilheit der Phantaſie in dieſen Zeichnungen und Farbenmiſchungen, die ans Grelle, ans Abgeſchmackte grenzen. Die Bizarrerie der Deſſins geht oft mit der ſchreienden Diſſonanz des Colorits Hand in Hand.

Das iſt es, was den Seidenproducten der öſterreichiſchen Ausſteller einen beſonderen Werth verleiht: ſie wollen nicht durch „tours de force“ blenden, ſie wollen nicht durch das Schreiende und in die Augen Peitſchende glänzen, ſie veranſtalten unter ſich ſelbſt nicht ein Wettrennen mit Hinderniſſen.

Die öſterreichiſche Seidenfabrikation kann ohne Beſchämung an der Seite der Lyoner ſich darſtellen; ſie kann mit deutſcher Stille und Ruhe den Vergleich ausdauern, und die Menge, welche in dieſen Gallerien circulirt, bleibt, nachdem ſie die Region der Lyoner Etalagen verlaſſen hat, in der Seidenregion „Autriche“ lange weilend, und mit Bewunderung und Anerkennung nehmen ſie zu ihrem Erſtaunen wahr, daß „là-bas“ die Induſtrie und die Kunſt, der Geſchmack und die Eleganz in vollem Flore ſind.

Dieſe Zone, ein wahres Tropenland an Farben, Blättern und Formen, iſt ſehr geſchmackvoll arrangirt und in ſinniger Ordnung entfaltet. Ein Arrangement, welches durch ſeine Zweckmäßigkeit und ſymmetriſche Ordnung nicht wenig zu dem günſtigen Eindruck des Ganzen beiträgt. Nebſt dieſem Verdienſt muß von uns Berichterſtattern beſonders anerkennend erwähnt werden, mit welcher Zuvorkommenheit und Mühegebung man zu jedem Augenblicke Auskunft gibt, erklärt und bedeutet. Die Lyoner Seidenfabrikation bringt Phänomene und löſ't Probleme, aber die wahre Würdigung von Induſtrie und Fabrikation liegt nicht in Phänomen, ſondern in den ſteten Erſcheinungen, nicht in Meiſterſtücken und einzelnen Blendwerken, ſondern in der Totalität des Geſchaffenen, in der Realität der Erzeugung. Nicht das Gegenſtändliche des überſchwenglichen Luxus haben mitzureden in der Academie ſelbſt der Luxusgegenſtände; nicht den Kraftſtücken der Fabrikations-Athletik und Zauberbüchſen gebührt das große Wort, wenn von dem Einfluß auf das ganze Genre, wenn von dem allgemein-induſtriellen, populären und öconomiſchen Standpunct ausgegangen wird.

Die Wahrheit, die Realität, die wahrhafte Verbeſſerung der Induſtrie, der unbeſtreitbare Fortſchritt der Weltfabrikation liegt darin, das Producirte, durch Inhalt und Form, durch Preis und Vervielfachung zur Höhe eines nationalen Bedürfniſſes emporzuheben und populär zu machen.

Die Phänomene der Induſtrie ſind bewundernswerth, aber ſie ſind den Maſſen vollkommen unzugänglich. Die Nützlichkeitstheorie, welche das Schöne, Elegante und Comfortable durch weniger Geldopfer der Menge genießbar macht, das iſt die richtige.

In dieſer Beziehung hat Oeſterreich einen rieſigen Vorrang in dieſer Welt-Induſtrieausſtellung. Zu ſeinen unvergleichlichen Tüchern, Glasſachen, Leinenwaaren u. ſ. w. (auf die wir noch ſpeciell kommen werden) verbindet ſich die innere Vortrefflichkeit und die Formſchönheit in Zeichnung und Farbe mit jenen Preiſen, welche allein Zeugniß von dem Weltenfluß Fabrikation geben. Auch ſind faſt nirgends ſo viel Zettel: „vendu“ — verkauft“ zu leſen, als bei den öſterreichiſchen Vitrinen, Pyramiden und Etalagen. In der Seidenfabrikation ſteht Wien herrlich und glänzend da.

Paris, 21. Juli 1855.

Sèvres und Gobelins. — Der Schweif bei den Krondiamanten. — Broderien oder Stickereien. — Laporta et Compagnie in Wien; Abbé Mazza in Venedig; Thomas Zellker in Wien.

Die Pariſer Welt-Induſtrieausſtellung hat gewartet bis Alles fertig iſt, bis man die fremden Gegenſtände ein Bischen ſatt iſt, um mit einem „coup d'état“ aufzutreten! Die vollkommene Eröffnung des Rondeau des „Sèvres Porcelaine“, der „Gobelins“ und der „Krondiamanten“ iſt der „coup d'état!“ Dieſes Rondeau hat die Dictatur, die Krone an ſich geriſſen. Damit iſt nichts zu vergleichen! Dieſes Porcelaine, dieſe Vaſen, dieſe Services, dieſe Figuren, dieſe Blumen, dieſe Bouquets, dieſe Gruppen, dieſe Farben! Die Natur ſprach hier ihr zweites „Werde!“ und die Kunſt lag zu ihren Füßen und gehorchte, und die Phantaſie flog herbei und gab ihren Athem und die Anmuth lächelte dieſe Schöpfung an, und der Regenbogen miſchte die Farben und die tropiſche Sonne gab die Wärme, den Glanz, und das Genie gab den Styl!

Und nun die Gobelins! Unnachahmlich! Bezaubernd! Nein, das iſt nicht Teppichwerk, das iſt Malerei, das ſind Meiſterwerke des Pinſels, Creationen der Palette, das ſind Guido Renis, das ſind Titians, das ſind Claude Lorrains! Welches Leben! Welche Wahrheit! Nein, das iſt gemalt! Man geht heran, man geht ganz nah' und glaubt noch immer lachende, athmende, ſonnige Bilder vor ſich zu haben. Die Zartheit der Farbe, die Reinheit der Umriſſe, die Weichheit der Formen, alles iſt entzückend. Und nun gar die Möbel! Da iſt eine Garnitur Möbel für die Kaiſerin beſtimmt, himmelblauer Grund mit kleinen Roſenſträußchen und Schmetterlingen; das iſt wie aus Tauſend und eine Nacht.

In dieſes Heiligthum iſt nur noch einiges Silberwerk, d. h. galvanoplaſtiſches Silberwerk von Herrn Chriſtofle, gekommen.

Aber in der Mitte, auf dem Hochaltar dieſes Luxustempels, ſind die „Krondiamanten“ ausgeſtellt, von Wachen rings umgeben und man muß einen Schweif oder Queue bilden, Zwei und Zwei, um nach und nach die Treppe, die zu dieſer Stiftshütte des Kronenſchmucks führt, zu beſteigen. Dieſer Schweif iſt ſtets ſo lange, daß er ſich zwei- auch dreimal in der Rotunde dreht. Die Pilgerfahrt zu dieſen „Krondiamanten“ iſt ſtets zahlreich. Man muß eine Stunde wenigſtens warten, um fünf Minuten lang dieſe Schätze zu bewundern. Da iſt die „Krone“ mit 5206 Diamanten, 146 Roſetten und 59 Saphirs; das Scepter mit 1569 Roſetten, die Aigrette mit 207 Brillanten und das Schwert mit 1576 Diamanten. Unter den Colliers, Bracelets, Kreuzen, Broches u. ſ. w. zeichnet ſich ein Saphirſchmuck mit Perlen und Brillanten auf eine wunderbare Weiſe aus.

Aber dieſer Induſtriepalaſt iſt auch ſonſt reich an ausgeſtellten Diamanten und Brillanten.

Für welchen Nabob, für welchen Prinzen aus dem Feenmärchen iſt dieſer Fürſtenhut, deſſen Diamantenglanz die Sonne erbleichen macht? und dieſe Epaulettes, welche das Auge erblinden machen?

Für welchen König aus dem Reiche der Sherezade? Für welchen Kronprinzen des Fortunatus? Ach! dieſer Fürſt aus dem

Reiche der Feen iſt Niemand Anderer als der geweſene Herzog Carl von Braunſchweig, nicht der Diamant aller Fürſten, aber der Fürſt aller Diamanten. Er hat ſein Herzogthum verloren, aber er hat ihm früher den Hut abgezogen und die Epaulettes!

Paris, 22. Juli 1855.

Witwenglück und beſtrafte Eitelkeit.

Ich habe in Paris nicht nur Literaturglück ſondern auch „Witwenglück!“ Nicht nur die Literatur drückt mich zärtlich an ihren Buſen, ſondern auch beſonders die Witwen drücken mich zärtlich an den ihrigen.

Die Witwe des berühmten Orfila hat mich in Protection genommen und mich oft nach Paſſy, wo ſie einen Landſitz hat, zu ſich gebeten. Die Witwe „Talma's“ gehört ebenfalls zu den Verehrerinnen des Wiener Poeten. Es iſt ein intereſſanter, ſchneeweißer Kopf, ganz wie ein Bild aus den Zeiten Ludwigs XIV. Sie erzählt manches Intereſſante von dem großen Tragöden Talma. Eine dritte Witwe, die mir ſogar ein Rendezvous gegeben hat, iſt die Witwe Spontini's! Sie wohnt auch in Paſſy bei Erard, welcher ihr Bruder iſt. Sie las und hörte viel von „Saphir“ und ſagte zu Erard: „das iſt gewiß der Sohn unſeres ehemaligen Hausfreundes Saphir in Berlin, ich muß ihn ſprechen und mich nach ſeinem Vater erkundigen.“ Sie gab mir das Rendezvous im Induſtriepalaſt um 1 Uhr bei dem Clavier des Herrn Erard. Wir kamen zuſammen, ſahen uns an, und fielen uns — aus den Armen! Der Sohn war der Vater! Aus dem Erſtaunen der Mad. Spontini hatte ich geſchloſſen, daß ich wenigſtens 200 Jahre alt bin! Und es ſind doch nur erſt 26 Jahre, daß ich zum letztenmale bei Spontini geſpeiſt habe! 26 Jahre, was iſt das für einen Humoriſten, was iſt das für eine Witwe!

Wir erinnerten uns an eine Anecdote, die ich mitzutheilen nicht unterlaſſen kann. Es war eben an dieſem letzten Diner bei Spontini. Ich hatte es bei dem damaligen General-Muſikdirector der Berliner Oper dahin gebracht, daß er Dlle. Sabine Heinefetter aus Caſſel auf Gaſtrollen kommen ließ. Am Tage nach der Vorſtellung von „Ferdinand Cortez“ waren wir beim Diner bei Spontini. Der Graf Brühl, General von Witzleben, Profeſſor Zelter, Ludwig Devrient, die Milder u. ſ. w. Dlle. Sabine Heinefetter ſaß zwiſchen Spontini und mir. Als die Champagnergläſer klangen und die Geſundheiten getrunken wurden, brachte ich einen improviſirten Toaſt auf Meiſter Spontini aus, in welchem die Stelle beſonders Anklang fand, daß er das Wunder bewirkt hat, daß mir ſogar eine „Veſtalin“ Vergnügen gemacht hat! Es wurde laut gejubelt und alles rief: „Spontini ſoll leben!“ Darauf erhob Dlle. Heinefetter das Glas und rief mit ihrer lauten Stimme: „und mein Mopperle zu Haus auch!“ Sie hatte nämlich einen kleinen Mops in Caſſel zurückgelaſſen.

Auch die Witwe, Comteſſe de R—v hat mich in Affection genommen. Das iſt eine Witwe, deren Mann noch lebt; und das ſind die empfehlenswertheſten Witwen. Eine Witwe, die einen Mann hat, iſt nicht mit Geld zu bezahlen! Man läuft nicht Gefahr ſie zu heiraten!

Glücklicherweiſe iſt der Gemal der Witwe mein Freund! Er iſt wieder ein Witwer, deſſen Frau noch lebt. Es iſt alſo etwas Geiſterhaftes in der Geſchichte, wenn er mir von ſeiner verſtorbenen Frau erzählt, von der ich weiß, daß ich ſie am Abend ſehen werde! und zwar um die Geiſterſtunde!! Und dann

Abends erzählt mir die Witwe von ihrem verſterbenen Gemal mit welchem ich ſoeben ein Beefſteakes gegeſſen hatte!

Ein ganz beſonderes Abenteuer kann ich meinen Leſern nicht vorenthalten, wenn ich auch keine glückliche Rolle darin ſpiele.

Eines Nachts kam ich nach Hauſe und fand auf meinem Tiſch einen prachtvoll blendenden Blumenſtrauß, ein wahres Wunderexemplar. In dem Strauß aber ſteckt eine Karte. Ich greife mit Sehnſucht nach der Karte und leſe auf der einen Seite: „Mad. d'Argentout.“ Rue Richelieu, Nr. ſo und ſo, und auf der andern Seite: „Pour Mr. Saphir.“

Ich habe den Namen d'Argentout nie nennen hören und ergebe mich in tauſend Muthmaßungen. Ich war überzeugt, ich habe eine Eroberung gemacht! Ich war geſtern in der großen Oper! In der unwiderſtehlichen weißen Cravatte! Es leidet keinen Zweifel! Ich habe einen raſenden Eindruck gemacht! — In der großen Menagerie der Leidenſchaften im Menſchen iſt die „Eitelkeit“ das Krokodill, je älter ſie wird, deſto ſtärker wird ſie!

Ich dachte lange nach und rief mir alle Damen von der geſtrigen Oper zurück: War es die? oder vielleicht die? u. ſ. w.

Nach zwei Tagen komme ich Nachts wieder nach Hauſe und finde auf meinem Tiſche eine Rieſenmelone mit Blättern und Blumen umkränzt und eine Karte: „Mad. d'Argentout“ u. ſ. w. und auf der Rückſeite wieder: „Pour Mr. Saphir.“

Nun iſt's richtig! Die arme d'Argentout hat eine wahnſinnige Paſſion zu mir erfaßt! Die Unglückliche! Mit Unglücklichen muß man Nachſicht haben! Den Unglücklichen muß man entgegenkommen! Auch iſt's unlöblich für einen Mann von Welt und Galanterie, nach dieſer Blumenſprache, nach dieſem Melonenbrief nicht zu kommen, nicht zu danken.

Am Morgen d'rauf mach' ich mich „beau,“ applicire die weiße Cravatte, die Urheberin dieſer unglücklichen Liebe, arbeite mich in ein Paar enge Handſchuhe hinein und gehe um 2 Uhr in die rue Richelieu Nr. ſo und ſo.

— „Concierge! Madame d'Argentout?“ —

— „Au second, Monsieur, à gauche!“ —

Zwei Treppen, links! Ich ſteige hinauf. Ich läute an. Man öffnet. Ein Stubenmädchen; aber was für ein Stubenmädchen! Jedoch ich will der Mad. d'Argentout keinen Ungetreuen machen. Ich frage ob Mad. d'Argentout zu ſprechen iſt. Das Stubenmädchen fragt um meinen Namen, ich ſage ihr mit vieler Suffiſance und mit einem ſiegbewußten Lächeln: „Vous n'avez qu'à dire: Mr. Saphir!“ — Das Stubenmädchen kommt zurück: „Madame hat nicht die Ehre, Sie zu kennen!“ Ein Anderer hätte das geglaubt! Nicht ich! Ich war zu feſt überzeugt, daß Madame d'Argentout wahnſinnig in mich verliebt iſt! Ich ſagte dem Stubenmädchen: „Gehen Sie nur noch einmal hinein und ſagen Sie, Herr Saphir iſt da, dem Mad. d'Argentout zweimal ihre Karte ſchickte!“ Das Stubenmädchen ging hinein und kam wieder, aber nicht als Taube, ſondern als Rabe: „Mad. d'Argentout kennt Sie nicht, hat Ihren Namen nie gehört, hat Ihnen keine Karte geſchickt und will Sie nicht empfangen!“

Falſches Geſchlecht! So zu heucheln! Vor einem Stubenmädchen zu heucheln! Den Geliebten zu verläugnen! — Das fordert Rache! Rache! Dieſe Rache ſoll ſogleich anfangen! Dieſe Rache ſoll beim Stubenmädchen ſelbſt anfangen!

Das Stubenmädchen fand die ganze Angelegenheit drollig und nach einigen Tracaſſerien nahm ich Abſchied: „Auf Wiederſehen!“ —

Mich wurmte aber dieſe räthſelhafte Geſchichte noch Tage lang. An einem Sonntag komme ich Nachts wieder nach Hauſe und finde auf meinem Tiſche eine Schüſſel voll Tortletten und in der Mitte einen „Käſekuchen“ (Topfenkuchen) und wieder

Blumen ringsum und wieder die Karte: „Mad. d'Argentout, rue Richelieu Nr. ſo und ſo," und auf der Rückſeite: „Pour Mr. Saphir!"

„Ha!" dachte ich, „ſie ‚bandelt' doch wieder an! Du warſt nur dumm! Du hätteſt ſtürmen ſollen! Mit Gewalt ins Zimmer dringen! Denn „nur keck und verwegen u. ſ. w. —"

Und ein „Käſekuchen!" Mad. d'Argentout hat ſich gewiß erkundigt, was ich beſonders gern eſſe! Es war ein Käſekuchen, wie ihn nur Frau von L . . . . . r in der Jägerzeile in Miniaturausgabe ſo köſtlich und mürbe macht. Die ganze Nacht hindurch zehrte meine Sehnſucht an dem Käſekuchen, und die Morgenſtunde fand mich noch mit Käſekuchen im Munde!

Aber heute ein Hauptſturm auf Mad. Sebaſtopol-d'Argentout und ein beherzter Angriff auf den Malakoffthurm, genannt: Stubenmädchen! —

Nun könnte ich meinen Leſern einen „Tartar" loslaſſen mit der Nachricht: „Sebaſtopol iſt gefallen!" Aber ich bin kein Romanſchreiber, ich bin Hiſtoriker!

Ich kam um 2 Uhr wieder zu Mad. d'Argentout, der Malakoffthurm war heute in Negligé! Einige Tranchéen in Stubenmädchen-Negligé luden zu einem „assaut" ein, aber ich hatte nur Sebaſtopol im Auge! —

Ich bat die Iris, mich ihrer Göttin zu melden! Sie wollte lange nicht d'ran. Endlich ging ſie hinein, kam aber mit der Antwort zurück: „Ich habe es Ihnen ja gleich geſagt, Mad. d'Argentout will Sie nicht empfangen. Sie kennt Sie nicht!"

Ha, das iſt zu viel! Schlange und Heuchlerin! Ich ſagte zum Stubenmädchen: „Wenn mich Mad. d'Argentout nicht vorläßt, ſo breche ich die Thüre ein, und ginge der Weg über den Leib des Stubenmädchens!" Ich ſendete ihr die drei Zeugen ihrer Liebe, die drei Karten, mit dem Bedeuten, ich weiche nicht, bis ich ſie geſprochen habe.

Das Stubenmädchen kam zurück: „Eh bien monsieur, entrez!“

Ich trat in ein Salönchen mit blauen Tapeten und kleinen Goldleiſten, mit eben ſolchen Möbeln, und auf einem kleinen Sopha ſaß Mad. d'Argentout. Eine ſchmächtige, zarte Geſtalt von ungefähr 26—28 Jahren, zwei Augen wie die Waldkirſchen, ein roſiges Mündchen, knoſpenſpaltig, ſchwarzes Haar und ein liebliches Lächeln.

Es begann nun ein ordentliches Verhör, bevor ich die Einladung erhielt, mich zu ſetzen. Nach und nach wurden wir bekannter, ſie lachte über meine Verſicherung, ſie müßte mich lieben, und läugnete Stein und Stock, mir dieſe Karten geſchickt zu haben. Ich mußte ihr verſprechen, die Sache genau zu erforſchen und erhielt die Erlaubniß dafür, dann wiederkommen zu dürfen.

Nun nahm ich zu Hauſe die Unterſuchung vor, und die Sache entwickelte ſich folgendermaßen: In demſelben Hôtel meublé, in welchem ich wohne, wohnte einige Wochen früher eine Dame aus Marſeille, dieſe Dame war eine Freundin der Mad. d'Argentout; dieſe beſuchte ſie oft, und wenn ſie dieſelbe nicht zu Hauſe fand, ließ ſie ihre Karte bei ihr. Die Dame aus Marſeille reiſte ab. Der Concierge fand dieſe Karten und nahm ſie mit in ſein Portierzimmer. Wenn nun Abends verſchiedene Dinge an die Hauseinmiether anlangten, gab er ſie in die betreffenden Zimmer, und um die Sachen nicht zu verwechſeln, ſetzte er immer „Mr. Saphir“ auf meine Karte, die er dazu gab; da er nun mehrere Karten von Mad. d'Argentout hatte, ſo ſchrieb er ſtets auf dieſe Karte und gab ſie mit den eingelaufenen Sachen in mein Zimmer!

So einfach endete ein ſo verwickelter Roman, und ſo originell wurde meine Eitelkeit beſtraft! Nehmt Euch ein Exempel d'ran!

Mad. d'Argentout lachte eine Stunde lang über dieſes Abenteuer.

Paris, 25. Juli 1855.

Ein Abend bei Lamartine.

Soeben ſchickt mir Lamartine ſein Porträt von ein paar liebenswürdigen Zeilen begleitet.

Lamartine! Der Gott einer Stunde! Der Genius eines Tages! Der Schöpfer einer Epoche! Das Schwert im Munde und die Krone in der Hand! Das Schickſal der Völker auf der Lippe und die Thräne der Menſchheit im Buſen! Dichter und Redner! Prieſter und Opfer! Hammer und Ambos der Zeit und des Schickſals! Zorniger Poet auf der Tribune und poetiſcher Zorn im Griffel Clio's! Auferſtehungsengel der Vergangenheit, trauerndes Ausrufungszeichen der Gegenwart und Wallfahrtsname der Zukunft!

Lamartine!

Es war nach den Flitterwochen der Reſtauration! Frankreich hatte geſiegt, (!) geblutet, Frankreich wußte zu tödten und zu ſterben. Frankreich hatte gelebt und geliebt. Frankreich war — ruhig!

Aber Frankreich hatte keine Begeiſterung, keine Liebe, keine Freundſchaft, kein Nationalgefühl, keine Poeſie! Frankreich aß, trank, tanzte, es war aufgegangen in der Materie! in der reſtaurirten Materie!

Da kam Lamartine „der Dichter!“ Er brachte die Geſänge der Hoffnung, der Sehnſucht, des gewiſſen Unkennbaren, Unnennbaren! Den Geſang der Begeiſterung für ein Etwas, das nicht da iſt, den Geſang der Unruh im menſchlichen Buſen, den Geſang des menſchlichen Gedankens, der wie die Taub aus der Arche keinen feſten Boden in der Gegenwart findet! Lamartine gab Frankreich das verlorne Paradies der Dichtkunſt wieder zur Zeit der Dürre der Herzen, zur Zeit der Proſa des Geiſtes, zur Zeit der Vertrocknung des Volkes!

Und zu jener Zeit war und lebte Frankreich mit Lamartine und Lamartine mit Frankreich — bis zum Tage, der noch nicht zu Ende iſt.

Bis zum neuen Kaiſerreich war Lamartine mit und im Volke Frankreichs! Man fühlte mit ſeinen Verſen, man athmete in ſeiner Atmoſphäre, das Echo gab ſeine Geſänge wieder, er gab den Seelen Troſt, Erholung, Hoffnung und den Blick in die Ewigkeit!

Dann Lamartine — der Deputirte! Der Gedanke ſollte Wort, der Vers ſollte Rede, die Idee ſollte That werden!

Mit ironiſchem Lächeln begrüßten die Abonnenten der Tribune den Dichter Lamartine! Sollten Träume und Bilder in der Kammer mitreden?! Als ob man da nur von Credit und Budgets zu reden hätte, und nicht auch von Dingen, die mit der Idee der Menſchheit, mit den Gedanken der Reformen zuſammenhängen!

Aber auch da ſiegte Lamartine's Genie! Er hätte vielleicht Miniſter, Geſandter werden können, allein ſein Ehrgeiz trug ihn höher, er verlangte »eine Gaſſe für die Idee!« Aber die Zeit war ſtarr, die Epoche war regungslos, der Moment war ſtumpf, der Leichnam Frankreichs lag fühllos auf der Bahre der Gegenwart und Lamartine ſchlug an die Pforte der Zukunft mit dem Schlüſſelhammer der Vergangenheit, er ſchrieb »l'histoire des Girondins!« Er citirte den Geiſt der »Girondiſten« und das iſt die tragiſche Schuld Lamartine's! Das iſt die tragiſche Schuld, die an der Kataſtrophe ſeines ruhmvollen Lebens die ewige Gerechtigkeit ausübt! Indem Lamartine in dieſen Girondiſten die Democratie mit einer Auréole umgeben und doch auch den Terrorismus verdammen und entehren wollte, kam er in eine falſche Poſition, er unternahm das Unmögliche! Die Poeſie ſchreibt ſchlecht Geſchichte, und das Antlitz der Geſchichte nimmt weder das Roth noch das Weiß, noch die Schminkpfläſterchen der Poeſie an, um ihre Züge der Schönheit und Häßlichkeit, der Menſchlichkeit und der Verthierung zu beſchönigen oder zu verdecken!

Lamartine hat die „Girondiſten“ geſchrieben, er hat als Zauberlehrling der Poeſie einen Theil jener Geiſter heraufbeſchworen, aber als ſie kamen und da waren, und das Hôtel de Ville mit verderblichen Fluten bedeckten, als Lamartine Präſident war, da fehlte dem Meiſter die Zauberformel, welche ſagen konnte: „Beſen, Beſen, ſeid geweſen!“ Einen Augenblick lang war die Bruſt Lamartine's der alleinige Sitz der franzöſiſchen Regierung; aber ſeine tragiſche Schuld vertrieb ſie von da, und Lamartine der Dichter, der Redner, der Deputirte, der Präſident, Lamartine war ſchüchtern vis-à-vis ſeiner Geiſter, die er aufgerufen, und er trat zurück vor der Erſcheinung, die er beſchworen!

Das Alles ungefähr dachte ich auf dem Wege Abends zu Lamartine, um bei ihm zu ſpeiſen und den Abend zuzubringen. Und als ich dieſe beſcheidenen Zimmer betrat, einfach, elegant, poetiſch und künſtleriſch, und als mir Lamartine entgegenkam und ich ſeine Hand in die meinige fügte, dieſe zarte, feine Hand, welche die „Méditations“ ſchrieb und die „Girondins“, „les Harmonies“ und die „Restauration“, die Hand, welche das berühmte „Manifeſt an Europa“ ſchrieb, dieſe Hand, die einen Augenblick lang das Jahrhundert und die Zukunft in ihrer Höhlung hielt und die nun in aller Stille Artikel für den

„Siècle“ ſchreibt, in dieſem Augenblicke dachte ich, welche traurige hiſtoriſche Figur „Cincinnatus“ gegen Lamartine ſpielt! Cincinnatus fand ſeinen Acker wieder, Cincinnatus fand ſeinen Pflug, ſeine Erde, ſeine reiche Ernte, ſeine belohnte Mühe wieder! Er hatte eine Dictatur abgeworfen, die keinen Reiz für ihn hatte.

Aber wie anders kehrt Lamartine zu ſeiner Scholle zurück! Cincinnatus nimmt den Dank Roms, die Glorification des Volkes mit zu Pflug und Egge, Lamartine wird zu ſeiner Scholle begleitet von Neid, Mißgunſt, Verkennung und Verleumdung! Cincinnatus betreibt die Agricultur aus Liebhaberei, er iſt ein reicher Proprietaire, er findet ſein Vergnügen wieder. Lamartine geht von der höchſten Macht blutarm in ſeine Einſamkeit zurück! Lamartine iſt zu ewiger Zwangs-Intelligenzarbeit verurtheilt! — Und mit welcher frommen Ergebung, mit welcher rührenden Einfalt, mit welcher heiligen Poeſie iſt Lamartine's Weſen dennoch erfüllt!

Nicht ein Tropfen Bitterkeit miſcht ſich in die ſüße Schale ſeiner Poeſie, nicht ein leiſes Wölkchen umdüſtert dieſes Auge, in welchem ein ſanftes Blau meditirt und fühlt und ein mildes Leuchten verbreitet! Stets lächelnd, ſtets gütig, ſtets bereit, Liebe und Freundſchaft zu geben, Liebe und Freundſchaft zu empfangen; den Mund ſtets mit dem Zug der Güte bekränzt, die Stirne ſtets mit dem Stempel des Gedankens gekrönt! Das Herz und die Hand und das kleine Häuschen ſtets offen für Gäſte, Fremde, für Mitleid, Wohlthat und unbegrenzte Menſchenliebe. Das iſt Lamartine!

Im Aeußern hat Lamartine eine frappante Aehnlichkeit mit Metternich. Dieſelbe Grazie des Benehmens, dieſelbe Feinheit der Lippe und des Lächelns, derſelbe tiefe und ſeelenvolle Blick, derſelbe Schnitt der Naſe, nur etwas kleiner, ſowie Lamartine's Statur auch etwas kleiner als die des Fürſten Metternich iſt.

Lamartine, welcher am 21. October 1791 zu Mazon geboren wurde, hat alſo jetzt 64 Jahre. Metternich hat zu 64 Jahre auch noch mit aller Friſche des Geiſtes, mit aller Elaſticität der urwüchſigen geiſtigen Begabung gearbeitet. Die wahrhafte Gottbegabung wird nicht alt; der wirkliche Geiſt, der vom Himmel kömmt, zählt die Jahre nicht im Erdenkalender.

Lamartine iſt 64 Jahre alt, ſein Haupthaar iſt weiß, ſein Angeſicht iſt blaß, aber er arbeitet unausgeſetzt, er ſchreibt Tag und Nacht. Lamartine Cincinnatus pflügt das Papier, er zieht ſchwarze kleine Furchen, er legt den Samen des Gedankens hinein, und die Ernte?! — Die Ernte für die Nachwelt, den Taglohn für den Dichter!

Lamartine's höchſter Ruhm, das was ſeinem Character, ſeiner Perſon zur Apotheoſe, zur Unſterblichkeit dient, iſt: ſeine Armuth! Er iſt von der höchſten Stufe Frankreichs arm herabgeſtiegen in ſeine einfache Hütte! Lamartine arbeitet mit der Unverdroſſenheit eines Jünglings, eines Practikanten, mit dem Eifer eines Preisbewerbers, mit der Ausdauer eines Mathematikers! Neben ihm ſitzt der Ruin, vor ihm ſteht die begehrende Minute, hinter ihm ein Rudel Gläubiger, die ſeine Beſitzung Stein für Stein, Scholle um Scholle ihm abreißen; er arbeitet unverdroſſen, er jagt die böſen Stunden durch die Muſe fort, er kämpft ſchreibend, arbeitend, dichtend, lächelnd, er iſt doch ſtets liebenswürdig, gaſtfrei, großmüthig! Ja, großmüthig! Als ob man wirklich ein Dichter ſein könnte, ohne Großmuth im Herzen! Als ob man wirklich ſingen könnte ohne in der Bruſt ein Echo für alle Töne der Menſchheit zu haben! Als ob man wirklich den Kuß der Muſe empfangen könnte, ohne geheiligt zu ſein durch Milde und Thränen, durch Hingebung und Aufopferung für Leid und Mitleid, für Wohlthun und Wegſchenkung ſeines innerſten Menſchen an die Menſchheit!

Ich kann nicht umhin, einen Zug aus dem Leben dieſes unſterblichen Dichters mitzutheilen.

Die Frau Lamartine's, eine der ausgezeichnetſten Malerinnen, iſt der Troſt ſeines Herzens, der Engel ſeines Hauſes, der Schutzgeiſt ſeiner Mußeſtunden. Sie hat ſein Herz, ſein Gemüth, ſie theilt ſeine Güte, ſeine Gutmüthigkeit, ſeinen Hang zum Wohlthun.

Eine Freundin des Hauſes, Mad. Dargaud, welche ſieht, daß dieſe Art zu leben nicht fortbeſtehen kann, bemächtigt ſich der Wirthſchaftsführung, der Hausöconomie Lamartine's. Man gibt ihr die Schlüſſel zu Haus und Keller und Caſſe.

Eines Tages kömmt eine barmherzige Schweſter von der „Madeleine“ für eine arme Familie Unterſtützung zu ſuchen. Mad. Dargaud iſt nicht da, ſie hat den Schlüſſel zur Geld-Chatoulle mitgenommen. Was iſt zu thun? Mad. Lamartine läßt einen Schloſſer kommen, die Chatoulle wird aufgebrochen, es finden ſich einige hundert Franken. Mad. Lamartine nimmt ſie und drückt ſie der barmherzigen Schweſter in die Hand. Lamartine ſteht dabei, lächelt und küßt ſeiner Frau die wohlthätige Hand.

Es wird gewiß eine Menge Leſer geben, welche hier denken: „Das iſt doch zu viel!“ — Sie mögen Recht haben! Aber Dichterherzen müſſen nur von Dichterherzen, oder wieder von edlen Herzen beurtheilt werden, denn der Edelmuth iſt auch Poeſie!

Während des Diners ſaß ich an Lamartine's Seite, ſeine Frau mir gegenüber, an meiner andern Seite ein alter Deputirter, Mr. Denis, der Bruder des berühmten Geſchichtſchreibers. Neben Madame Lamartine ſaß Alex. Dumas, dann der Admiral Soisboule u. ſ. w. Das Geſpräch kam auf die Tage der Präſidentenſchaft Lamartine's. Dumas erzählte, aber was er auch ſagen mochte, Mr. Denis widerſprach und wollte es beſſer wiſſen. Lamartine lächelte, und ſprach nur, nachdem ich ihn bat, mir als Fremder zu ſagen, wer von Beiden Recht hatte, und Dumas hatte recht erzählt.

Nicht unintereſſant ſind folgende zwei Momente. Eines Tages meldet man der Verſammlung und dem Präſidenten die Deputation vom „grand orient“ (die Central-Freimaurerloge) 200 Mann!

Zu jenem Augenblick befanden ſich blos 4 Mitglieder der proviſoriſchen Regierung da: Lamartine, Ledru-Rollin, Armand Marraſt und Cremieux. „Ich bin kein Maurer,“ ſagte Ledru-Rollin, eben ſo ſagten Cremieux und Marraſt. „Ich auch nicht!“ ſprach Lamartine. Die Andern gingen und ließen ihn allein. Er empfing die 200 Freimaurer. Er wußte nicht was er ſagen ſollte. Da erblickt er die Fahne der Maurer: „Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit!“ Er improviſirt eine Dichtung über dieſe drei Worte, drei Viertelſtunden lang. Die Deputation ſchrie „Vive Lamartine!“ und das Schauſpiel war vorüber.

Nicht ſo leicht wurde es ihm bei einer Deputation der „Wollkrämplerinnen“, welche ihm vorgeſtellt wurden! Wie er ſagt, waren es lauter alte Hexen, er konnte nicht von blauen Augen, weißen Händen, blonden Locken ſprechen! Er kehrte die Farbe um! Er ſagte: „Ihr ſeid Männer! Männer des Vaterlandes! u. ſ. w.“ und unter großen Schweißtropfen beendete der Verfaſſer „Jocelyns“ ſeine Rede an die Wollkrämplerinnen.

Ich konnte nicht umhin, des Liedes „Sie ſollen ihn nicht haben!“ zu gedenken. Becker hatte, wie bekannt, ſeine Gedichte Lamartine gewidmet. Lamartine nicht faul, in dem guten Glauben, Becker ſei wirklich ein „deutſcher Dichter“ und das „Sie ſollen ihn nicht haben“ ſei wirklich ein „Nationalgedicht“, ſchreibt ein Gedicht: „La Marseillaise de la paix,“ und widmet ſie wieder an Becker. (In der „Revue des deux mondes“.) Und ich fragte ihn, ob er nicht auch jetzt noch eine „Friedens-Hymne“ ſchreiben möchte, und ich betrachte mich als einen Derjenigen, die er in der „Marseillaise“ leben ließ:

„Vivent les nobles fils de la grande Allemagne!“

Während dieſer Zeit fing der Admiral an vom „Wallfiſchfang“ zu erzählen. Dumas erzählte nun vom Wallfiſchfang, von den Seelands-Inſeln, von der dreifachen Art des Fanges, von der Eigenthümlichkeit der Wallfiſchfänger, von allen Einzelnheiten der Wallfiſche u. ſ. w. „Ach!“ ſagte der Admiral, „Sie haben alſo lange Zeit auf jenen Inſeln gelebt?“ Dumas lachte und ſagte: „Niemals!“ Der Admiral konnte nicht glauben, daß ein Menſch alle dieſe Details wiſſen könnte, ohne ſie augenzeuglich mitgemacht zu haben. Dieſer Zug von Dumas erklärt zum Theil ſeine Fruchtbarkeit und ſeine Phantaſiethätigkeit!

Nach dem Diner blieben wir noch lange zuſammen im kleinen Garten Lamartine's und verließen erſt gegen Mitternacht die Laren dieſes Hauſes, welche das Haupt eines der erſten Geiſter des Jahrhunderts bewachen.

Ich ging mit Dumas im Mondſchein entlang, wir ſprachen von Lamartine und ſeiner politiſchen Miſſion, und Dumas ſagte die ebenſo geiſtreichen als hiſtoriſchwichtigen Worte: „Die ganze Sache iſt die, Lamartine war als Präſident lyriſcher Dichter, wäre er dramatiſcher Dichter geweſen, die Sache hätte anders geendet!“ — Es liegt eine erſchreckende Wahrheit in dieſen Worten. Ich war ſo frei, dann zu fragen: „War Changarnier alſo dramatiſcher Dichter?“ —

Wir trennten uns an der Madeleine, die Erinnerung aber an dieſen Abend wird mir für ſtets eine unendlich intereſſante und koſtbare ſein.

Paris, 27. Juli 1855.

Herr Louis Miesbach hat zwei Werkchen geſchrieben: „La fabrication des briques et des tuiles depuis son origine jusqu'à ce jour“ und „L'industrie houilleresse de l'empire d'Autriche.“

Ich kann alſo Herrn Miesbach als Literat und Collegen, wenn auch nicht „ſteinigen“ doch „ziegeln!“ Herr Miesbach ſagt, die Fabrikation der Ziegel ſteigt bis in die Nacht der Zeit zurück. Kain, der erſte feindliche Bruder der Welt, hat ſchon eine Stadt gebaut. Ob nun dieſe Stadt, die Henoch geheißen war, wirklich aus Backſteinen und Ziegeln erbaut wurde, davon weiß man nichts Gewiſſes. Aber Herr Miesbach wird hoffentlich ſeine unendliche, rieſige, unvergleichliche Ziegelfabrikation nicht aufgeben, wenn ich ihm erzähle, daß die erſten, wirklichen und wahrhaften landesbefugten Ziegelſtreicher — Juden waren! Herr Pharao, König von Egypten, der in ſeinen Mußeſtunden noch Nebengeſchäfte in Judenverfolgung machte, ließ die erſten Ziegel aus Thon und Lehm von den Juden im Lande Goſen machen, und ſie bauten aus dieſen wirklichen Ziegeln die Städte Piſom und Ramſes. Moſes aber beſtand darauf, die Juden ſollten keine Ziegelſtreicher mehr ſein, ſondern Landſtreicher, und nicht Städte, ſondern auf den Himmel bauen, der ihnen ſeitdem in jeder Stadt ein Ghetto gebaut hat!

Herr Miesbach ſpricht auch vom „Thurm zu Babel“, aber dieſer Thurm iſt nicht aus Ziegeln, ſondern aus Frankfurter Würſteln erbaut worden; er ſollte wie der Mailänder Dom bis zum Himmel emporſteigen, allein die patriotiſchen Sechskreuzer-Beiträge ſind nicht recht eingefloſſen und der Thurm blieb bei dem Ausruf: „Alaf Babel!“ ſtecken.

Aber Spaß bei Seite, die Brochure des Herrn Miesbach enthält viel Intereſſantes, und ich habe ſie, obſchon mir der Stoff ganz fremd iſt, mit Vergnügen geleſen. Es wurde mein wiſſenſchaftliches Intereſſe erregt in dieſer genealogiſchen Beſchreibung, und ich war ordentlich verblüfft, nichts davon geahnt zu haben, daß in dieſen Ziegelgruben Inzersdorfs urweltliche Florareſte, Thierknochen, Foſſilien, Fiſchwirbel u. ſ. w. gefunden wurden und werden.

Herr Miesbach kann Ziegelerde vorweiſen, die wirklich vom Bau zu Babel herrührt, die 4084 Jahre alt iſt, und eine andere, welche vom Palaſt in Babylon herſtammt, 2459 Jahre alt. Beide ſind ihm durch die Güte des kaiſerl. Botanikers Herrn Kotſchy in Wien direct aus Bagdad zugeſendet worden. Iſt das nicht intereſſant? Auf dem Stück Ziegelding vom Palaſt der Semiramis ſieht man noch die Keilſchrift, welche vom Dragoman in Wien überſetzt alſo lautet: „Nabuchadnezar, König von Babylon, Gebieter und Gründer von Beth Sengaln und von Beth Ziba, Sohn von Nabopollaſſar.“

Iſt es nicht literar-hiſtoriſch intereſſant zu erfahren, daß die Ziegelfabrikation von Babylon unter Druſus, dreizehn Jahre vor Chriſti Geburt, nach Wien gebracht wurde? Nicht minder anziehend iſt in der Brochure das Verzeichniß der allmäligen Vergrößerung der Stadt Wien von 1194 bis heutzutage, und der Aufſchwung der Ziegelfabrikation in genauer und natürlicher Verbindung damit.

Es iſt gewiß erſtaunenswerth, wenn man weiß, daß die Erzeugungsfähigkeit der Miesbach'ſchen Ziegelfabrik jährlich 126,000,000 Stück liefert; daß der Verkehrsfond 18,000,000 fl. C. M. beträgt, alſo faſt noch eine größere Summe in Verkehr ſetzt als die „Wiener Preſſe“ mit allen ihren Inſeraten, wobei 4700 Arbeiter ehrlich und redlich beſchäftigt werden, d. h. in der Ziegelfabrik. Für die weltbekannte Vortrefflichkeit der Fabrikation iſt das allgemeine Urtheil genügend, ſowohl was die Tragfähigkeit der Ziegel betrifft, als auch weil ſie unglaublich wohlfeiler ſind, welches für die Bauwelt von höchſtem Nutzen und Intereſſe iſt. Der Director des kaiſ. Arſenalbaues, der General Freiherr von Smola, hat bezeugt, daß die auf dem Wienerberge erzeugten Ziegel das vortrefflichſte Material für Bauten ſind.

Von der Terracotta-Fabrik des Herrn Miesbach in Inzersdorf haben wir ſchon flüchtig geſprochen. Dieſe Anſtalt, welche von Namen und Künſtlern wie Hanſen, Gaſſer, Melnitzky, Hogler u. ſ. w. vertreten wird, zeigt in der Ausſtellung ihrer künſtleriſchen Kräfte, daß ſie ſich mit Glück eine höhere Stufe künſtleriſcher Anfertigung vorgeſteckt hat. Der Springbrunnen iſt eine Muſterkarte herrlicher Anfertigung in Form, Farbe und Ausführung. Unter den Figuren ſind die Caryatiden von reiner, ſchönſter Arbeit.

Aber in ſeinem „Steinkohlen-Bergbau“ da iſt es vorzüglich und da iſt es unbezweifelt, wo ſich Herr Miesbach durch induſtrielle Genialität, durch Erprobungen und Wagniſſe aller Art, durch Zeit- und Geldopfer von Umfang und Bedeutung um die Induſtrie Oeſterreichs hohe Verdienſte erwarb. Er war der Erſte, welcher vor 32 Jahren in Oeſterreich den Steinkohlenbergbau anregte, große und ausgedehnte Reiſen machte, um Dampfkraft und Eiſenbahnwege zum Behuf des Kohlenbergbaues nach Oeſterreich und Ungarn zu verpflanzen. Geld iſt Intelligenz, und Intelligenz iſt Geld, Geld und Intelligenz, Metallkraft und Denkkraft vereinte Herr Miesbach, und durch ſie oder vielmehr mit ihnen ſchlug er an die Erde ſeines Kohlenwerkes und hob den ſeit Jahrtauſenden in ihm ſtummbegrabenen Schatz, und hob den eingeſargten National-Reichthum, über tauſend Millionen Centner ſchwarze Milch, welche die Bruſt der Mutter Erde auf ſein Geheiß dem Kinde der Erde gab.

Herr Miesbach betreibt jetzt 27 ſolche Steinkohlenbergwerke, den ſteiriſchen, ungariſchen, mähriſchen und öſterreichiſchen Erdgeiſtern und Gnomen läßt er durch 2300 Arbeiter ihr ſchwarzes Blut abzapfen, welches 4 Millionen Centner jährlich wiegt.

Aus der Brochure geht auch das erſtaunenswerthe Reſultat hervor: im Kaiſerthum Oeſterreich wurden in den letzten Jahren 40—50 Millionen Centner ausgebeutet, beinahe der zwölfte Theil der Erzeugung von ganz England!

Es paſſirt dem Menſchen oft, daß er ſich in ihm ganz fremde Gegenſtände zuweilen ganz hineinvertieft. So ging es mir bei der Leſung dieſer Brochure. Alles, was in ſeiner Art ſich bis zu einer gewiſſen Höhe erhebt, regt mich an, hält mich feſt, beſchäftigt mein Denken, gewinnt meine volle Aufmerkſamkeit. Ich habe mich in Ziegelfabrikation, in Kohlenbergwerke hineingeleſen, ich habe dann die Sachen ſelbſt mit Neu- und Wißgierde beſucht, geſehen, genau beobachtet, und habe mich Zeit, Mühe und Schreibens nicht verdrießen laſſen, um dem Leſer, dem die Sache eben ſo fremd iſt, wie ſie mir war, einen kleinen Aperçu dieſer großartigen Miesbach'ſchen Anſtalten und Rieſenunternehmungen zu geben. Es wundert mich gar nicht, daß Herr Miesbach für die Energie, Thatkraft und intellectuelle Ausdehnung ſeines Wirkens und Schaffens ſchon eine ganze Ziegelfabrik von Medaillen bekommen hat! Die große goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, die zwei größten goldenen Medaillen bei der Ausſtellung in Wien, Preismedaillen von England, von Amſterdam, von München u. ſ. w., und wenn die Gerechtigkeit nicht noch tiefer vergraben liegt als Ziegelerde und Steinkohlen, ſo muß dem coloſſalen Induſtrieverdienſte des Herrn Miesbach auch in Paris die Sonne von London u. ſ. w. glänzen.

Paris, 28. Juli 1855.

Ein Grab und ein Bett in Paris; oder: ein Beſuch bei Börne und bei Heine.

Es iſt jetzt ein Vierteljahrhundert, daß ich hier in Paris mit Börne zuſammenwohnte, rue de Provence, 24.

Faſt jeden Morgen oder Abend kam Börne, in ſeinen braunen Pelzſchlafrock gehüllt, in mein Zimmer, ſetzte ſich an den Camin, ſchürte das Feuer an und ſagte: „Nun, Saphir, helfen Sie mir an nichts denken.“ Er behauptete nämlich, er befinde ſich nur dann wohl, wenn er an gar nichts denkt, das könne er aber nicht allein, dazu müſſe ihm immer Jemand helfen. Namentlich aber, ſagte er, gelänge es ihm ganz und gar an nichts **zu denken**, wenn ein deutſcher Profeſſor mit ihm discurirt.

„Aber,“ erwiederte ich, „ich bin ja kein Profeſſor, im Gegentheil, ich leide an Diarrhöe.“

„Thut nichts,“ ſagte Börne, „Sie ſind erſt aus Deutſchland gekommen, ich weiß, Sie waren ein Freund von Hegel, Sie müſſen mir helfen an nichts denken.“ — Darauf ſchürte er das Feuer an, legte Holz nach und ſah in die Flammen.

Er litt immer an Kälte. Wenn ich bei ihm war, ſchrieb er zuweilen, zwiſchen jeder Zeile ſtand er auf, um ſich am Camin zu wärmen. Er arbeitete ſehr langſam, ging inzwiſchen oft fünf Minuten lang auf und ab und ſchrieb wieder zwei Zeilen. Wenn ich ihn verlaſſen wollte, um ihn nicht zu ſtören, ſagte er: „Au contraire, bleiben Sie hier, da ſtören Sie mich nicht, aber wenn

Sie oben in Ihrem Zimmer auf- und abgehen *), da geben Sie meinen Gedanken lauter Fußtritte.“ — Ich arbeite ſehr ſchnell; eines Tages kam Börne gegen 12 Uhr Mittags zu mir hinauf und ſagte: „Heute haben Sie Ihre Verleſung im Salon Boſſange, über was werden Sie leſen?“ —

„Heute?“ rief ich erſchrocken aus; „heute? Schwerenoth, daran hab' ich ganz vergeſſen! Nun muß ich mich gleich darüber machen.“

„Sie haben gewiß über dem „Boeuf gras“ geſtern, über dem Zug des Faſchingsochſen, daran vergeſſen.“

„Gewiß! aber der Ochs muß mir das vergüten! Einer hilft dem Andern! Ich werde über „den Zug des Faſchingsochſen durch Paris“ leſen.“

„Gut,“ ſagte Börne, „ich will Euch nicht ſtören, thut als ob ich gar nicht hier wäre.“

Er ſetzte ſich an den Kamin, ich an den Schreibtiſch, und mein Ochs hatte in einer Stunde ſolche Fortſchritte gemacht, daß wir beide ein Bischen ruhen konnten.

„Wie ſind Sie glücklich,“ ſagte Börne, „ſo geſchwind zu arbeiten, ich kann das nicht!“

„Ja,“ entgegnete ich, „daher hält Ihre Arbeit für die Ewigkeit, meine aber iſt bald zerbrochen und unbrauchbar!“ —

Als ich eines Abends zu Louis Philipp in's palais royal geladen ward, ſagte Börne: „Grüßen Sie mir Alle und bringen Sie mir ein Stückchen bürgerliches Königthum mit, weil es noch friſch iſt.“

Der Menſch, jeder Menſch iſt ein Talleyrand! Es ſind 25 Jahre und ich ſtieg in den gelben Handſchuhen, der weißen Cravatte und im ſchwarzen Frack die Treppe im palais royal hinauf und machte dem bürgerlichen Königthume tiefe Bücklinge und

---

*) Er erzählt das ſelbſt in ſeinen „Pariſer Briefen“.

nach 25 Jahren ziehe ich wieder gelbe Handſchuhe, weiße Cravatte, ſchwarzen Frack an, ſteige dieſelbe Treppe im palais royal hinauf und machte dieſelben tiefen Bücklinge dem Kaiſerthum, und ich bin doch kein Talleyrand und kein Höfling und auch kein politiſcher Wetterhahn und auch kein Protectionsjäger, ich bin nichts als ein außer allen Beziehungen ſtehender reiſender Schriftſteller, der Alles ſehen und kennen lernen will, um darüber manches in ſein Blatt und wieder hinter's Ohr zu ſchreiben.

Es thut mir nur herzlich leid, daß ich nicht hoffen kann, zu erleben, für wen ich mir in noch 25 Jahren hier wieder die gelben Handſchuhe, die weiße Cravatte und den ſchwarzen Frack anziehen werde —?

25 Jahre und das Königthum iſt todt und Börne auch. Börne! auch ein König! Er trug die Geiſteskrone und die Dornenkrone! Er führte die Feder wie ein Scepter; ſein Reich war die Phantaſie, ſein Thron der Schreibtiſch! Als ich dazumal Paris verließ und Abſchied von ihm nahm, ſagte er: „Auf Wiederſehen! oben oder unten!“ Und ich drückte ſeine ſchmächtige Hand und erwiederte: „Oder in der juſte milieu zwiſchen oben und unten noch hier auf der Erde!“

Ich ſollte Börne auf der Erde nicht wieder ſehen! Alſo „oben“ oder „unten!“ Jedoch wo iſt „oben“ und wo iſt „unten?“ In einer Zeit und in einem Lande, wo heute oben iſt, was geſtern unten war, und morgen vielleicht unten was heute oben iſt, in einer ſolchen Zeit iſt das Rendezvous: „oben oder unten“ ein ſehr unbeſtimmtes.

Börne iſt jetzt gewiß oben! Er war ſchon im Leben oben, hoch oben über dem Leben, über dem Schmutz der Erde. Er liegt unten, aber er lebt oben!

Börne liegt in fremder Erde! in fremdem Boden! Paris wurde ſein St. Helena, père la chaiſe ſein Longwood, der Buchhändler Campe ſein Sir Hudſon Lowe.

Frankreich hat Napoleons Aſche wieder verlangt, Deutſchland ſollte Börne's Aſche aus dem fremden Boden zurückverlangen. Deutſchland ſollte zu Frankreich ſagen: „Gebt mir heraus dieſen Todten! Wollt ihr wiſſen, für wen er geſtorben! Für mich iſt er geſtorben!“

Ja Börne iſt an und für Deutſchland geſtorben! Er hat Deutſchland geliebt, und weil er es geliebt hat, hat er es verlaſſen, wie ein edler Mann ſich von der Geliebten losreißt, die mit ihm und mit der er nicht glücklich ſein kann! Er hat Deutſchland geliebt, er hat die Deutſchen geliebt, ſo wie jeder ehrliche Deutſche ſein Vaterland liebt, wenn er auch über Vieles in ſeinem Vaterlande weint oder lacht! Börne hat ſich nach Deutſchland geſehnt, ſein geſchriebener Zorn über Deutſchland iſt nichts als ſein deutſches Heimweh, welches er in Salz und Säuren friſch erhielt, welches er mit Witz und Spott zu betäuben, fortzujagen trachtete.

Die deutſchen Correſpondenten in Paris ſagten in der „Allg. Augsb. Zeitg.“: „Börne ſchmeichelt den Franzoſen,“ ſo wie ſie jetzt ſagen: „Saphir ſchmeichelt den Franzoſen.“

Dieſe deutſchen Läuſe in dem Wallfiſch „Paris“ haben in der „Augsb. Allg. Ztg.“ den würdigen Kopfgrind gefunden, darinnen zu wimmeln. Dieſe allgemeine Gemeine für alle, dieſe politiſche femme entretenue der verſchiedenſten Parteien, dieſe Maria Stuart, die noch ärger iſt als ihr Ruf — o Himmel — die nur eine politiſche Geſinnung hat: „den Débit in alle Länder und keine Poſtporte-Erhöhung,“ die iſt von der Nemeſis ereilt worden! Ihre Abonnenten vermindern ſich mit jeder Runzel, welche ihr altes Angeſicht heimſucht, ihr Credit iſt ſo tief geſunken, daß er bald den Geiſt, der ſie beſeelt, erreicht haben wird. — O Himmel! —

Zu jenem Ungeziefer, welches die Pariſer Correſpondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in Paris ſich gegenſeitig abjagen, um es in den Spalten jener Zeitung loskriechen zu laſſen, gehörte auch die Anſchuldigung: „Börne ſchmeichelte den Franzoſen!“

Börne und Schmeicheln! Ein Löwe, dem man nachjagt, er macht einen Katzenbuckel!

Er ſchmeichelte den Franzoſen, das meinten die Franzoſen, und die deutſchen Correſpondenten in Paris, welche das als Nektar ſchlürfen, was ſie einem Franzoſen abhorchen, um es zettelweiſe in deutſchen Journalen auszuſchenken, ſagten es den Franzoſen nach!

Die Franzoſen waren nicht im Stande, aus der Bitterkeit und aus den ſalzigen Worten Börne's über Deutſchland die Liebe Börne's zu Deutſchland, den Schmerz Börne's über Deutſchland, die Mühe Börne's dieſe Liebe und dieſen Schmerz aus ſich wegätzen zu wollen, aufzufaſſen, herauszufinden und zu verſtehen.

Börne liegt in franzöſiſcher Erde! Er liegt allein! Er liegt fern von dem Volk, das er geliebt, für das er geweint, gelitten und geſtritten hat. Am Tage Allerſeelen tönt kein deutſcher Laut, blüht kein deutſches Blümchen auf ſeinem Grab.

Dann und wann kömmt ein deutſcher Weinreiſender, ein Handelsbefliſſener aus ſeiner Vaterſtadt Frankfurt am Main, ein jüdiſches Banquierſöhnchen aus der Vaterſtadt Nantes, und ſie haben in ihrem Notizenbuch angemerkt, was ſie in Paris für „Curioſitäten“ beſuchen müſſen, und da ſteht: „Thiergarten“ — „Bal Mabille“ — „Griſetten“ — „Börne's Grab“ u. ſ. w.!

Aber Frankfurt am Main ſollte Börne's Leiche reclamiren! Nicht Goethe und nicht Börne haben ihrer Vaterſtadt die Ehre erzeigt, in ihr zu ſterben, und doch iſt Frankfurt am Main die Stadt dazu, wo jeder große Mann gleich begraben iſt!

Frankfurt am Main hat Goethe ein Denkmal geſetzt, weil er ihm das Vergnügen gemacht hat, Miniſter zu werden. Aber ſeine Statue in Frankfurt am Main haben ſie mit großem Scharfſinn aufgeſtellt, Goethe kehrt nämlich der Kunſtanſtalt, dem Theater, den Rücken zu!

Frankfurt am Main ſetzt Börne deshalb kein Denkmal, weil es nicht weiß, wie es ſeine Statue ſetzen wollte, d. h. welcher Seite in Frankfurt er nicht den Rücken zukehren ſollte.

Börne's Grab in Paris iſt mehr als einfach. Eine erbärmliche Büſte ſteht in einer kleinen, dunklen Niſche und die paar Zeilen auf dem Steine ſind nicht mehr zu leſen! Nicht ein Blümchen ſteht auf dem Grab, zwei halbverdorrte gelbe Kränze hängen an den Eiſenſtäben, die das Grab umgittern!

Guter Börne! Auch im Tode noch von Eiſenſtäben umgittert! Ich legte einen vollen friſchen Kranz auf das Grab.

Edler Schatten! Freund, Landsmann, Bruder in Apoll und Mitpilgerer auf der Wallfahrt des Geiſtes! leb' wohl! Leb' wohl, Du edler Todter! und rufe mir zur Vergeltung dieſer Worte von oben zu: „Sterbe wohl, Du guter Lebender!“

Von Börne's Grab zu Heine's Krankenbett!

Sollte es vielleicht im Buch des Schickſals ſtehen, die deutſchen Humoriſten ſollen in franzöſiſcher Erde ruhen! Ich muß machen, daß ich fortkomme, das Schickſal könnte mich für einen Humoriſten halten!

Heine war lange nicht im Stande, Beſuche anzunehmen; er war ſehr leidend. Seit einigen Tagen iſt er etwas beſſer.

Herr Steinitzer, mit dem ich zu Heine gehen wollte, brachte mir dieſer Tage ein Briefchen, welches Heine an ihn richtete und in welchem er ſagt: „Es wird mir viel Vergnügen machen, wenn mir Herr Saphir die Ehre ſeines Beſuches erzeugt, ich werde das Beſte, was man mir in meiner kummervollen Lage anbieten kann, nämlich einige erheiternde Augenblicke, mit Dank annehmen. Herr Saphir iſt einer der geiſtreichſten Männer Deutſchlands, und wir haben ſehr viele gemeinſchaftliche Feinde; dabei ſoll er ſehr gutmüthig ſein, was doch auch eine gute Eigenſchaft iſt.“ —

Herr Heine erzeugt mir zu viel Ehre, wenn er glaubt, ich habe ſo viele Feinde wie er, ſo geiſtreich bin ich nicht, und ſolch' einen Ruhm hab' ich auch nicht, um ſo viele Feinde zu haben wie er. Ich war einen Augenblick lang Heine's Feind, als er Börne nach dem Tode ſo hart behandelte. Ich habe Heine darüber recht bitterböſe angelaſſen. Ich habe ihm das, bevor ich ihn beſuchte, ganz offen ſagen laſſen, da alle Unwahrheit und jede zweideutige Lebensweiſe meiner Natur verhaßt und unmöglich iſt! Ich war Heine dazumal bitterböſe, ich habe mich darüber ausgeſchrieben. Das war ich den Manen meines edlen Freundes Börne ſchuldig.

Darüber ſind fünfzehn Jahre vergangen! Ich habe Heine ſtets als herrlichen Dichter, als einen der geiſtreichſten Schriftſteller und als eine der witzigſten, oder was eben ſo viel iſt, als eine der kratzendſten Federn des Jahrhunderts anerkannt. Verſchiedenheit der Anſichten und Geſinnungen iſt unter geiſtreichen Menſchen kein Grundrecht zur Verläugnung des gegenſeitigen Talentes und Genies.

Nachdem ich mich alſo Heine darüber offen erklärte, beſuchte ich ihn.

Heine wohnt jetzt Nr. 3, avenue Matignon, in den champs élysées im fünften Stock.

Ein weiblicher Domeſtique meldete mich an. Ich trat in ein ſehr verdunkeltes Cabinet. Das Cabinet war durch einen Schirm in zwei Theile getheilt. Selbſt halb blind, tappte ich mich vorwärts, da tönte es von hinter dem Schirm hervor: „Iſt's der wirkliche Saphir?“ Ich erkannte Heine's Stimme nicht wieder, welches auch ſchwer geweſen wäre, da ich ihn ſeit 1827 nicht ſprach.

Ich trat hinter den Schirm, das Dunkle des Zimmers war mir nach und nach nicht mehr ſo dunkel, ich trat näher an Heine's Bett; an das Leidensbett, an welchem dieſer Prometheus, der vielleicht zu viel Feuer getrunken, himmliſches und irdiſches, ſeit vier Jahren gefeſſelt liegt. Aber kein Geier nagt an ſeiner Leber, denn er ſchreibt und ſpricht noch friſch von der Leber weg; auch nagt kein Geier an ſeinem Herzen, denn er hat ſein Herz gefeit vor den Krallen der ätheriſchen Liebe, und auch an ſeinem Gewiſſen nagt kein Geier, denn Heine weiß dieſes Gewiſſen ſo zu verſtecken, daß kein Geier weiß, wo es anzupacken ſei.

Seit vier Jahren ringt Heine's Körper mit dem Tod! Aber ſein Körper hat einen Verbündeten gefunden, mächtiger als eine Allianz, einen Verbündeten, der dem Körper ſeine Exiſtenz garantirt, nämlich: Heine's Geiſt! Alle Körper, beſonders fleiſchliche, werden in Spiritus gelegt, um von außen her conſervirt zu werden; Heine's Körper wird von innen conſervirt, der Spiritus in Heine erhält das irdiſche Futteral dieſes Geiſtes.

Als A. T. E. Hoffmann das Rückenmark gebrannt bekommen hatte, ſagte er zu Chamiſſo, der ihn gleich darauf beſuchte: „Riechen Sie den Teufelsbraten? Ich bin geſchmort worden!“

Das iſt ein gräßlicher Humor, aber er flößt Reſpect ein; der Humor, der mit dem Teufel ein Wettrennen beginnt, der muß, wenn er verliert, mit Humor zum Teufel gehen!

Der Weiſe kennt keinen Schmerz, der Stoiker läugnet ihn, das iſt kein Verdienſt! Aber dem Schmerz in die Augen ſehen, den wüthendſten Schmerz in ſeinen Gliedern auf- und abgehen fühlen, den Kuß des Todes in Jahresraten auf ſeinem Angeſich fühlen, die Auflöſung jahrelang löffelweiſe einnehmen, die Verweſung aus dem Grabe ſich entgegenkommen ſehen, in kleinen Portionen verweſen, und da noch ſeinen Humor haben, da noch dem ſteten Schmerz mit ſteter Laune in's Geſicht lachen, da noch mit innerer Luſtigkeit, mit unverwüſtlichem Geiſt dem körperlichen Elend zurufen: „Du vermagſt nichts über meinen innern „Menſchen“, das iſt ein denkwürdiges, ein pſychologiſch intereſſantes, ein geiſtig erhebendes, ein moraliſch tröſtendes Schauſpiel!

Heinrich Heine in ſeinem Bette iſt ungefähr ganz und gar ſo groß wie ein Jean Piccolo, es iſt vom Menſchen grade noch ſo viel dageblieben, als nöthig iſt, um dieſer Fülle von Poeſie, Laune, Humor, blendendem Witz und — ſataniſcher Bosheit zum Aufbewahrungsgefäß zu dienen.

Heine ſtreckte mir ſeine Hand entgegen; eine Hand? ein Händchen von einer Mumie! Und dieſes Knochenmodell einer Hand ſchreibt noch „Lutèce“, „Salon“, „Romancero“, und all' die wunderſam duftigen, wunderſam witzigen, wunderſam poetiſchen und wunderſam abſcheulichen Dinge durcheinand!

Heine muß, wie bekannt, mit der einen Hand ſein Augenlid in die Höhe heben, wenn er Jemand ſehen will. Aber in dieſem Augenblick, wenn er den Verhang von ſeinem Auge aufzieht, bietet dieſes ein Theater mit griechiſchem Feuer beleuchtet dar, dieſer Blick iſt noch Licht, dieſes Licht iſt noch ein Strahl, und dieſer Strahl bringt noch ein Prisma voll farbiger Geſtaltungen und Eindrücke.

Heine iſt ganz und gar der alte Heine, um 30 Jahre älter, um 50 Pfund leichter und viele Zoll kürzer, um ein Auge ärmer, um zwei Füße von der Gicht betrogen, von Amor in Stich gelaſſen und von Eros beſtraft, aber es iſt doch der alte Heine an Geiſt und Gedanken, an Wort, Ausdruck, Gefühl und Empfindungsweiſe.

Die irdiſche Vaſe iſt zertrümmert, der Henkel abgebrochen, der Sockel zermürbt, die Farben abgeblaßt, aber das Potpourri der poetiſchen Blumen, die Blätter und Blüthen in dieſer Vaſe ſind geblieben, die Roſen — und die Dornen!

Ach, es iſt ſchade, daß dieſes Genie an nichts glaubt, nicht einmal an ſich, und das iſt der ſchlimmſte Unglaube! Wer an ſich ſelbſt nicht glaubt, glaubt nicht an Gott, denn jeder Menſch muß ein Stück Gottheit in ſich glauben. Heine's wundervolle, ſinnige, blendende Poeſie hebt die Erde zum Himmel empor, aber leider verpflanzt ſie auch den Himmel auf die Erde! Heine weiß aus allen Materien Geiſt zu ziehen, er vergeiſtigt die Materie, aber dafür iſt ihm aller Geiſt, der Geiſt der Natur, der höchſte Geiſt auch nur Materie! Heine's geiſtiger Athem iſt unendlich, aber es iſt ein Samum, er verſengt! Dieſer Athem ſtreift die Blume, die Blume öffnet dieſem ſonnigen Athem den lieblichen Buſen, der Athem fährt über ſie hin, ſie iſt verbrannt, welkgeſungen! Dieſer würzige Athem berührt die Lotosblume Poeſie, die Lotos erſchließt dieſem Athem das Räthſel ihres Duftes, die Geheimſchrift ihrer Blätter, den Zauber ihres Daſeins, aber der Athem, der ſie öffnet, tödtet ſie, der Hauch, der ihr die Seele entwickelt, vergiftet ſie! *)

Aber welche Friſchheit der Ideen, welche Triebkraft der Phantaſie, welche Farbenmiſchung, welcher gehämmerte Styl und welcher Wechſel der Perſpective in Schilderung und Staffage!

Die Franzoſen begreifen nicht recht, wie Geiſt und Witz und Lyrik an und für ſich Berechtigungen der Literatur, des Genius ſind. Amédée de Ceſena fragte: „Aber was will Heine?

---

*) Ich werde in ſpäteren „Pariſer Briefen“ das nachholen, was zur Vervollſtändigung meines Urtheils über den jetzigen Heine nöthig iſt.

Welchen Zweck haben ſeine Genialitäten? Was iſt das Ziel dieſer Gedanken-Wettrennen? Wohin gehen dieſe Strahlen, welche ſich von den Sternen losmachten?“ (détaché des étoiles). Amedee de Ceſena könnte eben ſo gut fragen: „Was will die Roſe? Welchen Zweck haben die Töne der Nachtigall? Was iſt das Ziel aller dieſer Blumendüfte und wohin gehen alle die Wolkenzüge und Zephirlüfte?“

Ein Ziegelſtein muß einen Zweck haben, der Demant iſt ſein eigener Zweck. Der Reiſende ſteckt ſich ein Ziel vor, der Spaziergänger nicht; der Wegweiſer muß uns ein „wohin?“ zeigen, aber die Blume, die Quelle, das Echo, der Wälderduft, die lachende Landſchaft, welche den Reiz und den Schmuck des Weges bilden, ſagen nie: wohin! — Heine's Bosheiten ſelbſt, glaub' ich, haben auch keinen Zweck, ſie ſind bei ihm eben auch eine Formation ſeines Geiſtes. Er fragt ſie auch nicht: wohin? Er bekümmert ſich nicht um ihre Wirkung.

Ich ſprach mit ihm davon, von den vielen Verletzungen, welche er ſelbſt Freunden anthut. „Ach,“ ſagt er, „über wen ſoll man denn Witze machen als über ſeine Freunde? Die Feinde nehmen es einem gleich übel! Die Freunde eben ſollen uns die Freundſchaft erzeugen, unſere Witze nicht übel zu nehmen.“ — Ich muß geſtehen, da iſt doch Methode d'rin!

„Mit meinen Finanzen,“ ſagte Heine, „bin ich immer brouillirt, ich habe immer weniger als ich brauche.“

„O,“ erwiederte ich, „das kenn' ich, wir ſagen immer: „ich habe weniger als ich brauche,“ aber wir ſollten eigentlich ſagen: „ich brauche mehr als ich habe.“

„Ich habe,“ fuhr Heine fort, „6000 Francs jährlich von meiner Familie und 6000 Francs von Campe in Hamburg, das ſind jährlich 12,000 Francs Renten, ich brauche aber wenigſtens 20,000 Francs! Wie viel brauchen Sie?“

„Mein lieber Heine,“ erwiederte ich, „die Berechnung iſt leicht. Sie haben mehr als 12.000 Fr. Renten und brauchen dennoch 20.000 Fr. Stellen Sie ſich vor, wie viel ich erſt brauche, der ich gar keine Renten habe.“

In dieſem Augenblicke brachte die Dienerin einen Brief, er ließ die Fenſtervorhänge zurückſchlagen und ich ſah Heine's Angeſicht deutlich. Ein wahres leidendes Lazarus-Angeſicht, hohle, bleiche Wangen, ſpärliches Haar, der Bart weiß und ſtruppicht, die Stirne weit hervortretend und die Augen tief in ihre Höhlen zurückgezogen und zugedeckt. Heine iſt ſchlaflos und braucht die Nacht hindurch unzähligemal die Bedienung zu hundert Dingen, und doch darf kein Licht im Zimmer ſein und auch kein lebendes Weſen kann er des Nachts um ſich dulden, er muß allein ſein! Allein wach mit ſeinen Schmerzen, mit ſeinen Leiden, aber auch mit ſeinen Gedanken und wachen Träumen.

Er iſt verheirathet, ſeine Frau hab' ich nicht geſehen, hab' auch den Wunſch nicht geäußert; ſie ſoll eine ſtattliche, ſtarke Perſon ſein. Das iſt Alles, was ihre Biographen von ihr wiſſen — oder ausſagen. Daß der Sänger des „Buchs der Lieder“ nach Loreley und ſo weiter an einer „ſtattlichen ſtarken Perſon“ ehegeſponslich hängen blieb, iſt ein Heine'ſcher Witz des Schickſals. Völker und Frauen, von welchen die Blätter der Geſchichte nichts ſagen als: „eine ſtattliche, ſtarke Perſon!“ mögen höchſt reſpectabel ſein, aber nicht — intereſſant. Heine liebt noch immer vorzüglich jüdiſche Witze.

Ich fragte Heine, ob ſeine Frau deutſch ſpreche; „nur zwei Worte“ war ſeine Antwort; „Nebbech“ und „Jofe.“ (Das erſte Wort iſt ein Klageausruf und das zweite heißt „ſchön“.) „So?“ ſagte ich, „das ſind blos zwei eigene Namen, der erſte iſt Ihr eigener Name und der zweite der Ihrer Frau.“

Heine iſt jetzt wieder doch ſo weit, daß er manches ſelbſt ſchreiben kann. Er dictirt ſonſt, aber er hat alle acht Tage einen andern Schreiber, es kann ihm nicht ſo bald Jemand zurecht ſein.

Obſchon zur Zeit, als wir uns das letztemal in Frankfurt ſahen, Börne ſtets mit mir war, vermied es heute ſowohl Heine als ich, den Namen „Börne“ auszuſprechen.

Ich bin von Heine's Krankenbett noch verdüſterter weggegangen als von Börne's Grab. Drei Humoriſten der deutſchen Gegenwart, zwei große und ein kleiner, davon iſt einer todt in Frankreich begraben, einer lebendig in Deutſchland begraben, und einer, der in Deutſchland nicht leben und in Frankreich nicht ſterben kann!

Paris, 29. Juli 1855.

Ein Morgen bei Alexander Dumas.

Der Diener Dumas' hatte den Auftrag, mich ausnahmsweiſe jederzeit eintreten zu laſſen. Ich kam geſtern um 9 Uhr Morgens.

In der rue d'Amsterdam 77 bewohnt Dumas ein Häuschen und Garten ganz für ſich allein.

Im erſten Stock iſt das Arbeitszimmer ſeiner Tochter Marie. Sie iſt ein ausgezeichnetes Malertalent. Ihr Zimmer iſt ein Atelier, ein Muſeum, ein erotiſcher Blumengarten, eine Bildergallerie, ein Raritätencabinet, ein orientaliſcher Tempel zugleich. Zeichnungen, Croquis, Statuetten, Blumenvaſen, ausgeſtopfte Vögel, Lampen, Münzen, Stickereien, Teppiche, Schirme; alles durcheinander, übereinander, nebeneinander! Methode in der Unordnung, Syſtem im Durcheinander, ſtudierter Geſchmack in anſcheinender Zufälligkeit.

Eine Treppe höher iſt das Arbeitszimmer Dumas'. Hier iſt zuerſt nichts und dann Chaos, und aus dieſem Nichts und Chaos ſchafft Dumas eine Welt, ſeine Welt. Zu dieſem Chaos von Tinte, Papierſtreifen, Federn, Büchern und Brochuren ſagt Dumas: „Dieſes Papier ſoll erzeugen allerlei Leben, Meer und Erde, Himmel, Sonne, Sterne, Menſchen und ſonſtiges lebendes Weſen,“ und alſo geſchieht's.

An den Wänden des Zimmers ſind türkiſche Divans, auf Camin und Geſimſe ein pêle-mêle von cadeaux und souvenirs: „Donné par le Prince etc.“ — „Hommage à Alexandre Dumas par la Princesse etc.“ u. ſ. w. An den Wänden hängen allerlei Bilder, auf Seſſeln und Fauteuils Bücher, Cartons, Dictionnärs, Damascener Säbel, Piſtolen, Albums u. ſ. w.

In der Mitte des Zimmers ſteht ein breiter, langer, flacher Tiſch, ein Schreibzeug in der Mitte, und auf dieſem Tiſch unzählige große blaue Papierbogen, in lauter einzelnen halbgeſchnittenen Bogen; und auf dieſe Streifen, ſtets auf einer Seite, ſchreibt Dumas zugleich die „Histoire de ma vie,“ die „Mohicans de Paris,“ die „Mémoires de Mad. Dorval,“ die Urtheile über Mad. Riſtori und noch hundert andere Dinge.

Es iſt unglaublich, mit welcher Schnelligkeit, mit welcher Vielfachheit Dumas ſchreibt. Dumas hat vier Hände, zwanzig Finger, aber ſelbſt die reichen nicht hin, um ſeinen ſchaffenden Geiſt und ſeiner beflügelten Phantaſie, um ſeiner quellenden Erfindungsgabe und dem Sprudeln ſeines Styls nachzukommen. Nur wer Dumas arbeiten geſehen hat, kann es glauben, wenn auch nicht begreifen, daß er über tauſend Bände verfaßt hat! Während er arbeitet, ſpricht er mit ſeinen Beſuchern, ordnet er ſeine Diener an, arrangirt er ſein Blatt, ertheilt er Rath und hört zehn Menſchen an, von welchen ihn jeder in einer andern Angelegenheit ſpricht.

Er arbeitet in einem tropiſchen Negligé, wie es ſeine tropiſche Natur, ſeine tropiſche Phantaſie erheiſcht. In Pantoffeln und Nankinpantalon, im bunten Hemd, ohne Gilet, ohne Halsbinde; ſtark und groß, von musculöſer Structur, mit dichtem, emporgeſträubten Haar, dröhnt der Boden unter ihm. Sein Auge iſt gedankenvoll, ſein Blick dennoch mild, ſtark ausgeprägte Züge drücken eine frohe und herzensgute Stimmung aus. Er lächelt vortrefflich, ſpricht ſchnell, laut, mit Feuer, und belebt ſich im Geſpräch immer mehr. Sein Geſicht trägt eine innere Gutmüthigkeit im Ausdruck.

Nur wenn Dumas in Dumas angegriffen wird, nur wenn man ſeine geiſtige Individualität verletzt, fliegt der Creole über dieſes Angeſicht! da wird das Uebermeer-Blut in der Geſichtsfarbe ſichtbar, da nehmen ſeine Blicke die Geſtalt von Tigerpfeilen an, und der Panther trägt auf einen Augenblick ſeinen Ausdruck auf die Geſichtszüge des Menſchen über. Aber dieſer Moment geht bald vorüber und Dumas iſt wieder der alte frohe, joviale, liebenswürdige, herzlich-gute Menſch.

Dumas iſt von einer kindlichen Herzensgüte, der edelſten Aufopferung fähig. Er gibt alles hin an die Menſchheit, er iſt für jeden mit Rath und That bereit. Dumas hat viele Feinde, namentlich unter den jüngern Schriftſtellern und Feuilletoniſten! Wie kann es auch anders ſein? Ein ſolches Genie und keine Feinde?! Eine ſolche coloſſale Reputation und keinen Neid?! Dieſe kleinen Geiſter nergeln an dieſer großen Individualität, an dieſem Weltrenommée. Er läßt ſie nergeln und geht ſeiner Wege. Er iſt der Freund, der intime Freund von Lamartine, Victor Hugo, Berenger, Emilie Girardin, St. Beuve u. ſ. w., u. ſ. w., er iſt der Augapfel der höhern Geſellſchaft, er iſt die Seele dieſer Cirkel. Ich habe ihn in den Salons der Napoleoniden geſehen, wo man ihn mit Herzlichkeit bedeckt.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich ihn auch bei der Prinzeſſin Mathilde ſah.

Die Prinzeſſin Mathilde beſitzt keine Handſchrift von Napoleon I. Dumas beſitzt einen Brief von ihm. Dumas wollte ſich von dieſem Brief nicht trennen, den die Prinzeſſin ſo ſehnlich wünſchte. Ich war der glückliche Mittler, daß Dumas der Prinzeſſin den Brief gibt. Sie läßt die Unterſchrift, den Namenszug Napoleons herabſchneiden und unter Demanten in ein Armband faſſen.

Es war 9 Uhr Morgens, als ich letztlich zu Dumas kam. Er lag auf dem Boden auf einem Teppich, ſtreckte mir die Hand entgegen: „Ah, mon cher Saphir!“ ſprang auf und ſetzte ſich zu mir auf den Divan. „À présent je suis tout à vous!“ Aber kaum hatten wir zehn Worte gewechſelt, da fing die Wallfahrt der Beſucher an. Zuerſt der junge Herzog von Schleswig-Holſtein, den wir am Vorabend beim Prinzen Napoleon ſprachen, und der ſich bei Dumas die Gunſt erbat, ihn beſuchen zu dürfen. Kaum ſind ſechs Minuten verfloſſen, kömmt ein Präſident, deſſen Namen ich vergaß, „rien que deux mots, cher Dumas!“ Die zwei Worte werden 200. Ich will gehen, Dumas ſagte: „Non, mon cher Saphir, à présent je suis tout à vous!“ Nach einigen Augenblicken kömmt Mad. Daſch, eine Schriftſtellerin, und bittet nur um zwei Worte. Während dem kömmt der Verleger der „Histoire de ma vie“ und verlangt für's Feuilleton die Fortſetzung! „À l'instant!“ ſagt Dumas, ſetzt ſich nieder und füllt ſchnell einen langen halben Bogen und gibt ihn mit. Nun aber will ich wirklich gehen. „Non, nous causerons encore!“ Da kommt wieder Jemand, wer iſt's? der Maler B. aus Brüſſel hat mit dem Brüſſeler Expoſitions-Commiſſär Worms de Romilly einen Ehrenhandel. Dumas ſoll ſecundiren. Dumas acceptirt, ſchreibt an den Secundanten des Gegners und ſetzt ſich wieder zu mir. Wir beginnen unſer Geſpräch kaum, kömmt Méry und wünſcht, Dumas möchte Abends der Probe ſeines Stückes beiwohnen, da er der Sache ſo ungeheurer Meiſter iſt. Méry's Ambaſſade geht, nun hoffen wir allein zu ſein, umſonſt! Die Erben der Mad. Dorval (eine der erſten Tragödinnen Frankreichs) ſchicken ihm eine Bibel, welche einen Theil ihrer Lebensgeſchichte ausmacht, er ſoll ſie in Augenſchein nehmen und in der Biographie ſchildern!

So wird's eilf Uhr, ich will nun endlich im Ernſt gehen. „O non, vous dejeûnerez avec moi!"

Wir ſteigen hinab in den Gartenſalon zum Frühſtück. Aber Dumas iſt ſelbſt Koch. Er macht ſich ſein „Filet aux pommes" ſelbſt; indeſſen beſah ich die Tapeten u. ſ. w. Nun kömmt Dumas mit ſeinem neueſten Werk, welches der Bediente hinter ihm her dampfend nachbringt.

Wir ſetzen uns zu Tiſche, da ſteht Schinken, Kälbernes, Roßbeefs, Melonen, Filet, Omelette, Bordeaux, Thee, Kaffee und Liqueure. Wir wollen uns ans Geſchäft machen, aber noch nicht! Man bringt eine Ladung köſtlicher Blumen- und Pflanzengeſchirre, die eine nicht genannt ſein wollende Dame Dumas für ſeinen Garten ſchickt. Dumas ſpringt auf, ruft ſeinen Gärtner, aber voll Ungeduld ſtreift er die Hemdärmel auf und fängt an die Blumentöpfe ſelbſt in die lockere Erde ſeines Gartens zu ſetzen. Ich nicht faul helfe ihm und wir kehren mit Händen voll Gartenerde in den Speiſeſaal zurück.

Wir beginnen das Frühſtück, aber ich ſehe, Dumas iſt voller Unruhe, er ſchaut hin und her, ihm fehlt etwas! „Qu'avez-vous donc?" frug ich. Er ruft den Bedienten, ihm fehlen ſeine *Miteſſer*. Der Bediente öffnet eine kleine Gartenthür und es hüpfen und flattern herein kleine Perlhühnchen, Wildenten, Schopftauben u. ſ. w., und ſie umringen den Seſſel Dumas und Dumas iſt ſeelenvergnügt, er kann nicht frühſtücken ohne dieſen ſeinen Gartenbewohnern Brot und Futter von ſeinem Tiſch geſtreut zu haben. Es fehlt ein kleines Entchen! „Wo iſt das kleine Entchen?" — Der Diener ſagt, es ſei ihm was Menſchliches begegnet. Dumas iſt untröſtlich, das Frühſtück ſchmeckt ihm nicht mehr.

Von welcher Herzensgüte Dumas iſt, mögen folgende zwei Züge ſprechen.

Dumas hat 800 Franken zu bezahlen. Dumas iſt nicht zu jeder Minute Herr über 800 bare Franken. Aber nun hat er ſie, er wirft ſich in ſein Cabriolet, welches er immer hat, um die 800 Franken zu bezahlen.

Während er fährt, ſieht er, daß der Cabrioletkutſcher traurig iſt und weint!

»Was iſt's, Jean?«

»Nichts!« ſagte der Kutſcher. Aber Dumas dringt in ihn und der Kutſcher erzählt, daß ihm geſtern ein Unglück zukam, er ſtürzte. Pferd und Cabriolet ſind zu Grunde gegangen. Dies Cabriolet habe ihm ein anderer Cabrioletkutſcher für heute geliehen; er hat fünf Kinder und iſt nun ein Bettler!

»Wie viel brauchſt Du zu Pferd und Cabriolet?«

»Wenigſtens 600 Franken.«

»Halt!«

Der Kutſcher hält; Dumas gibt ihm 600 Francs. »Hier, mein Freund, wenn Du's haſt, wirſt Du mir's bezahlen, erziehe deine Kinder ordentlich!« Damit gibt er ihm 600 Francs, geht zu Fuß fort, um ſich, Gott weiß wie, andere 600 Francs aufzutreiben.

Eines Tages kömmt ein Freund, ein junger Schriftſteller, zu ihm, und klagt ihm, er iſt verliebt, er hat eine engelsſchöne Braut, ſie könnten glücklich ſein, ewig glücklich, wenn er »30,000 Franken« hätte!

»30,000 Franken!« ſagt Dumas, »Sie ſehen wohl, daß ich nicht im Stande bin zu helfen!«

»Doch! doch! Sie können uns auf ewig glücklich machen! Sie allein haben das Weh' und Wohl zweier Herzen in Ihrer Hand!«

»Ich? Wie denn? Iſt das möglich?«

„Ja, ſie iſt es! Ich habe ein Buch in zwei Bänden unter dem Titel: „Die beiden Dianen“ geſchrieben. Der Verleger will mir 30,000 Francs Honorar geben, aber nur unter einer Bedingung!“

„Unter welcher, mein Liebſter?“

„Daß Sie Ihren Namen zu dieſem Werk hergeben!“

„Aber das iſt ja unerhört! Das iſt ja nicht ſchriftſtelleriſch!“

„Das iſt wahr! Aber es iſt das einzige Mittel, mich und meine theure Geliebte vor Verzweiflung zu retten!“

Und Dumas gerührt von dem Schmerz des jungen Mannes, von der Wahrheit und Innigkeit dieſes Schmerzes, wirft den Rock um, geht mit ihm zum Verleger, gibt ſeinen Namen her, der Verleger zählt 30,000 Franken auf's Bret hin! Nach acht Tagen iſt das ſelige Paar vermält; in einem Jahr iſt der junge Dichter Vater eines herrlichen Jungen und Dumas Vater von zwei Bänden, die er nicht gemacht hat!

Es iſt vielleicht nicht ganz in der Ordnung, aber zwei glücklich gemachte Herzen! Die Zukunft einer ganzen Familie.

Das Herz Dumas hat über alle andern Rückſichten den Sieg davon getragen.

Gottlob in eine ſolche Verſuchung kann ein deutſcher Schriftſteller gar nicht kommen, und Gott geklagt, auf ſolche Weiſe kann in Deutſchland kein liebendes Paar glücklich gemacht werden!

Ich glaube nicht, daß ein Wiener Mausberger einem Wiener Novelliſten dreißigtauſend Franken für ſeinen Namen gibt, und wenn es drei Bände wären!

Der Kaiſer Ludwig Napoleon. — Wer kann ſagen: „Das iſt die letzte Stunde“ — „das iſt die erſte Stunde?“

Es iſt an ein Vierteljahrhundert, daß ich ein Büchlein ſchrieb:

„Die Napoleoniden,“
ein
„Trauerkleeblatt.“

Es waren drei Gedichte: „Die Wiege des Königs von Rom,“ — „Des Hauſes letzte Stunde,“ — „Lätitia die neue Hecuba.“ — Das Büchlein, kaum Finger dick, erlebte unzählige Auflagen, ich kann ſagen unzählige, denn dieſe Gedichte ſind einzeln und zuſammen in tauſend Formen, Formaten, Muſiken, Bildniſſen, Ueberſetzungen ab- und nachgedruckt, immer wieder neu aufgelegt worden. „Des Hauſes letzte Stunde“ iſt vom Thron in die Hütte und von dem Notenpult der großen Sänger und Sängerinnen bis zum Bänkelſänger, zum Leierkaſten gedrungen.

Wann habe ich dieſe Lieder geſungen? Als Napoleon der Große auf dem Throne ſaß? Als der König von Rom Erbe des ſchönen Frankreichs war? Als Lätitia die ſtrahlende Urſonne des Hauſes war? Als dieſe begeiſterte Wehmuth mir einen Orden, eine Stellung, eine Penſion, ein Gnadengeſchenk von dem mächtigen Beherrſcher der Erde erzwecken konnte?

Nein! Ich ſang jene Lieder, als der Titan geſtürzt, als ſeine Sonne erloſchen, als ſeine Krone geſunken, als ſeine Blumen geknickt, als ſeine Macht gebrochen war!

Ich ſang jene Lieder des Schmerzes über den Untergang einer erhabenen Erſcheinung, als es höchſt unrathſam war, eine ſolche dichteriſche Begeiſterung für den vom Himmel geſtürzten Halbgott zu manifeſtiren! Ich war jung, ich war feurig, mich erfüllte der Glanz dieſes Meteors mit Poeſie und Begeiſterung! Ich hatte keine politiſche Abſicht, es war keine Geſinnungs-Manifeſtation, es war Gefühlsſache, es war ſchwärmeriſche Verehrung und ſchwärmeriſche Wehmuth für und über den Untergang eines erhabenen Schauſpiels.

Die Poeſie iſt keine Zeitungsſchreiberei, die Poeſie iſt keine Staatskanzlei, die Poeſie iſt keine politiſche Kannengießerei. Napoleons Heldenleben, ſeine Pilgerfahrt am Schwert und Scepter durch's Leben, und am meiſten ſein erhaben-tragiſches Ende war Poeſie, und die Poeſie hatte ſich dieſer Poeſie bemeiſtert.

Ich dachte nichts als ich jene Gedichte ſchrieb, ich fühlte blos! Ich konnte ſie Niemand vom Hauſe Napoleon widmen, ich ſagte ja ſelbſt: „Des Hauſes letzte Stunde!“

Aber der Menſch ſoll nie ſagen: „die letzte Stunde,“ nie: „die erſte Stunde,“ denn er kennt den Räderlauf der Weltenuhr nicht, nur der, welcher die Weltuhr aufzieht und den Schlüſſel zu ihr hat, der allein weiß, wann für Menſchen, Völker, Welten die „letzte Stunde“ ſchlägt.

Mir war Napoleon durch ſeinen Tod auf St. Helena erſt recht ein poetiſcher Gegenſtand geworden! Der ſterbende Napoleon in den Kaiſergemächern der Tuilerien iſt nichts als ein todter Kaiſer mehr, der Paradeſarg im Louvre, die Gruft von St. Denis oder ſonſt wo wären eine zu proſaiſche Endlöſung einer ſolchen lebendigen Epopöe geweſen.

Napoleon auf dem Felſen St. Helena ſterbend, ein verblutender Adler auf der Felſenſpitze, von den über ſein Schickſal empörten Wogen des Weltmeers zu Grabe geſungen, aus der großen Völkerorgel alle Regiſter der Klage und Anklage austönend, von Ferne untergehend wie die niederſinkende Sonne, ſo mußte Napoleon ſterben!

Eine Kerze geht aus, ein Meteor verſchwindet, ein Phänomen verſinkt.

Dieſes verſunkene Phänomen hab' ich beſungen, dem untergegangenen Meteor hab' ich nachgeklagt.

Eben ſo wenig als ich damals den Napoleoniden ſchmeicheln wollte und ſchmeichelte, eben ſo wenig hab' ich's jetzt gethan. Zum Schmeichler muß man geboren ſein! Der Tanzmeiſter lernt Verbeugungen machen, der Inſtinct allein unterrichtet in Bücklingen! Die Erziehung lernt ein Compliment machen. Die Natur des Menſchen allein lehrt ihn den Katzenbuckel machen.

Ein Brief der Lätitia Buonaparte iſt alles was mir jenes Trauergedicht brachte, aber ein Brief von Lätitia Buonaparte war auch viel!

Meine Muſe hat nie geſchmeichelt; wo ſie ein fürſtlich, ein gekröntes Haupt ſang, war es immer eine edle That, ein Zug der Hochherzigkeit, ein völker- und menſchenbeglückendes Ereigniß, ein göttliches Moment in dem Fürſtenleben, welches meine Bruſt erhob und aus den Saiten meiner Leier wiedertönte; wenn ſich die Göttlichkeit der Menſchennatur mir auf den Höhen der Throne zeigte, da erſchien ſie mir göttlicher und himmliſcher auf dieſen, wie die Alpenblume ſonniger ſtrahlt, wie ſie uns ſtrahlender anblickt, weil ſie auf der ſchwindelnden Höhe erblühte.

Ich kam jetzt nach Paris, ich war einige Schritte hinter dem Kaiſer Napoleon, als das ſcheußliche Attentat Pianori's auf ihn gerichtet war. Ich war doppelt durchſchüttert und die Ruchloſigkeit dieſes Frevlers erhöhte mein Intereſſe an dem Erben des Namens „Napoleon“.

Die Erbſchaft eines großen Namens iſt Fluch und Segen zugleich, Kette und Flügel, Zügel und Sporn, Einſchüchterung und Ermuthigung, Warnung und Aufruf, Auréole und Dornenkrone, Zufall und — Miſſion!

Napoleon III. ſelbſt betrachtet ſein Ich als Metempſychoſe Napoleons, als Miſſion!

Dem Erben des Namens Napoleons, des Namens, dem ich jene Lieder ſang, galt die Ueberreichung jenes „Trauerkleeblattes“. Dieſe Ueberreichung an Napoleon III. iſt eben ſo wenig Schmeichelei, als ſeine Entſtehung es war. Eben weil den Dichter jener Trauergeſänge nicht der entfernteſte Verdacht von Schmeichelei treffen konnte, eben deshalb habe ich ſie Napoleon III. beſtimmt und ihn in dem begleitenden Gedicht gebeten, „dieſe Ueberreichung auch aus dieſem Geſichtspuncte betrachten zu wollen: —

„Ein Gaſt iſt meine Muſe in dies Land gekommen,
Als Gott Dich hat geſchützt vor Frevlerhand,
Da hat gerührt den Kranz ſie ſchnell genommen,
Den einſt ſie Deinem großen Hauſe wand,
Sie legt ihn wehmuthsvoll Dir jetzt zu Füßen,
Als Glückwunſch und als tiefe Huldigung,
Er ſoll in jener Sprache Dich begrüßen,
Die Dir bekannt, verwandt an Geiſt und hohem Schwung.
Er ſoll Dir ſagen, daß vor langen, langen Zeiten
Der Dichter Deinem Hauſe rühmlich ſchlug die Saiten.

Und weil es iſt ein Viertel vom Jahrhundert,
Daß dieſes Kleeblatt weinend ich gepflückt,
Womit das Grab des Helden, weltbewundert,
Mit wehmuthsvollem Herzen ich geſchmückt,

Weil's an der Stirne trägt das edle Zeichen,
Daß es ein ungekünſtelt Blümchen ſei,
Darf es der Dichter ſelbſtbewußt Dir reichen,
Es wuchs nicht auf dem Feld der Schmeichelei!
Denn dieſe Stunde nicht hat es geboren;
Es iſt ein Kind längſtverſchwund'ner Horen."

Es war auch gewiß nicht Schmeichelei, welche mich zur Zeit Ludwig Philipps in Paris Anno 1832 folgende Betrachtung über das Mädchen niederſchreiben ließ, welches in dem Auge die Worte „Napoléon Empereur" eingeſchrieben trug:

„Die Erſcheinung an und für ſich ſelbſt iſt eine wunderbare, ein Spiel des Zufalls, der Natur. Den Namen eines der erſten Geiſter der Welt in das zarte Gewebe eines Mädchenauges einzuſchreiben, das iſt eine muthwillige Spielerei der in ihren Hervorbringungen unerſchöpflichen Natur. Man könnte faſt ſagen, es ſei ſüße Schwermuth der Natur, die, wie die Zerſtreuung der Melancholie einen theuern Namenszug in den Sand ſchreibt, dieſen geliebten Namen in das Auge eines Mädchens ſchrieb. Kann man einen Namen auch inniger, theuerer, ſicherer und heiliger bewahren, als in einem Auge? Namen in Kirchen und Tempeln ſind nicht ſo treu, ſo ſchutzreich verwahrt; es gibt Tempelräuber und Kirchendiebe, aber in das Auge des Menſchen dringt nichts als der Strahl des Lichts, und einen geliebten Namen in ein Auge zu ſchreiben und die Augenlider wie die Tempelwächter über ein Heiligthum darüber zur Hut zuzuſchließen, iſt gewiß die ſinnigſte und geiſtreichſte Idee des Schickſals!

Napoléon Empereur unter dem heißen Sande Helena's, Napoléon Empereur unter der ſeidenen Wimper eines zarten Mädchens, welches Grab iſt das würdigere? Wenn die Nacht herniederſinkt und die zwei Augenlider wie Sargdeckel niederſinken über das Grab mit der großen einfachen Aufſchrift:

„Napoléon Empereur!"

dann leuchten dem ſchlummernden Todten doch immer noch zwei Augenſterne und er ruht auf ſeinem Augapfel wie auf ſeinem Reichsapfel. Einſt, wenn ſich dieſe zwei Augen ganz geſchloſſen haben werden und noch einige Tauſend Zwei-Augen, dann wird die Nachwelt hergeben und den lebendig begrabenen „Napoléon Empereur“ ausgraben aus den Augen des Mädchens und aus dem Sande Helena's und wird ihn beiſetzen in die große Gruft der Unſterblichkeit und in dem ewighellen Auge der Jungfrau Weltgeſchichte werden ſie wieder glänzen und leuchten die Worte:

„Napoléon Empereur!“

— Es wäre alſo nicht ſehr zu verwundern, wenn die Napoleoniden der Gegenwart einen Dichter freundlich aufnehmen, einen Dichter, dem die franzöſiſche Literatur ſo ſchmeichelhafte Anerkennung zollt und der zur Zeit als jede Leier über Napoleon ſchwieg, den großen Helden beweinte und beſang. Die Napoleoniden ſind alle, alle ausgezeichnete Geiſter, ungewöhnliche Menſchen, welthiſtoriſche, bedeutſame, intenſiv-intereſſante Perſönlichkeiten: das iſt wahr und das wird Niemand in Abrede ſtellen, den politiſchen Standpunct ganz außer Acht laſſend. Ich habe ſonſt nichts von den Napoleons gewünſcht, nichts gewollt, nichts wünſchen gewollt. Deutſche Gerüchts- und Neuigkeits-Falſchmünzer haben drucken oder ſchreiben laſſen, ich hätte von Napoleon 20.000 Francs erhalten. So dumm kann nur ein deutſcher Zeitungscorreſpondent ſein!

Ich wollte, Napoleon hätte mir 20.000 Francs gegeben, damit ich in der Lage geweſen wäre, ſie ihm demüthigſt zurückzuſtellen. Ich hätte 20.000 Francs ebenſowenig angenommen als 1000, als 10 Francs. Ich hatte dieſes auch gleich dem Grand Chambellan, Grafen Tacher de la Pagerie, in Ausſicht geſtellt! Auch ſonſt hatte ich gar keinen Zweck! Ein Kopf, eine Taſche und ein Knopfloch, die ſechzig Jahre leer ausgingen, machen ſich nichts mehr daraus, gefüllt zu werden!

Es war mir intereſſant, jene Lieder dem Neffen deſſen, der mich zu ihnen begeiſterte, überreichen zu können. Es iſt ein hiſtoriſches Factum, ein hiſtoriſches Curioſum, ein hiſtoriſches Unicum. Es iſt für mich, für mein Leben, für meine Memoiren, für das Geſchick meiner Dichtung ein intereſſanter Moment.

Nach dieſem Präludium will ich meinen Leſern nun noch eine kleine Schilderung Ludwig Napoleons geben, wie ſie ſich mir darſtellte.

Das Aeußere des Mannes, welcher jetzt die gezähmte Tiegerin la France Europa ſehen läßt, hat nichts Imponirendes, allein auch van Aken war kein Athlet und der große Philoſoph Hegel hatte eine ganz einfache Phyſiognomie.

Die Geſtalt und das Antlitz Ludwig Napoleons erinnert an Baron Braun von Braunthal, als in dieſem der Dichter noch den Baron nicht ausgetrieben, der Menſch den Ariſtocraten noch gelten ließ und der Zahn der Zeit noch nicht an ſeiner äußeren Rinde alle Spuren adeligen Gebäcks abgenagt hatte.

Ludwig Napoleon iſt von mittlerer Statur, ſein erſter Anblick, ſeine Haltung militäriſch. Sein Geſicht, dieſe Maske einer ewig arbeitenden Seele, iſt ſcheinbar unbewegt; ſeine Stirne, dieſes Frontiſpice eines großen Gedanken-Pantheons, iſt bedeutend, aber düſter; ſeine Geſichtszüge ſind unbewegt und ſeine Mienen ſind niemals die Anmelder oder vorlaute Verkünder deſſen, was in dieſer Bruſt ſtets ſchafft und arbeitet; ſein Mund iſt blaß und die feinen, ſchmalen Lippen werden ſelten geröthet von dem Feuer und von der Glut der Worte, die oft über ſie hinſtrömen, aber ſie ſind geiſtreich geſchnitten und werden oft von einem liebenswürdigen Zug umſpielt, welcher nicht verkennen läßt, daß Gutmüthigkeit kein verbannter Gaſt in den Empfindungen Napoleons iſt; ſeine Augen ſind glanzlos, matte Spiegel, aber man irrt ſich, wenn man ſie „ausdruckslos“ nennt, ihr Ausdruck liegt nicht nur gleich auf der

Netzhaut, nicht auf der Spitze des Blickes. Wenn man lange in dieſe Augen hineinſchaut, und nicht nur lange, ſondern tief hinein, ſo liegen weit, weit im Hintergrunde die lauernden Blicke zuſammengekollert wie ruhende Löwen im Hintergrunde ihrer Zelle, und nach und nach richten ſie ſich auf und kommen, im Kreiſe ſich bewegend, vorſichtig, langſam, vorwärts bis an das äußere Augengitter, und dann gewinnen ſie ein dunkles Glühen, eine um ſich ſchauende Flamme, dann ſieht man die arbeitenden Gedanken in ihrem Kreiſe, dann belauſchen dieſe Blicke mit tiefdringender Gewalt und Starrheit ſich und Alles um ſich herum und beobachten aus ihrer Höhle heraus Alles, was in der Runde herum geſchieht und vorgeht: Menſchen, Dinge, Ereigniſſe, ſtets auf dem Anſchlag, ſtets ſich und die Welt beobachtend. Napoleon ſpricht langſam, er kehrt das Wort erſt erwägend um, bevor er es ausgibt, aber nicht aus Geiz und nicht weil ihm das Wort nicht zu Gebote ſteht, ſondern deshalb, glaub' ich, um dieſem Worte mehr Sicherheit zu geben, um dem Worte und dem Hörer zu zeigen, daß er ſich nicht leichtſinnig von ſeinen Worten trennt und daß er die Wichtigkeit der Worte kennt, indem er ſie nur langſam entläßt. Aber indem er ſpricht, entglimmt ſich die Rede und ſelbſt über ſein Angeſicht laufen Funken, wie ſie unter glühender Aſche oft das verborgene Feuer verrathen. Ein großer Meiſter iſt L. Napoleon im Zuhören; man ſieht wie er hört. Seine Geſichtszüge trinken das Gehörte, aber tropfenweiſe. Er ſchlürft das Gehörte langſam in das Verſtändniß, er ſtürzt es nicht in ſich hinein, aber wenn er das, was man ihm ſagt oder vorträgt, einmal bis zur Neige getrunken hat, dann weiß und kennt er das Getränke, das er gehört hat, durch und durch, dann hat er es erſchöpft, erprobt, verdaut, er weiß ſeinen Werth, ſowohl Geiſt als Schaum, ſowohl Echtheit als Verfälſchung vollkommen und mit großer Gedankentiefe zu würdigen. Ludwig Napoleon faßt nicht ſchnell, langſam aber erſchöpfend und für immer. Während der Andere ſpricht, ſchält er ordentlich langſam das Gehörte, wirft die Schale weg und behält den Kern. Er ſagt zuweilen ganz offen und ehrlich: „Ditez-moi cela encore une fois, je ne peux pas vous suivre!“ Eine große Tugend Ludwig Napoleons iſt, wie ich aus ſeiner Umgebung und von Andern weiß, er verträgt einen Widerſpruch! Er ſcheint ihn ſogar zu intereſſiren, er hört ihn ruhig an, ſchweigt und — gibt nie was zu! Sein Wille iſt eiſern, ſein Ausſpruch ein Hammer, ſein Entſchluß ein Alt-Napoleoniſcher Tagesbefehl: er ſchneidet Alles durch!

Wenn man Ludwig Napoleon oft und lange beobachtet, in der Nähe, in der nächſten Nähe, von ferne u. ſ. w., ſo kann man, ohne ungerecht zu ſein, ſich nicht enthalten, all' die Schilderungen als flach und parteiiſch zu bezeichnen, welche dieſe Phyſiognomie als glatt „unbedeutend“ bezeichnen. Sein Antlitz iſt nicht der Ausdruck dieſer gewaltigen Innerlichkeit, ſondern ihre Nebelkappe, von welcher begünſtigt ſie ſchafft und wirkt; es iſt ein geſchloſſener eiſerner Deckel auf dem kochenden Seelenkeſſel. Man ſieht es dieſer Phyſiognomie an, daß das Schickſal ſie an die Wetterſeite des Jahrhunderts hingebaut hat, und ſie daher auch mit einer ruhigen Decke verkleidet und verſchallt hat gegen Hagel, Donnerſchlag, Revolutionen, Republiken und Volkstribunen.

Etwas Corporalhaftes in ſeinem Aeußern vom kleinen Corporal, etwas Engliſchgeſchultes in ſeiner Haltung macht ſich bei ſeinem erſten Anblick geltend, aber in der Nähe wächſt nach und nach eine große, liebenswürdige Geſchmeidigkeit aus ihm heraus.

So iſt ungefähr der Kaiſer Ludwig Napoleon in ſeiner äußern Erſcheinung. Er ſpricht gut und gerne deutſch und mit wenig Fremdaccent. Zuweilen kann er ſich eines deutſchen Wortes nicht mehr erinnern, beſonders jener Worte, die durch Erfindungen und neue Inſtitutionen erſt in jüngerer Zeit geſchaffen wurden, dann lächelt er, ſetzt das franzöſiſche Wort dafür, oder fragt auch wohl: „Wie nennt man doch das?“

Der Kaiſer geht, fährt, reitet oft allein, ohne Bedeckung aus, alle die Angaben von als Blouſenmänner verkleideter Polizei, von ſchützenden Ouvriers, die ihn umgeben ſollen, ſind eben ſo viele müßige Erfindungen.

So viel über Kaiſer Ludwig Napoleons Perſon, als das, was ein beobachtender Blick ſich von ſeiner Hülle denkt. Ueber den Kaiſer als Kaiſer, als Politiker, als Staatenleiter u. ſ. w. zu ſprechen, iſt hier weder Zeit, noch Raum, noch iſt es die Aufgabe.

Auf jeden Fall muß der als ein blinder Feind Napoleons oder ein beſchränkter Parteigänger genannt werden, welcher läugnen wollte, daß Ludwig Napoleon eine der bedeutſamſten, merkwürdigſten Erſcheinungen der Zeit und der Geſchichte iſt, daß ſeine geiſtige Potenz eine gewaltig ſchaffende, ſeine Seelenkühnheit eine großartige, ſein Bewältigungstalent des Moments ein geniales, und daß die Energie ſeiner Elaſticität, ſo wie die Elaſticität ſeiner Energie in dem Feſthalten nach einem Ziel trotz allen Hinderniſſen einen außerordentlichen Character vorausſetzen.

Die Rechtfertigung, ſo wie die Beurtheilung alles deſſen, was Ludwig Napoleon bis jetzt that und wirkte, die Verherrlichung und Apotheoſe, oder das Verdammniß und die Schätzung ſeiner wunderbaren und denkwürdigen Laufbahn hängt von der Zukunft ab; die Nachwelt nur kann die Vorwelt wiegen, das Ende allein iſt das „Amen!“ oder das „Halloh!“ der Laufbahn, und der „Erfolg“ allein iſt, war und wird ewig ſein der Beichtvater der Weltgeſchichte: er abſolvirt oder verdammt, ſpricht ſelig oder verweigert ein ehrlich-ſterbliches Begräbniß!

Eine große, hiſtoriſche Erſcheinung wird Ludwig Napoleon ewig bleiben! Die Zeit, jede Zeit ſchafft ſich jene Männer, die ſie nöthig hat, jedes kranke Jahrhundert gebärt ſich ſeinen Arzt, den es nöthig hat. Jedes todesgefährliche Land erzeugt ſich ſeinen Leibdoctor. Ludwig Napoleon iſt dieſer Arzt, den die Lage Frankreichs ſich erzeugt hat, es iſt ein Arzt, welcher ſagt: „Quae medicamenta non sanant ferrum sanat!“

Er ſelbſt betrachtet ſich als ein Fatum, als Fatum Frankreichs und der Zeit. Er betrachtet ſich als die Incarnation einer Miſſion, ſein Leben iſt eine Sendung, ſeine Laufbahn eine Verfaſſung, ſein Schaffen ein Princip; dieſes Princip iſt das „imperialiſtiſche!“ Er betrachtet Frankreich als ein von ſeinem Onkel ihm vererbtes „Kaiſerthum“. Selbſt in ſeinem früheren ſocialiſtiſchen Schaffen war das „Kaiſerthum“ der lauernde Hintergedanke!

In der Proclamation von Boulogne ſagte er: „Ich fühle hinter mir den Schatten des Kaiſers.“ Jetzt fühlt er den Schatten des Kaiſers neben ſich, auf dem aufgerichteten curruliſchen Kaiſerſtuhl. Wenn es die „Miſſion“ bedingt, würde er den Schatten auch vor ſich ſehen, der ihn zwar nicht nach Moskau, aber doch unter die Lagerzelte führte. Ludwig Napoleon iſt in ſeinem Namen, im Namen „Napoleon“ aufgegangen, er ſagt ſelbſt: „Ich gehöre nicht mir, ich gehöre meinem Namen an.“ Da könnte man aber auch ſagen: Frankreich gehört nicht ihm an, Frankreich gehört ſeinem Namen an.

Unſtreitig iſt Ludwig Napoleon von der Verſehung berufen, durch dieſen Namendienſt Frankreich vom Verderben zu retten, auf lange Zeit die Ruhe, die Ordnung, die Wohlfahrt zu geben. Er iſt auch ein Stück Providenz für Europa. Aber er iſt weiſer als ſein Name, weiſer als ſein Onkel Napoleon! Sein Onkel hat den Canal für ein „Trennungszeichen“ zwiſchen Frankreich und England gehalten, der Neffe Ludwig hat entdeckt, daß der Canal ein „Bindezeichen“ beider Nationen iſt. Ludwig Napoleon ſagte einſt vor ſeinen Richtern: „Ich habe die Niederlage von Waterloo zu rächen.“ Er konnte ſie nicht beſſer rächen, als indem er die Sieger von Waterloo trennte und die Sterlings von den Rubels losriß! Es dauerte lange, bis Ludwig Napoleon den im weichen Meeresſchooß ruhenden großen Kraken Albion aus ſeinem Phlegma aufrüttelte, aber iſt dieſes engliſche Phlegma einmal in Bewegung, dann iſt es mächtig, dann peitſcht der Krake mit ſeinem Dampfſchiff-Schweif das Meer auf, daß es hineinſpringt in ferne Länder und ſie verſchlingt.

Das moderne ſiameſiſche Zwillingspaar England und Frankreich, welches am Kreuz von Europa, an der nordiſchen Macht zuſammengewachſen iſt, iſt mächtig — ſo lang es ein Zwillingspaar bleibt. Ob aber am Ende die engliſche Lady Politik den Pantoffel nicht ausſchließlich über den Heldengemal Frankreich wird ſchwingen wollen, und dadurch die erſte Diſſonanz in dieſes „soyons amis, Cinna!“ bringen wird, iſt zu erwarten.

Frankreich, Paris betrachten Ludwig Napoleon als ihren Retter, als die Garantie ihres Beſtandes der geſicherten Exiſtenz. Die Franzoſen lieben den Abſolutismus, wenn er ſich imponirend, wenn er ſich gewaltig, kräftig zeigt, und jetzt lieben die Franzoſen das Geld, den Beſitz, den Gewinn, und zu dieſem Beſitzthum brauchen ſie einen eiſernen Wetterableiter gegen die Stürme und Donnerſchläge, die ſo lange Frankreich erſchütterten, und das iſt Napoleon, er zwingt ihnen Achtung, Bewunderung ab, und das iſt ihnen Gewähr und Bürgſchaft. Die Franzoſen ſind durchaus kein republikaniſches Volk! Es fehlen ihnen alle republikaniſchen Tugenden, alle republikaniſchen Laſter. Das ſouveräne franzöſiſche Volk iſt ein heldenmüthiges Volk, ein geiſtreiches Volk, ein liebenswürdiges Volk, aber kein nüchternes Volk, kein ſtoiſches Volk, kein einfaches Volk! Republikaner jagen nicht ſo nach Stellen, Titeln, Orden! Der liebſte Gebrauch, den das ſouveräne Volk von jeher von ſeiner ſouveränen Macht machte, beſtand darin, ſich ſobald als möglich einen ſouveränen Herrn zu geben.

In den Buchſtaben des Wortes (la) „France“ liegt eine kleine Geſchichts-Symbolik der franzöſiſchen Revolutionen und Napoleonen.

„France.“

In der erſten Revolution:

„**F**-ronde“ — „**R**-épublique“ — „**A**-narchie“ — „**N**-apoléon“ — „**C**-onsulat“ — **E**-mpire!“

Dann ging die Buchſtabenſymbolik von hinten zurück:

„**E**-mpire“ — „**C**-oalition“ — „**N**-égociation“ — **A**-bdication“ — „**R**-estauration“ — „**F**-uite.“ (Die Flucht Ludwig Philipps.)

Jetzt iſt die Buchſtabenſymbolik wieder in der geraden Ordnung:

„**F**-uite“ — „**R**-épublique“ — „**A**-narchie“ — **N**-apoléon“ — „**C**-oup-d'état“ — „**E**-mpire!“

Möge es dabei bleiben!

Paris, 29. Juli 1855.

Sechs Welttheile und ſieben Elemente. — Paris in Paris.

London iſt eine Hauptſtadt, Wien, Petersburg ſind Hauptſtädte. Paris iſt ein Welttheil! Es gibt ſechs Welttheile: Europa, Aſien, Afrika, Amerika, Auſtralien und Paris. Wer nach Paris geht, muß nicht ſagen, er geht nach Frankreich, ſondern er geht nach einem andern Welttheil. Die Pariſer ſind keine Europäer, keine Aſiaten, keine Amerikaner u. ſ. w., es ſind „Pariſer“. Paris hängt mit Europa durch die franzöſiſche Sprache zuſammen, und mit Deutſchland noch extra durch die deutſchen Ueberſetzungen ſeiner Theaterſtücke!

Man muß die Pariſer auch als die Bewohner eines ſechſten Welttheils aus einem ganz andern und eben aus dieſem Puncte beurtheilen.

Die Pariſer haben zwei Naſen, drei Augen, vier Hände, fünf Füße, ſechs Sinne und ſieben Elemente. Sie haben zwei Naſen, ſie laſſen ſich von zwei Principien bei der Naſe herumführer, ſie haben drei Augen, zwei zum Gebrauch wie jeder Menſch, und eines zum Pariſer Gebrauch: ſich ſelbſt im Aug' zu haben; ſie haben vier Hände, ſie arbeiten zweimal ſo viel wie jeder andere Hauptſtädtler; ſie haben fünf Füße, zwei Füße wie andere Menſchen, einen dritten Fuß, auf welchen ſie ſich tactvoll mit den andern Menſchen ſetzen, und zwei Füße, auf welchen ſie ſich zu 50 Jahren als Rentiers zurückziehen. Sie haben ſieben Elemente: „Luft“, „Erde“, „Feuer“, „Waſſer“, „Geld“, „Weiber“ und „rothe Bändchen“.

Die vier Grundelemente in Paris ſind entſetzlich. Die
uft iſt dick, das Feuer nützt in dieſen Caminen nichts, wenn
kalt iſt, das Waſſer iſt nicht trinkbar und die Erde iſt
hmutzig. Es bleiben alſo nur noch die andern Supplement-Ele-
ente: Geld, Weiber, rothe Bändchen. „Dieſe drei Ele-
ente, innig geſellt, bilden das Leben, bauen die Welt!“

Das Element „Geld“ iſt für das Element „Erde“, ir-
ſch Glück! Das Element „Weiber“ iſt für das Element „Feuer“,
lut der Liebe! Das Element „rothe Bändchen“ iſt für das
lement „Luft“, um Wind zu machen, und wer in Paris zu
inem dieſer drei Elemente kommen kann, dem bleibt das vierte:
Waſſer“, um ſich hinein zu ſtürzen.

Durch das Geld erwirbt man die Weiber, durch die Wei-
r das rothe Bändchen, aber wodurch erwirbt man das Geld?!!
as iſt die orientaliſche Frage! An der Beantwortung dieſer
rage arbeitet in dem Welttheil Paris täglich eine Conferenz
n anderthalb Millionen Menſchen!

Anderthalb Millionen Menſchen auf dem einzigen Bret des
goismus in das ſtürmiſche Meer der Exiſtenzſorge geworfen!
elches Ringen! Welches Drängen! Welches Anklammern!
elche Ichſucht! Welche Beſtrebung, den Andern vom Bret in
Welle zu werfen und ſich ſelbſt zu erhalten! Mit jedem Zu-
chs von Menſchen, den dieſes Bret im tobenden Meer erhält,
chſt der Egoismus, der Selbſterhaltungstrieb des andern, die
rcht der Ueberladung, und das Ich allein macht ſich auf die
fteſte Weiſe geltend.

Es iſt ein großes Drama, ein höchſt intereſſantes Schau-
el! Wer nach Paris kömmt und Paris genießen will, muß
ris als ein „Theaterſtück“ betrachten. Er muß ſich ſagen:
h beſuche hier ein höchſt intereſſantes Theaterſtück, eine Vor-
lung mit 1,500,000 Perſonen, mit herrlichen Decorationen,
prächtiger Ausſtattung u. ſ. w.“ Er muß nicht einen Augen-

blick vergeſſen, Paris als ein Theaterſtück zu betrachten, er wird ſich ſagen: „Wie natürlich ſpielen die Alle! von oben bis unten! Wie getreu ſind ihre Coſtüme! Wie haben ſie vortrefflich die Rollen einſtudiert! Mit welcher Wahrheit declamiren ſie! Man ſollte glauben, das iſt Alles wahr und natürlich! Man möcht darauf ſchwören, die Handelnden wären in der That das, was ſie vorſtellen! dieſe Aufzüge! dieſe Gruppen! ganz wie wirkliche Hiſtorie!“

Und was das Intereſſanteſte bei dem Gedanken iſt, daß das alles ein Theater iſt, iſt der Umſtand, daß man nicht weiß, wann es wirklich zu Ende iſt, wann es ausgeſpielt hat! Man glaubt: „Jetzt iſt der Schluß,“ aber es war nur ein Zwiſchenact. Man ſieht eine Cataſtrophe und iſt überzeugt, die Handlung iſt geſchloſſen, aber nein, die Cataſtrophe iſt nur die Expoſition zu einem neuen Act des Stückes!

Aber Paris iſt jetzt wirklich ein Theaterſtück. „Paris“ iſt der Titel eines Stückes in dem Theater des Porte St. Martin, welches ſeit ſechs Wochen in allen Journalen auspoſaunt, in allen Reclamen trompetet, an allen Ecken und Enden angeſchlagen. Man hörte nichts als von den Wundern, welche dieſes „Paris“ in Paris bieten wird. Paris glich in den letzten Tagen einem Cometen mit zwei Schweifen. Ganz Paris war in zwei „Queues“ getheilt, man machte von Abends bis Morgens Queue beim „Anlehen“, und von Morgens bis des Abends Queue beim Théâtre Porte St. Martin!

Paris war acht Tage lang ein Rattenkönig mit verwickelten Queues!

Nächte lang, unter herabſtürzendem Regen ſtand Paris und machte Queue um 50 Frcs. Anlehen! Es war ein ſinniger Anblick, zu ſehen, wie die Gendarmerie ſich anſtrengen mußte, damit nicht alle Welt auf einmal Rentier werde! Wenn noch einmal ein „Emprunt“ aus dem Schooß der orientaliſchen Frage hervorgehen ſollte, werden alle Franzoſen, alle Ouvriers auch Rentiers ſein, — und dann? —

Ich war glücklich, ich machte nirgends Queue, aber ich hatte meine zwei prächtigen Sitze zu „Paris“ „premier balcon de face“ zwei Tage früher in der Taſche! Ich ſah die anderthalb Millionen Pariſer ſtolz an: „ich habe zwei Sitze zu „Paris“. Und ich ſah „Paris“, hiſtoriſches Drama in 6 Aufzügen und 25 Bildern.

Von ſechs Uhr Abends bis halb zwei Uhr nach Mitternacht! Wenn ich je geſündigt habe, — es iſt nicht geſchehen, aber ich ſetze den Fall; — wenn ich je einen ſchlechten Dichter gelobt hätte, — es iſt nicht geſchehen, aber ich ſetze den Fall; — wenn ich je an dem Verſtand eines Hoftheater-Directors gezweifelt hätte, — es iſt nicht geſchehen, aber ich ſetze den Fall; — wenn ich auch das alles verbrochen hätte: ich habe gebüßt und bin geſühnt!!! Wenn es nicht gegen alle Aeſthetik wäre, in einem ſo geiſtreichen, lieblichen und reizenden Artikel einen Naturausdruck anzubringen, würde ich ſagen: „es war eine Vieharbeit!“

Wie das zu beſchreiben iſt, wie nur ein armer Menſch, der gewohnt iſt, hiſtoriſche Stücke wie einfache Lämmer an ſich vorübergehen zu ſehen, und ſieben Stunden lang ſitzen ſoll und einige tauſend Jahre Geſchichte, Mythe, Legenden, Epopöen verzehren und beſchreiben ſoll, das iſt unbegreiflich.

Das iſt ein Drama mit Seelenwanderung, ein Drama mit hiſtoriſchen Laternen, ein Drama und eine Chronik! Wenn dieſes Drama ein Thier wäre, die Juden dürften es geſetzlich ſchlachten und aufſpeiſen, es hat geſpaltene Klauen und es käuet wieder! Es käut einige Dutzend Jahre und einige hundert Perſonen wieder, Perſonen, Menſchen, Zauberer, Römer, Griechen, Griſetten, Poeten, Geiſter, Schuſter, Schneider, Druiden, Savoyarden, Gallier, Normanen, Tänzerinnen, Seelen, Eſel u. ſ. w.

Es iſt ein Panorama und ein Krippenſpiel, eine Laterne und ein Kaleidoskop, eine Vogelperſpective und ein Nußknacker, eine Epopöe und ein Leierkaſten.

Wie aber dieſe hiſtoriſche Induſtrieausſtellung in den Glaspalaſt der Gegenwart bringen?

Nichts weiter als das? Zu was ſind die „Prolöge“ auf der Welt? Ein Prolog iſt ein Stiefelhaken, er zieht den engſten Stiefel auf den dickſten Fuß! Um am bequemſten zum Anfang der Weltgeſchichte zu kommen, nimmt der Verfaſſer den Weg über den „Ball der großen Oper in Paris!“ Der Prolog ſpielt auf dieſem Ball. Auf einem Ball ſind Masken, aber auf dieſem Ball ſind die Masken: „vergangene Epochen!“ Dieſe Masken ſind fleiſchliche Stücke Vorzeit!

Zwei Masken ſind da, das ſind die „feindlichen Brüder“, die Capuletti und Montecchi der Geſchichte!

Mir iſt's im Kopf ſchon ſo dumm, als ging' mir ein Mühlrad herum! — Ich hoffe, der Leſer wird bald eben ſo dumm ſein, er höre nur weiter. —

Dieſe zwei feindlichen Masken, dieſer Haß von Zwei, die ſich haſſen, weil ſie ſich haſſen, gehaßt haben und haſſen werden, geht durch das ganze Stück, bald als Haß von zwei Völkern, bald als Haß von zwei Generationen, bald als Haß von zwei Principien, bald als Haß von zwei Confeſſionen, bald als Haß von zwei Bürgern!! — Es fängt ſchon an mir noch dummer zu werden! —

Dieſer Haß, dieſe fataliſtiſche Spaltung, dieſer „wüſte Traum von einem geſpaltenen Baum“ erſcheint perſonificirt zuerſt als „Römer gegen Gallier“, — dann als „Frankreich“ und „Burgund“, — dann als „Rom“ und „Luther“, — dann als „Republik“ und „Emigration“, — und endlich der „Krieg“ und die „Induſtrieausſtellung!“ und dieſes macht das Ende des Stückes: die Verſöhnung!

Auf dieſem Opernball ſind alſo die Masken ganz alte Weiber! Die zwei feindlichen Masken zanken ſich, da kömmt noch eine Maske, Blau mit Roſa, ſie miſcht ſich drein, da ſagen die andern Masken: „Ich kenn' dich ſchon! Du biſt die „Seele von Paris!“ — Die Maske demaskirt ſich, richtig: es iſt „die Seele von Paris!“ Die Seele von Paris ſagt: die zwei Masken müſſen ſich ſchlagen! Ein Duell! Ein feindliches Schickſalduell! Das Duell aber ſoll 2000 Jahre dauern! —

— Lieber Leſer, biſt Du ſchon ein Bischen mit mir dumm? Warte, es wird ſchon noch beſſer kommen! —

Vom Opernball führt uns die „Seele von Paris“ (Madame Guyon) vor das Pantheon, und beſchwört von der Frontgruppe des Pantheon „die Seele von Frankreich“ herab. Die „Seele von Frankreich“ macht ſich vermittelſt des Maſchiniſten vom Pantheon los, gehüllt in einen Schlafrock aus Marmor und fragt: „Was willſt Du?“ Que veux-tu? — Daſſelbe frage ich den Dichter: „Was willſt Du?“

Die arme Seele! Die zwei armen Seelen! Die „Seele von Paris“ bittet nun die „Seele von Frankreich“, ſie ſoll ihr helfen — träumen! Sie will nämlich in einem Traum die feindlichen Brüder oder Principien zweitauſend Jahre lang bis zu ihrer Verſöhnung herumführen auf dem Waggon der Geſchichte vermittelſt des Dampfes der dramatiſchen Dichtkunſt!

Die „Seele von Frankreich“ iſt eine gute Seele und hilft der „Seele von Paris“ träumen! Das iſt eine ganz neue Sorte von Mitarbeitern: „Mit-Träumer!“ Indeſſen jetzt träumt ja ganz Frankreich mit, warum ſoll die „Seele von Frankreich“ nicht auch mitträumen?

Nun geht die Geſchichte los!

Wir ſind in der Grotte des Zauberers Merlin, und da iſt die Druidin Velleda. Velleda, die keuſche Prieſterin, wird von Melodramrechtswegen in ein ehebrecheriſches Weib umgeſtaltet;

ſie hat vom Verfaſſer zwei Kinder bekommen, ein eheliches von ihrem Mann Hermann und ein improviſirtes von dem römiſchen Genius Julius Marcius! Bum! bum! Velleda beſchwört Merlin, wie man das Vaterland rettet von der römiſchen Herrſchaft, und Merlin ſagt, ſie ſoll ſich opfern: Velleda ſticht ſich richtig ſelbſt ab, aber in dieſem Augenblick kommt der ſiegende Cäſar! Velleda zerreißt ihre Halskette in drei Theile, ein Stück gibt ſie ihrem Bruder, er ſoll's nach Rom zu ihrem geſetzlichen Sohn tragen, das zweite Stück gibt ſie ihrem improviſirten Sohn und das dritte Stück nimmt ſie ſelbſt ins Grab mit zum Andenken an dieſe vergnügte Stunde!

Und dieſe Kette iſt die Kette in der Uhr des Stückes, das ſind die feindlichen Brüder, welche dieſe zwei Stücke beſitzen, und nun wickeln ſich die 25 Bilder ab! Eine römiſche Orgie findet vor uns ſtatt, Alles ſingt und trinkt, da kommt — wer kommt? „Attila!“ Wer ſoll denn kommen? Attila! Attila trinkt ſogleich mit und ſingt ein Couplet. Wir wiſſen, Attila war ein ausgezeichneter Coupletſänger! Von ihm hat Treumann Alles gelernt!

Aber die Seele von Frankreich will nicht, daß Attila ein Pariſer werde, ſie ſendet die St. Genevieve und dieſe vertreibt Attila! Tableaux! —

Nun ſind wir am Mittelalter. Abellard und Heloiſe amuſiren ſich im Nordlicht und werden von Meluſine belauſcht! Meluſine iſt eiferſüchtig, ſie hat einen Sohn von Abellard! Dieſer Sohn wird von Abellard, der ihn nicht kennt, erſtochen! Dann findet er das Stück Kette bei ihm! Alſo das ſind wieder die feindlichen Brüder! Dumm! dumm! Bum! bum! Tableaux! —

Nun ſind wir im Zelt der Jungfrau von Orleans. Robert Blondel (*) wird von Johanna gefangen genommen, er beſitzt das Stück Kette und Johannens Begleiter Thibaut d'Armagnac hat das andere Stück. Bum! bum! Tableaux!

Jedoch ich kann nicht alle Tableaux nacherzählen! Ich bin matt und müde! Es mag genügen, daß nun die Renaiſſancezeit kömmt und die Barthelemy-Maſſacre, die Königin Catharine von Medicis und die Königin Jeanne de Navarre zanken ſich, werfen ſich den Handſchuh hin. Catharine vergiftet die Königin von Navarra. Bum! bum! Tableau!

Nun kommt Ludwig XIV. Das große Jahrhundert! Molière, Tartuffe. Ludwig XIV. tanzt in dem Ballet: „Der Triumph Apollo's“ von Apollo! Die Montespan, die Lavallière tanzen als Grazien u. ſ. w. Das iſt Alles, was der „Verfaſſer“ oder die „Seele von Frankreich“ vom Jahrhundert Ludwig XIV. — träumt!! Bum! bum! Tableau!

Ich ſchreite zum Schluß: zum Jahre 1792. Charlotte Corday Mad. Roland in der Abtei; die Eine kömmt blutig vom Morde Marat's, die Andere geht zur Guillotine! Bum! bum! Tableau!

Endlich geht's von der Republik zum Kaiſerreich! Napoleon I. vertheilt die Adler auf dem champ de Mars!

Und nun kömmt der Schluß des Schuſſes zum Epilog: das Jahr 1855! das Grab Velleda's! die zwei Seelen von Paris und von Frankreich umarmen ſich! Es iſt gut, daß die armen Seelen endlich Ruh haben! Aber wie? wodurch? Das wird hier nicht einmal klar, wenn die Todten auferſtehen!

Der Geiſt der beiden Brüder erſcheint oder erſcheinen, ſie tauſchen die Stücke Ketten aus, (??) das Grab Velleda's verſinkt, Paris, das jetzige Paris, empfängt alle Nationen, d. h. wahrſcheinlich alle Waaren der Nationen, in einem glänzenden Feſte, in einer Apotheoſe, in einer Verklärung, in einer Verſöhnung der Völker, in einem innigen Völkerfrieden! — Von Nord-Sebaſtopol aber noch immer „rien de nouveau!“

Daß die Ausſtattung Alles übertrifft, was noch geſehen wurde, braucht nicht geſagt zu werden. Das Feſt bei der Krönung zu Rheims iſt unbeſchreibbar!

Das iſt „Paris“. Geſpielt wurde mitunter vortrefflich,

z. B. Mad. Guyon iſt groß und vorzüglich im Pathos — aber Dlle. Naptal als Jeanne d'Arc eine wahre Lerchenfelder Wäſcherin!

Der Autor Paul Meurice wollte ſeinen Namen nicht hergeben. Er ſtand am erſten Abend nicht auf dem Zettel. Am zweiten Abend u. ſ. w. ſetzte ihn der Director, trotz dem Verbot des Verfaſſers, doch auf den Zettel. Der Verfaſſer hat darüber geklagt und die Sache wird nun gerichtlich verhandelt.

Der Auszug der Tragödie und des Stammes Felix nach Amerika.

Die Rachel s'en va! Die franzöſiſche Tragödie und die deutſchen Schwaben wandern aus! Corneille und Racine ſuchen jenſeits den Boden, den ſie hier verloren haben.

Als die Romantiker gegen die Claſſiker den Krieg auf Tod und Leben begannen, als das „todte Weib“, die alte Tragödie Frankreichs, von ihrem Todten-Paradebett „Théâtre français“ durch die romantiſche Tragödie herabgehoben und beigeſetzt wurde, als Victor Hugo, Caſimir de la Vigne, Alexandre Dumas u. ſ. w. das Théâtre français aus einer Leichenkammer in ein Panorama des Lebens umwandelten, da war es mit Corneille und Racine zu Ende. Ein neues Geſchlecht mit Blut und Nerven kam auf die Bühne, nicht Automaten an Alexandriner-Drähten zogen über das Podium, und ein buntes, geſundes, echt hyperromantiſches Lebensſpiel kam zur Welt.

Aber mit der Rachel kamen dieſe blutloſen Könige der alten Tragödie wieder.

Gewiß, es iſt ein Zuſammenhang in allen Dingen! Es mußte und konnte nur eine Jüdin ſein, welche die ſteinernen Figuren des alten Teſtamentes Melpomenens wieder heraufbeſchwor! Nur aus dem aller Romantik entblößten Geiſt des Judenthums konnte der Heiland der pedantiſchen Claſſiker entſtehen. Nur der nationale Geiſt des Judenthums, voll gewaltſamer Leidenſchaftlichkeit ohne Gemüthsgrundlage, voll wilder Stürme ohne milde Lüfte, konnte eine Schauſpielerin wie die Rachel bilden, welche dieſe traditionell claſſiſche Ungeheuerlichkeit der Leidenſchaft im Parademarſch wieder vorführen konnte, ohne die zarteſte Regung des Reinmenſchlichen. Ich möchte ſogar noch weiter gehen und ſagen, die larmoyante, ſingende, in Cadenzen und Aufſchwingungen getheilte Betweiſe des Judenthums hat in der Rachel dieſe Declamationsweiſe fort- und ausgebildet, dieſes Steigen und Sinken, dieſes plötzliche Fallenlaſſen der Stimme, dieſe murmelnde Cantilene, dieſer wilde Aufſchrei des Naturlauts, dieſes Dehnen der Austönungen, dieſes halbe Verſchlucken oder Ueberhuppern der Verſe, um dann endlich in einen unendlichen Effectſchrei den Schlußaccent zu legen.

Und der franzöſiſche Alexandriner iſt ganz für dieſe ſingende Betweiſe der Verſe geſchaffen. Die jüdiſchen „Kinos“ und „Zions“, dieſe tragiſchen Geſänge Israels, ſind nichts als urwüchſige Alexandriner, wilde Alexandriner, ihr unnatürlicher Bau iſt der unnatürlichen Declamation ganz angemeſſen und bringt ſie hervor. Ich habe nun die Rachel oft und viel, und in allen ihren Rollen geſehen, und es wäre thöricht, nicht geſtehen zu wollen, daß ſie eine große, eine geniale, eine bewundernswerthe Darſtellerin iſt. Ich habe Momente von ihr geſehen, die mich entzückt haben, Momente, die auf mich eben jenen mächtigen Eindruck machten, wie damals, als ich die Rachel in Wien ſah. Sie iſt eine der imponirendſten Darſtellerinnen der Welt, und deshalb iſt es erklärlich, daß man von ihr überwältigt iſt, wenn man ſie 6—8mal geſehen hat, und daß man zur Beſinnung kommt und ſeine Ueberraſchung moderirt, wenn man ſie 20—30mal geſehen hat.

Wenn man die „Camille“ der Rachel einmal geſehen hat, iſt man entzückt, hingeriſſen, außer ſich! Dieſe hohe Leidenſchaftlichkeit, dieſes Feuer, dieſer Schwung!

Aber wenn man die Camille 5—6 Mal geſehen hat, und die Spielweiſe der Rachel überhaupt 20 Mal, ſo überkömmt einen allmählig der Gedanke des Maſchinenhaften, des Einſtudirten, der Schablone! Da iſt nie eine einzige neue Nuance, da iſt nie ein Mehr oder Minder, da iſt alles dieſelbe marmorne Ausglättung, derſelbe Ton auf dieſelbe Sylbe, derſelbe Fall auf daſſelbe Wort, nie ein halber Grad Wärme mehr oder weniger, es iſt daſſelbe Uhrwerk, derſelbe [illegible]haltende Rädergang, daſſelbe Ablaufen der aufgezogenen Kette. Ich frage, iſt es möglich, daß eine vollkommene Künſtlerin, daß eine Künſtlerin, welche ſtets ſchafft, welche wirkliche Begeiſterung hat, eine Rolle 50 Mal ſpielen kann, ohne irgend eine neue Wendung, eine neue Färbung, eine noch nicht gekannte Modulation anzubringen?

Dieſe ſteinerne Wiederkehr der Geſtalten zeigt eben, daß es ſteinerne Geſtalten ſind, vortreffliche Bildhauerwerke, als Sculptur, als ſtehenbleibende Schöpfungen unübertrefflich, aber das Leben fehlt, die Seele bleibt auch ſteinern!

Endlich zeigt ſich das Judenthum in Rachel's Leiſtungen am deutlichſten in ihren „Berechnungen!“ Alle ihre Rollen ſind berechnet, ihre Kunſt iſt ein „Calcul“. Ihre Kunſtſchöpfungen ſind eine „Kopfrechnung“, aber keine Herzrechnung. Dlle. Rachel weiß auf's genaueſte, wie viel ſich an Effect aus Camille und Phädra herausſchlagen läßt, wie viel dramatiſches Geld man aus den Verſen und Tiraden Corneilles und Racines herausbrennen kann.

Ihr Verſtand iſt ein außerordentlicher, ein allesvermögender, ihr Organ iſt eine Gottesgabe, Gluth, Metall, Weiche, Wildheit, Tiefe, aller Regiſter der Leidenſchaft mächtig, ihre Mimik etwas Außerordentliches, ihre Plaſtik großartig und ihre Action von überraſchender Plötzlichkeit, aber es fehlt ihr das, was den Menſchen zum Menſchen, was den Menſchen zum Künſtler, was den

Künſtler zum Gott macht — das Herz! Es fehlt ihr das, was den Tag zum Tag macht: das Licht; es fehlt ihr das, was die Erde zur Blume macht: die Wärme; es fehlt ihr das, was den Menſchen an die Menſchheit feſſelt: das Gefühl!

Darin liegt auch die Urſache, warum Dlle. Rachel nicht in einem neuen Drama ſpielt. Dieſe Gefühle des Lebens, dieſe Wärme der Romantik, dieſe Stufenleiter menſchlicher Empfindungen, dieſe Echo aus dem wirklichen Leben ſind ihr fremd, die kann ſie nicht darſtellen! Ihr Talent iſt an den pedantiſchen Schatten der alten claſſiſchen Tragödie gebannt, ſie iſt zur alten claſſiſchen Tragödie verurtheilt! Sie ſteht im Kunſtleben da wie die Hexe von Endor, ſie kann nur die Gräber öffnen, der Schlüſſel zum Leben fehlt ihr!

Sie ſollte die „Medea“, ein neues Stück von Augier glaub' ich, ſpielen. Das Théâtre français hat's angenommen, die Rachel verweigert die Medea darzuſtellen. Der Dichter verklagt ſie und Rachel wird verurtheilt, 30,000 Francs Entſchädigung zu bezahlen.

Da kam die Juſtiz in eine ſonderbare Klemme! Der Kindesmord wird ſonſt mit dem Tod beſtraft, und Dlle. Rachel mußte Strafe bezahlen, daß ſie nicht öffentlich, als Griechin, ihre Kinder umbringen wollte!

Alles was man in der Kunſt und in der Welt durch Verſtand, Talent und Berechnung machen kann, hat Dlle. Rachel in der Kunſt und in der Welt erreicht: Lorbeerkränze, Ducatenberge, Paläſte und — Kinder. Aber Alles, was man in der Kunſt und in der Welt nur mit Herz und Gefühl, mit Wärme und Menſchenliebe erringen kann, Liebe, Achtung, Zutrauen, Schätzung der Mitwelt, innige Zuneigung, das Anſchließen der Geſellſchaft, alles das fehlt der Rachel, auf alles das muß ſie verzichten!

Aber Rachel verzichtet gerne darauf! Hinter den goldenen Thüren ihres Palaſtes in der rue Trudhon ſitzt Papa Felix und wiegt mit „Camille“ die Ducaten; „Adrienne Lecouvreur“ zählt die Bankbillets, „Monime“ ſteckt die Napoleons ein, „Hermione“ rauft ſich mit Bruder Raphael um zwei Sous! Die Kunſt iſt ihr nichts, was die Kunſt abwirft, das iſt ihr Alles!

Auch die Achtung der Welt, die Liebe ihrer Mitmenſchen iſt ihr nichts. Kann man ſie einſacken? kann man ſie auf Intereſſen legen?!

Die Rachel iſt auch die gehaßteſte Perſönlichkeit in Paris. Der Geldſchmutz hat immer etwas Fatales an ſich vor den Menſchen, empört aber, wenn dieſer Geldſchmutz an einer künſtleriſchen Perſönlichkeit klebt; wenn Geiſt, Mitleidsloſigkeit, niedrige Habſucht durch Lorbeerblätter und Blumenkränze durchſchimmern, ſind ſie doppelt verächtlich.

Es circuliren tauſend und tauſend Anecdoten über den Geiz, über die Liſt, mit welcher Rachel Geld zuſammenrafft und im Stamme Felix einimpft.

Sie hat eine Mitſchülerin Judith, ebenfalls eine Jüdin. Sie leben beſtändig in Fehde. „Aber,“ ſagte eines Tages der Regiſſeur zu Dlle. Judith, „Sie ſind doch Glaubensgenoſſen!“

„Glaubensgenoſſen?“ antwortete Dlle. Judith, „ich bin eine Jüdin, aber Dlle. Rachel iſt ein Jud!“

Papa Felix wollte, das Théâtre français ſollte ganz hebräiſirt werden. Rachel, Judith, Sara, Rebecca, Dina, Lia, Raphael.

Raphael wollte kein Glück machen und Papa Felix ſagte zu Mad. Felix wie Macbeth zu Lady Macbeth: „Gebär mir keine Knaben!“

Rachel iſt kein Genie, ſie kann nicht ſchaffen. Ihre Lehrerin war die berühmte Mad. Dorval, und Samſon vom Théâtre français jetzt noch immer ihr Glück, er gibt ihr den Schlüſſel zu allen Rollen, bei ihm holt ſie ſich Rath, Samſon ſtößt ihr den Geiſt der Rolle ein, ſie ſetzt ihn in ihre declamatoriſche Muſik. Dlle. Rachel iſt auch nie aufgeregt von einer Rolle; weil ſie nicht durchwärmt iſt, greift die Rolle ſie auch nicht an. Nach der ſtärkſten Rolle iſt ihr Pulsſchlag nicht um einen Schlag beflügelter, die Seele, das Gemüth hat nicht mitgearbeitet.

Vier Stücke von Corneille und zwei von Racine, das iſt die Familiengruft der Rachel'ſchen Tragik. Nur mit großen Beweggründen fügte ſie „Adrienne Lecouvreur“ und „Maria Stuart“ bei. Die Pariſer ſagen daher: die Rachel ſpielt nur todte Stücke, um den lebenden Dichtern keine Tantième zukommen zu laſſen! Sie iſt auch mit allen ihren Collegen in der feindſeligſten Stellung.

Wenn Raphael auch kein guter Comödiant iſt, ſo iſt er ein deſto beſſerer Speculant. Er macht nebenbei noch in Porträts und Autographen ſeiner Schweſter, die er, nach ſeiner Ausſage, heimlich hergibt!

Nur noch zwei Anecdoten!

En fait d'amour ſind Künſtlerinnen hors de la loi! Keine Bemerkung alſo darüber. Dlle. Rachel mag wie Maria Stuart beſſer als ihr Ruf ſein.

Eines Tages kömmt ein Mann zu ihr, ein — Deutſcher! Ich nenne ihn nicht, weil ich nicht haben will, daß man ihn kenne, aber ich hoffe, daß die Leſer ihn aus einigen Zügen erkennen werden! Es iſt ſo eine Art jüdiſcher commis voyageur en affaires théâtrales, ein artiſtiſcher Lohnlakei, heute Meyerbeer's Stiefelhaken, morgen Mad. Lagrange's Ausläufer, heute Roger's Vorläufer, morgen Griſis' Quartiermacher, ein Projectenmacher ohnegleichen, der die deutſche Oper in Wien, die Oper in London, die Oper in Paris regenerirt, der mit Notenpulten und ſilbernen Tactirſtöcken ſchwanger geht, ohne ſie auszugebären, ein Windbeutel mit Nachguß, ein Ueberall und Nirgends, überall als Blagueur bekannt und in allen Vorzimmern mit einem Project antichambrirend. Dieſer juif errant der Theaterwelt kommt zur Rachel; unter anderen kühnen Projecten iſt in dem genialen Mann auch das Project entſtanden — die Rachel zu heirathen!

— Allein dazu gehören bekanntlich zwei; es iſt nicht genug, daß man eine Operndirection heirathen will, die Operndirection muß auch wollen, es iſt nicht genug, die Rachel heirathen zu wollen, die Rachel muß auch wollen!

Der kühne Segler kömmt zur Rachel, ausgerüſtet mit dem ſchönſten Bronze eines Rundbartes, bewaffnet mit der ganzen Energie ſeiner unterſetzten, punkteten Geſtalt und bringt ſeine Anwerbung an. Aber wie? Genial! Höchſt genial! Eben ſo genial als neu! Ganz neu!

Er ſagt: „Madame! Die Welt ſpricht übel von Ihnen! Man ſagt Verſchiedenes, was Ihrer Ehre Nachtheil bringt! Ich will der Sache ein Ende machen! Ich ſtelle Sie in der öffentlichen Meinung wieder her, ich heirathe Sie!“ —

Rachel ſieht ihn großmächtig an! Aber ſie iſt wirklich genial! Sie ſagt: „O, mein Verehrer, die Welt hat Recht! Ich bin leider nicht ganz frei von aller Schwäche und Schuld!“

Er aber, der kühne Jüngling, ſagt: „Nein, Sie ſind zu hart gegen ſich ſelbſt! Ich weiß das beſſer zu beurtheilen, ich heirathe Sie!“

Dlle. Rachel ſagt hierauf: „Sehen Sie da unten im Garten den Mann auf- und abgehen? Das iſt Wahrheit! Sie ſehen alſo, daß ich wirklich eine Perſon bin, welche die Abwechslung liebt!“

Aber der kühne Jüngling, der die Rachel und ihre Millionen leidenſchaftlich verehrt und für tugendhaft hält, ſagt wieder: „Madame, Sie verleumden ſich ſelbſt! Sie ſetzen ſich ſelbſt herab! Ich bin über kleine Intriguen hinaus, über vorübergehende Neigungen, ich heirathe Sie doch, und rehabilitire Sie in den Augen der Welt!“

Rachel iſt noch immer geduldig, ſie ruft: „Palmyre!“ — Ihr Stubenmädchen kömmt. „Palmyre, bring mir meine Kinder herein!“ — Palmyre bringt zwei Kinder. „Da,“ ſagt Rachel zu dem ſüßen Heiraths-Candidaten, „da ſind zwei lebendige Junge, welche gegen Sie ausſagen, und dieſen unſchuldigen Kindern werden Sie doch glauben?“

Aber der kühne Bewerber bleibt unerſchütterlich! Er beſteht feſt auf der Tugend Rachel's und auf dem Plan, ſie zu heirathen. Das wird endlich der Rachel doch zu arg, ſie ruft das Stubenmädchen zum zweiten Mal und ſagt: „Da führ' die drei lieben Kinder wieder hinaus!“ Damit ließ ſie ihn ſtehen und ging in's Nebenzimmer.

Und nun noch zum Schluß die neueſte Anecdote aus dem enthüllten Character der Dlle. Rachel.

Madame Dorval war ihre Lehrerin. Es war die größte Darſtellerin Frankreichs. Mad. Dorval ſtarb. Alles kam und drängte ſich, um ein Andenken an die Dorval zu bekommen, ein Band, eine Locke, eine Rolle, eine Schreibfeder u. ſ. w.

Auch die Rachel ſchickte um ein Andenken. Die Dorval hatte eine Bibel, auf die ſie viel hielt, eine koſtbare Bibel. Die Familie läßt mit Goldlettern auf dieſe Bibel ſetzen:

À Rachel

Souvenir de reconnaissance des petites filles de Marie Dorval, 13. October 1849 — und ſendet ſie der Rachel.

Die Rachel ſchickt die Bibel zurück, ſie wünſcht etwas, was die Dorval getragen hat, einen Schmuck oder ſo etwas! Die Familie, die in Armuth blieb, läßt aus einem Silberkranz, den die Dorval von der Stadt Marſeille bekam, die Inſchrift ausradiren und ſchickt dieſes letzte Bijou der Rachel.

Jetzt im Monat Juli 1855 hat Emil Girardin ein Monument für die Dorval angeregt, Alexander Dumas liefert zu dieſem Werk eine Biographie der Dorval, und theilt dieſe Anecdote mit. Ich fragte Dumas, ob ſich die Sache wirklich ſo verhält. Er zeigte mir die Bibel, welche die Familie noch werth hält, und auf dem Einband waren die Worte: „À Rachel“ ausgekratzt!

...sche Staatsbibliothek München

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Neues
Mitternachtsblatt

für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:

„Die Geſpenſter-Zeitung.“

(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
> Young.

Freitag, Nr. 1. den 1. Januar 1830.

Prophetiſche Heringspredigt
von
Abraham a Sancta Clara's Schatten,
an der Wiege des Jahres 1830.

> „Der Herr erfülle Eure Herzen mit Heringen und Eure Netze mit Gnade. Amen.
> (Alte Heringspredigt.)

Meine andächtigen Freunde und Leſer! Was iſt das menſchliche Leben anders, als ein großer, ewigerneuter Heringsfang, wo der Menſch ſeine Hoffnungsnetze hinauswirft in das weite Meer der Wünſche und auf dem Schiffe der Erwartung harrt und harrt, ob ihm die Glücksſtrömung zuführt die Heringsbeute von tauſend Plänen und Entwürfen? Wie oft zieht der Menſch ſein Hoffnungsnetz heraus und findet es angefüllt, ſtatt mit güldnen und ſilbernen Fiſchlein, die ſonnig und wohlig durch einander ſchillern und flimmern, mit Sand und Geſtein, mit Lauch und Ungethüm! Und dennoch wirft der Menſch, der raſtloſe Heringsfahrer, ſeine Netze ſtets von Neuem in das Meer, deſſen grünlicher Rücken die Hoffnung auf ſich trägt, und deſſen bläuliche Tiefe die blaue Obertaſſe des Himmels auch als Untertaſſe darbietet, und harrt und zieht immer von Neuem die leichten oder ſchweren Netze heraus.

Ein jedes Neujahr, meine verehrten Zuhörer, iſt die Heringsfangzeit der ſterblichen Wünſche und Hoffnungen. Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm wirft der Strömung des neuen Jahrs ſein weites Netz entgegen.

Neue Jahre, neue Regenten, neue Heringe und neue Frauen, ſie ſchmecken im Anfange alle ſehr gut, aber nach und nach werden ſie alle Viere geſalzener und geſalzener und beißen auf der Zunge! Und nach und nach fallen uns und den Heringen die Schuppen von den Augen und wir finden ſtatt Heringe Heerlinge. Und geht der Menſch denn mit neuen Jahren nicht um, wie mit neuen Heringen? Kaum hat er das neue Jahr beym Kopf, ſo ſehnt er ſich ſchon nach deſſen Ende, ſo wie man bei neuen zugerichteten Heringen gerne den Schweif in den Mund ſteckt, damit es ſchöner ausſehe. Hat der Menſch nicht, ſo gut er ſchwediſche Heringe hat, auch ſchwediſche Jahre, trockendürre, abgeſchmackt? Hat er nicht, wie marinirte Heringe, auch marinirte Jahre, marinirt mit dem Thränenſalzwaſſer des Unglücks und den Pfefferkörnern des Schickſals?

Welche Heringe, welche Fiſche wird das Jahr 1830 uns bringen, meine andächtigen und aufmerkſamen Leſer? Den ſchreibenden Stockfiſch, den jeſuitiſchen Hecht, den ſchlüpfrigen Aal, den dummen Rochen, den naſeweiſen Backfiſch, die gleißende Forelle, den kriechenden Schmerling u. ſ. w.

Allgemein wird ſeyn das Fiſchen im Trüben und im Trieben. Man wird angeln zwiſchen Thüren und Angeln, man wird ködern auf Kanzeln und Kathedern und man wird locken in Tonſuren und in Locken.

Das Jahr 1830 wird reich ſeyn an großen Naturmerkwürdigkeiten. Die Flüße werden eine große Umwälzung erleiden. Es wird verſchwinden der Ueberfluß bei den Guten und es werden entſtehen neue und große Einflüße der Schlechten; eintrocknen wird der Fluß der Rede und verſiegen der Strom der Empfindung; neue Thränenbäche werden entſtehen und verſtopft wird werden der Kanal von den Wünſchen der Unterthanen zu den Ohren der Regenten! Es werden verſetzt werden ganze Berge von Dingen in alle Pfandhäuſer, und Felſenherzen werden geſtürzt werden von dem Sturm der Leidenſchaft! Das Nordlicht und das Schneelicht wird den halben Mond verdunkeln, und der andere halbe Mond wird großen Männern über den Kopf wachſen! Im Oſten ſieht man bei Nacht Sonnenfinſterniſſe, und im Süden lebt die Finſterniß in den Tag hinein! Die Kritiker werden Wind machen, die Schauſpieler Feuer ſpeien, die Dichter Schauer erregen und der Janhagel den klugen Leuten Eines auf's Dach verſetzen. Die Kiefer-Raupen werden alle Blätter zernagen und kein Leſer wird ein Blatt vor den Mund nehmen. —

Im Jahre 1830 werden die Schneider zunehmen, d. h. die Ehre und Ruf abſchneiden, und die Schuſter abnehmen, denn niemand wird ſeinen Sachen einen Abſatz verſchaffen. Die Wollehändler werden ſich vermehren, weil die guten Schaafe immer mehr geſchoren werden, aber die Seifenſieder werden abnehmen, weil man kein Licht braucht. Das Maſchinenweſen wird ſehr überhand nehmen, ſtatt Finanzminiſter kommen Dampfpreſſen, ſtatt Cenſoren Streichinſtrumente und ſtatt der Polizei ein bewegliches Ruhebett.

Die Eheloſigkeit wird ſehr überhand nehmen, d. h.: man wird am loſeſten ſeyn in der Ehe; die Nächſtenliebe wird ſehr in Flor kommen, d. h. man wird es lieben, ſeinen Nächſten im Trauerflor zu ſehen; die Jünglinge werden ſehr anziehend ſein — an der Toilette, und viele Mädchen ſehr eingezogen — von der Polizei. Die Recenſenten werden ewige Brautigame ſein, denn ſie werden ſich immer verloben, aber es kommt nie zur Trauung, denn ſie ſtehen in der Zeit ſehr niedrig, gelangen alſo nie zur Hochzeit!

Die Mode wird in dieſem Jahre auch ſehr launenhaft ſeyn, man wird tragen — die Naſe hoch und den Rücken krumm, die Narren auf den Händen, die Handküſſe auf der Zunge und den Mantel auf beiden Schultern. Die Mädchen werden mehr unter Polen, als unter Hauben kommen, und die Frauen werden mehr Chapeau's als Hüte haben. Die Völker werden mehr Joch auf dem Rücken, als Joch Acker auf dem Felde haben, und wo man ihnen das Hemd auszieht, wird man ihnen doch den Stock laſſen.

Die Literaten werden alle unſterblich ſein, denn ſie werden ihren Geiſt nicht aufgeben, weder den, den ſie nicht haben, noch den Geiſt der Zwietracht, noch den Geiſt des Neides, am allerwenigſten den Geiſt des Dinkelkorns. Die Cenſur wird in manchen Ländern ganz abgeſchafft werden, nachdem man alle Schriftſteller fortgeſchafft hat; die Cenſoren werden, um bei ihrem Waſſer-Elemente zu bleiben, bei dem Schiffsweſen angeſtellt, die Segel — zu ſtreichen; und es wird allgemeine Freiheit ſein — der Serviettenpreſſe! Die Toleranz wird überall herrſchen, aber ſo milde, daß man ſie nicht empfinden wird. Der Witz wird überall zu Hauſe ſein, wird aber nirgends erſcheinen, weil er immer zu Hauſe bleibt. Sämmtliche neuere Werke werden wünſchen, Memoiren zu ſein, und — neue Auflagen zu erleben, und es werden mehr unſchuldige Menſchen gefeſſelt, als unſchuldige Bücher gebunden werden. Die Malerei wird großen Lärm erregen, weil die Pinſel klappern und die Farben ſchreien werden; die Bildhauer werden die Fleiſchhauer um ihr ſchönes Fleiſch beneiden; die Compoſiteurs werden die Worte in Muſik, die Zuhörer in Ungeduld und das Orcheſter in Verzweiflung ſetzen; die Schriftſetzer werden beſſer ſtehen als die Schriftſteller, und die Zeitſchriften werden kaum gehen, wenn ihre Leſer ſchon laufen werden. Dieſe Zeitſchrift aber ſoll nicht gehen, denn ich hoffe der Leſer wird ſie halten; in welcher Haltung er wohlgefällig ſeyn wird in den Augen des Verlegers und Redacteurs. Amen!

M. G. Saphir.

Minnethum und Frauenehre.

[illegible] von Frauenlob dem Jüngern.

Proteſtation gegen die Redensart: „Das ſchwache Geſchlecht.“

Schönes Geſchlecht! holdes Epigram der Schöpfung! ſüßes Impromptu der ſchaffenden Kraft! Erſtes und beſtes Bonmot der Natur! Ewig junges Altes Teſtament Vater Adams! Liebreizendes Codizill des Paradieſes! Zaubervolles Futteral verhüllter Engel! Schönes Geſchlecht, entſtanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde! Schönes Geſchlecht, manupropria der Gottheit! Bindezeichen des Himmels und der Erde! Schönes Geſchlecht, Du Velin-Probeblatt jenſeitiger Entzückungen, Dir zu Ruhm und Preis will ich die ritterliche Feder ziehen, und Deine Farbe ſoll meine Schärpe zieren. O, könnte ich mit einer Feder aus Dionens Taube, oder mit einem Strahle aus Aurorens Morgenfittig ſchreiben; könnte ich meine Feder in das Abendgold tauchen, wenn es von buntgetränkten Berggipfeln herabfließt in tiefverſchwiegene Thäler; könnte ich mit dem Zauber-Carmin malen, den die Unſchuld auf den Krönungs-Hermelin jungfräulicher Wangen hinhaucht, damit meine Worte würdig wären zu ſeyn die Ruhekiſſen holder Frauenblicke und ein passe par tout zu allen Frauenherzen! (Schluß folgt.)

Magazin der Fernröhre.

Berliner Tivoli. *)

1.

Theatraliſcher Rutſch-Berg.

Wenn es wahr iſt, wie ein großer Geſchichtſchreiber ſagt, daß das die beſten Staaten ſind, von denen nichts die Blätter der Geſchichte füllt, wenn es ferner folglich auch wahr iſt, daß das die beſten Frauen ſind, von denen gar nichts geſprochen wird, ſo iſt unſer Theater das allerbeſte, denn es wird nichts davon, nichts darin, nichts darüber und nichts hinein geſprochen! Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht, und der Pegaſus auf unſerm Kunſttempel iſt ſchon naturaliſirt. Auf unſerm Kunſt- und Theater-Rutſchberg kommen zwei Wagen zugleich herunter: der Theſpiskarren der Oper und des recitirenden Schauſpiels! Spontini dirigirt jenes, Graf von Redern dieſes und das

S. p. q. R.

kann auch „Spontini quält Redern" heißen.

Woran liegt es? mögen die Götter es wiſſen aber auch — ſagen, denn es gibt auch Menſchen die es wiſſen, aber — ſie ſagen es nicht! und da haben ſie recht, denn es iſt faſt unſäglich! Eine ſolche Anſtalt in der Mitte des herrlichen Berlins, bei einem Publikum, das empfänglich iſt wie keines in Deutſchland, und bei einem Regenten, der zu ſeinen erhabenen Herrſchertugenden, zu ſeiner nieverſiegenden Milde und Gerechtigkeit, den ſegenreichſten Sinn für alles Zarte, Schöne und Erhabene in Kunſt und Wiſſenſchaft beſitzt und wohlthätig entfaltet, bei einem bedeutenden Zuſchuß und bei einem unumſchränkten Felde auf dem es ſich bewegen kann, und doch ein ſolches Schmachten im Repertoir, eine ſolche Zerſtücklung im Ganzen, eine ſolche Zerfallenheit in Oper und Schauſpiel!

Es thäte vor allem Noth, daß eine tüchtige Intendantur ſagte: „Faciamus homines!" aber nicht nur homines, ſondern hauptſächlich Mädchines! wir wollen Liebhaberinnen machen! Doch gemachte Liebhaberinnen haben wir genug, von denen man ſagen kann: „Femina sexu, ingenio vir." „Kabale und Liebe" können wir nicht beſetzen, die Kabale fehlt uns nicht, aber die Liebe, und nicht alle die blaß ſind wie Limonade, ſind Louiſen. Es iſt mit jungen Liebhaberinnen aber auch eine kitzliche Sache; ſind ſie wirklich zum lieb haben, ſo gebrauchen ſie die Bühne nur zum Präſentirteller ihrer Perſönlichkeit, und ſind nur ſo lange „Gurli's" und „Jungfrauen", bis eine goldne Bulle, oder vielmehr ein goldner Bulle ſie von den Brettern die die Welt bedeuten, in die Bretter die das Bett bedeuten führt, und —

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier —"

und es geht ſolchen Theaterfiguren, wie es vielen Wachsfiguren geht, ihr endliches Loos iſt — — — — — — — Stiefelwichs!

Jedoch ich habe Ihnen große Neuigkeiten zu erzählen!

„Von Zank und Haß und Streit, von unerhörten Dingen,
Von einem Künſtlerkleid ſoll meine Muſe ſingen!"

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Unter dieſer Rubrik ſollen die Novitäten aus Berlin, welches vorzüglich ein Hauptaugenmerk des „Magazins" ſeyn ſoll, mitgetheilt werden. Ein Verein von tüchtigen und unbefangenen Correſpondenten liefert ununterbrochen alles, was in Kunſt, Literatur, Geſelligkeit und Tagsleben in dieſer Stadt vorgeht.

Die Redaction.

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues

Mitternachtsblatt

für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:

„Die Geſpenſter-Zeitung."

(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
Und überfliegend alle Geiſterſchranken
Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus."
Young.

Probeblatt.

Sonntag, *Nr.* 2. den 3. Januar 1830.

Minnethum und Frauenehre.

Redigirt von Frauenlob dem Jüngern.

Proteſtation gegen die Redensart: „Das ſchwache Geſchlecht."

(Schluß.)

Wenn das weibliche Geſchlecht die Geſetzgeber der Sprache und die alleinherrſchende Macht im Reiche der Wörterbücher und Phraſeologie wären, wir Männer hießen eher das ſchwache Geſchlecht, als die Frauen. Ja, wenn man Roheit Stärke, und Knochenbau Kraft nennen will, dann, ja dann ſind die Männer das ſtarke, und die Frauen das ſchwache Geſchlecht; aber wenn Geduld Stärke, und Gemüthsausdauer Kraft genannt wird, dann iſt das weibliche Geſchlecht das ſtarke und das männliche das ſchwache Geſchlecht! Wunden ſchlagen kann das männliche Geſchlecht, Wunden heilen, das weibliche; ſagt nun, welches iſt das ſtärkere? Der Mann ergreift wild und keck alle Dinge der Welt und läßt ſie alle wieder fahren; die Frauen ergreifen einen Gegenſtand mit inniger, ausdauernder Kraft, und dieſen einen Gegenſtand tragen ſie als ewiges Glanzgold auf den Fittigen ihrer Seele, welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht? Der Mann jagt ſich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich, und eine Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich iſt; die Frauen haben eine Thräne im Glück, und ein Gebet im Unglück; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verliert ſeine Ehre und glaubt ſie, wie ein Taſchenſpieler, durch einen Piſtolenſchuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihre Ehre befleckt, verdammt ſie das ganze Geſchlecht; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht? Der Mann liebt aus Inſtinkt und iſt eiferſüchtig aus Eitelkeit, die Frauen lieben aus Sympathie und ſind eiferſüchtig aus Liebe; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verzeiht ſchwer und vergißt leicht, die Frauen verzeihen leicht und vergeſſen ſchwer; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann vertreibt die Zeit mit Thierhetzen, die Grillen im Trunk, die üble Laune im Spiel; die Frauen vertreiben die Zeit mit Romanenleſen — oder ſpielen, die Grillen mit einer Freundin und die üble Laune mit einem neuen Kleidbeſatz; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann iſt ein Despot bei ſeinem Weibe und ein Weib bei den Despoten; die Frauen ſind demüthig gegen den Mann, und oft Männer gegen die Despoten; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint, er tobt, wo ſie ſchmollt, er flucht, wo ſie mault, er iſt feig, wo ſie verzagt, und iſt tollkühn, wo ſie muthig iſt. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er iſt ſtandhaft, ſie beſtändig; er iſt flau, ſie zärtlich; wenn ſie unſchuldig iſt, iſt er höchſtens ohne Schuld, wenn ſie in Thränen zerfließt, thaut er kaum auf, wenn ſie ſchwärmt iſt er berechnet; wenn ſie träumt, ſchnarcht er; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Ja ſelbſt die Schwäche, das weibliche Geſchlecht das ſchwache Geſchlecht zu heißen, iſt den Männern eigen! Und ſind denn die Männer noch anders ſtark, als gegen ein ſchwaches Frauenzimmer? und wie ſchwach, wie lächerlich ſchwach, ſind ſie nicht gegen ein ſtarkes Frauenzimmer? O ſeht ſie doch an, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur; ſeht ſie an, dieſe Herkuleſſe, wie ſie ſich geberden, wie bemitleidenswerth, wie jammervoll ſie ausſehen, wenn die Schwächſte der Schwachen die Grauſame ſpielt! Seht ſie an, dieſe Nimrode des Weltalls, dieſe Bramarbaſſe, dieſe Allerweltsverſchlucker, ſeht ſie an, wie ſie ſich krümmen, und wie ein Theaterperſpektiv groß und klein werden, um eine ſchwache Stunde der Schwachen! Seht ſie an, dieſe Weltgürtelhelden, dieſe Rieſenprojectirer, wie alle ihre aufgethürmten Pläne an dem Seufzer einer holden Bruſt ſcheitern; wie das große Kriegsſchiff ihrer Entwürfe in dem kleinen Kinngrübchen einer Holden untergeht; wie das ganze Aufgebot ihrer Macht und ihrer Entſchlüße vor einem einzigen Frauenblick. die Waffen ſtreckt; wie der größte Eiſenfreſſer und Holofernes in der allerkleinſten niedlichen Lockenſchleiſe hängen bleibt; ſeht ſie an, dieſe Thürme der Menſchheit, dieſe Halbgötter, wie ſie auf das Lächeln eines liebreizenden Mundes nach allen zweiunddreißig Gegenden der Windroſe auf einmal hinfliegen und gehorchen, und dann, dann nennt ſie nur immerhin das ſtarke und die Frauen das ſchwache Geſchlecht! Und Du, ſchönes Geſchlecht, gönne ihnen immerhin dieſe kleine Spielerei, ſie ſind ſo lange ſtark, als Du es willſt, die Grazien gehören ja auch zu dem ſchwachen Geſchlecht, und doch iſt ihnen der donnernde Jupiter unterthänig; die Muſen gehören auch zu dem ſchönen Geſchlecht, und da jeder Menſch, und beſonders jeder Muſenſohn, ſeine ſchwache Seite hat, ſo iſt meine ſtärkſte ſchwache Seite: Das ſchwache Geſchlecht!

Die Männer nennt man ſtark,
Das iſt doch gar zu arg,
Ein einzig weiblich: „Ach!“
Macht alle Männer ſchwach!

M. G. Saphir.

Serenade.

Schlummerſt Du ſchon?
Horch! auf der Saite goldener Schwinge
Send' ich mein munteres Nachtlied empor.
Lauſche Geliebte, im ſtrahlenden Ringe
Lauſchen auch Sterne aus ſilbernem Flor.
Horch! dieſes Beben der Saiten es ruft,
Leiſ' Deinen Namen der bebenden Luft.

Träumſt Du von mir?
Wandernde Nebel zieh'n dort in die Runde
Mächtige Geiſter ſind's die Dir zur Huth;
Horch, wie ſie liſpe'n mit leiſerem Munde:
Schlummere ſanft, ruhe ſanft, wir ſind Dir gut!
Selig Eliſa, wie ſelig bin ich,
Träumſt Du, ach! ahn'ſt Du im Traume nur mich.

Denkſt Du an mich? —
Horch! das ſind Töne im ſchwellenden Laube,
Dies der Fontaine geſchwätziger Laut —
Hörſt Du das Girren der liebenden Taube,
Sieh, wie die Nacht in Dein Fenſterlein ſchaut,
Und wie die Sterne viel feuriger glüh'n,
Weil ſie zum ſüßeſten Schlafe Dir glüh'n.

Leb' wohl! leb' wohl!
Schwebt ſchon der Traum im Gefolge der Götter
Um Deine Bruſt, die ſein Blumenbett iſt,
Gaukelt um Dich, und ſtreut Roſenblätter
Auf jede Stelle Dir, die er geküßt.
Hörſt Du vom Waſſerfall drüben den Klang,
Liebe und Sehnſucht nur ſpricht er ſchon lang.

Schlummre denn wohl!
So mit der Klänge der Taube Girren
Mit der Fontaine plätſcherndem Schaum,
Gatt' ich bei'm Sternlicht dieß Saitenſchwirren,
Singe Dich, wiege Dich leiſ' in den Traum.
Nimm dieſen Luftkuß und hör' es noch laut,
Meine Eliſa, Du wonnige Braut.

C. Herlosſohn.

Magazin der Fernröhre.

Berliner Tivoli.

1.

Theatraliſcher Rutſch-Berg.

(Fortſetzung.)

Der Geburtstag unſeres vielgeliebten Kronprinzen, der ein Feſt für alle Herzen iſt, brachte uns einen Prolog von Herrn Herkloth. Mad. Crelinger ſollte ihn ſprechen, allein

„L'uomo propone, ed il Schneider dispone!“

Anders war es im Kreiſe der Götter beſchloſſen. Mad. Crelinger wollte in dem Kleide, auf welchem der ehrwürdige Theaterſchmutz vielleicht mit zu frappanter gothiſcher Schrift ſtand, nicht anziehen und — horibile dictu! — Forderte ein Neues! Das Theater aber, welches kein Freund von Neuigkeiten iſt, verweigerte es. Mad. Crelinger wird krank, — o es ſind ſchon mehr Frauen eines Kleides halber krank geworden! — Der Prolog wird alſo auch unwohl — von Mad. Komitſch geſprochen. Abends aber — relata refero — ſoll Mad. C. in den Couliſſen geſtanden haben und ſagte, ſie wollte blos in dem alten Kleide nicht ſpielen. Sehen Sie, ſo drehet ſich alles in dem alten Schlendrian! Darauf ſoll man Mad. Crelinger in Ordnungsſtrafe, das heißt in Unordnungsſtrafe genommen haben und Mad. C. ſoll — o über das ewige „ſoll“ und wenige „haben!“ — alle ihre Rollen zurückgeſchickt haben.

Nun können Sie ſich den Lärm denken der in Berlin entſtand: man ſprach, man ſchnüffelte, man ſchrie, man näſelte, man liſpelte, man keifte von nichts als von dieſem Artikel! Man aß dieſe Neuigkeit morgens zum Warmbier, Mittags zum Erdäpfelmuß, Abends zum äſthetiſchen Thee und Nachts zum Pumpernickel! Ein Theaterdichter ſoll ſchon ein Stück geſchrieben haben;

„Kleid ohne Stich, und Stich ohne Kleid,“
eine Trage — die in fünf Aufzügen ohne
Anzug.

Das Kleid ſelbſt ſoll im Diorama bei Groppius zu haben ſein — ohne Unterfutter. Es iſt mit Damenkleidern eine eigne Sache! Die Damen ziehen deſto mehr an je weniger ſie anziehen. Indeſſen genug von keinen neuen Kleidern und nun zu neuen Stücken:

Hans Luft!

Eine dramatiſche Skizze nach dem Franzöſiſchen, von Lebrün.

Eine fadere Geſchichte iſt ſeit des zarten Unbekannten J. E. Mand's, Theaterſtük nicht über die Bretter gegangen. Ein Ladendiener Fant von der Elle, heißt ein Elephant unter den Helden des ausmeſſenden Geſchichtes, rettet eine Dame aus Räubershand, benimmt ſich unglaubhaft, es kommt zu Prügeln und der Heros der weithinſchallenden Elle wird ein aimable roué und erobert das Herz der Frau von Sturm mit Sturm. Die Situationen des Stückes ſind erbärmlich und abgedroſchen, und nur die einzige Situation des Hans Luft bei Mad. Sturm, welche von der ſchönen Frau Unzelman gegeben wurde, finden wir nachahmenswerth. Was ſoll man aber über ähnliche krüppelhafte Erzeugniſſe der Bühnendichter ſagen, es iſt doch alles in Luft geſprochen. Hr. Blume gab den Luft mit wahrhaft ergötzlicher Laune, ſo wie Mad Wolf das Fräulein von Schniffel mit hochkomiſcher Karakteriſtik und Wahrheit.

Die hüpfende Muſe brachte ein neues Ballet:

„Der Triumph der Liebe,“
von dem Ballettänzer Herrn Briol.

Luna mit Endivien, — nein, Luna mit Endymion ſind der Gegenſtand des Programs. Mad. Crelinger hätte dieſes Sujet nicht angezogen, denn es iſt auch nicht neu. Wir haben nicht viel Neues beim Ballete, wohl aber manches Alte! Es iſt ſchade, wir haben ein Balletperſonal wie es wenige gibt, herrliche Tänzer, liebliche Tänzerinnen, ein Corps de Ballet, wahre Kerntruppen, wahrhaft feenhafte Pracht herrſcht in den Balletten, keine Koſten werden geſcheut, und dennoch haben wir mittelmäßige Ballete, weil wir keinen — Balletmeiſter haben. Unſer Titus ruht ſeit ſeiner „Floreska“ auf ſeinen Lorbeeren und ſeinen Schneebällen aus. Da er aber auf ſeinen Lorberen hart liegt, ſo reiſte er nach Paris und ein Spötter meinte: die Berliner Theaterintendanz habe ihn für das Pariſer Ballet engagirt, welches allerdings für die Berliner Bühne eine vortheilhafte Acquiſition wäre. Man kann Herrn Titus ſeine Erfindung der Intriguen zwar nicht abſprechen, allein die artiſtiſche Ausführung iſt plump. Hr. Briol zeigte in dieſem Ballete eine ſchöne Gewantheit, Geſchmack und Phantaſie. Die Solos waren recht artig, und die Gruppirungen ſinnig. Dlle. Galſter als Venus, entzückend! eine ſolche Miſchung der Urania mit der Pandemos, daß das Irdiſche und das Aetheriſche ſeine Rechnung fand; ihre Attitüden und ihre Pas in dem Pas de trois waren reizend, ihr à plomb ſcharmant und ihr Porto-bras — o ihr Porte-bras iſt herrlich. Hr. Taglioni machte den Zephir und trug ihn auf ſeine ailes de pigeons wohlgefällig in die Höhe. Dlle. Lampery war Amor — leſen Sie nicht etwa „a mohr“ — ſie tanzt ſüperb, aber das Ballet iſt ein Schauſtück; dieſe Mohrüben Friſur — dieſe unamorliche Geſtalt — ſchweigiamus!

Mad. Lemière war Diana. Sie übertrifft Alle an Grazie der Geſchmeidigkeit, an Zartheit der Wendungen und Formen, und ihre Mimik iſt vortrefflich, wir hätten ihr einen graziöſern Endymion als Hrn. Stulmüller gewünſcht. Ein Endymion muß Grazie haben, reitzende Fülle der Bewegung, duftiges Mienenſpiel. Pirouetten, Wirtelrunde, grands Battements, und alle jetté battü machen noch den Endymion nicht. Herr Stulmüller iſt ein guter Groteſktänzer, dabei bleibt es, punktum.

(Fortſetzung folgt.)

Neues
Mitternachtsblatt
für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:
„Die Gespenster = Zeitung.“
(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
Young.

Dienſtag, Nr. 3. den 5. Januar 1830.

Die Sage
von
dem Hirtenknaben und dem Königsſohne.
Von C. Spindler.

Südlich von unſerm Vaterlande liegt das kleine, aber in der Völkergeſchichte hochberühmte Helvetien. Himmelan ſtreben ſeine Berge, und ſcheinen neidiſch dem übrigen Europa den ewigen Frühling Italiens verbergen zu wollen. Allein, trotz ihres drohenden Anſehens, und trotz der Schneedecke, die, Jahr aus Jahr ein ihre Häupter winterlich bekleidet, findet man entzückende Thäler in ihrem Schooße, welche die Herrlichkeiten von Jenſeits ahnen laſſen. In einem dieſer verborgenen Thäler, ſtand in grauer Vorzeit ein altes Schloß auf felſigem Grunde, an einem rauſchenden See. Grüne Matten und Hügel ringsum, ſchattige Wälder und ſonnige Alpen weit und breit; nur das alte Schloß allein ſah düſter und traurig in den klaren Seeſpiegel, und wenn der Wanderer ſein Auge an dem Schmelz der Flur, an dem Silberſchein der ſpielenden Wellen ergötzt hatte, und den Blick von dem kleinen Paradieſe um ſich her, zu dem finſtern Schloſſe wandte, ſo wurde ihm bang und unheimlich um das Herz.

Probeblatt.

Ein Hirtenknabe aber, der in einem benachbarten Gau zu Hauſe war, hatte den Abhang, welcher dem Schloſſe gegenüber zum See hinunterlief, zum Weideplatz für ſeine Heerde auserſehen, ſaß Tag für Tag, die ſchöne Jahreszeit hindurch, auf einer Felſenplatte, die über das Waſſer ragte, und verfertigte Körbchen, Binſenmatten und Käfige; ſpielte auch öfter liebliche Weiſen auf ſeiner Flöte, während ſich ſeine Lämmer längs dem Ufer hin die ſaftigen Alpenkräuter wohl ſchmecken ließen. — Wenn nun die Töne der Hirtenflöte ſo anmuthig erklangen am einſamen Geſtade, und die Stille ſie hinübertrug an das jenſeitige Ufer, ſo öffnete ſich ein Fenſterchen im alten Schloſſe, und ein blaſſes aber angenehmes Geſicht ſah heraus, nach dem Hirtenknaben hin, bis die Dämmerung einbrach, und der kleine Spielmann die Heerde wieder heimwärts trieb. Mit der Morgenröthe war er aber wieder da, und freute ſich, wenn das blaſſe Knabengeſicht wieder an dem Fenſter erſchien, und mit Vergnügen ſeinen Tönen lauſchte. „Wer mag der Arme ſeyn?“ dachte der gute Hirtenjunge bei ſich; „daß man ihn in das häßliche Schloß eingeſperrt hat? Denn eingeſperrt muß der Unglückliche ſeyn: ſonſt wäre er gewiß ſchon einmal zu mir herabgekommen in die freie Luft.

Dieſem Gedanken nachhängend, näherte er ſich, am Geſtade hingehend, dem Schloſſe, und winkte dem ſchwarzgelockten Knaben am Fenſter. Aber ſo ſchöne Lieder er auch blies, ſo gute Worte er gab, ſo herzlich er winkte, war Alles doch vergebens. Der Schloßbewohner ſchüttelte traurig mit dem Kopfe, zuckte die Achſeln, und kam nicht.

„Muß doch ſehen, was es iſt,“ rief Jery, (ſo hieß der Hirtenknabe) und wanderte getroſt dem Schloſſe zu. Seine Lämmer waren ihm nachgelaufen; er pfiff aber ſeinem treuen Hunde, und empfahl ihm ernſthaft, die Schaafe ſorglich zu hüten, bis zu ſeiner Rückkehr. Gehorſam wedelte Wächter mit dem Schweife, denn er verſtand jedes Wort ſeines Herrn, und ſammelte bellend die Heerde, um ſie an den Weideplatz zurückzutreiben.

Jery gelangte bald zum Thore des Schloſſes. Wie erſtaunte er aber, als er ſah, daß hier bewaffnete Männer mit langen Bärten und drohenden Hellebarten Wache hielten. Erſchrocken wollte er davon ſchleichen, aber zu ſpät. Einer von den Kriegsleuten hatte ihn gewahrt, und hielt ihn feſt. Nun drangen Alle mit Fragen in ihn: wer er ſey? woher er komme? was er hier wolle? Der Knabe verging beinahe vor Angſt, aber, da ein gutes Gewiſſen die Unſchuld nie zu Schanden werden läßt, ſo faßte er ſich bald und gab unverhohlen an, was ihn hieher führe. „Wie?“ rief der aus, der ihn fing: „Wie? Du wollteſt dich zu dem Gefangnen ſchleichen? Das ſollſt du theuer büßen, wir wollen dir ein Kämmerchen anweiſen, worin dir dein Vorwitz bald vergehen ſoll.

Mit dieſen Worten ward Jery von den Waffenknechten in den Hof geſchleppt, und ſollte eben in einen finſtern Kerker geſtoßen werden, als eine ſanfte Stimme aus einem der obern Fenſter erſchall. „Laßt ihn doch, den armen Knaben,“ rief der kleine Gefangene herab.“ Wollt ihr ihn gleich verhindern, zu mir herauf zu kommen, und meinen Kummer in etwas zu zerſtreuen, ſo thut ihm doch ja nichts zu Leide.“

Die Männer wurden gerührt, berathſchlagten unter ſich und führten endlich den guten Jery hinauf zu dem unbekannten Freunde, der ihn in einem prächtig geſchmückten Gemache empfing.

Die goldnen Wände, der Marmorboden, die

vielen Herrlichkeiten, die Jery hier zum erſtenmale und auf einer Stelle beiſammen erblickte, machten, daß er ſtumm und betroffen die Freundlichkeit des Schloßbewohners kaum erwiderte. — „Fürchte dich nicht,“ ſprach derſelbe, „und gib mir deine Hand; deine Lieder haben mir ſchon viele Freude gemacht, und ich bedarf ihrer ſo ſehr.“.

„An Freuden kann es dir nicht fehlen,“ verſetzte Jery muthiger, „denn hier iſt's gar zu ſchön. Wer aber biſt du?“

„Ich bin ein unglücklicher Königsſohn, dem ein böſer Mann ſein väterliches Erbe geraubt hat. Damit ich ihm nun nicht ſchaden könne, hat er mich hieher bringen laſſen — weit, weit von meiner Heimath. Ach mein Vaterland! Es liegt jenſeits der hohen Eisgebirge, und heißt Neapolis. Dort wird es niemals Winter, und hier friere ich oft ſo ſehr! Doch genug von mir. Komm', mein junger neuer Freund. Ich will dir jetzt für dein anmuthiges Flötenſpiel auch ſo viel Vergnügen machen, als ich nur immer kann.“

(Schluß folgt.)

Frauenliebe.

Süßes Wort, o Frauenliebe! —
Welch' ein herzbewegend Wort!
Ward ein süß'res je geſprochen,
Ward ein theurer's je gehört,
Als Frauenliebe?

Wie es ſtets dem Ohre ſäuſelt!
Wie es ſtets das Herz erwärmt!
Kalt, ach! kalt muß der erſcheinen,
Der nie ſeinen Theil gewann
Von Frauenliebe!

Wolluſt iſt ſie für den Klager,
Freiheit iſt ſie für den Knecht;
Vielen iſt ſie Pilgerwandern,
Allen aber Ruheplatz,
Die Frauenliebe.

Iſt Juwel für alles Schöne,
Gibt die Freuden obendrein!
Gäb' es Engel auf der Erde,
Wenn nicht Frauenliebe wär',
Ja, Frauenliebe?

J. Leutbecher.

Magazin der Fernröhre.

Bilder aus dem Süden.

Von G. M. Saphir.

Berlin und Wien kann man als den Nord- und Südpol Deutſchlands und der deutſchen Stadtkarakteriſtik annehmen. Da es aber keinen Sprung in der Natur gibt, ſo findet man auch hier Uebergänge und allmähliges Ineinanderſchwimmen beider Karakterfarben, ſo z. B. Breslau, München u. a. m.

Der Südländer bedauert den Nordländer ob ſeiner körperlichen Kälte, der Nordländer bedauert den Südländer ob ſeines geiſtigen Froſtes; der Wiener bedauert den Berliner daß er wenig zu eſſen und nichts zu trinken hat, der Berliner bedauert den Wiener daß er wenig zu leſen und nichts zu denken hat; der Wiener bedauert den Berliner daß er keine öffentlichen Vergnügungsorte hat, und der Berliner bedauert den Wiener daß er geheime Polizei hat; der

Wiener bedauert den Berliner daß er keine Weinleſe hat, der Berliner bedauert den Wiener daß er keine Buchleſe hat; der Wiener prunkt gegen den Berliner mit ſeiner ſchönen Natur, mit ſeinem Ueberfluß und mit ſeinem Wohlleben, der Berliner prunkt gegen den Wiener mit ſeiner hohen Kunſt, mit ſeinem Feder- und Schreibüberfluß und mit ſeiner intelektuellen Freiheit. Aber der Wiener prunkt mit Einem nicht, und das iſt es gerade, was ihn über alle Städte Deutſchlands ſetzt, er prunkt nicht mit ſeiner liebenswürdigen Herzlichkeit, mit ſeiner jovialen Offenheit, mit ſeiner unendlich bezaubernden Naivetät des Gemüths, mit ſeiner innigen Menſchen- Nächſten- und Freundesliebe, mit ſeiner inſtinktartigen Gaſtfreundſchaft, mit ſeiner Argloſigkeit die niemanden Böſes zutraut und deßhalb ſich auch arglos öffnet; der Wiener prunkt mit allem dieſem nicht, weil er gar nicht weiß daß er es iſt, und ſind nicht gerade die Frauen am ſchönſten, die ſchön ſind ohne es zu wiſſen?

Der Berliner aber hat die Wein- und Herzkammern gleich leer; der obere Stock, oder die Dachſtube, der Kopf iſt voll aufgeſpeichert, aber au premier, im Herzen, ſind die Fenſterlädchen zu, da wohnt niemand. Das Gemüth hat ſich bei ihnen, wie die zurückgetretene Gicht auf's Gehirn geſetzt; ſie ſind Praktiker im Denken und Theoretiker im Fühlen; es iſt Sandboden in ihrer Freundſchaft, in ihrer Liebe, in ihrer Zuvorkommenheit; es iſt Kalteſchale in ihrer Höflichkeit und Geſelligkeit, es kühlt, aber es belebt nicht. Eines iſt wahr, der Berliner iſt außerordentlich wohlthätig, und oft dachte ich über dieſe räthſelhafte Erſcheinung bei einer ſolchen totalen Herzloſigkeit nach, und das Reſultat brachte mich auf folgendes: es ſind erſtlich hauptſächlich die Frauen, die den wohlthätigſten Sinn entfalten, denn Frauen und Schneeflocken ſind ſich überall gleich, ſie ſind überall die tröſtenden Engel an dem Sarkophage der leidenden Menſchheit; ſodann aber iſt dieſe Wohlthätigkeit keine Frucht der geiſtigen Bildung. Der Berliner fühlt es, daß er es ſeiner Kultur, dem Standpunkte ſeiner Erziehung ſchuldig iſt, kurz er gibt mit dem Kopf nicht mit dem Herzen; das iſt aber alles eins, und Berlin iſt das unendliche Thränentuch, welches oft und ſtets willig die Thränen jedes Unglücks trocknet. Vom Throne bis in die Hütte hat dieſe erhabene Gottheit: Wohlthun, ihren Tempel.

Man möchte ſagen, der Berliner hat ein Herz für die Menſchheit aber keines für die Menſchen; er hat einmal ein Vorurtheil gegen Jedermann, heimiſch oder fremd, das iſt ihm gleich. Wenn ſich zwei blutfremde Menſchen an einem öffentlichen Orte begegnen, ſo ſetzt jeder von dem andern voraus: das iſt ein ſchlechter Kerl! und in dieſer gemüthlichen Vorausſetzung bleiben ſie hübſch ferne von einander.

Die unausſprechliche Leutſeligkeit des Königs und die liebenswürdige Humanität und Popularität des ganzen Hofs finden nur in den höhern Ständen und bei einem Theile des Adels ihr Echo und wem es gegönnt iſt in dieſe Kreiſe zu kommen, der findet eben ſo viel Herzlichkeit als Humanität und wahrhafte Bildung des Herzens wie des Geiſtes, allein bis in das Volk iſt dieſer Ton nicht gedrungen, während zu Wien das Volk überhaupt, man möchte ſagen aus einem großen Teig von Herzen zuſammengeknetet iſt.

Ein kleines Beiſpiel welches ich ſelbſt erlebte wird den Unterſchied des Volkes zu Wien und Berlin am beſten karakteriſiren. Zwei kleine Straßenjungen zu Wien raufen ſich in der Himmelspfortſtraſſe, es verſammeln ſich eine Menge Menſchen, und ſind bemüht, ſie auseinander zu bringen, ſie ſagen: „na Buabna, ſeid's g'ſcheidt!“ — „gibt's a Friad!“ — „ihr Schlanklen, ſeid's ruawi!“ — In Berlin balgen in der Königsſtraße zwei Straßenjungen, es verſammelt ſich die Menge und — hetzen beide Jungens noch mehr aneinander, der Eine ruft: „halten man feſt!“ Der Andere ſchreit — „jib den Racker man eens uf's Oberkapitolium!“ — „man zu!“ „D'ruf los!“ u. ſ. w. und ſo adelt ſich das ähnliche Benehmen bis zu den Kunſt- und literariſchen Straßenbuben hinauf.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag von F. G. Frankh in München.

Neues
Mitternachtsblatt
für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:
„Die Geſpenſter-Zeitung.“
(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
> Young.

Donnerſtag, Nr. 4. den 7. Januar 1830.

Die Sage von dem Hirtenknaben und dem Königsſohne.

Von C. Spindler.

(Schluß.)

Der Königſohn nahm Jery bei der Hand, und führte ihn durch eine Reihe von Gemächern auf und ab. Eins war immer herrlicher als das Andere. Sie ſtrahlten von Gold und Silber; purpurne Vorhänge, bunte Teppiche, ſeidne Ruhebette, kryſtallne Leuchter; Alles war hier zu finden. Die koſtbarſten Dinge waren in jedem Zimmer aufgeſtellt: die ſchönſten Singvögel in glänzenden Käfigen, die wunderbarſten Gemälde, die duftendſten Blumenſträuche in ſchimmernden Gefäßen, ſeltenes Spielzeug, die lockendſten Früchte in goldnen Schaalen ſchmückten dieſen Wohnſitz der Freude, und Jery ſchlug einmal über das andere die Hände verwundert zuſammen, und dachte ganz heimlich bei ſich: wie herrlich müßte es ſich in dieſem Schloſſe leben laſſen! Hundertmal wünſchte er ſich an die Stelle des Königsſohns und konnte nicht begreifen, wie dieſer ſich bekümmert fühlen könne, da nichts ihm fehle in dem prachtvollen Ueberfluſſe.

Unter Scherzen und Spielen vergingen die Stunden ſchnell und unbemerkt, bis der ſpäte

Abend hereingebrochen war, und der Königſohn, obſchon ungern, ſeinen Freund an die Trennung erinnern mußte. Mit blutendem Herzen riß ſich Jery von dem wunderſchönen Aufenthalte und dem lieblichen Spielgefährten los, und ging, nachdem er tauſendmal hatte verſprechen müſſen, wieder zu kommen. Die Wächter erſparten ihm aber die Mühe, und deuteten ihm, als er zur Pforte kam, trocken an, er müſſe, da er einmal zu dem Prinzen gelangt ſey, bei ihm aushalten, und dürfe nie mehr das Schloß verlaſſen.

Wer war vergnügter als Jery? wer entzückter als der Königſohn, der nun einen Gefährten hatte, welcher noch dazu vom Herzen gern ſein Loos zu theilen ſchien, und Heerde, Heimath, nebſt ſeinen frühern Freunden über dem neuen Wohlleben vergaß?

Spiele, Mährchen, Geſang und die holden Melodien der Flöte verkürzten die Tage, und manche derſelben waren hingeſchwunden, als ſich Schwermuth und Verdroſſenheit bei Jery einfanden. Stundenlang ſaß oft der ſonſt ſo lebhafte Knabe in einem Winkel, während der Königſohn in einem Andern über die Verſtimmung ſeines Freundes trauerte. Eine unnennbare Sehnſucht hatte ſich des Hirtenknaben bemeiſtert. Heimweh, Drang nach Freiheit raubten ihm ſeine Ruhe. Vergebens wälzte er ſich auf ſeidnen Polſtern, vergebens wollte er am blanken Spielzeug ſich ergötzen: der Schlaf floh ſein Lager, das Spielzeug ekelte ihn an; ihm widerſtanden die Speiſen in goldener Schüſſel, der köſtliche Wein im Kryſtallbecher. Der Geſang der Vögel war ihm läſtig, das drollige Geſchwätz der Papagaien abgeſchmackt geworden; auch ſeine Flöte wollte er nicht mehr berühren, und wenn er an's Fenſter trat, hinaus ſah in den blauen Himmel, und ſein Blick auf den ſonnbeglänzten Triften und Auen, auf der hellgrünen Fläche des Sees weilte, ſo traten Thränen in ſeine Augen. Weinend floh er aus dem Zimmer, aber der Waffenlärm am Thor erinnerte ihn, daß er ein Gefangner in der Veſte ſey. Der Königſohn tröſtete ihn zwar ſo gut er konnte, aber ſein Heimweh vermochte er nicht zu ſtillen.

Da geſchah es an einem Nachmittage, als der Königſohn eingeſchlummert war auf ſeinem Lager, daß Jery wieder an's Fenſter trat, um ſich ſatt zu weinen. Sieh! da war es ihm, als gewahrte er über'm See ſeine Heerde weiden, und ſeinen treuen Hund Wächter, der ihn unverwandt anzublicken ſchien, und freundlich wedelte, als wollte er den Herrn zu ſich herüberrufen. Bang griff dieſes Bild an des Knaben Bruſt, und eine innere Stimme rief ihm zu: Flieh'; flieh' geſchwind! Jetzt iſt der Augenblick oder nie! Er folgte der Ahnung und eilte zur Thüre des Gemachs. Da gedachte er ſeines jungen Freundes. Ihn zu verlaſſen, ward ihm ſchwer. Noch einmal wollte er ihn ſehen. Er trat zu ſeinem Lager. Feſt ſchien der Prinz zu ſchlummern, aber als ſich Jery zu ihm herunterbückte, um auf ſeinen Schlaf zu horchen, ſo erſchrack er heftig, denn ſein Herz ſchlug nicht mehr, kein Athem hob mehr ſeine Bruſt, denn ſanft hatte ihn ein ſüßer Tod von ſeinen Leiden erlöſ't. Entſetzt ſtürzte Jery auf den Gang, um nach Hülfe zu rufen, aber der Hof war leer, die Pforte der Burg offen und die Wachen an derſelben von der ſchwülen Hitze in Schlaf gelullt. Der Augenblick war günſtig. Noch ein Lebewohl dem abgeſchiedenen Freunde, ein kurzes Gebet zum Vater im Himmel, und glücklich ſtahl ſich der Hirtenknabe an den Kriegern vorüber, zum Schloſſe hinaus.

Mit flüchtigen Schritten hatte er bald den Platz erreicht, wo der gute Wächter noch der anvertrauten Heerde wartete, ſo mager er auch von der ungewohnten Feldkoſt geworden war. Die Lämmer und ihr vierfüßiger Hüter empfingen den lang erſehnten Meiſter mit der größten Freude, und voll Wonne, dem Kerker entronnen zu ſeyn, ſtimmte Jery ſein frohes Berglied an. Aber der Königsſohn neigte ſich nicht mehr horchend aus dem Fenſter und im Andenken an ihn unterbrachen neue Thränen den bekümmerten Hirten in ſeinem Spiele. Die friſche Abendkühle indeſſen, das Murmeln des See's und die frohe Zudringlichkeit ſeiner Heerde bewegte ihn wieder zur reinſten Luſt. Noch einmal grüßte er das graue Schloß, in dem er wenige glückliche und viele böſe Stunden verlebt hatte, und trieb ſeine Schaafe über den Bergrücken heimwärts.

Leicht hob ſich ſeine Bruſt, als er wieder die gewürzigen Blüthendüfte einathmete, als ſich wieder ſeine Glieder in freier Kraft bewegen konnte, und wie er alſo durch die, im Abendſchein roſig verglühende Landſchaft zog, und von ferne das beſcheidne Strohdach der väterlichen Hütte erblickte, da jauchzte er fröhlich auf, trieb mit hellem Pfeifenton die Heerde zu raſcherem Trabe an, und rief: „Willkommen, mein väterliches Dach! willkommen, du heimathliches Thal! Gern habe ich den koſtbaren Pallaſt verlaſſen, um zu dir zurückzukehren. Hier finde ich nicht Gold, nicht Silber, nicht Edelſtein, aber frei, weder von klirrenden Riegeln, noch von den Hellebarden grauſamer Wächter bedroht, werde ich meinen ſtillen Frieden genießen, werde ich meinen Frieden genießen, werde arm, aber ohne Sorgen glücklich ſeyn!

Merke: Ketten, wären ſie auch von Gold, ſind nichts deſtoweniger Ketten!

Dem Tugendhaften iſt das ärmſte Vaterhaus theurer, als die glänzendſte Knechtſchaft unter Fremden.

Licht und Schatten.

Der dunkle Tag hat Lichtesſchimmer,
Die finſtre Woge hat noch Glanz;
Und ohne allen Sternenſchimmer
Iſt nie der Nachtgewölke Tanz.

Der Seele Nacht iſt nie ganz dunkel,
Des Herzens Bang iſt nie ganz bang;
Es flimmert ſelbſt ein Lichtgefunkel
Der Schwermuth mitternächt'gem Gang

Verzweiflung iſt nie letzter Morgen,
Die Zukunft ſchließet nie der Tod;
Und auf das Gramgeſicht der Sorgen
Mahlt Hoffnung noch ihr Roſenroth.

J. Leutbecher.

Magazin der Fernröhre.

Berliner Tivoli.

2.

Königsſtädter Waffelkuchen-Haus.

Kennen Sie noch jenes Theater jenſeits der Königsbrücke? das transſpreaniſche Athen? den ehemaligen Stolz der auserwählten Nation? den geſunkenen Glanz Cataloniens? Die ſchönen Tage zu Aranjuez ſind vorüber und man iſt ſehr ruhig in der Regie! O ich gedenke noch der ſchönen Tage, wo der haargeſcheitelte Enthuſiasmus alles zu 5000 Jahre Zuchthausſtrafe verdammen wollte, was nicht ausrief: „Heil, Heil, Heil dir Deutſchland! Du haſt ein Königsſtädter Theater! Dieſes iſt das erſte, das beſte, das größte, das einzige, das ſchönſte, das erhabenſte, das lauterſte, das göttlichſte, das unſterblichſte, das niedlichſte, das reizendſte, das beklatſchteſte u. ſ. w. und an deiner Spitze ſtehen Hr. Mund, der Weinhändler, Hr. Sperling, der Maurermeiſter, Hr.

Schellhorn, der Zimmermeiſter und noch andere ſcientifiſche Männer, große Gelehrte, unſterbliche Dramaturgen, gründliche Tragöden, Sterne der Gelehrſamkeit, Sonnen der Kunſt u. ſ. w. Aber

Auf den Himmel muß man bauen,
Nur der Himmel fügt das Ende!"

Schreien zählt nichts, Lamentiren noch weniger, auf Injurien klagen am allerwenigſten; wer weint, verräth ſeinen Schmerz, und wer flennt, zeigt, daß er empfindlich getroffen iſt. Die Wahrheit aber bleibt ewig, und der Erfolg rechtfertigt ſie, allein die Nichtigkeit zerrinnt, das Bodenloſe zerfällt, das Ueberſpannte zerplatzt. Wer in die Sterne guckt, fällt über eine ſchlechte Brücke; wer die Arie zu hoch einſetzt, erſtickt in der Mitte, wer mehr ausgibt als er einnimmt, ſpazirt in den Schuldthurm, wer die Backen zu voll nimmt macht ſich lächerlich, wer nichts hat und eine putzſüchtige Frau nimmt, kommt auf den Hund u. ſ. w.

Das iſt das Ende vom Lied:

„O mein lieber Auguſtin,
Das Geld iſt hin, das Menſch iſt hin;
O mein lieber Auguſtin,
Alles iſt hin!"

Dieſes Theater hat ſo geſündigt gegen Geſchmack und Kunſt, es iſt ſo viel gegen Anſtand und Sitte darin geſprochen worden, daß man zuletzt den Scharfrichter holen mußte, und es iſt ein Glück, daß dieſes Theater keinen Kopf an der Spitze hat, ſonſt hätte dieſer

„Scharfrichter von Amſterdam,"
(nach dem Franzöſiſchen bearbeitet, von Albini),

ihm etwas Bedenklichkeit erregen können!

Das Stück dreht ſich um einen neueingeweihten Scharfrichter, der ſeinem Schwiegerſohn den Kopf abhauen ſoll und ſich früher ſelbſt die Hand abhaut. Ein liebliches Sujet, bloß geſchrieben für zarte Seelen empfindſamer Damen, um ſich zu erholen, wenn ſie etwa eben das Berliner Converſationsblatt geleſen haben ſollten. Dieſes Handabhauen kommt hier zu ſpät, das hätte unter den erſten Directoren geſchehen müſſen. Die Handlung des Stücks iſt ſo alt und bekannt, daß der Verfaſſer gewiß Commerzienrath werden wird. Von den Darſtellenden war nur eine Perſon nennenswerth, Dlle. Herold, und nun claudite jam rivos! —

3.

Schaukelplatz der Novitäten.

Das „Berliner Converſationsblatt" geht ein, das iſt das erſtemal, daß etwas bei dieſem Blatte eingeht; der Hr. Redacteur, Willibald Alexis, übernimmt den „Freimüthigen." Ulrich von Hutten, der noch immer auf dieſem Blatte prangt, wie die Dekoration eines längſt eingegangenen Ordens, wird an dieſem Hering ganz verenden! —

Das Königsſtädter Theater hat „fiat lux!" gerufen, nämlich einen Souffleur mit Namen Luks und ſeine hübſche Frau engagirt, das Publikum wird alſo Luchsaugen und die Schauſpieler Luchsohren machen.

Herr und Madam Hoguet, er der vortrefflichſte, und ſie die liebenswürdigſte und reizendſte Tänzerin unſeres Ballets, verlaſſen dieſes und gehen nach Paris zurück, mit ihnen geht unſer Ballet auch zurück! —

Dem. Holzbecher geht von der Königsſtädter Bühne ab; das iſt der erſte Abgang, bei dem ſie den Beifall der Kenner erhält. —

Das Tivoli der Herren Gerike wird alle Tage reizender. Die Gebäude nehmen zauberhaft zu, und die feine und ſchöne Welt verſammelt ſich regelmäßig da, um ihres Lebens froh zu werden. —

Hr. Rellſtab, (ſo heißt in Berlin ein Recenſent), ſoll eine Anſtellung erhalten haben: geheimer Redacteur des geheimen Oppoſitions-Blattes. Der Verleger wird Lau, die Mitarbeiter werden lauer, und die Leſer am laueſten.

Geh Rieke, Inhaberin des „Berliner
Tivoli." —

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues
Mitternachtsblatt
für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:
„Die Gespenster-Zeitung.“
(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
>
> Young.

Freitag, *Nr.* 5. den 8. Januar 1830.

Der Verbannte.

Novelle von Wilhelm von Chézy.

„Vaterland, heimiſche Erde, mit welcher Wolluſt athmet meine Bruſt deine ſüßen Lüfte, wie geſundet die kranke Seele bei dem langentbehrten Anblick deiner Höhen und Thale, deiner Felſen und Gewäſſer. Wohl mag der Arme, den die Natur in einer weiten Ebene, unter Steinklumpen der Städte entſtehen ließ, nicht dieß Weh nach der Heimath kennen, wie es den Sohn des Hochgebirges in der Ferne drängt und treibt, daß ihm das Herz ſpringen möchte, hört er den Klang heimiſcher Lieder.“

Der dieß, von Gefühl überwältigt, mit ſtrömenden Augen, laut ausrief, war ein einſamer Wanderer auf der Höhe des Anthofberges bei dem lieblichen Gmunden am Traunſee. Sein edler Wuchs und das feine Geſicht ließen, trotz des groben Jägerkleides, in dem Jüngling etwas Höheres vermuthen, als er zu ſcheinen ſich Mühe gab.

Eben ging die Sonne unter und ſchmückte ſcheidend den majeſtätiſchen Traunſtein mit ſchönerem als königlichem Purpur, indeß der Vollmond hinter den Felsmaſſen am klaren Himmelszelt heraufſchwebte, und ſein blaß ſilbernes Antlitz grüßend zu dem ſtillen See neigte; die Sonne ſank tiefer, immer mehr ſchwand der Purpur von des Traunſteins Haupt, immer goldner ſtrahlte der Mond, bis ſein Abglanz im Gewäſſer eine zitternde Feuerſäule bildete und er als alleiniger Herrſcher der Nacht hoch über den Felſen ſeine glänzende Bahn wandelte.

Otto — ſo hieß der Wandrer — ſah mit Entzücken dieſen freundlichen Kampf des Tages und der Nacht. Ihm war, als gäbe ihm die Heimath dieß hehre Schauſpiel zum frohen Willkommen, und er verſank in Sinnen, ob ihn jetzt der langentbehrte Genuß glücklicher mache, wie er als Knabe geweſen, da er unbewußt mit freudigem Entzücken die Natur in all ihren Schönheiten des Lenzes, des Sommers, des Herbſtes und ſelbſt des rauhen Winters belauſchte. Damals wähnte er, die ganze Welt gleiche ſeinem holden Vaterlande — nun hatte er viel fremde Reiche geſehn, unendliche Ebnen durchpilgert und Hügel in kurzen Sätzen erklettert, die andre — ſie für Hochgebirge haltend — keuchend hinanſteigen. Er war in der Schule des Unglücks ſchnell zum Manne gereift, doch jetzt erwachte die erſte Jugend in ſeinem Herzen wieder, die Laſt der Erfahrung wälzte er fröhlich ab, und nichts empfand er als den einen Gedanken: ich bin in der Heimath. Ob geächtet und dem willkührlichen Stahl der Tyrannei preißgegeben, galt ihm nichts; ja, ihm war es faſt, als müßte es ſchön ſein, jetzt hier zu ſterben. Er ſtieg die wohlbekannten Pfade abwärts, und tauſend Erinnerungen fröhlicher Stunden erfüllten ihn an jeder Stelle mit wehmüthiger Freude. Als wären die neun Jahre ſeiner Entfernung nur der ſchwere Traum einer ſtürmiſchen Winternacht geweſen, ſo genau kannte er noch faſt jeden Baum, jeden Stein. Wie war die Natur noch dieſelbe, und wie anders die Menſchen darin!

Beinahe ſchon am Fuß des Berges, am Rande des wildreichen Forſtes, erſah Otto ein einzeln ſtehendes, hölzernes Häuschen. Er nahte, entſchloſſen um ein Obdach für dieſe Nacht zu bitten; ihn lockten mit unwiderſtehlicher Gewalt die Töne einer Gebirgszitter, zu der eine volle, reine Frauenſtimme folgendes Liedchen ſang:

Ueber dem Traunſtein
blitzet ein Stern,
und du ſchwarzaugigt Mädchen,
haſt du mich gern?
Und hätt' ich dich gern
ſo ſag ich dir's nicht,
denn weißt du's nicht ſelbſt ſchon
ſo hilft's mir ja nicht.

Otto begleitete mit ſeiner ſchönen Stimme, ludelnd, den Geſang. Eine ſtämmige Dirne trat aus der Thür, mit ihren braunen großen Augen das unvermuthete Echo freundlich anſtaunend. „Grüß dich Gott, ſchöne Dirne,“ ſprach Otto. Sie lud ihn ein, in das Haus zu treten, und unterhielt ihn, indeß ſie ihm auf ſein Begehren Brod und Milch brachte, mit fröhlichem Geſpräch. Otto war als Eingeborner der Landesſprache wohl kundig, die ein Fremdling nur ſelten und mit Mühe ordentlich ausſprechen lernt — und doch iſt's blos Deutſch.

Nanderl — ſo hieß das Mädchen — erzählte ihrem Gaſte, der ſich ſehr ſchnell durch Spiel und Geſang in ihrem Herzen feſtgeſetzt hatte, wie ſie das Haus hüten müſſe, indeß ihr Vater die ganze Woche im Walde als Holzſchläger arbeite, und nur manchmal des Sonntags zu Hauſe ſei. Die Mutter komme auch gewöhnlich erſt ſpät von der Arbeit, und ſie ſelbſt beſorge die ganze Wirthſchaft und das Vieh.

Otto fragte, wie ſie mit der Herrſchaft zufrieden wäre? das Mädchen ſah ihn erſt ſcharf an, dann ſagte ſie, als er lächelnd ihren Blick ausgehalten: „Wenn das Fräulein nicht wäre, wir müßten alle unter dem ſtrengen Druck erliegen. Ja, das war gute Zeit, als unſer braver alter Herr, der Freiherr Hofmann, noch da war. Sie haben ihn aus dem Lande gejagt, weil er ein Lutheraner war, aber wir haben's gar ſchlimm unter Graf Herberſtorf. Wie eins nicht in die Meſſe geht, gleich ſind ihm die Lanzknechte auf dem Hals. Aber ich kanns nicht glauben, daß Gott unſre gute, alte Herrſchaft ſo verdammt wie der Kaiſer und die in Traunkirchen,*) und das bischen Fegefeuer wollen wir ihr ſchon wegbeten.“

Otto drückte, gerührt von der gutmeinenden Treue, die Hand des Mädchens, und enthielt ſich kaum, ihr zu ſagen, wie er der Sohn des vertriebenen Herrn ſey. Doch er bedachte, wie es grauſam wäre, dem unbefangenen Herzen die Laſt eines ſolchen Geheimniſſes aufzubürden, und die Mittheilung, ſchon auf den Lippen ſchwebend, verwandelte ſich in einen innigen Kuß auf ihren blühenden Mund.

(Fortſetzung folgt.)

Sieben Seligkeiten.

Die heilige Sieben der Freuden allein,
Sie wohnet im Wein, im blinkenden Wein;
  Denn der Gläſerklang
  Wird zum Sphärengeſang;
Es rollt nach dem Tacte wildfeurig das Blut,
Es ſinget das Herz und es jauchzet der Muth.

Im Glaſe da ſpringet ein ſchimmernder Quell,
Das macht uns den Sinn gar lebendig und hell;
  In der Fröhlichkeit
  Wird das Herz ſo weit;
Dann gießt man die kühlende Flamme hinein,
So möchte das Herz eine Nachtigall ſeyn.

Im Glaſe erglüht es ſo tief-dunkelroth,
Du glühender Purpur, ei grüße dich Gott;
  O du Lippenblut
  Du ſchmeckſt ja ſo gut!
So munden die Lippen des Liebchens allein,
Ihr brennenden Lippen ihr ſeyd ja der Wein.

Zwei leuchtende Sterne, die wohnen auch drin,
Zwei leuchtende Sterne, die reißen mich hin;
  O Schelmaugenpaar
  So falſch und ſo klar!
Wie ſoll ich denn nicht nach der Tiefe nun ſeh'n,
Wenn goldene Sterne von unten erſtehn.

Vergeſſenheit wohnt auf dem ſchäumenden Grund,
Da drückt nicht Erinn'rung den Buſen uns wund;
  Haß, Plage und Schmerz
  Verlach' ich im Scherz!
Hinweg, was ich Böſes erlebt und gethan,
Bei'm Glas fang' ich ſtets den Geburtstag mit an.

Und Frieden, ein göttlicher Frieden iſt da,
Der läßt uns kein Grollen und Streiten zu nah',
  Iſt's Männchen was flau,
  Und poltert die Frau;
Den häuslichen Frieden begründet der Wein,
Laßt fahren den Aerger und ſchenket euch ein.

Und daß ſich vollende der herrliche Kranz,
So wohnt auch im Glas der bewegliche Tanz;

---

*) Ein Jeſuitenſtift.

Es dreht mich herum,
Es ſpringt mit mir um;
Der Himmel — die Erde vollenden den Reih'n,
Und reiſſen mich mit in den Wirbel hinein.

C. Herloßſohn.

Das Münchner Converſationszimmer *).

Wir Deutſche haben eigentlich keine Converſation, die Sache iſt uns fremd wie das Wort. Unſere deutſche Converſation verhält ſich zu der franzöſiſchen, wie Charpie zur Leinwand. Wir haben kaum ein *Geſpräch*; man müßte noch ein eigentliches Wort für das bilden, was wir in unſern Geſellſchaften reden, ſprechen oder ſich unterhalten heißen. Ich möchte ſagen unſere Geſellſchaften unterhalten ſich auf den Souffleur; ſie memoriren ſchlecht und können gar nicht extemporiren. Der Souffleure, oder die auf welche wir Converſation ſpielen, ſind ſehr wenige: Theater, Theater, Theater! Kritik, Kritik, Kritik! Theater, Theater, Theater! Wir bringen allen unſern Stoff ſchon mit in die Geſellſchaft, wie zu einer Schüſſelfete. Wir Herren ziehen aus der Bruſttaſche und die Damen aus dem Strickbeutel das Geſpräch, welches verzehrt werden ſoll, heraus, und nun beißt der Nachbar rechts ein Stückchen von unſerm Geſpräch ab, und wir Andere ein Bröckchen von dem Geſpräch ab, was unſere Nachbarin mitbrachte. Nichts paßt beſſer auf den Ton unſerer Geſellſchaften, als das Schillerſche Räthſel:

„Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Raſt und Ruh',
Klein iſt das Feld das ich umſchreibe,
Du deckſt es mit zwei Händen zu.“

Unſere langjährige phyſiſche und geiſtige Verknechtung hat uns eingeſchüchtert; die Torturmaſchine einer krampfhaften Zeit hat unſere körperliche und moraliſche Gelenke ausgezogen und langgeſtreckt, aber nicht geſchmeidig und biegſam gemacht; kurz wir Deutſche ſind keine *Schwimmer*, weder in dem ernſt hinrauſchenden, großen, majeſtätiſchen Strom der Zeit, noch in dem flachen Bache der Converſation. Entweder wir ſtrecken in *beiden die Glieder zu ſpät* aus, oder wir ſtürzen mit plumper Haſt ungeſtümm in beide hinein, mit der Bruſt *vor* und zerquetſchen ſie, oder endlich wir bekommen im beſten Schwimmen den *Starrkrampf* und — *gehen unter*.

Unſere Converſation muß ſich alſo Schwimmkiſſen unter die Arme binden um flott zu bleiben, und dieſe Schwimmkiſſen heißen:

Theater und Stadtneuigkeiten.

Unſer Theater aber iſt ſo unbedeutend, wie das Lächeln einer Tänzerin, und unſere Stadtneuigkeiten ſo ſparſam, wie die neueſten Theater-Oekonomien. Ja wenn man das *Minus*-Theater mit *Minus*-Stadtneuigkeiten multipliziren, und ſo ein Converſations*plus* herausbringen könnte, da wäre für das „*Converſationszimmer*“ reichlich geſorgt.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Dieſe fortlaufende Rubrik ſoll in abwechſelnder Form, bald ernſt, bald humoriſtiſch Alles beſprechen, was in München Gegenſtand der Converſation iſt. Theater, Kunſt, Literatur, Tagsbegebenheit, öffentliches Leben u. ſ. w. Der Verfaſſer dieſes Artikels iſt der Unterzeichnete, der es haßt und von jeher gehaßt hat, unter dem Mantel der Anonymität zu ſchreiben, und er erklärt es hier ein für allemal, damit jeder Betheiligte wiſſe, an wen er ſich zu halten habe. Die Redaction wird aber auch andere eingeſendete Artikel gerne aufnehmen, wenn ſie würdig gehalten, *ohne Perſönlichkeit* und in den Schranken jenes feinen Anſtandes bleiben, die eine gebildete Feder einem gebildeten Publikum ſchuldig iſt. Die ſtrengſten Gegenkritiken gegen die Redaction werden eben ſo gerne aufgenommen, wenn ſie gegenſtändlich und nicht perſönlich ſind.

M. G. Saphir.

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues
Mitternachtsblatt
für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:
„Die Geſpenſter-Zeitung.“
(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
Young.

Sonntag, Nr. 6. den 10. Januar 1830.

Der Verbannte.
Novelle von Wilhelm von Chézy.

(Fortſetzung.)

Die Mutter kam nach Haus, und gewährte freundlich dem ſchmucken Gaſt die Bitte um Nachtherberge. Er ward, wie er verlangte, auf den Boden ins duftige Heu gebettet, und verſank bald in erquickenden Schlummer. Nach mehren Stunden weckte ihn ein Geräuſch, wie denn das Unglück ſtets mit leiſem Gehör begabt iſt. Durch die Lücke im Dach ſah er den Morgen grauen, doch unten konnte er, als er ſich vorſichtig zur Bodentreppe geſchlichen, wegen den geſchloſſnen Läden nichts erblicken. Zwei fliſternde Stimmen waren hörbar, von denen er eine männliche unterſchied. Mit dem Gebrauch des Landes vertraut, wußte er nun bald, woran er war, und legte ſich wieder ruhig nieder. Feind dem weichlichen Morgenſchlaf, wäre er gerne hinausgegangen, doch war er zu gutmüthig, das koſende Liebespaar zu ſtören, zu dankbar, die Dirne zu beſchämen, und ſuchte ſo gut als möglich die ſcheidende Nacht durch die Dachlücken zu beobachten. Die Sonne war noch nicht herauf, als er die Hausthür gehen hörte. Er ſtieg alsbald hinab, und wünſchte ſeiner freundlichen Wirthin, die ſchon munter und ſingend an die Arbeit ging, guten Morgen. Dann trat er zum geöffneten Fenſter, um wenigſtens von Ferne den glücklichen Abenteurer dieſer Nacht zu ſehn. Er erblickte auch in der That einen rüſtigen Mann in Jägertracht, ein Gewehr über die Schulter, der fröhlich am Saume des Waldes in der Richtung gen Neukirchen fortſchritt. „Iſt das dein Bube?" fragte Otto. Die Dirne ſang, ohne ſich ſtören zu laſſen:

Mein Schatz iſt ein Jäger,
ein Jäger muß —

doch plötzlich ſchrie ſie auf: „o mein Gott." Der erſchreckte Gaſt wendete ſich, und gewahrte den Jäger auf dem Boden unter den Fäuſten dreier Männer, die er für bairiſche Lanzknechte erkannte. Den Hirſchfänger ziehn, hinausſpringen, einen der Angreifer durchſtoßen, die andern verwundet auf die Seite ſchleudern und den Angefallenen befreien, war das Werk weniger Minuten. Als der Jäger die nervigen Arme frei fühlte, zog er ein breites Meſſer aus dem Gürtel und ſtürzte auf einen ſeiner Gegner, indeß Otto dem andern den Reſt gab. Der Kampf war ſchon beendet, als die Dirne, mit einer Senſe bewaffnet, an die Stelle gelangte. „Das wäre dir bald übel gerathen, Seferl," rief ſie außer Athem; „aber ſie ſind ausgezahlt, daß ſie genug haben, die Spitzbuben. Die werden ihrem hochgebornen Grafen keine ehrlichen Kerls mehr nach Orth ſchleppen." „Einen von hinten anzupacken, die Hallunken," entgegnete Joſeph, und wendete ſich dankend gegen ſeinen Befreier. Doch gab er ihm ſeine Verwunderung zu erkennen, daß er ihn nie zuvor geſehn. Otto erklärte ihm, ſo viel er zu wiſſen brauchte, und zeigte ſich bereit, ſeinem Geretteten ins Gebirg zu folgen, indem er ihn als einen Wildſchützen erkannte. Die Leichen der Söldner wurden ins Gebüſch geworfen, und rüſtig ſchritten die neuen Gefährten miteinander fort.

Im Schloſſe zu Orth empfing Graf Herberstorf, der bayeriſche Statthalter im verpfändeten Land ob der Enns, zürnend die Kunde vom Tod ſeiner Knechte, die er nach dem Wildſchützen ausgeſendet hatte. Vor dem langen, hagern Mann, der auf ſeinen Degen geſtützt zuhörte, ſtand Bericht erſtattend ein Jüngling von nicht minder ſtrengem Ausſehen, als ſein Gebieter, und begleitete wacker des Grafen derbe Soldatenflüche. Es war Neidlinger, ſeinem Herrn ſo treu ergeben, wie dieſer dem Kaiſer und dem Churfürſten, und eben ſo freigebig mit fremdem Gut belohnt.

Als die Beiden ſo ſich beſprachen, hörten ſie mit einem Male auf der Brücke Roßgetrampel, und erblickten durch's Fenſter mehrere bewaffnete Reiter. Der Führer, ganz die Geſtalt eines Kriegers, ward bald für Graf Pappenheim erkannt. Der Burgherr eilte ſeinem tapfern Waffengefährten entgegen und hieß ihn freudig willkommen.

„Meldet uns bei der Gräfin," herrſchte er einem Pagen zu und führte den Gaſt in den prachtvollen Ritterſaal, ihn nach deutſcher Art nochmals mit vollem Becher bewillkommend.

Als Pappenheim das Ereigniß mit dem Wildſchützen erfuhr, und wie eine ganze Bande ſolchen Geſindels im Gebirge hauſe, fragte er, „warum die Herrſchaft nicht all ihre Macht zur Vertilgung dieſer Räuber aufbiete?" Als ihm Herberstorf erklärte, wie er ſich auf die Unterthanen nicht recht verlaſſen könne, weil viele heimliche Ketzer unter ihnen ſich befänden, und wie die Wildſchützen faſt lauter gelernte Jäger ſeyen, alle Wege und Schliche des Gebirges kennten und ihren Mann auf zweihundert Schritte ſicher vor den Kopf ſchößen, wenn man ſie gar nicht vermuthe, daß ſelbſt ſeine Förſter ſo wenig als möglich in die Waldungen gingen, da rief der junge, muthige Krieger: „Gebt mir einen Jägerbuben mit, der die Wege kennt, und ich gehe noch heute durch's Revier.“ Dieß wollte der Wirth nicht zugeben, mußte aber dem drängenden, feurigen Jüngling versprechen, ihm einen Haufen Bewaffneter gegen das Geſindel zu erlauben, und nun gingen Beide nach den Gemächern der Gräfin. (Fortſetzung folgt.)

Univerſal-Zeitſchriftscontrolle.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

(Beilage zum Geſellſchafter Num. 204.)

Ein Correſpondent aus Wien meldet:

„Eine Oper von Horſchelt, (bayriſcher Kapellmeiſter) hat im Kärnthnerthor ſehr gefallen.“

Was ſo ein geſellſchaftlicher Correſpondent nicht alles weiß! Wir hier glaubten bis jetzt, Hr. Horſchelt ſey bloß ein ausgezeichneter Balletmeiſter, daß er auch Opern komponirt war uns ein Geheimniß. Der jugendliche Penſionär iſt ein Schalk, das ſagte er gar nicht, daß er jetzt zur Oper abgeſprungen iſt!

Berliner Converſationsblatt.

Das nie gewacht habende und doch endlich ganz entſchlummerte Berliner Converſationsblatt, redigirt von Hrn. Häring ohne Salz und Hrn. Förſter ohne guten Schuß, zieht noch immer in ſeiner Agonie gegen Herrn Raupach zu Felde. Die zwei Dreizehner können es dem Nichtdreizehner nicht vergeben, daß ſeine Stücke volle Häuſer machen und ihre leere. In Num. 249 dieſer papiernen Mundwaſſertaſſe heißt es von der Ausgabe der „Tochter der Luft:“

„Nichts von Duft und Schatten, alles marionettenartige Deutlichkeit u. ſ. w.“

Freilich ſo viel Schatten als in den Stücken der Herren Häring und Förſter ſind nicht in der Tochter der Luft, aber was den Duft betrifft, ſo ſteht ſie bei dem Berliner Publikum doch beſſer in Geruch, als die luſtigen Jammerſpiele und die jämmerlichen Luſtſpiele dieſer beiden Dreizehner. Dahingegen wundert ſich daſſelbe Schlafblättchen in Num. 248, daß der verfreiförſterte Richard der dritte dem Publikum nicht gefällt, und exklamirt wie folgt:

„Shakespeare's Phantaſie wollte keinen Eingang finden u. ſ. w.“

Donner und Doria! Schakespear's Phantaſie findet bei dem Berliner Publikum ſchon Eingang, aber dieſe Phantaſie muß nicht mit förſterſchem Ueberſetzungs- und Umarbeitungsharz überkleiſtert ſeyn. Champagner wird Jedermann gerne trinken, aber Hr. Förſter, zerſetzen Sie einmal Champagner mit Leinöhl, geben es den Leuten zu trinken, und wenn ſie nicht trinken, ſo ſagen Sie:

„Die Leute trinken keinen Champagner!“

Das Münchner Converſationszimmer.

(Fortſetzung.)

Was gibts Neues? — Neues? ein neues Jahr. — Das iſt auch eben nichts Neues, alle Jahre iſt Neujahr. — Nun, iſt das etwa nicht genug, alle Jahr eine Novität? — Ja, aber es iſt eben immer daſſelbe neue Jahr, was hat es aber in dieſem Jahre uns Münchnern Neues gebracht? — Nun, eine Menge Redacteurs; es giebt jetzt in München faſt eben ſo viele Redacteurs als Einwohner. — So? aber was? wie? wer? wen? — Die Damen können ſich freuen, denn der geniale Spindler, der erſte Novelliſt Deutſchzands, gibt hier ſeine „Damenzeitung“ heraus. — Charmant! Alſo Blätter hätten wir für alle Zweige, ob aber die Zweige Wurzel faſſen werden? — Das kömmt, wie immer, auf den Boden an, in dem Blatt, Zweig und Stamm gepflanzt werden. — Was ſind denn noch für Blätter herangezogen? — Ein „ſchwarzes Geſpenſt“ von Hrn. Oettinger; ein „Münchner Bazar“ und ein „neues Mitternachtsblatt;“ das erſte ein Tagsblatt und die zweite eine größere, allgemeine Zeitſchrift, beide von Herrn M. G. Saphir. — Von Herrn Saphir? Das ſoll ja ein Satyriker ſeyn? — So ſagt man. — Ach! — Nun? — O! — Was gibts? — Ei! — Was ſoll's? — Wenn er nur nicht — wir meinen, wir fürchten — ach, ein Satyriker, wir ſind ſehr delikat. — Ja, erklären Sie ſich deutlicher, ich verſtehe Sie nicht. — O wir meinen, wir fürchten, ob ſo ein Satyriker nicht beißt, die Kinder in den Brunnen ſchleppt, ob er nicht im geſelligen Umgange ſo nach dem Nächſten ſchnappt, es iſt doch fatal. — — Aha, ich verſtehe, Sie glauben, wer eine pikante Recenſion über Comödianten und eine geſalzene Lauge über ſchlechte Schriftſteller ſchreibt, wer das Jahr einigemal einen witzigen Gedanken zu verzehren hat, der gehe auch im Leben und Umgange auf Raub aus und lebt ſo von dem Saft und Blute der Geſellſchaft; ſollten ſie vielleicht hier früher einige Erfahrungen mit ähnlichen Schriftſtellern gemacht haben? — Nun ja, ſehen Sie, mein Gott, wir denken, wir glauben, wir ſind ſo zart, er könnte doch, — — Mutiamo discorso! —

Die hieſigen Muſen haben das Jahr mit einer ſeltenen Darſtellung eröffnet, mit dem

Freiſchützen.

Ich habe es immer nicht leiden können, wenn die Bühnen wie alte Weiber lauter Neuigkeitskrämer ſind. Das Alte muß man ehren! Man vergißt aber auch alles, wenn man die Agathe von Dem. Schechner hört, und ſomit iſt es gut, wenn man am Neujahrstage den beſten Ton vernimmt, es iſt ein Zeichen, oder könnte es vielmehr ſeyn, daß im ganzen Jahre guter Ton im Hauſe herrſchen wird. Apropos! Hr. Horſchelt und Mad. Horſchelt (Balletmeiſter und Frau) ſind penſionirt. Wie glücklich würden ſich andere Bühnen mit dem Beſitze eines ſolchen Künſtlers ſchätzen; z. B. Berlin, wo der ganz talentloſe Titus das Ballet mit Stiel und Stamm verdirbt.

Klageſchreiben eines Freibillets an ſeinen Bruder.

Lieber Bruder!

„Und der Blitzſtrahl hat geſchlagen,
Den die Wolke lang getragen.
Ausgebrannt, aber ruhig ſteht das Haus.“

Ja, das Langgefürchtete iſt geſchehen! Unſer freier Eintritt iſt beſchränkt. Jetzt iſt bei dieſem Theater alles beſchränkt, ſogar die Freibillette! Vergebens haben wir auf das Commandowort unſerer Patrone geklatſcht, gepocht, herausgerufen, dacapo geſchrieen, es iſt vorbei! wir haben uns überlebt! Adieu, mein Bruder, ich gehe „zu Schiffe nach Frankreich.“

Antwort.

Lieber Bruder!

Sei kein Narr, es iſt ja nur viel Geſchrei und wenig Wolle. Es wird ſchon alles beim Alten bleiben. Kennſt Du die Welt noch nicht und biſt Klaqueur? „Alles iſt Verſtellung hienieden.“

Gaſtſpiele.

Kritik, Kritik, Kritik, Kritik!

Hr. Lippe aus Darmſtadt als Starkenburg.

Hr. Jermann, der ſich früher in Wien und auf andern deutſchen Bühnen bedeutenden Beifall erwarb, hat zu ſeiner Abſchiedsrolle den Franz Moor gegeben. Hr. Eßlair gab den alten Moor, Hr. Hölken den Carl. Wir ſagen Viel, Alles und Nichts, wenn wir ſagen, daß Hr. Jermann der Beſte in der ganzen Darſtellung war. Die richtige Auffaſſung ſeiner Rolle, die artiſtiſche Verdauung wurde überall ſichtlich.

(Schluß folgt.)

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues
Mitternachtsblatt
für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:
„Die Geſpenſter-Zeitung.“
(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
> Young.

Dienſtag, Nr. 7. den 12. Januar 1830.

Der Verbannte.
Novelle von Wilhelm von Chézy.

(Fortſetzung.)

Indeſſen gelangten Otto und Joſeph in wenigen Stunden hinter dem Kolmansberg in eine waldige Felsſchlucht. Vor ihnen ragte das gewaltige Höllengebirge, ſeine ſteilen Zinnen gen Himmel ſtreckend, und rückwärts überſahen ſie den See und die jenſeitigen Felſen. Von hier aus nimmt der Traunſtein eine faſt ſchlanke, kegelförmige Geſtalt an, und hebt ſich majeſtätiſcher empor, als vom See aus; wie denn wahre Größe durch Entfernung immer mehr in's Auge fällt, indeß die umgebenden, geringeren Gegenſtände verſchwinden. Der Wildſchütze erzählte, indem ſie ſich zum Ausruhen lagerten, ſeine Geſchichte:

„Mein Vater war Oberförſter unter der Herrſchaft des vorigen Beſitzers, von deſſen Verbannung euch gewiß ſchon mancher erzählte, ohne ſeiner Tugenden zu erwähnen, ohne der Liebe zu gedenken, die ſeine trauernden Unterthanen ihm noch bewahren. Ich war noch nicht acht Jahre alt, ſo kannte ich ſchon genau die Wälder und Gebirge, denn ich war mit meinen Vater und ſeinen Jägern, als ich kaum laufen gelernt, durch's Revier gegangen. Mein fröhliches Weſen und meine Luſt zum ritterlichen Waidwerk beſtimmten unſern edlen Freiherrn, mich auf ſeinen Streifereien nicht ſowohl als Wegweiſer — er kannte ja jeden Baum — ſondern als Begleiter mitzunehmen, der ihm die beſten Stände zuzuweiſen vermochte; denn ich wußte ſtets genau, wo das Wild wechſelte, und ſpürte unermüdet den friſchen Fährten nach. Eines Tages — ich war ungefähr zehn Jahre alt — begleitete ich auch den Herrn, und führte ihn gerade an dieſe Stelle, wo er einen Haupthirſch zu ſchießen dachte. Hier gab er mir die Büchſe zu halten, und entfernte ſich ein wenig. Ich hatte noch nie geſchoſſen, ob ich gleich die Einrichtung eines Gewehres vollkommen kannte, und ſpannte, indem ich anſchlug, den Hahn. In dem Augenblick wurden da drüben die Hunde laut, mir pochte das Herz, da raſchelte es, und ein ſtarker Rehbock kam in voller Flucht. Wie er zwiſchen den Stämmen hervorkam und über jenen Weg ſetzen wollte, ließ ich's krachen. Die ſtarke Büchſe gab mir einen Schlag an die Schulter, daß ich rücklings niederſtürzte, da ſprang der Freiherr aus dem Holz herzu und meinte, das Gewehr ſey losgegangen und habe mich getroffen. Der Schreck ging aber bald vorüber, als ich aufſprang und nach dem wohlgetroffenen Rehbock lief. Des Herrn Angſt verwandelte ſich in Lachen, und er ließ mir ein kleines, meinen Jahren angemeſſenes Gewehr geben. Das dauerte einige Jahre, da wuchs der Junker Otto ſo viel heran, daß er auch in den heißerſehnten Wald durfte. Ich trat ihm mein Lehrlingsgewehr ab und wurde ſein Lehrer und Führer. O hättet ihr ihn gekannt, — doch bei Gott, ihr ſeyd's ja ſelbſt — verläugnet euch nicht eurem treueſten Diener.“

„Ja, ich bin's,“ ſprach Otto, „und hätte mich dir gleich entdeckt. Wie hat dich die Zeit verändert, guter Joſeph. Aber erzähle weiter, wie ging dir's, ſeit wir uns nicht ſahen? denn ſeitdem du auf die Wanderſchaft gingſt, hab ich nichts weiter gehört.“

Der Waidmann fand endlich in ſeiner Freude wieder Worte, um fortzufahren: „Ich war etwa zwanzig Jahre alt und ein vollkommener Jäger, als ich nach altem Gebrauch die Welt ſehen ſollte. Nach meiner Zurückkunft ſollte ich den Dienſt meines Vaters übernehmen, der — früh gealtert durch ein vieljähriges Soldatenleben — ſich zur Ruhe zu ſetzen wünſchte. Ich blieb drei Jahre aus, ohne eine Nachricht von Hauſe zu empfangen; — als ich wieder kam, fand ich alles in der größten Verwirrung. Unſere gute Herrſchaft war von Land und Leuten vertrieben worden, weil ſie der reinen, evangeliſchen Lehre zugethan, die auch ich bekenne. Mein Vater hatte die erſehnte Ruhe in kühler Erde gefunden, ſeine Stelle füllte ein anderer aus. Ich meldete mich zwar bei Graf Herberſtorf um den Dienſt, ward aber ſchnöde abgewieſen, und mußte froh ſeyn mit heiler Haut aus dem Schloße zu kommen. Ich ging aus dem Lande und nahm franzöſiſche Kriegsdienſte, doch hielt ich's nicht mehr lange aus vor Sehnſucht nach den heimiſchen Bergen. Ihr hättet mich ſehen ſollen, wie ich ſtundenlang vor dem Thore der weltberühmten Stadt Straßburg ſtand und hinaus ſchaute nach den fernen, blauen Gebirgen. Die Vorübergehenden hielten mich für wahnſinnig, wie ich, wenn ſie mich nach mehreren Stunden wieder ſahen — noch unverwandten Blickes daſtand und in die Ferne ſtarrte. Als nun überdieß eines Tages, da ich auf den Baſteien Schildwache ſtand, ein handelnder Tiroler vorüber ging und ein luſtiges Liedchen mit ſeiner tönenden Stimme ſang, ſo ergriff mich in dem Augenblick ein ſo mächtiges Gefühl unüberwindlicher Sehnſucht, daß ich auf der Stelle davon lief. Ich ward eingeholt, in den Thurm geworfen, und als fahnenflüchtiger Soldat zum Strange verurtheilt. Wegen meiner bewieſenen Tapferkeit milderte mein Hauptmann die Strafe indem er mir einen ehrlichen Tod durch meiner Kameraden Büchſenkugeln zuerkannte. Als man mir die letzte Bitte erlaubte, ſo verlangte ich noch einmal von einem Tiroler, oder wer ſich ſonſt dazu fände, dudeln zu hören. Dieß Verlangen und der Grund meines Entlaufens wurde dem König hinterbracht, zufällig nur, denn das Kriegsrecht fragt allein: was geſchah? und des Geſetzes Buchſtabe iſt eiſern. Den gnädigen Herrſcher rührte mein Weh, und ich erhielt das Leben geſchenkt und die Freiheit, heimzukehren.“

„Ei, wie gnädig,“ hohnlachte eine rauhe Stimme hinter dem Erzählenden und ſeinem Zuhörer, „recht gnädig, daß er Dir das Leben ſchenkte, da du ihm deine freiwilligen Dienſte nicht länger leiſten wollteſt.“

Otto ſprang auf und zog ſein Seitengewehr, da er einen Mann von verwildertem Ausſehen erblickte, der, auf eine Kugelbüchſe geſtützt, wenige Schritte vor ihm ſtand, und elfenbeinweiße Zähne fletſchte.

(Fortſetzung folgt.)

Abend-Sonett.

I.

Wie ſtirbſt du du ſanft, o Tag, auf milden Winden,
  Rückſtreuend noch des Lebens letzte Roſen;
  Die Stürme ruh'n; nur Thau und Weſte koſen
  Die Blüthen, die einnickend zart erblinden.
Was bebſt du Herz, da Leiden dich umwinden!
  Gebt auch die Fluth im ſtets empörten Toſen? —
  Dein Hoffen rings in Brandung nun zerfloſſen,
  Wird endlich auch den ſtillen Abend finden.
Auf weichem Kahn, vom Nebelflur umzittert,
  Durchſchifft, gleich Hespers ſchönergoſſnen Strahlen,
  Erinnerung des heißen Lebens Wogen;
Und hat dein Lenz kein Knöspchen dir entgittert,
  Im letzten Abendroth wird es ſich mahlen,
  Schwebſt du nach Jenſeits auf dem Friedensbogen.

J. M. Rath.

Münchener Converſationszimmer.

(Fortſetzung.)

Die „Stumme“ hat hier viel Reden gemacht, das heißt die Stumme von Portici. Soll ich dem Leſer auch ein Detail geben von Sujet und Muſik? ich fürchte er wird ausrufen:

> „Erſpar' mir aus dem Zeitungsblatt zu melden,
> was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt.“

Denn dieſe Oper iſt bereits, ſelbſt auf kleinen deutſchen Bühnen früher gegeben worden als hier.

Die Ausſtattung iſt ſüperb, allein die Scenerie iſt nicht mit Geſchick und Umſicht arrangirt. Die Marktſcene iſt knauſerig, und die Feuerpatrouille, die gleich im Anfange vor Alfonſo über die Bühne trippelt, lächerlich. Brillant hingegen iſt das Finale des dritten Aktes, das Durcheinanderrennen der Menge. Ja, das Durcheinander iſt hier ſchon groß. Wer dieſe

Darſtellung nirgends ſonſt ſah als hier, der wird ſehr befriedigt ſein. Die Mad. Sigl-Vespermann als Elvira iſt unſtreitig der Glanzpunkt der Darſtellung, daraus verſteht ſich von ſelbſt, daß Hr. Löhle dem Maſaniello nicht jene hervorragende Bedeutung zu geben weiß, welche dieſe Rolle faſt zur iſolirten des ganzen Stückes macht. Mad. S.-V. entfaltete eine hohe Bravour des Geſanges und des Vortrages und was die Gluth des Spiels betrifft, da muß ſelbſt die Stumme ſagen: „ſo ſprech ich nicht an!“ Herr Loehle hat als Herr Löhle alles gethan, was Fleiß, Aufmerkſamkeit und Mühe ihm nur leiſten ließen. Die Geſangsparthie befriedigte, allein aus dem Spiel ging Karakteriſtik, Nationalität und individuelle Leidenſchaftlichkeit nur ſchwach und matt markirt hervor.

Herr Wepper als Alphonſo genügte in Geſang und Spiel.

In dem ich zu Dlle. Hagn als Stumme kommen, ſo ſende ich die Bemerkung voraus, daß ſie dieſe Rolle in vier Tagen einſtudirt haben ſoll. Denn ſie war früher unſrer liebenswürdigen, als Tänzerin und Mimiſtin gleich ausgezeichneten Mad. Horſchelt zugetheilt; allein ruhſtändliche Unruhen ſetzten ſie in Ruhe und Dlle. Hagn in die Unruhe dieſe Parthie zu übernehmen. Bei der mimiſchen Darſtellung, welche ohne ihre Milchſchweſter: Deklamation einzig und allein durch Plaſtik, oder vielmehr durch das Plaſtiſche, in Bewegung und Leben übertragen, dargeſtellt werden muß, iſt es das erſte Erforderniß, daß die Objektivität der Darſtellung die Subjektivität des Darſtellers ganz beherrſche. Dazu gehört erſt das intellektuelle Auffaſſen des Darzuſtellenden, die Phantaſie um das Aufgefaßte Wirkliche als Ideales erſcheinen zu laſſen, und eine Ruhe der Kunſt welche über der Phantaſie und über der Auffaſſung ſteht, und welche ſie beide vermählend, ihnen jene Vollendung der Wahrheit gibt, auf welcher Effekt und Affekt beruhen. Zu dieſen geiſtigen Zuthaten gehört unſtreitig oder vielmehr vor Allem die perſönliche Fähigkeit, und das Daſein der körperlichen Darſtellungsmittel des betheiligten Subjekts. Die Rolle der Fenela geht ſchon aus dem Reiche der Mimik heraus und gehört der Pantomimik an. Die Abſtraktion der Sprache erfordert die Anwendung des Erſatzmittels: Geberdenſprache in ſo hohem und ausſchließendem Grade, daß ſie eine reine pantomimiſtiſche Darſtellung erfordert. Das darzuſtellende Individuum muß edle Haltung und Beherrſchung der Geſtalt haben, ſowohl in der Ruhe als in der Bewegung; ſie muß redenden Ausdruck in Stellung und Gang haben; das Spiel der Hände muß frei, leicht und rund in den Formen, abgemeſſen und doch unbeſchränkt ſein; das Mienenſpiel muß ſowohl Energie zum Feſthalten der Empfindung, als geiſtreichen und geiſtigbelebten Vertauſch des Ausdrucks zum Wechſel derſelben haben; die Augen endlich müſſen die Interpunktation und den Accent bilden.

Es wäre alſo ungerecht von Dlle. Hagn dieſes alles zu fordern, das ſie ihrer Individualität nach nicht zu leiſten, ganz zu leiſten gewiß nicht im Stande ſein kann. Die Kritik befreundet ſich alſo lieber mit der Darſtellungsweiſe die in der Sphäre dieſer liebenswürdigen Schauſpielerin liegt, und kann mit gutem Gewiſſen ſehr viel Gutes von ihrem ſchönen Beſtreben und von den mannigfachen gelungenen Scenen, die ſie uns ſehen ließ, ſagen. Unverkennbar gut empfunden und nach Möglichkeit gut ausgeführte einzelne Momente, ließen uns das Talent der Dlle. Hagn lobenswerth anerkennen. Schade daß ſie ſich bemühete Tanzſchritte machen zu wollen, wodurch ihr Gang oft etwas Unnatürliches erhielt.

Die eingelegten Tänze waren höchſt unbedeutend, und wenn die Aufnahme dieſer Oper nicht ſo brillant wie anderwärts war, ſo lag es doch am Mangel der Energie des Ganzen, der den Totaleindruck ſchwächte, an den ſchwachbeſetzten Chören u. dgl. m

Der Veſuv von den Herrn Quaglio, Schnitzler und Fries war äußerſt ſüperb.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues

Mitternachtsblatt

für

den Sternenhimmel der Laune und des Humors;

nebſt einer kritiſchen Beilage:

„Die Gespenster-Zeitung."

(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt

von

M. G. Saphir.

Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
Young.

Donnerſtag, *Nr.* 8. den 14. Januar 1830.

Der Verbannte.

Novelle von Wilhelm Chézy.

(Fortſetzung.)

„Oho, junges Blut," rief der Mann, „nicht ſo raſch, wir ſind hier lauter gute Freunde. Ich habe euch nur eine kleine Lehre geben wollen, daß ein Jäger die Augen brauchen ſoll."

„Bruderherz," ſprach Joſeph, ihm die Hand ſchüttelnd, „ich habe heute früh ſchon eine tüchtige Lehre bekommen." Und nun berichtete er die Begebenheiten dieſes Morgens. Burkhard — ſo hieß der Gefährte Joſephs — freute ſich über Otto's wackere Hülfleiſtung, und als er vernahm, wen er vor ſich habe, erglühte ſein männliches Geſicht in jugendlicher Röthe, die feurigen Augen begannen zu blitzen und wie funkelnde Flammenräder zu rollen. „Bei allen Heiligen und allen Teufeln, wenn ihr an unſerer Spitze ſteht, wollen wir für euch nicht nur eure Wildbahn, ſondern auch eure ganze Herrſchaft den papiſtiſchen Schurken wieder abnehmen, und die Fremden aus dem Lande jagen." So rief er laut und keck, und Otto entgegnete: „Ich wagte mein Leben, um meine Heimath nur zu ſehen, was könnt' ich Minderes thun, ſie zu behaupten."

Jetzt eilten die drei höher in's Gebirg hinauf, indeß Joſeph noch zum Schluße ſeiner Geſchichte berichtete, wie er erſt allein ſich als Wildſchütze hier herumgetrieben, und nach und nach einen ganzen Haufen gleichgeſinnter Genoſſen um ſich verſammelt habe. Wie er dann ſein Mädchen habe kennen lernen, und um ſie zu ſehen oft ſein Leben gewagt. So gelangten ſie nach mehrſtündigem, mühſamen Klettern an den Verſammlungsplatz der Wildſchützen und wurden freudig von den Gefährten bewillkommt, bewirthet und auf weiche Mooslager gebettet. Ehe Otto entſchlief bedachte er noch die wunderbare Fügung des Geſchicks, das ihm — dem rechtmäßigen Erben von Orth — im wilden Forſt ſein Lager bereitete, zwiſchen Männern, die nach dem Geſetze des Landes dem Tode verfallen waren. Otto war in ſeinem ſechzehnten Jahre mit ſeinem Vater und ſeines Vaters Bruder aus dem Lande geflohen, weil ſie lieber die irdiſchen, als die himmliſchen Güter wollten fahren laſſen. Denn in jener Zeit, wo die Aufklärung erſt begann am düſtern Himmel aufzugehen, trennten ſich Meinungen und Menſchen mit der Schärfe des Schwertes, und damals war manches groß und heldenmüthig, was in unſerm Jahrhundert nur thöricht wäre. Die Freiherrn Hofmann kamen nach Sachſen und veränderten ihren Namen in Hoffmann, weil ſie keinen Hof mehr, aber viel Hoffnung hatten. Denn wer darf mehr hoffen, als der nichts hat? Jeder Beſitz iſt eine Erwartung weniger. — In Sachſen fanden die Vertriebenen gute Aufnahme, denn ſie hatten im Glück und im Ueberfluße nicht vergeſſen. ſich von den Glücksgütern unabhängig zu machen, um nicht aus Herrn ihre Sclaven zu werden. Auch Otto, unter ſeines Vaters und Oheims Leitung, bildete ſich zu einem wackern Manne aus, in Waffen und Wiſſenſchaften. Nach einigen mitgemachten Feldzügen ſollte er beim Bergweſen angeſtellt werden, als ſein raſtloſer Sinn das Heimweh nicht mehr zu bändigen vermochte. Der Vater mußte ihm — wollte er ihn nicht vom innern Sehnſuchtsfeuer verzehrt ſehen — Urlaub ertheilen. Der Jüngling eilte auf Adlerfittigen neuerwachten Muthes nach ſeinem Geburtslande, blos um die Felſen und Gewäſſer wieder zu ſehen, dieſelbe Luft wieder zu athmen, die einſt um des Knaben blonden Scheitel geweht; jetzt erwachten neue, kühne Hoffnungen in ihm, tauſend Pläne kreuzten ſich in ſeinem Kopfe, und ſeine Träume führten ihn in das Gewühl der Schlacht.

Die Reiter, welche der trotzige Pappenheim zur Bekämpfung der Raubſchützen von Linz verlangt hatte, wollten ſeiner Ungeduld viel zu langſam kommen. Einige Tage beſchäftigte ihn Herberſtorf mit kriegeriſchen Plänen und Anſtalten, das Waſſerkaſtell von Orth zu befeſtigen; die Abende brachten beide Männer in dem Gemach der Gräfin zu, wo Pappenheim ſehr gerne weilte, da ihn Herberſtorf's Tochter, die liebliche Klara, nicht mit unfreundlichen Augen anzuſehen ſchien. Der Burgherr neckte ſeinen Gaſt, daß er ſich ſeit ſeiner Ankunft weit zierlicher wie gewöhnlich trage, und ſelbſt dem wilden Soldatenbart eine höfiſche Form gegeben. Da beide Theile an dieſen Neckereien Gefallen fanden, ſo wurden ſie fortgeſetzt unter Scherz und Lachen; doch da Herberſtorf zufällig erwähnte, daß Jagd und Wildſchützen vergeſſen ſeyen, ſo erwachte ein plötzlicher Entſchluß in Pappenheim's Seele. Am nächſten Morgen ging er in aller Frühe mit einem Jagdgewehr aus. Vor dem Schloß begegnete er einen jungen Mann in gemeiner Tracht, und fragte was er wollte? „Ich bin ein wandernder Schwertfegergeſell und ſuche Arbeit. Auch verſteh' ich mit Feuergewehren umzugehen," war die Antwort.

Der Graf bedeutete ihm ins Schloß zu gehen, und ſeine Rückkehr zu erwarten. Der wandernde Geſell, kein anderer als unſer Otto, den das Verlangen trieb, ſein väterliches Haus wieder anzuſchauen, ward auf Pappenheim's Zuruf leicht eingelaſſen, und ging voll wehmüthiger Freude durch die bekannten Galerien, Höfe und Baſtionen. So gelangte er endlich an einen Corridor, der zu ſeinem ehemaligen Zimmer führte; wie war er froh überraſcht, als er ihn voll wohlgepflegter Blumen ſah, wie es zu ſeiner Zeit auch geweſen. Das ganze Schloß hatte jetzt ein kriegeriſches Anſehen gewonnen, doch hier herrſchte der alte Friede. Otto konnte ſich nicht enthalten, die Thüre des Zimmers zu öffnen; es war niemand darin, doch alles in der ſchönſten Ordnung. Mehrere Bücher ſtanden auf einem Pult, eins lag aufgeſchlagen, er ſah hin und entdeckte die Sonette des hochgeprieſenen welſchen Dichters Petrarka. Auf einem Tiſchchen beim Fenſter lagen neben zierlichen weiblichen Arbeiten Notenblätter und eine Laute; der hier ſo heimiſche Fremdling griff nach dem Saitenſpiel, ſchlug einige Töne an und ſang, über den See hin nach Traunkirchen ſchauend, ein Lied, das gerade vor ihm aufgeſchlagen lag:

Zwar iſt die Liebe furchtſam ſcheu
Und heißt die Lippen ſchweigen,
Doch will ſie in den Augen frei
Und offenbar ſich zeigen.
Und auch im Liede gern ſie ſpricht,
Im Blicke, wie im Tone,
D'rum tauſch' ich meine Leier nicht, —
Um keine Königskrone.

Als der Sänger, ſich plötzlich beſinnend, aufſprang und die Laute weglegte, ſtand vor ihm Fräulein Klara, den Eingedrungenen mit zürnender Miene betrachtend. Er fand, trotz der ernſten Blicke aus den ſchönen Augen, bald wieder ſo viel Faſſung, eine Entſchuldigung vorzubringen, wie er zufällig hereingekommen, indem er, auf die Zurückkunft eines Ritters wartend, den er vor dem Thore begegnet, ſich ſo gut als möglich die Zeit zu vertreiben geſucht. Klara's Antlitz erheiterte ſich; ſie befahl ihm Inſtrument und Noten mitzunehmen und ihr zu folgen, indem ſie ſprach: „Da ihr, wie ich merke, vom Blatte ohne Anſtoß ſingt und ſpielt, ſo ſollt ihr zur Strafe all' dieſe Lieder vor mir und meiner Mutter ſingen." Otto war dieſe Buße gern zufrieden, und folgte zur Gräfin, die ihn Anfangs verwundert anſchaute, aber auf Klara's mit lachendem Munde erzählten Bericht, wie ſie den Singvogel in ihrem Zimmer gefangen, ihn auch fröhlich willkommen hieß. Sein edles Weſen nahm beide Damen bald ſo für ihn ein, daß ſie ſeine Tracht gar nicht mehr ſahen, und er ſelbſt vergaß beinahe ganz ſeine Maske. So waren mehrere Stunden ſchnell verflogen, als ein Haufe ſchwergeharniſchter Reiter mit lautem Trompetenſchall vor dem Landſchloße hielt; die Damen entließen Otto, der es für gerathen fand, den Küraſſiren für jetzt aus dem Wege zu gehen. Er wollte durch ein Pförtchen, das unmittelbar zum Waſſer führte, und wo ein Kahn angebunden lag, das Freie gewinnen. Auf der Wendeltreppe begegnete er noch einmal der holden Klara, die ihm, wie im Vorbeigehen, ſagte: „Ihr ſeyd nicht was ihr ſcheint." Er entgegnete: „Vielleicht ſcheine ich nicht was ich bin. Aber wer ich immer ſeyn mag, ich werde ſtets bereit ſeyn, mein Leben für euch zu opfern. Nehmt indeß, bis wir uns wieder ſehen, dieſen Ring und denkt manchmal des Gebers." Mit dieſem Wort ſprang er die Treppe hinunter, band den Kahn los und ruderte davon, ehe die ſtaunende Klara, einen koſtbaren Ring mit einem herzförmigen Rubin am Finger, ſich auf eine Antwort beſinnen konnte. Sie ging ſinnend in ihr Gemach, von einem Gefühl, das ſie für Neugierde auslegte, beunruhigt.

(Fortſetzung folgt.)

Liebeſeligkeit.

Tief in der Bruſt ein Glühen,
Schmerzlich, doch ſüß und groß —
Sonne, ſie könnte verglühen,
Würd' nicht der Flamme los.

O, wer ſo brennet in Liebe,
Nimmermehr tadl' ich ihn,
Möcht' ich doch ohne die Liebe
Selber das Leben flieh'n.

J. Leutbecher.

Magazin der Fernröhre.

Bilder aus dem Süden.

Von G. M. Saphir.

(Fortſetzung.)

Sinn aber für Kunſt und Wiſſenſchaft iſt der Magnet, der unwiderſtehlich nach Norden zieht, und Berlin iſt der geiſtige Mittelpunkt Deutſchlands. Nirgends in ganz Deutſchland lebt im Volke ſo viel Theilname, an Allem was in der intellektuellen Welt vorgeht, als in Berlin. Das Fleiſch tödtet den Geiſt, im Süden iſt und ißt man ſo viel Fleiſch aller Sorten, es mag nun Backhändel oder Carbanadel ſein, der Geiſt unterliegt. Der erſte Kulturmeßer eines Volkes iſt die Werthſchätzung, die es den Erſcheinungen der Literatur und der Literaten, dem Artiſtiſchen und den Artiſten angedeihen läßt, und die Achtung die es beiden zollt. Da iſt nun wieder der Norden, und im Norden Berlin das hervorragendſte und glänzendſte Beiſpiel. Der Berliner iſt kritiſch, zum Tadel geneigt und disponirt zum Verdammen; allein er verkennt keinen Augenblick die wahre Intention der Sache, er erfaßt ſchnell und klar die Richtung der Dinge, und iſt nie über ſein eigenes Urtheil unſchlüßig. Was für fremde wie für einheimiſche Menſchen von Verdienſt, in Berlin den größten Reiz haben muß, iſt die ungetheilte Anerkennung deſſelben und die Achtung, welche ſie in allen Ständen, vom Bürger an bis zu Throne hinauf genießen. Jeder der ſich da auf irgend eine ausgezeichnete Weiſe durch ſeine geiſtige und artiſtiſche Fakultät bedeutſam gemacht hat, iſt ein Volksmann, genießt die Aufmerkſamkeit der geſammten Stadt und genießt derjenigen Achtung, die ihm und ſeinem Talente zukömmt. Berlin iſt für jetzt der einzige Ort Deutſchlands, in welchem Verdienſt adelt und Talent einen Rang anweißt. Hier iſt das ganze Volk empfänglich für Kunſt, für Scharfſinn, für Witz und ſelbſt für den Ernſt höherer Intentionen. Aus dieſer Empfänglichkeit entſpringt als natürliche Folge die Würdigung der Sache und ihrer Repräſentanten. Dem Berliner iſt Litèratur, Kunſt, Journaliſtik, Kritik, Theater und humoriſtiſche Unterhaltung Bedürfniß, er ſtrebt danach, er haſcht nach ihnen, er ſucht ſie auf; im Süden müſſen ſie aufgedrungen werden. Der Berliner iſt boshaft aber fein: die Form iſt ihm viel, und allerdings beruht für die gebildete Geſelligkeit der höchſte, der anziehendſte Reiz auf der feinen und eleganten Form. Nur Gott ſchaut in die Herzen, deshalb ſoll der Menſch ſein äußerliches Benehmen, ſeinen Anſtand ſo rund, ſo gefällig machen als möglich, denn wir Menſchen können ja nicht ins Herz ſehen. Der Ton der in Berlin an öffentlichen Orten herrſcht iſt kein herzlicher, kein natürlicher, kein gutmüthlicher, aber es iſt ein glatt abgezirkelter, ein höflich gemeſſener, es iſt mehr ein geſchmeidig galantes Ausweichen als ein anziehend freundliches Annähern, doch es bleibt immer fein, es bleibt das Produkt einer gebildeten Geſellſchaft, einer feinen Erziehung.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues
Mitternachtsblatt

für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:

„Die Geſpenſter-Zeitung.“

(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
>
> Young.

Freitag, Nr. 9. den 15. Januar 1830.

Der Verbannte.

Novelle von Wilhelm von Chézy.

(Fortſetzung.)

Pappenheim, als er von ſeiner Wanderung zurückkam, fand einen Befehl vom Generaliſſimus, Graf Tilly, unverzüglich ſich zu ihm zu begeben. Er mußte in derſelben Stunde aufbrechen, und erfuhr noch von Herberſtorf, daß — wie die Räthe aus Linz meldeten — ſich die Bauern im Mühlviertel zuſammengerottet, und an achthundert Mann ſtark das alte Schloß Welden belagerten. Der Abſchied war düſter und lärmend, denn auch der Statthalter mußte noch denſelben Tag nach Linz eilen, und Gattin und Tochter im Schutze einer wohlbewaffneten Beſatzung unter Neidlinger's Befehl in Orth zurück laſſen. Klara entließ den Grafen Pappenheim kälter, als ſeine Eitelkeit gehofft, Herberſtorf ſelbſt war zu beſchäftigt, als daß er ihm ſeine Noth hätte klagen können, und ſo mußte, als er verdrüßlich davon ritt, ſein armes Roß den Zorn ausbaden.

Als Otto zu den Seinen gelangte, fand er alle in lebhafter Bewegung. Burkhard kam ihm raſch entgegen, und fragte haſtig: „Habt ihr etwas gehört?“ Otto entgegnete erröthend: „Was denn, daß Küraſſire angekommen?“ „Nun, daß die Bauern im Mühlviertel und Hauſruckkreis ſich ſollen zuſammengerottet haben und ſchon an die dreitauſend ſtark auf Aſchach rücken.“ Otto hatte natürlich nichts von allen dem vernommen und fragte, um doch etwas zu ſagen, ob ſie den Grafen Pappenheim nicht geſehen, der ja heute ganz allein im Walde geweſen. Da ſchlugen ſich Joſeph und Burkhard vor die Stirne, und erzählten, wie ſie am Morgen einen ſtarken Hirſch erlegt, und Joſeph ihn, die Büchſe neben ſich an einen Baum lehnend, aufgebrochen und zerwirkt habe. Wie er in der beſten Arbeit war, kam ein ſtattlicher Mann durchs Holz einhergeſchritten, und ging auf Joſeph zu; ſein Geſicht war ganz zornroth, auf der Stirne zeigten ſich zwei rothe Striche, nicht unähnlich gekreuzten, blutigen Schwertern. Er ergriff die an den Baum gelehnte Büchſe und ſprach mit lautem Lachen: „Ein ſchönes Gewehr.“ „Nicht ſonderlich,“ entgegnete Joſeph, „mein Geſpann hat ein weit beſſeres,“ und zeigte auf Burkhard, der kaum dreißig Schritte davon den Grafen auf's Korn nahm. Dieſer ſuchte nun, Joſephs Büchſe ganz ſachte wieder anlehnend, mit guter Art davon zu kommen und ſie ließen ihn ungehindert ziehn. Jetzt ſchwuren beide, wenn ſie ihn gekannt hätten, ſollte er gewiß gut aufgehoben liegen.

Am andern Morgen zeigte ſich bei den Wildſchützen, (zu denen ſich noch ein großer Hauſe alter heimlichen Freunde geſellt hatte, als ſie die Ankunft der Reiter vernommen) ein Abgeſandter des großen Bauernanführers, des Stephan Fadinger, welcher mit Burkhard und ſeinen Geſellen ſchon ſeit lange in Verbindung geſtanden. Der Bote forderte ſie auf, ſich in das Lager der Rebellen zu verfügen, und ſie entleißen ihn mit einem Gruß an Fadinger, und daß ſie ſehr bald kommen würden. Einige verlangten, man ſollte Orth erſt ſtürmen und zerſtören, aber Otto ſprach ſein Eigenthumsrecht an und forderte, daß Genoſſen ſein Erbe beſchützten, nicht verheerten. Sie ſollten ſich begnügen, die Gebirgspäſſe mit einigen ſichern Leuten zu beſetzen, um ſo viel als möglich die Zufuhr zu hindern, er wolle ſich ſchon wieder ſelbſt zu ſeinen Beſitzungen helfen, wenn es Zeit ſey. Denn jetzt, wo eine Hauptſchlacht zu erwarten ſtand, durfte er ſich als ein kriegserfahrner Soldat der allgemeinen Sache nicht entziehen. Er gab den Zurückbleibenden noch die beſten Rathſchläge an die Hand, und brach in derſelben Nacht mit dem Haufen auf.

Herberſtorf glaubte ſich — von falſchen Gerüchten über der Bauern Anzahl getäuſcht — bald ſtark genug, von Linz ihnen entgegen rücken zu können. Er war von ſeinem gewiſſen Sieg ſo überzeugt, daß er gleich den Scharfrichter mit einer großen Anzahl von Stricken und Ketten dem Heerhaufen folgen ließ, um das grauſame Schauſpiel zu wiederholen, das er vor einem Jahr zu Zwieſpalten und Vöcklamark gegeben, da er neununddreißig meiſt unſchuldige Männer um ihr Leben würfeln ließ, und ſiebenzehn ohne Urtheil und Spruch dem Henker übergab.

Nächſt Peuerbach ſtanden die Bauern bei einem Walde, wo ſie der Statthalter anzugreifen beſchloß. Da erſahen im entſcheidenden Augenblick die gezwungenen Stückknechte ihre Zeit, hieben die Stränge los und eilten, Kanonen und Wagen in Stich laſſend, auf den Vorſpannpferden davon. Die meiſten Geſchütze waren alſo unbrauchbar geworden.

Jetzt brach ein Hauſe, wohlgeordnet und bewaffnet, aus dem Holze hervor. Da es mehr als zweitauſend waren, hielt ſie der

Statthalter — nach den erhaltenen Angaben — für das ganze Heer der Rebellen. Von beiden Seiten begann ein hartnäckiger Kampf, bis ſich die Bauern in unerwarteter Ordnung zurückzuziehen begannen. Die Baiern drückten nach, die Reiterei war den Weichenden auf den Ferſen, indeß ſich die geſchloßenen Reihen des Fußvolks im haſtigen Verfolgen trennten. Da erhob ſich mit einemmale im Rücken und in den Flanken der vermeinten Sieger lautes Geſchrei, aus dem Wald lichtete fürchterliches Gewehrfeuer die beſtürzten Haufen, und es zeigten ſich hie und da, vorſpringend, kecke Jäger in ſchmucker Gebirgstracht, ſicher ihren Mann treffend, und blitzſchnell hinter einem Baumſtamm wieder ladend. Doch der Hauptangriff geſchah von der andern Seite, wo ein Hauſe Bauern ſich auf die Soldaten warf, und mit den furchtbaren Morgenſternen alles vor ſich niederhieb. An der Spitze dieſer Angreifer kämpfte ein rieſiger Mann, wie die andern mit einer Keule bewehrt, vor der die Blechhauben wie Nußſchaalen zerbrachen. Die Stirne zog ſich über den buſchigen Augenbrauen in dräuende Falten; in den blitzenden Augen und den feſtgeſchloßenen Lippen lag grimmiger Hohn, und die gebogene Naſe blies wuthſchnaubende Nüſtern auf; der dünne, zerzauſte Bart verlieh dem Geſichte noch mehr Verwildertes. Der Furchtbare war Fadinger ſelbſt.

Die vorher geflohen, ſtemmten bald an einem gutgewählten Ort den verfolgenden Reitern ſtarre Picken entgegen, indeß auch hier wackere Schützen die im Wald erlernte Kunſt bewährten und keine Kugel vergebens ſandten. Die Reiter wendeten ſich in wilder Flucht und riſſen das an ſich ſchon muthloſe Fußvolk mit fort. Der vor Wuth ſchäumende Herberſtorf entkam, nachdem ihm zwei Roſſe unter dem Leib getödtet worden, mit genauer Noth aus dem Getümmel, und gelangten mit wenigen Begleitern nach Linz. Die übrigen zerſtreuten Truppen retteten ſich wie ſie konnten; die beſte Hälfte, ungefähr ſiebenhundert Mann, lagen todt auf der Wahlſtatt; die Rebellen hatten am Abend dieſes blutigen Tages, (des 21. Mais 1626), noch über ſechstauſend ſtreitfähige Männer, die beſte Beute waren einige Kanonen und zwei Munitionswägen.

(Fortſetzung folgt.)

Liebchens Brief.

Ein Briefchen hat ſie mir geſchrieben,
Mit Goldſand überſtreut,
Vorüber ſei ihr herzig lieben,
Ein Andrer um ſie freit.

Ich hab's dem Blatt wohl angeſehen,
War gar zu leicht und bleich.
Die Worte, die ſo ſchimmernd ſtehen,
Sind nur an Jammer reich.

Der Goldſand hat mein Aug umzogen,
Als ich die Zeilen las,
Wär' er mir nicht in's Aug geflogen,
Mein Auge wär' doch naß.

J. M. Rath.

Magazin der Fernröhre.

Münchener Converſationszimmer.

(Fortſetzung.)

Reſtaurations-Stube.

Ein Dünner. Haben Sie die Geſchichte mit Nake gehört?

Ein Dicker. Na! ob i's g'hört hab!

Ein Geſetzter. Was denn?

Der Dünne. Der Schauſpieler Herr Rake hat den Rezenſenten Oettinger auf der Gallerie-Noble inſultirt.

Der Dicke. So? wie is denn das g'ſchegen?

Der Dünne. Herr Oettinger hat Herrn Rake getadelt, und dieſer hat ihn öffentlich mit „Affengeſicht, Eſel" und andere ähnliche Ueberbleibſel ſeiner edlen Rollen, traktirt.

Der Markör (ruft). **Ein gebräunter Kalbskopf!**

Der Dicke. Na, den Kerlen g'ſchiecht recht! mir brauchen hier kan ſo ein Kerl, die Schreiber ſoll mer alle in Braunbier derſaufen.

Ein Preuße. Erloben Sie, det is man ſo jeſagt, aber's in den Dag hinein. Die Meenung muß frei ſind!

Der Geſetzte. Sie haben nicht Unrecht: aber weiß was Herr Oettinger über Herrn Rake ſagte?

Der Dünne. O nein, es wer nicht ſo ſtark, er tadelt ihn etwas ironiſch, und ſtellte ihn über Kean, Talma, Devrient u. ſ. w.

Der Preuße. Det is noch ken Unjlück niſcht! unſere Akteurs in Berlin wiſſen man die Ehre Hofſchauſpieler zu ſind, beſſer zu eſtimiren, und ſeind allemal diejenichten, welche, wenn ſie ooch ſtark getippt werden, doch die Anſtändigkeit und Honettigkeit in Auge behalten dhun.

Der Dicke. Zu was ſoll uns das ganze Geſchmier? Mir brauchen das alles nit.

Der Markör (ruft). **Dampfnudel!**

Der Dünne. Jetzt werden alle deutſche Zeitſchriften dieſen Vorfall wiederkäuen. Nun, ſo bekommen die guten Journaliſten doch einen Stoff zu ſchreiben.

Der Markör (ruft). **Aufgewärmtes Sauerkraut!**

Der Geſetzte. Nun da haben die Journaliſten nicht unrecht, wenn ſie bei ſolcher Gelegenheit Alle für Einen und Einer für Alle ſtehen. Denn Herr Rake hat nicht nur den Journaliſten, ſondern die ganze Journaliſtik durch ſeinen hohen Kunſteifer verletzt und in Harniſch gebracht. Da müſſen die Gutgeſinnten, die nicht bei den Schauſpielern ſchmarotzen, oder durch Freibillette erkauft, oder durch Geld feil ſind, alle zuſammen halten um alle ähnliche Hiſtrionen-Umtriebe für alle Zeiten zu hemmen.

Der Dicke. Na, an Krähen hackt der Andern die Augen nit aus! Das Schreiberpack muß man in Braunbier derſaufen! Dazu haben wir Conſtitution und Preßfreiheit!

Der Preuße. Erloben Sie, mein juter Herr, der Menſch muß gebildet ſind, det jetzt vor Allens. Wir haben zwar keene Preßfreiheit nich niſcht, aber jedruckt wird bei uns ooch, Jutes- und Schlechtes mank, wie's man kömmt, aber wir haben's man jern und verſoofen die Schreiber nich, denn dat is keene Bildung!

Der Markör (ruft). **Geröſte Kartoffel!**

Der Geſetzte. Verzeihen Sie, Sie gehen nicht von dem wahren Geſichtspunkt aus. Sehen Sie, wir haben hier durch einen erhabenen und großen Operateur eine große Operation erlitten. Der Staar iſt glücklich geſtochen, unſere Conſtitution iſt Gottlob ſo geſund, wir ſind ſelbſt ſo ſtark an Seel und Leib, daß wir gewiß die Operation überleben, und vollkommend ſehend werden. Aber jetzt iſt die Operation noch zu neu. Noch iſt der Patient nicht frei vom Wundfieber. Wie allen Staaroperirten würde es uns jetzt unerträglich ſein, ſogleich blendendes Licht zu ſehen; ja ſogar eine ſtarke Erſchütterung könnte uns ſchaden. Nach und nach. Erſt Dämmerung, dann Schein, dann erſt Licht! Aber nicht gleich ein Grelles.

Der Dicke. Schnikſchnack! was is mit dem Licht? Am Tog ſcheint d' Sun, und uf d' Nacht hoben mer Kerzen, mehr brauchen mer nit.

Der Markör (ruft). **Bocksbeutel!**

Der Preuße. Det is nich Ohne. Aberſt es is man für denjenichten, uf Seele, ſehr unanjenehm, der Lichtufſtecker bei den Patienten ſeind ſoll. Man kann ihn nich niſcht zurecht dhun, und es is doch honoriger und dankbarer dorten Lichtufſtecker und Lampenleuchter zu ſind, wo Licht een gewohnter Artikel iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues

Mitternachtsblatt

für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:

„Die Geſpenſter-Zeitung.“

(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
>
> Young.

Sonntag, *Nr.* 10. den 17. Januar 1830.

Der Verbannte.

Novelle von Wilhelm von Chézy.

(Fortſetzung.)

Obgleich Otto den erſten Angriff und Rückzug geleitet, ja ſogar den ganzen Schlachtplan größtentheils entworfen, ſo eignete ſich Fadinger, durch das Glück noch um eins ſo bauernſtolz, ganz allein die Ehre zu. Burkhard und ſeine Schützen wurden auch von ihm ſo zurückgeſetzt, daß erſterer bei den Wahlen der Offiziere kaum die Führung ſeiner Geſellen behalten konnte. Otto, der ganz leer ausging, hätte nichts darnach gefragt; doch ihm zum Trotz verübte Fadinger viele Grauſamkeiten, bloß weil ſich der junge Edelmann dagegen ſetzte.

Als nun die Bauern, nach geſchloſſenem Waffenſtillſtand, immer noch nicht von ihren Gewaltthätigkeiten abließen und Linz nach und nach von Ferne, dann näher einſchloſſen, da erwachte in Otto die Ueberzeugung, wie er in jugendlicher Uebereilung die Welt falſch angeſehen, und er beſchloß, einen Kampf zu verlaſſen, der mit all' ſeinen Gräueln nicht zu dem erwünſchten Ziele der Gewiſſens- und Eigenthumsfreiheit führen konnte. Er theilte ſeine Gedanken den Wildſchützen mit, und der wilde Burkhard ſtimmte gern ein, davon zu gehen, und ſich Fadinger's Bedrückungen zu entziehen; Joſeph und die übrigen Genoſſen hatten nichts einzuwenden, denn die alte Eiferſucht zwiſchen Jägern und Bauern war auf's Neue im Lager der Rebellen erwacht. In einer dunklen Nacht verließen die Verſchwornen das Heer und begaben ſich auf den Weg nach Hauſe.

Orth war indeſſen von den Empörern immer enger eingeſchloſſen, und trotz des gegebenen Verſprechens beſtürmt worden. Der Theil des Schloſſes, welcher auf dem Lande liegt, war bald ihr Raub; deſto muthiger wehrte ſich der andere Theil, der einen Büchſenſchuß davon in den Wellen des Sees ſich erhebt. Die Gräfin ließ die hölzerne Brücke anzünden, die durch Rauch und Flammen nun den Zugang wehrte, zu dem ſie ſonſt eingeladen. Unermüdet feuerten die wackern Krieger gegen den Feind auf dem Lande, und wo er ſich in Plätten *) auf dem See zeigte. Ein Bauernmädchen, dieſelbe Nanderl, die wir im Anfange dieſer Geſchichte erblickten, brachte durch das Pförtchen, das zum See führte, oft Nachrichten und Lebensmittel, eingedenk der frühern Wohlthaten Clara's.

Stürmen und Beſchießen dauerte nun ſchon acht Tage, und die Erbitterung der Rebellen ſteigerte ſich auf's Höchſte, da Neidlinger einige gefangene Bauern an der Zinne des Thurmes hatte heraushängen laſſen. Die nächſte Nacht ſollte ein allgemeiner Sturm gegen das Waſſerkaſtell vorgenommen werden. Die zuſammengeſchmolzenen Vertheidiger rüſteten ſich, mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte den Feind zu empfangen. Als ſie nun gegen Abend, den Anfang der blutigen Scene in banger Stille erwartend, auf ihren Poſten ſtanden, hörten ſie hinter dem Landſchloſſe ſchießen und lautes Geſchrei. Dieß dauerte eine halbe Stunde, dann wurde ein Haufe Jäger ſichtbar, und eine Plätte ruderte auf's Schloß zu. Es war Nanderl, bei ihr Otto, welchen die Gräfin und Clara gleich als ihren Sänger erkannten. Nanderl erzählte, wie den Bauern ihre Verbindung mit den Belagerten verrathen worden, und wie ſie in großer Gefahr geſchwebt, als ihr geliebter Joſeph mit Otto, Burkhard und ſeinen Geſellen ſie noch zu rechter Zeit gerettet und für jetzt die Belagerer verſprengt hätten. Otto ſtellte nun den überraſchten Damen vor, wie ſie von hier fliehen müßten, weil eine große Verſtärkung von Rebellen anrücke. Er erbot ſich, ſie mit einigen Jägern in Sicherheit zu bringen, indeß Joſeph und der ergrimmte Burkhard darauf beſtanden, zu Orth als Vertheidiger zu bleiben. Die Gräfin und Clara entſchloſſen ſich zur Flucht und eilten eh' der Morgen graute mit ihrem Beſchützer von dannen. Die Vertheidiger fanden es nicht der Mühe werth, das geplünderte und zerſtörte Schloß am Land zu beſetzen, hingegen befeſtigten ſie mit Poſten wohlgeübter Schützen die Gebirgspäſſe.

Unterdeſſen hatten die Rebellen, während der Unterhandlungen mit dem Kaiſer und dem bayriſchen Churfürſten, Linz immer enger eingeſchloſſen. Dem rachedürſtenden Statthalter war es gelungen, die Seele der Empörung, den Stephan Fadinger ſelbſt; umbringen zu laſſen. Einige wachſame Hackenſchützen hatten den Furchtbaren, als er die Werke der Feſte beſichtigte, mit wohlgezielten Schüſſen ſo verwundet, daß er nach fünf Tagen den Geiſt aufgab.

Nichts deſto weniger ſetzten die Bauern, von däniſchen Abgeordneten ermuntert, ihre Angriffe fort, unter Wiellinger's, eines Edelmanns, Anführung. Herberſtorf, feſt entſchloſſen, ſich bis

---

*) Eine Art Kähne mit flachem Boden.

in den Tod zu vertheidigen, ließ auf der Burg zu Linz eine Miene graben, um ſich in die Luft zu ſprengen, wenn die ſchlechtverſehene Stadt unterliegen ſollte. Zwei Stürme wurden abgeſchlagen, und endlich Linz durch tapfere Hülfsvölker noch zu rechter Zeit entſetzt. Nun kamen endlich die langgewünſchten Unterhandlungen zu Stande, doch wurden ſie bald durch neuen Aufruhr unterbrochen, und zwar durch der Machthaber eigene Schuld. Bald fielen dreitauſend Bayern in einem Walde von den Händen der Rebellen, und noch einige Siege ſteigerten den Trotz der Bauern auf's Höchſte. Sie und die Soldaten verheerten das arme Land in die Wette.

(Schluß folgt.)

Das Ach der Liebe.

Nun, liebliches Mädchen! Du ſeufzeſt?
O ſag' mir, wem gilt denn dieß Ach?
O geh'! ſo ſpricht ſie, was fragſt Du?
O geh' nur und frage nicht nach!
Das Ach iſt ein Herold der Liebe,
Und ſtrebt in des Nachbars Gemach,
Zu helmen darin und zu tönen,
Erfreut es viel Tage noch nach.
Wie ſolcherlei Wörtchen ergötzten,
Gern ſang' ich's, wie Vögel vom Dach,
Der Liebe Vergnügen erzählen,
Den einen und anderen Tag;
Denn tief, ja tief mir im Herzen
Erkohr ſich das Ach ſein Gemach.

J. Leutbecher.

Abend Sonett.

II.

Hesperus.

Der Liebe Stern begrüßt man dich hienieden,
Beſtrahlt dein Thränenblick den Himmelsbogen,
Auf öder Bahn im Sehnen hingezogen
Zur Glanzgeliebten, die von dir geſchieden.
Des Meeres Grab umarmt ſie ſchon im Frieden,
Doch ihre Seele haſt du eingeſogen,
Und zitterſt nun auf glanzerſtorbnen Wogen
Ihr nach, vom Troſt, nur nicht vom Schmerz gemieden.
Da naht ein Freund mit ſchwermuthvollen Blicken,
Im gleichen Weh erkrankt, im gleichen Sehnen,
Und will mit Strahlenarmen dich umſtricken—
Wohl magſt du ſtill an ſeine Bruſt dich lehnen;
Doch kann der kalte Freund dich nicht erquicken,
Und ihr nur nach mußt du die Schwingen dehnen.

J. M. Rath.

Magazin der Fernröhre.

Das Münchner Converſationszimmer.

(Fortſetzung.)

Reſtaurationsſtube.

Der Dicke. Dumme Geſchichten! z'was braucht mer die Blatteln alle! Die Schreiber muß man im Braunbier derſaufen.

Der Preuße. Is man Herr Racke ein jroßer Künſtler? Eener us dem ff.?

Der Dünne. Die ſchönſten Rollen verſchweigt er dem Publikum. Wenn er ſpielt ſo ſetzt er auf jede Sylbe Atout. Er verdirbt keine Rolle an der nichts zu verderben iſt; hat ein Dichter eine gute Rolle geſchrieben und er ſoll ſie ſpielen, ſo iſt er anderer Meinung wie der Dichter und corrigirt ihn. Er hört nicht auf die Kritik, da ſie kein Souffleur iſt. Im Spiel iſt er ſehr glücklich, denn wenn er ſpielt, ſo verliert das ganze Publikum. Er memorirt zwar ſchlecht, aber das was er vergißt gefällt am beſten. Jeder ſeiner Abgänge gefällt ungemein, denn es gefällt, wenn er abgeht.

Der Geſetzte. Aber wie kömmt es, daß der Mann bis jetzt nicht getadelt, ja ſogar gelobt wurde?

Der Dünne. „Das eben iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend immer Böſes muß gebähren.“ Ein Heer feiler Söldlinge, ausgehungerter Schnapphähne, Manteldreher und Achſelklopfer haben Herrn Racke Weihrauch geſtreut; ſeine Umgebung hat vor ihm gekratzfüßelt und gekatzenbuckelt, und ſo bildete ſich Herr Racke immer mehr ein und immer weniger aus. Kömmt nun einmal ein Wort der ernſten Wahrheit, ſo bläßt ſich Herr Racke auf, und geberdet ſich wie eine Obſtfrau, der man ihren Obſtſtand umgeworfen hat. Er kömmt auf die Galerie Noble, wo ſich das Publikum immer freut, wenn es ihn kommen ſieht, denn es iſt dann die Ueberzeugung, daß er heute Abend nicht ſpielt, und fängt zu raiſonniren an.

Der Dicke. Ja, die Comödianten ſeyn ſchon ſo! Sie ſeyn alle über an Leiſten geſchlagen. Prügeln könnens, weiter nix! Nacher ſagen's man ſoll's ſchäzen und ehren, und betragen ſi wie de Packknecht.

Der Markör. (ruft) Boeafſteak mit Erdäpfel!

Der Dicke. De Comödianten und de Schreiber ſoll mer alle in Braunbier derſaufen.

Der Preuße. Jetzt doch, dat verräth man keene Bildung nich niſcht. Es jibt ooch unter die Künſtlerns ehrenhaftige und ſcharmantige; mit den „Derſcoſen,“ dat is jemeene, ſagen Se man wenigſtens „us dem Weg reemen.“

Der Geſetzte. Der Münchner Bazar von Saphir hat ſich ſehr derb darüber ausgeſprochen und ſeinem Beiſpiele folgten alle beſſern Journale Münchens: die „Aurora,“ u. ſ. w.

Der Dünne. Daran iſt es noch nicht genug, nun muß es erſt in alle auswärtige Journale. Denn hier iſt es nicht die Perſon, nicht Hr. Oettinger, deſſen Parthie man nimmt, ſondern die Sache, das durch Hiſtrionenfrechheit verletzte Recht des Publikums und des Journalismus muß aufrecht erhalten werden. Alle gutgeführten und tüchtigen Federn müſſen ein ſolches Vergehen ſo lange unabläßig züchtigen, ſo lange zermalmend niederſchmettern, bis ſich das Kutſchervolk am Thespiskarren alle ähnlichen Frevel vergehen läßt.

Der Geſetzte. Das iſt ſehr recht. Nur ein Esprit de corps der würdigen und reellen Kritik kann den täglich mehr überhand nehmenden Unfug ſchlechter Comödianten zügeln und züchtigen. Nun aber wäre es genug von dieſem Gegenſtand, eine Sache muß nicht zuviel abgeleiert werden.

Der Dünne. Ganz recht. Aber mit doppelter und unerbittlicher Strenge ſollen alle Organe der kritiſchen Oeffentlichkeit von nun an zu Gerichte mit allen Schauſpielern gehen, alle ſind ſie ſchuldig; denn die beſſern müßten ſonſt dafür ſorgen, daß nicht einzelne unter ihnen dem Publikum täglich mehr gerechte Veranlaſſung geben, den ganzen Stand nur verächtlicher Weiſe zu nennen; denn ich weiß, daß ſie alle den Herrn heimlich unterſtützen, wenn ſie auch in Gegenwart des Einen oder des Andern vom Publikum ſein Betragen mißbilligen. „O, ich kenne meine Pappenheimer.“ Doch genug davon, „wir wollen unter ſie treten und fürchterliche Muſterung halten!“

(Fortſetzung folgt.)

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues

Mitternachtsblatt

für

den Sternenhimmel der Laune und des Humors;

nebſt einer kritiſchen Beilage:

„Die Gespenster-Zeitung.“

(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt

von

M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
>
> Young.

Dienſtag, Nr. 11. den 19. Januar 1830.

Der Verbannte.

Novelle von Wilhelm von Chézy.

(Schluß.)

Endlich langte Graf Pappenheim mit Truppen und Munition bei Herberſtorf an, der ihn zu Linz mit Ungeduld erwartet hatte. Nun bekam der Krieg neues Leben und die Bauern verloren mehrere Schlachten. Aufgebracht darüber zwangen ſie alle junge Mannſchaft, wo ſie hinkamen, unter ihre Fahnen, und belagerten mit neuem Eifer Gmunden und Orth. Da rückten die vereinigten kaiſerlichen und bayriſchen Truppen vor, und ſchlugen die Macht der Rebellen zwiſchen Gmunden und Pinsdorf ſo entſcheidend auf's Haupt, daß dieſer Streich dem Krieg ein Ende machte, bis auf ein paar Scharmützel und Hinrichtungen, welche das fürchterliche Trauerſpiel dieſes Sommers und Herbſtes gänzlich beſchloſſen.

Während dieſer Kriegsvorfälle waren die beiden Damen mit Otto nach München gelangt. Der Jüngling hatte durch die Erzählung ſeines Lebens, und beſonders wie er von den Irrthümern der letzten Zeit geneſen, Klara's Herz gewonnen. Der ſcharfſichtigen Mutter entging nicht die wachſende Leidenſchaft der jungen Leute füreinander, und da ihr das Glück ihrer Tochter mehr am Herzen lag, als die Verbindung mit dem kriegeriſchen Pappenheim und die Pläne ihres ehrgeizigen Gemals, legte ſie ihnen keine Hinderniſſe in den Weg. Sie ging mit ihnen auf ein entlegenes Landgut. Nun gelangte aber ein Brief von Herberſtorf an ſie, daß ſie ſich bereit halten ſollte, Klara mit Pappenheim zu verloben, der ſogar den Churfürſten ſelber zum Brautwerber gewonnen. Als Otto und das Fräulein dieſe Nachricht vernahmen, ſtanden ſie blaß und betäubt vor der Gräfin, doch dieſe ſprach: „Wenn du den Segen deines herzloſen Vaters, jenes rauhen Kriegers, an den mich kalte Uebereinkunft feſſelte, entbehren kannſt, ſo nimm den meinigen im reichſten Maße; wenn dir das Glück an der Seite eines wackern Mannes theurer iſt, als dein Erbtheil vom Vater, ſo nimm dieſe Diamanten, die dir ein anſtändiges Loos ſichern, und folge dem göttlichen Gebot: „Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen, um mit ihm zu ziehen.“ Die Liebenden ſanken vor der hohen Frau auf die Kniee nieder; noch in derſelben Nacht ſegnete ein verſchwiegener Prieſter den Bund ihrer Herzen, und flüchtigr Roſſe eilten mit ihnen über die Grenze. Die Gräfin wußte mit weiblicher Gewandtheit die Anſtalten der Verfolgung ſo einzurichten, daß ſie ungehindert Sachſen erreichen konnten.

Lange Jahre waren verfloſſen, der dreißigjährige Krieg hatte ausgetobt, und der Friede ſenkte ſich nieder auf die Ruinen ehemaligen Glückes, den verheiſſenden Oelzweig, wie Noah's Taube mit ſich bringend. Da ſaß an einem hellen Herbſtabend bei Pinsdorf auf dem großen Grabhügel, der mit einer ſteinernen Säule die Leichen der einſt hier gefallenen Bauern deckt, ein grauer Waidmann, und ſah ſtaunend den Glanz und die Pracht der untergehenden Sonne. Neben ihm ſtand ein junger, rüſtiger Burſch mit hellen Augen und dachte wahrſcheinlich an ganz etwas anders, als an die einſt hier vorgefallene Bayernſchlacht und die Belagerung von Gmunden und Orth.

Indem kam langſam auf der Straße ein ſchwerbepackter Wagen angefahren. Als er den Grabhügel erreichte, ward Halt gerufen, und ein ſtattlicher Mann mit gefurchter Stirne und ſcharfen Zügen fragte, ſich zum Schlag herausbiegend, weſſen das Denkmal hier ſey? Der Jäger erhob ſich höflich, und gab die gewünſchte Auskunft. Der Herr fragte weiter: „Könnt ihr mir nicht ſagen, ob ein gewiſſer Jäger, Joſeph Nußbaumer, noch lebt?“ „Ich heiße ſo, und mein Bub da auch, welchen meint ihr?“

„Nun, bei Gott,“ rief der Herr, „den, welcher mit mir bei Orth und ſonſt noch ſeine Büchſe geladen und abgeſchoſſen, und der iſt der junge Burſch mal nicht; denn wir trugen damals ſchon Haar auf den Zähnen.“

„Dann ſeid ihr kein anderer,“ ſprach Joſeph, als mein alter Herr, Otto von Hofmann. Ihr dürft jetzt euern Namen frei herausſagen.“

„Mein Churfürſt hat mir einen andern gegeben, ich heiße jetzt Graf Hofmannsegg.“ Nun ſtieg er mit einer Dame aus dem Wagen, die dem erſtaunten Jäger die Hand reichte und ihn nach Nanderl fragte.

„Meine Alte iſt noch recht rührig. Seit unſerer Vertheidigung zu Orth ſind wir gut angeſehn geweſen bei eurem Vater, Gott hab ihn ſelig, er war doch im Grunde kein ſo ſchlimmer Herr, als es manche gibt. Den Burkhard hat er auch zahm gemacht, daß er Schenkwirth wurde und ſich eine runde Dirne heirathete. Er heiſſt, von ſeiner tapfern Vertheidigung die ihm ein Bein koſtete, Bauernfeind, und iſt wohl und ſpeckfett. Ich ſelbſt bin Jäger bei der alten Gräfin geblieben, die zu Orth ihren Wittwenſitz hat, wie ihr wohl wiſſen werdet. Doch was iſt denn da für ein Neſt Kinder im Wagen?"

„Das ſind unſere Enkel," ſprach der Graf, „meine Tochter wird mit ihrem Mann künftiges Frühjahr herkommen, meine Söhne erwart' ich in drei Tagen. Setz dich ein zu uns und ſchick deinen Buben, der gewiß nicht weniger rüſtig iſt als wirs waren, nach der Nanderl und deinen andern Kindern. Wir werden zuſammen noch manchen Rohbock ſchieſſen. Jetzt vorwärts nach Orth."

Und die Roſſe, als witterten ſie den nahen Stall, eilten in flüchtigem Trab vorwärts, glückliche Menſchen zum frohen Ziel führend. Wir ſchweigen von dem freudigen Empfang der lieben Gäſte bei der Gräfin, von Otto's Entzükken, die heimiſchen Felſen wieder zu ſehen, nach denen er ſich durch lange, trübe Zeiten vergebens geſehnt, und wo ihm vielleicht nicht beſtimmt war, einſt die müden Augen zu ſchlieſſen.

Bekehrung.

(Guarini.)

Allvater! wenn ich einſt
So töricht mußte weinen,
Daß nun des Weinens End' iſt neues Weinen,
Ach, gib, ich bitte Dich,
Dein würd'ge Thränen! Erdwärts bannte mich
Der flücht'gen Schönheit Schimmer,
Der ew'gen dacht' ich nimmer!
Du heile, Herr, das ird'ſche Liebesbangen
Mit höherm Liebverlangen!
Hör' Deines Kindes Flehen:
Dein Mitleid laß mich, lieber Vater, ſehen!

Alpinus.

Cenſur-Anekdoten.

Schiller's Don Carlos war in einer großen, durch ihren Reichthum wie durch ihre Bildung ausgezeichneten, jedoch dem allgemeinen Cenſurdruck beinahe vorzugsweiſe unterworfenen Provinzialhauptſtadt, vor der nahen Aufführung, der Cenſur übergeben worden. — Der Cenſor fand tauſend Bedenklichkeiten, Anſpielungen und Gefahren. Der Gouverneur aber, der manchmal nach Tiſche ſeinen Leuten erzählte: Schiller ſey ſein Lieblingsdichter, wurde der ſchützende Genius des unbillig verfolgten Trauerſpiels und erlaubte es auf ſeine eigene Verantwortung. — Sein Beſcheid lautete wörtlich: „Die Aufführung dieſes Stückes unterliegt keinem Bedenken. — Nur hat die anſtößige Liebe des Stiefſohns zur Stiefmutter auszubleiben."

Die ganze Freiherren-Claſſe in einem deutſchen Staate ſoll unlängſt in einer nachdrücklichen Vorſtellung Herabſetzung der Taxen für das Baronat verlangt haben und die Urſache dieſes Begehrens folgende geweſen ſeyn: Um das Publikum zu hindern, etwa keine zu geringen Begriffe vom hohen Adel zu bekommen, hatte man den Theaterdirektionen den Befehl gegeben, kein Graf dürfe künftig mehr in irgend einem Stück als Intriguant erſcheinen. Von nun an, werde die Spitzbüberei in aufſteigender Linie, nur bis einſchlüßlich des Barons geſtattet.

In einem andern deutſchen Lande hatten die Kinder Iſraels, durch gute und böſe Worte und beſchnittene Dukaten, die Aufführung von Shakespeare's Kaufmann von Venedig, ein volles Jahrzehend hintertrieben. Endlich ſiegte doch die Sehnſucht nach dem unvergleichlichen Meiſterwerk. — Doch war die Hoffnung nicht ganz dahin, es gleichwohl noch einmal, und dann für immer zu unterdrücken. An die Spitze ſtellte ſich, zwar kein König der Juden, doch — der Jude der Könige — und ſagte ſehr hochfahrend: „Na, ich werde hinſchicken zum Fürſten, er ſoll machen, daß es der Herzog verbietet!“ — Aber der Herzog erwiederte: „Nein, nein, was zu toll iſt, iſt zu toll! Kann ich alle Augenblicke einen ſchlechten Regenten auf dem Theater ſehen, ſo kann er auch einmal den Shylok ſehen. — Für's Hephep ſoll die Polizei ſorgen. Deßhalb iſt ſie auf der Welt.“

Magazin der Fernröhre.

Münchner Converſationszimmer.

(Fortſetzung.)

Zirkel.

Willkommen, lieber Freund, willkommen lieber Vetter;
Wie geht es Ihrer Frau? Was bringen Sie für Wetter?
Ich danke tauſendmal, — es geht ſo ziemlich an, —
Der Nebel iſt fatal, daß man kaum athmen kann.
Ach, ſieh da! Fräulein X., Sie laſſen Sich auch ſehen? —
Und Sie, Herr Rath, Sie wollen doch nicht gehen?
— Pardon Madam'. — So ſetzen Sie Sich her; —
— Der Ball bei Z., der kömmt mir in die Quer!
Das Fräulein X. verfing ſich in der Ronde,
Sie trug ein Kleid mit ausgezackter Blonde; —
Das Eſſen, ich geſteh's, war äußerſt delikat, —
Die Räthin hatt' ein Kleid mit röthlichen Brokat.
Der Gaze iſt excellent, — ich liebe ſehr die Stumme,
Der Schlitten iſt exquis, — ſie bleibt doch ſtets die Dumme.
— Ich hab' Sie nicht geſeh'n, — ich war im dritten Rang, —
— Die Sigl ſingt charmant — der macht den guten Fang.
Sie rechnen auf mein Herz? Sie ſind ein kühner Rechner! —
Er ziert ſich gar zu ſehr, — ich liebe nur die Schechner; —
Der Eßlair iſt ein Gott — die Auſtern ſind ſo rar, —
Mein Schneider iſt Herr Z., — Sie leſen den Bazar? —
In dem Odeon iſt es leer, — ein Kleid mit weißem Zipfel, —
Ich leſe Walter Scott, — ich liebe mehr die Kipfel; —
Sie ſpielen wohl auch Schach? — Sie war zu ſtark geſchnürt, —
Mein Mann iſt etwas krank, — ich bin ſchon engagirt.
Um Horſchelt iſt's doch ſchad, — man tragt ſie ſtark mit Knöpfen; —
Die Griechen werden frei, — ein Kind mit vielen Köpfen; —
Herr Rake hat geſchimpft, — mit Marder ſchön verziert, —
Das Ausland leſ' ich ſtets — Gallopp hat ſie probirt; —
Das heißt ein Carneval! — die neuſten Todtenwagen,
Das wird ein ſchöner Ball! — ich hab 'n ſchlechten Magen; —
Verwahren Sie Sich gut, — ich wünſche gute Nacht,
Der Abend war ſuperb, — ich hab ſo viel gelacht.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag von J. G. Franckh in München.

Neues

Mitternachtsblatt

für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:

„Die Geſpenſter-Zeitung.“

(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
> Young.

Donnerſtag, Nr. 12. den 21. Januar 1830.

Die Braut des Kammerherrn.

Ein Nachtſtück von O. L. B. Wolff.

Die Höflinge waren im Vorgemache des Fürſten verſammelt. Unter ihnen befand ſich der Major von Walden, Commandant der Grenzveſtung, ein tapferer, aber rauher Krieger, dabei ein ehrenwerther Mann. Das wandelbare Kriegsglück hatte ihn in der letzten Schlacht, die dem fränkiſchen Zwingheere auf deutſchem Grund und Boden geliefert wurde, verlaſſen, indem ihm eine Kanonenkugel den Arm zerſchmetterte, und ein Flintenſchuß ihm das Bein lähmte. — Der Fürſt wollte ihn mit einer bedeutenden Penſion in den Ruheſtand verſetzen, aber ein ganz unthätiges Leben war dem energiſchen Krieger ein Greuel, er erbat ſich daher als Gnade, die obenerwähnte Kommandantenſtelle, die er ruhig verwaltete, und bei der er ſich im Ganzen behaglich fühlte. Seine weit jüngere Halbſchweſter, lebte als Hofdame der Fürſtin in der Reſidenz; er hatte ſie ſeit längeren Jahren nicht geſehen, und eilte deßhalb zwiefach gern zur Hauptſtadt, als ihn ein Befehl ſeines Souverains dahin beſchied.

Der Dienſt führte ihn ſogleich auf das Schloß, und in das Vorgemach des Fürſten, um ſich dieſem vorzuſtellen. — Den Augenblick, in dem ſein gnädigſter Herr ſichtbar ſein würde, erwartend, lehnte ſich der Major an eine Fenſterbrüſtung und ſah, ohne großes Intereſſe, dem Treiben rund umher, zu. — Da geſellte ſich der eben eintretende Oberjägermeiſter mit einem: „Herzlich willkommen in X. Major,“ zu ihm, und fuhr, als dieſer nur mit einer Verbeugung des Hauptes den Gruß beantwortete, fort: „Nun, Sie kommen zur Hochzeit, das iſt hübſch von Ihnen, on voit que vous aimez la joie et les jeunes gens. — „Zu welcher Hochzeit,“ fragte der Erſte, „zu welcher?“ „Vous plaisantez, zu Berlen's Hochzeit“ „In der That, ein vortreffliches Paar, man kann zu einander Glück wünſchen.“ „Alſo zu Berlen's Hochzeit,“ antwortete der Major, „nun das freut mich, daß ich gerade zu rechter Zeit eingetroffen bin“ „Que vous êtes drôle, Major, ohne Sie konnte dieſelbe ja gar nicht eigentlich celebrirt werden.“ „Ohne mich?“ „Oui, ohne Sie, Sereniſſimus und Sie, werden das liebenswürdige Brautpaar an den Altar führen.“ „Sereniſſimus und ich?“ „Ja doch, ja, aber Major ſeit wann ſind Sie ſo diplomatiſch geworden, daß Sie ſogar allgemein bekannte Dinge ignoriren wollen.“ „Ich verſichere Ihnen, Herr Oberjägermeiſter, ich höre ſo eben das erſte — —“

Die Redenden wurden hier durch einen Diener unterbrochen, der plötzlich beide Flügelthüren öffnete. Gleich darauf erſchien die Fürſtin, in Begleitung ihrer Hofdame, des Fräuleins von Zwingen, und begab ſich zu ihrem Gemahl. — Die Letztere blieb im Vorzimmer, auf Geheiß ihrer Gebieterin. Der Major, dem ihre Verlobung mit Berlen nicht unbekannt war, hielt es für Pflicht, obgleich er mit ihrem Vater in einiger Spannung lebte, ſie zu begrüßen und ihr ſeinen Glückwunſch abzuſtatten. — Er ging auf ſie zu, und that es mit wenigen, aber herzlich gemeinten Worten. Sie ſah ihn befremdet an und erbleichte. — Als er geendet hatte, erwiederte ſie: „Es iſt mir unbegreiflich, Herr Major, wie ſich ein Mann von Ehre ſo weit vergeſſen kann, eine Dame zu beleidigen, die ihm in jeder Hinſicht fremd iſt.“ — Bei dieſen Worten wandte ſie ſich um, und redete mit einem Kammerjunker, der zufällig in der Nähe ſtand, über gleichgültige Dinge, doch ſah man ihr deutlich an, wie viel Mühe es koſtete, den Kampf im Innern zu verbergen. — Befremdet trat der Major zurück, und wandte ſich wieder an den Oberjägermeiſter, der ihn neugierig fragte: „mais, mon cher, was hatten Sie denn ſo angelegentlich mit der Zwingen zu reden.“ „Ich habe ihr Glück gewünſcht.“ „Glück, wozu, daß ſie den Berlen nicht bekommt, daß der ſie hat ſitzen laſſen? Major haben Sie denn alle Galanterie auf Waldburg verlernt; einer Didone abbandonata Glück zu wünſchen.“ „Sie ſprechen in Räthſeln,“ erwiederte der Major gereizt, „zum Henker heirathet der Berlen denn nicht die Zwingen? ſie waren ja doch mit einander verlobt?“ „Ah,“ erwiederte der Oberjägermeiſter, und zog geheimnißvoll die Stirn in Runzeln, „ah, je comprends, eine Ueberraſchung und die hätte ich bald verdorben.“ „Ueberraſchung,“ ſagte Walden verdrießlich; „thun Sie mir den einzigen Gefallen, und entüberraſchen Sie mich, Herr Oberjägermeiſter, ich könnte ſonſt leicht noch mehr Verſtöße begehn.“ „Nun, wenn Sie mich nicht verrathen wollen, mon ami.“ „Sicher nicht.“ „Eh bien, Kammerherr von Berlen hat auf Befehl Sereniſſimi, die Parthie mit der Zwingen rückgängig gemacht, wird wie es heißt, Oberkammerherr, und heirathet die Ihnen, ſo ſcheint es wenigſtens, wildfremde Hofdame, Fräulein von Walden, der das hochfürſtliche

Paar, in ſeiner großen Huld, die Domaine Stauffenburg als Mitgift ſchenkt. Nun, was bekomme ich für die frohe Nachricht, die Ihnen doch viel Freude machen muß."

„O ja, ſie macht mir ſehr viel Freude," erwiederte der Gefragte und eine Wolke des Unmuths lagerte ſich dabei auf ſeine Stirn.

Die Flügelthüren rauſchten wieder auf. Der Fürſt erſchien und ſprach ſehr freundlich mit Allen, vorzüglich aber mit dem Major, den er noch eine gute halbe Stunde bei ſich behielt, nachdem die Uebrigen entlaſſen waren. Der Major ging nach dieſer höchſt gnädigen Audienz, als Obriſter wieder fort, wer ihn aber genauer kannte, würde eben nicht behauptet haben, daß er ſehr heiter zu ſchein ſchien. Seinem geraden Sinne war Manches unangenehm aufgefallen.

Er begab ſich nun zu ſeiner Schweſter der Braut, und fand ihren Verlobten, den Kammerherrn von Berlen daſelbſt. Amöna erröthete und ſchien verlegen als ſie ſo unerwartet ihren Bruder erblickte, denn auch ihr war ſeine Ankunft unbekannt geblieben. Nach ſeiner gewöhnlichen etwas rauhen Weiſe platzte der Obriſt, als die Eingangshöflichkeiten gewechſelt waren, heraus: „da habe ich einen ſchönen Mißgriff gemacht, oben in der Antichambre." „Wie ſo?" fragte Amöna. „Nun ich gratulirte der Roſalie Zwingen zu ihrer nahen Hochzeit mit dem Herrn Kammerherrn hier, und wollte eben noch eine theilnehmende Bemerkung über ihr bleiches Ausſehen, das ſich für eine glückliche Braut gar nicht zieme, hinzufügen, als ich eine bitterböſe Antwort von ihr erhielt, vor der ich erſtummte, als wäre mir eine Kanonenkugel vor dem offenen Munde vorbeigeſauſt. Obendrein lachten die Hofſich — die Herrn vom Hofe, und der ſuperkluge Oberjägermeiſter nannte ſie eine Didone abbandonata." „That er das, der Herr Oberjägermeiſter?" entgegnete Berlen. „Nun ja," fuhr er fort, „ich habe die Verbindung mit dem Fräulein von Zwingen auflöſen müſſen, aus Gründen, die Sie gewiß ehren, wenn ich Ihnen dieſelben mittheile." „Mein Herr Kammerherr," erwiederte Walden, „ich ehre Ihre Gründe auch ohne ihre Mittheilung, und kann nur die Zwingen bedauern, einem ſo liebenswürdigen Gatten entſagen zu müſſen, wegegen ich meiner guten Amöna von Herzen Glück wünſche." „Sie ſind ſehr gütig," erwiederte jener, „und ein Lob aus Ihrem Munde"—„Mein Mund wiederholt nur das, was die ganze Reſidenz ſagt; — aber warum," fuhr er fort, „hat Amöna, wie vor einem Fremden Alles mir verſchwiegen." „Sereniſſimus vertraten Ihre Stelle, Herr Schwager, denn ſo darf ich Sie doch nennen, und verlangten ausdrücklich es Ihnen geheim zu halten, da höchſtdieſelben ſich die Freude aufſparten, Ihnen zuerſt Glück zu wünſchen."

„So, Sereniſſimus," ſagte der Obriſt gedehnt, und ſah Amönen ſcharf an. Dieſe wandte ſich ab, und ſpielte mit ihrem Papagey, der aber gar nicht bei guter Laune zu ſein ſchien, und wiederholt nach den Roſenfingern ſeiner ſchönen Gebieterin hackte.

Der Kammerher empfahl ſich, da ihn ſeine Pflicht zum Fürſten abrief. Amona blieb allein mit ihrem Bruder zurück; dieſer ging im Zimmer auf und ab, und blieb plötzlich vor einem Tiſchchen ſtehen, auf dem ein ſehr ſchöner und reicher Schmuck ausgebreitet lag. „Willſt Du den Flitter kaufen?" fragte er. „Er gehört mir," gab ſie zur Antwort, „es iſt ein Geſchenk der Fürſtin, zu meiner Vermählung." „Liebt dich denn die Fürſtin noch ſo ſehr wie früher?" „Sie iſt außerordentlich gnädig gegen mich, und wird es mit jedem Tage mehr."

„Das freut mich, das freut mich," ſagte der

Obriſt mit erheitertem Antlitz, „die Fürſtin iſt eine vortreffliche Frau.“ (Fortſetzung folgt.)

Der unbeſiegte Liebende.

(Guarini.)

Wie es ſein Wort nicht ändert,
Mein Loos, in ſeiner Härte ohne Wanken,
So änd' auch ich nicht Wollen und Gedanken.
Schieß deinen Pfeil, Geſchicke!
Dieß Herz voll heißer Triebe
Lacht deines Wuthgedrängs mit kühnem Blicke.
Denn, wo die ſüße Liebe
Mit goldnem Pfeil getroffen, —
Hat keinen Sieg ein ſtumpf Geſchoß zu hoffen!

Alpinus.

Magazin der Fernröhre.

Berliner Tivoli.

(Fortſetzung.)

Berlin den 24. Jänner 1830.

Mit feierlichem Gefühl und ernſter Stimmung betrat ich heute das Winter-Tivoli, welches die Gebrüder Gericke an dem Geburtstage Friedrich's des Großen den Berlinern eröffnet hatten, und wurde am Eingange mit einem Gedichte bewillkommt. — Ungeachtet Boreas über Nacht den Weg dahin für Fußgänger durch zuſammengewehten Schnee faſt ganz unſichtbar gemacht hatte, ſo eilte dennoch eine bunte Menge Schauluſtiger in eleganten Schlitten und Wagen dahin, wo der neuen Schöpfung nichts fehlt, als die Vollendung des Ganzen und ein ewig italieniſcher Himmel. Vom Eingange an geht man durch ein Spalier von grünen Nadelhölzern, auf einem Boden der mit Brettern und Leinenſtreifen belegt iſt, trocknen Fußes bis vor das Hauptportal. Durch das Vorzimmer gelangen wir in den großen, reich dekorirten Saal, an deſſen beiden Seiten hohe Trümeaux den Schönen Gelegenheit geben, ihre Reize ordnend zu muſtern. Links ſpringt in einer niedlichen Fontaine wohlriechendes Waſſer und verbreitet Arabiens Wohlgerüche um ſich her, von Blumen umgeben, deren Kunſt mit der Natur zu wetteifern ſcheint; rechts ſtehen geſchmackvolle Körbe mit ähnlichen Kindern Floras bekränzt. Das ganze Gebäude bildet ein Viereck gleich einem Feenſchloß, in deſſen Mitte der innere Hof, mit grünenden Waldbäumen geſchmückt, einige Rehe verbirgt.

Der rechte Flügel enthält den Hauptſchmuck des Ganzen, denn dort empfangen uns mit Singvögeln beſetzte Orangenbäume und köſtliche Blumen in zwei Reihen geſchmackvoll aufgepflanzt, und melodiſche Muſik ladet zum Vergnügen ein. Die Ausſicht rechts wurde durch weiße und rothe Draperien mit Gold begränzt, und unter einem Baldachin erblickten wir des großen Königs herrliches Bild in ganzer Figur, von zwei Heben umgeben, auf mit exotiſchen Gewächſen beſetzten Stufen. Durch die wogende Menge zur linken Seite gelangt, ergötzt dort eine Perſpective der Potsdammer Gegend, von Gropius, wo ich nicht irre, im Styl eines Panoramas gemalt. Die hintere Fronte bildet ein zeltartiges Glashaus, welches zu dem linken Flügel führt, wo im türkiſchen Geſchmack ein größeres Zelt uns empfängt, welches für die Tabacksraucher beſtimmt iſt, und uns durch die Glaswände eine Ausſicht auf die ſiberiſchen Schneegefilde des Templower großen Exercierplatzes eröffnet. Aus dieſem Lokal gelangen wir durch das Buffet, welches den größten Gourmand zufrieden ſtellt, wieder in den großen Saal. — Das ſchönſte Wetter begünſtigte das Rutſchen auf der Rutſchbahn, die ohne Unterlaß von den Schönen Berlins benutzt wurde. Hermelin und Tigerdecken ſchützten vor dem Froſt, der ſtreng ſeine Macht ausübt in dieſem Winter und ſelbſt der kalte Beobachter wurde zur Anerkennung des Verdienſtes hingeriſſen, welches die Unternehmer ſich um Berlin erwerben. Befriedigt verließ ein Jeder gewiß den Ort, wo dem erhabenen Königshauſe gehuldigt wird, deſſen Mitglieder vor Kurzem erſt ihn betreten und Zeichen der hohen Zufriedenheit gegeben hatten. Die großen Koſten können nur durch häufigen Beſuch erſetzt werden, und dieſer wird nicht fehlen. Möge Ihnen das ſchöne München ein ähnliches Eden werden; dafür aber, daß Ihnen Berlins Herrlichkeiten nicht in den Letheſtrom verſinken, will ich Sorge tragen.

v. S.

(Fortſetzung folgt.)

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues
Mitternachtsblatt
für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:
„Die Gespenster-Zeitung.“
(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
>
> Young.

Freitag, Nr. 13. den 22. Januar 1830.

Die Braut des Kammerherrn.

Ein Nachtſtück von O. L. B. Wolff.

(Fortſetzung.)

2.

Die Vermählung wurde in der Hofkirche unter außerordentlichem Zudrange des Volkes gefeiert, denn Berlen und Amöne waren das ſchönſte Paar in der Reſidenz. Der Fürſt geleitete ſie an den Altar, und war ſelbſt Zeuge der heiligen Handlung, ihm zur Seite ſtand der Obriſt. Ein reiches Diner folgte. Berlen fand unter ſeinem Couvert das Diplom als Oberkammerherr, Amöne unter dem ihrigen das einer Ehrendame der Fürſtin. Auf dem Balle, der den glänzenden Tag beſchloß, führte der Landesherr die Polonaiſe auf, mit der ſchönen Braut, dann folgte die Fürſtin im Tanze mit dem Bräutigam. Kurz das holde Paar wurde überſtrahlt vom Sonnenſcheine irdiſchen Glückes, und ſah, wohin es auch blickte, nur lächelnde huldvolle Geſichter.

Wir finden nach einigen Stunden Amönen im Schlafgemache wieder. Sie ſaß auf einem Divan, das Haupt auf die Hand geſtützt, in tiefes Nachſinnen verloren. Vor ihr ſtand ihre Kammerjungfer, mit den eleganten Nachtgewändern, und forderte vergeblich ihre ſchöne Gebieterin auf, den läſtigen Schmuck des Tages abzulegen und ihre reizenden Formen in die weichen, feinen, nur für die Ruhe beſtimmten Kleider zu hüllen. Dieſe erwachte endlich, wie aus bangendem Traume aus ihrem Sinnen und befahl der Harrenden, alles auf einen nahe ſtehenden Seſſel zu legen, und ſich zu entfernen, da ſie geſonnen ſei, ſich ſelbſt zu bedienen. Die Zofe zog ſich ſchweigend mit leichtem Kopfſchütteln zurück. Amône blieb regungslos auf dem Divan ſitzen.

So traf ſie der liebeglühende Berlen, der nach einer Weile, im Nachtanzuge durch eine Tapetenthür eintrat, an. Er blieb verwundert vor ihr ſtehen, und nannte endlich, gleichſam als wollte er ſie nicht erſchrecken, ihren Namen. Sie erſchrack dennoch ſichtlich, denn ihre glühenden Wangen wurden plötzlich bleich; doch ſammelte ſie ſich, obwohl nur mit Mühe, und lad ihn mit zitternder Stimme ein, neben ihr Platz zu nehmen. „Hier neben Ihnen auf dem Divan?“ fragte er verwundert. Sie wiederholte ihre Einladung. „O meine Amône,“ ſagte er, und kniecte vor ihr nieder, „jetzt nur zu Ihren Füßen oder in Ihren Armen.“ „Weder das Eine, noch das Andere,“ erwiederte ſie zitternd. „Iſt Ihnen unwohl?“ entgegnete er beſorgt, ihre Hand ergreifend, die ſie langſam aus der ſeinigen zog, ihre Pulſe klopften, ihr Blut wallte fieberiſch auf. „Mir iſt ſehr wohl, Herr Oberkammerherr,“ antwortete ſie, „körperlich ſehr wohl.“ „Oberkammerh —“ unterbrach er ſie erſtaunt, „hat Amône keinen andern Namen für mich?“ „Keinen,“ erwiederte ſie, „Keinen, wie deut' ich das?“ „Iſt es Ihre Jungfräulichkeit, Geliebteſte, die ſie zwingt, ſich ſo ſcheu in ſich ſelbſt zurückzuziehen, o ſo laſſen Sie mich ſie wegküſſen, dieſe Beſorgniſſe. Sie ſind ja ganz mein, ich ganz der Ihrige.“

„Nicht ſo ganz“ ſagte Amône, und ihre Lippen bebten ſichtlicher, ihre Pulſe klopften lauter. „Sie machen ſich mir zum Räthſel,“ rief Berlen, „und jetzt, gerade jetzt, wo ich den ſchönſten Lohn beſeligender Liebe zu erndten hoffte; wo ich mich ſelig träumte, wie ein Gott in Ihren himmliſchen Armen, Nektar ſaugend von Ihrem Munde,“ „Laſſen Sie die Complimente,“ unterbrach ihn Amône;“ „Complimente, ich begreife Sie nicht.“ „Setzen Sie ſich zu mir.“

Er gehorchte. Sie ſaßen eine Weile ſchweigend da, plötzlich brach Amône in ein lautes Weinen aus und rief: „Ferdinand, liebſt du mich wirklich?“ „Wie mein Leben,“ erwiederte er. „Auch wenn ich Schande über Dich brächte?“ „Schande! Amône ich halte die Ehre höher, als das Leben. Aber Sie ſcherzen, Sie treiben einen Spaß mit mir, den Ihre Jungfräulichkeit erſann, um ſich vor Amors Pfeilen und Hymens hell leuchtenden Fackeln zu vertheidigen. Die reine, mackelloſe Amône!!

„Nein, mackellos,“ ſagte ſie aufſtehend, „ja ich war es einſt, aber Sinnenluſt und Eitelkeit, die Dämonen der Erde umſtrikten mich, ich fiel, ich ward Weib, Mutter, das erſte Kind meiner Schande ſtarb ſchon unter meinem Herzen, das zweite regt ſich jetzt an eben der Stelle — Ferdinand, wenn Du mich liebſt, willſt Du meine Schmach mit Deinem Namen decken?“ „Amône, noch einmal Sie ſcherzen.“ „Würde ſich eine Jungfrau einen ſolchen Scherz erlauben; ſo wahr mir Gott helfe ich rede die Wahrheit.“ „Entſetzlich, und Ihr Verführer?“ „Der Fürſt.“

„Ich Geblendeter!“ rief Berlen, ſprang auf und ging einige Mal im Zimmer raſch auf und ab. Sie warf ſich ihm zu Füßen und rief: „Ferdinand, vergib mir, ich liebe Dich innig, ich ward wider den Willen des Fürſten die Deine. O nimm mich an zu deinem Weibe, ich will dir dienen, wie eine treue Magd, rette mich vor meinem eigenen Bewußtſein, und meine Liebe zu dir ſoll unendlich ſein.“ „Nicht ſo,“ ſagte er kalt und hob ſie auf. „Sie haben mich überraſcht, aber Berlen verliert ſo leicht ſeine Geiſtesgegenwart nicht. Ich bin jetzt im Stande Alles zu überraſchen, die Fürſtin war es, die mich zuerſt aufmunterte um Ihre Hand anzuhalten; der Fürſt billigte nicht ganz, daß ich mich von der Zwingen trennte, erſt ſpäter; — Ihr Bruder, der Obriſt, wurde überraſcht; — me voilà au fait. Hören Sie mich ruhig an; ich habe Ihnen geſagt, daß mir die Ehre lieber iſt als das Leben; es muß alſo verſchwiegen bleiben, auf das Vorſichtigſte. Der Fürſt liebt Sie noch, ich entſage allen Anſprüchen auf Sie; nur vor der Welt bin ich Gatte, unter uns aber Ihr und des Fürſten treuſter Freund, und wie ich hoffe Beiden unentbehrlich.

„Ferdinand“ ſagte ſie, und blickte ihn erſtaunt und erſchrocken an, „iſt das Ihr Ernſt? Ich hielt Sie für einen Edelmann. (Fortſetzung folgt.)

Cenſur-Anekdote.

Auf einer trefflichen Bühne konnte trotz der eifrigſten Bemühungen der Kunſtfreunde, Shakespeare's Julius Cäſar doch nie zur Aufführung kommen, weil Cäſar Kaiſer ſey, und in den alten Schulbüchern gewöhnlich als der erſte römiſche Kaiſer aufgeführt werde. — Der große Cäſar, ein Uſurpator und Soldatenkaiſer, erlag den Dolchen der Legitimität der letzten tugendhaften Vertheidiger der Republik. — Hier hat Herr von Haller, der jede factiſche Gewalt geehrt wiſſen will, durch die ſeiner Fahne folgenden Theatercenſur, mancher alten Dynaſtie ein ſchlechtes Compliment gemacht, die doch auch ſchon Epochen des Unglücks und der Vertreibung hatten, darnach wäre jeder Uſurpator legitim, wenn er nur vermag ſich durch Blut und Schrecken zu behaupten. Und jede Reſtauration, bis ſie gelungen iſt, eine Revolution. — Don Miguel kann ſich ſchönſtens bedanken!

Die veränderten Blicke.

(Guarini.)

Ihr Augen, einſt mein Leben,
Ihr Augen, ſüße Stützen dieſem Herzen,
Nun wollt nicht Hülf' ihr geben?
Wohl ſind dieß Boten meiner Todesſchmerzen!
Ach, Troſt und Hoffnung ſcheiden,
Zeit iſt's zu ſterben, was beb' ich zurücke?
Wenn ihr, zu eignem Leiden,
Mich ſterben heißt, was wendet ihr die Blicke?
Um nicht zu ſchauen mein anbetend Werben?
So ſeht, o ſeht mich ſterben!

Magazin der Fernröhre.

Berlin den 31. Jänner 1830.

Roſſi-Sontag.

Mlle. Sontag, welche mittelſt Civil-Acts, wie ihr der Code Napoleon vorſchreibt, an den Grafen Roßi verehlicht iſt, ſoll hier angefragt haben, unter welchem Namen ſie auftreten dürfe, wo ihr dann geantwortet wurde: „Unter dem Namen Roſſignol.“ — Späteren Nachrichten zufolge wird ſie ſich von ihrem Grafen ſcheiden laſſen, — welches um ſo eher möglich, da dieſem Bündniß der prieſterliche Segen noch mangelte. — Hellerſehende (?) meinen, eine ſolche Trennung könnte wohl nur auf die Dauer des Aufenthalts in Berlin berechnet ſeyn, wenn nicht die gräfliche Familie die wirkliche Scheidung beabſichtigt. Kurz alſo, kommt ſie, ſo iſt ſie nicht mehr Mlle. Sontag, will aber als ſolche paſſiren, — kommt ſie nicht, ſo bleibt ſie uns und den Pariſern was ſie war; ich glaube daher ſie wird nicht kommen*). Dagegen ſagt man, daß dieſe deutſche Nachtigal hier mit 6000 Thaler Gehalt lebenslänglich engagirt ſey. Relata refero.

D. R.

---

*) ??

Königliches Hof-Theater.

Heinrich VI.

Dieſes Raupach'ſche Trauerſpiel, ausgeſtattet mit fürſtlicher Pracht, iſt unſers Veteranen Lemm, der in der Hauptrolle ſich ſelbſt übertrifft, höchſter Triumph. Er hat in dieſem an dramatiſchem Effect gehaltreichen Stücke, deſſen Expoſition ſo klar wie der Text der Bibel vor uns liegt, treffliche Gelegenheit, ſein Ingenium walten zu laſſen — und gibt uns den ſtrengen, harten und grauſamen Tyrannen ſo lebendig, daß wir zwar ſeine Kraft anſtaunen und vor ſeinen hohen Plänen, wie beim Anblick der Aegis, erſtarren, aber dennoch beim Siege der Kirche über die Majeſtät freudig aufathmen, als er den Giftbecher geleert hat und in den Staub dahinſinkt, um ſeines Kindes Augen mehr zu blenden. Mit ihm ſind würdig des höchſten Beifalls Mad. Crelinger-Stich als verwittwete Königin von Sicilien und Mad. Wolf als ſeine Gemahlin. Hr. Lemm wurde gerufen.

Di[illegible]agerung von Corinth.

Vor vier [illegible]en etwa, als man mit Furore für die Griechen ſammelte, da hätte dieſe Roßiniſche Oper gegeben werden ſollen; aber auch heute freuen wir uns innig über das ſiegreiche Panier des Kreuzes, welches noch die Beſiegten, eingedenk des Tages bei Marathon und eines Leonidas würdig, ſterbend aufpflanzen. — Mlle. Seidler, Palmyra, ſang die lieblichen Melodien ſo meiſterhaft, und war ſo reizend koſtümirt, daß man der jungen Griechin höchſtens achtzehn Jahre gegeben hätte. Ueberhaupt macht das griechiſche Koſtüm, beſonders bei den Männern, im Gegenſatz zum türkiſchen, einen gefälligen Eindruck. Hr. Bader, Kleomenes, bleibt uns ein erhabenes Vorbild der Vaterlandsliebe und füllte ſeine Rolle in jeder Hinſicht aus; auch Hr. Stümer, Neokles, ſang außerordentlich und ließ uns gern vergeſſen, daß er ſchon zu den nicht jungen Liebhabern gehört. Hr. Devrient, Mahomet, zeichnete ſich beſonders in dem Duett im zweiten Act mit Palmyra aus; — man hätte glauben mögen die Sontag und den Montag zugleich zu hören. —

Das Ganze wurde beifällig aufgenommen, wenn auch die Ouverture uns nicht ganz vorbereitend ſchien — ſie fängt mit einigen Solo's an, die nicht ganz zum Anfange paſſend ſind, oder hätten ſie uns etwa das Verhallen der Feldmuſik herannahender Feinde darſtellen ſollen? — Hr. Gerſt hat ſeine neuen Dekorationen, die Katakomben und Corinth, geſchmackvoll und kunſtgerecht, uns für dieſen Carneval beſchert. Endlich trug eine ähnliche Schlußſcene, wie in der Stummen von Portici, mit noch künſtlicherer Maſchinerie, das ihrige zum guten Ende bei. Das Orcheſter verdiente Belobung unter Hrn. Schneiders Leitung.

Die franzöſiſchen Vorſteller fütterten uns eine Zeitlang mit lauter niedlichen Vaudevilles, weil das Publikum dergleichen Veaux de Ville gerne ſieht, bis wir Hr. Delcour verſicherten, daß toujour perdrix endlich wie Kalbsbraten ſchmeckt. Jetzt bekommen wir wieder drei- und fünfactige Stücke zu ſehen, worunter Les Comédiens ſchwer verſtändlich ſind, weil ſie viel lokale Beziehung enthalten. Mlle. Lancestre est indisposée.

Königsſtädter Theater.

Fortunats Abenteuer, welche unter dem Titel: Les Aventures et Voyages du petit Jonas par Scribe et Dupin am 28. Febr. 1829 zum erſtenmal in Paris mit Furore auf dem Theater des Nouveautés aufgenommen worden ſind, und auch in Wien Glück gemacht haben, ſcheinen hier nur ſchwachen Beifall zu finden, ungeachtet Hr. Cerf für reiche Ausſtattung in Dekorationen und Koſtüm geſorgt hat, und die Berliner endlich zu ſehen bekamen, wie Wall- und andere Fiſche ſich im Schwimmen üben. Schmelka und Beckmann werden bei einigen Abkürzungen dennoch das Stück halten; denn ſie bieten Alles auf, was guter Humor nur vermag, um durch Lokalwitze die unſeligen Allegorien (lebende Bilder der Langeweile) vergeſſen zu machen.

Nächſtens werden v. Holtey's Majoratsherren, ein neues Melodrama, gegeben. Davon Nächſtens.

v. S.

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues
Mitternachtsblatt
für
den Sternenhimmel der Laune und des Humors;
nebſt einer kritiſchen Beilage:
„Die Gespenster-Zeitung.“
(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt
von
M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
>
> Young.

Sonntag, *Nr.* 14. den 24. Januar 1830.

Die Braut des Kammerherrn.
Ein Nachtſtück von O. L. B. Wolf.

(Fortſetzung.)

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen, meine Theure, aber wir leben nicht mehr in den Ritterzeiten, und die Pflicht eines jeden Edelmanns beſteht darin, den Ruhm und den Glanz ſeines Hauſes aufrecht zu erhalten.“

„Und Sie lieben mich, Ferdinand?“

„Ich liebe ſie, ja — wie ein Bruder, andere Anſprüche darf ich nicht machen, Sie ſind das Beſitzthum eines Höheren, eines Mächtigeren — meines Herrn — ich bin ſein und daher Ihr Diener. Sie unter vier Augen nicht meine Gattin, wohl aber meine Fürſtin.“

„Herr von Berlen, Sie treiben einen ſehr grauſamen Scherz mit mir, Sie zerreiſſen unbarmherzig mein Innerſtes.“

„Scherz, ma foi, meine Gnädigſte, ich war wohl aufgelegt zu Scherzen; aber je vous assure, aber ganz anderer Art. Doch reden wir offen mit einander. — Sie haben mich getäuſcht, ich muß mich darein zu finden wiſſen, und die Ehre mag die Wunden heilen, die der Liebe geſchlagen wurden. Sie hatten Ihre Pläne gemacht, ehe ich das Glück hatte, Sie die Meine zu nennen, erlauben Sie, daß ich das jetzt thue. Wie ich Ihnen ſchon erklärte: Sie bleiben was Sie ſind, ich des Fürſte. treueſter Freund, ſo wie der Ihrige, und auf dieſe Weiſe werden wir Beide die höchſte Staffel unſerer Wünſche erreichen, wir ſind künftig die Herrſcher dieſes Landes; unſere Verbindung vermag nichts zu trennen, und supposé que — doch das iſt bei Ihren Reizen unmöglich, aber geſetzt auch, der Fürſt wurde kälter, ſo würde ihn doch die Gewohnheit an uns gefeſſelt halten, ſo lange er lebt, und der liebe Gott möge dem guten gnädigſten Herrn noch langes Leben ſchenken."

„Wie habe ich mich in Ihnen getäuſcht," ſagte Amöne nach einer Pauſe.

„So wie ich mich in Ihnen, Verehrteſte; wer hätte je geglaubt, daß — "

„Sprechen Sie es nur aus, ſagen Sie das Härteſte was einem Weibe geſagt werden kann, ich will es lieber hören, als dieſe Pläne des raffinirteſten Hofmannes. Ueberſchütten Sie mich mit Vorwürfen."

„Gott bewahre mich, ich werde eben ſo wenig unter vier Augen, als vor den Leuten éclat machen, wie ſich überhaupt der Mann von Welt vor nichts ſo ſehr zu hüten hat, als vor dem éclat. Glauben Sie denn, daß ich ſo thöricht ſein werde, die junge zarte Pflanze unſers Glückes, die ſo vortrefflich zu gedeihen verſpricht, im dunkeln Treibhauſe der fürſtlichen Gunſt, auszureiſſen, um ſie ſo an das helle Licht hinzuwerfen, damit Neider und Mißgünſtige ſie zertreten. Gerade durch das Geheimniß feſſeln wir den Fürſten mehr an uns."

Amöne verbarg ihr Geſicht in die Kiſſen des Divan, man hörte deutlich, daß ſie ſich bemühte ein heftiges Weinen zu unterdrücken.

„Ma chére amie," hob Berlen wieder an, und faßte ſie bei der Hand, die krampfhaft zitterte; „ich glaube recht gern, daß Sie ſich von allen Ausgängen, die unſere Unterredung nehmen konnte, dieſen am Wenigſten, vielleicht gar nicht, gedacht haben, und daß er wie ein empfindlicher Nachtfroſt im Frühjahre auf Ihre reizbare Phantaſie wirkt; aber laſſen Sie der Zeit ihr Recht; geben Sie ſich der Ruhe hin. In der Nacht ſieht man Alles ſchwärzer und geſpenſtiger als am Tage; ich wette, daß Sie morgen früh meiner Meinung ſind, und freue mich auf das erſte Frühſtück, das wir gewiß in der größten Einigkeit genießen werden. — Sie ſind noch im vollen Brautſtaat und haben Ihre Jungfer entlaſſen, ſo darf dieſelbe Sie aber morgen früh nicht finden. Erlauben Sie, daß ich daher die Dienſte Ihrer Zofe vertrete."

Er hob ſie leiſe vom Sopha auf, und begann ſie zu entkleiden. Willenlos ließ ſie Alles geſchehen. Doch als er ihr wirkliche Zoſendienſte leiſten wollte, ſtieß ſie ihn zurück, und löſchte mit raſcher Wendung die Lampe.

Als er nun ihre ſchöne Geſtalt ſo nahe umfaßte, als der brennende Athem ihres Mundes ihn anwehte, behauptete die Phantaſie ihr Recht; ſeine Sinne wallten mächtig auf, Alles vergeſſend umſchlang er ſie, ſeine Lippen ſuchten die ihrigen; aber ſie ſtieß ihn noch heftiger, als zuvor zurück, mit den Worten: „Erniedrigen Sie uns Beide nicht noch mehr."

Er ſammelte ſich, und verließ ſie mit einer galanten, ganz eines Hofmannes würdigen Entſchuldigung. Sie warf ſich auf das Lager und brachte die Nacht unter heftigem Weinen zu; am Morgen erbarmte ſich der Schlaf ihrer, und nahm ſie in ſeine milden, beſchwichtigenden Arme.

(Fortſetzung folgt.)

Cenſurs-Anekdoten.

Der ſchönen Agnes Bernauerin tragiſcher Untergang im kalten Wellengrabe der Donau, hatte in unſern Tagen eine Rückwirkung auf die Theatercenſur, von der ſich die Verewigte eben ſo wenig etwas träumen ließ, als nach Hamlet, ſelbſt die Philoſophie von gewiſſen Dingen. — Es iſt wahr, daß in jener Geſchichte der Vicedom von Straubing einen ſteinharten und ſchlechten Charakter bewieſen hat. Dafür aber wurden die Vicedome nicht etwa decimirt, ſondern gleich die ganze Gattung auf einmal und für immer in dramatiſchen Verſchiß erklärt und befohlen, daß, wo ſich künftig immer in einem Luſt- Schau- oder Trauerſpiel, ein Böſewicht zeige, ſelber (damit das Publikum nicht den Reſpekt vor den hohen Beamten verliere) niemals ein Miniſter, Präſident, Kanzler oder Hofrath ſeyn dürfe, ſondern nur Vicedom oder nach Umſtänden Kammerrath oder Finanzrath. — Polizei-Perſonen endlich, dürften als res sacrae, noch viel weniger auf Komödienzettel genannt werden, als veſtaliſche Jungfrauen oder pontifices maximi! — So iſt aus Kratter's Vicekanzler und aus Iffland's Kanzler Fleſſel, in den Mündeln, ein Vicedom geworden, ſo auch aus dem Präſidenten Walter in Kabale und Liebe. — Die Zurückſetzung iſt jenen dramatiſchen Empfindlern vorzüglich ſchmerzlich gefallen, die ſich von dem Gedanken nicht losſchrauben konnten, daß die Vicedome zuletzt nur mehr Aufſeher der Getreidekäſten und der Viehſtälle waren. — Die Degradation des Präſidenten Walter war aber nicht die einzige. Ihn traf noch eine, nicht für ihn, wohl aber für das Stück verderblichere. — Er mußte nemlich aus dem Vater, (was gar zu gräßlich geweſen wäre) ein Onkel werden, was freilich die ganze Spitze abbricht. Der Cenſor H*** corrigirte jedesmal pünktlich: o Himmel, ſtatt, o Gott — und: das iſt ein ſchlauer Luchs, anſtatt: ein ſchlauer Fuchs. — In „Flatterſinn und Liebe“ hieß es: der Schalk liebt die Jagd, den Wein und ſchöne Mädchen, — ſtatt deſſen verbeſſerte die Cenſur: — und ſchöne Bauern-Mädchen, — weil dieſe im Grunde doch keine eigentlichen Seelen haben, hiemit auch eben kein beſonderer Schade um ſie iſt.

Die Weihe des Lebens.

Ohne Liebe ſchwingt der Sänger
Seines Geiſtes Fittig kaum,
Und nur ſchwerer und nur länger
Drücket ihn des Lebens Traum;
Voll der Liebe ſchwebt er fröhlich
Durch das finſt're Labyrinth
Ird'ſcher Sorgen, immer ſelig,
Hoffend, daß er Sieg gewinnt.

Ohne Liebe miſcht der Maler
Seine Farben kalt und ſchlecht,
Macht ein Bildchen nur für Thaler,
Wie ſein Werk ein ſchofler Knecht;
Liebeflügel aber heben
Ihn zur Sternenregion,
Wo die Ideale ſchweben,
Wo Unſterblichkeit ſein Lohn.

Liebeleer ſind Aſtronomen,
Alle Mathematiker,
Kobold' oder Schattengnomen,
Wärmliche Phlegmatiker;
Liebevoll jedoch erblicken
Leben ſie in jeder Zahl,
Und vernehmen mit Entzücken
Ew'gen Sphärenalls Choral.

Ohne Lieb' iſt alles Leben
Auch den ſchlecht'ſten Deut nicht werth,
Und wo ſie nicht iſt, da ſchweben
Teufel uns um Kopf und Herd;
Nur die Lieb' iſt Lebensſonne,
Trägt die Seele himmelan,
Iſt die Schöpfrin aller Wonne,
Die das Herz nur wünſchen kann.

J. Leutbecher.

Magazin der Fernröhre.

Winter-Bericht aus Wien.

(Anfang Februar 1830.)

Es hat der Winter in Wien zwar mit aller Tücke ſich gezeigt, aber nur von Außen, in das Innere unſers Lebens iſt er nicht gedrungen. Welch' ein Frühling in den Vergnügungen, welch' eine Mainacht an unſerm Faſchingshimmel; fürwahr, wer auf unſern Bällen herumſchweift, der glaubt eine neue Sonne ſey mitten im Januar aufgegangen und die Millionen Sterne hingen an den Kronleuchtern. Sie kennen Wien, mein theurer Freund, und haben ſich wacker hier herum getummelt, aber in welches Freudenmeer müßten Sie ſich jetzt tauchen, wenn Sie im Carneval von 1830 noch in Wien wären. Da gibt es keine ſo einfachen Bälle mehr, wie vor ſechs Jahren. Die Götter ſelbſt, alle Halbgötter und Nymphen paradiren. Frau Venus ſelbſt führt die Reihen an, und nach ihr erſt kommen Aglaja, Fortuna-, Hebe-, Concordia-, Minerva-Bälle, ja der alte Hofſchauſpieler Schwarz, den Sie ſo gut kennen, hüpft mit ſeinem Krückenſteck herum, und gibt, ich möchte ſie Vulkan-Bälle nennen, ſehr gewählte Tanzunterhaltungen im Sperl. Dabei haben wir Bälle für alle Elemente; Bälle für durch Feuer und Waſſer Verunglückte; Bälle zum Luftſchnappen, Bälle unter der Erde; — Bälle in Eis- und Schnee-Paläſten. Noch nie ſah ich die Wiener luſtiger als heuer *). Das Leben hier iſt eine wahre Schlittage. Da klingeln die Glöckchen ſo lange die Zwanziger im Sacke klingeln! Kling, kling! über Stock und Stein, raſch ins luſtige Leben hinein!

Auch unſere Theater ſind recht faſchingsmäßig. Abwechslung ſcheint ihr Motto zu ſeyn. Sehr rührig iſt das Burgtheater. Den Hofſchlitten der heitern Thalia hat Raupach beſtiegen; die Schleichhändler haben ſich mit Erfolg und glänzender Beſpannung angekündigt; Yelva, die ruſſiſche Waiſe, ſaß im Prinzipalſchlitten; man ſah die talentvolle Piſtor in der Hauptrolle ſchimmern; ein „Stündchen Incognito" ſaß auf dem Beiſchlitten, hätte aber beinahe umgeworfen. Eine ähnliche große Pracht-Schlittenfahrt war im Kärntnerthor Theater zu ſehen. Meiſtens franzöſiſche Meiſter tummelten ſich herum. Num. 1. hält Dem. Dupuis aus Paris beſetzt. Eine Tänzerin und Mime, welche auch auf dem Nordpol die Herzen bewegen würde; auch Albert, Vater, Sohn und Tochter, ergötzten ſehr den Schlitten; Num. 2. beſtieg ein Tenor aus Prag, Hr. Binder. Weniger Schellengeläute, aber rühmliche Auffahrt. Deutſche Solidität und ſolide Deutſchheit. Num. 3. wird für die Stumme von Portici gerichtet. Dieſer Zug wird ſchon lange vorbereitet. Tummelt ſich die Direction nicht, ſo kommt ihr Thauwetter über den Hals, und der Schlitten kann ſtecken bleiben, wie einſt Oberon. — — Im Theater an der Wien iſt ebenfalls große Schlittenfahrt, aber nicht figürlich, ſondern in Natura. Herr Karl hat dem Leopoldſtädter-Theater-Nero die Prima Donna entführt, und Dem. Krones erſcheint in Gaſtrollen in einem Winterſtücke, worin Eisſchnblarfen und Schneegeſtöber vorkömmt, es heißt: „Herr Joſeph und Frau Baberl." Das Stück iſt herzlich ſchlecht; den Dichter muß grimmig in die Finger gefroren haben, als er dieſe kalten Späße ſchrieb, nur das Spiel von Scholz und der vielbelobten Krones iſt warm. Die Schlittage in Natura auf dem großen Theater macht eine zweite wohlthätige Wirkung. Das Publikum drängt ſich in Schaaren herzu die Krones, die große Glocke und die Schlittenpferdchen, die kleinen Glöckchen läuten zu hören. —

(Schluß folgt.)

---

*) Das macht die Preßfreiheit. D. R.

Verlag von F. G. Franckh in München.

Neues

Mitternachtsblatt

für

den Sternenhimmel der Laune und des Humors;

nebſt einer kritiſchen Beilage:

„Die Geſpenſter-Zeitung.“

(Redigirt von Jean Paul's Schatten.)

Herausgegeben und redigirt

von

M. G. Saphir.

> Um Mitternacht da ſteigen die Gedanken
> Aus dem verfallnen Tagesgrab heraus,
> Und überflügelnd alle Geiſterſchranken
> Durchſchreiten ſie das ew'ge Sternenhaus.
>
> Young.

Dienſtag, *Nr.* 15. den 26. Januar 1830.

Die Braut des Kammerherrn.

Ein Nachtſtück von [illegible] L. B. Wolf.

(Fortſetzung.)

3.

Aus Amönens Tagebuch.

„Es iſt überſtanden, dieſe gräßliche Nacht; die Sonne ſcheint ſo alltäglich; auf der Straße, im Hauſe geht es ſo gewöhnlich zu, als wäre nichts geſchehn, als wäre kein Herz gebrochen, Keiner ahnt, was ich gelitten — und was ich gelitten habe, Gott! Gott! Worte ſprechen das nicht aus.

Ich büße fürchterlich, ein ganzes langes leeres Leben ſteht mir bevor, wo jeder Tag neue, ſchwerere Strafen bringt, das habe ich nicht verdient für die Sünde, die reizbare Sinne, Jugendgluth und Eitelkeit mich begehen ließen. — Und war es denn wirklich Sünde, ich liebte den Menſchen im Fürſten, den Fürſten im Menſchen. Wie ich ſein ward, ich weiß es nicht — ich weiß nur, daß ich erwachte und es war — daß ich mich freute mich der Liebe hingegeben zu haben, ich blieb ſein, denn ich liebte ihn noch, ich hörte auf, ihn zu lieben, denn der Nimbus fiel, und mußte nun ſein bleiben, weil ich es einmal war.

Ich wollte mich retten vor mir ſelbſt; wie ein Schiffbrüchiger ſtreckte ich die Arme ſehnend aus nach einem Trümmerſtück des Fahrzeuges, das mich an das Land trüge.

Da kam Berlen an den Hof; er war ein ſchöner Mann, ſeine Züge ſo edel, ich faßte Vertrauen zu ihm, ich fing an, ihn zu lieben. Er ſollte mich retten; mit aller Gluth der Seele wollte ich ihm lohnen; ſeine Leibeigene wäre ich geworden, aber glücklich, denn ſeine Liebe hätte mir die Achtung vor mir ſelbſt wiedergegeben.

Wie fürchterlich habe ich mich betrogen.

Bin ich denn ſo tief geſunken, um das Spielzeug eines ſchwächlichen, wollüſtigen Tyrannen zu ſein; das Netz zu werden, das ein erbärmlicher, intriganter Höfling nach Jenes Gunſt auswirft, und ihn ſicher darin zu fangen vermeint. So tief kann ich nicht ſinken.

Mein Entſchluß iſt gefaßt; ich will mich retten vor mir ſelbſt.

Kann denn Berlen dafür, daß er ſo erbärmlich iſt. Würde er je anders geworden ſein?

Aber ich ſelbſt — —

Und mein Bruder, mein edler, ſchwerbeleidigter Bruder; ihm muß Genugthuung werden.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen nieder, weil ich Niemanden, Niemanden habe auf Gottes weiter reicher, ach für mich ſo armen Welt, vor dem ich meine Seele ausſchütten könnte. Sie ſollen die Letzten ſein, denn ſie ſchließen mein Tagebuch.

Man möge es den geheimen Memoiren unſeres Hofes einverleiben; ich habe es getreu geführt, ſelbſt in jenen Tagen, wo — es ſollte ein erwärmendes Licht werden in den dunkeln Wintertagen des Alters.

Wie wüſt iſt mein Inneres, wie zerſtört mein Gemüth; ich ſah in den Spiegel und ein Geſpenſt grinzte mich draußen an.

Und doch Faſſung, Faſſung; bisher gab ich mich ſelbſt; jetzt will ich eine Rolle ſpielen, eine Rolle, wie ſie die vollendetſte Künſtlerin nicht aufzufaſſen und wiederzugeben vermögen wird.

Ich will ſein, wie jenes Bild der Bibel, ein übertünchtes Grab.

Was hätte aus mir werden können, und was iſt aus mir geworden.

Jam not mad,-this hair J tear is mine
— — — — — — — — —
Jam not mad. — J would to heaven J were
For then, 'tis like, J should forget myself.
O — if J could, what grief should J forget! —
Jam not mad; too well, too weel J feel
The different plagne of each calamity. *)

5.

Die Neuvermählten empfingen am folgenden Tage die üblichen Beſuche. Amöne lernte erſt jetzt, mit Schaudern Berlens glänzende Verſtellungskunſt kennen. Er ſpielte ſo täuſchend den beglückten, in ſeliger Erinnerung ſchwelgenden Gatten, daß auch der feinſte Menſchenkenner nicht an der Wahrheit ſeines Entzückens gezweifelt haben würde. Sich in tauſend kleinen Aufmerkſamkeiten erſchöpfend, mit dem weichſten, liebevollſten Tone zu ſeiner Gemahlin redend, die Neckereien ſeiner vertrauteſten Freunde in Augenblicken, wo das Geſpräch nicht allgemein war, durch gefälliges leichtes Abwehren annehmend,

---

*) Ich bin nicht wahnſinnig; dieſes Haar das ich zerraufe iſt mein. Ich bin nicht wahnſinnig, wollte Gott ich wäre es; denn, dann würde ich wahrſcheinlich mich ſelbſt vergeſſen. O! könnte ich das, welchen Kummer würde ich vergeſſen. — Ich bin nicht wahnſinnig, zu deutlich fühle ich den verſchiedenen Schmerz jedes Unglücks.

wußte er ſo ſchlau die Vorfälle der vergangenen Nacht zu verbergen, daß das, was er im Innern trug, auch den ſchärfſten Blicken verhüllt bleiben mußte. — Dabei ſtrahlte noch wirklich eine gewiſſe Art von wahrer Heiterkeit und Freude auf ſeinem Geſicht; die gewiſſe Erwartung des Gelingens ſicherer großer Pläne, die unfehlbar herbeigeführt werden mußten, verlieh ſie ihm.

Nicht ſo Amöne. Sie ſah bleich und leidend, aber dennoch ſehr reizend, ja - faſt bezaubernd ſchön aus. Es gibt Geſichter, denen mehr die Seele als die körperliche Form den Reiz verleiht, und ihr Antlitz war ein ſolches. Wenig Roth ſchimmerte auf ihren feinen zarten Wangen, aber ihre dunkeln Augen blitzten vor innerer Gluth und um den Mund zog ſich ein Zug des Schmerzens, der mit einem zarten Lächeln kämpfte, das ſie anzunehmen ſtrebte, welches aber ſelten die Oberhand gewann. Sie war zu ſehr Herrin ihrer Selbſt, um nicht auf gewandte Weiſe auch an den unbedeutendſten Geſprächen mit der ihr eigenen Grazie und Geiſtesanmuth Theil zu nehmen. So glich ſie einem Berge, auf deſſen Decke die lieblichſten bunten Blümchen ſich entfalten, während ſeine innerſten Adern tobendes, verzehrendes Feuer durchwühlt.

Der Fürſt wurde gemeldet. Alles erſtaunte über die Gnade, Berlen flog ihm entgegen, um ihn an der Wagenthüre zu empfangen. Es war ein gräßlicher Augenblick für Amöne, aber ſie beſtand ſchnell den furchtbaren Kampf, und hatte ſich ſchon gänzlich gefaßt, als ein Rauſchen im Vorzimmer ſeine Annäherung verkündete. Der Fürſt trat ein. Sie erhob ſich und ging ihm entgegen. Er ergriff ihre Hand, die heftig bebte, um ſie zu küſſen, ſie weigerte ſich mit einem Händedruck, der Fürſt blickte ihr ſcharf ins Geſicht, und verbarg gewand ein Billet, das ſie ihm zugeſpielt hatte.

Es wurde jetzt ein allgemeines Geſpräch angeknüpft, das Berlen beſonders lebhaft zu unterhalten wußte. Amöne redete wenig, doch ruhte ihr Blick oft auf dem Fürſten, und wandte ſich, wenn dieſer es bemerkte, ſcheu zu Boden. Der Fürſt ſelbſt ſchien zerſtreut zu ſein; verweilte auch nur kurze Zeit, gab ſeinem Flügeladjutanten, der mit ihm gekommen war, einen Auftrag, und fuhr allein nach dem Schloſſe zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Das Glöcklein.

Ich hörte in dem ſtillen Thal
Gar oft ein helles Glöcklein läuten,
Und ſtehen blieb ich jedesmal,
Doch konnt' ich ſeinen Klang nicht deuten.

Mir ward ſo wohl, und ach ſo bang
Im tiefen Herzesgrunde,
Wenn früh und ſpät das Glöcklein klang
Mir gebend namenloſe Kunde!

Zum Himmel hob es mich empor,
Wie Weh'n der linden Abendlüfte,
Mir war, als ob zum Sternenchor
Ich als ein lichter Engel ſchiffte.

Auch hätt' ich voll Verlangen oft
Die Blumen all' umarmen mögen;
Denn, was ich ſtill und fromm gehofft
Das ſchien im Klang ſich zu bewegen.

Ein goldner Morgentraum umwand
Mein heimlich Sinnen und mein Leben,
Doch klang das Glöcklein nur, ſo ſchwand
Der Traum, und mich ergriff ein Beben.

Ein ſüßes Leben, könnt' ich's euch
Nur recht, und wie es iſt, doch ſagen!
Mir ward das Herz ſo wunderweich,
So recht zu liebevollen Klagen.

Wer deutet mir, was ich empfand?
Den Wellenflug der höchſten Freude,
Das bange Sehnen nach dem Land,
So nah', und doch in unbekannter Weite?

Ich faßt' es nicht, da ſah ich ſie
Im Morgenglanz an Ufers Rande,
Wo ich ſo oft, wie ſpät ſo früh
Mein Ohr zum Klang des Glöckleins wandte.

Und klar ward mir zum erſtenmal
Mein heimlich Sinnen und mein Beben;
Im Herzen zuckt ein milder Strahl,
Und deutet mir ſelbſt mein Beben.

Und alles was das Glöcklein ſprach
In dunklen, wundervollen Tönen —
Als That ward es im Herzen wach,....
Es war der erſten Liebe Sehnen.

Es drängte mich, mich ihr zu nah'n
Und ihre liebe Hand zu faſſen;
Doch als ich's wollte, trug der Kahn
Sie über'n See — ich mußt' ſie laſſen.

Nun hör' ich wohl im ſtillen Thal
Gar oft das Glöcklein läuten;
Und ſtehen bleib' ich jedesmal,
Doch kann ich ſeinen Klang jetzt deuten.

Kleophas.

Magazin der Fernröhre.

Winter-Bericht aus Wien.

(Schluß.)

Im Leopoldſtädter Theater iſt bloß ſimple Rutſchpärthie. Das heißt dieſe Bühne rutſcht täglich mehr herunter. Man ſollte glauben ein Pohle verſtände es, im Winter einen Karren aus dem — Schnee zu ſchieben, aber dieſer Pohle verſenkt ihn täglich tiefer. Sie haben dieſes treffliche Volkstheater gekannt, Sie haben ſich oft darin weidlich unterhalten; Freund, jetzt müßten Sie in München Zähnklappern bekommen, wenn Sie es noch einmal beſchauen ſollten. Alle Meiſter fort, oder auf dem Punkt zu gehen. Der köſtliche Ignatz Schuſter verſcheucht; der herrliche Rainoldi abgedankt; die treffliche Ennökl abgegangen; die Krones längſt fort und Raimund auf dem Sprunge. Ach lieber könnte man Herrn Racke's ſchlechtes Memoire und brutale Geiſtesgegenwart vernehmen, als dieſe Ueberbleibſel einer guten Geſellſchaft; dabei fällt alles durch was gegeben wird*). Sogar Raimund's neueſte Dichtungen ſitzen auf einem Rennſchlitten, um in den Orkus hinab zu fahren. Und dieß alles thut ein Pohle, der nie eine Idee vom Theater hatte, ſondern nur mehrere polniſche Gelder beſaß, um ein Theater übernehmen zu können!!**) Schickſt du nicht bald deine Wölfe Galizier, oder deine Fichtelzöpfe Weichſelgegend? Ende unſern Jammer eiſiger Winter, denn noch mehr als dein Nordhauch zerſchneidet dieſe polniſche Regie das Antlitz des guten Wiener Publikums. Von der Joſephſtadt erzähle ich Ihnen nichts. Dieſes Jammertheater iſt ganz verſchneit, und wenn nicht ein Rothſchild den Geldbarometer auf zwanzig Grad über Null bringt, ſo erlebt dieſe Bühne das Frühjahr nicht mehr.

Außer der Bühne ſchwatzt man hier bloß von einem gräßlichen Raubmörder. Ein Kerl, der nur Eis ſtatt Menſchenblut in den Adern haben kann, machte nämlich ein förmliches Geſchäft aus dem Todſchlag, und ſchickte einige Frauenzimmer, die er allein wußte, aus Raub und Mordgier in die andere Welt. Auch er wird nächſtens eine Schlittenfahrt antreten. Die Spinnerei am Kreuze ſteht noch, wo ſein Lebensfaden zu Ende geſponnen wird. Schnee über den Schandbuben! — Und damit Baſta mit dem Winter-Bericht aus Wien, auf daß Ihre Leſer nicht über die eiſigen Relationen frieren.

F. Zuzetti.

---

*) Und alles wird gegeben was durchfällt?
**) Das ſcheint ein Nordpol zu ſeyn! D. R.

Verlag von F. G. Franckh in München.

An

Seine Majeſtät den König

Ludwig von Bayern.

Bei demüthigſter Ueberreichung meiner "Humoriſtiſchen Abende."

1830.

De

Ein königlicher Aar, der ſeinen Flug
Stets nahm, bis wo des Lichtes Quellen winken,
Der es vermocht mit ſeinem Athemzug
Den Aetherſtrahl in ſeine Bruſt zu trinken,
Den kühn und ſtolz ſein edler Fittig trug,
Hinan, wo lichterfüllt die hellen Sterne blinken,
Ließ einſtmal mit dem mächtigen Gefieder
Auf einen Baum im dunkeln Wald ſich nieder.

Da kam ein Zeischen, anſpruchslos und klein,
Der luſt'ge Rath im Reiche munt'rer Vögel,
Und zwitſchert keck und froh ſein Liedelein,
Und ſpannet aus die kleinen Fittig-Segel;
Und hüpft von Zweig zu Zweig, als müß't es ſeyn,
Und ſingt ſein Liedchen, ohne Zwang und Regel,
Nach Waldesbrauch, dem Adler in die Ohren,
Als wär' der Adler für ſein Lied geboren.

Vergebens hielten and're Vögel ihn zurück,
Den Aar mit ſeinem Singſang anzufallen,
Der Adler aber ſprach, zu Zeischens Glück:
„Laßt nur des Kleinen muntern Ton erſchallen,
Und trank der Sonne Gluth auch erſt mein Blick,
Wird mind'res Licht mir dennoch wohlgefallen;
Der hohe Ernſt allein beglückt kein Leben,
Iſt ihm zum Zwiſchenſpiel kein Scherz gegeben.“

So geh' denn hin, Du Büchlein mein;
Ich hoff', der Adler ſpricht: „Herein!“

M. G. Saphir.